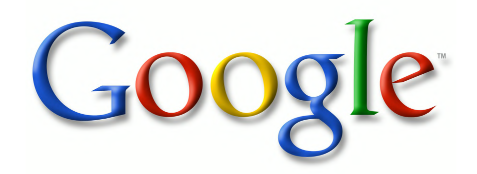

Google



Princeton University Library
32101 064299173



Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber



I. Jahrgang 1904.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei allen deutschen Postanstalten (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion u. Verlag: Dr. Armin Kausen, München, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Generalvertretung für den Inseratenteil: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. — Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Expedition: München, Hofstatt 5. Telephon 838.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 1 (Probenummer). München, Ende März 1904. I. Jahrgang.

Unser Programm.

Politik und Kultur sind untrennbar, sie stützen und befruchten sich gegenseitig. Die Staatskunst bahnt der Kultur, die Kultur der Staatskunst die Wege. Die Kultur soll die Politik vergeistigen und veredeln.

Höheren Gesichtspunkten der Politik, vor allem der Achtung vor jeder Autorität, der viel mißhandelten politischen Moral, den Rechten und Pflichten der Staatsbürger, dem friedlichen Nebeneinanderleben der Konfessionen, dem wirtschaftlichen und sozialen Ausgleich, immer mehr Geltung zu verschaffen, ist eine der Hauptaufgaben der „Allgemeinen Rundschau".

Hervorragende Parlamentarier werden sie in diesen Bestrebungen unterstützen.

Eine vornehme Wochenschrift, die, auf dem festen Boden der **christlichen Weltanschauung** und der **katholischen Kirche** stehend, politisch das **Programm der Zentrumspartei** hochhält, ist als Bedürfnis anerkannt, zumal für die gebildete Jugend, welche dem Zentrumsgedanken in seinen verschiedenen Verzweigungen gewonnen werden soll.

Bei aller Prinzipientreue wird die „Allgemeine Rundschau" bemüht sein, auch den anständigen Gegner zu verstehen.

Gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender sind die Spalten der „Allgemeinen Rundschau" stets geöffnet.

Den Strömungen und Gärungen einer neuen Zeit soll volle Aufmerksamkeit zugewandt werden. Nicht dem Neuen um der Neuheit willen zujubelnd, sondern **bedachtsam prüfend und abwägend,** alles Gute und Kernige treu bewahrend, huldigt die „Allgemeine Rundschau" einem **gesunden Fortschritt.**

Alle Kulturinteressen finden in der „Allgemeinen Rundschau" nachdrückliche Pflege. Eine stattliche Schar **namhafter Mitarbeiter** aus der **Gelehrtenwelt,** aus den verschiedenen Zweigen der **Literatur,** der **Kunst** und der **Fachwissenschaften** stehen dem Herausgeber zur Seite. Originalbriefe aus allen Kulturländern, schöngeistige Essays, Plaudereien, Skizzen im Feuilletonstile, eine periodische Rundschau über neue Literaturerscheinungen, eine vielseitige Musik- und Bühnenschau sollen den Inhalt so mannigfach als möglich gestalten. Auch die weiten Gebiete der Technik, des Gewerbes und der Arbeit, der Landwirtschaft, des Handels und Verkehrs werden nicht aus dem Auge gelassen.

Sämtliche größeren Beiträge werden mit Namen gezeichnet sein.

Eine kurz gefaßte Weltrundschau wird künftig in jeder Nummer erscheinen.

Die „Allgemeine Rundschau" sucht ihre Verbreitung in allen deutschsprachigen Ländern und zählt auf das Vertrauen und die Sympathie der Freunde und Gesinnungsgenossen. Möge Gottes Segen das junge Unternehmen bei seinem ersten Schritte geleiten!

Der Herausgeber.

Inhaltsangabe.

(Aus dem Inhalt der nächsten Nummern siehe Seite 8.)

Die kirchlichen Ziele Pius' X.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Leo XIII. pflegte seine Kundgebungen scharf bis in die Einzelheiten hinein auszudenken und gab einem oder mehreren Prälaten oder Kardinälen den Auftrag, die von ihm disponierten Gedankenkreise in eine Form zu gießen und, wenn nötig, mit Belegstellen zu versehen. Die Arbeiten, die dem Papste dann zugingen, verglich er miteinander und durch eingehende eigene Tätigkeit gab er ihnen den Stempel seines Geistes. Waren die Aktenstücke in lateinischer Sprache abgefaßt, so verstand es Leo, das sprachliche Kleid so zu gestalten, daß feine Kenner das individuell gefärbte Latein des sprachgewaltigen Jesuitenschülers stets erkennen konnten. Nur in Ausnahmefällen befaßte sich Leo XIII. auch mit der ganzen Tätigkeit, die mit der Herausgabe einer wichtigen Kundgebung verbunden war, so daß er die Sammlung des Materials, die Anordnung des Stoffes, die Ausarbeitung und Verbesserung der Druckbogen selbst leitete.

Leos Haupttätigkeit lag auf dem Gebiete der Pflege diplomatischer Beziehungen und dem der Stellungnahme zu den großen Fragen unserer Zeit. Die unter Pius IX. abgerissenen Fäden zu vielen Regierungen wurden von ihm aufgenommen und konnten, nach oft langwieriger Arbeit, wieder geknüpft werden. Zu den Zeitproblemen hat er in seiner gewaltigen theoretischen Weise Stellung genommen, die ihm die Bewunderung und Ehrfurcht seiner Zeitgenossen eingetragen haben und den Ruhm der Nachwelt sichern werden. Es ist der Ausdruck dankbarer Kindesliebe, wenn man den geliebten Toten den großen Theoretiker auf dem Stuhle Petri nennt.

Sieht man von einzelnen Dingen und Gebieten ab, so ist Leo XIII. den wichtigen Fragen des praktischen kirchlichen

Lebens nicht in der gleichen Weise nahegetreten. Seine Arbeitszeit und seine Kräfte waren schon über die Maßen angestrengt, indem er sich der gründlichen Bearbeitung der beiden vorhin genannten Punkte unausgesetzt widmete. Auch eines Geistesriesen Arbeitsfeld findet seine Grenze. Daß der verstorbene Papst es lebhaft empfunden hat, daß er nicht auch in den Gang der innerkirchlichen Ereignisse mehr eingreifen konnte, wie es geschehen ist, kann ich verbürgen. Schon im Jahre 1894 sagte er mir am 25. Februar: „Wir haben noch viele Pläne im Kopfe und wenigstens das zu erleben, daß dieselben in die Wege geleitet würden, ist mein Herzenswunsch". Eines dieser großen Unternehmen ist verwirklicht worden: das südamerikanische Nationalkonzil trat noch unter seinem Pontifikate zusammen und erledigte seine wichtigen Arbeiten in der gedeihlichsten Weise.

Als Erkorener von 50 Kardinälen ging am 4. August 1904 Giuseppe Sarto, Patriarch von Venedig, als Papst Pius X. aus der Wahl hervor.

Jeder Pontifikatswechsel bringt in gewissem Sinne tiefgreifende Aenderungen hervor. So etwas liest man aus der Geschichte des Papsttums für die Vergangenheit ab, man setzt es in der Gegenwart als notwendig voraus. Und das ist gut. Wer mit des Patriarchen von Venedig Vorleben vertraut war, wußte gleich, welche Richtung seine Regierungstätigkeit, wenigstens für die ersten Jahre, einschlagen würde. Der Mann der Predigt und Seelsorge von Tombolo und Salzano, der Mann der Seelsorge, Jugenderziehung und Verwaltung von Treviso, der Mann der Hirtensorge, der Aufrichtung von Ruinen und der eisernen Disziplin von Mantua, der Mann der Hirtensorge, der Vereinstätigkeit, der Verwaltung, der sozialpolitischen Wirksamkeit von Venedig konnte und kann als Papst sein erstes Augenmerk nur auf das Haus Gottes und die Zentralbehörden der Kurie richten. Was er im Hause Gottes nach dem Erscheinen seines glänzenden und kraftvollen Gesetzbuches für die Kirchenmusik noch weiter schaffen wird, bleibt der Zukunft vorbehalten. Ich darf aber wohl den Hinweis einschalten, daß in nicht zu ferner Zeit in zwei der wichtigsten Fragen des religiösen Lebens ein hochbedeutsames Eingreifen Pius' X. erwartet werden darf.

Daß manche der historisch gewordenen Verwaltungseinrichtungen der Kurie, die in vergangenen Tagen ihre volle Schuldigkeit getan haben, ihm, dem gewiegten Kenner kirchlicher Verwaltung, als besserungs- oder abschaffungsbedürftig erscheinen mußten, konnte nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Nachdem der Papst in den ersten sechs Monaten seines Pontifikates durch persönliche Kenntnisnahme und persönliches Studium der einschlägigen Fragen sich die genaueste Uebersicht verschafft hatte, setzten die Anfänge seiner ändernden Tätigkeit mit einer Bestimmtheit und Klarheit ein, die allgemeines Aufsehen erregten. So heiter der Papst in der Unterhaltung sein kann und gerne ist, so wenig würde er es dulden, wenn man mit seinen Verwaltungs- oder innerkirchlichen Anordnungen scherzen wollte. Aus seiner langen Erfahrung und genauesten Kenntnis der Menschen weiß er, daß auch in geistlichen Kreisen mit gewissen nach Ort und Zeit verschiedenen Imponderabilien gerechnet werden muß. Er nimmt in seinen Erlassen auf diese jedoch nur die im äußersten Falle notwendige Rücksicht. Sollte es hier oder dort gelegentlich an pünktlichem Gehorsam fehlen, so darf man sicher sein, daß dem ersten Befehle ein Machtwort, dem Machtwort die Strafe folgen wird. Das sind Erwägungen, die sich aus der bischöflichen Tätigkeit in Mantua und Venedig und aus den schon vorliegenden Ereignissen über die Inkraftsetzung des kirchengesanglichen Gesetzbuches mit Notwendigkeit ergeben.

Die ausnahmsweise große Gewandtheit, die Giuseppe Sarto vom Jahre 1875 ab in allen Fragen der kirchlichen Verwaltung, die bekannte, in Norditalien sprichwörtlich gewordene Treffsicherheit in seinen seelsorgerischen Anordnungen als Pfarrer, Generalvikar, Bischof und Patriarch von 1867 ab an den Tag gelegt hatte, kommt Pius X. jetzt auf das beste zu statten. Nehme ich das Breve an die Akademie des hl. Thomas vom 23. Januar 1904 aus, so finden wir den Beweis für obige Feststellungen in den sämtlichen bisher erschienenen Kundgebungen: Sie sind alle von ihm ausgearbeitet und verfaßt worden. Das genannte Breve wurde auf dem gewöhnlichen Geschäftswege vorbereitet, aber auf das genaueste von ihm geprüft, bevor es in Reinschrift ausgefertigt wurde.

Wer längere Zeit in Italien geweilt und sich etwas um unsere dort ansässigen Landsleute gekümmert hat, weiß, daß es an vielen Orten mit der deutschen Seelsorge recht schlecht bestellt ist. In mehreren großen Städten ist in den letzten Jahren, nicht zum mindesten durch die aufopfernde Tätigkeit Monsignore de Waals, hierin etwas Wandel geschaffen worden. Aber viel bleibt noch zu tun. Daß Pius X. dieser für uns wichtigen Frage seinen starken Arm leihen will, hat er am 31. Januar, sowie am 8. und 9. Februar mit aller Bestimmtheit ausgesprochen. Es war herzerfrischend, ihm zuzuhören, wie er diesen Punkt mit Sorgfalt und Liebe, aber auch mit vollendetster Sachkenntnis erörterte! Die von Deutschland in dieser Beziehung bisher unternommenen, höchst dankenswerten Schritte werden stets freudige Unterstützung beim Hl. Vater finden.

Nur gänzlich unkundige Menschen können behaupten, daß man in Pius X. den bewußten Gegensatz zu Leo XIII. sehen müsse. Was sich aus den Taten und Worten des regierenden Papstes ergibt, gipfelt in der Beobachtung, daß er die von Leo mit solch herrlichem Erfolge angebauten Gebiete sorgfältig weiterpflegen wird und mit den Handlungen seiner eigenen Initiative nur eine sich machtvoll äußernde, harmonisch sich einordnende Ergänzung der Annalen des verflossenen Pontifikates der ihm begeistert zujauchzenden Christenheit darbietet. Die persönliche Teilnahme an allen Vorbereitungen für den 8. Dezember 1904 stellt ihn in seiner zarten Liebe zur unbefleckt empfangenen Gottesmutter dem Papste vom 8. Dezember 1854 würdig an die Seite, und wie Pius IX. den Stolz und das Entzücken der katholischen Christenheit bildete, so ist der zehnte Pius heute schon der von allen geliebte Vater und Hirt.

Leo XIII. wies den Weg und setzte den Gehorsam voraus; Pius X. geht auf der vorgezeichneten Straße selbst voran und verlangt ausdrücklich umfassendsten Gehorsam, und zwar sofort. Das scheint mir in kürzester Fassung den bedeutsamsten Unterschied zwischen den beiden Männern zu kennzeichnen.

Konfessioneller Friede?

Von

Dr. Franz Schädler,

Mitglied des Reichstages und Bayer. Landtages.

Es war ein Traum. Ob nicht dieses Liedeswort am besten das Resultat all der Bestrebungen wiedergibt, welche darauf abzielen, den religiösen Frieden, das ruhig friedliche, freundliche Zusammenleben der beiden großen christlichen Konfessionen in unserem deutschen Vaterlande, wie nicht minder in unserem Bayerlande wieder herzustellen?

Unleugbar hat seit dem Kriege von 1866, der Aufrichtung des Deutschen Reiches, das man als „protestantisches Kaisertum" bezeichnet, dem sog. Kulturkampf, dem Lutherjubiläum die konfessionelle Verbitterung zugenommen und ist bis zu einer Siedehitze gestiegen, die jedes christliche Herz, jeden wirklichen Freund des Vaterlandes mit banger Sorge erfüllen muß. Hiezu kommt, daß eine Organisation, die sich nach dem Evangelium nennt, tatsächlich den Kampf gegen alles, was katholisch ist, wenn man es auch mit anderem Namen bezeichnet, sich zur Lebensaufgabe gesetzt zu haben scheint.

Die Bestrebungen der Religionsvereinigung zwischen Katholiken und Protestanten sind so ziemlich aufgegeben. Deren Erfolglosigkeit schreckt wohl von weiteren Versuchen ab, so sehr man auch den ehrlichen Bemühungen eines Georg Calixt zu Helmstädt, Spinolo, Leibniz, Bossuet, Molanus von Lokkum, den klaffenden Spalt unter den getrennten Christen zu schließen, Anerkennung zollen mag. Auch die Versuche, an denen die edle Julie von Massow vorzüglich beteiligt war, die gläubigen Elemente beider Konfessionen einander näher zu bringen auf dem Boden „Ut omnes unum", die jetzt durch die „Friedensblätter" fortgesetzt werden, zeigen wenigstens äußerlich keinen besonderen Fortgang. Daß auf diesem Gebiete noch ein ganz anderer, dem Wägen, Messen und Zählen entrückter, übernatürlicher Faktor in Betracht kommt, damit



sich verwirkliche unum ovile et unus pastor, soll hier nur angedeutet sein. Um so mehr sei hier der Anregungen gedacht, welche das Geringstmaß fordern, nämlich den konfessionellen Frieden. Werden diese von Erfolg gekrönt sein?

Die Nervosität, diese Jahrhundertkrankheit, macht sich besonders bei den von uns im Glauben getrennten Mitchristen bemerkbar.

Wir leugnen gar nicht, begrüßen es vielmehr mit Freuden, daß mit Ablauf des ersten Drittels des XIX. Jahrhunderts die katholische Kirche aus einer gewissen Erstarrung und Erschlaffung sich wieder zu erneuter Lebenstätigkeit erhob, auch eine nicht gewollte Wirkung des Ereignisses von 1837. Die Katholiken begannen wieder mit einer gewissen Freudigkeit, sich katholisch zu nennen und zu bekennen. Nicht wenig trug hiezu bei eine ernste objektive Geschichtsforschung, und nicht zum mindesten waren es protestantische Historiker, welche an der Abräumung des monte testaccio arbeiteten, unter dem man das Gebäude der katholischen Kirche begraben hatte. In den religiösen Wirren anläßlich des vatikanischen Konzils und im sog. Kulturkampf haben die deutschen, allen voraus die preußischen Katholiken die Feuerprobe bestanden. Während der, welcher den Kampf inszeniert hatte gegen die katholische Kirche, bald erkannte, daß er auf dem Wege der Gewalt der Faust nicht das beabsichtigte Ziel erreiche, und deshalb Kampfgesetze, nachdem sie ihren Zweck erfüllt, preisgab, sahen die weitesten protestantischen Kreise hierin einen Rückzug der protestantischen Vormacht, einen Triumph Roms und der katholischen Kirche.

Man hat es verstanden, den Lutherzorn zu entfachen. Jedes Anzeichen katholischen Lebens wird auf das schärfste beobachtet, jede Lockerung der Bande, welche die katholische Kirche tatsächlich einschnüren, erscheint als große Konzession, als ein Zurückweichen vor römischen Herrschgelüsten, jede klösterliche Niederlassung, deren Genehmigung widerruflich erteilt wird, als feindliche Bastion in deutschen Landen, als ein Vorschieben der Kerntruppen des Romanismus in das Herz Deutschlands. Gegen jede Regung des Gerechtigkeitssinnes auch den deutschen Katholiken gegenüber, diesen ihre Stellung als Deutsche zweiter Klasse minder fühlbar zu machen, wird mobil gemacht. Selbst die amtlichen Organe der protestantischen Kirchengemeinschaften werden auf den Plan gerufen, die, rein menschlich genommen, sehr wohl erklärlichen Achtungs- und Vertrauenserweise des Deutschen Kaisers gegenüber dem verstorbenen Papst Leo XIII. mit scheelen Augen angesehen, in nicht mißzuverstehender Weise die Nichtbeteiligung der Kaiserin an der Römerfahrt glossiert, der Besuch des Kronprinzen bei einem katholischen Adeligen als eine Gefahr signalisiert, alles zur Illustrierung jenes Wortes, welches das Schicksal so mancher Augenblicksprägung teilt, mehr verblüffend als wahr zu sein: Katholisch ist Trumpf. Mit dem ganzen Raffinement des Hasses werden all die Einzelerscheinungen zusammengetragen, aneinandergereiht und dem erstaunt schauenden, nichts ahnenden protestantischen Volke in entsprechender Beleuchtung vorgeführt als Szenen aus dem großen gewaltigen Triumphzug der römischen Papstkirche und des Ultramontanismus mit einem wohlberechneten Seitenblick auf die einfach bescheidene, schlichte, evangelische Kirche, welche zur Rolle des Aschenbrödels verurteilt ist, sie, der Deutschland und Preußen ihre ganze Größe verdanken.

Nicht genug. Das alte Reformationsarsenal, von dem man wähnen durfte, es sei schon zum Museum geworden, wird geöffnet und demselben werden die alten Arquebusen, Hellebarden und Morgensterne entnommen, man gibt sich nicht einmal die Mühe, dieselben frisch aufzuputzen. Und nun marschieren sie auf die alten Lügen: Der Papst ist der Antichrist, der sich an Stelle der Kirche gesetzt hat; in der katholischen Kirche werden die Heiligen angebetet, Maria ist die Juno und Venus der Heiden, sie ist an Stelle Christi getreten, die Anbetung des Herrn im heiligen Altarsakrament wird zum Fetischismus, an Stelle der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit treten äußere Gebärden, die katholische Kirche zerstört das ganze sittliche Leben der Völker, ihre Moral demoralisiert, zerstört das Familienleben, untergräbt die Autorität des Staates, ist die Mutter der Revolution, unterschätzt die Arbeit, fördert den Müßiggang, ertötet die Vaterlandsliebe, knechtet die Völker, verdammt und verdrängt alle Andersgläubigen, möchte wieder verfahren mit Feuer und Schwert, möchte einen neuen dreißigjährigen Krieg heraufbeschwören usw. usw., denn das Sündenregister ist noch lange nicht zu Ende. Und nicht der eine oder andere Fanatiker ist es, der solche Ware anpreist, eine ganze Gesellschaft hat sich gebildet, welche planmäßig in Wort und Schrift solche Giftware verschleißt. Wer wehrt diesem Bunde? Man denke noch an die Beschimpfung der Patrona Bavariae, an den Graßmannskandal, an die Böhtlingkextratouren. Da soll ein konfessioneller Fried möglich sein?

Zur Lage in Bayern.

Von

Dr. Armin Kausen.

Der sogenannte Liberalismus bleibt sich in seiner Herrschsucht überall gleich. Befindet er sich in der Mehrheit und vermag sich im ungetrübten Glanze der Regierungsgunst zu sonnen, so schwingt er die Geißel der politischen Unterdrückung und knebelt die Geister, die ihm widerstreben, schafft Kulturkampf- und Ausnahmegesetze. Hat aber das Volksgericht seine parlamentarischen Reihen gelichtet, dann sucht er durch lärmende Entrüstungskundgebungen die Inhaber der Staatsgewalt einzuschüchtern und pocht auf das höhere Recht der Qualität, der Intelligenz und des Besitzes, gegenüber dem „mechanischen" Rechte der Quantität und Majorität.

Was wir heute in Bayern erleben, ist die naturgemäße Folge einer Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Privilegierung und Verhätschelung des Liberalismus. Wie gutmütig muß die konservativ gesinnte Mehrheit des bayerischen Volkes sein, daß sie sich diese durch Verjährung fast zu einem Rechtsbesitz gewordene Vorzugsstellung so lange gefallen ließ! Eine herrschende konservative Richtung hätte sich unter einer liberalen Parlamentsmehrheit auch nicht einmal für kurze Zeit halten können. Wie schrieb doch die „Augsb. Abendztg." im Jahre 1899, als das Zentrum mit Dr. Rittler und Bucher an die knappe Mehrheit reichte? „Auch das energischste Staatsoberhaupt" würde nicht vier Jahre lang nach den Rezepten des bischöflichen Memorandums — das selbstredend nur kirchliche Beschwerden betraf — regieren können. Franken und die Pfalz und die Intelligenz der südbayerischen Städte würden einen Entrüstungssturm entfachen, dessen Hauch nicht ohne Folgen bleiben könnte. So der ungefähre Wortlaut, nach dem Gedächtnis zitiert! Damals zählten Liberalismus und Freisinn in der Kammer fast 70 Mandate, heute sind es nur noch 43. Dennoch gebärdet sich auch heute die in ihren Schattierungen kaum mehr zu unterscheidende Partei, als ob sie einen moralischen Anspruch auf die herrschende Stellung in Bayern habe und von der heutigen Regierung mit Unrecht zurückgesetzt werde.

Wie liegen denn zurzeit die Dinge in Bayern? Was ist von den lärmenden Redensarten zu halten, welche nach der Ablehnung des Wahlgesetzes (Verfassungsgesetz) durch die liberal-bündlerische Minderheit in der liberalen Presse zu lesen waren? Haben wir heute in Bayern eine „ultramontane" Regierung? Nach den „Münch. Neuesten Nachrichten", die auch draußen im Reiche und im Auslande viel gelesen werden, müßte man es glauben, denn das liberale Blatt schrieb am 19. Februar, nachdem der liberale Minister des Innern im Namen des Gesamtministeriums eine kategorische Erklärung zugunsten des Wahlgesetzes abgegeben hatte:

„Vom liberalen Standpunkte aus ist das Ereignis zu begrüßen. Es ist volle Klarheit geschaffen: Ob der Vorsitzende des Ministeriums Freiherr v. Podewils oder Freiherr v. Soden heißt, ist gleichgültig. Die Taten entscheiden, und sie qualifizieren die bayerische Regierung zu einer ultramontanen. Nur ein rein menschliches Bedauern fühlen wir darüber, daß die beiden alten Minister, die sich in vieljährigem Mühen so unbestreitbare Verdienste um das Land erworben haben, jetzt, wo sie vor dem natürlichen Ende ihrer staatlichen Tätigkeit stehen, ihre ganze Vergangenheit verleugnen, daß sie sich, wie man sagt, ohne Ueberredung, dazu hergeben, die Partei knebeln zu wollen, welche, wenn sie auch mit vielem nicht einverstanden war, allezeit für sie gegen die rüden Angriffe des Zentrums eingetreten ist. Und weiter bedauern wir, daß an den jungen Ministern sich wieder ersehen läßt, wie diese höchste Würde gleich einem Lethetrank wirkt, der die frühere politische Ueberzeugung vergessen läßt."

Das Zitat ist so interessant, daß wir es im Wortlaut wiedergeben. Auch die Hervorhebungen im Druck entsprechen dem Original. Am 20. Februar bekräftigten die „Münch. Neuesten Nachrichten" diese Darstellung nochmals, indem sie meinten, das „schwarze Ministerium" sei schon da, wenn es auch noch ein wenig blaß schillere; es werde aber bald gehörig „einfärbig" sein. Ja, das liberale Blatt behauptete sogar, dies zu wünschen, denn: „Je schwärzer das Ministerium, desto klarer der Kampfplatz". Wir lassen es dahingestellt, ob die Herren selbst glauben, was sie so kühn in die Welt posaunen. Das Zitat aus dem verbreitetsten liberalen Blatte in München ist nur eine Stichprobe. Aehnlich tönte es aus fast allen Organen der liberalen Kammerpartei. Die „Allgemeine Zeitung" ging bereits so weit, daß sie (Nr. 103, Morgenblatt vom 3. März) bei Besprechung zweier Beschwerden, welche von Abgeordneten dem Kriegsminister vorgetragen worden waren, die Frage aufwarf: „Wer regiert in Bayern? Wer handhabt die Gesetze? Haben wir bereits eine Kabinettsjustiz der Zentrumsführung?" Der Raum dieses Blattes ist zu kostbar, um die ungeheuerliche Uebertreibung mit einigen sachlichen Strichen

ad absurdum zu führen. Nur als Symptom der augenblicklichen Stimmungsmache sei der Fall gestreift.

Wie wenig die Gefühlsergüsse der liberalen Presse ernst zu nehmen sind, zeigt schon ihr häufiger Wechsel. Es gäbe kaum ein dankbareres Thema für die politische Satire als den „Wendepunkt in der bayerischen Geschichte“, den wir seit dem 19. Februar 1903, dem Tage der Entlassung des Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim, nun schon zum dritten Male kennen lernen. Als Graf Crailsheim seinen Abschied erhalten hatte, wurde der „Wendepunkt“ auf der ganzen Linie erörtert. Kein Wunder; obgleich der Personenwechsel keinen grundsätzlichen Systemwechsel bedeutete. Die Satire begann erst, als nach den Tagen des 23. und 24. Oktober der „Fränkische Kurier“ das „O ja“, welches der Ministerpräsident Frhr. von Podewils der Inquisition des Abgeordneten Dr. Casselmann nach seiner Unparteilichkeit entgegenwarf, als „Wendepunkt in der bayerischen Geschichte“ feierte. Das „Mißtrauen in die neuen Verhältnisse“ erschien, wie die „Allgemeine Zeitung“ im Abendblatt der Nr. 75 vom 17. Februar nochmals in Erinnerung brachte, durch dieses „O ja“ wie mit einem Schlage fortgeräumt.

Der 29. Februar brachte den „Wendepunkt“ in dritter Auflage. Wir zitieren beispielsweise die „Augsburger Abendzeitung“ vom 1. März (Nr. 61): „Das Wahlgesetz ist gefallen und damit auch eine Entscheidung, die in der Geschichte Bayerns zweifellos einen bedeutsamen Wendepunkt darstellen wird“.

Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß man in der liberalen Presse nach kurzer Frist einen vierten „Wendepunkt“ entdeckt, etwa dann, wenn vielleicht in der Kammer der Reichsräte mit aktiver oder passiver Unterstützung des vielgeschmähten Ministers Feilitzsch eine Aktion zur Rettung des Wahlgesetzes oder vielmehr des bedrängten Liberalismus versucht werden sollte. Dem vierten würde dann sehr bald der fünfte „Wendepunkt“ folgen usw.

Die Erklärung für dieses nervös-krankhafte Umhertappen der liberalen „öffentlichen Meinung“ ist nicht schwer zu finden. Ein Wendepunkt, der einen durchgreifenden Systemwechsel in Bayern bedeutete, ist weder am 19. Februar 1903 noch am 19. Februar 1904 eingetreten, vom Bonmot des 23. Oktober 1903 ganz zu schweigen. Dafür hätte den Liberalen schon das Ausharren der beiden liberalen protestantischen Ministerveteranen und ihre Zustimmung zu der Erklärung vom 19. Februar 1904 bürgen müssen. Ueberhaupt kann die Wahlgesetzaktion der Regierung schon deshalb keinen „Wendepunkt“ nach der Auslegung der Liberalen bedeuten, weil die Zustimmung der Regierung zu den im Gesetzentwurfe verwirklichten Grundsätzen des einmütigen Landtagsvotums von 1902 schon damals vom Ministerium Crailsheim erteilt wurde. Das Ministerium Podewils hat dem Landtage und dem Volke das Wort des Ministeriums Crailsheim eingelöst, selbst hinsichtlich der 1902 von den Liberalen beantragten und 1904 von denselben Liberalen um so heftiger bekämpften relativen Mehrheit. Die Wahlkreiseinteilung aber war das ausschließliche Werk des liberalen Ministers von Feilitzsch, der die Genugtuung hatte, die Objektivität und Unparteilichkeit derselben sogar von einigen liberalen Blättern (der sozialdemokratische Abgeordnete Segitz berief sich u. a. auf ein Urteil der „Köln. Ztg.“), von der „Frankf. Ztg.“ und dem Demokraten Prof. Quidde anerkannt zu sehen.

Von einem „Wendepunkt in der bayerischen Geschichte“ kann also ebensowenig die Rede sein wie von einem „ultramontanen Ministerium“, zu welch letzterem doch immerhin auch „ultramontane“ Minister gehörten. Aber selbst mit der Laterne des Diogenes ist keiner zu entdecken. Der neue Ministerpräsident ist Katholik, aber nichts weniger als „ultramontan“. Das Wort „staatskonservativ“ würde seine Richtung eher treffen. Ihm dürfte der Gesinnung nach der Kultusminister Herr von Wehner am nächsten stehen, den nur Unwissenheit oder Uebelwollen zum Zentrum in Beziehung bringen kann. Den neuen Justizminister, Herrn von Miltner, hat man von jeher zum gemäßigten Beamtenliberalismus gezählt, ebenso den neuen Verkehrsminister, Herrn von Frauendorfer. Der alte Finanzminister und der alte Minister des Innern sind bekanntlich Protestanten und liberal.

Dieses Ministerium als ein „ultramontanes“, ein „schwarzes“ zu bezeichnen, bringt nur der durch jahrzehntelange Privilegierung in seinen Begriffen verwirrte Liberalismus fertig. Will man in dem ganzen Verhalten des Ministeriums Podewils eine „Wendung“ gegenüber der Taktik des Ministeriums Crailsheim finden, so läge sie in der allerdings nicht zu unterschätzenden Beobachtung, daß das neue Ministerium es mit der Objektivität und Gerechtigkeit gegenüber allen Parteien ernster und strenger nimmt als das System Crailsheim. Deutliche Ansätze dazu sind vorhanden; ob aber diese Ansätze sich zu einem konsequenten System verdichten, muß erst die Zukunft lehren. Denen freilich, welche die Bevorzugung des Liberalismus als ein ungeschriebenes Staatsgrundgesetz betrachten und die Parole der „Allgem. Zeitung“, daß ein „ultramontaner Beamter“ in höherer Stellung „eine latente Gefahr für den Staat“ sei, der Krone und den Ministern als Richtschnur aufzudrängen suchen, ist die paritätische Behandlung der Parteien von Hause aus ein Greuel. Warum haben sie aber nicht den Mut, sich zu diesem Grundsatz jederzeit offen zu bekennen und zu erklären, daß sie ein Ministerium schon dann für „ultramontan“ erachten, wenn es den Willen zeigt, die „Ultramontanen“ künftig als gleichberechtigte Staatsbürger und Beamte zu behandeln. Künftig! Denn heute befindet sich der Liberalismus noch auf weiten Linien im Genusse seiner angemaßten Vorzugsrechte, wenn auch anerkannt werden muß, daß sich während der Regentschaft manches allmählich gebessert hat, zum nicht geringen Verdruß der Liberalen, welche, wie aus Zeitungen und Reden leicht nachzuweisen ist, dem Grafen Crailsheim wegen seiner „Kapitulation vor dem Ultramontanismus“ schon genau dieselben Vorwürfe gemacht haben wie dem Freiherrn v. Podewils. Nichts Neues unter der Sonne!

Wer die Zustände in Bayern nur aus liberalen Blättern kennt, muß glauben, daß in Bayern der Liberalismus und Protestantismus „unterdrückt“ und systematisch aus allen einflußreichen Stellen verdrängt werde. Die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild. Die „beweiskräftigen“ Beispiele, welche die liberale Presse zuweilen vorführte, bewegten sich in der Regel in dem Schema: der Zentrumsabgeordnete A wurde zum Domdekan, der frühere Zentrumsabgeordnete B zum Domprobst, der Zentrumsabgeordnete C zum Oberlandesgerichtsrat ernannt. Die Kehrseite der Medaille hätte lauten müssen: der liberale Abgeordnete X ist zum Regierungsdirektor, der frühere liberale Abgeordnete Y zum Bundesratsbevollmächtigten, der Liberale Z zum Minister und der Liberale Z* gleichfalls zum Minister ernannt worden. Eine Tatsache darf der gewissenhafte Chronist allerdings nicht verschweigen: Wir haben seit der Errichtung des Verkehrsministeriums auch einen „ultramontanen“ Ministerialrat in Bayern. Ist es zu verwundern, daß diese „latente Gefahr für den Staat“ die liberalen Wächter des Kapitols nicht mehr schlafen läßt?

Die Reichsfinanzen und deren Reform.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages.

Die Erörterung von Fragen aus dem Gebiete des Finanzwesens pflegt gewöhnlich wenig Anklang in weiteren Kreisen zu finden. Das Interesse an solchen Fragen beschränkt sich vielmehr meistens auf diejenigen Leser, welche durch ihren Beruf, sei es als Parlamentarier, sei es als Gelehrter, veranlaßt sind, sich mit diesen Dingen zu befassen. Es dürfte deshalb vielleicht etwas gewagt erscheinen, in diesen, für den weitesten Leserkreis bestimmten Blättern ein Thema zu behandeln, das seiner ganzen Natur nach nicht nur weit ab von dem Interessenkreise der großen Masse liegt, sondern auch infolge der Sprödigkeit des Stoffes sich nicht gut für eine gemeinverständliche Darstellung eignet. Wenn ich trotz der vorliegenden Bedenken mich dieser undankbaren Aufgabe unterziehe, so geschieht dies in der Erwägung, daß die von dem neuen Reichsschatzsekretär, dem früheren bayerischen Bundesratsbevollmächtigten Freiherrn von Stengel angestrebte Reichsfinanzreform weit über den Rahmen einer finanztechnischen Maßnahme hinausgeht, nachdem ihr durch die in Aussicht genommene Neuregelung der finanziellen Beziehungen zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten der Stempel einer hochpolitischen Angelegenheit aufgeprägt ist. Aber auch die Konsequenzen, welche aus der „lex Stengel“ für das steuerpolitische Gebiet in einer für die Allgemeinheit der deutschen Steuerzahler praktisch fühlbaren Weise sich ergeben, dürften möglicherweise den einen oder anderen der Leser, der sich bisher mit Fragen finanzieller Natur — abgesehen vielleicht von den Sorgen um die Erhaltung des Gleichgewichts im eigenen Haushalte — nicht beschäftigt hat, veranlassen, diese Ausführungen nicht vollständig zu überschlagen. Dieselben können selbstverständlich nicht den Anspruch erheben, eine erschöpfende Behandlung des umfangreichen Stoffes zu geben, sie sollen sich vielmehr auf eine kurze Schilderung des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten und der bisherigen Versuche zur Beseitigung der auf diesem Gebiete tatsächlich oder vermeintlich bestehenden Mißstände beschränken und sodann diejenigen Bedenken hervorheben, zu welchen der neue Sanierungsversuch der lex Stengel Veranlassung gibt.

I.

Die für die Gestaltung der Reichsfinanzen maßgebenden Vorschriften finden sich in Artikel 69—73 der Verfassung des Deutschen Reiches. Die finanziellen Beziehungen zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten sind durch Art. 70 geregelt. Hier ist bestimmt, daß zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben zunächst die etwaigen Ueberschüsse der Vorjahre, sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen dienen sollen. Insoweit diese Einnahmen zur Deckung der Ausgaben nicht hinreichen, sollen sie, so lange Reichssteuern (i. e. *direkte* Reichssteuern) nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen sein, welche bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrages durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden. Außer diesen sogenannten *Matrikularbeiträgen* haben einzelne Bundesstaaten an das Reich noch sogenannte „Ausgleichungsbeträge" zu zahlen dafür, daß sie an gewissen Einrichtungen und Steuergattungen des Reiches nicht beteiligt sind, deren Erträgnisse der Reichskasse zufließen und damit der Gesamtheit der Staaten, also auch den am Aufbringen dieser Erträgnisse nicht direkt beteiligten zugute kommen. Solche Ausgleichungsbeträge hat z. B. Bayern dem Reiche zu leisten dafür, daß es dem Reichspostverband und der Brausteuergemeinschaft nicht angehört. Diese Ausgleichungsbeträge dürfen, wenn man von den eigentlichen (effektiven) Matrikularbeiträgen spricht, natürlich nicht in Betracht kommen. Der *Zweck der Matrikularbeiträge* ist in erster Linie ein konstitutioneller, nämlich der, im Reichshaushalt einen beweglichen, von den Beschlüssen des Reichstags und Bundesrats abhängigen Faktor zu haben, der das Einnahmebewilligungsrecht der Volksvertretung und der Bundesstaaten garantieren soll. Die Wirkung dieses beweglichen Faktors reicht aber auch unmittelbar auf die Finanzen der Einzelstaaten zurück und erhält so das Interesse der letzteren an einer möglichsten Einschränkung der Ausgaben im Reiche wach.

Bei diesem System war die Abrechnung zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten eine gegenüber dem derzeitigen Zustande verhältnismäßig einfache: Nach Feststellung der Ausgaben und Einnahmen des Reiches — der letzteren unter Berücksichtigung der Ausgleichungsbeträge — wurde der rechnungsmäßige Fehlbetrag nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer den Einzelstaaten zur Last gelegt, welche ihrerseits für Aufbringung der auf sie treffenden Quote (sogen. *ungedeckte* Matrikularbeiträge) Sorge tragen mußten. Rechnungsmäßige Ueberschüsse hätten nach Art. 70 auf spätere Jahre übertragen werden müssen. Die Art dieser Abrechnung möge durch folgendes Beispiel veranschaulicht werden, wozu bemerkt sei, daß bis zum Jahre 1903 außerordentliche Deckungsmittel (Anleihen) ausschließlich zur Deckung von außerordentlichen Ausgaben verwendet wurden.

Ausgaben:	Einnahmen:
ordentlicher Etat: 450 Mill.	390 Mill.

Hieraus berechnet sich ein Bedarf an ungedeckten Matrikularbeiträgen von 450—390 = 60 Millionen, welche von den Einzelstaaten aufzubringen wären.

Dieses Abrechnungsverhältnis erwies sich bei der Unzulänglichkeit der damaligen Steuergesetzgebung im ersten Jahrzehnt als ein für die Einzelstaaten außerordentlich nachteiliges. Diese zahlten z. B. in den Jahren 1872—1879 an ungedeckten Matrikularbeiträgen: 82, 59, 51, 52, 56, 64, 70, 64 Millionen, also im Durchschnitt 62 Millionen jährlich an das Reich, eine Summe, welche in späteren Jahren auch nicht annähernd wieder erreicht wurde. (Fortsetzung folgt.)

Die Sozialpolitik im neuen Reichstage.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Der Reichstagspräsident Graf Ballestrem hat am 8. Februar die Weiterführung der Sozialreform als die wichtigste Aufgabe des Reichstages im 20. Jahrhundert bezeichnet, ohne daß sich der geringste Widerspruch innerhalb und außerhalb des Hauses geltend gemacht hätte. Und Graf Ballestrem hat recht! Die Drucksachen und Akten des Reichstages unterstreichen seinen Satz ganz gewaltig. Der erste neugewählte Reichstag des 20. Jahrhunderts ist sich dieser Aufgabe bewußt; gleich bei seinem Zusammentritt im Dezember hat er in 99 Initiativanträgen seine dringendsten Wünsche niedergelegt und über 90 derselben sind ganz der Sozialreform gewidmet oder haben einen sozialpolitischen Stich. Es macht sich in der Tat im neuen Reichstage ein erfreuliches Vorwärtsstreben geltend, das an die hoffnungsfreudige Zeit der kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 zu deutlich erinnert. Die Klagen der alten Scharfmacher bestätigen es uns noch mehr; konnte doch Herr von Kardorff sich nicht enthalten, den Warnungsruf auszusprechen: man fahre „mit Eilzugsgeschwindigkeit" dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat entgegen, und ihm sekundierte getreulich der nationalliberale Abg. Beumer mit dem Satze: Deutschland rast in einem sozialpolitischen Automobil dahin, während andere Staaten im Omnibus fahren! Diese gewaltigen Uebertreibungen können nur aufgestellt werden, wenn man die sozialpolitische Gesetzgebung anderer Länder in den letzten Jahren nicht genügend verfolgt hat und man sich in dem Satze sonnt: Deutschland marschiert an der Spitze der sozialpolitischen Gesetzgebung! Für die Arbeiterversicherung trifft dies zu; aber für Arbeiterschutz und Arbeiterrecht bedarf es noch eines gewaltigen Schrittes, um das Wort des Reichskanzlers wahr zu machen: „Deutschland in der Welt voran!"

Graf Bülow hat zur Einlösung dieses selbstbewußten, stolzen Wortes keinen treueren und eifrigeren Freund als die *Zentrumsfraktion* im Reichstage, die unter den Fraktionen unbestritten die Führung in der Sozialpolitik hat. Diese Führung drückte sich zunächst dahin aus, daß die Zentrumsfraktion als *erste* im Dezember 1903 ihre 14 sozialpolitischen Anträge für Arbeiterstand, Mittelstand, Handwerk und Landwirtschaft stellte und somit aller Stände gedachte, was von keiner der übrigen Fraktionen gesagt werden kann. Während die rechte Seite den Arbeiterstand vergaß, hat die Sozialdemokratie nichts für Mittelstand, Handwerk und Landwirtschaft. Nachdem so der reiche Wunschzettel der Zentrumsfraktion vorlag, hatten es die anderen Fraktionen ziemlich leicht, auch ihrerseits an die Ausarbeitung der sozialpolitischen Anträge zu gehen. Und die Flut derselben schwoll stark an mit viel Brauchbarem, aber auch mit viel Unreifem! Wir rechnen jedoch hierzu nicht allein den Antrag der polnischen Fraktion auf sofortige Einführung der Arbeitslosenversicherung! Die Sozialdemokratie machte es sich sehr bequem; sie handelte nach dem Satze Bebels: Es handelt sich für uns Sozialdemokraten nicht darum, ob wir dies oder jenes erreichen, die Hauptsache ist, daß wir solche Anträge stellen, wie sie keine andere Partei stellen kann! Die von Karl Marx schon angeratene Uebertrumpfungstaktik feierte neue Siege innerhalb der sozialdemokratischen Fraktion. Aber mit Genugtuung konnte das Zentrum ersehen, daß die Sozialdemokraten nicht ein einziges neues Gebiet der Sozialpolitik angeschnitten, das nicht das Zentrum schon beackert hatte. Im Gegenteil: das große und der Regelung so dringend bedürftige Gebiet des *Heimarbeiterschutzes* hat allein die Zentrumsfraktion gepflegt! Wenn schon die Stellung der verschiedenen Anträge den entschiedenen Willen bekundete, ein rascheres Tempo in der Sozialreform anzuschlagen, so hat sofort nach den Weihnachtsferien die Zentrumsfraktion auch den Weg beschritten und das Mittel ergriffen, um dieses Ziel zu erreichen. Wenn nämlich die Initiativanträge als solche bestehen bleiben, so sind sie — allerdings eine nicht zu unterschätzende — bloße Willenskundgebung der einzelnen Fraktionen, aber einen Beschluß des Reichstages stellen sie nicht dar und der Bundesrat hat nur ein Bukett von Blumen vor sich, sieht aber keine Früchte, die er schütteln kann! Die Beratung sämtlicher Initiativanträge hätte an den üblichen Schwerinstagen — seither jeden Mittwoch — nie zu Ende geführt werden können; die Session wäre geschlossen worden und die Blumen damit verdorrt. Vor diesem Schicksal hat sie wiederum das Zentrum bewahrt, indem es sämtliche sozialpolitischen Initiativanträge in Etatsresolutionen umwandelte. Anfangs sträubte sich die Sozialdemokratie gegen diesen sehr klugen Gedanken, ja sie ließ das Zentrum sogar angreifen ob dieses Schrittes; doch schon nach einigen Tagen kam die bessere Einsicht und die sozialdemokratische Fraktion schloß sich — wie üblich unter Gepolter und dem Rückzugsdonner — dem Zentrum an! Wenn nun auch die Beratung dieser Resolution im Interesse der rechtzeitigen Etatsverabschiedung bis nach Ostern vertagt worden ist, so hat es doch die Zentrumsfraktion ermöglicht, daß noch in dieser Session sämtliche sozialpolitischen Forderungen der Initiativanträge im Reichstage beraten werden und zur Beschlußfassung gelangen; der Bundesrat ist dann genötigt, irgend eine Stellungnahme zu diesen Beschlüssen zu nehmen. Pure Initiativanträge lassen ihn erfahrungsgemäß sehr kühl; die recht kluge Taktik der Zentrumsfraktion hat dies herbeigeführt. Daß die Sozialdemokraten hiervon nicht sehr erfreut sind, ist lediglich auf *parteipolitische* Erwägungen zurückzuführen; dem *Interesse des Arbeiterstandes* aber hat das Zentrum gedient!

Wenn nun auch die großen sozialpolitischen Debatten erst zwischen Ostern und Pfingsten stattfinden, so haben doch die Vorpostengefechte von Ende Januar und Anfangs Februar schon manche Fortschritte gezeitigt und manche brauchbare Anregung gegeben. Nicht überraschend war es, daß die Sozialdemokratie einen konzentrischen Angriff auf das *Zentrum* unternahm; die verbündeten Regierungen, die Scharfmacher, die Bremser in der Sozialreform kamen sehr gelinde weg. Das Zentrum aber wurde um so schärfer

aufs Korn genommen; aber Siegestrophäen dürften sich die Sozialdemokraten doch nicht geholt haben! Ich kann hier auf die stenographischen Berichte verweisen, die viel Material zur Verteidigung und Würdigung der Stellungnahme des Zentrums in sozialpolitischen Fragen bieten. Da zeigte sich bereits im neuen Reichstage ein anderes Bild gegenüber dem früheren, wo es hieß: Man läßt die Sozialdemokraten eben ausreden! Jetzt erfolgt die Antwort aus den bürgerlichen Parteien sofort; nur Herr von Gerlach nimmt eine Sonderstellung ein: er lobt jeden Tag einen anderen sozialdemokratischen Abgeordneten in seiner „Berliner Zeitung“ über den Schellenkönig! Wir halten diese neue Taktik für ersprießlicher und glücklicher als die frühere!

Von all den vielen sozialpolitischen Anträgen seien hier nur zwei erwähnt, die beide von der Zentrumsfraktion ausgehen: Der auf Schutz der Heimarbeiter und der auf Einführung des allgemeinen Zehnstundentages in Fabriken und in den diesen gleichgestellten Anlagen. Ersterer ist aktuell in doppelter Richtung: einmal tagt anfangs März ein allgemeiner Heimarbeiterkongreß, um weitergehende Schutzbestimmungen zu fordern; dann aber ist er doppelt begründet, da sich in der Industrie vielfach eine „rückläufige“ Bewegung dahin geltend macht, die Fabrik in viele Heimbetriebe aufzulösen, um so dem Arbeiterschutz und der Arbeiterversicherung zu entgehen. Die Hausspinnerei und Hausweberei kommt wieder auf; der Fabrikant stellt die Maschinen und elektrische Kraft in das einzelne Haus und hierher gibt er nun die Beschäftigung, ohne daß ein Kassenbote die Versicherungsbeiträge abholt und ohne daß ein Gewerbeinspektor visitiert! Namentlich im badischen Schwarzwald macht sich dies geltend, aber auch in der Tabakindustrie im Mindener Regierungsbezirk und sonstwo. In den Schlupfwinkeln der Hausindustrie sitzt dann all das soziale Elend mit geringer Entlohnung, überlanger Arbeitszeit, schlechten Wohnräumen usw.; deshalb ist das Zentrum auf diesem Gebiete vorgegangen. Keine andere Fraktion hat hierzu Anträge gestellt; diese Tatsache beleuchtet auch am besten die Phrase der Sozialdemokratie, daß ohne sie keine Sozialreform getrieben würde.

Nicht minder richtig und erfreulich ist der Antrag auf Einführung des Zehnstundentages. In trefflicher Weise hat schon Bischof Ketteler im Jahre 1869 in seiner Rede auf der Liebfrauenheide die Forderung nach einem Maximalarbeitstag erhoben und ebenso der Mainzer Domkapitular Moufang vor seinen Wählern im Jahre 1871 und Ketteler dann wieder 1873 in seinem Entwurf zu einem Programm für die Katholiken Deutschlands. Seither ist diese Forderung nicht aus den Wünschen der Zentrumsfraktion verschwunden; 1882 hat Dr. Frhr. von Hertling angeklopft, 1884 kamen Hitze, Frhr. von Hertling und Dr. Lieber mit dem Elfstundentag, 1896 die Forderung des $10^1/_2$ Stundentages und heute der Zehnstundentag ganz nach der Entwickelung von 1884—1904. Der Zehnstundentag würde Deutschland wieder mit an die Spitze der Sozialreform bringen. Frankreich und Dänemark haben ihn schon, England ist noch günstiger daran.

Aber nicht nur Wünsche und Anträge sind im neuen Reichstage aufgetaucht, bereits ist ein Erfolg errungen und der fiel dem verdienten Kölner Zentrumsabgeordneten Trimborn in den Schoß. Seine Interpellation über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, Sicherung der Koalitionsfreiheit und Arbeitskammern fand eine entgegenkommende, wenn auch nicht durchweg befriedigende Antwort. „Grundsätzlich“ sind die verbündeten Regierungen nicht abgeneigt, die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine anzuerkennen; nur wollen sie diese nicht geben den in Reichs- und Staatsbetrieben und öffentlichen Anlagen beschäftigten Arbeitern und einen Schutz der Minderheiten sichern. Die Arbeitskammern sollen an die Gewerbegerichte angegliedert werden, das Reichsarbeitsamt an das Statistische Amt; über die Sicherung der Koalitionsfreiheit verlautete nichts. Wir dürfen auch hier der Freude Ausdruck geben, daß es dem um die Sozialpolitik so sehr verdienten Abg. Trimborn vergönnt war, die erste sozialpolitische Frucht im neuen Reichstage zu pflücken!

Eines müssen wir noch niederschreiben. Staatssekretär Graf Posadowsky hat nach einer Debatte, die just einen Monat umfaßte, seinen Gehalt genehmigt erhalten. Er hat es reichlich verdient. Ich habe immer vor dem ungemein reichen Wissen dieses Staatsmannes Respekt gehabt, wenn ich seit Jahren die stenographischen Berichte gelesen habe. Seit mir die Ehre zuteil geworden ist, selbst in der Schmiede zu sitzen, ist dieser Respekt noch um ein Bedeutendes gestiegen. Es ist gewiß keine große Uebertreibung, wenn ich sage, daß er der Mann in Deutschland ist, der das tiefste und umfassendste Wissen auf sozialpolitischem Gebiete besitzt und sein Ressort in einer Weise beherrscht, die geradezu musterhaft ist. Wenn die wochenlangen Debatten etwas unharmonisch für ihn ausgeklungen sind (wir meinen die Kunstdebatte über die Ausstellung in St. Louis) und wenn der Abg. Dr. Müller-Meiningen meinte, daß Graf Posadowsky sehr viel von der Gewerbeordnung verstehe, aber von der Kunst weniger, so ist es uns doch tausendmal lieber und dem Reiche tausendmal ersprießlicher, Graf Posadowsky bleibt noch recht viele Jahre auf seinem schwierigen Posten, als daß er einem „Kunsthuber“ Platz machen müßte.

Ein heikles Thema.

Von

Dr. Gassert, Freiburg i. Br.

So nennt man in pädagogischen katholischen Kreisen eine Bewegung, die für eine vernünftige Aufklärung unserer Jugend, besonders der weiblichen, über geschlechtliche Dinge energisch einzutreten sucht. Gott sei Dank, sagen wir Aerzte, daß die Prüderie in diesen Dingen einmal aufhören soll. Es ist sicher der erste Anfang, um eine neue Generation gesunder Frauen heranreifen zu lassen, die fähig sind, dem Manne den Kampf ums Dasein führen zu helfen und die hereingebrochene Degeneration der Rasse in eine Regeneration überzuführen.

Wir Aerzte begrüßen alles, was hierzu dienen könnte, und so begrüßen wir auch den ersten kecken Lichtstrahl, welcher in die Dunkelkammer des Hyperkonservatismus in körperlichen und natürlichen Dingen sich schüchtern hereingewagt hat.

Erfreulich war uns deshalb schon ein kleiner Aufsatz in der Januarnummer der „Christlichen Frau“, betitelt: „Andere Wege in der sexuellen Pädagogik“ von S.

Noch mehr gefreut aber hat uns das bei Auer in Donauwörth erschienene Büchlein „Die Ehe“, dessen 2. Auflage uns soeben auf Veranlassung der verehrlichen Redaktion der „Allg. Rundschau“ zugesandt wurde. Dieses Büchlein ist ein Schuß ins Volle. Das erste Kapitel bringt den unumstößlichen Nachweis der Notwendigkeit und des Bedürfnisses einer Aufklärung über geschlechtliche Dinge. Und die Art, wie das Büchlein diese ganze Materie behandelt, ist durchaus vernünftig. Wer so etwas nicht lesen kann, dem ist nicht zu helfen; aber der soll auch nicht mitreden, wo es sich um Aufklärung handelt. Gewiß sind Abhandlungen über die Sexualorgane und ihre Tätigkeit, außerehelichen Geschlechtsverkehr, Sünden der Ehe, zu viel und zu wenig Kinder, Empfängnis, Schwangerschaft, ansteckende Geschlechtskrankheiten heikle Punkte; aber grundsätzlich hier die Augen zuhalten und die Ohren verstopfen, ist für unsere Zeit zu viel verlangt. Klare und wahre, kurze und bündige, sittlich ernste Behandlung derartiger Fragen von seiten des Autors; unbefangene, nichts als Wahrheit suchende Entgegennahme von seiten des Lesers: und alle diese Dinge hören auf, heikel und gefährlich zu sein. Freilich alles zu seiner Zeit und am rechten Ort und von denen, die dazu berufen sind! Eltern, Erzieher, Aerzte und Seelsorger werden sich in die verschiedenen Stadien der Aufklärung teilen müssen. Und diese Aufklärungsbewegung ist nur ein Stück der modernen Frauenfrage; wird sie nicht bloß theoretisch betrieben, sondern wird wirklich danach gelebt und erzogen, dann ist auch ein Stück der Frauenfrage gelöst, d. h. die künftige, gesunde, vollwertige Frau wird sich selber helfen.

Das einzige, was uns an Auers Büchlein und am S-Artikel der „Christlichen Frau“ nicht gefallen hat, ist die Anonymität der Verfasser. Aber sie scheint uns bezeichnend für unsere Sache zu sein. Man fürchtet sich für eine Ueberzeugung einzutreten, mit der man einstweilen noch allein steht, besonders in einer Sache, die nach den ominösen Namen „Aufklärung“ und „Reform“ riecht. Wir hoffen aber, daß man diejenigen unter uns, welche „andere Wege in der sexuellen Pädagogik“ einzuschlagen und auch der körperlichen Erziehung unseres Frauengeschlechts ein Vorrecht einzuräumen für notwendig halten, nicht verketzere, bevor man sie gehört hat, und daß die katholische Presse auf kein verfrühtes Kommando hin in dieser „heiklen Frage“ zum Rückzug blase.

Heimweh.

Ein Großstadtbild von M. Herbert.

Es war die schwere, parfümierte, zigarettengeschwängerte Luft des Nachtcafés, die ihn abends eigentümlich anregte und ihn am folgenden Morgen entsetzlich müde und arbeitsunlustig machte und die er doch nicht entbehren konnte.

Lange, säulengetragene, freskengeschmückte Säle, in welchen die weißen Platten der Marmortische glänzten, hohe, staubige Palmenwedel und rund geschnittene Lorbeerbäume, vor den Fenstern orangefarbene Seidenvorhänge, silbernes, blitzendes Gerät in den Schränken der Buffets.



Die Räume füllten sich mit Gruppen von Leuten, die aus der Oper oder dem Schauspiel kamen.

Bunte Farbenreflexe gingen von ihnen aus, als seien sie von einem sezessionistischen Maler in den grauen Luftton des Lokals, unter die grünen Lichtstrahlen der elektrischen Birnen gesetzt.

Extravagant frisierte Damen in großer Toilette, brillantengeschmückt, Männer der verschiedensten Typen, meistens Kaufleute und Bankiers, großstädtisch, gewandt, sicher, ruhigen und unruhigen Auges. Paare und Pärchen, Korpsstudenten, Offiziere, Künstler. Kellner und Kellnerinnen, die Melange und Mokka servierten — da und dort ein eisgefüllter Champagnerkühler — knallende Pfropfen — geflüstertes Lachen, geflüsterte Konversation — knisternde Seide. Geräuschloses, luxuriöses Abendtreiben der Großstadt — dazwischen ein kleines Mädchen, das Veilchen verkaufte, Treibhausveilchen mit krankem, unfrischem Geruch.

Er legte den Kladderadatsch hin und las den Simplicissimus.

Es stieg daraus auf wie perverse Fäulnis — aber man mußte das alles gelesen haben, wenn man mitzählen wollte — die Zoten über Forbach und den Prozeß Kwilecki — alle Scheußlichkeiten seines Jahrhunderts mußte man geistigerweise mitmachen oder man war nicht auf dem Laufenden.

Rückständig! das Verpönteste, das ein moderner Mensch überhaupt sein kann.

Müde sah er über die plaudernden Menschen hin zu den zartbunten Fresken an den Wänden hinauf.

Eine gemalte Insel der Seligen dort oben. — Der Rauch umnebelte alles, da bemerkte man nicht mehr — war's Kunst oder Handwerk. Man sah nur die Absicht, den vorgegaukelten Traum: einen blauen Himmel, einen Wald von blühenden Oleandergebüschen, tanzende, fliegende, spielende Putten, rosenbekränzte, flötenblasende Jünglinge, schlanke Nymphen in klassischen Gewändern. Sie tanzten einen Reigen und warfen Blumen von den Wänden herab.

Ach, es war gut hineinzuschauen in diesen heiteren Jugendolymp, der in Wirklichkeit nirgends war.

Alles tat gut, das aus der Gegenwart, aus den groben Realitäten des Lebens fortführte in den Traum, in das Lächeln, in das Vergessen. — Die arme Psyche möchte eben noch immer ihre totgetretenen Rechte.

Oder konnte man sie nicht tottreten?

Der Journalist strich sich wie erwachend über seine Stirn.

Er kam auch aus dem Theater, wo man irgend ein kraß realistisches, kraß pessimistisches, hochmodernes Drama aufgeführt hatte. So etwas, das ganz ohne Sonnenschein in einem Keller ausgebrütet worden war. Eines der Dramen, die sich wie Meltau auf alles legen, das im Gemüt des Menschen hoffnungsvoll, gesund, freudig, bejahend und treu ist.

Um das Drama zu sehen, hatte die Menge das Theater fast gestürmt, hatte bei den gewagten Stellen wie wütend geklatscht und bei dem trostlosen Schluß eine hohe, ungeheuchelte Befriedigung gezeigt.

O ewiges Rätsel des Lebens! dachte der Journalist, zog sein Notizbuch hervor und begann die Besprechung der Première zu skizzieren.

Sie war wunderbar gut in Szene gesetzt und von Künstlern ersten Ranges dargestellt worden — aber das hatte nur dazu gedient, die düstere und lebenverneinende Tendenz des Stückes noch mehr zutage treten zu lassen.

„Wir sind nur noch ein Pöbelhaufen, der den Aufblick zur Sonne verlernt hat!" dachte der Journalist. „Wir wälzen uns in verpesteter Luft, in engen, schmutzigen Gassen, in Herbergen und Branntweinschenken — statt die Tore einzuschlagen, die hinausführen in die weite Landschaft, zu Strom, Berg und Steppe. Wir haben unser Anrecht auf die große, schöne Menschlichkeit, auf weiße Festgewänder, freie Tempelhallen und starke Höhenluft verloren. Wir ersticken im Elend unserer Kleinlichkeit.

Er legte das Buch nieder und starrte abermals zu den olympischen Wandgefilden empor und fühlte sich in plötzlichem Gedankenflug in die eigene Jugend zurückgetragen.

Er war armer Leute Kind gewesen, aber von glühendem Eifer des Emporstrebens beseelt. Spät in der Nacht, wenn die Arbeit des Hauses ruhte, hatte er als Knabe noch über den Werken unsterblicher Klassiker gesessen, welteutrückt, in Ewigkeitsgedanken versunken.

„Weshalb lernst du noch so spät?" hatte dann die besorgte Mutter gefragt.

„Mutter, ich möchte werden, was Schiller war!" pflegte er zu antworten, denn Schiller war der einzige Dichter, den sie kannte.

„Junge, das ist doch wohl zu schwer für dich", hatte sie seufzend erwidert.

Ja, es war zu schwer für ihn gewesen. Kein Dichter war aus ihm geworden, sondern das Zerrbild eines Dichters — ein Journalist, ein Kritiker, ein Rezensent, ein Tagesschreiber; einer, der sich mit anderen herumzankt um elendere Dinge als des Kaisers Bart, der auf den Hintertreppen der Weltgeschichte armselige Weisheit auflicst und die Kunst bemäkelt, die von den Könnenden geschaffen wird; einer, der täglich zehn Zeitungen und jährlich fast tausend Bücher durchfliegt und nie, nie mehr daran denken kann — aus innerer und äußerer Unruhe — etwas Eigenes, Großes, Dauerndes zu schaffen.

Er dachte seufzend an den Broschürenhaufen daheim auf seinem Pulte: „Mehr Goethe!" — „Los von Hauptmann!" — „Muß es denn so sein?" — „Christus oder Ibsen." — „Vita somnium breve." — „Briefe über das Glück." —. „Vom neuen Weibe." —

Das war die Lektüre der letzten Woche gewesen. Sein Gehirn war nur noch ein Sieb.

Auch das, was bleibend, friedevoll, wertgebend, ankerlegend in diesen Büchern war, hatte er nicht behalten können. Schnell, rasend schnell wie Sand vor dem Wüstenwinde waren alle diese Worte, Gedanken, Betrachtungen, Bilder und Tendenzen vor ihm weggeglitten, ihm nichts lassend als das Chaos. — —

Das Veilchensträußchen, das er dem Großstadtkinde abgekauft, lag auf der Marmorplatte des Tisches vor ihm in den letzten Zügen des Verwelkens und Verdorrens, und da ward ihm im Tode noch einmal ein Hauch frischer Wiesenerinnerung, ein Atemzug der Jugend, ein letztes Ausströmen des Duftes.

Dieser Duft rührte die Nerven des Mannes an. Da senkte er den wirren Kopf in die weißen, schlanken, schlaffen Hände und folgte dem Rufe der Natur, der aus dem sterbenden Veilchensträußchen stieg. Das Heimweh nach dem, was er wohl hätte werden können, trug ihn fort, weit fort über das Meer von Gassen und Häusern, in dem sein Leben nun schon so lange eingestaut war wie ein verschlammter und verirrter Bach, der unter dem Pflaster rinnt. Dieses Heimweh kam, nahm ihn auf starke Flügel und trug ihn fort, weit fort und er ging im Traume über weite, reiche Wiesen, die bereits der Hauch der Frühlings gestreift und geweckt. Unter dem langen, vorjährigen Grase, das in schützenden Büscheln hingestreckt lag, regte sich das wundervolle, kommende Leben.

Ungezählte Gräser- und Kräuterspitzen drangen aus dem Wurzelstock tief drunten im schwarzen Erdenschoß; wunderbar geheimnisvoll in sich verschlossenes Knospenvolk, das ganze heilige sich stets erneuernde Säuglingsalter der Natur war da unten verborgen — unter achtlosem Menschentritt. Und ihm nur war es gegeben, das zarte Wachstum, die leisen Bitten um Licht —, das schüchterne und doch unaufhaltsame Empordrängen, den gewaltigen Chor des Lebens da zu vernehmen, wo andere nichts sehen als eine fahlgelbe Wiesenfläche, von langweiligen Pappeln begrenzt.

Und dann — dann sah er am Wegrain unter den Pappeln eine alte Bauersfrau sitzen, die ihren schweren Tragkorb auf einem Meilenstein abgesetzt hatte. Das Gesicht der Frau war von den Runen des Alters und von den Runzeln der Sorge und Not durchzogen, ihr Körper war von der Last der Jahre gebeugt, steif und unbeweglich, und ihre Hände schienen starr, braun und rauh wie hundertjährige Baumrinden. Und jeder fand sie alt und abschreckend häßlich — er aber sah in ihren grauen Augen das Leben, das unsterbliche Leben.

Das Leben aber dankt es dem, der sich ihm mit Verständnis und Liebe naht.

Als die Frau, die sonst kaum noch sprach — so weit lagen schon alle Hoffnungen hinter ihr —, sein gütiges Gesicht sah und seine teilnehmenden, wissenden Worte hörte, da war das wie eine große Wohltat und Erweckung, sie ward losgelöst vom Starrkrampf ihres einsamen Alters und ihrer langen Verlassenheit und erzählte ihm ihre Geschichte. Eine gelebte Geschichte, in der es zuckt, bebt weint, lacht, liebt, haßt, sündigt, betet, bereut und wieder gut macht, eine echte, tiefmenschliche Geschichte.

Ja — denn früher, früher besaß er den Schlüssel zu den Herzen.

Aber das Gehör für das Unsichtbare und den Schlüssel zum Volksherzen, die hatte er beide verloren in Großstadtgleichgültigkeit, im hohlen Gewirr von Büchern, Menschen und Meinungen. Der Golfstrom des Herzens trieb ihn nicht mehr durch die Tage des Jahres, sondern der Strom des Lebenmüssens. Vorüber — vorbei —.

Er nahm sein Notizbuch wieder auf und schrieb. Schrieb Geistreichigkeiten und leergedroschene Phrasen — Worte, die nur ein Theaterleben hatten — Bosheiten, Pikanterien, stachelige Witze.

Er schrieb ja einen stadtbekannten, brillanten Feuilletonstil.

Nur etwas eilig ging's, denn die Kritik mußte heute abend noch in die Druckerei.

Aus dem Inhalte der nächsten Nummern:

(Aenderungen vorbehalten.)

Prof. Dr. Georg von Mayr: Reichsfinanzreform.
Abg. H. Osel: Ein wirtschaftspolitischer Fehler Bismarcks. — Mitteleuropäischer Wirtschaftsverein. — Woher kommen allgemeine Geschäftsstockungen?
J. W. Rhenanus: Schiedsgericht in Haag. — Ein Fehlgriff.
F. Norikus: Etwas über das Grundprinzip des Liberalismus.
G. J. Schuler: Der politische Katholizismus.
Maximilian Pfeiffer: Toleranz.
Pilatus: Ein verkannter Jesuitenfreund.
Karl Walterbach: Soziale Mitarbeit der gebildeten Stände.
Abg. J. Gießler: Die badischen Eisenbahnen.
J. A. Lange: 30 Jahre oberschlesischer Kulturgeschichte.
Dr. F. Funder: Die deutschen Parteien in Oesterreich und ihre Zukunft. — Die Armeefrage in Oesterreich-Ungarn.
Dr. J. Kaelin: Religiös-politische Wandlungen in der Schweiz.
Hermann Kuhn (Paris): Unsere Republik.
Superintendent a. D. Opitz: Luther ein psychologisches Problem. — Unrecht kann nicht Recht werden. (Zur römischen Frage.)
Kleine Beiträge: Liberalismus und Liberalismus. — Döllinger über Toleranz. — Döllinger im Jahre 1829 über die Feinde der Jesuiten.
Prof. Dr. von Schanz: Autonomie und Heteronomie (Vernunft und Glaube). — Die Religion der Naturvölker.
Realschuldirektor Jos. Gaßner: Ueber Otto Willmanns „Didaktik". — Aus dem Tagebuche eines Schulmeisters und Famienvaters.
B. Clemens: Pädagogische Rundschau.
Rektor L. Ommerborn: Pädagogische Verirrungen.
Prof. Dr. Martin Spahn: Die letzten 30 Jahre Kulturgeschichte.
Dr. von Steinle: Niedergang der christlichen Kunst.
Leo van Heemstede: Poesie und Dichter. Zwanglose Plauderei.
Wilhelm Arens: Theater- und Volksbildung. — 100 Jahre Kinderschutz.
Bernhard Oettingen: Von meinem Büchertisch.
Dr. Roby: Kunsterziehung.
M. Herbert: Jerusalem von Selma Lagerlöff. — Abstempelungen.
Prof. Dr. Franz Franziß: Isarathen.
Bruno Saldeck: Herzog Friedrich II. von Anhalt.
Dr. B. Klara Renz: Die Japanerin.
Dr. Gassert: Volksheilstätten für Nervenkranke.
Prof. Dr. Weinand: Politische und religiöse Literatur.
Al. Ruth: Die neue Romanfrage.
Dr. L. Pfleger: Der Geist Dantes.
Dr. Roby: Städtische Finanzwirtschaft in der Vorzeit und jetzt.
Schöller: Bibellektüre.
Ernst von Destouches: Vom Sendlinger Tor.
Dr. Hans Rost: Ledigenheim.

Neue literarische Erscheinungen.

Von

Dr. Anton Lohr.

Ich habe mit besonderen Hintergedanken das Wort „literarisch" in vorstehenden Titel hineinpraktiziert. Meine Leser dürfen daher ganz beruhigt sein. Sie werden weder von Heykings „Briefen, die ihn nicht erreichten", noch von Bilses „Aus einer kleinen Garnison" etwas hören; auch über den neuesten Hintertreppen-Blut- und Schauerroman, der bereits über den ostasiatischen Krieg erscheint, will ich mich ausschweigen, ebenso wie über die modernsten Ausgeburten dekadenter Literaturweibchen. Ich möchte vielmehr nur solche Literaturerzeugnisse unter die Lupe nehmen, die es ihrem künstlerischen Werte oder ihrer symptomatischen Bedeutung nach auch einigermaßen verdienen. Dabei will ich weniger viele Namen und Werke abhandeln, als auf die verschiedenen Richtungen und ihre bedeutendsten Vertreter hinweisen. So wird dann die Situation am besten klar und übersichtlich.

Wenn man den letzten Weihnachtsmarkt überblickt, so wird eins vor allem offenbar: die „Moderne" hat auf der ganzen Linie gesiegt. Man fasse mich nicht falsch auf. Ich verstehe mit meinen Herren Kollegen unter diesem Worte „modern" keine namenlosen Ungeheuerlichkeiten, sondern einfach die Eigenschaft, dem jetzigen Empfinden zu entsprechen. Und die besteht besonders darin, daß keine Mache und keine Konvention mehr geduldet wird, sondern wahres Leben, echte individuelle Kunst gefordert wird. Es braucht also vor diesem Wörtchen niemand mehr in Ohnmacht zu fallen. Auch die katholischen Literaten sind „modern" geworden, seit sie Besseres leisten. So ist Paul Keller mit seinem „Waldwinter" modern, obwohl der Stoff weder neu noch originell ist. Aber wie er ihn behandelt, wie er seine Personen zeichnet und in ihre Umgebung hineinstellt, das macht ihn zum Künstler. Freilich ist er auch da noch in vieler Hinsicht entwicklungsfähig, aber die Bedingungen sind wenigstens da. Ein weiteres modernes Talent ist Enrika von Handel-Mazzetti auf dem Gebiete des historischen Romans. Man vergleiche nur einmal ihr „Denkwürdiges Jahr" mit den Romanen K. v. Bolandens? Der fundamentale Unterschied wird bald in die Augen springen. Oder man stelle das neue Gedichtwerk „Einsamkeiten" von M. Herbert oder die „Höhenfeuer" Eicherts gegen die Gedichte Cordula Peregrinas und anderer! Oder die modernen Skizzen von A. J. Cüppers, M. v. Ekensteen und M. Herbert neben die Kalendererzählungen, die früher auf dem Gebiete der short story gang und gäbe waren.

Und doch behauptete jüngst ein gelehrter Herr, der aber im Mittelalter besser zu Hause ist als in der Neuzeit, die katholischen Schriftsteller sollten in der Zukunft nicht mehr allein von Christoph v. Schmid lernen!

Mit der Theaterkulissenromantik und Drahtpuppentechnik ist's nun einmal bei uns aus, trotzdem noch Romane wie der „Taubenflug" erscheinen und Edhor-Romane neu ausgegeben werden. Man muß die Marlitterei schon von anderer Adresse beziehen. Die Hauptvertreterinnen dieser Richtung, die mit Theatercoups, Rührung, Spannung und Sentimentalität arbeitet, aber der inneren Wahrheit völlig entbehrt, sind Ossip Schubin und W. v. Hillern. Die Schubin, die mit marlittscher bewährter Kulissentechnik einen kleinlichen, übertriebenen Realismus verband, um so mehr auf gewisse Instinkte zu wirken, fand mit ihrem letzten Roman „Refugium peccatorum" fast überall Abweisung. Und mit Recht. Unwahr und theatralisch zurechtgestutzt ist die Heldin Marinja, unwahr die Naturempfindung, marionettenhaft und unwahr das ganze Buch. Aehnlich steht's mit dem neuesten Werk der Hillern: „Ein Sklave der Freiheit." Auch hier weniger Romantik als Romanhaftigkeit. Dabei eine sehr kleinliche Auffassung von Freiheit. Psychologisch ist die Wandlung des Helden, der einen Tag vor der Priesterweihe aus dem Kloster geht, Hauslehrer wird, zu den Sozialdemokraten übergeht und schließlich wieder ins Kloster zurückkommt, trotz aller Finessen der Romantechnik nicht erklärt. Aber es gibt eben Leute, die einem Roman vieles verzeihen, wenn nur ein Kloster als Rettungsmittel im Hintergrund erscheint.

Ganz anders verhält es sich mit der Neuromantik einer Ricarda Huch. Huch ist eine starke Individualität, eine echte Dichterin, die nicht mit äußeren Mitteln, mit Mache, Effekthascherei und Romantechnik arbeitet, sondern mit mächtiger Stimmungskraft und großem poetischen Vermögen uns über den Alltag hinaushebt und ihre eigene Welt mit ihren seltsamen, groß angelegten Menschen vor uns erstehen läßt. Ihre Romane „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" und „Vita somnium breve" waren Werke, deren dichterische Wahrheit man anerkennen mußte, wenn man auch über die Realität der Personen und Handlungen den Kopf schüttelte. Mit ihrem letzten Werk „Von den Königen und der Krone" ist aber leider sehr wenig anzufangen; hier ist die Abneigung der Dichterin vor dem Griff ins volle Menschenleben gar zu stark geworden. Auch die an Goethes Sonne gereifte Kunst einer Huch kann sich nicht ungestraft ins Gestrüpp einer unklaren Symbolik verlieren. Das Mystische und Symbolische überwiegt vollkommen; alles ist ins Märchenhafte und Traumhafte gezogen. Das ist zwar auch in „Vita somnium breve" im Sinne des Grundgedankens der Fall; aber hier ist es verständlich und erhöht nur die Wirkung des Ganzen. „Von den Königen und der Krone" ist zwar voll Farbe, Klang, Schönheit, Leidenschaft, Leid, Schmerz, Menschengröße und Menschenelend; aber das Ganze ist so wirr, so unwahr, so märchenhaft und dabei so kräftig und schwerflüssig geschrieben, daß es keine angenehme Lektüre bildet und wohl nur wenige aus ihm klug werden.

Was will dieses mystische Buch sagen? Soll die Maielies uns künden, daß man trotz aller Wechselfülle des Lebens, trotz allen Leides und aller Philisterei den hohen Mut zum Leben und zur Zukunft nicht verlieren soll? Sollen die Nachkommen der „Könige" uns weisen, daß nicht sagenhafte Ueberlieferungen und geheimnisvolle Kronen, sondern frische Tatkraft und freudige Lebensarbeit in die Höhe führen? Ich gestehe offen, daß mich der Roman trotz aller verwandten Kraft, koloristischen Glut und Poesie tief enttäuscht hat, und daß die Kritik mit ihrem Tadel bisher nur deshalb stark zurückgehalten hat, weil es sich um eine so „geeichte" Dichterin wie R. Huch handelt. Stände sie auf katholischem Standpunkte, bekäme sie ganz andere Dinge von gewissen, sonst so strengen, Kritikern zu hören.

Gleichfalls nicht viel mehr Günstiges läßt sich über das soeben erschienene neueste Werk: „Liselotte von Reckling" von Gabriele Reuter, der Verfasserin des Anklageromans „Aus guter Familie", sagen. Gabriele Reuter verbindet einen gesunden Realismus mit viel eigenpersönlichem Denken und Empfinden. Unter den Schriftstellerinnen, die das literarische Emanzipiertentum vertreten, ist sie eine der gemäßigteren und sympathischeren. In ihrem neuesten Roman schildert sie die Entwicklung einer sensitiven Frauenseele durch allerlei Kämpfe hindurch bis zur völligen Klärung. Als stilles Edelfräulein in der altkonservativen Familie des Vaters aufgewachsen, wird Liselotte durch den Versuch, ihrer leichtsinnigen Mutter, einer ehemaligen Schauspielerin, eine ernstere Lebensauffassung beizubringen, in ein ganz anderes Milieu versetzt. Hier lernt sie den Stifter einer religiös-ethischen Gemeinschaft kennen und wird durch ihn mit dem ganzen Elend, Wirrwar, Tasten und Suchen moderner Bestrebungen und Konflikte vertraut; durch einen Theatercoup ihrer Mama bekommt sie den Regenerator auch zum Mann, wird aber später von ihm betrogen, worauf sie sich in die Einsamkeit zurückzieht, in der sie endlich den inneren Frieden findet. Etwas oberflächlich zwar, aber durch typische Exemplare werden wir mit verschiedenen Vertretern religiöser, sozialer und ethischer Bestrebungen bekannt; für den Fernstehenden dürfte gerade dieser Teil viel Interesse bieten. Ein echtes eigenes Leben aber haben außer der Heldin nur wenige Personen; und auch bei ihr scheint der endliche Friede mehr stille Resignation einer schwachen Natur und Zurückschrecken vor dem Lebenskampfe zu sein als Abklärung und Harmonie. Die Haltlosigkeit so vieler heutzutage, die trotz aller ethischen Schlagworte kein rechtes Lebensideal finden, zeigt der Roman in hohem Maße und weist so indirekt auf feste, religiöse Lebensnormen hin. Ein Hausbuch ist er freilich nicht.

Der mir zugebilligte Raum ist zu Ende. Ich habe zwar kaum erst begonnen, einige Neuerscheinungen des großen deutschen Literaturmarktes zu beschreiben und abzuschätzen, aber ich hoffe, in Bälde meine Leser mit weiteren Schöpfern und ihren Werken bekanntmachen zu können.

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

Wir stehen bereits im Monat März; die Abende, an denen die Bühnen neue Stücke zur Aufführung bringen, sind immer spärlicher gesät, die tolle Jagd von Neuheiten auf den Theatern hat aufgehört, die Direktoren denken an ihre Kassen, denken daran, sich ein ständiges Repertoire aus jenen Stücken zu bilden, die dem Applaus und dem Zischen des Publikums, die der grimmigen, vernichtenden Kritik standgehalten! — Ach, wie wenige Dramen sind das!

Speziell die diesjährige Theatersaison ist verhältnismäßig arm an solchen Stücken gewesen, die Literatur hat wieder einmal gründlich abgehaust, und die Theatermache muß nun für sie herhalten. Auch die Zahl der neuen Talente, die die ungeheure Menge von Premieren in deutschen Landen ans Tageslicht gezaubert, ist sehr gering. Wir bekommen meistens nur von bereits erfolgreichen Autoren neue Arbeiten zu sehen, nur ganz selten darf sich ein neuer Autor vors Publikum wagen.

Einer dieser wenigen ist in der heurigen Theatersaison **Franz Adam Beyerlein**, der erfolgreiche Romancier von „Jena oder Sedan?", gewesen, der mit seinem Militärstück „Zapfenstreich" an den meisten deutschen Bühnen großen Erfolg gehabt hat. Die Gründe dieser Anerkennung sind folgende: erstens bejubelte man in ihm den Verfasser des Romanes „Jena oder Sedan?", eines ernsten, großen Werkes, an das sein Drama lange nicht heranreicht; zweitens glaubte man die Tendenz des Stückes unterschreiben zu müssen; drittens wurde an vielen Orten den Offizieren der Besuch des Stückes untersagt. Es ist mit erstaunlich sicherer Hand konstruiert, der zweite und dritte Akt haben gute Höhepunkte. Im übrigen ist Beyerlein nicht genug Künstler und Dramatiker, um einen Stoff, der sich in Romanform durch breite Schilderungen motivieren läßt, auch auf der Bühne zu rechtfertigen. Man darf ob der Liebesgeschichte eines zweiundzwanzigjährigen Leutnants nicht die ganze Armee anklagen wollen. Dennoch zeigt sich auch der Dramatiker Beyerlein als talentierter Autor.

Einen echten Erfolg brachte „Der Strom" seinem Dichter **Max Halbe**, der seit seiner „Jugend" alljährlich mit wenig Glück mit einem neuen Stück vor dem Publikum erschien. Im „Strom" gelang es Halbe, „literarisch und wirksam" zugleich zu sein, Ideen und Probleme mit den Personen und der Handlung in Einklang zu bringen. Was ihm einst in der Bühnentechnik der „Jugend" unbewußt gelang, glückte ihm jetzt bewußt und berechnet. Aber trotzdem „Der Strom" ein exaktes, glattes Rechenexempel ist, ist es doch ein Kunstwerk, weil die Schürzung und Lösung des Knotens in der Handlung und durch die Figuren — deren beste der Deichhauptmann ist — innerlich begründet wird. Halbes „Strom" darf als das reifste literarische Stück der heurigen Theatersaison gelten, es sei denn, ein neuer Stern ginge uns noch in den letzten Monaten auf.

Weit unglücklicher als Halbe waren diesmal die sonst so erfolgreichen Dramatiker Sudermann und Hauptmann. „Der Sturmgeselle Sokrates" von **Sudermann** konnte sich weder in Berlin noch in München auch nur für kurze Zeit im Repertoire halten. Mag auch ein gut Teil die gehässige Art der Berliner Kritik dazu beigetragen haben, so ist das Stück trotz des prächtigen Sujets, einmal von der Bühne herab zu zeigen, wie das starre Festhalten an politischen Ideen — die naturgemäß sich im Zeitenstrome verschieben — zur Lächerlichkeit wird, in der Anlage verfehlt, in der Ausführung, das heißt im Bühnentechnischen, gelungen.

Hauptmann ist mit seiner „Rose Bernd" wieder zum Naturalismus zurückgekehrt; es genügt ihm nicht, die Dorfschöne zwischen zwei Liebhaber zu stellen, er gibt ihr noch einen dritten, — und durch dieses eine Moment verwirrt sich ihm die Handlung, er stellt diese verschiedenen Männer nicht gegen einander, läßt nicht sie den Kampf auskämpfen, sondern einzig allein diese Rose Bernd; der Kampf wird in ihrem Innern ausgekämpft — dadurch haben die ersten Akte fast gar keine Handlung, sondern nur schleppende Milieu- und Charakterschilderungen; aber trotz des Brutal-widerlichen in diesem Stücke, trotz des Unerquicklichen tönt doch etwas wie tiefe Menschenkenntnis, wie ein tiefer, echter Dichterschmerz aus diesen grauen, grausen Szenen.

Im Berliner Deutschen Theater wurde im Dezember **Hermann Bahrs** „Der Meister" zum erstenmal gegeben, ein Thesenstück „voll seltsamer Einfälle und absonderlicher Lebensauffassungen", das uns auch das Münchner Schauspielhaus vorgespielt hat. Das Hauptthema des Stückes — ein höchst gewagtes, innerlich ungesundes Sujet — ist der Kampf zwischen einem kraftvollen, egoistischen, aber gerechten Mann, einem „Uebermenschen", und seiner Frau, der er, in der Einsicht, selbst manche Seitensprünge gemacht zu haben, einen Fehltritt verzeihen will, weil er vom Prinzip ausgeht: „Jeder lebe sein Leben für sich aus, aber er gönne den anderen dasselbe Recht." Doch die Frau denkt nicht daran, bei ihrem Manne zu bleiben. Bahr wollte anscheinend hier ein Stück neue Moral aufbauen, was ihm aber gründlich mißlang.

„Der Dichter der ‚Elektra'" ist der neueste Beisatz, den jetzt „feinsinnige" Referenten dem Namen **Hugo von Hofmannsthal**, eines sprach- und formgewandten Autors, der Sophokles' „Elektra" nachdichtete, hinzuzufügen pflegen. Nun denn, auch trotz Hofmannsthals feiner und geschickter Umdichtung, die in Berlin einen ehrlichen Erfolg erzielte, wird Sophokles der eigentliche „Dichter der ‚Elektra'" bleiben. Denn das Gewaltige, Hohe, Hehre und Gigantische in dieser Dichtung ist bei Hofmannsthal, dem tändelnden, dekadenten Verskünstler, doch zu zierlich, zu gekünstelt, zu gewollt und zu wenig unmittelbar herausgekommen. Auf Schnitzler, Schönthan, Biermann, Wilde, Bodmann kommen wir noch zurück.

* * *

Hans Eschelbach, der sich in weitesten Kreisen als Lyriker eines wohlverdienten Ruhmes erfreut, hat im vergangenen Jahre die Freunde seiner Muse (da die 6. Auflage des Buches vorliegt, wohl auch weit über diesen Kreis hinaus) mit seiner Novelle: „Die beiden Merks" erfreut. In den jüngsten Tagen nun brachte ihm die Erstaufführung der Volksoper „Dornröschen", Musik von August Weneber, deren Text aus seiner Feder stammt, im Königlichen Hoftheater in Kassel einen vollen Erfolg. Sein neuestes Bühnenwerk „Professor Berger" (Buchausgabe bei der Junfermannschen Buchhandlung in Paderborn verlegt) erlebte im Neuen Schauspielhause zu Frankfurt a. Main am 1. März seine Erstaufführung und erntete beim Publikum stürmischen Beifall.

Musik-Rundschau.

Von

Hermann Teibler.

Die hohe Bedeutung der Tonkunst als eines wichtigen, das öffentliche Leben heute mehr als je durchdringenden Kulturelements, macht es selbstverständlich, daß auch ihr die besondere Aufmerksamkeit dieser Blätter zugewendet sein soll. In regelmäßiger Folge wird eine „Musikumschau" die Leser von allen Ereignissen in Kenntnis setzen, deren Wert das Tagesbedürfnis übersteigt und von Einfluß auf die Weiterentwicklung des ganzen Kunstwerkes ist oder auch nur eine bemerkenswerte Etappe in dessen Fortschritt — sei es positiver oder negativer Art — darstellt.

Somit werden diese Spalten weder im Sinne einer rein objektiven, lediglich berichtenden Chronik, noch mit vorwiegend kritischen Absichten geschrieben sein. Im ersteren Falle stände die Rubrik außer Zusammenhang mit der Tendenz dieses Blattes und böte lediglich eine Sichtung des Materials der zahlreichen Fachblätter, in letzterem käme ihr Zweck als **Orientierungsmittel**, das für die große Allgemeinheit bestimmt ist und nicht subjektiver Meinung und Parteigängerei dienen soll, zu kurz.

Schon hieraus erhellt unsere Absicht, der Sache, nicht ihren Trägern, der Kunst, nicht den Künstlern unser Augenmerk zuzuwenden. Vergebens wird man in diesen Spalten Besprechungen virtuoser Leistungen, überhaupt Beurteilungen reproduktiver Kunst suchen; wohl aber werden wir jener Künstler zu gedenken haben, die ihr Können zu pfadfindender Arbeit benützen, die bemüht sind, als Pioniere der Schaffenden zu wirken, die Willen und Kraft haben, zu führen und zu fördern. Unsere Stellung zur Tonkunst überhaupt kann kein Wort besser bezeichnen als jenes, mit welchem Robert Schumann vor einem halben Jahrhundert seine „Neue Zeitschrift für Musik" ins öffentliche Leben einführte:

„Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßt das Neue".

Die uns gebotene enge räumliche Beschränkung ist hierbei mehr förderlich als ein Hindernis, denn sie bringt die gebieterische Forderung strengster Prüfung und Auswahl mit sich und weiset von selbst den verwirrenden Ballast aller nebensächlichen, ephemeren Erscheinungen zurück.

Daß uns in unserer Rundschau immer die Kunstereignisse, die auf deutschem Boden vor sich gehen, zunächst stehen werden, ist ganz naturgemäß; doch soll diese selbstverständliche Auffassung nie und nimmer unsere Umschau zu einer Lokalrevue einschränken, obgleich die **lebendige** Anregung sich unwillkürlich und gerne zuerst zur Geltung bringen wird. Unser Augenmerk wird vor allem auf die bedeutendsten Neuerscheinungen im Gebiete des Konzertsaals und der Oper gerichtet sein; ihre Würdigung soll nie nach subjektiver Meinung und persönlichem Geschmack, sondern im konsequenten Hinblick auf das Verhältnis der Werke als einzelnes zum Ganzen geschehen. Dazwischen soll der Erörterung prinzipieller Fragen nicht aus dem Wege gegangen sein und bedeutende Erscheinungen auf musikalisch-literarischem Gebiete werden volle Berücksichtigung finden.

Auf diese Weise hoffen wir unsere Rubrik zu einem knappen, doch verläßlichen Führer durch das Gebiet der „Seelenkunst" auszugestalten, — zu einem Führer, der nicht trocken und meinungslos registrieren, aber auch nicht die Anschauung und das Urteil des Lesers zugunsten seiner eigenen Grundsätze bestimmen will. So glauben wir ihn den Freunden dieses Blattes, wie der Kunst selbst förderlich und zweckdienlich zu machen.

* * *



Von kranker Musik. Am Münchener Hoftheater fand jüngst die Erstaufführung der romantischen Oper „Die Rose vom Liebesgarten" von Hans Pfitzner statt. Es war nicht die Uraufführung des Werkes, wohl aber sicherlich die erste, die den kolossalen Anforderungen derselben vollauf genügte und somit den bedingungslosesten Rückschluß auf die Qualitäten des Werkes selbst gestattete.

Auf Einzelheiten der Dichtung von James Grun können wir hier nicht eingehen. Nach der Mitteilung eines hiesigen Blattes verwirft Pfitzner jede allegorische Deutung der Vorgänge, sondern stellt die einfache, stimmungstiefe Handlung in den Vordergrund, zu der allerdings „die Wirrsale und Nöten des stets wieder vom neuen sieghaften Frühlings die Grundlage boten". Musikalisch ist indessen die Grundlage durchaus zur Hauptsache geworden: und damit stoßen wir auf die in der Oper zur Geltung kommenden Prinzipien, die das uns lediglich interessierende Moment derselben darstellen.

Das persönliche Bekenntnis Pfitzners, daß die Handlung im Vordergrunde des Interesses stehen müsse, ist der beste Beleg für seinen prinzipiellen Irrtum, denn seine Musik gibt statt Handlung durchaus Stimmung, sie ist den Personen des Dramas gegenüber völlig indifferent: die unausgeführten Konturen derselben heben sich in geisterhaftem Grau aus der wuchernden Fülle einer überüppigen Milieuzeichnung ab. „Die Rose vom Liebesgarten" ist eine großangelegte, viersätzige Symphonie, die uns Stimmungsbilder aus dem mit den traumverlorenen Augen eines schwärmerischen Romantikers gesehenen Leben und Weben der Natur gibt. Daß sie bei offenem Vorhang gespielt wird und ein paar schattenhaft undeutliche Gestalten hierbei eine unklare, mystisch verschrobene Handlung herunteragieren, ist durchaus nebensächlich.

Diese symphonische Behandlung des Dramas ist aber nicht, wie man uns wissen machen will, der Grundsatz einer ganzen Richtung. Sie hat in Pfitzner ihren ersten, konsequentesten und wohl auch letzten Vertreter gefunden.

Man darf hier auf eine Aeußerung Wagners hindeuten, die er einst bezüglich der musikalisch mit so furchtbarer, rücksichtsloser Dramatik ausgedrückten Schmerzensausbrüche Wotans tat: „Diese Musik, nicht als Ausdruck des dramatischen Moments, sondern als absolute Gefühlsäußerung genommen, wäre ein Unding, eine absurde Ueberspanntheit." Pfitzner nun bewegt sich stundenlang in überreizten Kakophonien, gegen die die Kühnheit Wagners zur wohlklingenden Sanftmut wird, und Pfitzner ist — wohlgemerkt — zu seinen nervösen Tongebilden nicht durch das Medium des dramatischen, sondern durch das des malerischen Moments gekommen. Sicherlich entspricht diese Ausdrucksform dem persönlichen Empfinden des Komponisten, dessen Kunst ja durchaus den Charakter vollster Eigenart hat. Daß aber der einmal aufgenommene Grundsatz, die Handlung lediglich mit der konsequent durchgeführten Schilderung der natürlichen Umgebung, in der sie sich abspielt, zu illustrieren, bald die Grenze des musikalisch überhaupt Möglichen überschreiten und in ein ungesundes Grimassieren verfallen muß, ist begreiflich. Und darum nenne ich Pfitzners Musik trotz und infolge ihrer nach einseitiger Richtung bis zum äußersten entwickelten Ausdrucksfähigkeit durchaus krank. Es ist die Kunst einer Sackgasse, aus der man je schneller desto besser herauszukommen trachten muß.

Und eine weitere kleinere Lehre hat die Aufführung uns mit auf den Heimweg gegeben. Eine der wundervollsten Naturnachahmungen von naturalistisch greifbarer Deutlichkeit geriet Pfitzner im Nachahmen monoton fallender Wassertropfen. Das Thema führt den zweiten Akt ein und entwickelt sich bei geschlossenem Vorhang. Trotz seiner eminenten Intuition verfiel es dem erbarmungslosen Spott der Zuhörer. Ein schlagender Beweis, daß alle Programmusik des erklärenden Wortes oder Szenenbildes bedarf und ohne diese nie ihre Absicht erreichen wird.

Kleine Rundschau.

Eine monumentale Erinnerung an Joseph von Görres.

In München, an ehrwürdiger Stätte, wo noch vor wenigen Jahren, von hohen alten Bäumen dicht umschattet, des großen Joseph von Görres' gemütliches Wohnhaus stand, erhebt sich jetzt ein Prachtbau — das Dr. Jochner'sche Josephinum. Diese Heilanstalt verfolgt hauptsächlich den Zweck, Leidenden, deren Behandlung in der eigenen Behausung mit Schwierigkeiten verbunden ist, oder solchen, die auf der Durchreise in München erkranken, die Vorteile geschulter Pflege, zugleich bei freier Wahl des Arztes, zu bieten. Das Haus ist allen Anforderungen der modernen Hygiene gemäß eingerichtet. Die breiten Gänge und die Krankenzimmer (21 Separaträume, 5 Krankensäle) sind hell und luftig und gleichmäßig erwärmt. Der Boden ist durchweg mit Linoleum belegt. Ueberall findet man elektrische Beleuchtung und reichlichen Komfort, z. B. in jedem Stockwerk Kalt- und Warmwasserspülung, ein Badezimmer und eine Teeküche (mit Speisenaufzug), sowie Telephon und Lift. Letzterer ist so geräumig, daß die Kranken auch liegend befördert werden können. Die Krankenzimmer sind in ihrer Anordnung geradezu ideal, was die Hygiene anbelangt, und ermangeln doch nicht der künstlerischen, in ruhigen Farbentönen gehaltenen Ausstattung. Jedes Geräusch von außen wird durch gepolsterte Doppeltüren abgehalten; wie überhaupt nicht nur für das körperliche Wohlbehagen, sondern auch



für das feine Empfinden der Kranken größte Sorge getragen ist. Das Josephinum enthält zwei vollendete Operationssäle mit einem gemeinsamen Verbandzimmer und ein Ambulatorium. Ein aufgestellter Röntgenapparat steht den Aerzten jederzeit zur Verfügung. Die gewissenhafte und liebevolle Pflege der Patienten, die Bedienung der Aerzte und die Beaufsichtigung der Küche liegen in den bewährten Händen von Vinzentinerinnen. In der im dritten Stockwerke gelegenen kleinen, stimmungsvollen St. Josephs-Kapelle wird täglich das hl. Meßopfer gefeiert. Hier ist auch kranken Priestern Gelegenheit zum Zelebrieren gegeben. Das Aeußere der Anstalt ist dem ernsten Zweck entsprechend vornehm-gediegen und im modernen Stile gehalten. Rückwärts gegen Süden gelegene Balkone und eine ansprechende Gartenanlage bieten Rekonvaleszenten angenehmen Aufenthalt. Der Besitzer und Leiter des Josephinums, Herr Dr. Guido Jochner, ist ein Urenkel des großen Görres. Vor dem Eingang zur Privatwohnung ist auf einer Marmortafel zu lesen: „Hier stand bis zum Jahre 1902 das Görreshaus, welches Joseph v. Görres, geb. zu Coblenz am 25. Jan. 1776, vom Jahre 1826 bis zu seinem Tode, 29. Jan. 1848, bewohnte." M. K.

Verkehrsausstellung in Mailand.

Im Anschluß an den IV. geographischen Kongreß Italiens, welcher im April 1901 in Mailand tagte, hatte der italienische „Touring-Klub" eine in verhältnismäßig kleinem Rahmen gehaltene Ausstellung der historischen Entwicklung des Verkehrs- und Transportwesens von den ältesten Zeiten bis in unser Jahrhundert veranstaltet, deren Ergebnisse weit über die Grenzen Italiens hinaus verdienten Beifall fanden. Eine bedeutend größere „mostra retrospettiva dei trasporti terrestri e marittimi", wozu die umfassendsten Vorbereitungen schon jetzt im Gange sind, soll im Jahre 1906 gelegentlich der Einweihung des Simplontunnels und der Eröffnung des für Mailand geplanten monumentalen Posthauses unter dem Protektorate des Königs von Italien in Mailand stattfinden. An der Spitze dieses Unternehmens steht der Direktor der weltbekannten Brerabibliothek, Giuseppe Fumagalli. Nach dem ausführlichen, wohldurchdachten Programm (gedruckt bei Francesco Marcolli, Corso Garibaldi 20 in Mailand) verspricht diese großzügige Ausstellung im klassischen Lande des internationalen Verkehrs namentlich auch das Interesse aller Kulturhistoriker in Anspruch zu nehmen. ϱ.

Der Offizier in der Literatur.

Der Leutnant der „Fliegenden Blätter" ist wegen des „Leutnants" des „Simplicissimus" pensioniert worden; der Held von „Krieg und Frieden" hat dem von „Sedan oder Jena?" Platz machen müssen. Der Offizier, der seit undenklichen Zeiten salonstückfähig gewesen, ist ein naturalistischer Held geworden, und während frühere Literaturwerke uns ihn nur als liebenswürdigen Gesellschaftsmenschen, als prächtigen Reiter und sicheren Herzensbrecher zeigten, sehen wir ihn jetzt als Feind der Sozialdemokratie und als Urheber der „Soldatenmißhandlungen" aufmarschieren. Man hat — wie unsere Zeit es will — ihn sozial behandelt. Sogar der Leutnant selbst hat sich literarisch entdeckt, sich, seine Vorgesetzten und seine Regimentsdamen; der Ruhm des Sittenschilderers Beyerlein ließ den Leutnant Bilse nicht ruhen, und der buchhändlerische Erfolg beider facht wieder andere zu Offiziersdramen und Militärromanen an. Je krasser und greller einer schildert, desto sicherer ist der Erfolg, und wie man ihn einstmals ob seiner schönen Kleider allzu heldenhaft durch die Familienblätter schreiten und auf der Bühne allzu forsch, schneidig und bezaubernd sein ließ, so häuft man jetzt allzuviel Schuld auf die epaulettengezierten Schultern, auf den helmgekrönten Kopf. Mitten zwischen dem pensionierten Leutnant der „Fliegenden Blätter" — der freilich in Zivil nicht so forsch und schneidig aussieht — und dem des „Simplicissimus" steht der wahre, noch immer aufrecht und gerade, noch immer ein bißchen Herzensbrecher, noch immer mit viel Mut und wenig Geld. Sc.

Tanzkünstlerinnen.

Das Ballett ist unmodern geworden; mit tränenden Augen sehen die Lebemänner dasselbe immer mehr von anderen Tanzdarbietungen verdrängt werden, die Quadrillen I, II und III schrumpfen ein, das Corps der

Ratten wird bald pensioniert werden — denn alles das, was zu einem leichten, schmeichelnden Walzer in phantastischen Kostümen hüpfte, wird jetzt durch Miß Duncans neu entdeckte und angeblich mit Hilfe von Archäologen ausgegrabene griechische Tänze ersetzt. Jahrhunderte mußten vergehen, bis wir durch sie erst erfuhren, was Tanzkunst ist, wie man Euripides, Sophokles tanzt. Sie kam, statt der Trikots mit nackten Füßen, statt der kurzen Ballettröcke mit leichten durchsichtigen Gewändern — nur das war das Neue, das Reformatorische daran; das Wort „Kunst" mußte wieder einmal für „Blößen" herhalten. Sie tanzt phantastisch, weil sie rythmisch, technisch geschult vielleicht gar nicht recht tanzen kann, wenigstens nicht so, wie man es von geschulten, „absolvierten" Tänzerinnen verlangt. Miß Duncans kurzlebiger Erfolg und ihre hohen Eintrittspreise ließen Madame Madeleine nicht mehr schlafen und so beschloß sie bei noch höheren Preisen: im Schlaf zu tanzen. Und wieder stoßen die Männer der Feder — die so gerne bereit sind, für eine Einladung zu Vorstellungen, die nur für „Künstler und Gelehrte" sind, dankbar zu sein — in ihre papiernen Hörner, ohne zu merken, daß die Töne, die diesen enteilen, nichts weniger als wahre Fanfarentöne sind. Miß Duncan ist halb vergessen, denn sie tanzte im wachen Zustand; Madame Madeleine ist der neue Stern, das Rätsel des Jahrhunderts geworden; sie tanzt mitten im hypnotischen Schlaf. Wochen werden vergehen, Zwanzigmarkstück nach Zwanzigmarkstück werden als Entree der schlafenden Tänzerin in den Schoß gerollt sein, dann wird vielleicht einer jener, die so überlaut Ende Februar Frau Madeleines Kunst zu preisen verstanden — sie enträtselt, entschleiert haben. Aber ich bin sicher, jemand anderer springt helfend ein, jemand, der nicht auf Eiern, zwischen Schwertern, im Feuer, mit nackten Füßen und in „griechischen" Posen, nicht im Schlafe tanzt, jemand der .... Nun das eben wird das Neue, Verblüffende sein: die neue Nummer in der langen, traurigen Reihe des Totentanzes der modernen Kultur. Sc.

Gemeinnütziges.

Citrophen. Die Professoren der bedeutendsten Kliniken des In- und Auslandes empfehlen die Anwendung des **Citrophen** als Mittel gegen Kopfschmerz, Influenza, Neuralgie und nervöse Schlaflosigkeit und loben allgemein Citrophen als Ersatzmittel für Salizyl bei Rheumatismus. Citrophen ist ein Mittel, welches ohne jede Beeinträchtigung der körperlichen Funktionen — selbst auf das kranke Herz wirkt es nicht schädigend — lange Zeit hindurch ohne jedes Bedenken gebraucht werden kann.

Gegen Magenkatarrh. Die „Wiener Klinische Rundschau" vom 17. August 1902 Nr. 33 schreibt: **Dr. Roos Flatulin-Pillen** sind infolge ihrer glücklichen Zusammensetzung aus säuretilgenden gärungswidrigen Agenzien ein bewährtes Mittel gegen den Komplex der unter dem Bilde des akuten und chronischen Magenkatarrhs auftretenden Erscheinungen. Der Patient sollte die Flatulin-Pillen stets bei sich tragen und bei jeder Magenindisposition davon prophylaktisch Gebrauch machen.

Verlag von Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.

Das goldene Anstandsbuch. Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. von Eltz. Oktav-Format. 520 Seiten. Preis brosch. 4,— M., eleg. gebd. 5,— M.

Der „Literarische Jahresbericht für gebildete katholische Kreise" (Münster i. W.) sagt, das „Goldene Anstandsbuch" **sei bestimmt, der „gute Ton" für gebildete katholische Kreise zu werden.**

Das kleine Anstandsbuch. Ein Leitfaden des guten Tons für jedermann. Von J. von Eltz. 184 S. 12°, in zweifarbigem Druck. Preis brosch. 1,— M., eleg. geb. 1.30 M.

In Kürze erscheint:

Keiters katholischer Literaturkalender. 7. Jahrgang. Neu bearbeitet von Karl Hoeber, Gymn.-Oberlehrer und Redakteur der Akadem. Monatsblätter. Subskriptionspreis vor Erscheinen des Buches 3,— M. für das gebundene Exemplar. Nach Erscheinen tritt eine Erhöhung des Preises ein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagshandlung
Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.



Münchener Ratskeller
Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden.
Pächter: **Heinr. Eckel & Cie.**
911 Weingrosshandlung.

Im Verlage von **J. P. Bachem** in **Köln** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands. Im Auftrage des Zentralkomitees herausgeg. von **J. May**, Pfarrer. Mit den Bildnissen der bisherigen 39 Präsidenten dieser Versammlungen. Festschrift zur 50. Generalversammlung zu Köln. Geheftet Mk. 4.—. In Original-Einband Mk. 4.80.

Verhandlungen der 50. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Köln vom 23. bis 27. August 1903. Mit 27 Bildnissen. Geheftet Mk. 4.—.

Leopold Kaufmann. Ein Lebens- und Zeitbild von **Dr. Franz Kaufmann.** Mit dem Bildnis Leopold Kaufmanns in Lichtdruck. 262 Seiten gr. 8°. Geheftet Mk. 4.—. Gebd. Mk. 5.—.

Die Benediktiner-Abtei Maria Laach. Gedenkblätter aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von **P. Cornelius Kniel**, O. S. B. Dritte Auflage. Vornehme Ausstattung mit 8 Kunstdruck- und 26 Textbildern. In stilvollem Original-Kaliko-Einband mit Goldpressung u. Rotschnitt Mk. 3.—.

Leonis XIII. P. M. Carmina. Inscriptiones. Numismata. **Mit Genehmigung Sr. Heiligkeit.** Vollständige Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von **Dr. Joseph Bach**, Direktor des Bischöflichen Gymnasiums zu Straßburg i. E. VIII u. 176 S. 8°. Mit einem Titelbild in Stahlstich. In Ganzleinen gebund. Mk. 4.20.

Nietzsche und die deutsche Kultur. Von **Dr. Albert Lang**, Professor der Philosophie zu Straßburg i. E. **Zweite vermehrte Auflage.** 60 S. 8°. Geh. Mk. 1.20.

Das Gesetz Chammurabis und Moses. Eine Skizze von **Hubert Grimme**, Professor der semit. Sprachen an der Universität Freiburg (Schw.). Geheftet Mk. 0.80. 864

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Abbé de Broglie,
Religion und Kritik. Aus dem Nachlasse gesammelt von M. l'abbé C. Piat. Autorisierte deutsche Ausgabe von **Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg.** 1900. Mk. 3.50.

Msgr. Dr. Engelbert Lorenz Fischer,
Die modernen Ersatzversuche für das aufgegebene Christentum. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie und Apologetik. 1903. Mk. 3.—.

Hermann Gruber S. J.,
Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution. Eine Studie zum Königsmorde vom 29. Juli 1900, zum 30. Jahrestage der Einnahme Roms und zur Jahrhundertwende allen Freunden der öffentlichen Ordnung gewidmet. 1901. Mk. 4.—.

Dr. Matthias Högl,
Vernunft und Religion. Für Gebildete erörtert. 1901. Mk. 2.—.

Dr. C. Piat,
Sokrates. Seine Lehre und Bedeutung für die Geistesgeschichte und die christliche Philosophie. Autorisierte deutsche Ausgabe von **Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg.** 1903. Mk. 3.—.

Pilatus, Quos ego! Fehdebriefe wider den Grafen Paul Hoensbroech. 2., unveränderte Aufl. 1903. Brosch. Mk. 6.—, Halbfranzband Mk. 8.—.

Siebertz, Paul, Chefredakteur des „Bayerischen Kurier",
Wer stört den konfessionellen Frieden? Eine aktenmäßige Darstellung. 1903. Mk. 1.—.

Stölzle, Dr. Remigius,
Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. gr. 8. XI u. 688 Seiten. 1897. 890

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.





Alleinverkauf:
Albert Diesbach
Reform-Kontor-Einrichtungen G. m. b. H.
München
51 Theatinerstr. 51
Kataloge gratis und frei.

Ignaz Schweizers Verlag, Aachen
Kralbel Th., Prinzipien der Kirchenmusik. 1 Mk. 20 Pfg. = 1 Kr. 44 h. = 1 Frs. 50 Ctm.
Die in diesem Werke entwickelten Grundsätze entsprechen durchweg dem neuesten Erlass des heil. Vaters Pius X. über Kirchenmusik.



Inserate
finden in der
„Allgemeinen Rundschau"
weiteste Verbreitung.
Leserkreis nur im kaufkräftigen Publikum!



Für Verlag und Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges. München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei allen deutschen Postanstalten (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion u. Verlag: Dr. Armin Kausen, München, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 2. München, 5. April 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Frühlingsahnen.

Ostergedanken von Maximilian Pfeiffer.

Nächtens regt sich's leise Ein Raunen geht durch die Wälder, und alle Quellen murmeln wie von einem nahen, großen Glück. Der Frühling kommt wieder. Wenn die Unrast schweigt und das Tagewerk die müden Menschen zur Erquickung reif gemacht hat, sind all die leisen Stimmen vernehmbar; doch nur dem wissenden Ohre wird ihre Sprache laut Eine reiche, frohe, ahnende Erwartung trägt die Natur empor und macht sie einer köstlichen Schale gleich, die sich der vom Himmel triefenden Segensfülle freudig entgegenwölbt . . . .

Wir Menschen schreiten jedem neuen Lenz mit neuer Lust entgegen. Des Winters trotzige Geberden sind uns immer wieder der Fingerzeig ins künftige Sonnenland. Oft sind wir verzagt und meinen, daß gar nie mehr die Hoffnung auf bessere Tage erwachsen könne, und doch; noch daß wir glauben die Wolken tief herabhängen zu sehen, ringt schon der Sonnenblick sich durchs Gewölk.

Wieder wird es Frühling; Frühling ahnen wir im ewig köstlichen, stets sich erneuenden Reiche der Natur, Frühling im ewig ringenden Reiche der Geister. Unsere Zeiten sind den frostumhauchten, sturmdurchtobten Wendetagen gleich, da eisig kalter Winter dem jungen Frühling nicht weichen will. Ein großer Kampf geht durch die Welt. Überall tönt der Schlachtruf; kein Gebiet menschlicher Arbeit ist frei vom Widerstreit der Meinungen, und die Sehnsucht nach Befreiung, Erlösung klingt als Leitmotiv durch all die pompösen Melodien unserer Zeit. Man sucht die Wege nach einem neuen Glauben, einer neuen Kunst. Spürend geht man dem Kleinsten, Feinsten nach, um, wo immer man es findet, es zum Ringe zu schmieden in der unendlichen Kette menschlichen Werkes. Das große Erbe vergangener Tage sucht man wuchernd zu nützen zum segensreichen Pfunde, aber gar oft fühlt man nicht, daß man mit dem Hammer der Phrase keine Goldbarre zur Marktmünze streckt, sondern nur feile Hohlpfennige prägt. Gleichwohl, ob der Hörer das Ohr der neuen Musik neige, oder der Schauer das Auge zu nie gesehenen Bildern hebe, in allem merkt er das tastende, sehnsüchtige und doch so kühne Sprossen, das aus dem mütterlichen Schoße die Keime ans Licht schicken möchte in seliger Frühlingsahnung. Die weckt gesunkenen Mut neu, und wo Menschen ihre menschliche Kraft einsetzen, um ihre Ideale zur Wirklichkeit zu machen, da ist nur dieser Frühlingsahnung starker Hauch der belebende Odem.

Wie allen auch uns. Auf uns lag länger Winter als auf den Hütten glücklicherer Zeitgenossen. Gar arg hat unsere Äcker, auf denen die Väter in Sorgen und Gebeten um Segen und voll starken Gottvertrauens den rodenden Pflug geführt, Schnee bedeckt und rauher Windhauch die Keime unter die schützende Decke gescheucht. Auch uns kündet der Sonnenglanz Frühlingsahnen, füllt uns das Herz mit freudiger Hoffnung auf Sommers körnerschwere Garben und dankliedfrohe Erntetage. Landauf, landab stehen wohl um unsere Felder feindliche Nachbarn, die uns Licht und Luft mißgönnen, deren sie sich selber freuen wollen; die nicht möchten, daß Gottes Sonne, die auch Ungerechteren scheint, uns wärme. Aber diese Frühlingshoffnung umwittert jeden, weckt in mehr und mehr Herzen den Mut, und in überquellender Begeisterung sucht nun mancher vorher so Säumige Hände, die ihn halten, die ihn führen können.

Der Weg zum lenzbeglückten Lande ist nicht leicht. Wir Menschen alle gleichen Wanderern zu Gräbern. Darin schläft Hoffnung, Mut, Kraft. Nur eines nicht: die Leiden. Die schlafen nimmer. Manch schwerer Stein liegt darauf: die Lüge, die Heuchelei, die Trägheit. Wir kommen in der Frühe oft verzagt und sprechen unter uns: „Wer wird uns den Stein vom Grabe wegwälzen?" Und siehe, wenn wir hinblicken: er ist hinweg! Solche Osterfreude wird uns oft, wird uns dann zumeist, wenn wir am wenigsten sie erhofften. Der Glaube an unsere Kraft, die vom Himmel ist, kann sie uns wirken. Und unser eigenes, nimmer ermüdendes Wachen, das schon in der Frühe, da andere noch schlafen, zur Stunde, da die Sonne kommt, uns aus dem Faulbett treibt. Dann überfällt und umfängt uns nie die Nacht, in der niemand wirken mag. Dann werden wir wissen, was wir tun und leiden, und frei sein von dem Tadel der Schande, den schon Heracleitos für die hatte, welche wie im Schlafe handeln und reden. Dann sind wir auch bewußt des Weges und meiden die Klippe, die er also

bezeichnet: Der Wahn des Fortschrittes ist Rückschritt im Fortschritt. Wir gehen voran; wir strecken begehrend die Hände nach allen Gütern, welche den geistigen Gemeinbesitz aller Volksgenossen bilden, die erarbeitet sind mit unserer Väter und unserem Schweiße, der so edel ist wie der unserer Feinde. Unsere Zeit spannt von den Sternen bis zu den Staubfäden die Brücke, auf der sie zur Stunde einer neuen Götterdämmerung ins Reich der Allwissenheit zu schreiten meint. Wir wollen darob harren und schauen, bewußt des Glückes, daran Goethe dem Anteil gibt, der das Erforschliche erforscht und das Unerforschliche verehrt. Alles faustische Ringen um Wahrheit ist vergeblich, tönt nicht der Osterglocken Klang darüber hin. Um eines Faust Schicksal zu kosten — darin gleicht ihm unsere Zeit — ist es nicht nötig, alles studiert zu haben. Das Wollen genügt. Schon dieses ruft den Geist, der stets verneint, aus dem mephitischen Nebel in die gemeine Deutlichkeit der Dinge, den Geist, der stets lockt und spornt, dem schönen Augenblick ein „Verweile doch!" zuzurufen. Und doch ist dieser Augenblick nur ein Tropfen im Eimer unserer Erdenfrist voller Lebensnot, voller Zweifel, voll vergeblichen Strebens. Im Buche des Lebens, dem leichtesten von allen und doch dem schwersten, ist uns das Finden verheißen, wenn wir nur suchen wollen.

Wohlan, lasset uns suchen! Der Frühling ist da. An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft. Lasset auch ihr, Menschenkinder, die Seele schwellen! Warum wollen wir Menschen nicht den Mut haben zu einander, für einander? Warum graben wir in die Tafeln unserer Herzen heißen Haß, wo Liebe stehen sollte? Streuet alle die Saat, vielleicht, daß nach gewitterschwülen Sommertagen, wie wir sie sahen, glücklicheren Enkeln die Ernte reift. Vielleicht, daß wir Arbeiter, die wir im Lenz den Boden beackern, noch die Tage schauen, da unsere Hoffnung sich in Erfüllung zur Erinnerung wandelt, und wo uns die Osterglocken zum freudigen Halleluja mahnen, freudiger als jetzt, wo immer noch vom Karfreitag des Lebens uns ein Nachklang in allen Stunden umzittert. Diese Lenzhoffnung hebt uns, trägt uns; selbst dann, wenn wir einsehen müssen, daß wir nur Saatkorn waren und nicht Säemann; selbst dann, wenn wir spüren, daß unser Herz in Stücke brechen mußte, um anderen Erbenden ein neues Glück sprießen zu lassen. Solchen Frühlings Ahnen macht uns froh. Solchen Lenzes Luft ist uns die höchste Osterfreude.

...... Es naht der Rüsttag zum Feste. Lasset uns bereit sein zum großen Parasceve! Lasset uns den Sauerteig mischen zum neuen Brote, das uns zu guten Menschen laben soll! ......

Friedenstauben.

Von

Dr. Franz Schädler,

Mitglied des Reichstages und Bayer. Landtages.

Von Barmen aus erging „an Luthers Geburtstag 1899" ein Aufruf zur Bildung einer „Deutschen Evangelisationsgesellschaft zur Ausbreitung des Reiches Gottes", die es als ihre Aufgabe ansieht, „eine möglichst planmäßige und umfassende Evangelisationsarbeit unter der katholischen Bevölkerung einzuleiten", während man nie müde wird, über die Proselitenmacherei der römischen Propaganda zu jammern und hinter jeder Krankenschwester eine Emissärin Roms zu wittern; in München erscheint die „Wartburg", wie sie sich selbst nennt in dem Rundschreiben an die deutschen Logen „das Organ der gesamten Los von Rom-Bewegung", dessen Inhalt von Haß eingegeben, von glühendster Leidenschaft niedergeschrieben ist, dem sich „zur Mitarbeit" „die bewährtesten Führer der deutsch-evangelischen Sache" zur Verfügung gestellt, und zwar Hochschullehrer und Geistliche und selbstredend auch fast alle in der evangelischen Bewegung tätigen Kräfte. Die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes hat alle niedern Instinkte ausgelöst. Der Evangelische Bund sieht darin einen „Schlag ins Angesicht des deutschen Protestantismus", und in Bonn ist die „Konitzerei" unseligen Angedenkens aufs neue erstanden. Und angesichts der maßlosen Hetze, die jetzt wieder entfacht wird, und angesichts des mit pünktlicher Regelmäßigkeit arbeitenden Schlammgeisers soll von konfessionellem Frieden die Rede sein können?

Und doch, es lassen sich Friedensklänge vernehmen, allerdings nur vereinzelt, aber froh und ahnungsvollen Gemütes begrüßen wir ja auch nach langem Winterschauer den ersten Lerchentriller. In gläubigen protestantischen Kreisen erkennt man immer mehr, daß es sich nicht um den einen oder anderen konfessionellen Streitpunkt handelt, sondern um das große Ganze, ob mit oder gegen Christus, Gottesglaube oder Atheismus, daß alles zur Scheidung drängt, und daß der Kampf gegen die katholische Kirche nur den Deckmantel zur Förderung des Kampfes gegen das Christentum überhaupt abgibt. Möchte das Wort der „Kreuzzeitung" immer mehr durchdringen, „daß uns der gläubige Katholik, der auf den Boden des apostolischen Bekenntnisses sich stellt, näher steht als der evangelische Namenschrist, dessen evangelische Gesinnung sich allein in dem Gegensatze gegen Rom äußert".

Wir begrüßen das Wort des Oberkonsistorialrates von Burger-München im Januarheft der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" über den Toleranzantrag des Zentrums: „Den von den Antragstellern vorgebrachten Religionsbeschwerden der Katholiken sollte so bald als möglich abgeholfen werden." Der Herr Oberkonsistorialrat stellt fest, „daß in einzelnen Bundesstaaten, namentlich in Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig, auch in Koburg, Sondershausen, Reuß j. L., die Religionsfreiheit der Katholiken gewissen Beschränkungen unterworfen sei, und daß überdies diese Beschränkungen in kleinlicher, an Schikane grenzender Weise gehandhabt werden", und kommt zu dem Schlusse: „So wenig in alten katholischen Gebieten Deutschlands die heutigen Staatsgesetze den Evangelischen derartiges zumuten, so wenig und noch viel weniger verträgt sich die Beibehaltung solcher Ueberreste einer staatskirchlichen Vergangenheit in vorwiegend evangelischen Ländern mit dem Grundsatz der Gewissensfreiheit und ungehinderten Religionsübung." Wir buchen mit Dank auch dieses Wort.

Auch in den Spalten der „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 5, 5. Jan. 04) hat ein Vöglein zum Frieden gesungen. Wir rechnen es dem Verfasser der „Kirchenpolitischen Rück- und Umschau", der, wie die Redaktion bemerkt, ein protestantischer Pfarrer ist, hoch an, daß er, wenn auch äußerst vorsichtig, nach der Seite hin zu tippen wagt, von welcher regelmäßig der ungerechte Angriff erfolgt, indem er schreibt:

„Wir gestehen ganz offen: die protestantische Polemik, wie sie sich zumal in den letzten Jahren ausgewachsen hat, will uns nicht überall gefallen. Statt im eigenen Lager Umschau zu halten und ebendort den Hebel zur Besserung anzusetzen, weiß man sich vielfach nichts Lieberes, als auf die Gegenseite zu schmähen. Zeitungen und Zeitschriften weiden sich förmlich darin. Rom, „römisches Wesen", „römischen Aberglauben" zum Gegenstand ihrer Angriffe zu wählen und ihre Leser spaltenlang damit zu unterhalten. Als ob die Protestanten überhaupt gar keine andere Lebensaufgabe besäßen, als mit der katholischen Kirche sich zu befassen. Ueberlasse man doch den Katholiken ihr eigen Feld zur Bearbeitung und zur Besserung. Was geht das die Protestanten an? Wir haben absolut kein Recht, uns um fremde Dinge zu kümmern, so lange wir selbst unbehelligt bleiben. Es geht nicht an, daß man auf protestantischen Versammlungen ausschließlich über katholische Zustände sich expektoriert. Die großen Katholikenkongresse geben darin ein nachahmungswertes Vorbild, daß sie, in der neuesten Zeit wenigstens, die evangelische Kirche gänzlich aus dem Spiel lassen. Das muß künftig auch auf der anderen Seite geschehen.

Die Lage ist doch nicht so, daß auf der Gegenseite nur Nacht und Finsternis, Lug und Trug ist, während im protestantischen Lager Alles Licht und Sonnenschein, Recht und Wahrheit wäre. Darum würde man gut tun, da überall nachzugeben, mit sich reden zu lassen und zu verhandeln, wo solches unbeschadet des Rechtes der eigenen Stellung möglich ist. Auf diesem Weg käme man weiter als mit geflissentlichem Sichsperren und mit ostentativer Ablehnung. Der Katholizismus hat nun einmal eine andere Eigenart, welche die Protestanten respektieren könnten, ohne deshalb ihren Prinzipien etwas zu vergeben."

Dieses Friedensvögelein hat noch recht viele falsche Töne in seiner Sangeskehle, denn in dem fraglichen Artikel findet sich eine ganze Fülle unrichtiger Anschauungen, die für die katholische Kirche und uns Katholiken zum Teil recht schwer kränkend sind, so daß man sich baß wundern muß, wie der Verfasser sich trotzdem zu obigen Ausführungen durchringt, zumal er selbst Mitglied des Evangelischen Bundes war. Welchen Lohn erhält er von der eigenen Seite? In der „Kreuzzeitung" hat der nämliche Herr, Pfarrer Schiller in Nürnberg, ähnliche Ausführungen veröffentlicht, und dafür wird er in einer Ausschußsitzung des Hauptvereins des Evangelischen Bundes in Bayern gehörig gerüffelt, und der erste Vorsitzende, der Vater des Wunsches, „daß der Furor protestanticus hindurchführe durch unser Bayerland", der sattsam bekannte Herr Pfarrer Fikentscher-Fürth, zog gegen ihn scharf zu Feld. Gleichzeitig erfahren wir aus dem „Leipziger Tageblatt" die Friedensbedingungen, die auf nichts Geringeres hinausgehen als darauf, daß wir verschiedene Glaubenssätze aufzugeben haben, nicht mehr behaupten dürfen, daß die katho-

liſche Kirche die wahre ſei, und die Reformation als „Gotteswerk" anerkennen müſſen.

Und trotzdem konfeſſioneller Friede? Ja, sperare contra spem, wir halten es trotzdem für möglich, daß der „Zugang" zu demſelben eröffnet werde. Wie? Muten wir irgend jemand zu, ſeine religiöſe Ueberzeugung aufzugeben? Mit nichten. Auch der religiöſen Verflachung und Gleichgültigkeit ſei unter gar keinen Umſtänden das Wort geredet. Die dogmatiſchen Gegenſätze beſtehen; muß denn aber ſtets das Trennende betont, könnte nicht auch das die beiden großen chriſtlichen Konfeſſionen Einigende mehr und mehr in den Vordergrund gerückt werden?

Ein Schriftſteller, der nicht auf unſerem Boden ſteht, aber in der Beurteilung katholiſcher Dinge wohltuend ſich auszeichnet durch das Maßvolle ſeines Urteils, gab mir auf die Frage, wie er dazu komme, die bezeichnende Antwort: Ich habe angefangen mit dem katholiſchen Katechismus. Dürfte man nicht verlangen, daß auch jene, welche über und noch mehr gegen katholiſche Lehren und Einrichtungen in Wort und Schrift polemiſieren, dieſelben zuerſt auch wirklich aus den Quellen kennen zu lernen trachten, ehe ſie den Stab darüber brechen und ſie dem Geſpötte preisgeben? Wäre es nicht angezeigter, konfeſſionelle Polemik der Tagespreſſe zu entziehen? Und dann, muß denn die Polemik ſtets mit Paprika verſetzt ſein und mit dem Hautgout abgeſtandener Lügen und unwahrer Behauptungen? Darf man ſich denn wundern, daß dadurch die Erbitterung nur noch größer wird, und wenn man dem Katholiken fortgeſetzt die „ſchlechten Päpſte" unter die Naſe hält, er endlich auch Luthers „Käthe" vorſtellt und deſſen „unbezahlte Rechnungen" auflegt.

Die „Kreuzzeitung" ſchreibt einmal (Nr. 605, 1903): „... Aber bei uns gehört nun einmal die katholiſche Kirche in gleicher Weiſe wie die evangeliſche zu den durch Geſetz und Verfaſſung vor den übrigen in gleicher Weiſe ausgezeichneten Religionsgeſellſchaften. Da können wir uns nicht einem dauernden Kriegszuſtande des Staates und ſeiner eigenen evangeliſchen Untertanen mit der katholiſchen Kirche und ſeinen katholiſchen Untertanen ausſetzen." Mögen ſich das die Friedensſtörer von drüben geſagt ſein laſſen. Wir wollen keine Vorrechte, aber wir wollen unſer verfaſſungsmäßiges Recht, und inſolange uns dieſes vorzuenthalten verſucht wird, inſolange wir nur geduldet ſein ſollen, dort wo wir als vollbürtige Söhne in Ruhe zu wohnen gleichberechtigt ſind, inſolange werden wir uns wehren mit allen erlaubten Mitteln gegenüber jeglicher Anmaßung und ziehen den Kampf gegen die Arroganz dem Kirchhofsfrieden vor, den Kampf auch gegenüber einem Bunde, dem die „Konſervative Korreſpondenz" beſcheinigt, daß „er ſich in der letzten Zeit" hat „angelegen ſein laſſen, den konfeſſionellen Zwieſpalt zu ſchüren".

Mit Bezug auf eine Oper von Meyerbeer hat einſt ein preußiſcher König geſagt: „Die Katholiken und die Proteſtanten ſchlagen einander die Köpfe ab, und der Jude macht die Muſik dazu."

Die angebliche Nichtigkeit des neuen Jeſuitengeſetzes vom 8. März 1904.

Von

Wilhelm Burger, Kgl. Poſtaſſeſſor in München.

Neben dem wiederholt gefaßten Beſchluß auf Aufhebung des ganzen ſogenannten Jeſuitengeſetzes vom 4. Juli 1872 hat der Reichstag mehrmals mit großer Majorität einen Antrag angenommen, welcher ſich auf Beſeitigung des § 2 des Jeſuitengeſetzes beſchränkte. Zuletzt hat der Reichstag am 1. Februar 1899 den Entwurf eines Geſetzes, betreffend die Aufhebung des Geſetzes über den Orden der Geſellſchaft Jeſu vom 4. Juli 1872, ſowie den Entwurf eines Geſetzes, betreffend die Aufhebung des § 2 dieſes Geſetzes beſchloſſen. Am 28. Januar 1902, alſo nach Verlauf von etwa drei Jahren, gab Graf Poſadowsky in Stellvertretung des Reichskanzlers gegenüber der Interpellation des Grafen Hompeſch und Genoſſen, ob zu den Beſchlüſſen des Reichstags vom 1. Februar 1899 noch immer kein Bundesratsbeſchluß gefaßt ſei, der Erwartung Ausdruck, daß ſich die verbündeten Regierungen noch im Laufe der Seſſion ſchlüſſig machen werden. Am 11. Juni 1902 wurde der Reichstag vertagt auf 14. Oktober 1902. In der Reichstagsſitzung vom 3. Februar 1903 endlich, alſo wieder ein Jahr ſpäter, erklärte der Reichskanzler Graf Bülow ſelbſt, daß die Aufhebung des ganzen Jeſuitengeſetzes wohl nicht die Zuſtimmung der verbündeten Regierungen finden werde, daß aber jedenfalls die preußiſchen Stimmen im Bundesrat für die Aufhebung des § 2 des Jeſuitengeſetzes abgegeben würden. Der Reichstag wurde am 30. April 1903 geſchloſſen. So ging denn die Reichstagsſeſſion und ebenſo auch die Legislaturperiode vorüber, ohne daß ein bezüglicher Bundesratsbeſchluß erfolgt wäre. Am 3. Dezember 1903 wurde der neue Reichstag eröffnet. In ſeiner Sitzung vom 8. März 1904 hat endlich der Bundesrat, ohne daß der neue Reichstag inzwiſchen nochmals zur Sache Stellung genommen hatte, dem vom Reichstag am 1. Februar 1899 beſchloſſenen Geſetzentwurf, betreffend die Aufhebung des § 2 des Jeſuitengeſetzes ſeine Zuſtimmung gegeben. Damit iſt eine illiberale Ausnahmebeſtimmung gefallen, die ſeit mehreren Jahrzehnten keine praktiſche Anwendung mehr gefunden hatte, aber weiteſte Kreiſe in ihren Empfindungen ſchwer zu verletzen geeignet war, eine Auffaſſung, welche von allen hervorragenden Reichstagsmitgliedern ohne Rückſicht auf konfeſſionelle und politiſche Angehörigkeit geteilt worden iſt und in überwältigenden Mehrheitsbeſchlüſſen des Reichstags beredten Ausdruck gefunden hat.

Es ſind nun, und zwar wie verlautet, ſchon bei der Beratung im Bundesrat, rechtliche Bedenken erhoben worden, ob es angängig ſei, daß der Bundesrat einen bereits von dem früheren Reichstage gefaßten Beſchluß ſanktioniere, noch dazu zu einer Zeit, wo der neue Reichstag ſchon verſammelt iſt. Dieſe Frage ſoll hier nähere Erörterung finden, allgemeiner gefaßt, die Frage, bis zu welchem Zeitpunkt der Bundesrat einem Geſetzentwurf, der vom Reichstage beſchloſſen worden iſt, ſeine Sanktion erteilen müſſe, ſofern er überhaupt gewillt iſt dieſen Entwurf zum Geſetz zu erheben. Mit der Sanktion des neuen Jeſuitengeſetzes durch den Bundesrat am 8. März d. J. iſt dieſe Frage, die bisher wenig Beachtung gefunden hat, in den Vordergrund des Intereſſes getreten und hat auch in der Tagespreſſe bereits Erörterung gefunden. Die in Berlin erſcheinende Nationalzeitung hat in ihrer Nr. 180 neben ihrer eigenen Anſchauung, welche dahin geht, daß gegen das Verfahren des Bundesrates keine rechtlichen Bedenken beſtehen, die Anſicht einiger Staatsrechtslehrer — Kahl, Laband, Martitz — wiedergegeben und in Nr. 186 einer Zuſchrift Bindings, in Nr. 195 einer ſolchen Bornhaks Raum gewährt. Kahl und Laband halten das Verfahren des Bundesrates als im Einklang mit der Reichsverfaſſung ſtehend; Martitz beſchränkt ſich darauf, die Publikation des ohne nochmalige Vorlage an den Reichstag zuſtande gekommenen Geſetzes als ein Unding zu bezeichnen. Binding und Bornhak ſprechen ſich für die Nichtigkeit des Geſetzes vom 8. März aus. Gegenüber den objektiv gehaltenen Ausführungen Bornhaks ſind diejenigen Bindings ſo wenig ſachlich gehalten, — Ausfälle gegen Regierung und Zentrum müſſen die Gründe erſetzen — daß ſie von parteipolitiſchem Haß diktiert erſcheinen. Es wird mehrfach Gelegenheit ſein, auf die Ausführungen Bornhaks und Bindings im einzelnen zurückzukommen.

Es iſt vielleicht von Intereſſe, vor dem näheren Eingehen auf das Reichsſtaatsrecht zu prüfen, wie ſich das bayeriſche Staatsrecht zu der aufgeworfenen Frage ſtellt, alſo zu prüfen, bis zu welchem Zeitpunkt der König von Bayern den betreffenden Kammerbeſchlüſſen ſpäteſtens ſeine Sanktion erteilen kann. § 29 des „Von dem Wirkungskreiſe der Ständeverſammlung" überſchriebenen Titels VII der Verfaſſungsurkunde des Königreichs Bayern vom 26. Mai 1818 lautete urſprünglich: „Die Königliche Entſchließung auf die Anträge der Reichsſtände erfolgt nicht einzeln, ſondern auf alle verhandelten Gegenſtände zugleich bei dem Schluſſe der Verſammlung". An die Stelle dieſes § 29 iſt jedoch Art. 40 des Geſetzes vom 19. Januar 1872, den Geſchäftsgang des Landtags betr. getreten: „Der König erteilt oder verweigert den Geſetzentwürfen, welche die Zuſtimmung beider Kammern erhalten haben, ſeine Sanktion entweder ſogleich nach der Vorlage eines jeden einzelnen Geſamtbeſchluſſes oder ſpäteſtens beim Schluſſe der Verſammlung im Landtagsabſchiede; daſſelbe geſchieht hinſichtlich der Beſcheidung der von den Kammern geſtellten Anträge." Dazu kommt noch Artikel 7 des Geſetzes vom 4. Juni 1848, betr. die ſtändiſche Initiative, ein Geſetz, welches das nach Titel X § 7 der bayeriſchen Verfaſſungsurkunde dem König bis dahin ausſchließend zuſtehende Recht, Abänderungen in den Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde in Vorſchlag zu bringen, in Anſehung eines Teiles des Verfaſſungsrechts — nämlich der in den Titeln IV, VII, VIII und X § 1—6 der Verfaſſungsurkunde enthaltenen Beſtimmungen und der hierauf bezugnehmenden Verfaſſungsbeilagen und Geſetze — unter gewiſſen, ſehr erſchwerenden Formen auch den Kammern einräumt; Verfaſſungsinitiative des Landtags möchte ich dieſes Recht der Kammern kurz nennen. Der Artikel 7 des beſagten Geſetzes lautet: „Dem König bleibt das Recht vorbehalten, ſeine definitive Entſchließung über die alſo — d. h. auf Grund der oben geſchilderten Verfaſſungsinitiative des Landtags — gefaßten Geſamtbeſchlüſſe auf ein Jahr zu vertagen." Das bayeriſche Recht ſpricht ſich alſo mit aller Klarheit dahin aus, daß die Sanktion der Geſetzentwürfe, gleichviel, ob es ſich um Regierungsvorlagen oder um Initiativanträge (ausgenommen die Verfaſſungsinitiative) des Landtags handelt, ſpäteſtens

im Landtagsabschied erfolgen müsse; nur bei Anträgen der Kammern auf Aenderung der Verfassung, also bei der sogenannten Verfassungsinitiative des Landtags, kann die Königliche Sanktion auch nach dem Landtagsabschied erfolgen und zwar bis zum Ablauf eines Jahres nach dem Landtagsabschied. Professor Binding behandelt in seinem oben erwähnten Artikel in Kürze auch das bayerische Recht und sagt wörtlich: „In Bayern hat der König spätestens beim Schlusse des Landtags im Landtagsabschied seine Genehmigung zu erteilen; geht aber der Gesetzentwurf aus der Initiative der Kammer hervor, so ist ihm als Deliberationsfrist ein volles Jahr gegeben." Was Binding da „lehrt", ist nach dem oben ausgeführten offensichtlich falsch.

Nicht so einfach wie nach bayerischem Recht ist die Beantwortung der Frage nach Reichsrecht. Das Reichsrecht enthält keine ausdrückliche Bestimmung über einen Zeitpunkt, bis zu welchem die Sanktion bezw. Publikation eines Gesetzes dem bezüglichen Reichstagsbeschlusse nachfolgen müsse, weshalb der Bundesrat, um ganz sicher zu gehen, wie verlautet, neben den Ausführungen des Reichsjustizamtes auch noch ein Gutachten von Professor Laband erholte.

In der Theorie bestehen vornehmlich drei Ansichten. Die eine zuerst von Laband vertretene, aber nunmehr gerade von Laband selbst aufgegebene Ansicht, der sich Schulze, Rönne und andere angeschlossen haben, besagt, um die eigenen Worte Labands (Staatsrecht des Deutschen Reichs, 3. Aufl. 1895, Bd. I S. 539) anzuführen: „Der gesamte Gesetzgebungsakt von der Einbringung des Entwurfs im Reichstage bis zur Verkündigung der ausgefertigten Gesetzesurkunde im Reichsgesetzblatt muß nach einer allgemeinen Uebung, die sich zu einem wirklichen konstitutionellen Gewohnheitsrecht gestaltet hat, beendet sein, bevor der Reichstag zu einer neuen Session zusammentritt." G. Meyer (Lehrbuch des deutschen Staatsrechts § 163 Anm. 19) verlangt Sanktion und Verkündigung spätestens bis zum Beginn einer neuen Wahlperiode. Ihm hat sich u. a. Rosin angeschlossen, auch Binding ist hierher zu rechnen. Die dritte Ansicht ist von Seydel begründet. Seydel (Kommentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich, 2. Aufl. 1897, S. 117 ff.) steht auf dem Standpunkt, daß für die Sanktion des Bundesrats eine zeitliche Schranke rechtlich nicht existiert. Dieser Ansicht und den guten Gründen Seydels hat sich in der 4. Auflage seines Staatsrechts von 1901 (Bd. II S. 55 unter Ziff. VI) auch Laband angeschlossen, indem er sich damit begnügt, seine frühere Ansicht zu registrieren und dabei zu bemerken: „Ich habe mich aber überzeugt, daß für das Recht des Deutschen Reichs ein solches Gewohnheitsrecht" — daß nämlich der gesamte Gesetzgebungsakt bis zum Beginn einer neuen Reichstagssession beendigt sein müsse — „nicht nachweisbar ist." Gerade diese Adoptierung der Seydelschen Auffassung durch Laband ist sehr bedeutsam, nicht nur weil nunmehr die beiden hervorragendsten Staatsrechtslehrer, Laband und Seydel, der gleichen Meinung sind, daß für die Beschlußfassung im Bundesrat rechtlich keine zeitliche Schranke besteht, sondern vor allem auch um deswillen, weil Laband, der geradezu als Begründer und bester Verfechter der prinzipiell entgegengesetzten Auffassung zu betrachten ist, sich nunmehr zu der Seydelschen Lehre bekannt hat, und das in einem Zeitpunkt, — 1901 oder früher — wo die Frage eine rein theoretische Bedeutung hatte. Der eigentümliche Vorwurf Bindings: „Bei Laband als Gutachter über konkrete Erscheinungen des privaten wie öffentlichen Rechts vermissen wir nicht selten das nötige Maß von Objektivität" ist hiernach ganz und gar nicht am Platze. Entweder hat Binding es nicht einmal der Mühe wert gefunden die neueste Auflage von Labands Staatsrecht von 1901 nachzusehen, dann ist das recht wenig wissenschaftlich gearbeitet, oder Binding kennt die Auflage von 1901, dann ist der Vorwurf erst recht eigentümlich, zumal wenn er von einer Seite kommt, deren Subjektivität sozusagen in jeder Zeile ungescheut zutage tritt.

Wenn wir nunmehr die deutsche Reichsverfassung vom 16. April 1871 zur Hand nehmen, so finden sich die einschlägigen Bestimmungen in den Artikeln 5 Absatz I, 2 und 17. Artikel 2 und 17 werden erst später Erörterung finden. Artikel 5 Abs. I lautet: „Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrat und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetze erforderlich und ausreichend." Weder in diesem Artikel noch irgendwo anders ist gesagt, daß die Sanktion des Bundesrates bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erfolgt sein müsse oder daß es bei Ablauf einer gewissen Zeit oder bei Eintritt einer gewissen Tatsache eines neuen Reichstagsbeschlusses bedürfe. Im Gegenteil, der eben zitierte Art. 5 sagt deutlich und zweifelsfrei, daß es nur eines Mehrheitsbeschlusses des Reichstages bedürfe, um damit die Grundlage für die in einem späteren Zeitpunkte nachfolgende Sanktion durch den Bundesrat abzugeben.

Da man nun in der Verfassung ebensowenig wie irgendwo anders eine Bestimmung finden kann, welche die Sanktion des Bundesrats zeitlich begrenzt, so führt man „die Natur der Sache", „den Geist der Verfassung" ins Feld, Phrasen, welche immer dann gerne gebraucht werden, wenn man keine Gründe hat bzw. unangenehme Konsequenzen aus dem Wege schaffen möchte. Nun kommen aber diejenigen, welche eine zeitliche Grenze für die Sanktion des Bundesrats annehmen wollen, in eine fatale Situation. Die Schwierigkeit beruht nämlich, da keine positive Bestimmung besteht, darin, wo die Grenze zu ziehen ist. Da hilft nur ein kühner Sprung, indem man willkürlich einen Punkt herausgreift und als Grenze festsetzt. Hat man die Natur der Sache und den Geist der Verfassung schon gebraucht, um zu begründen, daß überhaupt eine zeitliche Grenze existiere, so braucht man eben diese Natur der Sache schon wieder, um die behauptete Grenze näher zu bestimmen und festzusetzen. Dabei erklärt man zum besseren Beweis des gefundenen Ergebnisses kühn, das müsse so sein, das könne nicht anders sich verhalten. Nun sagen die einen, wie wir oben gesehen haben, mit dem Schluß der Session müsse die Sanktion durch den Bundesrat und die Verkündigung im Reichsgesetzblatt bereits erfolgt sein. Andere sagen, die Grenze sei in dem Augenblick gegeben, wo ein neuer Reichstag zusammengetreten ist; in diesem Augenblick müsse Sanktion und Verkündigung spätestens erfolgt sein. Auch diese Meinung haben wir oben bereits kennen gelernt. Wer hat da recht? Ich vermöchte das nicht zu entscheiden. Mit Hilfe der Natur der Sache und Zitation des Geistes der Verfassung kann man vielmehr wohl ebensogut behaupten, mit gleich guten Gründen und gleich gutem Recht, Sanktion und Verkündigung müsse erfolgt sein — bis zum Beginn einer neuen Session, oder — bis zur Schließung des Reichstags, oder — bis zum Ablauf der Legislaturperiode, oder — bis zum Tag der allgemeinen Reichstagswahlen, oder — bis zum Tag der Einberufung des neuen Reichstags. Das sind also im ganzen sieben Möglichkeiten. Es kann aber jemand, und gewiß nicht mit Unrecht, behaupten, das Wesentliche ist die Sanktion durch den Bundesrat. Ist diese einmal erfolgt, so muß die Verkündigung im Reichsgesetzblatt durch den Kaiser unbedingt nachfolgen, weshalb es nur auf den Zeitpunkt der Sanktion, nicht auf den der Verkündigung ankomme. Nur die Sanktion müsse, um einen der obigen sieben Fälle herauszugreifen, bis zum Beginn der neuen Session gegeben sein; dann sei das Gesetz verfassungsmäßig zustande gekommen. So können sich wiederum sieben verschiedene Meinungen bilden, so daß sich auf die Natur der Sache unschwer vierzehn verschiedene Ansichten stützen könnten. Dahin kommt man mit der Natur der Sache, mit dem Geist der Verfassung. (Schluß folgt.)



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Zum Feste will man sich freuen; man pickt also aus den Ereignissen das Günstige heraus. Von den heurigen politischen Ostereiern gefällt mir am besten der Friedensstand in Europa. Die kriegerische Kraftprobe in Hinterasien zieht sich in die Länge, und wenn die Langwierigkeit des Krieges den beteiligten Völkern die Lasten vermehrt, so lindert sie doch die Sorgen der vorläufig unbeteiligten. Wir sehen immer mehr, daß niemand Lust hat, sich einzumischen, weder der Erbfeind Rußlands zugunsten der Japaner, noch der sonst so pathetische Verbündete zugunsten Rußlands. Solange die Gefahr eines europäischen Konfliktes fern bleibt, hält der Durchschnittsphilister an der nicht sehr christlichen, aber menschlich begreiflichen Ansicht fest: Ein Aderlaß schadet weder dem brutalen Rußland, noch dem eitlen Japan!

Die Hoffnung, daß Europa ruhig bleibe, ist zweifellos verstärkt worden durch die Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Könige von Italien. Anscheinend ergab sich das alles ganz zufällig und sozusagen von selbst. Die laute und kräftige Bekundung des Dreibundes gewinnt aber eine besondere Bedeutung angesichts der bevorstehenden Romfahrt des Präsidenten von Frankreich. Nicht als Widerspruch oder Hindernis gegenüber der französisch-italienischen Freundschaft, aber als tatsächliche Berichtigung und als Gegengewicht gegen die übertriebenen Hoffnungen und Spekulationen von Deutschenhassern hüben und drüben. Der Dreibund besteht und auch der italienische Staat bleibt in dem alten Verhältnisse zu Deutschland, wenn auch die Crispische Spannung zwischen den beiden romanischen Völkern aufhört und Frankreich mit Italien freundnachbarliche Küsse austauscht.

Der europäische Friede und die Sicherheit Deutschlands wären freilich nicht übermäßig fest begründet, wenn sie von der jeweiligen Stimmung und Willensmeinung der in Italien herrschenden Parteien abhingen. Wir halten Italien nicht für unentbehrlich, aber unter den obwaltenden Verhältnissen für einen schätzbaren Verbündeten der politischen Eheleute Deutschland-Oesterreich. Der Uebergang Italiens von der Dreibund- nach der Zweibundseite könnte trotz der bescheidenen Aktionsfähigkeit des Apenninenstaates doch an gefährlichen Stellen den Größenwahn wecken und eine à Berlin-Strömung auslösen. Als der längst geborene Zweibund seine diplomatische Tauffeier gehalten, sprach bekanntlich der damalige Reichskanzler Caprivi zu Osnabrück das vielkritisierte Wort von der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts. Etwas Wahres war doch daran. Mag das objektive Gleichgewicht auch vorher nicht gestört gewesen sein, so hat doch seitdem das subjektive Gleichgewicht seine beruhigende Wirkung geäußert, die Furcht oder Eifersucht gegenüber dem Dreibunde hat bei den nervösen Franzosen und Russen nachgelassen. Was für uns von vornherein klar und sicher war, daß nämlich der Dreibund friedlich sei, haben unsere Nachbarn erst im Laufe des letzten Dutzend von Jahren nach und nach begreifen und glauben gelernt. Die Wandlung in den Geistern erkennt man besonders aus der Tatsache, daß neuerdings die systematische Verdächtigung der deutschen Friedlichkeit weniger von Paris oder Petersburg aus, als vielmehr von der gelben Presse Nordamerikas und den englischen Jingos betrieben wird.

Die Physik unterscheidet zwischen labilem und stabilem Gleichgewicht. Auch in der schönsten Osterstimmung kann man nicht behaupten, daß die europäische Friedenssicherheit stabil sei. Aber ist dieser ideale Zustand überhaupt in der Weltgeschichte erhört? Wenn wir tatsächlich seit 33 Jahren des Friedens uns erfreuen, so können wir immer schon dankbar sein. Es fehlt uns nicht gar zu viel mehr von der großen Friedenspause nach den Freiheitskriegen, um die wir unsere biedermännischen Vorfahren so oft beneidet haben.

Die bundesbrüderliche Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem König Viktor Emanuel gewinnt noch einen besonderen Beigeschmack durch den unverständigen Vorstoß auf das hochpolitische Gebiet, den sich unsere Kulturkämpfer in ihrer Verzweiflung am Grabe des § 2 des Jesuitengesetzes geleistet haben. Herr v. Eynern focht mit dem „ungeweihten Degen" seines blinden Eifers gegen den Grafen Bülow für die angeblich gefährdete Freundschaft mit Italien. Für die nationale Selbsterniedrigung, die in der Anschauung liegt, daß Deutschland nach der Laune der italienischen Papstfeinde einen Teil seiner Bürger der Freizügigkeit berauben müsse, haben diese Erbpächter des „deutschen Nationalbewußtseins" keinen Sinn. Aber sie hätten sich wenigstens sagen sollen, daß die hohe Politik Glatteis ist, das man nicht leichtsinnig betreten darf. Auf die rednerische Abfuhr des nationalliberalen Vorkämpfers ist jetzt noch die tatsächliche gefolgt in der herzlichen Monarchenbegegnung.

Wer nicht ganz an dem oberflächlichen Firnis haftet, muß übrigens längst wissen, daß den weltlichen Machthabern in Italien nichts daran liegen kann, Deutschland in den Kulturkampf zu treiben. Im Gegenteil, sie würden es gewiß gern sehen, wenn der Deutsche Kaiser seine guten Beziehungen zum Heiligen Stuhle benutzen würde, um einen Ausgleich zwischen Vatikan und Quirinal anzubahnen. Es wird auch dem König Viktor Emanuel gar nicht unangenehm gewesen sein, daß Kaiser Wilhelm den Aufenthalt in Italien mit Takt und Geschick auch zu einer Aufmerksamkeit nach der kirchlichen Seite hin benutzte, indem er den Erzabt Krug von Monte-Cassino zu sich lud. Die Zeitungspolitiker, die in diesem Herrn schon den künftigen Nuntius von Berlin erblicken, treiben allerdings etwas verwegene Zukunftsmusik. Die Frage der Berliner Nuntiatur hat ihre ganz besonderen Schwierigkeiten; sonst hätte Fürst Bismarck sie schon gelöst, dessen kirchenpolitisches Spiel mehr als einmal auf einen derartigen Schachzug sich zu entwickeln schien.

Der Dreibund wurde früher von Franzosen und Französlingen — auch von solchen in Rom — oft als eine papst- und kirchenfeindliche Assekuranz des Raubes am Kirchenstaat hingestellt, während die Verteidigung des Hl. Stuhles den künftigen gesta Dei per Francos vorbehalten sein sollte. Jetzt aber steht der Deutsche Kaiser bei dem Besuch, der eine kräftige Bekundung des Dreibundes bildet, in den freundlichsten Beziehungen zu den kirchlichen Autoritäten, wogegen der Präsident der Französischen Republik bei seinem Besuche in Rom sich in den schärfsten formellen und materiellen Gegensatz zum Hl. Stuhle stellt. Hier — im verlästerten Deutschland — Aufhebung des § 2, konfessionelle Volksschulen und Zulassung der Marianischen Kongregation, dort — in dem gelobten Frankreich — ein Vernichtungskampf gegen die Orden und die ganze christliche Erziehung. — Inzwischen scheinen die treuen Katholiken in Frankreich immer noch auf ein Wunder zu warten, statt das Exempel der Selbsthilfe nachzuahmen, das ihnen die deutschen Katholiken gegeben.

Das „Kochen der protestantischen Volksseele", das nach der Versicherung der glatt- und der rauhgescheitelten Kulturkämpfer nach Aufhebung des § 2 in Deutschland herrschen soll, wäre ein lohnendes Studienobjekt für einen Volkspsychiater. Es ist kein elementares Meeresbrausen, sondern ein Flußwellenbad mit Maschinenbetrieb. Als Patrioten müssen wir jede unfriedliche Regung im Volksleben bedauern; aber von unserem Parteistandpunkte können wir sagen: Wenn das Fieber des Katholikenhasses sich mal austoben mußte, dann ist dieser Anlaß und diese Art für unsere Sache am vorteilhaftesten. Die „Begeisterung" deutscher Männer für einen so miserablen Büttelparagraphen, wie den abgetanen § 2, kann niemals die Triebkraft für einen neuen Kulturkampf werden. Die Sache muß auf einen moralischen Katzenjammer hinauslaufen. Begründet ist freilich der Aerger der Romhasser, daß der neue Kirchenausschuß, der gerade als Sturmbock gegen Rom gedacht war, sofort bei seiner ersten Aktion eine regelrechte Schlappe erlitten hat. Wir möchten nur bitten, diese Niederlage nicht uns, sondern dem eigenen Unverstand zuzuschreiben. Warum wußte das neugeschaffene Haupt des deutschen Protestantismus nichts Gescheiteres zu tun, als sich ins Zeug zu legen für einen bereits gerichteten Verfolgungsparagraphen, der einzelne Mitglieder einer anderen Konfession ohne Urteil und Recht den Vagabunden und Ex-Zuchthäuslern gleichstellt!

Der Zorn macht offenherzig. Jetzt verkünden die Rufer im Streit, sie würden mit aller Macht die römische Kirche selbst angreifen und eine „Los von Rom"-Bewegung in Deutschland in Szene setzen. Diese Ankündigung schreckt uns nicht; denn in dieser Hinsicht haben die Herren schon getan, was sie konnten. Die Offenherzigkeit wirkt aber klärend und für die besseren Elemente abschreckend.

Und sicherlich wird angesichts der Tollheiten, die jetzt die Kulturkämpfer treiben, in den höheren Regionen sich nun erst recht die Ueberzeugung festsetzen: mit dieser Gesellschaft von Fanatikern und Heulweibern ist nicht zu regieren! —

Auch in der Feststimmung darf man das Unangenehme nicht ganz verschweigen. Daß die beiden Berliner Parlamente in die Osterferien gegangen sind, ohne den Etat rechtzeitig erledigen zu können, ist ein schlechtes Zeichen für den Gesundheitszustand unseres Parlamentarismus. In Oesterreich sieht es noch schlimmer aus. Der moderne Parlamentarismus droht in langsamem Selbstmord unterzugehen. Nur das derzeitig schlechteste aller kontinentalen Parlamente, das französische mit seinem kirchenfeindlichen „Block", scheint gegen die akuten und chronischen Gefahren der Obstruktion gefeit zu sein. Es ist der dortigen Opposition, obschon sie fast die Hälfte der Kammer umfaßt, nicht einmal gelungen, das Aechtungsgesetz gegen die Lehrorden bis nach der drohenden Ministerkrisis hinauszuziehen.

⁂

Die Reichsfinanzen und deren Reform.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages.

Fortsetzung. (Vgl. S. 5 u. 6.)

Die beim Uebergang zum Schutzzollsystem im Jahre 1879 vorgenommene Erhöhung bezw. Neueinführung einer ganzen Reihe von landwirtschaftlichen und industriellen Zöllen ließ ein erhebliches Anwachsen der Reichseinnahmen voraussehen, und es stand zu erwarten, daß damit die „konstitutionelle Garantie" des beweglichen Faktors, nämlich die Zuschußpflicht der Einzelstaaten, in Wegfall kommen und so die Einrichtung der Matrikularbeiträge, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich in ihrer Wirkung beseitigt würde. Die Wahrung des Einnahmebewilligungsrechtes des Reichstags und Bundesrats war aber nicht das alleinige Motiv zur Aufrechterhaltung der Matrikularbeiträge, man wollte dieselben vielmehr als einen Ausfluß des föderativen Charakters des Reiches auch in Zukunft nicht missen. Besonders aus dieser letzteren Erwägung heraus gelangte die Mehrheit des Reichstags zur Ablehnung des damals von dem nationalliberalen Abgeordneten von Bennigsen gestellten Antrags auf jährliche Bewilligung der Zölle bezw. Abgaben auf Kaffee und Salz, welcher zwar einen beweglichen Faktor neu einführen, aber die Matrikularbeiträge aufgehoben wissen wollte. Es gelangte vielmehr die sog. lex Franckenstein (Franckensteinsche Klausel) zur Annahme, welche bestimmte, daß der Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer (der sog. Ueberweisungssteuern), welcher die Summe von 130 Millionen (den etwas erhöhten Durchschnitt der in den letzten drei Jahren vor 1879 aus diesen Gefällen erzielten Einnahme) in einem Jahre übersteige, den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung zu überweisen ist. Zu diesen Ueberweisungssteuern kamen durch spätere Gesetze noch hinzu die Reichsstempelabgaben (mit Ausnahme des Spielkartenstempels und des Wechselstempels) und die Branntweinverbrauchsabgabe. Durch das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 wurden diese Bestimmungen ausdrücklich in Wirksamkeit erhalten, „bis darüber durch besonderes Gesetz anderweit bestimmt wird".

In finanztechnischer Hinsicht wurde durch die Franckensteinsche Klausel der bestehende Zustand in der Richtung geändert, daß die Ueberweisungssteuern nicht mehr, wie früher, in ihrem gesamten Betrage, sondern nur mit 130 Millionen bezw. nach späteren Spezialgesetzen (die sog. leges Lieber) für einzelne Jahre mit einer etwas höheren Summe dem Reiche verbleiben, der etatsmäßige Mehrertrag aber im Reichshaushalt als „Ueberweisungen an die Bundesstaaten" in Ausgabe gestellt und den Einzelstaaten auf die von ihnen zu zahlenden Matrikularbeiträge nach Kopfteilen in Anrechnung gebracht, bezw. soweit sich ein Plus ergibt, bar ausbezahlt wird. Setzt man in dem vorstehend gegebenen Beispiel einen Anfall an Ueberweisungssteuern von 40 Millionen, so stellt sich die Abrechnung wie folgt:

Ausgaben:		Einnahmen:	
ordentlicher Etat .	450 Mill.		390 Mill.
ab Einnahmen . .	350 „	ab Ueberweisungssteuern	40 „
verbleiben ungedeckte Ausgaben . . .	100 Mill.	verbleiben Einnahmen	350 Mill.

Hienach sind 100 Millionen von den Einzelstaaten aufzubringen, auf welche aber 40 Millionen Ueberweisungssteuern anzurechnen sind, so daß an ungedeckten Matrikularbeiträgen 60 Millionen verbleiben, wie oben. Wenn die Einnahmen hinter den ordentlichen Ausgaben zurückbleiben, ist also eine Wirkung der Franckensteinschen Klausel nicht direkt ersichtlich.

Eine solche Wirkung tritt aber sofort zutage, wenn die Einnahmen die ordentlichen Ausgaben überschreiten, wie folgendes Beispiel ergibt:

Ausgaben:		Einnahmen:	
ordentlicher Etat .	390 Mill.		450 Mill.
ab Einnahmen . .	410 „	ab Ueberweisungssteuern	40 „
verbleibt Ueberschuß	20 Mill.	verbleiben Einnahmen	410 Mill.

Diese Mehreinnahme von 20 Millionen verbliebe nach dem früheren Verfahren mit den angesetzten 40 Millionen Ueberweisungssteuern dem Reiche, nach der Franckensteinschen Klausel müßten diese 60 Millionen aber den Einzelstaaten hinausgegeben werden. Auf diese Weise wurden den letzteren im Jahre 1889/1890 nicht weniger als 139,8 Millionen überwiesen.

Aehnlich verhält es sich auch mit den Ueberschüssen, welche sich bei der definitiven Abrechnung gegenüber der etatsmäßigen Veranschlagung ergeben. Während nach Art. 70 der Verfassung die sämtlichen Ueberschüsse eines Jahres in ihrem vollen Umfange zur Deckung der Ausgaben späterer Jahre verwendet werden mußten, sind nunmehr diese Ueberschüsse aus den Ueberweisungssteuern den Einzelstaaten vorbehalten und damit der Verwendung für Zwecke des Reiches entzogen. Die durch das Schuldentilgungsgesetz vom Jahre 1903 in dieser Beziehung geschaffene Ausnahme muß später besprochen werden. Die Ueberschüsse aus den sogen. reichseigenen Einnahmen (Zuckersteuer, Salzsteuer, Brausteuer, Maischbottichsteuer 2c 2c.) verbleiben auch jetzt noch, wie diese Einnahmen selbst, dem Reiche und werden abzüglich allenfallsiger Mehrausgaben als „Ueberschüsse aus früheren Jahren" später in Einnahme gestellt.

Auf diese Weise sind den Einzelstaaten in den Jahren 1880—1904 aus den Ueberweisungssteuern rund 544 Millionen über die gedeckten Matrikularbeiträge hinaus zugeflossen und der Verfügung des Reiches entzogen worden. Allerdings gab es auch eine Reihe von Jahren, in welchen die Ueberweisungssteuern nicht hinreichten zur Deckung der rechnungsmäßigen Matrikularbeiträge und deshalb die Einzelstaaten gezwungen waren, das Minus aus eigener Tasche zu decken. Diese Notwendigkeit ergab sich aber nur dann, wenn die Finanzen des Reiches durch neue Anforderungen für Heer und Flotte in ganz besonderem Maße in Anspruch genommen wurden, wie in den Jahren 1893/1895 durch die Heeresvermehrung und von 1899 ab durch die erhebliche Verstärkung der Flotte. Selbstverständliche Folge dieser getrennten Behandlung der Ueberweisungssteuern ist, daß die Einzelstaaten auch für die Mindererträge aus denselben gegenüber der etatsmäßigen Veranschlagung eintreten müssen. Die Gesamtsumme an ungedeckten Matrikularbeiträgen, welche seit dem Jahre 1880 von den Einzelstaaten an das Reich gezahlt wurde, beläuft sich aber nur auf rund 197 Millionen, wobei für das Jahr 1904 die Ziffer des Etatsentwurfs (rund 24 Millionen) angesetzt ist. Es sind also dank der viel geschmähten Franckensteinschen Klausel an die Einzelstaaten vom Reich seit 1880 rund 347 Millionen ausbezahlt worden, welche ohne diese Gesetzesbestimmung dem Reiche verblieben wären und dort zweifellos auch neben den ohnedies aufgebrauchten Mitteln eine mehr oder minder wünschenswerte Verwendung gefunden hätten nach dem Erfahrungssatze, daß in allen großen Gemeinwesen bei Ueberschüssen ein Verwendungszweck leicht gefunden wird.

Döllinger im Jahre 1829 über die Feinde der Jesuiten.

Die folgende treffende Charakteristik der Gegner der Jesuiten veröffentlichte Döllinger in der „Eos, Münchener Blätter für Literatur und Kunst" vom 3. Juni 1829 (S. 355 ff.):

„Man kann in unseren Tagen an gewissen Orten und vor einem gewissen Publikum kaum mehr den Namen dieser weltberühmten Gesellschaft nennen, ohne sofort die tobende Leidenschaft der Menschen und ihren vollkommensten Abscheu rege zu machen; ja man fängt an, das Wort Jesuit als die beißendste Injurie zu gebrauchen, so daß, wenn man von einem Manne sagt, er sei ein Jesuit, oder von einem Grundsatz, einer Handlung, sie sei jesuitisch, man hiermit das Maximum der Verkehrtheit, der Tücke und Bosheit bezeichnet zu haben vermeint.

Was die Feinde des Ordens betrifft, so sind sie sehr verschiedener Art, und dürfen daher nicht, wie wohl mitunter geschehen, alle einander gleichgestellt werden. Die, welche sich am heftigsten gebärden, sind die erbitterten Feinde der positiv christlichen Religion und der Kirche, welche jetzt vorzüglich Frankreich und Deutschland mit atemlosen Geschrei erfüllen über die Umtriebe der Jesuiten, ihre älteren, neuen und neuesten Verbrechen und die Gefahren, mit welchen sie die Freiheiten der Völker und die Selbständigkeit der Regierungen bedrohen. In ihren Reihen erblickt man vor allen die treuen Zöglinge der Enzyklopädistenschule und der Revolution, die würdigen Nachfolger Voltaires und seiner Gesellen. Wie Voltaire und d'Alembert die Aufhebung des Ordens als den ersten, wichtigsten Schritt zur Realisierung ihres Wunsches: Ecrasez l'infame betrachteten, wie sie in dem Sturze des Ordens das sichere Zeichen von dem baldigen Sturz der ganzen Kirche sahen, so gilt auch der Grimm der heutigen Liberalen den Jesuiten nur insofern sie die tapfersten und gewandtesten Streiter für die von jenen so gehaßte Kirche sind oder es vielmehr ehemals waren.

In den Augen jedes vernünftigen Mannes und jedes wahren Christen muß dieser Grimm den Jesuiten zur größten Ehre gereichen, und Schreiber dieses vernahm noch vor kurzem aus dem Munde eines geistreichen Mannes die Versicherung, daß gerade das tobende Geschrei der Liberalen einen für die Jesuiten günstigen Eindruck auf ihn gemacht und ihn zur Ueberzeugung gebracht habe, daß die Sache einer Gesellschaft, welche solche Gegner habe und mit solchen

Waffen bekämpft werde, sicherlich eine gute sein müsse. In der Tat verhehlen es diese Leute kaum mehr, daß sie eigentlich unter einem Jesuiten jeden seiner Kirche eifrig ergebenen Katholiken, er sei Priester oder Laie, verstehen. Da nun die Deutschen schon seit lange her gewohnt sind, jede Torheit, welche jenseits des Rheins Mode wird, treulich nachzuäffen, und da der liberale Haß gegen die katholische Kirche und Religion auch unter uns die dominierende Gesinnung einer sehr zahlreichen Genossenschaft ist, so hat das Feldgeschrei der Partei in Frankreich auch in Deutschland vielfach befreundete Anklänge geweckt, das große jesuitische Treibjagen, welches der Buchhändler Nicolai nebst seinen Gesellen vor 50 Jahren zur allgemeinen Erbauung und Belustigung des protestantischen Publikums angestellt, wird nun zum zweiten Male aufgeführt, und zwar diesmal auch unter tätiger Teilnahme einer Anzahl geborener Katholiken, die, wenn es ihnen nur einigen Gewinn brächte, das Evangelium noch heute gegen den Islam vertauschen würden."

Rom und der Amerikanismus.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Eine der schmerzhaftesten Enttäuschungen, die der hochselige Papst Leo XIII. erlebt hat, war diejenige mit der **katholischen Universität von Amerika** (Washington). Von Anfang an gab es Intriguen, die den Bischof Spalding von Peoria vom Rektorate ausschlossen und dasselbe Msgr. Keane in den Schoß warfen. Mit ungewöhnlicher Reklame wurde das Unternehmen eingeleitet, ohne Sachkenntnis, dafür aber mit unverdeckter Feindseligkeit gegen treukatholische deutsche Professoren geleitet, um schließlich in scheinbar hoffnungslosem Zustande auf dem Strande des Geldmangels aufzulaufen. Der Rektor Keane wurde abgesetzt; sein Nachfolger Conaty ließ die Stelle im Stich, um sich eingehenderen lateinischen Studien zu widmen, und Msgr. Denys O'Connell versucht zurzeit als Rektor das festgefahrene Schiff wieder flott zu machen.

Die geistige Richtung des Universitätsunterrichtes ist die Heckersche; sie wird von St. Paul, Baltimore und Dubuque aus beschützt und verhätschelt. Was man an höherer theologischer Bildung bieten will, ist, wenn man von den Kollegien Hyvernats und allenfalls Shahens absieht, durchaus Mittelware, die niemanden anziehen kann. Der Besuch ist kläglich, denn es gibt fast so viele Professoren wie Studenten. Neuerdings mußte man wegen Mangels an Mitteln Knall und Fall über ein halbes Dutzend Dozenten entlassen. Eine jährliche Kirchenkollekte soll den Finanzen aufhelfen. Wenn man nun auch jedes Jahr 100 bis 150,000 Dollars gleich 400--600,000 Mark, wird erhalten können, so wird das an dem **Rufe** der Universität nichts ändern. Denn erst dann wird ein regerer Besuch eintreten, wenn die Universität den Weg eines verwaschenen Liberalismus verlassen und wirklich bedeutende Lehrkräfte wird angestellt haben, die mit beiden Füßen auf dem Programm wahrer Katholizität ohne Hintergedanken stehen.

Wie man in den letzten Jahren Leos XIII. über die Universität in Rom dachte, geht aus der Tatsache hervor, daß man über sie, selbst in amtlichen, öffentlichen Kundgebungen des Papstes, die sich auch mit dem Unterrichte befaßten, in eisiger Kälte einfach hinwegging; man nannte sie nicht einmal. Diese Negation von Wertschätzung hat seit dem 4. August 1903 keinerlei Aenderung erfahren. Amerikanismus ist kein Gegenstand, für den sich Pius X. erwärmen könnte. So lange das Breve **Testem benevolentiae** von der Universität als ein zu Unrecht ergangenes angesehen wird, darf die Universität nicht auf Beachtung oder Unterstützung von Rom aus rechnen. Wenn sie nicht ihren Frieden mit den deutschen Katholiken in den Vereinigten Staaten machen, d. h. offen und ehrlich machen will, ist an ein Aufblühen nicht zu denken. Vorbedingung dieses Friedens ist vollständigste Katholizität der Lehre „without any frills".

Der Geist Dantes.

Von

Dr. Luzian Pfleger.

Er weilt nicht bloß im Paradiese bei Beatrice. Er wandelt nicht bloß unsichtbar durch die düsteren Straßen des toten Ravenna. Er ist überall, wo edle Menschen wohnen. Ueberall, wo das Schöne und Hohe und Gute eine Heimstätte hat. Seit Jahrhunderten leuchtet sein Feuer durch die Geschichte der Menschheit. Das Feuer künstlerisch verklärten und im Leiden geprüften Christusglaubens. Es wäre ein würdiges Unterfangen und edlen Schweißes wert, nachzuweisen, was Dante nicht nur seiner näheren Zeit gewesen — das ist schon oft geschehen —, sondern wie er auf die ganze Zeit nach ihm eingewirkt; die Spuren zu verfolgen, die sein Triumphzug durch die Geistesgeschichte der gebildeten Völker hinterlassen hat. Die Riesengestalt des seltsamen Mannes, der nach einem Worte Lowells noch größer ist als der Dichter, beherrscht nicht nur die Menschen seiner Epoche. Zunächst war es weniger seine Person und sein Werk, die Fr. X. Kraus zu seinem glänzenden Dantebuch inspirierten: „Je mehr ich mich mit dem Studium des ausgehenden Mittelalters beschäftigte, desto mehr wurde mir klar, wie zahlreiche Fäden der neuen Zeit auf Dante zurückreichen." Und zahlreiche Fäden der neuesten Zeit. Auch das verflossene Jahrhundert ist ein Schuldner des großen Florentiners. Als der Anglogermane **Houston Steward Chamberlain** sein merkwürdiges, berühmt gewordenes Buch „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" schrieb, konnte er nicht an Dante vorbeikommen.

So wird uns der Titel einer eigenartigen und hochinteressanten Schrift verständlich, die Hermann Grauert zum Verfasser hat: Dante und Houston Steward Chamberlain. (Freiburg, Herder 1904, IX. u. 92 S.)

Wem es vergönnt war, den Münchener Historiker und begeisterten Danteverehrer in seinem Salon vor einer aufmerksam lauschenden Zuhörerschaft die ergreifendsten Szenen aus der Divina Commedia rezitieren zu hören, der würdigt die Wärme, mit der er hier seinen geliebten Dichter gegen die paradoxen Beschuldigungen Chamberlains in Schutz nimmt: Dante sei nicht christusgläubig gewesen! Dante, der nach seinem Biographen Kraus den Höhepunkt der christlichen Dichtung bedeutet!

Man kann es dem geistvollen deutsch-englischen Wagnerbiographen, dem Panegyriker des rassenreinen Germanentums, noch hingehen lassen, daß er in Dante, den er übrigens von seinem Standpunkt aus außerordentlich wertschätzt, einen Vertreter reinen Germanentums erblickt. Weniger schon, daß er ihn mit Luther in Parallele setzt. Dante und Luther! Kann man sich größere Gegensätze denken? Die verrückten Versuche Gabriele Rosettis, Dante als Gegner des Katholizismus hinzustellen, sind schon längst als gescheitert zu betrachten, und schwerer als die luftigen Behauptungen Chamberlains wiegen für uns die Schlußworte des Danteartikels in Haucks Realenzyklopädie für die protestantische Kirche: „Dante ist nicht bloß ein gut katholischer Dichter, sondern geradezu der Dichter des mittelaltrigen Katholizismus, den er in seiner edelsten Gestalt, aber auch mit seinen charakteristischen Schwächen und Schäden darstellt. . . . Fassen wir Dante inmitten seiner Welt und seines Zeitalters auf. Als Führer zur untrüglichen Wahrheit (!) kann er uns Kindern des 19. Jahrhunderts und dessen protestantisch kritischer Weltansicht nicht mehr gelten."

In seiner bekannten vornehmen Art setzt Grauert sich mit dem genialen Dilettanten auseinander. Er deckt die Widersprüche seiner Ausführungen auf. Er zeigt zur Evidenz, auf wie schwachen Füßen die Behauptung steht, Dante hätte nicht an Christus geglaubt. „Ist denn nun etwa die Divina Commedia nicht die tiefsinnigste dichterische Offenbarung von dem sehnenden Verlangen der heilsbedürftigen, in Reue und Bußgesinnung sich demütigenden Menschenseele nach Erlösung, nach Frieden und Ruhe in Gott? Aus den Verirrungen dieser Welt will Dante den Weg finden und weisen zu **Christus**, der für die Menschheit am Kreuze gestorben, der von den Toten auferstanden und der in der Glorie des Himmels die Herrschaft führt." Ein schönes Kapitel ist es, das sich mit der Stellung Dantes und Chamberlains zu Christus beschäftigt. Es zeigt zur Genüge, wie treffend das Urteil war, das die zünftige Wissenschaft über „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" gefällt hat, wenn sie bei aller Anerkennung des dort niedergelegten Reichtums an genialen und originellen Gedanken den dilettantischen Charakter des Werkes hervorhob. So konnte auch nur ein Dilettant über Dante schreiben, der in seiner polemischen Einseitigkeit den richtigen Blick für die Wertung historischer Realitäten verliert und sie, einem Prokrustes gleich, gewaltsam dem willkürlich konstruierten System einzwängt.

Aber unser Danteforscher geht noch weiter. Das Christusproblem bei Dante erweitert sich unter seiner gewandten Feder zu einem großzügigen Ueberblick über das innerliche Erleben der gottmenschlichen Persönlichkeit Christi in der katholischen Kirche, in den großartigen Individualitäten des hl. Franziskus und Dominikus, in anderen bedeutenden Geistern bis auf Wilhelm II., dessen ritterliche Persönlichkeit so vorteilhaft hervortritt in der eigen anmutenden „Vision", die der Verfasser gewissermaßen als lyrische Episode in den Gang seiner Erörterungen einflicht. Er mag die Situation selbst erklären: „Ueber die tiefblauen Fluten des tyrrhenischen Meeres glitt im hellen Lichte der Nachmittagssonne ein stolzes, weißglänzendes Kaiserschiff rasch dahin. Vom Hauptmaste wehte

die Kaiserstandarte und auf dem Deck gewahrte ich eine auserlesene Gesellschaft. An einer runden Tafel saß ein Kaiser, der die Uniform eines Admirals trug; zu seiner Linken sah ich einen anderen Admiral und zu des Kaisers Rechten einen Generalfeldmarschall. Die Fahrt ging von Genua nach dem heiligen Lande. Gegenüber einem berühmten Berliner Theologen gewahrte ich einen katholischen Bischof. Aber auch andere Gelehrte waren zugegen: ein Berner Professor, der die Wege zum Glück erkundet, und der gefeierte Schriftsteller Houston Steward Chamberlain. Doch siehe, auch Schattengestalten saßen an der Tafel und nahmen an der angeregten Unterhaltung teil: Cato von Utica, als Greis mit wallendem Bart, wie er als Hüter der Insel und Berges der Läuterung dargestellt wird, Michelangelo Buonarotti und Dante Alighieri."

Es ist eine seltsam gemischte Gesellschaft, die der Forscher vor seinem geistigen Auge erscheinen läßt, und das Grundthema ihrer angeregten Unterhaltung ist Christus, der Geist der von ihm gestifteten Religion, der auch der Geist Dantes ist.

Eine farbenreiche Skizze seines Lebens und seines dichterischen Schaffens schließt sich daran, die allen Freunden Dantes willkommen sein wird, die sich Kraus und Skartazzini nicht leisten können. So enthält das kleine Buch mehr, als der Titel besagt. Denn auch von den beiden ersten Abhandlungen wurde noch nichts gesagt. Und sie sind geradeso aktuell wie die im Mittelpunkt stehenden Ausführungen gegen Chamberlain: zunächst Viktorien Sardous neuestes Drama „Dante".

Sardou und Dante! Wie kam der alte Dramatiker auf den Gedanken, ein Dantedrama zu schreiben? Weil der Schauspieler Sir Henry Irving am Londoner Drury Lane-Theater eine Nase von dantesker Länge und danteskem Schwung besitzt und sich deshalb dem Londoner Publikum als Dante vorführen wollte. Und so schrieb Sardou sein Drama. Es riecht auch nach bestellter Mache. Eine großartige Ausstattung machte die Aufführung des kläglichen Stückes am 1. Mai 1903 zum größten Ereignis der Londoner Theatersaison, aber ernsthafte Kritiker lehnten das Sensationsstück mit den schärfsten Ausdrücken ab. Italienische Blätter spotteten über die senile Leistung des Franzosen, über „Dante im nachgemachten Mischmasch", von dem tiefen Gehalt der Divina Commedia, sagt Grauert, ist nichts darin zu verspüren. Sardous Drama ist nicht einmal ein „künstlerischer" Unfug.

Mit größerer Genugtuung berichtet der Münchener Professor über die Wertschätzung, die Karl Hilty seinem Helden entgegenbringt. Wem haben die köstlichen Büchlein des Berner Gelehrten über das „Glück" nicht hohen Genuß bereitet, auch wenn er der bestechenden, auf der Bibel, Epiktet, Mark Aurel und Thomas von Kempen fußenden, allem dogmatischen Kirchentum abholden Weltanschauung des edlen Mannes nicht unbedingt anhängt? In seinem neuesten, „Briefe" betitelten feinsinnigen Buche beschäftigt er sich ausführlich mit Dante. Er ist ihm der Dichter der glücksuchenden Menschenseele. Ein glückliches Wort! Möchte es die Beachtung finden, die es verdient. Möge es für viele ein Wegweiser sein zu Dante, für die Irrenden und Zweifelnden, auf daß sein Geist sie führe zu dem Glück, daß er nach vielen Drangsalen selbst gefunden. So wird Dantes Geist zum Befreier und Lebendigmacher, der nie stirbt, weil er durch jenen wirkt, der sich das Leben nannte, und den er in unsterblichen Versen verherrlichte.

Die Krisis in der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst".

Von

Prof. Dr. Adolf Dyroff, Bonn.

In der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania", Nr. 7 vom Jhrg. 1904, S. 49 ff. bringt Dr. Engelbert Drerup Verhältnisse in die weitere Oeffentlichkeit, welche bisher in dieser Deutlichkeit noch nicht nach außen hin bemerkbar geworden waren. Wir bezweifeln sehr, ob diese Deutlichkeit nötig war, ja, offen herausgesagt, wir bedauern gewisse Stellen des Artikels aufrichtig, ohne dem Verfasser den jugendlichen Ueberschwang idealer Ueberzeugung absprechen zu wollen.

Indes das ist für uns nicht der Anlaß, das Wort zu ergreifen. Vielmehr muß ein anderes angesichts der unerquicklichen Streitigkeiten, die sich an den Namen der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" heften, gesagt werden. Der ganze Lärm hört sich für die Außenstehenden viel weniger spektakulös an als für die nächsten Türnachbarn, wenn auch die räumlich Entfernteren das Peinliche des Kampfes tiefer empfinden als die Teilnehmer. Was folgt hieraus? Es wäre gut, wenn der Vorstand der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" auch bewährte Künstler und Kunstgelehrte außerhalb Münchens, sozusagen als „korrespondierende" Mitglieder besäße. Es wird von mehr als einem Freunde der Gesellschaft beklagt, daß die Auswärtigen, die doch auch zahlen, sich ohne weiteres den in München getroffenen Maßregeln fügen müssen. In unserer Zeit unzähliger „Versammlungen" und „Tagungen" kann man von niemand verlangen, daß er sich das Recht der Abstimmung noch jedesmal durch kostspielige Spezialreisen erkaufe. Da gibt es nur zwei Wege der Abhilfe: 1. die Wahl von einigen reifen, ruhigen Freunden der Kunst aus weiteren Kreisen Deutschlands in den Vorstand unter der Verpflichtung, ihren Rat in allen wichtigen Angelegenheiten der Korporation zu erteilen, und mit dem Rechte, in all solchen Fällen schriftlich mit abzustimmen. 2. Bei besonders einschneidenden Maßregeln Plebiszite aller Mitglieder der Gesellschaft nach vorausgegangener Mitteilung der Sache. Wenn die „Woche" solche Volksabstimmungen für Zehntausende ins Werk setzen kann, warum sollte das eine wohlorganisierte Gesellschaft mit nicht allzugroßer Mitgliederzahl nicht zustande bringen? So konnte man in der eben spielenden Streitfrage: „Ob Jahresmappe oder Kunstzeitschrift?" eine unfrankierte Postkarte mit folgendem Vordruck unter Kuvert als Drucksache versenden: „Ich stimme für Beibehaltung der Jahresmappe in der bisherigen Form unter folgen Abänderungen — für den Ersatz der Jahresmappe durch eine Kunstzeitschrift — für eine Kombination der Jahresmappe (etwa Bilder, darunter ein koloriertes, ohne alle Baupläne) und der Kunstzeitschrift (letztere von der Deutschen Gesellschaft subventioniert, Abonnementspreis für Mitglieder 3 Mk.) ꝛc." „Nicht Gewünschtes durchstreichen. Ort, Datum, Unterschrift." Versäumte es einer, daraufhin abzustimmen, so hat wenigstens die Vorstandschaft ihre Pflicht getan.

Dies ist das eine Echo, welches der Drerupsche Artikel bei uns erweckte. Es ist ein Vorschlag, der in Einzelheiten verbesserungsbedürftig sein mag, dessen Tendenz aber Einsichtigen einleuchten wird.

Dazu ein anderes! Drerups Artikel ist überzeugend darin, daß die unglückliche „Gesellschaft für christliche Kunst" (G. m. b. H.) ihren Namen gründlich abändern muß (etwa „Verein zur Verbreitung religiöser Kunst", G. m. b. H.). Die Namensähnlichkeit ist schon für das Gedächtnis ärgerlich und außerdem tatsächlich irreführend. Der „Salon" der Gesellschaft erfreut sich auswärts keines Ansehens und schädigt die große „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" infolge der Namensverwandschaft. (Die „Künstlerpostkarten" der Gesellschaft gefallen, nebenbei bemerkt, vielen recht gut; nur wäre größere Abwechslung erwünscht.)

Ueberzeugend ist Drerups Artikel auch in seiner Anerkennung der Verdienste G. Buschs. Wenn einer, der so heftige Worte gegen diesen trefflichen Künstler und im Verkehr gar nicht eigensinnigen Menschen schleudert, sie in warmen Ausdrücken hervorhebt, so müssen sie allerdings nicht geleugnet werden können. Um so eigenartiger nimmt sich das Ansinnen Drerups aus, der Mann, der die deutsche Gesellschaft so wacker vorwärts gebracht, der zu den Vätern der Idee zählt, solle seine Präsidentschaft niederlegen. Was Busch im Kleinen und im Großen auch gefehlt haben mag, es gibt eine Pietät gegenüber allem, was Persönlichkeit heißt. Gewiß, die Pietät betätigt sich in anderem Rahmen anders. Aber sie wird nie sich zu wirklichen Kränkungen herbeilassen und anerkanntes Verdienst in der praktischen Behandlung dieser Persönlichkeit gleich Null setzen. Sicher würden es viele herzlich bedauern, wenn Professor Busch den Angriff in der „Germania" wirklich zu ernst genommen hätte. Aber ein sachlicher Grund spricht in der Tat für eine Aenderung in der Einrichtung der Präsidentschaft. Professor Busch möge fortfahren, den Rang des zweiten Präsidenten einzunehmen. Jedoch ist es nach dem modernen Prinzip der Arbeitsteilung nicht zweckmäßig, daß ein Bildhauer über Gemälde zu urteilen hat. Ihm sollte unbedingt in künstlerischen Dingen ein ebenso tüchtiger Maler zur Seite gestellt werden, der auf seinem Gebiete selbständig — natürlich im Rahmen der sonstigen Geschäftsordnung — zu entscheiden hätte. An einem Titel kann es nicht fehlen; nur aus momentanem Mangel eines besseren denke ich an „Abteilungsdirigent". Eine solche Zweiteilung wäre auch für die Redaktion der zu gründenden Kunstzeitschrift zu erwägen; sollen auch hervorragende Kunsthistoriker als Mitarbeiter gewonnen werden, so muß neben dem Namen eines Kunstreferenten auch der eines Kunstgelehrten in der Unterschrift der Redaktion zu finden sein.

Ich schließe diese Bemerkungen, die, von keiner fremden Seite angeregt, aus lebhafter Anteilnahme an den Geschicken der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" entsprungen sind, mit dem Wunsche, daß die weiteren Verhandlungen zum Wohle idealer Kunst mit Einigkeit im wesentlichen und mit Maß und Selbstbeschränkung im persönlichen geführt werden möchten.

Die Frühjahrs-Kunstausstellung der Münchener Sezession.

Von

Max Fürst.

Daß Künstler, welche sich berufen fühlen, die bildenden Künste zu verjüngen, mit Vorliebe „Frühlingsausstellungen" arrangieren, sehen wir in jenen deutschen Städten, welche sezessionistische Künstlergruppen besitzen. Unsere Münchener Ausstellung trägt schon insoferne Lenzcharakter, als in ihr zumeist junge, aufstrebende Kräfte ihr Können kundgeben und überdies ein ungewöhnlich reicher Flor malender Damen sich zeigt, der sichtlich bestrebt ist, neben den männlichen Kollegen gleichen Platz an der Sonne zu suchen. Dieses Bestreben dürfte freilich mehr mit sozialen als mit rein künstlerischen Motiven zusammenhängen; da wir hier nur die letzteren zu würdigen haben, so sei gesagt, daß es an Schaffensfreudigkeit und an achtbaren Talenten in keinem der beiden Lager fehlt. Es ist nur allzuviel Roh- und Studienmaterial dargeboten, um von einer geklärten, zielbewußten Schaffenstätigkeit sprechen zu können. Rühmliche Ausnahmen, die zumeist das Gebiet der Tier- und Landschaftsmalerei berühren, sind ja vorhanden; so liegen auch dem räumlich wie gehaltlich bedeutsamsten Gemälde der Ausstellung, „Heimat" von J. B. Wieland, erhabene landschaftliche Motive zugrunde. Der einsame Aelpler, der im Abendlichte seine Bergwelt schaut, wirkt überaus sympathisch und anregend. Aehnliches Heimatsempfinden sollte auch unsere junge deutsche Kunst mehr durchfluten, um den übertriebenen Kult der ausländischen Malerei zurückzudrängen und dadurch wieder eine eigene Heimat sich zu sichern. Eine Landschaft von Ch. Conradin, die sich so naiv und jugendlich empfunden zeigt, als wäre sie tatsächlich in der Zeit des letzten Hohenstaufen entstanden, führt uns recht vor Augen, welche Gegensätze in der Kunst herrschend sind: kühner Naturalismus, irrlichternder Spiritismus, zart, fast krankhaft Empfundenes, herb und rustikal Erfaßtes laufen neben-, oft sogar ineinander. Es ist das Pulsieren der sich entwickelnden Individualitäten, das sich in den neuzeitlichen Ausstellungen ganz besonders fühlbar macht. Daß Rustikales vielfach vertreten ist, liegt schon in der gewiß nicht tadelnswerten Vorliebe, welche die modernen Künstler für das Landvolk besitzen, und die in München durch die blühende Dachauer Künstlerkolonie spezielle Förderung erhält; nur macht sich in den hierhergehörigen Bildwerken zuviel äußere photographische Treue geltend. Unter den städtischen Figuren, die im Genre und in Bildnissen sich zeigen, fehlt es — von einigen gediegenen Werken abgesehen — freilich nicht an wahren Jammergestalten, jedoch ist diese Erscheinungsform vielfach auf Rechnung der Pinselführer zu buchen, die gerne in Uebertreibungen sich gefallen. Zum Exzentrischen neigt ja die moderne Kunst nicht selten; die technische Behandlung allein schon macht uns dieses oft nur zu handgreiflich. Die beliebte Farbenverschwendung wird für die Beschauer geradezu zu einem Bleigewichte, das um so drückender wirkt, als der geistige Gehalt derartiger Bilder häufig nur zu minimaler, hin und wieder zu gar keiner Entfaltung kommt. Ungerecht wäre es jedoch, hier nicht zu betonen, daß auch manch feintöniges, tiefe Naturpoesie bekundendes Werk sich eingestreut zeigt, welches in der minder zusagenden Umgebung sich darstellt wie eine zarte Blumenknospe auf dürrer, steiniger Heide. An Blumenknospen erinnern diese anmutenden Leistungen auch dadurch, daß sie uns — ein Charakteristikum für das moderne Kunstschaffen — meist den Eindruck des Nichtvollendeten bieten.

Sicherlich leiden viele junge Künstler mehr oder minder an Unklarheit hinsichtlich der Ausdrucksmittel und der Ziele ihrer Bestrebungen. Diese Verworrenheit zu besiegen, dürfte aber einzelnen noch gelingen; denn wo ehrliches, ernstes Bemühen vorhanden, kann mit guten Gründen eine schließliche Klärung erhofft werden. Man muß nur an die vielen und großen Schwierigkeiten denken, mit denen gerade in unserer Zeit aufstrebende Kräfte zu ringen haben. Mannigfache Einwirkungen und Einflüsterungen machen sich geltend, welche Kunstbeflissene, die im Werdeprozeß sich befinden, störend und schädigend berühren. Was wird in dieser Hinsicht den jungen Leuten, nicht zuletzt von literarischen Souffleurs, alles vorgesagt und angeraten! Wer zum Beispiel in jüngster Zeit in München beobachten konnte, welcher Einfluß auf künstlerische Anregung und Belebung gewissen Tagesliebhabereien zugeschrieben ward, wie unter anderem der tollste Kult mit sensationslüsternen Tänzerinnen be- und getrieben worden ist, der erhielt einen teilweisen Einblick in die geistigen Rüst- und Schaffenskammern der modernen Kunst. Wir müssen hier an die Madame Madeleine erinnern, in deren Leistungen „die Mystik mit der höchsten Kunst vermählt" sich gezeigt haben soll, wie ein enthusiasmierter Dichter uns weiß zu machen versuchte.*)

*) Das Höchste leistete in dieser Hinsicht ein Artikel der „M. N. N." (Nr. 89, Morgenblatt, 23. Februar 1904), den jeder ernste Beobachter der modernen Zeitverirrungen seinen Belegen beifügen sollte. Es ist da über Mad. Madeleine u. a. gesagt: „Sie ist die tragische Muse. Niemals ist das Mysterium der Vergöttlichung alles Menschlichen, der Vollendung in Qual und Lust so rein uns Kindern einer entgötterten Zeit vor Augen getreten wie hier. Sie schläft, sie hat keine Absicht und keinen Willen und keine Berechnung: rein, wie in den Gesichten der hl. Katharina, steigen die gestaltenden Mächte aus dem Brunnen ihrer Seele, in den klingende Rhythmen von oben eintauchen, die dunklen Fluten seiner Tiefe erregend . . . .

Sie ist Eva, die den Apfel reicht, listig lauschend auf die süßen Flüsterworte der Versuchung, und zugleich selbst so ganz Verlockung, Reiz, Wollust und Verderben. Sie ist Judith, die mit lüsterner Qual in den Armen des Holofernes erstirbt und dann, sein Haupt an den Haaren emporreckend, triumphierend durch die Jubelchöre der Krieger schreitet. Sie ist Salome, die den Kopf des Johannes auf einer silbernen Schüssel trägt, die mit dem Wiegen ihrer Hüften die Sinne der Männer berückt und den verruchten Durst ihres Mundes an dem Wermutgeschmack toter, blutiger Lippen stillt. Sie ist der lilientragende Engel, der verkündigend vor die Auserwählte tritt, sie ist selbst, die gebenedeite Jungfrau, welche in verzückter Demut die Botschaft vernimmt. Nun stürzt sie nieder mit dem Uebermaß der Qual im Herzen und schließt den Leichnam des Sohnes in die schlotternden Arme, nun steigt sie auf und frohlockt, als ob sie entschwebe in die goldene Glorie „zur Rechten Kraft". Sie ist Klytämnestra, jetzt mordgierig und berauscht von Rache, Grausamkeit und Blut, dann wie das Opfer geführt zur Schlachtbank vom eigenen Sohne. Eine Helena, brüstet sie sich mit der allbesiegenden Pracht ihrer Reize, eine Antigone, wandelt sie stumm und ergeben in verzückter Demut." . . . . . .

Nachdem der Faden auf solche Weise fast endlos fortgesponnen, verkünden die köstlichen Schlußsätze:

„Man darf nun nicht mehr sagen, daß wir noch nicht reif seien für diesen großen Stil, daß wir noch kein „Publikum" dafür hätten. Es kann keine eindringlichere Wirkung geben, als sie die Madeleine auf alle ausübte, die sie gesehen haben. Sie kam der deutschen Kunst zur rechten Zeit."

Man hätte wahrlich gut getan, diesen Artikel an den Türen der Irrenhäuser Deutschlands anzuschlagen; vielleicht würde er heilende, befreiende Wirkung auf alle kranken Insassen ausgeübt haben.

Es klingt unglaublich, welch künstlerische Allmacht heute hysterischen Zeiterscheinungen beigelegt, wie förmlich Schule gemacht wird, um den Born wahrer und reiner Kunst zu verbauen, dafür aber trübe und miasmenbergende Quellen zum Gesundbrunnen zu stempeln. Wenn daher gewisse Tollheiten auch im Gebiete der Malerei und Plastik uns begegnen, so dürfen wir dieselben nicht einseitig hart beurteilen, da wir es hierbei mit den Reflexen einer allgemeinen Ueberreiztheit zu tun haben. Das dümmste Zeug in der Kunst der Gegenwart wird immerhin noch nicht mittels Pinsel und Meißel verbrochen; daß aber die letzteren einer sehr ungünstigen Suggestion unterliegen können, darf angesichts so mancher neuerer Erfahrungen nicht verneint werden.

Wenn nun von einzelnen jungen Künstlern zu erwarten ist, daß ein ehrliches Wollen sie noch die rechten Pfade finden lassen wird, so gibt es andere, die uns ein „Lasciate ogni speranza" nahelegen. Es sind dies diejenigen, die mit gewisser Keckheit die Mahnung des Schauspieldirektors im Vorspiel zum „Faust": „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer" zum Programm sich genommen haben und in bezug auf dasselbe so ungeniert darauf los arbeiten, daß den Beschauern ihrer Erzeugnisse tatsächlich zumute wird, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum. Diese verblüffende Taktik, die nach keiner Seite hin als eine ehrliche sich erweist, spielt heute leider immer noch eine Rolle. Hierin liegt eine der Ursachen, warum die moderne Kunst, anstatt Freude und Behagen, so häufig Mißmut und Verstimmung hervorruft. Es ist nicht einmal richtig, daß die Menschen in Sachen der Kunst nur schwer zu befriedigen seien. Schon Darbietungen von unzulänglicher Schulung werden in der Regel ziemlich milde beurteilt, wenn nur ernstes Streben und hohe Achtung vor dem Wesen und den Zwecken der Kunst in ihnen erkennbar ist. Gesellt sich hierzu ein entsprechendes Können, welch dankbare Freude erfüllt nicht dann die Beschauer! Wie hochentzückt verließ nicht jeder Besucher dasselbe Gebäude, in dem jetzt die sezessionistische Kunst Herberge hält, als dort vor etlichen Monaten M. v. Schwinds Werke der heutigen Generation in Erinnerung gerufen wurden. Eine anspruchslose Kunst in ihren Mitteln und Formen, wußte sie dennoch mächtig zu beglücken und zu erheben, weil die Wurzeln ihrer Kraft in einem gesünderen Boden fußten, als jener ist, aus dem die moderne Kunst so häufig ihre Inspirationen saugt. Wir wissen recht gut, nicht jedes Jahrzehnt kann einen großen Künstler, nicht jedes Jahrhundert einen Moritz von Schwind bringen. Aber die Erfassung der Kunst kann und soll auch bei gemindertem Vermögen allzeit nach dem Hohen und Schönen gerichtet sein.

Erinnerung an Neapel.

Von

J. von Dirkink.

Sul mare lucida	Ueber leuchtendem Meere,
L'astro d' argento;	Steht silbern der Mond,
Placida è l' onda,	Ruhig die Welle,
Prospero è il vento	Günstig der Wind.
Venita all' agile	Drum steiget geschwind,
Barchetta mia	In den flüchtigen Kahn.
Santa Lucia, Santa Lucia!	Santa Lucia, Santa Lucia!

Mit dieser Barcarole wurden wir am ersten Abend unserer Ankunft in Neapel empfangen. Vor den Fenstern unseres Speisesaales im Hotel Metropole, die auf den Golf hinausgehen, sang eine abgeleierte weibliche Stimme, von einer Mandoline begleitet, dieses Volkslied. Es berührte mich sonderbar.

Wer von Rom, dem ernsten, feierlichen Rom, nach Neapel reist, in diese lärmende, unruhige Weltstadt, kommt aus dem Er-

staunen nicht mehr heraus. Hier ist alles Leben und Bewegung. Wie das schreit und pfeift und singt und lärmt; diese Verkäufer, die ihre Waren feilbieten, die Eselstreiber, die ihre Karren mit Gemüsen hoch beladen durch die Straßen führen, die Lastträger, die Lazzaronis sogar, wenn sie nicht gerade am Strande in der Sonne liegen, und diese halbwüchsigen Buben, die man überall findet, auf Schritt und Tritt, die auf den Bettel oder auf sonstigen Verdienst, oder auf den Raub ausgehen. Wie listig diese Schlingel sind! Wie ihre schwarzen Augen funkeln, wenn sie auf der Landstraße eine harmlose Equipage belagern können; das heißt, harmlos ist nur der fremde Reisende, der seinen Ueberzieher, seinen Bädeker und Schirm hinter sich in die Wagenspalte gelegt hat. Der Kutscher zwar wollte ihn mimisch verständigen, er solle die Sachen lieber im Auge als im Rücken behalten, doch der Fremde lacht ihn aus und hat seine helle Freude an den seinen Wagen wie eine Eskorte umgebenden Bettelbuben, lauter Murillos. Wie sie ihre Kapriolen machen, ihre Saltomortales, sich auf den Kopf stellen und Rad schlagen und dann die Hand aufhalten! Und der Fremde geht richtig auf den Leim. Nicht nur daß er den Beutel zieht, sondern er achtet nicht auf das, was unterdes hinter seinem Rücken vorgeht, wie ein paar der Schlauberger in den Wagen hineinspringen, Regenschirm, Ueberzieher und Bädeker von Hand zu Hand auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen.

Das ist Tatsache, denn sie gehören der Comorra an, diese auf den Diebstahl dressierten Buben. Das weiß der Kutscher, darum warnt er; mehr wagt er nicht, weil er die Bande fürchtet.

Neapel ist eine eigentümliche Stadt, und noch so sehr modernisiert, behält sie ihre Physiognomie — sie ist der Vorhof des Orients.

Man sagt, der Italiener liebt sein dolce far niente, aber der Neapolitaner noch viel mehr. Doch wie bedürfnislos ist dieses Völkchen! Ein Salatstock, ein Stück Melone, eine Handvoll Makkaroni genügt ihm für den ganzen Tag, und hat der Lazzaroni so viel erworben, als er für den Tag zum Leben nötig hat, ist er zufrieden; jeder neue Tag, das weiß er, bringt ihm neue Plage, die er sich nicht sehr zu Herzen nimmt.

Man sieht und hört sie überall, aber nicht nur als süße Nichtstuer, diese leichtlebigen, temperamentvollen Neapolitaner, nur daß sie erfinderischer sind als unsere nordischen Tagediebe, uns mit Grazie die Soldis aus der Tasche zu locken. Sie umschwärmen uns als Blumenhändler, preisen uns ihre duftigen Waren an mit hartnäckigem Ungestüm, wechseln das Geschäft bei Schritt und Tritt und präsentieren sich ungeniert in Kostümen, die an den trojanischen Krieg erinnern könnten. Das Volk ist gewohnt an diese lumpenhaften Gewänder, an Männern und Frauen, Greisen und Kindern; o, und diese Kinder haben alle, alle die wunderschönsten Augen, mit denen sie nie vergebens bitten und rühren, wenn sie, drei Käse hoch, mit Schwefelhölzchen hausieren gehen, besonders abends in der Galerie Emanuel, wo die Musik spielt und die Fremden deutsches Bier und italienischen Wein trinken und Ansichtskarten schreiben.

Wer nach Pompeji mit dem Wagen fährt, kann so recht italienisches Volksleben studieren, denn der Weg ist mit Ortschaften besäet und auf allen Gassen tummelt sich das Volk, schreiend, gestikulierend; vor den Häusern hämmert der Klempner, der Schuster, röstet ein anderer hemdärmelig Fleischstücke auf offenem Bratkasten, Kinder und Frauen warten darauf, es heimzutragen. Händler mit Schnitzereien in Körben, von fliegenden Bändern und Schnüren umwallt, ziehen lärmend auf einem Karren vorbei, von Eseln gezogen, die Troddeln und Blumen und Federbüsche als Ausstaffierung auf dem Rücken tragen. Frauen kämmen ihr Haar, Mütter säubern ihre Kinder vor den Türen, waschen, nähen, bügeln auf den Straßen; Mönche, Arbeiter, Geistliche ziehen vorüber. Keiner nimmt Anstoß an den anderen und sie bilden oft eine friedliche Gruppe, wo sie andächtig einem Vorleser oder Improvisator lauschen, der mit Pathos und vielem Gestus seine Deklamationen vorträgt.

Sie lieben zu sehr ihren heiteren, ewig blauen Himmel, den goldenen Sonnenschein und die bunte, glühende Farbenpracht ihrer Blumen. Und daher lieben sie es auch, ihre Gotteshäuser, ihren Kultus mit aller Pracht und Majestät zu verherrlichen. Je mehr Farben und Gold, je greller und glänzender, je lieber, und es genügt ihnen nicht, alle Schätze der Kunst dargeboten zu haben in ihren Tempeln; wenn ein besonderes Fest kommt, ist es ihnen ein Bedürfnis, mit Draperien aus goldbetreßtem, purpurnem Damast die Marmorpfeiler zu umwinden, mit Baldachinen und Guirlanden von blendender Farbenpracht nachzuhelfen, der Fahnen und Standarten nicht zu gedenken, daß es wie eine glitzernde, goldfunkelnde Wolke in der Luft schwebt. Wird ein Patronsfest gefeiert, so ist der Weg zu der betreffenden Kirche einer Triumphpforte gleich. Der eine geschmückte, mit Guirlanden von Filigrangeflecht verzierte Ehrenbogen löst den anderen ab, so daß sich am Abend Illuminationen von pompösester Wirkung darbieten. Dazu das brillanteste Feuerwerk, nicht einfache Frösche und Sonnen, nein, ganze Planetensysteme, wahrhaft großartig! Den Weg entlang Buden mit Früchten, Gebäck, Makkaroni, Käse, Melonen, oft um eine Heiligenstatue mit Lichtern gruppiert, immer aber von geschmackvoller, sinniger Anordnung. Die Früchte je nach ihren Farben und Formen malerisch aufgebaut, neben den rot und gelben Peperoni die schwarz-glänzende Melingiane, das rosige Fleisch der halbierten Melone, die dunkelroten Trauben in wahren Pyramiden, Pfirsiche, Aepfel, Birnen und Feigen in großer Fülle. „Neapel sehen und sterben“, aber das gilt nicht von seinem Straßenleben, nicht von seinen Museen und Kirchen, auch nicht vom Golf allein, es drängt sich das Wort jedem für Naturschönheit empfänglichen Menschen auf die Lippen, wenn er auf St. Elmo auf dem Balkon des Klosters St. Martino steht und seinen Blick hinausschweifen läßt über das Panorama zu seinen Füßen.

Wie die Perle in der Muschel, so liegt sie da am Meeresstrande die herrliche Stadt; drüben der Vesuv mit seinem Gebirgsstock, dort der Posilipp mit seinen in Grün gebetteten Landhäusern; oder man steigt nach Camaldoli hinauf; der Klostergarten bietet dort einen Aussichtspunkt, der uns auf ein irdisches Paradies hinabschauen läßt. Zu unseren Füßen das Tal von Agnano, vor uns die Buchten von Neapel, Bajae und Gaeta; die Vorgebirge des Posilipp und die Inseln Procida, Nisida, Ischia, die Krater von Solfatore und Astroni, Pozzuoli und Bajae. Im Hintergrunde Capri und Sorrento und die Punta della Campanelle. Drüben der Monte Sant' Angelo mit Castellamare und alles das von blau hereindämmernden Bergen eingerahmt. Dort der Vesuv, hier das Thyrrenische Meer mit den Ponze-Inseln und dem Cap Ciacello. Und dieses herrliche Bild haben die strengen Mönche stündlich vor Augen; sie schauen die Welt in ihrer Schönheit und Herrlichkeit und dürfen und sollen sie nicht genießen. Freiwillig begeben sie sich ihrer Freiheit und wählten ein Leben der Armut, der Entsagung und Selbstverleugnung. Aber wenn man in diese friedlichen Gesichter schaut und sie dahinschreiten sieht in erhabener Ruhe diese Gestalten, unbekümmert um das Treiben der Welt draußen, so ist man geneigt, sie für diejenigen zu halten, von denen geschrieben steht: sie haben den besten Teil erwählt.

Wer hat nicht schon darüber nachgedacht, welch ein bevorzugtes und gesegnetes Land dieses Italien ist! Es ist das klassische Land der Kunst und Literatur und es hat den Lorber in Fülle, seine Dichter zu krönen. Es hat die herrlichste Natur, das wunderbarste Klima! Hier breiten sich die Palmenhaine und Myrtenwälder, die Zitronen- und Orangengefilde immer mehr aus und überall sieht man herrliche Gärten mit Feigen und Dattelbäumen, und Jasmin und Orangenblüten erfüllen die Luft mit ihren Düften. Es hat Marmorberge und Grotten mit rauschenden Wasserfällen und Küsten und Vorgebirge, die der Sonnenuntergang wie mit Goldstaub überhaucht. Es hat märchenhafte Städte, wie Venedig, und eine Weltmonarchie, wie Rom, und dieses zauberhafte Neapel mit seinem blauen Golf. Es hat den reinsten klaren Himmel, dessen Luft sich in so mannigfachen Strahlenbrechungen teilt, daß man dieses Land ein riesiges Prisma von unendlichen Farben nennen kann. Es hat steile Gebirge, hohe Felsmassen und Schluchten mit Städten und Weinbergen und Dörfern und Kirchen und Ruinen und Katakomben sogar. Ja, es hat die großartigsten Ruinen, wie das Amphitheater in Verona, das Kolosseum in Rom, in Pozzuoli und das Theater in Taormina, die Tempel von Pästum und Agrigent. Es hat vulkanische Krater und ein Volk, das so leichtsinnig zu seinen Füßen tanzt, als ob es alle Erinnerungen an die Vorzeit für alle Zeit in den Wind geschlagen hätte. Ja, hier am Tyrrhenischen Meer schalteten und walteten die alten Gottheiten und weissagten die Sybillen; hier dichtete Virgil unter dem Donnern und Blitzen des alten unverbesserlichen Vesuv, und die Schiffer Theokrits ließen auf dem blauen Meere ihre Segel flattern.

Hier auf den Höhenzügen hat Spartakus, der tracische Verteidiger der Sklaven, gekämpft, angesichts der blauen silberschäumigen Wellen, angesichts der Ufer wie mit Goldstaub bestreut und der Hügel mit Myrten, Oel- und Mandelbäumen, Lorbeer und Pinien und Zypressen gekrönt. Hier gibt es das ganze Jahr hindurch fast nur warme sonnige Tage und stille, klare, laue Nächte, durchtönt von dem einförmigen Gesang der Cikaden und von Serenaden mit der Mandoline begleitet, als ob die Schalmeien Virgils wieder lebendig geworden wären. Es dämmerte fast, als wir hinabstiegen von Camaldoli, am Posilipp glühte und zischte ein Feuerwerk nach dem anderen empor, es war Rosenkranzfest. Und in der Kapelle Santa Lucia, die mit aller Pracht und Herrlichkeit ausgestattet war, sangen sie die Litanei zur Ehre der lieben Mutter Gottes nach der Melodie etwa wie unsere: Wir gehen nach Lindenau, da ist der Himmel blau usw. O, dieses poetisch und genial beanlagte Volk,

vom Kirchengesang hat es keine blasse Ahnung, und es war mir fast eine Wonne, in Syrakus zu hören, daß die hl. Lucia von den Venetianern entführt worden sei. Im Dom in Venedig war Gesang und Orgelspiel vorzüglich. Wie gerne hätte ich der hl. Agathe ein gleiches Los gegönnt, die im Dom zu Catania ruht, wo die Disharmonie wahre Triumphe feiert.

Nach dieser Erfahrung söhnte ich mich wieder mit Neapel aus. Es ist doch wahr: Neapel sehen und sterben.

„Erstklassige Menschen."

Von

Hans von Erdeck.

Dieser Roman*) „aus der Offizierskaste" hat in manchen Kreisen eine arge Verstimmung hervorgerufen. Um so mehr, da der Verfasser selbst nicht bloß der Kaste, sondern dem Stande angehört, gegen dessen erstklassigen Hochmutsdünkel sich seine Polemik richtet. Er ist Offizier gewesen, und ist in Wahrheit nicht bloß ein Freiherr von Schlicht, wie er sich als Schriftsteller nennt, sondern sogar ein Graf: Wolf Graf von Baudissin; somit Sproß eines Stammes, der mehr als 16 Ahnen aufzuweisen und, was schwerer ins Gewicht fällt, schon manchen Geisteshelden hervorgebracht hat. Auch dieser Baudissin ist ein sehr gescheiter Mensch, aber noch kein kluger Mann. Sonst wäre in dem Roman manches anders. Sonst hätte er sich zunächst vor Unmöglichkeiten gehütet. Unmöglich ist es, daß die Versetzung des Leutnants Winkler in das Regiment der „Zitronenfalter" (gemeint sind wohl die Gardefüsiliere, die „Maikäfer") durch einen prinzlichen Abgesandten des Kaisers beim festlichen Mahle dem Offizierskorps verkündigt wird. Unmöglich ist es, daß ein Offizier als höfischer Vortänzer zwei Jahre dem Dienst entzogen wird. Unmöglich ist es, daß ein Regimentsadjutant seinen Kommandeur mit den Worten apostrophiert: „Ich kann mir nicht helfen, lieber Oberst . . ." Unmöglich ist noch manches andere, und an Widersprüchen ist auch kein Mangel. Daß Graf Baudissin der Tendenz zuliebe sich solche Unmöglichkeiten und Widersprüche zu schulden kommen läßt, beweist einen bedauerlichen Mangel an Klugheit. Hätte er sie vermieden, so wäre die ethische Wirkung seines Romanes eine erheblich tiefere. Denn in vielen Dingen trifft er den Nagel auf den Kopf. Leider! Man hat dem früheren Offizier und geborenen Grafen deshalb Pietätlosigkeit vorgeworfen: ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutze. Das ist eine Sentimentalität, die man alten Weibern hingehen läßt, die aber im Munde von Männern lächerlich wirkt. Mit Pietät kann man keine Geschichte schreiben und auch keinen Roman. Die Schäden, die Graf Baudissin aufdeckt, sind zum großen Teil wirklich vorhanden, und es ist deshalb nützlich, daß sie rücksichtslos aufgedeckt werden. Der heute mehr als je schädliche Kastengeist und Adelsstolz, an dem noch eine große Anzahl unserer Offiziere krankt; die Erziehung im Kadettenkorps, die Prachtpflanzen von hochmütiger Exklusivität erzeugt; die übertriebene Genuß- und Vergnügungssucht, welche das Maßhalten als Duckmäuserei verachtet; das hohle gesellschaftliche Treiben, das viele junge Offiziere zu jeder ernsthaften geistigen Beschäftigung unfähig macht; die Zügellosigkeit auf sexuellem Gebiete, die es beispielsweise in einer großen Garnison verschuldet, daß ein Durchschnittsbestand von 5—600 Geschlechtskranken vorhanden ist; der krasse Egoismus und die Ueberschätzung des Goldes, die manchen Offizier zur in sich unsittlichen mariage de raison zwingen; die nervenzerstörende Abhetzung bei dem heutigen Drillsystem, das vielfach den glänzenden Schein an die Stelle der inneren Tüchtigkeit setzt; der Geist der Kriecherei und Streberei, der die Charakterfestigkeit untergräbt; die Willkür höherer Vorgesetzten, die keinen Einspruch zuläßt und brutal über zerstörte Existenzen hinwegschreitet; die zwangsweise Manneszucht und Schneidigkeit, die eine auf moralischer Grundlage aufgebaute und der fortschreitenden geistigen und kulturellen Entwicklung der Volksmassen entsprechende Disziplin unmöglich macht. . . .

Das sind Schäden, die, wie gesagt, stellenweise im deutschen Heere noch vorhanden sind, und die schonungslos aufgedeckt zu haben ein Verdienst des Grafen Baudissin ist; denn nur auf diesem Wege ist die Besserung möglich, die alle Vaterlandsfreunde wünschen. Aber freilich: den wunderbaren Speer der Wahrheit, welcher Wunden schlägt und zugleich heilt, besitzt der Verfasser des Romanes „Erstklassige Menschen" nicht. Im Interesse des Gegenstandes, dem er seine erste größere ernsthaft zu nehmende Arbeit gewidmet hat, wäre ihm dieser Wahrheitsspeer dringend zu wünschen gewesen.

*) Berlin 1904. O. Jancke.

Von meinem Büchertisch.

Von

Bernhard Oettingen.

Da liegt obenan ein Buch in Großoktav in prächtiger Ausstattung mit vielen schönen Bildern: Emanuela Therese vom Orden der hl. Klara, Tochter Kurfürst Max Emanuels von Bayern (1696—1750), ihre Geschichte hauptsächlich nach ungedruckten Briefen und Schriftstücken zum ersten Male erzählt von Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern. München 1902. Das Buch ist merkwürdig wegen des Gegenstandes: eine bayerische Prinzessin, die aus dem üppigen Hofleben des 18. Jahrhunderts sich in der Blüte der Jahre in ein strenges Kloster zurückzieht und als arme Klosterfrau dort lebt und stirbt. Nicht weniger interessant ist das Buch durch die Verfasserin, ebenso eine Prinzessin, die sich in den Staub der Archive herabgelassen und aus diesen verstaubten Papieren eine lebensfrische Biographie bietet. Die hohe Verfasserin ist in München allgemein bekannt, besonders in den Kreisen der Armen und Kleinen, durch ihre ungezwungene Herablassung und Bescheidenheit und gerades, offenes Wesen. Diese Vorzüge eignen in hohem Grade auch ihrem Buche und machen dasselbe doppelt anziehend.

Unter diesem Buche lag ein anderes in einem anderen Kleid, aus einem anderen Jahrhundert, mit anderem Rüstzeug: Die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther (1518—1563) von Dr. Nikolaus Paulus. Freiburg 1903. Der seit zwei Dezennien bei uns lebende unermüdliche Forscher bietet hier die Frucht langjähriger eingehender Studien: eine Rehabilitation vieler Mitglieder aus dem Predigerorden, deren Namen teils ganz vergessen, teils nur durch Schmähschriften der Gegner bekannt waren. Es sah gewiß im Anfang des 16. Jahrhunderts schlimm aus, aber manche Mitglieder der alten Orden, ganz besonders des Dominikanerordens, haben in dem entbrennenden Kampfe ihren Mann gestellt und die katholische Wahrheit siegreich verteidigt. Es ist ein besonderes Verdienst des Prälaten Dr. Paulus, daß er manche schöne und treffende Stellen aus den Verteidigungsschriften wörtlich mitteilt: mit Staunen liest man die schlagendsten Antworten auf Einwürfe, die noch heute loci communes in der ganzen protestantischen Literatur bilden. Wie überall ist Dr. Paulus auch hier in der Sprache ruhig, nie verletzend und nie polternd: die einzig richtige Methode, richtig sowohl im allgemeinen im Interesse der Wahrheit, als auch ganz besonders notwendig in der heutigen so erregten und zerrissenen Zeit. Möchte Dr. Paulus uns bald mit einer ähnlichen Schrift über die Franziskaner erfreuen.

Ebenfalls sachlich gehalten ist das im Erscheinen begriffene Kontrovers-Lexikon — Eine Antwort auf protestantische Angriffe von Dr. Jos. Burg. Essen 1903. Mit Benützung einer großen Literatur, vielfach auch der neuesten, gibt der fleißige Verfasser eine Darlegung und Widerlegung der Angriffe, wie sie gerade heute auf seiten der Protestanten, speziell des Evangelischen Bundes, gang und gäbe sind. Das verdienstvolle Buch leistet als Nachschlagewerk die besten Dienste.

Jetzt greift meine Hand nach einem kleinen häßlichen Büchlein in grellrotem Umschlag mit zwei abscheulichen Jesuitenfratzen: „Die Jesuiten und deren Geheimnisse (Monita secreta)". Zweite Auflage. O. J. Das Büchlein ist eben wieder erschienen in einem Verlage, der sich besonders mit der Herausgabe von Schriften gegen das Christentum ernährt. Die Vorrede zur ersten Auflage ist fast wörtlich aus der letzten Stuttgarter Ausgabe abgeschrieben; im Vorwort zur zweiten Auflage heißt es, daß die ultramontane Presse, voran die Kölnische Volkszeitung, „mit frommen Gelehrtenmienen" die Monita „faltlächelnd als ein Falsifikat bezeichnet". Der Mann weiß also nicht oder tut, als ob er nicht wisse, daß die ganze gelehrte Welt heute ausnahmslos die Monita als „ein Falsifikat bezeichnet".

Doch nicht mit leidigem Kampf will ich schließen: da kommt bescheiden an letzter Stelle ein liebes Büchlein, das aus einem echt deutschen tiefen Gemüt hervorgequollen: Zu Nutz und Trost. Ein Buch für das katholische Volk von A. David, S. J. Feldkirch 1904. Der Verfasser führt uns zuerst in sinniger Weise an der Hand konkreter Fälle und Bilder durch das Kirchenjahr, dann gibt er wiederum in einer Reihe von Einzelzügen und Erzählungen schöne warmempfundene Lehren und Winke für den christlichen Haushalt, Ehe, Kinder, Verwalten usw. Den Schluß bilden einige Züge zur Charakteristik und Aufklärung über die „neue" Zeit. Ueberall regt das Büchlein an zu denken, zu bessern, zu arbeiten und — zu beten.

Aus dem Inhalt der nächsten Nummern:

Hofrat Prof. Dr. Ludwig Pastor: Papst Julius II.
Geheimrat Prof. Dr. Alois von Schmid: Kant über den Streit der Fakultäten.
Prof. Dr. Braig: Jörn Uhls Christentum.
Landgerichtsrat Franz Riß: Japan und das Völkerrecht.
Lektor J. Plaßmann: Neuere Mondforschungen.
Pfarrer Dr. Vögele: Rosegger und seine Religion.
Architekt Franz Jakob Schmitt: Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte.

(Weitere Artikelankündigungen siehe Nr. 1, Seite 8.)



Pädagogisch-literarische Rundschau.

Von

B. Clemenz, Liegnitz.

Als Lykurg die Volkserziehung zu einer öffentlichen Angelegenheit machte, wußte er, was er tat; auch Plato ist von der entscheidenden Bedeutung der Jugendjahre so sehr überzeugt, daß er die Idealzustände des Staatswesens, wie er sie in der Politeia darlegt, nur durch allmähliche Erziehung der Generationen, sowohl der Regierenden als auch der Regierten, für erstrebbar hält. Wir sind gewiß, daß durch die staatliche Fürsorge in den modernen Staaten manches erreicht wird, was Plato herbeisehnt, aber nicht alles. Nicht einmal in den Hauptsachen. Die Schulen vermitteln an erster Stelle Bildung; um das hohe Maß allgemeiner Bildung zu erreichen, werden die erziehlichen Maßnahmen erst in zweite Reihe gebracht. Daher muß die Familie immer wieder auf die ernste Pflicht der Kindererziehung hingewiesen werden. Aber erst in ganz jüngster Zeit kehrt ein wenig Ueberzeugung davon ein. Sonst wäre es nicht möglich, daß bis vor einigen Jahren keine Zeitschrift der Pädagogik irgendwelche Stelle in ihrem Organismus einräumte. Denn wenn die Gebildeten schlechthin, als die Leser unserer literarisch-kulturellen Organe, kein Bedürfnis nach pädagogischen Belehrungen bekunden, wie ist solches dann vom nichtlesenden Volke zu erwarten?

Das ist nun anders geworden. Mit freudiger Ueberraschung durchblättert man heute unsere besseren großen Zeitschriften. Ich nehme die jüngsten Nummern einiger dieser Organe in die Hand und finde im „Hochland“ einen Artikel „Zwei pädagogische Charakterköpfe“ (Willmann und Schiller) und „Die erziehliche Bedeutung der Museen“; sowohl im „Türmer“ als auch im „Türmer-Jahrbuch“ Aufsätze von Prof. Dr. Hurlitt über „Schule und öffentliches Leben“; in der Zeitschrift „Deutschland“ finden wir Aufsätze wie „Ein Soldat über die Tätigkeit des Schullehrers als Volkslehrer“ und über „Erziehung zur Selbständigkeit“; in der „Deutschen Zeitschrift“ einen zur Schulreform auffordernden Artikel „Non scholae, sed vitae“; in der „Christlichen Frau“ wird über „Mittelalterliche und moderne Erziehung“, in der „Umschau“ über „Technischen Unterricht in englischen Schulen“ gehandelt usf. Das sind nur einige Proben. Einige Zeitschriften haben neuerdings ständige Rubriken der Pädagogik gewidmet, so das „Hochland“, die „Deutsche Monatsschrift“ und so auch die „Allgemeine Rundschau“. Zu nennen sind hierbei auch die jährlich vollkommener auftretenden „Lit. Ratgeber“ und die allgemeine Berücksichtigung der pädagogischen Neuerscheinungen in der gesamten Presse in der Form von Rezensionen und Anzeigen.

Das sind gewiß deutliche Anzeichen vom Aufsteigen pädagogischer Interessen, und es darf daraus der Schluß gezogen werden, daß diese an ein großes Publikum gesprochenen Worte über Erziehung und Bildung ihre Wirkung tun werden. Hoffen darf man das wenigstens. Denn einmal bleiben dann und wann einige Einsichten und Imperative hängen, die bei verständigen Eltern Umsetzung in die Tat finden, und dann dürfte auch der Büchermarkt eine günstige Wirkung verspüren. Was bisher pädagogische Titel hatte, wurde vom Publikum völlig übersehen und doch wie wertvoll wäre ein pädagogisches Hausbuch in jeder Familie! Heutzutage gestaltet sich die deutsche Hauserziehung lediglich unter den Kompromissen des Augenblicks. Gegen die Uebel des Leibes findet sich bei vielen Leuten ein Rezeptbüchlein vor, die Behandlung und Pflege der Seele unseres Nachwuchses wird einer ähnlichen Vorsorge noch nicht für wert erachtet. Der Landwirt vermißt nur ungern die landwirtschaftliche Beilage seines Leiborgans, den Nutzen geordneter Kindererziehung schlägt man noch nicht bis zur Höhe eines literarischen Beirates an! Vor allem muß die Tagespresse die Hauspädagogik in Pflege nehmen und die tägliche Kleinkost bringen, die ohne weiteres verdaubar ist. Die Zeitschriften aber sollten fortfahren, der pädagogischen Literatur ihre Aufmerksamkeit zu widmen und ihren Lesern hin und wieder die modernen Erziehungsprobleme im Zusammenhange mit der Kultur der Zeit nahebringen. Ohne Erkenntnis der Uebelstände, der Leeren und Lücken keine Besserung! Will das deutsche Volk fürderhin das erste pädagogische Volk der Welt sein, so beginne jeder, der bisher diesen Fragen weit entfernt stand, sich für Erziehung und Bildung in Theorie und Praxis zu interessieren! Dazu kann und sollte deshalb in erster Linie die Welt der Zeitschriften und Zeitungen ein gut Teil beitragen!

Es sollen deshalb an dieser Stelle Hinweise auf die Bewegungen der Erziehungsprobleme in der pädagogischen Literatur erfolgen, und wir beginnen heute mit der Anzeige eines Werkes, das als Band der vor kurzem begründeten „Internationalen Bibliothek für Pädagogik und deren Hilfswissenschaften“ (herausgegeben von Chr. Ufer) Anspruch auf allgemeine Bekanntmachung hat: „Psychologie der Gefühle“ von Th. Ribot[1]), Professor am Collège de France und Herausgeber der „Revue philosophique“ in Paris. Offenbar aus langjährigen empirischen Studien mit vorwiegender physiologischer Auffassung hervorgegangen, glänzt die Arbeit mit einer Fülle von Erfahrungsmaterial, daß dessen Wert schon das Werk lesenswert macht. Aber ebenso hoch ist die Zusammenfassung des Geschriebenen anzuschlagen, die dem Buche auch einen hohen historischen Wert eignet. Ueberhaupt ist es die erste umfassende Monographie über das Gefühlsleben; denn die deutsche Pädagogik ist, soweit sie mehr oder weniger auf Herbart fußt, intellektualistisch, das heißt, sie gönnt den Gefühlen nur einen zweiten Rang, setzt sie zu Begleiterscheinungen des Vorstellungslebens herab. Demgegenüber betont Ribot die Selbständigkeit des Gefühlslebens, wenn auch nicht in dem Sinne der Drei-Kräfte-Lehre, sondern vom Standpunkte des Physiologen aus, der der modernen biologischen Anschauung allen Gefühlselementen Ursprung und Sitz im Rahmen der menschlichen Bedürfnisse, vornehmlich in irgend wie gearteten Bewegungen zuweist. Von dieser Warte aus unterzieht Ribot die allgemeinen Lehren der Gefühlspsychologie einer Prüfung, weist an Beispielen die Richtigkeit seiner Theorie nach und legt im zweiten Teile auch die besonderen Richtungen der Gefühle als biologisch erklärbar vor. Die ganze Arbeit, wie die Teildarstellungen sind genetisch behandelt, d. h die Entwicklung der Gefühle ist der maßgebende Gedanke; es werden die gefühlsmäßigen Aeußerungen der Seele — die Seelenfrage aber wird nicht erörtert — niemals als Fertiges, sondern in ihrem Keime, in ihrem Wachsen aufgezeigt.

Es ist unseres Erachtens überflüssig, zu sagen, was man vermißt: bei großen Werken eigener Forscherarbeit ist der Standpunkt für die Beurteilung der richtige, der das zu verstehen gewillt ist, was dargeboten wird. Und in dieser Monographie ist ein überlegenes Seitenstück zu den Einzeldarstellungen über Apperzeption, Gedächtnis, Aufmerksamkeit ꝛc. gelungen. Im Gegensatze zu diesem „modernen“ Werke hat die soeben erschienene „Empirische Psychologie“[2]) von Dr. Otto Willmann, Hofrat und Universitätsprofessor i. P., nichts an sich, was den Reiz nach „fortschrittlicher Entwicklung“ erregt oder stillt; weit eher ist Willmanns Psychologie die konzise Erneuerung des Alten, nämlich der aristotelisch-thomistischen Psychologie. Fast nichts von Physiologie, von Experiment und Statistik — diesem Stolz der Assoziationspsychologie. Dagegen eine Seelenlehre mit Seele, in der das nun schon abgewöhnte Bedürfnis, mit dem jeder Unbefangene an ein psychologisches Werk herantritt: vom Leben des Geistes, des Unsterblichen im Menschen zu hören, auf jeder Seite Befriedigung findet. Also eine Seelenlehre, die keine Entschuldigung nötig hat, daß es eigentlich eine Physiologie der menschlichen Muskeln und Nerven sei!

Gewiß werden viele der Modernen schon aus Neugier nach dem Werke greifen — vielleicht läßt sich nun mit dem viel gefeierten Willmann mal abrechnen! — Sie werden nicht auf ihre Kosten kommen; denn die Voraussetzungen der Willmannschen Theorie von den höheren und niederen Funktionen des Seelenlebens, sowie von den zwei Grundrichtungen desselben: Erkennen und Streben, sind, wie Erfahrung, Geschichte der Geisteswissenschaften und Sprachentwicklung lehren, ohne Zweifel annehmbarer als Intellektualismus und Voluntarismus. Wir werden zwar über eine hypothetische Gewißheit in diesem Punkte nie hinauskommen, aber es scheint, als ob über kurz oder lang diese Zwei-Richtungs-Theorie auch von der physiologisch-psychologischen Seite her Annahme und Anhang gewinnen sollte, — dann nämlich, wenn das erste Interesse an den stückweisen Experimenten der intellektualistischen bezw. voluntaristischen modernen Psychologie abgeflaut sein wird. Im Grunde ist also die Willmannsche Erneuerung der ältesten Seelenlehre diejenige der Zukunft, weil sie die vorläufigen Gegensätze vereint.

Das Buch nennt sich „empirische“ Psychologie, weil es hauptsächlich introspektiv, d. h. insichschauend zu Werke geht, indem es die Beispiele aus der Erfahrung des Lebens holt. Als Schulbuch gedacht, doch auch als Studienbuch geeignet, ist es doch ein Buch, das der Gelehrte gern zur Hand nehmen wird, um darin ein harmonisches mit den christlichen Anschauungen zusammenstimmendes Ganze über das Wesen und die Wirkungen der Seele zu finden.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

P. Hartmann und Lorenzo Perosi. Vor etwa sechs Jahren war es, daß wie ein Stern mit glänzendem Licht Lorenzo Perosi am Kunsthimmel erschien; er wurde damals als der Palästrina Jungitaliens gepriesen, sein Name war in aller Munde. Rasch wie er erschien, verschwand er, und erst vor wenigen Wochen brachte sich der inzwischen zum Dirigenten der Sixtinischen Kapelle beförderte Maëstro mit seinen jüngsten Werken in Erinnerung. Inzwischen hat uns P. Hartmann von an der Lahn-Hochbrunn mit seinen Oratorien Franziskus und Petrus bekannt gemacht. Ein feingebildeter, weltgewandter Abbate und ein stiller, träumerischer und weltfremder Franziskanermönch stellten sich uns so vor als die Vertreter der geistlichen Musik im heutigen Italien. Wem die Krone?

Nur dem oberflächlich Messenden kann sich die Kunst der beiden als gleich geartet darstellen; was sich in ihrem Schaffen indessen doch berührt, ist nur jenes mehr dem Wohllaute als der Kraft, der feinen Form als dem formopfernden Ausdruck nachgehende tonale Idiom, das aus Rasse- und Ländereigentümlichkeit entspringt. Uns Deutschen scheint freilich die höchste musikalische Verklärung der Gläubigkeit etwa mit den Namen Bruckner und Liszt gekennzeichnet zu sein; in ihnen finden wir jenes Maß von Ausdruckstiefe, das bis ins Innerste greift und sich völlig ausschöpft; solche Wirkungen bleiben für uns bei den beiden italienischen Meistern überhaupt ausgeschaltet. Gerechterweise

---

1) Aus dem Französischen übersetzt von Chr. Ufer. Altenberg 1903. Oskar Bonde. 548 S. 8⁰; brosch. Mk. 10.—.

2) Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. II. Teil: Empirische Psychologie. Freiburg i. B. 1904. Herder. 174 S. 8⁰; brosch. Mk. 2.40; gebd. Mk. 2.90.



dürfen wir aber nicht fordern, was die Kunst jener nicht einmal einheitlich machen und als fremde Zutat in ihr wirken würde. Und in ihrer Eigenart sind auch sie gänzlich getrennte Charaktere und in sich fertige Individualitäten. Der oben angedeutete persönliche Unterschied wird auch in ihren Werken sofort klar. P. Hartmann bezeichnete mir einst seine Werke als Klosterkunst. In seiner still bescheidenen Weise erzählte er, daß sein Schaffen ohne jeden Hinblick auf Außenwelt und äußere Wirkung vor sich geht — es ist ein Privatissimum mit seinem Gott, dem er seine heiligsten Gaben, sein ganzes Können gläubig und demütig opfert. Hartmann ist kein großer Erfinder, kein geistvoller Kombinator, kein Beherrscher des Effekts; aber in seiner Tonsprache liegt etwas unsäglich Rührendes und ein reiner Geist spiegelt sich in ihr. Der weltliche Konzertsaal ist ihr größter Feind; die Kirche ist ihr Gebiet und im dämmernden Dunkel eines altersgrauen Gotteshauses mag diese Kunst wohl ihre ganze Schönheit ausströmen — die Schönheit, die sie eben aus jenem reinen Geist ihres Schöpfers empfing.

Ganz anders ist Perosis Eigenart beschaffen. Ihm ist reges künstlerisches Bewußtsein gegeben, das sein Können abwägt und prüft und die Möglichkeit dieser und jener Wirkung aus Absicht erkennt; wie er neben geistlichen auch weltliche Werke schafft, so mischt sich in seinem Stil Geistliches mit Weltlichem. Dort innere Auseinandersetzung mit sich selbst — hier freie Aussprache an eine ganze Gemeinde hinaus und in ihrem Dialekt, dort ein Schaffen für sich — hier für alle, sehnt sich Hartmann in die Stille und Einsamkeit des Gotteshauses, so predigt Perosi unter freiem Himmel und flutenden Sonnenstrahlen und bekämpft die Welt mit ihren Waffen. Er ist künstlerisch feiner — aber gewollter, technisch bedeutender — aber überlegender, des richtigen Wortes sicherer — aber in der Kenntnis seiner Wirkung auch berechnender. So mag uns Perosi reicher und mit Wertvollerem beschenken — wer aber den Glanz genossen, den er zu verbreiten sucht, wird gerne in weltferner, tröstlicher Einsamkeit den Klängen kindlichen Glaubens lauschen, mit denen der schlichte Franziskanermönch seinen Schöpfer preist.

Was ist Bayreuther Geist? Diese Frage zu beantworten wird von Jahr zu Jahr schwerer. Vor drei Jahren äußerte Frau Kosima Wagner, für sie gäbe es nur ein, nämlich ihr Festspielhaus, und proklamierte die Unteilbarkeit des Bayreuther Geistes. Vor einigen Wochen äußerte sie nach der erfolgreichen Erstaufführung der Oper „Der Kobold" ihres Sohnes Siegfried, es sei Bayreuther Geist in der Darstellung gewesen. Vor drei Jahren gründete Ernst von Possart ein Wagner-Festspielhaus, jedenfalls nicht in der Absicht hinter Bayreuth zuückzubleiben. Vor einigen Wochen äußerte er, wenn sein allergnädigster Herr ihm die Aufführung des „Parsival" freistellen würde, so würde er hierauf mit Rücksicht auf Bayreuth verzichten. Vor wenigen Tagen gab Direktor Conried gelegentlich einer Ehrung seiner Person das Bekenntnis ab, daß er dem amerikanischen Publikum zu hohem Dank verpflichtet sei, indem es die unentbehrliche Atmosphäre lieferte, die Frau Wagner und ihren Anhängern in Deutschland so viel Sorgen bereitete. Der rätselhafte Geist steckt also nach der Auffassung der Frau Wagner in den Mitgliedern der Familie des Meisters, Herr von Possart fand ihn, früher wenigstens, in der Darstellung, Herr Conried im Publikum. Ich glaube, letzterer hat im Prinzip recht. Jener Teil unserer deutschen Verehrer Wagners, die nicht die Mittel haben, die Wagner-Festspiele zu besuchen und den niedrigen Interessenstreitereien fernestehen, würde wohl den reinsten Bayreuther Geist wiederbringen. Künstlerisch aber ist unsere Frage am besten im Sinne der Lessingschen Fabel von den drei Ringen beantwortet: Der echte Geist ward mit Wagner selbst verloren. Frau Wagner, Conried und Possart sind nur in der Lage uns zu geben, was ihnen echt scheint — was sie aber alle drei nicht besitzen können, weil es mit Wagner selbst begraben wurde.

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

II.

Ein Wiener Dramatiker, der sonst die Herzen der Zuschauer im Sturme zu erobern gewohnt ist, Arthur Schnitzler, hatte in Berlin mit seinem „Einsamer Weg" kaum einen Achtungserfolg erzielt. Schnitzler war diesmal zu problematisch, er hielt sich zu stark an Ibsen und Maeterlink, aber das Vorahnende, Geheimnisvolle liegt ihm, dem leichtlebigen Wiener, wohl gar nicht.

Felix Dörmann, ebenfalls ein Wiener, mußte mit seiner „Mama" nach München kommen, um für sie ein Theater zu finden, das sich mit dieser wenig charaktervollen und ehrenhaften Dame befassen wollte. Doch der Darstellung am Münchener Schauspielhause fehlte vor allem das Lokalkolorit, das eine solche Komödie dem Publikum glaubhaft und erträglich hätte machen können. Dörmanns Humor ist nicht stark genug, um moralisch zu wirken, d. h. er konnte durch seinen Witz nicht verdammen, was er an Laster und Verbrechen bot, sondern nur belächeln, und das ist ein großer Unterschied. Dafür zeigte er sich uns im Hoftheater in seinem „Herr von Abadessa" als feiner Lyriker und schlechter Dramatiker. Der „Herr von Abadessa" war eine literarische, poetisch-wertvolle Arbeit, was man von einem anderen Repertoirestücke unserer Hofbühne, von „Maria Theresia" des F. von Schönthan, nicht behaupten kann. Mit einer Menge von Tratsch, Kostümen, unwahren historischen Reminiszenzen ist dieses Stück zusammengestoppelt, eine Augenweide für ein Publikum, das gerne „Könige im Negligee" sieht, ein Aerger jedem, der dieses unehrliche Kokettieren mit Sensationen durchschaut.

Auch der Schwank „Das historische Schloß", dessen Aufführung der Fasching entschuldigen sollte, war kein Treffer für unsere Hofbühne, die im Dezember auch Otto Julius Bierbaums „Stella und Antonie" ins Repertoire aufgenommen hatte. Bierbaums Vorzüge als Lyriker, sein Anklingen ans Volkslied, sein Antiquieren in Sprache, Idee und Sujet schadeten ihm im Drama. Er tändelt mit seinen Marionetten-Figuren, aber er drückt ihnen doch einen Dolch in die Hand, läßt sie morden, fliehen, verstoßen und sterben. Daß es ihm mit dem Tode seiner Helden nicht allzu ernst war, beweist die neue Umdichtung des letzten Aktes, die uns jetzt in Berlin und auch in München geboten wird.

Ein perverser Versuch des hochbegabten und unglücklichen englischen Dichters Oskar Wilde, die furchtbare Mädchengestalt der „Salome" psychologisch zu entschleiern, macht seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen. Ein harmloses, aber heiteres Stück, das den Sozialdemokraten Emil Rosenow zum Verfasser hat, ist die Komödie „Kater Lampe", die Geschichte eines „Hasenbratens", die merkwürdigerweise von der Kritik mit dem literarischen Maßstab gemessen wurde und dabei weniger gut wegkam, als sie es verdient hätte. Nach Auflösung des Akademisch-dramatischen Vereins bildete sich sofort die „Münchener dramatische Gesellschaft", die mit viel Lärm, viel Kosten und wenig Glück ein unreifes, kindlich-naives Schauspiel „Die Krone" von Emanuel Bodmann zur Darstellung brachte, in dem alle bekannten und genugsam abgeleierten Ansichten und Ideen über das „wahre Königtum" zusammengetragen werden.

In den letzten Wochen gab es noch eine hübsche Anzahl von Premieren, von denen allein drei auf unsere Hofbühne fallen. So wurde, wohl hauptsächlich um Karl von Perfall zu feiern, im Hoftheater „Perikles, Fürst von Tyrus" von Shakespeare, in der freien Bearbeitung Possarts, mit der Musik von Karl Perfall aufgeführt. Das Stück gibt in einer endlosen Reihe von Szenen und Bildern die Schicksale des Fürsten von Tyrus wieder, der Frau und Kind verloren glaubt und zum Schlusse beide wiederfindet. Speziell das romantische Element in demselben gab dem Komponisten und dem geschickten Regisseur Gelegenheit, Chöre einzuflechten und Märsche hineinzuweben, ohne die Handlung unnütz aufzuhalten. Es war speziell eine Glanzleistung des Regisseurs und der Darsteller, von denen Herr Lützenkirchen als Perikles wieder all seine Register spielen lassen konnte. Fräulein Berndl sprach als Thaisa sehr schön, Fräulein Brünner gab mit ruhiger Anmut die Rolle der Marina. Bald darauf kam Hebbel mit „Gyges und sein Ring" an die Reihe. Das Stück behandelt ein an sich heikles Thema in idealer, einwandfreier Art; das Titanenhafte, Stürmende, das Hebbels Dramen charakterisiert, das immer die Handlung treibt, aber oft auch den Dialog allzustark durchhetzt, ist auch hier so viel mit echter, tiefer Poesie verwoben, daß man selbst die undramatischen Stellen gerne ob der schönen Gedanken und Ideen, ob der guten Vergleiche anhört. Auch hier half das Dreigestirn: Fräulein Berndl, Herr Lützenkirchen und Herr Monnard viel zum Gelingen des Abends.

Das königliche Residenztheater brachte in der letzten Woche die Uraufführung von Georg Hirschfelds Schauspiel „Nebeneinander". Hirschfeld gehört zu jenen Dramatikern, die viel versprechen und es nie halten, zu jenen, von denen Berlin-W. und das Wiener Rathausviertel immer viel überzeugter ist als das eigentliche Publikum. Sein Schauspiel „Nebeneinander" soll, dem Titel nach, den Satz beweisen und in die Welt hinausrufen, daß Ehegatten nicht „nebeneinander", sondern mit und für einander leben sollen. Doch diese Idee ist durch die Handlung nicht klar genug herausgearbeitet, durch das Exempel, das er uns vorführt, nicht genügend bewiesen. Sie bleibt bis zum Schlusse eine These, die bewiesen werden soll, das „quod erat demonstrandum" ist nicht kräftig genug. Dafür sucht Hirschfeld, der von allem „dramatischen Anfange" an viel Sinn für die Schilderung des Familienlebens gehabt hat, Figuren und Szenen aus seinen früheren Stücken, aus „Zu Hause", aus „Die Mütter" wieder zu verwerten und mit dem bekannten „Fallissement" zu verweben. Hirschfeld hat ein tiefes Gemüt, hat auch eine gewisse, allerdings sprunghafte und noch armselige Bühnentechnik. Ganz verunglückt war die „Braut" des jungen Hellwig, die nur einen linken Arm hat, vielleicht eine symbolische Andeutung, daß sie mit Theo nur auf der linken Hand getraut ist. Der letzte Akt des Stückes, eine Folge von Lamentationen, ist quälend, schleppend und unbefriedigend, der erste Akt ledig Milieuschilderung, so daß für den noch übrigen zweiten nur die Handlung aus den „Müttern", die Rückkehr des „verlorenen" Sohnes ins Elternhaus mit folgender „großen Szene" übrig bleibt. Die Darstellung war diesmal nicht ganz auf der Höhe. Fräulein Dandler und Herr Basil sind in heiteren Partien eben weit besser als in jammervollen. Herr Monnard und Fräulein Görike, der als Gast die undankbare Rolle der „Braut" zufiel, die nur einen Arm hatte, waren weit eher am Platze.

Im Schauspielhaus gab es eine große Enttäuschung in Form der „Faulen Mare", die angeblich Frau Sudermann in Abwesenheit ihres Mannes verbrochen haben soll. — Wäre ihr Mann nicht in Japan, er hätte ihr sicher das Stück technisch raffinierter hergerichtet, so daß die zum Lachen herausfordernde Vergiftungsszene der sich liebenden „Halbgeschwister" ausgeblieben wäre. Da das Stück gleich vom Repertoire verschwand, liegt kein Grund mehr vor, darüber zu berichten.



Kleine Rundschau.

100 Jahre Code Napoléon.

Unter den positiven Leistungen der französischen Revolution und ihres größten Sohnes, der zugleich ihr Bezwinger wurde, nimmt dieses Gesetzbuch wohl den ersten Platz ein. Am 21. März waren 100 Jahre vergangen, seitdem es geschaffen wurde. Es hat für Frankreich also bereits recht lange den Zweck erfüllt, den unser Bürgerliches Gesetzbuch erst seit vier Jahren zu erfüllen begonnen hat. In den linksrheinischen Teilen Deutschlands, die 20 Jahre unter französischer Herrschaft gestanden, hat sich der Code bis 1900 behauptet, und man hat hier seine Beseitigung nicht gerade als ein unbedingt erfreuliches Ereignis betrachtet; denn in mancher Hinsicht steht das deutsche Gesetzbuch hinter dem französischen zurück. Der Code Napoléon bedeutete wegen seiner Verwertung alter germanischer Rechtsprinzipien aus der Frankenzeit und wegen seines fortschrittlichen Geistes, dem wir die Schwurgerichte und so manches andere verdanken, eine außerordentliche Errungenschaft gegenüber der im 18. Jahrhundert am Rhein geltenden Rechtsprechung, die in ihrer Zersplitterung und zunftmäßigen Verknöcherung ein getreues Abbild der partikularistischen Zustände im alten Reiche war. Der Code übertraf auch bei weitem das auf älteren Prinzipien beruhende preußische Allgemeine Landrecht, und man kann es den Rheinländern wahrlich nicht verdenken, daß sie jenen nicht gegen dieses eintauschen wollten und sich heftig gegen jede dahin zielende preußische Bemühung sträubten. Ganz verschwunden ist der Code Napoléon für Rheinpreußen übrigens auch jetzt noch nicht, denn unter den Partikularrechten, die im Bürgerlichen Gesetzbuch eine teilweise Geltung behalten haben, nimmt er eine bevorzugte Stellung ein. Wer sich mit dem französischen Justiz- und Verwaltungswesen unter Napoleon eingehend beschäftigt hat, wird uns recht geben, wenn wir es weit über die in den einzelnen Territorien des ehemaligen deutschen Reiches herrschenden stellen. Die französische Okkupation war nicht nur eine mit Waffen bewirkte, sondern auch eine geistige Eroberung, speziell auf dem Gebiete der Verwaltung. Ja, schon unter den Präfekten im Rheinlande finden wir wahre Verwaltungsgenies. Deshalb braucht man sich auch nicht zu wundern, daß das Meisterwerk des Code von einer Kommission von vier Mitgliedern in vier Monaten zustande gebracht wurde. Allerdings war die treibende Kraft auch ein Napoleon! Dr. B.

Belgischer Gewerbefleiß.

Bei jedem neuen Besuche Belgiens haben wir Veranlassung den wirtschaftlichen Fortschritt dieses Landes zu bewundern. Die Belgier sind wirklich das unternehmendste Volk der Welt. Es ist, als ob der Geist des 14. Jahrhunderts, der tatkräftigsten Epoche des Mittelalters, wieder in ihnen erwacht sei. Damals erwies sich der Hafen von Antwerpen, obwohl er über 1000 Schiffe fassen konnte, oft als zu klein. Sie brachten die Wolle aus England, die nicht nur von der Tuchindustrie der Niederlande, sondern auch von der des Niederrheins verarbeitet wurde, und das Kupfer aus Schweden, welches unter den kunstfertigen Händen der Coperes zu noch heute bewunderten Gebrauchsgegenständen aller Art sich gestaltete. Infolge seiner hochentwickelten Gewerbetätigkeit kann Belgien auch die meisten Menschen ernähren. Dort kommen auf den Quadratkilometer 225; in Deutschland im Durchschnitt nur 100. Zurzeit beträgt die Gesamtbevölkerung Belgiens 7 Millionen. Es ist kein Wunder, daß man in einem so reichen und unternehmungslustigen Lande in kurzen Zwischenräumen Weltausstellungen veranstaltet. In Antwerpen und Brüssel reüssierten diese vortrefflich. Der häufige Besuch der letzteren ist eine unserer ertragreichsten Erinnerungen. Auch was wir vor kurzem in Lüttich gesehen, berechtigt zu der Hoffnung, daß die dort für 1905 geplante Ausstellung bedeutenden Erfolg haben wird. Es ist, als ob Giganten dort arbeiteten. Der Ourthe hat man gar ein neues Flußbett gegraben, und eine neue gewaltige Brücke überspannt die Maas. Bis zur Mitte des Jahres sollen auch die riesigen Ausstellungshallen fertig gestellt werden. Der Platz der Exposition umfaßt 70,000 Quadratmeter, davon sind 40,000 für das Ausland bestimmt. Fast alle Staaten haben ihre Beteiligung zugesagt. Deutschland leider nicht, und man ist darüber in Belgien nicht wenig erstaunt. Dieser Umstand wird jedoch hoffentlich deutsche Fabrikanten nicht abhalten, sich auf eigenes Risiko hin zu beteiligen. Die Belohnung dafür würde sicher nicht ausbleiben. Hat doch schon die Brüsseler Ausstellung manchem deutschen Teilnehmer viele neue Absatzquellen verschafft. Auch das nachbarliche Moment müßte hierbei berücksichtigt werden. Unter allen belgischen Städten verknüpfen uns besonders mit Lüttich sehr alte Handelsbeziehungen, außerdem lebt in dieser Stadt eine große Zahl von Deutschen, und die Lütticher Bevölkerung ist im allgemeinen dem deutschen Nachbar freundlicher gesinnt als vielleicht irgend eine andere städtische Bevölkerung Belgiens. Dr. B.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Generaltarif für Lebensmittel im belagerten Paris 1871.

Dies Dokument wurde aufgestellt, nachdem die ersten Friedensverhandlungen zwischen dem Fürsten Bismarck einerseits und Thiers und Jules Ferry anderseits gescheitert waren und die französischen Unterhändler prahlerisch versichert hatten: Paris habe Lebensmittel noch auf lange Zeit. Die Preise sind wie folgt angegeben: Elefantenfleisch pro Pfund 20 Frs., ein Spanferkel 580 Frs., ein Pfund Butter 40 Frs., ein Pfund frische Butter 60 Frs., Melangebutter 12 Frs., 100 Kilo Holz 24 Frs., eine kleine Dose Sardinen 12.50 Frs., eine Dose Bohnen 8.90 Frs., eine Dose Erbsen 6 Frs., eine trüffierte Ente 200 Frs., eine Ente ohne Trüffel 140 Frs., ein Pfund Käse 30 Frs., ein Pfund Olivenöl 20 Frs., ein Pfund Schinken 45 Frs., ein Kaninchen 60 Frs., ein Hase 75 Frs., eine Gans 175 Frs., ein Hühnchen 50 Frs., ein Pfund Pferdefleisch 8, 10 und 12 Frs., eine Katze 12 Frs., eine Ratte 2.50 Frs. Dies Dokument erklärt die furchtbare Tatsache, daß während der letzten Zeit der Belagerung täglich Hunderte des Hungertodes starben. Es sei den Kriegsfanatikern empfohlen, denn es spricht deutlicher als dicke Bände der Kriegsgeschichte. Dr. B.

Wertstatistik: Ermittelung der Handelswerte.

Unser Mitarbeiter Herr Osel hatte vor einiger Zeit die Notwendigkeit einer systematischen, erläuterten Bekanntgabe von Einheitswerten nach verschiedenen Ländern für die Wertstatistik nachgewiesen und deren Veröffentlichung gefordert. Demselben ist nun die Mitteilung geworden, daß bereits für 1904 eine umfangreiche Publikation in seinem Sinne erfolgen wird. Damit ist für den theoretischen und praktischen Volkswirtschaftler eine neue wichtige Quelle des Studiums eröffnet. S.

Der Außenhandel der Vereinigten Staaten 1903.

Die Einfuhr, die höchste bisher, wertete 1903 mit 995'473,101 $; die Ausfuhr betrug 1,484'668,000 $, darunter als Hauptartikel Baumwolle und Zerealien. An der Einfuhr partizipieren die Nahrungsmittel und Vieh mit 21.04 pCt., Rohmaterialien für die amerikanische Industrie mit 38.06 pCt., Ganz- und Halbfabrikate zur Weiterverarbeitung mit 9.64 pCt., Fertigfabrikate zum Gebrauch mit 16.79 pCt. und Luxusgegenstände mit 14.47 pCt. S.

Kurzschluß.

Wie sehr man bei einem Brand überhaupt geneigt ist als Entstehungsursache Kurzschluß anzunehmen, zeigt sich in der jüngsten Zeit immer mehr. Das Vorhandensein einer elektrischen Beleuchtungsanlage ist nach Ansicht mancher Leute für die Vermutung des Kurzschlusses nicht einmal mehr erforderlich. So wurde ja auch der Brand des Hoftheaters in Stuttgart auf einen Kurzschluß zurückgeführt, wenngleich das Lokal, in welchem der Brand seinen Anfang nahm, eine elektrische Beleuchtungseinrichtung nicht enthielt. Kürzlich wurde nun auch beim Brand des großen Kornmagazins in Stolp Kurzschluß als Ursache des Brandes angegeben. Auf eine Anfrage hin hat sich der Magistrat des Stadtkreises Stolp folgendermaßen geäußert: „Die Entstehungsursache des Brandes im hiesigen Kornlagerhaus konnte nicht ermittelt werden. Daß das Feuer infolge Kurzschlusses entstanden sein sollte, ist höchst unwahrscheinlich, denn bei Beginn der Löscharbeiten und noch später befand sich die Beleuchtungsanlage in tadelloser Beschaffenheit. Erst nach Einsturz eines Mauerteiles, wodurch die Leitungsdrähte zerrissen wurden, erlosch das Licht. Es wird diesseits vermutet, daß durch Warmlaufen eines Wellagers vom Elevator der Brand verursacht worden ist." Man sieht hieraus, daß es sich empfiehlt, künftighin mit der Vermutung des Kurzschlusses bei Brandfällen etwas vorsichtiger zu sein. Rn.

Was Preisausschreiben bedeuten,

wird durch die jüngste Konkurrenz um das beste Volkslied, welche die „Woche" veranstaltete, wieder einmal ins hellste Licht gesetzt. Die Einsendungen sollen nach Tausenden zu zählen gewesen sein — und welcher Tiefstand an Kunstwert erreicht wurde, das kann man unschwer aus den eben veröffentlichten Arbeiten der Sieger ermessen. Die 3000 Mark verfielen an Leistungen, mit denen dem „Volk" nie gedient sein kann. Herr Scherl setzte das ganze notenkundige musikdilettierende Deutschland in schreibende Bewegung; nach des Dichters Worten „schmierte man, wie man Stiefel schmiert". Wie manchem großen Talent hätte können mit diesen Preisen geholfen sein? Aber mit der Kunstförderung aus Geschäftsrücksichten haben ja solche Talente nichts zu schaffen. tbr.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei allen deutschen Postanstalten (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion u. Verlag: Dr. Armin Kausen, München, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 3. München, 12. April 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Der Konflikt des bayerischen Kriegsministers mit der Kammermehrheit.

Zum Falle Freiherr von Asch-Eras-Dr. Pichler.

Von
Joseph Geiger, Oberstlandesgerichtsrat a. D.,
Mitglied des Bayerischen Landtages.

Wenn ich, ergangener Anregung folgend, die obige in letzter Zeit vielbesprochene und vielbeschriebene Angelegenheit einer Würdigung nach ihrer politischen Seite in diesen Blättern unterziehe, so darf wohl vorausgesetzt werden, daß den Lesern der „Allgem. Rundschau“ der Fall selbst, insbesondere auch die Erklärungen des Herrn Kriegsministers Freiherrn von Asch sowie des Abgeordneten Dr. Pichler und des Abgeordneten Dr. v. Daller namens der Zentrumsfraktion in den Plenarsitzungen der Abgeordnetenkammer vom 14. und 15. März d. J. bekannt geworden und in Erinnerung geblieben sind. Die gleiche Voraussetzung darf wohl angenommen werden bezüglich der gegen Eras am 30. Januar und am 28. März d. J. gefällten kriegsgerichtlichen und oberkriegsgerichtlichen Urteile, welche nach den vorausgegangenen Verhandlungen nicht nur überraschten, sondern auch, soweit es sich um Bestätigung der Schuld und Strafe in der Berufungsinstanz handelte, allgemeines Erstaunen hervorriefen.

Die politische Bedeutung der ganzen Angelegenheit liegt in dem Verhalten des Kriegsministers Freiherrn von Asch nicht nur dem Abgeordneten Dr. Pichler, sondern auch der Kammer der Abgeordneten gegenüber.

Freiherr von Asch hatte, wie er selbst zugibt, am 11. Nov. v. Js. jene die Beschwerde des Eras betreffende Bitte Dr. Pichlers mit nur geteilter Aufmerksamkeit angehört und den ihm gleichzeitig übergebenen Brief des Eras an Dr. Pichler, ohne sich der Eventualitäten vollständig klar zu sein, entgegengenommen. Nachdem aber der genannte Brief der Gegenstand einer kriegsgerichtlichen Untersuchung und zum Träger schwerer strafgerichtlicher Anklagen gegen Eras geworden war, und nachdem der hiervon in Kenntnis gesetzte Dr. Pichler sein Befremden über die erfolgte Verwertung vertraulich gemeinter Mitteilungen brieflich dem Kriegsminister gegenüber zum Ausdrucke gebracht hatte, suchte sich dieser zur Rechtfertigung seines Vorgehens, über dessen Tragweite er sich wohl selbst anfänglich keineswegs klar war, auf § 147 des Militärstrafgesetzes zurückzuziehen.

Es war nicht bloß ein Rechtsirrtum, sondern ein politischer Fehler, welchen Freiherr von Asch beging, als er den vertraulichen Verkehr des Staatsministers als solchen mit einem Abgeordneten als solchen bezüglich erbetener oder angeregter Prüfung und eventueller Abhilfe mitgeteilter Klagen und Beschwerden — mit der gewissen Behörden obliegenden Berufspflicht, strafbare Handlungen zur Anzeige zu bringen, verwechselte.

Aus der Erklärung, welche Freiherr von Asch in der Kammersitzung vom 14. März l. J. verlesen hat, ist aber noch eine Reihe weiterer Fehler hervorzuheben, welche nach den Umständen, unter welchen sie begangen wurden, zugleich als politische zu erachten sind.

Mit Recht hat Dr. Pichler in seiner Gegenerklärung vom 15. März betont, daß es stets und insbesondere vom Ministertische aus als unzulässig bezeichnet wurde, über einen Angeklagten, gegen welchen das strafgerichtliche Verfahren seinen Abschluß noch nicht gefunden hat, öffentlich eine beschwerende Kritik jener Handlungen zu üben, welche den Gegenstand des Verfahrens bildeten; Freiherr von Asch, der oberste Leiter der Kriegsverwaltung und somit auch der militärischen Justizverwaltung, hat solche Kritik in denkbar schwerster Form vom Ministertische aus in öffentlicher Sitzung der Kammer geübt. Weit entfernt, hiedurch auf die Richter der höheren Instanz, welche zur erneuten Prüfung des Straffalles berufen waren, einwirken zu wollen, mußte sich Freiherr von Asch doch seiner autoritativen Stellung und des aus derselben hervorgehenden Einflusses bewußt sein, als er sein persönliches Urteil über Eras der Oeffentlichkeit übergab, und wenn er solche Kritik gleichwohl abzugeben sich veranlaßt sah, war er gehalten, das Charakterbild des Eras auch durch Bekanntgabe solcher Umstände zu ergänzen, welche die Schatten zu mildern vermochten. Aus dem dem Herrn Kriegsminister vorgelegenen Protokolle über die kriegsgerichtliche Verhandlung vom 30. Januar l. J. mußte

derselbe insbesondere entnommen haben, was von sachverständiger Seite über die frühere geistige Erkrankung des Angeklagten konstatiert worden war.

Der Hinweis des Abgeordneten Dr. Pichler in der genannten Verhandlung vom 30. Januar auf die Tatsache, daß nicht nur die übrigen Minister, sondern auch der Kriegsminister in ähnlichen Fällen und selbst in einem wichtigeren Falle dem Eintreten der Abgeordneten die Qualität eines vertraulichen Austausches zugestanden haben, und deshalb im konkreten Falle eine Indiskretion gegeben sei, wurde von dem Kriegsminister nach § 147 des Militärstrafgesetzes als Beleidigung aufgefaßt und wurde die strafgerichtliche Verfolgung des Zeugen und Abgeordneten Dr. Pichler angekündigt.

Es ist ein Rechtsirrtum, dieser Auffassung, welche von Dr. Pichler als einem Zeugen kundgegeben wurde, die Qualität einer Amtsehrenbeleidigung beizulegen, und es ist ein politischer Fehler, die Strafverfolgung gegen Dr. Pichler in öffentlicher Sitzung anzudrohen, ohne sich vorher genügende Aufklärung verschafft zu haben, ob in der Tat eine Amtsehrenbeleidigung objektiv vorliege und beabsichtigt war.

Die Frage des Dr. Pichler an den Kriegsminister am 11. November v. J.: „was in der Sache zu tun sei?“ und die Frage des letzteren in seiner Erklärung vom 14. März l. J.: „was er, der Minister, anders als er getan, hätte tun sollen?“ erledigt sich vom Standpunkt des Ministers aus in einfachster Weise; die Antwort des Ministers an Dr. Pichler hatte zu lauten: „Nehmen Sie den Brief wieder zu sich und sagen Sie Ihrem Klienten, es bleibe nichts übrig, als den vorgeschriebenen Beschwerdeweg zu betreten“. Mit dieser Antwort würde der Fall Eras wahrscheinlich eine andere, die Zukunft des Angeklagten minder gefährdende Wendung genommen haben.

Es lag endlich auch in der nach manchen Richtungen verletzenden Sprache, welcher sich Freiherr von Asch in seiner Erklärung vom 14. März bediente, sowie in seinem Schlußworte vom 15. März ein politischer Mißgriff, geeignet, das im Landesinteresse gelegene gute Einvernehmen zwischen Regierung und Kammer zu beeinträchtigen.

Welche Lösung der zwischen Freiherrn von Asch und der Mehrheit der Volksvertretung bestehende Konflikt finden werde, hängt von Umständen ab, welche zurzeit noch nicht überblickt werden können.

Die Reichsfinanzen und deren Reform.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages.

II.

Daß der Zustand unserer Reichsfinanzen, wie er sich im Laufe der Jahre auf der Grundlage des im voraus mit kurzen Strichen skizzierten Systems herausgebildet hat, ein erfreulicher oder auch nur ein befriedigender sei, wird wohl niemand behaupten wollen. Es bestehen auf diesem Gebiete zweifellos Mißstände, welche eine Abhilfe wünschenswert erscheinen lassen nicht nur in der Richtung einer Konsolidierung der Reichsfinanzen als solcher, sondern auch inbezug auf das finanzielle Verhältnis zwischen dem Reich und den Einzelstaaten.

Die Schwierigkeiten ergeben sich zu einem großen Teil aus dem Charakter des Reiches als ein Bund von Staaten, welchen in der Verfassung ihre politische Selbständigkeit garantiert und auch die Finanzhoheit belassen ist, insoweit dieselbe nicht durch die Ausübung des dem Reiche zustehenden unbeschränkten Besteuerungsrechtes eingeschränkt wurde. Diese politische Selbständigkeit der Einzelstaaten äußert sich u. a. in der Bildung von besonderen Verwaltungsgemeinschaften mehrerer Staaten innerhalb des Reiches, deren Erträgnisse der Reichskasse zufließen, aber den nicht beteiligten Staaten nicht zu gute kommen. Es sei hier nur an die bereits erwähnte Post- und Telegraphengemeinschaft und an die Brausteuergemeinschaft erinnert. Diese Sonderverwaltungen erschweren derartig den Ueberblick über das finanzielle Verhältnis der einzelnen Staaten zum Reiche, daß es selbst für den Eingeweihten eines längeren Studiums bedarf, um den Abschluß eines Reichshaushalts mit Verständnis lesen zu können.

Doch erheblicher als diese rein formelle Schwierigkeit fällt die durch die Franckensteinsche Klausel geschaffene Zweiteilung der Einnahmequellen des Reichs in Ueberweisungssteuern und in reichseigene Einnahmen ins Gewicht und die mit dieser Teilung zusammenhängende getrennte Verrechnung der auf dem Gebiete dieser beiden Einnahmequellen sich jeweils gegenüber dem Etatssoll ergebenden Mehr- oder Mindereinnahme. Diese Zweiteilung führt zu dem Ergebnis, daß in einzelnen Jahren das Reich im eigenen Haushalt erhebliche Fehlbeträge aufweist, während zu gleicher Zeit den Einzelstaaten nicht unbedeutende Ueberschüsse aus den Ueberweisungssteuern zugeführt werden und umgekehrt. So ergab die eigene Wirtschaft des Reiches z. B. in den Jahren 1883 bis 1888 fortgesetzt Fehlbeträge von zusammen rund 91 Millionen, während in den gleichen Jahren den Einzelstaaten Mehrüberweisungen von zusammen rund 159 Millionen überlassen werden mußten und umgekehrt hatten wir im eigenen Haushalt des Reichs in den Jahren 1893/94 Ueberschüsse von zusammen 21 Millionen, während in diesen beiden Jahren die Einzelstaaten an ungedeckten Matrikularbeiträgen 33 Millionen an das Reich abführen mußten.

Dieses Bedenken liegt, soweit es sich um Schwankungen der eigenen Einnahmen des Reichs handelt, ebenfalls mehr auf dem formellen Gebiete; denn die aus diesen Schwankungen sich ergebenden Ueberschüsse und Fehlbeträge werden in dem übernächstfolgenden Jahre als „Ueberschüsse“ bezw. „Fehlbeträge aus den Vorjahren“ im Reichshaushalt in Einnahme bezw. Ausgabe gestellt und treten hier mit einer die Matrikularbeiträge dieses letzteren Jahres entlastenden oder belastenden Wirkung in die Erscheinung. Diese Verbindung zweier zeitlich auseinanderliegenden Etats hat nun allerdings für die Finanzwirtschaft des Reichs auch eine sehr unerwünschte Unsicherheit zur Folge, die ganz besonders unangenehm sich fühlbar macht, wenn nach einer Reihe von fetten Jahren die unvermeidlichen mageren Jahre sich einstellen. So hatten wir z. B. aus den Jahren 1889 bis 1899 fortgesetzt Ueberschüsse im eigenen Reichshaushalt zu verzeichnen, welche im Jahre 1899 bis auf rund 32 Millionen angewachsen waren. Mit Eintritt einer ungünstigen wirtschaftlichen Konjunktur im Jahre 1900 ergaben sich Mindererträge, die sich für 1901 auf 48 Millionen, für 1902 auf 30 Millionen belaufen und für 1903 auf 20 Millionen geschätzt werden. Bei einem so schroffen Umschwung der Verhältnisse kann natürlich die ungünstige Rückwirkung auf die Reichsfinanzen nicht ausbleiben.

Anders liegt die Sache bei den Mehr- oder Mindererträgnissen aus den Ueberweisungssteuern. Diese kommen den Einzelstaaten ohne weiteres zugute bezw. zur Last; eine nachträgliche Ausgleichung finden diese Schwankungen auf dem Wege durch den Reichshaushaltsetat späterer Jahre nicht mehr, das ganze Risiko derselben verbleibt vielmehr den Einzelstaaten. Dieser Umstand erschwert es natürlich den letzteren außerordentlich, in ihrem Landesbudget die Einnahmen und Ausgaben mit der wünschenswerten Sicherheit im voraus zu veranschlagen und auszugleichen. Diese nicht oder nur schwer vorherzusehenden Mehr- oder Mindereinnahmen bei den Ueberweisungssteuern müssen also naturnotwendig in den Einzelstaaten, ohne deren Schuld, entweder zu einer Ueberschuß- oder zur Defizitwirtschaft führen. Denn es ist außerordentlich schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, unter diesen Umständen eine auch nur annähernd richtige Ziffer für den Reichsbedarf im Landesbudget einzustellen, zumal wenn dasselbe, wie z. B. in Bayern, zweijährige Perioden umfaßt.

Dazu kommt noch, daß auch die etatsmäßigen Ziffern der Ausgaben des Reichs noch keineswegs unbedingt feststehende sind, sondern nicht selten noch durch Nachtragsetats ungünstig beeinflußt werden. Soferne der durch solche Nachtragsetats bedingte Mehraufwand nicht durch Anleihe gedeckt wird, wie dies z. B. bei den Nachforderungen für Südwestafrika der Fall ist, erhöht derselbe die ordentlichen Ausgaben und fällt damit den Matrikularbeiträgen zur Last, muß also von den Einzelstaaten gedeckt werden, sei es aus den etwaigen Mehrüberweisungen, sei es, wenn solche nicht vorhanden sind, aus eigenen Mitteln.

Diese Unsicherheit in ihrem finanziellen Verhältnis zum Reich war von jeher der Punkt, an welchem die Klagen der Einzelstaaten in erster Linie eingesetzt haben und diesen Klagen kann eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden. Die bisherigen Versuche, hier Abhilfe zu schaffen, gingen aber über diesen Beschwerdepunkt weit hinaus und sind deshalb auch an dem Widerstand des Reichstags gescheitert. Es kommen hier in Betracht die beiden Reformversuche der Jahre 1893 und 1894, welche zur Beseitigung der Schwankungen im Verhältnis zwischen Matrikularbeiträgen und Ueberweisungssteuern diese zwar beibehalten, aber in ein gegenseitiges festes Verhältnis bringen wollten. So sollten nach der Vorlage des Jahres 1893 die Matrikularbeiträge mindestens um

40 Millionen jährlich hinter den Ueberweisungen zurückbleiben; den Einzelstaaten sollte also seitens des Reichs ein jährlicher Zuschuß in der Höhe dieses Betrages garantiert werden. Der für das Reich hierdurch erwachsende Mehraufwand sollte durch die Erträgnisse des bekannten „Steuerbuketts“ (Tabakfabrikatsteuer, Weinsteuer, Quittungs- rc. steuer, Börsensteuer und Lotteriestempel) gedeckt werden. Abgesehen von einer Erhöhung der Börsensteuer und des Lotteriestempels wurde dieses Reformprojekt vom Reichstag abgelehnt. Ebensowenig fand dasjenige des Jahres 1894, die sogenannte „kleine“ Finanzreform, Zustimmung, die sich darauf beschränkte, eine Gleichstellung der Matrikularbeiträge mit den Ueberweisungssteuern vorzuschlagen, also die Matrikularbeiträge, wenn auch nicht formell, so doch in ihrer finanziellen Wirkung gegenüber den Einzelstaaten aufzuheben. Der Hauptgrund für die Ablehnung dieser beiden Vorlagen war neben der Abneigung gegen die Einführung neuer indirekter Steuern die vom Abgeordneten Dr. Lieber in der Sitzung des Reichstags vom 29. Januar 1894 ausgesprochenen Ueberzeugung, daß in dem Fortbestehen der Matrikularbeiträge die Gewährleistung des föderativen Charakters des Reichs zu erblicken sei.

Mit Unrecht wird von verschiedenen Seiten versucht, die ungünstige Gestaltung der Reichsfinanzen lediglich als eine Wirkung des bestehenden Verhältnisses zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten hinzustellen und für die finanzielle Misere ausschließlich die Matrikularbeiträge und die Franckensteinsche Klausel verantwortlich zu machen, von deren Beseitigung man sich eine durchgreifende Besserung erhofft, allerdings nur unter gleichzeitiger Vermehrung oder Verstärkung der Einnahmequellen des Reichs. Man übersieht dabei, daß auch eine technisch vollkommene Finanzverwaltung keine Sicherheit bieten kann gegen drohende Verschuldung, wenn in einem Gemeinwesen einzelne Ressorts sich nicht diejenige Beschränkung in ihren Ausgaben auferlegen, welche durch die Rücksicht auf die Allgemeinheit und insbesondere auf die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler und auf die Abneigung der Volksvertretung gegen neue Steuern unbedingt geboten erscheint. Im Haushalt der Staaten gilt ja im allgemeinen, im Gegensatz zu demjenigen der Einzelpersonen, der Grundsatz, daß die Einnahmequellen nach der Höhe des festgestellten notwendigen Ausgabebedarfs zu erschließen sind. Darüber gehen aber die Meinungen auseinander, ob die Zukunft des Deutschen Reichs tatsächlich „auf dem Wasser“ liegt und ob die von Jahr zu Jahr steigenden Ausgaben zur Durchführung einer Weltmachtpolitik größten Stils zu den für die Wohlfahrt des Reichs unbedingt „notwendigen“ Aufwendungen gehören. Von der Beantwortung dieser Vorfrage dürfte auch die Stellungnahme zur Frage der Reichsfinanzreform abhängig sein. Ist man Anhänger einer solchen weit ausgreifenden Politik, dann wird man auch die notwendigen Konsequenzen ziehen und dem Reiche die zur Durchführung derselben notwendigen erheblichen Mittel zur Verfügung stellen müssen, dabei aber auch nicht vor neuen Steuern zurückschrecken dürfen. Ist man aber der Meinung, daß das Ansehen des Deutschen Reiches und das Interesse des deutschen Volkes es nicht erfordern, überall auf dem weiten Erdenrunde „mit dabei“ zu sein, wo immer etwas los ist, und hält man den Reichtum des deutschen Volkes noch nicht für so groß, daß es sich den Luxus der Schaffung und Unterhaltung einer gewaltigen Seemacht neben der durch die politischen Verhältnisse unbedingt gebotenen Landmacht ersten Ranges gestatten könnte, dann ist es Pflicht der hierzu Berufenen, rechtzeitig auf tunlichste Sparsamkeit zu dringen. Es wird ja vielfach nicht als „modern“ angesehen, die wenig beliebte Melodie von der Sparsamkeit anzustimmen, aber trotzdem ist und bleibt diese die beste Finanzreform für den einzelnen sowohl wie auch für den Staat. Wie angebracht gerade heutzutage der Ruf nach Sparsamkeit ist, dürfte schon allein daraus hervorgehen, daß z. B. in den Jahren 1900—1904 die ostasiatische Expedition einschließlich der Zuschüsse für Kiautschau einen Gesamtaufwand von rund 333 Millionen erforderte.

Die erste Anleihe im Reiche wurde im Jahre 1875 in dem mäßigen Betrage von 10 Millionen geschaffen, aber erst 1878 zur etatsmäßigen Verwendung gebracht. In der kurzen Zeit von 28 Jahren hatten wir 1903 bereits einen Schuldenstand von über 3 Milliarden erreicht. Dem steht ja allerdings nach einer Erklärung, welche der Reichsschatzsekretär Freiherr von Stengel in der Budgetkommission des Reichstags am 20. Januar 1904 abgab, ein Aktivvermögen des Reichs von über $5^1/_2$ Milliarden gegenüber, so daß die Kreditfähigkeit des Reiches noch in keiner Weise in Frage gestellt erscheint. Allein von diesem Vermögen sind nur $1^1/_2$ Milliarden für werbende Zwecke angelegt, von welchen wiederum nur $^1/_2$ Milliarde aus der Anleihe stammt, so daß $2^1/_2$ Milliarden aus der Anleihe bis jetzt nicht für werbende Zwecke Verwendung fanden. Dazu kommt noch, daß schon im Jahre 1903 und auch für 1904 zu dem Auskunftsmittel einer Zuschußanleihe gegriffen werden mußte, um die Bedürfnisse des ordentlichen Etats überhaupt befriedigen zu können, ein Vorgehen, das nicht nur in bezug auf seine verfassungsmäßige Zulässigkeit bestritten, sondern auch vom Standpunkt einer gesunden Finanzpolitik aus absolut verwerflich ist. Diese Verhältnisse lassen es doch bedenklich erscheinen, in dem jetzt eingeschlagenen Tempo fortzufahren, und von allen Seiten erhoben sich warnende Stimmen, welche die Zeit für gekommen erachten, das Reichsschuldbuch zu schließen und an eine planmäßige Schuldentilgung zu denken. Ob aber dieser an und für sich wohl berechtigte Wunsch durch die Schaffung neuer Steuern auch nur einen Schritt seiner Erfüllung näher gebracht würde, erscheint doch fraglich im gegenwärtigen Augenblick, in welchem wir vor einer neuen Heeresvorlage stehen und auch die „Seeschlange“ wieder drohend ihr Haupt erhebt. Daß das Vorhandensein verfügbarer Mittel, wie sie durch neue Steuern geschaffen würden, etwa einschränkend auf die Bestrebungen nach weiterer Ausbildung unserer Wehrmacht zu Lande und zu Wasser wirke, konnte bis jetzt nicht beobachtet werden.

Als die Hauptschwierigkeiten, welche einer gesunden Entwickelung unserer Reichsfinanzen entgegenstehen, sind hiernach zu betrachten die Struktur des Reiches als Bundesstaat, welche die finanzielle Beteiligung der Einzelstaaten an der Aufbringung der Verwaltungskosten erheischt, sodann aber der Charakter der Einnahmequellen des Reiches, welche in ihrem weitaus größten Teil aus indirekten Steuern bestehen und deshalb in ihrer Ergiebigkeit vollständig von der allgemeinen wirtschaftlichen Konjunktur abhängig sind. Nicht zuletzt aber sind die Schwierigkeiten entstanden deshalb, weil man es nicht versucht hat, den uferlosen Weltmachtplänen gegenüber rechtzeitig zu bremsen und dieselben auf ein der Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes entsprechendes Maß zurückzuschrauben.

Die Arbeiten des Reichstags nach Ostern.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Am Josephstage, den man als kirchlichen Feiertag in der Reichshauptstadt nicht kennt, hielt der Reichstag seine letzte Sitzung vor den Osterferien ab; würde der verewigte Senestrey noch leben, dann hätte er sicher gesagt: „Kein Wunder, daß eure Arbeit auf den ersten April nicht fertig geworden ist, denn wer wird auch an einem Feiertage eine Sitzung abhalten?“ Vielleicht wäre es auch noch kräftiger ausgefallen; aber kurzum: Der Etat ist heuer nicht fertig und würde auch nicht zu Ende beraten worden sein, wenn nach dem Wunsche der Nationalliberalen noch drei Sitzungen stattgefunden hätten. Wir halten zwar dieses Unglück nicht für so groß; 1878 war der Reichstag in einer ähnlichen Lage, und das Deutsche Reich besteht heute noch. Wir kennen auch nur sehr wenig Bundesstaaten, die auf den festgesetzten Termin mit der Beratung des Etats fertig sind. Im Reiche ist man noch weit gewissenhafter als in diesen; denn hier wurden wenigstens in einem Notgesetz $^2/_{12}$ des Etats genehmigt. Aber wir wollen damit keineswegs sagen, daß es ein wünschenswerter Zustand sei, den Etat erst nach dem Termin seines Inkrafttretens zu verabschieden; es ist das unangenehm für die Regierungen, die in ihren Dispositionen eingeengt sind, für den Reichstag, der dann noch weit mehr Zeit auf den Etat zu verwenden hat, für die Beamten, denen die Gehaltsaufbesserungen und neuen Stellen erst später zugute kommen, und auch vom allgemein staatsrechtlichen Standpunkte aus, der es fordert, daß die gesetzgebenden Körperschaften ihre Termine einhalten.

Man fragt deshalb mit Recht nach den Ursachen dieser Verzögerung? Für dieses Jahr kommen als „einmalige Ursachen“ in Betracht: Die späte Einberufung des Reichstags (3. Dez.), so daß vor Weihnachten außer der Generaldebatte zum Etat fast nichts erledigt wurde; die erste Beratung nach den Neuwahlen, die viele neue Wünsche und neue Redner zeitigen; der frühe Termin von Ostern (3. April). Würde Ostern erst am 10. April gewesen sein, dann wäre der Etat sicher vorher erledigt worden. Aber hierzu tritt noch eine „dauernde Ursache“, das ist die Beschlußunfähigkeit des Reichstags, eine Folge der Diätenlosigkeit! Aber deshalb ja keine Diäten! Wie schlimm sieht es im preußischen Abgeordnetenhause aus? Dieses ist oft schlechter besetzt als der Reichstag; vielleicht gerade wegen der Diäten! Der selige Windthorst könnte dort zu manchem sagen: „Lieber Herr Kollege, wir freuen uns immer herzlich, wenn wir Sie sehen!“ Abgeordneter X.: „Ehrt mich sehr; aber weshalb?“ Windthorst: „Weil wir wissen, daß dann der erste des Monats in der Nähe ist und wir Diäten erhalten!“ Das strahlende Gesicht des parlamentarischen Springers hat sich daraufhin sehr verlängert! So toll treibt es allerdings niemand mehr, wie jener Rittergutsbesitzer, der nur zur Parlamentseröffnung kam, sich anmeldete und dann abreiste; da aber seine Frau und Tochter den Winter in Berlin zubrachten, so stattete er letztere mit der nötigen Anzahl von Quittungen aus, und diese erhob dann an der Kasse anstandslos die Diäten!

Diese Zeit liegt auch schon lange zurück! Aber ja keine Diäten, denn diese sorgen nicht für ein volles Haus, darin haben die Gegner der Diäten recht. Aufgefallen ist es uns schon und es hat uns auch

geärgert, daß die parlamentarischen Berichterstatter ihre Referate über den Reichstag stets mit dem Satze einleiten: „Das Haus ist schwach besetzt!" Vom Abgeordnetenhause liest man dies nie und es ist doch nicht besser besetzt! Das Pflichtgefühl der Mitglieder des Reichstags sollte für ein beschlußfähiges Haus sorgen; alte Parlamentarier haben uns auch erzählt, daß den ganzen Winter über der Reichstag gut besetzt gewesen sei. Die vielen Neulinge mögen in erster Linie hierfür gesorgt haben. Aber was wir mit aller Entschiedenheit zur Herstellung der Beschlußfähigkeit des Reichstags fordern, das sind Anwesenheitsgelder! Wer zu Hause sitzen bleibt, hat doch kein Anrecht auf Entschädigung dafür, daß er seinem Namen das „Mitglied des Reichstags" beifügen darf! Die Gegner solcher Anwesenheitsgelder sind sehr nahe beisammen; nur in den Reihen der Konservativen sitzen noch solche, und es sind gar oft Leute, die sich nicht im mindesten genieren, die Diäten als Landtagsabgeordnete einzustreichen. Der Reichskanzler persönlich ist für Gewährung, und man hört läuten, daß es ihm gelungen sei, auch die höchste Stelle günstiger zu stimmen. Früher hieß es immer, Sachsen sei das Hindernis, obgleich Sachsen nur 4 Stimmen im Bundesrat besitzt und deren 14 nötig sind, um diese Verfassungsänderung aufzuhalten. Von den 23 sächsischen Reichstagsabgeordneten beziehen übrigens 21 Parteidiäten. Die süddeutschen Staaten sind allesamt für Anwesenheitsgelder; wo steckt also das Hindernis?

Nach Ostern hat nun der Reichstag zuerst den Etat fertig zu stellen; der Staatssekretär des Reichsschatzamtes hat gebeten, daß dies bis spätestens Anfangs Mai geschehen möge. Der Etat des Reichskanzlers kommt zuerst an die Reihe; hier steht eine umfangreichere Debatte über das Submissionswesen infolge eines Zentrumsantrages in Aussicht. Ob von nationalliberaler Seite die Aufhebung des Artikels 2 des Jesuitengesetzes angeschnitten wird, ist noch fraglich. Vielleicht genügt dieser Partei die Debatte im Abgeordnetenhaus! Der Etat des Auswärtigen Amtes läßt eine Wiederholung der Russenausweisungsdebatte befürchten, nachdem die Firma „Mandelstamm und Silberfarb" Deutschland verlassen mußte. Beim Kolonialetat dürften sehr leicht der gesamte Herero-Aufstand und seine Ursachen erörtert werden; die Stimmung im Reichstage gegenüber dem Kolonialamt ist keine rosige. So viel dürfte schon heute feststehen, daß unser Kolonialamt keine glücklichen Hände in der Verwaltung hat. Die neue Schuldverordnung mußte die wilden Hererostämme aufreizen; die Verpflichtung zur Lösung einer „Jagdkarte auf Panther" klingt wie ein Aprilscherz, ist aber leider Tatsache. Die vielen Opfer an Gut und Blut, die dieser Aufstand erheischt, gebieten nach Niederwerfung desselben eine gründliche Aussprache. Die übrigen Etatskapitel dürften dann ohne größere Debatte erledigt werden. Hierauf folgt die dritte Lesung des Etats, die sonst angesichts der bevorstehenden Osterferien sehr kurz war; ob heuer der Reichstag diese Selbstbeschränkung findet, erscheint doch sehr zweifelhaft; eine Woche darf immerhin in Aussicht genommen werden.

Das Servisklassen- und Wohnungsgeldgesetz ruht noch unberührt im Schoße der Budgetkommission, obwohl es auch auf 1. April hätte in Kraft treten sollen; inzwischen häufen sich die Petitionen hierzu immer mehr auf. Die Beamten mancher Orte und Städte, die schon eine Versetzung in eine höhere Klasse erfahren haben, sind so bescheiden, noch zwei Stufen höher gestellt zu werden. Wir wollen nicht bestreiten, daß manche Petition ihre gute Begründung hat; aber für manche dauern uns die Druck- und Versandkosten! Ob es gelingt, eine Erhöhung des Wohnungsgeldes der unteren und mittleren Kategorien herbeizuführen, liegt noch in der Zukunft Schoß! Von der Reichsfinanzreform ist bereits ein Artikel gefallen, der das Inkrafttreten auf 1. April 1904 fixiert; die Aussicht für die drei anderen ist nicht viel besser. Einstweilen haben die Zentrumsabgeordneten der Budgetkommission durch Stellung einer Anzahl von Fragen über die Entwicklung der Einnahmen und Ausgaben in den kommenden 10 Jahren dem Reichsschatzamte eine hübsche Ferienaufgabe gestellt. Von der Beantwortung dieser Fragen hängt auch zum guten Teil die Stellungnahme des Zentrums ab; nationalliberale Blätter wissen schon zu melden, daß das Zentrum sich nun freundlicher zu der Vorlage stelle. Diese Meldung ist nicht nur verfrüht, sondern auch unrichtig; die kleine Reichsfinanzreform wird in der Gestalt, wie sie dem Parlament vorliegt, nicht Gesetz!

Der Gesetzentwurf über die Entschädigung unschuldig Verhafteter ist in der Kommission fertiggestellt und dürfte noch vor Pfingsten das Plenum passieren. Den Kaufmannsgerichten drohen schwere Gefahren; die verbündeten Regierungen haben ein „unannehmbar", wenn das aktive Wahlrecht der weiblichen Gehilfinnen im Entwurfe stehen bleibt, wie es die Kommission beschlossen hat. Der Handelstag anderseits hat bereits gegen den Anschluß an die Gewerbegerichte mobil gemacht, und die Verbände der Kaufmannschaft wollen nach Ostern auch zum Sturm blasen. Angesichts dieser Lage der Dinge gilt es für alle Freunde der neuen Gerichte, Enthaltsamkeit zu üben und manchen berechtigten Wunsch zu unterdrücken, um das Ganze zu retten! Die Gesetzentwürfe zur Bekämpfung der Reblaus, über den Bau der ostasiatischen Bahn und der eben angekündigten Togobahn harren noch der ersten Lesung. Das Militärpensionsgesetz ist noch gar nicht eingebracht, soll aber in Bälde erscheinen. Ueberblickt man diesen Beratungsstoff, so muß man sagen, daß die 30 Sitzungstage, die höchstens vor Pfingsten zur Verfügung stehen, nicht ausreichen. Nach Pfingsten aber ist ein beschlußfähiges Haus kaum mehr zu erhalten; es dürfte sich deshalb empfehlen, den Stoff jetzt schon zu teilen und jene Materien, die nicht so eilig sind, bis auf den Herbst zurückzustellen, so daß der Reichstag auf Pfingsten vertagt werden könnte.

Die politischen Wahlen in Belgien.

Von

Dr. J. W. Schmitz, Brüssel.

Ihrem Wunsche gemäß, hinsichtlich unserer diesjährigen Maiwahlen wegen deren großen Bedeutung für den Fortbestand der katholischen Regierung bis zur Tätigung dieser Wahlen am 29. Mai in den wichtigsten Einzelheiten orientiert zu werden, komme ich in der Weise füglich am besten nach, wenn ich Ihnen in einzelnen Briefen jedesmal, in sich abgeschlossen, einen der Punkte bespreche, welche zur Bildung eines gesunden politischen Urteils wesentlich und notwendig erscheinen. Ich beginne mit der statistischen Darlegung der Wahllage.

Die Ergänzungs-, besser Erneuerungswahlen, zu den beiden Kammern ziehen diesmal für den Senat die Provinzen Antwerpen, Brabant, Ostflandern, Luxemburg und Namur in Mitleidenschaft, für die Repräsentantenkammer die Provinzen Ostflandern, Hainaut, Lüttich und Limburg. Es handelt sich um mehr als zwei Drittel der katholischen Deputierten, die sich also verteilen:

A. Senat.

Provinz	kath.	liberal
Antwerpen	10	3
Brabant	9	11
Ostflandern	11	2
Luxemburg	5	1
Namur	4	2

B. Repräsentantenkammer.

Provinz	kath.	liberal	sozialist.	daensist.*)
Ostflandern	20	6	1	1
Hainaut	9	6	13	—
Lüttich	7	4	10	—
Limburg	6	—	—	—

Es geht also Ende Mai hinsichtlich des Senates um 39 katholische und 19 liberale Stimmen, hinsichtlich der Repräsentantenkammer um 42 katholische Stimmen, 16 liberale, 24 sozialistische und 1 daensistische; im ganzen um 81 katholische Stimmen, um 35 liberale, 24 sozialistische und 1 daensistische.

Der Senat besteht gegenwärtig aus 63 Katholiken, 41 Liberalen und 6 Sozialisten; die katholische Majorität beträgt 16 Stimmen. Die zweite Kammer zählt 96 Katholiken, 34 Liberale, 34 Sozialisten und 2 Daensisten, die katholische Majorität 26 Stimmen. Die entscheidende Bedeutung der Wahlen des 24. Mai liegt auf der Hand.

Nach den Wahlen von 1900 und 1902, welche nach dem bestehenden Ergänzungsmodus, alle zwei Jahre die Hälfte der zweiten Kammer zu erneuern, zuletzt die ganze Kammer erneut haben, stellte sich die Stimmenzahl und damit die numerische Parteistärke wie folgt:

Katholiken	1,078,729	Stimmen
Independenten	9,877	"
Liberale	488,061	"
Sozialisten	486,757	"
Daensisten	34,823	"

Bei den letzten Wahlen 1902 waren die Katholiken im Vorrücken in Lüttich mit 11,006 Stimmen, in Verviers mit 10,689, in Brüssel mit 9761, in Dinant mit 6150, in Antwerpen mit 5833, in Namur mit 5065, in Gand mit 4813, in Soignies mit 3401, in Arlon mit 3076, in Löwen mit 2906, in Alost mit 2674, in Turnhout mit 2411, in Nivelles mit 2408 ꝛc.

Es handelt sich am 29. Mai um nichts geringeres, als um die Bestätigung des Wahlsieges von 1884, welcher die liberale Maurerwirtschaft in der Regierung, das übertrumpfte Ideal Combes', zu Fall brachte. Heute steht die von der Loge vermittelte und getragene Koalition zwischen Liberalen und Sozialisten im Vordergrunde. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, ist bei der Rührigkeit der Gegner, zumal der Sozialisten, diesmal auch auf dem platten Lande, strengste Einheit und Einigung der Katholiken notwendig, um Stimmenzersplitterung und Sonderkandidaturen zu verhindern. Gelingt es, wie dies in Lüttich dank dem Eingreifen des Bischofs Rutten und der gleich trefflichen Gesinnung der konservativ-katholischen, wie der christlich-demokratischen Gruppen gelungen ist, diese Einheit überall durchzusetzen, dann steht, so Gott will, ein großer Wahlsieg, gleich dem von 1884, in Aussicht.

*) Es handelt sich um die angeblich christlich-demokratische, in Wirklichkeit aber sozialistische Partei, welche der Exabbé Daens Alost gegen die katholische Partei in schismatischer Weise begründete.

Weltrundschau.

Von
Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Festruhe ist uns nicht gestört worden. Den französischen Katholiken ist allerdings die Erfüllung der siebenten Bitte, die sie noch vor Ostern erhofft hatten, versagt geblieben. Das Ministerium Combes regiert noch, der kulturkämpferische Block besteht noch, das Gesetz zur Hinrichtung der Lehrorden ist von der Deputiertenkammer angenommen worden. Diese Regierung ist nicht bloß brutal, sondern auch zähe. Der Haß gegen die Religion ist so groß, daß er auch bei den größten inneren Zwisten und äußeren Schwierigkeiten den buntscheckigen Block zusammenhält. Gegen diese kulturkämpferischen Hetzereien ist das Treiben der deutschen Jesuitenhasser ein spaßiges Strohfeuer.

Der gefährlichste Augenblick für das Ministerium Combes war offenbar der Vorstoß Millerands, der mit einem Teile der Sozialisten die begründete Anklage erhob, daß die Regierung nichts wie Kulturkampf betreibe und die Sozialreform liegen lasse. Damals sank die Mehrheit auf 10 Stimmen herab. Es war aber doch kein Pyrrhussieg. Der mit großem Tamtam inszenierte Vorstoß der Marinekritiken gegen Pelletan fand die gouvernementale Mehrheit wieder auf der alten Höhe von etwa 60 Stimmen. Das Entscheidende war jedesmal der leidenschaftliche Drang, die Vernichtung der Orden und der religiösen Schule um jeden Preis erst durchzuführen. Wenn kein außerordentlicher Zwischenfall eintritt, wird Herr Combes bis nach der Verkündigung des schwebenden Verfolgungsgesetzes sich vollständig gefeit fühlen können. Und wer weiß, ob dann nicht der Mann in seiner offenbaren Regierungslust eine weitere kulturkämpferische Aufgabe vorzuschieben weiß, z. B. Trennung von Kirche und Staat, die als neuer Klebstoff wirkt!

Frankreich glaubt bekanntlich immer an der Spitze der Zivilisation zu marschieren. Zurzeit marschiert es am Schwanze. Die übrigen Staaten haben die religionsfeindlichen Kinderkrankheiten der modernen Kultur schon durchgemacht; einige schwerer, andere leichter, einige mit stärkerer, andere mit schwächerer Reaktion. — Ueberall jedoch außerhalb Frankreichs geht der Zug der Zeit dahin, den realpolitischen Wert der Religion und des Friedens zwischen Staat und Kirche höher einzuschätzen, als es im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts üblich war. Frankreich hat damals, als anderswo zu Zwang und Verfolgung gegriffen wurde, im großen und ganzen das Freiheitsprinzip hochgehalten, trotz dem antiklerikalen Kriegsgeschrei Gambettas. Jetzt, wo die übrige Kulturwelt sich zu freiheitlichen Anschauungen durchgemausert hat, wird die französische Karre auf das ausgefahrene Verfolgungsgleise geschoben.

Zur Erklärung des Phänomens muß man die traurige, aber unbestreitbare Tatsache heranziehen, daß die gläubigen Katholiken in Frankreich an politischer Organisation und Aktionsfähigkeit hinter den Katholiken anderer Länder, selbst vorwiegend protestantischer Länder, auffallend weit zurückstehen. In persönlicher und sachlicher Opferwilligkeit für Missionen, Peterspfennig, kirchliche Anstalten, Armenpflege: Ia. Aber in praktischer Politik: IV bis V. Ob Herr Combes mit seinem Hammer nicht endlich den katholischen Block zusammenschmiedet, eine katholische Volkspartei, die es dort längst hätte geben müssen!

Der Mangel an eigenen Organisationen hat die französischen Katholiken dazu gebracht, allzeit Anlehnungen zu suchen, und dabei haben sie fast immer das Mißgeschick gehabt, sich mit Leichnamen zu verbünden. Sie haben sich mit unmöglichen Prätendenten, mit Boulanger, mit den zweifelhaften Antisemiten und Nationalisten und Dreyfusverfolgern eingelassen, und den Zorn, den diese ganzen verkrachten Bestrebungen erregt haben, müssen jetzt die Katholiken ausbaden; denn sie sind die einzigen, bei denen „etwas zu holen" ist, an denen die obsiegenden Liberalen und Sozialisten ihr Mütchen kühlen können! — Durch die weise Mahnung Leos XIII., sich einfach auf den Boden der bestehenden Verfassung zu stellen und als katholische Partei selbständig zu arbeiten, sind nur wenige belehrt worden; ob die übrigen nun wenigstens durch Schaden klug werden? Jedes Uebel in der Welt hat auch eine gute Seite; warum nicht auch „Combes als Erzieher"?

Wenn wir uns nun der eigenen Tür zuwenden, so drängt sich der Beuthener Prozeß in ungebührlicher Weise in den Vordergrund. Die gegnerische Presse möchte ihn zu einem „Zeichen der Zeit" machen; aber was die Federhelden aufbauschen, ist bei Lichte besehen nichts als ein jämmerlicher Klatsch, den skrupellose Agitatoren auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Zeitungsaufrufs bei den Verbissenen und Unmündigen aufgesammelt haben. Die Aufführung im Gerichtssaale war raffiniert inszeniert; sie erinnerte an die famose Gerichtsverhandlung in Sachen der Alexianerbrüder, bei denen auch eine Reihe von böswilligen und teilweise geistig defekten Zeugen aufmarschierte, um die ungeheuerlichsten Anschuldigungen gegen die Brüder vorzubringen, während die andere Seite ohnmächtig dastand. Damals kam die notwendige Korrektur durch die nachfolgende Gerichtsverhandlung gegen den fürchterlich angeschwärzten „Bruder Heinrich", der gerechtfertigt und freigesprochen von dannen ging. Ob in Oberschlesien noch eine Gerichtsverhandlung nachfolgt, die mit dem Schutt der Unwahrheit aufräumt, ist zweifelhaft. Die angegriffenen Geistlichen können jedenfalls nicht den Klageweg beschreiten. Wir halten es auch nicht für nötig, daß der Staatsanwalt eingreift; denn die Wahrheit ist hier viel leichter klarzustellen als in dem Alexianerfall, und die stattliche Reihe von bündigen, überzeugenden Erklärungen derjenigen Geistlichen, denen nicht das Beichtsiegel den Mund verschließt, hat schon für alle, die sehen wollen, das nötige Licht geliefert.

Im letzten Grunde lautet die dort aufgeworfene Frage so: Wenn ein Seelsorger sieht, daß sich unter katholischem Mantel eine Agitation einschleicht, die das Volk gegen die Geistlichkeit und Kirche, gegen Besitz und Ordnung aufzuwiegeln droht, darf er dann schweigen oder muß er der Verführung für die Seelen entgegentreten? „Ich hielt und halte es für meine Hirtenpflicht", sagte einfach und würdig einer der Pfarrer, der früher von der einen Seite als Polonisator, jetzt von der anderen Seite als Germanisator verlästert worden ist. Es ist eine schwere, aber unabweisbare Hirtenpflicht; ihre Ausübung erfordert viel Takt und Geduld, namentlich wenn sie Leuten gegenüber geübt werden muß, die viel Leidenschaft und wenig Verstandeskraft haben. Einzelne Fehlgriffe sind menschlich. Wir werden sie kritisieren, wenn sie bewiesen sind; aber bis jetzt ist nichts bewiesen.

Die Warnungen der Geistlichen sind dort zu Land um so notwendiger, als jeder Kenner der oberschlesischen Verhältnisse ganz klar das unvermeidliche Endziel der radikal-polnischen Bewegung in Oberschlesien vor Augen hat: es wird in Oberschlesien auf die Dauer keine „polnischen" Abgeordneten geben, sondern, wenn das Zentrum im Industriebezirk fernerhin Sitze einbüßt, so sind es die Sozialdemokraten, die sich in das von Korfanty und Genossen bereitete Nest setzen. Vorfrucht der Sozialdemokratie — weiter nichts!

Für Fernstehende ist es überhaupt schwer, sich ein richtiges Bild von der polnischen Bewegung und dem Verhältnisse zwischen Zentrum und Polentum zu machen. Die oberschlesischen Verhältnisse haben nun wieder ihre besondere Eigenart, die sogar in den anderen preußischen Provinzen nur schwer verstanden wird. Tatsächlich kämpft dort das Zentrum gegen die sozialdemokratische Gefahr.

Und die muß wahrlich noch mit bitterem Ernst betrachtet und behandelt werden, wenn auch neuerdings bei mehreren Nachwahlen die sozialdemokratische Stimmenzahl erheblich zurückgegangen und sogar ein sozialdemokratischer Wahlkreis in Sachsen von den Antisemiten erobert worden ist. Wenn einige Mitläufer bei der Nachwahl mal zu Hause bleiben oder wegen innerer Zwistigkeiten ein Teil der richtigen Parteigenossen gelegentlich die Abstinenzpolitik des Aergers sich erlaubt, so darf man wegen dieser paar Schwalben noch keinen Sommer ankündigen. Unsere größte Sorge muß sein, die katholischen Arbeiter und Kleinleute vor der sozialdemokratischen Verführung zu schützen, auch die polnisch sprechenden in Oberschlesien.

Als erfreuliches Ereignis der stillen Festwoche verzeichnen wir schließlich noch den huldvollen Empfang des Zentralkomitees der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands beim Hl. Vater. Das Lob, das die deutschen Katholiken aus dem Munde des Stellvertreters Christi wiederum empfangen haben, darf uns nicht eitel machen, aber froh und arbeitslustig. Was wir mit Gottes Hilfe errungen haben, muß verteidigt, genutzt, gewahrt und vermehrt werden, und dazu bedarf es der fortdauernden Anspannung aller Kräfte, wie der großen, so auch der kleinen, die in ihrer Gesamtwirkung die Hauptsache leisten müssen.

Pastor Naumanns Urteil über Frankreich.

Naumann schreibt in seinem „Briefe über Religion": „Und dieses feine graziöse, aber innerlich matte Volk wird nach aller Menschenerfahrung nie wieder imstande sein, seine Priester abzuschütteln. Je matter es weltgeschichtlich wird, desto mehr steigt die Bevormundungsgewalt des alten Glaubens. Endlich wird Frankreich das sein, was heute Spanien ist, ein Ackerfeld für Vertreter einer veralteten Religionsform." III. Brief S. 11. Was wird Naumann jetzt sagen, wenn er den neuen radikalen Kulturkampf sieht? Wir glauben den umgekehrten Schluß ziehen zu können: gerade weil das französische Volk innerlich matt und krank geworden ist, läßt es sich den gewalttätigen Kulturkampf so ruhig gefallen. Das deutsche Volk hat deshalb den Kulturkampf nicht lange ertragen, weil es innerlich stark und gesund war. Wird das französische Volk die Radikalkur ertragen und dadurch gesunden oder wird es daran völlig zugrunde gehen? Stillger.

Die angebliche Nichtigkeit des neuen Jesuitengesetzes vom 8. März 1904.

Von

Wilhelm Burger, Kgl. Postassessor in München.

(II.)

In den bisherigen Ausführungen haben wir die in der Theorie bestehenden Meinungen kennen gelernt und dabei gesehen, daß diejenigen Ansichten, welche für die Beschlußfassung im Bundesrat „aus dem Geiste der Verfassung heraus" eine zeitliche Grenze fordern, in eine unlösbare Schwierigkeit bei Festsetzung dieser der Reichsverfassung unbekannten Grenze gelangen. Diesen verschiedenen Meinungen der Theorie, welche sich allein schon durch ihre mögliche Vielgestaltigkeit als unmöglich kennzeichnen, steht nun eine konstante Praxis des Bundesrats gegenüber.

Laband hatte sich ursprünglich für die seiner heutigen Auffassung entgegengesetzte Meinung auf die seitens der Reichsregierung beliebte Wiedervorlage der Postgesetzentwürfe in der Reichstagssession 1871 berufen. Aber diese Wiedervorlage erfolgte mit der ausdrücklichen Motivierung: „Da vor der erteilten Sanktion der vom Reichstag abgeänderten Gesetzentwürfe die Berufung des Reichstags zur gegenwärtigen Session erfolgt ist, erschien die Verkündigung der Gesetze nicht angemessen." Aus dieser Motivierung ergibt sich mit voller Deutlichkeit, daß die verbündeten Regierungen auch damals eine Notwendigkeit, die Gesetze wiederholt vorzulegen, nicht für gegeben erachteten, daß sie vielmehr, der preußischen Gepflogenheit folgend, eine Wiedervorlage lediglich für angemessen hielten. Die Erteilung der Sanktion wurde also damals nicht für rechtlich unzulässig, sondern für nicht angemessen erachtet. Inzwischen ist das Reichsgesetz, betr. die Stimmzettel für öffentliche Wahlen, vom 12. März 1884 nach Beginn einer neuen Sitzungsperiode und das Reichsgesetz wegen Ergänzung des § 100e der Reichsgewerbeordnung vom 8. Dezember 1884 sowie das Reichsgesetz, betr. die Aufhebung des Gesetzes über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, vom 6. Mai 1890 nach Beginn einer neuen Legislaturperiode sanktioniert und publiziert worden.

Das gewichtigste Beispiel aus noch nicht lange zurückliegender Zeit ist der Erlaß der Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898, eines umfassenden Gesetzes von großer Bedeutung. Der bezügliche Gesetzentwurf ist vom Reichstag in der Sitzung vom 4. Mai 1898 angenommen worden. Der feierliche Schluß des Reichstages im weißen Saale ist bereits am übernächsten Tag, am 6. Mai 1898, erfolgt. Nachdem die allgemeinen Wahlen zum Reichstag am 15. Juni 1893 vorgenommen worden sind, ist mit Umfluß von 5 Jahren, also mit dem 15. Juni 1898, die (IX.) Legislaturperiode abgelaufen. (Art. 24 der Reichsverfassung.) Am 16. Juni 1898 fanden wiederum die allgemeinen Wahlen zum Reichstag statt und mit diesem Tage existierte der neue Reichstag und begann die neue (X.) Legislaturperiode. Erst einige Monate später ist die Sanktion und am 1. Dezember 1898 die Publikation der Militärstrafgerichtsordnung erfolgt. Die Sanktion des Bundesrats ist demnach hier, bei dieser wichtigen, großen Gesetzgebung, nicht nur nicht bis zum Schlusse desjenigen Reichstages erfolgt, welcher den Entwurf beschlossen hatte, sie ist auch nicht innerhalb der fünfeinhalb Wochen erteilt worden, welche zwischen dem Schluß des Reichstages und dem Ablauf der Legislaturperiode gelegen sind, sie ist vielmehr erst zu einer Zeit gegeben worden, wo der neue Reichstag schon vorhanden war, die neue Legislaturperiode schon begonnen hatte und auch die Einberufung des neuen Reichstages bereits verfügt war. In dem oben erwähnten, den § 100e der Reichsgewerbeordnung betreffenden Fall, war sogar der Reichstag schon seit mehr als zwei Wochen versammelt.

Diese Praxis des Bundesrates, welche den Wechsel des Reichstages hinsichtlich der Sanktion für gleichgültig erachtet, hat auch die Billigung des Reichstages selbst gefunden, indem niemals von irgend welcher Seite eine Beanstandung dieses Verfahrens erhoben worden ist. Auch der jetzt tagende Reichstag hat keinen Beschluß gefaßt, wornach er dem Verfahren des Bundesrats mißbilligend gegenüberstehe oder eine Aenderung dieses Zustandes für die Zukunft als wünschenswert erachte.

Um nochmals auf den Erlaß der Militärstrafgerichtsordnung zurückzukommen, so meint die „Nationalzeitung" in ihrer Nummer 180, „daß dieser Fall kaum als eigentlicher Präzedenzfall zu betrachten ist, da es sich um eine Regierungsvorlage handelt, die also den Bundesrat schon vorher beschäftigt hat, und nicht um einen Initiativantrag, zu dem der Bundesrat erst nachträglich Stellung nimmt." Ebenso sagt Binding: „Bei dem ganzen Streit wird, so viel ich sehe, von dem Gegensatz zwischen Initiativanträgen der Parlamente und der Genehmigung von Regierungsvorlagen abgesehen; gerade er aber spielt im vorliegenden Falle (nämlich bei dem Gesetz vom 8. März 1904) die Hauptrolle und deshalb beschränkt sich unsere Untersuchung wesentlich auf den äußersten Termin der Sanktion solch parlamentarischer Initiativanträge. Jedes konstitutionelle Gesetz ist Gesetz nur, weil es nach Form, Inhalt und Zeit seines Erlasses als eine Willenseinigung, im Reich zwischen Bundesrat und Reichstag, darstellt" usw. Dem Laien ist es ja verzeihlich, wenn er glaubt, die zu einem Reichsgesetz notwendige Willenseinigung zwischen Bundesrat und Reichstag sei bei einer Regierungsvorlage, also bei einer vom Bundesrat ausgehenden Vorlage, bereits dann gegeben, wenn der Reichstag eine Vorlage des Bundesrats seinerseits ohne Abänderung angenommen hat, was übrigens bei der Vorlage der Militärstrafgerichtsordnung nicht einmal zutrifft. Wie aber ein Universitätsprofessor des Staatsrechts, von einer solchen Auffassung ausgehend, eine Unterscheidung zwischen Regierungsvorlagen und Initiativanträgen machen kann, ist unfaßlich, denn dabei wird der Begriff und das Wesen der Sanktion vollständig verkannt. Die Sanktion, das heißt die Erhebung des Gesetzesentwurfs zum Gesetz, die Schöpfung (Kreation) des Gesetzes, steht bei dem Inhaber der Staatsgewalt — im Reich bei der Gesamtheit der Verbündeten, welche ihren Willen durch ihre Vertreter im Bundesrat kundtun — und kann ihrer Natur nach, der Feststellung des Gesetzesinhalts, an der auch der Reichstag teil hat, immer erst nachfolgen. Allerdings bedarf es bei Regierungsvorlagen auch schon eines Beschlusses des Bundesrates, damit überhaupt ein Gesetzentwurf dem Reichstag vorgelegt werde; aber dieser Beschluß hat mit der Sanktion noch gar nichts zu tun. Die Sanktion kann frühestens erfolgen, wenn der Reichstag seinerseits einen bezüglichen Beschluß gefaßt hat. Es ist dies auch zu allem Überfluß noch in Artikel 7 der Reichsverfassung ausdrücklich ausgesprochen mit den Worten: Der Bundesrat beschließt über die dem Reichstag zu machenden Vorlagen und die von demselben gefaßten Beschlüsse. Es steht deshalb rechtlich auch nichts im Wege, daß der Bundesrat einen dem Reichstag vorgelegten Gesetzentwurf wieder zurückzieht und es ist außer jedem Zweifel, daß der Bundesrat, auch wenn der Reichstag den ihm vorgelegten Gesetzentwurf ohne Änderung bereits angenommen hat, rechtlich in der Lage ist, die Sanktion zu verweigern; denn auch die vom Reichstag angenommene Regierungsvorlage ist immer noch nichts anderes als ein bloßer Gesetz-Entwurf. Es ist also ganz besonders zu betonen, daß es für die Sanktion rechtlich keinen Unterschied macht, ob es sich um einen Initiativantrag des Reichstages oder um eine Regierungsvorlage handelt. Dieser Satz gilt natürlich nicht nur für das Reichsstaatsrecht, sondern entsprechend für jedes Staatsrecht.

Es erübrigt mir nunmehr noch auf einige Ausführungen bezw. Widersprüche Bindings näher einzugehen. Binding schreibt: „Und wie steht es mit der Willenseinigung! Der Bundesrat von heute und der Reichstag von heute, sie bilden zusammen die gesetzgebenden Faktoren des Reichs." Dem gegenüber muß ich mich darauf beschränken zu bemerken, daß dieser zweimalige „aus der Natur der Sache" gewonnene Zusatz „von heute" eine rein willkürliche Erfindung Bindings ist und nichts anderes als eine Fälschung des Artikels 5 der Reichsverfassung bedeutet, dessen Inhalt wir weiter oben schon kennen gelernt haben. Die Reichsverfassung kennt keinen Bundesrat von heute und keinen Reichstag von heute, sondern nur einen Bundesrat und einen Reichstag als dauernde Institutionen des Reichs. Es bedarf nur eines Beschlusses des Reichstages, um damit die Grundlage für die in einem späteren Zeitpunkt nachfolgende Sanktion des Bundesrates abzugeben. Bei dem Bundesrat scheint mir noch dazu der Ausdruck „von heute" ganz besonders wenig zu passen, einmal weil der Bundesrat seit dem Jahre 1883 zu einer ständigen Einrichtung geworden ist, sodann aber weil, wenn man auf die Willenseinigung mit Binding das entscheidende Gewicht legt, ja die hinter dem Bundesrat stehenden, einem Wechsel nicht unterworfenen, verbündeten Regierungen als die maßgebenden Willensorgane zu betrachten sind, welche sich nicht im Willen selbst, sondern lediglich in der Erklärung des Willens durch ihre Abgesandten vertreten lassen, so daß die Bevollmächtigten zum Bundesrat nur als Verkünder eines fremden Willens erscheinen. Doch das nur nebenbei. Das interessante ist, daß Binding den oben angeführten Satz wenige Zeilen weiter unten selbst wieder völlig umstößt, wenn er erklärt: „Falsch wäre, zu sagen, das Ende der Legislaturperiode bildete den äußersten Tag der Sanktion. Vielmehr muß dann dem Bundesrat nach dem Willen (!?) des Reichstages (!?) noch die zur Beschlußfassung nötige(!?) Zeit verbleiben." Daß auch hiervon nichts in der Reichsverfassung steht, brauche ich wohl nicht erst zu versichern; denn dieser willkürliche Binding'sche Satz ist derart vage und sachlich so unmöglich, daß keine Gesetzgebung eine solche Bestimmung treffen

könnte; es ist aber einer jener Sätze, denen man keine Erörterung hinzufügen darf, will man die Wirkung nicht abschwächen. Wenn nun aber Binding es ausdrücklich als falsch erklärt, das Ende der Legislaturperiode als letztmöglichen Tag der Sanktion zu bezeichnen und wenn er dem Bundesrat darüber hinaus Frist gewährt, so kommt er dazu, entgegen seinem in Sperrdruck prangenden Fundamentalsatz, eine Willenseinigung — um den schiefen Binding'schen Ausdruck der besseren Illustrierung wegen hier zu gebrauchen — zwischen dem Bundesrat „von heute" und dem verflossenen Reichstag zuzulassen, so kommt er gerade dazu, den Bundesrat „von heute" und den Reichstag von ehemals als gesetzgebende Faktoren des Reichs anzuerkennen. Anders ausgedrückt, Binding läßt hier gerade das zu, was er an anderer Stelle, als die Nichtigkeit des Gesetzes mit sich bringend, perhorresziert, daß der Bundesrat einen Reichstagsbeschluß zu einer Zeit sanktioniere, wo der Reichstag, welcher den Beschluß gefaßt hat, zu existieren aufgehört hat und der neue Reichstag bereits vorhanden ist; Binding läßt hier, was er anderwärts für unmöglich erklärt, eine Willenseinigung zwischen dem Bundesrat und einem nicht mehr existierenden Reichstage zu. Denn wie wir anläßlich der Erörterung des Zustandekommens der Militärstrafgerichtsordnung deutlich gesehen haben, hat mit dem Schlusse der Legislaturperiode der alte Reichstag zu bestehen aufgehört, die alten Mandate sind erloschen und mit dem Tag der allgemeinen Wahlen beginnt die neue Legislaturperiode, beginnt die Abgeordneteneigenschaft für die neugewählten Reichstagsmitglieder, existiert ein neuer Reichstag. Also bereits mit dem Ablauf der Legislaturperiode und nicht erst, wie Binding irrig meint, in demselben Augenblick, wo ein neuer Reichstag zusammentritt, ist der alte Reichstag nicht mehr vorhanden. Wollte Binding wenigstens konsequent sein und seinen eigenen Gründen, die er „dem Geiste der Verfassung" entnommen hat, nicht völlig untreu werden, so hätte er, von seinem Standpunkt aus, als äußersten Sanktionstermin den Ablauf der Legislaturperiode nehmen und von diesem Zeitpunkt, nicht erst von dem Zusammentritt des Reichstages sagen müssen: Damit ist, ich zitiere wörtlich, „der Reichstag, mit dem sich der Bundesrat verständigen mußte, nicht mehr vorhanden, mit dem neuen aber kann er sich nur über dessen eigenen, nicht über einen alten Beschluß einigen". Statt dessen erklärt Binding es ausdrücklich als falsch, das Ende der Legislaturperiode als äußersten Tag anzunehmen; dem Bundesrat müsse darüber hinaus noch die nötige Zeit gelassen werden. Merkwürdige Widersprüche! Oder sollte Binding den geraume Zeit vor Ablauf der Legislaturperiode in feierlicher Weise stattfindenden Schluß des Reichstages mit dem Ende der Legislaturperiode verwechselt haben?! Das möchte ich allerdings am wenigsten von einem Professor des Staatsrechts annehmen.

(Schluß folgt.)

Die badischen Eisenbahnen.*)

Von

J. Gießler, Landtagsabgeordneter.

Die „Eisenbahnfrage" steht zurzeit wieder mehr im Vordergrund als je. Seit dem Eintritt der wirtschaftlichen Krisis und dem naturgemäß dadurch veranlaßten Rückgang des Eisenbahnverkehrs, namentlich des Güterverkehrs, sind die Einnahmen der Eisenbahnverwaltungen, vorab in Sachsen, Württemberg und Baden rapid zurückgegangen (z. B. in Baden von 24,96 Millionen Mark im Jahre 1899 auf 18,07 Millionen 1900, auf 14,65 Millionen 1901 und 14,72 Millionen Mark im Jahre 1902) und selbstverständlich damit auch die Eisenbahnrente. Kein Wunder, wenn bei Regierungen, Volksvertretungen und in der Presse dem Eisenbahnwesen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Nachdem der Gedanke der Reichseisenbahn wohl als endgültig beseitigt angesehen werden kann, wird vielfach die Form der „Betriebsgemeinschaft" erörtert, welche aber in den Vertretungen der Partikularstaaten des Reichs wenig Anklang findet. Volkswirtschaftliche und finanzielle Gründe weisen aber immer dringender auf eine größere Einheitlichkeit des Betriebs hin. Aus diesen Gesichtspunkten wurde im Reichstag eingehender wie sonst die Eisenbahnfrage besprochen und die bekannte Resolution gefaßt, infolgedessen die Beratung der Vertreter der Eisenbahnverwaltungen über die Regelung der „Umleitung des Güterverkehrs" stattfand.

Für alle, welche sich um diese wichtige Verkehrsfrage, welche für einzelne Staaten gleichzeitig eine schwere Finanzfrage ist, interessieren, wird obige Veröffentlichung willkommen sein. Der Arbeit liegt fast ausschließlich Quellenmaterial zu Grunde, insbesondere „die Verhandlungen der Ständeversammlung" in den Jahren 1833—1902, die „Nachweisungen über den Betrieb der Großherzoglich Badischen Eisenbahnen" von 1840—75 und die „Jahresberichte über die Staatseisenbahnen und die Bodenseedampfschiffahrt im Großherzogtum Baden" von 1876—1900. Der Verfasser hat das Material eingehend und sachverständig benützt und hat dasselbe in zwei Teile verarbeitet. Im I. Hauptteil gibt derselbe eine ausführliche Geschichte der Eisenbahnen und der Eisenbahnpolitik und im II. Hauptteil die Statistik der badischen Eisenbahnen.

In der Geschichte derselben unterscheidet derselbe fünf Perioden, welche er jeweils ausführlich behandelt. Die erste umfaßt die Zeit von 1845—51, in welcher die große badische Hauptbahn von Mannheim an die Südgrenze des Landes bei Basel und das Anschlußglied an den Norden in der Main-Neckarbahn geschaffen wurde. In der zweiten bis 1861 wurde der Anschluß des Verkehrs nach Süden, Westen und Osten hergestellt, nämlich durch die Verbindung nach Zürich über Basel und Waldshut, sodann die Bahn Kehl—Straßburg und nach Württemberg durch zwei Linien Bruchsal—Mühlacker und Durlach—Pforzheim—Mühlacker, wodurch Baden nach allen Himmelsrichtungen Fühlung mit dem Weltverkehr genommen hat. Die außerordentlich günstigen Ergebnisse der Erschließung des Verkehrs nicht nur in der allgemeinen Steigerung des Verkehrs, sondern auch der Eisenbahnrente (1854 beträgt diese 3,08, 1856 5% und 1861 gar 6,11%) ermunterte in der dritten Periode bis 1874 zu einer außerordentlichen Ausdehnung des Eisenbahnnetzes im Lande; es wurde die große Odenwaldbahn von Heidelberg nach Würzburg, die kunstvolle Schwarzwaldbahn von Offenburg nach Triberg—Singen erbaut, ferner verschiedene Anschlußbahnen Lauda—Mergentheim, Neckarelz—Heilbronn, Neckargemünd—Eberbach, Rheinbahn von Mannheim über Schwetzingen, Freiburg—Breisach, Wutachtalbahn, Radolfzell—Meßkirch—Sigmaringen. Dieser Zeit regster Tätigkeit folgte 1874 fast plötzlich ein Stillstand bis 1887, da die neuen Linien keine Renten abwarfen, die Materialpreise, Löhne stiegen, die Einnahmen unter der Konkurrenz der Nachbarlinien stark litten, die Reineinnahmen nicht einmal die Zinsen der Eisenbahnanleihen deckten und nach Aufzehrung der früheren Dotationsüberschüsse aus der allgemeinen Staatsverwaltung ein jährlicher Zuschuß, „Verkehrssteuer", bezahlt werden mußte; letztere wurde auch nach Besserung der Rente beibehalten.

In der fünften Periode von 1887 greift dann eine ausgedehnte Betätigung der privaten Unternehmungslust durch den Bau von Klein- und Nebenbahnen Platz mit Unterstützung des Staats und der Gemeinden. Der Staat selbst entfaltet wieder eine regere Bautätigkeit — Höllentalbahn — Bodenseegürtelbahn.

Aus der Darstellung geht hervor, daß das „Staatsbahnprinzip" praktisch, wenn auch nicht theoretisch, von Anfang an durchgeführt, die Privatbahnen in den Gebieten, wo es volkswirt-

*) Die badischen Eisenbahnen in historisch-statistischer Darstellung, ein Beitrag zur Geschichte des Eisenbahnwesens von Dr. Karl Müller (Heidelberger Verlagsanstalt 1904. 12 Mk.)

schaftlich von Segen war, rechtzeitig zugelassen wurde; der Vorwurf der „Systemlosigkeit“, welcher der Badischen Eisenbahnpolitik schon gemacht wurde, wird zurückgewiesen; „das Eisenbahnnetz hätte kaum systematischer ausgebildet werden können, als es geschehen ist, wenn auch ein allgemein fester Plan nicht bestanden hat.“

Von großem Wert sind die Zusammenstellungen, Ausführungen und Vergleichungen des zweiten statistischen Teils. Ebenso die Beilagen, insbesondere das neue Enteignungsgesetz vom 26. Juni 1899. Vermißt wird dabei das Gesetz vom 23. Juni 1900, das Genehmigungsverfahren bei Eisenbahnanlagen betreffend und die Verwendung des hierzu vom Abgeordneten Zehnter erstatteten ausführlichen, interessanten Kammerberichts. Dieses Gesetz unterscheidet im eisenbahnrechtlichen Sinne drei Arten, nämlich Hauptbahnen, Nebenbahnen und Kleinbahnen, letztere auch die elektrischen Straßenbahnen umfassend und regelt das Genehmigungsverfahren.

Zur 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg.

Von

Heinrich Held.

Die goldene Jubel-Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Köln hat auf Antrag der katholischen Vereine Regensburgs beschlossen, die 51. Generalversammlung in der altehrwürdigen Ratisbona tagen zu lassen. So groß der Jubel war, den der Regensburger Antrag bei der Kölner Generalversammlung hervorrief, er wurde sicherlich übertroffen von der Freude und Begeisterung, welche die Annahme dieses Antrages in allen Kreisen der Katholiken Regensburgs weckte. In Regensburg betrachtet man auch die 51. Generalversammlung gleichsam als eine Jubiläumsversammlung. Fand doch hier die dritte Generalversammlung des „Katholischen Vereins Deutschlands“ statt — es war in den Tagen vom 2.—5. Oktober 1849 —, die sowohl hinsichtlich ihrer Beratungen und Erfolge als auch namentlich wegen der großen Zahl bedeutender Männer unter ihren Teilnehmern eine ganz besondere Bedeutung erlangte. Wir erinnern nur an den Präsident derselben, den edlen Grafen Stolberg, an Prof. Dr. Döllinger, der hier seine berühmte Rede über „die Freiheit der Kirche“ hielt, an den feinsinnigen Juristen Legationsrat Dr. Moritz Lieber, an Professor Dr. Baltzer aus Breslau, Riffel aus Mainz, Sepp, München, Dr. Michelis Münster u. a. Die zweite Generalversammlung hatte im Frühjahr 1849 zu Breslau stattgefunden; ihr folgte noch im Herbst desselben Jahres die dritte in Regensburg. Beide ergänzten sich namentlich in Hinsicht auf die Erörterungen der Rechtsstellung des Katholischen Vereins und auf die Vorarbeiten zur Gründung des Bonifaziusvereins. So sind sie gleichsam als eine Generalversammlung zu erachten und deshalb läßt es sich begreifen, wenn auch wir in Regensburg die 51. Generalversammlung mit Bezug auf Ort und Zeit als eine Jubelversammlung ansprechen.

Es war nach der gewaltigen Entwicklung, welche die Generalversammlungen in den letzten Jahren genommen haben, ein Wagnis, wenn das kaum 50,000 Einwohner zählende Regensburg die Aufgabe übernahm, der 51. Generalversammlung ein Heim herzurichten. Die Liebe zur katholischen Sache überwindet alles; die Regensburger Katholiken sind sich der Schwierigkeiten wohl bewußt, welche ihnen eine gediegene Durchführung der Generalversammlung bietet, aber die katholische Liebe und der katholische Opfersinn werden auch in Regensburg dieser Schwierigkeiten gewiß Herr. Kaum war die Kölner Versammlung vorüber, da wurden in Regensburg auch schon die ersten Vorbereitungen zur Bildung eines Lokalkomitees für die 51. Generalversammlung getroffen. Bereits am 29. Oktober vor. Js. konnte sich dasselbe in einer äußerst zahlreich besuchten Versammlung der Katholiken endgültig konstituieren. Mehr als 200 Herren aus allen Ständen erklärten ihren Beitritt, festen Willens, die 51. Generalversammlung ihren Vorgängerinnen gegenüber ebenbürtig zu gestalten. Als 1. Präsidenten des Lokalkomitees wählte diese konstituierende Versammlung einstimmig den um die katholische Sache hochverdienten Herrn Kommerzienrat Karl Pustet, dessen seliger Vater im Jahre 1849 dasselbe Amt mit großem Geschick geführt hatte. Sofort ging es an die Bildung der einzelnen Kommissionen, die rasch betätigt wurde. Sowohl der Vorstand als auch die einzelnen Kommissionen, namentlich aber die Redner-, Bau-, Preß- und Festkommission haben bereits ein ordentliches Stück Arbeit geleistet. Erstere hat in 10 Sitzungen einen großen und vielleicht den wichtigsten Teil der Vorarbeiten erledigt und den einzelnen Kommissionen ihr Arbeitsmaterial überwiesen. In der Rednerkommission ist das Rede- und Rednerprogramm entworfen, das nunmehr der Genehmigung durch das Zentralkomitee harrt.

Eben beginnt diese Kommission mit der Neuorganisation der Ausschüsse und ihrer Beratungen, die sich auf den letzten Generalversammlungen als dringend notwendig erwiesen hat. Die Baukommission hat bis jetzt vorzüglich vorgearbeitet. Der Vertrag über den Bau einer Festhalle ist mit einer leistungsfähigen Firma unter günstigen Bedingungen abgeschlossen. Die Halle wird eine Länge von 80 Meter und eine Breite von 40 Meter haben und allein im Parterre für 6000 Personen Sitzplätze bieten. Für die Abhaltung von geschlossenen Versammlungen, Vereinsfestlichkeiten &c. sind die nötigen Lokale gesichert. Preß- und Festkommission sind rührig an der Arbeit; für die Presse wird in ausgezeichneter Weise gesorgt werden und mit den von der Festkommission in Aussicht genommenen Veranstaltungen wird sich gewiß jeder Besucher der 51. Generalversammlung befreunden. Verraten dürfen wir heute von diesen selbstredend noch nichts. Vor eine eminente Aufgabe ist in Regensburg die Wohnungskommission gestellt; auch sie hat bereits die ersten Vorbereitungen getroffen und wird in kürzester Frist auch öffentlich ihre Tätigkeit entfalten. Bei der bekannten Gastfreundlichkeit der Regensburger dürfen wir hoffen, daß es der Wohnungskommission gelingt, auch bezüglich der Wohnungen weitestgehenden Ansprüchen Genüge leisten zu können.

Am 7. Februar ist das Lokalkomitee mit einer großen öffentlichen Versammlung, in welcher auch Dr. v. Orterer und Dr. Schädler sprachen, in die äußere Agitation für den Katholikentag eingetreten. Der Besuch der 51. Generalversammlung verspricht nach den heute schon vorliegenden Anmeldungen von Vereinen und Einzelpersonen ein enormer zu werden. Wenn nicht alles trügt, wird Regensburg vom 21. bis 25. August herrliche Tage katholischen Lebens und katholischer Begeisterung erleben. Zweifellos werden aber auch unsere verehrten auswärtigen Gäste an dem schönen alten Regensburg mit seinen vielen historisch merkwürdigen Baudenkmälern, seiner gastfreundlichen Bevölkerung und namentlich auch an seiner herrlichen Umgebung Gefallen finden und unsere Generalversammlung recht lange in froher Erinnerung behalten. Bemerken möchten wir schließlich noch, daß hier noch ein Veteran der 1849er Generalversammlung in Rüstigkeit seines Amtes waltet als Dechant des Kapitels zu St. Johann, der auch als Schriftsteller bekannte Hochw. Herr Jos. Ziegler; im Lokalkomitee der 51. Generalversammlung begleitet er neben dem Hochwürdigsten Herrn Weihbischof v. Ow und Baron v. Aretin das Amt eines Ehrenpräsidenten. Schon heute ergehe der Ruf durch das katholische Deutschland: Auf zur 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands nach Regensburg!



Döllinger über Toleranz.

Protestanten und Liberale ereifern sich aus purer Toleranz über den Toleranzantrag des Zentrums, der doch klipp und klar nichts anderes will als gleiches Recht für alle. Diese Schreier mögen einmal einen Blick in den Spiegel werfen, den Döllinger ihresgleichen im Jahre 1831 vorgehalten hat (Eos, 18. Febr. 1831, S. 113): „Ebenso verhält es sich mit der religiösen Toleranz: diejenigen üben sie in der Regel am wenigsten, die am meisten davon sprechen, am lautesten sie fordern und preisen. So sind Lügner am eifrigsten in Beteuerungen und Versicherungen, so sprechen Betrüger am meisten von der Ehrlichkeit, Hasenherzige am meisten von kühnen Unternehmungen und tapferen Taten. Es ist ein unwillkürliches Zeichen der Wahrheit, wie die prophetische Sprache von Bileams Esel; man könnte es die Ironie des Gewissens nennen. Der Katholizismus ist theoretisch intolerant, aber praktisch tolerant; beim Protestantismus findet der umgekehrte Fall statt. Jener verwirft und verdammt die Irrlehren, betet aber für die Irrenden, die er in Liebe mit sich zu vereinigen wünscht; dieser dagegen duldet alle Meinungen und Lehren, aber er verachtet und haßt, verleumdet und verfolgt die Andersglaubenden. Darum befinden sich auch Protestanten in katholischen Ländern und namentlich in Rom selbst so behaglich, während Katholiken in protestantischen Ländern, in England oder Sachsen (England hat sich bekanntlich inzwischen gebessert, während Sachsen in den 70 Jahren in seiner Intoleranz nur noch mehr verkrustet ist), nicht der gleichen Lage sich zu erfreuen haben. Müssen diese hier sich vielfach schon durch den Ruf: No popery! oder: I! da möchte man gar katholisch werden! gekränkt sehen, so kann jenen auch bei dem rücksichtslosesten Benehmen allenfalls nur begegnen, was jener protestantische deutsche Künstler erfuhr, der in der Umgegend Roms eine Prozession, trotzig sitzen bleibend und mit bedecktem Haupte, an sich vorüberziehen ließ, wo, als einige darüber unwillig wurden, andere begütigend ausriefen: ‚Ah! il povero è non Christiano!‘“





Jörn Uhls Christentum.

Von

Prof. Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Ein nebeldüsterer Tag im Märzen war es; eine lange Eisenbahnfahrt stand mir bevor. Meistens bin ich auf der Reise gern einsam und allein. Diesmal nahm ich in Badens Hauptstadt einen Gesellschafter mit.

Das Haar hell und schlicht, das Gesicht lang und stark, mit schmalen, festen Lippen, gerader Nase und sehr klaren, grauen Augen, die immer auf Wache standen; eine Gestalt, als wenn Natur, die Bildnerin, einen besonders ernsten Beschluß gefaßt gehabt hätte, mit einfachsten Mitteln Schönes und Starkes zu schaffen: das war mein Reisegenosse. Ein friesisch-sächsischer Bauer aus Dithmarschen, der sein Leben aus Not und Sorgen hatte holen müssen, ein Mann aus der Zahl jener, die nicht lang und laut lachen, die nur rasch auflachen und ihre Schelmerei in den Augenwinkeln verstecken, die sich aus Neugier und Ehrfurcht eine Weltanschauung bauen, mit der ein ernster Mensch, versichern sie, wohl hausen kann — kurz ein entfernter Landsmann von Theodor Storm aus Husum, dem Dichter und Liedersänger von Gottes Gnaden: das war mein Gesellschafter.

„Aus einem Buche klug werden? Dumm können Sie werden, das sag' ich Ihnen, aus manchem Buche. Und verrückt aus anderen, und traurig aus anderen! Und einige machen lachen, und einige können über dies und das belehren, das ist wahr. Aber klug und reich? Nein, solche Bücher gibt es nicht . . ."

Also sprach mein Fahrtgeselle, indem er sich, ein Buch zur Seite rückend, neben mir auf dem Sitze niederließ. Und er selber war doch auch nur ein — Buch! Ein Exemplar des letzten von hundertfünfundsiebzig Tausenden war es. „Jörn Uhl"*), so hieß mein Reisebegleiter. Der Roman von Gustav Frenssen war es, die Geschichte, die eine ungeheuere Verbreitung gefunden. Man hatte mir gesagt, das Buch sei das glänzendste Muster norddeutscher „Heimatkunst". Und äußerst belehrend sollte die Schrift sein. Sie wisse zu zeigen, hatte mir ein Bewunderer beteuert, die Geschichte aus der lebendigen Gegenwart verstehe mit überwältigender Kraft darzulegen, daß ein Mensch, der auf andere hört und schwört, das Gefühl nicht los werden kann, weite, unnötige Umwege in seinem Leben gemacht zu haben; daß von dem Druck in Kopf und Herzen der nur frei wird, welcher mit des Lebens Rätseln mutvoll sich herumgeschlagen, mit hartem, widrigem Geschicke gekämpft, dem menschlichen Jammer ins Weiße des Auges gesehen hat, aufrecht, ohne zu unterliegen. Wer die Kühnheit besitzt, sich selbst eine Weltanschauung zu suchen, der ist, obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch muß, dennoch ein glücklicher Mann — darum und dann, weil und wann er demütig ist und Vertrauen hat . . .

Und weil das Buch über Jörn Uhl Lebensweisheit wie ein Pastor sollte zu predigen wissen, darum ist es begreiflich, daß ich an Jörn Uhl die etwas abgebrauchte Frage richtete: „Wie hältst du's mit der Religion? Was hältst du vom Christentum?"

„Christentum? Der Konfirmandenunterricht, in dem von einem fleißigen und freundlichen Mann die alte Kirchenlehre vorgetragen wird — unverständlich und darum quälig! Die Sünde, die erst mit Diebstahl, Raub und Totschlag anhebt, kommt viel zu spät; die Gnade ist allzu bald da, nämlich, wenn einer seine Sünde ‚auf den Herrn wirft.' Die lebensfrische, liebliche und stolze Gestalt des Heilandes haben sie verdorben und übermalt. Wie kann nun dem Kindesherzen die Religion nahe gebracht und lieb gemacht werden? Viele Religionslehrer brummen, und sie sollten doch alle fröhlich sein!"

„Die Sparsamen, die Nüchternen, die ein wenig altmodischen Leute gehen in die Kirche. Da hört man die Predigt über den Glauben und erfährt, daß die sogenannten guten Werke und das sogenannte ehrbare Leben meist verdächtig sind. ‚Glänzendes Laster!' Indessen, unser Herz bei Gott und unsere Hände gegen die Hunde, gegen alles Schlechte! Das ist echtes Christentum, und zum Vorschein kommt es, wenn die schönen, dunklen Augen eines alten Lehrers blitzen, wenn er Luthers Katechismus beiseite schiebt und frei heraus von der Treue und dem Mut des Heilandes erzählt. Aber — die evangelischen Gemeinden können dreihundertfünfzig Jahre nach Luthers Tod noch keinen Pastor ertragen, der nichts weiter ist noch sein will, als ein schlichter, ehrlicher Mensch. Es gibt darum viel schweres und ganz zweckloses Herzeleid in den Landpastoraten . . ."

„Christus? Ich meine, Christus hat selbst gesagt, daß auch er nicht alles wüßte. Er sagte, es wäre auch nicht nötig, daß wir's wüßten; wir sollten nur immer Vertrauen haben und rein und lieb sein. Er war gegen alles Verknittert- und Verbittertsein, gegen alles Von-oben-treten und Alles-wissen-wollen, gegen alles Hassen und Harfein. Habt Zutrauen, sagte er, und seid rein und barmherzig! In einem Hause, wo zuviel gebetet und äußerlich heiliges Wesen getrieben wird, ist es nichts für einen frischen Jungen: er wirft später mit dem äußerlichen Kleide, das ihm widerlich geworden, auch das weg, was gut und ewig ist, Liebe und Treue. Die Religion ist ein feines, zartes Ding und rächt sich an dem, der sie als Beruf hat, der ein Handwerk aus ihr macht . . ."

„Es soll damals in Bethlehem ein Engel gewesen sein, der war flink und vorlaut. Er sprach — mit dem ‚Heute Nacht' — einen Prolog, der nicht vorgesehen war, und verwirrte das ganze Programm. Die anderen, die nachkamen, waren mehr aristokratisch, mehr rein himmlisch, mehr von der Sorte: ‚Da freien sie nicht und lassen sich nicht freien.'"

„Wer weiß denn etwas? Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zuviel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die anderen, als Gott in den Knieen lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtswissers, welcher das Wort gesagt hat: ‚Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen'. Wir staunen und verehren demütig-neugierig. Wir erzählen, was wir gesehen haben und was uns erzählt ist, und machen nicht einmal den Versuch, das Gesehene und Gehörte zu deuten." — — —

Jörn Uhl hielt inne. Hat mein Begleiter nicht sein christliches Bekenntnis, aber sein Bekenntnis über das Christentum vollendet? frug ich.

Jörn Uhl meinte, noch manches wäre anzufügen.

„Dann, wenn über den Erdenwurm das Gefühl der Unzulänglichkeit aller Menschenkraft kommt, das Gefühl der Bedürftigkeit, das Angstgefühl: Wohin, meine Seele, in deiner schrecklich großen Einsamkeit und Verlassenheit? — nun, dann ist es doch gut, daß der Mensch in der Schule von dem ‚Vater im Himmel' hat hören können. . . . Das Dienen, das Sich-opfern, das Helfen und Treusein, oder wie man es nennen will: das ist das rechte, menschliche Königtum. Das ist auch das rechte Christentum. Den Rücken durch das Gottvertrauen als durch eine hohe, starke Mauer gedeckt, sollen wir für das Gute kämpfen und am endlichen Sieg, erst auf dieser, dann auf der anderen Seite, nimmer zweifeln. Dies, daß man an das Gute glauben muß, es mag laufen wie es will, dies, meine ich, ist das ganze Christentum. Wenn aber wer zu diesem Gottvertrauen nicht kommen kann — denn das ist nicht jedermanns Sache — und er kann ohne Gottvertrauen das Gute und Liebe tun: so soll man es genug sein lassen und sich freuen . . ."

Jörn Uhl schwieg und ich störte sein düster werdendes Grübeln nicht weiter.

Ist das die Form von Christentum, mit der sich Tausende und Millionen in unserem Vaterlande getrösten? sprach ich bei mir selbst. Christentum? Ach ja, ein Schimmer, ein Schein noch ist es vom Weihnachtsbaum! Wenn aber die Lichter des Baumes heruntergebrannt, erloschen sein werden? Und ist nicht Gefahr, daß die Kerzen abbrennen und nicht wieder angezündet werden? Was wird dann sein? Was ist es mit dem Engel, dem Weihnachtsengel, der „flink und vorlaut" gewesen, der einen „unvorhergesehenen Prolog" an die armen, staunenden Nichtswisser gesprochen, der das „Erlösungsprogramm" in Verwirrung gebracht hat? Was wird kommen, wenn einmal alle Pastoren mit allen, die sie hören, dahin gelangt sein werden, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machen, das zu deuten, was sie von der Krippe des Weltheilandes gesehen und gehört haben in den Tagen gläubiger Kindheit, wenn sie das Gesehene und Gehörte einfachhin „weitererzählen"?

Steht der Christ mit Jörn Uhls ‚Christentum' nicht vor einem Abgrund, über den sich ein undurchdringliches Dunkel lagert? Wer will den Sprung wagen? Es ist wahr, der Verfasser von Jörn Uhl weiß die tiefsten Fragen der Menschenseele aufzuregen und die tiefsten Töne des Menschenherzens anzuschlagen. Farbenreich, gestaltenreich, packend, ergreifend versteht er zu erzählen, zu beschreiben, zu schildern. Er rührt nicht, er erschüttert im innersten Grunde. „Es liegt", sagt er, „hinter unserem Leben ein Geheimnis: wir leben nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt; und es muß möglich sein, das Geheimnis zu raten, und wer es rät, hat Klarheit und Wahrheit."

Darf man von jedem Menschen, der nach Klarheit und Wahrheit ringt und ringen muß, darf man von jedem Menschen hoffen, „daß er das große Geheimnis des Menschendaseins und der ganzen Welt demütig verehren" und allein darum, wegen seiner

*) Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. 175. Tausend. Berlin, G. Grote, 1903. 525 S. in 8°.

„demütig-neugierigen“, selbstgeschaffenen Weltanschauung Lust und Vertrauen zu allem Guten bewahren werde? Wird als Surrogat des alten Christenglaubens, im Angesicht des furchtbaren Ernstes und der zahllosen Nöte des Menschendaseins, der dünne Satz der Selbstbescheidung genügen: „Wir sollen das beste Zutrauen haben, daß alles einen inwendigen, guten Sinn und Zweck hat; darnach, nach dem Tode, sollen wir es weiter bringen, daß wir hinter das Geheimnis kommen und die Dinge sehen, nicht wie sie scheinen, sondern wie sie sind“? Wird, kann die „Lebensfrische“, die „Lieblichkeit“, der „Stolz“ des Heilandes, dessen Bild sie unverdorben zeigen wollen, ein Ersatz sein für die Gottesmajestät, die sie dem Welterlöser und Weltenrichter geraubt haben?

Als ich Jörn Uhls Geschichte während meiner Eisenbahnfahrt zu Ende gelesen, als ich mich mit einem Bildungsmittel bekannt gemacht hatte, das ungezählten Lesern, alten und jungen, urteilsfähigen und urteilsunfähigen Köpfen Unterhaltung und Belehrung bringen will, da zog ich zu guter Letzt noch eine Parallele.

Es geht durch die Geschichte von Jörn Uhl ein Zug von sexuellem Fatalismus. Schon bei Knaben und kleinen Mädchen fängt es an. „Das große, schöne, furchtbare Schicksal sitzt auf dem ewigen Steine; mit aufgestütztem Haupt und gerunzelter Stirne malt es das Gewirr von Linien in den Sand, die verschlungenen Wege, die wir Menschen dann gehen müssen.“ Und wenn Zweie sich treffen in schwüler, schwülster Sündennacht, dann ist es nicht die Schuld, sondern das Schicksal gewesen, das sie zusammengeführt hat. Ihm, dem großen, schönen, furchtbaren Schicksale gegenüber „täten wir allemal gut, zu trauen, daß Gott sich in einer bitteren Notwendigkeit befunden habe und gezwungen das Unheil habe geschehen lassen; wir müßten vertrauen, daß freundlich und zweckvoll wäre, was jetzt als grausiges Rätsel erscheint.“ Solches ließe sich verständiger an als die Reden „anderer Prediger, welche jeden Katzenweg kennen, den die Engel gehen, wenn sie mit Aufträgen Gottes über die Erde schleichen. . . .“

Ist das nicht eine unheimliche Moral, die neben die Dogmatik des neuprotestantischen, des reformprotestantischen Christentums in der Weltanschauung von Jörn Uhl treten will? Vermöchten die beiden Neuheiten die ewige Dogmatik und die ewige Moral des alten, echten Christenglaubens zu verdrängen aus dem Kopf und aus dem Herzen der Mühseligen und der Gedrückten auf Erden — und das sind alle Sterblichen —, dann würde, ist zu fürchten, das alte, tötliche Gift wieder ungehemmt arbeiten in den Eingeweiden der zu ihrem „Selbstbewußtsein“ erwachten Menschheit (I. Mos. 3, 5).

Vernunft und Glaube.

(Autonomie und Heteronomie.)

Von

Prof. Dr. von Schanz, Tübingen.

Wir leben im Jubeljahr Immanuel Kants. Von den Kathedern herab und aus den Redaktionsstuben heraus wird in beredten Worten und in überschwenglichen Lobeshymnen das große Verdienst des Königsberger Philosophen um Wissenschaft und Leben gefeiert. Und wenn wir fragen, worin dasselbe bestehe, so können wir die Antwort, welche uns gegeben wird, in wenige Worte zusammenfassen. Es ist die Autonomie der Vernunft und des Willens, welche eine neue Epoche der Philosophie eröffnete. Diese Autonomie oder Selbstgesetzgebung wird so hoch gepriesen, daß man sich fast schämen muß, von einer Heteronomie, dem Recht eines anderen Gesetzgebers, auch nur zu sprechen. Die dunklen Zeiten der Heteronomie müssen den hellen Strahlen der neuen Zeit der Autonomie weichen, die alte Weltanschauung des Glaubensgehorsams muß der Herrschaft der reinen und praktischen Vernunft den Platz räumen. Es scheint, daß bisher das Gesetz wie ein schweres Joch auf dem Willen und Gewissen des freien Menschen lastete, so daß ein Erlöser notwendig war, damit wir nicht mehr unter dem Gesetz, auch nicht unter der Gnade, sondern allein unter der Vernunft leben. Wie Kopernikus uns vom Schein befreite, als ob die Sonne sich um die Erde drehte, und dadurch die Sonne zum Mittelpunkt des Planetensystems machte, so, sagt man, hat uns Kant von dem Wahn befreit, als ob unser Geist und Wille von fremden Mächten beherrscht würden, und die Vernunft zum Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens gemacht.

Die Autonomie des Geistes ist gewiß für den Menschen äußerst schmeichelhaft. Sie bedeutet ja einerseits die Freiheit des Menschen von der Natur und die Herrschaft über dieselbe, andererseits die Macht und Freiheit, sich selbst eine geistige Welt der Erkenntnis und Wahrheit zu schaffen. Der Mensch will auch im geistigen Leben unabhängig sein, denn er soll nach Protagoras das Maß der Dinge sein. Die Geschichte der Kultur scheint ja eine fortschreitende Emanzipation des Geistes aus den Fesseln der Natur und von der Macht einer höheren, geistigen Welt zu sein. Die hl. Schrift lehrt, daß der Mensch, nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen, über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels und die Tiere der Erde herrschen sollte. Der Versucher aber spiegelte ihm vor, er werde Gott gleich sein, erkennend das Gute und Böse, wenn er von der Frucht des Baumes der Erkenntnis esse. Die Sagen der verschiedenen Völker erzählen von einem goldenen Zeitalter, das am Anfange des Geschlechtes stand. Der Mensch war den Göttern noch näher und von ihnen belehrt. Wie man sonst über diese Sagen denken mag, jedenfalls stimmen sie mit dem Grundgedanken des biblischen Berichts überein, daß der Mensch ursprünglich geistig und sittlich auf einer höheren Stufe stand. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß die ältesten Spuren der menschlichen Kultur auf einen höheren geistigen und sittlichen Zustand zurückweisen. Freilich sind es nur Spuren, die übrig geblieben sind, Reste aus einer besseren Zeit, welche sich, nur halb erkenntlich, in der geistigen Welt erhalten haben. Tatsächlich begegnen wir in der Geschichte einem schweren Kampf des Geistes mit der Natur; nur allmählich gelingt es dem Menschen, die Natur zu überwinden, sich dieselbe dienstbar zu machen und in das Wesen und die Gesetze derselben eine Einsicht zu gewinnen. Und nun untersucht die Vernunft ihre eigene Kraft und ihre Grenzen und will allein Lehrer und Gesetzgeber sein.

Man hat gesagt, die alte Weltanschauung sei kosmozentrisch, die jüdisch-christliche theozentrisch gewesen, dagegen sei die moderne Weltanschauung anthropozentrisch. In der Tat bildete bei den Alten die Welt den Mittelpunkt des Glaubens und Wissens, weil eine scharfe Trennung zwischen Gott und Welt noch nicht vollzogen und der Mensch von der Natur sehr abhängig war. Die Offenbarung geht mit der Schöpfungslehre vom wesentlichen Unterschied zwischen Gott und Welt aus und macht den Schöpfer und Herrn zum Mittelpunkt des Denkens und Lebens. Die moderne Anschauung verlegt dagegen das Zentrum in das Innere des Menschen, in den Geist nnd zwar in den Geist des einzelnen. Sie ist subjektiv und individualistisch, will außerhalb des eigenen Geistes nichts anerkennen, leugnet jede Autorität, will autonom sein. Dadurch ist die Vernunft zur Quelle und Richterin aller Erkenntnis und Wahrheit gemacht worden. Hatte Descartes das Selbstbewußtsein und die Ideen zum Ausgangspunkt genommen, so hat der pantheistische Spinozismus Denken und Sein identifiziert und der Deismus und Rationalismus das abstrakte Räsonnement zum Prüfstein der Erkenntnis gemacht. Gemeinsam ist all diesen Richtungen, daß der menschliche Geist nicht nur das einzige Mittel der Erkenntnis sei, sondern auch als höchste Norm derselben zu gelten habe. Dadurch war es nahe gelegt, daß er auch allein dieselbe produziere. Hierin hat Kant den letzten Schritt vollzogen, indem er auch die Erkenntnis der Außenwelt von den Gesetzen des Geistes allein abhängig machte. Raum und Zeit sind nicht Eigenschaften der Dinge, sondern Formen der Erkenntnis, die Formen des äußeren und inneren Sinnes. Die Vernunft produziert also die Welt und ihre Gesetze als solche aus sich selbst, nur die allgemeine Masse der Erscheinungen ist ihr gegeben. Sie kommt aber deshalb auch nicht über die Erscheinungen hinweg. Das Ansich der Dinge bleibt ihr unbekannt, wie Grund und Ursache, Ziel und Zweck der Welt. Dies ist der vollendete Subjektivismus und Kritizismus, der zum Positivismus und Agnostizismus führt und alle höhere Wahrheit, jede Autorität auf dem Gebiete der Erkenntnis leugnet.

Es ist bekannt und wurde neuerdings auch von großen Kantverehrern zugestanden, daß diese Autonomie der Vernunft von Kants Zeitgenossen nur wenig verstanden wurde. Die neue Romantik und der Idealismus wirkten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit mächtiger auf die Geister ein als der zerstörende Kritizismus. Erst als der rohe Materialismus und der naturwissenschaftliche Mechanismus die öde Leere des geistigen Lebens ganz geoffenbart hatten, wurden wieder geistige Mächte zu Hilfe gerufen. Nun erscholl einerseits der Ruf „Zurück zu Kant“, andererseits wurde das Verlangen und Streben nach religiösem Halt und Gehalt aufs neue geweckt und gepflegt. Verhältnismäßig wenige sind es, die, dem wirklichen Leben entfremdet oder ganz von ihren geistigen Idealen eingenommen, in der Vernunft allein die Quelle aller Wahrheit erkennen. Der alte Kantianismus mit seinen vielen Widersprüchen wird nirgends ganz festgehalten Aber auch der Neukantianismus, welcher der Außenwelt mehr Recht zugesteht und den gesunden Menschenverstand aller Kritik zum Trotz gelten läßt, will wenigstens die Autonomie der Vernunft nicht preisgeben. Er

will durchaus voraussetzungslos sein, verwirft aber damit zugleich jede Autorität außerhalb der Vernunft. Er muß aber damit auch verzichten auf die Erklärung des eigenen Geisteslebens, der Kräfte, Fähigkeiten und Bestrebungen des Geistes, auf die Erklärung der Mächte, welche in der Geschichte der Menschheit und der Welt walteten, des Ursprungs und des Zieles aller Dinge. Eine befriedigende Weltanschauung ist ihm unmöglich. Er ist gezwungen, die Voraussetzungen alles Wissens einfach hinzunehmen und an allen entscheidenden Punkten sein Nichtwissen zu bekennen. Die Rätsel der Welt sind ihm unlösbar und die fortschreitenden Versuche haben nicht zur Lösung, sondern zum „Bankerott der Philosophie" geführt.

Zu einer Weltanschauung sind Religion und Glaube notwendig. Diese standen am Anfang der Geschichte und werden am Ende derselben stehen. Das viel zitierte Wort Goethes: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem sich alle anderen unterordnen, ist der Konflikt des Unglaubens und Glaubens" beweist wenigstens, daß der Glaube das belebende Prinzip der Kulturwelt ist. Wissenschaft und Kunst wurden unter dem Schutz der Religion zu ihrer Entfaltung gebracht. Es gibt keine religionslosen Kulturvölker. Es ist bis jetzt auch nicht geglückt, einen reinen Vernunftstaat oder auch nur eine reine Gelehrtenrepublik zu gründen. Würde nur die Autorität der Einzelvernunft anerkannt, so würde nie eine Uebereinstimmung und ein Zusammenleben ermöglicht werden. Ebenso wenig wäre es aber möglich, eine Religion auf der Autorität der Vernunft zu gründen und einen größeren Kreis dafür zu gewinnen. Erst kürzlich wurde auf die vergeblichen Versuche hingewiesen, neue, für die moderne Gesellschaft zugeschnittene Religionen zu stiften. Wer glaubt, die Autonomie der Vernunft auch auf das religiöse Leben übertragen zu können, der verkennt das Wesen der Vernunft und der Religion. Jedenfalls könnten ihn Geschichte und Erfahrung eines Besseren belehren. Die von Förster zu diesem Zwecke benützte Statistik von Sachsen hat gezeigt, daß selbst hier der christliche Gedanke bei Taufen, Konfirmationen, Eheschließungen und Begräbnissen sich in hohem Maße geltend macht. Wird dem auch die Macht der Gewohnheit entgegengehalten, so wäre selbst diese ein Beweis für die große Wirkung des Christentums, aber der Einwand verliert heutzutage seine Kraft, da die öffentliche Meinung vielmehr gegen Glaube und Sitte gerichtet ist. Daher muß das religiöse Bedürfnis doch mächtiger sein als das Urteil der reinen Vernunft und ihrer Verteidiger, der Zug zum Uebersinnlichen, Göttlichen die Vergöttlichung des eigenen Selbst lügen strafen. Die Autonomie der Vernunft widerspricht der natürlichen Stimme der Vernunft und der Geschichte. Ohne göttliche Autorität ist diese unbegreiflich und ohne das Christentum hätte auch die alte Kultur ihre Bedeutung verloren. Es ist auffallend, daß man in der Periode der Entwicklungslehre den ersten Faktor aller geistigen Entwicklung beiseite schieben und ein neues Gebäude auf kritischer Grundlage errichten will.

Noch wichtiger ist aber die Kantsche Autonomie auf dem Gebiete der **praktischen Vernunft**, des Willens geworden. Denn diese beherrscht die außerkatholische Ethik fast ganz und hat wesentlich auf die Stellung der Religion eingewirkt. Die gegenwärtig weitverbreitete Annahme einer unabhängigen Moral und einer auf Moral begründeten Religion geht auf Kant zurück. Der Vernunftglaube, welcher, ohne sich auf spitzfindiges Vernünfteln einzulassen, den Menschen ohne Umschweif zu seinen höheren Zwecken führt, ist die Grundlage der Moral. In der Kritik der praktischen Vernunft erscheinen die großen Wahrheiten von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit nur als Postulate der praktischen Vernunft, als Forderungen, welche das sittliche Bewußtsein stellen muß, um das Gesetz der Verpflichtung, das sich im kategorischen Imperativ: Du sollst! ausspricht, mit dem Streben nach Vollkommenheit und Glückseligkeit in Uebereinstimmung zu bringen.

Je stärker aber der Pflichtgedanke hervorgehoben und je entschiedener die gute Absicht und der gute Wille in den Mittelpunkt der Moral gestellt werden, desto auffallender ist der Mangel jeder Sanktion und jedes Zieles. Ist der Mensch sein eigener Gesetzgeber, so helfen allgemeine Maximen nicht über die Schwierigkeit hinweg, wie der Satz: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst", oder: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne". Denn diese Maximen beweisen, daß die Theorie im Widerspruch mit der Praxis steht. Es ist nicht einzusehen, wie die autonome Vernunft eine Norm für die allgemeine Gesetzgebung aufstellen können sollte. Es bleibt nur übrig, die praktische Vernunft ebenso autonom sein zu lassen wie die theoretische, so daß sie selbst ihre sittlichen Gesetze aufstellt, ihre sittliche Welt schafft und in souveräner Willkür ausbildet, bis der Uebermensch fertig ist, oder eine allgemeine, der Vernunft eingeschaffene, alle verpflichtende Norm anzuerkennen.

Diese führt aber notwendig zur Heteronomie, zu einem vor und unabhängig von der Vernunft bestehenden Gesetzgeber. Der kategorische Imperativ ist unerklärlich ohne eine über dem Menschen stehende sittliche Macht, das Bewußtsein der Verpflichtung und das unbedingte Pflichtgefühl sind unbegreiflich ohne göttliche Sanktion. Der göttliche Gesetzgeber ist aber keine dem menschlichen Geist und Willen fremde Macht, sondern als Schöpfer und Erlöser sein tiefster Grund und Halt. Ist der Geist von Gott eingehaucht und nach dem Bilde Gottes geschaffen, so ist Gott das Vorbild der menschlichen Tätigkeit, die Verähnlichung mit Gott das Ziel des menschlichen Strebens. Gott steht nicht nur außer und über dem Menschen, sondern wirkt in und durch den Willen des Menschen. Wohl muß sich das religiös-sittliche Leben auch äußerlich kund tun, da der Mensch aus Leib und Seele besteht, aber die innere Gesinnung und der gute Wille sind die Grundlage alles Guten. Dies hat der Herr selbst in der Bergpredigt nachdrücklich eingeschärft. Die Verehrung Gottes im Kultus und in den Gnadenmitteln verstößt also weder gegen den Begriff Gottes noch gegen die Würde des Menschen. Dagegen würde die volle Autonomie des Willens alle religiösen und sittlichen Bande, alle sozialen und staatlichen Beziehungen lösen. Finden wir überall Ueberordnung und Unterordnung in der Gesellschaft, so kann die Unterordnung unter Gott nicht eine verwerfliche Heteronomie begründen, sondern muß die Grundlage aller Ordnung bilden. Auch dem Neukantianismus wird es daher nicht gelingen, Religion und Christentum entbehrlich zu machen, aber auch nicht die kirchliche Autorität, welche sich auf die göttliche Autorität stützt, zu beseitigen. Weil von Gott eingesetzt, ist auch sie nicht schlechthin heteronom, sondern in der von Gott für den Menschen gesetzten Ordnung begründet. Gott ist und bleibt die höchste Autorität des Glaubens und der Sitten.

München im Zeichen der Dekadenz.

Eine kritische Studie in Zitaten.

Am 25. Juni 1903 veranstaltete der Münchener Akademisch-dramatische Verein im Kaimsaale eine Aufführung von drei Gesprächen aus dem zehn Gespräche umfassenden „Reigen" von **Arthur Schnitzler**.

Ein Kritiker der „Allgemeinen Zeitung" bezeichnete die Stücke kurzweg als „**kleine Sauspiele**", über deren Inhalt sich leichter lateinisch als deutsch schreiben ließe, wie die alten Moralisten es zu tun pflegten. Das liberale Blatt fällte damals (Nr. vom 26. Juni 1903) folgendes scharfe Urteil:

„Denn wenn seine (Schnitzlers) Verteidiger kommen und schwätzen, es sei sein Künstlerrecht, zu schreiben und drucken zu lassen, was ihm beliebe, wie es ihm beliebe und wann es ihm beliebe, wenn es nur künstlerisch gearbeitet sei, so erwidern wir ihnen, daß die **sittliche Gesundheit und Kraft einer Nation** denn doch bedeutend gewichtiger sind als die Veröffentlichung einer noch so virtuos gemachten Alkovenstudie. **Wir können uns kaum mehr retten vor all dem Schmutz, der von Paris und Berlin, Wien und Budapest her in Deutschland zusammenströmt**; es ist geradezu unheimlich, **wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist**; durch Bücher, Bilder, Tingeltangel, Postkarten, Annoncen, Witzblätter, Gassenhauer, Operetten, Possen, reine und pseudowissenschaftliche Pornographie, durch gewisse Redouten und Herrenabende, durch Schaufenster, durch breit und behaglich nachgedruckte Gerichtsverhandlungen wird **eine Art geistiger Syphilis verbreitet, die grauenhaft ist; der Schmutz türmt sich höher und höher; er stinkt zum Himmel; kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt.** Wenn heute Tacitus käme, sähe er nur, daß alle unsere germanischen Laster treulich geblieben sind, das Saufen, das Raufen und das Spielen; aber die Tugenden sind beim Teufel; von einer sera juvenum Venus, inde inexhausta pubertas, ist keine Rede mehr. Corrumpere et corrumpi saeculum vocatur! Alle politischen Streitigkeiten müßten verschwinden vor **dieser Seuche**! Man mag Katholik oder Protestant, Christ oder Atheist, radikal oder konservativ sein: **Reinheit des Familienlebens, Keuschheit der Frau, Treue des Mannes, Reinhaltung der Jugend, Gesundheit der Geschlechter stehen auf dem Spiele!** Und da geht einer der ersten und geachtetsten deutschen Schriftsteller her und überläßt der Oeffentlichkeit ein Buch, das wie ein Aphrodisiakum wirken muß, wie Kanthariden und Jembahoa!"

Ueber dasselbe Werk urteilte „**Bühne und Welt**": „Schnitzler hat in seinem „Reigen" **das gewagteste Buch** unserer heutigen deutschen Literatur und dennoch **eine der keuschesten (!) Dichtungen** geschaffen, deren ein blutvoller Künstler fähig ist."

Die liberalen „Münch. Neuesten Nachrichten" schrieben: „**Es ist ein charmantes Werk voll Anmut und Grazie** ... Das scheint schon ein gewichtiges Lob und doch erklärt es noch nicht, warum diesen zehn Dialogen ein Massenerfolg beschieden war. „Reigen" ist ein gewagtes, ein „frivoles" Buch und sein Erfolg ist ein Pikanterieerfolg. Damit soll beileibe nicht der Dichter getadelt werden. Die künstlerischen Qualitäten der Gespräche haben mit dem Aufsehen, das sie erregen, nichts

zu tun. Daß sich hinter den erotischen Ereignissen dieser Szenen eine beinahe überfeinerte Psychologie und eine vornehm lächelnde Menschenverachtung bergen, merkt auch die in der Kunst stets am Stoffe klebende Menge nicht. Es sei ohne weiters den nach Polizei schreienden Tugendwächtern zugegeben, daß die Kühnheit der Dialoge etwas Herausforderndes hat."

Der akademische Senat der Universität München erblickte laut Disziplinarbeschluß vom 28. November, unterzeichnet vom derzeitigen Rektor Dr. E. Kuhn, in dem Vorgehen des Akademisch-dramatischen Vereins „einen argen Verstoß gegen die Ordnung und Sitte des akademischen Lebens" und löste den Verein auf. Der Verein wurde alsbald außerhalb der akademischen Schranken neu errichtet.

Die „Münch. Neuesten Nachrichten" betonten in Nr. 572 mit besonderem Nachdruck, das Publikum habe nach den Mitteilungen in der Presse „nicht mehr den geringsten Zweifel über das haben können, was seiner harrt". Trotzdem habe sich folgendes Bild ergeben: „Der Verein wird mit Gesuchen um Einladungen bestürmt. Unter dem zur Vorstellung erschienenen Publikum ist das weibliche Element überwiegend. Selbstverständlich nur Damen und Herren der ersten Gesellschaftsklassen."

Am 28. März 1904 brachte die Münchener dramatische Gesellschaft im Schauspielhause Frank Wedekinds, des bekannten Matadors der „Elf Scharfrichter", dreiaktige Tragödie „Die Büchse der Pandora" zur Aufführung.

Die liberale „Allgemeine Zeitung" (Nr. 147) urteilt: „Mit dieser Tragödie hat die Münchener Dramatische Gesellschaft ihren zweiten Theaterabend vor geladenem Publikum gegeben und sich zu diesem Zweck das Ensemble des „Intimen Theaters" aus Nürnberg unter der Direktion Emil Meßthalers verschrieben, vermutlich, weil Kräfte einer hiesigen Bühne — zu ihrer Ehre sei es gesagt — sich nicht hergegeben hätten, einem solchen, alles bisher Dagewesene übersteigenden Literaturprodukt darstellerischen Ausdruck zu verleihen. Daß ich mit dieser Ansicht nicht allein stehe, bewies mir die Aeußerung eines das Theater mit mir verlassenden hervorragenden Bühnenkünstlers, der erklärte, lieber der Bühne zu entsagen, als sich zu solchen Darstellungen mißbrauchen zu lassen. Man muß schon bis über die Knie in den Schlamm und Schmutz menschlicher Verirrungen hineinwaten und man wird den Grund dieser befleckten Phantasie noch immer nicht erreicht haben. Sogar der Lustmord dünkt Herrn Wedekind ein künstlerisches Motiv zu sein und Jack der Aufschlitzer eine geeignete Tragödiefigur. Nach dem eben Gesagten ist es erklärlich, daß eine weitere Inhaltsangabe des Stückes auch nicht einmal andeutungsweise gegeben werden kann. . . .

Im Zuschauerraum war so ziemlich die ganze literarische Welt Münchens und das bekannte Premierenpublikum vollzählig vertreten. Der schüchterne Beifall nach dem ersten Akt wurde erfolgreich niedergezischt, beim zweiten hielten sich Beifall und Mißfallen so ziemlich die Wage; nach dem dritten aber brach der Sturm los. Der Versuch der Freunde Wedekinds, einen Erfolg zu konstatieren, stieß auf energischen Widerspruch, und als das Zischen nicht mehr ausreichen wollte, ging man zum wirksameren Pfeifen über, womit der Theaterskandal fertig war. . . . Der Münchener Dramatischen Gesellschaft wäre dringend zu empfehlen, ihre Kunstprodukte anders woher als aus der Gosse zu beziehen."

In den liberalen „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 152) schreibt H. v. G. (Hans von Gumppenberg) u. a.:

„. . . In allgemeinerem Betracht ließe sich freilich mancherlei über diese „Tragödie" sagen. So könnte man die feminine Entartung der Zeit hervorheben, die es einem begabten Poeten und seinem Anhang gestattet, den naturgemäß kläglichen Untergang einer gemeinen Weibsnatur durch allerlei Verbrämungen pathetisch aufzubauschen und unverhältnismäßig wichtig zu nehmen. . . . Wer es heute ernst mit der Bühnenkunst meint, wird gewiß nichts schärfer verurteilen als die verlogene Zimperlichkeit, die vor irgendwelcher Wirklichkeitsenthüllung zurückscheut; aber je kecker brutale Möglichkeiten entschleiert werden, desto mehr befreiende Kraft muß der Poet bewähren, wenn künstlerische und menschliche Würde über den ernüchternden Lebensdreck triumphieren soll. Wedekind aber bietet für solche gesunde künstlerische Kraft hier nur unzulängliche Surrogate: einen kaustischen Witz im kleinen, der sich nicht zur großen, positiven Satire zu erheben vermag, einen eleganten Spott, der mehr mit den Verkehrtheiten liebäugelt, als sie bloßstellt, ein menschliches Mitgefühl, das mehr zur Miterniedrigung als zur Erhöhung auffordert . . ."

Die liberale „Augsb. Abendztg." (Nr. 90) läßt sich aus München u. a. schreiben: „. . . nur das Eine dürfen wir vielleicht bemerken, daß wir und wohl auch die meisten Besucher der Vorstellung mit der „Büchse der Pandora" das „Stärkste" gesehen haben, was sich hier zu Lande noch auf die Bühne gewagt hat. Im übrigen halten wir es doch für unsere Pflicht, wenigstens aus der Aufnahme, die das Stück in seinen einzelnen Teilen bei dem Publikum gefunden hat, das in bezug auf Urteilsfähigkeit in diesen Sachen sicherlich über den Durchschnitt des alltäglichen Theaterpublikums hinausragte, den Leser auf die Qualität desselben schließen zu lassen . . . (3. Akt.): Der Zuschauer wird Zeuge von Szenen, wie sie sich in den verrufensten Vierteln Londons, wo Elend und Schande beisammen wohnen, in Wirklichkeit schon abgespielt haben mögen, vielleicht nur nicht in einer Nacht; denn der Dichter ist unerbittlich in der Häufung von Schauerlichkeiten. Effekt: unerwartet nach dem Vorhergegangenen gewiß nur für den Autor, kaum für die übrigen Anwesenden: Applaus, gegen den scharfes Zischen energisch ankämpft, beide sich mit der Dauer verstärkend. Die Opposition bekommt Sukkurs durch Pfeifen und Pfuirufen, letzteres dem Dichter entgegengeschleudert, als er an der Hand der Heldin und des Helden sich dem Publikum zeigt. Allgemeines Verdutztsein der Darsteller, nur die Heldin trägt kindliche Freude zur Schau. Man verläßt nur langsam das Theater, dutzendfach sind die Ausrufe zu hören: „Nein, alles was recht ist, aber so was ist doch zu stark."

Wir haben mit Vorbedacht nur Stimmen aus liberalen Zeitungen zitiert. Die Hervorhebungen im Text waren größtenteils in den Originalartikeln nicht enthalten.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Das Ende der Konzertsaison gibt alljährlich an der Hand des Materials, das sie in ihrem Verlauf selbst hervorbrachte, zu verschiedenen Betrachtungen, Rück- und Ausblicken, trostreichen und verstimmten Reflexionen Anlaß. Hinsichtlich des Wertes derselben darf man skeptisch sein: sie werden, wenn der Frühling ins Land tritt, „nicht mehr" gehört, oder sind, wenn die nächste Saison beginnt, „schon wieder" vergessen. Und doch, wieviel wäre zu reformieren im modernen Konzertsaal, wie sehr täte es not, daß alle beteiligten Kreise zielbewußt und nach erfolgter Verständigung zusammenarbeiten würden, um jeglicher Saison, in ihrer Gesamtheit den Eindruck eines auf Grund eines durchdachten Operationsplans aufgebauten künstlerischen Unterfangens zu wahren! Nirgends ist das Gesetz der Trägheit so zu Hause, wie mitten im aufreibenden Strudel des öffentlichen Konzertlebens. Einige Beispiele: München hört alljährlich zum Osterfest Bachs Matthäuspassion. Das soll pietätvoll scheinen, ist aber nur Bequemlichkeit, die sich sogar auf das Publikum übertragen hat, das sich für seine geistigen Genüsse so unfehlbare zeitliche und örtliche Vorbedingungen konstruiert wie für die leiblichen Freuden des Salvators oder des Maibocks. Oder kann ein Mann, der seit zwei Jahrzehnten sämtliche Orchesterkonzerte Münchens besucht hat, sich rühmen, einen Tschaikowsky auch nur halbwegs zu kennen? Er wird die „Fünfte" anerkennen und für die „Sechste" schwärmen, von Symphonie I bis IV aber keine Ahnung haben. Solche Exempel ließen sich in Massen darbieten; ich weise auf ganze Literaturkomplexe hin, wie: Beethovens Klavierkonzerte, Mozarts Symphonien, Mendelssohns Ouvertüren usw.; aus einem jeden hat sich die Reproduktionsträgheit, die so gar gerne im Mäntelchen der Pietät erscheint, ein Repräsentationswerk gerettet, und dieses wird endlos wiedergekaut, bis seine Schönheit zur Plage und Langeweile wird. Allenthalben macht sich heutzutage der Geist der Veräußerlichung breit, und seine Beherrscherin, der er treue Erfolgschaft leistet, ist die Mode. Man darf heute ungestraft Kunstwerke, die mit dem Herzblute ihres Schöpfers geschrieben sind, reklamesüchtigen Tänzerinnen zur Ausübung ihres fragwürdigen Berufs aufspielen lassen — es wird nicht an tiefsinnigen „Kennern" fehlen, die in dieses bodenlos alberne Gebaren irgend eine geheimnisvolle Idee hineininterpretieren, man darf vom Flügel aus Wagnersche Ewigkeitswerke, mit einer fad nivellierenden Subjektivitätssauce übergossen, als besonders modische und notwendige Kost darbieten — Freund Publikus findet eine Rechtfertigung und zahlt und bedankt sich sogar noch dafür. Niemand aber fühlt die gähnende Lücke in den Darbietungen, deren Entstehen auf jene durch das Trägheitsgesetz verursachte Unterdrückung ganzer Literaturepochen zurückzuführen ist; das ist das unsagbar Traurige im modernen Musikleben. Bald wird jeder Dirigent das Publikum haben, das er verdient. Und es gibt zwar viele, sehr viele Dirigenten in deutschen Landen, aber wenige, denen „die Werkstatt zum Tempel wird". Wie das doch von Rechts wegen sein müßte!

Die Operette liegt zwar im allgemeinen nicht im Bereich unserer zwanglosen Streifzüge. Aber das für München so überaus seltene Ereignis der Uraufführung einer solchen — „Die Millionenbraut" von Heinrich Berté — läßt uns doch einmal Einkehr halten auf diesem seitab liegenden Gebiete, freilich nur, um zu fragen, wie es möglich ist, daß eine ganze Kunstgattung dermaßen der geistlosen Schablone verfallen ist? Wie oft sahen wir im letzten Jahrzehnt die widerlichen Roués, naivüberäugigen „Pensionsnocken", geriebenen Detektivs, humoristisch sein sollenden alten Jungfern, und wie oft sangen sie uns diese zwischen ordinärer Gassenhauerei und sentimentaler Sinnlichkeit schwankenden Melodien, die alle den Stempel der berühmten österreichischen Militärkapellmeisterlyrik an sich tragen müssen, um einzuschlagen! Wahrlich, hier muß eine Reaktion kommen, wenn auch nicht von der Donau her, und die entartete Tochter der komischen Oper muß ihren einstigen Aufgaben wiedergegeben werden. Jetzt schwebt sie zwischen Umkehr und Verderben — und wir wünschen ihr, als radikalstes Heilmittel, das letztere.

Was moderne Kontrapunktik zu leisten imstande ist, beweist die „Schule des Triospiels", die jüngst Max Reger (bei Lauterbach & Kuhn, Leipzig) herausgegeben hat. Das Material hierzu hat ihm kein geringerer als Bach gegeben: Reger hat nämlich mit genialer Kühnheit zu den zweistimmigen Inventionen eine freie Mittelstimme hinzugefügt, und die bisherige „tiefere" Stimme fällt nunmehr dem Pedal zu. Was das rein technisch bedeutet, kann sich jeder Kundige wohl leicht

ausmalen; wer aber über Regers Vorgehen einige Bedenken in sich erwachen fühlt, dem rate ich, sich das Heft anzusehen. Alles ist frei und natürlich gestaltet wie von der Hand des Großmeisters selbst; nirgends der Anschein eines Zwanges oder gar des Versuchs, auf Bachschen Fittichen mit „eigener Art“ prunken zu wollen. Man darf Freude an dem Heft haben, in dem sich in seltener Weise höchstes Können mit persönlicher Unterordnung zusammenfindet; diese beiden Eigenschaften lieben nämlich zumeist eine räumliche Scheidung in getrennten „Individualitäten“!

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

III.

Schon anläßlich der ersten Vorstellung, welche die neue dramatische Gesellschaft in München veranstaltete, hatte ich in einem anderen Blatte die Frage diskutiert: ob ein Verein, der im Sinne einer „Freien Bühne“ tätig ist, noch einen Zweck habe. — Die Frage war zu verneinen.

Die hohe Zensur, das gutmütige Publikum und die wenig empfindlichen Theaterdirektoren haben dafür gesorgt, daß man heutzutage alles aufführen kann und darf, was irgend einen Schimmer von Bühnentechnik, einen Schimmer von Gedanken enthält.

Es kann sich also für solch einen Verein nur um Stücke handeln, die im Inhalt oder in der Form sich zu einer Aufführung nicht eignen. Stücke, die formell mangelhaft sind — oder vorsichtig gesprochen: unseren Begriffen von Bühnentechnik nicht entsprechen, also Buchdramen, gewinnen auch bei der Aufführung durch einen Verein nichts; man mag sie lesen, sie vorlesen lassen, aber niemals wird der Versuch, sie darzustellen, glücken. Es bleiben daher nur mehr solche Stücke, die sich durch ihren Inhalt einer öffentlichen Aufführung entziehen. Das können wieder solche sein, die literarisch und bühnenfähig sind, aber wegen einiger belanglosen Stellen von der Zensur verboten werden. Bei solchen Stücken soll sich der Autor, der dem letzten Kulissenschieber gerne eine Konzession in seinem Stück einräumt, auch der Zensur eine einräumen und so die Aufführung ermöglichen. Oder aber es handelt sich um Stücke, die durch und durch in irgend einer Art anstößig sind, dann entspringen dieselben von vorneherein keinen rein künstlerischen Motiven, und es ist nur ein Segen für unsere Literatur und unsere Bühne, wenn sie nicht aufgeführt werden. Wer sich in einer Gesellschaft, und wäre sie eine noch so geschlossene und exklusive, unanständig benimmt — wird hinausgewiesen, — warum ergeht es solchen Bühnenwerken nicht ebenso? — Doch der letzten Aufführung der Münchener dramatischen Gesellschaft, „Die Büchse der Pandora“ von Frank Wedekind ist es trotz Subskription und Einladung, trotz „intimem Familienabend“ im Schauspielhaus, trotzdem die ganze Klique beisammen war, also ergangen. (Vgl. den Artikel Seite 43 „München im Zeichen der Dekadenz“.)

Im Deutschen Volkstheater in Wien wurde dieser Tage ein Stück aufgeführt, das schon seit fünf Jahren auf Wunsch der Zensur immer wieder korrigiert und gemildert wurde. Es ist „Der goldene Boden“ von Julius von Ludassy, der schon im „Letzten Knopf“ soziale Probleme zu dramatischen Konflikten, freilich mit wenig Glück, umzusetzen suchte. J. von Ludassy kennt die trostlosen Verhältnisse vieler Heimarbeiter, spricht ihren Dialekt — aber er operiert doch zu lebensunwahr, zu schematisch mit den Menschen.

In Berlin hatte Maeterlink, der seit seiner „Monna Vanna“ auf einmal aus dem Traum und Wunderland „seiner“ Phantasie als höchst praktischer, mit „Sinnlichkeit“ arbeitender Geschäftsdramatiker erwacht war, mit seinem „Heiligen Antonius“ die Lacher auf seiner Seite. Heyermanns brachte unter einem höchst verheißungsvollen Titel „Ora et labora“ „ein friesisches Bild“, das aber laut den Berliner Berichten ohne tiefere Teilnahme an den muffigen Menschen und ihrem öden Elend angehört wurde. Befaßte sich Heyermann mit dem Elend holländischer Schiffer und Bauern, so schildert Ludwig Hunna im Berliner Theater in seinem dreiaktigen Schauspiel „Erstarrte Menschen“ zur Abwechselung wieder einmal frei nach Murger das Künstlerelend. Das Stück ist problematisch und nicht wirklich erlebt, vom wirklichen Leben durchpulst, — so daß es eine kühle Aufnahme fand. — Der Verfasser soll übrigens ein Offizier sein, dessen literarische Vorzüge, wie wir sehen und nicht genug schätzen können, darin bestehen, daß er seine Arbeit nicht dem Offiziersmilieu, sondern dem Künstlerleben entnahm und tatsächlich manchen hübschen Herzenston anzuschlagen weiß.

Im Münchener Volkstheater wurde dafür zur Abwechselung wieder einmal ein Offiziersstück aufgeführt — das vieraktige Familiendrama „Um nichts“ von Paul Langenscheidt. Der Autor übersetzte frei nach den Regeln seines Namensvetters die bekannten Offiziersstücke ins Altmodisch-theatralische und hatte, wenn nicht bei der gesamten Kritik, so doch beim Publikum Erfolg.

Im Leipziger Stadttheater wurde dieser Tage das neueste Werk des alten, unermüdlichen Rudolf von Gottschall „So bezahlt man seine Schulden“ zum erstenmal aufgeführt. Es ist ein Lustspiel, harmlos und ganz in der alten Mache gearbeitet, dazu in Versen mit Reimen. Aber dank der Beliebtheit des greisen, 80 jährigen Dichters fand es bei den Leipzigern eine freundliche Aufnahme.

Sowohl in Wien als auch in München wurde zu Ehren des Geburtstages Ibsens dessen letzte Arbeit, die er vorahnend und vorsichtig „Einen dramatischen Epilog“ nennt: „Wenn wir Toten erwachen“ aufgeführt. In diesem Werk trägt Ibsen alles zusammen, was er uns an Ideen und Figuren schon in seinen anderen Stücken gezeigt hat. Aber in der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister. Er vereinfacht seinen Lieblingskonflikt, er vereinfacht die Figuren, die Charaktere — er löst sie möglichst aus dem umgebenden Milieu los. — Er zeigt uns Repräsentanten seiner Ideen — speziell der bei ihm immer wiederkehrenden Idee vom Kampfe der Geistigschaffenden mit sich, mit ihrer Umgebung, mit dem „Weibe“. — Aber gerade dieses Loslösen von allem Tatsächlichen, dieses Entwurzeln der Menschen, dieses Zurückschieben der Handlung, die sein neuestes Werk zu einem Epilog machten, rauben auch dem Stücke die Dramatik. Es stehen sich kaum mehr wirkliche Menschen gegenüber, sondern nur mehr Ideen; — was menschliches an den Helden des Stückes ist, liegt in der Vergangenheit. — Es ist ein psychologisches Moment von nicht zu unterschätzendem Wert, daß, je älter Ibsen wird, seine Figuren umso mehr vom Vergangenen zehren, umso mehr zurückblicken, umso seniler in ihrem Gebahren sind, umso schwächlicher in ihrem Mut, umso erbärmlicher ihnen ihr Leben, ihr Lebenswerk erscheint. Sturmgesellen, Reaktionäre, Revolutionäre, Kämpen und Helden waren die Typen seiner romantischen Periode, Männer der Tat, starke, kraftvolle Frauen die Figuren seiner reifen Mannesjahre, — müde, lebensuntaugliche, friedlose Menschen sind die seiner Greisenjahre.

Darum ist auch dieser Professor Rubek aus „Wenn wir Toten erwachen“, eine so unerquickliche Figur, darum ist diese Irene auch eine Unglückliche! Aber soll das der Rest eines langen, mühevollen Lebens sein, soll das der Schlußgesang sein, den uns Ibsen singt, daß dieser Rubek es bereut, Irene nur als Modell, niemals als Weib betrachtet zu haben? — Dunkel, wie die Idee, ist auch der Titel des Stückes, der allerlei Deutungen zuläßt. — Kein Trost ist in all' den Seelenkämpfen, in all den Qualen dieses Rubeks, dieser Irene verborgen. Und doch erwarten wir ihn — gerade von Ibsen. Ein versöhnendes „Pax vobiscum“ am Schluß ist zu wenig.

Löst man sich, gleich Ibsen in diesem Epilog, soviel als möglich von der dramatischen Form, will man seiner Weisheit letzten Satz in die Welt hinausrufen, dann muß er klar und hell sein, dann muß er wie die Posaunenrufe zum jüngsten Gerichte tönen — keiner kleinlichen Zweifel nie endenwollende Folge, kein jammervoller Zweiklang zweier verlorener Existenzen sein —, sondern es muß eine mächtige Sentenz sein, die laut von Liebe, Frieden, Glück, vom Verzeihen, vom Starksein, vom Hoffen und Glauben spricht. So aber ist „Wenn wir Toten erwachen“ ein Epilog vom Zweifeln und Verzweifeln, vom Zweifeln an den Schönheiten der Welt, an den Schätzen des Lebens und der Kunst, vom Verzweifeln an sich, an seinen Mitmenschen, an einer Gottheit, an allem.

Irene soll wohl das Ideal verkörpern, der Menschen und des Künstlers Ideal, aber es ist krank, es ist wahnsinnig, und selbst, da es für Stunden gesundet, ist es nur so stark und so klar, um mit dem Menschen, mit dem Künstler zu sterben. — Auf dem Weg zu den Höhen stürzen beide, das Ideal und der Künstler — ab, die beiden, die in den Tiefen nicht zu leben verstanden.

Das ist das Schicksal der Helden von „Wenn wir Toten erwachen“, das war das Schicksal so vieler Ibsenfiguren, das ist auch Ibsens literarisches Schicksal. Unter den Menschen mit ihren Fehlern, mit ihren Krankheiten hat er in all' seinen Stücken gelebt, hat sich mit ihnen nie recht wohl gefühlt, ebensowenig wie sein Publikum. — Mit dem Ideal wollte er einen hohen Berg besteigen, wollte uns allen von da ab die Schätze der Welt zeigen, der Weisheit letzten Schluß herabrufen, aber diese Höhen konnte er nicht mehr erreichen, weil er zu spät versuchte, den steilen Weg zum Ideal zu gehen.

Vom Sendlingertor in München.

Von

Ernst von Destouches.

In der Sitzung des Münchener Architekten- und Ingenieurvereins vom 14. Januar ds. Js. hat Stadtbauamtmann Wilhelm Bertsch einen Vortrag über das Sendlingertor gehalten und zwar auf Grund offizieller Ermächtigung unter Benützung des einschlägigen amtlichen Materials. Unter letzterem befand sich auch das Gutachten, welches das Stadtbauamt im Oktober v. Js. von dem Vorstand des Stadtarchivs und Stadtchronisten bezüglich des genannten Tores, insbesondere des Alters desselben rc., eingeholt hatte und das nun angesichts des aktuellen Interesses, welches die Sendlingertorfrage seit langen Jahren schon erregt, im nachstehenden auch den geneigten Lesern dieser Blätter mitgeteilt werden soll.

Die Meinung, daß die nördliche, südliche und westliche Mauer beim Sendlingertor nicht zur ursprünglichen eigentlichen Toranlage gehöre, vielmehr weit jüngeren Datums sei, welche Meinung insbesondere von jenen geltend gemacht und ins Treffen geführt wird, die für Niederlegung des Tores plädieren, ist eine irrige.

Diese Mauern bestehen vielmehr seit einem halben Jahrtausend, sind bei der im Anfange des 15. Jahrhunderts begonnenen Verstärkung der Stadtbefestigung und Erbauung einer neuen zweiten Ringmauer mit Graben um das Jahr 1419 hergestellt worden

und bildeten den Abschluß des inneren Torvorhofes und deshalb einen nach den Festungsbaubegriffen des Mittelalters notwendigen Bestandteil des Tores selbst, aus welchem Grunde die K. Regierung von Oberbayern mit Entschließung vom 20. August 1877 erklärte,

„daß diese Mauern unzweifelhaft historische Bedeutung besitzen und zum geschichtlichen Charakter der Stadt gehören."

Nachdem die allerälteste, aus den Zeiten Herzog Heinrich des Löwen (1156—1180) stammende Befestigung der Stadt infolge des raschen Anwachsens der Bevölkerung nicht mehr ausreichte, haben die Bürger Münchens unter der Regierung der Herzöge Rudolf I. und Ludwig um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts eine neue Befestigung, eine einfache Ringmauer mit Graben und vier Haupttoren, dem Sendlinger-, Neuhauser-, Schwabinger- und Isartor, anzulegen begonnen.

Herzog Rudolf I. verlieh ihnen nun mit der im Stadtarchiv verwahrten Privilegiumsurkunde vom 3. Februar 1301,

„damit sie die in lobenswerter Weise bereits begonnene Neubefestigung der Stadt mit weniger Lasten durchzuführen imstande wären",

sein Umgeld am oberen und unteren Tor.

Die im Anfange des 14. Jahrhunderts mit der neuen Ringmauer erbauten Stadttore und so auch das Sendlingertor bestanden aus einem hohen zinnenbekrönten Torturme, und waren Mauern und Tore im Jahre 1315 zur Regierungszeit Kaiser Ludwig des Bayern bereits ausgebaut, wie eine Urkunde desselben, „Geben in den gezelden bei Werde (Donauwörth) 1315 des Pfinztachs vor sand Michaelstach (25. September)" beweist, durch welche er seinen Richter Chunrad den Diener und den Rat bei ihrer Treue ermahnt:

„daß ihr die Stadt wohl pflegt und wo sie Befestigungen bedarf, da bewahrt sie und befestigt sie auch, als ihr bestens könnt und mögt, mit Mauern, mit Zinnen und mit Gräben 2c."

Die Stadtkammerrechnung von 1319 führt auch bereits die für die neuen Stadttore bestellten Wächter auf, als

Vigilatores super portam in Prato,
Vigilatores super portam Sentlingeriorum
usw. usw.

Gerade hundert Jahre später stellte sich aus verschiedenen Gründen die zwingende Notwendigkeit heraus, eine ganz bedeutende Verstärkung der ersten Befestigung vorzunehmen und zwar durch Erbauung einer Mauer außer der Ringmauer, durch Verbreiterung und Vertiefung des Grabens und insbesondere auch durch Verstärkung der Stadttore. Zu letzterem Zwecke erfolgte die Anlegung der Barbakane — eine der charakteristischen Erscheinungen mittelalterlichen Fortifikationsbaues —, welche einen vor dem Haupttorturme gelegenen viereckigen, von Mauern mit Wehrgängen umschlossenen Vorhof bildeten, an den äußeren Ecken flankierende Türme von geringerer Höhe als der Torturm hatten, und rechts und links durch eine Mauer mit dem bisherigen Tor, sowie durch eine mit einer weiteren Toröffnung versehene, gleichfalls zinnenbekrönte Quermauer unter sich verbunden waren. (Kleemann Otto, die Befestigungen Altmünchens.)

Nach den Einträgen in den Kammerrechnungen dürfte der Barbakanbau des Sendlingertores, also die drei jetzt noch stehenden Mauern und die beiden gleichfalls jetzt noch stehenden Flankentürme, der Hauptsache nach wenigstens im Jahre 1419 fertiggestellt worden sein. Es kann das daraus gefolgert werden, daß unter den Ausgabeposten der besagten Rechnung von 1419 für die Stadtmauern, Tore und Zinnen gerade jene für das Sendlingertor in besonders großer Zahl erscheinen, und daß unter jenen Ausgabeposten einer auf Lohnauszahlung an den Meister Zimmermann und seine Gesellen dahin lautet:

„daz sie gearbait habent an dem werk und die werren vor Sentlinger Tor gar volbracht habent",

und daß als weitere Posten solche für das Eindecken, wie für das Malen und Wecken der Türme und Stadtmauern, ferner für Kyen-Schwarz und Braun-Rot zu dieser Arbeit 2c. figurieren. Unter dem „Wecken" aber ist das Bemalen mit schwarzgelben Wecken oder Rauten, also in den Stadtfarben, zu verstehen.

Risse oder Baupläne über die Anlage der Befestigungen Altmünchens, speziell über die Herstellung des Barbakanbaues beim Sendlingertore sind im Stadtarchiv nicht vorhanden, schwerlich auch wohl damals angefertigt worden.

Ein deutliches Bild davon aber, welche Gestalt der Barbakanbau in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens gehabt, gibt das im Kgl. Bayer. Nationalmuseum aufgestellte Relief der Stadt München von Jakob Sandtner aus dem Jahre 1572.

Danach waren die von den Flankentürmen ostwärts zur alten Ringmauer sich hinziehenden Mauern mit keinen Anbauten, dagegen mit je einem Durchgang versehen, welche den Verkehr durch denselben nach den nord- und südwärts gelegenen Zwingern ermöglichten. — Ringmauern und Zwinger und der älteste Sendlingertorturm sind längst verschwunden; für die Erhaltung des auf ein halbes Jahrtausend zurückschauenden Restes des Barbakanbaues mit den beiden Flankentürmen hat sich in seiner eingangs erwähnten Sitzung der Architekten- und Ingenieurverein durch eine einmütig gefaßte Resolution ausgesprochen.

Kleine Rundschau.

Die Münchener Jahresausstellung 1904 im Kgl. Glaspalast wird, wie bisher, am 1. Juni eröffnet und Ende Oktober geschlossen werden. Der Termin für Anmeldungen läuft bis zum 30. April; die Einlieferung der Kunstwerke hat in der Zeit zwischen 10. und 30. April zu erfolgen.

Von der Münchener Brockensammlung, dem jungen Kinde caritativer Bestrebungen, liegt der erste Rechenschaftsbericht vor. Die Anregung zur Gründung dieser Wohlfahrtseinrichtung ging schon im Jahre 1901 von Ihrer Kgl. Hoheit Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern aus. Organisiert und ins Leben gerufen wurde die Anstalt durch den rührigen, auf dem Gebiete der Caritas unermüdlichen Hrn. Kaufmann Kaspar Baerwindt. Derselbe nahm sich den Betrieb der Brockenhäuser in Berlin und Bielefeld, den er an Ort und Stelle studierte, zum Vorbild und eröffnete zunächst probeweise auf eigene Gefahr und Haftung im Mai 1902 die Münchener Brockensammlung in magistratischen Räumlichkeiten auf der Kohleninsel. Herr Baerwindt erzielte bis April 1903 die erstaunliche Einnahme von rund 11,794 Mark. Daraufhin wurde die offizielle Gründung des Vereines vollzogen und Herr Baerwindt setzte als Betriebsleiter seine Tätigkeit fort. Die Errichtung eines Brockenhauses wirkt nach drei Seiten hin segenspendend. Die bemittelte Hausfrau weiß nun, wohin sie alte, überflüssige, schadhafte Haushaltungsgegenstände, Kleider, Hüte 2c. nutzbringend abgeben kann. Unbemittelte und Bedürftige können für ein geringes Entgelt die durch Angestellte des Vereins ausgebesserten, oft noch recht guten Sachen in der Brockensammlung kaufen. Aus dem Erlöse hinwiederum werden jährlich viele arme Familien unterstützt. So entnehmen wir dem Rechenschaftsbericht u. a., daß im letzten Jahr für Unterstützungen an Bedürftige Mk. 5275.93 verausgabt und an 14 Vereine des Caritas-Verbandes in München Mk. 1002.02 überwiesen wurden. Die Einnahmen betrugen für 1903 Mk. 15,525.79 und wurden hauptsächlich aus Hauseinrichtungsgegenständen, Papier, Metall, Lumpen, Flaschen, Krügen, Briefmarken und Zigarrenspitzen erzielt. Die Anstalt beschäftigt z. Zt. einen Geschäftsführer, zwei Verkäuferinnen, fünf Ausgeher (geschenkte Sachen werden mit Wagen abgeholt), einen Flickschneider, einen Schuster, eine Näherin, eine Schirmmacherin usw., für die der ortsübliche Lohn bezahlt wird. Wegen einer möglichen Lokalveränderung und sonstiger unvorhergesehener Vorkommnisse wurde ein Reservefonds mit Mk. 5000 begründet. I. Vorsitzender des Vereins ist Se. Durchlaucht Albrecht Fürst zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Spielberg, K. Kronoberſthofmeister. Als Kassier und Schriftführer fungiert Herr Anselm Hutter, K. Eisenbahndirektionssekretär. M. K.

Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Unter obigem Titel läßt die bekannte Konvertitin Elisabeth Gnauck-Kühne (bei Otto Liebmann, Berlin), eine statistische Studie zur Frauenfrage erscheinen, die bei der großen Gründlichkeit der Arbeit manch interessante Tatsache enthält. Der weibliche Ueberschuß der deutschen Bevölkerung beträgt 951,962, also nahezu eine Million, obwohl auf 100 Mädchengeburten 106 Knabengeburten kommen; jedoch kommen auf 100 weibliche Gestorbene 110 männliche. Als Gründe für die größere Sterblichkeit gibt Gnauck-Kühne an: die größere Anzahl von Gefahren, denen der Mann ausgesetzt ist, die häufigere Ausschweifung der Männer und endlich die weit höhere Ziffer männlicher Selbstmorde, die wieder in der Glaubenslosigkeit ihren Grund haben. Interessant ist auch das Material über den Anteil des weiblichen Geschlechtes am Eheberufe; hier stellt sich heraus, daß von 100 weiblichen Personen zwar 89 eine Ehe schließen, daß aber, speziell in späteren Jahren, rund 40% Witwen werden, so daß die größere Hälfte des weiblichen Geschlechtes vom 50. Lebensjahre ab wieder auf sich selbst angewiesen ist. Es kommt daher die Ehe als ein Beruf auf Lebenszeit nur für die Hälfte der Frauen in Betracht. Daher muß man die jungen Mädchen beizeiten nicht nur für den Eheberuf, sondern auch für einen anderen vorbereiten. Sc.

Gemeinnütziges.

Aeltestes Zeitungsausschnitt- und Korrespondenzbureau. Wir machen unsere Leser und Mitarbeiter auf das Inserat des Literarischen Bureau Clemens **Freyer** in Nummer 2 der „Allgemeinen Rundschau" aufmerksam. Dasselbe sammelt aus allen bedeutenderen Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes Ausschnitte über jedes beliebige Thema und sendet diese den Interessenten gegen mäßige Vergütung zu. Dieses Bureau ist das älteste dieser Art in Deutschland und verdankt seine Entstehung einer Idee Windthorsts, welche Herr Clemens Steger, sein Privatsekretär, praktisch zu verwerten verstand und damit einem allgemein schwer empfundenen Bedürfnisse entsprach, wie der Umstand beweist, daß die Dienste des Herrn Steger bald von vielen Gelehrten, Schriftstellern, Verlegern, Politikern, Behörden, Instituten, Vereinen, Industriellen, selbst von gekrönten Häuptern, Fürsten und Standespersonen in Anspruch genommen wurden und fortgesetzt genommen werden.



Wie man lernen soll, um zu behalten,



ist eine Frage, welche sich an alle richtet: die Jungen, welche selbst lernen müssen, die Eltern, welche um den Fortschritt ihrer Kinder besorgt sind, und alle übrigen, die bei dem gewaltigen Fortschritt ihr Wissen ergänzen müssen, um sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wohl gibt es Tausende und Tausende von Lehrbüchern zum Selbstunterricht sowohl als auch für den Unterricht in den Schulen, aber sie alle sagen uns nur, was wir lernen sollen, aber nicht, wie wir es leicht lernen und so lernen können, dass wir es auch dauernd behalten. Dies zeigt, wie Tausende von Lehrern und Personen aller Stände bestätigen, Poehlmanns Gedächtnislehre. Lesen Sie den Prospekt, welchen Sie auf Anfrage gratis erhalten von **L. Poehlmann, Mozartstrasse 9, München C 130** und urteilen Sie dann für sich selbst, ob es nicht eine gewaltige Ersparnis an Zeit, Mühe, Verdruss und materiellen Verlusten für Sie bedeutet, wenn Sie sich dem Studium der Poehlmannschen Gedächtnislehre unterziehen. Sie erhalten dabei nicht ein Buch, vor dessen theoretischen Ratschlägen Sie ratlos dastehen, sondern Sie werden so lange praktisch unterrichtet, bis Sie mit dem Erfolge zufrieden sind.

„La Nazione", Florenz: „Poehlmann hat eine Methode zur Stärkung des Gedächtnisses verfasst, welche das Lob des hervorragendsten Teiles der europäischen Presse geerntet hat .... Sie ist nützlich für jedermann ...." „De Telegraf", Amsterdam: „.... Seine Theorie wird in kurzen, klaren Worten vorgeführt und durch zahlreiche Beispiele erläutert .... Je mehr man sich in diese Anleitung vertieft, desto mehr neue Gedanken findet man darin, welche einem vorher entschlüpft waren ..." „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": „Ein scharfsinniges und, was noch mehr sagen will, als erfolgreich zu betrachtendes Verfahren ..." „Berner Schulblatt": „.... Seine Uebungen zur Heilung von Zerstreutheit sind unübertrefflich. ..." Der ärztliche Mitarbeiter von „Das Buch für Alle": „... Wir würden Ihnen daher raten, mit vollem Vertrauen den Anleitungen Poehlmanns zu folgen. .." 897

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**



• Juwelen, Gold, Silberwaaren •
998 in reicher Auswahl.
Eigene Fabrikation.
Hans Egersdörfer
Juwelier, Gold- u. Silberschmied
München, Dienerstr. 14.

Selbstgezogene Moselweine
versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel**, Weinbergbesitzer, **Carden** (Rheinl.) 960

Ludwig Moller
Specialgeschäft für 912
Bildereinrahmung
München, Wurzerstr. 12.

Münchener Ratskeller

Städt. Weinrestaurant, Hauptteffplatz aller Fremden.
Pächter: **Heinr. Eckel & Cie.**
911 Weingrosshandlung.

Julius-Spital Würzburg.

Verkauf selbstgebauter garantiert reiner

Frankenweine

in Gebinden (Fass) sowie in 1/1 und 1/2 Liter-Boxbeutelflaschen.
Wegen Bezugs von Weinen beliebe man sich an das **kgl. Juliusspital-Rentamt in Würzburg** zu wenden, von welchem auch Weinpreisverzeichnis mit Versandbedingungen auf Wunsch kostenlos zugesandt wird. 968

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Soeben sind erschienen:

Ungeratene Kinder. Psychologische und pädagogische Studie Von **Ferdinand Nikolay.** Nach der 18. Auflage des von der Académie des sciences morales et politiques preisgekrönten Originals übers. von **G. Pletl**, Benefiziat. 8. (XVI, 510 S.) eleg. brosch. M. 4.—.

☞ Das preisgekrönte französische Original ist innerhalb kurzer Zeit in 22 Auflagen erschienen.

Die heilige Gertrud (1256—?1303). Von **Gabriel Ledos.** Autorisierte deutsche Ausgabe von **Emil Prinz zu Oettingen-Spielberg.** Mit oberhirtl. Druckgenehmigung u. 1 Stahlstich. 8. (X, 148 S.) brosch. M. 1.60.

Leitsterne für das Leben und Wirken des Priesters. Von P. **Benedikt Valuy** S. J. Aus dem Französischen. Neue, verbesserte Auflage von P. **Franz Miller** S. J. Mit oberhirtl. Druckgenehmigung. 16. (XII, 392 S.) brosch. M. 1.20, in eleg. Ganzleinenband mit Rotschnitt M. 1.80.

Stillleben im Herzen Jesu. Von **Franz Hattler** S. J. 8., verb. Auflage. Mit oberhirtl. Druckgenehmigung u. Erlaubnis der Ordensobern, sowie 1 Stahlstiche. 8. (224 S.) brosch. M. 1.80, elegant Ganzleinen geb. M. 2.60.

Die Herrlichkeiten Mariä. Von **Alphons Maria von Liguori.** Neu aus dem Italienischen übersetzt von P. **C. E. Schmöger.** 8. Aufl. Mit 1 Titelbilde u. oberhirtl. Druckgenehmigung. 8. (XIX, 624 S.) brosch. M. 2.40, eleg. Ganzleinwand geb. mit Rotschnitt M. 3.20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



M. Fleischmann

Hoflieferant

MÜNCHEN 910

17 Theatinerstrasse 17

Amerikan. und Wiener Schuh-Haus.

In der **Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg i. Breisgau** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. **Julius Bachem**, Rechtsanwalt in Köln. Lex.-8°.

Erster Band: **Aargau** bis **Deutsches Reich.** (VIII S. u. 1440 Sp.) M 13.50; geb. in Orig.-Halbfranzband M 16.50

Zweiter Band: **Dienstgeheimnis** bis **Heerwesen.** (IV S. u. 1440 Sp.) M 13.50; geb M 16.50

Dritter Band: **Hegel** bis **Mormonen.** (IV S. u. 1444 Sp.) M 13.50; geb. M 16.50

Vierter Band: **Möser** bis **Sismondi.** (IV S. u. 1440 Sp.) M 13.50; geb. M 16.50

Der fünfte Band wird im Sommer 1904 erscheinen und die zweite Auflage des als achtunggebietende Leistung anerkannten Werkes zum Abschluß bringen. 855

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Pädagogische Blätter

Organ des Kathol. Lehrervereins in Bayern (E. V.) und des Kathol. Lehrerinnenvereins in Bayern (E. V.)

mit den Beilagen:

„Die katholische Lehrerin" „Literarischer Ratgeber"

und

„Gesetz- und Verordnungssammlung".

Erscheinen monatlich zweimal. Preis jährlich **2 Mk.** ohne Zustellgebühr. Abonnement **nur** durch die Post. **Probenummern** sendet kostenfrei der Verlag

Buchdruckerei Val. Höfling, München, Lämmerstr. 1.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 3907.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 4. München, 19. April 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Die Freiheit im Protestantismus.

Ein Wort in eigener Sache.

Von

Dr. Armin Kausen.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ richtete am 12. April an das Evangelisch-lutherische Landeskonsistorium in Dresden mit eingeschriebenem Briefe folgende

Verwahrung:

„München, den 12. April 1904.

An das hohe Evangelisch-lutherische Landeskonsistorium

in Dresden.

Einem hohen Landeskonsistorium beehre ich mich nachstehende Vorstellung zu unterbreiten:

Mit großem Befremden vernahm ich von Herrn Superintendenten em. Opitz, daß ihm von dort jede Mitarbeit an meiner neuen Zeitschrift ausdrücklich untersagt sei. Ich werde in der nächsten Nummer meines Organs dieser Maßregel, welche geeignet ist, mein Blatt in den Augen der evangelischen Bevölkerung herabzusetzen, die gebührende Antwort zuteil werden lassen. Herrn Superintendenten Opitz habe ich die beiden eingesandten Manuskripte soeben zurückgestellt, obgleich das eine derselben bereits gesetzt und für Nr. 4 druckfertig eingerichtet war. Ich möchte nicht, daß der edle Greis durch mein Zutun, wenn auch ohne meine Schuld, irgendwie materiell geschädigt werde. Ich will aber nicht verfehlen, lediglich unter meiner persönlichen Verantwortung gegen das meine Wochenschrift schädigende, unduldsame Vorgehen des Landeskonsistoriums nachdrücklich und feierlich Protest zu erheben. Die von Ihnen verfügte Maßregelung ist nicht nur ungerecht, sondern auch unklug. Ungerecht ist sie schon deswegen, weil Sie, wie ich annehmen muß, Ihr Urteil gefällt haben, gestützt einzig und allein auf eine Zeitungsnachricht im „Neuen Sächsischen Kirchenblatt“. Sie haben sich nicht die Mühe genommen, den Prospekt der neuen Zeitschrift, auf welchen Sie sich gleichwohl berufen, im Original einzusehen, geschweige denn die schon seit Mitte März vorliegende Probenummer sich vorlegen zu lassen. Sowohl aus dem Prospekt als auch aus der Probenummer hätten Sie den Programmsatz entnehmen können: „Gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender sind die Spalten der „Allgemeinen Rundschau“ stets geöffnet.“ Im Programm der Probenummer ist außerdem der Grundsatz niedergelegt: „Bei aller Prinzipientreue wird die „Allgemeine Rundschau“ bemüht sein, auch den anständigen Gegner zu verstehen.“ Zudem ist im Prospekt wie im Programm mit bewußter Absicht die „christliche Weltanschauung“, welche doch zweifellos den gläubigen Protestanten und Katholiken gemeinsam ist, der Betonung des Standpunktes der katholischen Kirche vorangestellt.

Wenn das hohe Landeskonsistorium einem Superintendenten die Mitarbeit an einem so gerichteten Blatte unter Androhung materieller Nachteile untersagt, so ist das nach meiner Ueberzeugung — und viele Protestanten haben mir ihre gleiche Anschauung ausgesprochen — ein Einbruch in die Gewissensfreiheit und Forschungsfreiheit, welche sonst als die Grundpfeiler des Protestantismus gepriesen werden. Es ist hier nicht der Ort, über die Inkonsequenz dieses unduldsamen Vorgehens weitere Betrachtungen anzustellen. Ich halte es jedoch für meine Ehrenpflicht, dem gemaßregelten Herrn Superintendenten Opitz ausdrücklich zu bezeugen, daß er in seinen Manuskripten niemals der Ehre der evangelischen Kirche zu nahe getreten ist und im Gegenteil seine Anhänglichkeit an diese Kirche bei jeder Gelegenheit betont. Den Druckabzug des für die nächste Nummer meiner Zeitschrift bestimmt gewesenen Aufsatzes werde ich als wertvolles Dokument sächsischer Forschungsfreiheit meinem Archiv einverleiben. Ich verharre inzwischen

Eines hohen Landeskonsistoriums

geziemend ergebener

Dr. jur. Armin Kausen,

Chefredakteur und Verleger.

* * *

Viel Feind, viel Ehr'! Dieser alte Spruch hat sich auch bei der „Allgemeinen Rundschau“ bereits bewahrheitet. Schon bei ihrem ersten Schritte in die Welt fand sie die Widersacher am Wege stehen. Noch bevor die Probenummer erschienen war, gab die „Wartburg“, das Münchener Los von Rom-Organ, in üblicher Tonart ihre Visitenkarte ab. Es folgten die über die Mitarbeit zahlreicher namhafter Professoren und Gelehrten und sogar der

„modern sein wollenden literarischen Jugend" sehr verärgerten „Münchn. Neueft. Nachr." Sie errichteten in Nr. 130 am 18. März einen förmlichen „Pranger" und trugen die Namen der anstößigen Hochschullehrer auf einer „Proskriptionsliste" zusammen. Auch andere Blätter verrieten ihr Unbehagen über das neue Unternehmen, jedes in seiner Weise. Die „Allgemeine Rundschau" wurde sogar beschuldigt, ein Reformerorgan „bis auf den Abonnementspreis kopiert" zu haben, eine „Kopie", welche — wir gestehen es zerknirscht — darin besteht, daß beide Blätter mittels Schwärze auf weißem Papier gedruckt sind und der Abonnementspreis bei dem einen 2 M. 12 Pf., bei dem anderen 2 M. 40 Pf. beträgt.

Unter den Widersachern ragte das „Neue Sächsische Kirchenblatt" hervor, dessen denunziatorischer Vorstoß in Nr. 13 vom 27. März mittlerweile tagesgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, weil derselbe die oben bereits gekennzeichnete kirchenobrigkeitliche Maßregelung zur Folge hatte.

Die erste Kunde von diesem neuesten Falle Opitz verdankt die breitere Oeffentlichkeit der „Sächsischen Volkszeitung", Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht und Freiheit. Diesem wackeren Dresdener Blatte sei daher auch bei Würdigung des Falles der Vortritt eingeräumt. Am Ostersonntag (Nr. 76) schrieb die „Sächsische Volkszeitung" unter der Ueberschrift: „Die Freiheit im Protestantismus":

„Der Protestantismus beruht auf der Grundlage der freien Forschung jedes Einzelnen. Der subjektiven Auffassung und Ausübung der Religion wird volle Berechtigung zuerkannt — auch der extremsten. Man kann jede feststehende Wahrheit aufgeben, man kann auf den Lehrstühlen der protestantischen Theologie die Gottheit Christi verwerfen; man kann den Glauben an die Bibel als die größte Verirrung des menschlichen Geistes betrachten; man kann Christus aus dem Evangelium hinausweisen; man kann selbst die Notwendigkeit der Taufe als Erfordernis der Zugehörigkeit zum Christentum leugnen; es ist erlaubt im Protestantismus, denn die Freiheit der Forschung ist sein Grunddogma.

Alles ist gestattet, Christus- und Gottesleugnung, Irreligiosität und glaubensloser Naturalismus. Man ist so weit gekommen, daß der Begriff Irrlehre aus der protestantischen Theologie gestrichen werden müßte.

Eine amtliche Bestätigung dieser protestantischen Grundauffassung erfolgte in der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 7. Mai 1902. Freiherr v. Durand betonte es „als eine der dringendsten Pflichten der dazu berufenen kirchlichen und staatlichen Organe, diesen Gefahren entgegenzutreten, damit die Bibelforschung diejenigen Grenzen nicht überschreite, jenseits derer sie nicht mehr Wohltat wird, sondern zum Unheil führt". Da erhob sich der einzige evangelische Geistliche im Herrenhause, Dr. Dryander und trat diesen Ausführungen im Namen des protestantischen Grundprinzips entgegen, indem er sagte: „Die Freiheit der theologischen Forschung ist Existenzbedingung unserer Kirche."

Bei all dieser Freiheit des Gewissens, sich bei der Forschung durch keinerlei positive Schranken hindern zu lassen, ist eines nicht gern gesehen und findet Widerspruch in vollstem Maße: ein freundliches Entgegenkommen gegen die katholische Kirche. Wir meinen hier keineswegs ein zusagendes Verständnis für deren Dogmen und Lehrsätze, eine Annahme derselben — es genügt überhaupt die gerechte Beurteilung des Wesens des Katholizismus im Zusammenhange mit dem Protestantismus, um heftigen Widerspruch zu finden.

Ein krasses Beispiel dieser Inkonsequenz liegt wieder einmal vor uns; wir sehen uns genötigt, auf dasselbe näher einzugehen.

Im vorigen Jahre erschien eine Broschüre auf dem Büchermarkt unter dem Titel: „Das Bekenntnis meines guten Gewissens. Evangelischen und Katholiken zur Selbstprüfung empfohlen von Hermann Opitz, Superintendent a. D., Dresden, Verlag der Saxonia-Buchdruckerei." Den Gegenstand der Broschüre nennt der greise Verfasser zu Beginn der Einleitung also:

„Mannigfache Angriffe, denen ich seit einer Reihe von Jahren ausgesetzt bin, veranlassen mich, meine Stellung der katholischen Kirche gegenüber frei und offen zu bekennen. Gott hat mich so geführt, daß ich das Einigende in dem evangelischen und dem katholischen Glauben frühzeitig erkannt habe. Damit war mir für mein Amtsleben die Bahn des Friedens vorgezeichnet, wie ihn die Bibel und unser Katechismus lehrt."

Diesem Grundgedanken bleibt denn auch die Broschüre vom Anfang bis zum Ende treu. Der Herr Superintendent, welcher als eifriger Förderer der Ut omnes unum-Bewegung sehr vorteilhaft bekannt ist, veröffentlicht seine Ueberzeugung mit demselben Rechte, mit dem der Theologieprofessor Harnack den Bibelglauben niederreißt — gestützt auf das protestantische Prinzip; er hatte sich aber getäuscht, wenn er dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte. Was bei anderen erlaubt ist, erweckte bei ihm Widerspruch. Zwar fühlte sich keiner berufen, gegen die von ihm ausgesprochenen Sätze Stellung zu nehmen, aber man tadelte es, daß er die Broschüre überhaupt erscheinen ließ. . . .

Nunmehr hat Herr Superintendent Opitz ein neues Verbrechen begangen; wir erfahren es aus dem Munde seines Amtskollegen Herrn Pastor Klotz im „Neuen Sächs. Kirchenblatt" Nr. 13 vom 27. März. Dort heißt es:

„Zum öffentlichen Aergernis wird das Benehmen des Sup. a. D. Opitz. Daß er seine Muße gern zu schriftstellerischer Betätigung verwendet, wird ihm niemand verdenken. Daß er sich als Renommierprotestant für die römische Propaganda des Ut unum omnes gewinnen ließ, hat vielen Anstoß erregt. Aber Herr Sup. Opitz überbietet seine bisherigen Leistungen noch dadurch, daß er als Mitarbeiter einer ausgesprochenen Zentrumsrevue hervortritt. Die „Allgemeine Rundschau", Wochenschrift für Politik und Kultur, herausgegeben von Dr. jur. Armin Kausen, die am 15. März ihre Probenummer ausgab, also vom 1. April an erscheinen soll, wird als „Zentrumsrevue" angekündigt; und zwar soll sie „einen wirklich positiv katholischen Charakter" tragen und „nicht einem akademisch-ästhetischen Katholizismus huldigen, der warm und kalt zugleich sein will". Sie will „auf dem festen Boden der christlichen Weltanschauung und der katholischen Kirche stehend, politisch auf dem Programm der Zentrumspartei fußend", „gleichwohl auch gerechten und vorurteilslosen Stimmen Andersdenkender ihre Spalten öffnen". Für dieses reine und ausgesprochene Zentrumsblatt schärfster Tonart hat Sup. Opitz im Prospekt die Beiträge angekündigt: „Luther ein psychologisches Problem. Unrecht kann nicht Recht werden. (Zur römischen Frage.)" Was er schreiben wird, ist aus seinen bisherigen Broschüren ꝛc. hinlänglich bekannt. Wenn er es aber fertig bringt, als Superintendent a. D. für eine Partei zu arbeiten, deren erstes Ziel die Unterdrückung des Protestantismus ist, dann ist Herr Opitz nicht mehr bloß ein „psychologisches Rätsel", wie ihm Luther eins ist, sondern dann erregt er so schweres Aergernis, daß wir fragen müssen: wenn Herr Opitz Gründe hat, nicht öffentlich überzutreten, — kann ihm denn nicht wenigstens der sonst überall in Ehren gehaltene Titel eines Superintendenten entzogen werden? Kl."

Eine solche Sprache mußte uns notwendigerweise die Feder in die Hand drücken. Wir verwahren uns aber dagegen, daß die akatholische Presse nunmehr Herrn Opitz als den Unserigen erklärt, wir verwahren uns dagegen, daß man uns die Absicht unterschiebt, bei ihm Bekehrungsversuche machen zu wollen; bei einem so hochgebildeten und seit dreißig Jahren in der öffentlichen Bewegung für die Ut omnes unum-Richtung einstehenden überzeugten Manne wäre es vollständig zwecklos, nach Art der Los von Rom-Bewegung — angeln zu gehen. . . .

Der eigentliche Grund, warum das „Neue Sächs. Kirchenblatt" gar so zornig wird, liegt in der Mitarbeiterschaft des Herrn Superintendenten Opitz, welche in der „Allgemeinen Rundschau" angekündigt wird. Die Zeitschrift ist eine „Zentrumsrevue"; da soll also ein protestantischer Geistlicher nicht mitarbeiten dürfen. Gleichwohl heißt es im Aufruf, daß „sie auch gerechten und vorurteilslosen Stimmen Andersdenkender ihre Spalten öffnet". Wir lesen zwar öfter, daß katholische Geistliche für die protestantischen Zeitschriften, z. B. für die „Kreuzztg.", Beiträge liefern. Die wissenschaftliche Forschung, für die Herr Opitz Artikel verspricht, steht überhaupt über den Parteien. Allein das „Neue Sächs. Kirchenblatt" und sein Herausgeber entwickeln hierin einen engbrüstigen Zelotismus. Zentrumsrevue! Hat denn der Verfasser des Artikels noch nie gehört, daß das Zentrum keine konfessionelle Fraktion ist, sondern immer, auch gegenwärtig, Protestanten zu seinen Mitgliedern zählte? Ja, freilich, wer „vorurteilslos" schreibt, der hat den Zorn des Zensors im vorhinein erregt.

Nur einer von Vorurteilen geleiteten Feder ist es erlaubt, ihre „Muße zu schriftstellerischer Tätigkeit“ zu verwenden. . . .

Die Schlußfrage des Artikels an das Landeskonsistorium: ob Herrn Opitz nicht der „sonst überall in Ehren gehaltene Titel eines Superintendenten entzogen werden kann“, muß die Entrüstung jedes gerecht denkenden Protestanten erwecken. Hier nur eine Gegenüberstellung:

Den Pastoren und Lehrern der protestantischen Konfession wird auf den Universitäten der krasse Unglaube an die christlichen Grundlehren eingeimpft, und Professor Harnack darf ihnen lehren: „Jesus Christus gehört nicht ins Evangelium.“ Wenn aber diese Theologen, die eben über solche Dinge Freidenker geworden sind, weil es ihre Theologieprofessoren waren, eine Pfarrstelle erreichen wollen, dann müssen sie einen Eid schwören auf das Bekenntnis, daß sie an Jesus Christus, den menschgewordenen Sohn Gottes, glauben und an seine am Kreuze vollbrachte Erlösung und an die göttliche Inspiration der heil. Schrift, und daß sie diese Lehren predigen und lehren wollen auf der Kanzel und in der Schule. Die „Kreuzzeitung“ fragt daher sehr richtig: „Glaubt die Kirche, die sich das gefallen läßt, daß sie dem Vorwurf der Heuchelei nicht verfalle?“ Und im Leben Friedrich Perthes' lesen wir (Gotha 1855, III, 205): „Traurig und gräßlich ist der Zwiespalt zwischen Lehrstuhl und Kanzel . . . . .“

Soweit der mit W. gezeichnete Artikel der „Sächsischen Volkszeitung“, dessen treffenden Ausführungen der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ nur noch weniges hinzuzufügen braucht.

Das „Neue Sächsische Kirchenblatt“ hat seinen Zweck anscheinend nur zum Teil erreicht: Dem greisen Superintendenten ist der Titel nicht entzogen worden. Wir vermuten aber, daß ihm für den Fall des Zuwiderhandelns gegen das Verbot des Landeskonsistoriums nicht nur diese Strafe, sondern sogar der Verlust aller Rechte eines Geistlichen der Landeskirche angedroht worden ist. Wenn wir recht unterrichtet sind, ist es bereits das dritte Mal, daß dem Herrn Superintendenten a. D. Opitz die Mitarbeit an einer Zeitung bezw. Zeitschrift untersagt wurde. Früher handelte es sich um den „Pastor bonus“ und die „Sächsische Volkszeitung“. Heute ist das Verbot der Mitarbeit auf alle „römisch-katholischen Blätter“ ausgedehnt.

Da die Maßregel, wie wir erfahren, einzig auf den oben abgedruckten Artikel des „Neuen Sächsischen Kirchenblattes“ gestützt ist — das Landeskonsistorium folgte in dieser wichtigen Frage nur einem on dit, ohne sich selbst überzeugt zu haben —, so läge die Vermutung nahe, daß das Landeskonsistorium sich auch die Begründung des „Neuen Sächsischen Kirchenblattes“ unbesehen angeeignet habe. Diese Vermutung ist jedoch irrig, denn während das genannte Blatt den Parteicharakter (Zentrumsrevue, Zentrumsblatt schärfster (?) Tonart 2c.) hervorkehrt, beschränkt sich das Landeskonsistorium unseres Wissens auf die Betonung des „römisch-katholischen“ Charakters der Zeitschrift und soll sogar, wenn nicht diesmal, so doch bei anderer Gelegenheit, ausdrücklich betont haben, daß es auf den Inhalt der betreffenden Artikel gar nicht ankomme. Unglaublich!

Die Verleumdung des „Neuen Sächsischen Kirchenblattes“, das erste Ziel der Zentrumspartei sei die Unterdrückung des Protestantismus, ist so ungeheuerlich, daß wir sie nur mit einem kurzen Worte der Entrüstung zurückzuweisen brauchen. Die protestantischen Hospitanten des Zentrums sind die beredtesten Zeugen für die strenge Objektivität, mit welcher das Zentrum die Rechte der Protestanten stets gewahrt hat.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hat dem Herrn Superintendenten Opitz auf seinen Wunsch die beiden Manuskripte: „Unrecht kann nicht Recht werden“ (Zur römischen Frage) und „Luther, ein psychologisches Rätsel“ am 12. April zurückgesandt. Der an erster Stelle genannte Aufsatz war schon für Nr. 3 bestimmt gewesen; der Satz wurde lediglich aus technischen Gründen für die vorliegende Nummer zurückgestellt. Die Rückgabe geschah mit einem halb bitteren, halb wehmütigen Gefühle, aber mit dem Bewußtsein unbegrenzter Hochachtung für den Mann, der um der „Allgemeinen Rundschau“ willen eine schwere Prüfung und Kränkung zu erdulden hat.

Die „Allgemeine Rundschau“ zählt heute mehr als einen Protestanten zu ihren Mitarbeitern, und auch in ihrem Leserkreise gibt es bereits zahlreiche Protestanten und Liberale, welche vorurteilsfrei genug sind, sich ihr Verhalten nicht von der „Wartburg“ oder den „Münch. Neuesten Nachrichten“ vorschreiben zu lassen. Der Herausgeber besitzt Briefe, welche darüber unzweideutigen Aufschluß geben. Die „Allgemeine Rundschau“ wird daher, unbekümmert um Anfechtungen kleiner und kleinlicher Geister, ihren Weg fortsetzen und ihrem Programm gemäß „bei aller Prinzipientreue auch den anständigen Gegner zu verstehen bemüht sein“ und „gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender ihre Spalten stets geöffnet“ halten.

Gegen die Schmutzliteratur und Unkunst.

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

Auf dem Delegiertentag der deutschen Goethebünde in Dresden hat Geheimrat Gurlitt den Antrag gestellt, es sollten die Einzelbünde zu einem geeigneten Vorgehen gegen die Schmutzliteratur und Unkunst veranlaßt werden, da diese Unkunst die echte Kunst schädige. Der Delegiertentag hat diesen Antrag angenommen. Otto von Leixner in der „Täglichen Rundschau“, die „Grenzboten“ und die Zentrumsfraktion der bayerischen Kammer der Abgeordneten fordern im Interesse der sittlichen und leiblichen Gesundheit des deutschen Volkes ein Gesetz zur Bekämpfung der Dirnenkunst und Dirnenliteratur, die unserer Jugend aufgedrängt werden. Diese Stimmen mehren sich von Tag zu Tag, und jeder deutsche Mann, der sich über die Tragweite der vorhandenen Schäden erst klar geworden ist, erkennt die Forderung eines Abwehrgesetzes als berechtigt an.

Einen Gesetzesvorschlag durch eine Diskussion in den Zeitungen langsam von seinen Schlacken zu reinigen, dürfte sich nicht empfehlen.

Ich erlaube mir daher die Frage: Wie wäre es, wenn Männer aller Parteien ihre dichterische und künstlerische Schöpferkraft, ihre Kenntnis der Gesetze, des Geschäftslebens, des Schülerelends und ihre ärztlichen Erfahrungen über die Wirkung der Schmutzliteratur in väterlicher Sorge um die eigenen Kinder und in warmer Liebe zum Vaterlande dazu verwendeten, einen Gesetzesvorschlag zu formulieren, der unserem Volke seine sittliche und leibliche Gesundheit und unseren Dichtern und Künstlern die Freiheit ihres Schaffens sichert? Zu zweien und dreien könnten sie die Angelegenheit still beraten, die Ergebnisse der Beratung schriftlich niederlegen, dann mit einer anderen Gruppe in Verbindung treten und so aus dem Rohmaterial des guten Willens einen Gesetzesvorschlag herausarbeiten, der jede Kritik verträgt.

Die Angelegenheit ist so interfaktional, daß sie längst zum Wohle des Vaterlandes erledigt sein müßte. Es handelt sich um die Bekämpfung einer Epidemie. Treten die Folgen dieser Epidemie auch nicht für jedes gleichgültige Auge sichtbar zutage, eine die körperliche Gesundheit versehrende und schließlich vernichtende Seuche ist es doch, und ein Geschlecht, das in seiner Jugend der schmutzigen Flut der Pornographie schutzlos preisgegeben war, wird bei der Nachwelt eine furchtbare Anklage gegen seine Väter erheben. Und von Geschlecht zu Geschlecht wird diese Anklage lauter und furchtbarer werden.

Obwohl mir jedes auf politischen, amtlichen, literarischen oder künstlerischen Leistungen beruhende Gewicht fehlt, glaube ich der Sache dadurch zu dienen, daß ich diese Anregung in einem Blatte veröffentliche, von dessen religiösen und politischen Anschauungen meine eigenen durch eine weite Kluft getrennt sind. In dieser Sache muß die Kluft überbrückt werden, von mir und hunderttausend andern.

Ein wirtschaftspolitischer Fehler Bismarcks.

Von

H. Osel, Mitglied des Reichstages.

Als nach dem ödesten Freihandelsdusel der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts aus den Kreisen der Industrie der Ruf nach Zollschutz ertönte und lauter und lauter wurde, revidierte Bismarck sein Wirtschaftsprogramm und es begann mit dem Jahre 1879 die Aera des Schutzes der deutschen Produktion gegen die Auslandskonkurrenz, die dann auch einen gewaltigen Aufschwung des deutschen Wirtschaftsleben zeitigte. Auch die vom Freihandel so viel gelobte Periode Caprivi wäre ohne Bismarcks Umkehr nicht möglich gewesen. Der Fehler Bismarcks, der heute noch wirksam ist, fällt in die Freihandelsperiode und wurde begangen mit dem Artikel 11 des deutsch-französischen Friedensvertrages vom 10. Mai 1871. Dieser stipuliert zwischen Deutschland und Frankreich, daß „die deutsche Regierung und die französische Regierung den Grundsatz der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation ihren Handelsbeziehungen zugrunde legen . . . . . Jedoch sind ausgenommen von der vorgedachten Regel die Begünstigungen, welche einer der vertragsschließenden Teile anderen Ländern gewährt hat oder gewähren wird, als den folgenden: England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich, Rußland . . ."

Die hier genannten Staaten sind nun teilweise gerade hauptsächlich solche, mit denen Deutschland umfangreiche Tarifverträge abgeschlossen hat und Frankreich wurde somit, ohne irgend welche besondere Tarifzugeständnisse an Deutschland zu machen, Erbe der unserseits den genannten Staaten gewährten Konzessionen. Da unsere Tarifverträge aber auch noch die schrankenlose Meistbegünstigungsklausel enthalten, so hat Frankreich eigentlich auf alle Tarifermäßigungen und Bindungen Anspruch — ohne besondere Gegenleistung —, die Deutschland dritten Staaten zugesteht.

Aus dieser Tatsache ergab sich dann noch eine weitere, die in ihren Wirkungen noch ungleich schädlicher für unser Wirtschaftsleben geworden ist und die ihre Begründung in dem alten preußischen Vertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika vom 3. Mai 1828 Art. V und IX hat. Dort lautet der wichtigste Art. IX: „Wenn von einem der kontrahierenden Teile in der Folge anderen Nationen irgend eine besondere Begünstigung in betreff des Handels oder der Schiffahrt zugestanden werden sollte, so soll diese Begünstigung sofort auch dem anderen Teile mit zugute kommen, welcher dieselbe, wenn sie ohne Gegenleistung zugestanden ist, ebenfalls ohne eine solche, wenn sie aber an die Bedingung einer Vergeltung geknüpft ist, gegen Bewilligung derselben Vergeltung genießen wird."

Nun ist, wie erwähnt, Frankreich in der Lage, ohne besondere Gegenleistung unsere Meistbegünstigung beanspruchen zu können und damit auch die amerikanische Union. Daß diese letztere davon den ausgiebigsten Gebrauch macht, ist bekannt, uns selbst aber gewährt sie kaum ehrliche Reziprozität. Der Reichstag muß diesen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße zuwenden und darauf dringen, daß die schrankenlose Meistbegünstigung beseitigt werde. Das Saratoga-Abkommen ändert nichts an der Tatsache, daß Deutschland mit den Vereinigten Staaten gar keinen Handelsvertrag hat. Zweimal hat in den verflossenen 90er Jahren Amerika selbst offiziell erklärt, daß der alte Vertrag nur ein preußisch-amerikanischer ist. Das letztemal bei den diplomatischen Verhandlungen in Sachen des Zuckerzolles, wobei der amerikanische Staatssekretär Gresham an den deutschen Botschafter schrieb: „Die Bestimmungen dieser beiden Artikel (V u. der zit. IX) stellen den Handelsverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Preußen, nicht dem gesamten Deutschen Reiche, auf die Grundlage der Meistbegünstigung." Dieser Standpunkt sei auch einmal der unsere.

Was nun wieder Frankreich anlangt so möchte ich hier meine im schriftlichen Referat am 2. Februar ds. Js. an den Deutschen Landwirtschaftsrat gebrauchten Worte wiederholen: „Vielleicht würde sich übrigens die Mühe des Studiums für die Reichsregierung lohnen, wenn sie untersuchen wollte, welche von den Waren, die bisher Frankreich lieferte, von solchen Staaten bezogen werden können, die nicht zu den im deutsch-französischen Friedensvertrag namentlich genannten Ländern gehören. Billigen wir solchen Ländern Vergünstigungen zu, die Frankreich vorenthalten werden können, so ist ihm am Ende seine Isolation unbequem." Erfreulicherweise ist letzteres nun schon offenkundig geworden und zwar aus dem Bericht des Zollausschusses der französischen Deputirtenkammer, von dessen Präsidenten Abgeordneten Noel erstattet,*): Noel klagt darüber, daß die ewige Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedensvertrages Frankreich schlechter stelle als das übrige Ausland, soferne darnach Deutschland nur die in Verträgen mit England, Belgien, Holland, Schweiz, Oesterreich und Rußland zugestandenen Vergünstigungen auch Frankreich gewähren müsse, während es 41 Nationen unumschränkte Meistbegünstigung gewährt. Auf den Mitgenuß der Vergünstigungen eines deutschen Handelsvertrages mit Italien, Spanien und der amerikanischen Union könne Frankreich nicht Anspruch machen. Diese Eventualität könnte praktisch werden, namentlich hinsichtlich der dem französischen Export ernstlich bedrohenden neuen deutschen Weinzölle, da Deutschland nicht nötig habe, etwaige Italien und Spanien zugestandene Ermäßigungen derselben auch Frankreich zu gewähren. Zugeständnisse deutscherseits könnte Frankreich eventuell im Wege seiner Zölle auf Leder, Häute und Rauchwaren, sowie auf Papier und Papierwaren erlangen.

Also, die Franzosen haben bereits Angst. Sie denken schon selbst an Tarifvertragsabmachungen. Zurzeit hat Frankreich tatsächlich, wie schon erwähnt, Anspruch auf alle Meistbegünstigungen, weil die Schrankenlosigkeit der letzteren sie auch an Oesterreich, Belgien usw. gewährt. Sehr richtig aber fühlt Noel, wie leicht das zum Schaden Frankreichs anders werden kann, wenn wir die beschränkte Meistbegünstigung in Deutschland für unsere kommenden Handelsverträge anwenden. Wir hätten dann Gelegenheit, sowohl Frankreich als den Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber viel günstigere Vertragsbedingungen zu erlangen, und es darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß Reichsregierung und Reichstag sich in dem Wunsche nach dieser Richtung begegnen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der englisch-französische Kolonialvertrag ist das große Ereignis der Woche. Man hat sogar eine Verschiebung der Weltlage darin finden wollen. Der deutsche Reichskanzler und Minister des Auswärtigen hat es kühler beurteilt, als den Versuch, eine Reihe von Differenzpunkten zwischen den beiden Staaten auf gütlichem Wege aus der Welt zu räumen, wogegen Deutschland von seinem Interessenstandpunkt aus nichts einzuwenden habe.

In der Tat ist die freundschaftliche Annäherung der Regierungen von Paris und London nichts Neues. Der vielbesprochene Schiedsgerichtsvertrag hatte ja deren Verständigungslust schon bekundet. Das war freilich nur ein Schaumkloß auf der diplomatischen Suppe, während der jetzige Vertrag einen sehr reellen Inhalt hat. Namentlich für Frankreich, dem Marokko überlassen wird, während England für seinen Besitzstand in Aegypten die französische Anerkennung findet.

Die Franzosen jubeln über den Gewinn von Marokko. Vorläufig ist das freilich „Brief"; denn wenn auch England den Franzosen dort freie Hand lassen will, und Spanien nebst Italien ihm freie Hand lassen müssen, so muß Frankreich doch erst mit dem Sultan und seinen Anhängern, ja, was noch mehr sagen will, mit den allzeit vorhandenen Rebellen und Freischärlern in diesem interessanten Lande fertig werden. Eine Aufgabe, um die wir die Franzosen nicht zu beneiden brauchen; wir für unseren Teil haben ja im Westen und im Osten von Afrika schon übergenug Gelegenheit, Menschenleben und Millionen in die Koloniallotterie mit ihren langfristigen Zukunftsgewinnen zu setzen. Man sollte es kaum glauben, daß es wirklich „alldeutsche" Politiker in Deutschland gebe, die dem Deutschen Reich zumuten konnten, seine Finger wegen einiger zweifelhafter Kastanien in das lodernd heiße marokkanische Feuer zu stecken. Graf Bülow erklärte dagegen ruhig und bestimmt, daß Deutschland in Marokko nur kommerzielle Interessen habe. Die sind nun durch das Abkommen auf 30 Jahre formell geschützt. 30 Jahre ist für die Politik ein kurzer Zeitraum; aber es ist mehr als gar nichts, und bisher waren wir der Gefahr ausgesetzt, daß diejenige Macht, die in Marokko die Herrschaft erlangen würde, die offene Tür uns vor der Nase zumache.

Trotzdem wird das englisch-französische Abkommen von gewisser Seite zu Agitationen und Quertreibereien gegen den Grafen Bülow

*) „Deutsche Wirtschaftspolitik" Nr. 3 v. 5. Febr. 1904.

benutzt werden. Auch hie und da von solchen, die sonst die auswärtige Politik wie ein Kräutchen Rührmichnichtan behandeln. Das gehört zur Rache für die Aufhebung des § 2. Ueberhaupt wird die innerpolitische Lage in der nächsten Zeit unter dem Zeichen offener und heimlicher Ränke gegen das Bülowsche Regiment stehen. Der Angegriffene wird freilich den guten Mut und die tröstlichen Zitate nicht verlieren; denn in dem Kernpunkt des Streites (§ 2 und das friedliche Verhältnis zum Zentrum und der katholischen Kirche) hat er offenbar in der entschiedenen Willensmeinung des **Kaisers** einen festen Rückhalt. In den Kreisen der „Romhasser" ist ja auch diese Erkenntnis so weit und so tief verbreitet, daß in Preußen neulich ein protestantischer Pastor sogar in der Konfirmationspredigt mit gemeinverständlicher Deutlichkeit den alten Kaiser und die Kulturkampfzeit gegen den jetzt regierenden Herrn ausgespielt hat. —

Man kann gern zugeben, daß dieses Abkommen ein Erfolg der französischen Diplomatie ist, daß dem Abschlusse die deutschfeindliche Stimmung in England zu Hilfe gekommen ist. Aber welch ein beschränkter und gefährlicher politischer Standpunkt wäre es, wenn Deutschland seinen Beruf darin sehen sollte, den „Erbfeind" fortwährend zu demütigen und ihm die Kraftbetätigung außerhalb unseres Einflußgebietes unmöglich zu machen? Fürst Bismarck hat seinerzeit es freudig begrüßt und allem Anschein nach sogar begünstigt, als die Franzosen sich in das tunesische Abenteuer stürzten. Er gönnte ihnen alles, was ihre Augen und ihre Hände von dem Loch in den Vogesen ablenken konnte.

Uebrigens hat sich Frankreich seine jüngsten diplomatischen Erfolge durch eine Neuerung verdient, die lobenswert ist. Früher wechselten die Minister des Auswärtigen in Paris bei jeder inneren Krisis; die auswärtige Politik war also ebenso dem Aprilwetter unterworfen wie die innere Politik nach dem dortigen Herkommen. Herr Delcassé hat sich nun zu einem perennierenden Leiter der auswärtigen Politik gemacht; wie unter dem gemäßigten Waldeck-Rousseau, so bleibt er auch unter dem brutalen Combes in seinem Amt, und wenn das Ministerium Combes mal scheitert, so wird wahrscheinlich Herr Delcassé auch in dem künftigen gemäßigtliberalen Kabinett seines Amtes weiter walten. Eines schickt sich nicht für alle Länder; aber der grundlegende Gedanke, die äußere Politik eines Landes über das innere Parteigetriebe möglichst zu erheben, verdient überall Beachtung und Nachahmung. Man sollte wenigstens sich hüten die auswärtigen Interessen wegen parteipolitischer Ränke aufs Spiel zu setzen.

Von besonderem Interesse ist die Frage, wie **Rußland** sich zu der britenfreundlichen Politik seines Verbündeten stellt. Von vornherein konnte man ja annehmen, daß die treuergebene Republik nicht ohne Wissen und Willen des Oberherrn an der Newa vorging. Zweifeln konnte höchstens derjenige, der in dem alten Glauben an die unbedingte Feindseligkeit zwischen Rußland und England noch befangen ist. In dieser Beziehung scheinen eben in den letzten Jahren Dinge vorgegangen zu sein, von denen man sich früher nichts träumen ließ. Oeffentlich bekannt ist die Tatsache, daß Rußland die schweren Verlegenheiten, in denen sich England während des Burenkrieges befand, in keiner Weise benutzt hat, um seine Interessen auf Kosten der kollidierenden Interessen Englands zu verfolgen. Man hat daraus vielfach den Schluß gezogen, daß vor dem südafrikanischen Raubzug England sich mit dem Zaren ins Einvernehmen gesetzt hat. Gegenwärtig haben die Rollen gewechselt: Rußland ist jetzt der engagierte, schonungsbedürftige Teil, und England könnte ihm durch unmittelbare oder mittelbare Unterstützung der Japaner großen Tort antun. England hat aber bisher nichts Arges getan; die Tibet-Expedition ist ja nur ein belangloses Zwischenspiel, das nicht als gefährlicher Angriff, sondern eher als Verzicht auf ein ernstes Aufrollen der innerasiatischen Frage an der Nordgrenze von Indien zu betrachten ist. Allem Anschein nach will England jetzt für die Zurückhaltung Rußlands während des südafrikanischen Konflikts mit der gleichen Münze bezahlen. Ob darüber eine geheime Abmachung besteht, wer weiß es? Jedenfalls sieht die neueste englisch-französische Entente so aus, als ob die beiden Regierungen darin einig wären, sich in bezug auf den ostasiatischen Konflikt „abzupaaren": „Laß du deinen Verbündeten allein die Suppe ausessen; ich lasse meinen Verbündeten auch allein wursteln."

Wenn man die Sache von diesem Standpunkt aus betrachtet, so ist in der Tat die Annäherung zwischen den beiden Westmächten eine wertvolle Stütze des europäischen Friedens. Und der Weltfriede ist für uns Deutsche doch wahrlich wertvoller als die Befriedigung der eitlen Gelüste, die unsere „Alldeutschen" beseelen, daß Deutschland der Hansdampf in allen Gassen der Welt sei und in alle exotischen Interessenkämpfe sich tollkühn einmischen müsse. Du lieber Himmel, wir haben wahrlich schon genug zu tun, wenn wir den Dreibund und namentlich unsere politische Ehe mit Oesterreich gesund erhalten und daneben noch leidliche Handelsverträge vereinbaren.

Zur Dreibundfrage verdient die Tatsache verzeichnet zu werden, daß der italienische Minister des Aeußeren den österreichischen Kollegen in Abbazia besucht hat. Wenn neben der hochpolitischen Aussprache auch noch die Handelsvertragsfrage besprochen worden sein sollte, so würde uns das sehr angenehm sein. Denn immer dringlicher tritt die Notwendigkeit hervor, Europa aus dem wirtschaftlichen Hangen und Bangen wegen der künftigen Zollverhältnisse herauszubringen.

Den wundesten Punkt der **hinterasiatischen Frage** berührte der Reichskanzler, indem er die Verdienste um die Neutralität Chinas und um die Seßhaftigkeit des Hofes in Peking hervorhob. Zurzeit erscheint in der Tat als die höchste Gefahr für den Weltfrieden die Eventualität, daß China sich einmischen und infolge dieser Einmischung oder auch aus der Bestürzung beim Anmarsch des Siegers eine neue Boxerperiode über das Riesenreich und die dort installierten Fremden hereinbrechen könnte. Die Chinesen konzentrieren sich in bedenklicher Weise an der mandschurischen Grenze, was immerhin ein gewisses Gelüste nach Eingreifen verrät. So lange die Russen siegen, ist höchstens eine Flucht des Hofes denkbar. Aber wenn die Russen zurückgedrängt werden, ist die Versuchung gar zu groß, sich die Mandschurei wiederzuholen. Und wer weiß, ob dann nicht die Japaner, denen die nötigen Menschenmassen zur dauernden Besetzung der riesigen Mandschurei fehlen, sich die Hilfe der Chinesen, die wenigstens als Polizei- und Besatzungstruppen zu brauchen sind, gern gefallen lassen würden. Vielleicht ist die Kooperation mit China und die Selbstbeschränkung Japans auf Korea und das nördliche Zubehör schon in dem Feldzugsplan der Japaner enthalten. In dem Falle möchte man beinahe den Russen Erfolg wünschen. Aber damit scheint es schlecht zu stehen. Wenigstens haben sie vor Port Arthur schon wieder einen Panzer verloren, und zwar einen erstklassigen mit Mann und Maus. Und nicht nur das! Der Flottenführer selbst, Admiral Makaroff, ist gefallen und Großfürst Kyrill schwer verwundet. In **Petersburg** herrscht tiefe Niedergeschlagenheit, in **Tokio** großer Jubel.

Der Graf de Mun und Abbé Loisy.

Der „Fall" Loisy erregt nicht bloß in theologischen Kreisen des katholischen Frankreich die Gemüter aufs tiefste. Auch Laien wenden der Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit zu. Und da verdient eine Kundgebung des Grafen de Mun, des Abgeordneten von Morlaix und des glänzendsten Redners im Parlament, besondere Beachtung. Sie ist in mancher Beziehung für die Kenntnis der geistigen Strömung von Interesse. Der Graf von Mun, dessen Auftreten in der Kammer man in der letzten Zeit katholischerseits so sehr vermißte, weil sein Gesundheitszustand ihm das öffentliche Auftreten nicht erlaubte, hat an den Abbé Frémont, einen der Hauptgegner Loisy's, einen offenen Brief gerichtet bezüglich seiner Widerlegung der Theorien des Pariser Theologen. (Vergl. die trefflichen Artikel von Schanz in No. 2 und 4 der Literar. Beil. der K. V.) Unter Hervorhebung ihrer Gefährlichkeit und Billigung des Vorgehens der Indexkongregation betont er vor allem eines: „Die wahrhaft erschreckende Sympathie", welche diese Theorien in gewissen Kreisen der tätigen und streitbaren Katholiken und besonders im jüngern Klerus gefunden haben. Warum gerade hier? Der Graf gibt die Schuld dem Durst nach „Geistesbefreiung", einer gewissen „Autoritätsmüdigkeit", dem „Vordringen des Rationalismus in den priesterlichen Seelen", alles Tendenzen, die den „demokratischen Gesellschaften" vollständig entsprechen. Es ist bemerkenswert, wie der ehemalige Anhänger der christlichen Demokratie diese nun von sich schiebt. Er erklärt sogar, daß „diese geistige und religiöse Krisis für die Religion eine Gefahr bedeute, die viel schlimmer sei als die Verfolgung". Der „Nouvelliste de Lyon", das große konservative Organ des Südens, bemerkt in einem größern Artikel zu dieser Kundgebung: „Der Graf de Mun muß großen Mut und großen Glauben besitzen, daß er auf einmal mit Tendenzen bricht, denen er ehedem selbst so viel Liebe entgegengebracht hatte. Aber Mut und Glauben hat er immer in seltenem Grade besessen." Dasselbe Blatt brachte jüngst auch eine bemerkenswerte Auslassung Brunetières über Loisy; Brunetière tadelt die Mängel von Loisys kritischer Methode.

Dr. Pfl.



Die angebliche Nichtigkeit des neuen Jesuitengesetzes vom 8. März 1904.

Von
Wilhelm Burger, Kgl. Postassessor in München.

(Schluß.)

Ziehen wir aus den bisherigen Erörterungen das Fazit, so ist das Ergebnis: Es ist eine Frage des einzelnen Staatsrechts, in welchem Zeitpunkt spätestens die Sanktion auf Beschlüsse der Volksvertretung erfolgen kann.

In Bayern ist, wie auch in anderen Staaten, durch die Verfassungsurkunde ein genauer Termin vorgesetzt, die Reichsverfassung kennt in wohlbewußtem Gegensatz dazu keine Zeitgrenze. Nach der Reichsverfassung ist es eine Frage des einzelnen Falles, ist es eine Sache freien Ermessens und politischen Taktes der Reichsregierung, ob sie auch nach Umfluß einer Reihe von Jahren einem Reichstagsbeschluß die Sanktion erteilen will. Rechtlich existiert keine Zeitschranke. Es ist aber ohne weiteres klar, daß nach Ablauf eines großen Zeitraumes der politische Takt und insbesondere die vielleicht sehr veränderten Verhältnisse es der Reichsregierung von selbst verbieten, auf einen vor 10, 20 und mehr Jahren ergangenen Beschluß des Reichstages zurückzugreifen. Es gibt auch moralische Verpflichtungen und diese sind vielfach sogar stärker als rechtliche. Je länger der Zeitraum ist, der seit einem betreffenden Reichstagsbeschluß verflossen ist, desto mehr ist zu erwarten, daß die Reichsregierung Veranlassung nimmt, die Sache neuerdings dem Reichstage vorzulegen und das gilt in erhöhtem Maße, wenn sich die politischen Verhältnisse und sonstigen Voraussetzungen inzwischen bedeutend geändert haben.

Damit erledigt sich auch der anscheinend gewichtige Einwand Bindings, „die mit einer wichtigen Vorlage durchgefallene Regierung erinnere sich auf einmal eines von ihr seit Jahren vergessenen Initiativantrages des Reichstages, der damals eine ähnliche Richtung eingeschlagen wie ihre jetzige Vorlage, und lasse diesen durch den Bundesrat sanktionieren. Die Volksvertretung werde dann einfach dupiert auf Grund vielleicht ganz veralteter Beschlüsse früherer Reichstage." Man vergegenwärtige sich nur, welche Zufälligkeiten hier Binding alle voraussetzt, um das Beispiel überhaupt konstruieren zu können. Damit aber dieses Beispiel in die Tat umgesetzt werden könnte, bedürfte es auch einer perfiden Regierung, welche es auf Dupierung der Volksvertretung abgesehen hat, was Binding allerdings als selbstverständlich vorauszusetzen scheint, wie er auch wider den Reichskanzler den, ich will nur sagen, „merkwürdigen" Vorwurf schleudert, daß der Reichskanzler, „der die sogar für ihn doch etwas fatale Angelegenheit nicht aufs neue im Reichstag und in der Presse besprochen hören wollte, den Ausweg (!?) eingeschlagen habe, einen hinfällig gewordenen Reichstagsbeschluß mit Gesetzeskraft auszustatten (!?)" Das andere, ebenfalls recht unwahrscheinliche Beispiel Bindings, es sei ein Initiativantrag des Reichstages unsanktioniert geblieben, ein neuer Reichstag sei zusammengetreten und dieser stelle nun einen dem ersten direkt widerstreitenden Initiativantrag, auf einmal komme der Bundesrat und sanktioniere den ersten Initiativantrag, erledigt sich mit dem einfachen Hinweis, daß hier durch den zweiten Reichstagsbeschluß der erste unbedingt aufgehoben worden und der Bundesrat rechtlich auch gar nicht mehr in der Lage ist, den ersten Beschluß zu sanktionieren.

Was nun den Erlaß des Gesetzes vom 8. März 1904 anlangt, so ist hier bekanntlich auf den Reichstagsbeschluß vom 1. Februar 1899 kein anderer ergangen, der das Gegenteil des früheren Beschlusses verlangt hätte, es ist auch unbestritten, daß sich die politische Lage inzwischen nicht geändert hat, indem der jetzt tagende Reichstag in seiner überwiegenden Mehrheit auch heute noch die Beseitigung des § 2 des Jesuitengesetzes fordern würde. Die Sanktion des Bundesrates ist also hier erfolgt „rebus sic stantibus". Eine Wiederbehandlung im Reichstag wäre demnach nur eine nutzlose Verschwendung von Zeit gewesen, die besser und notwendig für andere Dinge zur Verfügung steht.

Die Reichsverfassung hat mit guter Absicht und Voraussicht keine Bestimmung aufgenommen, welche für die Sanktion des Bundesrates eine Zeitgrenze festsetzt, obschon sie Vorbilder hierfür gehabt hätte. Denn es ist wohl zu beachten, daß im Bundesrat 25 Staaten vertreten sind und die Abstimmung sich infolgedessen sehr verzögern kann, besonders in Fällen, in denen der Bundesrat von Einstimmigkeit weit entfernt ist. Eine Bestimmung, wie sie das oben geschilderte bayerische Verfassungsrecht hat, mag für Bayern angängig sein, wenn sie auch da schon manche Schwierigkeiten mit sich bringen kann; für das Reichsrecht wäre sie ein Unding. Denn dem monarchischen Willen des Königs von Bayern, der alle Rechte der Staatsgewalt, somit auch die Gesetzgebungsgewalt, in einer Person vereinigt, steht im Reich der Wille von 25 Verbündeten gegenüber. Müßte im Reiche die Sanktion bereits vor dem Schlusse des Reichstages erfolgen, so müßte vielfach darauf verzichtet werden, einige Wochen, ja Monate vor Schluß des Reichstages bei diesem einen Gesetzentwurf einzubringen und die Arbeit, welche auf manche Vorlage verwendet würde, wäre vielleicht umsonst geschehen. Ich erinnere nur an die vom Reichstag am vorletzten Tag vor Schluß desselben angenommene Militärstrafgerichtsordnung.

Eine Aenderung des jetzigen Zustandes des Reichsrechts könnte bei dem föderativen Charakter des Reichs nicht im Sinne des bayerischen Verfassungsrechts, sondern höchstens in dem Sinne getroffen werden, daß dem Bundesrat für die Sanktion ein bestimmter, mehrjähriger Zeitraum (beginnend mit dem Tage der Hinübergabe des Beschlusses an den Reichskanzler) offen bleibe, sofern nicht inzwischen ein abändernder Beschluß des Reichstages erfolgt ist. Indes, eine solche Bestimmung zu treffen, erscheint mir überflüssig, da man von der Reichsregierung, von der jetzigen ebenso wie von einer künftigen, getrost erwarten kann, daß sie mit gutem Takt, ohne Mißbrauch ihres Rechts, auch fernerhin das Richtige zu treffen weiß.

Mit solchen Gründen kommt Binding zu dem Ergebnis, welches sich den Gründen würdig anschließt: „Der Liebe Mühe war umsonst! Die Geschichte hat wieder einmal einen neuen Akt strafender Ironie aufgeführt: Das neue Gesetz ist nichtig!" Aber wären die Gründe, mit denen Binding die Unzulässigkeit eines Verfahrens des Bundesrates dartun könnte, noch so zahlreich und noch so triftig, die Nichtigkeit des Gesetzes wäre deshalb doch nie und nimmer gegeben. Mit Recht antwortet Bornhak, den Binding für seine Ansicht zitiert hat, in Nr. 195 der Nationalzeitung: „Der § 2 des Jesuitengesetzes wird nicht dadurch gerettet, daß man seine Aufhebung für ungültig erklärt." Nach Artikel 2 der Reichsverfassung erhalten die Reichsgesetze ihre verbindliche Kraft durch Verkündigung im Reichsgesetzblatt und nach Artikel 17 ebenda steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze dem Kaiser zu. Die Frage, ob die Sanktion verfassungsmäßig zustande gekommen ist, hat nach der Verkündigung eines Gesetzes im Reichsgesetzblatt keinen Raum mehr, denn die Prüfung, ob alle verfassungsmäßigen Voraussetzungen für die Sanktion gegeben sind, hat der Gesetzgeber bereits vor der Sanktion vorzunehmen und durch die Verkündigung im Reichsgesetzblatt hat die Bejahung dieser Frage einen für jede Behörde und für jeden Untertanen sicher erkennbaren Ausdruck gefunden. An der Tatsache der Verkündigung im Reichsgesetzblatt scheitern alle Zweifel über die Ungültigkeit eines Reichsgesetzes. Hüter der Reichsverfassung und der Reichsgesetze sind der Kaiser und der Kanzler sowie der Bundesrat, und niemand anders im Deutschen Reich. Dem Kaiser steht die Ueberwachung der Ausführung der Reichsgesetze zu (Art. 17 d. Reichsverf.); die weitere Beschlußfassung steht bei dem Bundesrat (Art. 7 Ziff. 3 d. Reichsverf.). Würde eine Landesbehörde den § 2 des Jesuitengesetzes als fortdauernd in Geltung stehend betrachten und deutsche Jesuiten Aufenthaltsbeschränkungen unterwerfen — Ausländer können ja an sich ohne weiteres ausgewiesen werden — so würde und müßte selbstverständlich der Bundesrat, der das Gesetz vom 8. März 1904 sanktioniert und zuvor die Frage der Zulässigkeit der Sanktion besonders geprüft hat, wie auch Bornhak bemerkt, in Gemäßheit des zitierten Art. 7 Ziff. 3 der Reichsverf. von Reichs wegen einschreiten.

So sieht die Nichtigkeit des neuen Gesetzes aus und so der Akt strafender Ironie!

Die Reichsfinanzen und deren Reform.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages.

III. (Schluß.)

Selten hat ein Gesetzentwurf eine so verschiedene Beurteilung in bezug auf seine Bedeutung und Wirkung erfahren, wie der zurzeit dem Reichstag zur Beschlußfassung vorliegende „Entwurf eines Gesetzes betr. Aenderungen im Finanzwesen des Reiches“, vom Abgeordneten Richter kurzweg „lex Stengel“ getauft. Von der einen Seite wurde er als „angenehme Ueberraschung“ begrüßt, von der anderen Seite wurde ihm der wenig schmeichelhafte Namen „Windei“ beigelegt und er als ein Produkt der Sorge vor der Zukunft des Reiches und der Einzelstaaten bezeichnet. Auf konservativer Seite mißt man dem Entwurf lediglich eine formelle Bedeutung bei und verspricht sich materiell von demselben nur einen geringen Einfluß. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes dagegen gedenkt mit diesem seinem Entwurfe die „Wurzeln des Uebels“ zu beseitigen und ein Werk zu schaffen, das nach seiner innersten Ueberzeugung dem Reiche und seinen Gliedern zu dauerndem Segen gereichen wird.“ Die Tragweite des Entwurfes wird hier offenbar von dem Reichsschatzsekretär richtiger eingeschätzt als von denjenigen, welche denselben so obenhin behandeln zu dürfen glauben. Es ist nicht zu leugnen, daß dem Entwurf, wenn er auch eine weitere Abschwächung der Vorlagen aus den Jahren 1893 und 1894 enthält, immer noch eine große Bedeutung nicht nur auf finanztechnischem, sondern auch auf politischem Gebiete beizumessen ist.

Der Gesetzentwurf enthält neben den grundlegenden Bestimmungen eine Reihe von kleineren, aber doch nicht unwichtigen Aenderungen des Art. 70 der Verfassung, auf deren Besprechung an dieser Stelle verzichtet werden muß, da diese Ausführungen sich auf die Erörterung der wichtigsten Punkte beschränken sollen. Hier kommt in erster Linie die beabsichtigte Einschränkung der Ueberweisungssteuern auf die Branntweinverbrauchsabgabe in Betracht. Die lex Stengel will die Einnahmen aus den Zöllen, aus der Tabaksteuer und aus den Stempelsteuern den reichseigenen Einnahmen zuweisen, um einerseits die Haftung der Einzelstaaten für Ausfälle bei diesen Steuern einzuschränken, anderseits aber mehr Klarheit und Durchsichtigkeit in den Reichshaushalt zu bringen. Es soll also vor allem das Risiko, welches namentlich durch die starken Schwankungen bei den Zolleinnahmen verursacht wird, den Bundesstaaten abgenommen und dem Reiche auferlegt werden. Die Begründung des Entwurfes geht hiebei von dem Gedanken aus, daß bei Schaffung der Franckensteinschen Klausel niemand daran gedacht habe, daß die Ueberweisungssteuern einmal einen solchen Umfang annehmen würden, wie es jetzt der Fall ist und daß deshalb die vorgeschlagene Einschränkung wohl berechtigt sei. Dabei wird aber außer acht gelassen, daß die Beratungen des Jahres 1879 über diese Klausel zu einer solchen einschränkenden Auslegung keine Handhabe bieten, daß vielmehr im Gegenteil durch die in den Jahren 1895 und 1900 erfolgte Ausdehnung dieser Klausel auf die Branntweinverbrauchsabgabe und die Reichsstempelabgabe der Gesetzgeber seinen Willen ausdrücklich in der Richtung einer weiteren Ausgestaltung der Ueberweisungssteuern bekundet hat. Diese Ausgestaltung entsprach auch der Absicht der Franckensteinschen Klausel, ein Einnahmebewilligungsrecht der gesetzgebenden Faktoren zu schaffen und wirksam zu erhalten dadurch, daß, wie Windthorst sich ausdrückte, der Ertrag der neuen Zölle und Steuern „am Kriegsministerium vorbeitransportiert“ und den Einzelstaaten dauernd zugewiesen wurde. Auch heute wird sich wohl im Reichstage keine Mehrheit finden, welche bereit wäre, auf dieses Bewilligungsrecht bezüglich der Haupteinnahmequelle des Reiches, der Zölle, zu verzichten.

Das Vorhandensein dieses Einnahmebewilligungsrechtes wird ja von verschiedenen Seiten bestritten und auch der konservative Abgeordnete Graf zu Stolberg glaubte demselben bei den jüngsten Etatsberatungen des Reichstages „lediglich einen formalen Charakter“ beilegen zu dürfen. Es ist auffallend, daß eine solche Meinung gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte ausgesprochen werden konnte, in welchem das Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags zum prägnantesten Ausdruck kommt. Ebenso wie für das Jahr 1903 ist auch für das Jahr 1904 eine Zuschußanleihe in Aussicht genommen, d. h. es soll auch für 1904 die verfassungsmäßige Verpflichtung der Einzelstaaten zur Deckung des Fehlbetrages im ordentlichen Etat auf die Summe von rund 24 Millionen beschränkt und im Interesse der Finanzen der Einzelstaaten der etatsmäßige Mehrbedarf durch die Anleihe gedeckt werden. Gesetzt den Fall, der Reichstag würde sich auf den Standpunkt stellen, daß die Voraussetzungen des Art. 73 der Verfassung in diesem Falle nicht gegeben seien und deshalb auch dieser Mehrbedarf von den Bundesstaaten aufgebracht werden müsse, so würde hier das Einnahmebewilligungsrecht in einer für die letzteren äußerst unangenehmen Weise in die Erscheinung treten. Anstatt 24 Millionen hätten sie dann nach dem Etat rund 83½ Millionen an ungedeckten Matrikularbeiträgen aufzubringen.

Klarheit und Durchsichtigkeit sind ja zweifellos für jeden Haushalt äußerst wünschenswerte Eigenschaften, doch wird auch der klarste und durchsichtigste Etat den finanziellen Zusammenbruch nicht aufhalten können, wenn dauernd über das Maß der vorhandenen Mittel hinausgewirtschaftet wird. Ueberdies wird aber auch der Gewinn, den die Vorlage aus der Einschränkung der Ueberweisungssteuern auf die Verbrauchsabgabe für die Klarheit und Durchsichtigkeit des Reichshaushalts erwartet, kein erheblicher sein. Denn im Prinzip soll ja das Hinüber- und Herüberschieben der Ueberweisungssteuern beibehalten werden, es wird sich nur die Ziffer der auf diese Weise geschobenen Steuern von 554 Millionen auf etwa 106 Millionen vermindern.

Wenn also hienach an der Beibehaltung der Zolleinnahmen und — mit Rücksicht auf die bestehenden Sonderrechte — der Branntweinverbrauchsabgabe als Ueberweisungssteuern wird festzuhalten sein, so wird doch versucht werden müssen, auf anderem Wege die bereits erwähnten Schwierigkeiten tunlichst zu beseitigen, welche den Einzelstaaten aus den Schwankungen der Ueberweisungssteuern gegenüber den Etatsansätzen erwachsen. Zu diesem Zwecke wird vielleicht daran gedacht werden können, darauf hinzuwirken, daß die Einzelstaaten mit der etatsmäßig festgelegten Spannung zwischen Ueberweisungssteuern und Matrikularbeiträgen als mit einer feststehenden Größe rechnen können, welche weder durch Mindereinnahmen bei den Ueberweisungssteuern noch durch event. Nachtragsetats zu ihren Ungunsten beeinflußt werden könnte. Dieses Ziel wäre zu erreichen dadurch, daß man zur Deckung solcher Mindereinnahmen etwaige Ueberschüsse des eigenen Reichshaushalts heranzieht, beim Nichtvorhandensein solcher Ueberschüsse aber die Mindereinnahmen als „Fehlbeträge“ auf das übernächstfolgende Jahr übernimmt, wie dies jetzt schon bezüglich der Mindereinnahmen im eigenen Reichshaushalt geschieht. Diese Fehlbeträge würden also auch in diesem Falle schließlich den Bundesstaaten zur Last fallen. Die letzteren wären aber in die Lage versetzt, die Höhe ihrer Zuschußpflicht dem Reiche gegenüber rechtzeitig im voraus zu bemessen. Anderseits aber müßten die Einzelstaaten selbstverständlich auch auf eventuelle Ueberschüsse aus den Ueberweisungssteuern gegenüber dem Etatssoll verzichten. Dieselben wären gleichmäßig in erster Linie zur Deckung etwaiger Mindereinnahmen im eigenen Reichshaushalt, falls solche aber nicht vorhanden sind, als „Ueberschüsse“ in den außerordentlichen Etat des übernächsten Jahres zu übernehmen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß bei einer solchen Verrechnung die Unannehmlichkeiten, welche jetzt schon durch die Verbindung zweier Etatsjahre bei den reichseigenen Einnahmen sich ergeben, in erhöhtem Maße zu Tage treten werden, allein es wird auch zuzugeben sein, daß damit einer der Hauptbeschwerdepunkte für die Einzelstaaten aus dem Wege geräumt würde. Die Bestimmungen des Schuldentilgungsgesetzes vom 28. März 1903 müßten nach diesem Vorschlage selbstverständlich nicht nur aufrecht erhalten, sondern auch auf die für das Jahr 1904 in Aussicht genommene Zuschußanleihe entsprechend ausgedehnt werden.

Eine weitere Aenderung des bestehenden Zustandes strebt der Entwurf bezüglich der Verwendung der Ueberschüsse des eigenen Reichshaushalts an. Diese Ueberschüsse wurden bisher, wie bereits erwähnt, als „Ueberschüsse aus früheren Jahren“ dem ordentlichen Etat des übernächstfolgenden Jahres zugeführt und dienten so zur Bestreitung der gemeinschaftlichen ordentlichen Ausgaben. Künftighin sollen dieselben in erster Linie zur Erstattung der ungedeckten Matrikularbeiträge an die Bundesstaaten, in zweiter Linie aber „zur Deckung gemeinschaftlicher außerordentlichen Ausgaben“, das heißt zur Schuldentilgung bezw. zur Entlastung der Anleihe verwendet werden. Diese letztere Absicht des Entwurfes wird von allen denjenigen als ein gesunder Fortschritt in der Entwicklung unseres Reichsfinanzwesens begrüßt werden, welche mit Sorge die rapide Zunahme der Reichsschulden in den letzten beiden Dezennien verfolgten. Für die nächsten Jahre sind ja wohl Ueberschüsse im eigenen Reichshaushalt nicht zu erwarten, allein es ist schon von großem Werte, wenn der Gedanke einer systematischen Schuldentilgung so präzise wie hier in einem Gesetze zum Ausdruck kommt. Die sogenannten leges Lieber haben ja unsere Schuldenlast in den Jahren 1896—1900 bereits um rund 143 Millionen vermindert, allein dieselben trugen doch immer den Charakter von Spezialgesetzen, welche unterblieben, sobald keine verwendbaren Ueberschüsse vorhanden waren. Daß jetzt der ernste Versuch gemacht wird, der

Schuldenwirtschaft im Reiche entgegenzuwirken, kann dem dermaligen Reichsschatzsekretär nicht hoch genug angerechnet werden. Ebenso verdient aber auch die Bereitwilligkeit der Bundesstaaten Anerkennung, auf die Heranziehung dieser Ueberschüsse zur Entlastung des ordentlichen Etats i. e. der Matrikularbeiträge eines späteren Jahres zu verzichten im Interesse der so wünschenswerten Verminderung der Anleihe. Diese Bestimmung des Entwurfs wird denn auch wohl im Reichstag von keiner Seite angefochten werden. Mit dem Gedanken, solche Ueberschüsse in erster Linie zur Deckung eventueller Mindereinnahmen der Ueberweisungssteuern gegen das Etatssoll heranzuziehen, ist die subsidiäre Verwendung derselben zur Schuldentilgung sehr wohl vereinbar. Denn im großen und ganzen kann man nach den bisherigen Erfahrungen sagen, daß beim Vorhandensein von Ueberschüssen im reichseigenen Haushalte auch die Ueberweisungssteuern einen Mehrertrag ergeben oder doch nicht wesentlich hinter dem Etatssoll zurückbleiben, so daß auch nach diesem Vorschlage die Ueberschüsse meistens in ihrem vollen Betrage oder doch zu einem erheblichen Teile zur Abbürdung der Anleihe verfügbar sind.

Weniger Anklang hat der weitere Vorschlag gefunden, den Bundesstaaten für die ungedeckten Matrikularbeiträge eine Rückversicherung in den Ueberschüssen des reichseigenen Haushalts zu eröffnen. Eine solche Rückversicherung erscheint umso weniger notwendig, wenn, wie § 3 des Entwurfes es will, die Matrikularbeiträge „in der Regel" den Durchschnittsbetrag der in den fünf Vorjahren empfangenen Ueberweisungen nicht übersteigen sollen. Denn durch diese Direktive wird im Zusammenhalte mit der Beschränkung der Ueberweisungen auf die Branntweinverbrauchsabgabe das Risiko der Bundesstaaten ohnedies schon auf ein Minimum beschränkt. Dieser § 3 des Entwurfs hat wohl die geringste Aussicht auf Annahme im Reichstag. Abgesehen von der etwas unglücklichen Fassung — „in der Regel" — hat die Mehrheit des Reichstags von jeher das größte Gewicht darauf gelegt, daß die Einzelstaaten schon durch die Rücksicht auf ihre eigenen Finanzen veranlaßt bleiben, auf eine sparsame Wirtschaft im Reiche hinzuwirken. Aus diesem Grunde wurden die beiden „Automaten" der Jahre 1893 und 1894 abgelehnt und die gleiche Erwägung wird wohl auch zur Ablehnung des § 3 führen. Es hätte übrigens zur Herstellung der Gleichmäßigkeit wohl auch vorgesehen werden sollen, daß das eventuelle Mehr an Ueberweisungen gegenüber dem Etatssoll zur Deckung eines etwaigen Defizits im eigenen Reichshaushalt verwendet werden und nicht, wie der Entwurf will, den Einzelstaaten verbleiben solle.

Der neueste Reformversuch verdient übrigens Beachtung nicht nur wegen seines positiven Inhalts, sondern auch, und vielleicht mehr noch wegen dessen, was er verschweigt, was aber nach dem consensus omnium die notwendige Konsequenz dieses Versuches sein würde. Im Gegensatz zu den Vorlagen der Jahre 1893 und 1894 enthält der Entwurf keine Ankündigung neuer Steuern. Ob man durch diese Zurückhaltung wohl die Annahme der Vorlage im Bundesrat und im Reichstag erleichtern wollte? Die Vermutung, daß dies der Fall sei, liegt sehr nahe. Der Reichsschatzsekretär leugnete zwar in der Sitzung des Reichstags vom 9. Dezember 1903, daß diese Vorlage einen Zwang zur Bewilligung neuer Steuern enthalte und meinte, der Reichstag behalte doch nach wie vor sein freies Recht, Steuervorlagen zu bewilligen oder abzulehnen. Formell besteht ja dieses Recht zweifellos, eine andere Frage aber ist die, ob der Reichstag, wenn er der Vorlage zustimmt, sich der moralischen Verpflichtung entziehen kann, auch die Konsequenzen aus dieser Zustimmung zu ziehen. Die beabsichtigte Entlastung der Einzelstaaten von der Zahlung ungedeckter Matrikularbeiträge und die Uebernahme der letzteren auf den Reichshaushalt — und dies ist doch der wesentliche Inhalt der Vorlage — enthält eine weitere Belastung des letzteren. Bei der notorischen Insuffizienz der vorhandenen Einnahmequellen des Reichs muß aber diese Belastung entweder durch neue Steuern oder auf dem Wege der Anleihe ausgeglichen werden. Da der letztere Weg wohl auch vom Reichsschatzsekretär nicht als gangbar erachtet wird, so verbleibt nur die Schaffung neuer Steuern. Daß man auch in Bundesratskreisen mit diesem Gedanken sich schon vertraut gemacht hat, beweist eine Aeußerung des sächsischen Finanzministers, nach welcher eine organische Finanzreform nicht denkbar sei ohne Erschließung neuer Einnahmequellen für das Reich. Auch die Begründung der Vorlage selbst läßt über die bestehenden Absichten keinen Zweifel. Denn indem sie das jetzige Fehlen neuer Steuerprojekte erklärt, sagt sie ausdrücklich, daß ohne Zweifel ein dringendes Bedürfnis besteht, auch hier Wandel zu schaffen und bezeichnet nur bei der Ungewißheit, ob und welche Mehrerträge der neue Zolltarif bringen werde, den gegenwärtigen Zeitpunkt als nicht geeignet für Steuervorlagen.

Gerade diese letzte Erwägung hätte aber wohl dazu führen müssen, jetzt überhaupt auf alle Vorschläge zu verzichten, welche eine Verschiebung des Risikos gerade bei den Zolleinnahmen sowie eine weitere Belastung des Reichsetats mit sich bringen und damit von ungünstigem Einfluß auf die künftige Gestaltung der Reichsfinanzen sein müssen. Noch sind diejenigen Handelsverträge nicht abgeschlossen, welche über die Höhe der wichtigsten Eingangszölle die Entscheidung bringen sollen, die künftige Ergiebigkeit der wichtigsten Einnahmequelle des Reiches kann also im gegenwärtigen Augenblick auch von dem gewiegtesten Finanzmann nicht einmal annähernd geschätzt werden. In dieser Ungewißheit mit einer Reform vorzugehen, welche das gesamte Finanzwesen des Reichs auf eine neue Grundlage stellt, muß doch auch denjenigen äußerst bedenklich erscheinen, welche dem tatsächlichen Fortbestehen der Frankensteinschen Klausel und der Zuschußpflicht der Einzelstaaten eine prinzipielle Bedeutung nicht beilegen.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt wird man sich also darauf beschränken müssen, diejenigen an sich berechtigten Vorschläge des Entwurfs gesetzgeberisch zu verwerten, welche ohne wesentliche Verschiebung der Grundlagen unserer Finanzwirtschaft sich durchführen lassen. Aber auch eine praktische Finanzreform kann damit Hand in Hand gehen insoferne, als die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, auf anderem Wege die Finanzen des Reiches zu kräftigen und damit das übermäßige Anleihebedürfnis zu vermindern. Es sei hier nur kurz auf die schon an anderer Stelle erörterten Vorschläge hingewiesen, welche auf entsprechende Ermäßigung der Maischbottichsteuerrückvergütung, Erhöhung der Portosätze im Postpaketverkehr und nicht zuletzt auf eine tunlichste Beschränkung der Ausgaben des Reiches abzielen.

Wenn diese Zeilen in die Oeffentlichkeit kommen, ist wohl das Schicksal der lex Stengel in der Budgetkommission des Reichstages bereits entschieden. Wie die Entscheidung auch fallen möge, das glaube ich jetzt schon versichern zu sollen, daß die Stellungnahme der Zentrumspartei in dieser Frage nicht etwa beeinflußt sein wird von eigensinniger Rechthaberei, sondern von der Sorge für das Wohl der Allgemeinheit. Und ich möchte schließen mit den Worten, welche Windthorst am 9. Juli 1879 gesprochen hat:

„Ich möchte Sie bitten, daß wir wirklich kühl und nüchtern die Dinge ansehen, daß wir uns nicht denken, die eine Partei soll den Sieg haben über die andere. Wir sind hier nicht zunächst Partei, wir sind hier die Vertreter des ganzen Landes, und es liegt uns ob, nach unserem besten Ermessen das zu beschließen, was wir für das ganze Land zweckmäßig halten; und wenn wir das tun in gegenseitiger Achtung, in gegenseitiger Schonung, dann werden wir hier wesentlich beigetragen haben zur Kräftigung des Deutschen Reichs und zur Kräftigung des deutschen Gemeinsinns — das ist auch wichtig, viel wichtiger als die Herren es vielleicht glauben. Das ist der herzliche Wunsch, der mich beseelt; und wenn diese Verhandlungen dazu beitragen könnten, diese Gemeinsamkeit zu bestärken, so würde ich recht glücklich sein."



Ueber O. Willmanns Didaktik.

Von
Jos Gaßner, k. k. Realschuldirektor, Görz.

Daß Otto Willmanns „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung" (2 Bände, Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn) im verwichenen Jahre zum dritten Male aufgelegt wurde, ist eine Tatsache, die auch an dieser Stelle verzeichnet zu werden verdient. Denn Willmann ist einer unserer erlauchtesten Geister, der das Ideal des katholischen Forschers in sich verkörpert wie kaum ein zweiter unserer Zeit- und Glaubensgenossen, seine „Didaktik" aber ist in weitem Umkreise bereits zu einem maßgebenden und führenden Buche geworden, und es ist zu wünschen, daß sie das namentlich in Oesterreich und Süddeutschland noch weit mehr werde und auf lange Zeit hinaus bleibe.

In diesem Werke schließen sich die tieferen Einsichten und systematischen Arbeiten der modernen wissenschaftlichen Pädagogik, zumal derjenigen Herbarts und seiner Schule, zwanglos, ja innerlich notwendig zusammen mit den reinen und schlichten Erkenntnissen der ganzen antiken und christlichen Erziehungsweisheit. Die Durchführung der Verbindung von Psychologie und Pädagogik unter Heranziehung der Ethik, die systematische Bearbeitung der Pädagogik nach deduktiver Methode ist und bleibt das große Verdienst Herbarts, und seine Pädagogik bezeichnet in gewissem Sinne den Höhepunkt der individualistischen Auffassung der Erziehungsprobleme; aber der Herbartianismus fußt auf falscher Ethik und Metaphysik und läßt den sozialen Gesichtspunkt außer acht.

Willmann war es, der in seiner „Didaktik" den Wahrheitsgehalt und die bleibenden Ergebnisse des Herbart'schen Systems voll und ganz verwertete, dessen Irrtümer behob und dessen Schranken kühn und glücklich durchbrach. Willmann faßt das Bildungs- und Erziehungswesen als ein organisches Element des Verjüngungsprozesses der menschlichen Gesellschaft auf und rückt es mit genialem Kennerblicke und Könnergeschicke durchwegs in das Ganze der menschlichen Lebensaufgaben ein: er verbindet den individualen Gesichtspunkt mit dem sozialen und führt namentlich die individualethische Auffassung der Jugendbildung zur sozial-ethischen und transzendenten fort. Andererseits verknüpft er die philosophische Betrachtungsweise mit der historischen: er weist die Gegenwart auf die Vergangenheit und die Geschichte zurück, er sucht das im Bildungs- und Erziehungswesen gegenwärtig Gegebene durch das in ihm zurückgedrängte und verdichtete Wesenhafte, von je und für immer Geltende zu berichtigen und weiter zu bilden, zieht die historische Betrachtung als orientierende Lehrmeisterin für die Gegenwart heran und will der Zukunft reformatorische Impulse geben durch Erschließung eines vollen Verständnisses für den Wert und das Recht des geschichtlich Gewordenen und durch Einhaltung der richtigen Mitte zwischen einseitigem Pessimismus und extremem Optimismus.

Willmanns Anschauungen entwickeln sich stets organisch und mit zwingender, innerer Notwendigkeit aus der Natur der Sache und seiner einheitlichen Weltanschauung. Sein der organischen Ausgestaltung des jeweiligen Problems zugewandter Fleiß und Scharfsinn wird ergänzt durch intuitiven Tiefblick und reine, in den sittlichen Ideen verankerte Gesinnung. Er dringt vor bis auf das Kleinste im Großen und weiß auch vom Geringen sich hinaufzuschwingen zum Höchsten; er arbeitet im Dienste der höchsten, kraftvollsten und positivsten Tendenzen, deren der Menschengeist fähig ist, er ist ideenreich, gedankentief und tendenzenstark, aber er wird niemals tendenziös.

Willmann ist ein Pädagoge von Gottes Gnaden, ein der wahren Weisheit wahrhaft beflissener, am Studium der Mathematik geschulter, tiefer und genialer Denker, dem vor allem auch das künstlerisch gestaltende Moment in hohem Grade eignet; er ist ein Soziologe mit großem und weitem Herzen für das Wohl und Wehe der Jugend und der Menschheit, ein besonnener Historiker, ein tüchtiger Systematiker, ein Denk- und Sprachgewaltiger wie der alte Görres, ein Geistesverwandter des Plato, Aristoteles, Augustinus und Thomas, ein Großer und ein Ganzer.

Das grandiose Thema der „Didaktik" ist die Bildungsarbeit sowohl in ihrer kollektiven Gestaltung als Bildungswesen als in ihren individuellen Erscheinungen als Bildungserwerb. Dieses Thema wird in fünf Abschnitten, welche über die geschichtlichen Typen des Bildungswesens und das Bildungswesen als Organismus, die Zwecke, den materialen Inhalt und die formende Seite des Bildungserwerbes in eingehendster Weise sich verbreiten, sowie in einer längeren methodologischen Einleitung und in einem kürzeren Schlußworte abgehandelt.

Eine Ueberfülle von Material ist in den zwei Bänden der „Didaktik" zusammengedrängt, in wissenschaftlich strenger und künstlerisch schöner Architektonik geordnet und in geistvoller, edler und anschaulicher Sprache organisch ausgestaltet.

Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, durch wiederholte und gründliche Lektüre zum wirklichen Verständnisse der ganzen „Didaktik" vorzudringen, der wird sein Wissen gewaltig bereichert und seinen inneren Menschen ungemein gefördert sehen. Und kein pädagogischer Praktiker, der für die wissenschaftliche Gestaltung der Pädagogik und für einen rationellen Unterrichtsbetrieb Sinn und Verständnis hat, kein wahrer Freund des Erziehungs- und Bildungswesens, kein ernster Soziologe darf unseres Erachtens am Studium dieses Werkes sich vorbeidrücken.

Die Architektur der Weltausstellung in St. Louis 1904.

Von
Architekt Franz Jakob Schmitt, München.

Die Eröffnung der internationalen Ausstellung von St. Louis soll am 1. Mai 1904 erfolgen, es ist die dritte große Ausstellung der Vereinigten Staaten zur Feier des hundertsten Jahrestages der Uebernahme des unter dem Namen Louisiana bekannten Gebietes mit einer Bevölkerung von fünfzehn Millionen Seelen. St. Louis hat sich zu einer Großstadt von annähernd dreiviertel Millionen Einwohnern entwickelt. In ihrem Westen liegt der Ausstellungsplatz, mit einem Flächenraume von über 480 Hektaren übertrifft er hierin sämtliche bisherigen Weltausstellungen. Alle wichtigeren Staaten des Erdkreises nehmen an der Ausstellung teil. Das Deutsche Reich hat an schöngelegenem Platze ein stattliches Bauwerk zur Ausführung gebracht, und zwar im direktesten Anschlusse an das von Schlüter 1696 mit hochragender Kuppel errichtete Schloß in Charlottenburg. Frankreichs Ausstellungsbau bringt eine Reproduktion des Schloßes Grand-Trianon zu Versailles, und wie hier klassische Stilformen erscheinen, so auch bei allen Bauten der ausgedehnten Weltausstellung. Zeigt doch der Kunstpalast und die Elektrizitätshalle die Bauweise der römischen Thermen, erinnert der Unterrichtspalast an Perraults Louvre-Kolonnade von 1665 und der Palast der Freien Künste an den zu Paris bei der Weltausstellung vom Jahre 1900. — Also überall sind es die antik-klassischen Säulenordnungen, welche uns in St. Louis begegnen, und damit besaß man eine sichere Basis für die Formensprache. Es ist von großem Werte, diese Tatsache feststellen zu können und daß man sich nicht auf das unsichere Meer des neuen Jugendstiles begeben hat. —

Die modernen Architekten achten keine Vergangenheit, keine Ueberlieferung, keine Erfahrung und nichts Bestehendes, sie wollen grundsätzlich von der Geschichte nichts wissen. Man will das Persönliche in Architektur und Kunstgewerbe, und so ergeben sich ebenso viele Gegensätze, Halbheiten, Willkürlichkeiten und Gedankenlosigkeiten. Dichtkunst und Skulptur können sich niemals ungestraft ins ungesunde, ins boden- und weisenlose verirren, weil sie der unmittelbaren Kritik des gesunden Menschenverstandes unterliegen. Die Architektur, welche wir modern nennen, hat neben der Malerei die schwersten Sünden aufzuweisen, daher sind mit vollstem Rechte die unerhörten Auswüchse energisch abzulehnen. Lehrt doch die Kulturgeschichte der Menschheit, daß etwas absolut neues überhaupt nie passiert; jede neue Staffel in der Entwicklung unseres Geschlechtes basiert auf einer Vergangenheit.

Die moderne Baukunst liebt den übertriebenen Maßstab, das Uebermensch-Ornament ist nicht mehr Ausdruck irgend einer baulichen Funktion, sondern etwas total Willkürliches, dem persönlichen Belieben unterworfenes. Das affektierte Zurückgreifen auf einen Pylonen- und Steinklotzstil nebst dem absonderlichen Hineinstreuen koketter Ornamentik in diese Steinhaufen kann nimmermehr die wahre Aufgabe der Architektur unserer Zeit sein. Die Modernen wollen zwar Materialstilistik und Erscheinungsformen aus dem Bedürfnisse ableiten — in Wirklichkeit geht aber das werte Ich sowohl mit dem Material und dessen charakteristischer Behandlung, als mit der Bedürfnisfrage einfach durch.

Die Baukunst des XIX. Jahrhunderts hat viele Wege durchlaufen, welche in ihrer Weise auch modern waren; Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) war in hohem Grade schöpferisch, ebenso Leo v. Klenze, Gottfried Semper und Friedrich Freiherr v. Schmidt in Wien. Wer kann sich dem imposanten Eindrucke verschließen, den Schinkels Schauspielhaus und die Säulenhalle des alten Museums in Berlin, den Klenzes Glyptothek und Propyläen in München sowie Hansens Waffenmuseum und sein Heinrichshof in Wien hervorbringen! Leider ist heutzutage mit der Vielwisserei die Ungründlichkeit verbunden; zu einer gedeihlichen Kunstübung gehört aber außer Wissen und Können auch noch der feste Glaube an die hohe Mission der Kunst und der dienende Glaube, welcher der Kunst selbst und nicht des kleinen Ichs wegen sein Bestes mit fröhlichen Augen gibt, nachdem der Herr ihm bescheeret hat.

Tierschutzverein.

Skizze von M. v. Ekensteen.

Wenn er durch die Straßen ging, grüßten ihn die Leute ehrerbietigst. Viele bewunderten ihn geradezu, und seine näheren Bekannten nannten ihn ideal. Er war ein Fünfziger, dem noch kein graues Haar gewachsen war. Seine Frau hatte ihm ein großes Vermögen mit in die Ehe gebracht, und beide konnten sich annähernd jeden Wunsch erfüllen. Kinder hatten sie nie gehabt; da sie aber sehr ihre Bequemlichkeit liebten, vermißten sie diese nicht.

In einem Punkte harmonierten sie wunderbar; sie hatten eine ausgesprochene Vorliebe für Tiere; er für Hunde, sie für Katzen. Er, Rat Romann, hatte vor Jahren in der Stadt den Tierschutzverein gegründet; alle Jahre hielt er seitdem im Tierschutzkongreß eine Rede, in welcher er mit viel Pathos und Ueberzeugungskraft von den Mißhandlungen sprach, die aus Roheit den armen Tieren zugefügt würden. Sein Wirken war in der Tat gut. Seidem war bei einer gewissen Klasse von Menschen in der Stadt das sittliche Gefühl gehoben worden; man räumte auch den Tieren das Recht ungestörten Lebensgenusses ein. Herr Romann aber überwachte peinlich die Behandlung der Hunde und Zugtiere und den Transport des Schlachtviehes; und gewissenhaft brachte er jeden Frevler zur Bestrafung.

Das war unstreitig sehr lobenswert; denn die Jugend, die Kutscher, Viehhändler und Metzger enthielten sich seitdem fast gänzlich jeder Brutalität, und Fräulein Minchen Bartolomäus, die Allerweltstante im alten Häuschen am Wallgraben, behauptete, seit Herr Rat Romann mit Argusaugen nach jedem Tierquäler sahnde, sei auch die gute Zeit für Maikäfer, Spatzen und Ratten gekommen. Im alten Wallgraben tummelten sich die Langgeschwänzten am hellen Tage, rings unter dem Dachfirst ihres baufälligen Häuschens nisteten zahllose Sperlinge, und abends im Wonnemonat war weitum ein Summen und Surren von der schwärmenden Maikäferschar.

Der Herr Rat hatte auch eine Schwäche; er liebte sehr die Tafelfreuden, und ganz besonders schwärmte er für Wild in jeder Form; selbstredend war er aber persönlich dem Jagdsport abhold; das überließ er roheren Naturen; was Fische betraf, bevorzugte er den Aal, aber niemals durfte über die Art der Beförderung vom Leben zum Tode in seinem Hause gesprochen werden; auch sein großer Geflügelhof blieb leer. Er hätte nie einen Kapaun, ein Huhn oder eine Ente von der eigenen Aufzucht abschlachten lassen können. Rat Romann war eben ein Tierfreund durch und durch; seine beiden schottischen Schäferhunde waren preisgekrönte Exemplare und sein brauner Zwergpintscher ein kostbares Juwel.

Frau Rat pflegte einen blauaugigen, schneeweißen, indischen Angorakater, „echt importiert", und zwei Fehkatzen. Sie schliefen auf Daunendecken, wurden Winters mit gemästeten Mäusen und im Sommer mit jungen Spatzen gefüttert; es gab ja so viel von dem Ruppzeug im Städtchen! . . . .

Draußen, drei gute Wegstunden entfernt, hinter dem Stück Buchenwald und den endlosen Wiesen und Aeckern, die sich zu den Meilern und Dörfern des Flachlandes hindehnen, liegt ein altes, baufälliges Bauernhaus mit Schindeldach. Dahinter breiten sich ein Gemüsegarten und ein Krautacker aus. Ein Gärtner baut dort Bohnen und Gurken, Kohl, Salat und sonstige Gemüse an. Das Erdreich ist schwarz und fett, der Ertrag gut; es ernährt ihn und seine kleine Familie. Alle Wochen zweimal fährt die Frau mit einem kleinen Karren voll Grünzeug ins Städtchen, und vom Erlös kauft sie den Bedarf fürs Haus. Im Oberstock wohnt in einer Kammer der Erdarbeiter Lehnert mit Weib und Kind. Montags geht er zum Bahnbau nordwärts und Samstag abend kehrt er heim. Sein Weib näht, flickt, wäscht und hilft den Gärtnersleuten in Feld und Acker. Aber seit Wochen schon arbeitet sie nicht mehr; ihr Kind hustet, fiebert und bedarf unausgesetzter Pflege; es verkrampft die abgemagerten, gelben Händchen und weint und wimmert.

„Was meint Ihr, Gärtnerin, wenn ich's zum Arzt brächte? Auch wegen mir möcht' ich ihn befragen, ich bin so matt und elend seit der Geburt."

„Im Gemüsewägerl möcht' sich's tun."

„Meint Ihr, ich brächt's zuweg'?"

„Wir geben euch den Hund mit. Macht's dann, wie ich mit dem Gemüse: Eine Stunde fahrt Ihr, dann spannt Ihr den Karo eine Stunde ein, und dann fahrt Ihr wieder vollends bis in die Stadt."

„Es wird das Beste sein, Gärtnerin."

Die Frauen machen nicht viele Worte; es kommt und geht zu Herzen, das genügt.

Andern Tags packt die Lehnert das kranke Kind in Windeln und Decken und bettet es weich in Kissen in den kleinen Grünzeugkarren. Auch ein Stück derbes Schwarzbrot und eine Flasche Milch legt sie dazu.

„Wenn der Karo faul und verspielt ist, dann muntert ihn nur mit dem Peitschenstiel ein wenig zur Arbeit an!"

„Schon recht; ich werd' ihm nicht allzuweh tun, Gärtnerin."

Die Sonne brennt auf die staubige Straße, von den Feldern steigt ein kräftiger Erdgeruch auf, die Lerchen trillern, die Käfer schwirren. Karo springt lustig voraus; bald netzt er die Zunge im klaren Wasser, das im Graben sickert, bald dehnt er sich im Grase, oder er wälzt sich im jungen, üppigen Klee.

Das Kind hustet, weint und wimmert. Die junge Arbeiterfrau ist mager und blaß; vor 14 Tagen ist sie erst vom Krankenlager aufgestanden; sie hat eine schwere Geburt gehabt, und das Kind stört ihr jede Nacht den Erholungsschlaf. Sie weiß es wohl, daß ihr nur die Kräftigungsmittel fehlen; doch dazu reicht des Mannes schmaler Verdienst nicht aus. Tief seufzt sie auf; es wird ja schon noch alles gut werden, Mutterliebe ist so mutig und stark.

Mit neuen Kräften zieht sie an und wischt sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn.

Schon lange hätte sie gern den Karo eingespannt, denn sie ist matt zum Umsinken, aber — er macht so ausgelassene Sprünge und rast auf und ab wie ein Toller; vielleicht zöge er nicht ruhig und gelassen an, und ihr Bub müßte leiden!

Immer schwüler lastet der Sonnentag, immer langsamer geht es vorwärts; zwei Stunden schon schiebt und zieht sie auf dem schlechten, staubigen Wege den kleinen Karren.

Jetzt kommt der schattige Wald; sie rastet unter den ersten Bäumen, labt das Kind mit Milch und teilt ihr Brot mit Karo, der sie mit geifernden Lefzen und treuen Augen anschaut.

„So Karo, jetzt kommt die Reihe an dich!"

Sie legt ihm das Geschirr an und krault ihm das zottige Fell; und erleichtert geht sie mit der kleinen Peitsche neben dem Karren her. Am Waldpfad ist's schattig; der Hund hat es besser, als das Weib es hatte; aber dennoch gibt sie ihm gute Worte und streichelt ihm liebkosend den Kopf.

Aber Karo ist träge; er legt sich mitten in den Weg und läßt die nasse Zunge hängen.

„Hopp! Auf, Karo!"

Aber der Hund rührt sich nicht; ob er es fühlt, daß nicht die energische Herrin neben ihm hergeht?

„Karo! Vorwärts!"

Mit einem ermunterndem leichten Peitschenschlag treibt sie ihn an; er knurrt nur und bleibt liegen.

Das Kind wimmert.

„Wie sagte doch die Gärtnerin? Ein wenig ermuntern mit dem Peitschenstiel. — Hopp! Auf, Karo!"

Und sie holt zum Schlage aus.

Im gleichen Augenblick kommt Rat Romann eilig aus dem Walddunkel auf die Gruppe zugeschritten: „Was fällt Ihnen denn ein!", schreit er sie an. „Sehen Sie denn nicht, daß das arme Tier ganz ermattet ist? Solche Tierquälerei! Schon seit einigen Minuten beobachte ich Sie! Gut nur, daß wir einen Tierschutzverein hier haben! Wer sind Sie denn, wie heißen Sie?"

„Anna Lehnert, lieber Herr! Aber Sie irren sich, grad hab' ich erst den Hund eingespannt, weil ich nicht mehr konnte . . ."

„Ja, ja, das kennt man schon! Faule Ausreden! Ist es nicht barbarisch, ein armes Tier so zu schinden? Wo wohnen Sie?"

„In der Gärtnerei bei Feldegg."

„Und der arme Hund gehört Ihnen?"

„Nein, Herr, dem Gärtner Moser."

„Spannen Sie ihn sofort aus! Und das Weitere sollen Sie schon vom Tierschutzverein erfahren! Man wird Sie über § 360,[13] aufklären!"

Karo jagt tollend mit den prämiirten schottischen Schäferhunden des Herrn Rats Romann die Straße hinauf; der Rat macht einige Notizen in sein Merkbuch; das Kind im Karren schreit, und Frau Lehnert schiebt ganz langsam, ganz matt, mit schweißtriefendem Gesicht ihr armseliges Fuhrwerk der Stadt zu. Sie ist guter Dinge und fast heiter; voll Hoffnung denkt sie: In der Stadt, die einen so herrlich eingerichteten Tierschutzverein hat, wird sie sicher auch für sich und ihr Kind einen Menschenschutzverein finden.



Eine Idylle am Adriastrande.

Von

Helene Schleicher.

Von Triest nach Fiume sind nur vier Stunden Bahnfahrt und von Fiume nach Abbazia ein halbes Stündlein auf dem Wasser — kaum der Rede wert, wenn alles klappt, das heißt, wenn keine Bora ihr tückisch Wesen treibt. Weht nun der Wind, so kann auch die kurze Spanne Zeit endlos werden, falls man nicht gefeit ist gegen die Seekrankheit mit allen ihren Begleiterscheinungen. Da liegt es vor uns — das lockende Zauberland und — wir erreichen es nicht, weil die tosenden Wellen das Schiff immer wieder zurückschleudern. Und ist man endlich unter tausend Nöten gelandet, so steht man etwas taumelnd auf der Brücke — man ist eben ein bischen „seekrank"! Doch bald kehren auf dem festen Boden die gesunkenen Lebensgeister zurück und damit die Genußfähigkeit!

Abbazia ist ein eigenartig Fleckchen Erde, der Natur, dem wilden Karste förmlich abgerungen. Charakteristisch ist der Kontrast zwischen dem rötlichen Felsgestein mit seinen Rinnen und Furchen und der üppigen Vegetation in Abbazia selbst — ein Bild, wie es nur dieses pittoreske Küstenland bietet. Der Lorbeer, der Oelbaum, die Zypresse, des Libanons Zeder, sie alle gedeihen hier in verschwenderischer Fülle. Auch unter Palmen kann man „ungestraft" wandeln, denn der Kurgarten birgt deren viele, außerdem noch Magnolien, Agaven, Kameliensträuche, sowie die leuchtendroten Früchte des Granatbaumes — die Tropenidylle par excellence! Das Hotel Stefanie ist ersten Ranges, Absteigquartier fürstlicher Zelebritäten und anderer gut rangierter Sterblicher. Das Hotel besitzt einen der schönsten Speisesäle der Welt, seine Spiegelwände strahlen die glitzernden und prunkenden Dinnertoiletten zurück, die Uniformen der Marineurs und last not least auch die mehr praktischen als prächtigen Reisekostüme der Touristen. Ein Prachthotel reiht sich an das andere, Pensionen gibt es wie Sand am Meere, teils auf der Höhe, teils am Strande.

Und mitten darunter steht — einfach und schlicht — das schmucklose, uralte Kirchlein der St. Jakobs-Abtei. Bis hieher dringen die lockenden Walzerweisen der Kurkapelle — sie mischen sich mit dem Klange des Glöckleins der Kirche. Gar herrlich ist der Uferweg, der sich stundenlang der Adria entlang zieht, umspült von den brausenden Fluten, die manchmal ihren weißen Gischt über das Gelände werfen. Auf den Ruhebänken kann man mit Muße das Panorama genießen — hier links der kahle, aber doch interessante Karst und dann der rapide Uebergang zur blühendsten Flora.

Gegenüber liegt die Insel Cherso, einsam, wie ein verwünschtes Eiland, noch unbeleckt von der Kultur. Ob sie wohl noch ein Abbazia wird oder ihren Dornröschenschlaf weiter schläft? Das geheimnisvolle Inselchen erweckt Interesse; wer weiß, ob sich nicht ein Krösus findet, der sich dort ein Schloß baut, einen Palmenhain anlegt und Lorbeerbäume pflanzt. Der Blick von einem hohen Söller aus auf das Meer — herüber auf Abbazia — müßte wundervoll sein. Vorderhand gibt es in Cherso nur armselige Häuschen, verkrüppelte Oelbäume, steinige Pfade statt Schlösser und Palmen.

Kehren wir zurück aus dem Traumlande mitten hinein ins volle Menschenleben — in den Kurpark! Matrosen, Seekadetten, Marine- und andere Offiziere sieht man kameradschaftlich miteinander lustwandeln. Ein deutsches Schulschiff liegt draußen vor Anker, seine jungen Kadetten dürfen an das Land, sie schließen gar schnell Brüderschaft mit den österreichischen Kameraden — das gibt alles ein farbenreiches Bild! Und erst abends bei den Zigeunern im Hotel Quarnero — bei den eigenartig rythmischen Klängen des Cymbals, der schwermütig klingenden Geige des Zigeunerprimas — kann es Reizvolleres geben für Auge, Ohr und — Herz? Und draußen rauschen und branden die Wellen der See und begleiten das interessante Konzert! — Außer den schönen Strandwegen gibt es noch zahllose nahe Ausflugspunkte — die Franz Josephs-Anlagen mit ihren Lorbeerplantagen bis zur Litrowquelle, die König Karl-Promenade, dann der lauschige Weg zum Drazicaquell, auf den Klippen weiter nach Volosca, dem malerischen Bergstädtchen.

So könnte man wochenlang wandern und genießen, jeden Tag etwas Neues, aber — man kann nicht immer, wie man will. Und so heißt es oft viel zu früh scheiden — „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe". Ein taufrischer Morgen ist es, da entführt uns ein flotter Landauer in die weite Welt hinein — oder vorderhand wenigstens — nach Mattuglie, zur Bahnstation. Angesichts der herrlichen Morgenfahrt vergeht gar bald die auf Moll gestimmte, etwas elegisch angehauchte Laune. Immer geht es am Strande entlang, in Bogenlinien, so daß man Abbazia stets sieht. Wie gebannt kehrt unser Blick zurück, noch einmal grüßt die Kirchturmspitze der Jakobsabtei, da lugt das hohe Dach des Hotel Stefanie aus den Bäumen hervor, und das Schulschiff draußen am Strande hebt sich silhouettenhaft vom schimmernden Meere ab. Durch Volosca geht es im Galopptempo, die munteren Rößlein haben gar flotte Gangart. Noch einmal liegt Abbazia vor uns im Morgensonnenglanze, dann ist das Zauberland verschwunden — wir halten vor dem Bahnhofe, von wo aus uns eine vielstündige Bahnfahrt in die Heimat bringt.

Vom Aachener Balneologen-Kongreß.

Von

Dr. W. Brüning-Aachen.

Bis in ferne Römerzeiten reicht die Bedeutung Aachens als Badeort zurück. Und die heißen Quellen waren für Karl den Großen eine Hauptveranlassung, hier seine Residenz aufzuschlagen. Auch in einer Periode tiefen wirtschaftlichen Niederganges, der in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts die Bedeutung der alten Kaiserstadt nach außen hin beeinträchtigte, verblieb Aachen die Anziehungskraft seiner Bäder, die viele vornehme Besucher in seine Mauern führte. So entfaltete sich zumal in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein blühender Weltverkehr mit allem Luxus und Komfort einer Gesellschaft, deren feudales savoir vivre in Paris, der damaligen Kulturstätte Europas, sich gebildet hatte. Ja, Aachen erlebte als Bad neben Spaa im 18. Jahrhundert seine Glanzzeit. Durchlauchtige Herrschaften, Gentlemen und Ladies, Edelleute des ancien regime, niederländische Handelsherren und lebensfrohe, wenn auch nicht immer mit Glücksgütern übermäßig ausgestattete Angehörige des deutschen Adels vom Schlage des Baron Pöllnitz gaben sich hier ein Stelldichein und genossen den Charme einer Lebenskunst, wie sie niemals höher ausgebildet worden ist, in vollen Zügen. Nicht das Bad allein lockte mit seiner die matten Nerven auffrischenden Kraft die Fremden an, einen noch höheren Reiz übten die glänzenden Säle aus, in denen das Gold über die grüne Fläche rollte. Le jeu est fait, rien ne va plus! Das war die Lebensdevise der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, für die das Geld nur Chimäre sein konnte, da sie unter der liebevollen Fürsorge eines absolutistischen Regimentes nicht nötig hatte, es zu erwerben.

Auch noch der Auskultator Otto von Bismarck wußte diese Reize des Aachener Badelebens zu schätzen und zu genießen. Sie sind dahin und mit ihnen die gewisse Bedeutung, die das Badeleben in Aachen früher besaß. Aber es hat sich doch nur zu seinem Vorteil entwickelt. Allerdings erst in letzter Zeit, unter dem tatkräftigen Eingriff einer Verwaltung, die Aachen auch in dieser Hinsicht auf eine moderne Höhe hob. Sie hatte manche Unterlassungssünde gutzumachen; aber nun verdient Aachen das Lob des Kongreßvorsitzenden Geheimrat Liebreich (Berlin), daß es nicht nur zu den hervorragendsten Badeorten Deutschlands, sondern der ganzen Welt gehöre. Es darf auch als Vorbild für alle Bäder in der Lösung der widerstreitenden Interessen zwischen Industrie und Badeleben dienen. Letzteres wird durch die Industrie nicht im geringsten beeinträchtigt, da man den stillen Betrieb der Tuch- und Nadelfabriken kaum bemerkt, und auch die Rauchentwickelung nicht entfernt so lästig wirkt wie in den Eisenindustriestädten. Die Hygiene läßt in den für die Badegäste in Betracht kommenden Stadtteilen nichts zu wünschen übrig, das Trinkwasser ist vorzüglich und die Luft sehr gesund infolge des intensiven Austausches zwischen Land- und Meerluft und der Nähe des großen Stadtwaldes, dieses herrlichen Waldes, einer wahren silva deliciarum.

Diese Vorzüge Aachens als Badeort fanden denn auch seitens aller Kongreßbesucher lebhafte Anerkennung.

In wissenschaftlicher Hinsicht war die 25. Tagung der Balneologen sehr ertragreich. Unter den Vorträgen dürften mehrere für weitere Kreise von Interesse sein, so namentlich der des Herrn Dr. Mamlock (Berlin) über Friedrichs des Großen Badeaufenthalt in Aachen im Jahre 1742. Der König meinte zwar scherzend, daß das Baden eine alte Canaille nicht wieder jung machen könne, aber da er erst 30 Jahre zählte, erwies sich das Bad gegen seine Verdauungs- und Gichtbeschwerden als hilfreich. Friedrich wollte später noch einmal nach Aachen gehen, er kam jedoch nicht dazu, weil, wie er Voltaire schrieb, sein Magen allerhand europäische Gemische verdauen müsse.

Professor Holzapfel erörterte die geologischen Grundbedingungen für die Aachener Thermen, und Dr. Polis, der Leiter des Aachener Meteorologischen Observatoriums, sprach über die klimatischen Verhältnisse der Rheinprovinz.

Unter den Fachvorträgen hatten mehrere eine besondere praktische Bedeutung. An der Hand einiger Statistiken wies Dr. Bärwinkel-Nauheim die zunehmende Sterblichkeit bei akutem Gelenkrheumatismus nach. Er erklärte diesen für eine durch unzweckmäßige Ernährung, Darmstörungen, schlechte Wohnungen und Erkältungen hervorgerufene Krankheit des Blutes. Die Annahme einer durch Mikroorganismen bewirkten Infektionskrankheit sei zurückzuweisen. Die vielfach geübte Behandlung mit Salizylpräparaten empfahl der Vortragende nicht, er glaubt vielmehr nach seinen Erfahrungen, daß durch strenge Ruhe, milde Wasseranwendung, ganz reizlose Kost und durch wiederholte Blutentziehung mittels kleiner Aderlässe gute Erfolge zu erzielen sind. Mineralwasserkuren bei Kindern behandelte ein Vortrag des Dr. Josionek-Wildenau-Wiesenbad. Besonders günstig wirken die Wildunger Quellen bei Harngries und Blasenkatarrh der Kleinen, die Karlsbader Wässer bei Magen- und Darmkatarrh, Biliner bei Obstipationen und Fachinger bei Nephritiden. Dr. Schürmayer-Berlin empfahl eine von ihm erfundene Methode der Gallensteinbehandlung, die Operationen möglichst weit hinauszuschieben sucht.

Der Leiter des Kongresses, Geheimrat Liebreich, wurde vom Zentralverbande der österreichischen Balneologen zum Ehrenmitglied ernannt, desgleichen Geheimer Sanitätsrat G. Meyer-Aachen seitens der Balneologischen Gesellschaft. Deren nächste Tagung wird in Berlin stattfinden.

Die Aufnahme des Kongresses seitens der Aachener Stadtverwaltung war eine äußerst liebenswürdige und gastfreie.

Neue literarische Erscheinungen.

Von

Dr. Anton Lohr.

Der Jörn Uhl-Rummel hat ausgetobt. In die Siedehitze der ersten Begeisterung, in die einer den andern hineingerissen hatte, waren gar bald die kalten Tropfen einer ruhigeren Ueberlegung gefallen. Man fand plötzlich eine Menge Fehler an dem Werk, die man zuerst völlig übersehen hatte; vor allem aber staunte man über die Schwerfälligkeit des Romanes, die dem modernen Empfinden so entzückend widersprach, und der zum Trotz man das Ganze doch so großartig gefunden hatte. Selbst das Lokalkolorit, den „Erdgeruch", das fast einzige, was schließlich Kritiker der schärferen Tonart an dem Werke noch gelassen hatten, sprach ein bekannter Landsmann Jörn Uhls dem Romane zuguterletzt noch ab. Nur die Stimmung, die Natur und Menschen miteinander verwob und alles in einen eigenen Duft hüllte, war nicht wegzuleugnen. Aber auch sie läßt sich noch viel feiner und besser wiedergeben als bei Frenssen. Man lese nur „Jochen Klähn" (Berlin, Costenoble) von Max Geißler. Dieser Roman führt uns fast in dieselbe Gegend wie „Jörn Uhl", von dem er vielleicht angeregt wurde. Kennst du die Marschbauern auf den Halligen? Wenn nicht, lieber Leser, so kaufe dir Geißlers Buch, und du wirst deine helle Freude an diesen biedern Friesen haben. Ein beschwerlich Leben führen sie auf ihrem kleinen Stückchen Land, an dem das Meer unaufhörlich frißt und nagt, das die Flut oft gänzlich unter Wasser setzt, und über das die Nordstürme wuchtig dahinbrausen. Ein zähes Geschlecht sind diese Halligleute, die mit Inbrunst an ihrer armseligen Heimat hängen und sie todesmutig gegen das „Mordmeer" verteidigen; ein starkes Geschlecht sind sie, die innerlich tief geworden sind in ihrer meerumschlossenen Einsamkeit und jeden Wortschwall hassen: die treu sind in ihrem Fühlen und ihrer Liebe, wie die Gezeiten des Meeres. Das alles weiß uns Geißler meisterlich zu zeigen, und seine Halligleute wachsen uns förmlich ins Herz. Rein romantechnisch steht Geißlers Buch hinter Frenssens Werk weit zurück; es verfließt zu sehr ins Breite und keine kräftige Handlung hält die auseinanderstrebenden Episoden straffer zusammen. Aber Stimmungsgehalt enthält das Werk in höchstem Maße, Erdgeruch und den Salzhauch des Meeres. Mir hat es mehr geboten als der „Jörn Uhl"; es ist ein gesundes, tiefes, stilles Buch, wie sein Held Jochen Klähn ein wahrer, echter Held ist und Binne Bonken sein würdiges Gegenstück als Mädchen.

Wie der Uebergang von reiner, frischer Seeluft zu muffiger Großstadtatmosphäre berührt gegen diesen erquickenden Landschaftsroman ein Buch, wie Hermann Jaques' „Münchens Ende" (Dresden, Reißner). Der Roman spielt in der Zukunft. „Münchens Ende" wird dadurch herbeigeführt, daß der Walchensee zum Kochelsee durchbricht und eine gewaltige Wassermasse das Isartal herunterwälzt, die München mit ihren Fluten erdrückt. Ein närrischer Privatgelehrter hat zwar die Katastrophe längst vorhergesagt, aber kein Mensch achtete auf ihn. So gehen denn mit den meisten andern Münchnern der Zukunft auch eine Reihe von Personen aus unserm Roman zugrunde; nur unser Held, ein junger Künstler, der sich inmitten einer verluderten Lebemenschen- und Künstlergesellschaft zu einer verschwommenen und fadenscheinigen Lebensphilosophie emporgearbeitet hat, und der Privatgelehrte retten sich per Bahn. Abgesehen von der Geschmacklosigkeit seiner Idee leidet der Roman auch an bedenklichem Mangel an Tiefe, Gestaltungskraft und Klarheit. Die Religion kommt schlecht in dem Romane weg; einer ihrer Diener, ein tiroler Kaplan, ist dabei noch mit einer geradezu sträflichen Unwahrscheinlichkeit gezeichnet.

Unwahrscheinlich muten auch die meisten Personen im letzten Roman „Mimikry" der Münchener Autorin Maria Janitschek an. Es ist leider richtig, daß der Künstler meist „Mimikry" treiben muß, um im Leben vorwärts zu kommen, d. h. er muß sich dem herrschenden, verdorbenen, lüsternen Geschmack anpassen, wenn er vorwärts kommen will. Das tut nun auch Rasso Gessenharter, während seine Seele ein echtes Kunstwerk zu schaffen träumt. Als er aber endlich am Ziele angelangt ist und ein wahrhaft künstlerisches Lebenswerk geschaffen hat, da erschießt er sich, weil er mit dem „beschmutzten Kittel nicht auch die Erinnerung" ausziehen kann. Er hätte aber doch jetzt die schönste Gelegenheit dazu. Inzwischen hat sein Bruder Emil mit einer lianenhaften Demimondaine die gräßlichsten Orgien gefeiert. Dieser Schwächling will nun mit der wissenden, aber unberührten jungen Lilith ein neues Leben beginnen. Unnatürlich, krankhaft, nervös, wie das Leben in manchen Kreisen der Bohème, wirkt das ganze Buch. Ein gesunder Gaumen wird es kaum goutieren können.

Mimikry! Es ist ganz gewiß, daß das Publikum an der Schundliteratur mehr Schuld trägt als die Autoren. Man frage einmal die Buchhändler! Nur das Pikante geht reißend ab, während die „langweilige Tugend" ungekauft bleibt. „Trurig bi Gott!" wie der Schweizer sagt. Kommt dann noch der Staatsanwalt und sieht sich so ein opus offiziell näher an, dann ist sein Erfolg gemacht. Die in jeder Beziehung minderwertigen „Erstklassigen Menschen" des Grafen Baudissin beweisen das wieder. Auch am „Menschen in der Liebe" vom Belgier Camille Lemonnier haben wir das letzthin gesehen. Kaum hatte der Staatsanwalt die deutsche Uebertragung konfisziert, als eine Reihe von Blättern sich gegen diese gewiß im Interesse des Volksganzen gelegene Maßregel erhob und lange, lobende Feuilletons über dieses häßliche Buch brachte. Ich selber erhielt als Redakteur mehrere Aufsätze über den Roman eingesandt. Das „Magazin für Literatur" gab sogar ein ganzes Lemonierheft heraus. In dem, was der Autor von der Erziehung sagt, enthält ja das Buch manches Beachtenswerte; aber als Ganzes ist es einfach unerträglich. Von der Tendenz des Werkes möge das Geständnis des Helden am Schlusse des Buches einen dunklen Begriff geben: «Et je suis retourné vers la bête.» Solche Giftblüten sollte man den Romanen lassen.

Wenn Verleger dagegen Werke, wie die P. A. Sheehans, einführen, so müssen wir das als wirkliche Bereicherung freudig begrüßen. J. P. Bachem hat den „Neuen Kaplan" Sheehans verlegt, in dem der junge, eifrige Kaplan als Sauerteig die Gemeinde und auch den alten, guten Pfarrer durchsäuert. „Der Erfolg des Mißerfolges" ist ein fein psychologisch durchgeführter Bekehrungsroman. Der Held verliert in einer Erziehungsanstalt seinen Glauben; im Examen für den indischen Verwaltungsdienst fällt er durch, ebenso scheitern alle seine anderen Anstrengungen um eine anständige Existenz. Da sieht er nun allmählich ein, daß seine moderne Philosophie, in die er sich vertieft hat, ihm keinen rechten Halt bieten kann, und als er noch dazu in einem ehemaligen Mitschüler einen feurigen Laienapostel trifft, da kehrt er um und geht ins Kloster. Die Missionsdruckerei in Steyl hat das Buch verlegt. Den letzten Roman Sheehans, „Lukas Delmege", hat die „Allgemeine Verlags-Gesellschaft" in München in Verlag genommen. Er behandelt das brennende Problem des Verhältnisses der katholischen Kirche zur modernen Kultur. An dem Lebensgange des Priesters Delmege werden alle Seiten dieser Frage in interessanter Weise beleuchtet. Dieser letztere Roman hat begreiflicherweise ganz besonderes Interesse gefunden.

Auch ein anderer englischer Schriftsteller verdient dem deutschen Publikum bekannt zu werden. Es ist dies George Maredith, der gegenwärtig wohl als der bedeutendste englische Prosaepiker gilt. Der Verlag S. Fischer in Berlin legt uns von diesem Autor soeben die Uebertragung seines schon 1859 erschienenen Romans „Richard Favenel" vor. Es ist ein pädagogischer Roman, der die höchsten Fragen der Erziehung und Lebensphilosophie in der Form einer handlungsreichen Geschichte von Vater und Sohn bietet. Tiefer Einblick in psychologische Probleme und eine realistische Art der Darstellung zeichnen das Werk aus, das nur in wenigen Beziehungen den heutigen ästhetischen Anforderungen nicht mehr entspricht. Dagegen durchzieht das Ganze ein starker, befreiender, oft auch sarkastischer Humor, wie er in Deutschland selten ist und in England auch immer seltener wird. Nach unserem unvergleichlichen Jean Paul sind wir ja an Humor so arm geworden. Denn wenn sie uns auch manchmal ein Lächeln entlocken, was sind Wilhelm Busch und — Paul Scheerbart heute? —

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Offenbach im Hoftheater. Nun hat Meister Jacques, der vielgeschmähte, seinen Einzug an der Geburtsstätte des „Tristan" und der „Meistersinger" vollzogen, und die Kühnheit ist ihm ganz wohl bekommen: „Hoffmanns Erzählungen", das Schwanenlied des frech-fidelen Tanzmeisters des zweiten Kaiserreichs, hatte an der Münchener Hofbühne einen sehr großen Erfolg.

Ueber das Werk als solches sich in diesen Spalten eingehend auszulassen, liegt kaum ein besonderer Anlaß vor. Der Umstand, daß es sich — ganz im Gegensatz zu seinen 101 älteren Geschwistern — langsam, aber sicher die Anerkennung holte, die es heute genießt, bestätigt genügend seine Bedeutung und Ausnahmsstellung, und man braucht sich der Erkenntnis derselben gar nicht zu schämen, oder sich gar — bei Hans Pfitzner zu entschuldigen, wie es das rührige Agitationsorgan desselben getan hat, das ja so gerne aus der Kunst auch eine politische Frage macht und vom Redaktionstisch aus die Zukunft auch unserer Tonkunst dirigieren möchte.

„Hoffmanns Erzählungen" also halten wir für ein Meisterwerk und glauben daher auch, daß Hofkapellmeister Reichenberger seinem musikalischen Gewissen kein nennenswertes Opfer brachte, als er der Oper diese fein abgestimmte, glänzend musikalische Wiedergabe zuteil werden ließ. Das Werk steht zu allem, was der Komponist vorher geschrieben, durchaus nicht in jenem schroffen Widerspruch, auf welchen stets hingewiesen wird. Den größten Erfolg hatte Offenbach freilich mit seinen parodistischen Operetten; denn diese hielten ihrer Zeit den Spiegel vor und zeigten ihr verzerrt und vergrößert alle ihre Cancansprünge; die musikalische Meisterschaft Offenbachs als eines Hauptvertreters der komischen Oper aber enthüllt sich am besten in seinen kleinen Einaktern, die durchaus auf dem fein melodischen Reiz ihrer Musik basieren und direkt zu den Erzählungen Hoffmanns hinleiten. Hier hat sich dann Offenbachs Witz ohne unverschämte Grimasse mit seinem unversiegten Melodienreichtum und seiner eminenten Kenntnis des bühnenmusikalisch Wirksamen zu einem Ganzen verbunden, das gleichwohl jene seltene Eigenschaft besitzt, die auch Johann Strauß nur in einem seiner Werke, in der „Fledermaus", erreichte: Stil nämlich. Was der Librettist Barbier an unserem Hoffmann verbrochen, das kann nicht auf das Konto des Komponisten kommen — sicherlich standen letzterem in seinem tatenreichen Leben nicht viele bessere Bücher zur Verfügung, und jedenfalls hat er nach diesem Libretto den unheimlichen, grauenhaft fantastischen Zauber Hoffmannscher Romantik in so sicherer Weise musikalisch zu gestalten gewußt, daß wir Deutsche hieran nichts Unechtes finden können. Freuen wir uns also des Erfolges und der Initiative, die unsere Hofbühne mit der Aufnahme dieses ungesucht frischen Werkes in das Repertoire gegeben hat — sie war eine Notwendigkeit, die noch lange keinen Anlaß gibt, unserem Publikum alltäglich zum Morgenkaffee seine musikalische Inferiorität zu Gemüte zu führen.

Die Aufführung selbst war ausgezeichnet — bis auf die Vertretung der Giulietta — so ausgezeichnet, daß wir alle, die hier mit Herz und Seele zusammenwirkten — die Bosetti, Walter, Bender und wie sie alle heißen mögen, mit einem Lob bedenken können. Eines stummen Mitwirkenden, des Regisseurs Wirk, sei aber besonders gedacht: er arbeitet mit künstlerischer Sicherheit und feinstem Erwägen und bewies von neuem, daß seine Berufung eine der glücklichsten im Regime Possart gewesen ist.

Kaimsaalreminiszenzen. Mehr und ausdrücklicher, wie in früheren Jahren, ist während der abgelaufenen Saison der Kaimsaal die eigentliche Musikzentrale Münchens gewesen. Drei Dirigenten — Felix Weingartner, Bernhard Stavenhagen, Peter Raabe — haben dort, ein jeder in seiner Weise und für sein Publikum, ihres Amtes gewaltet. Weingartners Abonnementskonzerte bedeuten ja sicher für uns jene unumgängliche Institution, die den dauernden Zusammenhang zwischen Kunst und Mode zu besorgen hat; das Publikum des gefeierten Dirigenten setzt sich aus zwei streng gesonderten „Richtungen" zusammen: Aus den Verehrern seiner Kunst und den Verehrern seines Fracks; aus Hörenden und Sehenden also. Und beide Teile kommen auf ihre Rechnung. Den Ersteren aber treu zu dienen, ohne den Letzteren den Spaß zu verderben, das ist Weingartners ureigene und unbewußte Spezialität, die ihm wohl Mancher neiden mag.

Als künstlerischer Repräsentant der „Abonnementskonzerte" ist Weingartner von einem gemäßigten Konservativismus durchdrungen, der ihm indessen manchmal einen freundlichen Seitenblick auf die Kunst von heute erlaubt. „Von Zeit zu Zeit sieht er das Neue gern". Mit einer gewissen vornehmen Ergebung läßt er sich in letzter Hinsicht nicht ungern zum Opfer seines Vorkämpfertums werden; er zeigt den größten Mut, wo er gegen seine eigene Ueberzeugung zu Felde zieht. Hugo Wolfs unvergleichliche Penthesilea hatte, bevor sie Weingartner nach München brachte, überall Mißerfolge — bei uns errang sie sich, wohl zuerst mit durch die wundervolle Reproduktion, stürmischen Beifall — der in diesem Falle übrigens wohl sicher auch Weingartners Meinung über das charaktervolle, farbenglühend gezeichnete Werk deckte. Aber diese armselige, fadenscheinige „symphonische Dichtung" (!) Per aspera ad astra von Karl Pohlig, diese blasse Händelkopie eines „Siegesgesang Judiths" von Ewenk — unmöglich ist es, diese Werke auf das Konto des Geschmacks eines Weingartner zu buchen; viel eher glaube ich, daß mit so markanten Exempeln das „heute" recht auffallend neben den vom Dirigenten in so exzellenter Weise vertretenen Klassikern und Neuromantikern zu bemerken sein soll — das Gegengewicht eines Strauß oder Bruckner kennt ja Weingartner nicht!

Da springt nun der stets Hilfsbereite, der Freund der Ausgewiesenen, der sich in München merkwürdigerweise gleichzeitig Akademiedirektor nennen darf, — Bernhard Stavenhagen springt in die Bresche. Er kämpfte heuer am äußersten Flügel, und man darf kaum unterdrücken, daß sein Mut gelegentlich in Sorglosigkeit umschlug und seine Toleranz im zweiten der drei „modernen Abende" in ganz unheimliche Tiefen sich verlor. Aber Stavenhagen brachte uns Mahlers „Dritte", Bruckners „Neunte", Strauß' Taillefer, und er trat für Leute vom Schlage eines Ernst von Boehe ein, und was er bot, bot er mit so spontaner, warmherziger Begeisterung, so aufrichtiger, hingebender Begeisterung, daß man diese Abende ruhig als die eigentlichen Höhepunkte, die in jeder Richtung für das Gesamturteil über die Saison ausschlaggebend sind, bezeichnen darf.

Peter Raabe, der Nachfolger Siegmund von Hauseggers, der Dirigent der Volkskonzerte, war der Dritte der Helden des Kaimsaals. Er hatte nach Hausegger einen schweren Stand, und sein spezifisch norddeutsches Wesen machte ihm die Sache nicht leichter. Aber er kam doch über die „Kinderkrankheiten", denen jeder Beruf bei der Aufnahme eines neuen Wirkungskreises ausgesetzt ist, hinweg. Raabe hielt es für möglich, fern von der Stätte seines künftigen Wirkens, ohne Rücksicht auf die Ansprüche eines ihm wohl noch gänzlich unbekannten Publikums, ein Programm für die ganze Saison entwerfen zu können. Er mag bald genug eingesehen haben, daß unser Publikum für gewisse, sicherlich ganz hübsche Sächelchen, Kehrichtreste aus den Werkstätten großer Meister, auf die Dauer nicht zu haben ist. Und so kam es, daß Raabe aus seiner selbstauferlegten Reserve einen kräftigen Schritt herausgegangen ist — zu seinem und seines Publikums Wohl. Auf diese Weise wurde er erst zum wirklichen Förderer einer unserer schönsten volkstümlichen Institutionen und er selbst wuchs sichtlich in seinen Aufgaben, sodaß wir — eine Warnung vor allzu ersichtlicher Nachahmung seines Meisters Weingartner darf allerdings hier eingeschaltet sein — seiner günstigen Weiterentwicklung versichert sein können. — Zehn Jahre sind vergangen, seit die hochsinnige Gründung Hofrat Dr. Kaims — die Erbauung des Kaimsaals — München einen heute unentbehrlichen Musikmittelpunkt schenkte. Der Verlauf der Jubelsaison hat wohl am besten gezeigt, was der Kunsttempel an der Türkenstraße für die Gegenwart und die Zukunft Münchens bedeutet.

Das 2. bayerische Musikfest findet während der Pfingstfeiertage in Regensburg statt. Festdirigent ist Richard Strauß, das Münchner Hoforchester wird mitwirken, der Chor ist aus Regensburger und Nürnberger Vereinen gebildet, die Kammermusik ist durch das vorzügliche Kilianquartett vertreten. Auf das Programm kommen wir noch zurück; so großzügig dasselbe intentioniert ist, so läßt es doch zwei Bedenken zu: Zuerst vermißt man ein entschiedeneres Betonen des „landschaftlichen" Charakters („bayerisches" Musikfest) und dann ging die Wahl der aufzuführenden Werke zu geflissentlich auf solche, die im Repertoire jedes großen Orchesters jahraus jahrein zu finden sind. Liszt's Graner Messe nimmt sich dabei von selbst aus.

❧❧❧

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

IV.

Das Wort „Ostern" bedeutet für die meisten Provinzbühnen, für die meisten Schauspieler sehr viel. Die kleineren Bühnen in der Provinz schließen ihre Tore; die Honoratioren haben den ganzen Winter hindurch dank ihres Abonnements alles, was das Menschenherz ergreift, alles was weinen und lachen macht, über sich ergehen lassen müssen, und wollen nun mit Mutter Natur Auferstehung feiern — und der Kunst, die sovielen glattrasierten Gesichtern, sovielen geschminkten Frauenwangen eine Nährmutter gewesen, wird für ein halbes Jahr glücklich der Rücken gekehrt. Nur in den größeren Städten, wo auf den Bühnen gewagt und versucht wird, wo man das Großstadtpublikum sozusagen als Versuchskaninchen benützt — um dann den Kleinstädtern die beste Auswahl vorzuspielen — wird weiter gewagt und weiter versucht. Die Großstädte entsenden noch gnädig ihre berühmtesten Schauspieler als Sendboten der Kunst für die Osterwoche in die Provinzhauptstädte — dann geht es weiter in der Premieren Jagd und Hast; Stück reiht sich an Stück, Durchfall an Durchfall — und bis die Fremden ihre kurze Rast auf dem Fluge ins Gebirge halten, spielt man wieder die altbewährten, guten, zugkräftigen Stücke, die alle Neuaufführungen überdauern.

Wenn wenigstens die Direktoren der Großstädte sich in dieser aufreibenden Tätigkeit ablösen und einer nach dem andern eine Premiere abspielen würden, so daß man die Uebersicht hätte. Aber Berlin traut Wien nicht, und Wien nicht München, und München nicht Hamburg; dasselbe Stück, das den Berlinern mißfällt, kann den Hamburgern gefallen, denken die Direktoren, und daher wird am lieben Publikum herumoperiert — hilft dieses Pulver nicht, muß jenes Pflaster helfen —, geht's mit der deutschen Posse nicht, wird's vielleicht mit der französischen Zote geh'n! — Und ist ein Autor z. B. für Wien unbekannt, so kennt Berlin ihn als seinen Bürgermeister.

So ist es mit Georg Reike, von dem das kleine Theater in Berlin ein einaktiges Schauspiel „Märtyrer" zur Aufführung brachte, das lebhaften Beifall fand. Es handelt sich in diesem Einakter um drei Menschen, die alle auf das Glück verzichtet haben und verzichten müssen. Ein evangelischer Pastor hat seiner Ueberzeugung wegen seine Stellung aufgeben müssen und ist nun mit seinen 5 Kindern ohne Brot, wenn nicht die Aelteste, ein wackeres fleißiges Mädchen, sie alle ernähren würde, tagaus tagein Arbeit, tagaus tagein Sorge, tagaus tagein eine eherne Pflicht. Da fällt ein Sonnenschein in ihr Leben; ein junger Mann liebt sie, sie aber muß ihm entsagen, denn wenn sie seine Frau wird — dann verlieren ihre Geschwister, dann verliert ihr unglücklicher Vater den Unterhalt. — Vater, Tochter und Bräutigam — das sind die drei Märtyrer. Die Berliner Kritik weiß dem Stücke viel Gutes nachzurühmen und hebt speziell die ruhige, sichere Führung der Handlung, die Kenntnis der kleinbürgerlichen Verhältnisse, die straffe Charakterzeichnung hervor.

Ein Stück, das uns ebenfalls in eine durch Unglück herabgekommene Familie führt, ist die Komödie „Bessere Leut'" von Julius von Ludassy und Alexander Engel, das im Wiener Raimundtheater zum erstenmal gegeben wurde; freilich steh'n hier die Edlen in der Familie nicht so im Vordergrund wie bei dem Reike'schen Einakter. Das Wiener Theater leidet an dem furchtbaren Fehler, daß die meisten Stücke nicht für die Bühne, nicht für's Publikum, sondern für den Hauptdarsteller geschrieben werden und auch geschrieben werden müssen, — damit sie aufgeführt werden. Der übertriebene Schauspielerkult in Wien hat diesen Mißstand gezeitigt. Es werden Girardistücke geschrieben, — und nun beginnt man auch Niesestücke zu verlangen, ja man hat im Vorjahre sogar offiziell ein Preisausschreiben erlassen. Als bestes, das heißt brauchbarstes Stück ging obige Komödie daraus hervor, die von zwei sehr begabten Bühnenautoren stammt, von Ludassy, dem tiefangelegten, literarischeren, und von Engel, dem routinierteren, zum Possenhaften neigenden. Daraus ergibt sich, daß damit ein heiteres, bühnentechnisches, gut gemachtes, auch an Feuilletonwitzen reiches Stück geschmiedet worden war, das eine „Bombenrolle" enthält, und eine „Bombenrolle" hat auch immer einen „Bombenerfolg" als Wirkung.

Wenn auch keinen „Bombenerfolg", so doch eine freundliche Aufnahme ward im Nürnberger „Intimen Theater" dem vieraktigen Drama „Der Preis" von A. J. Groß von Trockau zuteil, die Arbeit einer Stiftsdame des St. Annastiftes in Würzburg. Die Handlung ist dem Künstlerleben der italienischen Renaissancezeit entnommen oder besser in diese Zeit versetzt. Ein junger Bildhauer modelliert die Statue der Madonna für eine Konkurrenz, Fedele Moroni, eine reiche, junge Witwe, deren Lehrer er auch ist, steht ihm dazu Modell. Die beiden lieben sich — doch als Michelle Fedeles jüngere Schwester, Angiolina, kennen lernt, entbrennt er zu dieser in Liebe. Erst als er durch eine Verwundung, die er sich im Kampfe mit einem Nebenbuhler zuzieht, ans Krankenlager gefesselt wird, lernt er Fedele recht kennen, die ihn pflegt und obendrein die Statue der Madonna vollendet, die mit dem Preise bedacht wird. Man sieht, die Handlung bietet nicht viel neues — jedoch sollen manche schöne poetische Stellen, sowie die schwungvolle, reine Sprache die Dichtung frisch und lebendig erhalten.

Einen erschreckenden Fleiß scheint in der letzten Zeit Prag in bezug auf das Herausbringen von Theaternovitaten an den Tag gelegt zu haben. — Dort wurde ein Drama „Waldherrschaft" von Otto

Fischer zum erstenmal gegeben, das das Publikum wohl wegen des Milieus der „Waldbauern" interessierte. Wilhelm Wolters brachte drei Einakter unter dem Titel „Ein Blick ins Nest", die er außerdem mit dem Untertitel „Schelmenstücke" versieht. Die „Schelmen" sind hier immer die beiden Ehegatten, die sich nicht ganz so gut verstehen, wie es in „Der Glückliche" und „Kinderkrankheiten" nach außen hin den Anschein hat. „Die Hochzeitsreise" nennt sich der zweite der drei Einakter, der dies beliebte Thema wieder, allerdings nicht im Eisenbahncoupé, sondern vor der Haustüre, wo das junge Paar ausgesperrt ist, höchst geistreich variiert.

In Karlsruhe durfte sich in voriger Woche Herr Franz Kaibel für den starken Beifall, den seine dreiaktige Komödie „Leiterthausen-Rilkenburg" fand, vor dem lärmenden Publikum dankend verneigen; auch Herr Kraatz hatte in der Nachbarhauptstadt Stuttgart wieder Gelegenheit zu dieser angenehmen Körperübung, als nämlich am Ostersonntag sein mit Freiherrn von Schlicht verfaßter neuer Schwank „Liebesmanöver" zum erstenmal gegeben wurde. Freiherr von Schlicht, dessen Roman „Erstklassige Menschen" dem Offiziersstand so stark zu Leibe rückt, kennt also, wie sein Schwank beweist, auch noch sehr harmlose Menschen im Offiziersrock. Es „schwankt" also zwischen den beiden Extremen einher.

In Hamburg unternahm das Stadttheater den Versuch, Shakespeares Epilog „Der Sturm" in der Bühnenbearbeitung von Eugen Kilian und mit Tauberts Musik zur Darstellung zu bringen. Eine anerkennenswerte Leistung, die freilich nicht sehr dankbar ist.

Kleine Rundschau.

Eine Hauptsehenswürdigkeit des Aachener Doms,

den Karl der Große erbaute, ist der Königsstuhl auf dem Hochmünster, ein einfacher, aber überaus würdevoller Sitz aus Marmorplatten. Nach der Ueberlieferung wohnte Karl von ihm aus dem Gottesdienste bei. Er erhielt später die Bedeutung als Stuhl des Reiches, und die Krönung eines deutschen Königs war erst dann vollbracht, wenn er „so lange, als man ein Vaterunser betet", auf dem Stuhle gesessen hatte. Unter dem Throne ist ein Durchgang, der früher häufig zum Durchkriechen benützt wurde. Die Sitte, unter Altären und Reliquienschreinen in gebückter Stellung, gleichsam wie unter einem Joche herzugehen, war im Mittelalter sehr verbreitet. Man wollte sich vor dem betreffenden Heiligen demütigen und sich so seiner Hilfe würdig machen. Da auch Karl der Große als Heiliger verehrt wurde, bezeugte man ihm auf diese Weise Verehrung. Der Volksglaube sah darin zugleich ein Mittel gegen Krankheiten. Auch sonst übte der Aachener Stuhl eine faszinierende Wirkung aus. Als die Kaiserin Josephine mit Napoleon in Aachen war, wandelte sie die Lust, sich auf den Marmorstuhl Karls des Großen zu setzen, so unwiderstehlich an, daß sie ihr nachgab, trotzdem der Kaiser es nicht zugeben wollte. Napoleon stand lange, in tiefes Schweigen versunken, vor dem Throne. Und doch, welch eine beredte Huldigung! Auch der Philosoph Hegel, der „Ueberwinder aller Standpunkte", setzte sich im Jahre 1822 auf den Königsstuhl. Der damals 52jährige Gelehrte schrieb darüber seiner Frau: „In Aachen sah ich den Dom zuerst, setzte mich auf Kaiser Karls Stuhl. Auf diesem Stuhl wurde 300 Jahre nach seinem Tode Karl sitzend vom Kaiser Friedrich, glaube ich, mit dem Kaiserornat angetan, die Krone auf dem Haupte, Szepter in der einen, Reichsapfel in der anderen Hand, gefunden; diese Sachen wurden zu den Reichskleinodien getan und seine Gebeine beigesetzt. Ich setzte mich auf diesen Stuhl, auf dem 32 Kaiser gekrönt wurden, wie der Küster versicherte, so gut wie ein anderer, und die ganze Satisfaktion ist, daß man darauf gesessen hat". Der „große Philosoph" erweist sich in dieser Briefstelle nicht gerade als Geschichtskenner, und trotz der geringen „Satisfaktion" konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, einige Jahre später nochmals auf dem Königsstuhl Platz zu nehmen! Dr. B.

Der Zauberkreisel als Hilfsmittel gegen die Seekrankheit.

Bei der Erregung der Seekrankheit spielen die Schwingungen um die Längsachse des Schiffes, die sog. Rollbewegungen, eine wichtige Rolle. Herr Konsul O. Schlick in Hamburg hat nun kürzlich eine Kreiselvorrichtung erfunden, durch welche die Rollbewegungen stark abgemildert werden. Auf Ersuchen des Erfinders hat Herr Professor Dr. A. Föppl von der Technischen Hochschule in München, eine unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiete der theoretischen Mechanik, die Vorrichtung rechnerisch geprüft und berichtet in dem Hefte vom 2. April der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure äußerst günstig über dieselbe. Die Vorrichtung besteht im wesentlichen aus einem schweren Schwungrad, welches durch einen Elektromotor oder dergleichen in schnelle Umdrehung versetzt wird. Schwungradwelle und Motor sind in einem Rahmen vertikal gelagert. Der Rahmen ist pendelnd am Schiffsgerippe gelagert. Die Achse der Lagerung steht also rechtwinklig zur Längsachse des Schiffes. Wird nun das Schwungrad in Rotation versetzt, so wird, falls das Schiff um seine Längsachse um einen Winkel gedreht wird, infolge der eigentümlichen beim Kreisel ins Spiel tretenden Kräfte der Rahmen und damit auch die Schwungradachse sich schief stellen, also entweder nach vorn oder nach hinten ausschlagen. Bei entsprechender Wahl der Dimensionen ist dieser Schwungradausschlag zehnmal so groß als der Winkel, um welchen das Schiff oszilliert. Wird nun durch eine Bremsvorrichtung der Ausschlag des Rahmens stark gedämpft, so wird damit auch gleichzeitig die Rollbewegung des Schiffes stark gemildert. Beispielsweise fand Professor Föppl, daß bei entsprechender Dimensionierung der Vorrichtung die Abnahme des Ausschlages nach einer vollen Schwingung auf weniger als ein Viertel der ursprünglichen Ablenkung heruntergedrückt werden kann. Es ist wohl zu hoffen, daß der Erfinder die etwa entgegenstehenden praktischen Schwierigkeiten überwinden und daß es ihm gelingen wird, seine Erfindung praktisch zur Geltung zu bringen. Die Seereisenden werden es gewiß dankbar anerkennen. Wer sich über die eigenartigen Kreiselkräfte informieren will, findet in den Spielwarenhandlungen unter dem Namen Zauberkreisel eine ganz ähnliche Vorrichtung, an welcher sich dieselben sehr wohl studieren lassen. Rn

Die Vereinigung der Elektrizitätswerke

wird demnächst ihre Generalversammlung in Straßburg i. E. abhalten. Bei dieser Gelegenheit wird Herr Professor Braun vom physikalischen Institut der Universität Straßburg einen Vortrag über „drahtlose Telegraphie" halten und mit der Gesellschaft „Telefunken" in Berlin, welche die Patente von Professor Braun und Professor Slaby besitzt, Telegramme wechseln. Rn.

Japanisches.

Nach einer Schätzung des Direktors der Bank von Japan betrug das japanische Nationalvermögen Ende 1902 etwa 11,690'000,000 Yen, darunter Edelmetall 200'000,000 Yen. Die Reisernte Japans wird nach zweiter vorjähriger Schätzung mit 47.70 Mill. Koku (zu 180 Liter) angegeben und ist die günstigste Ernte bisher. Da kann's den Japanern nicht fehlen. S.

Wach- und Schließgesellschaft.

Immer größer wird die Zahl der Städte, welche sich diesem gemeinnützigen Unternehmen anschließen. In der Nacht vom 6. zum 7. April ist auch in Augsburg die Wach- und Schließgesellschaft zum erstenmal in Tätigkeit getreten. Die Gesellschaft wurde erst vor 2½ Jahren in Köln gegründet, hat bis jetzt 17 Filialen errichtet und beschäftigt 10,000 Angestellte. Möchten sich immer mehr Städte diesem Sicherheits-Unternehmen anschließen! Spät nach Hause kommenden Großstädtern gewährt es stets ein angenehmes Gefühl der Beruhigung, wenn sie diese kräftigen Gestalten der Wach- und Schließgesellschaft einherschreiten sehen, bewaffnet mit Schlüsselbund, dickem Stock und Laterne, hier an eine Haustür rüttelnd, um zu konstatieren, ob sie verschlossen, dort in ein Kellerfenster spähend, um zu sehen, ob der Lichtschein berechtigt ist, dann wieder bei abonnierten Hausbesitzern lautlos bis in die höchsten Etagen steigend, jedes verdächtige Geräusch, jedes Ungewöhnliche beobachtend! Selbstverständlich werden als Wächter nur zuverlässige, gut beleumundete Leute angestellt; auch ist für genügende Kontrolle derselben gesorgt. M. K.

Wie man lernen soll, um zu behalten,



ist eine Frage, welche sich an alle richtet: die Jungen, welche selbst lernen müssen, die Eltern, welche um den Fortschritt ihrer Kinder besorgt sind, und alle übrigen, die bei dem gewaltigen Fortschritt ihr Wissen ergänzen müssen, um sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wohl gibt es Tausende und Tausende von Lehrbüchern zum Selbstunterricht sowohl als auch für den Unterricht in den Schulen, aber sie alle sagen uns nur, **was** wir lernen sollen, aber nicht, wie wir es **leicht** lernen und so lernen können, dass wir es auch dauernd behalten. Dies zeigt, wie Tausende von Lehrern und Personen aller Stände bestätigen, Poehlmanns Gedächtnislehre. Lesen Sie den Prospekt, welchen Sie auf Anfrage gratis erhalten von **L. Poehlmann**, Mozartstrasse 9, **München** C 130 und urteilen Sie dann für sich selbst, ob es nicht eine gewaltige Ersparnis an Zeit, Mühe, Verdruss und materiellen Verlusten für Sie bedeutet, wenn Sie sich dem Studium der Poehlmannschen Gedächtnislehre unterziehen. Sie erhalten dabei nicht ein Buch, vor dessen theoretischen Ratschlägen Sie ratlos dastehen, sondern Sie werden so lange praktisch unterrichtet, bis Sie mit dem Erfolge zufrieden sind.

„La Nazione", Florenz: „Poehlmann hat eine Methode zur Stärkung des Gedächtnisses verfasst, welche das Lob des hervorragendsten Teiles der europäischen Presse geerntet hat .... Sie ist nützlich für jedermann ...." „De Telegraf", Amsterdam: „.... Seine Theorie wird in kurzen, klaren Worten vorgeführt und durch zahlreiche Beispiele erläutert .... Je mehr man sich in diese Anleitung vertieft, desto mehr neue Gedanken findet man darin, welche einem vorher entschlüpft waren ..." „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": „Ein scharfsinniges und, was noch mehr sagen will, als erfolgreich zu betrachtendes Verfahren ..." „Berner Schulblatt": „.... Seine Uebungen zur Heilung von Zerstreutheit sind unübertrefflich. ..." Der ärztliche Mitarbeiter von „Das Buch für Alle": „... Wir würden Ihnen daher raten, mit vollem Vertrauen den Anleitungen Poehlmanns zu folgen. .." 897

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Zeitungsausschnitte aus allen bedeutenderen Zeitungen und Zeitschriften der Welt liefert das **Literarische Bureau Clemens Freyer Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 33.** Fürsten, Standespersonen, Diplomaten, Gelehrte, Schriftsteller, Verleger Künstler, Industrielle, Ingenieure 2c., namentlich auch Behörden, Banken, Institute, Vereine, Gesellschaften 2c. nehmen die Dienste des Bureaus seit 5—10—15—20 Jahren in Anspruch. Prospekt gratis.

Ostermann & Hartwein
Königl. bayer.
Hofglasmalerei
München, Schwanthalerstrasse

• Juwelen, Gold, Silberwaaren •
998 in reicher Auswahl.
Eigene Fabrikation.
Hans Egersdörfer
Juwelier, Gold- u. Silberschmied
München, Dienerstr. 14.

Ein stolzes Werk deutscher Wissenschaft und Kunst

ist die soeben in Lieferungen erscheinende

Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von Professor Dr. Anselm Salzer.

Mit 110 ein- und mehrfarbigen Beilagen, sowie über 800 Abbildungen im Text. ✱ Etwa 25 Lieferungen zu je 1 Mark.

„... Diese Literaturgeschichte bietet einen Reichtum an Abbildungen, farbigen Tafeln, wunderbaren Initialen, wie wir ihm in keinem anderen Literaturwerk begegnet sind. Alle Schätze der Bibliotheken scheinen herbeigeschafft worden zu sein, um in dieser Hinsicht Vollendetes bieten zu können. Manche Blätter sind den Originalen so täuschend ähnlich nachgemacht worden, dass sie als ein Ersatz dienen können. ... Das deutsche Volk gewinnt durch diesen Reichtum an Abbildungen ein Werk, auf das es stolz sein kann."
856 **(Strassburger Post.)**

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. München.

In der **Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Entwicklung der Sozialdemokratie in den zehn ersten Reichstagswahlen (1871—1898). Auf Grund der amtlich geprüften Wahlziffern dargestellt von **Theodor Wacker.** Mit einem Nachtrag: Die Sozialdemokratie in der Reichstagswahl von 1903. gr. 8° (LVI u. 438) *M* 8—; geb. in Leinwand *M* 9.20.

Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. Von **Viktor Cathrein** S. J. Achte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8° (XVI u. 352) *M* 2.80; geb. in Leinw. *M* 3.50.

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Inserate

finden in der

„Allgemeinen Rundschau"

weiteste Verbreitung.

Leserkreis nur im kaufkräftigen Publikum!

Vergl. Seite 54!

Heirat.

Großgrundbesitzer in Bayern, 33 Jahre alt, katholisch, sichere jährliche Rente Mk. 40,000.—, wünscht sich mit gebildeter katholischer Dame mit Vermögen zu verehelichen. Offerten sub **Lc1023 Q** an **Postfach 4782** (Schweiz). 978

Selbstgezogene Moselweine versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel,** Weinbergbesitzer, **Carden** (Rheinl.) 960

Ignaz Schweizers Verlag, Aachen
Kralbel Th., Prinzipien der Kirchenmusik. 1 Mk. 20 Pfg. = 1 Kr. 44 h. = 1 Frs. 50 Ctm.
Die in diesem Werke entwickelten Grundsätze entsprechen durchweg dem neuesten Erlass des heil. Vaters Pius X. über Kirchenmusik.



Dichterstimmen der Gegenwart.

Illustr. poetisches Organ für das kath. Deutschland. 858a
Herausgeber: **L. Tepe van Heemstede** ✱ Verlag: **Peter Weber, Baden-Baden.**
18. **Jahrg.** Halbjährl. 6 Hefte, **Mk. 2.50. Probeheft zur Ansicht.**
Inhalt: Gedichte, Erzählungen, Skizzen, Liter.-Berichte, Kritiken, Mosaik und in jedem Hefte eine Kunstbeilage (Porträt) nebst Biographie eines zeitgenössischen Dichters.

Aloisianum in Gelsenkirchen (Westf.)
Konvikt für kathol. Schüler des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Realschule. Geistliche Leitung. Pension 500 Mk., unter 14 Jahren 450 Mk. 941

Münchener Ratskeller
Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden.
Pächter: **Heinr. Eckel & Cie.**
911 Weingrosshandlung.

Die Orgelbauanstalt
Max März & Sohn, München, Landsbergerstr. 80,
empfiehlt sich der hochw. Geistlichkeit in Anfertigung von Orgeln nach bewährtem pneumatischem System. Reparaturen gut und billigst.

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rouenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 5. München, 26. April 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Der erste deutsche protestantische „Hirtenbrief".

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Mag man auch dieses oder jenes Rundschreiben Luthers als einen protestantischen „Hirtenbrief" ansehen, unsere Aufschrift wird doch gerechtfertigt durch die soeben erschienene „im April 1904" datierte „Kundgebung des Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses". Wir betrachten diese Publikation als eine solche vom weittragendsten Wert in doppelter Hinsicht, sowohl was die Tatsache der Erscheinung als den Inhalt derselben betrifft. Der „Deutsch-evangelische Kirchenausschuß" ist nämlich, wenn eine Parallele mit Katholischem gestattet ist, nichts anderes als der deutsche Gesamtepiskopat der verschiedenen protestantischen Landeskirchen. Schon seit Jahren arbeitete man in gewissen protestantischen Kreisen auf eine „gewisse Einheitlichkeit" auf dem Gebiete der Organisation unter den verschiedenen Landeskirchen hin. Einer der Treibenden war hierbei der vor kurzem verstorbene Generalsuperintendent Lechler-Ludwigsburg. Der Evangelische Bund griff die Sache gierig auf und wünschte in verschiedenen Resolutionen einen solchen Zusammenschluß. Nur unter der Wahrung der vollen inneren Autonomie der Landeskirchen kam er auf der Eisenacher Konferenz im Vorjahre zustande.

An der Spitze dieses Kirchenausschusses steht der preußische Oberkirchenratspräsident, was nicht ohne manche Bedenken hingenommen wurde, da man von diesem nicht genügend Tatkraft und Energie erhoffte; derzeit gehören demselben an: Voigts, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Berlin. D. Freiherr von der Goltz, Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Wirklicher Oberkonsistorialrat, Berlin. D. Dr. Chalybaeus, Präsident des Landeskonsistoriums, Wirkl. Oberkonsistorialrat, Hannover. D. Freiherr von Gemmingen, Konsistorialpräsident, Stuttgart. D. Helbing, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Karlsruhe. Dr. Rothe, Großherzoglicher Staatsminister, Wirklicher Geheimer Rat, Weimar.

Dieser „Evangelische Kirchenausschuß" — also eine offizielle Vertretung der Landeskirchen — scheint nun als seine vornehmste Aufgabe den Kampf gegen die Gleichberechtigung der Katholiken anzusehen.

Am 18. Februar 1904 hat sich derselbe in einer Protesteingabe an den Bundesrat gewendet mit der Bitte, der Aufhebung des Artikels 2 des Jesuitengesetzes die Zustimmung zu versagen. Dieser erste auffallende Schritt hatte keinen Erfolg; aber das Vorgehen ist bezeichnend. Man halte sich einmal folgendes Gegenstück vor Augen: der deutsche Gesamt-Episkopat wendet sich in einer Eingabe an den Bundesrat, um eine staatliche Maßnahme zugunsten der protestantischen Kirche, die aber lediglich der Forderung der Gleichberechtigung aller Staatsbürger entspricht, zu hintertreiben! Es fällt uns ja schon schwer, uns in diesen ganz und gar unmöglichen Fall auch nur hineinzudenken! Aber die Parallele mit dem Vorgehen des „Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses" ist dies doch! Und nun möchten wir den Lärm von Königsberg bis Konstanz hören über diese „Anmaßung" des Episkopates, über diese „Intoleranz der Römlinge" usw. Dem Protest des Kirchenausschusses wurde keine Folge gegeben, und nun beklagte sich der nationalliberale Abgeordnete Dr. Hieber noch im Reichstage (66. Sitzung vom 14. April 1900, St. B. S. 2077) über diese Ablehnung der „ersten Bitte", und ihm schloß sich der freikonservative Abg. Dr. Stockmann (dieselbe Sitzung S. 2082) an und findet gar in der Ablehnung der Bitte „eine schwere Kränkung für die evangelische Kirche". Wir dürfen zur Charakterisierung dieses Vorgehens die Antwort des Abg. Dr. Bachem (S. 2087) hersetzen, welche lautete: „Nichts hat uns Katholiken so sehr verwundert und so sehr verletzt, als daß eben die offiziellen Vertretungen der evangelischen Kirchen geglaubt haben, sich in diese Frage hineinmischen zu dürfen und zu sollen. (Sehr richtig! in der Mitte.) Es hat uns in höchstem Maße verletzt, daß gerade die offiziellen Vertretungen der evangelischen Kirche ihre Stimmen erhoben haben im Sinne der Aufrechterhaltung einer Maßregel, welche den katholischen Volksteil auf das tiefste beschwert und in seinem religiösen Gefühle kränkt. (Sehr richtig! in der Mitte.)" Dann fragte der Redner nach einem Gegenstück im katholischen Lager und versicherte, daß dies nie vorkommen werde. Für das Parlament war hiermit die Sache erledigt, und wir hätten sie auf sich beruhen lassen. Aber dies war „nur der erste Streich, denn der zweite folgt sogleich"

„Im April 1904" ist eine „Kundgebung des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses" datiert, die wir als protestantischen „Hirtenbrief" bezeichnen. Dieselbe ist erlassen wegen der nun erfolgten Aufhebung des Artikels 2 des Jesuitengesetzes, mit dem ein „vorsorglich aufgerichtetes Schutzmittel für die evangelische Kirche und eine Waffe der Abwehr zur Wahrung ihrer Interessen weggefallen" sei. Im Parlament versicherte man aber (Dr. Hieber), daß die evangelische Kirche sich gar nicht fürchte vor den Jesuiten; die offizielle Kirchenvertretung scheint anderer Ansicht zu sein. In der „Kreuzzeitung" haben wir auch dieser Tage einen Ausspruch eines mecklenburgischen Kirchenrates gelesen, der dahin ging, daß das gesamte Jesuitengesetz nicht im Interesse der evangelischen Kirche erlassen worden sei. Wir begnügen uns mit der Konstatierung dieser Widersprüche. Aber es ist noch ein anderer Grund, weshalb sich der Kirchenausschuß „mit einem mahnenden und stärkenden Worte an die evangelischen Gemeinden" wendet! Es ist die Befürchtung, „daß die Beseitigung des § 2 nur ein weiteres Glied in der tatsächlichen Entwickelung der kirchenpolitischen Verhältnisse im Deutschen Reiche bilde; eine Reihe von Einräumungen zugunsten der römischen Kirche seit längerer Zeit bedeute eine Gefahr für die evangelische Kirche und vermöge dem öffentlichen Frieden, sowie dem ungetrübten Nebeneinanderleben der Konfessionen nicht zu dienen."

Als wir diese, nur Behauptungen enthaltenden Sätze lasen, glaubten wir anfangs, es sei uns ein Stenogramm der Reichstagsverhandlungen in die Hände gefallen, denn just so — fast wörtlich — sprachen auch die nationalliberalen Redner, deren Ausführungen als Manuskript für diese Kundgebung gedient zu haben scheinen! Wo ist denn die „Reihe von Einräumungen"? Dann wird in dem „Hirtenbrief" von der „anmaßenden, auch die Ehre Luthers und der Reformation nicht schonenden Haltung des Ultramontanismus" gesprochen und daran die „ernste Mahnung" geknüpft, „daß den maßlosen, stets wachsenden ultramontanen Ansprüchen und dem Protestantismus feindlichen Bestrebungen, welche die auf Alleinherrschaft der römischen Kirche gerichteten Ziele auf jede Weise durchzusetzen suchen, die gebührende Zurückweisung zuteil werde."

Hierauf versucht die Kundgebung wenigstens einen Beweis für die „maßlosen" Ansprüche zu erbringen; es sei die Forderung der Aufhebung des Artikels 1 des Jesuitengesetzes und der Toleranzantrag. Beides sind Forderungen, die nur die Gleichberechtigung beider Konfessionen im Auge haben! Dem Kirchenausschuß aber bereiten sie „schwere Sorgen" und er stellt seine Anforderungen an unsere evangelischen Gemeinden. Wir müssen den folgenden Passus wörtlich einfügen:

„Ernst ist die Zeit, in welche die evangelische Kirche gegenwärtig gestellt ist. Mancherlei Enttäuschungen und Gefahren, mancherlei Prüfungen und Leiden muß sie aus Gottes Hand hinnehmen und im Aufblick zu Ihm dafür Sorge tragen, daß auch sie ihr dienen zur Bewährung ihrer Glaubenskraft und zu ihrer eigenen Läuterung. Auch in schwerer Zeit werden die evangelischen Christen nicht nachlassen, ihr Vaterland zu lieben, die Obrigkeit zu ehren, den Gesetzen zu gehorchen Sie werden die Selbstprüfung nicht unterlassen, in wie weit auch sie an ihrem Teile zu dem Stande der Dinge, den wir beklagen, dadurch beigetragen haben, daß sie es an der Wertschätzung der idealen Güter des Volkes, vor allem an warmer Betätigung des evangelischen Glaubens und der evangelischen Treue haben mangeln lassen. Wie viele religiöse Gleichgültigkeit und Zwietracht, wie mancher beklagenswerter Abfall schwächt unsere Kraft. Darum nicht in nutzlosen Klagen und Anklagen, — in der Stärkung des Glaubens, der Mehrung des kirchlichen Ehrgefühls, in der treuen Pflichterfüllung auch im bürgerlichen und staatlichen Leben haben wir die Widerstandskraft gegen mächtige Gegner zu suchen."

Wer diese Sätze liest, muß sich doch unwillkürlich sagen: Was ist denn geschehen im deutschen Vaterlande? Ist ein Kulturkampf gegen die protestantische Kirche ausgebrochen? Wird protestantischen Pastoren der Gehalt gesperrt? Sind Diakonissinnen aus ihrem Heimatlande verjagt? Hat man einige Konsistorialpräsidenten in das Gefängnis geworfen und sie als „Strohflechter" (wie den sel. Kardinal Melchers) beschäftigt? Ist überhaupt der protestantische Kult eingeengt? Nichts von alledem! Das ganze Unglück ist nur, daß Professor Dr. Laband in seinem Reichsstaatsrechte (Bd. I S. 159) unter den Personen, denen der Aufenthalt im Deutschen Reiche polizeilich verboten werden kann, nicht mehr folgende 4 Gruppen aufführen darf: 1. Gewohnheitsmäßige Bettler und Landstreicher; 2. gänzlich Subsistenzlose; 3. auszuliefernde Verbrecher; 4. Mitglieder des Jesuitenordens, sondern daß er die vierte Gruppe zu streichen hat! Und darob solches Jammern und Wehklagen seitens des Kirchenausschusses!

Die Kundgebung richtet die Mahnung an die protestantischen Gemeinden: „Zweierlei tut der Kirche der Reformation not, gegenüber dem mächtigen Rom!" An zweiter Stelle wird ein „aus Gottes Wort genährtes, durch Betätigung des Glaubens und Arbeit der Liebe erstarktes, in Treue und Einigkeit festes Gemeindeleben" gefordert und dann mit dem Worte geschlossen:

„So richten wir denn unter den Sorgen der Gegenwart mit den Worten des Apostels Paulus die dringende Mahnung und Bitte an unsere Gemeinden:

Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens!

Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke!"

Ueber die zweite Forderung haben wir kein Wort zu sagen, aber volle Aufmerksamkeit verdient die erste, die sich in folgenden Worten verdichtet:

„Trotz der Verschiedenheiten und Gegensätze, welche unsere, die evangelische Freiheit mit der evangelischen Wahrheit verbindende Kirche durchziehen, ist es heilige Pflicht, im Ausblick auf den Herrn Jesum Christum, das einige Haupt der gesamten Christenheit, einträchtig zusammenzustehen und auch unserseits geschlossen und wachsam einzutreten für das kostbare Erbgut der Reformation in Haus und Gemeinde wie **im öffentlichen Leben**."

In den drei letzten Worten liegt für uns — auch für den Kirchenausschuß? — der Kernpunkt des gesamten Erlasses. „Im öffentlichen Leben!" Das ist der kirchlich offizielle Sammelruf für das schon so oft gewünschte „protestantische Zentrum." Graf Hoensbroech versuchte es mit der „antiultramontanen Wahlvereinigung"; die Jungliberalen wollen eine „Antizentrumsliga" gründen, der „Deutsch-evangelische Kirchenausschuß" verspricht sich von einem „protestantischen Zentrum" das Heil! Wir können es abwarten, welchen Erfolg die Kundgebung in dieser Richtung haben wird! Man spricht oft von der Ironie der Weltgeschichte; hier scheint sie wieder einen Triumph zu feiern! Noch ist die Druckerschwärze der Reichstagsstenogramme nicht trocken, die über den „politischen Katholizismus" handeln, noch sind nicht alle Protokolle verteilt, in denen von liberal-protestantischer Seite geklagt wurde über die „Vermengung von Politik und Religion", und schon naht die erste offizielle protestantische Kirchenvertretung und proklamiert, ja fordert von „unseren evangelischen Gemeinden" offen den „politischen Protestantismus", und zwar gegenüber dem „mächtigen Rom"! Da wird also die ganz unhaltbare künstliche Scheidung zwischen Katholizismus und Ultramontanismus gar nicht mehr beliebt. Der erste deutsche protestantische „Hirtenbrief" klingt somit aus in den Kampf gegen die katholische Kirche und die Proklamation des „protestantischen Zentrums"! Wir schälen nur diese beiden Tatsachen heraus! Jetzt aber wissen die deutschen Katholiken auch, woran sie sind; sie wissen auch, welches das Ziel des „Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses" ist; verstärkte und erhöhte Einigung sei ihre Antwort! Man mache es ihnen aber nicht mehr — unter Anwendung von Schlagwörtern — zum Vorwurf, wenn sie sich nach ihrer katholischen Ueberzeugung überall betätigen, „in Haus und Gemeinde wie im öffentlichen Leben!"

Die Aufnahme der Kundgebung in der Oeffentlichkeit dürfte eine recht verschiedenartige werden; ganze Zustimmung wird sie nirgends in protestantischen Kreisen finden. Den Liberalen ist sie zu orthodox, den Gläubigen zu liberal. An dem Verhalten der „Kreuzzeitung" findet diese Annahme schon eine Bestätigung; einmal teilt das Blatt nicht die Bedenken gegen die Aufhebung des Artikels 2, dann aber vermißt das Blatt einen „bestimmteren Hinweis auf das Bekenntnis der Kirche und auf die Grundlagen unseres christlichen Glaubens".



Japan und das Völkerrecht.

Von
Landgerichtsrat Franz Kiß, München.

Japan ist das jüngste Glied der Völkerrechtsgemeinschaft. Seine Aufnahme vollzog sich ohne besondere Förmlichkeit; man kann nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, wann sie erfolgt ist. Gewöhnlich verlegt man den Zeitpunkt in das Jahr 1899, weil in dessen Verlauf die Konsulargerichtsbarkeit in Japan aufhörte. Jedenfalls ist seitdem die Zugehörigkeit Japans zur Gemeinschaft unbestritten. Es ist der erste nichtchristliche Staat, dem volle Gleichberechtigung zuerkannt ist. In der Türkei, deren Aufnahme in die Völkerrechtsgemeinschaft (oder, wie man damals sich auszudrücken pflegte, in das europäische Konzert) durch den Pariser Kongreß von 1856 ausdrücklich verkündet wurde, besteht noch Konsulargerichtsbarkeit, ein Zeichen, daß sie von den übrigen Staaten nicht als gleichwertig angesehen wird.

Schon vor dem Jahre 1899 hat Japan mehrfach seine Bereitwilligkeit kundgegeben, sich den Grundsätzen, die von der Völkerrechtsgemeinschaft als verbindlich für die Mitglieder aufgestellt sind, zu unterwerfen. Das hat sich besonders im japanisch-chinesischen Kriege von 1894 gezeigt. Jetzt, im Kriege mit einem Mitglied der Gemeinschaft — China gehört der Völkerrechtsgemeinschaft nicht als Mitglied an, wenn auch einige Beziehungen zu ihm völkerrechtlich geregelt sind — hat es die Probe zu liefern, ob es die Aufnahme verdient hat. Rußland, das mit bemerkenswertem Nachdruck seinen Charakter als europäische Macht betont und mehr oder minder deutlich die Japaner als Asiaten und Barbaren bezeichnet, scheint das in Abrede stellen zu wollen. Darauf weist die Ansprache hin, die der Vorsitzende des Haager Schiedsgerichts, Murawiew, bei der Verkündung des Schiedsspruches über die venezuelanische Angelegenheit gehalten hat. Noch deutlicher spricht sich das Rundschreiben aus, das der russische Minister des Auswärtigen an die Vertreter Rußlands bei den europäischen Mächten mit der Weisung gerichtet hat, es den Mächten, bei denen sie beglaubigt sind, bekannt zu geben. In diesem Rundschreiben ist gegen Japan eine förmliche Anklage wegen Verletzung der „allgemein gebräuchlichen Regeln, welche die Beziehungen zwischen den zivilisierten Staaten bestimmen", mit anderen Worten: wegen Verletzung des Völkerrechts erhoben. Die Vorwürfe lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Japan hat mit den Feindseligkeiten begonnen, ehe es den Krieg erklärt hatte.
2. Japan hat vor der Eröffnung der kriegerischen Aktion russische Handelsschiffe als Kriegsbeute weggenommen.
3. Japan hat die Neutralität Koreas verletzt, indem es dort Truppen landete, dem Kaiser von Korea erklären ließ, Korea stehe unter japanischer Verwaltung und den russischen Vertreter in Söul aufforderte, mit dem Personale der Gesandschaft und des Konsulats das Land zu verlassen.
4. Japan hat böswillig verhindert, daß den Kommandanten der im neutralen Hafen von Tschemulpo (Korea) befindlichen russischen Kriegsschiffe die Nachricht von dem Abbruche der Beziehungen zwischen Rußland und Japan übermittelt wurde, indem es die Benutzung des dänischen Kabels nicht zuließ und die Leitung des koreanischen Regierungstelegraphen unterbrach.
5. Japan hat bei dem Angriff auf die russischen Schiffe vor Port Arthur Signale listig mißbraucht.

Japan hat inzwischen mit einer Zirkularnote auf diese Vorwürfe erwidert und ihre Berechtigung bestritten. Der genauere Wortlaut dieser Note ist nicht bekannt geworden. Für die Prüfung der Angelegenheit ist er, als Ausführung eines Beteiligten, auch nicht von großer Bedeutung.

Die beiden letzten Punkte der Anklage — der letzte fehlt in einigen Wiedergaben des Rundschreibens — sind nicht recht verständlich. Kriegslisten sind nach altem Herkommen erlaubt. Das Haager Abkommen von 1899, das von Rußland und Japan unterzeichnet ist, spricht das zu allem Ueberfluß noch besonders aus. Verboten ist nur der Mißbrauch der Parlamentärflagge, der Nationalflagge oder der militärischen Abzeichen und der Uniform des Feindes, sowie der besonderen Abzeichen der Genfer Konvention. Diese Einschränkung gilt aber nur für den Landkrieg; die Regelung des Seekrieges scheiterte damals bekanntlich an der ablehnenden Haltung Englands. Es ist auch nicht behauptet, daß Japan bei seinem Angriff auf die russischen Schiffe solche Täuschungsmittel verwendet hätte. Wenn es die russischen Schiffe durch Signale in die Irre führte, so läßt sich nicht behaupten, daß dies gegen das Völkerrecht war. Das Gleiche gilt von der Verhinderung der Uebermittlung von Nachrichten an die Kommandanten russischer Schiffe. Den Nachrichtendienst des Feindes zu hemmen ist das gute Recht jeder kriegführenden Macht. Das geht — man kann sagen leider — soweit, daß auch die Beschädigung und Zerstörung von Telegraphenlinien und Kabeln, gleichviel, wem sie gehören, im Kriege gestattet ist, wenn sie zur Besorgung des feindlichen Nachrichtendienstes geeignet sind. Ein Vorwurf könnte also Japan hieraus nur gemacht werden, wenn es vor der Eröffnung des Krieges zu solchen Maßnahmen geschritten wäre. Das war aber nach der eigenen Angabe des Rundschreibens nicht der Fall, da ja den Kommandanten der Schiffe der erfolgte Abbruch der Beziehungen mitgeteilt werden sollte.

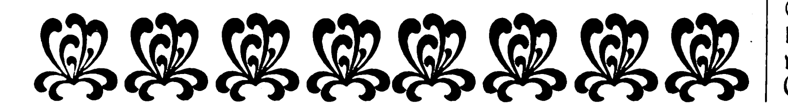
Allerdings vertritt Rußland die Auffassung, daß der Abbruch der Beziehungen keine Kriegserklärung bedeutet habe. Diese Frage ist nicht allgemein zu entscheiden. Richtig ist, daß der Abbruch der diplomatischen Beziehungen keineswegs notwendig eine Kriegserklärung ist. Selbst in Zeiten hoher politischer Spannung kann die Abberufung der diplomatischen Vertreter unter Umständen nur ein Versuch sein, den Gegner einzuschüchtern und zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Ob das auch angenommen werden kann, wenn der Gegner so mächtig ist, wie im vorliegenden Falle, ist allerdings recht zweifelhaft; jedenfalls wurde der Schritt außerhalb Rußlands — und wohl auch in Rußland — nicht so gedeutet, sondern als Kriegserklärung aufgefaßt. Zudem hat, wie bestimmt verlautet, Japan gleichzeitig mit der Abberufung seiner Vertretung der russischen Regierung eine Erklärung zugehen lassen, die, wenn auch anscheinend das Wort Krieg darin nicht vorkam, doch keinen Zweifel über seine Absichten, die Feindseligkeiten zu eröffnen, übrig ließ. Aber wäre dem auch nicht so, so könnte Rußland sich nicht im Ernste beklagen. Der Beginn der kriegerischen Aktionen ist nach der überwiegenden Meinung nicht von einer vorhergehenden Kriegserklärung abhängig. Man hat darauf hingewiesen, daß auch Rußland im Jahre 1876 den Krieg mit der Türkei ohne förmliche Kriegserklärung begonnen habe. Das ist unrichtig; Rußland hatte damals der Pforte eine bedingte Kriegserklärung (Ultimatum) zugehen lassen. Im Jahre 1853 besetzte Rußland allerdings die damals zur Türkei gehörigen Donaufürstentümer ohne Kriegserklärung; hierauf kann aber nicht Bezug genommen werden, weil die Türkei zu jener Zeit noch außerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft stand. Das wird man wohl heutzutage als Forderung der Zivilisation aufstellen müssen, daß nicht ein Staat den anderen im tiefen Frieden unvorbereitet überfallen darf. Davon kann aber keine Rede sein, wenn der Krieg sozusagen schon wochenlang in der Luft hing. Die förmliche Kriegserklärung Japans, die der Einleitung der Feindseligkeiten nachfolgte, war nicht sowohl an die Adresse Rußlands, als an jene der Neutralen gerichtet, für welche jeder Krieg — besonders der Seekrieg — eine Reihe von Verpflichtungen schafft.

Ob Japan vor Beginn des Krieges russische Handelsschiffe weggenommen hat, muß hiernach offen bleiben. Das Rundschreiben sagt, die Wegnahme sei „vor der Eröffnung der kriegerischen Aktion" erfolgt. Darin läge ein Bruch des Völkerrechts, wenn nicht schon durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Krieg erklärt gewesen wäre. In diesem Falle wäre der Kriegszustand erst durch einen Angriff auf die feindliche Macht und die Abwehr des Angriffs hergestellt worden und eine vorherige Wegnahme von Handelsschiffen fiele also noch in die Friedenszeit. Der Vorwurf fällt aber in sich zusammen, wenn zur Zeit der Wegnahme der Krieg schon erklärt war. Die Haager Konferenz wollte allerdings den Grundsatz des Landkrieges, daß das Privateigentum unverletzlich sei, auch

auf den Seekrieg ausdehnen; Englands Widerspruch verhinderte das. Die Wegnahme von Handelsschiffen, die unter der Flagge des Feindes fahren, ist im Seekrieg gestattet.

Besonderen Nachdruck legt das Rundschreiben darauf, daß die Wegnahme der Schiffe aus koreanischen, also neutralen Häfen erfolgt sei und daß Japan überhaupt die Neutralität Koreas nicht geachtet habe. Hier läuft eine Verwechslung zwischen neutralen Staaten und neutralisierten Staaten unter. Neutralisierte Staaten sind jene, deren Neutralität unter völkerrechtliche Garantie gestellt ist. Solche Staaten sind die Schweiz, Belgien, Luxemburg; vielleicht wird für die Dauer des Kriegs auch China neutralisiert. Die Nichtachtung der Neutralität solcher Staaten verstößt gegen das Völkerrecht. Die Neutralität Koreas dagegen beruhte ausschließlich auf einem Rundschreiben des Kaisers vom Januar 1904, also aus der letzten Zeit vor dem Kriege. Es soll angenommen werden, daß dieses Rundschreiben seinem freien Willen entsprach. Das hinderte Japan nicht, ihn zu Beginn des Krieges vor die Alternative zu stellen, ob er auf seine Seite treten oder sich als Feind behandeln lassen wolle. Das tat bekanntlich auch Preußen im Jahre 1866 gegenüber Hannover. Im vorliegenden Falle kam noch dazu, daß Korea sich bis zum Beginn des Krieges in ziemlich unverhüllter Abhängigkeit von Rußland befunden hatte; Japan hatte also allen Grund, dieses Gebiet zu besetzen. Auf den Hinweis in der Antwortnote Japans, daß Korea auf seine Neutralität verzichtet habe, ist wenig Gewicht zu legen. Es ist zum mindesten sehr fraglich, ob der Verzicht als freie Willensäußerung anzusehen wäre. Zudem wäre das eine Frage, die Japan und Korea allein berührte. Hier hätten die Grundsätze des Völkerrechts nicht ohne weiteres Platz zu greifen; Korea gehört nicht zur Völkerrechtsgemeinschaft. Auch die nicht durch den Krieg gerechtfertigte Inbesitznahme Koreas wäre keine Verletzung des Völkerrechts gewesen.





Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Zukunft soll nach einem bekannten Wort auf dem Wasser liegen. Diesem schwimmenden Zukunftsbilde entspricht es, wenn die einflußreichen Herren vom Flottenverein für noch ein weiteres Geschwader mit allem Zubehör agitieren, und wenn die preußische Regierung, um auch der Süßwasser-Zukunft Rechnung zu tragen, die alten wasserwirtschaftlichen Vorlagen in teils vermehrter, teils verminderter dritter Auflage von neuem einbringt.

Wieviele Millionen die kühnen Pläne des Flottenvereins kosten würden, hat noch kein Kalkulator berechnet; so eine prosaische Arbeit paßt auch nicht zu dem noblen Sport der „patriotischen" Flottenagitation. Für Kostenrechnung mag die Regierung, für die Aufbringung der Kosten mag der Reichstag sorgen. Zufällig tagte die Versammlung der kühnen Flottenenthusiasten in demselben Sachsen, wo der Minister die Abschüttelung der Matrikularbeiträge so bestimmt proklamiert hatte. Wer vor den nachfolgenden Steuern sich salviert hat, kann ohne Ueberlastung seiner patriotischen Opferwilligkeit ganz gut ein halbes Dutzend neuer Geschwader fordern. Im Reichstag hat man bald darauf wieder die Sisyphusarbeit an der sogenannten Reichsfinanzreform aufgenommen, und natürlicherweise ist die frische Flottenagitation dort alsbald in Verbindung gebracht worden mit der Frage, wie sich in der nächsten Zukunft die Reichsfinanzen gestalten werden.

Gern sei zugegeben, daß die Flottenkämpfe in Hinterasien sehr interessanten Stoff für die Zeitungsspalten liefern. Aber von einem Beweise für die Notwendigkeit einer abermaligen Vergrößerung der deutschen Flotte ist doch wirklich nichts zu spüren. Die Japaner müssen eine übermächtige Flotte haben, weil sie ihre Truppen über die See befördern und den Kriegsschauplatz überhaupt nur zu Schiff erreichen können. Daß Deutschland seine Landmacht en masse jemals auf einem überseeischen Theater kämpfen lassen könnte, ist kaum für einen Dichter denkbar. Und die Russen, an denen wir uns viel eher ein Exempel nehmen können, erklären jetzt so laut als möglich, daß die Flottenschäden zwar sehr unangenehm, aber nicht entscheidend seien, weil die maßgebende Kraftprobe zu Lande vor sich gehen werde. Daraus könnte man sogar Schlüsse gegen den schon beschlossenen Flottenaufwand in Deutschland ziehen; aber das wäre ebenso bedenklich wie die gegenteilige Logik der Flottenenthusiasten. Lassen wir die Dinge in Hinterasien sich ruhig bis zum Ende abwickeln und begnügen uns vorläufig mit dem flotten Flottenbau, der in Deutschland auf Grund der zwei tüchtigen Marinegesetze im Gange ist.

Die wasserwirtschaftlichen Vorlagen über die Flußverbesserungen und Kanalbauten in Preußen erfordern 403 Millionen. Eine stattliche Summe, aber größtenteils eine produktive Anlage. Im Grunde handelt es sich dabei nur um wirtschaftliche Fragen, die man in aller Ruhe und Unbefangenheit nach dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit prüfen sollte. Die Vorlagen werden aber die parteipolitischen Eierschalen nicht los, die noch aus der Miquelschen Brutzeit stammen. Fürst Bismarck hatte bekanntlich seinerzeit Herrn v. Miquel die „pupillarische Sicherheit" abgesprochen, und in der Tat hat dieser preußische Odysseus in der Behandlung der Kanalfrage eine unübertreffliche Probe der staatsmännischen Zweideutigkeit geliefert. Der größte innerpolitische Fehler, der in Preußen unter der neuen Aera gemacht worden, war die Disziplinierung der beamteten Abgeordneten, die nach dem Fall der Kanalvorlage auf den Rat Miquels erfolgte. Die gemaßregelten Herren sind schließlich nicht die Treppe hinunter, sondern die Treppe hinauf befördert worden; aber dabei hat sowohl die Autorität der Regierung als auch der gute Geruch der Kanalvorlage dauernd Schaden gelitten.

Bei dem dritten Anlauf, den das Ministerium Bülow mit notgedrungener Tapferkeit unternimmt, wird viel davon abhängen, ob die Regierung den nüchternen, wirtschaftspolitischen Gesichtspunkt, den das Zentrum stets in dieser Frage festgehalten hat, als allein entscheidend in den Vordergrund zu rücken vermag. Die Teilung des Gesamtplanes in vier gesonderte Gesetze (drei für Vorflutverbesserungen, eines für Schiffahrtsstraßen) hat man glücklicherweise beibehalten; das mindert das Mißtrauen und ermöglicht schrittweisen Fortschritt. Etwas bedenklicher ist der Versuch, den Konservativen den Mittelland-Kanal dadurch annehmbar zu machen, daß man bloß das westliche Stück bis Hannover fordert und über die natürliche Fortsetzung von Hannover bis zur Elbe ein hyperdiplomatisches Stillschweigen beobachtet. Diese Lücke in der gedruckten Vorlage wird bei den parlamentarischen Verhandlungen ja doch durch ein Inquisitionsverfahren ausgefüllt werden. Hier steckt der kritische Punkt für die Entscheidung der Konservativen. Für das Zentrum ist von ähnlicher

kritischer Bedeutung die Frage des Lippe-Kanals an Stelle der geplanten südlichen Verbindung des Kanalsystems mit dem Rheinstrom. Die Verschiebung des Kohlenbergbaues nach dem Norden des westlichen Industriegebietes, die in anderer Beziehung so drastisch zutage tritt, unterstützt offenbar die Lippe-Pläne.

Das übrige Deutschland hat vielleicht für diese preußischen Wassersorgen kein lebhaftes Mitgefühl. Aber die Rückwirkung darf doch nicht unterschätzt werden. Unternehmen für 400 oder im ganzen sogar 500 Millionen beeinflussen die wirtschaftliche Entwicklung in ganz Deutschland, und wenn Preußen zu positiven Entschlüssen kommen sollte, so werden auch süddeutsche Kanalfreunde, und deren gibt es namentlich in Bayern an sehr hoher Stelle, neue Anregung empfangen. Bei allem Wenn und Aber kann man doch schließlich sich dahin einigen, daß im Falle der Unvermeidlichkeit der kostspieligen Wasserpolitik doch das versenkte Geld aus dem Süßwasser noch eher wieder herauskommt als aus dem Weltmeer.

Die preußischen Wasserstraßen sind hauptsächlich zur Abfuhr aus dem rheinisch-westfälischen Kohlen- und Eisenrevier geplant. Und gerade an diesem Nabelpunkt der deutschen Großindustrie entwickelt sich jetzt eine bedenkliche Krisis durch das Stillegen der Zechen aus Spekulation. Eine sonderbare Wirtschaft: man kauft Zechen an, um sie nicht zu betreiben; man will Kohlenschätze in der Erde verkommen und dabei die umwohnende Bevölkerung ins Elend sinken lassen, nur um mit der fingierten Förderung dieser ruhenden Zechen zur Erhöhung des Abbaues auf besser rentierenden Zechen zu gelangen. Im preußischen Abgeordnetenhause wurde der Handelsminister Möller interpelliert, der bekanntlich aus dem Schoße der betreffenden Industrie hervorgegangen ist. In Berliner Mundart kann man von seinem Auftreten nur sagen: Glatt wie ein Aal! Er hob sorgsam alle mildernden Umstände hervor, sowohl die Kleinheit der amtlichen Liste über die schon entschiedenen Stilllegungen als auch die allmähliche Erschöpfung der alten Gruben an der Ruhr; aber er machte auch den betreffenden Arbeitern, Gewerbetreibenden und Gemeinden wieder Hoffnung, indem er dem § 65 des Berggesetzes, der das Einschreiten des Staates bei Stillegungen ermöglicht, eine richtige Auslegung gab und für den Notfall sogar eine Verschärfung dieses Paragraphen in Aussicht stellte. An letzterem Punkte hat nun sofort das Zentrum den Hebel angesetzt, indem es durch einen förmlichen Antrag die Prüfung und gegebenenfalls die Ergänzung der staatlichen Abwehrmittel erzielen will.

Die Angelegenheit treibt ihre Wurzeln außerordentlich weit und tief. Einerseits kommt dabei die ganze Kartellfrage zur Aufrollung, weil das Uebel sich aus den Bestimmungen des Kohlensyndikats entwickelt hat; anderseits greift die Sache bis auf die Grundlage des Eigentums- und Rechtsbegriffes zurück. Das Eigentum an Bergwerken hat die Zweckbestimmung, die Bodenschätze dem Volk zuzuführen. Wenn man Bergwerke erwirbt, um sie stillzulegen, so wird ein formales Recht zu einem materiellen Unrecht ausgenutzt. Ob und in welcher Weise der Staat in eine zweckwidrige und gemeinschädliche Ausnutzung des Eigentumsrechts überhaupt eingreifen darf, braucht hierbei noch nicht einmal in grundsätzlicher Allgemeinheit entschieden zu werden, da das Bergwerkseigentum im wesentlichen auf einem staatlichen Privilegium beruht, das natürlich nicht bedingungslos erteilt ist.

Der Staat darf die Fortsetzung des Betriebes bis zur Erschöpfung erzwingen, wenn das öffentliche Interesse es erfordert, und dieses öffentliche Interesse ist nicht nur durch die Bedürfnisse der Anwohner bestimmt, sondern auch durch die allgemeine Wohlfahrt, die eine Vergeudung der Bodenschätze verbietet. Eine Vergeudung von Nationalvermögen, ein gemeinschädlicher Raubbau wäre es aber, wenn man halb abgebaute Gruben verfaulen und ersaufen ließe; unsere Nachkommen, die einst bei fortschreitender Erschöpfung der Kohlenschätze auf die verwahrlosten Gruben zurückgreifen müßten, würden uns für sehr dumme und gewissenlose Haushalter erklären, wenn wir solche Dinge passieren ließen.

Das Kohlensyndikat hat nach dem preußischen Handelsminister große Verdienste. Mag sein; es hat zwei Seiten, wie alle Kartelle. Die Uebertreibung führt beim Kartellwesen, wie überall, zu Gefahren und Schäden. Wenn das Kartell die Produktion vernünftig regelt, so gibt es gute Folgen. Aber wenn rückhaltlos die Uebertragung des zugemessenen Förderquantums von der einen Grube auf die andere zugelassen wird, so wird Vernunft Unsinn und Wohltat Plage; darin liegt der Anreiz zu dem widernatürlichen Versuch, das Förderungsmaß für leicht abzubauende Gruben dadurch zu erhöhen, daß man weniger rentable Gruben kauft und brach liegen läßt. — Die Herren, die dort Gefährliches erstreben, werden vielleicht Gutes schaffen, indem sie die große Frage der Gesetzgebung über das Kartellwesen in Fluß bringen.

Die Jesuitendebatte im Reichstage.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Alle Welt fragte sich am 19. März: Was kann die Abgeordneten Dr. Sattler und die Nationalliberalen veranlassen, daß sie sich dem Beginn der Osterferien widersetzen? Wer es dort noch nicht geahnt hatte, dem sagte es der 12. April deutlich, als der Reichstag wieder zusammentrat, und nun der Sprecher der Nationalliberalen beim Etat des Reichskanzlers sofort die Aufhebung des Artikels 2 des Jesuitengesetzes in die Debatte warf. Das war also das Osterei, das die nationalliberale Fraktion noch gerne vor Ostern im Reichstage ausgebrütet hätte! Das deutsche Volk hat keinen Schaden erlitten, weil es ein Spätlingsei wurde, das allerdings nicht sehr schmackhaft für die Nationalliberalen selbst ist, denn ein Teil der Fraktion will nichts von demselben wissen. Aber die treibende Kraft war hier hinter den Kulissen. Der Evangelische Bund hatte das ungezügelte Verlangen, sich im Reichstage sein Jena zu holen und dieser Drang ist auch gestillt worden. Im preußischen Abgeordnetenhause mag die Luft molliger und dumpfer sein für konfessionelle Zänkereien und Hetzereien; im Reichstag heißt es nur: „Es war einmal!" und zwar in jener Zeit, da es für die Liberalen „eine Lust war, zu leben!" Aber jetzt ist der Reichstag freier und toleranter, da findet das Gezänke des Evangelischen Bundes und seiner Trompetenbläser keinen Resonanzboden, es verhallt ohne Schall! Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Hieber hat dies am eigenen Leibe erfahren, als er im Jahre 1899 seine Jesuitenrede hielt und ihn der Zentrumsabgeordnete Dr. Lieber so tief, tief zudeckte! Man darf eben nie den Reichstag mit einer Festversammlung des Evangelischen Bundes verwechseln.

Diesmal mußte nun Dr. Sattler den Vorstoß einleiten: drei Wochen lang hat er seine gut vorbereitete Rede bei sich behalten müssen! Aber es war kein alter Wein, der durch Lagern gewinnt! Die Wucht des Angriffes ging nicht gegen das Zentrum, sondern gegen den Reichskanzler Graf Bülow, so daß es fast den Anschein hatte, als treiben die Liberalen Kanzlerstürzerei. Zwar leitete Sattler mit Friedensschalmeien ein, kündigte aber sofort den Kampf dem „Ultramontanismus" an, ja nicht dem Katholizismus; nur unterließ er hierbei die Definition des ersteren Begriffes. Wir würden schon zufrieden sein, wenn uns einmal die Unterscheidungsmerkmale zwischen „katholisch" einerseits und „ultramontan" anderseits mitgeteilt würden; aber wir haben sie noch nirgends gefunden. Wenn dann Dr. Sattler sich auf die Zugehörigkeit von Katholiken zu seiner Partei berufen hat, so hat er hierbei jedenfalls nur vergessen, hinzuzufügen, daß diese für Aufhebung des Artikels 2 sind und so sehr „ultramontan" gesinnt, daß sie begeisterte Festreden beim Papstjubiläum halten (z. B. der katholische nationalliberale Reichstagsabg. Faller-Donaueschingen). Die Stellung des nationalliberalen Redners war deshalb eine besonders schwierige, da seine Partei in der Frage selbst gespalten ist und zu große Pendelschwingungen genommen hat. Wir erfuhren zwar das erstmals, daß seit 1898 die Mehrheit der Fraktion gegen die Aufhebung ist; früher war es anders; hier ist mit Bennigsen der gute Geist aus der Fraktion gezogen. Am meisten Amüsement hatten wir durch die ängstliche Fürsorge des nationalliberalen Redners für die Einzelstaaten; sonst ist bekanntlich diese Partei sehr stark unitarisch gesinnt; hier hörte man andere, fremde Melodien! Schon beim Toleranzantrag fürchtete Sattler für die Selbstständigkeit der Bundesstaaten, obwohl diese auf solchem Gebiete sich nur in der Autonomie für die kleinlichsten Katholikenplakereien äußert. Nun erst gar bei der Aufhebung des Jesuitengesetzes! Aengstlich besorgt, fragte Sattler, ob hier mit jener „Zartheit" gegenüber den Bundesstaaten vorgegangen sei, die dieses Gebiet erheische. Wir hätten nur hier den Fürsten Bismarck als Beantworter gewünscht, jenen Mann, dessen „eiserne Faust" die Nationalliberalen sonst so gerne rühmen! So hat alles in der Welt seine heiteren Seiten und die Tragikomik herrscht insonderheit oft auf politischem Gebiete. Zum Schlusse meinte Sattler noch, daß man auf katholischer Seite nicht genügend Rücksicht auf die Protestanten nehme! So war der erste Trompetenstoß erklungen, der sofort den Reichskanzler auf die Tribüne rief.

Graf Bülow machte es ziemlich kurz mit dem Vorredner; er konnte sehr zutreffend auf die frühere Haltung der Nationalliberalen hinweisen und es mit Gründen der Staatsraison belegen, daß er auf die stärkste Partei des Reichstags doch auch Rücksicht zu nehmen habe; das hat selbst der „Nat.-Ztg." so imponiert, daß sie tags darauf geschrieben hat: „Der Reichskanzler forderte von seinen Kritikern ein Mittel, die Geschäfte des Reichs in verfassungsmäßiger und ersprießlicher Weise ohne Rücksichtnahme auf die führende Partei des Reichstages zu lenken. Daß die Situation in dieser Beziehung gegenwärtig für den Leiter der Reichsgeschäfte eine außerordentlich schwierige ist, läßt sich allerdings nicht bestreiten."

Der zweite Tag der Debatte verlief höchst ungünstig für die angriffslustigen Nationalliberalen; der Führer der Reichspartei, v. Kardorff, erklärte sich für seine Person für die Aufhebung des Artikels 2 und fügte den ätzenden Spott hinzu, daß er diese Ueberzeugung gewonnen habe in einer längeren Unterredung mit dem Führer der — Nationalliberalen, mit Bennigsen. Ja er bedauerte in sehr temperamentvoller Ausführung, daß Sattler das Zentrum als „ultramontan" bezeichnet habe; denn hier im Reichstage habe dasselbe durchweg eine „deutschnationale Politik" getrieben! Diese Sätze blieben auch in der ganzen Debatte unbestritten!

Dann erhielt der nationalliberale Redner die eigentliche Antwort durch unsern Dr. Spahn, der äußerst wirkungsvoll gesprochen hat. Gegenüber dem Gerede von der drohenden Gefahr für die protestantische Kirche konnte er die frühere Mehrheit und die heutige Minderheit der nationalliberalen Fraktion an die Seite des Zentrums treten lassen, also mit

gegen die protestantische Kirche, wenn die Nationalliberalen mit ihren Darlegungen recht haben! Sehr gefreut hat uns die entschiedene Hervorhebung der Tatsache, daß es ganz allein die nationalliberale Presse gewesen ist, welche in Entrüstung machte. Gegenüber dem Prahlen der Nationalliberalen mit ihren katholischen Anhängern bemerkte der Zentrumsredner kühl, daß, wem durch die jüngsten Erörterungen der nationalliberalen Zeitungen (und wir fügen jetzt bei: durch diese Haltung der Redner der nationalliberalen Fraktion) der Star nicht gestochen worden sei, dem könne überhaupt nicht geholfen werden; als seine innerste Ueberzeugung stellte er dann dar, daß heutzutage jeder Katholik, der noch außerhalb des Zentrums stehe, die Interessen seiner Kirche schädige. Das Jesuitengesetz sei nur deshalb von der Mehrheit des Reichstages verworfen worden, weil es ein unschönes, unfeines Ausnahmegesetz sei; nur die volle Parität beider Konfessionen aber sei die Grundlage für das Blühen des Deutschen Reiches, denn justitia est fundamentum regnorum.

Für die Konservativen sprach von der Heydebrand, ein kleiner, unscheinbarer Mann, aber ein schneidiger Redner und gläubiger Protestant, der immer Wert auf das Zusammenarbeiten mit dem Zentrum gelegt hat; während er dem preußischen Abgeordnetenhause schon seit 1888 angehörte, brachten ihn erst die Neuwahlen des Vorjahres in den Reichstag, in dem er bei diesem Anlaß seine Jungfernrede hielt. Während seine Fraktion über die Aufhebung des Artikels 2 geteilter Ansicht ist, stemmt sie sich einmütig gegen die Aufhebung des Artikels 1; dann aber forderte er seine Glaubensgenossen von der Tribüne des Reichstags herunter auf, sich nun doch einmal zu beruhigen, damit Frieden einkehren könne. Wir haben uns dabei gedacht: Man wird in allen stenographischen Berichten des Reichstags nicht eine einzige Stelle finden, wo seitens des Zentrums eine ähnliche Aufforderung an die Katholiken ergangen werden lassen mußte, und doch war die Erbitterung unter diesem weit größer im Kulturkampfe als heute bei dem „protestantischen Volke". Wenn es deshalb noch des Beweises für künstliche Erregung bedurft hätte, hier ist er in indirekter Weise geliefert worden?

Am dritten Tag der Debatte hatte zuerst Bebel das Wort, der erst am Schlusse seiner fast zweistündigen Rede auf das Jesuitengesetz zu sprechen kam und seinen Charakter als Ausnahmegesetz zeichnete, weshalb er dessen volle Beseitigung forderte. Die Hauptsache aber war ihm die Auseinandersetzung mit den Nationalliberalen, „diesen Halbmenschen", wie er sie unter der Heiterkeit des Hauses nannte und viele seiner Hiebe saßen gut. Der Reichskanzler Graf Bülow griff dann wieder in die Debatte ein, aber mehr, um auf andere Fragen zu antworten: er betonte nur, daß die Staatsraison in erster Linie die Aufhebung gefordert hätten, daß aber die Gerechtigkeit diesmal mit dieser Hand in Hand gehe. Dem Zentrum habe er sich nicht mit Haut und Haar verschrieben. Mit allem Nachdrucke hob er dann hervor, daß er sachliche Gründe für die Beibehaltung des Artikels 2 nicht gehört habe. Zum Schlusse wandte er sich auch an „seine evangelischen Glaubensgenossen", die „nichtberechtigte Erregung" doch endlich aufzugeben. Die Rede des folgenden Abgeordneten diente jedenfalls nicht diesem Wunsche; es sprach zwar Dr. Hieber von den Nationalliberalen auch viel vom konfessionellen Frieden; doch sind seine Ausführungen nicht dazu angetan, diesen zu fördern. Sie müssen auch in den eigenen Reihen nicht allzu sehr Beifall gefunden haben; während sonst die „Nat.-Ztg." die Redner ihrer Fraktion stark heraussticht und sie gerne in den Mittelpunkt stellt, wurde diesmal Dr. Hieber am Schlusse mit ganzen sechs Zeilen abgetan, recht kühl dabei! Er redete viel über Ultramontanismus und Katholizismus, ohne uns auch nur mit einer Silbe den Unterschied mitzuteilen. Er bezeichnete die Aufhebung als ein „Sympton für unsere innerpolitische Lage". Dr. Stockmann (Reichspartei) stimmte viel mit Dr. Hieber überein und wollte auch noch die Zustimmung des Volkes, nicht nur des Reichstages, zu der Aufhebung. Das ausgezeichnete Schlußwort an diesem Tage hatte Dr. Bachem, der schon im preußischen Abgeordnetenhause in dieser Sache gesprochen hatte. Seine Ausführungen waren brillant, so daß er beim Verlassen der Tribüne von allen seinen Freunden herzlichst beglückwünscht wurde. Während schon Dr. Spahn die Zulässigkeit des Bundesratsbeschlusses begründet hatte, brachte Dr. Bachem noch weiteres Material in dieser Richtung bei und ebenso der Staatssekretär des Reichsjustizamtes. Diese Frage ist ja in der „Allgemeinen Rundschau" schon eingehend behandelt worden. Die Antwort Bachems auf die Rede Hiebers war in jeder Richtung unanfechtbar, sei es, daß er das Ausnahmegesetz charakterisierte oder die Spaltung der nationalliberalen Fraktion illustrierte, oder das Gerede vom Ultramontanismus auf seinem Gehalt prüfte. Vorzüglich war auch die Zurückweisung der Aufstellung Hiebers, daß der moderne Staat eine seiner Grundlagen in der Reformation habe; wenn Dr. Hieber hierbei speziell an Preußen gedacht hat, stimmen wir ihm halbwegs zu, denn Preußen wurde teilweise gegründet durch den Abfall des Hochmeisters des Deutschritterordens! Aber dies wird der nationalliberale Redner doch weniger im Auge gehabt haben. Was Dr. Bachem hierin ausführte, ist eine Antwort auf so viele Phrasen der Jetztzeit.

Die beiden letzten Tage brachten die Nachlese; der Welfe Graf Bernstorff konstatierte, daß er aus den Zusammengehen mit dem Zentrum wisse, daß dieses nie eine einseitige konfessionelle Politik getrieben habe. Der gegenwärtig Nationalsoziale von Gerlach hätte es gerne gesehen, wenn der § 1 des Jesuitengesetzes auch sofort dem § 2 gefolgt sein würde; der Lärm, meinte er, würde auch nicht größer gewesen sein. Darin dürfte er entschieden recht haben. Dr. Bachem leitete den letzten Tag mit einer wirksamen Gegenwehr gegen die Zusammenstellung all der kulturkämpferischen „alten Kamellen" ein, die sich der demokratische Elsässer Blumenthal tags zuvor geleistet hatte. Das weitere Feld können wir dem politischen Aehrenleser überlassen.

Kirchenpolitisches und Religiöses aus dem preußischen Heere.

Von

Helmut von Brandenfels.

I.

Prinz Wilhelm von Preußen und der Kölner Kirchenstreit.

„Hätten wir Dichter oder Geschichtsschreiber, die in einer prophetischen Dichtung zu sagen verständen, was sie wegen der Dämmerung, in welche es die göttliche Vorsehung noch gehüllt hat, weder als Geschichte erzählen, noch als abstraktes und trockenes Raisonnement aussprechen wollen, welchen reichlichen Stoff bieten dazu die kirchlichen Erscheinungen und ihre geheimnisvolle Verbindung mit der Politik."

Diese Worte trug General Leopold von Gerlach, der Generaladjutant und einflußreiche Kabinetsberater König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen unter dem 1. Dezember 1853 in seine „Denkwürdigkeiten" ein.

Von unmittelbarer politischer Wirkung waren die kirchlichen Wirren, welche unter dem neuen Erzbischof von Köln, Clemens August Freiherrn von Droste-Vischering, aus Anlaß der kirchlichen Praxis in Sachen der gemischten Ehen zum Ausbruch gekommen waren. Am 20. November 1837 hatten sie zur Gefangennahme des Erzbischofs und seiner Internierung in der Festung Minden geführt. Wie ein elektrischer Funke durchfuhr dieses Ereignis die schwüle politische Atmosphäre Europas. Nach Gregors XVI. berühmter Allokution, welche am 10. Dez. 1837 im Konsistorium der Kardinäle das Vorgehen der preußischen Regierung in klagenden Worten öffentlich kennzeichnete, nach dem Notenwechsel zwischen dem preußischen Gesandten von Bunsen und dem Kardinalstaatssekretär Lambruschini, nach der Veröffentlichung der beiderseitigen Staatsschriften über das berühmte Kölner Ereignis wurden im protestantischen Preußen Stimmen laut, welche nichts weniger als eine Kriegserklärung Preußens gegen den Papst forderten. Hätte Preußen schon damals eine Kriegsflotte besessen, so hätte es in der Tat daran denken können, eine freilich auf jeden Fall sehr gewagte militärische Landung an den Küsten des Kirchenstaates zu versuchen. Zum Glück für die Ruhe Europas kühlte sich der überschäumende Eifer erregter Hitzköpfe gegenüber der nüchternen Betrachtung der Sachlage allmählich ab. Zu den besonnensten Beobachtern der nicht ungefährlichen Situation gehörte der damals 40jährige Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige König und Kaiser Wilhelm I. Das Schreiben, welches er im Hinblick auf das Kölner Ereignis und seine möglichen Folgen unter dem 18. April 1838 aus Berlin an seinen erprobten militärischen Lehrmeister, den General Oldwig von Natzmer, damals Kommandeur des I. Armeekorps in Königsberg in Ostpreußen, gerichtet hat, verdient auch weiteren Kreisen bekannt gegeben zu werden.

Der Prinz schrieb dem Generale wörtlich: „Sie berühren in Ihrem Schreiben einen Sturm anderer Art, der diesen Augenblick die Welt in religiöser Beziehung bewegt und rufe ich mit Ihnen aus: Der Himmel bewahre uns vor einem Kriege um solcher Ursachen! Während man alle politischen Verhältnisse mit eingestecktem Schwerte hat sich umgestalten und alle Traktate mit Füßen hat treten lassen, wird man doch nicht zum Kriege schreiten, um die Lehre des Friedens zu verteidigen?! Religionskriege würden uns völlig ins Mittelalter versetzen, weil der Fanatismus unausbleiblich sein würde und mit ihm alle damaligen Greuel! Mit Ruhe und Konsequenz wird sich alles wieder ausgleichen, aber freilich nicht in so kurzer Zeit, wie viele träumen möchten. Nur keine Gewaltschritte gegen Rom; sollte das dortige Haupt hors de raison sein, so wird dies die Zeit lehren, aber darauf hinarbeiten darf man nicht, wenn man eben nicht Religionskriege herbeiführen will. Leider gibt es Personen, die dies wohl möchten und das sind unsere Frömmler à la tête und warum? Weil sie sich gern an die Spitze der evangelischen Kirche und somit auch über die Gouvernements stellen möchten. Von diesen Leuten droht uns stets Gefahr."*)

Diesen Brief des hochsinnigen und verstandesklaren Prinzen möchten wir der Redaktion des „Reichsboten" in Berlin zur aufmerksamen Lektüre und geneigten Beachtung empfehlen.

---

*) Zum ersten Male gedruckt in dem Werke: „Unter den Hohenzollern". Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. II. Teil. Gotha 1888. S. 239 f.

Reichsfinanzreform und Matrikularbeiträge.

Von
Unterstaatssekretär z. D. Prof. Dr. Georg von Mayr.

Der Herr Reichstagsabgeordnete Speck schätzt in diesen Blättern das Interesse des deutschen Volkes an der Reform des Reichshaushalts vielleicht doch zu gering ein, wenn er ein solches in der Hauptsache nur bei Parlamentariern und Gelehrten vermutet. Darin wird er aber wohl Recht haben, daß den Lesern dieser Blätter eine übermäßig ausgedehnte Beschäftigung mit dem „spröden" Stoff der Reichsfinanzreform wohl nicht erwünscht ist. Dazu kommt weiter die Gefahr, daß eine Betrachtung, die an die Speck'schen Ausführungen anknüpft und diese in ihren Einzelheiten verfolgt, auch den im übrigen geduldigen Leser wenig mehr interessieren wird, wenn der Reichstag oder doch dessen Budgetkommission, inzwischen selbst Stellung zu den verschiedenen in Betracht kommenden Fragen genommen hat. Es scheint mir deshalb wichtiger, nur einzelne Fragen herauszugreifen, und insbesondere solche von Dauerbedeutung, möge nun der nächste Beschluß des Reichstags wie immer ausfallen. Eine solche wichtige Frage, von deren Beantwortung die ganze Stimmung gegenüber der Reichsfinanzreform überhaupt und gegenüber der Lex Stengel insbesondere abhängt, ist die Frage der Wertung der Matrikularbeiträge vom finanzpolitischen und vom allgemein politischen Standpunkt.

Es scheint mir in dieser Hinsicht zur erschöpfenden Orientierung der Leser, die überhaupt auf die Erfassung der Grundprobleme der Reichsfinanzreform sich einlassen wollen, wünschenswert, daß gerade die Matrikularbeiträge und damit im Zusammenhang die später durch die Franckenstein'sche Klausel eingeführten Ueberweisungen auch noch in einer anderen, wie ich glaube historisch, finanzpolitisch und allgemein politisch zutreffenderen Beleuchtung vorgeführt werden.

Was zunächst die geschichtliche Skizzierung anlangt, die in den Speck'schen Ausführungen gleich zu Anfang enthalten ist, so bedauere ich denselben auf Grund meiner langjährigen Beschäftigung mit diesen Fragen entschieden entgegentreten zu müssen. Der Herr Abgeordnete Speck behauptet, der Zweck der Matrikularbeiträge sei von Anfang an und in erster Linie ein konstitutioneller gewesen, nämlich der, im Reichshaushalt einen beweglichen, von den Beschlüssen des Reichstags und Bundesrats abhängigen Faktor zu haben, der das Einnahmebewilligungsrecht der Volksvertretung und der Bundesstaaten garantieren solle. Von solchem Standpunkt aus ist es begreiflich, wenn weiter erzählt wird, die Matrikularbeiträge seien ursprünglich in der Reichsverfassung für die Zeit vorgesehen, „so lange Reichssteuern (i. e. direkte Reichssteuern)" nicht eingeführt seien. Dieses schwerwiegende „i. e." ist durchaus unhaltbar. Bekanntlich lautete die ursprüngliche Vorlage der verbündeten Regierungen an den norddeutschen Reichstag gerade umgekehrt, d. h. es waren überhaupt nur indirekte Reichssteuern in Aussicht genommen. Erst der Reichstag hat das Wort „indirekte" gestrichen; das geschah, um damals die Möglichkeit auch direkter Bundessteuern zu wahren, wozu man im Norddeutschen Bund einen später im Reich ganz weggefallenen Grund hatte, nämlich den Mangel der Identität des Bundesgebiets und des Gebiets der gemeinschaftlichen indirekten Besteuerung. Dagegen aber, daß die Reichsverfassung eine ausdrückliche Gleichstellung von Matrikularbeiträgen und direkten Steuern in bezug auf die konstitutionellen Rechte des Reichstags — und, wie in der Speck'schen Ausführung beigefügt ist, auch der Bundesstaaten — enthalte und daß direkte Steuern so gewissermaßen das Zukunftsprogramm der Reichsverfassung seien, kann, glaube ich, gar nicht entschieden genug Stellung genommen werden.

Auch die Auffassung, daß der ursprüngliche Zweck der Einfügung der Matrikularbeiträge in das Finanzsystem des Reichs ein „konstitutioneller" gewesen sei, ist m. E. gegenüber der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung nicht haltbar. Die Matrikularbeiträge waren ganz einfach ein provisorisch gedachter Notbehelf, entnommen aus der Finanzpolitik des alten deutschen Bundes und damit, wie ich glaube, der Annahme einer hervorragend konstitutionellen Bedeutung entrückt. Im Norddeutschen Bunde hatte man es eilig mit der Finanzierung des Bundes; man nahm an Einnahmen auf, was sich vorfand, und da dies nicht reichte, füllte man provisorisch die Lücke mit der finanzpolitisch an sich recht wenig befriedigenden Heranziehung der Bundesglieder nach dem allerdings für sehr viel kleinere Verhältnisse berechneten System des alten deutschen Bundes. Die Kreierung eines Einnahmebewilligungsrechts der Volksvertretung war mit dieser Notstandsmaßnahme nicht beabsichtigt.

In Wahrheit steht es mit dem „Einnahmebewilligungsrecht" so, daß ein solches in der Reichsverfassung entgegen dem vollen Ausgabebewilligungsrecht überhaupt nicht enthalten ist, abgesehen von der unter einem anderen Gesichtspunkte aufgefaßten und konstitutionell besonders geregelten Anleiheaufnahme. Man hat denn auch in der Tat, wenn man von Einnahmebewilligungsrecht spricht, nur die ordentlichen laufenden Einnahmen im Sinn, und für diese gibt es nach deutschem Reichsrecht kein derartiges materielles Bewilligungsrecht. Dagegen haben die gesetzgebenden Faktoren des Reichs das volle Ausgabebewilligungsrecht, das, wenn man es auf seinen Einzelgehalt untersucht, zum teil allerdings nur formellen Charakter hat, so weit nämlich gesetzlich oder vertragsmäßig festgelegte Ausgabeverpflichtungen des Reichs in Frage sind (z. B. Schuldzinsenzahlung), zum teil aber ein wirkliches materielles Ausgabebewilligungs-, bezw. Ausgabeverweigerungsrecht ist, insofern die Berechtigung der Reichsverwaltung zu Ausgaben überhaupt durch Verständigung der gesetzgebenden Faktoren erst neu zu schaffen ist.

An die formelle und materielle Festsetzung bezw. Bewilligung der Ausgaben reiht sich die Verständigung der gesetzgebenden Faktoren über den mutmaßlichen Ertrag der sämtlichen unabhängig von der jährlichen Beschlußfassung über den Etat weiterfließenden Einnahmequellen. Die Lücke, die zwischen den bewilligten (ordentlichen) Ausgaben und den festgesetzten (ordentlichen) Einnahmen verbleibt, füllt sich automatisch durch die Matrikularbeiträge, deren formelle Feststellung dann durch die gesetzgebenden Faktoren erfolgt. Ein freibeweglicher Faktor des Reichsetats wären die Matrikularbeiträge nur dann, wenn über die Höhe derselben selbständig und unabhängig von der Höhe des Fehlbetrages im ordentlichen Etat Beschlußfassung zulässig wäre. Das ist aber nicht der Fall; die Matrikularbeiträge sind die verfassungsmäßig dargebotene Reserve zur Füllung der verbleibenden Einnahmelücke.

Das ganze materielle Budgetrecht des Reichstags liegt hiernach auf der Seite der Ausgabebewilligung, insbesondere auch der Rubrizierung bewilligter Ausgaben unter das Extraordinarium oder das Ordinarium. In diesen Voten liegt die entscheidende parlamentarische Machtbetätigung; die Konsequenzen, die sich daraus und aus der Veranschlagung der übrigen Einnahmen für die Höhe der Matrikularbeiträge ergeben, sind nur sekundärer Natur. Der Reichstag kann die Bewilligung gewisser Ausgaben versagen; ist aber Uebereinstimmung über die Ausgaben und die Veranschlagung der übrigen Einnahmen erfolgt, so kann er die hiernach kalkulatorisch von selbst sich ergebende Festsetzung der Matrikularbeiträge nicht verweigern.

Aber für den Fall des Konfliktes — so mag der Parlamentarier etwa weiter über die Machtbedeutung der Matrikularbeitragsfestsetzung denken — bleibt doch immerhin die Tatsache, daß neben den im übrigen weiterfließenden ordentlichen Einnahmen die Einnahme „Matrikularbeiträge" fehlen wird. Ist das wirklich so sicher? Ist es, wenn man schon einmal annimmt, daß die im Reich vereinigten verbündeten Regierungen ohne Reichstagsbewilligung Ausgaben machen, vorauszusetzen, daß sie gleichwohl als Glieder des Ganzen diesem selbst die auf sie fallende Mitwirkung bei der Einnahmebeschaffung versagen werden? Würde vor allem Preußen in einem solchen Falle Stellung gegen das Reich nehmen können? Ueber die Unzulässigkeit von Deduktionen, die einen Gegensatz zwischen dem „Reich" und den „verbündeten Regierungen" schaffen wollen, hat sich seinerzeit Fürst Bismarck — und zwar wohlgemerkt in Verteidigung der Franckensteinschen Klausel — in der Reichstagssitzung vom 9. Juli 1879 in klassischer Weise geäußert.

Dazu kommt aber nun weiter, daß gerade durch die Franckensteinsche Klausel dieser ganze politische Hintergedanke über die Machtbedeutung der Matrikularbeitragsbewilligung, insoweit als dabei der Gesamtbetrag der festgesetzten Matrikularbeiträge in Betracht gezogen wird, eine wesentliche Abschwächung erfahren hat. Denkt man sich in die Situation des Konfliktes hinein, und nimmt man selbst an, die Bundesstaaten werden dem Reich die Zahlung von Matrikularbeiträgen verweigern oder sogar verweigern müssen, so wird man finden, daß alsdann das Reich nun in gleicher Weise verfahren könnte, indem es seinerseits die Auszahlung der Ueberweisungen an die Bundesstaaten einstellt; denn zur Leistung dieser Ausgabe des Reiches würde ja die erforderliche budgetmäßige Feststellung fehlen. Es bliebe also nur der Betrag der ungedeckten Matrikularbeiträge, an den die parlamentarische Machtausübung etwa noch anknüpfen könnte.

Daraus ergibt sich meines Erachtens mit voller Klarheit, daß auch vom Standpunkt des einen Konflikt in Betracht ziehenden parlamentarischen Sinns jedenfalls dafür kein Anlaß vorliegt, daß auf Aufrechterhaltung einer möglichst hohen Summe von Matrikularbeiträgen ein Gewicht gelegt wird. Daß in der Tat auch Windthorst, als er die Franckensteinsche Klausel gegenüber den allerdings nicht ins Plenum des Reichstags gebrachten Versuchen, ein materielles Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags zu erobern,

verteidigte, auf die Größe des Betrages der Matrikularbeiträge kein Gewicht legte, ergibt sich aus folgender Ausführung desselben bei den Verhandlungen im Jahre 1879. Das „Bewilligungsrecht“ — so bezeichnete es Windthorst — „in bezug auf die Matrikularbeiträge habe sich bisher kräftig genug gezeigt, um die Auktorität des Reichstags zu tragen“ und würde — so fährt Windthort fort — noch kräftiger gewesen sein, „wenn der Reichstag diejenige Sparsamkeit jederzeit beobachtet hätte, welche für die Verhältnisse, in denen wir sind, ersprießlich gewesen wäre“. Wäre der Reichstag sparsamer gewesen, was hätte sich als Folge ergeben? Eine jeweils kleinere Matrikularbeitragssumme! Und bei dieser wäre also das „Bewilligungsrecht“ ein noch wirksameres gewesen! Man sieht hieraus deutlich, daß Windthorst auf die Höhe der Matrikularbeiträge kein Gewicht legte. Wenn er die Festsetzung der Matrikularbeiträge als Ausfluß eines Bewilligungs„rechtes“ bezeichnete, so folgte er zunächst nur der allmählig im Parlament selbst als eine Art Imponderabile verbreiteten Auffassung, daß es sich um ein materielles nicht blos formelles parlamentarisches Recht handle. Anderseits kam es damals, da die Annahme der Franckensteinschen Klausel in Frage war, gegenüber dem mißlungenen Versuch Bennigsens, einen selbstständigen beweglichen Einnahmeposten (Kaffee- und Salzzoll, Salzsteuer) als materielles Einnahmebewilligungsrecht für den Reichstag neu zu schaffen, ganz besonders darauf an, zu betonen, daß die Aufrechterhaltung der Matrikularbeiträge nicht bloß — was das Entscheidende war — den föderativen Charakter des Reichs zum Ausdruck bringe, sondern auch die Aufrechterhaltung und Festigung eines „Einnahmebewilligungsrechts“ darstelle. In diesen Gedankengang hat man sich schließlich allseitig hineingelebt, selbst regierungsseitig, und es muß politisch mit dem Imponderabile gerechnet werden, daß Matrikularbeitragsfestsetzung eine Art von Einnahmebewilligung darstelle. Dieser Situation trägt auch die Lex Stengel Rechnung, und sie schafft durch die Aufrechterhaltung eines wenn auch aus Gründen der ordnungsmäßigen Gestaltung von Reichs- und Staatshaushalt reduzierten Ueberweisungsbetrags eine dauernde Grundlage für weitere Ausübung des sogenannten Matrikularbeitragsbewilligungsrechts für den Reichstag. Mag man also über dieses Recht wie immer denken, mag man ihm einen materiellen oder einen nur formellen Inhalt zuschreiben — es bleibt durch die Lex Stengel unangetastet. Aus dem Respekt vor den Matrikularbeiträgen — wenn ich mich so ausdrücken darf — wird hiernach eine irgend begründete Gegnerschaft gegen die nützlichen Ordnungsmaßnahmen, welche die Lex Stengel vorschlägt, nicht abgeleitet werden können. Ohne Kräftigung der Reichsfinanzen durch Eröffnung neuer Einnahmequellen ist die „große“ Finanzreform nicht zu lösen; damit sind auch die Speckschen Ausführungen nicht im Widerspruch. Bei der gesetzlichen Festsetzung dieser neuen Einnahmen wird der Reichstag, falls wider Erwarten die in der Lex Stengel vorbehaltenen Ueberweisungen als unzureichend für die Dauererhaltung der Matrikularbeiträge als Einnahmequelle sich erweisen sollten — ein Fall, der übrigens nach menschlicher Voraussicht überhaupt nicht eintreten wird —, es immer in der Hand haben, wenn erforderlich, die Ueberweisungssummen zu erhöhen, ja selbst abgesehen von dem Erlaß neuer Steuergesetze könnte auch budgetmäßig, falls solches für geboten erachtet würde, eine Erhöhung der Ueberweisungen festgesetzt werden; denn diese fallen unter die Ausgabebewilligung des Reichstags. Wenn auch im allgemeinen für die Ausübung dieses speziellen Ausgabebewilligungsrechts allgemein gesetzliche Normen maßgebend sind, erscheint es doch, wie auch die Praxis der letzten Zeit zeigt, nicht ausgeschlossen, jeweils nach Bedarf durch Spezialgesetz und Etat Modifikationen eintreten zu lassen. Es bleibt also dabei, auch der vorsichtigste auf die Wahrung aller parlamentarischen Rechte sorgsamst bedachte Politiker wird aus der Rücksicht auf die Institution der Matrikularbeiträge eine Ablehnung der Ordnungsmaßnahmen der Lex Stengel nicht begründen können.

Die politischen Wahlen in Belgien.

Von

Dr. J. W. Schmitz, Brüssel.

Das schiedsrichterliche Eingreifen des Bischofs Rütten von Lüttich, welches die Einigung der beiden katholischen Wählergruppen der christlichen Konservativen und Demokraten zur Folge hatte, erweist sich mehr und mehr sowohl auf katholischer wie gegnerischer Seite als von hoher Bedeutung. Es steht im Mittelpunkt des Interesses; darum einige Worte über dasselbe, zumal es seine Wellen auch nach Deutschland geschlagen.

Die liberal-fortschrittliche Presse macht ein sauer-süßes Gesicht, während die Jungliberalen und Sozialisten toben. Ueber letztere kein Wort. Das fortschrittlich-liberale Organ „Réforme“ meint: „Wir haben uns nicht zu befassen mit innerkatholischen Angelegenheiten; daß ein Bischof aber es wagt, in Dingen rein politischen Charakters, wie es die politischen Wahlen sind, einzugreifen, können wir nur begreifen, wenn ein Bischof sich zum Haupte und Führer der katholischen Partei aufwirft.“ Derselbe Widerspruch in der Versicherung, die katholische Einigung gehe andere nichts an, und die Denunziation des Bischofs als Parteiführer, der ja weder Kompetenz noch Autorität habe — zeigt von echt liberaler Denkfähigkeit. Die Sache liegt doch sehr einfach.

Selbst angenommen, es handle sich nur um rein zeitliche Angelegenheiten, so sieht man nicht, warum ein Bischof sich hier des versöhnenden Eingreifens enthalten solle. Der religiöse Charakter seines Amtes verbietet ihm das nicht, im Gegenteil; Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit, diese Grundeigenschaften eines guten Schiedsrichters, stehen dem Bischofe in erster Linie zu. Wenn mit diesen Eigenschaften sich nun hohe Einsicht und ein sicheres Urteil verbinden, dann ist das bischöfliche Eingreifen doch jedenfalls dem eines unbescholtenen Richters oder eines erfahrenen Politikers noch vorzuziehen; denn die bischöfliche Würde nimmt der Menschen- und Richterwürde nichts und läßt ihr die Fülle persönlichen Wertes und ihrer Verdienste. So berechtigt diese Bemerkung an sich erscheint, im vorliegenden Falle hat sie indes, dünkt uns, nur untergeordnete Bedeutung.

Der Lütticher Fall berührt direkt religiöse Interessen, die beste Art ihrer Verteidigung und die höchste Notwendigkeit der Einheit unter den Katholiken sowohl in den Prinzipien wie in der Disziplin des Handelns. Ihre Aufrechthaltung ist wesentlich eine Sache der bischöflichen Autorität und inkraft eines Amtes, dem Gehorsam und Hochachtung gebührt, übt — der Bischof hier ein ihm eigenes Recht aus.

Die Einwendung, unbedingt komme hier trotz alledem ein politisches Element in Frage, besagt nichts, denn unsere belgische Politik dreht sich wesentlich um die religiöse Frage; die belgischen Katholiken haben ein unbestreitbares Verfassungsrecht zur Verteidigung ihrer Kirche und der für ihre volle Unabhängigkeit notwendigen Freiheiten. Jeder Christ hat zudem ein unantastbares Recht zum Bekenntnis seines Glaubens im öffentlichen Leben. Der alte Satz: Episcopum oportet iudicare stellt den Bischof als den natürlichen Führer und Richter in den religiösen Angelegenheiten seiner Herde hin: seine Aufgabe ist es, die Gewissen zu erleuchten und die für die religiösen Interessen passendsten Verhaltungslinien anzugeben.

Man kann unmöglich dem belgischen Episkopate einen Mißbrauch dieses autoritativen Rechtes in religiösen Fragen und Dingen vorwerfen, noch weniger in Dingen, die der Religion fremd sind. Das ist so wahr, daß es auch dem bittersten Gegner des Episkopates ganz unmöglich sein dürfte, in rein politischen Fragen, wie in denen der belgischen Finanzgebahrung, des Heeres, der Justiz, der öffentlichen Handels- und Wirtschaftspolitik, auf sichere, offizielle Weise auch nur eine jeweilige Meinungsäußerung eines unserer Bischöfe nachzuweisen; es duldet keinen Widerspruch, wenn wir konstatieren, daß es nie einem derselben eingefallen ist, seine persönlichen Anschauungen in solchen Dingen einem seiner Diözesanen aufzudrängen.

Dagegen ist es wahr und wird es wahr bleiben, daß die Einigung und die Einheit der Katholiken zur Verteidigung des Katholizismus stets ein bevorzugter Gegenstand der bischöflichen Hirtensorge gewesen ist. Bei der hohen Einsicht, welche die belgischen Katholiken angesichts der Wahlen in der christlichen und tatkräftigen Erfüllung ihrer Pflichten an den Tag legen, ist es natürlich, daß ihre Gegner darüber klagen und sich am Episkopate reiben; aus demselben Grunde ist es ebenso klar, daß die Katholiken für die väterlichen und wachsamen Weisungen dankbar sind, welche die beiden größten Güter für jeden Menschen zu sichern bezwecken, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und die Unversehrtheit des Glaubens.

Der Fall Opitz.

Die gegnerische Presse — soweit uns dieselbe zu Gesicht kommt — hat die notgedrungene Verwahrung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau“ (Nr. 4, Seite 49 ff.) gegen das Evangelisch-lutherische Landeskonsistorium in Dresden bisher völlig totgeschwiegen. Wir erblicken in diesem Vogel-Strauß-Verfahren auch solcher Blätter, die sich mit Nachdruck „liberale“ nennen, ein Zeichen der Verlegenheit. Man möchte die Praxis der protestantischen sächsischen Kirchenbehörde nicht offen verteidigen, findet es aber auch nicht „zweckmäßig“, gegen dieselbe Zeugnis abzulegen. Ja, wenn das Evangelisch-lutherische Landeskonsistorium einem liberalen Superintendenten die Mitarbeit an einem freidenkerischen, christentumfeindlichen Ideen huldigenden Blatte untersagt hätte — dann würde die ganze liberale Presse vor Entrüstung über die Beschränkung der Forschungs- und Gewissensfreiheit widerhallen. Der Liberalismus glaubt auch dem sächsischen Konsistorium besondere Rücksicht und Dankbarkeit schuldig zu sein, weil es sich zwar evangelisch-lutherisch nennt, aber den Liberalismus überall gewähren läßt. Zudem hat das blinde Vorurteil gegen alles „Römische“ neuerdings einen derartigen Grad erreicht, daß alle Gesetze der Logik und der Gerechtigkeit suspendiert scheinen, sobald Katholisches auch nur gewittert wird.

Daß der Fall Opitz im katholischen Lager peinlichstes Aufsehen erregt hat, brauchen wir unseren Lesern kaum zu versichern. Aus der großen Zahl von bisher vorliegenden Preßstimmen heben wir einige besonders charakteristische hervor:

Die nächstinteressierte „Sächsische Volkszeitung“ in Dresden schreibt in Nr. 87:

„Die Freiheit im Protestantismus. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“, Herr Dr. Armin Kausen, veröffentlicht, wie wir gestern ankündigten, in Heft 4 unter obigem Titel einen höchst interessanten Artikel, den wir hier teilweise zum Abdruck bringen. .... Wir haben vorderhand keine Veranlassung, dem Artikel der „Allg. Rundschau“ weitere Bemerkungen beizufügen. Das Sächsische Landeskonsistorium hat bisher auf das Schreiben des Herrn Dr. Kausen nicht reagiert. Gewiß hat auch Herr Superintendent a. D. Opitz die Knebelung seiner persönlichen Ueberzeugungsfreiheit nicht ruhig auf sich genommen, sondern mit der ihm bekannten offenen Männlichkeit seinen Standpunkt seiner vorgesetzten Behörde ungeschminkt gesagt. Auch das „Neue Sächsische Kirchenblatt“ fand bisher auf die Darlegungen in unserer Osternummer noch keine Worte zur Entgegnung; die Sache hat offenbar verschnupft. Es ist auch wirklich sehr traurig, daß katholische Blätter die persönliche Freiheit im Protestantismus verteidigen müssen. Wo sind denn nun alle die tapferen Helden, welche das große Wort von der protestantischen Freiheit stets im Munde zu führen pflegen? Warum zieht keiner das Schwert, wo es gilt, dieses protestantische Grundprinzip gegen die Feinde desselben im eigenen Lager durch die Tat zu verteidigen? Vor dem „Neuen Sächs. Kirchenbl.“ und seinem Herausgeber braucht doch wahrlich niemandem bange zu sein. Wir erwarten auch nicht, daß die famosen Amtsblätter ihren Galanteriedegen gegen das Landeskonsistorium erheben, zu dem sie ja in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen.

Es sieht gegenwärtig mit der Freiheit im Protestantismus gerade so aus wie zu Luthers Zeiten. Gegen die Ketzergerichte in der katholischen Kirche wird Sturm gelaufen, und er selbst etabliert hochnotpeinliche Inquisitionstribunale für solche, die nicht nach seiner Pfeife tanzen, sondern es sich herausnehmen, von der protestantischen Freiheit Gebrauch zu machen.

Wir bedauern lebhaft, daß sich das Landeskonsistorium von Herrn Pastor Kloß und dem Evangelischen Bund ins Schlepptau nehmen ließ. Bisher hatten wir von der gerechten Auffassung dieser Behörde alle Hochachtung. Wir sahen in ihr eine Stütze echt konservativen edlen Wirkens zum Wohle des konfessionelen Friedens, eine Schutzwehr gegen die Versuche der Verhetzung durch den Evangelischen Bund Als der hochselige König Albert diese Organisation einen „Hetzbund“ nannte, geschah dies im vollständigen Einverständnis mit dem Landeskonsistorium; davon sind wir überzeugt. Die Stellung, welche dasselbe aber in der Angelegenheit Opitz einnimmt, ist ein faktisches Zugeständnis zu den Bestrebungen dieses liberalen Hetzbundes; das ist eine Entgleisung des Landeskonsistoriums von seinen bisherigen streng konservativen Bahnen. Es wird sich gefallen lassen müssen, nunmehr vom kirchlichen Liberalismus als Gesinnungsgenosse betrachtet zu werden.“

Die „Kölnische Volkszeitung“ (Nr. 328) gibt unter der Ueberschrift: „Der Fall Opitz“ die Verwahrung der „Allgemeinen Rundschau“ wieder und schickt folgende Einleitung voraus:

„Bekanntlich ist der sächsische Superintendent a. D. Opitz, ein vornehmer und versöhnlicher protestantischer Theologe, wegen seiner Zusage, an Kausens „Allgemeiner Rundschau“ mitzuarbeiten, in große Ungelegenheiten gekommen. Das „N. Sächs. Kirchenbl.“ sprach von einem „öffentlichen Aergernis“ und stellte zur gefälligen Erwägung, ob man Herrn Opitz nicht den Superintendententitel entziehen könne. Jetzt äußert sich in Nr. 4 der „Allg. Rundsch.“ Dr. Kausen zu dem merkwürdigen Fall in einer „Verwahrung“ an das Dresdener Landes-Konsistorium.“

Treffende Worte findet der Münchener „Arbeiter“ (Nr. 15), der die Gelegenheit zu einer warmen Empfehlung der „Allg. Rundsch.“ benützt:

„Wie weit entfernt wir in Deutschland vom konfessionellen Frieden sind, beweist die gegenwärtige Hetze zum § 2 des Jesuitengesetzes. Der „Reichsbote“ hat schon mehrmals seinen Verstand verloren, und die „Wartburg“ ist überhaupt noch nicht zu sich gekommen. Wie weit aber der Wellenschlag dieser Hetze geht, beweist folgende Tatsache. Die neue Wochenschrift „Allgemeine Rundschau“ des bekannten katholischen Journalisten Dr. A. Kausen hatte unter Wahrung ihres katholischen Standpunktes bei Veröffentlichung ihres Programmes erklärt, auch Gegnern, so lange sie in den richtigen Grenzen bleiben, ihre Spalten zu öffnen. Der sächsische Superintendent a. D. Opitz, bekannt durch sein gerechtes Urteil über die katholische Kirche, hatte auch für die „Allgem. Rundschau“ Beiträge zugesagt. Nun ist ihm die Mitarbeit von dem Landeskonsistorium in Dresden verboten worden. Warum? Nur weil die „Allgemeine Rundschau“ ein katholisches Blatt ist und auf dem Zentrumsstandpunkt steht. Selbst hat die „Allgem. Rundschau“, die soeben erst in ihrer dritten Nummer erschienen ist, mit keinem Worte an dem konfessionellen Kampfe teilgenommen, sondern im Gegenteil einen der ersten Artikel dem konfessionellen Frieden gewidmet. Höher kann man wohl die Hetze nicht mehr treiben. Für uns Katholiken, besonders aber für die katholischen Geistlichen, ist aber damit ein Fingerzeig gegeben, für welche Blätter auch wir nur schreiben sollen. Dann aber wird es auch unsere Pflicht sein, um so enger zusammenzuhalten und unsere Preßunternehmen zu fördern. Die neue „Allgem. Rundschau“ sei daher unseren Lesern, besonders den Präsides und Mitgliedern der Unterrichtskurse, recht warm empfohlen. Für die Güte der Wochenschrift bürgt schon der Name des Herausgebers, der zu den tüchtigsten Schriftstellern des katholischen Deutschlands gehört, sowie auch die stattliche Zahl hervorragender Mitarbeiter. Die bisher erschienenen Nummern sind äußerst reichhaltig und gediegen.“

Die „Augsb. Postzeitung“ (Nr. 87) würdigt den neuesten Fall „protestantischer Toleranz“, indem sie u. a. schreibt:

„Im Protestantismus ist alles gestattet: Gott und Christus darf geleugnet werden, Irreligiosität und glaubensloser Naturalismus werden geduldet. Aber wenn ein protestantischer Geistlicher es wagt, Mitarbeiter einer katholischen, auf dem Boden des Zentrums stehenden Zeitschrift zu werden, dann erregt es „schweres Aergernis“, dann verlangt man, daß ihm der ihm zustehende Titel entzogen werde, und das sächsische Oberkonsistorium willfahrt sofort dem Wunsche engherziger fanatischer Eiferer und verhängt über den Frevler die Mundsperre. Wenn die „Allgemeine Rundschau“ gut unterrichtet ist, dann ist es bereits das dritte Mal, daß dem Herrn Superintendenten a. D. Opitz die Mitarbeit an einer Zeitung bezw. Zeitschrift untersagt wurde. Früher handelte es sich um den „Pastor bonus“ und die katholische „Sächsische Volkszeitung“. Heute ist das Verbot der Mitarbeit auf alle „römisch-katholischen Blätter“ ausgedehnt. Und die liberale Presse schweigt in allen Sprachen zu diesem neuen Muster protestantischer Toleranz!“

Der „Bayer. Kurier“ in München urteilt in einer längeren Darlegung unter der Ueberschrift: „Die Freiheit im Protestantismus“

„Dr. Kausen wird mit diesem Protest den vollen Beifall aller vorurteilslos Denkenden und speziell den seiner Leser finden, die imstande sind, die bisher erschienenen Nummern der „Allgemeinen Rundschau“ auf das von dem Herausgeber angekündigte Programm hin zu prüfen. Der Herausgeber hat bisher Wort gehalten, und es ist auch nicht anzunehmen, daß er von seinen Programmsätzen abweichen wird. Die verschiedensten Fragen, sei es religiöser politischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur, werden in jener noblen Art behandelt, die leider heuzutage in unserer Tagesliteratur recht rar geworden und die nicht verfehlen wird, der Zeitschrift auch Freunde aus jenen Kreisen zuzuführen, die vielleicht nicht ganz auf positiv-christlichem Boden stehen. So wird das neue Organ, indem es an alle die Gesellschaft bewegenden Fragen vorurteilslos herantritt, eine Doppelmission erfüllen, die, in katholischen Kreisen bildend zu wirken, und die, bei Andersdenkenden so manche Vorurteile über Katholizismus zu zerstreuen. Möge die „Allgemeine Rundschau“ den betretenen Weg fortschreiten, unbeirrt durch Gegner, die die „Freiheit“ im Munde führen, in der Tat aber perhorreszieren.“

Der „Badische Beobachter“ schreibt:

Mit nicht beabsichtigter Sensation beginnt das sehr zeitgemäße Unternehmen von Dr. Armin Kausen, des früheren Chefredakteurs des „Bad. Beob.“. Wir meinen seine „Allgemeine Rundschau“, Wochenschrift für Politik und Kultur, München (vierteljährlich 2.40 Mk.). Die „Allgemeine Rundschau“ hat während der wenigen Wochen ihres Bestehens — eben liegt das 4. Heft vor — gezeigt, daß sie getreu ihrem Programm auf möglichst breiter Basis die christliche Weltanschauung und die Politik des Zentrums vertritt. Wir sagen auf möglichst breiter Basis und meinen damit nicht nur, daß die „Rundschau“ alles Wissenswerte mit programmatischer Gründlichkeit, mit kritischer Schärfe und chronistischer Genauigkeit, wie sie den Verhältnissen eines Wochenblattes entspricht, ihren Lesern vorlegt, sondern sie hat auch den Kreis ihrer Mitarbeiter möglichst weit ausgedehnt und läßt nicht nur Katholiken und Angehörige des Zentrums zu Wort kommen; auch Andersdenkende aus jedem Lager finden in der „Rundschau“ einen Ort, um ihre Gedanken niederzulegen. Gerade das trägt, ganz abgesehen davon, daß die „Rundschau“ unsere ersten Politiker und Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, dazu bei, die „Rundschau“ vielseitig und anregend zu machen. Auf diesem Gebiet liegt nun auch die oben von uns erwähnte Sensation. Unter den Mitarbeitern der „Rundschau“ fand sich nämlich auch Superintendent a. D. Opitz aus Sachsen. Es ist das jener protestantische Theologe, von dem wir vor einiger Zeit berichteten, daß er mit voller Würdigung des Katholizismus wie des Protestantismus eine Verständigung zwischen beiden Lagern anzubahnen versuche. Nun hat er sich unter den Mitarbeitern der „Rundschau“ streichen lassen — müssen. Das „Neue Sächs. Kirchenblatt“ Nr. 13 erfuhr nämlich von der Mitarbeiterschaft und denunzierte den Herrn ....

Dieser Terrorismus hat gewirkt. Wenn seine Behörde dem greisen Superintendenten auch nicht den Titel entzogen hat, so hat sie ihm doch die Mitarbeit an allen römisch-kathol. Blättern verboten. Vermutlich wurde ihm dabei der Verlust aller Rechte eines Geistlichen der Landeskirche angedroht. Superintendent Opitz hat gehorcht und damit am besten bewiesen, daß er durchaus auf protestantischem Boden steht....

Wir werden bei dieser Tat der Unduldsamkeit gegen einen sächsischen Superintendenten, der an einer Verständigung der Katholiken und Protestanten arbeitet, an einen andern sächsischen Superintendenten erinnern, der die Protestanten fortwährend aufhetzt gegen den Katholizismus. Wir meinen den Superintendenten Meyer-Zwickau. Was hat das sächsische Landeskonsistorium schon getan, um dessen gefährliche, den konfessionellen Frieden aufs höchste gefährdende Tätigkeit zu verhindern oder auch nur zu kritisieren? Noch gar nichts! Seine hetzerische Tätigkeit scheint angenehm, aber die Friedensarbeit eines Opitz wird verboten! Das ist bezeichnend! Und dabei hat selbst der deutsche Reichskanzler in den schärfsten Worten über den Fanatismus des Zwickauer Superintendenten Meyer abgeurteilt.

Ueber noch eines wundern wir uns. Es ist schon einige Zeit bekannt, daß es Superintendent Opitz verboten wurde, für die „Allgemeine Rundschau" zu arbeiten. Die liberalen Blätter haben sich darüber aber noch nicht ausgelassen. Wenn das einem katholischen Geistlichen passiert wäre? — —"

Ein Schweizer Blatt, das in Chur erscheinende „Bündner Tagblatt" (Nr. 92) läßt sich sehr deutlich vernehmen:

„Eine gute, tüchtige „Allgemeine Rundschau" scheint die seit kurzer Zeit erst vom bekannten Schriftsteller Dr. Armin Kausen in München herausgegebene Wochenschrift für Politik und Kultur werden zu wollen. Wenn sie in der Beschaffung ebenso interessanten wie wertvollen Lesestoffes fortfährt, wie sie angefangen und es bis jetzt getan hat, so wird ihre Zukunft und weiteste Verbreitung in Bälde gesichert sein. Ausdrücklich sei bemerkt, daß sie tüchtige Mitarbeiter in allen gesellschaftlichen und politischen Kreisen zählt und ihre Spalten gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender stets offen hält. Wir trauten daher unseren Augen kaum, als wir letzter Tage in einem deutschen Blatte lasen, das Evangelisch-lutherische Landeskonsistorium zu Dresden habe dem wackern Superintendenten Opitz auf eine Denunziation hin die Mitarbeit an der Dr. Kausenschen Rundschau untersagt! — Diese Aufsehen erregende Mitteilung erfährt durch Nr. 4 der Rundschau nun ihre völlige Bestätigung; in längerer Ausführung schildert Dr. Kausen das allerneueste evang.-lutherische Ketzergericht, das eine seltsame Illustration bildet zu der vielgerühmten „Freiheit" auf jener Seite, der man so gerne und so selbstgerecht die „innere und äußere Abhängigkeit und Unselbständigkeit des Katholizismus" gegenüberstellen möchte."

Wir schließen mit der Wiedergabe eines Artikels des „Deggendorfer Donauboten" (Nr. 90) und überlassen dem Evangelisch-lutherischen Landeskonsistorium in Dresden die Verantwortung dafür, daß wir die Spalten der „Allgem. Rundschau" Besprechungen öffnen mußten, welche den Fall Opitz zum Anlaß eines sehr warmherzigen Lobes unserer Wochenschrift nahmen:

„Der „Deggendorfer Donaubote" hat gelegentlich mehrmals schon Bezug genommen auf die seit Monatsfrist in München erscheinende „Allgemeine Rundschau, Wochenschrift für Politik und Kultur" (Herausgeber: Dr. Armin Kausen, Preis: vierteljl. 2,40 Mk.). Durch eine eigene, wenn auch nur kurze Besprechung weitere Kreise hiesiger Gegend auf das bedeutungsvolle Unternehmen hinzuweisen, dürfte sicher angezeigt erscheinen, da schon der bloße Name des Herausgebers, eines unserer bestverdienten Journalisten, sowie der Wortlaut des Programms von Anfang an zu hohen Erwartungen berechtigte und durch die bisherigen Leistungen die gehegten Erwartungen auch glänzend gerechtfertigt wurden.

Es liegen bis jetzt vier Nummern vor. Durch alle geht ein großer Zug. Die verschiedenen Zweige menschlichen Wissens und Könnens, die zahlreichen Kulturinteressen unserer Zeit, die großen brennenden Fragen auf den Gebieten der Politik und Religion, der Wissenschaft und Kunst, der Erziehung und des Unterrichts werden nach großen Gesichtspunkten gerecht und sachlich gewürdigt. Jeder der Mitarbeiter, darunter hochgefeierte Vertreter des Standes der Gelehrten, Professoren, Beamten, Künstler, Parlamentarier, Schriftsteller usw. zeichnet seine Beiträge mit vollem Namen. Was die „Allgemeine Rundschau" von Anfang an erstrebte, nämlich „eine vornehme Wochenschrift zu sein, die, auf dem festen Boden der christlichen Weltanschauung und der katholischen Kirche stehend, politisch das Programm der Zentrumspartei hochhält, dabei auch gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender ihre Spalten öffnet", das hat sie bisher in vollem Umfange erreicht. Sie zählt darum unter ihren Mitarbeitern und Lesern auch zahlreiche Protestanten und Liberale. Freilich hat es dem jungen Organe bisher auch nicht an giftigen Anfeindungen gefehlt besonders von seiten unserer Kulturkampf- und Los von Rom-Blätter (z. B. „Neueste Nachrichten", „Wartburg"). Dem sächsischen Superintendenten Opitz, der schon zwei Artikel eingesendet hatte, wurde sogar vom Evangelisch-lutherischen Landeskonsistorium in Dresden die Mitarbeit ausdrücklich untersagt. Gegen dieses unduldsame, jeglicher Forschungsfreiheit Hohn sprechende Vorgehen legt Dr. Kausen in Nr. 4 öffentlich und feierlich Verwahrung ein.

Möge der hochverdiente Herausgeber, unbekümmert um derartige Anfechtungen, rüstig auf der betretenen Bahn vorwärts schreiten und möge er sich für seine rastlosen Bemühungen im Dienste des neuen Organs durch Meldung einer Schar von Neuabonnenten reichlich entschädigt sehen."

Eine Zeitfrage der Kirchenmusik.

Von

Prof. Dr. Andreas Schmid, München.

Im Jahre 1749 veröffentlichte Papst Benedikt XIV. eine Enzyklika, in welcher er die Frage über Zulässigkeit der Instrumentalmusik und des polyphonen Gesangs in der Kirche behandelte. Vom Choralgesange urteilt er: derselbe sei proprie ecclesiasticus (spezifisch kirchlich) und werde von frommen Gläubigen gerne gehört.

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der Choralgesang den Vorzug vor jeder anderen Musikgattung verdient, wenn man nur sein Alter in Betracht zieht. Es ist in dem letzten Jahrhundert die alte griechische Musik von vielen Musikgelehrten zum Gegenstand des Detailstudiums gemacht worden z. B. von Forkel, Ambros, Brombach, Westphal, Tzetzes, Kralik, und es darf als ziemlich sicher angenommen werden, daß unser Choralgesang auf dem griechischen Musiksystem beruhe. Unsere heutige Präfation umfaßt noch ganz die Töne der siebensaitigen Lyra des Terpander (7. Jahrh. v. Chr.) Unbestritten ist, daß der Choralgesang schon der Kirchengesang in den ersten christlichen Jahrhunderten war. An Ehrwürdigkeit des Alters kommt ihm also keine andere Musikgattung gleich. Noch in anderer Hinsicht verdient er den Vorrang, weil er vom künstlerisch ästhetischen Standpunkte aus am besten zum Gesange des Priesters paßt. So lange der Priester sein Dominus vobiscum choraliter in der Tonart singt, so lange paßt auch der Chorgesang im Choralton zu demselben. Es ist ja ein allgemeines ästhetisches Gesetz, daß jedes Kunstwerk nicht Einerlei, aber Einheit in sich schließe.

Will die Kirche einmal Musik zu gewissen liturgischen Funktionen vorschreiben, so wählt sie auch aus praktischen Gründen am besten den Choralgesang, weil er von einem und von zwanzig Sängern einstimmig, sogar ohne Orgel ausgeführt werden kann und die Melodien für alle Verhältnisse in verschiedenen Büchern komponiert vorliegen und jeder gewünschten Tonhöhe akkommodiert werden können. Selbst aus musikalisch theoretischen Gründen wird der Choral der modernen Musik mehr als ebenbürtig gegenübergestellt, weil die moderne Musik nur in Dur und Moll, der Choral aber in 12—14 verschiedenen Tonarten (modi) sich bewegt. Es kann in einem einfachen Blümlein mehr Schönheit liegen als in dem prunkvollsten Makartschen Blumenstrauße.

Um den Gebrauch des Choralgesanges zu ermöglichen und zu fördern, hat nun der apostolische Stuhl seit 1871 alte Choralausgaben in revidierter Form neu herausgegeben und angelegentlich empfohlen. Um die Ausführung zu erleichtern, waren die Melodien verkürzt. Gleichzeitig bemühten sich einzelne deutsche und insbesondere französische Gelehrte, um aus Handschriften mittelalterlicher Zeit die älteren Lesarten festzustellen und zu veröffentlichen. Auf solche Weise erhielt die römische Ausgabe eine Rivalin, und seit mehr als einem Jahrzehnt wurde der Choralstreit zu einer brennenden Musikfrage.

Pius X. bereitete diesem Streite durch die Enzyklika motu proprio vom 22. November 1903 ein jähes Ende, indem er den sogenannten traditionellen Choralausgaben den Vorzug gab und die Ausgaben Pius' IX. und Leos XIII. nur solange in Geltung beläßt, bis die traditionellen Melodien gedruckt vorliegen. Durch diese päpstliche Entscheidung, welche nach beigefügter Bemerkung Rechtskraft besitzt, erwächst den praktischen Musikern die Aufgabe, komplizierte, neumenreiche Melodien zur Ausführung zu bringen; bisher waren ihnen schon vielfach die verkürzten Formen ein Stein des Anstoßes. Erst die Zukunft wird lehren, ob unsere modernen Musiker die gestellte Aufgabe zu lösen imstande sind.

Noch in anderer Hinsicht besitzt die erwähnte päpstliche Entscheidung einschneidende Bedeutung: es sollen nämlich in Zukunft zum Chorgesange keine Frauenstimmen mehr verwendet werden, weil die Chormusik ein Teil der Liturgie ist und von dieser Frauen ausgeschlossen sind. Will man nun in Zukunft einen gemischten Chor, so müssen Knabenstimmen herangezogen werden; außerdem ist nur Choralgesang und ein- bis vierstimmiger Männergesang möglich. Wie schwierig es ist, Knaben so weit musikalisch auszubilden, daß sie vor der Mutation der Stimme mehrere Jahre dienen können, weiß jeder Chorregent; sicherlich aber wird Rom das aufgestellte Prinzip, welches schon in einzelnen Diözesen seit jeher zur Beachtung kam, nicht preisgeben, sondern vielmehr zurufen: Singt Choral! Wie aus dem erwähnten Rundschreiben hervorgeht, würde Pius X. ein Amt am besten gefallen, in welchem das gesamte Volk die Choralgesänge ausführte, weil auf solche Weise Andacht und Frömmigkeit gefördert würden.



„Jerusalem“ von Selma Lagerlöf.

Literarische Plauderei von M. Herbert.

„Hamlet ist Deutschland,“ hat Börne gesagt. Er hat damit ausdrücken wollen, daß der tiefsinnig grübelnde, philosophierende, Sachen des Gewissens beinahe spitzfindig behandelnde Gedankenmensch des großen Shakespeare-Dramas für ihn die Inkarnation nordisch-germanischen Wesens sei.

Solche Hamletnaturen, zarte Gewissensmenschen, Seelen, welche den inneren Stimmen, den göttlichen Eingebungen, dem höheren Rufe lauschen, sind auch die schwedischen Bauern, welche die Dichterin Selma Lagerlöf in ihrem neuen herrlichen Werke „Jerusalem“ vor uns erstehen läßt.

„Die Ingmarssöhne müssen auf Gottes Wegen gehen, sie haben nichts nach dem zu fragen, was Menschen sagen“, das ist das Leitmotiv, das in herrlicher Klarheit und Gesundheit immer wieder auftaucht aus dieser an Farben, Tönen und Melodien so überreichen Symphonie, der selbst die oft und voll angeschlagenen mystischen Klänge nichts von der Frische ihrer Natur nehmen können. Die Dichterin von „Gösta Berlings Saga“ und „Die Wunder des Antichrist“, diese Dichterin, der eine so frohe, laute und klare Stimme von Gott verliehen ist, daß sie wie eine Frühlingslerche über die weiten Felder germanisch empfindender Völker dahinschießt, diese Dichterin der glühenden Heimatliebe, die so eng verknüpft ist mit allen Traditionen ihres Volksstammes, daß sie zu einer Verkörperung seiner tiefsten Seele geworden scheint, bietet uns in dem zweibändigen Werke „Jerusalem“ ein ergreifendes und weitgreifendes Bild aus dem Leben einer Dorfgemeinde in Dalarne.

Schon die Einleitung ist eine gut und kräftig entworfene Exposition des Ganzen.

Wir zitieren die ersten Sätze, um einen Begriff zu geben von der einfachen und doch so erschöpfenden Art der Dichterin, Naturschilderung zu malen und Stimmung zu wecken.

„An einem Sommermorgen war ein junger Mann draußen auf seinem Brachfeld und pflügte.

Die Sonne schien freundlich, das Gras war feucht von Tau und die Luft war so frisch, daß es mit Worten nicht zu beschreiben ist. Die Pferde waren ein wenig ausgelassen von der Morgenluft und zogen den Pflug wie ein Spielzeug vorwärts. Das war ein ganz anderer Trott als für gewöhnlich; der junge Mann mußte beinahe laufen, um ihnen folgen zu können.

Die vom Pfluge umgewendete Erde lag schwarzbraun da und leuchtete vor Feuchtigkeit und Fett, und der Mann, der pflügte, freute sich, bald Roggen hier säen zu können. Er dachte im stillen: „Wie kommt es nun, daß ich mir nur manchmal so große Sorgen mache und meine, es sei so schwer zu leben? Braucht man etwas anderes als Sonnenschein und schön Wetter, um so glücklich zu sein wie ein Kind Gottes im Himmel droben?“

Ja, aber in diesem Momente der Frühlingsseligkeit hatte klein Ingmar, Ingmars Sohn, vergessen, daß er eine Schuld auf sich geladen, und daß um seinetwillen Britta wegen Kindsmord im Gefängnis saß, und daß er Britta dahin gebracht hatte, ihr Kind zu ermorden, und daß Britta heute aus dem Gefängnisse kam, und daß er gehen mußte, vor Gott gehen mußte, Britta zu seinem ehelichen Weibe zu machen.

Denn „wir Ingmarssöhne haben nicht nötig, die Menschen zu fürchten, wir wollen nur die Wege Gottes gehen“.

Und Ingmar holt Britta aus dem Gefängnisse und macht sie zu seinem Weibe.

Seit vielen Jahrhunderten sitzen die Ingmarssöhne auf ihrem stattlichem Hofe, haben Sitz und Stimme in der Gemeinde und sind zähe, feste Menschen aus altem Schrot und Korn; viel können sie irren und sündigen in Leidenschaft, Härte, Stolz und Verschlossenheit, aber immer wieder kehren sie zurück zu dem, was Gott von ihnen will, lauschen der inneren Stimme, ringen sich durch zu Rechtlichkeit und Ehre, zu Frieden und Versöhnung, bleiben Kinder der Arbeit und der Scholle.

In die Dorfgemeinde im grünen, stillen Dalarne aber tritt plötzlich ein fremder Sektierer und erweckt die trägen und eingeschlafenen Herzen dieser nordischen, in tiefer Gläubigkeit erwachsenen Bauern zu einem Rausche der Gottessehnsucht, des übermächtigen Heimwehs nach „Jerusalem“, einer heiligen Stätte des Friedens, der Erlösung, der Reinigung. Die Schweden machen sich auf und pilgern übers Meer nach Jerusalem, wie einst die gottbegeisterten Kreuzfahrer des Mittelalters, sie schließen sich dort im heiligen Lande der Sekte der Gordonisten an und leben in einem gemeinsamen Hause frommen Uebungen, die durch den Besuch der heiligen Stätten unterbrochen werden.

Dazwischen wickelt sich in mächtiger, erschütternder Weise die Geschichte der Liebe und Ehe eines der Ingmarsöhne ab.

Wir sind uns bewußt, daß diese kühlen und nüchternen Worte nicht entfernt imstande sind, eine Idee von der Kraft, Macht und individuellen Schönheit des Werkes zu geben, das wir den Lesern nahebringen möchten. Wir können allenfalls noch sagen, daß dieses Buch sich himmelweit von allen anderen modernen Büchern unterscheidet. Denn es ist ein Werk voll Helligkeit und Gläubigkeit, keine bittere, dekadente Bemerkung, keine Ueberſättigung und Uebermüdung, kein Zweifel und kein Spott entstellen sein schönes, reines Antlitz. Es steht ein Mensch dahinter, der auf Gott, auf die Macht des Glaubens und des Gebetes traut.

„Ich glaube, es gibt nichts Schöneres, als zu sehen, wie Menschen mit großen Opfern Gerechtigkeit üben“, sagt einer der Ingmarssöhne am Schlusse des Buches.

Selma Lagerlöf geht zu den alten, ewigen Wahrheiten zurück, aber in ihrem Munde klingen sie wie ein neues Evangelium.

Das Werk ist überreich an herrlichen Stellen und kurzen, dichterischen Episoden. Wie schön und tiefergreifend ist es, als Gertrud glaubt, Jesus Christus in Jerusalem auf dem Wege zum Oelberge zu begegnen, und wie herrlich die Schilderung des Antlitzes, das ihr einen so tiefen Eindruck hinterließ!

„Er hatte einen etwas graumelierten Bart, der ganz kurz geschnitten war und in zwei Spitzen auslief. Er hatte ein längliches Gesicht, die Nase war auch lang und die Stirne breit, aber nicht besonders hoch. Und er sah ganz so aus, wie ich Christus oft gemalt gesehen habe; er war genau so, wie er mir damals auf dem Waldweg entgegenkam, nur war er jetzt noch schöner und herrlicher. Ein Licht ging von seinen Augen aus und eine große Macht, und um die Augen waren dunkle Ringe und auch viele Runzeln. Ja, um seine Augen herum lag alles vereinigt, Weisheit und Liebe und Schmerz und Mitleid und noch etwas anderes, das andeutete, daß diese Augen bisweilen einen solchen Blick haben könnten, der durch den Himmel hindurch Gott und seine Engel zu schauen vermöchte.“

Oder wie tief und wahr ist folgender Ausspruch:

„Wenn man einen Menschen sein ganzes Leben lang lieb gehabt hat, dann hat man stets Angst, man könne ihn verlieren. Aber die größte Angst hat man doch davor, ihn auf die Weise zu verlieren, daß man sehen muß, daß er ein hartes Herz hat, das nicht vergeben und vergessen kann.“

Die Leute aus Dalarne sind ein Geschlecht von Sehern, sie erleben Wunder, weil sie wundergläubig sind, ihre Seelen sehen das Ueberirdische, weil es für sie eine Wirklichkeit ist. Sie haben ein höheres Leben als die Leute in den Büchern anderer Leute, und das tut uns unendlich wohl und wir glauben an sie, weil ihre Erschafferin an sie glaubte.

Selma Lagerlöf sagte einmal zu einem ihrer deutschen Besucher, daß sie den Verfasser von „Jörn Uhl“, Gustav Frenssen, sehr liebe. Beide haben auch viel Verwandtes, was die kernige Schilderung von Land und Leuten betrifft, aber die Schwedin nimmt ihren Flug weit höher als der Friese, die Seele, die unsterbliche Seele hat sich ihr weit klarer und leuchtender offenbart, und ihre Schilderungen, sowohl der engen Heimat als des weiten Ozeans und der fremden südlichen Natur, sind weit farbenglutiger, beredter und von unvergleichlich viel stolzerem, dichterischen Schwung.

Selma Lagerlöf hat in ihrer Heimat und im Auslande, besonders in Deutschland, viel tiefes Verständnis und warme Anerkennung gefunden, selten daß man einem Satz abfälliger Kritik begegnet, wie ihn Hedwig Dohm in Maximilian Hardens Zukunft nach begeisterter Lobeserhebung ausspricht. Sie sagt: „In den Büchern, die ich von Selma Lagerlöf kenne, fehlt eins: Die Zukunft. Ich meine die Ideenantizipation der Zukunft, der ahnungsvolle Schauer dessen, das sein wird. Keine der Geistesbewegungen und Erregungen, die unsere Zeit charakterisieren, klingt bei ihr an. Sie hat nicht die lechzende Sehnsucht moderner flügelstarker Seelen, ihrem Ich, alte Tafeln zerbrechend, neue geistige Welten zu erobern. Bis zu den Morgenröten auf hohen Gipfeln reicht ihre Blickschärfe nicht. Sie ist mehr Dichterin als Denkerin. Vom Genie fehlt ihr der prophetische Zug!“

Es ist das eine Kritik, der wir entgegensetzen möchten, daß die Geister unserer Zeit, welche die „alten Tafeln“ zerbrachen, keine neuen Tafeln an Stelle der zerbrochenen zu setzen hatten, und daß die Zukunft des Menschengeschlechtes, abgesehen von technischen Errungenschaften und materiellen Entdeckungen, stets eine Repetition der Vergangenheit sein wird. „Alles schon dagewesen“ — sagte der weise Ben Akiba. Auch die „Modernen“ hatten leider Ikarusflügel, die an der Sonne der ewigen Wahrheit schmolzen, jener gewaltigen Sonne, in deren Strahlen Selma Lagerlöf einer Frühlingslerche gleich so frei und froh die Schwingen regt.

Und werden wir wohl jemals größere Dichter haben als Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Goethe, die Droste und die Lagerlöf?

Versäumnis.

Du sprachst zu mir: Dies eine tut mir weh!
Wenn immer ich von deiner Seite geh
Ins harte Leben, wo mich keiner kennt,
Von dir geschieden, himmelweit getrennt,

Dann fällt mir ein, daß nichts ich dich gefragt;
Daß ich das Tiefste, Beste nicht gesagt,
Daß ich verscherzte dein geliebt Verständnis,
Versteckt im Herzen hielt mein best' Bekenntnis.

O Freund, so wird's einst mit dem Leben sein.
An seinem Schluß entkräftet und allein
Wird schmerzlich es in unsrer Seele tagen:
Das Beste — ach — vergaßen wir zu sagen.

M. Herbert.



Skandalromane.

Ein ästhetischer Fehlschluß.

Von

G. Gietmann, S. J.

„Es ist Aufgabe des Romans, das wahre, volle Menschenleben darzustellen. Zum wahren, vollen Menschenleben gehören aber auch die Skandale des Lebens. Somit ist es auch Aufgabe des Romans, die Nachtseiten des Lebens in wahrem Bilde zu malen." Eine Bestätigung dieses Schlusses kann man in dem sittlichen Zwecke einer solchen Schilderung finden. Wie viele werden z. B. in den Militärromanen, wie sie jetzt Mode werden wollen, eine befreiende Tat erblicken? Ist es nicht ein löbliches Unternehmen, endlich die Korruption offen bloßzulegen, die nach weitverbreiteter Ueberzeugung gewisse Kreise beherrscht? Müssen nicht Trinken, Schuldenmachen, Intrigue, Verleumdung, Liederlichkeit, endlich Ehebruch, Mord und Selbstmord gebrandmarkt werden? Man wird nur eines fordern, daß nämlich die Schilderung der Wahrheit entspreche und einem sittlichen Zwecke diene. Sonst freilich will man von einer allzu offenen Tendenz nicht viel wissen, aber in diesem Falle erkennt man die Bedeutung des sittlichen Zweckes und preist es als Mannestat, demselben zu dienen. Obendrein liegt es klar vor Augen, daß in der genannten Gattung des Romans, wie in anderen, gerade die grelle Schilderung der Wirklichkeit die willkommene Würze ausmacht. Nur sie ermöglicht die Erreichung des Zweckes.

In dem allem steckt ein guter Kern von Wahrheit; das sei gleich anerkannt. Was den sittlichen Zweck anlangt, so kann es nicht ausbleiben, daß zur Abstellung schreiender Mißstände auf solchem Wege eine nachdrückliche Anregung gegeben wird. Unzweifelhaft gehört es auch zur Aufgabe des Romans, die dargestellten Gegenstände treu nach dem Leben und bis ins einzelne wahr zu schildern. Die Frage ist nur, ob die Nachtseiten des Lebens, ob Laster und Liederlichkeit **überhaupt ein Gegenstand der Romanschilderung** sind. Gesetzt, eine wirkliche und nachhaltige Besserung verrotteter Zustände werde erreicht: wird inzwischen nicht bei den Lesern ein größerer Schaden angerichtet? Die Skandale geben dem modernen Roman vielfach die Zugkraft; ungezählte nehmen Kenntnis davon, die es gar nichts angeht, die den beschriebenen Verhältnissen ganz fernstehen, die nur so viel lernen, daß die Welt, wo man nur den Schleier aufhebt, sittliche Fäulnis offenbart. Das kann auf die öffentliche Sittlichkeit so wenig wie die Gerichtszeitung fördernd einwirken. Viel fehlt aber, daß im Roman der Ernst des Gerichts herrscht; da wird vielmehr das Schlechte, nicht zum mindesten auch die verheerendste aller Leidenschaften, recht in den verlockendsten Farben dargestellt. „Aber der Schriftsteller verwirft und verurteilt das Böse ja; die Lasterhaften gehen sämtlich an ihrer Schlechtigkeit zugrunde." Ganz recht; aber derselbe Schriftsteller hält es für die Pflicht des Romanschreibers, seine Bilder in allen gleißenden Farben der Wirklichkeit und bis ins einzelne treu zu malen. Wem in aller Welt aber ist das wirklich heilsam? Für wie viele ist es verderblich? Was hilft es, wenn schließlich eine Sühne nachhinkt? Die Geist und Phantasie beschmutzende Schilderung hat längst ihre Wirkung getan; der Leser ist mit dem Laster bekannt und vertraut geworden, und eine gewisse Disposition für dasselbe bleibt ihm als Frucht der Lesung. Gewiß nicht allen, aber ebenso gewiß vielen Lesern wird durch die lebhafte Schilderung der Schlechtigkeit mehr geschadet als genützt. Mit der genannten Sühne und mit der Verurteilung des Lasters hat es zudem noch eine eigene Bewandtnis. Wenn erzählt wird, wie der Schuldige das Opfer seiner Sünde und sich selbst erschossen, und dann hinzugefügt wird, damit sei die „Sühne" geleistet, so legt man dem Worte doch einen seltsamen Begriff bei. Wenn man den Ehebruch durch die Schlechtigkeit des Mannes oder des Weibes erklärt und dabei zu verstehen gibt, es sei im Grunde die Trennung eine Notwendigkeit und die „freie Liebe" der Ausweg aus unleidlichen Verhältnissen, so ist da eine entschiedene Verdammung der Schlechtigkeit doch schwer zu erkennen.

„Aber die berührten Verhältnisse des Lebens müssen gegeißelt werden, wenn sie gebessert werden sollen." Ja, aber muß das gerade im Roman geschehen? Eine bittere Satire wäre wohl auch ein Weg und jedenfalls minder bedenklich. In einer ernsten sittengeschichtlichen Darstellung würde ebenfalls die Ausmalung von Einzelszenen, die ja in allen Bedenken erregt, wegfallen. Ueberhaupt aber sieht man nicht recht, warum die Schilderung wirklicher Verderbnis an die Adresse des großen Publikums und nicht der zuständigen Behörde gerichtet wird. Diese allein kann helfen, und dieser könnte über wirkliche Verhältnisse und Personen jene nähere Mitteilung gemacht werden, die allein den Stich ins eiternde Geschwür ermöglicht. Der Romanschilderung mit ihren erdichteten Namen und Vorkommnissen schenkt niemand vollen Glauben, auch die Behörde nicht. Somit ergibt sich auch unter dieser Rücksicht, daß die Romanform für solche Gegenstände die ungeeignetste ist. Sie hat nur den Vorteil, daß sie der Skandalsucht und anderen unedlen Neigungen der großen Menge entgegenkommt.

Das höchste Vergnügen.

Von

Arthur Achleitner.

Die Frage, welcher Art die Vergnügungen unserer Alpenbewohner zur Winterszeit sind, ist leicht zu beantworten: Eisschießen, Zimmerstutzenschießen, Taroken (ein Kartenspiel in Bayern), bieten und perlaggen (Kartenspiele in Tirol) und in bayerischen Bergen der Bierkonsum an Feiertagen und sonst bei geeigneten Anlässen. Es gibt aber noch ein besonderes Vergnügen, das nicht allgemein bekannt ist, und dieses ist das in angeborner Spottlust wurzelnde sogenannte „Auftreiben." Kommen kernfrische, kraftstrotzende Bergburschen beim Bier zusammen, so wird es nicht allzulange währen, und ein Opfer zum „auftreiben" ist gefunden. Was der Norddeutsche „verulken", der Oesterreicher „frozzeln" nennt, auf bayerisch heißt die Gier, jemanden zu verspotten, mit Hohn, grobem Scherz aufzureizen und in Wut zu bringen: „auftreiben." Nicht überall und nicht in gleich starkem Maße tritt diese nahezu unbezähmbare Spottlust zutage; auffallenderweise ist die Auftreibgier dort zu finden, wo die Bevölkerung weder Sinn noch Gelegenheit zum Theaterspielen hat. In Gegenden, dessen Dörfer ihre eigenen Theaterstädel haben und das „Komediespiel" emsig und mit unleugbarem Talent gepflegt wird, ist von der Auftreibwut wenig oder gar nichts zu merken. Es scheint sonach die Spottlust auch der Langweile zu entspringen, ein heißersehntes Mittel zur Vergnügung zu sein mangels einer anderen Unterhaltungsart.

Daß ein Auftreiben immer derb inszeniert und grob durchgeführt wird, versteht sich bei Kraftmenschen und im Hochgebirg von selbst, man kann von Gebirglern nicht zarte Gespräche und sanfte Scherze erwarten und verlangen. Versteht es ein Bursch jedoch, das erwählte Opfer auf eine schlaue, gewissermaßen feinere Weise einzufangen und „steigen" zu lassen, so daß der Apostrophierte wenigstens eine Weile hindurch nichts von der Verulkung merkt, so steht ein solcher Bursch im Renomee eines „guten Auftreibers" und demgemäß in großem Ansehen. Gibt der „gute Auftreiber" unter dem Siegel der Verschwiegenheit im Freundeskreise bekannt, daß er eine Persönlichkeit am nächsten Sonntag, selbstverständlich im Gasthause, „steigen" lassen werde, so scheut die Burschenschaft weder Unwetter noch schlechte Wege, um des „Auftreib"-Vergnügens teilhaft werden zu können. Mancher ob des starken Besuches erfreute Wirt wird wohl erst hinterdrein gewahr worden sein, warum er so viele Gäste in seiner Stube hatte. Wurde die Auftreiberei aber gut durchgeführt, so konnte nur ein mit dieser Gepflogenheit spottsüchtiger Gebirgler, sehr vertrauter, gerissener Wirt die Frequenzveranlaßung merken. Gewöhnlich merken die Wirte aber nichts in ihrer Freude über den starken Besuch und erhöhten Gerstensaftverbrauch.

Eine wahllose Auftreiberei fällt immer derb, ja roh aus; sie entbehrt jeglichen Reizes und endet mit Radau, doch wird selten gerauft und — zur Ehre unserer Gebirgler sei es konstatiert — nie gestochen. Wird eine Frauensperson zum Opfer der Verulkung auserkoren, so hat die „Hetz" nur dann einen gewissen Reiz für die Zuhörer, wenn das Opfer im Besitze einer scharfen Zunge, also schlagfertig ist und sich in Zorn und Wut treiben läßt. Der Spaß verunglückt immer, wenn die betreffende Person kühl bleibt oder den Auftreiber dadurch hineinlegt, daß ihm die Verulkungsabsicht in das verdutzte Gesicht gesagt wird. Solche Fälle kluger Erkenntnis und Selbstbeherrschung sind jedoch selten; daher blüht die Auftreiberei, welche nur vor Amtspersonen Halt macht.

So ziemlich das Dümmste, was man solcher Spottlust gegenüber tun kann, leistete der Gastwirt eines bayerischen Alpendorfes im verflossenen Winter, indem er vor Zeugen erklärte, daß es unmöglich bleibe, ihn aufzutreiben, ihm einen Schabernak zu spielen. Die Burschenschaft faßte diese Aeußerung als Aufforderung auf und organisierte sich förmlich ad hoc. In aller Stille wurden Pläne geschmiedet, die Rollen verteilt

Beim nächsten Burschenball, einer echt alpinen Tanzunterhaltung, fiel es dem Gastwirt alsbald auf, daß sich kein rechtes urwüchsiges Leben entwickeln wollte. Wohl hockten die Burschen

qualmend und schwätzend beisammen, doch wurden keine Speisen bestellt, der Bierkonsum blieb auffallend gering, die Dirndeln hatten keine Tänzer, wiewohl Burschen mehr als genug anwesend waren. Die Situation erschien dem Gastwirt sogleich verdächtig, er nahm einen als Austreiber bekannten Burschen namens Xaverl aufs Korn und behielt ihn im Auge. Mählich ward der Wirt ob des miserablen Geschäftsganges ärgerlich, und spitzig fragte er den Xaverl: ob der Bursch etwa absichtlich den Durst zu Hause gelassen habe.

Xaverl zuckte die breiten Achseln und schwieg. Unvorsichtig höhnte der geärgerte Wirt: „Und du willst ein renommierter Austreiber sein?!"

Zur Ueberraschung des Gastgebers reagierte ein kleiner armer Bursch, seines Zeichens ein Holzknecht, eine Persönlichkeit, die noch niemals den Mund aufgemacht, dazu wegen der Armut gar nicht berechtigt hätte sein können. Der kleine Seppei erkühnte sich, zu sagen, daß man zum Burschenball ein besseres Bier erwartet habe, den verzapften Plempel nicht trinken möge und nun gezwungen sei, ins Bräuhaus (das Bergdorf hat eine kleine Brauerei) zu gehen.

Die gesamte Burschenschaft stimmte gröhlend bei.

Der Konkurrenzneid sowie die Sorge, den Profit der Ballnacht geschmälert zu sehen, veranlaßten den Wirt zu einer heftigen und gepfefferten Gegenrede, in welcher er sein aus einer auswärtigen Landbrauerei bezogenes Bier über die Maßen lobte, dagegen über das Gesöff des Dorfbräuers weidlich loszog und dem Knechtl Seppei jede Fähigkeit in der Beurteilung des Gerstensaftes, sowie das Recht einer Meinungsäußerung absprach.

Auffallenderweise steckte Seppei diese Grobheit wortlos ein; es reagierte ein anderer Bursch, der Girgl, mit der Bemerkung, daß der Dorfbräu den größten Zulauf haben würde, wenn man dort auch was Warmes zu essen bekäme.

Die Austreiberei nach planmäßiger Verabredung war im Gange, doch das Opfer merkte nichts. Im Zorn ließ sich der Wirt ein Glas Bier reichen, hielt es gegen das Petroleumlicht, pries den prächtigen Glanz dieses Gebräus und trank das Glas auf einen Zug leer.

Allgemeines Gelächter, welches den Gastgeber geradezu erbitterte und veranlaßte, die Gattin in der Küche aufzusuchen, um den ärgerlichen Fall zu besprechen.

Nach einer Weile erschien der Wirt wieder und verkündigte, daß er zum Beweise seines Wohlwollens und der Güte seines Bieres einen 30 Liter-Banzen spendiere.

Unter normalen Verhältnissen würde diese Ankündigung ein brausendes Hallo hervorgerufen haben. Diesmal stand Seppei auf und erklärte, daß man das Angebot nur annehme, wenn die Burschen sich ein Fäßl selbst aus dem Keller holen dürfen.

Der Zorn des Gastgebers steigerte sich ob dieses Mißtrauensvotums zur Wut; doch die Angst um den Gewinnentgang bewog den Wirt, die Erlaubnis zu erteilen.

Jetzt kam Leben in die Burschen; johlend bezog die Mehrzahl den Tanzsaal, während eine kleine abkommandierte Schar sich im Keller und Hausflur zu schaffen machte. Das Fäßchen wurde von den Burschen selbst heraufgebracht und angestochen. In kaum einer Viertelstunde war es geleert. Der Durst schien sich jetzt erst zu entwickeln, ebenso der Hunger. Die Bestellungen liefen massenhaft in der Küche ein.

Und die Burschen waren nun die Gefälligkeit selbst; sie schleppten die Fässer in den Tanzsaal, verrichteten Zäpflerdienste und beförderten die geleerten Banzen mit aller Geschwindigkeit wieder in den Flur des behäbigen Hauses, wo es ziemlich dunkel war. Die Kellnerin wurde gezwungen, lediglich die Speisen herbeizuschleppen.

In fröhlichster Laune ward gezecht und getanzt bis gegen Morgen. Und der höchlich zufriedene Wirt zechte tapfer mit. Seine Laune steigerte sich zum Wohlgefühl, als er sah, daß zum Schluß jeder Bursch ordnungsgemäß seine Zeche an die Kellnerin bezahlte. Um fünf Uhr früh konnte das Haus geschlossen werden.

Gegen Mittag, als der Wirt mit einem Brummschädel in die Gaststube kam, fragte der Hausknecht, ob die leeren fremden Banzen zum — Dorfbräuer gebracht werden sollen. Jetzt wußte der Gastgeber, daß er in ausgiebiger Weise das Opfer einer grandiosen Austreiberei geworden war. Für den Spott in der ganzen Gegend brauchte er nicht zu sorgen; die Burschenschaft aber hatte sich ein nach ihrer Meinung großes Vergnügen bereitet.

„Der Dorfpfarrer" von Maximilian Schmidt.

Von Hans Geis, München.

Unser berühmter Landsmann Maximilian Schmidt hat jüngst einen glänzenden Erfolg als Bühnenschriftsteller errungen. Sein prächtiges dramatisches Werk: „Der Dorfpfarrer" wurde bei der Erstaufführung im Münchener Volkstheater (im Februar) mit wahrer Begeisterung aufgenommen und ging bereits innerhalb weniger Wochen zum 30. Male über die Bühne. Den Lorbeer, welcher anläßlich der 25. Wiederholung dem beliebten Volksdichter gereicht wurde, hätte er sicherlich schon vor 10 Jahren im Gärtnerplatztheater geerntet, wenn man ihn damals hätte zu Worte kommen lassen, und es ist nur zu bedauern, daß uns das ausgezeichnete Volksstück so lange vorenthalten blieb. Im „Dorfpfarrer" prägt sich die charakteristische Eigenart Maximilian Schmidts, sein ausgesprochener Hang zu romantischer Darstellung deutlich aus; frische Gebirgsluft und echte Alpenpoesie wehen uns daraus entgegen. Der Autor beweist, daß er ein vorzüglicher Kenner und Beurteiler des oberbayerischen Volkscharakters, der Sitten und Gebräuche des bayerischen Oberlandes ist. Vom Gesichtspunkt der Wirklichkeit aus hat er auch seine vortrefflichen Gestalten gezeichnet und sie mit kernigem Wesen erfüllt. In der schlichten Echtheit und Naturtreue liegt ein großer Vorzug des Dramas, das dem Zuhörer herzliche Sympathie abgewinnt. Der lebendig gegebenen Handlung vermag man mit gespanntem Interesse zu folgen. Maximilian Schmidt hat da viele Saiten gespannt, die in Volksstücken guten Klang geben. Den Grundton gibt die allgewaltige Liebe an, die mit ihrem Glanze über die Erbärmlichkeiten des menschlichen Erdenwallens siegt. Ein frischer, ehrlicher Bursche fällt den abgefeimten Intrigen eines heimtückischen, hartherzigen Wucherers zum Opfer, während um dessen charakterloser, von Mißgunst und trotzigem Bauernstolz erfüllter Tochter willen das Herzblut eines braven „Dirndls" fließen soll. In ihrer Gewissens- und Herzensnot flüchten die Bedrängten schließlich voll Vertrauen zu ihrem Pfarrer, dessen Scharfblick und gesunde Urteilskraft wieder alles ins rechte Geleise bringen, die Heuchler entlarven, den Rechtschaffenen zu ihrem Glück verhelfen. In trefflicher Weise wird in dieser vielgestaltigen Handlung beleuchtet, was so ein Dorfpfarrer alles durchzumachen, mitanzuhören und zu schlichten hat. Auch an originellen Episoden, die dem Werke eine besondere Würze geben, ist kein Mangel. Die Sprache ist frei und schlicht, aber warmblütig, zudem voll Geist und Witz. Verschmäht demnach einerseits der Autor nicht die guten Wirkungen eines gesunden Humors, so hat er auch anderseits wieder der Sentimentalität einigen Spielraum gelassen, und nicht selten blitzt sogar ein feiner Strahl trefflicher Satire durch. In bühnentechnischer Hinsicht ist das Stück gut aufgebaut; es verrät sich darin besonders ein scharfer Blick für dramatische Wirkungen. Schließlich fehlt weder der lustige Schuhplattler noch das traditionelle Haberfeldtreiben. Hervorragenden Effekt machen in ihrem romantischen Aufputz die entzückenden Massenszenen des ersten und vierten Aktes. Man trägt von dem Stück in seiner Gesamtheit einen nachhaltigen Eindruck davon.

Die Direktion des Münchener Volkstheaters hat dem lebenskräftigen Werke eine sehr splendide Ausstattung angedeihen lassen. Für eine tadellose Regie sorgte Herr Oberregisseur Julius Moser, der die Titelrolle in äußerst charakterischer Darstellung spielte. „Der Dorfpfarrer" hat in allen Kreisen rückhaltlose Anerkennung gefunden und wurde selbst von Mitgliedern des Königl. Hauses eines Besuches gewürdigt — ein Erfolg, zu welchem dem beliebten Autor herzlichst zu gratulieren ist.

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

V.

Seit einiger Zeit hatte ein neues Theaterprojekt in Weimar von sich überall reden gemacht. Luise Dumont und Herr van de Velde hatten zusammen von einem „Bayreuth des Schauspiels" geträumt, von einem großen Nationaltheater, in dem die Schöpfungen der deutschen Klassiker bei entsprechend hohen Preisen, für aus allen Ländern zugereiste Gäste gegeben werden sollten. Auf einmal genügen unsere Hofbühnen, unsere besten Interpreten der klassischen Rollen, unsere schönsten Kostüme und unsere besten Kulissen nicht; was man einem Richard Wagner nicht vorenthalten, wollte man unseren Dichterfürsten nachträglich auch einräumen: sich einmal als Attraktionsobjekte für Fremde aus allen Ländern zu bewähren. Viel Nationales, viel Volkstümliches war also bei diesem Gedanken nicht. Nun ist diese Idee doch endgültig gescheitert, und man kann nur froh darüber sein. Musterspiele und Mustertheater sind nur für wenige, Zwanzigmarksitze können auch nicht alle Menschen zahlen, — und extra nach Weimar zu reisen, um dort den „Wilhelm Tell" oder Goethes „Faust" anzuhören, ist nicht jedermann möglich; die Klassiker gehören aber allen und für alle. Sie haben mit noch viel armseligeren Bühnenverhältnissen rechnen müssen als mit denen unserer Bühnen, und dennoch haben ihre Werke, die sich in diesen engen Rahmen zu schmiegen wußten, ein Jahrhundert überdauert. Uns ist daher wohl nicht bange, daß sie trotz dem Zusammenbruche der Idee vom „Bayreuth des Schauspieles" noch manche weitere Jahrhunderte überdauern werden; die großen Werke unserer Klassiker brauchen keinen amphitheatralischen Bau, kein versenktes

Orchester, keine ins Moderne übersetzte Auffassung — sie brauchen nur Herzen, die sie mitfühlen und mitverstehen können, und diese finden sie bei der deutschen Jugend und beim deutschen Volke weit eher, als bei den Engländern und Amerikanern, die der neuesten Mode folgend, um dortgewesen zu sein — das „Bayreuth des Schauspiels" besucht hätten.

Von manchen Premieren freilich werden diese fremden Zugvögel, wenn sie in den nächsten Wochen auf den Kontinent kommen, nicht mehr viel zu sehen bekommen.

Ob sie bis dahin im Nürnberger Stadttheater z. B. noch Paul Lindaus oberflächliches, feuilletonistisch gemachtes, jedoch bühnensicheres, vieraktiges Schauspiel „. . . so ich dir" zu sehen bekommen, das den Nürnbergern ganz gut gefiel, ist eine Frage, die man nicht unbedingt mit „Ja" wird beantworten können.

J. Jung hat mit seinem Schwank „Ein weißer Rabe", der in Hamburg und in Berg bei Stuttgart dieser Tage gegeben wurde, nichts Neues gesagt, sondern sich der alten verbrauchten Possenscherze bedient.

Im Münchener Schauspielhaus sollten wir einen seltenen Genuß erleben, eine Uraufführung, und zwar die des vieraktigen „Spieles" „Kehraus" von Michael Georg Conrad, der noch vor wenigen Jahren gerne als der Führer der „süddeutschen Moderne" verherrlicht wurde. Wenn man auch an Conrads „Riesentalent" nicht blind glauben wollte, so hoffte man doch auch diesmal, den großen Mann sich in seiner grobkörnigen Art auspoltern zu hören. Kraftausdrücke sind nachgerade seine gangbarste Spezialität gewesen! Man hat somit Naturalismus erwartet, denselben Naturalismus, den er so oft gepredigt. — O du meine Güte — da hatte man sich schön getäuscht! Von lebenswahrer Handlung, lebenswarmen Figuren keine Rede!

Da ist ein romanhafter Kommerzienrat, der ein großes Haus führt, viel spekuliert, viel gewinnt, viel verliert, — da ist eine schöne, sehr romanhafte Kommerzienrätin, die noch immer die Allüren und Liebhaber, die sie sich als Operettendiva angeschafft, nicht lassen kann, da ist eine Tochter, die sich nicht an einen Bösewicht von Grafen, der die Bretter gar nicht betritt, verheiraten lassen will; diese Tochter liebt den Afrikareisenden Professor Waldeck (ein schöner, gangbarer Romanname); als sich aber herausstellt, daß er eigentlich ihr leiblicher Vater ist, wendet ihr Herz sich in tiefem Schmerz dem Tugendhelden Herrn von Felsing (auch ein gangbarer Romanname) zu. Im letzten Akt kommt aller Menschen Schlechtigkeit zum Vorscheine und zum Zusammenbruch; wer sich nicht erschießt, flieht mindestens, und wer nicht flieht, erscheint noch auf der Bühne, um hocherfreut, da nun alle Schurken und Schufte verschwunden sind, auszurufen: „Nun können wir aufatmen!"

Das ist die kurze, die höchstüberladene und doch kindlich-naive Handlung des Stückes; Conrad will gegen die Zustände in der Geldaristokratie ankämpfen, — er will Sodom und Gomorrha schildern, kommt aber über Berlin W. und über die typischen, schon im Roman verpönten Marionettenfiguren nicht hinweg.

Vor zwanzig Jahren, da man auf der Bühne noch nicht soviel schlechte Kommerzienräte, noch nicht genügend viele „Zusammenbrüche" gesehen hatte, da wäre Conrads unwahres Machwerk noch leidlich aufgenommen worden, jetzt aber würde es, trotzdem ein Parkett von Freunden es mit anhörte, in den ersten Akten mit hoffnungsloser Freundlichkeit aufgenommen, im letzten Akte aber fröhlich ausgelacht, und zwar „steigend", so daß zum Schlusse niemand mehr für diesen „Kehraus" eintreten wollte. Diesmal wird sich niemand über einen Theaterskandal aufhalten können, dazu lachte man zu herzlich, dazu halfen Conrads Freunde zu laut selbst mit.

Conrads Stück fiel durch den Naturalismus, durch denselben Naturalismus, den er einst gepredigt, den man vergebens bei ihm gesucht und der solche Machwerke — Gott sei Dank — auf der Bühne unmöglich gemacht hat. Und so müssen wir am Ende dem Kämpen und Kritiker Conrad Dank wissen, daß durch seine Mithilfe Stücke wie des „Dichters" Conrad „Kehraus" unmöglich sind und lächerlich wirken. Auch wie ein bühnenwirksames Stück aussehen soll, weiß Conrad nicht, denn zumindest ein solches wollte er uns doch im „Kehraus" geben.

Eine furchtbare Anklage sollte es sein und war eine „Farce", ein lauter Appell an alle Guten, Festen und Ehrlichen sollte es sein und wurde eine Freude, ein Hohnlachen für die „Schlechten und Bösen"!

Und so passiert es dem Manne, der vor wenigen Jahren noch moderner war als alle Modernsten, daß er unmoderner, abgeschmackter wurde als die Unmodernsten und Abgeschmacktesten.

Aus dem Naturalisten Michael Conrad wurde eine ins Hintertreppenromanhafte übersetzte Marlitt auf der Bühne! Aus solch einem lehrreichen und heilsamen Exempel erkennt man erst mit Entsetzen, daß der vielgepriesene Naturalismus der Achtzigerjahre eigentlich auch etwas ganz Unwahres, dem wirklichen Leben Fremdes war! So war's ein „Kehraus" im besten Sinne des Wortes!

Die angebliche Nichtigkeit des Jesuitengesetzes vom 8. März 1904.

Berichtigung eines Druckversehens.

In einem kleinen Teile der Auflage der vorhergehenden Nummer 4 ist auf Seite 54 der mit den Worten: „Mit solchen Gründen" beginnende, sowie der unmittelbar darauf folgende Absatz: „So sieht die Nichtigkeit des neuen Gesetzes aus und so der Akt strafender Ironie!" durch ein technisches Versehen an das Ende statt an den Anfang der auf Seite 54 beginnenden, mit Schluß bezeichneten Fortsetzung der obengenannten Abhandlung gesetzt worden.

Kleine Rundschau.

Die Stillegung von Zechen im Ruhrkohlengebiet.

Das preußische Abgeordnetenhaus befaßte sich am Samstag mit einer Interpellation des Zentrumsabgeordneten Stötzel betr. die Stillegung von Kohlenzechen im Ruhrkohlenrevier. Im Ruhrgebiet hat vor Jahrhunderten der Kohlenbergbau im Süden seinen Anfang genommen, weil dort die Kohlenflöze fest zutage traten, während sie im Norden in immer größerer Tiefe angetroffen werden. Unter diesen Umständen geht der Kohlenbergbau im Süden des Reviers seiner Erschöpfung entgegen, und schon seit einem Jahrzehnt wird der bedeutendste Teil der Förderung an Kohlen im nördlichen Teil erzielt. Bisher hat sich die Stillegung von Zechen ohne weitere Erregung vollzogen: die Bergarbeiter wußten, wenn der Betrieb seinem Ende entgegengehen mußte, und richteten sich im Laufe der letzten Jahre mit weitgehendster Unterstützung der Zechenverwaltung danach ein, desgleichen die von den Bergleuten abhängigen Geschäftsleute und die Gemeinden. Mit der Gründung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats wurde das anders. Infolge der festen Haltung der Kohlenpreise, die diese Vereinigung erzielte, gelang es mehreren Zechen, deren Erschöpfung sonst schon lange hätte eintreten müssen, sich durch den Abbau weniger günstig gelegener Kohlenflöze über Wasser zu halten; ein anderer Teil setzte mit großen Verlusten den Abbau fort. Als nun im letzten Jahre der Ablauf des Syndikatsvertrages bevorstand, suchten die im Norden gelegenen großen, in jeder Beziehung ausdehnungsfähigen Bergbauunternehmungen eine Ausdehnung ihrer „Beteiligungsziffer", also ihres Anteils an der Gesamtsumme der von den Zechen des Kohlensyndikats zu fördernden Kohlenmenge, zu erreichen, indem sie ihre Förderungsanlagen mit denkbarster Beschleunigung erweiterten und nun beim Abschluß des neuen Syndikatsvertrages die Berücksichtigung ihrer erweiterten Anlagen verlangten. Dieses Bestreben ist fast allen in mehr oder minder bedeutendem Maße daneben geraten, so daß sie nicht in der Lage waren, ihre Neuanlagen entsprechend auszunützen. Um dem abzuhelfen, sind diese Unternehmungen nun plötzlich dazu übergegangen, von den gänzlich unrentablen oder den mit Schwierigkeiten kämpfenden Zechen im Süden des Reviers eine nach der anderen aufzukaufen, sie stillzulegen und ihre Beteiligungsziffer auf das Hauptunternehmen zu übertragen. Durch diese Ankäufe aus der letzten Zeit werden, wie der Minister zugab, 12,500 Arbeiter gezwungen, sich andere Arbeit zu suchen. Daneben werden zahllose Hausbesitzer, Kleinhändler und endlich die betreffenden Gemeinden mit ihrem meistens sehr zahlreichen Beamtenapparat betroffen. Die Interpellation Stötzel verlangte, der Staat solle auf Grund des § 65 des preußischen allgemeinen Berggesetzes die Besitzer der betr. Gruben zwingen, im „öffentlichen Interesse" die Gruben weiter in Betrieb zu halten. Der Minister erklärte jedoch, dieser Weg sei nicht gangbar; er werde aber eine Ministerialkommission in das Revier senden, die Sache von Fall zu Fall prüfen lassen und dann geeignete Maßnahmen anordnen; es bleibe nichts anderes übrig als den betroffenen Arbeitern andere Arbeit zu verschaffen, ihnen nach Möglichkeit die Beibehaltung ihres Wohnsitzes durch Einrichtung geeigneter Verkehrsgelegenheiten zu erleichtern und auf die Einführung geeigneter Industriezweige in den beteiligten Gemeinden hinzuarbeiten. **A. L-B.**

Irrtümliches über Neutral-Moresnet.

Dieser staatsrechtlich so interessante, in der Nähe Aachens liegende Miniaturstaat hat stets und besonders in letzter Zeit zahllose Federn in Bewegung gesetzt. Und im belgischen und preußischen Regiment ist darüber viel gesprochen worden. Man las und hörte da manche irrtümliche Angabe, die wir aus genauer Eigenanschauung des strittigen Gebietes widerlegen können. So wird die Größe desselben von dem einen mit 160 ha angegeben, von einem anderen mit 550 und von einem dritten mit 2600 ha. Daniels Handbuch der Geographie spricht gar von 3500 ha. Man scheint die Karte nicht genügend berücksichtigt zu haben. Leider stand uns kein Meßtischblatt zur Verfügung, aber bis auf eine Kleinigkeit richtig wird unsere Berechnung wohl sein. Das neutrale Gebiet hat ungefähr die Gestalt eines gegen Norden hin langgestreckten stumpfwinkeligen Dreiecks. Die südliche und kürzeste Seite ist keine gerade Linie. Dieser Umstand erschwert die Berechnung des Flächeninhalts. Die westliche Seite ist 5230 m lang, die östliche 3920, die südliche 2080 m. Sie umschließen einen Flächeninhalt von etwa 260 ha. Auch über die Zahl und Nationalität der Bevölkerung findet man in deutschen wie ausländischen Blättern immer unrichtige Angaben. Eine belgische Zeitung, die für den Anschluß Moresnetes an Belgien agitiert, wußte von 9000 Männern zu erzählen, die eine Petition an König Leopold unterschrieben hätten! In Wahrheit hatte das Ländchen vor kurzem 3038 Einwohner. Davon waren 1380 Preußen, 918 Belgier, 308 Holländer und 432 Eingeborene, das heißt solche, deren Familien schon vor 1816 im neutralen Gebiet wohnten. Der Name Moresnet darf nicht, wie es häufig geschieht und wie es auch das Brockhaussche Konversationslexikon will, als französisches Wort, also Moreneh, ausgesprochen werden, sondern ganz deutsch. Es stammt aus dem echt deutschen Wort Moresnyt, wie urkundlich nachweisbar. Ueber die Rechtsverhältnisse des Ländchens sind gleichfalls irrige Ansichten verbreitet. Wir verweisen deshalb auf die einschlägige Schrift des Aachener Landgerichtsdirektors Schröder. Es geht aus ihr hervor, daß der in Moresnet herrschende Rechtszustand ein unerträglicher geworden ist und daß die Regelung der politischen Verhältnisse des Miniaturstaates auch als eine Forderung der Gerechtigkeit und Humanität betrachtet werden muß. **Bg.**

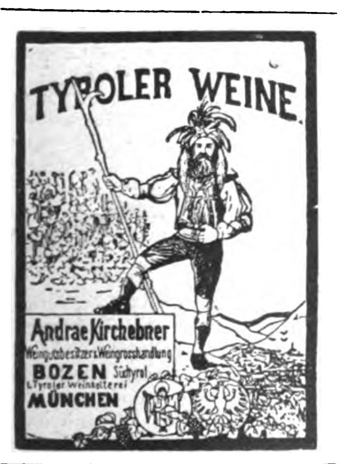
Wie man lernen soll, um zu behalten,



ist eine Frage, welche sich an alle richtet: die Jungen, welche selbst lernen müssen, die Eltern, welche um den Fortschritt ihrer Kinder besorgt sind, und alle übrigen, die bei dem gewaltigen Fortschritt ihr Wissen ergänzen müssen, um sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wohl gibt es Tausende und Tausende von Lehrbüchern zum Selbstunterricht sowohl als auch für den Unterricht in den Schulen, aber sie alle sagen uns nur, was wir lernen sollen, aber nicht, wie wir es leicht lernen und so lernen können, dass wir es auch dauernd behalten. Dies zeigt, wie Tausende von Lehrern und Personen aller Stände bestätigen, Poehlmanns Gedächtnislehre. Lesen Sie den Prospekt, welchen Sie auf Anfrage gratis erhalten von L. Poehlmann, Mozartstrasse 9, München C 130 und urteilen Sie dann für sich selbst, ob es nicht eine gewaltige Ersparnis an Zeit, Mühe, Verdruss und materiellen Verlusten für Sie bedeutet, wenn Sie sich dem Studium der Poehlmannschen Gedächtnislehre unterziehen. Sie erhalten dabei nicht ein Buch, vor dessen theoretischen Ratschlägen Sie ratlos dastehen, sondern Sie werden so lange praktisch unterrichtet, bis Sie mit dem Erfolge zufrieden sind.

„La Nazione", Florenz: „Poehlmann hat eine Methode zur Stärkung des Gedächtnisses verfasst, welche das Lob des hervorragendsten Teiles der europäischen Presse geerntet hat .... Sie ist nützlich für jedermann ...." „De Telegraf", Amsterdam: „.... Seine Theorie wird in kurzen, klaren Worten vorgeführt und durch zahlreiche Beispiele erläutert .... Je mehr man sich in diese Anleitung vertieft, desto mehr neue Gedanken findet man darin, welche einem vorher entschlüpft waren ..." „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": „Ein scharfsinniges und, was noch mehr sagen will, als erfolgreich zu betrachtendes Verfahren ..." „Berner Schulblatt": „.... Seine Uebungen zur Heilung von Zerstreutheit sind unübertrefflich. ..." Der ärztliche Mitarbeiter von „Das Buch für Alle": „... Wir würden Ihnen daher raten, mit vollem Vertrauen den Anleitungen Poehlmanns zu folgen. .." 897





Orgelbau Willibald Siemann

nach bewährtem pneumat. System.
Reparaturen billigst.
München, Steinheilstr. 7.



Inserate

finden in der

„Allgemeinen Rundschau"

weiteste Verbreitung.

Leserkreis nur im kaufkräftigen Publikum!

Zeitungsausschnitte

aus allen bedeutenderen Zeitungen und Zeitschriften der Welt liefert das

Literarische Bureau Clemens Freyer
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 33.

Fürsten, Standespersonen, Diplomaten, Gelehrte, Schriftsteller, Verleger Künstler, Industrielle, Ingenieure ꝛc., namentlich auch Behörden, Banken, Institute, Vereine, Gesellschaften ꝛc. nehmen die Dienste des Bureaus seit 5–10—15—20 Jahren in Anspruch. Prospekt gratis.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc Saison ab 1. Mai — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Soeben erschien:

Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek unter besonderer Berücksichtigung der landläufigen Geschichtsirrtümer und Geschichtslügen. Band I: **Wiederherstellung des kathol. Bekenntnisses in Deutschland.** Von Hermann Sickenberger. 8. (160 S.) Preis brosch. M. 1.—, in hocheleg. Ganzleinen gebunden M. 1.35.

Unsere **„Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek"** ist die zeitgemäße Ausführung **eines Werkes Leo XIII.**, der die Archive des Vatikans geöffnet und die gelehrten Geschichtsforscher aller Völker eingeladen hat, hier die vergilbten Blätter der Geschichte nach der Wahrheit zu durchforschen. Was diese Gelehrten in wissenschaftlichem Fleiße gefunden haben, das wollen wir in lebendiger Form und volkstümlicher Sprache der Jugend und dem Volke wiedererzählen.

Die **„Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek"** soll ein Werk sein, **dessen Fundament die Wahrheit — dessen Pfeiler die strenge Wissenschaft — dessen innerer Schmuck echte Volkstümlichkeit — dessen Krone das Christentum ist,** ein Werk, bestrahlt vom Lichte des Kreuzes, wie es uns aus den Jahrhunderten der Geschichte entgegenleuchtet, gewidmet in jedem seiner Teile **der deutschen Jugend, dem christlichen Volke.**

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Jedes Bändchen bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich.

Fischer, Msgr. Dr. Engelbert Lorenz, Geheimer Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes u. Stadtpfarrer in Würzburg, **Erinnerungen u. Grundsätze aus meinem Leben.** 8. (364 Seiten.) Mit zwei Porträts. Preis brosch. M. 3.20.

Dieses Lebensbild, das auch beachtenswerte Streiflichter auf die Zeit des **„bayerischen Kulturkampfes"** und unserer Universitätsverhältnisse wirft, wird sicher **vielseitiges Interesse erwecken. Insbesondere in den Kreisen des Klerus,** weil es zugleich eine konkrete, den modernen Verhältnissen entsprechende und durch die günstigsten Erfolge bewährte Pastoral, sowie eine Summe reicher Lebensweisheit enthält; **zumal von den darin vorkommenden Persönlichkeiten sehr viele noch am Leben sind.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Schwerhörigkeit, Ohrensausen etc.

Heilung durch eine **neue Massage-Methode des Trommelfells.** Von Dr. Totanns (1.20).
Demme's Verlag, Leipzig. 954

Aloisianum in Gelsenkirchen (Westf.)

Konvikt für kathol. Schüler des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Realschule. Geistliche Leitung. Pension 500 Mk., unter 14 Jahren 450 Mk. 941

Münchener Ratskeller

Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden.
Pächter: Heinr. Eckel & Cie.
911 Weingrosshandlung.

Verlag von Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.

Das goldene Anstandsbuch. Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. von Eltz. Oktav-Format. 520 Seiten. Preis brosch. 4,— M., eleg. gebd. 5,— M.

Der „Literarische Jahresbericht für gebildete katholische Kreise" (Münster i. W.) sagt, das „Goldene Anstandsbuch" **sei bestimmt, der „gute Ton" für gebildete katholische Kreise zu werden.**

Das kleine Anstandsbuch. Ein Leitfaden des guten Tons für jedermann. Von J. von Eltz. 184 S. 12°, in zweifarbigem Druck. Preis brosch. 1,— M., eleg. geb. 1,30 M.

In Kürze erscheint:

Keiters katholischer Literaturkalender. 7. Jahrgang. Neu bearbeitet von Karl Hoeber, Gymn.-Oberlehrer und Redakteur der Akadem. Monatsblätter. Subskriptionspreis vor Erscheinen des Buches 3,— M. für das gebundene Exemplar. Nach Erscheinen tritt eine Erhöhung des Preises ein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagshandlung
Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.

Für Freunde guter Lyrik.

Soeben erschien: **Neufränkische Lieder und Weisen.**
Gedichte von **Aug. Deppisch** (Dr. med., Arzt in Pottenstein). 388 Seiten. **Preis 3 Mark.** — Inhalt: Lieder — Elegien — Liebeslieder — Wandergedanken — Meister Süsskinds Klagelieder — Religiöse Lieder.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der
K. und K. Hofbuchhandlung von Leo Woerl in Leipzig.

Verlag der Buchhandlung L. Auer in Donauwörth.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen: 846

Die Ehe. Aufklärungen und Ratschläge für Erwachsene, besonders für Braut- und Eheleute.

Mit oberhirtlichem Imprimatur. 3. Aufl. (11.—15. Tausend). Preis in elegantem Leinwandband Mk. 3.— = Kr. 3.60.

Das vorliegende Buch enthält eine Reihe beachtenswerter Winke für das Eheleben, so daß wir es allen denen empfehlen können, für die es bestimmt ist. Wir wissen wohl, daß es von mancher Seite angefochten werden wird mit der Begründung, „so etwas" dürfe von katholischer Seite nicht behandelt werden, „so etwas" dürfe nicht unter katholischer Flagge segeln. Das ist nicht unsere Auffassung. Es ist auf alle Fälle besser, das Thema wird mit dem notwendigen Ernste, bei Vermeidung alles Anstößigen, wie bei dem hier in Frage kommenden Buche behandelt, als daß noch weiterhin die Ehesachen unter dem Deckmantel des „ärztlichen Freundes" und ähnlichen Angaben, in einer Weise dargestellt werden, die nur die Sinnlichkeit reizen. Gerade auf dem vorliegenden Gebiete tut Aufklärung vielfach not, und diese Aufklärung gibt eben dezent das Buch „Die Ehe".

Wissenschaftliche Beilage zur „Germania", Berlin, 1904, Nr. 1.

Auf der Höhe des Lebens.

Ein Blick auf die Größe, Wirksamkeit und die Verdienste der christlichen Frauenwelt. Von **A. v. Liebenau.** Mit Empfehlung Sr. Gnaden Msgr. Leonardus, Bischof von Basel-Lugano. In elegantem Leinwandband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.— = Kr. 4.80.

„Auf der Höhe des Lebens" ist eines der schönsten für die Frauenwelt bestimmten Bücher, die wir kennen. Das Buch will zeigen, wie die Katholikin in jeder Lebensstellung auf der Höhe stehen kann und wie der religiöse Geist das Leben der Frau durchdringen soll. Im ersten Teil führt die Verfasserin die Lebenszeit des Kindes und der Jungfrau, den Schritt ins Leben und die Höhenwege der katholischen Jugend vor Augen; im zweiten Teil bildet das Familienleben den Gegenstand der Ausführungen; die spezielle Frauenbildung behandelt der dritte Teil. Wir müssen gestehen, es ist ein goldenes Büchlein, voll edler und schöner Gedanken, reich an Erfahrung und Lebensweisheit. „Auf der Höhe des Lebens" ist eines der passendsten Geschenke für die junge, katholische Damenwelt und durch seine innere und äußere Ausstattung eine Zierde ihrer Bibliothek. „Büchermarkt" (Krefeld), 1903, Nr. 13

Das Reich der Frau, oder: Leben und Wirken der christl. Frau im Ehestande.

Nach eigenen Erfahrungen und Erinnerungen niedergeschrieben von **Emmy Giehrl** (Tante Emmy). 2. Aufl. In eleg. Dermatoidband mit Goldschnitt Mk. 3.60 = Kr. 4.35.

Die verehrte Verfasserin hat durch ihre seither erschienenen Schriften gezeigt, daß selten eine Frau für Frauen so wahr, so tief und innig und dabei so praktisch zu schreiben versteht wie sie. In dem vorliegenden Buche sind in gedrängter Reihenfolge die wichtigsten Pflichten der Hausfrau und Ehegattin zusammengestellt, wird von den notwendigsten und hervorragendsten Tugenden, aber auch von vielen Fehlern und Schwachheiten gesprochen, wie sie die armselige Natur leider gar gerne im Gefolge hat und gegen welche die christliche Frau unermüdet ankämpfen muß, sollen sie nicht das duftige Blütengärtlein ihres Glückes überwuchern und vergiften. Das auch äußerlich sehr schön ausgestattete und verhältnismäßig billige Buch sei als **Hochzeitsgeschenk** wärmstens empfohlen.

„Anzeiger für die kathol. Geistlichkeit Deutschlands", Frankfurt a. M.

Kräutersegen. Die Bedeutung unserer vorzüglichsten heimischen Heilkräuter in Sitte, Sage, Geschichte und Volksglauben; ihr wirtschaftlicher und industrieller Nutzen und ihre praktische Verwendung als Hausmittel.

Für die Jugend, das Volk und deren Freunde zur Belebung einer religiös-sinnigen Naturanschauung gesammelt und herausgegeben von **E. M. Zimmerer.** Mit **56 Pflanzentafeln in Chromodruck** nach Aquarellen von M. von Tautphöus. 2. Aufl. In Leinwand mit mehrfarbiger Deckenpressung Mk. 8.— = Kr. 9.60.

Schon aus dem Titel ergibt sich, welch ungemeine Menge von Fleiß und Wissen in diesem volkstümlichen Werk steckt, das geradezu einzig in seiner Art ist. Und dieser Titel sagt eher zu wenig als zu viel. Die in Farbe und Form naturwahren Abbildungen sind wahre Meisterwerke zeichnerischer Kleinkunst, so daß auch nicht botanisch geschulte Augen die betr. Pflanzen in der Natur sofort erkennen. So dient das Buch nicht nur als Lehrmittel für jung und alt, sondern auch als Förderer einer religiös-sinnigen Naturanschauung. „Das Echo", Berlin, 26. II. 1903.

☛ Unser **ausführlicher Verlagskatalog** steht jedermann gratis und franko zur Verfügung, und bitten, denselben zu verlangen.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 6. München, 3. Mai 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Gegnerische Urteile über Herders Konversationslexikon.

Von

Dr. Armin Kausen.

Herders Konversationslexikon ist in jüngster Zeit der Gegenstand außerordentlich gehässiger Angriffe von jener Seite geworden, welche ihre Lebensaufgabe darin zu erblicken scheint, den konfessionellen Hader auf die Spitze zu treiben. In mehreren akatholischen Blättern, u. a. im „Leipziger Tageblatt" vom 9. April, im „Dresdener Anzeiger" vom 12. April, in der „Deutschen Zeitung" vom 10. April, in der „Fränkischen Morgenzeitung" vom 18. April, las man einen gleichlautenden Artikel, der dem „Deutschen Reichsanzeiger" den Standpunkt klarmacht, weil er über Herders Konversationslexikon einige lobende Bemerkungen zu drucken wagte. Ex ungue leonem! Der Ursprung war leicht zu erraten. Die „Deutsch-evangelische Korrespondenz", das Organ des Evangelischen Bundes, befand sich hier wieder einmal auf dem Scharfmacherpfade. Just zur selben Zeit machte von Berlin aus ein zweiter, in seiner Art vielleicht noch plumperer Vorstoß gegen Herders großartiges Unternehmen die Runde durch sinnesverwandte Blätter. Wir begegneten dem Artikel u. a. in der „Trierischen Zeitung" vom 12. April und im „Wiesbadener Tagblatt" vom 11. April. Beide Angriffe richteten sich gegen die Objektivität der geschichtlichen Darstellung in Herders Konversationslexikon. Es hieße den Urhebern solcher Nadelstiche zu viel Ehre antun, wenn man ihre Ausstellungen einer ernsthaften Widerlegung würdigte. Die Aufgabe, Herders Konversationslexikon von dem ungerechten Verdachte tendenziöser Geschichtschreibung zu reinigen, sei vollwichtigen Zeugen aus dem gegnerischen Lager überlassen, die weiter unten zu Wort kommen sollen.

Die erwähnten konzentrischen Angriffe ziehen aber nicht nur wegen ihrer Herkunft, sondern auch wegen der von einer Seite allzu deutlich verratenen Hintergedanken das Augenmerk der Katholiken auf sich. Man höre und staune über das offenherzige Bekenntnis einer schönen Seele! Der Artikel der „Trierischen Zeitung", des „Wiesbadener Tagblattes" &c. versucht Herders Konversationslexikon an der Wurzel zu treffen, indem er die Lebensfähigkeit des Werkes in Zweifel zieht. „Das Interesse" — so wird dem horchenden Leser verkündet —, „mit dem man das ultramontane Unternehmen verfolgen darf, gilt nicht zuletzt der Frage, ob es sich überhaupt ermöglichen lassen wird, dieses Konversations-Lexikon zu Ende zu führen und geschäftlich erfolgreich zu machen". Es wird dann an ein vor zwei Jahrzehnten von konservativen Kreisen versuchtes Unternehmen erinnert, das, nachdem einige Bände erschienen waren, aufgegeben worden sei, und wörtlich fortgefahren: „Sollte das Zentrum (!) es fertig bringen, sein eigenes Konversations-Lexikon durchzuhalten, so spräche das für die Stärke des klerikalen Geistes in Deutschland mehr, als mancher sonstige lebhafter in den Vordergrund tretende Umstand". Schließlich wird der offenkundigen Wahrheit Gewalt getan durch den kühnen Satz: „Einstweilen ist die Leistung des Herderschen Verlages noch ein bißchen dünn, und es fragt sich eben, ob der Atem zu ihrer Vollendung ausreichen wird".

Andere Leute, auch im akatholischen Lager, haben im Gegenteil über den raschen und glatten Fortgang des weitausschauenden Werkes ihr unverhohlenes Erstaunen ausgedrückt. Bis 1. bezw. 10. Mai ist mit den Heften 59 und 60 der Abschluß des dritten Bandes zu erwarten, und der vierte Band ist so allseitig vorbereitet, daß er Neujahr 1905 fertig vorliegen wird. Dann wird in verhältnismäßig kurzer Frist die Hälfte der Riesenarbeit vollendet sein, fürwahr ein glänzendes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit des Herderschen Verlages und für die Tatkraft und Umsicht seines gewaltigen Mitarbeiterstabes. Wie kleinlich, wie albern geradezu erscheint gegenüber solchen Tatsachen der nörgelnde Neid der Widersacher! Wer behauptet, daß die Leistung des Herderschen Verlages „einstweilen noch ein bißchen dünn fließe", spricht entweder gegen besseres Wissen oder hat von der wirklichen Leistung keinen blassen Schimmer. Kaum ist Heft 57 mit 10 mehrfarbigen Tafeln, 2 Textbeilagen und rund 100 Abbildungen erschienen, so folgt ihm auch bereits Heft 58 mit einem wertvollen und aktuellen Charakterbilde des großen Papstes Gregor I. auf dem Fuße.

Vielleicht sehen die Gegner allmählich selbst ein, daß sie durch derartige plumpe Angriffe dem kraftvoll sich fortentwickelnden Werke nicht nur nicht schaden, sondern eine ungewollte Reklame machen, indem sie auch jene Katholiken aufrütteln, welche die volle Bedeutung des Werkes noch nicht erfaßt hatten. Oder glaubt man wirklich, etwa dem „Staatslexikon" würden die vom Grafen Hoensbroech in seinen süddeutschen Wander-

reden zu Stuttgart, Nürnberg rc., geübte schnöde und nichts weniger als vornehme Kritik irgend welchen Abbruch tun? Wer einen Frhrn. von Hertling, den hochverdienten Präsidenten der Görresgesellschaft, mit der Bezeichnung „Commis voyageur Roms“ abtun zu können glaubt oder aus Windbüchsen mit Erbsen nach Herders Konversationslexikon schießt, wird den gebildeten deutschen Katholiken niemals imponieren. Sie werden auf „ihr“ Konversationslexikon und Staatslexikon nur um so stolzer sein!

Wie federleicht wiegt die übelwollende Nörgelei, der man schon Ende 1902 beispielsweise in der „Deutschen Zeit“, ein Jahr später in der „Augsb. Abendztg.“ und zu Anfang dieses Jahres im „Reichsboten“ begegnete, im Vergleich mit den gerecht abwägenden Urteilen zahlreicher Blätter, deren akatholische Richtung über jeden Zweifel erhaben ist! Noch am 13. März 1904 schrieb die „Frankf. Ztg.“ (Nr. 73, IV. Morgenblatt) in einer längeren Besprechung: „Wir haben ein Lexikon vor uns, das, so gewiß es katholisches Lexikon ist, den Vergleich mit den interkonfessionellen Lexika von Brockhaus und Meyer nicht zu scheuen braucht“. Sehr bemerkenswert sind folgende Feststellungen der „Frankf. Ztg.“:

Die „speziellen Catholica“, mit dem Prospekte zu reden, sind fast durchweg dankenswerte Ergänzung zu Brockhaus und Meyer; sie werden auch von Nichtkatholiken dankbar benutzt werden, die hier manches finden werden, was ihnen Klarheit über die Einrichtungen des Katholizismus geben kann; dahin rechne ich z. B. bei den Städten die Angabe, welche Orden und Kongregationen daselbst vertreten sind, zu welcher Diözese sie gehören, ferner die Angaben über die Kultusgewänder (Dalmatika, Kasula), das Kirchenrecht (Corpus iuris canonici, Ehebündnis, Ehedispens) u. a. Es ist nichts ausgelassen, was zur Kennzeichnung der katholischen Kirche gehört (vgl. z. B. den guten Artikel: Drei Könige), ohne daß, wie der Prospekt richtig sagt, der katholische Charakter aufdringlich wäre.

Die interessanteste Frage diesem Lexikon gegenüber ist natürlich die: wie beurteilt es den Protestantismus? Wie findet der Streit der Konfessionen hier Ausdruck? Ist es ultramontan mit der ganzen Intransigenz des Ultramontanismus? Diesem Bande gegenüber — und nur über ihn kann ich urteilen — muß die Antwort lauten: nein, katholisch, aber nicht ultramontan. . . . .

Spezifisch protestantische Materien wie die Reformatoren Calvin, Bugenhagen sind würdig behandelt“.

Um die Einwendungen vom Evangelischen Bunde inspirierter Blätter drastisch zu widerlegen, seien noch einige der bezeichnendsten Stimmen aus anderen Lagern hier angeführt. Die liberale „Bayerische Lehrerzeitung“, welche in ständigem Kampfe mit dem „Ultramontanismus“ und dem Zentrum steht, schrieb 1902 in Nr. 49:

„Das Werk steht auf dem Boden christlicher Weltanschauung und bringt insbesonders — aber ohne aufdringliche Hervorkehrung — das katholisch-positive Element zur Geltung. Wer jedoch glauben würde, es sei deshalb in wissenschaftlicher Beziehung zurück, der gäbe sich großer Täuschung hin. Das Werk zieht alles, was im Bereiche der Natur und des Geistes für die weitesten Kreise wissenswert erscheint, in Erörterung, berücksichtigt überall die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen, die neuesten Gesetzgebungen, jüngsten Volkszählungen und amtlichen Statistiken. Große Sorgfalt ist auf eine gemeinnützige Fassung der Darlegungen verwendet. Bei den Stichwörtern ist Betonung und Geschlecht angegeben, bei den Erklärungen sind die Fremdwörter auf das notwendigste beschränkt, die Ausstattung mit Skizzen, Bildern und Karten ist ungemein reichhaltig . . .

Kurz und gut: das Werk braucht einen Vergleich mit viel größeren Unternehmungen ähnlicher Art nicht zu scheuen.“

Nach Abschluß des 2. Bandes fügte dasselbe liberale Organ (1903, Nr. 49) „dem noch hinzu“, „daß das Werk überall das Bestreben erkennen läßt, anderen volle und strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen“.

Die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ in Leipzig (1903, Nr. 1/2) erkennen an, daß Herders Konversationslexikon den katholischen Standpunkt in irenischer Form ohne Aufdringlichkeit zum Ausdruck bringe. Aehnlich urteilte die „Soziale Praxis“, Leipzig 1903, Nr. 6.

Hören wir ein ausgesprochenes Organ des Protestantismus, die „Reformation“, 1903, Nr. 4: „Dies Lexikon ist in erster Linie auf katholische Leser berechnet, aber der Geist desselben ist nicht eng, auch nicht propagandistisch. Zuweilen begegnen dem Leser auch betreffs der römischen Kirche sehr unbefangene Urteile und über Dinge der Reformation objektive Auffassungen.“ Und Nr. 48 der „Reformation“ (1903) besagt: „Der katholische Charakter tritt klar, aber nicht zudringlich hervor; manchen Artikel über Ereignisse und Personen der römischen Kirche wird man in keinem anderen Lexikon finden.“

„Die christliche Welt“ in Marburg (1903, Nr. 16) erkennt an, daß „die Gelehrten des Lexikons es durchaus vermeiden, gegen uns (die Protestanten) zu polemisieren.“ „Oft genug findet sich sogar ein kräftiges Eingehen auf moderne Bestrebungen, ein wirkliches Bejahen und Bearbeiten wichtiger Gebiete unserer Kultur. . . . Die Leistungen protestantischer Wissenschaft werden soviel als möglich anerkannt.“ Der Artikel ist gezeichnet F. M. Schiele.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten“, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, schrieben 1903 in Nr. 233: „Die Berichterstattung ist bei umstrittenen Gegenständen sehr objektiv.“

Die liberale „Straßburger Post“ bezeichnet als Zweck des Lexikons, „gegenüber anderen, von liberalen Grundsätzen geleiteten Kompendien nach der katholischen Seite hin ergänzend und vertiefend zu wirken“, (1902, Nr. 159) und kommt 1903 in Nr. 1186 nach längerer Besprechung zu dem Schlusse: „Die Behandlung der Gebiete Literatur, Kunst, Politik und Geschichte läßt überall das Bestreben erkennen, auch dem nicht auf dem Boden der christlichen Weltanschauung Stehenden volle und strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, welche Herders Konversationslexikon wiederholt sehr anerkennend besprach, seine kaum je versagende Orientierung, Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit betonte, bezeichnet 1903 in Nr. 142 das Lexikon als „ein Nachschlagebuch für katholische Leser, wo diese Auskunft finden können über Dinge, die ihrem Interesse näher liegen, aber von den übrigen Konversationsbüchern weniger beachtet zu sein pflegen“.

Diese Urteile aus akatholischen Lagern ließen sich noch bedeutend vermehren und erweitern. Auch in technischen Fachorganen hat es an offener Anerkennung für Herders Konversationslexikon nicht gefehlt. Nur zwei Beispiele seien angeführt: Die „Technische Woche“ (Berlin, 1903, Nr. 5) empfiehlt das Lexikon als „vorzügliches“, möglichst ausführliches und umfassendes Nachschlagebuch für die weitesten Kreise, denen die Beschaffung der großen Werke zu kostspielig sei. Die „Energie“ (Berlin, 1903, Nr. 14) urteilte über den I. Band:

„Der gediegenen inneren Ausstattung mit zahlreichen Kartenbeilagen, Abbildungen von Kunstwerken, technischen, naturwissenschaftlichen rc. Gegenständen sämtlich in schärfster, saubersten Ausführung teils in Volltafeln teils im Text entspricht auch die vornehm entworfene äußere Hülle, ein Schmuck jeder Hausbibliothek. . . .“

„Man findet überdies im ersten Bande manche unerwartete, unter dem zeitgeschichtlichen Gesichtspunkte dem Zeitungsleser aber durchaus erwünschte und anderwärts häufig vergebens gesuchte Auskunft.“

Mögen die gebildeten Katholiken aus diesen fremden Spiegelbildern den wahren Wert „unseres“ Konversationslexikons doppelt schätzen lernen! Mögen sie aus dieser Anerkennung von Außenstehenden vor allem auch das Bewußtsein schöpfen, daß ein ehrlicher Gegner sich mit Recht wundern müßte, das Lexikon von einem gebildeten Katholiken verleugnet zu sehen. Was selbst die Gegner loben und anerkennen, dessen brauchen wir uns wahrlich nicht zu schämen. Das oben zitierte hämische Wort des „Wiesbadener Tagblatt“ usw. möge den gebildeten Katholiken ein Fingerzeig sein: die Stärke des katholischen Geistes in Deutschland wird ausreichen, das große Werk erfolgreich zu Ende zu führen. Darüber können mißgünstige Gegner beruhigt sein. Aber Ehrenpflicht der Katholiken ist es, jenen Gegnern zum Trotz dem Herderschen Konversationslexikon jenen vollen Platz an der Sonne zu sichern, den es verdient, und der ihm nach seinem geistigen Gehalt und seiner technischen Mustergültigkeit gebührt.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 8. Telephon 8820. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch.“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

Auszüge aus Preßstimmen über die „Allgemeine Rundschau“.

„Literarische Warte“, Heft VII:

„Der Name des Herausgebers, der ja als Leiter der „Wahrheit“ und erfolgreicher politischer Schriftsteller weit bekannt ist, bietet für gediegene Leistung von vornherein Gewähr, umsomehr da ihm eine große Anzahl hervorragender Mitarbeiter, zumal Parlamentarier, zur Seite steht. Eine solche katholische Wochenschrift war wirklich ein Bedürfnis. Deshalb zweifeln wir auch nicht daran, daß sie allseitigen Beifall finden wird.“

„Dichterstimmen der Gegenwart“ (Heft 8):

„Die Zeitschrift ist durchaus vornehm gehalten und entspricht einem Bedürfnis in den gebildeten katholischen Kreisen.“

„Landshuter Zeitung“ (Nr. 64):

„Die erste Nummer ist schon erschienen und man kann dem Herausgeber Dr. Armin Kausen volle Befriedigung darüber aussprechen. Sie ist nobel gehalten und die Themata, die von rühmlichst bekannten Männern geschrieben, sind alle aktuell. Diese „Allgemeine Rundschau“ füllt eine Lücke aus im katholischen Preßwesen; eine solch aktuelle noble Wochenschrift fehlte uns noch, und wir sind sicher, daß sie in unsern gebildeten katholischen Kreisen gute Aufnahme finden wird. Besonders günstigen Eindruck macht es, daß alle Artikel mit dem Namen des Verfassers gezeichnet sind. Es ist gut, daß jeder Verfasser mit seinem vollen Namen für seine Ueberzeugung eintritt. Damit wird auch das Interesse des Lesers in höherem Maße geweckt und der Verfasser erhält durch die Anerkennung des Lesers schon seinen Lohn. Wir wünschen der neuen, vornehm gehaltenen Wochenrevue die weiteste Verbreitung, die sie auch in vollem Maße verdient!“

„Schlesische Volkszeitung“ (Nr. 152):

„Soeben ist die Probenummer, Nr. 1 der „Allgemeinen Rundschau“, Wochenschrift für Politik und Kultur, Herausgeber Dr. Armin Kausen, erschienen. . . . . All dies zusammengenommen zeigt, wie die „Allgemeine Rundschau“ eine Lücke in den bestehenden katholischen Zeitschriften auszufüllen sich bemüht und darum von den interessierenden Kreisen der vollsten Unterstützung würdig ist. . . . Ein herzliches Glückauf der prächtigen neuen Wochenschrift!“

„Augsburger Postzeitung“ (Nr. 77):

Ueber die soeben erschienene Nr. 2 schreibt Prof. Dr. S.: „Mit dieser vornehmen katholischen Wochenschrift hat ihr Herausgeber und Verleger Dr. Armin Kausen in München sich zweifellos ein großes Verdienst erworben. Von allen Seiten wird anerkannt, daß die „Allgemeine Rundschau“ eine Lücke in der Preßliteratur ausfüllt. Das neue katholische Organ hat sich gleich mit beiden Füßen in die Situation hineingestellt. Aus der ganzen Einrichtung spricht der bewährte Fachmann. Die Liste der Mitarbeiter (155) imponiert durch zahlreiche glänzende und angesehene Namen. Daß sie auch wirklich mitarbeiten, beweisen die beiden ersten Nummern und die für später angekündigten Beiträge, unter denen wir auch die Gelehrtenwelt bemerkenswert vertreten finden, u. a. die Professoren Georg von Mayr und Alois von Schmid (München), von Schanz (Tübingen), Ludwig Pastor (Innsbruck), Braig (Freiburg), Martin Spahn (Straßburg), Lektor Plaßmann (Münster). Die zweite Nummer bereitet dem Leser durch die mannigfaltige Fülle und feine Auswahl des Stoffes die angenehmste Ueberraschung. Dabei ist der Grundsatz gewahrt: gediegener Inhalt, knappe, gewählte Form.“

„Kreis-Jülicher Korrespondenz und Wochenblatt“ (Nr. 30):

„Allgemeine Rundschau“ nennt sich eine von Dr. Armin Kausen in München herausgegebene neue vornehme katholische Wochenschrift, die, trotzdem bisher erst zwei Nummern erschienen sind, bereits die größte Anerkennung gefunden hat. Tatsächlich füllt die „Allgemeine Rundschau“, in deren Mitarbeiterverzeichnis wir über 150 Namen von bestem Klange finden, eine Lücke in der Preßliteratur aus. Sie wird wohl bald in dem Hause jedes gebildeten Katholiken zu finden sein, und nicht lange dürfte es mehr dauern, da kann derjenige, der die „Allgemeine Rundschau“ nicht liest, in gebildeten katholischen Kreisen auch nicht mehr mitsprechen.“ . . . .

„Bündner Tagblatt“ in Chur (Nr. 92):

„Eine gute, tüchtige „Allgemeine Rundschau“ scheint die seit kurzer Zeit erst von dem bekannten Schriftsteller Dr. Armin Kausen in München herausgegebene Wochenschrift für Politik und Kultur werden zu wollen. Wenn sie in der Beschaffung ebenso interessanten wie wertvollen Lesestoffes fortfährt, wie sie angefangen und es bis jetzt getan hat, so wird ihre Zukunft und weiteste Verbreitung in Bälde gesichert sein. Ausdrücklich sei bemerkt, daß sie tüchtige Mitarbeiter in allen gesellschaftlichen und politischen Kreisen zählt und ihre Spalten gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender stets offen hält. Wir trauten daher unseren Augen kaum, als wir letzter Tage in einem deutschen Blatte lasen, das Evangelisch-lutherische Landeskonsistorium zu Dresden habe dem wackern Superintendenten Opitz auf eine Denunziation hin die Mitarbeit an der Dr. Kausen'schen Rundschau untersagt! . . . .“

„Badischer Beobachter“ in Karlsruhe (Nr. 56, I. Blatt):

„Herausgeber und Redakteur ist der den meisten Lesern des „Beobachter“ wohlbekannte frühere Redakteur unseres Blattes, Dr. jur. Armin Kausen in München, der eines bedeutenden Rufes als Schriftsteller und Journalist genießt. Wir möchten deshalb nicht unterlassen, das Abonnement der neuen Wochenschrift allen gebildeten Katholiken angelegentlichst zu empfehlen.“ — (Nr. 89): „Mit nicht beabsichtigter Sensation beginnt das sehr zeitgemäße Unternehmen von Dr. Armin Kausen, des früheren Chefredakteurs des „Bad. Beob.“. . . . Die „Allgemeine Rundschau“ hat während der wenigen Wochen ihres Bestehens — eben liegt das 4. Heft vor — gezeigt, daß sie getreu ihrem Programm auf möglichst breiter Basis die christliche Weltanschauung und die Politik des Zentrums vertritt. Wir sagen auf möglichst breiter Basis und meinen damit nicht nur, daß die „Rundschau“ alles Wissenswerte mit programmatischer Gründlichkeit, mit kritischer Schärfe und chronistischer Genauigkeit, wie sie den Verhältnissen eines Wochenblattes entspricht, ihren Lesern vorlegt, sondern sie hat auch den Kreis ihrer Mitarbeiter möglichst weit ausgedehnt und läßt nicht nur Katholiken und Angehörige des Zentrums zu Wort kommen; auch Andersdenkende aus jedem Lager finden in der „Rundschau“ einen Ort, um ihre Gedanken niederzulegen. Gerade das trägt, ganz abgesehen davon, daß die „Rundschau“ unsere ersten Politiker und Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, dazu bei, die „Rundschau“ vielseitig und anregend zu machen. Auf diesem Gebiet liegt nun auch die oben von uns erwähnte Sensation. Unter den Mitarbeitern der „Rundschau“ fand sich nämlich auch Superintendent a. D. Opitz aus Sachsen. Es ist das jener protestantische Theologe, von dem wir vor einiger Zeit berichteten, daß er mit voller Würdigung des Katholizismus wie des Protestantismus eine Verständigung zwischen beiden Lagern anzubahnen versuche. Nun hat er sich unter den Mitarbeitern der „Rundschau“ streichen lassen — müssen.“

„Konstanzer Nachrichten“ (Nr. 99, I. Bl.):

„Wenn wir den reichen und sehr mannigfaltigen Inhalt derselben (5 Nummern) mit dem in der ersten Nummer veröffentlichten Programm vergleichen, so müssen wir anerkennen, daß trotz des hochgesteckten Zieles unsere Erwartungen fast übertroffen wurden.“

„Der Arbeiter“ in München (Nr. 15):

„Für uns Katholiken, besonders aber für die katholischen Geistlichen, ist ein Fingerzeig gegeben, für welche Blätter auch wir nur schreiben sollen. Dann aber wird es auch unsere Pflicht sein, um so enger zusammenzuhalten und unsere Preßunternehmen

zu fördern. Die neue „Allgemeine Rundschau" sei daher unseren Lesern, besonders den Präsides und Mitgliedern der Unterrichtskurse, recht warm empfohlen. Für die Güte der Wochenschrift bürgt schon der Name des Herausgebers, der zu den tüchtigsten Schriftstellern des katholischen Deutschlands gehört, sowie auch die stattliche Zahl hervorragender Mitarbeiter. Die bisher erschienenen Nummern sind äußerst reichhaltig und gediegen."

„Bayerischer Kurier" in München (Nr. 111):

„Der Herausgeber hat bisher Wort gehalten, und es ist auch nicht anzunehmen, daß er von seinen Programmsätzen abweichen wird. Die verschiedensten Fragen, sei es religiöser, politischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur, werden in jener noblen Art behandelt, die leider heutzutage in unserer Tagesliteratur recht rar geworden und die nicht verfehlen wird, der Zeitschrift auch Freunde aus jenen Kreisen zuzuführen, die vielleicht nicht ganz auf positiv-christlichem Boden stehen. So wird das neue Organ, indem es an alle die Gesellschaft bewegenden Fragen vorurteilslos herantritt, eine Doppelmission erfüllen, die, in katholischen Kreisen bildend zu wirken, und die, bei Andersdenkenden so manche Vorurteile über Katholizismus zu zerstreuen. Möge die „Allgemeine Rundschau" den betretenen Weg fortschreiten, unbeirrt durch Gegner, die die „Freiheit" im Munde führen, in der Tat aber perhorreszieren."

„Ambrosius" in Donauwörth (Nr. 4):

„Diese Neugründung scheint uns so wichtig, daß wir unseren Lesern ausführlich das Programm mitteilen wollen."

„Pädagogische Blätter" (Nr. 10) in Einsiedeln:

„Das Unternehmen ist gesichert und macht den besten Eindruck."

„Neues Mannheimer Volksblatt" (Nr. 101):

„Wir freuen uns konstatieren zu können, daß die neue Wochenschrift hält, was sie versprochen hat. Wir freuen uns um so mehr darüber, als es den Katholiken deutschsprechender Zunge bisher an einem derartigen Organ gefehlt hat und der Herausgeber durch seine wissenschaftliche Qualifikation wie durch seine Vergangenheit, die ganz der Verteidigung der katholischen Kirche angehört, alle die Garantien bietet, welche vom katholischen Standpunkte aus zu verlangen sind.... Wir wünschen dem neuen Unternehmen einen vollen Erfolg."

„Lothringer Volksstimme" (Nr. 91):

„Wer die von Dr. Armin Kausen in München herausgegebene Zeitschrift „Die Wahrheit" kennt, der wird freudig überrascht sein von der nun erscheinenden „Allgemeinen Rundschau", welche ebenfalls unter seiner Leitung herauskommt als „Wochenschrift für Politik und Kultur". Die Artikel sind kurz, sachlich, klar, jedesmal eine Orientierung in der betreffenden Frage."

„Rieder Wochenblatt" (Nr. 16) in Ried (Oberösterreich):

„Eine geistvolle und vollkommen auf der Höhe der Zeit stehende Wochenschrift wurde unter dem Titel „Allgemeine Rundschau" von Dr. Armin Kausen ins Leben gerufen. Es seien besonders intelligente Kreise darauf aufmerksam gemacht, die, soweit sie christliches Bewußtsein noch bewahrt haben, an dieser „Wochenschrift für Politik und Kultur" einen längstersehnten Freund finden werden."

„Deggendorfer Donaubote" (Nr. 90):

„Durch eine eigene, wenn auch nur kurze Besprechung weitere Kreise auf das bedeutungsvolle Unternehmen hinzuweisen, dürfte sicher angezeigt erscheinen, da schon der bloße Name des Herausgebers, eines unserer bestverdienten Journalisten, sowie der Wortlaut des Programms von Anfang an zu hohen Erwartungen berechtigte und durch die bisherigen Leistungen die gehegten Erwartungen auch glänzend gerechtfertigt wurden. Es liegen bis jetzt vier Nummern vor. **Durch alle geht ein großer Zug.** Die verschiedenen Zweige menschlichen Wissens und Könnens, die zahlreichen Kulturinteressen unserer Zeit, die großen brennenden Fragen auf den Gebieten der Politik und Religion, der Wissenschaft und Kunst, der Erziehung und des Unterrichts werden nach großen Gesichtspunkten gerecht und sachlich gewürdigt. Jeder der Mitarbeiter, darunter hochgefeierte Vertreter des Standes der Gelehrten, Professoren, Beamten, Künstler, Parlamentarier, Schriftsteller usw. zeichnet seine Beiträge mit vollem Namen. Was die „Allgemeine Rundschau" von Anfang an erstrebte, nämlich „eine vornehme Wochenschrift zu sein, die, auf dem festen Boden der christlichen Weltanschauung und der katholischen Kirche stehend, politisch das Programm der Zentrumspartei hochhält, dabei auch gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender ihre Spalten öffnet", das hat sie bisher in vollem Umfange erreicht. Sie zählt darum unter ihren Mitarbeitern und Lesern auch zahlreiche Protestanten und Liberale. Freilich hat es dem jungen Organe bisher auch nicht an giftigen Anfeindungen gefehlt besonders von seiten unserer Kulturkampf- und Los von Rom-Blätter (z. B. „Neueste Nachrichten", „Wartburg")...... Möge der hochverdiente Herausgeber, unbekümmert um derartige Anfechtungen, rüstig auf der betretenen Bahn vorwärts schreiten und möge er sich für seine rastlosen Bemühungen im Dienste des neuen Organs durch Meldung einer Schar von Neuabonnenten reichlich entschädigt sehen."

Inhaltsangabe der fünf ersten Nummern.

Nummer 1. Dr. Paul Maria Baumgarten (Rom): Die kirchlichen Ziele Pius X. — Abg. Dr. Schädler: Konfessioneller Friede? — Dr. Armin Kausen: Zur Lage in Bayern. — Abg. Speck: Die Reichsfinanzen und deren Reform. — Abg. M. Erzberger: Die Sozialpolitik im neuen Reichstage. — Dr. Gassert: Ein heikles Thema. — M. Herbert: Heimweh. Ein Großstadtbild. — Dr. Anton Lohr: Neue literarische Erscheinungen. — Carl Conte Scapinelli: Bühnenschau. — Hermann Teibler: Musikrundschau. — Kleine Rundschau.

Nummer 2. Maximilian Pfeiffer: Frühlingsahnen. — Abg. Dr. Schädler: Friedenstauben. — Wilhelm Burger: Die angebliche Nichtigkeit des neuen Jesuitengesetzes. — Fritz Nienkemper: Weltrundschau. — Abg. Karl Speck: Die Reichsfinanzen und deren Reform. Döllinger im Jahre 1829 über die Feinde der Jesuiten. — Dr. Paul Maria Baumgarten: Rom und der Amerikanismus. — Dr. Luzian Pfleger: Der Geist Dantes. — Prof. Dr. Adolf Dyroff: Die Krisis in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. — Max Fürst: Die Frühjahrsausstellung der Sezession. — J. von Dirkink: Erinnerung an Neapel. — Hans von Erbeck: „Erstklassige Menschen." — Bernhard Oettingen: Von meinem Büchertisch. — B. Clemenz: Pädagogisch-literarische Rundschau. — Hermann Teibler: Musikrundschau. — (P. Hartmann und Lorenzo Perosi. — Was ist Bayreuther Geist?) — Carl Conte Scapinelli: Bühnenschau — Kleine Rundschau.

Nummer 3. Abg. Jos. Geiger: Der Konflikt des bayerischen Kriegsministers mit der Kammermehrheit. — Abg. Karl Speck: Die Reichsfinanzen und deren Reform. — Abg. M. Erzberger: Die Arbeiten des Reichstages nach Ostern. — Dr. J. W. Schmitz: Die politischen Wahlen in Belgien. — Fritz Nienkemper: Weltrundschau. — Wilhelm Burger: Die angebliche Nichtigkeit des neuen Jesuitengesetzes (II). — Abg. J. Gießler: Die badischen Eisenbahnen. — Heinrich Held: Zur 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg. — Döllinger über Toleranz. — Prof. Dr. Karl Braig: Jörn Uhls Christentum. — Prof. Dr. von Schanz: Vernunft und Glaube. München im Zeichen der Dekadenz. — Hermann Teibler: Musikrundschau. (Das Ende der Konzertsaison. Die Operette. Was moderne Kontrapunktik zu leisten imstande ist.) — Carl Conte Scapinelli: Bühnenschau. — Ernst von Destouches: Das Sendlingertor in München. — Kleine Rundschau.

Nummer 4. Dr. Armin Kausen: Die Freiheit im Protestantismus. (Verwahrung). — Dr. Ludwig Kemmer: Gegen die Schmutzliteratur und Unkunst. — Abg. H. Osel: Ein wirtschaftspolitischer Fehler Bismarcks. — Fritz Nienkemper: Weltrundschau. Der Graf de Mun und Abbé Loisy. — Wilh. Burger: Die angebl. Nichtigkeit des neuen Jesuitengesetzes. (Schluß.) — Abg. Karl Speck: Die Reichsfinanzen und deren Reform. (Schluß) — Realschuldirektor Jos. Gaßner: Otto Willmanns Didaktik. — Architekt F. J. Schmitt: Die Architektur der Weltausstellung in St. Louis. — M. von Ekensteen: Tierschutzverein (Feuilletonskizze). — Helene Schleicher: Eine Idylle am Adriastrande. — Dr. W. Brüning: Vom Aachener Balneologen-Kongreß. — Dr. Anton Lohr: Neue literarische Erscheinungen. — Hermann Teibler: Musikrundschau. (Offenbach im Hoftheater. Kaimsaalreminiszenzen. Das 2. bayerische Musikfest.) — Carl Conte Scapinelli: Bühnenschau. — Kleine Rundschau.

Nummer 5. Abg. M. Erzberger: Der erste deutsche protestantische „Hirtenbrief". — Landgerichtsrat Franz Riß: Japan und das Völkerrecht. — Fritz Nienkemper: Weltrundschau. — Abg. M. Erzberger: Die Jesuitendebatte im Reichstage. — Helmut von Brandenfels: Kirchenpolitisches und Religiöses aus dem preußischen Heere. — Unterstaatssekretär z. D. Prof. Dr. von Mayr: Reichsfinanzreform und Matrikularbeiträge. — Dr. J. W. Schmitz: Die politischen Wahlen in Belgien. Der Fall Opitz. — Prof. Dr. Andreas Schmid: Eine Zeitfrage der Kirchenmusik. — M. Herbert: „Jerusalem" von Selma Lagerlöf (Literar. Plauderei). — M. Herbert: Versäumnis (Gedicht). — G. Gietmann, S. J.: Skandalromane. Ein ästhetischer Fehlschluß. — Arthur Achleitner: Das höchste Vergnügen. — Hans Geis: „Der Dorfpfarrer" von Maximilian Schmidt. — Carl Conte Scapinelli: Bühnenschau. — Kleine Rundschau.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Nur der Arbeit bleibt der Erfolg!

Von
L. Gerstenberger,
Mitglied des Reichstages und Bayer. Landtages.

Was hat das Zentrum groß gemacht? Nicht Fürstengunst; denn Jahrzehnte lang hat es kämpfen müssen, um den künstlich erregten Verdacht der „vaterlandslosen Gesinnung" von sich abzuwälzen. Nicht das Wohlwollen der Regierungen; denn diese würden mit jeder anderen nationalen Partei lieber Gesetze machen und leichter ihre Forderungen durchbringen als mit dem Zentrum, das immer „soviel Rücksicht auf die Gebote Gottes" und soviel Vorsicht wegen Beschaffung der Mittel zu nehmen hat. — Nicht die Personalien, die innerhalb des Staatsorganismus soviel Einfluß auf den Etat gewähren; denn von den Präsidenten bis herab zu den Assessoren ist die weitaus überwiegende Anzahl der Beamten im Reiche protestantisch, in Bayern mindestens „liberal katholisch"; von den Zentrumsministern ganz zu schweigen. — Nicht die ehrliche Anerkennung und Wertschätzung durch die anderen Parteien: denn 30 Jahre lang hat es gedauert, bis endlich einmal der Führer einer vorwiegend aus Protestanten bestehenden Partei — Herr von Kardorff — offen im Reichstag es ausspricht: „Ich glaube, es wäre besser, das Wort „ultramontane Politik" wäre nicht gefallen; man kann wirklich nicht sagen, daß die Herren vom Zentrum ultramontane Politik treiben. Im Gegenteil, sie haben deutschnationale Politik getrieben in der Herstellung unserer Wehrkraft, in der Verstärkung unserer Flotte, in der Kolonialpolitik, in der Zollpolitik." Das wichtigste, die Sozialpolitik, hat er dabei noch vergessen. Das Zentrum ist auch nicht groß geworden durch die reichen Geldmittel und gefüllten Brotkörbe, über welche die auf Handel und Industrie sich stützenden Parteien im öffentlichen Leben und bei den Wahlen verfügen; die große Masse der katholischen Wähler weiß nichts von Parteibeiträgen und Wahlfonds. Endlich sind es nicht schöne Reden und nationale Phrasen gewesen, welche die Zentrumswähler an die Partei ketteten; denn daran findet das nüchterne, arbeitende Volk, aus dem die Zentrumswähler größtenteils bestehen, wenig Geschmack: Das Zentrum ist groß geworden einzig und allein durch seine rastlose Arbeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Diese Erkenntnis ringt sich allmählich auch bei den gegnerischen Parteien durch, — wie in den liberalen „Münch. N. Nachr." ein Artikel des nationalsozialliberalen Dr. Götz, mit dem sich das Blatt einverstanden erklärt, ersehen läßt. Dortselbst (in Nr. 161 Morgenbl.) schreibt der Genannte u. a. folgendes:

„Ein weiterer Grund der Zentrumsmacht ist die Rührigkeit dieser Partei auf allen Gebieten sozialer Tätigkeit; sie fichert sich dadurch die Gemüter bei Bauern, Handwerkern und zahlreichen Arbeitern. Eine rastlose Arbeit entfalten Politiker und Geistliche in Genossenschaften, Gewerkschaften und Vereinen aller Art und in einer eigens für diese Kreise zugeschnittenen Presse und Literatur."

Der liberale Mahner zieht daraus den Schluß, daß der Liberalismus nur dann wieder zu neuem Ansehen und Wachstum gelangen könne, wenn seine Führer und intelligenteren Mitglieder es ebenso machen wie das Zentrum.

Ein größeres Lob, wie es in der Aufforderung zur Nachahmung liegt, könnte das liberale „Weltblatt" nicht aussprechen. Zwar fügt es bei: Die Forderungen von Dr. Götz seien „liberale Forderungen", übersieht aber, daß zwischen Forderung und Ausführung, zwischen Reden und Taten ein Unterschied besteht. „Arbeit über alle Fragen des gegenwärtigen politischen Lebens ist notwendig" — meint Herr Dr. Götz, — „nicht Forderungen". Darum fährt er in seinem Artikel fort:

„Sollte darin nicht der wahre Kampf gegen das Zentrum gesehen werden? Schiebt sich der Liberalismus damit nicht in Positionen hinein, in denen das Zentrum jetzt unangetastet herrscht? Wir Arbeiter auf geistigem Gebiet dürfen wohl von unseren praktischen Erfahrungen sprechen: wenn wir mit den Mitteln reinster wissenschaftlicher Sachlichkeit arbeiten, gewinnen wir unausgesetzt Stellungen, die sonst zum guten Teil den Gegnern gehören würden. Denn wir sind bei solchem Tun dem Gegner auf die Dauer unausbleiblich überlegen, und so könnte es der Liberalismus im ganzen sein, wenn er die notwendige Initiative, die unbedingte Sachlichkeit, das bessere Wissen, die unermüdliche Geduld und jenen Optimismus besäße, der dem unerschütterlichen Vertrauen auf den Sieg des sachlich Besseren entspringt."

Ja, wenn der Liberalismus die notwendige Initiative, die unbedingte Sachlichkeit, das bessere Wissen und die unermüdliche Geduld aus sich selbst schöpfen könnte! Die Herren vergessen nur zu sehr, daß unentwegte und uneigennützige Arbeit ein hohes Maß von Pflichtgefühl und christlicher Nächstenliebe voraussetzt. „Die Liebe drängt", sagt der Apostel Paulus, sie gibt „die Initiative", sie gewährleistet die „unbedingte Sachlichkeit", weil sie uneigennützig ist; sie findet immer neue Mittel und Wege, zu helfen — darin besteht „das bessere Wissen"; sie „erträgt alles", das ist die geforderte „unermüdliche Geduld". Und „jenen Optimismus, der dem unerschütterlichen Vertrauen auf den Sieg des sachlich Besseren entspringt", verleiht nur der christliche Glaube und die Hoffnung; — kurz, das ist eben die Zentrums-Arbeit, getrieben und getragen von der einheitlichen christlichen Weltanschauung des wahrhaft katholischen Mannes. Nur ihr bleibt der Erfolg!

Weltrundschau.

Von
Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Italiener entwickeln eine wunderbare Vielseitigkeit. Zu gleicher Zeit haben sie in Venedig den Deutschen Kaiser und in Rom den französischen Präsidenten begeistert gefeiert. Die herzliche Aufnahme unseres Kaisers in Neapel, Sizilien und Venedig soll als Dreibundfreundschaft, die rauschende Aufnahme Loubets als Dreibundfeindschaft gedeutet werden. Die anscheinende Doppelzüngigkeit der Evviva-Rufer läßt sich übrigens leicht erklären: die große Masse des italienischen Volkes will gern mit aller Welt in Frieden und Freundschaft leben, was ja auch das Bedürfnis aller Kulturmenschen in normaler Stimmung ist. Warum sollen sie nicht Frankreich, das ihnen jetzt seine schönsten freundnachbarlichen Seiten zeigt, ebenso gut hochleben lassen wie den Kaiser des verbündeten Deutschen Reiches? Sollte Herr Loubet mal als freundlicher Besucher nach Berlin kommen, so kann er sich nicht bloß auf kräftige Hochs, sondern sogar auf „gebildete" Vive-Rufe gefaßt halten.

Der Empfang des französischen Staatsoberhauptes in Italien hat freilich noch einen besonderen Aufschwung erhalten durch die dortigen Kulturkämpfer. Der Präsident der Republik kommt nach Rom, während das französische Ministerium einen grimmigen Kampf gegen die Orden und die Religion führt, und das katholisch getaufte Oberhaupt des katholischen Frankreichs frondiert gerade durch seinen Besuch im Quirinal gegen den Vatikan, dessen Türe er ignorieren muß und will. Das gefällt natürlich den zahlreichen und mächtigen Kirchen- und Religionsfeinden in Italien ausnehmend, und diese ganze kulturkämpferische Gesellschaft, die man kurzweg als die Freimaurerei bezeichnen kann, hat schon aus diesem Grunde ihre ganze Organisation in Bewegung gesetzt, um den Empfang zu einer Demonstration zu machen. Das tat sie mit um so mehr Liebe und Eifer, als Kaiser Wilhelm, gegen dessen Empfang ein Paroli geboten werden sollte, ungeachtet seines evangelischen Bekenntnisses bei all seinen Besuchen in Rom und auch bei der jüngsten Anwesenheit in Neapel dem Hl. Stuhle die höflichste Rücksicht erwiesen hat. Nach Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes steht ja der Deutsche Kaiser überhaupt in dem Rufe, der beste Freund des Katholizismus unter allen Herrschern zu sein. Die Kirchenfeinde in Italien, unter denen sich bekanntlich noch mehr rücksichtslose Fanatiker befinden als unter den deutschen Kulturkämpfern, haben es glücklicherweise nicht gewagt, bei den Besuchen des Deutschen Kaisers irgend eine störende Demonstration zu machen; diese Zurückhaltung ist auch eine Huldigung sowohl gegenüber der Person als gegenüber der Dreibundidee. Wenn sie sich darauf beschränken, zu Ehren Loubets etwas lauter zu rufen, als sonst üblich ist, so kann man damit zufrieden sein. Umsomehr, als der Empfang unseres Kaisers in Italien an Herzlichkeit gar nichts zu wünschen übrig ließ, weder beim Volk noch bei der offiziellen Welt.

Wenn nun in gewissen deutschen Blättern die Ovation für Loubet als eine „Niederlage" der deutschen Politik hingestellt und die französisch-italienische Annäherung in Verbindung mit dem französisch-englischen Vertrage sogar zum Anzeichen einer fürchterlichen Isolierung Deutschlands gestempelt wird, so ist das Unsinn, aber es steckt Methode dahinter. Die „alldeutschen" Eiferer und die Kulturkämpfer in Deutschland stehen nicht bloß in Personalunion, sondern auch in Geschäftsgemeinschaft. Sie gehen jetzt mit vereinten Kräften gegen den Grafen Bülow vor als den verantwortlichen Vertreter der kaiserlichen Politik des inneren und äußeren Friedens.

Seit Jahren schon waren alle besonnenen Politiker in Deutschland darin einig, daß es durchaus nicht in unserem Interesse liege, Frankreich und Italien in feindseliger Spannung zu halten. Gerade diese Spannung zwischen den beiden romanischen Nationen, die nicht bloß durch das „dickere Blut", sondern auch durch die wirtschaftlichen Interessen aufeinander angewiesen waren, bildete eine fort-

währende Belastungsprobe für den Dreibund. Die Bundestreue des offiziellen Italien ist nicht gefährdet, sondern vielmehr einer Gefährdung entzogen, wenn sich überall die Erkenntnis Bahn bricht, daß die rechte Hand nach der einen, die linke nach der anderen Seite gereicht werden kann. — Sollten etwa unsere Kulturkämpfer der Ansicht sein, daß die deutsche Kirchenpolitik so eingerichtet werden müßte, wie die italienischen Ungläubigen sie wünschen und in Frankreich zurzeit vorfinden, so würde das eine ungeheuerliche Selbsterniedrigung in sich schließen. Deutschland wird sich doch wohl noch den Luxus gestatten können, seine inneren Angelegenheiten nach eigenem Rezepte zu ordnen.

Herr Delcassé, der französische Dauerminister des Auswärtigen, hat freilich auch die Vereinbarung mit England erreicht. Es macht nun einen geradezu komischen Eindruck, wenn dieselben hochpolitischen Dilettanten, die bisher das „perfide Albion" als den schlimmsten Feind Deutschlands behandelt haben, jetzt dem Grafen Bülow zum schweren Vorwurf machen, daß er die Fühlung mit England verloren habe. Liegt ein derartiger Verlust wirklich vor, so kann Graf Bülow seine Hände in der schönsten Unschuld waschen. Er hat während des Burenkrieges das Menschenmögliche getan, sogar im Gegensatz zu der lauten Volksmeinung, um die guten Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten. Die Schuld an der politischen Mißstimmung, die in England tatsächlich gegen Deutschland herrscht, trifft gerade die Alldeutschen, die sich in der Solidarität mit dem kriegführenden Burentum nicht genug tun konnten, und in zweiter Linie die Presse, soweit sie der begreiflichen, aber gefährlichen Gefühlspolitik zugunsten der Buren einen lebhaften, in England verstimmenden Ausdruck gegeben hat. Daneben muß man freilich immer festhalten, daß die antideutsche Stimmung in England nicht bloß auf hochpolitischen Erinnerungsbildern beruht, sondern auf sehr realen wirtschaftspolitischen Konkurrenzsorgen. Herr Chamberlain und Genossen brauchen für ihre Schutzzöllnerei die Animosität gegen Deutschland und werden sie also nicht einschlafen lassen.

Das dritte Moment kann man nicht handgreiflich nachweisen, aber wohl ahnen. König Eduard und Zar Nikolaus stehen allem Anschein nach in näheren Beziehungen eigentümlicher Art. Die sehr wohlwollende und für England ungemein wertvolle Passivität Rußlands während des südafrikanischen Krieges, die Zurückhaltung Englands in Hinterasien sowie die vorläufige Ankündigung von englischen Gelüsten der Friedensvermittlung werden wohl in Zusammenhang stehen, und das englisch-französische Uebereinkommen läßt sich unschwer damit in Einklang bringen. Vom deutschen Standpunkte aus kann man diese Dinge mit Ruhe sich abwickeln lassen. Wir stehen ja mit Rußland gar nicht schlecht, und wenn England uns nicht gerade grün ist, so haben wir doch niemals geglaubt, daß Deutschland seine Sicherheit auf den guten Willen des sehr realpolitisch-egoistisch gerichteten Inselreiches begründen könne.

Geradezu töricht werden die Angriffe unserer Alldeutschen, wenn sie dem Grafen Bülow einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht deutsche Ansprüche auf Marokko gegen die französisch-englischen Verhandlungen ausgespielt habe. Wenn noch ein Hilfsmittel nötig gewesen wäre, um England vollends in die Arme Frankreichs zu treiben, so hätte die deutsche Einmischung in die nordafrikanische Beuteverteilung gewiß den Erfolg gehabt, daß die beiden Staaten sofort gemeinsam gegen den dritten entschieden Front gemacht hätten.

Der Versuchsballon, der mit der vagen Ankündigung einer englischen Vermittlung in Ostasien aufgelassen worden ist, hat die Kriegspartei in Rußland etwas erschreckt. Uns könnte eine Beilegung des Krieges nicht unangenehm sein. Die russischen Chauvinisten erinnern an das Wort ihres Zaren, daß der Krieg über die Vorherrschaft der einen oder der anderen Macht an der asiatischen Küste des Großen Ozeans entscheiden müsse; aber die Kriegssüppchen pflegen heißer gekocht als gegessen zu werden. Nachdem Rußlands Schwäche zur See so empfindlich nachgewiesen ist, mögen sich die Russen wohl mit der Aussicht auf eine glänzende Revanche zu Lande trösten; die weitergehende Hoffnung jedoch, den Krieg nach den japanischen Inseln hinübertragen und Japan wirklich ohnmächtig machen zu können, werden sie doch aufgeben müssen, solange sie nicht das Wunder der Neuschöpfung einer übermächtigen Flotte fertig bringen. Somit liegt der Gedanke, daß Rußland nach Wiederherstellung seines militärischen Ansehens durch einen tüchtigen Landkreis zu einem billigen Ausgleich sich verstehen könnte, gar nicht so weit ab. Um so weniger, als Zar Nikolaus eine weiche Natur ist, die sich den Eindrücken der Ereignisse und den Einwirkungen von geeigneten Persönlichkeiten nicht starr zu verschließen vermag.

Uebrigens ist es auch kein Schaden, rechtzeitig nachzugeben, wenn die Klugheit es gebeut. Das hätten die streikenden Eisenbahner in Ungarn ebenfalls in ihrem Lohnkriege bedenken sollen. Die weitgehenden Zugeständnisse, die ihnen die Regierung in ihrer ersten Bestürzung machte, lehnten sie „unentwegt" ab, und das Ende war eine vollständige Niederlage. Das mag für die Betroffenen traurig sein; für das Gemeinwohl ist es vorteilhaft. Das zweimalige Mißlingen des Eisenbahnerstreiks in zwei Ländern mit schwächerer Regierungsmacht (in Holland und in Ungarn) bestärkt die Hoffnung, daß diese hochgefährliche Ausartung des Koalitionsrechts in Europa keine Wurzeln fassen wird. — Das rechte Seitenstück zu der notwendigen Gebundenheit der Verkehrsangestellten bildet die stete Fürsorge des Staates für diese seine Beamten und Arbeitskräfte, und dazu hat für Preußen der Kaiser soeben einen dankenswerten Anstoß gegeben durch die Anweisung von 3 Millionen für Wohlfahrtszwecke.

Die innere Politik hatte diese Woche ihren Pulsschlag in der Budgetkommission des Reichstags, die sich mit der sog. „kleinen Finanzreform" befaßte. Es wurde eine Verständigung erzielt, indem die Ausschließung der ungedeckten Matrikularbeiträge beseitigt, also die Klausel Franckenstein wirksam erhalten, aber die „Hin- und Herschiebung der Gelder" von 584 auf 200 Millionen beschränkt wurde. Hoffentlich bewährt sich auch hier das Sprichwort: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!

Kirchenpolitisches und Religiöses aus dem preußischen Heere.

Von

Helmut von Brandenfels.

II.

General Joseph von Radowitz.

„Nachdem es die ewige Vorsehung zugelassen hat, daß die christliche Kirche gespalten worden, daß nicht bloß einzelne sich geschieden, sondern ganze Nationen von ihrem Körper getrennt, andere in sich zerrissen worden, ist der Kampf unvermeidlich und muß dauern bis zu jener verhüllten Stunde, wo das größte aller Rätsel der Menschengeschichte sich entschleiern wird. Aber es sei und bleibe ein Kampf des Geistes, ein Kampf mit offenen ehrlichen Waffen, ein Kampf, der gegen die Lehren, nicht gegen die Personen gerichtet werde. Er verdunkle nicht die Gerechtigkeit und verletze nicht die Wahrhaftigkeit, ja er verlösche nicht die Liebe."

„Ich sehe außerhalb der Kirche Menschen, und in nicht geringer Zahl, die nicht bloß ihr irdisches Tagewerk treu und redlich verrichten, sondern auch der Früchte des christlichen Glaubens teilhaftig sind. Wie ist diese Tatsache mit der unumstößlichen Gewißheit zu vereinigen, daß die ewige Wahrheit nur in der und durch die Kirche fließt? Ich vermag das Geheimnis der göttlichen Führung nicht zu enträtseln, aber ich darf es auch nicht dadurch umgehen wollen, daß ich die Tatsache zu leugnen oder zu mindern suchte. Ja, nicht bloß die Tugenden des natürlichen Menschen soll ich überall anerkennen, wo ich sie gewahr werde, sondern auch die Taten Christi unter den getrennten Brüdern. Er allein weiß das Wort der Erklärung und wird es aussprechen, wenn die Zeit gekommen ist."

Diese schönen Worte, welche in unserer von konfessionellem Hader erfüllten Zeit besondere Beachtung verdienen, sind von einem der bedeutendsten und geistvollsten preußischen Offiziere, dem General Joseph von Radowitz aufgezeichnet und in seinen „Gesammelten Schriften" der Nachwelt hinterlassen worden.*)

Radowitz war ein Mann von wunderbarer Vielseitigkeit und Tiefe der Bildung; merkwürdig waren auch seine Lebensschicksale gewesen. Einer aus Ungarn stammenden Familie angehörig, war er im Jahre 1797 in Blankenburg a. Harz geboren. Sein katholischer Vater hatte sich dort vermählt mit einer protestantischen Dame, einem Freifräulein von Könitz, verwitweten Frau von Einsiedel. Er selbst trat als blutjunger Mensch in die königlich westfälische Armee ein. In der Völkerschlacht bei Leipzig kämpfte er auf der Seite Napoleons und mußte er als Leutnant die Führung einer französischen Batterie übernehmen. Schon zu Beginn des Jahres 1814 trat er in kurhessische Dienste, mußte aber im Jahre 1823 Kassel verlassen wegen seiner Stellungnahme zugunsten der Kurfürstin, einer preußischen Prinzessin, welche in ihrem ehelichen Leben vom Kurfürsten Wilhelm schwer gekränkt war. In Berlin fand Radowitz

*) Fragmente zur Religion und Philosophie, in „Gesammelte Schriften von J. von Radowitz" Bd. V, Berlin 1853, S. 212 und 241 f. Der erste Ausspruch stammt aus dem Jahre 1847, der zweite aus 1852.



Verwendung im preußischen Generalstabe und Anschluß an eine Gruppe hochkonservativer Männer, unter welchen die Brüder Leopold und Ludwig von Gerlach, Prof. Ernst Jarcke und andere hervorragten. Mit ihnen gründete er im Herbst 1831 das konservative, Hallerschen Ideen folgende Berliner „Politische Wochenblatt". Auch dem Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. trat er nahe. Im Jahre 1836 wurde er preußischer Militärbevollmächtigter am Bundestage in Frankfurt a. M., dann preußischer Gesandter in Karlsruhe. Die Stellungen in Frankfurt und Karlsruhe führten ihn auf das Studium der deutschen Frage. Ueber die Reform des Deutschen Bundes unterbreitete er dem König Friedrich Wilhelm IV. am 20. November 1847 eine hochbedeutsame Denkschrift. Der katholische Wahlkreis Rüthen in Westfalen entsandte ihn im Mai 1848 als seinen Vertreter in die Deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. Durch seine „Ikonographie der Heiligen" (1834) und durch seine „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche" (1846) hatte sich Radowitz als einen der gelehrtesten und glänzendsten Schriftsteller im katholischen Deutschland bewährt. Im Frankfurter Parlament wurde er bald als einer der hervorragendsten Führer geachtet, gefürchtet und bewundert. Sein Parlamentskollege, seit dem Sommer 1848 auch Reichsjustizminister, Robert von Mohl glaubt in seinen Lebenserinnerungen II, Stuttgart und Leipzig 1902, S. 42 ff. seine Heerschau über die führenden Männer der Paulskirche nicht bedeutender eröffnen zu können als mit Radowitz. Er hält ihn für den größten unter den „beweisführenden" Rednern des Parlamentes. Ein Staatsmann nach englischem Schnitt sei er gewesen, ein Saul unter den Propheten. Die Gegner hielten ihn für ein Haupt der Jesuiten. August Reichensperger machte sich später noch über das „liberale" Köln lustig, welches in Radowitz den „Jesuitengeneral", den „kriegerischen Mönch" der Verachtung aller Gebildeten preisgegeben und ihn dann (im November 1850) mit dem tiefsten Bedauern aus dem preußischen Ministerium scheiden gesehen. (August Reichensperger von Ludwig Pastor Bd. I S. 336.) Nach Robert von Mohl aber wußte Radowitz im Frankfurter Parlament das ihm auch hier in reichem Maße entgegengebrachte Mißtrauen vor allem durch die Macht seines Geistes und Wissens so völlig zu beseitigen, daß niemand in der ganzen Versammlung von seinem ersten Auftreten ab mit solcher lautloser Stille gehört, mit so unumwundener Anerkennung behandelt wurde als er. Seine Reden möchte Mohl nach ihrer Form vergleichen mit einer antiken Bildsäule aus Marmor. Sie seien die Sache selbst gewesen, beleuchtet vom hellsten Geiste und von weitem Wissen. Deutschland habe wenige Staatsmänner und Redner gehabt wie Radowitz. Dem Schriftsteller von Radowitz hat Robert von Mohl im III. Bande seiner Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften S. 402 ff. ein dauerndes Denkmal gesetzt. Die Gespräche aus den Gegenwart über Staat und Kirche von 1846 und die „Neues Gespräche" (1851) über dasselbe Thema bezeichnete Mohl als das unzweifelhaft bedeutendste, was Deutschland in neuerer Zeit (bis 1858) in dieser politischen Schriftgattung hervorgebracht habe. Nachdrücklich rühmt er auch die vortreffliche Form dieser Schriften. Radowitz sei einer der besten, wo nicht der allerbeste deutsche Prosaiker der neuesten Zeit gewesen. Kein deutscher Politiker und Publizist, der sich bei der Betrachtung der fließenden und ringenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens der Gegenwart über den Staub der kampferfüllten Ebene zu einer höheren Warte zu erheben wünscht, sollte daher diese Radowitzschen „Gespräche" ungelesen lassen.

Vom Mai 1849 bis zu Anfang November 1850 war Radowitz zu neuer praktisch-politischer Tätigkeit in der damals großen, brennenden Frage der politischen Umgestaltung Deutschlands berufen, welche im Norden wie im Süden des Vaterlandes die Gemüter in Spannung erhielt. Als Vertrauensmann König Friedrich Wilhelms IV. hat er in maßgebender Weise die preußisch-deutsche Unionspolitik bestimmt, deren Scheitern zu den tragischen Schicksalswendungen seines Lebens gehörte.

Im Frankfurter Parlament war er der Vorsitzende der außerhalb der eigentlichen Fraktionsverbände bestehenden freien Vereinigung katholischer Abgeordneter, die sich die Wahrnehmung auch der katholischen Interessen zur Aufgabe gemacht hatte. Man hat diese wohl als das Prototyp der späteren Berliner Zentrumsfraktion bezeichnet. (A. Reichensperger v. L. Pastor II 246.) Der Vergleich trifft nicht völlig zu, da die Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstags statutenmäßig keine ausschließlich katholische Partei sein will und wiederholt auch protestantische Abgeordnete als Mitglieder oder Teilnehmer aufgenommen hat.

Ob Joseph von Radowitz selbst, wenn er das neue Deutsche Reich noch erlebt hätte, die Gründung der deutschen Zentrumsfraktion gebilligt haben würde, muß selbstverständlich zweifelhaft bleiben. In seiner berühmten Rede, welche am 24. August 1848 bei Beratung über die Grundrechte des deutschen Volkes im Frankfurter Parlament den großen Gedanken der Unabhängigkeit der Religionsgesellschaften gegenüber der Staatsgewalt vertrat, glaubte er als Vorsitzender der Freien Vereinigung katholischer Abgeordneter aussprechen zu dürfen, die katholische Kirche bedürfe jetzt in Deutschland des Jesuitenordens in keiner Weise; es läge nicht in der Absicht der katholischen Abgeordneten des Parlaments, den Jesuitenorden über Deutschland auszubreiten. Aus höherem Interesse der katholischen Kirche glaubte er sogar gegen eine solche Ausbreitung mit vollster Entschiedenheit sich erklären zu sollen. Aber ebenso entschieden wandte er sich in derselben Rede gegen einen eventuellen Antrag, die allgemeine Kirchen- und Vereinsfreiheit durch gesetzliche Ausschließung irgend eines Ordens anzutasten.*) Der im heutigen Deutschen Reiche noch bestehende § 1 des Jesuitengesetzes könnte danach seinen Beifall nicht finden. Der schneidende Hohn und Haß der Gegner welche den preußischen General als verkappten Jesuiten zu brandmarken suchten, ist daher einigermaßen verständlich.

Mit den Gebrüdern von Gerlach, mit Leopold, dem General, und Ludwig, dem Juristen und Publizisten, war Radowitz, wie wir schon angedeutet, seit den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts in Freundschaft verbunden gewesen. In einem langen und ernsten Gespräche, welches Radowitz am 5. November 1828 in Berlin mit Ludwig von Gerlach führte, gewann dieser letztere einen Eindruck „von der weltdurchdringenden Kraft des katholischen Christentums gegenüber der herzenreinigenden Macht des evangelischen Glaubens". (Ernst Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken, Schwerin i. M. 1903, Bd. I S. 163.)

Seit den Vierzigerjahren aber trennten sich die politischen Wege der Freunde. Radowitzens Eintreten für eine Repräsentativverfassung und für die Gründung eines engeren deutschen Bundesstaates unter preußischer Führung rief den entschiedenen Widerspruch der Brüder von Gerlach hervor, die in ihrer altpreußisch konservativen Gesinnung den deutschen Staatenbund mit Einschluß von Oesterreich erhalten wissen wollten. Leopold von Gerlachs Denkwürdigkeiten sind voll der interessantesten Mitteilungen über das Fortwirken dieses Gegensatzes auch in der nächsten Umgebung König Friedrich Wilhelms IV. Radowitz habe, so schreibt Leopold v. Gerlach am 10. Mai 1849, dem König in den deutschen Sachen stets schlechten Rat gegeben: „er kennt unsere innerlichsten Verhältnisse nicht und hat kein Preußisches Herz". Wiederholt warnte Leopold den König vor Radowitz. (Leopold v. Gerlachs Denkwürdigkeiten I, 320—323.) Als der letztere nach seinem zu Anfang November 1850 erfolgten Sturze von Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1852 vertraulich in katholischen Kirchenangelegenheiten wieder zu Rate gezogen wurde, war der Generaladjutant von Gerlach in hohem Grade mißtrauisch und sorgenvoll. (Ebenda I, 833.) Er möchte den König brieflich erinnern an die Gerüchte und Reden, die man über Radowitzens Jesuitismus verbreitet, und ihm sagen, daß viele fromme evangelische Prediger, die gewiß täglich für den König beteten, ernstlich befürchteten, es könne Radowitz gelingen, den König in die römische Kirche zu ziehen.

Im Mai 1849, nach dem Scheitern aller mühevollen Arbeiten der Frankfurter Nationalversammlung, hatte General von Radowitz seinen Eintritt in das preußische Ministerium Graf Brandenburg-Manteuffel abgelehnt. Als Grund hatte er in vertrautem Freundeskreise auch angegeben, daß man alles, was er tun werde, den Eingebungen des Pater Roothan — des damaligen Generals der Jesuiten — zuschreiben werde. Leopold von Gerlach, dem wir diese interessante Mitteilung verdanken, ist offenherzig genug, von sich selbst zu sagen: „Ich glaube, ich bin mit Roothans Politik einiger als mit Radowitzens." (Leopold von Gerlachs Denkwürdigkeiten I, 32.)

In seinen „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" hat Radowitz unter dem Decknamen „Waldheim" seinem protestantisch gläubigen Freunde Arneburg erklärt: „Wenn Sie denjenigen ultramontan nennen wollen, der an einen in Haupt und Gliedern vereinigten, über alle zeitliche und örtliche Scheidung hinausreichenden Organismus der sichtbaren Kirche Gottes glaubt, und der da weiß, daß jenes Haupt jenseits der Berge auf dem Stuhle Petri sitzt, so bin ich gewiß ultramontan." Einfacher und weniger Mißverständnissen ausgesetzt würde es freilich sein, einen solchen bloß katholisch zu nennen. Doch zu allen Zeiten sind die Parteiverunglimpfungen zuletzt Bezeichnungen geworden, deren sich auch der Unbefangenste gewissenshalber nicht mehr erwehren durfte.

*) August Reichensperger, welcher Vizepräsident der Freien Vereinigung katholischer Abgeordneter im Frankfurter Parlament war, hat über diese Rede Radowitzens in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 29. Dez. 1893 (erstes Blatt) eine Erklärung veröffentlicht, welche bei L. Pastor, A. Reichensperger I 257 f., nachgelesen werden kann.

Ungefähr ist es jetzt schon dahin gekommen, daß der rechtgläubige Katholik Bedenken tragen muß, die Benennung Papist, Römling, Ultramontan, Jesuit von sich abzulehnen, auch wenn er sich nicht zu den gewagten Ansichten von Montemayor, Santarelli, Hardouin oder Mariana bekannt und von dem Orden des heiligen Ignatius nie ein lebendiges Mitglied gesehen hat. (Radowitz, Gespräche S. 343).

Und in denselben „Gesprächen" hatte v. Radowitz unter dem gleichen Decknamen „Waldheim" kurz vorher sich dahin vernehmen lassen: „Ich habe durchaus nichts gegen den ernsthaften theologischen Krieg; er wird und muß dauern, bis die Binde von den Augen fällt. Aber ich habe sehr viel gegen die Guerillas und Freibeuterzüge, wie sie gegenwärtig in den Zeitblättern, Broschüren, Volksschriften, Traktätlein geführt werden, allen schlechten Leidenschaften zu täglicher Nahrung. Es wird Ihnen schwer werden, zuzugestehen, daß der katholische Teil hierbei jetzt ziemlich überall in der Defensive sich befindet, und dennoch ist es wirklich so."

Das ist im Jahre 1846, also vor 58 Jahren geschrieben worden. Die Welt ist seitdem nicht stillgestanden; das öffentliche Leben der Menschheit hat tiefgreifende Veränderungen über sich ergehen lassen müssen; aber in dem allgemeinen Wandel der Dinge scheinen die konfessionellen Leidenschaften sich, wenn möglich, noch mehr erhitzt zu haben. Im Jahre 1904 mag es nicht ohne Nutzen sein, Radowitzens Aussprüche von 1846 sich in die Seele zurückzurufen und einzuprägen.

Ein verkannter Jesuitenfreund.

Von

Dr. Viktor Naumann.

Wenn man Holz sägt, fliegen Späne. Nun sind Holzsägen und wissenschaftliches Arbeiten recht ungleiche Beschäftigungen, aber in diesem einen Punkt ähneln sie sich: Späne gibt es auch bei jeder großen wissenschaftlichen Arbeit, Späne, die der Arbeiter oft recht fälschlicherweise am Boden unbeachtet liegen läßt, statt sie zu verwerten. Ich will mich heute bücken und einen solchen Span aufheben, denn er dünkt mich dieser Mühe wert. Solche wissenschaftliche Späne bei einer großen Arbeit nenne ich nämlich die interessanten Aufschlüsse über Nebenpunkte des Hauptthemas, die man wegen der Fülle des Stoffes nicht weiter verfolgen kann, sondern die man in der bekannten Sammelmappe vergräbt in der gewöhnlich vergeblichen Hoffnung, später einmal das Beiseitegeschobene nachzuholen.

Bei der Arbeit an dem großen Werk, dessen ersten Teil ich nunmehr vollendet, und der bald in Buchform dem gelehrten Deutschland zur „voraussetzungslosen" oder wirklich objektiven Kritik vorliegen wird (Geschichte des Jesuitenordens, Teil 1: Der Jesuitismus. Eine kritische Darstellung der hauptsächlichsten literarischen Streitigkeiten der S. J.), flogen manche solche Späne ab, die ich leider nicht alle sammeln kann. Einen aber will ich nicht unterlassen aufzuheben und ihn den Lesern der „Allgem. Rundschau" zu zeigen. Ich hoffe sie, die ja größtenteils Katholiken sind, dadurch zu der Einsicht zu bringen, daß, so sehr auch der politische und religiöse Kampf heute tobt, dennoch das Gefühl für historische Gerechtigkeit und Billigkeit nicht gänzlich verloren gegangen ist. Hunderte von protestantischen Forschern, die gewiß berufener sind als ich, besitzen wir, und wenn es mir vergönnt ist, hier den Beweis für diese Tatsache zu erbringen, so ist es wahrlich nicht mein besonderes Verdienst, sondern ich danke die Gelegenheit einem glücklichen Zufall.

Von dem guten König Heinrich IV. von Frankreich weiß die überwiegende Mehrzahl der „Gebildeten" etwa folgendes: Ein enragierter Protestant, gelangte er auf den Thron, nachdem der „Jesuitenschüler" Clement seinen unglücklichen Vorgänger erdolcht hatte; da er einsah, daß Paris „eine Messe wert sei", trat er aus politischen Rücksichten zum Katholizismus über, blieb aber im Herzen stets ein treuer Anhänger der neuen Lehren. Daher die bösen Jesuiten sehr auf ihn ergrimmten und Mörder nach Mörder gegen ihn aussandten, bis endlich das Parlament von Paris und die ihm verbündete „aufgeklärte" Sorbonne ihn dazu brachten die Jünger Loyolas zu verbannen. Nun begannen glückliche Tage für Frankreich, jeder Bauer hatte Sonntags „sein Huhn im Topf", und alles wäre herrlich geblieben, wenn Heinrich nicht abermals aus politischen Rücksichten widerstrebenden Herzens die Jesuiten zurückgerufen hätte, die nach wie vor dem „protestantischen" König grollten und endlich sich an Ravaillac ein geeignetes Werkzeug verschafften, durch welches am unglückseligen 14. Mai 1610 der beste aller französischen Herrscher schmählich ermordet wurde.

An dieser „liebenswürdigen", allgemein geglaubten Erzählung ist so ziemlich alles erlogen. Clement war kein Jesuitenschüler, im Gegenteil durch die „loyalen" Parlamente und die Sorbonne war er zum Mord aufgestachelt worden, welche großen Körperschaften denn auch den blutigen Tag als ein nationales Freudenfest feierten. Die Jesuiten haben nie einen Mörder gegen Heinrich IV. ausgesandt, er hat sie nicht aus seinem Reich gewiesen, sondern die einzelnen großen Parlamente haben sie im schönen Einverständnis mit der brotneidischen Pariser Universität aus ihren Bezirken verjagt unter der lügnerischen Vorgabe, die Jesuiten hätten Attentate gegen den König ins Werk gesetzt. Die Edlen hatten ganz vergessen, daß sie selbst wenige Jahre vorher, als sie noch mit den Guises verbunden waren, den Mord Heinrich IV. als ein gar glorreiches Unternehmen hingestellt hatten. Der König rief die Jesuiten nicht widerstrebend zurück, sondern er setzte, gegen den eifrigen Widerstand der Parlamente, die Aufhebung der Austreibungsbeschlüsse durch, war er doch stets mit den Jesuiten in eifrigem Briefwechsel geblieben, war doch Pater Cotton ihm ein wahrer Freund geworden. Selbst der allgewaltige Sully, ein Todfeind der Gesellschaft, vermochte ebensowenig als der einflußreiche ältere Arnauld das gerechte Vertrauen des Königs auf die Treue der Jesuiten zu erschüttern. Kaum waren sie zurückgekehrt, wählte der König aus ihren Reihen seinen Beichtvater und blieb ihr bester Freund, bis der Dolch des Ravaillac ihn seinem Volk entriß. Daß Ravaillac natürlich nichts mit den Jesuiten zu tun gehabt hat, sondern ein finsterer, wohl geisteskranker Fanatiker war, ist längst erwiesen; ich verweise diejenigen, die Interesse an der aktenmäßigen Darstellung des Falles haben, auf das betreffende Kapitel in meinem neuen Buch. Die Jesuiten wären ja prügelnswert dumm gewesen, diesen König, ihren besten Freund und Beschützer, aus der Welt zu schaffen, ganz abgesehen von der ihnen nicht zuzutrauenden Immoralität einer solchen Handlung. Doch was tut's, Ravaillac hat auf Befehl der Jesuiten den König erdolcht, so wird in alle Ewigkeit fortgelehrt werden, das nennt man eben voraussetzungslose Wissenschaft sans phrase — et sans gêne!

Eine Tatsache ist mir besonders interessant gewesen in der Geschichte der Beziehungen Heinrichs zu dem Orden, ich meine die, als Parlament und Universität den Monarchen bestimmen wollten, dem verhaßten Orden nicht wieder die Grenzen der verbotenen Bezirke zu öffnen. Der König empfing die Deputation dieser Getreuesten der Treuen, hörte ihre Gründe und antwortete ihnen in einer Rede, deren Text uns im wesentlichen richtig erhalten ist; denn sie erschien zu des Königs Lebzeiten fast in allen Sprachen der zivilisierten Welt, und Heinrich erhob keinen Widerspruch gegen den Wortlaut, er sanktionierte ihn. — Von der dramatischen Szene des Empfangs der Deputation und der zerschmetternden Ansprache des Königs berichten alle zeitgenössischen und etwas späteren Autoren: das „Journal de Henri IV.", die Memoiren von Sully, die Werke von de Thou, Dupleix, Mathieu, die Comptes rendus 2c. Die Hauptbetzer gegen die Jesuiten waren der Präsident Harlay, de Thou, die Generaladvokaten Servin und Marion, der Parlamentsrat Arnauld und viele Mitglieder der Sorbonne. — Die Deputation war nun auch zum Teil aus diesen Männern zusammengesetzt und es wurde versucht, den König von seinem Vorsatz der Zurückberufung abzubringen, besonders durch erneutes Hervorheben der zum Vorwand der Austreibung benutzten Attentate des Barrière und des Chastel, die man eben mit größerer Keckheit als Wahrheit ohne die Spur eines Beweises den Jesuiten in die Schuhe geschoben hatte. Heinrich hörte die so um sein Leben besorgten Würdenträger ruhig an und erwiderte ihnen sofort ablehnend durch die obenerwähnte Rede. Diese Rede ist nun der kostbare Span, den ich vom Boden aufhebe, um ihn allen denen zu zeigen, die der Geschichtslüge glauben, der König sei ein Feind der Jesuiten gewesen und die Jesuiten hätten ein Interesse gehabt, ihn aus dem Wege zu räumen. — Freilich werden meine Worte nicht viel nützen; denn es gibt gar viele Leute, die sich wie Odysseus Wachs in die Ohren stopfen, aber nicht, um den Verlockungen der Sirenen zu entgehen, sondern um in ihrem Parteiphrasenwahn nicht unangenehm durch die Stimme der Wahrheit gestört zu werden.

Die ganze Szene ist uns am besten in den Comptes rendus geschildert. Am Vorabend des Weihnachtsfestes 1603 war es, als der Monarch die Deputation unter Führung des Präsidenten Harlay im Louvre empfing. Harlay hielt eine lange Rede, die uns ebenfalls erhalten, und der König antwortete folgendermaßen: (es gibt verschiedene Variationen der Rede, der Form, nicht dem Inhalt nach, die verbreitetste ist aber die hier abgedruckte, wie sie u. a. Possevin im 3. Band des Apparatus sacr. gibt. Eine deutsche Uebersetzung erschien 1609 in Köln bei Peter von Brechell unter der Gülden Wagen. Ich gebe sie in eigener Uebersetzung wieder.)

„Ich danke euch herzlich für eure Sorge um meine Person und mein Reich. Aber es kommt mir vor, als ob ihr euer Verlangen nicht recht überlegt habt. Ich kenne wohl eure eigentliche

Ansicht, ihr aber nicht die meine. Ihr glaubt, daß, was ihr gesagt, äußerst beherzigenswert sei. Aber denkt ihr denn gar nicht daran, daß ich das alles seit 8 oder 9 Jahren unzähligemal mir überlegt habe? Vergeblich suche ich zunächst nach dem Grund, warum ihr so sehr den Ehrgeiz der Jesuiten beklagt. Denn sie schlagen fast alle Prälaturen prinzipiell aus, die man ihnen anbietet, das müssen sie ja geloben. Sie streben danach, ihre Dienste den Menschen, falls sie davon Gebrauch machen wollen, um Gottes Lohn allein zu leisten. Ein zweites Argument: Der Name „Jesuiten" gefällt euch nicht (als zu hochmütig). Warum stoßt Ihr euch denn nicht an dem Orden der hl. Dreifaltigkeit, an den „Gottestöchtern" (filles de Dieu) zu Paris, an meinen Rittern vom Orden des hl. Geistes. Ich selbst würde lieber Jesuit genannt werden, als irgend einen anderen Ordensnamen tragen (Variante der Comptes rendus: als Jakobiner oder Augustiner heißen. Eine boshafte Anspielung auf Clement, der Jakobiner war). Ihr sagt, die Sorbonne hat sie verdammt; gewiß, aber sie hat sie nicht gekannt, wie ihr sie nicht kennt. Und wie vieles, was früher von der Sorbonne verworfen war, wird von der jetzigen Generation an ihr gelobt und gepriesen. Und wenn ihr meint, die Gesellschaft sei in Frankreich nur so aus Gnade zugelassen worden, nun so danke ich Gott, daß er mir die Ehre vorbehalten hat, sie gerecht aufzunehmen. Denn ich halte es für eine Gnade des Himmels, daß ich sie in meinem Lande bestätigen und befestigen kann. Von nun an sind sie in Frankreich auf Grund meines königlichen Dekretes und Befehles. Die anderen Könige haben sie nie zulassen wollen, ich hingegen will sie in Ehren halten. Der Grund aber, daß die ganze Pariser Universität Opposition gegen sie macht? Sie waren eben gewissen Leuten (ob „Voraussetzungslosen"?) zu fleißig und zu gewandt. Die Studenten, die alle von der Universität fort in ihr Kolleg liefen, haben das zur Evidenz bewiesen. Aber verlaßt euch darauf, die Universität widersetzt sich nicht meinen Befehlen. (Der König kannte die männerstolzen Professoren vor Königsthronen, wie sie Bismarck gekannt hat. Es hat eben nur einmal sieben Göttinger Professoren gegeben.) Im Gegenteil, ihr werdet mich noch um ihre Rückkunft bitten. Die hervorragendsten aus eurer Mitte, behauptet ihr, hätten nichts von den Jesuiten gelernt. Ihr meint wohl die ältesten; denn die haben zu einer Zeit studiert, in der noch gar keine Jesuiten in Frankreich lehrten. Aber ich weiß ganz genau, daß viele von euch, auch unter den geehrten Anwesenden, ganz anders denken. Und ich sehe sehr genau, wie die Universität zurückgegangen ist, seitdem die Jesuiten abwesend waren; denn die Studenten haben eure Strafen und Verbote verachtet und sind ihnen außerhalb Frankreichs nachgezogen.

Weiter werft ihr ihnen vor, daß sie das beste Material aus den Schülern an sich locken. Das gefällt mir ausgezeichnet an ihnen. Ich suche mir auch nur brauchbare Soldaten aus! Und wenn ihr zu entscheiden hättet, würdet ihr dann in eure Mitte (das Parlament ist gemeint) etwa Minderwertige aufnehmen. Was würdet ihr über die Jesuiten spotten und lachen, wenn sie plump und ungeschickt wären! Und jetzt tadelt ihr sie, weil sie das Gegenteil sind. Dann das törichte allgemeine Gerede über die Vergrößerung und Bereicherung des Ordens. Trotz aller ihrer Kollegienhäuser haben sie nie mehr als 12—15,000 Goldkronen Einkünfte gehabt. Und ich weiß ganz bestimmt, daß obwohl in Bourges und Lyon nur 7—8 bezahlte Stellen waren, das Einkommen für 30—40 Lehrer ausreichen mußte. Ihr Gehorsamsgelübde gegen den Papst verhindert durchaus nicht, daß sie mir den Treueid halten und mehr an uns, als an Fremden hängen. Sie werden nichts unternehmen, was gegen mich gerichtet ist. Das Gelübde, das sie dem Papst geleistet, verpflichtet sie in erster Linie, ihm, der der Vater und oberster Bischof der Kirche ist, bei der Bekehrung der Heiden zu helfen. Und ganz allein ihnen ist die Bekehrung Indiens und so vieler anderer Lande zu verdanken. Wie oft habe ich nicht Spanien um seine Jesuiten beneidet, die solche Dienste ihm geleistet, warum sollen französische Jesuiten Frankreich nicht gleiche leisten? Spanien ist für den Spanier das geliebte Land, Frankreich für den Franzosen.

Sie sehen überall zu, wie sie geschickt sich hineindrängen können (in ein Land). Das tut ja jeder, ich wenigstens habe es getan und habe gesehen, wie ich in mein Reich gekommen bin. Geduld sollt ihr ihr Benehmen vielmehr nennen. Ueber diese ihre Eigenschaft habe ich mich ebenso, wie über ihre aufrichtige Frömmigkeit gewundert, die ihr ganzes Leben durchdringt. Am meisten achte ich sie, daß sie so strikte sich an ihre Regeln halten. Und darum ist die Gesellschaft so groß geworden und deswegen habe ich in keinem Punkte sie gezwungen, ihre Regel zu ändern.

Und wenn ihr von dem Haß vieler Geistlichen gegen sie redet: die Dummheit wird immer das Wissen hassen. Wißt ihr, wer am meisten sich gegen ihr Kommen sträubt? Ketzer und liederliche, faule Geistliche. Und gerade deswegen rufe ich sie zurück.

Sie halten den Papst sehr hoch! Ist denn das ein Vorwurf? Ich halte ihn auch sehr hoch, und sie tun es gerade soviel, wie alle anderen katholischen Lehrer und Theologen. Nichts lehren sie, was die Geistlichkeit von ihrem Gehorsam gegen mich abbringt. Niemand unter ihnen hat den direkten Königsmord gelehrt (Avis für Hrn. Professor Dahn). Alles, was man davon redet, ist dummes Geschwätz. Seit dreißig und mehr Jahren lehren sie der französischen Jugend, hunderttausend Studenten sind in ihre Schulen gegangen, sind Theologen, Mediziner oder Juristen geworden. Hat jemals einer dieser von jener Lehre etwas verlauten lassen? Auch ketzerische Priester waren bei ihnen, sie werden das Schlimmste von den Jesuiten aussagen, schon um ihren Abfall zu beschönigen, aber soviel ich ihrer gefragt, von dem Wandel der Jesuiten hat keiner etwas Böses gesagt. Der muß ein gutes Gewissen haben, der seinen Todfeind so als Richter über sich urteilen hört. Barrière (der eine Attentäter) hat freilich bei den Jesuiten Beicht gehört, aber sie haben ihn nur von seinem Vorhaben abgeredet. Und Chastel (der andere Attentäter) hat unter der Folter nichts gegen Varade aussagen können. Und wenn anders? Warum habt ihr (die Richter) sie damals verschont? Warum habt ihr sie nicht, wie es eure Pflicht war, bestraft, da ihr sie doch in euerer Gewalt hattet. — Und wenn wirklich einer unter ihnen schuldig, sind alle Apostel wegen des Judas schuldig? Oder bin ich für jede Plünderei und Grausamkeit jedes meiner Soldaten vor Gott verantwortlich? Durch die Attentate (an denen die Jesuiten nicht schuldig) hat mich Gott demütigen wollen, aber er hat mich auch erhalten. Deswegen danke ich ihm. Er lehrt mich Unrecht verzeihen, das tue ich um seinetwillen gerne! Ich bete täglich für alle meine Feinde. Und deshalb bin ich sehr weit davon entfernt, eurem höchst unchristlichen Rat zu folgen und geringfügigen Unrechts und Unbilligkeit eingedenk zu sein."

So König Heinrich. Es ist die schönste Rede, die jemals zugunsten des Ordens gehalten, wert, für immer aufbewahrt zu bleiben! So redete der nach liberaler Geschichtsphrase als Jesuitenfeind verschrieene Fürst. — Eines tut mir leid, daß ich die Gesichter der damaligen „Voraussetzungslosen" nicht gesehen habe, sie müssen dreingeschaut haben, während die vernichtenden Worte über sie hinweggingen, wie der Abgeordnete Casselmann, als er im bayerischen Finanzausschuß den Sturz des Grafen Crailsheim erfuhr. Und dieser Anblick soll, wie glaubhafte Augenzeugen versichern, zu den beachtenswertesten ihres Lebens gehört haben.

Aber kaum war König Heinrich nicht mehr, so rächten sich gerade die Mitglieder der Deputation grausam an den Jesuiten, sie rächten sich dafür, daß jene die gerechte Veranlassung gewesen, daß ihr König ihnen ihr Spiegelbild mit Worten grenzenloser Verachtung gezeigt hatte. Das forderte Blut und diese Forderung ward leider erfüllt.

Kirchengesang.

Ein Laienwort für das deutsche Kirchenlied.

Von

Maximilian Pfeiffer.

Das „Motu proprio" Pius X. über den gregorianischen Gesang hat Anlaß gegeben zu neuer Beachtung und Diskussion dieses Themas, sowie der Kirchenmusik überhaupt, und war, wie die Bestrebungen, welche besonders seit den beiden letzten Jahrzehnten, sei es in systematischer oder historischer Hinsicht, zu beobachten gewesen sind, von allseitigem Interesse begleitet. Die Frage, ob der gregorianische Gesang noch mehr als bisher Aufnahme und Pflege finden soll, ist gewiß der Besprechung wert, und so mag es denn einem Laien verstattet sein, zu dieser wichtigen Sache kirchlichen Lebens ein paar Worte zu sagen, die, wie wir hoffen, einen der Sache förderlichen Meinungsaustausch herbeiführen sollen.

Unzweifelhaft ist der Choralgesang von erhebender Wirkung, wenn er gut ausgeführt wird, und der so verschönte Gottesdienst macht insbesondere durch die Mitwirkung geschulter Knabenchöre, wie wir sie in Seminarien oft hörten, einen erhebenden Eindruck. Ueberhaupt, wo es möglich ist, die richtige Schulung zu handhaben, wird der Erfolg stets bedeutend sein Ganz anders aber, wo das nicht der Fall ist, hauptsächlich also auf dem Lande. Dort hört man als Choralgesang ein oft geradezu schauderhaftes Haspeln, Gewürge und Gestolper, ein Latein, das in seiner falschen Betonung und mangelhaften Aussprache jedem auch nur geringen Kenner der Sprache ein peinliches Gefühl erweckt, Erfahrungen, die man nicht etwa nur an einzelnen Orten, sondern allenthalben in Land- und Stadtkirchen machen kann. Was Johannes Diaconus in seiner Vita S. Gregorii cap. 6 sagt, ist heute leider zu häufig noch wahr: „Die widerspenstigen Stimmen der Deutschen brachten Töne hervor, welche dem Gepolter eines von der Höhe herunterrollenden

Lastwagens ähnlich waren." Darum wird auch der neulich hier erhobene Ruf: „Singt Choral!" aus praktischen Rücksichten keine allzu ausgedehnte Erfüllung finden. Doch dazu kommt noch etwas anderes.

Ein Hauptpunkt ist dieser: Für Italien, dessen Sprache ganz aus dem Latein herauswuchs, ist der großen Mehrzahl der Gottesdienstbesucher der Text liturgischer Gesänge unschwer sofort verständlich, in Ländern anderer Zunge aber sind die Gesänge nichts als eine unverstandene Tonreihe. Darum tritt gar zu häufig das musikalische Interesse in den Vordergrund. Man geht in die Kirche zum Konzert. Das religiöse Interesse tritt zurück. Gerade zur Erweckung der Andacht, doch dem Hauptzwecke des Gottesdienstes, ist das deutsche Kirchenlied unendlich mehr förderlich, und sicherlich sind mit uns Tausende der Meinung, daß der alte Meßgesang: „Hier liegt vor Deiner Majestät" und das wunderbare: „Großer Gott wir loben Dich" mit so vielen anderen alten Kirchenliedern die gesamte Gemeinde, Jung wie Alt, vielmehr zum Preise Gottes und der Andacht stimmt, als selbst der schönste lateinische Gesang, ganz zu schweigen von einem mangelhaft ausgeführten. Man frage einmal die Pfarrer, wie ihre Gemeinden zum deutschen Kirchenlied stehen, und man wird staunen über die Anhänger, die dasselbe vorzugsweise in Kreisen der gebildeten Laien hat, welche dem Gottesdienst mit deutschem Volksgesang viel lieber beiwohnen. Gerade in heutiger Zeit dürfen derartige Momente nicht außer acht gelassen werden, und es dünkt unabweisbare Pflicht der maßgebenden Faktoren, hier zu retten, was noch zu retten ist.

Als Gegenargument mag man wohl die jahrhundertalte Tradition anführen. Aber war der Gesang der alten Christen etwas anderes als Volksgesang in der Muttersprache? Hat nicht Ambrosius seinen Lobgesang in der Sprache des Landes verfaßt, so daß, alsobald er ihn anstimmte, die Mailänder wie ein Mann mit einfielen? Man werde doch vor lauter Historie nicht unhistorisch, indem man plötzlich Zwischenglieder einer jahrhundertalten Entwickelung ausschaltet. Will man etwa die Universalität der katholischen Kirche als angetastet hinstellen, so ist zu bemerken, daß an den Gebetsformeln und der Canonfixation sowie an der ganzen festgeprägten Gestalt liturgischer Gesänge niemand wird rütteln wollen. Warum will man denn in Tagen der Revision des Breviers und der Modernisierung des kanonischen Rechtes in dieser wichtigen Sache sich ängstlich jeder Konzession verschließen? Man schicke sich, nach dem paulinischen Worte, in die Zeit, denn wieder ist böse Zeit! Man könnte gegen unsere Anschauung erinnern an die Beschlüsse der Synode in Eichstätt 1492, an das Baseler Konzil (1435 sess. 21), an die Kölner Synode (1536). Wir haben für uns die beiden Augsburger Synoden von 1567 und 1610, deren Worte heute noch vollkommen zutreffen: „Die alten katholischen Lieder in der Volkssprache, besonders diejenigen, welche unsere Vorfahren an größeren Festtagen gesungen haben, gestatten wir dem Volke und billigen es, daß sie in Kirchen und bei Prozessionen gesungen werden." Die früher mit Recht gefürchtete Gefahr protestantischen Hauches ist ja heute geschwunden. Soweit, wie der Mainzer Erzbischof Friedrich Karl Joseph von Erthal (1775—1802) wird niemand gehen wollen, zu verlangen, daß überhaupt nur mehr deutsch gesungen werden solle. Wir reden lediglich ausgiebigerer Pflege der guten alten deutschen Kirchenlieder das Wort, darin der tüchtige, herzkräftige Glaube unserer Altvorderen sich ausspricht. Fern bleibe das süßlich-mystische Zeug, das, unserem Geiste fremd, aus romanischen Ländern importiert wird. Was soll unser Volk aus „Herz Jesu, Sehnsucht der ewigen Hügel" machen, und vielen andern derartigen Dingen? Von Wort und Ton gilt da, was Oddo sagt in der Summa musicae c. 3: nimium delicatarum vocum pervertit lascivia. Die ganze Reihe von Bedenken, die man, nach Thalhofers Liturgik u. a., vorbringen könnte, sind uns wohlbekannt, aber Erfahrung lehrt uns, wie bereits bemerkt, daß der Anhänger des deutschen Volksgesanges ungezählte sind, sowie daß zur Pflege der Andacht kaum ein förderlicheres Mittel gedacht werden kann. Man gehe in Provinzen, wo dieser religiöse Volksgesang gepflegt wird; dort singt man auch außer der Kirche, am Abend, wie bei der Arbeit des Tages diese Lieder. Man höre einmal zum Vergleich hin nach dem Texte der Gesänge, die in Gegenden ohne diese Voraussetzung aus Haus und Feld erklingen, und man wird sofort die bedeutende volkserzieherische Tragweite des religiösen Gesanges erkennen. Eine wahrhaft große Aufgabe wäre es, in Diözesangesangbüchern aus der Talmifassung die Juwelen religiöser Poesie zu lösen und zu einem Buche wertvollen Gehaltes zu vereinigen. — Was die Kirchenmusik anlangt, ließe sich vieles sagen. Die Grundidee unserer diesbezüglichen Auffassung sei lediglich angedeutet durch die Worte des berühmten Komponisten Lully († 1687), die er sprach, als er eine seiner Opernarien in der Kirche spielen hörte. „Lieber Gott", sagte der erstaunte Mann, „ich bitte Dich um Verzeihung, ich hatte sie nicht für Dich gemacht."

Eine Preiskonkurrenz der Deutschen Franziskaner.

Von

Dr. Joseph Popp.

Am 1. März erließ im Auftrage der Deutschen Franziskaner der bayerische Provinzial P. Bonaventura das Ausschreiben einer Preiskonkurrenz für Andachtsbilder, „die die Beziehung des Ordens zum Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariens zum Ausdruck bringen". Für die besten Lösungen der Aufgabe waren 4 Preise im Gesamtbetrag von 1500 Mk. festgesetzt: 1. Preis 500 Mk., 2. Preis 400 Mk., zwei 3. Preise je 300 Mk. Der Termin war für den 10. April bestimmt. Die Beurteilung der eingelaufenen Arbeiten oblag einer Jury, die unter dem Vorsitze des H. Herrn Provinzials P. Bonaventura Blattmann aus folgenden Herren bestand:

Rud. Ritter von Seitz, Professor und Ehrenkonservator am bayer. Nationalmuseum.

Mart. Feuerstein, Kunstmaler und Akademieprofessor.

Balth. Schmitt, Bildhauer und Akademieprofessor.

Gebh. Fugel, Kunstmaler, Dr. Jos. Popp, Kunstschriftsteller, Dr. P. Expeditus Schmidt, Lektor der Literatur- und Kunstgeschichte im Franziskanerkloster München.

Außer den dogmatischen und geschichtlichen Hauptpunkten waren auch die wesentlichsten ikonographischen Merkmale der Darstellung angegeben. Im übrigen galt als Prinzip:

„Es wird dem Künstler volle Freiheit gelassen, einen der angedeuteten Vorgänge aus dem Leben dieser Ordensheiligen darzustellen oder sonst irgendwie einen oder auch mehrere von ihnen um das Bild der unbefleckt Empfangenen zu gruppieren, wenn nur die Hauptsache, die Beziehungen des Franziskanerordens zu diesem Dogma, irgendwie dargestellt wird."

Die betreffenden Bilder sollten Andachtsbilder populärer Art sein, so daß sie für die weiteste Verbreitung sich eigneten. Für die technische Ausführung war die Möglichkeit des Dreifarbendruckes Grundbedingung; die Größe war auf 6:10 cm und 12:18 cm berechnet.

Das Resultat der Einsendungen und ihrer Qualifikation war dies: „Nach mehr als zweistündiger Beratung, wobei die große Schwierigkeit der gestellten künstlerischen Aufgabe wiederholt betont wurde, kam die Jury zu dem Beschlusse, daß keiner der eingesandten 79 Entwürfe die gestellten Bedingungen völlig erfülle, mithin auch ein eigentlicher Preis nicht verliehen werden könne. Doch schlugen die Juroren vor, den vier verhältnismäßig besten Entwürfen eine Arbeitsentschädigung von je 150 Mk. zuzuerkennen; was angenommen wurde. Bei Eröffnung der Kuverts ergaben sich die Namen: Emanuel Raffeiner (Schwaz-München), A. Falke (Mainz-München), Gg. Kau und Theod. Winter (beide in München)." — Protokoll vom 14. April.

So erfreulich es ist, daß die Ausgezeichneten ehemalige oder gegenwärtige Schüler Professor Feuersteins sind, es möchte den Freund der christlichen Kunst doch für den ersten Eindruck schmerzlich berühren, daß bei solcher Quantität die Qualität derart dürftig geraten. Die Neider und Bedenklichen von da und dort scheinen in ihrem Pessimismus über den Erfolg Recht behalten zu haben. Der Schein trügt aber hier, wie sonst gar oft! Außer der schon hervorgehobenen großen Schwierigkeit des Vorwurfes hielt nicht Wenige die kurze Zeit des Termines ab und wohl nicht zuletzt das geringere Vertrautsein mit den Eigentümlichkeiten der gestellten Aufgabe. Nahezu alle Entwürfe waren verkleinerte Altarbilder in Geist, Farbe und Komposition. Es fehlte die Silhouette und das mehr flächenhafte Kolorit, wie dies für Illustrationen notwendig ist. Hier hätte der Akademieunterricht einzugreifen und zu praktischer Arbeit anzuleiten. Auch die Heiligenbildchen der Gesellschaft für christliche Kunst (Karlstraße 6) bieten fast ausnahmslos nur verkleinerte Statuen und Bilder, während dieser Zweig seinen eigenen Stil hat.

Trotz des geringen greifbaren Resultates bezeichnet dies Ausschreiben doch einen Markstein in der neuesten Geschichte der christlichen Kunst: es bedeutet die Rückkehr zur Tradition der großen und besten Zeiten, wo Aufträge auf Grund siegreicher Konkurrenzen vergeben wurden. Unsere Besteller müssen es wieder lernen, an die Künstler selbst heranzukommen! Aus diesem lebendigen Verkehr haben Laien und Schaffende Nutzen, wenn auch auf verschiedene Weise. Nur so wird der geschäftliche Vorteil, welchen die Anstalten vor den Künstlern voraushaben, allmählich wenigstens parallelisiert,

um in einer hoffentlich von uns noch zu erlebenden Zeit diesen in gebührender Weise ganz zu werden. Es ist also hier derselbe Grundsatz maßgebend gewesen, der den Laden an der Karlstraße ins Dasein gerufen. Wenn diesem die Angelegenheit nicht überlassen wurde, so hat dies seinen einzigen Grund darin, daß durch die direkte Verbindung mit einer großen Reproduktionsanstalt ein Ueberschuß gewonnen wurde, der den Künstlern zu gute kam.

Diejenigen, die den Franziskanern die vornehme Honorierung ihres Ausschreibens als gegen den Geist der hl. Armut verstoßend verdenken wollten, sehen daraus, wie sehr gespart wurde am Entbehrlichen. Für das Wesentliche aber, würdige und brauchbare Bilder, geschah nicht zuviel des Guten; abgesehen davon, daß es ja zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau und zur Erbauung unseres christlichen Volkes verwendet wurde. Die deutschen Franziskaner haben damit die herrlichen Ueberlieferungen ihrer glorreichsten Vorzeit wieder aufgegriffen, die uns Henry Thode in seinem berühmten Buche: „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien" (Berlin, Grote. 8° S. XII u. 573, Preis 16 Mk.) geschildert.

Nur ein Bedenken können wir nicht unterdrücken; es bezieht sich auf die Stelle des Ausschreibens, wo in besonderer Rücksicht auf das Volk ersucht wird: „um ängstlichen Seelen nicht den kleinsten Anlaß zum Tadel zu bieten, von unbekleideten Engelsfiguren abzusehen." Hier scheint uns die Rücksicht auf das scandalum pusillorum zu jenem auf das scandalum pharisaicum ausgewachsen. Wenn wir auch das Wesen eines Putto oder Engelchens nicht in seiner Nacktheit sehen, so darf man dergleichen doch nicht geflissentlich meiden.

Die Katakomben kennen sogar ein nacktes Jesukindlein und von da ab die gesamte christliche Kunst des Mittelalters! Es widerspricht durchaus den Tatsachen und der ganzen mittelalterlichen Auffassung, das Nackte als ein Verderbnis der Renaissance zu brandmarken. Wir könnten viele Dutzende diesbezüglicher Sujets vor dem Jahre 1400 aus Kirchenportalen, Kapitälen, Altarbildern, Miniaturen usw. anführen, wie auch die Beschneidung Christi, das Stillen des göttlichen Kindes durch Maria und ähnliche Motive der genannten Zeit in der naivsten Darstellung geläufig waren. Wir reden dem Nackten um seiner selbst willen gewiß nicht das Wort; aber wir bedauern auch das ängstliche Vermeiden des unbekleideten Körpers, wo solcher durch die Verhältnisse gegeben ist. Man kommt sonst so weit, wie ich es auch schon erlebt habe, daß überspannte Seelen sogar am Kruzifixus Anstoß nahmen. Möge das Beispiel, welches die deutschen Franziskaner mit diesem verdienten Ausschreiben geboten, viele Nachfolger finden!

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Opernschau. Siegfried Wagner, der in Hamburg so begeistert empfangen wurde, als er daselbst der Erstaufführung seines „Kobold" persönlich beiwohnte, arbeitet an einer neuen Oper „Bruder Lustig", deren Premiere ebenfalls in Hamburg vor sich gehen soll. Der „Kobold" ward inzwischen in Köln mit anscheinend nur äußerem Erfolg gegeben. Während sich deutsche Bühnen noch immer damit abmühen, das Talentchen Jung-Siegfrieds zu fördern, weil er der Sohn seines Vaters ist, geriet dem Stadttheater in Lyon die große Tat einer ersten vollständigen französischen Aufführung von Wagners „Ring des Nibelungen". Es soll dabei allerdings nicht ohne einige Sonderbarkeiten abgegangen sein, doch wurde die Darstellung immerhin zu einer respektheischenden Leistung der zweiten Stadt Frankreichs. Vielfach sind momentan musikalische Ausgrabungen im Schwange: So brachte die Hofbühne zu Dessau Mehuls „Uthal", eine Oper, die wohl längst vergessen wäre, wenn nicht der Umstand, daß die Partitur keine Violinen aufweist, ihr ein beschauliches Fortleben als Schulbeispiel sicherte. Des alten Ferdinand Paër erinnerte man sich in Frankfurt mit seiner Oper „Der Herr Kapellmeister". Naturgemäß scheint das Interesse für die Werke nicht lang vorgehalten zu haben, nur Breslau dürfte mit der allerdings viel jüngeren komischen Oper Adams „Si jétais roi" einen glücklichen Griff gemacht haben. Alfred Bruneau arbeitet an einer neuen Oper „L'enfant roi". Einen sonderbaren Stoff hat sich der Italiener Alfoni zum Opernlibretto zurecht gezimmert: Tolstoys „Auferstehung" nämlich, die in dieser Form an der Mailänder Scala ihre Auferstehung feiern wird. Wer die Bataillesche dramatische Verdünnung des Romans kennt, dürfte ungefähr ahnen, was nach dieser neuen Umwandlung noch vom Original übrigbleiben wird.

Eine Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Musikvereins hat sich in München konstituiert. Sie will anregend und aufklärend wirken, Konzerte und Vorträge veranstalten und auch die Gründung einer musikalischen Volksbibliothek scheint sie in die Hand genommen zu haben. Ich sage ausdrücklich „scheint"; denn die Gründung dieses an sich sicherlich begrüßenswerten Instituts, das so recht geeignet wäre, den gleichbleibend öden Stumpfsinn unseres öffentlichen Musiktreibens mit dem Sauerteig eines wirklich lebendigen und das Verständnis des Geistes der Sache fördernden Strebens zu durchsetzen, scheint stark unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, für die der Allgemeine deutsche Musikverein doch zuerst bestimmt ist, vor sich gegangen zu sein. Nicht einmal die musikalischen Mitarbeiter aller Münchener Tageszeitungen wurden hiervon verständigt und ebenso hielt man nur ein Blatt, das bekannte Unumgängliche nämlich, für wert, seine Leser von dem Tun und Lassen des Vereins in Kenntnis zu setzen. Wir vermeiden an dieser Stelle gerne kunstpolitische Erörterungen und folgen der jungen Ortsgruppe durchaus nicht auf dieses von ihr betretene Gebiet — aber was anderes kann sie zu derartig einseitigem, unberechtigt wählerischen Vorgehen veranlaßt haben als das Streben, nach Möglichkeit einer bestimmten Richtung zu dienen und doch mit möglichstem Einfluß nach außen in ihrer Tendenz möglichst unter sich zu bleiben? Der Allgemeine deutsche Musikverein verlor sich vor mehreren Jahren einmal in den Charakter einer gegenseitigen Versicherungsgesellschaft und wurde damals von seinen Mitgliedern in sehr unsanfter Weise zu seinen eigentlichen Aufgaben, für deren Betätigung sein Ehrenpräsident Franz Liszt das glänzendste Beispiel bot, zurückgeführt. Was dem Verein recht ist, muß wohl seiner Ortsgruppe billig scheinen und wenn überhaupt eine, so hätte gerade diese Konstituierung unter sorgfältig beachteter Heranziehung aller maßgeblichen Faktoren erfolgen müssen. Wir hoffen mit diesem Hinweis auf alle jene Kreise, die ebenfalls Anspruch auf die Segnungen des Vereins haben, bisher aber übergangen worden sind, der Ausbreitung der Ortsgruppe gedient zu haben; denn wer sich zu den Aufgaben eines Reformators stark genug fühlt, dem erwächst auch die Pflicht, seines Amtes überall und ohne Ansehen der Person zu walten.

Einen bisher unbekannten bayerischen Komponisten lernte man im letzten Konzertabend der Bläservereinigung kennen. Hans Bill ist sein Name und eine Symphonie in e-moll für zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Klarinetten, zwei Fagotte, Kontrafagott und drei Hörner ist das Werk, das zur Aufführung gelangte. Es trägt bereits die Opuszahl 50! Wenn man bedenkt, daß die Symphonie eine außerordentlich geschmackvolle Arbeit ist, die zwar weniger durch Originalität des Gedankens anspricht als durch eine fein gegliederte formale Anlage und außerordentliche klangliche Kombinationsgabe, so muß man einigermaßen beschämt darüber sein, daß dieser Künstler erst nach so reicher Betätigung seine künstlerische Kraft nun auch zu offenbaren in die Lage kommt. Er lebt als Präparandenlehrer a. D. und Orgelrevident in Pfarrkirchen. Unter seinen Werken befindet sich eine fertige Oper „Jung Otto der Erlauchte". Und angesichts solcher Künstlerschicksale gibt es nun bayerische Musikfeste, die sich lediglich damit befassen, längst gewürdigte Allerweltswerke fast durchaus außerbayerischer Meister zu wiederholen!

Max Schillings heitere Oper „Der Pfeifertag" fand bei ihrer Erstaufführung am Münchener Hoftheater am 27. April einen starken, von Akt zu Akt steigenden Erfolg. Wir werden in nächster Nummer auf das Werk eingehender zu sprechen kommen. Aus der Musik spricht sowohl eine freie Stilsicherheit wie eine starke Individualität, die sich dem sehr mangelhaften Buch gegenüber sicher zu behaupten wissen und einzig den Erfolg errungen haben. Schillings darf heute als der nächste Erbe Wagners und konsequenteste Beherrscher des musikdramatischen Stils angesehen werden. Für die Geschichte der Münchener Hofoper birgt der „Pfeifertag" eine Menge Reminiszenzen nicht immer angenehmster Natur. Der Oper fiel Stavenhagen zum Opfer, Zumpe dankte ihr seine Berufung, in Hofkapellmeister Reichenbergers junger Tätigkeit ward sie nun zum glänzendsten Beweis seiner genialen Veranlagung. Possarts Regie übertraf sich selbst, die dichterisch wenig charakteristischen Figuren waren in Frl. Tordek, Frau Bosetti, den Herren Bender, Feinhals und Walter trefflich vertreten. Buschbecks Kostüme waren getreu bis zur Unschönheit. Soviel über das Aeußere der Aufführung, deren prinzipielle Bedeutung uns noch weiterhin beschäftigen wird.

Mainacht.

Von

Johannes Adolf Dünner.

Durch das nachtstille Land hat mich der Zug zur alten lieben Universitätsstadt getragen.

Schnell entwinde ich mich dem Menschengetümmel des Bahnsteigs, entfliehe der Tageshelle des unruhigen Bahnhofsplatzes und biege in die stille Allee ein, die mit prächtigen alten Kastanienbäumen bestanden ist.

Wie ist es hier so wunderbar schön und ruhig. Regungslos strecken die Aeste das dunkle Laub in die klare Nachtluft. Schwer und herb strömen die hellen Blütenkerzen ihren Duft aus. Dunkelgrün spreitet sich der glatte Rasen unter den mächtigen Stämmen. — Und von der Wiese hinauf zu den Kastanien und durch die knorrigen Aeste zu den erst wochenalten Trieben mit den frischen Blättern dran zieht der Frühlingsgeist und webt von Blüte zu Blüte. Wie Ahnen und Erwarten liegt es in der lauen Luft.

Noch eine Stunde und der junge Mai will ja seinen Einzug halten in sein herrliches Reich. So oft ihn auch die mehr als hundertjährigen Bäume begrüßt haben, immer wieder schmücken sie sich zu seinem Empfang aufs schönste und ihren frühlingszarten Blättern und ihren weißen Blüten teilen sie mit ihrem Herzblut ihr seliges Erwarten mit.

Langsam schreite ich unter dem dichten Laubdach, langsam und still wie die wenigen Menschen, die noch hier wandeln, um den Mai

unter freiem Himmel zu erwarten. Auch ein paar übermütige Studenten, deren Lärmen man soeben noch aus einer Seitenstraße hörte, werden ruhig, als sie unter die Bäume treten und bleiben eine Zeitlang flüsternd stehen, überwältigt von der nächtlichen Frühlingspracht.

Den nächsten Weg quer über die Wiese benutze ich, um auf die andere Seite der Allee zu gehen. Gerade über dem Rasen, mitten zwischen den Doppelreihen der Bäume, erhebt sich in der Ferne ein dunkler Berg, das Ziel meiner einsamen Wanderung. Bei seinem Anblick steigen nachtschwarze Bilder in meiner Seele auf. Mit Gewalt hält es meinen Blick an dem Berge, auf dem zwischen Bäumen und Sträuchern ganz versteckt ein Gottesacker liegt. Schmerzüberwältigt sinke ich auf eine Bank, die am Wege steht. Dunkel wird mir der strahlende Sternenhimmel; die Blütenpracht versinkt vor mir wie voriges Jahr, als ich an einem sonnenhellen Maientage tränenleeren, brennenden Auges durch die Allee hinter dem Sarge schritt, der mein Liebstes mit seinen unbarmherzigen Brettern umschloß. — — Mit Macht stürmen diese traurigen Erinnerungen auf mich ein und verwirren mein Sinnen. In finstere Nebel eingehüllt ist mir die vordem noch so frühlingsschöne Welt. — —

Bittend und schmeichelnd wecken mich aus dem dumpfen Brüten sanfte Akkorde, die aus einem nahe liegenden Hause tönen. Langsam gehen sie in eine bekannte Melodie über. Was ist es doch? — Ach ja, das alte liebe Mailied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus . . ." Wie lind und sanft das klingt. Weich umspielen mich die süßen Tonwellen, wie wenn die liebe Mutterhand mir tröstend und kosend über das Haupt streichelte. — Leise, wie sie gekommen, verhallt die Musik.

Dann klingt das Lied lauter nieder, und schöne Figuren ranken sich um die einfache Melodie. — Und zum dritten Male setzt es ein mit Macht. Weit schallt es in die stille Nacht hinaus; voll und reich quillen und perlen die Töne; reich und immer reicher drängen sie sich. Brausend und jauchzend fluten sie hinaus zum Preise des Frühlings. Es saust in ihnen wie Frühlingssturm; süß schluchzt es wie Nachtigallensang, leise plätschert's wie milder Maienregen. — Auf einmal sehe ich im Geiste, wie weiße, schmale Frauenhände dem Klavier die Jubelweisen abschmeicheln, Hände, wie sie die Geliebte hatte, die nun oben im schwarzen Berge schläft. Schläft — für immer. . . . Wieder wird bei diesem Gedanken die Welt in ihrer Frühlingspracht, die sich bei dem alten Liede wieder vor meine Augen gedrängt, so dunkel. — — —

Mit einem prachtvollen Akkord schließt der Frühlingshymnus, und dann hebt dort oben mit einfacher, aber deshalb gerade so wunderbar schöner Begleitung eine klare Frauenstimme an: „Der Mai ist gekommen. . ."

Ja, der Mai ist gekommen, den anderen zur Freud, mir zum bittersten Leid. Die Tränen quellen mir auf und rinnen unaufhaltsam in den Sand des Weges. Es braust und hämmert in meinem Kopf; wie von Sinnen stürze ich davon, dem freudigen Gesang zu entfliehen und an mein Ziel zu kommen. Es kann ja nur noch eine halbe Stunde sein bis Mitternacht, und um Mitternacht muß ich droben auf dem Friedhof stehen bei meinem toten Lieb.

Weiter stürze ich. Schwarz, so schwarz ist's um mich her. Nur vor mir taucht plötzlich in grellem Glast, wie damals, ein düstrer Totenwagen auf, mit hellen Kränzen, jungen Frühlingskindern, schier überladen.

Wild peitscht der Kutscher die schwarzbehangenen Pferde, und dahin geht's in sausender Fahrt.

Ich muß hinter dem Sarge her. Immer toller und schneller geht es.

Dann versinkt plötzlich der Leichenwagen vor mir und — hart stoße ich mit der Stirn an die Eisenstäbe des Friedhoftores. — —

Bleich schimmern die Denkmäler und Grabeinfassungen zwischen den Sträuchern.

Durch die verschlossene, hohe Pforte kann ich nicht auf den Kirchhof. — Ich gehe die Hecke entlang, ob sich nicht ein Durchschlupf biete. Da blinkt das wohlbekannte weiße Marmorkreuz, unter dem sie begraben liegt, durch die Büsche. Nicht achtend der Wunden, die mir die scharfen Dornen in die Hände reißen, setze ich über die Hecke, und dann sinke ich über die Brüstung des Grabes hin. Bleischwer zieht es meinen Kopf zur Erde nieder. Ich fühle schmerzlich, wie mir die spitzen Kieselsteine ins Gesicht schneiden, und doch kann ich das Haupt nicht erheben; wild küsse ich die teure Erde. —

Die Tränen sind wieder versiegt; wieder brennen meine Augen wie im vorigen Jahre, als ich an dem Grabe stand und mit furchtbarer Wut im Herzen zusehen mußte, wie die Leute unbarmherzig schwere Erdschollen auf den Sarg niederpoltern ließen und die Totenruhe der Heißgeliebten störten. —

So liege ich wehzerflossen auf dem Grabe und will Zwiesprach halten mit der Toten. Wieder kommt mir all der Jammer in den Sinn. . . . Wie war ich damals so glücklich und froh, als ich nach eben beendeter Studienzeit mir ihr Jawort geholt hatte. Wie sonnig schien mir damals die Welt. Selig zogen wir mitsammen durch die junge Frühlingspracht, nicht ahnend, daß ein kalter Reif so bald alles Hoffen und Blühen ertöten sollte. — Just um Mitternacht — als eben der Mai seinen Einzug hielt — — starb sie. . . .

Schmerzzerrissen ist mein Gemüt. Alle Kraft nehme ich zusammen und krieche über schwerduftende Blumen und harte Kiesel zum Fuße des Kreuzes hin, unter dem, wenig über dem Boden, ihr Medaillonbild in den Marmor eingelassen ist. Auf der Erde liegend, küsse ich das kalte Erz und flüstere ihm alle lieben Worte zu. Dann presse ich meine Wange an die ihrige und versinke in düstere Gedanken. — — — —

Plötzlich weckt mich ein Glockenton; drunten schlägt die Uhr Mitternacht. Um die Zeit starb sie!

Wild und heiß, so schrecklich heiß jagt das Blut durch meine Adern; es ist mir, als müßte mein Kopf zerspringen; mit wahnsinniger Wut krallen sich die blutenden Hände in den Kies. „Wie kann das ein gütiger Gott sein, der mir solches tat!" Das ist nun wieder, wie all die Zeit seit ihrem Tode, mein Gedanke.

Laut und unbarmherzig schlägt unten die Uhr weiter und — über mir, von der Spitze des Berges, klingt es aus lustigen Kehlen jauchzend in die Nacht hinaus: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus." Droben singen die Studenten nach alter Sitte fröhlich den Mai an; mir aber fährt jeder Ton wie ein Messer ins Herz. Fest und fester presse ich meine Wange an das Erz; mir ist, als würde es warm und lebendig. Droben singen sie immer kecker weiter . . . „Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du . . ." Da tritt hinter einem Baume lautlos eine Schreckgestalt hervor: ein glühroter Mantel hängt über bloßen Knochen; wild sitzt ein großer Hut auf dem nackten Schädel. Vor dem Grabe bleibt sie stehen. Angstvoll schmiege ich mich noch mehr an das Kreuz. Droben tönt der Refrain: „Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du, von meinem Schatz das Liedel, das sing' ich dazu." Und der Tod grinst mich höhnisch aus seinen leeren, schwarzen Augenhöhlen an, nimmt seine Fiedel und geigt immerzu und stößt dabei — daß sein roter Mantel jedesmal hoch aufflattert — mit dem Knochenfuße hart an die Marmorbrüstung des Grabes, als wolle er mir weisen, wo mein Schatz sei. Entsetzt starre ich auf ihn hin.

Endlich tönt es von oben, begleitet von einem hellen Juchzer: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!"

Da verschwindet der unheimliche Geiger.

Namenlose Angst, furchtbare Verzweiflung schütteln mich, als ich höre, wie sie zum letzten Male ansetzen: „Wie bist du doch so schön . . ." Schön ist die Welt?

Ich will aufspringen, um zornig die Faust gegen den Himmel zu recken; aber wie ich mich blitzschnell erhebe, stößt mein Kopf mit furchtbarer Wucht an eine Kante des Grabkreuzes, und ich schlage besinnungslos in die Blumen hinein. — — — — — —

Als ich erwache, dämmert der Morgen. Mein erster Blick fällt auf das Medaillonbild. Schwerer Tau hängt daran; es ist, als ob die lieben Augen weinten. Sie schauen mich so vorwurfsvoll an. — Warum wohl? Ich weiß es nur zu gut. Solche Trauer, wie ich sie getragen, wollte sie ja nicht. „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht! Mit Gott im Himmel hadre nicht!"

Wie hat sie selbst sich so edel und geduldig in Gottes Willen gefügt. Wie schön hat sie mir vor ihrem Tode, als ich in unnennbarem Weh fast zusammenbrach, den Blick nach oben gerichtet. Ich mußte ihr versprechen, in diesem Aufblick zum Herrgott Trost zu suchen. Als sie dann aber wirklich starb, da überwältigte mich der wütende Schmerz, daß ich es doch nicht tat, sondern mit Gott haderte das ganze lange Jahr seit ihrem Tode.

Nun drückt es mich schwer, daß ich nicht nach ihrem Willen handelte —

„Mein Lieb, mein armes, totes Lieb, verzeih'!"

Reuig knie ich vor dem Bilde nieder und weine heiße Tränen. Es ist mir, als weise es mich nach oben. Ja, mein Versprechen muß ich erfüllen.

Ich richte den Blick empor, und meine Augen suchen das milde Bild des Heilandes, der, von leuchtendem Frührot umflossen, an dem weißen Marmorkreuze hängt.

„Herrgott, verzeih' mir!"

Ich liege auf den Knieen, die Arme um das Kreuz geklammert, in dessen Schatten die Heißgeliebte liegt. Voll Reue küsse ich inbrünstig die Füße des Heilands, und Ruhe und Frieden ziehen in mein Herz wieder ein. — — —

Kleine Rundschau.

Louis Veuillots Autobiographie.

Eugen Veuillot kündigt soeben das Erscheinen des dritten Bandes der Biographie seines Bruders Louis an; dieselbe soll die Periode von 1855—1870 umfassen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt E. V., sein Bruder habe nach der Unterdrückung des „Univers" (durch Napoleon III.) den Beschluß gefaßt, seine Autobiographie zu verfassen, sei aber über die Einleitung nicht hinausgekommen. Diese Einleitung teilt nun E. V. mit; sie hat folgenden Wortlaut: „Ich habe", schreibt Louis Veuillot, „im Jahre 1838 im Alter von 24 Jahren mich bekehrt. In diesem Jahr schrieb ich die Pelerinages en Suisse. Seitdem habe ich nicht aufgehört, nach Kräften für die Ehre der Religion und der Kirche zu arbeiten Keine Woche vielleicht, sicherlich kein Monat ist seitdem vergangen, ohne daß ich zu diesem Zweck etwas geschrieben oder getan habe. Ich hatte eine gesicherte Zukunft in der Staats-Verwaltungskarriere, vielleicht auch in der Politik und in der Literatur. Ich habe alles geopfert. Ich habe im Jahre 1841 die Redaktion des „Univers" übernommen, ihr mein Vermögen und dann meine Ruhe geopfert. Meine Arbeiten im „Univers" sind niemals unterbrochen worden. Außer dem „Univers" habe ich noch etwa 20 Bände veröffentlicht, alle ohne Ausnahme der Verteidigung der Religion gewidmet. Nie habe ich ein Buch oder eine Seite geschrieben ohne Namensunterschrift, damit jeder von mir Rechenschaft fordern könne. Kein Privatmann hat mich je wegen eines Schadens belangt, den ich seiner Ehre angetan, und obwohl ich seit Jahren einer der bestbeschimpften Leute in Frankreich bin, habe ich, glaube ich, doch den Ruf eines Ehrenmannes. Einmal bin ich von den Assisen verurteilt worden, weil ich den Tugenden des Abbé

Combalot gerecht wurde, der wegen seiner Denkschrift über die Universität verfolgt wurde. Ich habe 3000 Frs. Geldbuße bezahlt und einen Monat im Gefängnis zugebracht. Ich habe nie in irgend eine Geldspekulation mich eingelassen, nie in irgend einen Handel; nie habe ich mich für irgend etwas feilgeboten, weder einer Regierung noch dem Volke, noch irgend einer Person; nie habe ich irgend etwas von dem, was mir angeboten wurde, angenommen. Ich habe vom Kaiser (Napoleon III.) nur eine einzige Gunst erhalten, nämlich die Begnadigung eines republikanischen Deportierten, den ich nicht gekannt habe, für den aber seine arme Mutter zu mir kam und mich anflehte. Ich habe immer die öffentliche Gewalt verteidigt, ohne je ein Amt zu haben; ich habe immer das öffentliche Eigentum in Schutz genommen, ohne je auch nur einen Sou Rente zu beziehen; ich habe immer das Privateigentum verteidigt, ohne selbst einen Fuß breit Erde zu besitzen, mit alleiniger Ausnahme eines Grabplatzes auf dem Ostkirchhofe, den ich in zwei Raten bezahlt habe mit 500 Frs., und der nun gefüllt ist. Nach zwanzig Jahren voller Arbeit habe ich heute gerade mein Auskommen, nicht mehr als am Tage, wo ich zu arbeiten angefangen." — Wir meinen, es ist eine Pflicht der katholischen Presse gegenüber der heutigen liberalen Preßgepflogenheit, diesen blanken Ehrenschild des großen Journalisten der Welt zu zeigen. —d.

Die Ansichtskarte als Förderin der Kunst.

Die Ansichtspostkarte hat heutzutage viele Gegner, namentlich unter den Künstlern. Die meisten bekämpfen aber gewiß nicht die Sache, sondern die Geschmacklosigkeit in der Ausführung. — Es gibt kaum noch einen Ort in Deutschland, der nicht seine Ansichtskarte hätte. In den kleinen Dörfern sind es fast ausschließlich Reproduktionen von photographischen Aufnahmen. Welche „Ansichten" werden uns aber darauf geboten?! Nehmen wir eine Serie solcher Karten von etwa zwanzig verschiedenen Dörfern, und wir haben das Gefühl, als wenn es ein und derselbe Ort wäre. Auf jeder Karte sieht man nämlich das Gasthaus, die Schule, die Försterei, die Kirche mit tötlicher Sicherheit wiederkehren. Sind gerade diese öffentlichen Gebäude das Charakteristische, das Schöne eines Ortes? Dies mag in einem oder dem andern Falle wohl zutreffen, aber doch nicht im allgemeinen. Ich habe oft ganz wundervolle, eigenartige Motive gesehen, und auf der Ansichtskarte prunkte nur das Gasthaus, das einzige Gebäude, welches mit seinem rohen Ziegelbau gar nicht in die idyllische Stimmung des kleinen Fischerdorfes hineinpaßte. — Diesen Mangel an Geschmack und feinsinniger Naturempfindung wird man in den einsamen Winkeln gern entschuldigen, da die Photographen, welche die Aufnahmen besorgen, von wahrer Naturschönheit wenig verstehen. Aber besuchen wir einmal einen Ansichtskartenladen — meinetwegen in der Großstadt, — so wird es uns unter den tausenden von Exemplaren selten gelingen, eine Karte zu finden, die Anspruch auf künstlerischen Geschmack machen könnte. Es gibt jetzt zwar eine Menge der sogenannten Künstlerpostkarten, aber die größte Zahl derselben sind nur Dilettantenmachwerk, Arbeit auf Bestellung, Postkartenmalerei, aber keine echte Kunst. Es wäre sehr ratsam, wenn die Verleger eifriger bedacht sein wollten, farbige Reproduktionen von Originalwerken berühmter älterer und zeitgenössischer Größen in Verkehr zu bringen. Es ist nicht angebracht, sich mit der allgemeinen und beliebten Phrase abzufinden: Das Volk versteht es nicht zu würdigen! Das Publikum hat wahrhaftig wenig Schuld an dem mangelhaften Kunstsinn, weil das Kunstprodukt, das ihm durch die Reproduktion geboten wird, nicht darnach angetan ist, seinen ästhetischen Geschmack zu bilden. — Wie gerne würde man sich eine Serie Ansichtskarten, die Bilder eines bekannten und beliebten Meisters uns vorführen, in einem Album zum bleibenden Andenken anlegen; dann würde auch das Ansichtskartenalbum den ominösen Beigeschmack des geistlosen Phrasentums verlieren und sich in eine Quelle sprudelnder, kunstsinniger Herzensfreude verwandeln. E. S.

Zeit ist Geld.

Dieser unstreitbar richtige Spruch hat noch lange nicht diejenige Würdigung gefunden, welche derselbe verdient. Hierfür nur ein Beispiel: Von der neuerbauten Kreisirrenanstalt Eglfing führt eine Fahrstraße direkt auf den Bahnhof Haar zu. Ein Zugang zum Bahnhofterrain ist indessen nicht vorhanden, da der Bahnhof auf der gegenüberliegenden Seite liegt. Man hätte nun denken sollen, daß durch einen Steg oder eine Unterführung sich leicht eine Verbindung zum Bahnhof hätte herstellen lassen. Dies ist aber nicht geschehen, und so muß der gesamte Verkehr einen Umweg machen von mindestens acht Minuten Länge. Dieser höchst überflüssige Weg wird den Passanten durch eine Aufschotterung mit grobem Kies noch ganz besonders zum Bewußtsein gebracht. Beim Bau der Irrenanstalt mußten zirka 1200 Arbeiter und 20 Beamte jeden Tag diesen Weg machen. Es verlor mithin jede Person täglich eine Viertelstunde = ein Vierzigstel der täglichen Arbeitszeit. Da nun die Beamten und Arbeiter an Gehalt und Lohn zusammen zirka 2'000,000 Mark empfingen, so wurde durch diesen Umweg den Leuten Zeit im möglichen Wertbetrage von 50,000 Mark per Jahr geraubt. Da der Bau mehrere Jahre dauerte, so ist der tatsächliche Verlust ungleich größer. Für wenige Tausend Mark hätte sich ein entsprechender Steg herstellen lassen. Rn.

Brockensammlung.

Die Städte Aachen, Wien und Zürich sind daran, eine Brockensammlung nach den bestehenden Mustern von München und Berlin einzurichten. Auch im Auslande regt sich das Interesse für diese Anstalten: in Madrid soll ein ähnliches Unternehmen begründet werden. Zwei Herren der dortigen Gesellschaft nahmen kürzlich Einsicht vom Münchener Brockenhaus, dem sie ihren vollen Beifall spendeten. M. K.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Neu eröffnet!

Lichtluft- u. Sonnenbad „Westend"

Hansastr. 30 München Hansastr. 30

Trambahnhaltestelle: **Landsbergerstrasse** (Endstat) — **Barthstrasse** (8 Min. Entf.) oder **Lindwurmstrasse—Sendlingerkirche** (15 Min. Entfernung).

Eröffnung am 1. Mai 1904

Für Damen und Herren den ganzen Tag von 6 Uhr früh bis 7 Uhr abends geöffnet.

Preis für ein Lichtluftbad } ½ Tag 30 Pfg. 1/1 Tag 50 Pfg.
„ „ „ **Sonnenbad** } ½ Tag 60 Pfg. 1/1 Tag 1 Mk.
inkl. Bedienung.

Bei kühler Witterung steht den verehrl. Kurgästen eine eigene Glashalle zur Verfügung.

Mit dem Bade ist eine **Restauration** verbunden; Bier vom Fass, kalte Küche, sowie Kaffee und sonstige warme Getränke.

Zu zahlreichem Besuche ladet ergebenst ein

Der Anstaltsbesitzer:

Kaspar Gustapfel, Baumeister.

Neu eröffnet!

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**



Einige Urteile der Presse über die **„Literarische Warte":**

„Wer sich über den gegenwärtigen Stand der katholischen Literatur unterrichten will, findet keine für seine Zwecke bessere Zeitschrift." (Rhein.-westf. Schulzeitung.)

„. . Die „L.W." kann wirklich schon als ein Zentralblatt für schöne Literatur gelten, in der alle Arten, alle Strömungen und Richtungen derselben zur Vertretung kommen." (Westpreuss. Volksblatt.)

„. . Wir können uns freuen, dass wir jetzt auch einmal ein katholisches Literaturblatt besitzen, das man den anderen literarischen Zeitschriften an die Seite stellen kann." (Essener Volkszeitung.)

„. . ein Organ, das neben angenehmer und feingeistiger Unterhaltung vielfache Belehrung und eine gute Schulung des literarischen Geschmacks zu bieten imstande ist." (Alte und neue Welt.)

„. . Ehrliches Streben nach dem Schönheitsideal und unantastbare katholische Gesinnung beseelen die Schöpfer und Mitarbeiter". (Dr. Kausen.)

Aloisianum in Gelsenkirchen (Westf.)

Konvikt für kathol. Schüler des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Realschule. Geistliche Leitung. Pension 500 Mk., unter 14 Jahren 450 Mk. 941

Bekanntmachung.

In der **Kgl. Hofbrauhausrestauration am Platzl**, der **Kgl. Hofbrauhauskellerwirtschaft** an der **Wienerstrasse** und der **Kgl. Hofbrauhausfiliale** zum **Lohengrin** an der **Türkenstrasse** beginnt der Ausschank unseres

Bock- und Sommerbieres

am **1. Mai c.** 990

Königl. Hofbrauamt München.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Soeben erschien:

Professor Ferd. Erhardt

Die katholische Kirche und ihr Kampf!

Niedergang oder neues Leben?

10 Bogen in 8° M. 1.50, mit Frankozusendung M. 1.60.

3. Auflage — 6. bis 8. Tausend.

„Professor F. Erhardt entrollt ein großartiges Bild der katholischen Kirche und beantwortet zuletzt die Frage: Niedergang oder neues Leben? Der Verfasser spricht zu uns in einer wuchtigen, überwältigenden Sprache". (D. Reichszeitung.)

„Diese zeitgemäße Schrift sollte von jedem Katholiken gelesen werden, da sie ohne Zweifel großen Nutzen stiften, die starken katholischen Herzen erheben, die schwankenden stärken und kräftigen, alle aber mit Freude und Stolz erfüllen wird." (Deutscher Hausschatz.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die

Jos. Roth'sche Verlagshandlung, München

Die Orgelbauanstalt

Max März & Sohn, München, Landsbergerstr. 80,

empfiehlt sich der hochw. Geistlichkeit in Anfertigung von Orgeln nach bewährtem pneumatischem System. Reparaturen gut und billigst.

Münchener Ratskeller

Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden.
Pächter: **Heinr. Eckel & Cie.**
911 Weingrosshandlung.

Ostermann & Hartwein
Königl. bayer.
Hofglasmalerei
München, Schwanthalerstrasse

Selbstgezogene Moselweine versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel,** Weinbergbesitzer, **Carden** (Rheinl.) 960

Soeben ist in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Straßburg i. E.:

Das religiöse Leben in der katholischen Kirche

in sieben Fastenpredigten dargestellt und gewürdigt 8° (XVIII u. 272) *M* 2.60; geb. in Leinwand *M* 3.50.

Inhalt: I. Die zentrale Bedeutung des religiösen Lebens innerhalb des Kulturlebens der Menschheit. — II. Jesus Christus, der Begründer des wahren religiösen Lebens der Menschheit. — III. Die katholische Kirche, die Vermittlerin des wahren religiösen Lebens der Christenheit. — IV. Die Eigenschaften des religiösen Lebens in seiner katholischen Gestalt. Seine erste Aufgabe: der Kampf gegen die Welt. — V. Das innere Heiligtum des katholisch-religiösen Lebens. Seine höhere Aufgabe: Der Aufbau des mystischen Leibes Christi in der Kirche. — VI. Die heilige Eucharistie als Opfer und als Sakrament, ihre Bedeutung für das religiös-kirchliche Leben. — VII. Die Auferstehung Christi, die Bürgschaft des Sieges des religiösen Lebens auf Erden und seiner Vollendung im ewigen Leben.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 7. München, 10. Mai 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Parlamentsverdrossenheit?

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Ein böses Wort — zumal aus liberalem Munde. Wie oft hat sich der Liberalismus gerühmt, daß eines seiner wesentlichsten Verdienste die Schaffung des Parlamentarismus sei? Noch ist kein halbes Jahrhundert verflossen, seit er überall eingeführt ist, und schon hört man von denselben Lippen das Wort von der Parlamentsverdrossenheit fallen! Da legt sich die Annahme nahe, daß der Liberalismus nur so lange eine Freude und Begeisterung am Parlamentarismus hat, als er tonangebend ist; seitdem wenigstens im deutschen Reichstage die Liberalen keine ausschlaggebende Bedeutung mehr besitzen, ertönt das Klagelied über den Niedergang des Parlamentarismus, das nun in dem herben Wort „Parlamentsverdrossenheit“ seinen Schlußakkord gefunden hat. Was hat sich nun so verschlimmert, daß man derlei Schlagworte prägen kann? Nach den letzten Reichstagswahlen hat die liberale Presse gejubelt, denn die Stimmenzahl für die Nationalliberalen war in die Höhe gegangen, wenn auch nicht in dem anfangs vermeinten Maße.

Es will den Anschein gewinnen, daß mit diesem neuen Schlager, den ein Münchner liberales Blatt geprägt hat, gegen den gesamten Parlamentarismus Sturm gelaufen werden solle. Das ist ein gewagtes Unternehmen, zumal in gewissen Kreisen Zündstoff schon genügend vorhanden ist. Der Hauptangriff würde gegen das allgemeine Wahlrecht gehen und damit Wünschen an einflußreicher Stelle begegnen. Bereits hat sich der nationalliberale Abgeordnete Menk gegen dasselbe ausgesprochen und das Hamburger Bismarckorgan hat ihm bezeugt, daß „ungezählte Tausende“ just so denken wie er, wenn auch die nationalliberale Parteileitung ihn desavouiert habe. Nun wollen wir gar nicht in Abrede stellen, daß unser Parlamentarismus nicht so tadellos funktioniert, wie er es sollte und könnte. Aber das allgemeine Wahlrecht ist hieran nicht schuld. Ist es denn im preußischen Abgeordnetenhause besser? Dort ist das „elendeste aller Wahlrechte“ ausschlaggebend, und doch finden sich alle jene parlamentarischen Erscheinungen, die man dem Reichstage zum größten Verbrechen anrechnet. Der Etat ist eben jetzt im Abgeordnetenhause fertig; nun erhält ihn das Herrenhaus. Das allgemeine Wahlrecht ist also an den nicht erwünschten parlamentarischen Begleiterscheinungen unschuldig, denn sonst müßte in der Prinz Albrechtstraße sich eine Musterschule für den Parlamentarismus befinden; aber bis dato hat der Reichstag dort auch noch nicht zuviel lernen können! Man würde von der parlamentarischen Verdrossenheit wohl gar nicht soviel reden, wenn die Nationalliberalen die Stellung einnehmen würden, in der heute das Zentrum sich befindet. Nun kann aber niemand dem Zentrum den Vorwurf machen, daß es die Schuld an der Verzögerung der Arbeiten des Reichstages trägt; es ist nicht mehr schuld, als eben alle anderen Parteien auch. Wenn man die Größe der Fraktionen und die Seitenzahlen der auf sie entfallenden Stenogramme vergleicht, so steht das Zentrum mit in der letzten Linie und läßt andere kleinere Parteien weit voraus. Daß beim diesjährigen Etat die Erörterungen sich sehr lange hingezogen haben, liegt zunächst in dem Umstande, daß es ein neugewählter Reichstag ist, der das erste Budget zu erledigen hat; dann aber auch in den Vorkommnissen der letzten Monate. Wie viele Zeit wäre beim Militäretat gewonnen worden, wenn das Militär selbst nicht so reichlich Stoff geliefert hätte! Wir erinnern nur an die bedauerlichen Vorkommnisse in „kleinen Garnisonen“, die Soldatenmißhandlungen usw.! Ob es in dem kommenden Jahre besser wird, wollen wir damit nicht behaupten; denn unsere schnellebige Zeit sorgt immer für neuen „Stoff“. Dabei ist doch immerhin nicht zu vergessen, daß der Reichstag nicht länger versammelt ist als die Parlamente in anderen Staaten auch; England und Frankreich haben viel mehr Parlamentssitzungen. Es könnte sich somit nur um eine internationale Begleiterscheinung des parlamentarischen Lebens handeln!

Aber wir sind der festen Ueberzeugung, daß das Uebel sich ganz leicht beseitigen läßt, wenn man die richtigen Heilmittel anwendet! Es ist schon der Vorschlag aufgetaucht, am Samstag und Montag keine Sitzung abzuhalten, um an den anderen Tagen ein besser besetztes Haus zu erhalten. Wir versprechen uns davon nicht sehr viel. Gewiß ist an den beiden genannten Tagen der Reichstag stets auffallend leer; die Tribünen weisen mehr Leute auf als das Parkett, und dabei brauchen erstere gar nicht voll zu sein. Aber es wird damit nicht viel gewonnen; wer am Freitag abend von Berlin abreist, kommt Montag nicht schon wieder. Gerade für jene Abgeordnete, die eine zehn- bis zwölfstündige und noch längere

Eisenbahnfahrt haben, ist dieser Vorschlag ganz ungeeignet; was sollen diese Abgeordnete an den beiden sitzungsfreien Tagen beginnen? Sie würden vielleicht auch heimreisen und — zu Hause bleiben, statt Montag früh wieder nach Berlin zu dampfen! Die Sitzungen würden sich so noch mehr hinziehen und das Haus noch leerer sein! Von einer Vereinbarung unter den Fraktionen, nur je einen Redner zur einzelnen Materie vorzusenden, versprechen wir uns nichts; einmal würde es sehr fraglich sein, ob eine solche Vereinbarung überhaupt zustande kommen würde. Aber selbst wenn sie hübsch fertig sein würde, stünde sie doch nur auf dem Papiere, da sie jede eigentliche Debatte fast unmöglich machen würde. Die angegriffene Fraktion will und muß sich verteidigen; auch erscheint es uns sehr zweifelhaft, ob die Fraktionsvorstände die Zügel so stramm in der Hand hätten.

So bleibt für uns immer nur eines übrig: die Einführung von Anwesenheitsgeldern! Wir denken uns dieselben in folgender Weise: In das Budget des Reichstags wird eine Pauschalsumme eingesetzt; diese kann in folgender Weise berechnet werden. Nach den Vorarbeiten des Bundesrats dürfte die Session 70 Sitzungstage umfassen; hinzu treten 14 Schwerinstage mit insgesamt 84 Sitzungstagen; da die Sonntage und Feiertage eingerechnet werden müssen, handelt es sich um zirka 100 Tage, für welche Anwesenheitsgelder in Aussicht zu nehmen sind. Rechnet man für den Tag 20 Mark, so sind für jeden Abgeordneten 2000 M. einzustellen, für die Gesamtheit somit 794,000 Mk., eine Summe, die im Dreimilliardenetat nicht von Bedeutung sein kann angesichts der Gerechtigkeit und Billigkeit, die für diese Position spricht. Selbstverständlich erhalten nur jene Abgeordnete ihren Anteil, die den Sitzungen wirklich anwohnen; eine Kontrolle hierüber ist sehr leicht; man kann daran denken, daß jeder Abgeordnete sich in eine Anwesenheitsliste einzuzeichnen hat. Etwas Ehrenrühriges liegt hierin gar nicht; denn in jeder Sitzung, die sich sonst mit wichtigen Dingen befaßt, zirkulieren solche Listen. Auch der Reichstag hat sie bereits; in jeder Kommissionssitzung geht eine Anwesenheitsliste um! Diese Prüfungsliste kann im Bureau des Reichstags aufgelegt werden, kann auch bei den Fraktionsdienern liegen, so daß die Sitzung ohne Mühe und Störung vor sich gehen kann. Die auf diese Weise gewonnene Liste hat einen doppelten Wert: erstens dient sie zur Berechnung der Anwesenheitsgelder; sodann scheuten wir gar nicht vor dem Vorschlage zurück, sie jeweils dem stenographischen Bericht anzuhängen. Das ist gar kein Novum! Der Präsident verkündet bereits jetzt zu Beginn der Sitzung, wem er Urlaub erteilt hat, wer um Urlaub für längere Zeit nachsucht, und wer sich als entschuldigt gemeldet hat. Die Namen dieser Abgeordneten laufen jetzt schon im Stenogramm; wer sich aber selbst „Urlaub gibt", d. h. wer unentschuldigt wegbleibt, wird nicht aufgeführt, so wenig wie die Anwesenden. Dieser Modus darf als eine Halbheit angesehen werden.

Eine solche Anwesenheitsliste gibt jedem Wahlkreise die Möglichkeit, zu verfolgen, ob sein Abgeordneter an den Verhandlungen teilnimmt oder nicht. Die Einführung derselben würde einen sehr starken Besuch der Sitzungen zur Folge haben; denn es würde immer flott gearbeitet werden und eine Entscheidung nach der andern fallen, nicht zum Schaden der Gesetzgebung selbst. Gewiß würden nicht alle 397 Abgeordnete jeden Tag wie in der Schule erscheinen, das fordern wir auch gar nicht; aber über 50% würden stets anwesend sein, und es könnte so Schluß der Debatte gemacht werden. Schon die Gewißheit, daß über 84 Sitzungstage hinaus keine Entschädigung mehr gegeben wird, müßte zur prompten Erledigung antreiben. Am Schlusse der Session würde die Zahl der Sitzungstage der anwesenden Abgeordneten zusammengestellt und sonach die Summe als Anwesenheitsgelder verteilt; man kann sich auch die Verteilung in der Weise denken, daß für jede einzelne Sitzung das Pauschale verteilt wird; es trifft auf die Sitzung $20 \times 397 = 7940$ Mk. Bei vollbesetztem Hause trifft auf den Kopf 20 Mk., je schwächer das Haus besetzt ist, desto höher würde allerdings die Quote werden. Aber der Reichstag selbst hätte somit das lebhafteste Interesse an der raschen Erledigung seiner Geschäfte. Alle Einwendungen gegen den Verteilungsmodus sind somit nicht haltbar. Von einer Parlamentsverdrossenheit könnte man angesichts dieser Arbeitsleistung nicht mehr reden. Und dies ist es, was uns so sehr auf die Gewährung von Anwesenheitsgeldern dringen läßt.

Das persönliche Interesse der Abgeordneten kommt nicht in Betracht gegenüber dem hohen Gut, das auf der anderen Seite geschützt wird. Der Bundesrat sträubt sich noch (wir schenken auch den neuen günstiger lautenden Meldungen nicht zu viel Ohr), aber er setzt sich hierdurch nur dem Verdachte aus, daß es ihm mit dem gesamten Parlamentarismus nicht ernst ist. Wer die Gefahr für diesen sieht und nicht die Mittel zur Abwendung ergreift, muß sich gefallen lassen, als Freund der Gefahr angesehen zu werden. Ob die Einführung der Anwesenheitsgelder die Nebenwirkung hat, daß sie innerhalb der sozialdemokratischen Partei mehr „Schippel" aufkommen läßt, mehr Leute, die sich nicht unter die Parteiknute beugen, lassen wir dahingestellt; man kann es aber fast vermuten. Denn auffällig ist die Erklärung Bebels, daß seine Partei auf die Anwesenheitsgelder nicht zu viel Wert lege; von diesem Gesichtspunkte aus versteht man denn auch den Streit im Fall Göhre und die neuesten Bestimmungen des Organisationsstatuts, das die Autonomie der Wahlkreise in der Kandidatenaufstellung bricht und die Gewalt der Zentralmacht stärkt. Aber sei dem, wie ihm wolle, die tunlichst rasche Einführung von Anwesenheitsgeldern ist gerecht und billig und geeignet, der „Parlamentsverdrossenheit" recht wirksam entgegenzutreten.

Der Würfel ist gefallen!

Von
Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Ein vom 25. April 1904 datiertes und am 1. Mai veröffentlichtes Motu proprio verkündigt, daß eine vatikanische Ausgabe der liturgischen Bücher in Vorbereitung ist und demnächst veröffentlicht werden soll. Die Grundlage derselben bilden die Studien der französischen Benediktinerkongregation, besonders diejenigen der Abtei von Solesmes. Eine päpstliche Kommission soll die Ausgabe der Benediktiner prüfen und bearbeiten, damit sie für den allgemeinen Gebrauch verwendbar wird. Abweichungen von dieser amtlichen, in der vatikanischen Druckerei herzustellenden Ausgabe sind nur auf Grund der Lesungen wertvoller alter Handschriften unter gewissen Bedingungen erlaubt. Die Editio Vaticana kann von jedem nachgedruckt werden, der nachweist, daß er imstande und gewillt ist, einen genauen Nachdruck zu veranstalten, der die kirchliche Genehmigung haben muß. Die Grundlinien dieses Motu proprio hat der Heilige Vater am 13. März dreien der ersten Musiker Oesterreichs angedeutet, denen ich bei dieser Audienz als Dolmetsch diente. Damals sagte der Papst auf meine Frage wegen dynamischer Zeichen und Punktierung, daß beide Dinge selbstverständlich nicht in der amtlichen Ausgabe sein würden. Man wird also die Solesmenser Ausgabe bezüglich der Punktierung gründlich verändern und Quantitätsnoten einsetzen müssen, da sie sonst für einfache Verhältnisse von vorneherein unbrauchbar wäre. Erfreulich ist, daß damals der Heilige Vater ausdrücklich hervorhob, daß der Rhythmus des Choralgesanges nicht vorgeschrieben werden könne, sondern dem ästhetischen Empfinden des Chorleiters anheimgegeben werden müsse; die künstlerische Deklamation der Texte gebe den Rhythmus genau an. Des weiteren erkannte Pius X. die Tatsache als selbstverständlich an, daß die Geschmacksrichtung der einzelnen Länder verschieden sei, mithin die Ausführung des Chorals von Land zu Land notwendigerweise Verschiedenheiten aufweisen müsse. Daß der Choral das zulasse, ohne aufzuhören Choral zu sein, sei einer seiner vielen Vorzüge. Der Papst behält sich ausdrücklich vor, wie er am Schlusse des Motu proprio andeutet, mit dem weiteren Fortschreiten der Choralstudien auch Verbesserungen eintreten zu lassen. Die Liste der Kommissionsmitglieder für die Herausgabe der Editio Vaticana wird in Deutschland Aufsehen erregen und zu Erörterungen Veranlassung bieten.

Der „Simplicissimus" und unser Heer.

Von
Dr. Ludwig Kemmer.

Gustav Freytag sagt in seinem 1873 zur Feier des 2. September erschienenen Aufsatze „Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule": Es ist wahr, der sichere Stolz auf nationale Größe, welcher das heranwachsende Geschlecht festigen kann, fehlte damals; an seiner Stelle aber war das Bedürfniß darnach und in vielen Seelen heiße Sehnsucht vorhanden und daneben eine warme, fast kindliche Treue gegen das heimische Staatswesen und das Königthum, dem man sich angehörig fühlte, wie ein Hausgenosse dem Hausvater. Jene Sehnsucht nach nationaler Größe hat in Tausenden als treibende Kraft gewirkt, die loyale Hingabe an das preußische Königthum aber war der Regulator jener treibenden Kraft und die dauerhafte Verbindung dieser beiden Gefühle hat Preußen heraufgebracht. Es ist ferner wahr, der alte Staat der Hohenzollern drückte in Vielem härter auf die Einzelnen. Wo der Wirkungskreis des Privatrechts aufhörte, war oft Willkür der Behörden, engherzige Bevormundung, nicht ganz selten völlige Rechtlosigkeit des Unterthans zu beklagen. Die Menschen mußten mehr ertragen und sich mehr fügen und in manchem ehrenwerthen Mann aus jener Zeit erkennt man noch die Spuren der alten Unfreiheit; daneben aber auch ein Pflichtgefühl und eine Opferwilligkeit für das gemeine Wohl, welche das eigene Leben als etwas Beiläufiges erscheinen ließ, worin zu entsagen selbstverständlich war."

Also gab es vor neunzig Jahren schon ein „dunkelstes Deutschland" mit all den schweren Schatten, die der „Simplicissimus" in grauen und violetten Bildern einem dunkelsten Deutschland andichtet. Einen „Simplicissimus" gab es damals nicht. Und dennoch führte, obwohl dem Deutschland der damaligen Zeit eine kritische und korrigierende Kraft von der Art des „Simplicissimus" fehlte, der Weg, den das Heer des dunkelsten Deutschlands in stiller, unermüdlicher Arbeit durch eine lange Reihe von Friedensjahren verfolgte, über Königgrätz nach Sedan und nicht nach Jena.

Ich habe die letzten Jahrgänge des „Simplicissimus" durchgelesen, um nach meinem Laienvermögen die gegen das Heer erhobenen Vorwürfe zu prüfen.

Was da laut und sichtbar wird, ist feindselige, die Ueberredungskraft geistreicher Kunst ausnützende und darum gefährliche Laienkritik. Dieser Laienkritik kann auch ein Laie entgegentreten. Es drängt mich hiezu die Liebe zu unserem Heer, die seit den Tagen, als mein Vater mit Soldatengeschichten die märchenerzählende Mutter ablöste, in mir lebendig ist.

Der Groll über die Uniformänderungen und die Häufung von Abzeichen, der im „Simplicissimus" und in anderen Zeitschriften laut wird, legt die Frage nahe, ob man es hier mit einer Neuerung oder mit der Uebertreibung eines dem preußischen und deutschen Heere seit seiner Entstehung eigentümlichen Brauches zu tun hat. Keines von beiden ist der Fall.

Nur um den Leser nicht zu ermüden, unterlasse ich es, die durch Kriegs- und Friedenserfahrungen, Fortschritte der militärischen Technik und die Pflege der Tradition veranlaßten Aenderungen der Uniform eines beliebigen Truppenteils vollständig anzuführen. Ich gebe eine Auswahl von Uniformänderungen und Auszeichnungen, die in hellen und trüben Zeiten des preußischen Heeres erfolgt sind.

Im Anfange seiner Siegeslaufbahn, im Jahre 1745, erteilte Friedrich der Große dem Markgräflich-Bayreuthschen Dragoner-Regiment, das am 4. Juni bei Friedberg in Schlesien starke österreichische Infanteriemassen niedergeritten hatte, einen „Königlichen Gnaden-Brieff und Diploma", worin er die Waffentat ausführlich beschreibt und würdigt und seinen Entschluß kundgibt, dem Regiment „vor allen andern Dragoner Regimentern .., jetzo und zu ewigen Zeiten, den erhabenen Unterschied, Vorzug und Ehren-Zeichen beyzulegen, daß das Regiment jederzeit, im Zug und March, es sey im Felde oder Garnisonen, den Grenadier-March, mit ihren Paucken aber auch, den March, der Cuirassier Reuther, schlagen zu laßen, befugt seyn solle", und „um das Andencken dieser glorieusen Action noch ansehnlicher zu machen", dem Regiment die Befugnis gibt, „die eroberte Trophees, an Fahnen und Kanons in ihren sogenandten Regiments-Siegel zu führen".

Der Grenadiermarsch, womit Friedrich der Große die Bayreuthschen Dragoner belohnte, ist der Hohenfriedberger. Er wäre vielleicht längst verklungen, wenn ihn die Pflege der Tradition im preußischen Heere nicht wach erhalten hätte.

In einer dunkeln, armen Zeit, wenige Jahre nach dem Schlage von Jena, im Jahre 1808, verlieh König Friedrich Wilhelm III. den Regimentern, die an der Verteidigung Kolbergs beteiligt waren, Fahnen, die unter dem orangefarbenen Mittelschilde der preußischen Feldzeichen ein blaues Oval mit der Inschrift Colberg 1807 trugen. Im Jahre 1810 erhielten die schwarzen Husaren „die Berechtigung, auf den Kartuschen und auf der äußern Lippe der Offiziersäbel den Stern des Schwarzen Adler-Ordens zu tragen." Im Herbste 1814 ließ der König nach einem Entwurfe Schinkels das Eiserne Kreuz in den Fahnen- und Standartenspitzen der Truppenteile anbringen, die „mit im Kriege" gewesen waren. Im Jahre 1816 bestimmte er in Erinnerung an die Ehrung, die der große Friedrich den Dragonern von Hohenfriedberg erwiesen hatte, daß das Leib-Husarenregiment den Stern des Schwarzen Adler-Ordens im Dienstsiegel führen solle. Das geschah unter vielem anderen in der armen, von Gustav Freytag oben geschilderten Zeit um 1813.

Friedrich Wilhelms III. Sohn, Kaiser Wilhelm I., verlieh nach dem Vorbilde seines Vaters den Truppenteilen, die 1848 und 1849, 1864, 1866, 1870 und 1871 gekämpft hatten, als Schmuck ihrer Feldzeichen das Band des Militär-Ehrenzeichens mit Schwertern, das Düppeler und Alsener Band mit Schwertern und das Eiserne Kreuz. Im Jahre 1866 erlaubte er den Offizieren des Leib-Kürassier-Regiments das Tragen von Stiefeln altbrandenburgischen Modells, die zum Reiten hochgezogen, zu Fuß in Kniehöhe gestülpt wurden. Vor dem Einmarsche in Breslau hatte er das Regiment „für seine tapfere und vortreffliche Haltung während des letzten Feldzuges zum Leib-Kürassier-Regiment" ernannt. Das Regiment führte daher den Namenszug des Königs in den Achselklappen und Epauletten. Trotzdem machte es drei Jahre später im Verbande der 2. Kavalleriedivision den Feldzug an der Loire mit und zeichnete sich bei Pouprn aus. Die von König Wilhelm I. verfügten Uniformänderungen waren also unschädlich und führten nicht nach Jena. Die altbrandenburgischen Stiefel, die später auch von den übrigen preußischen Kürassierregimentern getragen worden waren und als charakteristischer Bestandteil der Uniform des großen Kanzlers eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, ja selbst im „Simplicissimus" mit Wohlwollen wiedergegeben worden sind, schaffte Kaiser Wilhelm II. ab. Sie hatten sich im Felde nicht bewährt. Natürlich erhielt und erhält auch er pietätvoll nach dem Vorbilde seiner größten Vorfahren die Tradition im Heere lebendig.

So belebte er in dem zuletzt genannten ältesten preußischen Reiterregiment die Erinnerung an die altbrandenburgische Vergangenheit dadurch, daß er ihm den Namen Großer Kurfürst verlieh. Am 27. Januar 1903 bestimmte er, daß das Kanonenboot „Iltis" „zur bleibenden Erinnerung und zur Ehrung des hervorragenden Verhaltens seiner Besatzung in dem Kampfe mit den Taku-Forts am 17. Juni 1900" auf der Back über dem Vorsteven aufgesetzt den Orden pour le mérite zu tragen habe.

Davon, daß König Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz in den Fahnen- und Standartenspitzen anbringen ließ und daß Kaiser Wilhelm I. dem Vorbilde seines Vaters folgte, weiß man in weiten Kreisen des deutschen Volkes nichts mehr, und so erregte die Dekoration des „Iltis" Verwunderung, Befremden, Furcht vor einem kommenden Jena und leisen und lauten Hohn. Der „Simplicissimus" brachte in Nr. 50 des 7. Jahrganges eine von Bruno Paul gezeichnete Darstellung, wie ein Beamter in Uniform einer von Ehrenjungfrauen, Beamten und einer Musikkapelle umgebenen Lokomotive, der „Elster", die Friedensklasse des Ordens pour le mérite an den Schlot hängt, „nachdem sie mit ihrem Landesherrn den hunderttausendsten Kilometer zurückgelegt hat". Zersetzender Spott war also die Antwort auf ein geradezu demokratisches Verfahren, im ganzen Truppenteil auch die Verdienste derjenigen Krieger zu ehren, die in einem schweren Kampfe „nur" ihre Pflicht getan hatten. Warum verkennt man so ganz die Wärme des Gefühls und den Gerechtigkeitssinn, die sich in dieser Ehrung eines Schiffes äußern?

Welche Auszeichnung berücksichtigt die Möglichkeit, daß manche Heldentat unbekannt und unbelohnt bleibt, besser, die Verleihung des Regimentssiegels mit den Trophäen von Hohenfriedberg an die Bayreuthschen Dragoner oder die des höchsten preußischen Kriegsordens an ein Schiff, das seiner Besatzung zugleich als Rahmen, Heimat und Schauplatz eines heldenmütigen Kampfes gedient hat, also noch weit inniger mit ihr verwachsen ist, als es sonst bei Schiffen der Fall zu sein pflegt? Was Friedrich der Große tun konnte, ohne von den „Gazetten" belästigt zu werden, wird Kaiser Wilhelm II. verargt. Unser Kaiser übt weder einen neuen Brauch, noch übertreibt er einen alten. Er lebt aber in einer Zeit, in der „die loyale Hingabe an das Königthum" eine starke Einschränkung erfahren hat durch ein dünkelhaftes, oberflächliches Besserwissenwollen. Die Freiheit der Presse unter der Regierung Friedrichs des Großen ist ein Märchen, wie Ernst Consentius vor kurzem in den „Preußischen Jahrbüchern" nachgewiesen hat. Selbst den zahmen, vom König begünstigten „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" wurden Artikel über „die Armee

concernirende Umbstände" von der Zensur gestrichen. Da konnte der König wohl einmal eine Karikatur „niedriger hängen" lassen. Ob er jedoch nicht selbst seinen nie von der Presse mißbrauchten Ausspruch, „daß Gazetten wenn sie interressant seyn solten, nicht geniret werden müsten", zurückgenommen hätte, wenn seine die Tradition im Heere pflegenden Anordnungen von einem „Simplicissimus" verhöhnt worden wären?

Die Zeiten, da der Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß ein russisches Sängerkorps attachiert war, das russische Uniform trug und die im Laufe der Zeit an der Bekleidung der russischen Infanterie vorgenommenen Veränderungen mitmachte, da preußische Truppenteile an russischen Manövern teilnahmen und zur Erinnerung daran ein eigenes Abzeichen erhielten, da es in Preußen Garde-Mariniers gab, die jetzt der „Simplicissimus" einen Fähnrich zur See ersehnen läßt, damit der Ueberflutung der Marine durch Bürgerliche Einhalt geschehe, diese Zeiten, in denen mindestens ebensoviel an den Uniformen geändert wurde wie heutzutage, fielen zusammen mit der von Freytag oben geschilderten Periode. Es waren Jahre, die einem „Simplicissimus" eine Fülle von Stoff geboten hätten. Und trotz der Fülle des Stoffes hätte ein solches Witzblatt nicht gedeihen können. Auch ohne Zensur hätte es der gesunde Organismus des Volkes ausgestoßen. Heute hat das deutsche Volk die Kraft hiezu, wie es scheint, nicht mehr.

Jede beliebige preußische Regimentsgeschichte gibt überreichliches Material, den in vielen Simplicissimuswitzen liegenden Vorwurf, als seien Uniformänderungen und die Mehrung der Abzeichen charakteristisch für unsere Zeit, gründlich zu widerlegen. Der „Simplicissimus" haßt im Heere die stärkste Stütze des Königtums, er würde den Rock des Königs auch dann schmähen, wenn er noch weit schlichter wäre, als er ist. Und wenn unsere Truppen den schlichtesten Burenkittel trügen, träfe auch ihn als Rock des Königs der Haß des „Simplicissimus". Nur ginge dann die Aufgabe, ihn im Bilde wiederzugeben, von Eduard Thöny, der zuviel Freude an militärischer Eleganz und Strammheit hat, auf einen Meister der Darstellung des Häßlichen, also wohl auf Thomas Theodor Heine oder Rudolf Wilke über.

Außer den Uniformänderungen und Auszeichnungen hat der besonders von den preußischen Königen geübte Brauch, Fürsten und Feldherren durch die Verleihung von Regimentern zu ehren, den Zorn des „Simplicissimus" geweckt. Auch eine Reihe deutscher und ausländischer Fürstinnen sind Inhaberinnen preußischer Regimenter und tragen bei militärischen Feiern den Waffenrock, vielleicht auch die Kopfbedeckung ihres Regiments. So trug die Mutter unseres Kaisers nicht selten bei Revuen die Uniform ihres 2. Leib-Husaren-Regiments und unsere Kaiserin im weißen Koller ihres Kürassierregiments ist eine jedem Deutschen vertraute Erscheinung. Der „Simplicissimus" brandmarkt diese Sitte als unweiblich, indem er eine Regimentsinhaberin in Husarenuniform darstellt, der der militärische Sport das Radfahren ersetzt, das ihr von ihrem Schwiegervater verboten worden ist. Vor und nach Jena bestand diese Sitte. Selbst die Königin Luise fand es ihrer nicht unwürdig, ihr Regiment, die Dragoner von Hohenfriedberg (jetzt das Kürassierregiment Königin) im Jahre 1806 in der Regimentsuniform zu begrüßen und durch Berlin zu geleiten.

Wie wohl die Zeit, die mit Bismarck, Moltke, Roon gesegnet war, sich im „Simplicissimus" gespiegelt hätte? Ob dann nicht die ruhmvollen Namen Stein, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst von ihm beschworen worden wären, nur um die neuen Männer einer neuen Zeit an ihnen zu messen und fertigen, ruhenden, nicht nur mit glänzenden Taten, sondern auch mit stiller, pflichtmäßiger Arbeit erworbenen Ruhm zur Verkleinerung der stillen, pflichtmäßigen Arbeit Lebender zu benutzen? Nur um den Kaiser, den Reichskanzler und den Generalfeldmarschall Grafen Waldersee zu verhöhnen, bannt der „Simplicissimus" die großen Männer aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Wer von ihnen nicht zur rechten Zeit starb, dem Enkel des ersten Kaisers noch wertvolle Dienste leisten und für Deutschland unter dem neuen Kurse seine letzte Kraft einsetzen konnte, den traf der giftige Hohn des „Simplicissimus". Das hat Graf Waldersee erfahren, als er am Ende seines Lebens die Mühsal der Ausfahrt nach China auf sich nahm. Er hatte seinem König vor dem großen Kriege und an der Loire als Diplomat, als Truppenführer und als Kämpfer mit dem Gewehr in der Hand unschätzbare Dienste geleistet und in langer Friedensarbeit einen ruhigen Lebensabend sich verdient. Dafür, daß er und seine Gemahlin von den letzten Jahren des Beisammenseins ein ganzes dem Kaiser und dem Vaterlande willig opferten, dankt ihnen der Verfechter der Humanität, der „Simplizissimus", mit bitterem Hohne, weil sich die Abreise des Feldmarschalls nicht in den Formen vollzogen hat, die das Einfachheit zwar gelegentlich fordernde, aber selbst gewiß nicht fördernde Witzblatt gerne gesehen hätte.

Der Offizier des „Simplicissimus" ist eine Schöpfung Eduard Thönys. Dieser Künstler verfügt in bewundernswertem Maße über die Fähigkeit, die Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme und Waffengattungen zu erfassen und wiederzugeben. Er versteht und reproduziert wie kein anderer den malerischen Reiz, der der in ihren deutschen Grundformen ungemein schlichten und auch in den aus der Fremde entlehnten und ins Deutsche übersetzten Uniformstücken vornehmen Bekleidung unsers Heeres eigen ist. Eine seltsame Ideenverbindung zwingt mich, so oft ich Zeichnungen Thönys sehe, an die Wernersche Darstellung der Kaiserproklamation zu Versailles zu denken. Liegt das an den preußischen Kürassieren, die im Vordergrunde jenes Gemäldes dargestellt sind und die Thöny immer wieder bis zum Pallasch und zum Schieber des Faustriemens vortrefflich zeichnet, oder überhaupt an der Häufung der militärischen Typen, die außer Menzel, Werner, Camphausen, Jank und Thöny niemand mit ähnlicher Vollkommenheit wiedergibt — jedenfalls drängt sich in meiner Vorstellung der „Simplicissimus" immer neben das Wernersche Bild. Und gerade in dieser Nebeneinanderstellung ist mir die Gefährlichkeit der Heereskritik des „Simplicissimus" klar geworden. Dort in hoher Feier das Heer um den Kaiser geschart, hier dreißig Jahre später ein Gegenstand sich immer erneuernden giftigen Spottes. Und hier wie dort bis ins Kleinste treu wiedergegeben. Gerade diese Treue, womit Thöny die Soldatentypen zeichnet, macht seine Zeichnungen so gefährlich. Ein roher, dummer Ausspruch unter einem von Bruno Paul, Thomas Theodor Heine oder Rudolf Wilke gezeichneten Soldaten oder Offizier weckt auch in geistig unmündigen Lesern vielleicht nur den Gedanken: Solche Jammergestalten gibt es im Heere ja gar nicht! Unter einer Thönyschen Zeichnung wirkt er ähnlich überzeugend wie unter einer Photographie. Bisweilen vergißt Thöny den Gesichtsausdruck seiner Gestalten auf die unten stehende Bemerkung zu stimmen. Dann klafft zwischen Bild und Wort eine Lücke, die die herabsetzende Wirkung verstärkt. Denn der unkritische Leser versieht sich infolgedessen von jedem Offizier einer Aeußerung oder Handlungsweise, wie sie der „Simplicissimus" seinen Typen unterlegt. Eine widerliche Karikatur wird durch das Auge selbst des Leichtgläubigsten und Unkritischsten korrigiert und ihre Wirkung ist heilbar, eine geradezu photographische Verleumdung eines ganzen Standes hinterläßt eine fast unheilbare Vergiftung der Volksmeinung.

Der „Gemeine" früherer Zeiten, der jetzige Infanterist, Kanonier, Chevauleger, Ulan, wie spiegelt er sich im „Simplicissimus"? Er kommt im Bilde selbst bei Thöny nicht immer gut weg. Der bayerische „Leiber", der Chevauleger, der Ulan, sie alle brauchen sich für die schlappe, falsche Eleganz und die Vierschrötigkeit, in der sie im „Simplicissimus" erscheinen, nicht zu bedanken. Besser sind die Worte, die ihnen in den Mund gelegt werden, hier kommt neben Roheit auch Mutterwitz und bisweilen die Stammesart zutage und in den Liedern, die das Blatt sie singen läßt, mischt sich mit Roheit eine trunkene Wehmut. Am schlechtesten wird der Matrose behandelt; er wird mit Vorliebe auf heimlichen Gängen in den Gäßchen der Hafenstädte dargestellt. Zur Zeit des Burenkrieges ließ der „Simplicissimus" einen „Luke" oder „Kare" seine Genossen zu einer Expedition nach London auffordern, da die ganze dortige Zuhälterinnung in den Krieg gezogen sei. Jetzt findet das Blatt keinen Unterschied mehr zwischen den englischen Soldkriegern und unseren Matrosen. In einer der letzten Nummern nimmt einer leichten Herzens von der Heimat Abschied. Er läßt zwar eine Braut zurück, aber sie steht unter Polizeiaufsicht, ist also wohl behütet. Doch hellt der „Simplicissimus" das düstere Bild von unseren blauen Jungen ein andermal wieder auf, allerdings nicht diesen zuliebe. Er demonstriert an scheidenden Matrosen, wie kernig und schlicht die zur Zeit der chinesischen Wirren ausziehenden Truppen hätten verabschiedet werden sollen. Einmal läßt er einen Matrosen sogar eine Mutter haben, nicht ein gekauftes Liebchen oder eine unter Polizeiaufsicht stehende Braut. Warum, sagt der unter der Abschiedsszene stehende Vers:

Auf daß die Reichen noch reicher leben,
Müssen die Armen ihr Liebstes geben.

Dem Bilde des deutschen Offiziers fehlt natürlich auch diese unechte Wärme des Tons.

Die betrübenden Nachrichten aus Südwestafrika beweisen, daß unsere Offiziere und Mannschaften immer noch zu sterben verstehen. Warum leiden selbst in solchen Zeiten, wo vornehme und schlichte Mütter weinen, deutsche Leser den frechen Hohn, den ein Witzblatt auf einen Stand häuft, der im Frieden Achtung, im Kriege Ehrung verdient?

Ich weiß wohl, der Terrorismus der Parteien und der Kunstverständigen läßt viele nicht reden. Lieber unterdrückt man die eigene Ueberzeugung, als daß man den Kampf des Zentrums gegen die Auswüchse der Kunst und der Literatur als berechtigt anerkennt. Tausende fühlen sich täglich durch Witze des „Simplicissimus", die Sitte, Königtum und Heer versehren, im Innersten verletzt und

Tausende lassen sich wieder versöhnen, wenn die nächste Seite des Blattes einen Angriff auf ihre politischen oder persönlichen Gegner bringt. Da glättet sich die Stirne des Offiziers, wenn einem dem Heere feindlichen Abgeordneten ein Hieb trifft, wenn dieser Hieb auch nicht durch die Abneigung gegen das Heer und das Reich, sondern durch den ehrlichen Kampf gegen sittliche Schäden veranlaßt wurde. Der Beamte freut sich der Kritik, die das Blatt an unserem Heere übt, weil junge Offiziere sich ihm gegenüber dünkelhaft benommen haben. Dem Bürger schwellt der Stolz auf seine kernige, schmucklose Tüchtigkeit die Brust, wenn er die Selbstkritik liest, die der „Simplicissimus" den Adel üben läßt, und der Adelige fühlt sich durch trostlose Bilder aus dem Familienleben in seiner Ablehnung des Bürgertums bestärkt.

Kein Stand wird so konsequent und so feindselig im „Simplicissimus" verhöhnt wie der deutsche Offizier. In erster Linie aus politischen, dann aber auch aus künstlerischen und verlagstechnischen Gründen. Die Uniform und ihre Träger geben dem „Simplicissimus" die lockende Farbe, seine künstlerische Wirkung beruht zum größten Teile auf der stilvollen Buntheit der äußeren Erscheinung unseres Heeres. Kein Stand hat so viel Grund und in dem Maße geradezu die Pflicht, durch allgemeine konsequente Ablehnung den „Simplicissimus" in seiner Verbreitung einzuschränken, wie die Offiziere. Das Witzblatt greift in ihnen die treuen Diener des Königs an und sucht durch die Karikatur des Standes, der in unserer friedlosen Welt am engsten mit dem Königtum verbunden ist, das Königtum selbst zu schädigen.

Diener des Königs — ich weiß, der Ausdruck allein reicht aus, den Hohn und Zorn all derjenigen auf mich zu laden, die mit der Bewährung des Männerstolzes vor Königsthronen ihren Staatsbürgerpflichten genügt zu haben glauben. Bismarcks Grab ziert ein Wort, das den gleichen Sinn hat. Ich weiß, daß man mit ungeheurer Verachtung auf meine Aeußerungen herabsehen wird. Man wird mir Liebedienerei gegenüber dem Zentrum, Streberei, Lakaiengesinnung und ähnliche schöne Dinge vorwerfen. Ich bin an diesem Orte nur Gast, nicht heimisch. Eine weite, unüberbrückbare Kluft trennt meine religiösen und — von der in Frage stehenden Angelegenheit abgesehen — meine politischen Anschauungen von denen des Zentrums. Enge fühle ich mich jedoch mit ihm verbündet, wenn es ehrlich gegen freche, von anderen Parteien leichtsinnig unterschätzte Angriffe auf das Königtum und die sittliche Gesundheit des deutschen Volkes kämpft.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

„Der Kaiser als Erzieher" könnte man die wuchtige Ansprache überschreiben, die Wilhelm II. nach seiner glücklichen Rückkehr von der sechswöchigen Mittelmeerfahrt in Karlsruhe gehalten hat. Der Kaiser hat auf der Fahrt nicht bloß dem Erholungszweck mit sichtlichem Erfolge sich gewidmet, sondern auch durch die gerade im psychologischen Moment erfolgende Begegnung in Italien eine bedeutsame politische Arbeit geleistet. Und daß während der Lenzfahrt die Fühlung mit der inneren und äußeren Entwicklung nichts eingebüßt, zeigten die Karlsruher Worte, die sozusagen zwei Nägel mit einem Schlage trafen. Eine Verurteilung des inneren Parteihaders verbunden mit dem Hinweise auf die ernste Gestaltung der Weltereignisse!

Die schlimmsten Schürer des inneren Haders haben auf die scharfe Mahnung teils geschwiegen, teils mit der üblichen Blitzableiter-Taktik sich zu helfen gesucht. Mahnungen zur Verträglichkeit und Eintracht sollen bekanntlich immer die anderen angehen; das liebe Ich und die eigene Partei glänzen stets in Lammesunschuld. Für jedes offene Ohr ist es aber selbstverständlich, daß der Kaiser, wenn er gleich nach seiner Rückkehr gegen den Parteihader und den Zwiespalt in der Nation sein Mahnwort richtet, die aktuellen Vorgänge auf diesem Gebiete im Sinne hat, also in erster Linie die konfessionelle Hetze, die der Evangelische Bund zurzeit mit allen Mitteln und Künsten betreibt. In der würdevollen und kraftvollen Form, die dem Monarchen geziemt, weist der Kaiser kurz und durchschlagend die Angriffe zurück, die gegen seine Regierung und mit nicht zu verkennender Zuspitzung gegen ihn selbst von den Hetzern gerichtet wurden, indem er den lapidaren Leitsatz aufstellt: „Die Ereignisse, welche die Welt bewegen, sollten dazu führen, den inneren Zwiespalt vergessen zu machen".

Man kann in der Tat den gegenwärtigen Kurs der inneren Politik nicht besser charakterisieren, als daß die Ausgleichung des inneren Zwiespalts, wie er besonders aus der Verschiedenheit des Bekenntnisses in Deutschland resultiert, nach Möglichkeit angestrebt wird. Was die Hetzer auf der kulturkämpferischen Seite als unerhörte Triumphe des Ultramontanismus und schreckliche Nackenschläge für den Protestantismus hinstellen, ist doch nichts weiter, als die teilweise Beseitigung einiger Ungerechtigkeiten, unter denen der katholische Volksteil bisher gelitten. Zum inneren Frieden kann man doch nur kommen auf dem Wege der ausgleichenden Gerechtigkeit. Nach den Worten des Kaisers darf man annehmen, daß die Regierung in versöhnlicher Politik verharren wird — trotz aller Treibereien der Bündler und trotz der sonderbaren Fronde, die sogar die vom summus episcopus abhängigen Kirchenobersten gegen die Politik des Monarchen versuchen. Wir entnehmen aus der Karlsruher Rede, daß Wilhelm II. sich auch nicht durch die lärmende Truppe der Kampfspastoren beeinflußen lassen will.

Der Bund und seine Mitläufer handeln sichtlich nach dem alten Satze: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo! Nachdem der Versuch, die Bundesregierungen zur Ablehnung des friedlichen Reichstagsbeschlusses zu bestimmen, gescheitert war, warfen sie sich auf die Revolutionierung der „protestantischen Volksseele". Auch das verheißt keinen Erfolg. Das Strohfeuer scheint nun schon im Abnehmen zu sein. Es fehlt an reellem Brennstoff. Vermutlich schauen die Macher schon sehnsüchtig nach einer Gegendemonstration von katholischer Seite aus. Sobald wir in der Abwehr, möge sie auch noch so berechtigt sein, etwas kräftig ins Zeug gingen, hätten sie Vorwand und Material für weitere Aufreizungen in Wort und Schrift. Aber nun herrscht zu ihrer Enttäuschung bei den Katholiken würdige Ruhe; man beschränkt sich auf das Allernotwendigste bei der Abwehr der Verleumdungen und Lästerungen, um im übrigen die blinde Wut der Gegner sich austoben zu lassen. Leute, die noch nie einen Jesuiten gesehen haben und auch jetzt noch keinen zu sehen bekamen, kann man auf die Dauer doch nicht in Erregung halten mit dem Schreckensmärchen, daß der Protestantismus am Rande des Verderbens schwebe, wenn die paar Hundert deutscher Jesuiten nicht gleich Vagabunden und entlassenen Sträflingen an der Polizeikette gehalten würden.

Zum Ueberfluß hat der Evangelische Bund auf seiner brandenburgischen Hauptversammlung einen argen taktischen Fehler gemacht, als er förmlich und feierlich die Aufhebung des § 166 des Str.-G.-B., also die Freiheit der Gotteslästerung und der Religionsbeschimpfung, zur Bundesparole machte. Dadurch ist der schlaue Plan, auch die konservativen Elemente in Masse zum Bunde herüberzuziehen, jämmerlich durchkreuzt werden.

In Summa: wir können sowohl als Katholiken wie als Politiker mit dem bisherigen Verlauf dieser antiultramontanen Bewegung sehr zufrieden sein. Die Gegner blamieren sich, so gut sie können.

Der Parteihader in Deutschland hat auch seine wirtschaftlich-soziale Seite. Der Kaiser kennt aber die Unbelehrbarkeit der Sozialdemokratie zu gut, als daß er seine Mahnung zum inneren Frieden gerade an die rote Linke adressiert haben sollte. Zur konfessionellen Verträglichkeit können wir mit Hilfe der wahren Christen viel eher kommen, als zum sozialen Frieden. Die Macht der revolutionären Führer der Sozialdemokratie ist nicht so schnell zu brechen, wie die Fronde von kampfsüchtigen Pastoren und Professoren. Es sind freilich Zeichen vorhanden, daß unter dem mitlaufenden Troß der Sozialdemokratie infolge der Dresdener Angriffe eine gewisse Ernüchterung eingetreten ist; doch darf man diese Erscheinungen nicht überschätzen. Bei den Nachwahlen haben die Sozialdemokraten jetzt schon das zweite Mandat verloren, erst Tschopau-Marienberg, jetzt Altenburg, und vielleicht verlieren sie in Frankfurt a. O. noch das dritte von ihren 81. Die inneren Zwistigkeiten haben offenbar einen gewissen Rückgang der Stimmenzahl herbeigeführt; doch ist er nicht so stark, daß man auf einen großen Abfallprozeß schließen dürfte, und es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen wieder eine frische Brise in die roten Segel kommt. Diese Gefahr ist umso größer, wenn auf protestantischer Seite der kindische Kulturkampfssport fortgesetzt wird, statt daß man dort alle geistlichen und weltlichen Kräfte zusammenfassen sollte zur Wiedereroberung der Massen, die vom Unglauben und Umsturz sich haben betören lassen. Auf unserer Seite wird man sich aber vor optimistischer Schätzung der einzelnen Zwischenfälle hüten und die erste Aufgabe, den katholischen Arbeiter vor der Sozialdemokratie zu schützen, mit der angespanntesten Kraft weiter verfolgen. Die tobenden Pastoren und Professoren sind uns nicht gefährlich; die vordringende Sozialdemokratie — das ist der Feind!

Wenn der Kaiser zur Verträglichkeit und Eintracht mahnt, so dürfen wir, ohne in pharisäischen Geruch zu geraten, frank und froh feststellen, daß gerade das Zentrum sich als Partei der Vermittlung und der Ueberbrückung des Zwiespalts bewährt hat. Die mittlere Linie im politischen Parteileben, die bürgerliche Toleranz auf dem konfessionellen Gebiete — das ist nicht bloß in Wort und

Papier, sondern in reeller, oft erfolgreicher Tat die Richtschnur des Zentrums gewesen und geblieben. Und doch richten sich die Pfeile der Hetzer mit Vorliebe gegen die „Herrschaft des Zentrums“. Was sie ärgert, ist nicht die angebliche Herrschaft, sondern die Existenz des Zentrums, weil dadurch die Verachtung und Mißhandlung der katholischen Minderheit verhindert wird. Täte das Zentrum ihnen den Gefallen, zu verschwinden, so würde kein Friede eintreten, sondern vielmehr der Kampf gegen den Katholizismus erst recht losbrechen; das Ideal dieser Herren ist jener „Friede des Kirchhofes“, von dem der Abg. von Mallinckrodt bei der Einbringung der Maigesetze sprach, die Ausrottung des Katholizismus. Was die Volksaufreizer „Herrschaft“ des Zentrums nennen, ist in Wirklichkeit ein schwerer Dienst im Interesse des Vaterlandes, vergleichbar mit dem langwierigen Dienste Jakobs bei Laban, vergleichbar auch in den Enttäuschungen durch minderwertige Abschlagszahlungen. Das Zentrum muß nicht bloß schwere Arbeit leisten, sondern auch Opfer bringen, und nicht für ein Ministerium vom eigenen Fleisch und Blut, wie es sonst bei den Mehrheitsparteien die Aufgabe leicht und süß macht, sondern für eine Regierung, die aus konservativer Kette mit nationalliberalem Einschlag besteht, so daß der stützenden Zentrumspartei nichts anderes verbleibt als das Bewußtsein, dem Vaterlande durch Fernhaltung eines größeren Uebels genützt zu haben. Wohin wären wir in Deutschland bei den kritischen Verhältnissen in den letzten Jahrzehnten gekommen, wenn nicht das Zentrum auf allen Gebieten mit so viel Mäßigung, Klugheit und Opferwilligkeit für den friedlichen Gang der inneren und die Sicherheit der auswärtigen Politik gesorgt hätte? Das große Werk der heiß umstrittenen Zollreform ist doch noch nicht vergessen.

Neuerdings noch hat das Zentrum in dem Ausgleiche über die sogenannte Reichsfinanzreform gezeigt, daß es bei aller gebotenen Festigkeit doch von Eigensinn und Hartnäckigkeit sich freihält. Und an das leuchtende Verdienst des Zentrums, namentlich des verewigten Dr. Lieber, um den Ausgleich in der schwierigen Flottenfrage wurde man noch vor wenigen Tagen erinnert, als der bayerische Thronerbe den neuen Kreuzer „München“ taufte. Es lag in dem schönen, aber dornigen Beruf des Ausgleiches, als die Zentrumspartei trotz der starken Vorurteile und Bedenken, die entgegenstanden, für die beiden Flottengesetze den Ausschlag gab, nachdem die finanzielle Grundlage leidlich geregelt war. Der Drang nach einer größeren Flotte, die mit der weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Entfaltung Deutschlands in angemessenem Verhältnis stand, war nicht zu bezwingen, sondern nur durch verständiges Entgegenkommen in die rechten Bahnen zu lenken. Durch kluge Gewährung des Notwendigen in den zweckmäßigsten Formen gelang es allein, das Volk vor jenem Ueberschwang zu bewahren, der aus den Agitationen des einflußreichen Flottenvereins ja jetzt noch gelegentlich hervorleuchtet. Dem Zentrum ist das Maßhalten zu danken, und es ist auch in erster Linie sein Verdienst, wenn auch in dem spröden Süddeutschland das Verständnis und das Interesse für die kostspielige, aber doch nötige Betätigung der Reichsherrlichkeit zu Wasser erwacht, wie sie in der bayerischen Taufpatenschaft jetzt einen feierlichen Ausdruck gefunden. Die getätigte Bewilligung des Nötigen gibt erst die Kraft, das Ueberschwängliche dauernd zu verhindern.

Der Kaiser erinnerte in der Karlsruher Rede an die einigenden Ereignisse von 1870/71 und stellte ihnen gegenüber gegenwärtige Ereignisse in der Weltpolitik, die uns zum Zusammenfassen der Kräfte veranlassen müßten. Daraus haben französische Gernegroße den Schluß ziehen wollen, daß der deutsche Kaiser über die diplomatischen Erfolge ihres Bündniskünstlers Delcassé oder die Romreise ihres Präsidenten Loubet schwer erschrocken sei. Ach nein, der Kaiser dachte dabei nicht an Schachspielzüge, sondern an die vielen Gefahren, die aus den kriegerischen Verwicklungen hervorgehen können. Nicht die einzige, aber die größte und dunkelste Wetterwolke ist der Krieg in Hinterasien, der sich leider sehr in die Länge zieht. Den als Versuchsballon aufgestiegenen Vermittlungsgedanken hat der russische Minister förmlich und unbedingt, für Gegenwart und Zukunft abgewiesen. Das läßt sich verstehen, weil ein Staat, der unter den ersten Niederlagen nach Rache dürstet, sich nicht dem Verdacht des Friedenshungers aussetzen mag. Schlimmer aber ist es, daß die Voraussetzung des Vermittlungsgedankens, ein ruhmvoller Sieg der russischen Landmacht, sich bislang nicht einstellen will, sondern vielmehr die Russen am Jalu eine sehr empfindliche Schlappe erlitten haben. Ihre Hauptmacht, die auf der Linie Port Arthur-Mukden-Charbin konzentriert ist, wurde freilich noch nicht betroffen; aber es scheint doch, als ob die geschmeidige Kriegskunst der raffinierten Japaner dem bärenhaften Gegner auch im Landgefecht überlegen wäre, so daß die Russen voraussichtlich erst noch einiges Lehrgeld bezahlen müssen, ehe sie von ihrer überlegenen Wucht den rechten Gebrauch machen können. Die Sache scheint sehr langwierig zu werden und eben deshalb für Verwicklungen viel Spielraum zu lassen.

Reichsfinanzreform und Bundesstaaten.

Von

Unterstaatssekretär z. D. Prof. Dr. Georg v. Mayr.

In jedem zusammengesetzten staatlichen Gemeinwesen ist die Regelung der Finanzen eine verwickeltere Aufgabe als im Einheitsstaat. Aber auch im Einheitsstaat verbleibt die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Auseinandersetzung in Finanzangelegenheiten — sowohl nach der Seite des Ausgabekreises als namentlich auch nach der Seite der Einnahmebeschaffung und der Ausgestaltung der Besteuerung insbesondere — zwischen dem Staat und den Kommunalverbänden. Bei einem Staatenbund erwächst das gleiche Bedürfnis angemessener Auseinandersetzung zwischen den Bundesgliedern und dem Bund. Daraus ergeben sich Probleme, die man im Einheitsstaat nicht kennt, die aber bei richtiger Ausgestaltung der Finanzpolitik in einer Staatenverbindung ebenso befriedigend gelöst werden können wie das Problem der Ausgestaltung der Staats- und Kommunal-Finanzpolitik im Einzelstaat. Davon, daß „die Struktur des Reiches als Bundesstaat“ einer gesunden Entwicklung unserer Reichsfinanzen entgegenstehe, wie der Herr Abgeordnete Speck am Schluß des Aufsatzes in Nr. 3 dieser Blätter meint, kann meines Erachtens nicht die Rede sein. Die „Schwierigkeiten“, die dabei zu überwinden sind, können leicht überwunden werden, wenn nicht neue vermeidbare Schwierigkeiten bei dem Versuche dieser Ueberwindung geschaffen werden. Praktische Erfahrungen über befriedigende finanzielle Auseinandersetzungen von bundes- und einzelstaatlichen Gewalten liegen außerhalb Deutschlands vor; insbesondere sei auf die Vereinigten Staaten von Amerika und die Schweiz verwiesen. Es wäre sehr traurig, wenn in der Struktur des Reichs als Bundesstaat wirklich ein entscheidendes Hindernis der Gesundung seiner Finanzen läge; damit wäre einer unitarischen Politik eine bedeutungsvolle Waffe gegeben, eine Konsequenz, die gewiß auch dem Herrn Verfasser der Studie über die Reichsfinanzen und deren Reform als durchaus unerwünscht erscheinen möchte.

Die Sache liegt an sich gar nicht so verwickelt, wenn sie nicht aus besonderen außerhalb des engeren Kreises der Finanzfragen liegenden politischen Motiven erst zu einer verwickelten gestaltet und nachdem ungünstige Folgen einer solchen Gestaltung sich ergeben haben, gleichwohl in diesem verwickelten Zustand belassen wird.

Am einfachsten ist die Lösung des Problems dann, wenn dem Bund und den Einzelstaaten je ein durchaus selbständiges Gebiet der Finanzbetätigung, insbesondere auch der Ausgestaltung der Besteuerung, überwiesen ist, in der Art, daß die jeweils zum Eingreifen berufene Finanzgewalt in voller Unabhängigkeit sich zu bewegen in der Lage ist, und daß die Bundesgewalt einerseits, die einzelstaatlichen Gewalten anderseits auch die vollen Erträgnisse der Besteuerung ihrerseits genießen, ohne alle wechselseitigen Ueberweisungs- und Zuschußverbindlichkeiten. So liegt die Sache im wesentlichen in den Vereinigten Staaten.

Eine solche schiedliche und friedliche Auseinandersetzung der Bundesfinanzen und der einzelstaatlichen Finanzen ist die einfachste Lösung der Aufgabe; sie war in dieser Art auch ursprünglich in der später auf das Reich übernommenen Verfassung des Norddeutschen Bundes gedacht. Die später eingetretene Verwicklung rührt nicht von der Struktur des Reichs an sich, sondern davon her, daß die ursprünglich in der Franckensteinschen Klausel in bescheidenem Rahmen gehaltene Ueberweisungspolitik im Laufe der Zeit eine die Reichsfinanzen in unvorhergesehener Weise schädigende Uebertreibung erfahren hat. Neben der absoluten beziehungslosen Scheidung der Finanzen von Bund und Staat ist auch eine Ausgestaltung der Finanzen beider denkbar, welche für eine mäßige Entwicklung von Zuschüssen der Glieder an das Ganze und von Ueberweisungen seitens der letzteren an die Glieder Raum läßt. Die Ausgestaltung der Beziehungen zwischen dem Bundes- und dem Kantonalhaushalt in der Schweiz, darunter neuerlich auch die Ueberweisung des Ertrags des Bundes-Branntweinmonopols an die Kantone, bietet ein Beispiel des letzterwähnten Falles, während der andere durch diejenigen Jahrgänge des älteren deutschen Reichshaushalts dargestellt wird, in denen die Einzelstaaten nur ungedeckte Matrikularbeiträge, diese aber in mäßigem Betrag zu entrichten hatten. Auf dem Gebiete der nicht zur Verwirklichung gelangten Reformideen gehört hierher der Reichsfinanzreformvorschlag von 1893, welcher den Einzelstaaten eine Reichsdotation von 40 Millionen Mark sichern wollte. Der Grundgedanke dieses Vorschlags war an sich ganz zutreffend. Das Reich verfügt über die Hauptquellen der indirekten Besteuerung, die mehr liefern bzw. bei rationellem Ausbau mehr liefern konnten, als das Reich selbst braucht; es erschien deshalb billig, daß es vom Ueberschuß einen gewissen Betrag an die Einzelstaaten abgebe.

Eine in mäßigen Grenzen sich haltende Zuschuß- oder Ueberweisungspolitik ist hiernach mit einer gesunden Ordnung des Finanz-

wesens in Reich und Staat wohl vereinbar. Ganz anders aber gestaltet sich die Sachlage, wenn das eine oder das andere Prinzip der Verbindung beider Haushalte übertrieben wird. Wer die Geschichte der beiden jüngsten Jahrzehnte der Haushaltsführung des Deutschen Reiches näher betrachtet, wird nicht umhin können, die Uebertreibung des Ueberweisungsprinzips festzustellen und in ihr — nicht im Grundgedanken der Ueberweisung an sich — eine Hauptquelle der Störungen zu erkennen. Er wird dann allerdings zu einer wesentlich anderen rückblickenden Auffassung kommen als Herr Abgeordneter Speck. Dieser hebt nicht ohne Befriedigung am Schluß des ersten Teiles seiner Ausführungen (Nr. 2 dieser Blätter) hervor, es seien, „dank der vielgeschmähten Franckensteinschen Klausel an die Einzelstaaten vom Reich seit 1880 rund 347 Millionen ausbezahlt worden, welche ohne diese Gesetzesbestimmung dem Reiche verblieben wären und dort zweifellos auch neben den ohnedies aufgebrauchten Mitteln eine mehr oder minder wünschenswerte Verwendung gefunden hätten, nach dem Erfahrungssatze, daß in allen großen Gemeinwesen bei Ueberschüssen ein Verwendungszweck leicht gefunden wird". Diese Auffassung geht von der Annahme aus, als wären im Reich diese 347 Millionen, falls sie nicht hätten überwiesen werden müssen, für irgendwelche andere, leicht zu findende, Verwendungszwecke zur Verwendung gekommen. Ich will ganz davon absehen, welches geringe Vertrauen in die Handhabung des Ausgabebewilligungsrechts des Reichstags darin liegt. Darauf aber muß ich hinweisen, daß es eine Täuschung wäre, wollte man etwa glauben, die Bundesstaaten seien um die 347 Millionen bereichert worden, ohne daß eine entsprechende Vermögensminderung auf Seite des Reichs eingetreten wäre. Eine solche hat sich in sehr greifbarer Weise vollzogen; denn die ganze Zuwendung der 347 Millionen an die Bundesstaaten hat das Reich nur vollziehen können, indem es in derselben Zeit seinen Schuldenbestand um einen nahezu sechsfach höheren Betrag steigerte! Das Reich war der übergute Vater, der den Wechsel des Sohnes auf Borg erhöhte. Da die Finanzlage des Reichs durch die Matrikularbeiträge unmittelbar auf die Einzelstaaten einwirkt, und dabei auch die steigenden Schuldzinsen ihren Einfluß äußern, so geben die genannten 347 Millionen zu keiner ungetrübten Dauerfreude der Einzelstaaten Anlaß. Jetzt muß man einsehen, daß es richtiger gewesen wäre, wenn sie dem Reiche verblieben und die „wünschenswerte Verwendung" zur Abminderung des Anleihekredits erfahren hätten, eine Verwendung, die sich von selbst ohne weiteres ergeben hätte, die aber in der Speckschen Ausführung ganz übersehen ist.

Eine Uebertreibung des Ueberweisungsprinzips war es — wie wir heute ganz klar übersehen können — wenn von Reichswegen den Einzelstaaten 3½ Hunderte von Millionen an Ueberweisungen zukommen, während das Reich selbst in der gleichen Zeit mehr als zwei Milliarden neue Schulden gemacht hat. Diese Uebertreibung hat aber nicht bloß den Reichshaushalt geschädigt, sondern in seinen letzten Folgewirkungen auch verschiedene Landeshaushalte. Nur für diese, nicht für den Reichshaushalt, trifft in verschiedenen deutschen Einzelstaaten die Theorie von den leicht gefundenen Verwendungszwecken zu. In diesen Tagen (18. April) hat z. B. der neue badische Finanzminister Becker hervorgehoben, daß die Ursachen der gespannten Finanzlage in einer zu weit gehenden Ausgabepolitik zu suchen seien, zu welcher man sich in den Jahren der Ueberschüsse habe hinreißen lassen. Die Ueberschüsse im Haushalt der Einzelstaaten sind aber gerade durch die Ueberweisungen wesentlich gefördert worden.

Eine andere Folge der Uebertreibung des Ueberweisungsprinzips ist es, daß die Bruttosummen der Ueberweisungen einerseits und der Matrikularbeiträge anderseits eine übermäßige Höhe erreicht haben und daß hiernach je nach dem Ausfall der Einnahmen an überwiesenen Reichssteuern vorher gar nicht bestimmbare große Schwankungen und entsprechende Störungen im Haushalt der Einzelstaaten entstehen.

Die wichtigste Aufgabe der „kleinen" Reichsfinanzreform, um die es sich jetzt handelt, ist hiernach die Beseitigung der Uebertreibungen im Ueberweisungswesen, wie sie sich historisch gestaltet haben, und die Ausschaltung der für den Einzelhaushalt der Staaten schädlichen unberechenbaren Schwankungen. Die Lex Stengel versucht dies zu erreichen mit dem grundsätzlichen Erstreben des Gleichstandes eines auf ein richtiges Maß zurückgeführten Betrags von Matrikularbeiträgen und Ueberweisungen und mit den einzelnen damit im Zusammenhang stehenden finanztechnischen Maßnahmen. Auf diese näher einzugehen, glaube ich in diesen Blättern unterlassen zu sollen; nur in aller Kürze möchte ich darauf hinweisen, daß in dieser Hinsicht die — inzwischen auch von der Budgetkommission des Reichstags gebilligte — Verwendung von Reichsüberschüssen zur Erstattung ungedeckter Matrikularbeiträge eine sehr nützliche Ausgleichungsmaßnahme ist, die m. E. auch Herr Abg. Speck — namentlich, da er die Annahme des § 3 bezweifelt — hätte befürworten müssen.

Auf eine tatsächliche Anerkennung der Notwendigkeit, die im vorstehenden berührten Uebertreibungen der Ueberweisungspolitik zu beseitigen, laufen übrigens auch die Speckschen Schlußausführungen in Nr. 4 dieser Blätter hinaus. Welche Gründe dafür sprechen sollen, daß gerade der Hauptposten der Uebertreibung, nämlich die Zolleinnahme, unter den Ueberweisungen bleiben solle, vermag ich allerdings aus diesen Ausführungen nicht zu entnehmen. Auch die Mehrheit der Budgetkommission hat bei dem Kompromiß zwischen der bisherigen Ueberweisungs-Uebertreibung und dem Maß der Einschränkung der Ueberweisungen, wie der Entwurf der Lex Stengel sie vorschlägt, die Ausschaltung gerade der Zolleinnahmen aus den Ueberweisungen für zutreffend erachtet. Im übrigen ist mit der Ablehnung des § 3 der Lex Stengel die finanzpolitische Formulierung des Grundgedankens möglichster Fernhaltung ungedeckter Matrikularbeiträge abgelehnt. Die Frage der Abwehr eines die einzelstaatlichen Finanzen schädigenden Zugriffes der Reichsfinanzgewalt auf die Persönlichkeiten der einzelstaatlichen Gemeinwesen selbst an Stelle geeigneter unmittelbarer Erfassung der Steuerkraft und insbesondere der Verbrauchssteuerkraft der Bevölkerung verbleibt hienach im Fluß, und möchte ich mir vorbehalten, hierauf in besonderer Ausführung in diesen Blättern zurückzukommen.

Hier möchte ich nur noch darauf aufmerksam machen, daß gerade im Hinblick auf die Art, in der anscheinend zunächst die kleine Finanzreform, wenn auch in eingeschränkter, so doch immerhin in finanzpolitisch durchaus erfreulicher Weise ihre Erledigung finden wird, ein auf die Abschwächung der Schwankungen der Staatshaushalte bezüglicher neuer positiver Vorschlag des Herrn Abgeordneten Speck von Bedeutung ist. Im Sinne der Fernhaltung unerwünschter Schwankungen in der Einnahmegestaltung des Staatshaushaltes wird zur Erwägung gestellt, darauf hinzuwirken, daß die Einzelstaaten mit der etatsmäßig festgelegten Spannung zwischen Ueberweisungssteuern und Matrikularbeiträgen als mit einer feststehenden Größe rechnen können, welche weder durch Mindereinnahmen bei den Ueberweisungssteuern noch durch eventuelle Nachtragetats zu ihren Ungunsten beeinflußt werden könnte. Dadurch würden aber nur die sekundär entgegen der etatsmäßigen Annahme sich ergebenden Schwankungen ausgeschaltet, nicht aber die vor allem primär bedeutsamen Schwankungen, welche aus der Verschiedenartigkeit der Finanzlage des Reichs von Jahr zu Jahr etatsmäßig sich ergeben. Wenn man den Versicherungsgedanken, der in dieser Anregung Specks liegt, vollständig ausdenkt, dann kommt man auf die Idee einer für eine Reihe von Jahren dem Betrage nach festbegrenzten Summe von Ueberweisungen einerseits und von Matrikularbeiträgen anderseits, oder zu einer mit Veränderung des bisherigen Wesens der Finanzbeziehungen zwischen Reich und Staaten erfolgenden Ersetzung der Ueberweisungen durch eine feste Dotation und der Matrikularbeiträge durch einen festen Zuschuß. Ich möchte in die nähere Erörterung einer solchen fundamentalen Aenderung nicht eintreten. Nur kurz sei hervorgehoben, daß jedenfalls der in der Lex Stengel enthaltene Vorschlag und auch die von der Budgetkommission vorgeschlagene Lösung sich organischer an die bisherige Entwicklung der Finanzbeziehungen zwischen Reich und Bundesstaaten anschließt und sich darauf beschränkt, die Uebertreibungen auszuschalten oder doch einzuschränken, welche im Laufe der Zeit bei der Anwendung des Ueberweisungsprinzips sich ergeben haben. Auch liegt auf der Hand, daß bei dem Versuch dieses System fester Dotation und fester Zuschüsse einzuführen, sich alsbald sehr lebhafte Kontroversen über die festzusetzende Summe sowohl der Dotation als der Zuschüsse ergeben würden. Immerhin aber mag es angezeigt sein, auch diesen Gedanken für die Frage der Ausgestaltung der sogen. kleinen Finanzreform für die bevorstehende endgültige Entscheidung in Erwägung zu nehmen.

Die politischen Wahlen in Belgien.

Von
Dr. J. W. Schmitz, Brüssel.

Inmitten der allerorts in Fluß geratenden Wahlbewegung, für welche die seit 13. April nochmals zusammengetretene Kammer möglichst Stimmung zu machen sucht, sind Licht und Schatten noch zu sehr verteilt, um ein Urteil über den Gang der Bewegung abgeben zu können. Während in St. Nicolas einem liberal-sozialistischen Kandidaten die Uneinigkeit der Katholiken auf den Schild zu helfen droht, ist in Charleroy der Kampf zwischen Liberalen und Sozialisten hell entbrannt, trotzdem auf dem letzten Brüsseler Sozialistentage die Führer die Einigung mit den Liberalen offiziell empfohlen haben und die doktrinär-fortschrittlichen Liberalen sie nach dem Voraufgange der Brüsseler Advokaten Janson und Féron dankbarst quittieren.

Es hat indes für die Beurteilung einer Wahlbewegung die Beleuchtung von Einzelvorgängen wenig Sinn, so lange dieselben nicht den Gang der allgemeinen Wahlbewegung tiefer berühren oder ändern. Wichtiger erscheint es, die allgemeine Lage im Auge zu behalten, und diese stellt sich, sowohl was den materiellen Wohlstand, als den Einfluß der öffentlichen Meinung anlangt, den Katholiken günstig.

Hinsichtlich der materiellen Lage des Landes wagen nur wenige verbissene Gegner die Bedeutung der katholischen Regierung noch zu verkennen. Aber, fügen sie bei, die katholische Regierung hatte das Glück, in einem Augenblick des wirtschaftlichen Aufschwungs ans Ruder zu kommen, der ohne sonderliches Zutun ihrer Geschäftsführung sich weiter entwickelt hat.

Es ist schon viel, wenn der politische Gegner indirekt das doppelte Zugeständnis macht, daß eine „klerikale" Regierung kein Hindernis für den wirtschaftlichen Fortschritt ist, und daß eine Kampfpolitik, wie die „antiklerikale Konzentration" sie anbahnen möchte, dieselben Resultate in keiner Weise dem Lande in Aussicht stellen kann. Politische und religiöse Zwietracht haben nie wirtschaftlichen Aufschwung im Gefolge. Die Experimente des deutschen Kulturkampfes und der Combesschen Kreuz- und Kirchenstürzerei sind sattsam bekannt. Handgreifliche, vor aller Augen stehende Tatsachen bezeugen in Belgien auf Schritt und Tritt die Wirksamkeit einer 20jährigen katholischen Regierung, und machen auch dem unverbesserlichsten Liberalen das Leugnen und Anschwärzen schwer. Das bis 1884 chronisch gewordene Defizit in den belgischen Staatsfinanzen unter den liberalen Ministerien ist unter den katholischen nicht nur verschwunden, sondern hat Ueberschüssen Platz gemacht. Daß Finanzkapazitäten gleich dem Brüsseler Advokaten Beernaert oder dem Grafen de Smet de Naeyer, ersterer als der Restaurator der belgischen Staatsfinanzen, letzterer als der Inspirator der großen belgischen Handels- und Verkehrsindustrie, dabei etwas bedeuten, daß beide es verstanden, mit weiser Sparsamkeit eine gänzliche Erneuerung des wirtschaftlichen und des Handelsmaterials zu verbinden, dabei eine Sozialgesetzgebung durchzusetzen, die dem Staate große Lasten auferlegt, schwächt bei der liberalen Finanz- und Handelswelt den Eindruck der gewohnten liberalen Phraseologie sehr ab; bei der Wahl zwischen zwei Parteien, die so entgegengesetzte Staatswirtschaft getrieben, wie die liberale und die katholische, denkt man heute kaltblütiger als ehedem.

Aehnlich steht es mit dem Urteile der öffentlichen Meinung, auf welche die liberale Presse noch großen Einfluß hat. Letztere versucht zwar in allen Tonarten das Beispiel von 1884 zu erneuern, wo die kaum ins Amt getretene katholische Regierung als eine „Unglücksregierung", als der Totengräber der Freiheiten Belgiens, seiner Zukunft 2c. ausgeschrieen wurde. Zwanzig Jahre katholischer Regierung haben außerordentlich zur Abschwächung dieser Deklamationen und ihres Eindrucks beigetragen; das merkt man mit jedem Tage mehr, zumal in den Kreisen der Hochfinanz und des Großhandels. Das liberale Prophetentum wird heute vielfach belächelt. Mit Recht. Keine unserer öffentlichen Freiheiten ist verschwunden, alle Wahlkörper sind außerordentlich erweitert, die nichtswürdigen Wahlpraktiken der Liberalen sind beseitigt. Der den liberalen Wählern nach dem Census, der sozialen Bedeutung und der bisherigen Stellung zustehende berechtigte Einfluß ist durch das neue Wahlrecht ein gesicherterer, als er je war. Alles das kann ebensowenig geleugnet werden, als das, daß 20 Jahre eine Politik der Gerechtigkeit, der Versöhnung, des Schutzes, der Ermutigung und materiellen Hebung gegenüber der Arbeiterklasse getrieben worden ist.

Diese Politik hat sich als so stark erwiesen, daß sie nur durch eine Allianz zwischen Liberalismus und Sozialismus wirksam bekämpft, vielleicht für kurze Zeit unterbrochen werden könnte. Heute sind die liberalen Reihen schon zu sehr gelichtet, um allein noch irgend etwas fertig bringen zu können.

In Belgien bleibt dem Liberalismus, wenn er nochmals ans Staatsruder will, nur der Ausweg dieser Allianz; sie ist jetzt schon sein Verhängnis in der Alternative: entweder alle Forderungen des Sozialismus zu bewilligen, der ja einstweilen nur durch vorgeschobene liberale Mittelspersonen regieren könnte, oder gegen diese Forderungen anzugehen, d. h. Selbstmord zu treiben. Es ist dieselbe altrevolutionäre Schaukelpolitik (Girondins contra Jakobiner), welche jetzt mit einer Wichtigtuerei betrieben wird, die lachen macht.

Für den denkenden Staatsmann handelt es sich jetzt und hier nicht um ein Experiment abenteuerischer Zukunftspolitik, auch nicht um die „klerikale Gefahr". Es geht in den Wahlen einfach um die Abwendung des sozialistischen Umsturzes bezw. seines Vordringens in unserem Lande, und darum haben die Wahlen nicht bloß für das neutrale Belgien, sondern für Europa eine eminente Bedeutung, nicht zuletzt für die internationale Sozialdemokratie überhaupt. Gegen letztere steht in Belgien, klarer als in irgend einem Lande der Welt, nur noch eine Partei aufrecht, die katholische, als die feste Garantie für Ordnung, Neutralität, Fortschritt und Wohlstand. Zwischen ihr und dem Sozialismus bleibt für jeden Politiker die Wahl. Jede Schwächung der konservativ-katholischen Partei kann, direkt oder indirekt, nur noch dem internationalen Umsturz dienen. Das möge sich die deutsche liberale Preßtreiberei zugunsten der in Rede stehenden „Allianz" gesagt sein lassen.

Die deutschen Parteien in Oesterreich und ihre Zukunft.

Von

Dr. Friedrich Funder,
Chefredakteur der Wiener „Reichspost".

Wenn im letzten Jahrzehnt die Lage der Deutschen in Oesterreich viel zu wünschen übrig ließ und mancher Fernerstehende schon den Beginn der Slavisierung der Habsburger Monarchie gekommen sah, so war dies nicht in den tatsächlichen Machtverhältnissen des deutschen Stammes in Oesterreich begründet. Noch immer besitzen die Deutschen von den 425 Mandaten des Abgeordnetenhauses 200, bezw. 206 bei Einrechnung der deutschen Sozialdemokraten, und übertreffen damit jede andere Nation in der Volksvertretung um weit mehr als 100 Stimmen; noch immer sind sie die Träger der industriellen Regsamkeit und Kraft in allen Landesteilen und besitzen, wie kürzlich in der Generalversammlung der Oesterreichisch-ungar. Bank der verdiente Präsident der Zentralbank deutscher Sparkassen nachwies, in der diesseitigen Reichshälfte von 555 Sparkassen mit 3630 Millionen Einlagen 386 Kassen mit fünf Sechstel des gesamten eingezahlten Kapitals und sechs Siebentel der gesamten, 280 Millionen betragenden Reserven. Noch immer stellen die Deutschen in der Armee das Rückgrat der Intelligenz dar und sind in allen jenen Truppenteilen, welche die höchsten Ansprüche an die Schulung und Intelligenz der Mannschaft stellen, mit 40 bis 50% vertreten, obwohl sie nur etwas mehr als ein Viertel der Bevölkerung des Gesamtreiches bilden.

Ist trotzdem in den letzten Jahren vieles geschehen, das die Deutschen nie hätten zulassen dürfen und dennoch über sich ergehen lassen mußten, so sind hierfür in erster Linie die traurigen politischen Parteiverhältnisse unter den Deutschen Oesterreichs verantwortlich. — Die Deutschen in Oesterreich haben die deutsche Kleinstaaterei noch nicht überwunden und machen Politik mit einer buntscheckigen Reichsarmee, die ihrem Muster seligen Angedenken an trauriger Kuriosität nicht nachsteht. Indessen die anderen Nationen mit ziemlich festgeschlossenen Gruppen in der Volksvertretung erscheinen, besitzen wir acht Parteien und offenbar, weil es unter diesen noch zu wenig Auswahl gibt, noch 14 deutsche „Wilde". Das Unglück in dieser Zersplitterung ist, daß keine dieser deutschen Fraktionen stark genug ist, um die nationale Führung beanspruchen zu können. Zwar ist die deutsche Volkspartei mit ihren 49 Mitgliedern weitaus die zahlreichste, da die liberale Fortschrittspartei nur 31, der deutsche Großgrundbesitz 30, das katholische Zentrum 29, die christlichsoziale Vereinigung 25, die Alldeutschen der Schönerergruppe 15, die deutsche Bauernpartei 4 und die mährische Mittelpartei nur 3 Mitglieder zählt, doch zu alledem kommt, daß die Mehrheit dieser Parteien, äußerlich nach nationalpolitischen und wirtschaftlichen Programmen geordnet, in sich in die verschiedenförmigsten Partikel gespalten sind. Der Provinzialismus ist selbst in den zentralistischen Parteien — und mit Ausnahme des „Zentrums" sind alle deutschen Parteien von Haus aus zentralistisch — so stark ausgebildet, daß z. B. die deutsche Volkspartei in nicht weniger als sieben, wiederholt deutlich wahrnehmbare Hauptgruppen zerfällt. Die Besonderheiten jeder einzelnen derselben sind so stark, daß es öfter schon zu einem offenen Kriege dieser Fähnlein unter einander gekommen ist, immer aber das gegenseitige Mißtrauen und kleinkrämerische Ränkesucht das Vordringen wirklicher Talente und den Sieg großer Ideen verhinderte. — Graf Badeni hat über die deutsche Volkspartei als Ministerpräsident einen Witz geprägt, der leider auch heute noch, nach sieben Jahren, anwendbar ist: „Wie viel Mitglieder hat gegenwärtig die deutsche Volkspartei?" fragte er einen Abgeordneten der Linken. „41, Exzellenz!" „Ach richtig, verzeihen Sie", antwortete ernsthaft der Premier, „ich vergaß, daß sie ja 42 Meinungen hat." — Die nächststärkste Partei, die deutsche Fortschrittspartei, leidet Mangel am wichtigsten, an Volkstümlichkeit; auf ihre Kosten wurden alle Wahlsiege der letzten Jahre bestritten; auch sie ist deshalb zu einer wahren Führung nicht befähigt.

Diese Unvermögenheit der größeren deutschen Parteien wäre nicht so schlimm, wenn nicht gleichzeitig das deutsche Parteileben in Oesterreich durch ein bedenkliches Defizit an Mut ausgezeichnet wäre. Die Macht der Schlagworte ist nirgends so stark wie bei den Deutschen Oesterreichs. Ein Studentenrummel kann bei uns gefährliche politische Lagen erzeugen. Weil die Alldeutschen die Behauptung aufzustellen wagten, ihr Deutschtum besitze allein Echtheit, weil es sich nicht um die Fortexistenz des Staates kümmere, begann ein großer Wettlauf im Radikalismus. Es war ein paar Jahre lang Mode, daß alle nationalen Redner ihre Ausführungen mit der Androhung des unmittelbar bevorstehenden Reichsunterganges schlossen, um ja nur die nötige Schneidigkeit an den Tag zu legen. Man betete Götzen an. Man huldigte dem Wahne, es könnten die großen ökonomischen Lebensbedingungen eines Volkes von den nationalen getrennt und ihre Erfüllung zu gunsten der letzteren beliebig ausgeschaltet werden; man hielt es für möglich, daß ein Volk sich aus einer uralten staatlichen Gemeinschaft willkürlich losringen dürfe, ungeachtet dessen, daß es dadurch eines großen politischen Berufes kraft seiner Stellung im Donaureiche verlustig würde.

Namentlich die Kleinstädte wurden der Sitz der radikalen Macht. Unter dem Einflusse der jungen Generation, die aus dem alldeutsch vergifteten Verbindungswesen unserer Hochschulen in den letzten 20 Jahren herauswuchs, bildeten sich allenthalben kleinstädtische Koterien, in denen der ödeste Antiklerikalismus und die Feindseligkeit gegen Kirche und Dynastie zum guten Ton gehörten. Man pflegte einen ganz unhistorischen Bismarckkultus und vermochte sich nicht im mindesten daran zu erinnern, daß der Alte von Friedrichsruh noch am 15. April 1895 einer Huldigungsdeputation deutscher Steirer mahnend ins Gewissen geredet hatte: „Sie können Ihr Wohlwollen für Ihre Stammesgenossen im deutschen Oesterreich nicht wirksamer betätigen, als indem Sie Ihre **Beziehungen zur eigenen Dynastie** pflegen. Pflegen Sie Ihre Beziehungen zur Dynastie in höherem Maße, als es mitunter in der Vergangenheit geschehen ist."

Es ist eine Klage bezeichnend, die über den Radikalismus ein „hervorragender deutscher Abgeordneter" im Wiener „Deutschen Tagblatt", der bisherigen „Ostdeutschen Rundschau" des Abgeordneten K. H. Wolf, am 1. März d. J. vorbrachte, merkwürdigerweise gerade in jenem Blatte, das seit seinem Bestande den Radikalismus gezüchtet hat. Der Mann äußert sich:

„Eine gewisse **politische Feigheit** veranlaßt viele Volksvertreter, eine kleinliche Wählerpolitik zu treiben und ihre Haltung selbst in rein politischen Fragen von der Anschauung — nicht vielleicht der gesamten Wählerschaft — sondern **oft einer Stammtischgesellschaft** abhängig zu machen. Gerade in solchen Gesellschaften hört man oft vom „Radikalismus" flunkern und fragt man einen der Teilnehmer, was er darunter versteht, so **weiß er es nicht**. Der Radikalismus ist dem Manne ein Schlagwort, er ist ihm Selbstzweck geworden. Und wollte man ihm klar machen, daß der Radikalismus doch nur ein Kampfmittel, nur eine Taktik — unter Umständen gewiß die richtigste Taktik sein kann — so würde er wahrscheinlich nicht belehrt, wohl aber **ungeheuer mißtrauisch werden**. Man möchte es nicht glauben, aber es ist **leider Tatsache, daß dieser unverstandene Radikalismus, der in hunderten von Fällen in die Erscheinung tritt, eine entschiedene deutschnationale Politik am meisten verhindert.**"

So die Zeugenschaft eines „hervorragenden deutschen Abgeordneten" in einem hervorragend radikalen Blatte.

In den angeführten Gründen für die wenig beneidenswerte politische Lage der Deutschen in Oesterreich liegt auch der Hinweis auf die Richtung, aus welcher die Besserung kommen muß: Wir brauchen ein festgeformteres deutsches Parteiwesen und den Mut zum Ueberwinden der Schlagworte und zur Rückkehr zur Natur. Es sind — gottlob! — doch schon einige Anzeichen der Besserung zu verzeichnen. Noch vor zwei Jahren hätte kein Deutschnationaler Worte, wie die des oben zitierten Politikers auch nur zu denken gewagt, ebensowenig hätte sich ein deutschnationales Blatt gefunden, welches diese Worte zustimmend abgedruckt hätte. Was auch noch vor wenigen Jahren nicht denkbar gewesen wäre, daß ein deutschnationaler Abgeordneter offen die Parole ausgebe: „Deutsche Böhmens und Mährens, lernt tschechisch!", das ist heute durch den mährischen Abgeordneten Albrecht geschehen. Auch das sogenannte „Linzer Programm", welches die Grundsätze der alldeutschen Politik enthält und bisher als das heilige Glaubensbekenntnis aller Deutschnationalen galt, wird nach und nach verlassen; erst kürzlich erklärte Abgeordneter Dr. Sylvester, der Führer der Deutschen Volkspartei in Salzburg, er könne mit der in dem Programme verlangten Ausscheidung Dalmatiens aus Oesterreich nicht einverstanden sein, obwohl er damit offenkundig die ganze Tendenz des Linzer Programmes, den Schwerpunkt der deutsch-österreichischen Politik nach Norden und nicht gegen die Balkanpforten zu verlegen, umstürzt.

So mehren sich die Zeichen einkehrender Mäßigung, gewonnen in der harten Schule der Lebenserfahrung.

Das beste Zeichen aber ist, daß die Gründung einer großen christlichen Reichspartei unter den Deutschen immer näher zu rücken scheint. Würde es gelingen, eine Verbindung zwischen der christlichsozialen Partei und der deutschkonservativen herzustellen, so gewänne diese Einigung als die stärkste deutsche Parteiform einen entscheidenden politischen Einfluß. Bisher trennten die beiden Gruppen die förderalistischen Neigungen der Deutschkonservativen, deren frühere unsichere Haltung in der Sprachenfrage und die ausgeprägte Demokratie der Christlichsozialen. In den letzten drei Jahren haben sich die zeitweise sehr starken Gegensätze vielfach abgeschliffen; die Deutschkonservativen haben sich in ihrer Mehrheit zu den zentralistischen, nationalen und wirtschaftlichen Grundsätzen der Christlichsozialen bekannt und haben auch schon einen starken demokratischen Einschlag angenommen. In Tirol, wo der Widerstreit der heftigste war, hat wenigstens eine Annäherung, in Steiermark, wie längst schon auch in Voralberg, bereits ein vollständiger taktischer Zusammenschluß stattgefunden. Gelänge es, mit der vollständigen innerlichen Einigung beider Parteien einen Block von 50 bis 60 deutschen Abgeordneten zusammenzufügen, so würde damit die Bildung eines zielbewußten nationalen Willens durch gemäßigte deutsche Parteien und damit die erste Voraussetzung zu einer vernünftigen Schlichtung der Sprachenfrage möglich werden.

Diese Schlichtung muß sich auf zweierlei Materien erstrecken: Auf die kulturellen Bedürfnisse jeder einzelnen Nation und die Beamtenfrage. Was die Kulturbedürfnisse anlangt, so ist denselben durch Schulerrichtungen und Universitäten grundsätzlich Befriedigung zu garantieren, grundsätzlich aber auch durch die Vortrags- und Prüfungsordnung an den Hochschulen dafür zu sorgen, daß die an den nichtdeutschen Hochschulen erzogene Beamtenschaft der deutschen Sprache, der Amtssprache aller Oberbehörden und Zentralämter, vollständig mächtig sei. — Was die Beamtenfrage, die Frage der Sprache bei Aemtern und Gerichten anlangt, so wäre auf Grund der nationalen Abgrenzung in den slavischen Bezirken die innere Amtssprache die slavische, die Verkehrssprache mit den Oberämtern die deutsche; in den **gemischtsprachigen** Bezirken die innere Amtssprache die Sprache der Bevölkerungsmehrheit, die öffentliche Verhandlungssprache die Sprache des Parteieinbringens, während in den **deutschen** Bezirken durch die Einführung des Dolmetschsystems jedem Slaven ermöglicht wäre, sein Recht in seiner Sprache zu **suchen** (ebenso wie dem Deutschen in den slavischen Bezirken); die Verhandlung aber wäre in den deutschen Bezirken deutsch zu führen und ihr Ergebnis durch Uebersetzung zu vermitteln. Dieser letztere Grundsatz hätte **nur für gemischtnationale Kronländer**, also nicht auch für rein deutsche, zu gelten. Die Deutschen hätten aber auch dadurch zur Lösung der Sprachenfrage und namentlich zu ihrer eigenen Sicherung beizutragen, daß sie ihre studierende Jugend in dem Gebrauch der zweiten Landessprache gründlich unterrichten und damit auch den Grund beheben, daß ihre Beamtenschaft durch den Mangel an Sprachkenntnis Schritt für Schritt verdrängt wird.

Der deutschnationale Abgeordnete Chiari hat jüngst sehr richtig darauf hingewiesen, es habe sich in dem nationalen Kampfe gezeigt, daß eine Slavisierung der Deutschösterreicher ebenso unmöglich sei, wie eine Germanisation des heutigen slavischen Bestandes. Die Zeiten für nationale Gleichmacherei sind vorüber. Nun wohl, so richten wir unsere Politik darnach ein: Schützen wir unseren Besitz, wie wir dem Nichtdeutschen gönnen, seinen Bestand zu schützen, indem wir beweisen, auf den Angriff zu verzichten, und nur verlangen, was der Staat aus technischen Gründen für eine rasche, verläßliche und billige Oberverwaltung bedarf: die **einheitliche Vermittlungssprache**.

Die Deutschen in Oesterreich haben höchste Zeit, daß sie die Hand freibekommen für **große soziale Arbeit**: Tausende von Bauernwirtschaften und Gewerbebetrieben gehen jährlich zugrunde, seit einem Jahrzehnt ruht die soziale Gesetzgebung, der wichtigste Schutzbau eines modernen Staates, beinahe vollständig. Hier wird sich der Deutsche mit dem Slaven und Italiener finden: Sie alle beschattet dieselbe dräuende Schreckgestalt der sozialen Not. Wenn sich die Deutschen in Oesterreich in dieser gesetzgeberischen Fürsorgearbeit an die Spitze stellen, so wird niemand eine solche geistige Hegemonie stürzen wollen. Diese wird erhabener sein, als eine, die sich auf die schönsten, aber veränderlichen Gesetzesbuchstaben gründet. — Durch Einigkeit, Besonnenheit und soziales Pflichtbewußtsein werden die Deutschen diesem herrlichen Habsburgerreiche, das nur Unwürdige nicht zu lieben vermögen, seine Größe und sich selber den Frieden und das volle Ansehen im Rate der Völker zurückgeben können.

Nochmals der Fall Opitz.

Die liberale Presse hat im Fall Opitz, als es galt, die Freiheit im Protestantismus nicht nur für Christusleugner zu verteidigen, vollständig versagt. Alle großen Blätter hielten es für das Zweckmäßigste, die peinliche Angelegenheit mit Stillschweigen zu übergehen. Nur einige sächsischen Zeitungen („Dresdener Anzeiger", „Allgemeine Ztg." in Chemnitz), die „Geraer Ztg.", die „Deutsche Zeitung" und andere nahmen in einem gleichlautenden Artikel aus Leipzig, der die Herkunft aus einer Quelle des Evangelischen Bundes nur zu deutlich verrät, zu dem Zwischenfall Stellung wie folgt:

„Ein ultramontaner, evangelischer Superintendent. Wie das klerikale „Regensburger Morgenblatt" meldet und wie die gleichfalls klerikale „Sächsische Volkszeitung" bestätigt, hat das Sächsische Landeskonsistorium dem K. Superintendenten a. D. Opitz die Mitarbeit an der ultramontanen „Allgemeinen Rundschau" untersagt, nachdem die Behörde bereits früher zweimal Gelegenheit genommen hat, ihm die Mitarbeit an der „Sächsischen Volkszeitung" und dem „Pastor bonus" zu verwehren. Auch an der stark in ultramontaner Propaganda machenden Zeitschrift „Ut omnes unum" arbeitet der evangelische Geistliche mit. Hierzu bemerkt das „Neue Sächsische Kirchenblatt": Es ist und bleibt ein Unding, daß ein evangelischer Geistlicher, wenn auch a. D., mit seinem Amtstitel an einer Zentrumsrevue der schärfsten Tonart mitarbeitet. Was würde die katholische und nun gar die ultramontane Presse sagen, wenn ein Bischof, Dechant oder Propst a. D. in der Zeitschrift „Deutschland" des Grafen Hoensbroech oder in der „Wartburg" Aufsätze erscheinen ließe, die den Protestantismus gegenüber der römischen Kirche feierten und als vollberechtigt, ja alleinberechtigt erscheinen ließen."

Die „Allgemeine Zeitung" in Chemnitz und die „Geraer Zeitung" fügen noch die häßliche Schlußbemerkung hinzu: „Wenn der „evangelische" Herr Superintendent schon so weit ist, tut er der evangelischen Kirche vielleicht noch den Gefallen, so schleunig wie möglich seinen Uebertritt zur Papstkirche zu vollziehen." Den beiden anderen Blättern scheint dieser augenscheinlich im Original enthaltene Satz zu „stark" gewesen zu sein. Vielleicht war ihnen auch bekannt, daß Superintendent Opitz eine ähnliche Zumutung bereits in feierlicher Form rundweg von der Hand gewiesen hat.

Die „Allgemeine Rundschau" kann einer polemischen Auseinandersetzung mit den oben zitierten Blättern entraten. Es hieße unsere Leser beleidigen, wenn wir die „Allg. Rundschau" gegen den Versuch, sie als ein Gegenstück zur „Wartburg" oder zu Hoensbroechs „Deutschland" hinzustellen, ernsthaft verteidigen wollten. Da aber in dem angezogenen Artikel speziell vom „Regensburger Morgenblatt" die Rede ist, so sei hier ausdrücklich vorgemerkt, wie gerade das „Regensburger Morgenblatt" in Nr. 97 vom 1. Mai über die Haltung der „Allgemeinen Rundschau" gegenüber Andersgläubigen sich ausspricht: „Sie vertritt in kulturellen Fragen die katholische Weltanschauung, in der Politik den Standpunkt des Zentrums ohne jedes Vorurteil gegen Andersgläubige und stellt ihre Spalten auch diesen zur Verfügung, soweit sie eine positiv christliche Anschauung in Fragen der Kultur und Politik vertreten. Ueber diesen letzteren Entschluß des Herausgebers freuen wir uns um so mehr, als wir der Ueberzeugung sind, daß durch die Ermöglichung gegenseitiger ruhiger Aussprache und gegenseitiger Darlegung der Ansichten in diesen Fragen manche vorgefaßte Meinung aus dem Wege geräumt und namentlich eine Annäherung aller positiv christlichen Kreise zur Verteidigung gemeinsamer Güter herbeigeführt werden kann. Mit großer Befriedigung haben wir konstatieren können, daß auch bereits Nichtkatholiken der Einladung des Herausgebers zur Mitarbeit an seiner Wochenschrift gefolgt sind."

Daß Herr Superintendent a. D. Opitz dem Evangelischen Bunde ein Dorn im Auge ist, kann allerdings nicht wundernehmen, wenn man weiß, mit welcher Unerschrockenheit Opitz in seiner letzten kleinen Schrift: „Das Bekenntnis meines guten Gewissens, „Evangelischen und Katholiken zur Selbstprüfung vorgelegt" (Dresden, Druck und Verlag der Saxonia-Buchdruckerei) mit dem Bunde ins Gericht gegangen ist, indem er u. a. folgende Sätze schrieb:

„Ich erkläre mich mit aller Entschiedenheit wider den Evangelischen Bund. Er treibt mit dem Namen Kirche Taschenspielerei. Er ergeht sich in maßlosen Angriffen auf den Papst. Auf den Evangelischen Bund findet das Wort Anwendung: Was wahr ist, ist nicht neu, und was neu ist, ist nicht wahr, in dem Sinn: Was er als evangelisch bekennt, ist allgemein christliche was er aus dem Eigenen hinzutut, ist unchristlich. Die Polemik, die er übt, ist nicht aus der Wahrheit, nicht aus Gott, mit ihr wird den Mühseligen und Beladenen nicht gedient."

„Die Jesuitenhetze halte ich für eine Schande, unseres Jahrhunderts".

Der Rest ist Schweigen.

Die Kunstpflege im Vatikan.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Papst Pius X. ist gewillt, alle Kunstschätze, die in den weitläufigen Magazinen des apostolischen Palastes lagern und niemand zugänglich sind, aus der Dunkelheit hervorzuziehen. Zurzeit werden diesbezügliche Aufnahmen gemacht, um festzustellen, was alles vorhanden ist. Obschon der Vatikan von so gewaltiger Ausdehnung ist, sind doch alle Räumlichkeiten, die für Sammlungen irgendwie brauchbar sind, schon ganz in Anspruch genommen, so daß nur wenige Gegenstände dort noch untergebracht werden könnten. Jüngst kam nun in einer Audienz die Sprache auf diese Dinge, und da erklärte der Papst, daß die Bestände der Floreria (Hausverwaltung) alle aufgestellt werden sollten. Auf meine Frage, wo die Dinge denn untergebracht werden könnten, erwiderte der Heilige Vater, daß er seinen Plan schon fertig habe. Ueber der langen Inschriftengalerie und dem Museo Pio-Clementino, die zusammen einen gewaltigen Korridor von nahezu einem Kilometer Länge darstellen und sich an den Höfen des Belvedere, della Stamperia und della Pigna entlang ziehen, will der Papst ein Stockwerk aufbauen. Die gewaltigen Gewölbe der Galerie und des Museo erlauben ohne jede Schwierigkeit einen hohen luftigen Aufbau, der einen wunderbaren Saal von nie gesehener Schönheit bilden wird. Hier soll, auch wohl unter sachgemäßer Verschiebung des Inhaltes einiger anderer Sammlungen des Vatikans, alles aufgestellt werden, was irgendwie geeignet und würdig erscheint, dem Fremdenbesuche zugänglich gemacht zu werden und bisher aus Mangel an Platz in der Floreria aufbewahrt wurde.

Diese Entschließung des Papstes ist die beste Antwort auf die zweifelnde, oft erörterte Frage, ob der Mann der Seelsorge auch für die großen künstlerischen Aufgaben des römischen Papsttums ein solches Interesse habe, daß er eigne Unternehmungen im Interesse der Kunst ins Auge fassen werde. Im übrigen mag hier die Mitteilung angeschlossen werden, daß die Reihe der Ueberraschungen bezüglich der strafferen Organisation der Kurie mit den Bestimmungen über das Sekretariat der Breven, die Kongregation der Ablässe und Reliquien und die Ueberweisung der Bischofswahlen für Italien an das Santo Uffizio noch lange nicht abgeschlossen ist.

In der Sixtinischen Kapelle werden augenblicklich hochinteressante Arbeiten ausgeführt. Bei der Untersuchung der Deckenmalereien hatte sich herausgestellt, daß größere und kleinere Teile des Bewurfes sich so gelockert hatten, daß ein Herabfallen und damit eine schwere Schädigung der unersetzlichen Gemälde Michelangelos befürchtet werden mußte. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts — wenn ich nicht irre — hatte man eine gleiche Untersuchung vorgenommen, anläßlich des Herabfallens einer ganzen Figur auf der Epistelseite nahe an dem Haupteingange. Die gefährdeten Stellen wurden damals über den Bruch hinweg durch schwarze eiserne Klammern von 15—20 cm Länge zusammengehalten und tun auch heute ihre Schuldigkeit noch. Von unten kann man diese kleinen Verbundstücke mit bloßem Auge wohl kaum wahrnehmen, zumal wenn man von ihrem Vorhandensein keine Kenntnis hat. Gegenwärtig hat man mit einem anderen Verfahren der Befestigung gefährdeter Stellen begonnen, das sich außerordentlich zu bewähren scheint. Durch leises Abklopfen mit dem Finger kann man mit Leichtigkeit feststellen, wo der Freskostuck sich vom Gewölbe gelöst hat und nur noch durch seine Umgebung festgehalten wird. Gewöhnlich geben die kleinen Risse im Stuck die Grenzen des gefährdeten Stückes an, wie ich mich heute früh selbst überzeugte, als ich auf das bis unmittelbar unter das Gewölbe hinaufgeführte Turmgerüst gestiegen war. Mit großer Sorgfalt werden nun, wie mir der Vorarbeiter zeigte, zwei kleine Löcher in den Stuck gebohrt, und zwar möglichst an indifferenten Stellen, um die Fresken zu schonen. Man füllt dann einen Puderballon von Gummi mit einer dünnflüssigen Masse aus feinster pulverisierter Puzzolana, die mit Kalk oder Zement sorgfältigst angerührt wird, und spritzt dann den Inhalt dieses Ballons durch eines der Löcher langsam zwischen Gewölbe und Freskostuck. Ist der vorhandene Hohlraum ganz ausgefüllt, so wird durch vorsichtiges Andrücken des Stuckes der Prozeß der Verkittung unterstützt und die Arbeit ist getan. Ist der Mörtel ganz trocken geworden, so kann man sich durch Beklopfen überzeugen, daß das ganze Stück wieder fest angefügt worden ist. Die beiden keinen Löcher werden dann wieder zugeschmiert und durch entsprechende Anpinselung ihrer Umgebung völlig angepaßt, so daß man von dem Verfahren keinerlei Spuren mehr entdecken kann. Es steht zu erwarten, daß die ganze Decke in dieser Weise behandelt werden wird, da man bisher recht gute Erfahrungen gemacht hat.

Bernhard Overberg.

Zu seinem 150jährigen Geburtstage.

Von

Dr. Luzian Pfleger.

Er war einer von den wenigen, die groß sind und bescheiden.

Weil er nicht in eitler Begier nach dem Ruhmeskranz strebte, werden dessen Blätter immer grünen. Sie grünen auch heute noch, am 1. Mai, 150 Jahre nach dem Geburtstage des seltenen Mannes, dem das Münsterland in religiöser Beziehung soviel verdankt.

Er hätte sich nicht geträumt, daß die spätere Generation in dankbarer Erinnerung an das Gute, das er ihren Ahnen erwiesen, seine sterblichen Ueberreste aus dem Friedhof am Neutor zu Münster erheben und vor dem Hochaltare der herrlichen Ueberwasserkirche beisetzen würde in dem Gotteshaus, in dem seine große, reine Priesterseele in einsamen Stunden die Kraft schöpfte und den Segen erbat für die großen Werke, die er in stiller Bescheidenheit wirkte. Es war eine schöne, erhebende Feier, als am letztverflossenen 1. Mai die katholischen Lehrer Münsters in feierlichem Gepränge, leider von einem duftenden Mairegen übergossen, die Gebeine des edlen Pädagogen in die Kirche zu Ueberwasser übertrugen. Diese Feier hat, nebst öffentlichen Versammlungen, die Gedanken der Münsterländer wieder lebhafter denn je auf Overberg hingelenkt. Und da sein Wirken dem katholischen Gesamtdeutschland am Anfang des letzten Jahrhunderts zugute kam, ist es billig, heute seiner auch außerhalb der roten Erde zu gedenken.

Immer, wenn ich an dem Standbild des ehrwürdigen Mannes mit dem „Gesicht eines raphaelischen Apostels", wie Stolberg meinte, vorüberging, dachte ich des Augenblickes aus der Kinderzeit, wo ich in einer alten Bücherkiste Overbergs „Biblische Geschichte" fand. Vielleicht kein Buch hat den Namen des Verfassers in weitere Gegenden getragen als dieses. Es ist für Kinder geschrieben und Einfältige im Geiste, und ist darum in vielen deutschen Landstrichen ein Haus- und Familienbuch geworden. Die Biblische Geschichte hatte ihm die ersten pädagogischen Erfolge erzielen helfen, als er, noch Student, in seinem Heimatsort zurückgebliebene Bauernkinder in der Religion unterrichtete. Was er mit dem abstrakten Katechismus nicht vermochte, brachte er mit Zuhilfenahme der heiligen Geschichte fertig. So legte er in der Jugendzeit den Grund zu seinem bewunderungswürdigen pädagogischen Geschick, das ihn auf rein katechetischem Gebiete zu einem Reformator des deutschen katholischen Religionsunterrichts und im Münsterlande zum Organisator der Volksschule machte.

Bernhard Heinrich Overberg war armer Leute Kind und am 1. Mai 1754 in der zur Pfarrgemeinde Voltlage im Osnabrückischen gehörenden Bauernschaft Höckel geboren. Eine entbehrungsreiche Kindheit, spät ergriffenes Studium am Franziskanergymnasium zu Rheine, dann mit materiellen Sorgen verknüpfte theologische Studienjahre trugen nicht wenig dazu bei, im Sohne der roten Erde den ernsten Sinn, den festen Charakter und das unbeugsame Pflichtgefühl zu wecken und zu entwickeln, das den 1779 zum Priester geweihten jungen Mann zunächst ins seelsorgerliche Leben hinausbegleitete nach dem Dorfe Everswinkel. Seine überraschenden katechetischen Erfolge daselbst bewogen den Minister und Generalvikar Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg, den jungen vielversprechenden Mann, den er schon seit den Studienjahren nicht aus dem Auge ließ, auf das Feld zu berufen, auf dem er seine ersprießlichste Tätigkeit entfalten sollte: auf das Feld der Erziehung und des Unterrichts.

Fürstenberg, der nach der Vertreibung der Jesuiten die Reform des Unterrichts mit Erfolg begonnen hatte, erblickte in Overberg den Mann, den er für die Verwirklichung seiner hohen, volksbildnerischen Pläne brauchte. Er täuschte sich nicht in seinen Erwartungen. Ein Vierteljahrhundert blieben beide Männer zusammen, und die hohe pädagogische Weisheit des einen trug mit Hilfe des starken Armes des anderen die reichlichsten Früchte. Sie beide machten, nach Zöcklers Worten, das Bistum Münster zum Musterlande deutscher Volksbildung. Es würde zu weit führen, wollte man Overbergs unermüdliches Wirken zunächst als Lehrer der 1783 gegründeten „Normalschule", als Katechet im französischen Kloster, als Schulvisitator, als tätigstes Mitglied der Landschulkommission ausführlich würdigen. Es war keine leichte Aufgabe, in einem in die Herbstferien fallenden Lehrkursus von 2—3monatlicher Dauer den fast gänzlich ungebildeten Landlehrern die notwendigen Kenntnisse beizubringen. Es gelang ihm. Ein klarer Verstand, ein durchdringender Geist hatten ihn von Anfang die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes aus der Psychologie ableiten lassen. Als höchstes erstrebenswertes Ziel galt ihm, klares, folgerichtiges Denken an die Stelle rein mechanischer Gedächtnisarbeit zu setzen. In erster Linie beim Religionsunterricht. Er beschritt neue Bahnen, als er hier die sokratische Methode zur Anwendung brachte. Durch den feinsinnigen und berühmten Philologen Hemsterhuis, der im Hause der Fürstin Gallitzin weilte und durch das Studium der Dialoge Platons, die er den jungen Theologen nie genug empfehlen konnte, war er auf sie geführt worden. Wenn er nicht in die Fehler dieser Methode verfiel, so ist das seiner einzigartigen Persönlichkeit zuzuschreiben. Er war ein Lehrer von Gottes Gnaden, „einer von jenen seltenen Schulmännern", wie der Protestant Kämmel sagt, „die auch ohne berechnetes Tun, durch die stille Macht der Persönlichkeit Herzen gewinnen und bilden, und auch das Böse, das hart und unbeugsam sich ihnen widersetzen will, mühelos entwaffnen und sich unterwerfen." Die Anweisung zum Schulunterricht, die Overberg im Jahre 1793 auf Drängen seines Freundes Fürstenberg herausgab, ist eine der besten pädagogischen Schriften aller Zeiten. Das schönste Lob, das seiner pädagogisch-organisatorischen Tätigkeit gespendet wurde, war das des berühmten französischen Naturforschers Cuvier, der im Jahre 1811 als Mitglied der kaiserlichen Universität das nördliche Deutschland bereiste und in einer diesbezüglichen Denkschrift den Kaiser für die Beibehaltung der Schulen des „verehrungswürdigen Geistlichen Overberg" bewog.

In ein neues Stadium trat das Leben Overbergs, als er sich im Jahre 1789 auf vielfaches Drängen als Beichtvater und geistlicher Berater in das Haus der Fürstin Amalie von Gallitzin begab. Sie hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich, die merkwürdige Frau, die nach vielen Irrgängen des Geistes im Jahre 1786 durch Fürstenbergs Einfluß in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt war. Seither fühlte ihre große Seele in sich das Bedürfnis nach einer kräftigen männlichen Leitung bei den Unternehmungen, die sie im Dienste Christi anstellte. Ihre bisherigen Freunde, die durch die Kluft einer anderen Weltanschauung von ihr geschieden waren, konnten ihr keine Leiter sein. Am Krankenbette des tiefsinnigen Hamann, des „Magus des Nordens", der in ihrem Beisein verschied und von den meisten unbeachtet auf dem Ueberwasserfriedhof in Münster schlummert, sah sie dies ein, ebenso an jenem ihres Freundes Hemsterhuis, des christentumfeindlichen Philologen, der an sie, die „Diotima" seine berühmten „Lettres sur l'Athéisme" gerichtet hatte. Overberg, der nach ihren Worten „schon lange in seiner Sanftmut und heiligen Einfalt die rührendsten Seiten des Heilandes darstelle und überhaupt den Bedürfnissen ihres Herzens zu entsprechen" schien, war der Mann, den sie zum Gewissensrat erwählte. Und fortan verband die beiden gleichstrebenden edlen Seelen ein ideales Freundschaftsband, wie es zwischen der hl. Theresia und dem hl. Johannes von Kreuz bestanden haben mochte.

Der Anteil, den er an ihrem regen Verkehr mit berühmten Zeitgenossen, wie Jakobi, Lavater, Goethe, Claudius nahm, blieb auf seine schriftstellerische und erzieherische Tätigkeit sicher nicht ohne Wirkung. Bei ihr lernte er auch Leopold von Stolberg kennen, und er war es besonders, der die Konversion des edlen Mannes in die Wege leitete und ihm samt seiner Gemahlin am 1. Juli 1800 das katholische Glaubensbekenntnis abnahm. Das Religionshandbuch des „herrlichen apostolischen Mannes", wie Stolberg ihn nannte, empfahl der große Konvertit allen zweifelnden Seelen.

Die liebenswürdige Milde, die Overberg im Verkehr mit gläubigen Protestanten entfaltete, gewann ihm die Herzen. Lange vor Stolbergs Uebertritt verkehrte er mit ihm und weilte oft bei ihm in Eutin zu Besuch. Als Friedrich Perthes mit Karoline Claudius im Hause des Wandsbecker Boten Hochzeit feierte, war auch der edle Overberg unter den Gästen. Er war keiner jener zornigen Heiligen, deren herbe Strenge abstößt. Wenn man ihn, als Menschen und Priester betrachtet, mit jemand vergleichen sollte, so würde man ihn vielleicht am besten dem edlen Bischof Sailer oder dem Redemptoristen Klemens Hofbauer, die gleichzeitig mit ihm im deutschen Süden und in Oesterreich dem Katholizismus zu neuem Leben verhalfen, an die Seite stellen.

Als die Fürstin Gallitzin im April 1806 im lieblichen Angelmodde verschied, blieb Overberg noch drei Jahre bei ihrer Tochter Mimi. Dann wurde er Regens des bischöflichen Seminars, eine Stellung, die ihm außerordentlich zusagte. Die Saat, die er hier im stillen aussäte, trug reichliche Früchte, und wenn die streng katholische Gesinnung des westfälischen Volkes noch heute gerühmt wird, so wird man dem seligen Overberg, der durch Wort und Beispiel eifrige Seelsorger heranbildete, einen nicht geringen Anteil beimessen dürfen.

Auch in dieser Stellung nannte er sich bescheiden immer „Normallehrer". Er tat es nicht anders, als andere Ehrenämter ihm zuteil wurden, als er Konsistorialrat und Mitglied des Dom-

kapitels wurde. Die große Verehrung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, seine erstaunlichen Erfolge, sein schriftstellerischer Ruhm hatten ihm die Demut und die Bescheidenheit nicht zu rauben vermocht. Sie blieben der Grundzug seines Wesens und drückten seiner Persönlichkeit jenes Ehrfurcht und Liebe gebietende Gepräge auf, das nur die vollkommene Verwirklichung des christlichen Lebensideals zu schaffen vermag.

Als der ehrwürdige Priestergreis im November 1826 sein Haupt zur letzten Ruhe niederlegte, da trauerte ein ganzes Volk. Auf seinen Gedenkstein im Hofe des Priesterseminars schrieb man: „Er förderte das Reich Gottes durch Wort und Tat. Trost, Rat und Hilfe hat er Unzähligen gespendet. Nicht einen schloß er ja von seiner Liebe aus."

Das ist der höchste Ruhm.

Herzog Friedrich II. von Anhalt.

Von

Bruno Saldeck.

Es war einmal ein frommer, deutscher Mann, der sich den Beinamen des Großen erwarb. Im Nibelungenliede heißt er Marcgrave Gere, und in der Geschichte des alten deutschen Königreiches kommt er als Gero der Große, Markgraf und Herzog der Ostmark, vor.

Treu hielt er zu Otto I. und gewann ihm weite Lande an der Elbe, an der Oder. Seine eiserne Faust legte sich sogar auf den Nacken des Polenreiches und beugte ihn unter die Oberhoheit Deutschlands.

Und — als das alles erreicht war, eilte er nach der Siebenhügelstadt und demütig legte er sein niebezwungenes Schwert auf des Apostels Altar hin. Die Stätte, wo der Unvergessene ruht, hat sein frommer Sinn errichtet, hat seine Freigebigkeit dereinst zum güterreichen Stift erhoben.

Gero besaß eine Schwester Hidda — die Stammutter der Grafen von Ballenstedt, die sich bald darauf Grafen von Askanien nannten.

Der deutsche König Lothar zeichnete seinen siebenzehnjährigen Vetter Albrecht den Schönen mehrfach aus, denn er mochte erkannt haben, daß der schöne Jüngling sich noch in den unbezwingbaren Bären verwandle. Schon 1144 war Albrecht I. Markgraf von Brandenburg geworden und gründete später viele Städte, aus denen eine im vergangenen Jahrhundert zur deutschen Reichshauptstadt erwuchs. Unter seinen sieben Söhnen ererbte Bernhard die anhaltischen Lande.

Es fehlt der Raum, alle die Fürsten aus dem Hause Askanien anzuführen, die sich für alle Zeiten in die Tafel Klios eingeschrieben haben, aber dem alten Dessauer seien doch einige Worte gewidmet. Ihm verdankt Preußen die Einführung des Gleichschrittes und des eisernen Ladestockes, wie er überhaupt ein Förderer der Disziplin und militärischer Ausbildung war. Er gehört in erster Linie zu den Schöpfern der Armee, mit der Friedrich der Große Siege errang. Namur, Venloo, Höchstädt, Landau, Cassano, Turin, Novara, Mailand, Susa, Douai, Arras, Rügen, Neustadt in Schlesien, Kesselsdorf — — das sind Blätter zu einem Riesenlorbeerkranze, der dem seines Kampfgenossen Eugen nicht nachsteht.

Hochgeehrt von seinem Freunde Friedrich Wilhelm I., der alle Preußen geleistete Dienste zu schätzen wußte, verstand sich der alternde Leopold weniger mit dem Sohne, der gerade, wie es der alte Dessauer bisher gewesen, zum strahlenden Sterne einer neuen Militärepoche wurde.

Wer aber kennt nicht die Frau, in deren Adern askanisches Blut rollte, die sich auf den mächtigsten Thron Europas schwang? Wie spielend leitete die zarte Hand Katharinas die Zügel der Regierung. Peter der Große schuf nur ein Rußland der mächtigen Knute, Katharina erweiterte die Grenzen und mit dem Verständnisse eines Universalgenies rief sie Kunst und Wissenschaft herbei.

Die Despotin erwirbt sich von den Geistern, die in Frankreich eine Revolution hervorrufen, den bewundernden Namen einer Semiramis des Nordens!

Ja — der uralte Stammbaum ist mit Ehrentafeln behängt!

Da finden wir noch den Vater Franz, über dessen Kunstschöpfungen ein Goethe schrieb, dessen größten Ruhm jedoch die Veräußerung des eigenen Silbergeschirres zur Bezahlung der Kriegslast bildet. Mit dem Orden vom schwarzen Adler auf der Brust reitet der bescheidene, doch mutige Fürst dem Weltenbezwinger Napoleon entgegen. Vater Franz hatte sich die Achtung und Wertschätzung des Gewaltigen erzwungen, doch trotz aller Einladung blieb er den Zusammenkünften ferne, bei denen deutsche Fürsten die Hand des Korsen küßten.

Und wie man über das Herrscherhaus viel Rühmenswertes zu erzählen vermag, so wäre auch über die Schönheit und den Reichtum des Landes genug des Lobes anzuführen. In den seit 1863 wieder vereinigten Herzogtümern findet man alles, was zum Wohlstande eines Staates beiträgt. Das „Preisend mit viel schönen Reden" wäre hier am Platze.

Aus den Bergen des Bernburger Landes werden Salz, Kohlen und Silber gewonnen, reiche Waldungen erstrecken sich bis in die nördlichen Kreise, deren flache Gefilde mit Getreide, Obst, Hopfen und Milliarden von Zuckerrüben bestellt sind. Fische aller Art liefern die Elbe, die Mulde und kleinere Seen; in den großartigen Wildparks ziehen ungezählte Rudel von Hochwild umher, und unter prachtvollen Eichstämmen bricht der starkbewehrte Keiler. Sogar Biber gibt es noch!

Wenn Anhalt auch nicht als Industriestaat gelten kann, so wurden, vielfach durch die erwähnten Erzeugnisse bedingt, Fabriken in Menge gegründet. Die Zuckerfabrikation, die Bierbrauerei, die Hüttenwerke, die Eisengießerei und andere Etablissements beschäftigen Tausende und abertausende emsiger Hände.

Ueber das gesegnete Land trat in der Nacht des 24. Januar Herzog Friedrich II. die Regierung an.

Von schweren, langen Leiden hatte der Tod den Herzog Friedrich I., einen leutseligen, ritterlich denkenden Fürsten, erlöst. Der hohe Verstorbene besaß nur einen Fehler, und der war eine gewisse Scheu vor dem Lobe der Menge. Die militärische Ader lag zu sehr im Blute, ein Noli-me-tangere verbat sich den überhastenden Drang moderner Zeit. Den schönsten Charakterzug des Dahingegangenen bildete eine unbeugsame Gerechtigkeitsliebe.

Kurz nach dem Wiedererstehen eines machtgebietenden Deutschland hatte Friedrich I. die Regierung übernommen. Die Generation von heutzutage besitzt kein Verständnis mehr für die Opfer, die damals die deutschen Fürsten brachten. Alle Welt in Deutschland gewann — nur sie legten einen Großteil des Ererbten auf dem Altare des gemeinsamen Vaterlandes nieder.

Und der verstorbene Herzog tat es freudig, denn er war ein echter deutscher Mann.

Friedrich II. von Anhalt ist unter ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen. Ein vierzehnjähriger Prinz, der als Zweitgeborener nicht zur Regierung bestimmt war, sah seinen Vater mit dem eisernen Kreuze geschmückt aus dem glorreichen Feldzuge heimkehren. Der Jubel des deutschen Volkes durchbrauste das damals noch kleine Dessau.

Vor allem war der Erzieher dazu bestimmt, dem jungen Prinzen den Anbruch einer neuen Zeit auch zu erklären. Wilhelm Hosäus, ein hochgebildeter Mann, ein formgewandter, wenn auch etwas bedachter Dichter, schien vollkommen geeignet, das durchzuführen.

Am Lemanischen See, wo ein Rousseau gedacht, lernte der Prinz mit seinem älteren Bruder die Fremde kennen. Bald aber führten ihn die Universitätsstudien nach München, damals die Stadt des welterobernden Wagneranismus.

Die Königin-Mutter war der Herzogin von Anhalt innig befreundet. Letztere — eine in München erzogene Nichte der Königin Therese — stand in nie unterbrochenen Beziehungen zum bayerischen Hofe. In jener Zeit entfaltete sich das innerste Wesen des jugendlichen Prinzen. Vom Vater hatte er den Gerechtigkeitssinn und die Pflichttreue ererbt, von den Ahnen, die einst Minne sangen, die dem Idealen zujubelten, war ihm die Weihe der Musen zugekommen.

Und der Märchenkönig Ludwig empfing den Vetter und erkannte den Jünger der Kunst. Alle Aufmerksamkeiten des letzten Königs von Gottes Gnaden waren sinnig, waren dem Wesen Ludwigs entsprechend. Zu jener Zeit besaßen nur Fürst Bismarck und der durch den Tod des älteren Bruders zum Erbprinzen vorgerückte Prinz Friedrich von Anhalt den Hubertusorden in Brillanten.

Das Jahr 1886 wurde, wie eben angedeutet, durch das vorzeitige Hinscheiden des Erbprinzen Leopold in Cannes zu einem trüben Jahre, denn inniges Verständnis hatte zwischen den Brüdern bestanden. Da traf fast ebenso schmerzlich die Nachricht von der geistigen Umnachtung des Königs das feinfühlende Gemüt des Erbprinzen. Noch im Februar war ein herrlich verfaßter Brief des kunstsinnigen Monarchen eingetroffen. Der sogenannten Katastrophe folgte das schauerliche Ende, und der Erbprinz schritt wohl als einer der Andächtigsten hinter dem Sarge des Fürsten, der uns Deutschen einen Wagner zum Geschenke gemacht hat.

Was Erbprinz Friedrich bis dahin in München gesehen, gehört und empfunden hatte, verwob sich zu einem tiefen Verständnis für die Kunst. Es handelte sich nur um ein Feld der Tätigkeit.



Goethe beschrieb einst das wie auf einem See schwimmende Wörlitz, und Richard Wagner spendete dem im Theater zu Dessau Gehörten ein Lob, wie es über die schmalen Lippen wohl nur in München sich ergoß.

Bayreuth und München wurden von nun an vom Erbprinzen fleißig besucht. Schon frühzeitig — bald nach Beendigung der Universitätsstudien — hatte Professor Bußmaier den fürstlichen Schüler alles das gelehrt, was der geborene Künstler zum Weiterbauen braucht.

Nicht jene kurze Komposition eines Liedes der Königin von Rumänien gilt mir als Beweis, daß der Herzog künstlerisch begabt ist, aber das, was keinem Notenblatte anvertraut ist, was in einsamen Stunden an den reichgeschmückten Wänden des erbprinzlichen Palais verhallte, überzeugte die wenigen Auserwählten von der Gabe, ein reiches Seelenleben in Tönen zu beschreiben.

Nicht auf das Komponieren weiterer Lieder oder einer Oper verlegte sich der Erbprinz, sondern mit gesundem Sinne widmete er seine künstlerische Kraft dem eigenen Hoftheater. Vorerst war der verstorbene Herzog der Mäcen, der die nötigen Mittel gewährte.

Als 1902 der Ring der Nibelungen in Dessau aufgeführt wurde, arbeitete der Erbprinz als Mann vom Fache! Klughardt ordnete sich wie von selbst unter und Heinrich Vogl gehörte von da an zu den aufrichtigsten Bewunderern des fürstlichen Oberregisseurs.

Die Aufführungen waren vielleicht nicht so großartig wie in Berlin, aber ein jeder Takt, ein jeder Schritt bewies, daß der wahrhafte Geist des Meisters hier waltete. Von nun lautete die Devise: Alles wie in München, wie in Bayreuth!

Soll ein Theater dem Volke nützen, so muß es Gesamtkunst und nicht Virtuosentum bieten! Jedenfalls verbürgt das bisher Erzählte, daß in Dessau dem alten Ruhme — neuer sich gesellen wird.

Doch ein Volk bedarf noch anderer Dinge. Eingangs ist beschrieben, wie Industrie und Landwirtschaft in Anhalt gewissermaßen gleichmäßig verteilt sind.

Ein Fürst, der auch nur über drei Herzogtümer regiert, wird in der Neuzeit finden, daß das suum cuique nicht so leicht zu geben ist. An Sozialdemokraten fehlt es nicht, aber vor Jahresfrist bewies der neue Herzog, daß er gütige Worte selbst für rote Untertanen zu sprechen weiß. Vielfach hört man die Ansicht vertreten, dergleichen nütze gar nichts — der Denkende doch frägt sich, ob es nicht edler sei, nicht sicherer wirke als ein Ausnahmegesetz?

Herzog Friedrich II. hat eben von seinem Vater den Sinn für Gerechtigkeit ererbt. Allzeit bewies er den wenigen Katholiken Anhalts Fürsorge und, wo es galt, trat er für sie ein. Das ist nicht so natürlich, wie der Leser vielleicht glaubt. Das schöne Anhalt ist eine Hochburg des speziellen Luthertums, was sich aus der Geschichte des Landes ergibt.

Ungefähr 8—9000 Katholiken neben mehr als 300,000 Protestanten! Trotzdem fühlen sich die Katholiken nicht bedrückt und Zustände wie in Mecklenburg oder Braunschweig sind unbekannt. Im Gegenteile — die Kirchen haben sich vermehrt und der Sinn für Duldsamkeit wächst. Wie die Verhältnisse einst lagen, beweist vielleicht der Umstand, daß die Kurie noch immer eine Summe für den Unterricht an Katholiken bezahlt. Die Armut der Gemeinden bewirkte es jedenfalls, denn sie rekrutierten sich meist aus zugezogenen Arbeitern.

Aber Herzog Friedrich II. hat Jahre hindurch mit angesehen, wie München, das vor einem Säkulum zwei ansässige Protestanten zu seiner Bürgerschaft zählte, in paritätischem Sinne sich gestaltete. Bei der Einweihung der katholischen Kirche in Zerbst fand er sich im Auftrage des Herzogs ein, und der Bischof von Paderborn erstaunte über die Einsicht des hohen Anwesenden in bezug auf Angelegenheiten einer fremden Konfession. Ein solcher summus episcopus der Protestanten wird auch ein gütiger Landesherr der Katholiken sein.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Herzog sich am 2. Juli 1889 mit der Prinzessin Marie von Baden vermählt hat. Die hohe Dame bringt dem künstlerischen Streben des Gemahls volles Verständnis entgegen. Herzogin Marie ist ja die Tochter der durch scharfen Verstand ausgezeichneten Prinzessin Wilhelm von Baden, einer Enkelin des Zaren Nikolaus I. mütterlicher- und des in der St. Michaelskirche zu München ruhenden Bayards der Napoleonsepoche väterlicherseits.

Alljährlich wohnt die anmutige Herzogin auch der Bescherung der katholischen Schuljugend an und ihre zarte Hand spendet, ohne nach der Konfession zu fragen, Wohltaten.

Mit Recht hat sich die katholische Geistlichkeit Anhalts in Köthen jüngst versammelt, um dem neuen Herzog ihre Huldigung darzubringen.

***

Verjüngung.

Noch immer lieb ich die verschwiegnen Wege,
Die Haidepfade, hoch und nie begangen,
Die stolze Wildnis, die dem Himmel bietet
Ein selig Antlitz frei und unbefangen.
Wo ritterbürtig ihre Locken wiegen
Die Weidengerten und sich rings verbreiten,
Wo Baum und Busch und Ranke sich vermählen
Bacchantisch froh in ihren Ueppigkeiten.
Das goldne Licht wirft seinen Königsmantel,
Den strahlenden, ums junge Grün der Birken,
Die Schönheit wandert unschuldvoll und lächelnd,
Göttin und Nymphe in den Waldbezirken.
Der Jugend ferne Sehnsucht fand ich dorten.
Am moosgen Raine war sie eingeschlafen
In Kraut und Farn. Auf jenen Wegen war es,
Wo mich noch einmal ihre Augen trafen.
Nun tun sich wieder auf die goldnen Weiten,
Die Städte fern mit ihren Mauergrüften
Sind Zauberburgen, die in Seligkeiten
Der Türme Zinnen wiegen in den Lüften.
Im blauen Duft ist Dach und First verschwommen
Und Krankheit, Haß und Tod, die drunter brüten,
Sind ausgelöscht; — um meine Stirne schwanken
Hollunderdolden und des Geisblatts Blüten.
Gerettet hab ich wieder meine Seele
Der Erstgeburt; ich steh im Frühlingslichte
Und vor der Allmacht der allgütigen Sonne
Sinkt graues Alter mir vom Angesichte.

M. Herbert.

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

VI.

Noch einmal versuchen jetzt die Direktoren mit aller Gewalt das Publikum für das Theater zu interessieren, ehe dieses aufs Land hinausflüchtet. Man soll nicht sagen, daß es eine „tote Saison" gibt, es wird unentwegt weiter gespielt, weiter neueinstudiert, weiter „erstaufgeführt". Und wer es nicht noch mit Premieren versucht, der läßt Gäste aus fernen Städten auftreten, der würzt die Stücke durch solche Neueinlagen und verspricht, die neue Kraft, falls das P. T. Publikum damit zufrieden ist, trotz aller großen pekuniären Opfer für die nächste Spielzeit zu engagieren.

Im Berliner Lessingtheater ließ der Direktor Neumann-Hofer seine Gattin zu Worte kommen, indem er ihr Schauspiel „Das Wunderkind" zur Darstellung brachte. Annie Bocks Romane sollen besser sein als dieses ihr Theaterstück, das aber dank der guten Darstellung freundlich aufgenommen wurde.

Auch in Wien führt man nach wie vor Stücke bevorzugter Lokalgrößen auf. Alljährlich kommt so ziemlich von jeder größeren Zeitung ein Redakteur als Theaterdichter zum Wort, das ist einmal schon ein stilles Uebereinkommen. Wie jede Zeitung ihre Freikarten bekommt, so auch ihre Spezialaufführung, die dann freilich der heimischen Clique Gelegenheit bietet, in überschwänglicher Weise Autor und Theater zu loben. Diesmal kam Adolf Herzkas und Otto Tann-Berglers Komödie „Raubvögel" im Raimund-Theater zur Aufführung, ein Wiener Stück, in dem wieder einmal die Figur des „süßen Mädels" vorkommt; an diese Gestalt reihen sich die des Verführers, des Bauspekulanten usf. Das Stück fand eine freundliche Aufnahme. Im Jubiläumstheater, gern das Antisemitentheater genannt, spielte man „Den verbotenen Quell" von Albert Geßmann jun., dem Sohne des christlich-sozialen Abgeordneten; das Drama wurde vom Publikum freundlich aufgenommen, obwohl es eine ungeschickte Dilletantenarbeit sein soll, in der freilich manche guten Ansätze enthalten seien.

Französische Schwänke, deren Inhalt so ziemlich stets derselbe ist und nur immer wieder durch große und kleine Zoten neubelebt wird, wurden in Frankfurt („Champerays Leiden") und im Berliner Residenztheater („Die dreihundert Tage") vom für solche Dinge sehr empfänglichen Großstadtpublikum weidlich belacht, vom selben

Publikum, das ernsten Arbeiten deutscher Autoren kalt wägend und unerbittlich-kritisch gegenübersteht.

In Weimar gab es für das Trauerspiel Konkiels „Der Toren Tränen" einen bescheidenen Achtungserfolg. Das Stück spielt in der italienischen Renaissance, also in einer Zeit und Tracht, die jetzt am Theater, da die Neuromantiker mit ihren schwächlichen Stücken dort Einzug halten, als „modern" bezeichnet werden kann.

Auch uns Münchenern wurde dieser Tage im Residenztheater ein solch neuromantisches Stück vorgespielt, dem freilich alles fehlte, was es lebendig und graziös hätte machen können. „Die Königin von Cypern" von Rudolf Lothar nennt sich ein Lustspiel, ohne eigentlich durch Witz, Esprit und gute Laune diesen Untertitel zu verdienen. Schon die Handlung ist zu schwerfällig konstruiert, es fehlt ihr an Grazie. Ganz unglücklich ist das Hineinweben des Kampfes zwischen Christentum und Heidentum, zwischen Gesittung und höfischer Sitte und Liebeswerben und Venuskult. Hier artet die Sache ins Operettenhafte aus. Lothar war sichtlich bemüht, „literarisch" zu sein und zu bleiben, und so kam ihm, da er einmal mit den fremdländischen, schön kostümierten Puppen arbeiten sollte, der ganze feinere Humor, die ganze Originalität, die immerhin seinen „König Harlekin" auszeichnete, abhanden. Auch die Sprache ist wenig originell und pointiert. Kurz ein langweiliger Abend, der dadurch noch langweiliger wurde, daß die Hauptdarsteller Fräulein Dandler und Herr Sturp sich in ihren Rollen nicht recht wohl fühlten; speziell letzterer nahm die Rolle Peters des I. zu wuchtig, zu theatralisch-dramatisch. Weit mehr Glück hatte dasselbe Theater mit der Aufführung von Gogols „Der Revisor", dank der vorzüglichen Inszenierung, die dem Lustspiel durch die Kostüme höchst geschickt das „Veraltete" nahm, indem sie ihm „Zeitkolorit" gab. Der Ernst, der in all dem Uebermut und in all der Uebertreibung des Stückes steckt, gibt diesem noch heute die Berechtigung, als wirkliches „Lustspiel" zu gelten, denn es geißelt meisterlich Zustände und Menschen. Seit langem sah man auf der Hofbühne keine so abgerundete Darstellung mehr wie bei der Erstaufführung des „Revisor". Speziell Herr Waldau brachte für die Titelrolle soviel natürlichen, diskreten Humor mit, daß er daraus eine Glanzleistung machte, die ihm selbst „Berühmtere" nicht so leicht werden nachmimen können. Herr Suske als Stadtkommandant zeigte sich ebenfalls von seiner lustigsten und charakteristischsten Seite.

Das Münchener Volkstheater hatte mit dem dreiaktigen Volksschauspiel „Die Auserwählte", für das schon von vornherein große Reklame gemacht wurde, einen schönen Erfolg. Die Verfasserin desselben ist Frau Hartl-Mitius, die in praktischer Bescheidenheit vorerst unter dem Pseudonym H. Wild zeichnete. Die Reklame vergaß allerdings nicht den Zusatz, daß man es diesmal „mit einer sozial sehr hochgestellten Persönlichkeit" zu tun habe. Das Stück ragt wohl kaum über den Durchschnitt ähnlicher Volksschauspiele hinaus, wenn es auch im Sujet neu ist. Es behandelt die Geschichte eines armen hysterischen Mädchens, dessen Halluzinationen vom übereifrigen Kooperator als „Visionen" gedeutet werden. Das Stück ist absolut nicht glaubensfeindlich, die Figuren der Geistlichen sind höchst objektiv gehalten, und doch führen derlei Themata speziell ein Publikum, wie es das Volkstheater liebt und anstrebt, leicht irre.





Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Anton Dvorak †. Aus Prag kommt die Kunde, daß Anton Dvorak, der zurzeit einzige und letzte Repräsentant einer glänzenden Aera der tschechischen Tonkunst, am 1. Mai plötzlich verschieden ist. Dvorak war, wie sein großer Landsmann Smetana, ein echt nationaler Künstler, dessen Eigenart nicht persönlich war, sondern in seiner rein slavischen Herkunft ihren Ursprung hatte. In seinem Bildungsgang war er mannigfachen Einflüssen ausgesetzt; zuerst demjenigen Franz Schuberts, dessen frisch-freudiges, formlos-ungebundenes Drauflosmusizieren in seinen frühesten Kammermusikwerken nachweisbar ist; sodann wurde er mit Johannes Brahms befreundet, der ihm auch den Weg zu seinem Verleger (Simrock) und damit zur internationalen Verbreitung seiner Werke ebnete; auch die eigentümlich knappe, verschlossene Thematik dieses Meisters hat bei Dvorak ihren Widerhall gefunden. Die letzte Phase seines Schaffens stand im Zeichen Liszts. Seine Gattin legte ihm einst — wie er mir selbst erzählte — Liszts sämtliche symphonische Dichtungen auf den Weihnachtstisch. Der übermächtige Eindruck derselben ließ ihn zum Entsetzen seines Freundes Eduard Hanslick über Nacht zum überzeugten Programmusiker werden. Diese Ueberzeugung war indessen durchaus mißverständlich, denn Dvoraks Programmkunst band sich im Gegensatz zu den ideellen Schilderungen Liszts nur an Konkretes, das er mit rührender Hartnäckigkeit unter Preisgabe aller Form musikalisch verfolgte. Und doch sind Symphonie und Kammermusik Dvoraks ureigene Gebiete gewesen; seine Opern, Oratorien und Lieder sind von nur ausschließlich nationaler Bedeutung. Seine besten Orchesterwerke (z. B. die wundervollen slavischen Rhapsodien) sind in Deutschland fast unbekannt; ebenso hat man bei uns nicht annähernd das richtige Bild vom Reichtum seines Schaffens. Er war kein Grübler, in ihm steckte etwas von der im Aussterben begriffenen Musikantennatur, die frei und ohne Reflexion aus sich selber schafft. Nicht nur die Tschechen haben Anlaß ihn zu betrauern, — die ganze musikalische Welt verliert in ihm den letzten der wenigen großen Vertreter der nachklassischen Periode.

Der Pfeifertag, heitere Oper von Max Schillings, hat, wie wir schon jüngst berichteten, an der Münchener Hofbühne einen großen Erfolg errungen — einen Erfolg, dessen man sich aus vollem Herzen freuen darf. Zunächst im Hinblick auf den Komponisten, denn das Werk zeigt im Verhältnis zur älteren „Ingwelde" einen bedeutenden künstlerischen Fortschritt — den zur Klarheit und Einfachheit nämlich. Das ist nicht nur am Sujet gelegen: Die „Heiterkeit", die das Buch für sich in Anspruch nimmt, treibt nicht allzuweite Kreise, und wenn man das Milieu der Handlung als im allgemeinen „musikalisch" erkennt, so darf doch nicht vergessen werden, daß durch die zahlreichen Meistersinger-parallelen dem Komponisten allerhand schwer zu umgehende Fallen gestellt waren. Was am „Pfeifertag" das durchaus Erfreuliche ist, das ist der Umstand, daß Schillings hier über seinen selten reifen Stil und über sein künstlerisch abgeklärtes Wesen hinaus noch Besseres bewies: Gemüt und Herzenswärme. Für mich hat Schillings bisher immer den Charakter kalter Größe gehabt. Im „Pfeifertag" sagt er nun plötzlich: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." Er ist auch hier, gottlob, nicht im gebräuchlichen Sinne „volkstümlich". Aber ein gesunder, herzlicher Witz macht sich allenthalben bemerkbar, und oft schlägt sich eine wohlige Wärme, echte, ungekünstelte Gemütserregung in die reich verschlungenen Tongewebe. Das ist's, was uns „für den Komponisten" freut, und im prinzipiellen Sinne ist's die durch den „Pfeifertag" aufs neue bekräftigte Tatsache, daß die Zukunft des Musikdramas eben doch in der Verbindung von Ton und Drama, nicht in der Auflösung zur gesungenen und gegeigten Situationslyrik liegt. Die Bühne ist noch immer der Boden des Zukunftdramas, nicht der Zukunftssymphonie. Nächstens wird an Pfitzners „Rose vom Liebesgarten" (sicherlich nicht aus eigener Initiative des Intendanten) ein neuer Galvanisierungsversuch gemacht werden. Pfitzner ist wie Schillings Eigenmensch und „Genie". Trotzdem kann das nahe Nebeneinanderstehen beider Werke im Repertoire interessante Vergleichspunkte geben zwischen gesunder und kranker Musik, wie zwischen richtiger und irrtümlicher Erkenntnis ihrer Aufgaben, ihres Zweckes und ihrer Ausdrucksfähigkeit.

Kleine Rundschau.

Die erste Messe auf Spitzbergen — in der Andreehütte.

In der „Revue des deux mondes" veröffentlicht Jul. Leclercq den Bericht über eine Fahrt nach Spitzbergen, dem wir folgende Zeilen entnehmen: „Die Schaluppe setzt uns am Fuße des Steinhügels (caira) ans Land, von welchem aus Andree seine verhängnisvolle arktische Reise antrat. Die Pyramide trägt (in schwedischer Sprache) die Inschrift:

Von hier aus stiegen auf am 11. Juli 1897
im schwedischen Ballon „Der Adler"
zur Erforschung des Nordpols
A. Andree, N. Strindberg, E. Fränkel.

Bei dem Steinhaufen sahen wir einen Sarg mit den Ueberresten eines der Leute Andrees; man kann in dieser Wüstenei keinen Schritt tun, ohne stets an den Tod zu denken. — Da wir in unserer Mitte einen



katholischen Priester, das älteste Mitglied der Expedition, zählten, wollte der Kapitän Bade, obwohl selbst Protestant, den Himmelfahrtstag (15. August) in der Virgo Bay nicht ohne eine Festfeier vorübergehen lassen. Um 1 Uhr morgens läutete der Kapitän an der Türe der Andreehütte mit einer Glocke, und alle, Katholiken und Protestanten, drängten sich in den größten Raum der Hütte, wo der kleine Arbeitstisch, an dem Andree so oft seine Nordpolchimäre geträumt, in einen Altar umgeändert war. Der Raum war zu klein für alle Besucher. Der gute Priester brachte, mit priesterlichen Gewändern bekleidet, auf dem armseligen Altar das hl. Opfer dar; kein Pomp in irgend einer Kathedrale hätte eindrucksvoller sein können. Nach Beendigung der hl. Feier wendete er sich zu uns mit einigen Gelegenheitsworten, in welchen er die unbeschreiblich ernste Größe der arktischen Naturszenerien schilderte, die menschliche Ohnmacht und die göttliche Allmacht, dann stimmte er ein Danklied an, in das alle einfielen. — Von allen Episoden unserer Kreuzfahrt war diese erste Messe eines hochbetagten Priesters in Andrees Hütte in ihrer ganzen Einfalt die größte und herzbewegendste. An Bord zurückgekehrt, blieben wir alle, auch die gleichgültigsten, still; wir dachten an das, was soeben unterm 80. Breitegrade sich ereignet." — ad.

Kultur und Christentum.

Wer den Einfluß des Christentums auf die Kultur in untrüglicher, ebenso kurzer wie peremptorischer Beweisführung sich vergegenwärtigen will, der stelle sich einen Augenblick vor, das Christentum sei verschwunden aus der Welt des Schönen, des Wahren, des Guten. — Er entblöße die Wände der Museen, wie die Pariser Kreuzstürzer, von allem, was an Christus mahnt, der Bilder Christi, seiner hl. Mutter, der Heiligen, der Märtyrer und Apostel, er entferne ihre Statuen. Dann gehe er an die Zerstörung der christlichen Architektur. Dann tilge er aus der Musik alles aus, was an das Christentum erinnert in den Werken der Händel, Bach, Palestrina, Beethoven, Mozart, Rossini und Wagner. Auch aus dem Reiche des Gedankens, der Beredsamkeit, der Poesie lasse er dann die hohe Welt der altchristlichen Literatur, der mittelalterlichen Dichtung, der neuzeitlichen Apologetik verschwinden; er lösche auch in den Werken der modernen Literatur den Namen Christi und was an ihm hängt. Dann zerstöre er die Hospitäler, die unzählbaren Stiftungen aus Liebe zu Jesus und den Armen; er besudle das Andenken an die hl. Elisabeth von Thüringen, Vinzenz von Paul, Franz von Assisi. Zuletzt gehe er bis zur Wurzel unseres nationalen Daseins und beschimpfe den Namen eines hl. Bonifazius und aller deutschen Heiligen bis auf die unserer Kaiser- und Königsfamilien. So tilge er sorgsam jede Spur des kostbaren Blutes, das aus den Wunden des Gekreuzigten strömt — heute wie in der grauen Vorzeit des deutschen Namens. — Und hat er alles das vollbracht, dann wende er das Auge rückwärts, überschaue mit einem Blicke nochmals die 19 Jahrhunderte und, wenn er dann ohne Schaudern und Entsetzen die unbeschreibliche Wüste, Oede und Trostlosigkeit zu ermessen vermag, die er vor sich sieht, dann beantworte er sich die Frage, was ist die Welt und alle Kultur ohne den, der am Kreuze hängt. W.

Soeben erschien:

Professor Ferd. Erhardt

Die katholische Kirche und ihr Kampf!

Niedergang oder neues Leben?

10 Bogen in 8° M. 1.50, mit Frankozusendung M. 1.60.

3. Auflage — 6. bis 8. Tausend.

„Wer nicht Zeit hat, sei er Theologe oder Laie, Bände zu lesen, greife zu dieser klassischen Broschüre. Ein apologetischer Geist predigt und beweist oft in schwungvoller Sprache allen Modernen die göttliche Stiftung und Le tung der katholischen Kirche ... Um das Schriftchen mit seiner Klarheit und Wahrheit, mit seiner Kürze und Knappheit treffend zu bezeichnen, möchte ich es einen apologetischen Essay nennen. ...“

Augsburger Postzeitung v. 30. April 1904.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die

Jos. Roth'sche Verlagshandlung, München

HERDER & Co. Sortiments-Buchhandlung

Löwengrube 18 **München** nächst d. Frauenkirche

(Zweigniederlassung der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i/Breisgau) empfehlen ihr reichhaltiges Lager aus allen Zweigen der Litteratur.

Ganz besonders empfehlen wir:

HERDERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Acht Bände. 100 Mark. Reich illustriert.

Bis jetzt liegen vor: **Zwei Bände.**

Gebunden je Mk. 12.50.

Bd. III erscheint nächsten Monat, Bd. IV Ende ds. Js.

Viele Tafeln und Karten. Auch in 160 Heften zu je 50 Pfg.

Bestellungen übernehmen **HERDER & Co. in München.**

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Für Freunde guter Lyrik.

Soeben erschien: **Neufränkische Lieder und Weisen.**

Gedichte von **Aug. Deppisch** (Dr. med., Arzt in Pottenstein). 388 Seiten. **Preis 3 Mark.** — Inhalt: Lieder — Elegien — Liebeslieder — Wandergedanken — Meister Süsskinds Klagelieder — Religiöse Lieder.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der

K. und K. Hofbuchhandlung von Leo Woerl in Leipzig.



Einige Urteile der Presse über die „Literarische Warte“:

„Wer sich über den gegenwärtigen Stand der katholischen Literatur unterrichten will, findet keine für seine Zwecke bessere Zeitschrift.“ (Rhein.-westf. Schulzeitung.)

„. . Die „L.W.“ kann wirklich schon als ein Zentralblatt für schöne Literatur gelten, in der alle Arten, alle Strömungen und Richtungen derselben zur Vertretung kommen.“ (Westpreuss. Volksblatt.)

„. . Wir können uns freuen, dass wir jetzt auch einmal ein katholisches Literaturblatt besitzen, das man den anderen literarischen Zeitschriften an die Seite stellen kann.“ (Essener Volkszeitung.)

„. . ein Organ, das neben angenehmer und feingeistiger Unterhaltung vielfache Belehrung und eine gute Schulung des literarischen Geschmacks zu bieten imstande ist.“ (Alte und neue Welt.)

„. . Ehrliches Streben nach dem Schönheitsideal und unantastbare katholische Gesinnung beseelen die Schöpfer und Mitarbeiter“. (Dr. Kausen.)

Welche alleinstehende Dame

beteiligt sich mit 5—6000 Mk. an einer Fremdenpension in vielbesuchtem Eifelluftkurort gegen freies gemütliches Heim und Sicherstellung des Kapitals. Landhaus zur Erweiterung mit dicht am Wasser gelegenem großen Garten, unmittelbar an ausgedehnten Laub- und Nadelholzwaldungen, vorhanden. Herrliche windgeschützte Lage — kräftigende, ozonreiche Luft. Gefl. Anerbieten nimmt Wilhelm Longheim in Lippstadt i. W. entgegen.

Orgelbau Willibald Siemann

nach bewährtem pneumat. System.

Reparaturen billigst.

München, Steinheilstr. 7.



WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Julius-Spital Würzburg.

Verkauf selbstgebauter garantiert reiner

Frankenweine

in Gebinden (Fass) sowie in 1/1 und 1/2 Liter-Boxbeutelflaschen. Wegen Bezugs von Weinen beliebe man sich an das **kgl. Juliusspital-Rentamt in Würzburg** zu wenden, von welchem auch Weinpreisverzeichnis mit Versandbedingungen auf Wunsch kostenlos zugesandt wird. 968

Buchdruckerei

Val. Höfling

1 Lämmerstr. München Lämmerstr. 1

empfiehlt sich zur eleganten modernen Ausführung von

Drucksachen aller Art:

Broschüren, Dissertationen, Zeitschriften, Formularen, kaufmännischen Drucksachen.

Aloisianum in Gelsenkirchen (Westf.)

Konvikt für kathol. Schüler des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Realschule. Geistliche Leitung. Pension 500 Mk., unter 14 Jahren 450 Mk. 941

Neu eröffnet!

Lichtluft- und Sonnenbad Westend

Hansastrasse, grüne Trambahnlinie Landsbergerstr.—Barthstr.

Grosse, freie und geschützte Lage; vorzügl. eingerichtet; 1/2 Tag 30 Pfg., 1/1 Tag 50 Pfg., im Abonnement billiger.

Kaspar Gustapfel, Baumeister.

Neu eröffnet!

Im Verlage von **Val. Höfling, München**, Lämmerstr. 1, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt zu beziehen:

Führer durch den Königl. botanischen Garten

in München. Von **Dr. K. Goebel**, Professor an der Königl. Universität München. Preis 50 Pfg.

Münchener Ratskeller

Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden.

Pächter: Heinr. Eckel & Cie.

911 Weingrosshandlung.

WIESAU 520 Meter über dem Meer Stahl- und Moor-Bad **König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rouenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 8. München, 17. Mai 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Utopie oder Pflicht?

Ein paar Worte über konfessionelle Friedensbestrebungen.

(Von der Redaktion der „Friedensblätter".)

Auch beim konfessionellen Frieden und seiner Beurteilung und Erstrebung gehen die abweichenden Ansichten öfter aus gewissen Unklarheiten in der Fragestellung hervor. Manche lächeln schon bei dem Worte konfessioneller Friede: es ist ihnen der Name für eine Utopie; ihn planmäßig zu erstreben, eine Beschäftigung für Schwärmer oder — höflicher — für weltfremde Leute. Andere wieder sehen in diesem Streben eine so ernste Pflicht, daß ihre Versäumnis ihr Gewissen beschwert. Den einen ist's also Utopie, den anderen ernste heilige Pflicht. Man könnte aber wohl leicht einig werden bei einer genaueren Fragestellung, was eigentlich erstrebt werden soll.

Wir halten es für eine Utopie, die Glaubensunterschiede kurzer Hand beseitigen zu wollen. Dazu scheinen uns vorderhand unsere Kräfte zu schwach; stärkere Einsicht und größere Liebe sind schon daran versagt und verzagt; davon legt z. B. das kürzlich erschienene Buch über Leibnizens Friedensplan Zeugnis ab. Diese Art des konfessionellen Friedens halten auch wir für eine Utopie, bei der die Frage nahe liegt: „Custos, quid de nocte!"

Die Glaubensunterschiede außer Acht zu lassen oder zu verwischen, erscheint uns ebenso utopistisch, ja als gefährlich und sündhaft. Friede zwischen Indifferenten ist wertlos, weil Indifferente für Gottes Reich nichts bedeuten; sie würden es mit vereinter Kraft noch mehr beschädigen als schon jetzt. Darum mögen wir weder leichtfertige Konzessionen von Andersgläubigen noch machen wir deren an sie; daher sind wir auch Gegner der Mischehen, die ohne derartige Konzessionen, sofern Kinder geboren werden, niemals abgehen.

Zum dritten erscheint es uns utopistisch, die konfessionellen Reibungen ganz aus der Welt zu schaffen. Die gehen notwendig aus der Nachbarschaft zweier kräftiger Konfessionen hervor: aus dem Selbstschutz, den beiderseitigen Konversionen, den Mischehen. Diese Reibungen sind auch nicht so gefährlich, sofern sie nicht lieblos oder gar vergiftet werden durch Ungerechtigkeit und Unwahrheit. Sie stärken sogar die Freude am Besitz der Wahrheit.

Dagegen halten wir den konfessionellen Frieden für sehr erstrebenswert und erstrebbar, er ist uns einfach eine überaus ernste Gewissenspflicht, wenn man darunter den ehrlichen Willen versteht, auch die Andersgläubigen ernstlich zu lieben und von ihnen Liebe zu gewinnen. Das ist nicht so alt, wie es sich anhört, auch nicht so in Uebung, wie es beide Teile von sich behaupten.

Man sollte nicht ängstlich den lieben Nächsten in zwei Teile schneiden, wie es immer beliebt wird: „erstens den Menschen — den liebe ich; zweitens seine religiöse Ueberzeugung — die ignoriere oder verabscheue ich". Da ich in mir die religiöse Ueberzeugung liebe, habe ich nach Christi Gebot sie auch im Nächsten als sein Edelstes zu lieben. Mag diese Ueberzeugung selbst wahr oder falsch sein, ich habe im Nächsten jedenfalls zu achten seinen guten Glauben, ich habe zu schätzen die Kraft seiner Ueberzeugung, ich habe anzuerkennen und freudig zu teilen alles, was darin wahr ist, ich habe zu verehren und nachzuahmen alles, was in ihm etwa besser ist als in mir selbst. Alles dieses fordere ich stillschweigend von Andersgläubigen in bezug auf meine religiöse Ueberzeugung; also muß ich es auch ihnen nach Christi Befehl angedeihen lassen.

Diese ernstliche Liebe zu den Andersgläubigen, die sich in sie hineinversetzt, ihre Meinung darum verstehen lernt und ihr gerecht wird und sogar von ihr lernt, wo das möglich ist, das ist ein unglaublich naher und leichter Weg zum konfessionellen Frieden. Er ist keine Utopie, wohl aber ist das Gegenteil Sünde und nicht von Gott, mag es geübt werden, wo immer es will.

Der zweite leichte und nicht utopistische Weg ist, die Liebe der Andersgläubigen zu gewinnen. Das gelingt, sofern man sie selber in angegebener Weise achtet und liebt, dadurch, daß man sich selbst liebenswert zeigt in christlichem Sinne, in Wahrhaftigkeit und Demut. Keiner soll sich stolz aufblähen: ich habe die christliche Wahrheit; er soll sie lieber selber reden lassen, indem er streng christlich darnach lebt. Keiner soll meinen, die Wahrheit mit Lügen schützen zu müssen, indem er menschliche Schwächen im eigenen Lager beschönigt oder bemäntelt; er soll bei aller Milde in ihrer Verwerfung eifriger und ehrlicher sein als der Gegner. Keiner soll meinen, er persönlich könne in der Erkenntnis der Wahrheit nicht fortschreiten. Er soll ruhig zugeben, daß er sie noch recht schwach und unvollständig erfaßt hat, sie recht unverständlich zum Ausdruck bringt und sie durch Fehler in seinem Leben sogar tief verdunkelt. Wer aus diesem Geiste lebt, der wird auf die Dauer geliebt werden, ob er Katholik oder Protestant ist.

Diese Art Denken, Empfinden und Handeln im täglichen Leben in weiteren Kreisen immer vollkommener anzuwenden, in diesem Geiste zu erziehen und anzuleiten, das ist keine Utopie. Lieben wir und suchen wir Liebe zu gewinnen! Diese Art Erstrebung und Durchsetzung des konfessionellen Friedens erscheint uns sogar Pflicht gegen Gott und die Menschen, weil Christus sie geübt und gelehrt hat. Sie ist recht langsam, mühsam und gewöhnlich, aber sie ist richtig und erfolgreich, weil sie von innen beginnt und erst allmählich nach außen zu dringen sucht. Ist solche Arbeit nicht des Schweißes der Edelsten wert?

Reichstagsrechte.

Von

H. Osel, Mitglied des Reichstags.

Schweigen könnte als Einverständnis aufgefaßt werden, deshalb darf ich zu den Aeußerungen meines Freundes Erzberger in Nr. 7 der „Allg. Rundschau" nicht stille sein. Ich meine seine Bemerkungen über Anwesenheitsgelder für den Reichstag. Nicht als ob ich die prinzipiellen Gesichtspunkte nicht gutheißen wollte, aber die Rechnung geht mir etwas zu — enge.

Diese ja allerdings nicht verbindlich aufgestellte Rechnung mit insgesamt 100 Tagen, für die dem Reichstag etwa Anwesenheitsgelder zu zahlen wären, läßt Herrn Erzberger den Satz aufstellen: „Schon die Gewißheit, daß über 84 Sitzungstage hinaus keine Entschädigung mehr gegeben wird, müßte zur prompten Erledigung antreiben." Ich finde darin denn doch eine zu weitgehende Bevormundung des Reichstags. Solche Rechnungen kann man sehr gut aufstellen, um einen Ueberschlag über die Kosten etwa zu bekommen, allein feststellen, daß über eine gewisse Zeitdauer hinaus keine Entschädigung mehr bezahlt wird, heißt doch einen Druck auf den Reichstag ausüben, der mit dessen Würde als Repräsentanz des deutschen Volkes nicht gut mehr zu vereinbaren ist. Ich spreche nicht weiter davon, daß einmal dem Reichstag zu dem jährlichen Etat nur wenig andere Materialien vorliegen, ein andermal wieder sehr viele und wichtige anderweitige Gesetzentwürfe zur Verbescheidung kommen sollen. Es genügt der Hinweis, um eine Fixierung der entschädigungsberechtigten Sitzungszahl als untunlich erscheinen zu lassen. Meinesteils bin ich der Meinung: der in den Anwesenheitsgeldern liegende Zwang ist reichlich genug, um auf eine weitere Zwangsmaßregel verzichten zu können. Man darf es ruhig der Ehre der einzelnen Fraktionen überlassen, dafür zu sorgen, daß sie den weiter noch etwa nötigen Druck auf ihre Mitglieder ausüben. Auch bin ich mit der Veröffentlichung unentschuldigt Fehlender noch einverstanden im Interesse der Wahlkreise. Weiter aber darf man die Schulmeisterung — man verzeihe das Wort — nicht treiben. Auch eine Aufteilung des an Säumige nicht bezahlten Betrages unter die Anwesenden kann ich nicht gut heißen. Solche „Erübrigungen" gehen dann besser in den nächsten Etat mit über, wo vielleicht die ausgeworfene Durchschnittssumme nicht reicht. Einen Gedanken möchte ich noch anführen. Die Anwesenheitsgelder werden es auch nicht vermeiden können, daß einmal ein wichtiges Gesetz nicht zu Ende beraten und mittels Vertagung in die nächste Session hinübergenommen werden muß. Dann ist es auch gut, wenn für solche etwa in die Vertagung fallende Kommissionsberatungen rc. Mittel vorhanden sind. Unter einer zu großen Beschränkung leidet entweder die Etatsberatung oder das Recht des Reichstags aus sich heraus Fragen anzuschneiden, oder die Beratung von sonst ihm vorgelegten Material. Bei der stetig wachsenden Aufgabe des Reiches muß ein genügender Spielraum bleiben und etwas auf die ehrenhafte Gesinnung des Reichstags gerechnet werden, daß er Reichsgelder, welche als Entschädigung an die Abgeordneten entrichtet werden, nicht unnütz zu verschwenden gewillt ist. Ueber etwa strafweises Vorgehen gegen zu Säumige muß sich der Reichstag entscheiden, das darf nicht mit der Vorlage von Anwesenheitsgeldern etwa vom Bundesrat aus verquickt werden. Diese Anschauungen halte ich aufrecht, gleichviel ob einmal die Entschädigung als jährliches Pauschale oder Tagesentschädigung zur Einführung kommt.

Kommen sollten die Anwesenheitsgelder freilich bald. Die Sozialdemokraten legen ja keinen besonderen Wert darauf, wohl aber gerade jene Parteien, die an Arbeitswilligkeit und Arbeitsleistung nicht an letzter Stelle stehen. Es ist eigentlich ein Zeichen von wenig Wertschätzung, die der Reichstag seitens des Bundesrats genießt, daß seine alte Forderung nicht gehört wird, und das muß einmal zu Repressalien führen.

Wer ist ultramontan?

Eine Erinnerung an Franz Xaver Kraus.

Von

Prof. Dr. Karl Braig, Freiburg i/B.

Im letzten Hefte des dritten und im ersten Hefte des vierten Jahrganges der „Deutschen Stimmen" (Berlin) hat ein bekannter Unbekannter unter dem Decknamen „Rhenanus" zwei Aufsätze „F. X. Kraus und der Ultramontanismus" veröffentlicht. Durch Zufall ist ein Sonderabdruck der Arbeit eben jetzt erst in meinen Besitz gelangt. „Rhenanus", der sachlich nichts Belangreiches bietet, der sich nur dadurch hervortut, daß er in der Zitationskunst den seligen Kraus mit unglücklichem Erfolge zu imitieren sucht, der „Rheinländer" ist, wie es auch anderen vielen ergangen, recht ärgerlich über mein anspruchsloses Gedenkblatt „Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus" (Freiburg, Herder, 1902). Es sind vornehmlich zwei Punkte — eigentliche Korrekturen haben meine Blätter, soviel mir bekannt geworden, nicht erfahren dürfen —, welche Aufregung hervorgerufen haben und noch Anstoß geben.

Ich hatte angemerkt, sogar zweimal, daß die „Spektatorbriefe", die Kraus in die „Münchn. Allg. Ztg." geschrieben, und daß verwandte Kundgebungen nicht zum „Lebenswerke" des verewigten Gelehrten zu rechnen seien. Diese Auslassung wurde höchst übel aufgenommen, und „Rhenanus" beruft sich, um sie zu entkräften, auf eine Aeußerung von Kraus selber, die in der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart" (I, 6, S. 864) niedergelegt ist. „In seiner stolz-bescheidenen Weise" habe Kraus, erzählt dort Herr Schemann, als er einmal sein wunderbar reiches Schaffen entrollt hatte, sich also ausgesprochen: „Und dann noch die Spektatorbriefe! Die sind schon für sich allein ein Lebenswerk."

Ich bezweifle keinen Augenblick die Richtigkeit der Anführung. Was beweist aber das Selbstzeugnis meines heimgegangenen Kollegen in eigener Sache? Und was beweist die oftmalige Wiederholung des Zeugnisses durch andere? Haben wir es noch nie erlebt, daß Schriftsteller, darunter die reichstbegabten, ein Faible hatten für dies oder jenes ihrer Geisteserzeugnisse? Und ist es nicht mehr zutreffend, wenn geglaubt wird, daß die Schwäche mancher Eltern gerade für „ungeratene" Sprößlinge die stärkste sein könne?

Ich würde heute das Urteil über die „Spektatorbriefe" nicht bloß wiederholen, sondern ich würde die Ansicht mühelos begründen können: Eben diese und verwandte Leistungen haben das Lebenswerk von Franz Xaver Kraus, zum Teile wenigstens, übel verderbt. Was hätte die Kirchen- und Kulturgeschichte, die Kunst- und die Literaturgeschichte unserem verewigten Mitarbeiter und Freunde nicht zu danken, wenn er seine unzerteilte Kraft seiner Wissenschaft gelassen hätte! Die leidige Tatsache, daß Kraus sich auf die für den Gelehrten meist „glitscherige Ebene" der politischen Schriftstellerei locken ließ, hat ihn verhindert, abgeschlossene, in ihrer Art wohl unvergängliche Werke zu schaffen.

Das andere, was mir vorgeworfen wird, ist der Umstand, daß ich Kraus' Formel vom „Religiösen und politischen Katholizismus" als idealistische Konstruktion behandelt und als unfruchtbar abgelehnt habe. Daß ich und inwieferne ich damit unrecht getan, ist mir von keiner Seite gezeigt worden. Ich glaube darum bei der Ueberzeugung stehen bleiben zu dürfen, der ich vor langem dahin Ausdruck gegeben habe:

„Die Unterscheidung „Religiöser und politischer Katholizismus", die zwiespältige Geistreichigkeit oder geistreiche Zwiespältigkeit eines hoch begabten Mannes ist etwas gänzlich Unbrauchbares. Sie ist zum wenigsten nicht brauchbarer als die von Kraus selbst verurteilte Formel Cavours: „Libera Chiesa in libero Stato — Freie Kirche im freien Staate"! Für den Staatsmann ebenso wie für den Kirchenmann versagen die beiden Formeln, wenn er sie irgendwie anwenden, wenn er irgend eine schwebende Frage mit ihrer Hilfe entscheiden will. Denn in jedem Einzelfalle müßte vor der Verwendung der Formel die Aufgabe gelöst werden: Ziehe die Scheidegrenze zwischen dem „politischen" und dem „religiösen" Katholizismus! Umgrenze begrifflich scharf und praktisch treffend den Freiheitskreis der Kirche innerhalb vom Freiheitskreise des Staates! Es nicht einsehen können, daß der leere Wortlaut der leeren Formeln die Aufgabe nicht zu lösen vermag, deren Lösung nicht zu umgehen ist, das ist ein Armutszeugnis für unsere denkschwache Zeit. Es nicht einsehen wollen, daß mit leeren Worten weder in der Wissenschaft noch in der Politik etwas anzufangen ist, zeugt noch von anderem als von Denkschwäche."

Die beiden Punkte, derentwegen ich von den verschiedensten Seiten teils wohlwollend gerügt, teils scharf angegriffen, teils höhnisch „abgetan" worden bin, haben den engsten Zusammenhang

mit der Frage, genauer mit der Antwort auf die Frage: „*Wer ist ultramontan?*“

„Rhenanus“ schon in seinen angezogenen Aufsätzen hatte die Antwort auf die Frage dem zweiten Spektatorbriefe von Kraus entnommen. Ein „Lebensbild von Franz Xaver Kraus,“ dessen Verfasser sich als „Rhenanus“ offenbart*), wiederholt die Antwort. Sie lautet:

„Will man den Kern im Wesen des Ultramontanismus erfahren, so muß man die Merkmale zusammenstellen, welche diesem System, seit es überhaupt in der Geschichte aufgetreten ist, zu allen Zeiten und überall zu eigen waren.

Mir scheint, daß diese Merkmale sich in folgenden fünf Punkten zusammenfassen lassen, die man gerade als den Katechismus dieser Lehre bezeichnen darf.

1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über den der Religion setzt.
2. Ultramontan ist, wer den Papst mit der Kirche verwechselt.
3. Ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt, und es sei, wie das der mittelalterliche Kurialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch weltliche Jurisdiktion über Fürsten und Völker eingeschlossen.
4. Ultramontan ist, wer da meint, religiöse Ueberzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden.
5. Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Anspruche einer fremden Autorität zu opfern.“

An anderer Stelle bemerkt Kraus dazu: „Das natürliche Ergebnis aus der gezeichneten falschen Situation ist der chronische Konflikt, in dem sich der Ultramontanismus mit der historischen Wahrheit befindet, die Unwahrhaftigkeit seiner Geschichtschreibung, die traurige Verlogenheit seiner Presse und das schimpfliche System der Verleumdung und Lüge, welches gegen alle, die nicht ‚korrekt‘ denken, als erlaubt gehandhabt wird ... Mit diesem System mußte aufgeräumt werden; es widerstrebt dem Besten, was wir in unserer deutschen Eigenart besitzen. Es ist klar, daß es nicht zur Herrschaft bei uns gelangen kann, ohne das Deutsche Reich und das deutsche Volk zu zerstören.“

Hätte der entschlafene Gelehrte in einer der vielen anregenden Unterhaltungen, die ich während eines Zeitraumes von reichlich *neun* Jahren in seinem Studier- und Krankenzimmer mit ihm führen durfte, die mitgeteilten Sätze einmal zur Diskussion gestellt, wie wäre die Diskussion wohl verlaufen? Was ich gesagt hätte, ist mir so klar, wie wenn die Disputation jetzt stattfände.

Dem „Katechismus des Ultramontanismus“, hätte ich zunächst hervorgehoben, fehlt vor allem, was keiner geschichtlichen Darlegung fehlen darf, die *Quellenangabe*. Wo ist die „Lehre“ so formuliert, wie sie reproduziert wird? Wo ist der „Ultramontanismus“, wo sind die „Ultramontanen“ in der Wirklichkeit, die also gekennzeichnet werden sollen? Es *scheint* mir nicht ausreichend, „Einzeläußerungen, Sonderrichtungen“ und wie sonst die Schemenworte lauten mögen, als die gefügige Unterlage zu nehmen, um darüber ein „System“ zu errichten, dem die nachträgliche Begründung mit einem „*Mir scheint*“ angehängt werden will. Ist das eine „Deutung der Tatsachen“, die wir vom Historiker erwarten? Ist das nicht vielmehr die künstlich-absichtliche Konstruktion, die gemeinten Tatsachen unterschoben wird? Und wenn, sagen wir, eine wissenschaftliche oder eine politische „Richtung“ existiert hätte und wirklich existierte, die den fünf aufgezählten, nach ihrer Allgemeinheit verwerflichen Punkten verstohlen huldigen möchte, würde nicht gerade dieser „Richtung“ mit dem ohne Beleg gemachten „Systeme“ der willkommene Anlaß geboten, daß sie erklären könnte: Das ist ein *erfundener* ‚Ultramontanismus‘?

Unter allen Umständen ist es ein gewagtes, für den Historiker ein höchst bedenkliches Vorgehen, aus gewissen Abnormitäten, Uebertreibungen, selbst aus offensichtlichen Irrungen ohne weiteres ein „System“ zu bauen, um „System“ in die Sache zu bringen. Tut denn das nicht gerade die häßlichste, die verabscheuungswürdigste Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Politik, die Geschichtschreibung der Tendenz, die a priori dezidierte Parteinahme, die dem unbequemen Gegner skrupellos ein verruchtes „System“ als Brand- und Schandmal vorrückt, um auf diese Weise sich einer Verpflichtung zu entziehen, der Pflicht, auch den Widersacher vorurteilslos, voraussetzungslos, objektiv zu würdigen? Selbst wenn auf seiten eines Gegners Verleumdungen und Lügen vorkämen, wäre die ungeeignetste Strategie, sie abzuwehren und unschädlich zu machen, ja nur sie fest- und bloßzustellen, diese, vom Gegner ein „*schimpfliches System der Verleumdung und Lüge*“ kurzerhand wie etwas Selbstverständliches aussagen zu wollen.

Der Historiker darf niemals, selbst nicht dem „Ultramontanismus“ gegenüber, zu Mitteln greifen, die, wenn auch nur von Ferne, wie „systematische“ Verdächtigungen aussehen. Sonst kann er dem Vorwurfe nicht entrinnen, dem gerechten Vorwurfe: Es solle der Zorn ihm die Lücke stopfen, die nur wissenschaftliche Belege ausfüllen können. Und noch ein schwererer, viel schwererer Vorwurf müßte erhoben werden. Der Historiker, der, wie geschildert, konstruieren wollte, würde dem Gegner der Kirche zu seinen zahlreichen unförmlichen Vorurteilen hinzu einen wissenschaftlich formulierten Vorwand bieten, der dem Gegner die zum Ueberdruß wiederholte Redensart begründen, aufs erwünschteste stützen würde, die Rede: Er, der Gegner der Kirche, streite nur wider den ruchlosen Ultramontanismus, nicht wider den Katholizismus — eine Größe, der letztere, die den Feinden entweder unsichtbar ist, oder die, wenn sie ihnen nicht aus dem Hohlspiegel des Romanes noch aus dem Konvexspiegel der Tagespresse heraus, sondern einmal in Wirklichkeit entgegentritt, sich ihnen sofort auch ins Kleid, in das von „anerkannter Gelehrsamkeit“ gewobene Schurkengewand des „Ultramontanismus“ verhüllt.

So hätte ich die *Beweismethode* im Spektatorbriefe von Franz Xaver Kraus gegen *seinen* Ultramontanismus als wissenschaftlich unzulänglich und als unzulässig ablehnen müssen. Es hätte betont werden müssen, daß, gesetzt den Fall, der „Ultramontanismus“ existiere wirklich als ausgebildete „Pharisäersekte“, auf dem eingeschlagenen Wege mit dem „System“ nicht aufgeräumt werden kann.

Und was hätte ich in *sachlicher* Hinsicht von den fünf „Katechismussätzen“ urteilen dürfen?

Vorhin war zu sagen: *Wenn* sich etwas in der Welt, in der Kirche findet, worauf die fünf Sätze in ihrer Allgemeinheit passen, dann ist das Etwas auszutilgen; *daß* aber das Etwas wirklich vorhanden ist, muß bewiesen, und es muß von dem Etwas das System nach wissenschaftlich unanfechtbaren Grundsätzen abgezogen, nicht darf das System als Kern des Etwas einfach vorausgesetzt werden. Jetzt wären die fünf Sätze selbst auf ihren Inhalt zu prüfen. Und wie würde die Prüfung ausfallen?

Ich hätte nur nötig gehabt, meinen verehrten Kollegen auf den fünften seiner Punkte zu verweisen. Er besagt: „Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Anspruche einer fremden Autorität zu opfern.“ Was heißt dies?

Der Satz kann die folgenschwerste Wahrheit ausdrücken; er kann aber auch dem verhängnisvollsten Irrtum zur Hülle dienen. Und darum ist dieser Satz — bei den anderen verhält es sich ähnlich, nach verschiedenen Aehnlichkeitsgraden — ein äußerst unglücklicher Satz.

Ich darf nie das „klare Gebot des eigenen Gewissens dem Anspruch einer fremden Autorität opfern“. Vortrefflich, für den Fall, daß *mein Gewissen richtig funktioniert*, und daß die Autorität Gewissenloses, Gewissenswidriges fordert! Wie aber, wenn das Gewissen eines Einzelmenschen subjektiv sich klar ist und objektiv sich irrt, z. B. wenn jemand ein *klarüberzeugter Anarchist und Fürstenmörder* ist? Was dann? *Kann* solches nicht vorkommen? Wer bürgt für die Unmöglichkeit? Und *wenn* der Fall vorliegt, wenn ein „klares Gebot“ auf sehr unklarem Grunde ruht, darf auch dann keine fremde Autorität, selbst die nicht, die das „bessere Gewissen“ hat, irgendwie eingreifen, irgendwelche „Gebote“ geltend machen?

*) *Franz Xaver Kraus.* Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus von Dr. Ernst Hauviller. Kolmar i. E. Walther Rook, 1904. — Die Arbeit weckt den Eindruck eines geradezu *kläglichen Machwerkes*. Sehen wir von dem Anhang ab — er gibt das (private, wirkungslose) Gutachten von Kraus über die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg, ferner einige Strophen von Kraus, endlich drei Briefe, in denen der auch abgerufene Bildhauer, unser nächster Landsmann, Prof. Kopf aus Betzenweiler am Bussen in Schwaben, über ein Denkmal für Kraus eifert —, so enthalten die 154 Oktavseiten nicht *einen* selbständigen Gedanken, so daß auch nur ein Minimum zur Würdigung von Fr. X. Kraus beigetragen würde. Die allerödesten Gemeinplätze, die längst aus dem Repertoire einer gewissen Presse bekannt sind, die Exklamationen über „Ultramontanismus, politischen Katholizismus, Jesuitismus“ und über die „entsetzlichen Gefahren“ dieser und ähnlicher „—ismen“ gähnen dem Leser fast auf jedem Blatte entgegen. Würden nicht die zahlreichen bald häßlichen, bald lächerlichen Druckböcke auf den Plätzen und zwischen den Zeilen umherhüpfen, so wäre deren Anblick vollendet trostlos. So gewährt es wenigstens einiges Vergnügen, ein Lieblingswort gewisser ‚Reformer‘, nämlich „kulturell“, in der netten Schreibung „kulturrell“ bewundern zu dürfen. Soll damit unwillkürlich die unwiderstehliche Kraft der modernsten „Kulturr-Ritter“ symbolisiert sein? Sie mögen sich von nun an **Rrefformerr** schreiben! Wir werden uns, um einen Ausdruck des sel. Kraus zu gebrauchen, „nicht so tief bücken“, daß wir mit dem Verfasser des „Lebensbildes aus der Zeit des Reformkatholizismus“ über die Authentizität der in den widerwärtigsten Fehlern gedruckten „Grabschrift“ von Kraus und über anderes rechten oder die Hohnergüsse über das Grabmal des Heimgegangenen brandmarken möchten. Die Tendenzen des Verfassers sind für jeden halbwegs Kundigen *zu durchsichtig*. Wir glauben Eines! Hätte Franz Xaver Kraus nicht Gegner, sondern auch nur *einen Feind* hinterlassen, dieser würde nach der Lektüre des „Lebensbildes“ sich zum Ausrufe genötigt fühlen: „Solch ein Lob von solcher Seite ist denn doch eine zu *grausame* Strafe, eine zu barbarische Pein für das, was Kraus je gesündigt hat und gesündigt haben könnte.“

Mit solchen und ähnlichen Bedenken wäre ich auf die Ultramontanismussätze unseres Freundes eingegangen, und ich hätte beigefügt: Die Sache scheint mir doch viel schwieriger zu liegen, als es der „rein historischen Betrachtung" vorkommen mag. Gerade die Berufung auf das „klare Gebot des eigenen Gewissens" tut einen höchst verfänglichen Zwiespalt auf. Denn es könnte und kann eine Reihe von Fällen geben, wo die höhere und höchste Pflicht geböte, streng „ultramontan" zu sein, d. h. bei fremder Autorität nach der obersten Sittlichkeitsnorm zu fragen und sich ihr dann unbedingt zu fügen; und es könnte und kann Fälle geben, wo der Handelnde „antiultramontan" sein, sich einer erdichteten Autorität, der gewisse „Ansprüche" angedichtet worden, widersetzen müßte.

Was hätte Franz Xaver Kraus wohl auf meine „Spitzfindigkeiten" entgegnet? Hätte seine beliebte Unterscheidung vom „Trottoir" und von der „Vernunftaristokratie", die das „Trottoir" zur Vernunft zu bringen hätte, wohl ausgereicht?

Es war um die Zeit, da die große Oeffentlichkeit noch lange nicht wußte, sondern erst tastend ahnte, daß Professor Kraus in Freiburg der Verfasser der Spektatorbriefe sei. Nun hatte mir eine seltsame, gänzlich ungesuchte Lagerung der Umstände die Möglichkeit in die Hände gespielt, den diplomatisch genauen Beweis zu liefern, daß Kollege Kraus und Spektator Eine Persönlichkeit seien. Vorerst hatte ich keinen Grund, dem Kollegen selber meine Entdeckung zu entdecken. Eines Abends, ich hatte eben einen „Spektatorbrief" gelesen, mit noch größerer Aufmerksamkeit als ich früher getan, eines Abends besuchte ich unseren Kranken. Er kam, natürlich ohne jede Hindeutung auf die „Allgem. Ztg.", auf den Inhalt des mir bekannten — als seine Arbeit bekannten — letzten Briefes von Spektator zu sprechen. Das dort Gesagte wurde wiederholt, und Kraus beklagte sich bitter über eine schwarze Tat — eine zum Verwechseln ähnliche war im Spektatorbriefe behandelt —, die ein jüngerer Herr, angestiftet durch seinen älteren Bruder, einen Ordensmann, gegen Kraus, vor Jahren schon, sollte verübt haben. Mit grimmem Nachdruck betonte der erregte Herr fort und fort: „Das noble Brüderpaar!"

Ich kannte, wie gesagt, den Doppelhandel, der nur ein einfacher war, und ich wußte aufs bestimmteste, daß die beiden angeschuldigten Männer wohl dieselben Namen führten, sonst aber „einander nichts angingen", daß also Kraus einem der beiden jedenfalls aufs härteste Unrecht getan hatte. Betroffen hörte Kraus meiner Entgegnung zu. Dann erblaßte er bis in die Lippen hinein und warf tonlos hin: „Man hat es mir doch gesagt, daß die beiden Herren Brüder seien . . ."

Der kranke Mann wurde ruhig und weich. Er bemerkte noch: „Es ist unbestreitbar, das Wort: Die Weltgeschichte hat nur zwei Faktoren, die menschliche Unweisheit und die göttliche Allweisheit!" Dann meinte er: „Reden wir von etwas anderem!" — —

Die zu Eingang gekennzeichnete Arbeit über Kraus wird eingeführt mit dem prickelnden Zusatz: „Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus."

In den weitesten Kreisen weiß man, daß der verewigte Kraus, dessen Klinge gefürchtet war, sich einer selbst bei ihm ungewohnten Schärfe bediente, wenn er auf die „jüngsten Reformideen" zu sprechen kam. Mein Erinnerungsblatt führt (S. 51) einen Brief an, in dem Kraus sagt: „Die Leidenszeit der letzten Monate hat mich sehr ernst gestimmt; mit Trauer sehe ich den Bewegungen der Welt zu, und es erfüllt mich mit Widerwillen und Schmerz, wenn ich bei so manchen, die angeblich einer Erneuerung des kirchlichen Lebens das Wort leihen, Tendenzen hervortreten sehe, durch welche die kirchliche Ordnung erschüttert wird. Wir haben in Deutschland mehrere derartige ‚Reformer'" (vom 5. Dezember 1901, drei Wochen vor dem Tode Franz Xaver Kraus').

Es ist kein Zweifel, Kraus beurteilte „gewisse Reformer" zum allermindesten nicht milder als seinen Ultramontanismus. Wußte der Gelehrte doch, so gut wie wir alle, daß „Reformer sein" überaus leicht, „Reformieren" überaus schwierig ist. Zum „Reformieren" gehört, daß jemand Mißständen gegenüber es besser weiß und es besser zu machen weiß. Besitzt jemand die unerläßlichen intellektuellen und sittlichen Vorbedingungen, dann wird er auch mit Anstand und Würde zu sagen wissen, was und wie zu bessern ist, und sein gutes Wort wird seinen Ort finden, wenn nicht das erstemal, so sicher einmal.

Dagegen „Reformer sein" verlangt eigentlich nichts weiter als den Heldenmut — sagittare in obscuro, aus dem Busche zu schießen, und den Wagemut, den Kanon ins Endlose zu wiederholen:

„Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Not!" usw.

Chamisso hat bekanntlich dem ergreifend tiefsinnigen Kanon ein Motto nach Shakespeare vorgesetzt:

„Sollen wir die Nachteulen mit einem Kanon aufstören, der einem Leineweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln könnte?"

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Affen hat man die Japaner genannt. Sie gehören aber nicht zu jener Sorte Affen, die der Fabeldichter eine Uhr finden und verderben läßt. Eher zu jener Sorte, die das Wort von der affenartigen Geschwindigkeit veranlaßt haben. Die Japaner zeigen bei ihrer Nachäfferei der europäischen Technik eine verblüffende Gewandtheit und Sicherheit. Ihre Kriegsführung war bisher meisterhaft und musterhaft, sowohl zu Wasser als zu Lande, sowohl in der Führung als in der Ausführung. Der Vorstoß über den Jalu war keine große Schlacht, aber ein wohlangesetztes und mit tadelloser Schneidigkeit durchgeführtes Erstlingsgefecht zu Lande. Das Bezeichnende ist die Befähigung der Japaner, den Gegner über ihre taktische Absicht zu täuschen, ihn mit weit ausholenden Flankenmärschen zu umgehen und so zu einem fluchtartigen Rückzug zu zwingen. Dabei muß man besonders das prompte Ineinandergreifen der verschiedenen Teile ihrer Macht anerkennen. Gleichzeitig mit dem Landvorstoß am Jalu wird ein neuer Branderangriff gegen die Hafeneinfahrt von Port Arthur gemacht, und kaum ist unter schweren Opfern die Sperre für die russischen Linienschiffe und Kreuzer erreicht, da sind auch schon die großen japanischen Transportschiffe da, um Truppen an beiden Seiten der Halbinsel zu landen, die Port Arthur absperren und zugleich gegen die russische Hauptstellung von Südwesten aus operieren können, während von Südosten her die Jalu-Armee rastlos vordringt, der fliehenden Vorhut des Feindes stets auf den Fersen bleibend. Alles „klappt" bei den Japanern, während auf russischer Seite Zerfahrenheit herrscht. Kuropatkin, der russische Generalissimus, hat sich offenbar notgedrungen zur Defensive entschlossen, die eine entsagungsvolle Konzentration der Kräfte bedingt. Nach dieser Generalidee, wie man im Manöver sagt, mußte die Vorhut am Jalu sich auf ein hinhaltendes Gefecht beschränken und den geordneten Rückzug als ihre Aufgabe betrachten. Statt dessen läßt sie sich regelrecht schlagen und gibt 22 Kanonen nebst 8 Maschinengewehren preis. Wenn der täppische General Sassulitsch allein schuld daran wäre, so hätte man ihn sofort suspendieren und vor ein Kriegsgericht stellen müssen; das ist aber nicht geschehen, und so wird die Oberführung wohl nicht ganz unschuldig sein. Die Landung des Feindes auf der Halbinsel Liaotung und die Einschließung von Port Arthur ist den Russen anscheinend auch überraschend gekommen; der Statthalter und ein Großfürst sind nur mit knapper Not noch aus der Falle herausgekommen, einen nachfolgenden Auswanderungszug konnten die Japaner noch beschießen.

Jetzt sollen im russischen Mutterlande zwei weitere Armeekorps mobil gemacht werden. Man erkennt offenbar jetzt, daß man den Gegner unterschätzt hat. Wird nun Kuropatkin in seiner Stellung bei Mukden sich so lange halten können, bis der Nachschub mobil ist und den unendlichen Weg zurückgelegt hat? Oder will er mit den mangelhaften Kräften, die er hat, im Liaotale die Entscheidungsschlacht wagen? In welche Lage das großmächtige Rußland bereits geraten ist, sieht man aus der öffentlichen Erörterung der Frage, ob Kuropatkin noch imstande sei, sich und seine Stellung von Liaotung-Mukden ohne Schaden weiter rückwärts zu konzentrieren, um der gefährlichen großen Kraftprobe auszuweichen. Man rechnet also ernstlich mit einer Wiederholung der Taktik von 1812: Ausweichen und Verlockung des Gegners in ein weites, unwirtschaftliches Land. Vom militärischen Standpunkt sieht ein solcher Plan nicht übel aus. Aber wie muß sich die moralische Depression weiter vertiefen, wenn auf russischer Seite nur der Krebsgang zu bemerken ist? Und wie bedenklich sind die politischen Nachwirkungen eines solchen Ausweichens? Im Jahre 1812 gab es noch keine revolutionäre Partei in Rußland; wird jetzt nicht von den Revolutionären die wachsende Unzufriedenheit und Erschütterung der Autorität ausgenutzt werden? Und wenn Rußland die Mandschurei, durch deren Besitzergreifung es den ganzen Krieg veranlaßt hat, wieder räumen muß, werden dann die Chinesen nicht zugreifen, um das Ihrige wieder zu nehmen? Die Gefahr des chinesischen Eingreifens hat schon die russische Presse zu dem Alarmruf veranlaßt, die europäischen Großmächte müßten zur Niederhaltung Chinas eine neue, vermehrte Auflage des Walderseefeldzuges in Aussicht nehmen. Wir glauben nicht, daß Deutschland sich zu etwas weiterem verstehen würde als zum notwendigen Schutz seiner eigenen Leute und Interessen. Graf Bülow hat neuerdings die strikte Neutralität abermals öffentlich proklamiert. Der damalige genossenschaftliche Feldzug gegen das boxende China ist mit knapper Not ohne Zwist abgegangen. Ein neuer gemeinsamer Feldzug würde aller menschlicher Berechnung nach in einen Streit um die Beute ausarten, der uns mit einem Weltbrand bedrohen würde.

Uebrigens ist es noch sehr zweifelhaft, ob der Rückzug aus dem Liaotale, von dem die Freunde Rußlands reden, noch glatt vor sich gehen kann. Den Japanern ist zuzutrauen, daß sie sich vorläufig mit der Absperrung Port Arthurs begnügen und ihre ganze verfügbare Kraft von rechts und von links gegen die russische Hauptstellung richten, und zwar nicht zu einem klobigen Frontangriff allein, sondern vielmehr zur möglichst schnellen Umgehung eines oder beider Flügel. Es muß sich bald zeigen, ob Kuropatkin sich dem drohenden Sedan noch zu entziehen vermag.

Inzwischen spürt man in Paris und in London, daß der alte Spruch des Montecucculi noch gilt: beide kriegführende Teile müssen schon borgen. Rußland soll in Paris 800 Millionen Franken, Japan in London 500 Millionen sich gesichert haben. Das ist schon ein respektabler Anfang; aber das nachfolgende Ende wird noch viel dicker sein, sowohl für den Sieger als für den „ruhmvoll" Weichenden. Deutschland hat bisher auch in dem finanziellen Punkte seine strikte Neutralität gewahrt. Wir werden aber doch in Mitleidenschaft gezogen, weil die alten russischen Werte, von denen wir leider noch zu viele haben, durch die neue Anleihe gedrückt werden. Im weiteren steht zu befürchten, daß Rußland auch bei uns das Pumpenrohr anzusetzen suchen wird. Die Handelsvertragsverhandlungen geben dem dortigen Finanzminister ja eine Handhabe, die er im Notfall gewiß gebrauchen wird: Rußland bietet uns die und die Zugeständnisse an, aber unter der Voraussetzung, daß Deutschland eine Anleihe wohlwollend aufnimmt.

Rußland ist schon ein schwerverschuldeter Staat und wird im Laufe des Krieges, auch wenn es schließlich siegen sollte, noch viel schwerer verschuldet werden. Also ist das weitere Borgen ein schlechtes Geschäft. Aber sonderbarerweise greift die schon vorhandene Schuld den weiteren Borgversuchen unter die Arme; denn die Finanzwelt sagt sich, daß der Staatsbankerott über die Besitzer der russischen Werte Verluste von Milliarden heraufbeschwören würde, und daß es deshalb besser sei, noch einen Posten von Millionen nachzuschießen, um den Schuldner am Leben zu erhalten. — Mag die große Finanz ihre eigenen Rezepte haben; der vorsichtige Privatmann wird seine Taschen zuhalten, wenn die weltpolitischen Abenteurer bei ihm anklopfen.

Die kritische Weltlage wurde im Deutschen Reichstage von Herrn **Bebel** auf die Tribüne gebracht. August Bebel ist die Musterausgabe eines talentierten und fleißigen Dilettanten mit Halbbildung, der in allem macht. Je mehr er die Dinge in seiner Partei durch blinden Eifer verfahren hat, desto größer ist seine Neigung, den Schulmeister der Regierung zu spielen. Die Schwierigkeiten, in denen sich die Regierungen der friedlichen Großmächte und vor allem die deutsche zurzeit befinden, werden durch eine parlamentarische Besprechung nicht gemildert, können aber leicht verschärft werden. Darum halten sich die Führer aller besonnenen Parteien vorläufig zurück. Der Reichskanzler ging auch aus guten Gründen auf die hohe Politik Bebels nicht weiter ein, als um einige aufklärende Winke an verschiedene Adressen anzubringen, und zog dann aus der unvorsichtigen Jeremiade Bebels über die Isolierung Deutschlands die handliche Nutzanwendung, daß demnach auch die Sozialdemokratie für die Verstärkung der deutschen Wehrkraft eintreten müsse; denn gegen den Haß und Neid, der das Deutsche Reich trotz seiner 33jährigen Friedlichkeit rings umgeben soll, sieht der Reichskanzler kein anderes Heilmittel als die Schlagfertigkeit.

Wir sind durchaus nicht der Ansicht, daß die auswärtige Politik eine Art Leibzucht des absoluten Regiments bilde und der Einwirkung der Volksvertretung sich entziehen dürfe. Aber das Parlament muß bei seinen Erörterungen und Beschlußfassungen über die auswärtige Politik sich stets bewußt bleiben, daß das Wohl des Vaterlandes hier ganz besonders das oberste Gesetz ist. Das Parlament darf nicht aus kannegießerischer Eitelkeit oder zu innerpolitischen Nebenzwecken täppisch dareinfahren wie der römische Soldat, dem Archimedes die Störung seiner Zirkel vergeblich verbot. Es muß abwarten, bis die öffentliche Diskussion **Nutzen** verspricht. Das rhetorische Strohdreschen ist ja überhaupt schon viel zu arg im Schwange.

Eine gewisse Zurückhaltung ist auch gegenüber den Handelsvertragsverhandlungen geboten, deren diplomatische Fäden das Auge des Uneingeweihten nicht stets übersehen kann. Allerdings schadet es nichts, wenn der Reichskanzler und der Bundesrat immer wieder angetrieben werden, flott und frisch weiter zu arbeiten auf diesem Gebiete, und wenn man ihnen sozusagen den Rücken stärkt gegen die Taktik des Auslandes. In diesem Sinne schadet es auch nichts, wenn die deutschen Bundesregierungen noch 17 Millionen Matrikularbeiträge zugelegt bekamen, die sie hätten verhüten können, wenn rechtzeitig der Zolltarif in Kraft getreten wäre.

Reichsfinanzreform, Matrikularbeiträge und clausula Franckenstein.

Von

Richard Müller, Mitglied des Reichstags, Fulda.

Der Herr Unterstaatssekretär z. D. Prof. Dr. Georg von Mayr unterzieht in den Nummern 5 und 7 dieser Blätter die Abhandlungen des Herrn Oberzollrat Speck, Mitglied des Reichstags, welche dieser in den Nummern 1—4 über die **Reichsfinanzreform** veröffentlicht hat, einer Kritik, welche nicht unwidersprochen bleiben kann.

Wenn jemand berufen, über dieses Thema zu schreiben, so war es gewiß Herr Oberzollrat Speck, der, nachdem Herr Eugen Richter sich aus Gesundheitsrücksichten mehr von den Reichstagsarbeiten zurückgezogen, zurzeit als der beste Kenner des Etats und des gesamten Reichsfinanzwesens im Reichstage gilt und als solcher auch seit mehreren Jahren mit dem Referat über die allgemeine Finanzverwaltung beauftragt ist.

Herr **Oberzollrat Speck** steht mitten in der praktischen Reichstagsarbeit, wiederholt war ihm über die wichtigsten finanziellen und finanzpolitischen Gesetzesvorlagen die Berichterstattung übertragen, und wie schon mehrere Gesetze lediglich nach seinen Vorschlägen seitens des Reichstags und Bundesrats Annahme fanden, so wird auch die Reichsfinanzreform eine lex Speck sein.

Herr Unterstaatssekretär z. D. **Professor Dr. von Mayr** stand gleichfalls vor langen Jahren im praktischen Finanzdienst, er ist jedoch seitdem zum Gelehrtenberuf zurückgekehrt, eine Verantwortung für Entschließungen, welche für das gesamte Deutsche Reich Gesetzeskraft erlangten, hat er wohl nie getragen.

Er beginnt seine Kritik deshalb auch schon mit dem resignierten Zugeständnis, daß „eine Betrachtung, die an die Speckschen Ausführungen anknüpft und diese in ihren Einzelheiten verfolgt, auch den im übrigen geduldigen Leser wenig mehr interessieren wird, wenn der Reichstag oder doch dessen Budgetkommission **inzwischen selbst Stellung zu den verschiedenen in Betracht kommenden Fragen genommen hat**, und hält es für wichtiger, nur einzelne Fragen herauszugreifen, und insbesondere solche von Dauerbedeutung, möge nun der nächste Beschluß des Reichstags wie immer ausfallen."

Die Verschiedenheit des Berufs und der augenblicklichen Stellung mag den Unterschied der Meinungen dieser Männer, welche beide als hochtalentierte Kapazitäten auf dem Gebiete des Finanzwesens gelten, erklären.

Herr Dr. von Mayr beurteilt die Frage mehr vom Standpunkt des Gelehrten und Bureaukraten, Herr **Oberzollrat Speck** mehr vom Standpunkt des Finanzpolitikers und Vertreters des deutschen Volkes, dessen Rechte in mitunter ausschlaggebender Weise zu wahren, er seit sechs Jahren berufen ist. Während demgemäß der letztere den Schwerpunkt auf die Sicherung **der konstitutionellen Rechte des Reichstags** und die **Erhaltung eines lebhaften Interesses der einzelnen Bundesstaaten an der Gestaltung des Reichsfinanzwesens** legt und ihm die rechnerischen und pekuniären Unbequemlichkeiten, welche das bestehende System der Ueberweisungen und Matrikularbeiträge für das Reichsschatzamt sowohl als auch für die Einzelstaaten mit sich bringen, als eine **untergeordnete Frage** erscheint, schätzt Herr Dr. von Mayr diese Unbequemlichkeiten hoch ein, die konstitutionellen Rechte bilden für ihn eine quantité négligeable, ja er stellt ihr Vorhandensein sogar in Frage. Deshalb ist es auch begreiflich, wenn Herr Dr. von Mayr keine Bedenken gegen die Regierungsvorlage betreffend die Reichsfinanzreform hat und selbst einer völligen Scheidung zwischen den Finanzen des Reichs und der Bundesstaaten das Wort redet, also die clausula Franckenstein vollständig aufzuheben wünscht.

Herr Dr. von Mayr geht dabei von der Idee aus, die clausula Franckenstein habe den Zweck gehabt, einen beweglichen Faktor in Höhe von nur etwa 40 Millionen bei den Einnahmen des Reichs zu schaffen und diesen Betrag für alle Zeiten als ausreichend zur Sicherung der konstitutionellen Garantieen angesehen. Diese Ansicht dürfte wohl den Motiven zur Stengelschen Vorlage entnommen sein, welche sich auch in ähnlicher Weise ausspricht; die Verhandlungen des Reichstags haben diese irrige Annahme jedoch bereits widerlegt. Dr. Windthorst hat seinerzeit bei Verteidigung der clausula Franckenstein ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man nicht wissen könne, welche **Höhe** die künftigen Zolleinnahmen liefern würden, er schätze solche sehr hoch und deshalb wünsche er den § 8 des Gesetzes vom 15. Juli 1879 angenommen zu sehen. Abgesehen von dem ersten Jahre nach der Einführung des neuen

Tarifs, dessen Erträge naturgemäß durch die stattgehabte **Vor**einfuhr geschwächt waren, ergab die clausula Franckenstein denn auch tatsächlich schon in den ersten Jahren ihres Bestehens einen durchschnittlichen Ueberweisungsbetrag von rund **Mk. 200,000,000.** Herr Dr. von Mayr glaubt nun aussprechen zu dürfen, daß ein **Einnahmebewilligungsrecht** des Reichstags **überhaupt nicht existiere**, daß ein solches jedenfalls durch die Franckensteinsche Klausel im Gesamtbetrag eine wesentliche **Abschwächung** erfahren habe. Jedoch gerade das **Gegenteil** ist der Fall. Daß die gesetzlich festgelegten Steuern, Zölle, Stempelabgaben auch dann erhoben werden, wenn kein Etat mit Bewilligung des Reichstags zustande kommt, bestreitet wohl niemand. In diesem Falle würden die reichseigenen Einnahmen in der Kasse des Reichs verbleiben; anders steht es dagegen mit den Ueberweisungssteuern, welche auf Grund der clausula Franckenstein den Bundesstaaten zustehen (Teilbetrag der Zölle und Tabaksteuer, Reichsstempelabgaben und Branntweinverbrauchsabgabe.) Diese fließen auf Grund der Gesetze in die Kassen der Bundesstaaten, welche auch mit deren Erhebung betraut sind, und verbleiben deren Eigentum so lange, bis sie auf Grund des Art. 70 der Verfassung als Matrikularbeiträge in budgetmäßiger Höhe zurückverlangt werden können. Solange kein Budget mit Genehmigung des Bundesrats und Reichstags zustande gekommen ist, ruht auch die Verpflichtung der Bundesstaaten zur Entrichtung von Matrikularbeiträgen.

Je mehr Steuern als Ueberweisungen an die Bundesstaaten gehen, um so höher muß naturgemäß der Fehlbetrag im Reichshaushalt sein, deshalb ist es ein **Kapitalirrtum** des Herrn Dr. von Mayr, daß er die Franckensteinsche Klausel als eine **Abschwächung** der Matrikularbeiträge ansieht, diese Klausel bildet eine **Verstärkung** derselben; ja unter den Verhältnissen, wie sie sich nach 1879 zunächst ergaben, war sie der einzige Weg zur **Erhaltung der Matrikularbeiträge**.

Wie schon ausgeführt, hat der Reichstag ebenso wie der Bundesrat zur Erhebung von Matrikularbeiträgen erst seine Genehmigung zu geben; es steht aber zur Deckung der Reichsbedürfnisse (außer den reichseigenen Einnahmen) noch ein anderer Weg offen, nämlich der Weg der Anleihe. Aber auch diese muß erst von Reichstag und Bundesrat genehmigt sein.

Beide gesetzgebende Faktoren haben auf Grund der Art. 70 und 73 der Verfassung zu entscheiden, auf welchem Wege der Bedarf, welcher die eigenen Einnahmen des Reichs übersteigt, gedeckt werden soll, ob auf dem Wege der Anleihe oder der Matrikularbeiträge, sie haben also **tatsächlich** das **Einnahmebewilligungsrecht**, welches Herr Dr. von Mayr ihnen abspricht.

Je höher der Fehlbetrag im Reichshaushalt nun durch Festlegung einzelner Steuerarten als Ueberweisungseinnahmen sich gestaltet, um so größer ist der erst durch das Einnahmebewilligungsrecht zu deckende Bedarf, und deshalb wird jede Ausdehnung der clausula Franckenstein dieses Recht an Bedeutung erhöhen, nicht aber abschwächen, wie Herr Dr. von Mayr glaubt.

Daß der Reichstag, auch abgesehen von Konfliktsfällen, von seinem Einnahmebewilligungsrecht tatsächlich Gebrauch macht, zeigt der Verlauf der Sitzung vom 28. April, worin seitens der Reichshaushaltskommission die Bewilligung einer Anleihe in Höhe von Mk. 16'795,253 einstimmig abgelehnt und dafür die von den Bundesstaaten pro 1904 einzuziehenden Matrikularbeiträge um den gleichen Betrag erhöht wurden. Wäre die von Herrn Dr. von Mayr empfohlene „reinliche Scheidung" durchgeführt, dann wäre allerdings von einem Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags keine Rede mehr; bis dahin hat es jedoch noch gute Wege!

Daß auch die große Mehrheit des Reichstags von einem Aufgeben dieses Rechts nichts wissen will, haben die Verhandlungen der letzten Tage bewiesen. Wohl war man von der äußersten Rechten bis einschließlich der äußersten Linken der Ansicht, daß eine **Beschränkung** und **Vereinfachung** der clausula Franckenstein angängig sei, ohne die konstitutionellen Garantien zu gefährden, deren gänzliche Beseitigung schlug jedoch niemand vor. Im Gegenteil war selbst die freikonservative Partei der Ansicht, daß die Vorlage nach dieser Richtung zu weit gehe, und daß es nötig wäre, Ueberweisungssteuern in Höhe von rund 200 Millionen Mark jährlich beizubehalten. Dementsprechend wurde auch die Vorlage dahin geändert, daß außer der Branntweinverbrauchsabgabe, Maischbottich- und Materialsteuer auch noch die Reichsstempelabgaben unter der Vorschrift der clausula Franckenstein verbleiben, dagegen künftig der Gesamtertrag der Zölle und Tabaksteuer dem Reiche als eigene Einnahme zufällt.

Der § 3 der Vorlage, wonach die Bundesstaaten in der Regel von ungedeckten Matrikularbeiträgen befreit bleiben sollen, wurde einstimmig gestrichen, dagegen Art. 70 der Verfassung dahin geändert, daß von allenfallsigen Ueberschüssen am Jahresschluß zunächst die Bundesstaaten Rückerstattung der gezahlten ungedeckten Matrikularbeiträge erhalten, hiernach noch verbleibende Beträge zur Schuldentilgung zu verwenden sind.

Mit diesen Beschlüssen hat der Reichstag das Einnahmebewilligungsrecht gewahrt, ebenso aber auch das Interesse der Bundesstaaten an den Reichsfinanzen aufrecht erhalten; die erste praktische Probe haben dieselben in der Sitzung am 28. April dadurch erfahren, daß ihnen die Deckung des gesamten Fehlbetrages im ordentlichen Etat durch Zahlung von rund Mk. 41'000,000.— ungedeckter Matrikularbeiträge auferlegt wurde.

Der Reichstag hat sich bei Erledigung der Reichsfinanzreformvorlage **nicht** auf den Standpunkt des Herrn Unterstaatssekretärs Dr. von Mayr, sondern auf denjenigen seines Mitglieds, des Herrn Oberzollrates Speck gestellt. Er hat zugunsten der praktischen Erfahrung und gegen die graue Theorie entschieden.

Die materielle Aenderung der Kommissionsbeschlüsse, gegenüber der Vorlage, besteht in folgenden Punkten:

In § 1 werden als Ueberweisungssteuern nicht allein die Branntweinverbrauchsabgabe, sondern außer dieser noch die Material- und Maischbottichsteuer, sowie die Reichsstempelabgaben, insgesamt also rund Mk. 200'000,000.— jährlich anstatt Mk. 106'000,000.—, aufrechterhalten;

in § 2 wird durch Streichung der Worte „solange die erforderlichen Deckungsmittel nicht auf andere Weise beschafft werden" der Weg der Zuschußanleihen beseitigt;

der § 3 wird ganz gestrichen und damit die Verantwortung der Bundesstaaten an einer sparsamen Wirtschaft im Reichshaushalt aufrechterhalten.

Die Vorlage lautete:	Das Gesetz ist von der Reichshaushaltskommission beschlossen:
§ 1.	§ 1.
Die Vorschriften über die Ueberweisung eines Teiles des Ertrags der Zölle und der Tabaksteuer, **dann des Ertrags der Stempelabgaben** an die Bundesstaaten (§ 8 des durch die Bekanntmachung vom 24. Mai 1885, Reichs-Gesetzbl. S. 111, veröffentlichten Zolltarifgesetzes, **§ 55 des durch Bekanntmachung vom 14. Juni 1900, Reichs-Gesetzblatt S. 275, veröffentlichten Reichsstempelgesetzes) sowie die Bestimmung § 2 des Gesetzes, betreffend Verwendung von Mehrerträgen der Reichseinnahmen und Ueberweisungssteuern zur Schuldentilgung, vom 28. März 1903 (Reichs-Gesetzbl. S. 109), werden aufgehoben.**	Die Vorschrift über die Ueberweisung eines Teiles des Ertrags der Zölle und der Tabaksteuer an die Bundesstaaten (§ 8 des durch die Bekanntmachung vom 24. Mai 1885, Reichs-Gesetzbl. S. 111, veröffentlichten Zolltarifgesetzes) wird aufgehoben. Der Reinertrag der Maischbottich- und Branntweinmaterialsteuer ist den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der matrikularmäßigen Bevölkerung, mit welcher sie zum Gebiete der Branntweinsteuergemeinschaft gehören, zu überweisen.
§ 2.	§ 2.
Artikel 70 der Verfassung erhält folgende Fassung:	Artikel 70 der Verfassung erhält folgende Fassung:
Artikel 70.	**Artikel 70.**
„Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen **ordentlichen** Ausgaben dienen zunächst die aus den Zöllen und gemeinsamen Steuern, aus dem Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen sowie aus den übrigen Verwaltungszweigen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insoweit die Ausgaben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, **so lange die erforderlichen Deckungsmittel nicht auf andere Weise, insbesondere durch Einführung weiterer Reichssteuern, beschafft werden**, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche in Höhe des budgetmäßigen Betrags durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden. (Insoweit diese Beiträge in den Ueberweisungen keine Deckung finden, sind sie den Bundesstaaten am Jahresschluß in dem Maße zu erstatten, als	„Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die aus den Zöllen und gemeinsamen Steuern, aus dem Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen sowie aus den übrigen Verwaltungszweigen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insoweit die Ausgaben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie durch **Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen**, welche in Höhe des budgetmäßigen Betrags durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden. Insoweit diese Beiträge in den Ueberweisungen keine Deckung finden, sind sie den Bundesstaaten am Jahresschluß in dem Maße zu erstatten, als die übrigen ordentlichen Einnahmen des Reichs dessen Bedarf übersteigen.



die übrigen ordentlichen Einnahmen des Reichs dessen Bedarf übersteigen.)	
Etwaige Ueberschüsse aus den Vorjahren dienen, insoweit durch das Gesetz über den Reichshaushaltsetat nicht ein anderes bestimmt wird, zur Deckung gemeinschaftlicher außerordentlicher Ausgaben."	Etwaige Ueberschüsse aus den Vorjahren dienen, insoweit durch das Gesetz über den Reichshaushaltsetat nicht ein anderes bestimmt wird, zur Deckung gemeinschaftlicher außerordentlicher Ausgaben."
§ 3. Der budgetmäßige Betrag der von den Bundesstaaten aufzubringenden Matrikularbeiträge soll in der Regel den Betrag der von ihnen in den fünf Vorjahren durchschnittlich empfangenen Ueberweisungen nicht übersteigen.	§ 3. Dieses Gesetz tritt mit Wirkung vom 1. April 1904 in Kraft. Urkundlich usw. Gegeben usw.
§ 4. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. April 1904 in Kraft. Urkundlich usw. Gegeben usw.	

Der Reichtag hat die Beschlüsse seiner Haushaltskommission am 7. Mai mit großer Mehrheit in zweiter Lesung und am 9. Mai in dritter Lesung ohne Aenderung bestätigt, der Bundesrat hat denselben am 9. Mai gleichfalls seine Zustimmung erteilt; es ist also so gekommen, wie eingangs dieser Erörterung erwähnt.]

Die politischen Wahlen in Belgien.

Von

Dr. J. W. Schmitz, Brüssel.

Am 20. April d. J. hatten die Sozialisten und Liberalen unter dem Vortritte der Progressisten den öfters angekündigten Antrag auf Verfassungsrevision in der Repräsentantenkammer eingebracht. Mit ihm sollte das sozialistisch-liberale Wahlkartell vor dem Lande begründet und der Wahlagitation aufgeholfen werden.

Die Bedeutsamkeit dieses Vorgangs für die Naturgeschichte des internationalen Liberalismus und seiner logischen Weiterbildung zum Sozialismus liegt auf der Hand; für Belgien liegt sie in der nun offiziellen Kapitulation des belgischen Gesamtliberalismus, wenige Doktrinäre abgerechnet, zugunsten der Kollektivisten. Die Antragsteller wußten ganz genau, daß ihr Antrag ebenso aussichtslos wie der von 1902 war, daß mit seiner Einbringung die notwendige, vom Lande geforderte Erledigung wichtiger Gesetzesvorlagen unmöglich wurde, daß bei dem Fehlen jeder ernsten Beschwerde gegenüber der gegenwärtigen Regierung ihr Beginnen nur Verlegenheitsmache war. Aber sie wußten auch, daß sie eines Paradestückes für die „antiklerikale Konzentration" bedurften und dazu war der erneute Revisionsrummel, eventuell durch Straßenemeuten und Revolutionsspielereien unterstützt, noch das zugkräftigste; zumal für den Liberalismus, weniger für den Sozialismus, handelte es sich um ein letztes offizielles Debüt.

Der liberal-sozialistische Antrag bezog sich auf die Artikel 47—49 und 53—57 der Verfassung und betraf das Mehrstimmenrecht, die Bildung des Wahlkörpers bei den Provinzialwahlen, die Abgeordnetenzahl, die Bedingungen für das Wahlrecht zum Senate, die Senatorenzahl, die Mandatsdauer 2c. Die beantragten Aenderungen zielten auf die Einführung des sozialistischen allgemeinen Stimmrechts auf allen Stufen der politischen Hierarchie, vorab für die politisch-legislativen, dann die Provinzial- und Gemeindewahlen. Die Formulierung des Antrags war mehr der liberalen, weniger der sozialistischen Agitation angepaßt; darum war z. B. von dem sonst sozialistischerseits nie vergessenen allgemeinen Frauenstimmrecht nicht die Rede. Aber die sozialistischen Führer zeigten sich angesichts der offiziellen Abdankung der belgischen Liberalen zu ihren Gunsten vorab weniger empfindlich. Und darin führte sie der politische Takt; denn sie wußten, daß es für die Liberalen auf der einmal betretenen Bahn keinen Halt mehr gibt und daß die einstweilige Nachgiebigkeit gegen sie für die wesentlichen Grundlagen des sozialistischen Programmes ohne Bedeutung ist.

Politisch stellte die „Verfassungsrevision" die Liberalen direkt auf den revolutionären Boden der Sozialdemokratie, die den Umsturz des monarchischen Konstitutionalismus offen und unverhohlen anstrebt; ungeachtet aller Warnungen der besonneneren Parteielemente leisteten sie dem Umsturz direkt und moralisch ihre Hilfe. Wirtschaftlich gaben sie alle Grundlagen ihrer Parteistellung auf. Noch auf dem letzten Brüsseler fortschrittlich-liberalen Kongresse haben sie mit der Forderung der Unterdrückung aller Konsumsteuern und deren Ersatz durch die allgemeinen Kapitalsteuern ihre Zustimmung zum fiskalischen Sozialismus bzw. zur progressiven Kapitaleinziehung votiert.

Für die Sozialisten ist die wirtschaftliche Umwälzung die Hauptsache; die religiöse Frage und die gesamte Verfassungspolitik sind ihnen im Gegensatz zu den Liberalen nur Annexfragen; daß erstere in der Kirchen- und Verfassungspolitik das blindwütige liberale Gebaren noch übertoben, erhöht nur die Freundschaft, die indes nur so lange dauert, als irgend eine Aussicht auf Geschäftsgewinn bleibt. Schwindet letztere, dann wird der Liberalismus die Kosten liquidieren müssen, wogegen nicht viel einzuwenden wäre, wenn nicht hier mit privatem und öffentlichem Vermögen durch seine Schuld jenes schändliche Spiel getrieben würde, welches fremdes Gut mit in Gefahr bringt.

Die Haltung der Katholiken gegenüber diesem Treiben war genau dieselbe wie bei der Abweisung der Verfassungsrevision von 1902. Sie wissen, daß Friede und Wohlstand im Lande durchaus von der Festigkeit und der Dauer der öffentlichen Ordnung abhängig sind. Die Landesverfassung unter dem Vorwande einer „Revision" in Frage zu stellen, welche das allgemeine Stimmrecht und die Republik einführen, das Kultusbudget unterdrücken, den Senat beseitigen, alle Freiheiten suspendieren möchte, ist nichts anderes als ein revolutionäres Unterfangen.

Man braucht in keiner Staatsverfassung ein vollkommenes, unwandelbares Werk zu sehen; nur das göttliche Gesetz ist unantastbar, ewig; jedes menschliche Gesetz unterliegt dem Wechsel und Wandel der Zeit. Auch das Verfassungswesen bedarf bei jedem entscheidenden Wendepunkte im nationalen und sozialen Leben der Befestigung, Erneuerung und Besserung; aber als „Revision" einen offen revolutionären Ansturm hinstellen zu wollen, der die ganze Vergangenheit eines Volkes auf den Kopf stellt, gewaltsam, plötzlich den Kollektivismus der Sozialrepublik mit der verfassungsmäßigen Monarchie vertauschen möchte, bloß um ein „klerikales" Ministerium zu stürzen — das ist echt liberale Wahlpolitik im Dienste der sozialen Revolution. Dazu ist unser Land noch nicht reif. Der Erfolg des ganzen Rummels dürfte die Bestätigung des vom Präsidenten von Gerlache seinerzeit den Liberalen zugerufenen Wortes sein: „Zwischen den Katholiken und den Sozialisten ist kein Platz für euch".

Die Abweisung der Verfassungsrevision (70 gegen 55 Stimmen) durch die gesamte Rechte gegen die volle Linke, die sechstägige leidenschaftliche Diskussion eines Antrags Hymanns, der bezweckte, die kirchenpolitische Agitation im Lande anzufeuern, ähnliche Versuche in bezug auf die Richterernennungen des gegenwärtigen Kabinets u. a. haben die letzte Parlamentssession zu Ende gebracht, und damit ist die Wahlkampagne im Lande selbst jetzt eröffnet. Den Anfang haben die vereinigten Katholiken in Lüttich am 1. Mai in einer großen Versammlung gemacht, in welcher Minister Francotte über die liberalen Wahlmanöver in den Kammern und der Kammerpräsident Schollaert über die Einheit der katholischen Wähler unter großem Beifall sprachen.

Sollen wir unsere Ansicht über den bisherigen Gang der Wahlagitation aussprechen, dann möchten wir sagen, daß dieselbe mehr und mehr zugunsten des Ministeriums und der Majorität sich wendet. Ihr nächster Zweck war die Bildung einer antiministeriellen Koalition, die stark genug sei, das gegenwärtige Ministerium zu stürzen, um dann über die Liquidation seiner Hinterlassenschaft, so gut es ging, sich zu verständigen.

Diese Wahltaktik darf als vollständig gescheitert angesehen werden. Die Haltung der Regierung und die Entschlossenheit der Majorität haben Liberale und Sozialisten gezwungen, ihr Programm so vollständig offenzulegen, daß die hier zutage tretenden Gegensätze als die vollständige Unmöglichkeit der Bildung eines regierungsfähigen Ministeriums aus der liberal-sozialistischen Koalition sich erwies. Das ist der große politische Gewinn aus den letzten Debatten.

Liberalerseits wurde die Reorganisation des Unterrichts im obligatorischen und antikirchlichen Sinne verlangt, ferner die Reorganisation der Nationalverteidigung mit allgemeiner Dienstpflicht, die Unterdrückung des Mehrstimmenrechtes zugunsten des allgemeinen Stimmrechtes. Hinsichtlich des letzten Punktes zeigten sich die Liberalen gespalten sowohl in bezug auf die Tragweite des allgemeinen Stimmrechtes als in bezug auf seine Anwendung bei den verschiedenen Wahlen.

Sozialistischerseits wurde die unbedingte Forderung des allgemeinen Stimmrechtes schlechthin und überall die Unifikation aller Wahlen in den Vordergrund gestellt; daneben als weitere

Forderungen: der Zwangsunterricht mit Ausschluß der Kirche und mit der Verpflichtung des Staates zum Unterhalt der die Schule besuchenden Kinder, die Einführung der Republik, die Beseitigung des Senates, die direkte Gesetzgebung durch das Volk (Volksiniative und Volksreferendum, letzteres über alle Gesetzentwürfe), die Wahl aller öffentlichen Beamten, vor allem der Richter, die Unterdrückung des Heeres (im Notfalle sein Ersatz durch das bewaffnete Volk), die progressive Steuer auf alles Einkommen (Vermächtnisse, Schenkungen unter Lebenden, Unterdrückung aller Intestaterben mit Ausnahme der direkten in den von dem Gesetze festgesetzten Grenzen), die Expropriation der Bergwerke, Steinbrüche, aller großen Produktions- und Transportmittel im öffentlichen Interesse, die Nationalisation der Wälder und die progressive Einziehung alles vom Staate und den Kommunen besessenen Bodeneigentums.

Da dies sozialistische Programm für die Majoritätsparteien unannehmbar ist, so zerfällt die „Allianz", um so mehr, als die Sozialisten kein Hehl daraus machten, daß für sie die „antiklerikale Koalition" nur ein Mittel zur Durchsetzung wenigstens eines Teiles ihres Programms wäre; würde ihnen diese Möglichkeit genommen, so seien sie entschlossen, die Regierung in die Unmöglichkeit zu setzen, weiter zu regieren. Die Liberalen sollten das sozialistische Programm inaugurieren und das Land auf die schiefe Bahn des Kollektivismus d. h. vorab des Ruins der öffentlichen Finanzen und der nationalen Arbeit hinsteuern helfen. Das schreckte die „Doktrinäre."

Als einzige Grundlage für die liberal-sozialistische „Allianz" bleibt nach wie vor der Krieg gegen die Kirche und die Unterdrückung aller öffentlichen Freiheiten, besonders der Gewissensfreiheit. —

Unsere Leser werden aus dieser übersichtlichen Darlegung der Resultate der letzten Debatten ersehen, daß und warum die Aufrechthaltung der gegenwärtigen Regierung in den Wahlen gleichbedeutend ist mit der Aufrechthaltung des religiösen Friedens, der sozialen Ordnung und des öffentlichen Wohlstandes. Das Gegenteil würde zur Zerstörung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, des Fortschreitens des nationalen Wohlstandes, zum sozialen Umsturz in kurzer Frist mit allen ihm folgenden Elend führen. —

Den Eindruck, den die Debatte auf das Land machen werde, gab der Minister des Innern De Trooz mit den Worten richtig wieder: das Land werde bei der Selbstentscheidung zwischen der gegenwärtigen Regierung und der Opposition die Staatsgewalt nicht ohnmächtigen Parteien anvertrauen, deren Minister nur auf erklärte Feinde aller Landesinstitutionen sich stützen könnten; das Land kenne und würdige die gegenwärtige Regierung nach allen Seiten, an ihm sei es, nun die Entscheidung zu treffen. —

Ein bedenkliches „Bedenken".

Von

Hugo Holzammer-Ockstadt.

Die Preiskonkurrenz für Andachtsbilder, welche die deutschen Franziskaner veranstalteten, wurde in Nr. 6 der „Allg. Rundschau" einer sehr anerkennenden Besprechung unterzogen, welche das Unternehmen auch vollauf verdient. Dabei glaubte der Verfasser dennoch ein Bedenken nicht unterdrücken zu dürfen. Dieses Bedenken bezieht sich auf die Stelle des Ausschreibens, wo in besonderer Rücksicht auf das Volk ersucht wird: „um ängstlichen Seelen nicht den kleinsten Anlaß zum Tadel zu bieten, von unbekleideten Engelsfiguren abzusehen".

Daß gerade dieses wohlerwogene Ansuchen des Ausschreibens Anlaß zu einem Bedenken geben sollte, ist dem, der praktisch öfters in die Gelegenheit kommt, solche Devotionsbildchen an die Schuljugend auszuteilen, wirklich unverständlich. Jeder Seelsorger, Katechet oder Lehrer wird bei jeglichen bildlichen Darstellungen, die er dem Auge der Jugend unterbreitet, schon aus den einfachsten pädagogischen Gründen auch das Geringste vermieden wissen wollen, wodurch die Schamhaftigkeit des Kindes verletzt werden könnte. Es ist aber außer allem Zweifel, daß völlig nackte Gestalten, zumal auf Andachtsbildern, das, was das Kind unter Schamhaftigkeit versteht, verletzen müssen. Gerade weil das Kind auf dem Heiligenbilde nichts Unschamhaftes erwartet, muß ihm die Darstellung des völlig Nackten hier erst recht auffallen. An der Hand der Katechismuslehre vom sechsten Gebot hat der Geistliche und Lehrer so eindringlich und ernst das Kind vor jeglicher Unschamhaftigkeit, besonders vor unschamhaften Blicken gewarnt — und jetzt soll das Kind auf dem Bildchen gerade das anschauen, was ihm zuvor als unschamhaft gekennzeichnet wurde! Dieser Widerspruch zwischen Wort und Handlung des Katecheten wird auch dem blödesten Schüler sofort zum Bewußtsein kommen. Und gerade oft die „Dümmsten und Faulsten" zeigen für derartige Materien recht schnelle Auffassungsgabe. Sollte ein Katechet wirklich so unachtsam sein, den Kindern solche Bildchen mit nackten oder nur einigermaßen nackten Darstellungen auszuhändigen, so dürfte er sofort um die traurige Bemerkung reicher werden, daß eine Anzahl der also Beschenkten ihre freundnachbarlichen Bemerkungen einzig dem punctum puncti weiht.

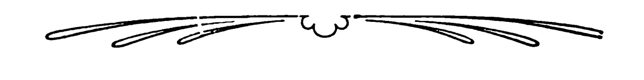
Solchen Erfahrungen gegenüber bleiben die Ausführungen des Artikels in Nummer 6 vollständig „graue Theorie". Der ungezogene Schuljunge, den ich in der Praxis zu berücksichtigen habe, wird darüber, ob „das Wesen eines Putto oder Engelchens in der Nacktheit besteht oder nicht", keine philosophischen Erwägungen anstellen; er wird aber unzweifelhaft seine Gedanken gerade auf das konzentrieren, was besonders auffällt, und er wird auch bei anderen durch entihm sprechende Worte die Schamhaftigkeit verletzen.

Wie sehr der guten Sache geschadet werden kann, wenn solche Devotionsbildchen in die Hände von Protestanten, z. B. protestantischer Lehrer rc. fallen, ist klar; so sehr man dort freien Ansichten huldigt, so sehr ist man geneigt, bei der geringsten Gelegenheit auf die katholische „Moral" zu schelten. Man male sich nur das Tableau aus, wenn der Herr Unterlehrer Maier auf der Konferenz triumphierend sagen kann: „Dieses schamlose Bild hat der Herr Kaplan Müller seinen Schülerinnen ausgeteilt." Das war der nackte Putto.

Daß gerade in unserer Zeit, die leider nur zu oft in Bild und Wort dem Kinde das vom Heiland so schwer verurteilte Aergernis bietet, wenigstens die christliche Kunst doppelt auf der Hut sei, darüber sind wohl außer uns noch andere Leute mit den Ausschreibern jener Preiskonkurrenz einig. Bei den Devotionalbildchen muß das Interesse der Kunst am Nackten vollständig ausgeschaltet sein; hier ist ein Gebiet, wo sich die Kunst an anderen Objekten bewähren muß. Auch ein Fra Angelico hat bewiesen, daß man Engel malen kann, ohne das Nackte zu Hilfe zu nehmen. Es ist gar nicht einzusehen, warum man heute auf den Andachtsbildchen gerade jene Kunst immitieren soll, die sich ehedem, wie Herr Dr. Joseph Popp ausführte, in den naivsten Darstellungen des Nackten gefiel. Daß es Zeiten gab, wo Künstler die Beschneidung Christi, das Stillen des göttlichen Kindes durch Maria und ähnliche Motive möglichst ungeniert darstellten, ist richtig; diese Tatsache beweist aber gar nichts gegenüber der Forderung, daß heute, wenigstens auf den Andachtsbildchen, größere Vorsicht geübt werde. Vom Standpunkt des praktischen Pädagogen, der den Verhältnissen der Gegenwart Rechnung trägt, ist es durchaus nicht zu verstehen, wie Herr Dr. Joseph Popp bezüglich der Devotionsbilder sein Bedauern aussprechen kann über „das ängstliche Vermeiden des unbekleideten Körpers, wo solcher durch die Verhältnisse gegeben ist". Wir sehen nicht ein, wieso etwa auf dem Schoße der Muttergottes ein splitterfasernackter Jesusknabe und daneben ein dito Johannes „durch die Verhältnisse gegeben" sein sollen. Die Heilige Schrift redet bei Schilderung dieser „Verhältnisse" ausdrücklich von Windeln, in welche die Mutter das göttliche Kind hüllte. Speziell auch bei den Engelerscheinungen erwähnt die Heilige Schrift fast regelmäßig „glänzende Gewänder" (Luk. 24, 4 u. a.); die Darstellung nackter Engel ist daher keineswegs „in den Verhältnissen gegeben".

Die beanstandete Forderung der Preiskonkurrenz ist aber auch sehr gerechtfertigt im Hinblick auf den materiellen Erfolg der Andachtsbildchen im Handel. Jeder Devotionalienhändler wird bezeugen können, daß die übergroße Mehrzahl der Geistlichen, Lehrer und Lehrerinnen beim Einkauf die Bildchen mit nackten Darstellungen tatsächlich „aufs ängstlichste vermeidet". Auch die geringste Unachtsamkeit in dieser Beziehung dürfte bei einer nicht geringen Anzahl von Eltern auf berechtigten Unwillen stoßen; und bei der heute vielfach großen Geneigtheit der Eltern, gegen Schule und Kirche Stellung zu nehmen, hat der Katechet gar keine Ursache, sich auch noch durch seine Geschenke an die Jugend Widersacher zu schaffen.

Ceterum censeo: das Ausschreiben der Preiskonkurrenz verdient das entschiedenste Vertrauensvotum für seine strikte Abweisung unbekleideter Figuren.



Franz von Lenbach.

(† 6. Mai 1904.)

Von

Max Fürst, München.

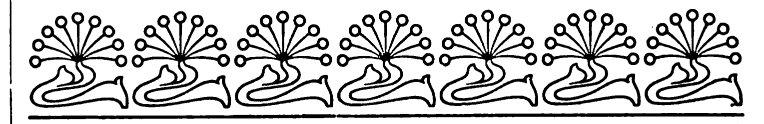
Dem bayerischen Volke ist schon seit langen Zeiten kein Sohn mehr erwachsen, der auf den Bahnen der Kunst zu solcher Bedeutung aufzusteigen, der seinen Namen tatsächlich mit Weltruhm zu umgeben vermochte, wie der im Jahre 1836 zu Schrobenhausen a. d. Paar geborene Franz Lenbach. Es ist nicht unsere Aufgabe die Dithyramben zu mehren, die in diesen Tagen dem geschiedenen Meister dargebracht worden sind; eine möglichst gerechte Würdigung des Künstlers, der unzweifelhaft auf dem Gebiete der Bildnismalerei eine außergewöhnliche Höhe erklomm, möchten wir in Kürze bieten. Auch Franz v. Lenbach gehört den geschichtlichen Gestalten an, und es ist nicht gut getan, einseitig nur in Lobpreis sich zu ergehen und Schattenseiten, von denen ja kein Sterblicher frei sich erweist, völlig zu ignorieren.

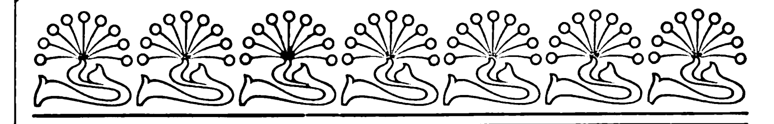
Der Lebensgang unseres Künstlers ist bekannt. Hohe Begabung, eiserner Wille und die Huld des Glückes haben zusammengewirkt, um Lenbach zum hervorragenden und gefeierten Künstler zu gestalten. In seinen Jünglingsjahren hatte er in dem Grafen Schack einen gebildeten, feinsinnigen Gönner gefunden, der es ihm ermöglichte, in den Gallerien Italiens und Spaniens die großen alten Meister gründlich zu studieren, der ihn zugleich in die Gesellschaft einführte, in der er allmählig zum geschätzten Bildnismaler der mächtigen und vermöglichen Kreise sich aufschwang. Kaum wird ein zweiter Maler zu nennen sein, der so viele bedeutende geschichtliche Personen: gekrönte Häupter, Staatsmänner, Künstler und Gelehrte, sowie die zahlreichen Vertreter des weltbewegenden Geldmarktes in Bildnissen wiederzugeben vermocht hat. Die gediegene Kenntnis der Meister der Hochrenaissance bot für Lenbachs Entwicklung ein sicheres Geleise, auf dem er zunächst zu technischen Resultaten gelangte, welche sich als bestes Mittel erwiesen, die von ihm besonders angestrebte geistige Erfassung alles Darzustellenden in genauentsprechende Form zu fassen. Allerdings bekundet seine erste und letzte äußere Schaffensart eine gewisse Manieriertheit. Wenn in seinen Frühwerken der tiefe patinöse Ton alter Gemälde zu sehr hervorsticht, wenn die späten Arbeiten — besonders seine Frauenporträts — eine etwas kleinliche, knitterige Form und manchmal eine kreidige, schemenhafte Farbengebung zeigen, so offenbaren jene Gemälde, die der Künstler auf seiner Schaffenshöhe bot, alle die Eigenschaften, welche von einem Meisterwerke der Porträtkunst zu fordern sind. Lenbachs Art, alle Nebendinge im Bildnis zurücktreten zu lassen, ja dieselben förmlich zu vernachlässigen, konnte freilich nicht allseitige Zustimmung und Anerkennung finden; es ist erklärlich, daß in Kreisen, die auch auf minutiöse und sorgfältige Durchführung aller Teile eines Bildes sehen, den Werken, wie sie der Wiener Angeli schuf, wie sie in besonders fesselnder, eleganter Weise F. A. Kaulbach zu bieten versteht, nicht selten der Vorzug vor Lenbachschen Schöpfungen gegeben wird. Lenbachs überragende Eigenschaft ist eben vor allem sein scharfes, tiefes Erfassen des Menschenantlitzes. Man kann von ihm sagen, daß er den Meisten, die er bildlich wiedergab, mochten sie von noch so verschiedener Charakterart und Lebensstellung sein, die Seele förmlich ins Gesicht gemalt hat. Wir erinnern hier z. B. nur an Porträts wie jene von Döllinger, Gladstone, Mommsen, Paul Heyse und F. List, sowie an jenes der Königin Margherita von Italien. Am ausdrucksvollsten, in wirklich unübertrefflicher Trefflichkeit hat Lenbach die Züge des ersten Reichskanzlers Bismarck erfaßt und festgehalten. Man wird allzeit die phänomenale Geschicklichkeit des Künstlers anstaunen müssen, mit der er gerade in seinen zahlreichen Kanzlerbildern das Auge, diesen „Spiegel der Seele", nachzubilden, zu beleben und zu durchgeistigen verstanden hat. Indem Lenbach durch ein günstiges Geschick zum Maler des Fürsten Bismarck geworden, konnte er mittels seiner eminenten Fähigkeit dem deutschen Volke einen wahrhaft historischen und nationalen Bildnisschatz darreichen und dadurch in der Kunst- und Vaterlandsgeschichte zu einer Stellung aufrücken, wie sie eben nur unter außerordentlichen Zeitverhältnissen begünstigten, genialen Menschen erblühen kann.

Wenn der Künstler Lenbach vollstes Interesse und dankbare Anerkennung verdient, so machen wir kein Hehl daraus, daß die Person Lenbachs, die freilich von seiner künstlerischen Eigenart nicht immer losgelöst werden kann, nicht allwegs als eine sympathische uns gilt. Muß zu seinem Lobe gesagt werden, wie sehr er wohltätig und um Freunde und Jugendgenossen besorgt gewesen ist, wie er warme Anhänglichkeit seiner engeren Heimat wahrte, so zeigten Äußerungen, die gegen seinen einstigen Gönner Grafen Schack gerichtet waren, daß Dankbarkeit nicht zu des Künstlers starken Eigenschaften zählte. Die üble Nachrede, Graf Schack hätte ihn gewissermassen nur auszunützen verstanden, läßt Lenbachs Selbstgefühl in großer Einseitigkeit und in schiefgefaßter Überhebung hervortreten. Schroffe Verkennung des Tatsächlichen lag der stark entwickelten, oft durch ein höchst eigenmächtiges Hervordrängen sich bekundeten Individualität des Künstlers an sich sehr nahe. Es fiel ihm daher auch schwer, Anschauungen und Bestrebungen, die sich nicht genau mit den seinen deckten, in der Beurteilung gerecht zu werden. Künstlerische Unternehmungen, in denen nicht er im Vordertreffen stehen konnte, vermochten wohl selten seiner Gunst und Unterstützung sich zu freuen. Daß in München die Künstlerhausfrage eine so einseitige, unbefriedigende Lösung fand, ist nicht ausschließlich, aber doch zum großen Teil auf Lenbachs Konto zu setzen. Die von seinen Gegnern erhobenen heftigen Anklagen, daß sein Streben dahinzielte, das Künstlerhaus zunächst nur zur Kultstätte für eine bevorzugte Künstlergruppe und nicht zum Heimgut aller Münchener Künstler zu machen, waren nicht so ganz unbegründet, denn die Entwickelung dieser leidlichen Angelegenheit hat tatsächlich ergeben, daß die Künstlerschaft in ihrer Gesamtheit trotz all der gebrachten schweren Opfer hierbei zur schweren Schädigung gekommen ist. — Kraftvolle Menschen haben naturgemäß häufig etwas Gewalthaberisches an sich, und hierin sich zu meistern, gelingt selbst den größten Meistern nur selten. Am wenigsten ist dieses Franz von Lenbach gelungen. Die Verherrlichung, die er zumeist in der Presse erfuhr, mußte ihn in seiner Charakterrichtung nur noch bestärken; daher kam es auch, daß er sich in seinen Berichten und Urteilen nicht selten gewisser Übertreibungen befliß. Die jüngst in den Zeitungen aufgefrischten Erzählungen Lenbachs über sein Verhalten im Vatikan Papst Leo XIII. gegenüber, sind sicherlich von Unrichtigkeiten und Renommistereien nicht frei; wir gehen kaum fehl, wenn wir annehmen, daß gerade derartige Kundgebungen höchst gemischte, ihrem Urheber keinesfalls günstig gestimmte Empfindungen in sehr vielen Lesern hervorzurufen geeignet sich erweisen.

Des Meisters Streben, sich mit großen, berühmten Namen dauernd zu verketten, war nicht immer vom Glücke begünstigt. Hatte er es auch erreicht, mit Bismarck als befreundet zu gelten, so war die angeknüpfte Verwandtschaft mit Moltke nicht von gewünschter Dauer. Bekanntlich löste sich die mit einer Cousine des berühmten Feldmarschalls eingegangene Ehe durch gerichtliche Scheidung. Die zur Eingehung einer zweiten Ehe nötigen Schritte brachten den Künstler in selbstverständliche Dissidien mit seiner Kirche, welche er in seiner Weise dadurch löste, daß er den Austritt aus derselben und zugleich seine Konfessionslosigkeit erklärte. Laut einer Zeitungsmitteilung wären in jüngster Zeit von geistlicher Seite ernste Versuche gemacht worden, den schwerkranken Künstler mit der Kirche wieder auszusöhnen, um ihm die Tröstungen und Segnungen derselben bieten zu können; jedoch seien diese Bemühungen resultatlos geblieben, der Kranke sei „nicht mehr klar genug" gewesen. So kam es, daß Lenbach, der Sprößling eines gut katholischen bayerischen Landstriches, der Sohn schlichter, kirchlich treuer Eltern, wohl mit ehrendem weltlichem Gepränge, aber ohne jedes priesterliche Segenswort am 8. Mai d. J. in die kühle Erde hinabgebettet worden ist.

Hätte zur rechten Stunde nur ein leiser Hauch jenes religiösen Geistes, der einen großen, gelehrten Landsmann Lenbachs, den im 18. Jahrhundert vor Schrobenhausens Toren geborenen edlen Bischof Joh. Michael Sailer so mächtig erfüllt hat, das Lager des Sterbenden umweht, es wäre dem katholischen altbayerischen Volke der Schmerz erspart geblieben, das Andenken seines auf dem Gebiete der Kunst so ruhmvoll genannten Sohnes durch einen Schatten getrübt zu wissen.





Eine katholische Weckschrift.

Von

Heinrich Weinand.

Ende Januar dieses Jahres erschien in München in der Rothschen Verlagshandlung von Prof. Ferd. Erhardt eine Schrift: „Die katholische Kirche und ihr Kampf! Niedergang oder neues Leben?" Nach vier Tagen war die erste Auflage vergriffen, und der bald erschienenen zweiten Auflage (3.—5. Tausend) mußte nach 14 Tagen die dritte Auflage (6.—8. Tausend) folgen; dann herrschte auf einmal in allen Wipfeln Ruhe, nur hie und da eine kurze Kritik in Zeitungen, und man ging zur Tagesordnung über, die Schrift hörte auf, Tagesinteresse zu haben; denn allmählich ging die Erkenntnis auf, daß der Verfasser obiger Schrift nicht der berühmte Straßburger Professor Dr. Albert Ehrhard sei, der Verfasser des so viel verlästerten und so viel verhimmelten Buches über den Katholizismus im 20. Jahrhundert, sondern ein als Publizist in weiten Kreisen ganz unbekannter Herr aus dem Sachsenland. Ein Universitätsprofessor, den ich im Eisenbahncoupee fragte: Haben Sie Erhardts Schrift: „Die katholische Kirche und ihr Kampf!" gelesen, antwortete mir ganz prompt: „Nein, das ist ja gar nicht der Straßburger Ehrhard."

Und doch ist der bisherige Erfolg der Schrift keineswegs der leicht erklärlichen Verwechslung der Verfasser zu verdanken, sondern dem reinen, lauteren Inhalt der Schrift, die jedes Herz bestrickt und jeden Geist gefangen nimmt. Ich las die Schrift und habe sie wieder gelesen, und ich war stolz, katholisch, Kind einer so großartigen Kirche zu sein.

Was bietet denn die Schrift neues? Wenn man will — nichts, nur alte Wahrheit, erhärtet durch meist schon oft gelesene Zitate und Beweisstellen. Und doch ist es nicht bloß Altes, was der Verfasser aus dem Schatze seines Herzens hervorbringt, auch viel wertvolles Neues bietet er.

Neu ist vor allem die Begeisterung für die katholische Kirche. Wir erinnern uns nicht, in deutscher Sprache eine solch hinreißende Apologie der Kirche gelesen zu haben. Von der ersten bis zur letzten Seite glüht eine Begeisterung, daß die herrlichen Worte Cyprians, das klassische Urteil Macauleys über die katholische Kirche, das Schwurlied der Tiroler nicht wie fremde Zutat, sondern wie aus der Feder des Verfassers geflossen scheinen.

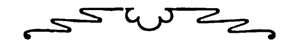
Neu ist der Geist der frohen Hoffnung, der durch die Blätter geht. Es ist nicht der Kassandraruf, den wir seit Jahren aus dem Munde des Dominikanerpaters Weiß zu vernehmen pflegen. Der Tenor dieses Büchleins ist: „Es naht der Kirche eine neue Glanzperiode" (S. 7).

Neu ist, daß hier einmal nicht bloß dieser oder jener, sondern die hauptsächlichsten der zurzeit geläufigen Einwände gegen die katholische Kirche besprochen und dann an der Hand der neuesten Statistiken und gegnerischer Zeugnisse geradezu vernichtend abgetan werden.

Neu ist endlich, daß die ganze Darstellung trotz des wissenschaftlichen Charakters, trotz der hochgehenden Begeisterung sich nicht auf die einsame Höhe tiefer, dunkler Denker verzieht, sondern klar und durchsichtig bleibt wie in den Schriften eines Balmer. Sollen wir unser Urteil zusammenfassen, so wäre es: Alte Wahrheit in klassischer Form, mit den modernsten Waffen siegreich verteidigt.

Der Schrift ist nur eines zu wünschen — Massenverbreitung. Auf der Rückseite einer uns jüngst zugegangenen Sudelschrift gegen das Papsttum stand ein Aufruf an Bemitteltere, durch „freiwillige Beiträge" eine möglichst weite Verbreitung der Broschüre zu ermöglichen. Wir möchten im Interesse der guten Sache, aus Liebe zu unserer hl. Kirche, angesichts einer Welt, die gegen uns in Waffen steht, und ganzer Reihen von Brüdern, deren Kniee wanken, all diejenigen, die unter Christi Fahne nicht bloß marschieren, sondern auch kämpfen wollen, bitten, diese katholische Zündschrift, dieses heilige Feuer hineinzutragen in die Welt, damit es brenne.

Vor einiger Zeit schenkte ich einem schlichten Manne aus dem Volke ein Exemplar dieses Schriftchens. Als ich ihn nach ein paar Tagen fragte, wie ihm die Schrift gefallen, da antwortete mir der rauhe Arbeiter: „Das müßte jeder Katholik lesen, dann gäbe es keine Lauen mehr. Ich habe ganze Seiten davon im Wirtshaus vorgelesen."



Die moderne Japanerin.

Von

Dr. B. C. Renz-München.

Ist der gegenwärtige Moment, so wird sich der Leser denken, auch geeignet, von der Japanerin zu schreiben, wenn der kämpfende Japaner das ganze Interesse der gebildeten Welt auf sich zieht? Aber an kampfschildernden Federn fehlt es ja nicht, und dann ist jeder Pulsschlag eines Volkskörpers in Augenblicken kühner Taten beachtenswert.

Wir Europäer sind gewöhnt, die Japanerin als eine Art bessere Dienerin ihres Mannes, Bruders oder Vaters anzusehen, denn nicht wenige Forscher der Vergangenheit haben uns diese Auffassung beigebracht. Ich erinnere hier nur an Alcock, Spencer und Hellwald. Besonders ist es der erstere, welcher noch im Jahre 1863 in „The Capital of the Tycoon" seiner Entrüstung über die sittliche Herunterwürdigung der Japanerin Ausdruck verlieh: „In einem Land," so schrieb er, „wo ein Vater seine Tochter zu Prostitutionszwecken ausleihen oder verkaufen darf, ohne sich auch nur den Tadel seiner Mitbürger zuzuziehen, da kann keine gesunde Moral blühen. Und daß solche Zustände in Japan Tatsache sind, weiß ich." — Herbert Spencer wies auf den japanischen Weiberkauf, das im Schoß der Familie gedeihende Konkubinat, auf die willkürliche Verstoßung der Gattin, der Kreuzigung oder Enthauptung der Ehebrecherin hin. Friedrich v. Hellwald erwähnt gleichfalls die Konkubine und ihre Kinder, welche das rechtmäßige Weib im Hause dulden mußte, und wiederum ist es Spencer, der in seinen Principles of Sociology, allerdings mit der ihm eigentümlichen falschen Schlußfolgerung, die Entreißung der Privatrache seitens des beleidigten Gatten durch die richterliche Staatsgewalt der großartigen industriellen Entwicklung des modernen Japan zuschreibt.

Der jetzige Japaner aber will all diese geschichtlichen Tatsachen mit Vergessen decken. Er setzt eine Ehre darein, seine Landsmännin gesellschaftlich wenigstens ebenso hoch, wenn nicht höher als die Europäerin zu stellen, und zwar versucht er diese Ehrenrettung nicht nur für die lebende Generation, sondern auch für die Vergangenheit seines Volkes. Besonders tut sich in dieser Richtung der Buddhapriester Kinza Riugé M. Hirai hervor, welcher den den Japanern gemachten Vorwurf der Herunterwürdigung des Weibes aufs entschiedenste zurückweist. Niemals sei die Japanerin zur Sklavin des Mannes heruntergewürdigt worden, und die abendländischen Behauptungen von Weiberkauf und Weibermiete seien grobe Irrtümer. Kein weibliches Wesen, auch nicht das ärmste, sei in seinem Lande käuflich, ausgenommen jene, welche sich der Prostitution ergeben. Ob diese stets eine freigewählte oder eine von den Vätern veranlaßte ist, wie Alcock schrieb, davon sagt Hirai nichts. Auch das von westlichen Forschern immer wieder und wieder berührte Konkubinatswesen im eigenen Heim wird von ihm, wir wissen nicht mit welchem Recht, ignoriert. Hingegen betont er die auch von Europäern erwähnte freie Zuneigung als Grundlage des zu schließenden Ehebundes, und daß der Begriff „tsuma" „Gattin" als Abkürzung von „mutstumaje", d. h. „brüderlich", „vertraut", das kameradschaftliche, nicht aber dienstbare Verhältnis der Gattin zum Gatten bezeichne. Das anscheinend unterwürfige Betragen, von welchem die Europäer auf die Unterordnung des Weibes schließen, sei nach japanischer Auffassung nichts mehr als der zeremonielle Ausdruck weiblicher Zärtlichkeit. Moritz von Kaiserberg schildert übrigens auch dieses Moment als aus den fortschrittlichen Häusern Japans bereits verschwunden, denn hier „dienert" bereits der galante Ehemann hinter seiner zarten Hälfte zu den Salontüren ein und aus. Freilich sind die Sittenbilder seines „Gesandtschaftsattaché" nicht eben ein lobendes Zeugnis für den Einfluß westlicher Kultur auf japanische Zucht und Sitte. Der national- und religionsstolze Buddhistenpriester Hirai findet in der über sein Volk hereingebrochenen Sturmwelle westlicher Kultur sogar die Ursache des Rückganges weiblicher Freiheit und Würde. So manches höhere Gebiet, welches dem Manne früher verschlossen und nur dem Weibe zugänglich gewesen sei, habe sich nun durch den vom Westen heranstürmenden Kampf ums Dasein auch dem Manne geöffnet. Eines dieser Gebiete seien z. B. gewisse Zweige der Medizin, welche früher von Frauen allein besetzt gewesen seien. Was aber von höchster Bedeutung sei, das liege in der Aberkennung der früheren rechtlichen Befähigung des Weibes für den Herrscherthron und das Minister-Portefeuille. Als Nachkomme eines weiblichen Ministers aus dem 13. Jahrhundert weist Hirai mit Selbstbewußtsein auf die so zum Ausdruck gekommene Hochachtung seines Volkes für den Verstand und die praktische Tüchtigkeit des Weibes selbst im höchsten Staatsdienste hin, nicht aber ohne die Bemerkung, daß durch die moderne Nachahmung europäischer Konstitutionen dem Weib nunmehr solch glänzende Stellungen unmöglich gemacht seien, was für Japan, das nicht wenige Kaiserinnen in der Reihe seiner Herrscher zählt, beachtenswert ist.

Der moderne Japaner rühmt sich der zahlreichen literarischen, philantropischen und gesellschaftlichen Verbindungen seines Landes, welche von Frauen ins Leben gerufen und befördert werden; er rühmt sich aber auch der häuslichen Tätigkeit seiner Landsmännin, welche ein in Vergnügen aufgehendes Leben als eine Vergeudung ihrer natürlichen Anlagen verurteilen würde und deshalb überall selbst Hand anlege, auch wenn sie über eine Schar von Dienerinnen verfüge. Jedenfalls muß der Europäer, welcher sich durch ein eigentümliches Mißtrauen gegen die intellektuelle Fähigkeit des Weibes kennzeichnet, dem Japaner den ehrenvollen Vorzug zuerkennen, daß dieser, obschon Heide, zu allen Zeiten seiner vaterländischen Geschichte — und sie datiert von ca. 2600 Jahren her — dem Weibe die Möglichkeit seiner Ausbildung sowohl an speziell für ihr Geschlecht eröffneten Instituten mittleren Grades, als auch an

höheren Instituten aller Art, die Universität nicht ausgenommen, geboten hat. Und die Japanerin hat solche Gelegenheiten nicht unbenützt gelassen. Hauptsächliche Verdienste erwarb sie sich um die vaterländische Literatur, welche vom Manne, der sich mehr der Kultur der chinesischen hingab, vernachlässigt wurde. Auch heutzutage gibt es in Japan zahlreiche, geistig gebildete Frauen, die sich wissenschaftlichen Forschungen, der Kunst, dem Lehrfach, der Rhetorik ja sogar dem Predigtamte widmen. An Aerztinnen fehlt es natürlich auch jetzt nicht. Einen bei der zarten Erscheinung der Japanerin besonders frappierenden Zug dürfen wir am Schlusse dieser kleinen Skizze nicht vergessen: Es ist das ihr kriegerischer Mut, den sie hauptsächlich in den Zeiten des Feudalismus entfaltete, wenn sie an der Seite ihres Vaters oder Gatten focht. Sogar in dem für die Regierung so gefährlichen Satsuma-Aufstand (1877) kämpfte noch ein Regiment graziöser Japanerinnen, allerdings auf Seite des Rebellen Saigo. Die jetzige, nach europäischem System zusammengestellte Wehrkraft schließt das Weib vom Waffendienst aus. Immerhin hat, wie wir sehen, der Japaner eine gewisse Berechtigung, auf die Leistungen seiner Landsmännin stolz zu sein, und wir freuen uns, daß er selbst geistig hoch genug steht, um auch im sogenannten schwächeren Geschlecht den Gottesfunken anzuerkennen, welcher, als einer der wesentlichen Unterschiede zwischen Tier und Mensch, diesem die Pflicht auferlegt, ihn durch eigene Kraft anzufachen zu wohltuendem Licht für sich und die Mitwelt.

Kleine Rundschau.

Blumen und Kunst.

Seit 1. Mai ist die internationale Kunst- und große Gartenbauausstellung in Düsseldorf eröffnet. Letztere darf man auch wohl mit Recht als international bezeichnen. Man muß der Gesamtausstellung das Prädikat „großartig" zuerteilen, soviel in jeder Hinsicht ist dort geboten. Gleich in den ersten Tagen fand eine Orchideen-Sonderausstellung statt, wie sie in Deutschland noch nie gesehen wurde. Der unbefangene Blumenlaie mag es wohl nicht ganz begreifen, es soll aber Tatsache sein, daß dort Blumen zu sehen waren, die einen Wert von mehreren Zehntausenden Mark besaßen. Man konnte sich auch einen Begriff von dem seltenen Zauber machen, den jene seltsame Pflanze ausübt, und wenn auch solch kostbares Gewächs nur für Blumenliebhaber aus sehr vermögenden Kreisen bestimmt sein kann, denn die Zucht und Pflege dieser Pflanzen bedarf ganz besonderer Einrichtungen und Kenntnisse, so ist es doch erfreulich, wenn auch einer breiteren Oeffentlichkeit ein so herrliches Schauspiel geboten wird. Die Liebe und der Sinn für Blumen wird erheblich dadurch gefördert. Auch sonst bietet die Blumenausstellung viel Anregung, zumal für den Nordländer, der hier einen Begriff von der südländischen Farbenpracht der Natur erhält. — Ein schöner Gedanke war es, mit den Blumen die Kunstausstellung zu verbinden. Dieselbe teilt sich in eine kunsthistorische und eine moderne. Letztere sollte man eigentlich mit der Aufschrift versehen: „Nur für Schwindelfreie." Wenn auch manche moderne Maler wahrhafte Perlen ihrer Kunst ausgestellt haben, so fehlt es leider anderseits nicht an Werken, welche das große Publikum mit einem sehr derben Ausdruck bezeichnet. Es ist bedauerlich, daß auf diese Art unserer Jugend eine Gelegenheit, sich zu bilden, vorenthalten werden muß. Ueber die kunsthistorische Ausstellung kann man sich nur freuen. Die alten Meister entschädigen dort für alles, was vorher zu bemängeln war. Es ist wahr, daß der größte Teil der Bilder und Miniaturen religiöser Art ist, und deshalb schon ist es erklärlicher, daß diese Bilder mehr ansprechen, aber auch hier hält die alte Malerei die Spitze gegenüber der modernen religiösen Malerei, die auch auf der anderen Seite relativ häufig vertreten ist. Man fragt sich unwillkürlich, warum wohl heutige Künstler sich so wenig die alten Meister zum Vorbild nehmen. Es gehört dazu allerdings ein entschiedener Christusglaube, und den will die „Aufklärung" ja nicht mehr gelten lassen. Höchstens, daß man Christus noch als Idealmenschen auffaßt. Schöller.

Riemer Renntage.

Die Sportswelt kennt bedeutungsvollere Renntage, als die Frühlingswoche in Riem bei München. Die Rennen in der Freudenau in Wien, am Rennplatze von Köln, Baden-Baden, Berlin, Paris haben vielleicht einen besseren Klang, der von fernher mehr internationales Pferdematerial, mehr fremde Herrenreiter, mehr fremdes Publikum anlockt. Aber der Maiensonntag mit seinem Schimmer, mit den hellen Tönen von Grün, mit dem tiefen Blau des Frühlingshimmels, der letzthin über den weiten Plan von Riem lag, hat auch seine eigene Anziehungskraft; mitten in den Frühling, mitten in Saft und Kraft, in Blühen und Glühen, mitten in die werdenden Feldfrüchte, mitten in der Kirschen und des Flieders Blüte — gehört der Sport. Es tut ja den hastenden, geistig überanstrengten, mit schlechter Luft und unnatürlicher Nahrung gespeisten Großstädten so wohl, einmal in sich etwas wie einen kultivierten, verfeinerten Barbarismus zu spüren, sich über die Behendigkeit und Schnelle, über die ausdauernde, sehnige Kraft solch eines edlen Pferdes, solch eines muskulösen Reiters freuen zu dürfen. Man hat ja ordentlich darauf vergessen, daß so und so viel Millionen nicht durch Geistesarbeit, sondern durch Muskelarbeit ihren Unterhalt verdienen. Und hier sieht man nun die Muskelkraft im Dienste der schnellen Ueberlegung, der findigen Menschenschlauheit! Die ganze fashionable Welt Münchens eilt hinaus, um dabei zu sein, um sich am Sport zu erfreuen, um Bekannte zu treffen, um Wetten abzuschließen und um sich in ihrem neuen Frühlingsstaat zu zeigen. Die Damen in langen, rauschenden, federleichten Sportsmänteln, die Herren in englischen, breitgemusterten, grauen oder braungrauen Anzügen, mit auffallenden Kravatten, mit phantastischen Hüten, mit grauen und schwarzen Zylindern. Zwischen den vornehmen Drohnen und Flaneurs, die stolzen Heerführer, die ergrauten Sportsleute, zwischen den vielen Nullen, die dem Einser in der Ziffer der oberen Zehntausend folgen, Staatsmänner, Gutsbesitzer, Künstler, hohe Beamte und kleine Barone. Sie alle vereint der Sport, für sie alle ist er das Losungswort der Zusammengehörigkeit, ist er der Deckmantel oder das Aushängeschild, den sie nun mal brauchen, um sich als vornehme Leute zu sehen. Und so einigt das Pferd die zerstreuten Menschen. Ein edles Tier, darüber ist kein Zweifel. Was keinem Staatsmann, keinem Minister gelingt, gelingt ihm. Sc.

Berufswahl.

Was soll unser Junge werden? Wie oft wird diese Frage aufgeworfen und erörtert. Da werden Erkundigungen eingezogen, Listen und Statistiken studiert, um zu erfahren, welcher Beruf noch am wenigsten überfüllt sei, damit dem Burschen sich auch nicht zu große Schwierigkeiten in den Weg stellen. Endlich glaubt man den richtigen Platz gefunden zu haben; und der Knabe, bei dem die blassen Wangen und der eingefallene Brustkasten auf den ersten Blick für eine schwächliche Körperkonstitution sprechen, wird für einen Lebensberuf bestimmt, der ihn zwingt, den größten Teil des Tages am Schreibtisch oder in dumpfer Stubenluft zu verbringen. Daß ein solcher Mensch im späteren Leben seinen Platz nicht würdig ausfüllen wird, ist nur zu natürlich. — Achten wir nicht so ängstlich auf die Aussichten, welche ein Beruf im allgemeinen für die Zukunft bietet; besehen wir uns erst den Jungen mit kritischen Aerzteblicken, überzeugen wir uns nicht nur von seiner geistigen, sondern vor allem von seiner körperlichen Entwicklung, ob er für den betreffenden Beruf taugt. Ein tüchtiger gesunder Mensch wird in jeder Stellung, welcher Art sie auch sein mag, sich eine achtenswerte, ehrenvolle Existenz erwerben. Man stoße sich nicht daran, einen vielleicht geistig hervorragenden Schüler aus gesundheitlichen Gründen einen Lebensberuf ergreifen zu lassen, der bei flüchtiger Kenntnis der Verhältnisse nur mehr körperliche Betätigung erfordert, nehmen wir z. B. Gärtnerei, Land- und Forstwirtschaft an. In unserem fortschreitenden, modernen Zeitalter haben wir in jedem Fache, in jedem Berufe auch für den geistig Hochstehenden ein weites, reiches und dankbares Arbeitsfeld. Schon so manches Talent ist in dumpfen Stuben bei Büchern und Akten verkümmert, das in einem gesundheitsfordernden Beruf sein Lebensglück gefunden hätte. E. S.

Soeben erschien:

Professor Ferd. Erhardt

Die katholische Kirche und ihr Kampf!

Niedergang oder neues Leben?

10 Bogen in 8° M. 1.50, mit Frankozusendung M. 1.60.

3. Auflage — 6. bis 8. Tausend.

„Wer nicht Zeit hat, sei er Theologe oder Laie, Bände zu lesen, greife zu dieser klassischen Broschüre. Ein apologetischer Geist predigt und beweist oft in schwungvoller Sprache allen Modernen die göttliche Stiftung und Leitung der katholischen Kirche . . . Um das Schriftchen mit seiner Klarheit und Wahrheit, mit seiner Kürze und Knappheit treffend zu bezeichnen, möchte ich es einen apologetischen Essay nennen. . . .“

Augsburger Postzeitung v. 30. April 1904.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die

Jos. Roth'sche Verlagshandlung, München

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, **Ischias, Gicht, Rheumatism.** etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**



Einige Urteile der Presse über die **„Literarische Warte“:**

„Wer sich über den gegenwärtigen Stand der katholischen Literatur unterrichten will, findet keine für seine Zwecke bessere Zeitschrift.“ (Rhein.-westf. Schulzeitung.)

„. . Die „L. W.“ kann wirklich schon als ein Zentralblatt für schöne Literatur gelten, in der alle Arten, alle Strömungen und Richtungen derselben zur Vertretung kommen.“ (Westpreuss. Volksblatt.)

„. . Wir können uns freuen, dass wir jetzt auch einmal ein katholisches Literaturblatt besitzen. das man den anderen literarischen Zeitschriften an die Seite stellen kann.“ (Essener Volkszeitung.)

„. . ein Organ, das neben angenehmer und feingeistiger Unterhaltung vielfache Belehrung und eine gute Schulung des literarischen Geschmacks zu bieten imstande ist.“ (Alte und neue Welt.)

„. . Ehrliches Streben nach dem Schönheitsideal und unantastbare katholische Gesinnung beseelen die Schöpfer und Mitarbeiter“. (Dr. Kausen.)

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, **Ischias, Gicht, Rheumatism.** etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

Soeben erschienen:

Amerikanismus • • • Fortschritt • • • • Reform

Ihr Zusammenhang, Zweck und Verlauf in Amerika, Frankreich, England und Deutschland

von **Dr. Carl Braun,** Dompfarrer in Würzburg.

Preis Mk. 1.—, mit Porto Mk. 1.10.

Verlag von

Göbel & Scherer,

Würzburg.

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, **Ischias, Gicht, Rheumatism.** etc. Saison ab 1. Mai — Vers. — Prosp. kostenl. **Dr. Becker.**

HERDER & Co. Sortiments-Buchhandlung

Löwengrube 18 **München** nächst d. Frauenkirche

(Zweigniederlassung der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i/Breisgau) empfehlen ihr reichhaltiges Lager aus allen Zweigen der Litteratur.

HERDERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Ganz besonders empfehlen wir:

Acht Bände. 100 Mark. — Reich illustriert.

Bis jetzt liegen vor: **Zwei Bände.**

Gebunden je Mk. 12.50.

Bd. III erscheint nächsten Monat, Bd. IV Ende ds. Js.

Viele Tafeln und Karten. Auch in 160 Heften zu je 50 Pfg.

Bestellungen übernehmen **HERDER & Co. in München.**

Die Orgelbauanstalt

Max März & Sohn, München, Landsbergerstr. 80,

empfiehlt sich der hochw. Geistlichkeit in Anfertigung von Orgeln nach bewährtem pneumatischem System. Reparaturen gut und billigst.

Welche alleinstehende Dame

beteiligt sich mit 5—6000 Mk. an einer Fremdenpension in vielbesuchtem Eifelluftkurort gegen freies gemütliches Heim und Sicherstellung des Kapitals. Landhaus zur Erweiterung mit dicht am Wasser gelegenem großen Garten, unmittelbar an ausgedehnten Laub- und Nadelholzwaldungen, vorhanden. Herrliche windgeschützte Lage — kräftigende, ozonreiche Luft. Gefl. Anerbieten nimmt Wilhelm Lorgheim in Lippstadt i. W. entgegen.

Ostermann & Hartwein

Königl. bayer. Hofglasmalerei

München, Schwanthalerstrasse

Selbstgezogene Moselweine

versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel,** Weinbergbesitzer, **Carden** (Rheinl.) 960

Neu eröffnet!

Lichtluft- und Sonnenbad Westend

Hansastrasse, grüne Trambahnlinie Landsbergerstr.—Barthstr. Grosse, freie und geschützte Lage; vorzügl. eingerichtet; 1/2 Tag **30** Pfg., 1/1 Tag **50** Pfg., im Abonnement billiger.

Kaspar Gustapfel, Baumeister.

Neu eröffnet!

J. Frohnsbeck

herzogl. bayer. Hofschlosser

München, Amalienstr. 28

empfiehlt sich zur

Herstellung aller ins Fach einschlägigen kirchlichen Kunstschlosser-Arbeiten.

Zeichnungen auf Wunsch.

Aloys Maier, Fulda,

Hoflieferant

Harmonium-Magazin (gegr. 1846)

empfiehlt

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton** von **78 Mark** an (dazu **gratis:** Harmoniumschule zum Selbstunterricht u. 96 leichte Tonstücke für Harmonium).

Illustr. Prachtkataloge gratis.

= Der prächtigste katholische Roman der Neuzeit =

ist nach dem Urteile Otto von Schachings, sowie anderer namhafter Kritiker:

Lukas Delmege

Ein moderner Seelsorger-Roman von **Patrick A. Sheehan.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von A. Lohr.

Zweite, revidierte Auflage.

Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

„. . . , . „Lukas Delmege“ gehört zu den seltenen Romanen, die man zum zweitenmal mit erhöhtem Genuss liest, und die man immer wieder gern zur Hand nimmt, weil man **immer neue Schönheiten** darin entdeckt . . . . . Die Uebersetzung ist mit einem Wort musterhaft zu nennen, dem Roman als einer **Glanzleistung der katholischen Belletristik** die weiteste Verbreitung zu wünschen.“ (L. van Heemstede in den „Dichterstimmen“).

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 9. München, 24. Mai 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Pfingsten.

Von

Maximilian Pfeiffer.

Im leuchtendem Glanze liegt die Natur. Vom Himmel kam die reichste Segensfülle. Das Leben umflutet in Duft und Farben, in Licht und Wärme die fruchtbare Erde, die hoffenden Menschen. Der Tag ist da, an dem der Geist ausgegossen wird über alles Wesen, und der Erde Angesicht erneuet sich. Noch klingen im Ohre leis verhallend die Glocken vom Himmelfahrtsfeste und die Gedanken folgen dem zum Vater heimgekehrten Erlöser. Wir aber harren des Geistes, damit er in uns die Sommerarbeit wirke an der Ernte des ewigen Lebens....

Wie der Geist Gottes in der Schöpfungsstunde des Menschen diesem die Seele gab, also ist er auch in der Vollendungsstunde des Erlösungswerkes wieder von Gott ausgegangen, uns den Weg zu weisen, den er uns führen will: zu Gott zurück. Und so soll alle menschliche Arbeit des Geistes, beseelt durch göttlichen Hauch, zurückleiten zu diesem Urquell. Dessen vergißt die Menschheit oft, zu oft zu ihrem Leide. Für das Streben des „modernen" Geistes gibt es nicht Schranke noch Grenze. Er steigt hinab in die Tiefen und klimmt empor zu schwindelnden Höhen. Er naht sich allem, was in der Ehrfurcht der Jahrhunderte zum heiligen Bilde versteinert ist, und spricht jeder gültigen Wahrheit gegenüber sein zweifelndes „Ob?", sein nörgelndes „Nein", das fragende „Warum?". Mit prüfendem Hammer schlägt die Hand des Forschers an alle Götterstatuen; wie viele davon müssen zusammenbrechen über tönernen Füßen; und doch: aus ihren Trümmern baut man Fundamente zum Altar für den neuen „unbekannten Gott". Das geistige Mühen und Ringen unserer Tage gleicht dem Turmbau zu Babel. Von allenthalben schleppen sie zum himmelanstrebenden Prunkbau modernen Wissens Hau- und Bausteine, aber solches Beginnen verwirrt die Sprache der Menschen; sie verstehen sich nicht mehr. Um solcher Ernte willen kam nicht am Pfingstfeste der Geist in Feuerzungen unter Sturmeswehen. So ebnet sich nie die Bahn zum Glücke.

Segensreich war immer für Zeit und Ewigkeit die vom Geiste des Christentums durchwebte Glückseligkeitslehre. Wird sie aus dem wortreichen Programm der sozialen Gemeinschaft gestrichen, so wird nichts bleiben, was an ihre Stelle treten kann. Alle Surrogate, die man statt zum Werke gewordener Religion einsetzen will, Menschenliebe, Humanität, natürliche Sittlichkeit werden nie imstande sein, das zu vollbringen, wofür die sieben Gaben des Geistes das einzige Heilmittel sind. Wie die Jünger „einmütig beisammen waren", die Stunde der Verheißung in der Fülle des fünfzigsten Tages zu erharren, so müssen alle eins sein in Gesinnung und Tat, die wünschen, daß auf alle und jeden einzelnen das belebende Feuer sich senke. Das tut uns bitter not. Mehr noch den Kommenden. Wie die Natur, wenn die Sonne ihre Strahlen auf die reifende Ernte schickt, von schweren Gewittern durchtobt wird, so verhüllen auch den Horizont des geistigen Lebens dunkle Wolkenschichten, in denen zerstörende Blitze gebannt sind und grollende Donner schlafen. Wehe der schutzlosen Flur, über die sie sich entladen in ungeheurem Wetterschlag. Aus ihren Aehren drischt keine Hand mehr Brotkörner. Hier ist nicht der wahre Gottesgeist Schöpfer, und darum sollen sich die Hände aller Gutgesinnten falten zum flehenden Wunsche: „veni creator spiritus!"

Eine solche Gemeinde wird der Weg aufwärts führen, von ihr wird eine Heilslehre ausgerufen, daß alle sie verstehen können. Wir sind nicht die, welche ins Dunkel treten, wenn anderen die Sonne scheint, und dem Lichte wehren wollen. Das Christentum hat an der Spitze eines seiner tiefsten Bücher den Satz: „Im Anfang war der Gedanke". Wir wollen sorgen, daß dieser Gedanke stets Gott sei, Gott diene in jedem irdischen Streben. Dann hebt das große Pfingsten an, von dem geschrieben steht, daß solche, die das Heil gewinnen, jeglicher Tag mehre....

Ist Württemberg ein paritätischer Staat?

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Eine kaum glaubliche Nachricht kommt aus Württemberg! Man ist dort manches gewöhnt, besonders seitdem der neue Kultusminister Dr. von Weizsäcker in seinem liberalen Schulgesetzentwurf die Türe öffnen will zur eventuellen gänzlichen Beseitigung der geistlichen Bezirksschulaufsicht und Durchlöcherung der geistlichen Ortsschulaufsicht! Württemberg ist ja immer nach protestantischem Rezepte regiert worden! Der frühere Kultusminister von Golther be-

zeichnete das protestantische Württemberg als den „protestantischen Kirchenstaat". Damit hat er recht. Aber das heutige Württemberg trägt noch immer die Eierschalen aus dieser Zeit mit sich herum! Wer dies bestreiten wollte, den straft der offizielle „Staatsanzeiger für Württemberg" der Unwahrheit; dieses Blatt ist ein Unternehmen des Staates; es erscheint mit seinen Einnahmen und Ausgaben im Staatshaushalte und unterliegt demzufolge der Genehmigung durch die Stände. Ein eigens bestimmter Regierungskommissar hat die Oberaufsicht über dieses amtliche Organ! In diesem nun — allerdings nicht im amtlichen, sondern im offiziösen Teil, wo sonst Erklärungen der Ministerien usw. erfolgen — findet sich ein amtlicher Erlaß des Evangelischen Konsistoriums mit der von uns in diesen Blättern (Nummer 4) schon besprochenen Kundgebung des deutschen evangelischen Kirchenausschusses. Dieser Erlaß enthält die Aufforderung:

„Das Konsistorium wünscht, daß dem Inhalt der Kundgebung eine möglichst weite Verbreitung zuteil werde. Den Geistlichen wird daher nahegelegt, den evangelischen Gemeinden von derselben in der den Bedürfnissen und den Umständen entsprechenden Weise Mitteilung zu machen und, wo dies angemessen erscheint, die geeignete Belehrung damit zu verbinden."

Nur der allerentschiedenste Protest kann die rechte Antwort sein! Das Konsistorium benützt hier das amtliche Organ eines paritätischen Staates, der heute wenigstens offiziell nicht mehr „protestantischer Kirchenstaat" ist, zu einem Erlaß, der gegen ein Drittel der Bevölkerung die schwersten Angriffe enthält; denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die genannte Kundgebung mit ihrer Aufforderung zum Kampfe gegen Rom für die deutschen und württembergischen Katholiken verletzend ist. Was würde man sagen, wenn der Bischof von Rottenburg den „Staatsanzeiger für Württemberg" beanspruchen wollte, um einen Erlaß gegen die Evangelisationsgesellschaft oder den Evangelischen Bund zu publizieren? Es liegt ja schon die Möglichkeit eines solchen Ansinnens außerhalb der Wirklichkeit; aber die Parallele muß gezogen werden, um diesen Schritt des Konsistoriums richtig würdigen zu können! Ein staatliches Organ wird hier in den Dienst einer bestimmten Konfession gestellt, und zwar in einer Sache, die der Kriegserklärung gegen die andere Konfession gleichkommt! Damit hat die württembergische Staatsregierung — insonderheit das in erster Linie zuständige Ministerium des Innern — in der Angelegenheit Partei ergriffen. Eine große Anzahl von Katholiken — wohl ein Drittel der Mußabonnenten des Blattes — muß sich mit vollem Recht gekränkt fühlen über ein derartiges Verhalten! Aber wir verkennen nicht, daß es ganz in den Geist des „Staatsanzeigers" paßt, wenn ein solcher amtlicher Erlaß des Konsistoriums in ihm Platz findet. Für die württembergischen Katholiken ist diese Art der Publikation ein Vorzeichen für kommende Tage.

Und nun der Inhalt dieses Begleitschreibens! Die dem Konsistorium unterstellten Pastoren erhalten die Anweisung, von der Kundgebung „Mitteilung" zu machen und die geeignete Belehrung eintreten zu lassen. Eine solche amtliche Aufforderung bedeutet nicht weniger, als daß jetzt das gesamte protestantische Volk in Württemberg mobil gemacht werden soll zum Kampf gegen Rom „im öffentlichen Leben". In welcher Form dies geschehen wird, kann man sich leicht vorstellen, wenn man das Milieu der protestantischen Pastorenschaft kennt. Wir machen deshalb heute schon das Konsistorium verantwortlich für all den konfessionellen Haß und die Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, die infolge seines amtliches Erlasses sich einstellen werden, ja weiterorts müssen. Hat sich das Konsistorium klar gemacht, wie z. B. Pastor Dr. Gmelin-Großaltdorf die gewünschte „geeignete Belehrung" eintreten lassen wird? Wir sind hier auf alles gefaßt, seitdem derselbe bei der letzten Reichstagswahl den Ausspruch tat: „Lieber den Teufel wählen als einen Zentrumsmann; lieber in die Hölle fahren, als in den Zentrumshimmel kommen!" Dabei stand in dem Wahlkreis dieses Mannes ein eigentlicher Zentrumskandidat gar nicht im Felde! Und Gmelin ist nicht der einzige seiner Art. Dekan Köstlin-Backnang hat in ziemlich unverblümter Art auf der Landesversammlung des Evangelischen Bundes im Herbst 1903 die Katholiken des Fetischismus beschuldigt, wenn er auch das unter Zitierung der Worte eines Dritten beliebte. Wenn nun solche und andere Pastoren von ihrer vorgesetzten Behörde die Aufforderung erhalten, eine „geeignete Belehrung" zum Kampfe gegen Rom zu erteilen, so steht fest, daß dies nicht ohne schwere Angriffe auf die Katholiken abgehen wird, der konfessionelle Friede im Lande also bedenklich gestört werden muß. Aber die gesamte Verantwortung hiefür und für die allenfallsige Gegenmaßnahme auf katholischer Seite trägt das Konsistorium, das unter Benützung eines amtlichen Regierungsorganes diese Bewegung einleiten kann. Der hochwürdigste Bischof von Rottenburg hat vor 2 Jahren in einer Versammlung katholischer Männer seine Diözesanen zur Abwehr gegen die mannigfachen Angriffe (namentlich der Evangelisationsgesellschaft) aufgefordert und im vorigen Jahre ebenso mit dem Hinweis auf die bevorstehenden Wahlen. Daraufhin ist er in der württembergischen Abgeordnetenkammer von Volksparteilern, Sozialdemokraten und einigen protestantischen Prälaten der Störung des konfessionellen Friedens bezichtigt worden, obwohl er sich auf die Abwehr beschränkte. Die Kundgebung des deutschen evangelischen Kirchenausschusses und des Konsistoriums in Stuttgart tun dies nicht; sie haben dies auch nicht nötig, denn keine Seele auf katholischer Seite trifft Organisationen gegen den Protestantismus. Aber sie rufen unverhüllt zum Kampfe gegen Rom auf und benützen hiezu noch ein staatliches Organ! Wir erwarten nun sowohl von den Volksparteilern und Sozialdemokraten, insonderheit aber von dem protestantischen Prälaten von Sandberger, daß sie bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit ebenso einhellig, wie im Juni v. J., sich erheben gegen diese Kundgebung des Konsistoriums. Im Vorjahr war ihr Protest ganz und gar unbegründet; jetzt ist er aus den genannten beiden Gründen sehr angezeigt; doch: Qui vivra, verra!

Der französische Kulturkampf.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Kampf gegen die Kirche, dies ist der gesamte Inhalt der jetzigen französischen Politik, welche geradeaus auf den Bruch mit Rom lossteuert. In der Kammer trat Combes vor einigen Monaten noch für das Konkordat ein, jetzt ist er darüber hinweg. Wenigstens erwähnt er davon nichts in seinen vielen Tischreden, welche er zur Schürung der Gemeindewahlen hält. Offenbar hat ihn die Haltung des Papstes stutzig gemacht. Während der letzten zwei Jahre hatte Leo XIII. darauf verzichtet, den Anschluß an die Republik noch weiter zu empfehlen. Die Tagesherrscher sehen in dem Anschluß, wie überhaupt in allen Zugeständnissen des Papstes, nur Erfolge ihrer Politik, die ausgenützt werden müssen, um weiteres zu erringen, die Kirche noch mehr unterdrücken und unterjochen zu können.

Da Leo XIII. die Erhaltung des Konkordates betonte, glaubten die Tagesherrscher sich alles erlauben zu dürfen, der Papst werde alles zugeben, um das Konkordat zu retten. Pius X. hat wiederholt ausdrücklich zu verstehen gegeben, wenn das Konkordat der Kirche Nachteile bringe, werde es geändert, gelöst werden müssen. Wenn er am Leben geblieben, würde Leo XIII. jetzt unzweifelhaft auf demselben Standpunkt stehen. Rom hält treuer an Verträgen fest als jegliche Regierung, gibt dieselben erst auf, wenn man der Kirche daraus einen Strick drehen will.

Nach der Sprache der Blockpresse sind wir an einem Scheidepunkt angekommen. Ein Blatt schrieb: „Loubet wird Rom-Hauptstadt die Bestallung der Revolution erteilen und durch diese Reise Frankreich und Italien von dem Joch des Papsttums befreien". Ein anderes versichert: „Der bestimmende Grund der franko-italienischen Annäherung ist die antiklerikale Politik, welche endgültig von der republikanischen Regierung eingeschlagen worden ist". Ein drittes („Aurore"): „Der einzige Grund des Zwistes, welcher beide Nationen trennte, und laut dessen sich Frankreich das unerträgliche Recht des Eingreifens in die Angelegenheiten Italiens anmaßte, ist nun verschwunden". Der „Siècle": „Indem er nach Rom geht, überbringt Loubet die amtliche Zustimmung Frankreichs für die Besitznahme Roms durch Italien. Für diesen Dienst ist ihm Italien dankbar." Ein Provinzblatt jubelt: „Dank Combes' ist die französische Republik endlich von dem Joch Roms befreit". Daß Frankreich durch den Besuch Loubets bei Viktor Emanuel II. in Rom dem Papst den Handschuh hinwarf, war von Anbeginn die Auffassung aller. Gerade wegen dieser Bedeutung drängten die Gegner der Kirche zu diesem Besuch, feiern denselben jetzt als einen großen Sieg. Unzweifelhaft sind sie dadurch dem Bruch mit Rom näher gebracht. In letzter Zeit verschärfen sich die Gegensätze mit jeder Woche, mit jedem Tage. An einen Halt ist nicht zu denken, es erscheint unmöglich, außer der Macht der führenden Persönlichkeiten, überhaupt eines einzelnen Mannes.

Die am Karfreitag befohlene Entfernung der Christusbilder aus den Gerichtsälen hat fast mehr und allgemeinere Aufregung hervorgerufen als die oft gewaltsame, unter starkem Aufgebot von Polizei und Militär ausgeführte Vertreibung der Ordensleute aus ihren Häusern. Diese wurden einzeln, innerhalb Wochen und Monaten vergewaltigt. Der Befehl gegen die Christusbilder erschien plötzlich, ohne Gesetz, am selben Tag im ganzen Land. Es war ein allgemeiner Schlag, dabei gegen wehrlose, von jedem geachtete, verehrte Bilder gerichtet, die stets bei allen als das

Zeichen des Christen gegolten. Das Kruzifix, geschnitzt oder gemalt, findet sich in jeder Wohnung, bei Gläubigen, wie Lauen und Ungläubigen. Die schon bei der Ausschließung des Religionsunterrichtes (1880) bewirkte Entfernung der Christus- und Heiligenbilder aus den staatlichen Schulsälen hatte böses Blut gemacht und war deshalb vielerorts unterblieben. Jetzt, wo die freien Schulen verurteilt, zum Teil auch schon geschlossen sind, mußte die Verbannung der Christusbilder aus den Gerichtsälen mehr Eindruck hervorbringen. Das Volk, welches so sehr an altgewohnten Zeichen und Ueberlieferungen festhält, die Sache nicht von den Aeußerlichkeiten zu trennen gewohnt ist, merkte nun, daß vollständige Austilgung des Christentums das Ziel ist, auf welches gesteuert wird. Die Reden in der Kammer, die Erklärungen der Minister hatten, trotz der riesigen Verbreitung der Zeitungen, nicht so tief eingeschlagen wie diese Maßnahme, bei der es sich ja nicht um Beseitigung von Personen und Anstalten handelte, welche der Regierung bedenklich däuchen könnten.

Der Besuch Loubets in Rom, die Verbannung der Christusbilder und verschiedene andere Maßnahmen gehören zu den Vorbereitungen für die Gemeindewahlen, derenthalben die Kammern sechs Wochen lang vertagt wurden. Die Gemeindewahlen sind hier durch die Verquickung aller Verhältnisse und Einrichtungen mit der Politik ebenso politisch wie die Abgeordnetenwahlen. Sie beruhen ganz auf denselben Grundlagen, demselben Wahlgesetz. Diesmal wurden sie von Anbeginn als eine Vertrauensabstimmung für Kammer und Regierung, besonders auch für Combes, hingestellt. In mehreren Reden verlangte Combes die Bestätigung seiner Politik durch die Gemeindewahlen. Sie werden deshalb um so mehr zur Vorbereitung für die in weniger als zwei Jahren stattfindenden Abgeordnetenwahlen. Die Alliance républicaine democratique, mit Adolphe Carnot (Bruder des ermordeten Präsidenten), Waldeck-Rousseau usw. im Vorstand, forderte durch einen in ganz Frankreich an den Mauern prangenden Aufruf, „nur ausgesprochen antiklerikale Bewerber zu wählen". Der Aufruf verlangt, verspricht Verweltlichung aller öffentlichen Einrichtungen — also Austilgung jeglichen Religionsunterrichts aus allen, auch den freien Schulen, Abschaffung des Eides, Verbannung aller religiösen Zeichen und Ausdrücke, wo sich dieselben auch unter amtlicher Flagge noch finden mögen. Ich werde bis zum äußersten gehen, hat ja Combes schon oft genug in und außer der Kammer versprochen. Obwohl Marseille, Bordeaux, Lille, Roubaix, Nancy, Caen, Rouen und andere große Städte von den Gemäßigten behauptet oder erobert wurden, haben denn auch die Ministeriellen, aber noch mehr die Sozialisten, bei den Gemeindewahlen gesiegt.

Der Staatsrat hat auf Amtsmißbrauch gegen die Kardinal-Erzbischöfe von Paris, Reims und Lyon, sowie den Erzbischof von Toulouse erkannt, weil diese Kirchenfürsten in einer sehr ehrerbietigen, maßvollen Eingabe bei Loubet für die Ordensschulen eingetreten sind. Der Entscheid stützt sich auf das Konkordat oder doch die organischen Artikel, welche die Regierung als Ausführbestimmungen denselben angehängt und als untrennbaren Bestandteil betrachtet wissen will. Bei allen Maßnahmen gegen die Kirche, deren Einrichtungen und Personen, selbst bei dem gegen die Kirche gerichteten Gebaren der letzten Jahre, wird stets das Konkordat angerufen. Laut desselben beansprucht die Regierung unbeschränktes Recht der Ernennung der Bischöfe, hat auch mehrfach Ernennungen zu erreichen gewußt, welche zur Schädigung der Kirche bestimmt waren, Nachteile verursacht haben. Die Regierung maßt sich auch das Recht an, sogar die im Konkordat ausbedungenen Bezüge der Geistlichkeit beliebig wegzunehmen. Gegenwärtig sind allein sieben oder acht Bischöfe in dieser Weise ihres gesetzmäßigen, von der Kammer bewilligten Einkommens beraubt. Das Konkordat schafft geordnete Verhältnisse, ja; aber laut desselben ist die gesamte Geistlichkeit auch in ihrer Bewegung behindert, fast in eine Zwangsjacke gesteckt. Deshalb ist der Eifer für Aufrechthaltung des Konkordats sehr abgekühlt.



Kirchenpolitisches und Religiöses aus dem preußischen Heere.

Von

Helmut von Brandenfels.

III.

General Leopold von Gerlach.

Ernst Ludwig von Gerlach, dessen wir schon gedachten, der Appellationsgerichtspräsident von Magdeburg, Mitbegründer und Rundschauer der „Kreuzzeitung" und einstige ältere Freund Ottos von Bismarck, wandte sich von letzterem erst kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 ab, und wurde später während des Kulturkampfes als gläubiger Protestant Mitglied der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages.

In den Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken, die 26 Jahre nach seinem Tode († 18. Februar 1877) im Herbst 1903 veröffentlicht sind, gedenkt er zum 20. Januar 1850 kurz der Feier des Preußischen Ordensfestes in Berlin, an welchem Bismarck, sonst unberechtigt (weil noch nicht mit einem preußischen Orden dekoriert) nur teilgenommen habe wegen seiner Rettungsmedaille.

Die Konservativen seien über Radowitzens Berufung erschreckt gewesen. Jemand habe ihn des Königs bösen Engel genannt, der König selbst aber sei von ihm entzückt gewesen und habe von ihm als einem Wundermann gesprochen.[1]

Daß Friedrich Wilhelm IV. neben seinem Ministerium und vielfach auch gegen dasselbe sich von den Generälen seines Kabinetts, den Herren von Rauch und von Gerlach beraten ließ, fand Ludwig von Gerlach ganz in der Ordnung. Daß er jetzt aber auch noch hinter dem Rücken der letzteren den General von Radowitz heranzog, erschien ihm als „Camarilla im Quadrat."

Am 26. Januar 1850, so berichtet Ludwig von Gerlach, habe er Bismarck besucht, der noch im Bett gelegen sei. Letzterer erzählte, auf dem Ordensfeste habe ihn ein Abgeordneter gefragt, was das für ein gelbes Ordensband sei, welches General Leopold von Gerlach getragen. Bismarck, der es für ein sächsisches gehalten, habe geantwortet: „Das ist der Jesuitenorden und der General der Jesuitengeneral."[2])

Die hohe politische Bedeutung, welche der Persönlichkeit des Generals Leopold von Gerlach für die Zeit König Friedrich Wilhelms IV., vornehmlich für das Jahrzehnt von 1848—1857, zukommt, ergibt sich aus seinen ungewöhnlich inhaltreichen Denkwürdigkeiten, welche seit den Jahren 1891/92 in zwei starken Oktavbänden gedruckt vorliegen. Aber daneben kommt für die Beurteilung seiner politischen Wirksamkeit auch der sehr wichtige politische Briefwechsel in Betracht, den er von 1851—1858 mit Otto von Bismarck geführt hat,[3]) in der Zeit also, wo der letztere als Preußens Vertreter am Bundestage seine hochbedeutsame Tätigkeit entfaltet hat.

Man erkennt in diesen Briefen, wie die politischen Anschauungen des älteren Generals und des jüngeren Diplomaten bei aller freundschaftlichen Verbindung mehr und mehr auseinandergehen. Die verschiedene Stellungnahme zu dem neuen Machthaber an der Seine hat zur Scheidung der Geister an erster Stelle beigetragen. Der General mochte als alter Freiheitskämpfer von 1813/15 auch mit dem neuen Napoleon sich nicht befreunden. Bismarck entwickelte gerade hier frühzeitig, eigentlich schon seit 1851/52, seine realpolitischen Neigungen, sein Streben, seinem Royalismus und Legitimismus nur für Preußen selbst das Feld zur Betätigung anzuweisen, den neu emporgekommenen Bonapartismus aber als eventuell wertvollen Bundesgenossen Preußens in seine politischen Berechnungen einzustellen. Seit seiner Frankfurter Tätigkeit erkennt Bismarck den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich als das große Problem, an dessen Lösung er während der ersten Hälfte seiner politischen Laufbahn alle seine Kräfte setzte.

Leopold von Gerlach dagegen war und blieb idealistisch gerichteter Legitimist auch im Hinblick auf das Ausland. An der Verbindung mit Oesterreich wollte er festhalten. Seinem Könige diente er in hingebungsvoller Treue, wenn er oftmals auch mit tiefem Schmerze gewahren mußte, wie bei Friedrich Wilhelm IV. ganz andere politische Anschauungen als die seinigen zur Geltung gelangten. Er war ein kirchlich gesinnter, christusgläubiger Protestant, ein Mann von edelstem, lauterstem Charakter, aber den Katholiken gegenüber erheblich weniger entgegenkommend als sein Bruder

[1]) Ernst Ludwig v. Gerlachs Aufzeichnungen II S. 92 und Leopold v. Gerlachs Denkwürdigkeiten I, 413 f.

[2]) E. Ludwig v. Gerlachs Aufzeichnungen II, 93.

[3]) Herausgegeben in 3. Aufl. Berlin 1893.



Ludwig. Gewiß hat außer der abweichenden Stellung gegenüber den politischen Umwälzungen von 1848 und außer der von Radowitz vertretenen preußisch-deutschen Unionspolitik auch Radowitzens lebendiges katholisches Christentum dazu beitragen, die beiden befreundeten Generäle innerlich weiter von einander zu entfernen.

Zum 15. April 1852 ergeht sich General Leopold von Gerlach von neuem in sorgenvollen Betrachtungen[1]): „Es ist merkwürdig, wie die kirchlichen Gegensätze immer mehr in den Vordergrund treten: Der Sieg der Ultramontanen in Bayern, den Protestanten Pfordten an ihrer Spitze und die Verbannung von Dönniges; Rechberg, der einen dreißigjährigen Krieg will, um den kirchlichen Dualismus in Deutschland jedenfalls zu beseitigen; Bunsens Depeschen[2]), die gewiß mit Recht ausführen, daß die größte Schwierigkeit der Rekonstruktion der alten Parteien in den kirchlichen Fragen läge. Auch hier sitzen wir ganz in den Kirchensachen. Bestätigung der Rheinischen Kirchenordnung, definitive Besetzung des Oberkirchenrates, Instruktion für die Konsistorien wegen der konfessionellen itio in partes. Das sind noch innere Angelegenheiten, aber bald wird die scharfe Opposition gegen den Romanismus sich zeigen."

Als im Frühjahr 1852 am politischen Horizont von Europa die Vorzeichen des kommenden Kaisertums Napoleons III. immer deutlicher sichtbar wurden, da stellte auch General von Gerlach in seinem Tagebuch zum 26. April die Frage: „Wird Pio IX Louis Napoleon sakrieren, wie es Pio VII. mit weit besserem Grunde bei Napoleon I., dem Besieger der Revolution und dem Restaurator von Frankreich und namentlich von der Kirche getan hat? Die Römische Kirche ruht auf der Autorität, sie könnte diese aber verlieren durch crociati, Pios IX. Parteinahme für Bonaparte usw. Könnte ein neuer Luther eine neue feste Autorität predigen, so wäre es um die Römische Kirche geschehen. In Italien muß die Opposition wachsen.[3])

Das Aufrichten einer neuen festen kirchlichen Autorität außerhalb der katholischen Kirche durch einen neuen Luther glich nun freilich und gleicht auch heute noch dem unlösbaren Problem der Quadratur des Zirkels.

Leopold von Gerlach aber sah fortgesetzt sehr schwarz in die Zukunft. Ihm kam es, wie er am 10. Mai 1852 dem Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel schrieb, so vor, „als wenn sich die Dinge immer mehr verwirrten, nicht wegen der ersten Kammer, die relativ gleichgültig ist, sondern wegen der immer mehr auseinander gehenden Gedanken über Bonapartismus, Konstitutionalismus, Freihandel und in ferner Zukunft über die Stellung der Landeskirche und den Katholizismus."[4])

Der Kultusminister im Ministerium Manteuffel-Westphalen war Karl von Raumer, ein Vetter und Gesinnungsgenosse der Brüder von Gerlach. Nach Leopold von Gerlachs Bemerkung, die in seinen Denkwürdigkeiten zum 15. Juni 1852 eingetragen ist, hatte er seine besondere Not. Ihn hätten die Vorwürfe sehr verwundet, die ihm im allgemeinen über seine Begünstigung der Katholiken gemacht wurden. Ueberall, wo es recht gewesen, sei er den Römern entgegen getreten.

Dies bei den schlesischen Jesuiten-Missionen zu tun, habe er nicht für weise gehalten und mit Hengstenberg gesagt, daß ein jeder Versuch nach dieser Seite hin die Römische Kirche der Regierung als eine kompakte Einheit gegenüberstellen würde. Die Römischen Missionen hätten überall sowohl auf ihre Glaubensgenossen als auf die Protestanten die günstigste Wirkung hervorgebracht und die letzteren zu größerem Eifer bewogen. Kardinal Diepenbrock habe unterm 12. Juni an den König geschrieben und sich über das gegen die Jesuiten-Missionen gerichtete Sendschreiben des schlesischen Generalsuperintendenten Hahn beklagt; es sei recht betrübend, so schrieb Diepenbrock, daß man nach allem, was wir erlebt und im Ausblick auf das, was uns wahrscheinlich noch zu erleben bleibe, die allgemeine Solidarität der gemeinsamen christlichen Interessen gegenüber dem Umsturz, dem Atheismus und Antichristentum nicht einsehe.[5])

Inzwischen hatte das preußische Staatsministerium angefangen, der Tätigkeit ausländischer Geistlichen, den Missionen der Jesuiten und dem Studium preußischer Kleriker im Collegium Germanicum in Rom gewisse Schranken zu ziehen. Der Kultusminister Karl von Raumer und der Minister des Innern, Herr von Westphalen, hatten in diesem Sinne im Februar 1851 und insbesondere im Mai und Juli 1852 entsprechende Erlasse innerhalb

[1]) Denkwürdigkeiten I, 751.
[2]) Aus London, wo Bunsen preußischer Gesandter war.
[3]) Leopold v. Gerlachs Denkw. I, 754.
[4]) Leopold v. Gerlachs Denkwürdigkeiten I, 761 f.
[5]) Leop. v. Gerlachs Denkw. I, 772 f. Melchior v. Diepenbrock. Von Jos. Hubert Reinkens S. 495 f.

ihrer Ressorts an die in Betracht kommenden höchsten Verwaltungsbeamten gerichtet.[1])

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause erfolgten im Herbst 1852 unter der Einwirkung der starken Erregung, welche durch die Raumer-Westphalenschen Erlasse in der katholischen Bevölkerung Preußens hervorgerufen war. Zum ersten Male traten Ende November 1852 in Berlin 63 katholische Abgeordnete zur Bildung einer förmlichen „katholischen Fraktion" des Abgeordnetenhauses zusammen. Die Gebrüder August und Peter Reichensperger gehörten neben anderen zu ihren hervorragendsten Führern. Ein Antrag des Freiherrn von Waldbott-Bassenheim forderte Zurücknahme der anstößigen Erlasse. Kardinal Geissel richtete mit seinen Suffraganbischöfen eine im gleichen Sinne gehaltene Denkschrift an den König. Graf Joseph Stolberg und einige andere Abgeordnete wünschten sogar die Einrichtung eines besonderen Ministeriums für die katholischen Kultusangelegenheiten.[2])

Dem General Leopold von Gerlach konnten alle diese Erscheinungen nicht angenehm sein. Schon zum 25. August und dann wieder zum 4. September und 12. Oktober 1852 hatte er die wachsende Bedeutung der kirchlichen Gegensätze hervorgehoben; sie würden, so sagte er, bald allein noch wichtig sein. Die Raumerschen Erlasse und ihre Handhabung billigte er (zum 14. September). Eine statutarische Vereinbarung mit den katholischen Bischöfen, welche der König wünschte, wurde von den Ministern bekämpft. Auch General von Gerlach hat ihr noch am 3. März 1853 scharf opponiert.[3]) Die katholische Bewegung in Preußen erschien ihm als eine gesunde Krankheit, wie z. B. ein Ausschlag bei einem Nervenleiden. Aber mit seinem Bruder Ludwig war er nicht ganz sicher, ob der Preußische Staat die Kräfte habe, diesen Prozeß auszuhalten (2. Dezember 1852).

Am 4. Dezember glaubte er die „Römische" Kirche überall im Bunde mit der Revolution zu sehen, und doch hatten gerade in Preußen die Katholiken während der Sturmjahre 1848/49 zu den treuesten Untertanen des Königs gehört! Eine starke Ungerechtigkeit schloß es auch in sich, wenn Leopold von Gerlach der katholischen Kirche ihre Anerkennung zunächst der Republik in Frankreich (1848/51) und dann Bonapartes zum schweren Vorwurfe anrechnete.

Die Brüder von Gerlach huldigten ihrerseits in bezug auf den Staat einem zweifellos überspannten Mystizismus, der auch in Leopolds Denkwürdigkeiten zum 4. Sept. 1852 zu markantem Ausdruck kommt. „Ludwig", so lesen wir hier, „sagt sehr richtig, Manteuffel sei von Gott selbst ebenso zum Vaterlands-Erretter ernannt, wie andere den Grafentitel erben oder von einem rechtmäßigen König das Prädikat Exzellenz bekommen."[4])

In bezug auf die protestantische Kirche bekannte sich Leopold von Gerlach, der Freund und Gönner der „Kreuz-Zeitung", am 2. Februar 1853 zu dem konsequent protestantischen Satze, den schon der damalige preußische Gesandte in London, der früher beim Vatikan beglaubigte, theologisch gebildete Christian Josias von Bunsen ausgesprochen hatte: „Die Kirche der Zukunft ist keine Priesterkirche."

Der katholischen Partei des preußischen Abgeordnetenhauses erwies sich der General auch im Jahre 1853 wenig freundlich. Graf Josef Stolbergs Abgeordnetenhausrede gab ihm dazu in der ersten Hälfte Februar einen gewissen Vorwand.[5]) Die römisch-katholischen Debatten des Abgeordnetenhauses zeigten ihm am 17. März 1853 deutlich, daß der paritätische Staat unmöglich sei, daß sich der Staat mit seiner Kirche identifizieren müsse und die ihm fremde nur in gewissen Grenzen tolerieren könne. Es sei der Sache nach auch jetzt schon so, daß die sechs Millionen Katholiken in Preußen verhältnismäßig einen geringeren Anteil an der Staatsgewalt hätten und an dem Staatsregiment, als die zehn Millionen

[1]) Ueber die Jesuiten-Missionen in Deutschland seit 1849 und die dadurch hervorgerufene kirchenpolitische Bewegung ist zu vergleichen das neue Werk: „Aktenstücke zur Geschichte der Jesuiten-Missionen in Deutschland. 1848—1872". Herausgegeben von Bernhard Duhr S. J. Freiburg i. Br. 1903. S. X ff., 1 ff, 52 ff., 128 ff., 137 ff., 157 ff, 192 ff. Zu den Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses vom Februar 1853 über die Raumer-Westphalenschen Erlasse ist auch einzusehen E. Ludwig von Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken. II, 166—168.
[2]) Kardinal von Geissel von Otto Pfülf, S. J., II., S. 89—99, August Reichensperger von Ludwig Pastor, I., S. 340 ff.
[3]) Denkwürdigkeiten, II., 16 f.
[4]) Leopold v. Gerlachs Denkw. I, 798. Gemeint ist der preußische Ministerpräsident jener Tage, Otto von Manteuffel, den Otto von Bismarck damals scherzhaft den „Oberteufel" nannte, im Gegensatze zu seinem Bruder Karl, dem „Ackerteufel" und seinem Vetter Edwin, dem „Flügelteufel", so genannt, weil er Flügeladjutant des Königs war.
[5]) Denkwürdigkeiten II, 9.

Protestanten. Aufgabe eines Staates sei es, die herrschenden Teile seiner Einwohner zu vermehren und den unterworfenen Teil zu vermindern. Preußen müsse germanisieren gegen Polen, protestantisieren gegen die Römer.[1])

In diesen, für die moderne Auffassung von Toleranz sehr befremdlichen Sätzen liegt die beste Rechtfertigung für die preußischen Katholiken, die sich im Herbste 1852 als besondere politische Partei im Parlamente organisierten.

Der kirchlich gut katholische, hochangesehene Graf Fürstenberg-Stammheim, der sich öffentlich gegen die katholische Fraktion aussprach, hatte von Leopold von Gerlachs Auffassungen offenbar keine Ahnung.[2])

In hohem Grade sympathisch aber berühren uns des Generals von Gerlach Anschauungen vom Königsdienst. Seufzt er gelegentlich auch über sein „furchtbares Amt, als Ministeriale, d. h. als Leibeigener mitzuregieren",[3]) so erfreut er uns schon zum 27. April 1852 durch folgende wahrhaft herzerquickende Sätze: „Der König hat immer geglaubt, mit den Befehlen wäre es getan. Zum Werkzeug ist aber der Mensch zu edel und kein Gehorsam kann die Kraft ersetzen, die einem Könige zuwächst, wenn ein Untertan oder Diener sein ganz freies selbständiges geistiges Vermögen an das setzt, was der König will. Hier ist Ludwigs Diktum „ich bin auch ein König" an seiner Stelle."[4])

In diesen Worten kommt der alte, echte germanische Begriff der Treue zu kraftvollem und klarem Ausdruck. In solcher Treue fühlte sich schon in den Tagen des Tacitus der germanische Gefolgsmann seinem fürstlichen oder königlichen Gefolgsherrn verbunden. Diese Treue hat auch General Leopold von Gerlach seinem Könige Friedrich Wilhelm IV. bewahrt bis zum Tode.

Als der König am 2. Januar 1861 in Sanssouci von langem Leiden durch den Tod erlöst war, hielt sein treuer Generaladjutant und Gefolgsmann die Totenwacht an seinem Sarge, und trotz einer Kopfgeschwulst, die er sich dabei durch den Druck des Helmes zugezogen hatte, geleitete er am 7. Januar bei eisiger Winterskälte die Leiche seines geliebten Königs zur Gruft in der Friedenskirche in Potsdam. Am Abend fühlte er sich angegriffen, nachdem ihn die Königin-Witwe Elisabeth noch einmal empfangen hatte. Am Donnerstag den 10. Januar 1861 nachmittags 3 Uhr hörte sein Herz auf zu schlagen. Der Paladin wollte seinem königlichen Herrn auch im Tode noch verbunden bleiben in treuer Gefolgschaft.[5])

[1]) Ebenda S. 24.

[2]) Kardinal v. Geissel von Otto Pfülf S. J. II, S. 104 ff.

[3]) Denkwürdigkeiten II, 2.

[4]) Denkwürdigkeiten I, 755.

[5]) Nach den Schlußbemerkungen der Tochter zu Leopold von Gerlachs Denkwürdigkeiten II, 770.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Zum Pfingstfest werden uns leider keine erfreulichen Tatsachen beschert, aber doch eine rosarote Ministerrede. Graf Goluchowski, der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, sieht trotz Mongolenkrieg und Balkanwirren die politische Lage mit viel Zufriedenheit und noch mehr Hoffnung an. In den Kunststücken, die Herr Delcassé mit seinen Anfreundungen und Abmachungen aufstellt, sieht Graf Goluchowski nur neue Garantien für das friedensvolle Gleichgewicht in Europa, und von dem gegenwärtigen italienischen Ministerium ist er geradezu entzückt, nicht bloß wegen seiner Dreibundtreue, sondern auch besonders wegen seiner Uebereinstimmung mit der österreichisch-russischen Balkanpolitik. In der Erörterung der letzten Frage zeigt die Beredsamkeit des österreichischen Ministers freilich ein Janusgesicht: er stellt erfreuliche und hoffnungsvolle Fortschritte im Reformwerk nach dem Mürzsteger Programm fest, aber er richtet zugleich an den Sultan eine bitterernste Verwarnung mit drohendem Einschlag. Diese Zweiseitigkeit der Sprache läßt sich aber wohl erklären: der Sultan gehört bekanntlich zu den abgeschlossenen Monarchen, welche die Welt nicht mit dem eigenen Sinne kennen lernen, sondern nur durch die Vermittelung der jeweiligen Günstlinge. Wer das Ohr des Sultans erreichen will, muß schon recht laut und deutlich sprechen, und Graf Goluchowski hatte wahrscheinlich jetzt besondere Veranlassung zu einem ernsten Ton, da sich leicht in Konstantinopel die Ansicht festsetzen kann, das gefürchtete Rußland sei jetzt anderweitig beschäftigt und das gemütliche Oesterreich werde nicht auf eigene Faust vorgehen. — Uns können die Balkanwirren so lange kalt lassen, als wir die Gewißheit haben, daß Rußland und Oesterreich dort gemeinsame Sache machen. Und den Fortbestand dieses ehrlichen Kompagniegeschäfts darf man nach den bestimmten Erklärungen Goluchowskis wohl annehmen.

Ebenfalls darf man aus seinem hoffnungsfrohen Exposé die Ueberzeugung schöpfen, daß wegen der jüngsten hochpolitischen Zwischenfälle bei den Dreibundmächten kein Aerger oder gar eine Besorgnis herrscht. Und doch ist in gewissen deutschen Blättern von einer angeblichen Mißstimmung des Kaisers gesprochen worden, als aus Anlaß eines hochkonservativen Vorstoßes im Abgeordnetenhause die Frage erörtert wurde, ob und in welchem Grade Graf Bülow „mackele". Es gibt Leute, welche die Ansicht vertreten, daß bei uns zulande der Minister um so fester stehe, je mehr ihn die Presse wackeln lasse, und daß man dagegen bei jedem Lobeshymnus der Presse auf die Festigkeit eines Ministers nach Berliner Sitte dreimal aufklopfen und „unberufen" sagen müsse. Wenn man sich nach den Schwierigkeiten umsieht, die Graf Bülow zurzeit zu überwinden hat, so kommen ernstlich wohl nur die herben Erfahrungen von Südwestafrika und die Handelsverträge in Betracht. Graf Bülow ist freilich unschuldig an den Nackenschlägen, die unsere Kolonialpolitik im sandigen Süden erhält; aber in dem Gewirr von sachlichen Enttäuschungen und persönlichen Reibereien muß der oberste verantwortliche Leiter der Politik eine Art Prellbock spielen. An sich ist ja das ganze südwestafrikanische Abenteuer keine erstklassige Angelegenheit; aber die Entwicklung der Dinge erhielt dadurch einen bedenklichen Charakter, daß die übliche Glattheit, Fixigkeit und Gleichmäßigkeit der Entschlüsse und ihre Ausführung zu wünschen übrig ließen. Jetzt scheint der Gouverneur Oberst Leutwein sich in die Beschränkung auf die Verwaltung und die Uebertragung der militärischen Befugnisse an den General v. Trotha gefügt zu haben. Hoffentlich funktioniert der Dualismus gut. Und die Hauptsache ist, daß der Kaiser jetzt wieder in persönlichen Fühlung mit seinen verantwortlichen Räten steht. Die räumliche Trennung und deren Wirkungen haben anscheinend den lauten und leisen Gegnern des Grafen Bülow den Mut zu Vorstößen gegeben.

Einige politische Meteorologen vertreten die Ansicht, daß Graf Bülows Schicksal mit dem der Handelsverträge solidarisch sei. Der österreichische Kollege Graf Goluchowski hat in seiner Pfingstmaienrede auch von den Handelsverträgen gesprochen, aber nicht in dem optimistischen Tone, den er zur hohen Politik anschlug. Dadurch braucht man sich aber nicht bange machen zu lassen; denn so lange das Feilschen um Zollpositionen noch im Gange ist, pflegt man an der handelspolitischen Börse das Gesicht in die ernstesten Falten zu legen, damit ja nicht der Gegenpart denken könnte, er käme billig davon. So sonderbar es klingt, so kann man doch wohl den ostasiatischen Krieg als ein wertvolles Hilfsmittel für die Handelsvertragspolitik ansprechen. Denn der kritische Punkt wird jetzt wieder wie vor zwölf Jahren der Abschluß mit Rußland sein, und Rußland ist jetzt nicht so wie damals für einen Zollkrieg befähigt und gestimmt. Darum darf man dem Gerüchte von einer handelspolitischen Annäherung zwischen Rußland und Deutschland schon etwas Glauben schenken. Das Anhängsel des neuen Vertrags wird freilich wohl die Begünstigung einer zweiten russischen Kriegsanleihe sein. Glücklicherweise braucht niemand zu zeichnen, der nicht will.

Ein protestantisches Hetzblatt bezeichnete neulich den Grafen Bülow als einen „Mecklenburger mit einer katholischen Frau". Das war kurz, aber vielsagend. Erfreulicherweise ist bei dem neuesten Vorstoß gegen den derzeitigen Reichskanzler der konfessionelle oder kirchenpolitische Gesichtspunkt gar nicht hervorgekehrt worden. Die hohen Gegner wissen sehr gut, daß hinter der gegenwärtigen Kirchenpolitik der entschiedene Wille des Monarchen steht, so daß die Hetzerei nach dem Rezept des Evangelischen Bundes die Stellung Bülows eher stärkt, als erschüttert. Aber richtig ist, daß in der einflußreichen Gruppe des ostelbischen Adels Graf Bülow nicht als „Fleisch von meinem Fleische" gilt, sondern als ein geschickter und beglückter Emporkömmling, der eigentlich einem Berufenen aus dem traditionell herrschenden Kreise den Weg versperrt. Dazu kommt die sachliche Gegnerschaft, weil Graf Bülow die von den Extremen verlangten Hochsätze der Agrarzölle und die alsbaldige Inkraftsetzung des Zolltarifs, womöglich als Kampftarif, verhindert hat. Bei dem Redeturnier im Herrenhause beleuchtete Graf Bülow den Kern der Sache mit den Worten: „Sie werden sich noch nach meinen Fleischtöpfen zurücksehnen!" Das heißt: Wenn Sie mich stürzen, so bekommen Sie nicht einen hochagrarischen Nachfolger, der Ihre Wünsche erfüllen könnte!

Der ganze Zwischenfall im preußischen Herrenhause wäre nicht tragisch zu nehmen, wenn nicht die „feudale" Opposition gegen den Grafen Bülow aus taktischen Gründen das **Reichstagswahlrecht** angegriffen hätte. Das alte Lied vom „starken Mann" wurde in neuer Melodie gesungen. Ein Staatsstreich? Ei bewahre, den will niemand angeraten haben. Aber das Wahlrecht soll beschnitten werden, sonst geht Staat und Reich unrettbar zugrunde. Das Reichstagswahlrecht steht viel fester als alle Minister zusammen. Es kann den Angriff in einigen Dutzend von einzelstaatlichen Kammern wohl aushalten. Das Schlimme ist nur, daß jeder Vorstoß gegen diese Grundlage unserer inneren Entwicklung die Sozialdemokratie stärkt. Letztere lacht sich bereits ins Fäustchen und will die Reden der hohen Scharfmacher als Agitationsbroschüre unter das Volk werfen. Diese Wasserzufuhr auf die sozialdemokratischen Mühlen ist um so mehr zu beklagen, als gerade jetzt die roten Agitatoren wegen der Schwindsucht, die sich nach den vorjährigen Zwischenfällen in ihrer Mitläuferschar einstellt, in Verlegenheit waren. Der Ausfall der Hauptwahl im Kreise Frankfurt a. O.-Lebus hat neuerdings den Rückgang der sozialdemokratischen Werbekraft bestätigt. Dort hätte der Ordnungskandidat Bassermann gleich im ersten Anlauf gesiegt, wenn nicht die extremen Landbündler (die der Herrenhaus-Opposition nahestehen), durch einen überflüssigen und gefährlichen Zählkandidaten die Einigkeit vorläufig gestört und einen zweiten Wahlgang nötig gemacht hätten. Wenn man doch endlich allerseits begreifen wollte, daß die gemeinsame Abwehr der Sozialdemokratie viel dringlicher und wichtiger ist als die Verfolgung von Sonderinteressen und persönlichen Liebhabereien!

Im preußischen Abgeordnetenhause haben wir soeben ein schönes Bild der Eintracht gesehen; aber es war mehr Kunst als Natur dabei. In der **Schulfrage** wollten die Nationalliberalen durchaus das Zentrum ausstechen und ihrerseits mit den Konservativen ein Stück Kartellpolitik inszenieren. Daher gaben sie in der Frage der Simultanschulen soweit nach, daß die Konservativen sich mit diesem „Minimum" vorläufig zufrieden geben konnten. Aber nun erhebt sich in der nationalliberalen Wählerschaft lebhafter Widerspruch wegen „Verleugnung des Prinzips". Daraus sieht man, daß die eigentliche Schulschlacht erst beim Gesetz **selbst** geschlagen wird, nicht schon bei der allgemeinen Resolution mit den dehnbaren Ausdrücken. Und da wird das Zentrum auch noch zur Stelle sein.



Bayerischer Liberalismus.

Von

Dr. **Armin Kausen.**

Das bayerische Wahlreformgesetz gilt als gescheitert. Diese in dem Antrage des Referenten der Kammer der Reichsräte, Dr. v. Bechmann, zutage tretende Auffassung wird von den ernsthaften Politikern aller Parteien geteilt. Wenn ein Teil der liberalen Presse in letzter Stunde noch einem schwachen Hoffnungsschimmer Raum zu geben scheint, so ist diese Taktik mehr als durchsichtig. Man möchte um jeden Preis die Verantwortung für das Scheitern der Vorlage künstlich verschieben, die Zentrumsmehrheit in die Zwangslage versetzen, Abänderungen der Reichsratskammer, welche den Wünschen der Liberalen entgegenkommen und auch von der Regierung nicht ungern gesehen werden, abzulehnen. Die Mehrheit der Reichsräte dürfte aber kaum gesonnen sein, den Liberalen diesen Elefantendienst zu leisten. Aber selbst wenn es geschehen könnte, hätte das Zentrum noch Mittel genug an der Hand, um das feine Plänchen der Liberalen zu durchkreuzen.

Wer heute noch nicht sieht, daß es den Durchschnittsliberalen in Bayern nur darum zu tun ist, das **gleiche** Wahlrecht um jeden Preis zu vereiteln, den Kreisen und Ständen, aus denen sich die liberale Partei vorwiegend rekrutiert, eine Art von tatsächlichem Pluralwahlrecht zu sichern, müßte mit Blindheit geschlagen sein. Um diesen Verdacht zu widerlegen, pocht man auf seine angebliche Vorliebe für den Proporz, eine von jenen billigen platonischen Schwärmereien, die, weil zurzeit absolut aussichtslos, völlig ungefährlich sind. Es sieht gut aus, aber es kostet nichts.

Wie ein roter Faden zog sich durch die Wahlrechtsbetrachtungen der liberalen Presse der Gedanke, es müsse irgend ein Korrektiv geschaffen werden, um die das „liberale Bürgertum" in den Hintergrund drängenden Wirkungen des „plumpen" allgemeinen gleichen Wahlrechtes auszugleichen. Wenn zwischendurch in hohen Tönen immer wieder das unentwegte Festhalten am volkstümlichen Wahlrecht gepriesen wurde, so war das nur Sand in die Augen. Freilich waren nicht alle so ehrlich, wie der Jungliberale Dr. Unold in München, der das „nach der bloßen Kopfzahl ausgeübte allgemeine gleiche Wahlrecht" wiederholt mit den stärksten Ausdrücken verurteilt hat und soeben in der Sombartschen Sammlung „Sozialer Fortschritt" Vorschläge vertritt (allgemeines, direktes Wahlrecht, ausgeübt innerhalb der Berufsgruppen), welche lediglich auf ein Pluralwahlrecht der numerisch schwächeren Gruppen hinauslaufen. Der verschämte Beifall, mit dem liberale Blätter die Studie Unolds begleiten, offenbart Gefühle, die man sonst ängstlich zu verschließen allen Grund hat.

Die mit erneuter Stärke erwachte Vorliebe für eine **ministerielle Wahlkreiseinteilung** ist nur ein anderer Weg zum gleichen Ziele. Jahrzehntelang erfreute sich der Liberalismus dank einer ihm auf den Leib geschnittenen Wahlkreisgeometrie einer teilweisen Pluralvertretung. Mit der harmlosesten Miene von der Welt redet man heute dem Zentrum zu, daß bei dem herrschenden „Zentrumskurs" der Regierung eine Benachteiligung des Zentrums durch ministerielle Wahlkreisgeometer nicht zu besorgen wäre. Aber abgesehen davon, daß die Liberalen selbst nicht daran glauben, der Minister des Innern würde die von ihm und seinem Mitarbeiter als absolut unparteiisch und objektiv verteidigte Einteilung des Gesetzentwurfes unverändert hinübernehmen, hat ja ein Teil der liberalen Presse mit herzerquickender Deutlichkeit zu verstehen gegeben, daß man unter einem späteren „liberalen" Landesherrn (der Name wurde genannt) die Neubelebung des Liberalismus mittels erprobter geometrischer Künste erhoffe. Dem Zentrum ist es daher nicht einmal vom Standpunkte der Gegenwart, noch viel weniger aber im Hinblick auf etwaige künftige Konstellationen zu verdenken, wenn es seine Hand nicht bieten will, um dem Liberalismus die Wege ungerechten politischen Besitzes offen zu halten. Daß eine gewisse Presse die ministerielle Wahlkreiseinteilung neuerdings gar mit der viel mißbrauchten Waffe eines gefährdeten „Kronrechtes" zu verteidigen sucht, beweist nur, was man heute einem gebildeten liberalen Publikum vorsetzen zu dürfen glaubt. Wie oft hat der heutige Minister des Innern jenes angebliche „Kronrecht" als ein Odium bezeichnet, das die Regierung nicht wieder auf sich nehmen möchte! Und die Krone hat durch die Gesetzesvorlage in Uebereinstimmung mit den einhelligen Beschlüssen der beiden Kammern des Landtages auf das angebliche Kronrecht selbst verzichtet. — — Ein sonderbarer „Liberalismus", der seit etlichen Jahren den Kampf gegen den Parlamentarismus durch Appell an „Kronrechte" oder gar, wie geschehen, an absolutistische „Königsinstinkte" führt! Seitdem der Liberalismus seinen früheren Einfluß in den Parlamenten eingebüßt hat, stellt er alle Programmbegriffe auf den Kopf und gibt sich selbst zum Totengräber seiner einstigen Grundforderungen her. Und alles das unter dem Vorwande, den „Zentrumskurs" der Regierung zu bekämpfen!

„**Zentrumskurs!**" Es gibt kaum eine zur Betörung der Wähler und zur Einschüchterung der Regierenden erfundene Phrase, welche den Tatsachen so dreist ins Gesicht schlägt! Wir vermögen selbst mit der Laterne des Diogenes in Bayern keinen „Zentrumskurs" zu entdecken. Als unlängst der wortreichste liberale Führer dem neuen Verkehrsminister die gefährdeten „Personalien" des Liberalismus ans Herz legte, wurde ihm in verblümter Form die Antwort, daß bei der Einrichtung selbst dieses, aller Parteipolitik entrückten neuen Ministeriums der Liberalismus kaum zu kurz gekommen sei. Der „Zentrumskurs" scheint lediglich darin gewittert zu werden, daß die Forderung der „Allgemeinen Zeitung" „ultramontane" Beamte als „latente Gefahr" **grundsätzlich** von höheren Aemtern fernzuhalten, etliche Male nicht befolgt wurde. Oder auch vielleicht darin, daß bei der Besetzung katholisch-theologischer Lehrstühle das Gutachten der kirchlichen Oberbehörde schwerer wiegt als die von parteipolitischen Motiven eingegebenen Wünsche liberaler, womöglich akatholischer oder antikatholischer unberufener Ratgeber.

Kein bayerischer Minister galt noch vor etlichen Wochen des „Zentrumskurses" so sehr verdächtig wie der **Kultusminister** Dr. von Wehner. Nicht einmal Freiherr von Podewils, dem der Sprechwart des Liberalismus noch immer nicht verzeihen kann, daß er durch sein geflügeltes „O ja!" der liberalen Phantasie die Fata morgana eines „Wendepunktes in der bayerischen Geschichte" vorspiegelte, war in so hohem Grade suspekt. Und siehe da! Auch Herr von Wehner fand das Zauberwort, um die gerunzelten Stirnen der liberalen Kulturwächter wieder zu glätten, ihr lautes Murren in beifälliges Gemurmel zu verwandeln, aus dem nur noch vereinzelt ein leiser Zweifel des Bedenkens grollt. Ja, der neue Kultusminister muß ein wahrer Tausendsassa oder der heutige Liberalismus sehr genügsam geworden sein!

Zentrum und Liberale scheinen nämlich von dem Verlaufe der großen Kultusdebatte in gleicher Weise relativ befriedigt. Wer hätte das beim Beginn des Landtages voraussagen mögen!

Kultusreferent Dr. Schädler betrachtete es als etwas nahezu Selbst-

verständliches, daß der Minister sich der ihm unterstellten bayerischen — aber nur der bayerischen — Hochschullehrer annahm, um sie gegen die allgemein gehaltenen Anklagen der Salzburger Rede Dr. Schädlers zu schützen.

Es war taktisch sehr geschickt, daß Herr von Wehner das von ihm zu verteidigende Gebiet räumlich und auch zeitlich möglichst eng umgrenzte und nur das als vorhanden annahm, was juristisch beweiskräftig vorliegt. Dieser Optimismus half ihm über eine schwierige Situation hinweg, ohne daß er den Prinzipien eines konservativen, christlichen Ministers an und für sich etwas vergab. Indem er die Lehrfreiheit von der Forschungsfreiheit unterschied und der Lehrfreiheit die Schranke zog, die durch sittliche und staatliche Gesetze und durch die Rücksicht auf den Glauben der Jugend gegeben sind, stellte er sich recht eigentlich auf den Boden der Grundsätze, welche durch die Demonstrationen der „Voraussetzungslosen“-Bewegung seinerzeit so geräuschvoll in Frage gestellt wurden. Und bei dieser Bewegung spielte das liberale Professorentum der bayerischen Hochschulen eine führende Rolle. Man könnte sich fast wundern, daß sich in diesen Kreisen nicht ein „Sturm der Entrüstung“ gegen die Erklärungen des Ministers erhoben hat. Aber das Menschliche, Allzumenschliche spielt in den von den Liberalen als sakrosankt geschützten Ringkreisen eine nur zu große Rolle. Abg. Gerstenberger hat diese schwache Seite des liberalen Professorentums sehr wirkungsvoll gegeißelt. Wer noch Sinn für politischen Humor hat, mußte unwillkürlich lachen, wenn er von dem liberalen Abg. Dr. Klippel den Grundsatz der „offenen Tür“ als anerkannte Richtschnur der „freien deutschen Wissenschaft“ deklamieren hörte. Vergleiche den Fall Chroust-Würzburg, als ein liberaler negotiorum gestor — beileibe nicht Mandatar! — der Fakultätsmehrheit Nachforschungen über die politische Sonderrichtung selbst eines liberalen Bewerbers anstellte; vergleiche den Fall Spahn, als die „Voraussetzungslosen“ selbst dem Deutschen Kaiser die Klinke der „offenen Tür“ zu entreißen versuchten; vergleiche die protestantische Universität Rostock, welche satzungsgemäß, andere protestantische Universitäten (Halle, Jena usw.), welche tatsächlich ihre „Tür“ jedem katholischen Gelehrten geschlossen halten!

Im bayerischen Landtage haben mehrere Zentrumsredner die Liberalen wegen dieser Praxis der „freien Wissenschaft“ interpelliert, und namentlich Dr. Schädler war in der angenehmen Lage, den Lamentationen Casselmanns über eine katholische Zukunftsuniversität in Salzburg die von den Liberalen bisher nicht beanstandeten protestantischen Universitäten in Reih' und Glied entgegenzustellen. Und was war die Antwort? Verlegenes Schweigen, maskiert durch die biedermännische Zustimmung zu dem Grundsatz des Ministers, daß die katholische Ueberzeugung eines Gelehrten kein Hindernis für die Berufung sein dürfe. Wie lange ist es her, daß man „ultramontane“ Hochschullehrer als mindestens ebenso große „latente Gefahr für den Staat“ hinstellte wie „ultramontane“ höhere Beamte? Man sieht: der Liberalismus wechselt seinen Zungenschlag mit dem Bedürfnis und handelt im übrigen nach dem Grundsatz: Es gibt Dinge, die man nicht sagt, aber tut.

Also der Liberalismus in Bayern kocht in diesen schlechten Zeiten immer noch mit Wasser und mimt Genügsamkeit, wo er gestern alle Brücken abzubrechen schien. Dabei fehlt es in seinen eigenen Reihen nicht an rollenwidrigen Seitensprüngen, wenn etwa der Liberale Abg. von Landmann zu Zwecken des — Tierschutzes den Satz aufstellt: „vor den Grundsätzen der Moral, Gesittung und Religion habe die Wissenschaft Halt zu machen“. Auf der ernsten Stirn des Abg. Dr. Andreä will man ein Wetterleuchten bemerkt haben, aber niemand „muckste“ sich.

Wir wollen unsere Leser nicht mit den Kleinlichkeiten und Nichtigkeiten langweilen, die heute von liberalen Führern zu weltbewegenden Fragen aufgebauscht werden, wenn es sich auch nur um ein Fällchen von angeblicher Intoleranz handelt, das vom Zentrum längst als vorsintflutlicher Zopf verurteilt ist, aber neben den ellenlangen Zöpfen in Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg und anderswo völlig verschwindet und der Opposition der Liberalen gegen den Toleranzantrag des Zentrums ins Gesicht lacht.

Heute rettet der Liberalismus das Vaterland, wenn er — Mücken seihend und Kamele verschluckend — schneidige Attacken gegen den auf Tantiemen grundsätzlich verzichtenden Aufsichtsrat Dr. Heim reitet, der — man mag über seine meist provozierte „Tonart“ urteilen, wie man will — für das Gemeinwohl im Genossenschaftswesen schon mehr geleistet hat als hundert liberale Wortmacher zusammen.

Jüngst schrieb die demokratische „Frankf. Ztg.“ dem wahlverwandten bayerischen Liberalismus folgende Verse ins Stammbuch: Tönende Reden und klingende Phrasen seien kein Ersatz für eine zielbewußte, volkstümliche Politik, die Direktionslosigkeit und Marklosigkeit des bayerischen Nationalliberalismus trage die Schuld an den heutigen politischen Verhältnissen. Der Nationalliberalismus treibe nur Augenblickspolitik und sei unfähig, über den heutigen Tag hinauszusehen. Wer kann uns zumuten, den Liberalismus höher einzuschätzen, als es hier von seinen Freunden geschieht? Die letzten Monate waren für die liberale Partei eine Kette von moralischen Niederlagen. Nur ein paar Beispiele! Mit grimmigen Geberden verteidigte die liberale Presse wochenlang den Kriegsminister gegen die „Anmaßung“ des Abg. Dr. Pichler und des Zentrums, das Abgeordnetenmandat zur diskreten Vermittlung von Beschwerden zu „mißbrauchen“. Der Verkehrsminister wurde moralisch gesteinigt, weil er andere Grundsätze bekundet haben sollte. Schlußtableau: Demselben Verkehrsminister gegenüber wahrte der liberale Fraktionschef Wagner das Recht der Abgeordneten, auch in reinen Personenangelegenheiten, in Sachen der Beförderung und Disziplin, vertraulich mit Ministern zu verhandeln. Und die „Allgem. Ztg.“ schloß die Akten über diesen Froschmäusekrieg am 28. April mit den denkwürdigen Worten: „Diese Stellungnahme des Abgeordneten Wagner beweist, daß keine Fraktion der Kammer ganz unbeteiligt ist an den Mißbräuchen, denen der Verkehrsminister mit Recht entgegengetreten ist.“

Einen ähnlichen Ausgang nahm der Feldzug der Liberalen gegen die „politischen Geistlichen“ und die „Verquickung von Religion und Politik“ überhaupt. Dieselben Leute, welche dem demonstrativen Kern des Antrages Moy zujubelten, wählten bei der ersten Gelegenheit einen „politischen Pfarrer“ in den Landtag, allerdings einen liberalen, der zur Fahne des Evangelischen Bundes schwört. Und der Evangelische Bund selbst proklamierte zur selben Zeit feierlich, daß die protestantischen Geistlichen verpflichtet seien, auch bei den Wahlen energisch die Interessen des Protestantismus zu vertreten. Die liberale Presse aber — nickte beifällig.

Der bayerische Liberalismus hat Pech! Als Herr v. Vollmar nach langem Krankheitsurlaub wohlgestärkt aus dem Süden heimkehrte, begrüßten die Liberalen sein Erscheinen wie eine Erlösung von der „Mißwirtschaft“ der Adolf Müller, Segitz, Ehrhart in der sozialdemokratischen Fraktion. Und nun war es gerade der Abgeordnete von Vollmar, der am 13. Mai dem Liberalismus eine Standrede hielt, wie sie aus solchem Munde noch selten gehört wurde:

„. . . Vollends das Volk draußen — täuschen Sie sich nicht darüber — kümmert sich um diesen ganzen Hader und Kram überhaupt nicht. Indem ich das sage, wende ich mich nicht zuletzt gegen jene, die durch das, was ich mit einem Sammelbegriff „öde Kulturkämpferei“ nennen möchte, und durch Konfessionszank Oel ins Feuer gießen und nur die Geschäfte jener besorgen, die sie hinwiederum mit so großem Gestus bekämpfen. Die Liberalen beklagen fortgesetzt den Einfluß und die Machtstellung des Zentrums, sie wissen nicht genug die Gefahren an die Wand zu malen, welche diese Machtstellung für das Reich und das deutsche Volk herbeiführt, und doch hat niemand diesen Einfluß und diese Machtstellung herbeigeführt als gerade der törichte Kulturkampf, an dem sich der Liberalismus so eifrig beteiligte. Sie erklären, das Vaterland sei in Gefahr, weil jetzt in Bayern dieser Einfluß fortgesetzt wächst. Ja, wer ist denn ganz besonders am Werk, diesen Einfluß und diese Stellung zu verstärken? Dinge wie die Tillygeschichte, Preßerzeugnisse wie die „Wartburg“, Bewegungen wie die Los von Rom-Bewegung, eine Agitation wie die des protestantischen Bundes, eine kindische Jesuitenriecherei, das sind die Dinge, die in erster Linie dahin wirken und den konfessionellen Zank nie zur Ruhe kommen lassen, und die ganze verkehrte Politik der Liberalen, indem sie die dringendsten Forderungen des Volkes, wie das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, ablehnen.“

Der Eindruck dieser Vollmar'schen Anklage wurde durch das wahrhaft niederschmetternde Aktenmaterial Dr. Pichlers wider den Evangelischen Bund und andere Friedensstörer im liberalen Lager noch vertieft. Derselbe Herr von Vollmar ironisierte auch die Einmengung der Liberalen in die Angelegenheiten der theologischen Fakultäten, die er als Fremdkörper aus dem modernen Organismus der Universitäten baldmöglichst beseitigt sehen möchte, aber jedenfalls als kirchliche Institute der Kirche überlassen wissen will.

Aus dem Inhalte der nächsten Nummern:

Prof. Dr. Gustav Schnürer: Zum Jubiläum Gregors des Großen.

Friedr. Wilh. Roggenbuck: Unsere Kriegsschiffe.

Geheimrat Prof. Dr. Alois von Schmid: Kant über den Streit der Fakultäten.

Literatur und Prostitution.

Von

W. v. Heidenberg.

An unsittlichen Schriftwerken hat es eigentlich nie gefehlt. Aber sie blieben früher auf kleine Kreise beschränkt und richteten nur dort Unheil an. Sie galten im allgemeinen als verpönt und wurden in der Oeffentlichkeit selbst von ihren frivolen Liebhabern nicht verteidigt. Ja, diese schämten sich im Grunde des Herzens ihres verderbten Geschmackes, und sie wußten, daß er das Tageslicht scheuen müsse, falls sie sich nicht heillos bloßstellen wollten. Mit dieser Auffassung stimmte die Beurteilung der Prostitution überein, die in der Oeffentlichkeit nur eine Verurteilung war. Erst dem vorigen Jahrhundert blieb es vorbehalten, der Prostitution mit Hilfe der Literatur eine Stellung zu verschaffen, die sie im Lichte einer nicht bloß beachtenswerten, sondern sogar hervorragenden Kulturerscheinung aufzeigte. Diese verderbliche Umwertung der sittlichen und literarischen Anschauung ging von Frankreich aus, und die lautesten Verteidigerinnen schrankenloser Geschlechtsliebe und des Dirnengeistes waren, wie heute, auch Frauen. Madame George Sand, eine praktische Vertreterin der freien Liebe, begann den Reigen, Dann folgten Balzac mit der „Physiologie der Ehe", Eugen Sue mit seinen „Geheimnissen von Paris", Henri Murger mit den Schilderungen des Grisettentums, Gustave Flaubert mit „Madame Bovary" und viele andere. Die sympathischen Berichte über das Treiben der Halbweltlerinnen untergruben allmählich die Achtung vor dem Weibe, besonders in der Jugend, und bereiteten den Sumpf vor, auf dem die Giftpflanzen à la dame aux camelies gedeihen konnten. Die Poesie des Lasters wurde damit gekrönt und für ihre Verbreitung sorgte die Presse, die gleichfalls mit der Prostitution zu kokettieren begann. Die Werke Zolas haben in dieser Hinsicht auch viel Unheil gestiftet, obwohl wir glauben, daß er von den besten Absichten geleitet war. Aber nicht ihretwegen sind hunderttausende Exemplare in Deutschland abgesetzt worden, sondern hauptsächlich wohl deshalb, weil in seinen Romanen Stellen vorkommen, die ein Kritiker Bravourarien der Schmutzerei nannte. Nächst Zola ist Guy de Maupassant zu nennen, der sein reiches Talent Schilderungen der Prostitution widmete. Dasselbe tun heute in Frankreich Marcel Prevost, Pierre Louys und viele andere, darunter auch Damen, wie die Gyp und Marny. Sie haben in Deutschland viele Nachahmer gefunden, die als schlaue Geschäftsleute den Geschmack der zeitgenössischen Gesellschaft gründlich ausbeuteten und noch mehr verdarben. So wurde es auch der obszönen pornographischen Literatur möglich, immer weiter um sich zu greifen, jener Literatur, die von Leuten fabriziert wird, welche Max Nordau sehr derb, aber doch wohl richtig eine kotlöffelnde Sch..... bande nennt. Gegen sie müsse man rücksichtslos vorgehen, denn sie betrieben ihr niederträchtiges Gewerbe bloß aus Gewinnsucht, Geilheit und Arbeitsscheu. „Die systematische Aufreizung der Sinnlichkeit, sagt Nordau weiter, bringt dem einzelnen Menschen den schwersten Schaden an der leiblichen und geistigen Gesundheit, und eine aus geschlechtlich überreizten Individuen bestehende Gesellschaft, die keine Selbstbeherrschung, keine Zucht und Scham mehr kennt, geht dem sicheren Untergang entgegen, da sie zu stumpf und schlaff ist, um noch größere Aufgaben erfüllen zu können. Der Pornograph verseucht die Quellen, aus denen das Leben der künftigen Geschlechter fließt. Keine Arbeit ist der Gesittung so mühselig geworden wie die Bändigung der Lüsternheit. Der Pornograph will uns um die Frucht dieser härtesten Anstrengung der Menschheit bringen. Für ihn dürfen wir keine Schonung haben." Den Produkten der Pornographie steht ein furchtbares Anwachsen der Prostitution mit ihrem Gefolge geschlechtlicher Ausschweifungen und Krankheiten gegenüber. Auch auf die Kriminalität bleibt diese „Literatur" selbstverständlich nicht ohne Einfluß. Ein Mann, der dreißig Jahre lang aus menschenfreundlichen Motiven die Gefängnisse Europas besucht und reiche Erfahrungen gesammelt hat, B. Appert, sagt in seinem Buche: „Die Geheimnisse des Verbrechens, des Verbrecher- und Gefängnislebens": „Ich habe Prostituierte und Verbrecher gekannt, welche durch unsittliche Bücher und Theaterstücke auf einen schlechten Weg geführt worden waren. Mehrere derselben haben mich versichert, daß sie sich in ihrer Jugend zuweilen die nötige Nahrung entzogen, um nur die ihnen zusagenden Theaterstücke sehen oder unzüchtige Bücher und Bilder kaufen zu können."

Die Gefahren, welchen unser Volk entgegengeht, wenn von ihm nicht die Schand- und Schmutzlektüre und die in ihrem Gefolge auftretenden Sudeleien einer gewissen Kunst ferngehalten werden, schildert eingehend der Oberlandesgerichtsrat Hermann Roeren, Mitglied des Deutschen Reichstages und des Preußischen Abgeordnetenhauses, in seiner Schrift „Die öffentliche Unsittlichkeit und ihre Bekämpfung".*) Der Zweck dieser Schrift besteht darin, zu einer regeren Beteiligung an der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit durch Gründung von Vereinen auch auf katholischer Seite aufzufordern. Wir wünschen aufrichtig, daß dieser Zweck zum Heile unseres Volkes und besonders unserer Jugend vollkommen erreicht werden möge.

---

*) Köln a. Rh. Verlag von J. P. Bachem. Preis 25 Pfg.

Der stumme Poet.

Ich steh' am Ufer, die Wogen gehn,
Die Möwen netzen die strahlenden Flügel.
Weiße flüchtige Wolken wehn
Über die Felsen und über die Hügel.
Die Mauerschwalben zwitschern im Flug
Und schießen zum Neste im hohen Gewände.
Das Volk der wandernden Kibitze lockt
Und watet im Sand an der schüssigen Lände.
Schwankende Weiden flüstern im Wind,
Tief im Schilf geht ein heimliches Raunen,
Wo die wilde Ente ihr Kind
Zärtlich birgt in den schützenden Daunen.
Schweigsam wandert der Strom seinen Weg,
Und in seinem tiefen Gemüte
Spiegelt er Dörflein und Erlen und Steg,
Kirche und Kreuz mit geruhiger Güte.
Und er taucht in sein leuchtendes Blau,
In seine goldenen Tinten und Farben
Frühlingswälder und herbstliche Au,
Stoppelfelder und fruchtschwere Garben.
Spiegelt das Leben und spiegelt den Tod,
Marterl und Friedhof und flatternde Fahne.
Spiegelt das Mägdlein mit Wangen so rot,
Spiegelt den Fergen, den greisen, im Kahne.
Spiegelt die Tannen, die einsam und kühn
Hoch an den Graten ins Himmelblau schießen,
Oder die freundlichen Bäume, die blühn,
Hoffnung der Menschen auf leuchtenden Wiesen.
Malt uns den Himmel und malt uns die Welt,
Zuckende Blitze und glühende Sonne.
Spiegelt den Mond, der am nächtigen Zelt
Lächelnd erzählt von der Liebenden Wonne.
Manches weiß er, der wandernde Strom.
Völkergeschicke auch hat er getragen,
Seiner Tiefe gewaltiger Dom
Hebt noch von Helden- und Königssagen.
Große Gestalten hat er gesehn:
Ernste Augen zur Ferne gerichtet,
Mancher mußte zum Tode gehn,
Der so stolz seine Anker gelichtet.

* * *

Einsam wandert der Strom und verträumt,
Liebt nicht der Bäche plätschernd Gerede
Und nicht den Staubfall, der glitzernd verschäumt.
Er ist ein großer, ein stummer Poete.

M. Herbert.



Die internationale Kunst- und große Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf.

Von
Rektor Ad. Joseph Cüppers-Ratingen.

I. Die Gartenbauausstellung.

Die Industrie- und Gewerbeausstellung des Jahres 1902 in Düsseldorf hatte der Künstlerschaft der Stadt einen lang gehegten Wunsch erfüllt: die Opferwilligkeit der rheinisch-westfälischen Großindustriellen beschenkte sie mit einem Kunstpalast für Ausstellungszwecke. Der prächtige Monumentalbau nahm schon damals eine Ausstellung von Werken der modernen bildenden Kunst neben einer kunsthistorischen in seine weiten Hallen auf und wurde zu einem hervorragenden Anziehungspunkt für die Besucher. Der außerordentliche Erfolg mußte den Gedanken nahelegen, das Ziel weiter zu stecken und eine internationale Kunstausstellung zu wagen, die den Wettbewerb der europäischen Staaten auf dem bedeutsamen Gebiete der Malerei und Plastik in ihren hervorragenden Vertretern veranschaulichen sollte. Es hatten sich denn auch kaum die Tore der glänzenden Ausstellung von 1902 geschlossen, als dieser Gedanke schon greifbare Gestalt annahm. Während der Vorbereitungsarbeiten wurde aus dem Bestreben, für die neue Ausstellung das Interesse weiter Kreise zu erregen, der Plan gefaßt, mit der Kunst- gleichzeitig eine Gartenbau-Ausstellung zu verbinden, Natur und Kunst in ihren Schöpfungen und Wechselbeziehungen vor Augen zu führen. War der Gedanke an sich schon glücklich, so kam hinzu, daß gerade die Kunst- und Gartenstadt Düsseldorf alle Vorbedingungen für das Gelingen eines solchen Planes aufwies, und was wir heute vor uns sehen, entspricht den Erwartungen voll und ganz.

Das Gelände, auf dem die Ausstellung sich entfaltet, schließt sich unmittelbar an den herrlichen Hofgarten an, Düsseldorfs Schmuck und Stolz, und erstreckt sich längs des Rheinstromes im Norden der Stadt. Die kühn geschwungene Brücke, welche hier die beiden Ufer verbindet, gibt einen architektonisch höchst wirksamen Abschluß nach der Südseite und bildet gleichsam ein imposantes Tor zu der Ausstellung selbst. Es waren natürlich umfangreiche Vorarbeiten nötig für die Aufnahme so vieler Pflanzen, und sie mußten infolge der zahlreichen Anmeldungen noch weiter ausgedehnt werden, als anfangs beabsichtigt war. Aber sie wurden alle rechtzeitig bewältigt; am 1. Mai war die Ausstellung fertig, und ihr hoher Protektor, der Kronprinz des Deutschen Reiches, konnte sie zur festgesetzten Stunde eröffnen.

Fertig ist bei einer Gartenbau-Ausstellung allerdings ein relativer Begriff. Es kann selbstverständlich niemand erwarten, daß im Mai schon Früchte an den Bäumen hängen oder Sommerblumen die Beete zieren; die Natur gibt hier das Programm an, abgesehen von den Bauten, in denen ausländische Gewächse oder Erzeugnisse der Treibhäuser dem Besucher entgegentreten.

Die Ausstellung in allen Einzelheiten zu beschreiben, erachte ich nicht als meine Aufgabe hier, ich begnüge mich, sie in ihren Hauptzügen vorzuführen.

Unter den für die Ausstellung von Pflanzen bestimmten Bauten nimmt die Hauptblumenhalle die erste Stelle ein. Es ist ein hoher, luftiger Bau von 143 m Länge und 24 m Breite, dessen Stirnwände mit zwei nach Art der Panoramabilder — natürlicher Vordergrund mit anschließendem perspektivischen Bilde — ausgeführten Gemälden geschmückt sind. Das südliche zeigt eine italienische Landschaft an der Riviera, an welche sich eine Ausstellung von Gewächsen anschließt, die dem sonnigen Himmel Italiens und der Tropen angehören. Riesige Palmenwedel wölben sich hier über Zitronenbäumchen, Agaven, Kakteen und anderen fremdartigen Pflanzen. Die gegenüberliegende Wand zeigt eine höchst malerisch wirkende deutsche Waldlandschaft, die zwar seltsam kontrastiert mit dem Süden, aber mit ihrem stimmungsvollen Zauber den Beschauer mächtig ergreift. Hier duftet an den Wänden prächtiger Flieder mit seinen violetten und weißen Blütentrauben, eine Riesenkrone von Maiglöckchen haucht aus vielen tausend Blumenkelchen einen fast betäubenden Duft aus, und dazwischen strahlen und glühen farbenprächtige Azaleen und Rhododendron in langgestreckten Beeten, eins immer schöner als das andere. Von einem felsartigen Aufbau in der Mitte der Halle genießt man einen entzückenden Ausblick über den ganzen herrlichen Flor, bei dem man nur bedauert, daß er so vergänglich ist.

Wohlgemerkt, hier wie in den anderen Hallen, bietet sich das gleiche Bild immer nur für eine kurze Spanne Zeit, da die Blumen stets gewechselt werden. Uebrigens erwies sich die Halle für die zahlreichen Anmeldungen von vornherein als zu klein, so daß noch ein weiterer Raum von 4000 qm überdacht werden mußte, der als Annexbau der großen Blumenhalle wieder eine Fülle der schönsten und farbenprächtigsten Gewächse birgt, unter denen besonders eine Sammlung herrlicher Amaryllis den Blick fesselt.

Auf die übrigen verschiedenen Sonderausstellungen, die praktischen und geschmackvollen Treibhäuser, unter denen namentlich ein Nebenhaus Beachtung verdient, können wir nicht näher eingehen, wollen aber nicht verfehlen, auf die gleich neben der Haupthalle angebrachte Ausstellung des Vereins der deutschen Gartenkünstler und der deutschen Städte mit mehr als 50,000 Einwohnern hinzuweisen. In dieser letzteren zeigen die Städte in Bildern, Plänen und Modellen ihre gärtnerischen Anlagen und geben eine sehr lehrreiche Uebersicht über ihre Bestrebungen in dieser Hinsicht.

Ein großer, von der letzten Ausstellung noch erhaltener Pavillon in der Nähe des Haupteingangs dient Sonderausstellungen. Hier war in den ersten Tagen des Mai eine Sammlung von Orchideen zu sehen, an denen die hervorragendsten Züchter dieser seltsamen Pflanzen mit ihren farbenreichen, bizarren Blüten beteiligt waren. Sie repräsentierte einen Wert von vielen hunderttausend Mark, natürlich Liebhaberwert. Nur vier Tage dauerte diese Ausstellung, dann folgte eine solche von deutschen, holländischen, französischen und italienischen Schnittblumen, die wiederum anderen Zweigen der Gartenkunst Platz machte, wie dann das Programm hier fast wöchentlich wechselt.

In der Nähe dieses Pavillons befinden sich mehrere Warmhäuser für Wasserpflanzen, in denen im Laufe des Sommers neben anderen Nymphäen auch Lotosblumen sich entfalten werden, und die Königin der Wasserrosen, die Victoria regia, ihre Riesenblüten erschließen wird.

Die Anlagen im Freien bieten ein ebenso wechselvolles wie künstlerisch anmutiges Bild, namentlich diejenigen, welche sich vor dem Kunstpalast und zu beiten Seiten der Hauptallee hinziehen. Zurzeit sind die Beete zwischen den leuchtend grünen Rasenplätzen mit den verschiedensten Frühlingsblumen bepflanzt, die nach ihrem Abblühen durch andere, der Jahreszeit entsprechende Blumen ersetzt werden. Besonderes Interesse werden namentlich auch die an der Westseite, dem Rheinufer entlang geschaffenen Anlagen, im Laufe der Zeit erwecken.

Hier stoßen wir auf eine Kollektivausstellung deutscher Rosenzüchter, die einen Flächenraum von etwa 12,000 qm bedeckt. Gegen 50,000 Stöcke der schönsten und vornehmsten Rosen werden hier in wenigen Wochen ihre Kelche entfalten und einen Anblick gewähren, wie er sich kaum reizender denken läßt. Am nördlichen Ende finden wir eine Anzahl sogenannter Schreber-Gärten, jene kleinen, zierlichen, nach dem Leipziger Arzt Dr. Schreber benannnten Gärtchen, die den Zweck haben, bei den Arbeiterfamilien Sinn für den Gartenbau zu wecken, ihnen gesundheitfördernde, leichte Arbeit im Freien und die Aufzucht der im Haushalte verwendeten einzelnen Kräuter und Gemüse zu ermöglichen.

In langem Zuge folgen sich hier, von der Rosenausstellung durchbrochen, verschiedene Obst- und Gartenanlagen, eine vorzügliche Kollektivausstellung der Gärtner Düsseldorfs, ein Alpengarten mit charakteristischer Flora und zuletzt in einem lauschigen Winkel ein zierliches japanisches Gärtchen mit einem strohgedeckten Teehaus.

Während in frühern Jahrhunderten der Gartenstil von der herrschenden Architektur mehr oder weniger beeinflußt wurde, ist dieser Einfluß seit dem Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr zurückgetreten. Die Ausstellung zeigt an zwei Stellen einen neuen Versuch, den Garten wieder in eine engere Verbindung mit dem Hause zu bringen und ihn architektonisch zu gestalten. Der Schöpfer der einen Anlage ist der Gartenarchitekt Reinhard in Düsseldorf. Sie liegt vor der Hauptblumenhalle und stellt sich als ellipsenförmiger, in antikem Stile gehaltener Ziergarten dar. Von einer Terrasse, die mit den Hermen der vier bedeutendsten deutschen Gartenkünstler geschmückt ist, betritt man den Garten, dessen beide Seitenwege zu einer granitenen Pfeilerhalle führen, die sich auf felsigem Unterbau erhebt. Unter dem offenen Sparrendach steht in ruhiger Haltung eine Statue „Die Wasserträgerin", zu deren Füßen eine plätschernde Quelle zu einem kleinen Teiche hinabeilt.

Die andere Anlage ist von Professor Behrens-Düsseldorf, dem Direktor der Kunstgewerbeschule. Sie schließt sich an das alkoholfreie Restaurant „Jungbrunnen" in streng architektonischer Weise an und bildet gleichsam einen Teil des Hauses, eine Fortsetzung desselben in den Garten hinein. Laubgänge ziehen sich vorn am Wege vorbei, und Architektur und Plastik haben sich mit der Natur vereint, einen künstlerisch höchst vornehm wirkenden, stilgerechten Garten zu schaffen. Der Gedanke, der dieser eigenartigen, reizenden Schöpfung zugrunde liegt, verdient jedenfalls besondere Beachtung und wird ohne Zweifel Anregung zu einer fruchtbaren Ausgestaltung einer an sich berechtigten Idee geben. Vor einer

Verkümmerung und Verzerrung der Natur, wie sie die Zopfzeit übte, wird die freiere Kunstrichtung der Neuzeit von selbst bewahren.

Natürlich ist auch die wissenschaftliche Seite des Gartenbaues in der Ausstellung vertreten, und zwar in ganz ausgezeichneter Weise. Diese Abteilung ist in den Erdgeschossen der den Besuchern der letzten Ausstellung wohlbekannten Betonbauten mit ihren hübschen Wasserkünsten untergebracht. Der Löwenanteil fällt hier der Königlichen Lehranstalt für Obst-, Wein und Gartenbau in Geisenheim zu, die eine systematische Ausstellung aller die Pflanzenkultur betreffenden Zweige der Wissenschaft in Bildern, Präparaten, Modellen usw. vorführt. Gegen 80 Aussteller zeigen in diesen Räumen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete des Pflanzenlebens und bieten eine Fülle anregender und belehrender Einzelheiten für Theorie und Praxis.

Endlich zeigt die Ausstellung auch noch ein Diorama, ein prächtiges, in antikem Stile gehaltenes Gebäude, in welchem die charakteristischen Gartenstilarten in ihrer geschichtlichen Entwicklung gezeigt werden. Es sind reizende, künstlerisch vollendete Schöpfungen Düsseldorfer Maler, die hier dem Beschauer entgegentreten und ihm ein Bild der Gartenanlagen bei den einzelnen Kulturvölkern der alten und der neueren Zeit geben. Sie gliedern sich in zwei Hauptabteilungen, die durch ein Aquarium unterbrochen werden. Wunderbare Tiefseeforschungen von verschiedenen Meeresküsten überraschen uns hier, Produkte übermütiger Künstlerlaune und feinen Witzes, die höchst ergötzlich wirken.

In dem Lichthof des Dioramas ist eine Kolossalstatue der Göttin Demeter aufgestellt, der mütterlichen Spenderin alles Erdensegens, der ein nach antiken Vasenbildern komponierter Festzug an den Wänden des Umganges seine Huldigung darbringt.

Die in der Gegenwart immer mehr hervortretende Neigung, die Ausstellungen zu individualisieren, sie auf bestimmte Gebiete zu beschränken, entspringt der Erkenntnis, daß sie ihren eigentlichen Zwecke nur so vollkommen entsprechen und praktische Erfolge zeitigen, und so wird auch die große Düsseldorfer Gartenbauausstellung ihre Wirkung nicht verfehlen und einen wichtigen Markstein in der Pflege und Förderung der Gartenkunst bilden.

Des Krumpen-Steffels Treffer.

Eine Geschichte aus dem Walde.

Von

Anton Schott.

Aus der niedrigen Türe des kleinen Dorfkirchleins wallen die Kirchgänger in buntem Durcheinander, und auf dem freien Raume davor sammeln sie sich zu kleinen Gruppen zum freundnachbarlichen Pläuschchen, zum gemeinsamen Heimgange oder zum Wege ins Wirtshaus. Der Nachmittagssegen ist zu Ende, und wer von den Männerleuten nicht gerade ein dringendes Geschäft daheim hat, der gönnt sich eine Halbe oder zwei, damit er den Nachmittag auf angenehme Weise hinter sich bringt. Der Sonntag soll geheiligt werden, und wenn der Mensch die Arbeit gewohnt ist, weiß er manchmal wirklich nicht, was er die paar Stunden über anfangen soll. Mancher zwar kommt auch da mit sich allein umher oder mit seiner Familie aus, streicht ein bissel in seinen Gründen umher und schaut, was der Herr ihm als Lohn für seine Arbeit beschert, was er noch bescheren will oder bescheren könnte, und sinnt in dieser Richtung dahin; mancher schlendert im Walde umher, horcht dem Singen der Vögel und dem Rauschen des Bergbaches und wirft von Zeit zu Zeit einen Blick in die sonnige Ferne, die so lockend hereinschaut in das Düster des Waldes, und — mancher wird halt des Sonntags nie Herr, außer wenn er ihn am Wirtshaustische versitzen und verplaudern kann. Jeder ist eben anders geartet.

„Vergönnst du dir nicht auch eine Maß?" fragt der Sebald einen vierschrotigen, flachsbärtigen Kunden, der sich verziehen und fallein an den Heimweg machen will.

„Mm!" macht es der und schupft die Schultern. „Der Durst ist nicht gar groß, und wenn ich gerad gefärbtes Wasser trinken will, schab ich mir daheim ein bissel Rötel ins Wasser."

„Da könntest einmal schön anrumpeln", witzelt ein anderer. „Weißt, was sel wär? Nicht? Lebensmittelverfälschung."

„Meinetwegen noch mehr", brummt der Vierschrötige, der Steffel oder der Krumpensteffel, wie sein rechter Name ist.

„Geh mit auf eine Halbe!" nötigt der Wolf, der sein Arbeitskamerad ist im Walde oben, und so geht er denn mit.

Man setzt sich im Wirtshause an einen eigenen Tisch zusammen, redet von dem und jenem, von der Arbeit und von Geschäften, von Neuigkeiten im Walde und von Ereignissen in der Welt draußen, die manchmal bis in die Kirchdörfer des Waldes hereinklingen und hereinhallen, mutmaßt so und so, und selten haben zwei die gleiche Ansicht.

Da kommt mittendrin ein Mann daher, der aus dem Städtchen des Unterlandes herauf ist und der zu Zeiten einmal die Leute im Walde heimsucht, um allerlei Käufe zu vermitteln. Er weiß, wo man die besten Sensen bekommt und die tauglichsten Wetzsteine, er nötigt den Bauern Häcksel- und Dreschmaschinen auf und den Bäuerinnen Nähmaschinen und schreibt um solche, er weiß in den und jenen Angelegenheiten Rat und geht von dem Grundsatze aus, daß ein guter Rat seinen Batzen wert ist, kurz: der Mann ist ein Mensch für alles.

In der vornehmtuenden Weise der Kleinstädter setzt er sich an den Tisch, nippt ein weniges von dem Biere, das ihm der Wirt vorstellt und zündet sich dann eine lange Virginierzigarre an. Wer nichts aus sich zu machen versteht, derselbe gilt nichts.

„Heut bring ich einmal, was zumeist allerorten fehlt", lächelt er nach einem Weilchen.

„Was kunnt das sein?" sinnt der alte Oedkaspar. „Was hübsch allerorten fehlt? Du, sel wirst wohl kaum haben. Wenn sich da einer hervortäte, derselb brächte seine Ware reißenderweise los."

„Was meint Ihr, Oedbauer?" lächelt der Mensch für alles in recht überlegener Art.

„Was kunnt einer sonst meinen als wie das sakrische Geld?"

„Das bring ich", sagt der Städter gewichtig und zieht einen dickgefüllten Briefumschlag aus der Tasche. „Aber nicht, daß die Herren etwa meinen, ich hätt' gleich das blitzblanke Geld mit!" setzt er nachher hinzu. „Lose hab ich."

„Ja so!" macht es der Sebald enttäuscht.

„Nun, was gibt's da zu zweifeln?" redet der Stadtherr entgegen. „Fehl ich weit, wenn ich eine Fuhr Korn hab und ich sag, ich bringe Mehl?"

„Ein bissel schon."

„So? Jeder Müller kann daraus Mehl machen, und so ist's auch da mit den Losen und dem Geld."

„Recht hat halt allemal wieder er", lacht der Sieghart vom Aufilz. „Was kostet denn so ein Trumm Hoffnung?"

„Eine Bagatelle: einen halben Gulden, einen halben bloß." Und er breitet die bunt bedruckten Zettel vor sich aus. Geld, lauter Geld! Ein unsinniges Vermögen kann so ein Zettel wert sein, so er der rechte ist, und so ihn das Glück mit einem Finger betupft. Fünfundzwanzigtausend Gulden beträgt der Haupttreffer. Ob jeder gewinnt? Gerade jeder nicht, aber so ziemlich die meisten und — einen halben Gulden ist die Hoffnung wert.

Der langt nach einem Zettel, der auch, und ein dritter läßt sich ihn erst nochmals loben, ehe er mit dem halben Gulden herausrückt, und zum Schlusse langt auch der Steffel nach einem: Mitgefangen, mitgehangen. Sieht eh schon aus wie das ledige Geld.

Dann macht er sich heimlich fort und auf den Heimweg, und im Walde oben besieht er sich den bunten Zettel so recht nach Herzenslust. Was kann er wert sein? Fünfundzwanzigtausend Gulden, ein bissel weniger und am Ende — nichts auch. Kommt halt eben aufs Glück an. Aber das wär so ein — Fang, wenn er den Haupttreffer gewänne! Fünfundzwanzig Tausender! Was könnt sich darum einer alles kaufen? Einen Bauernhof, einen Maierhof, ein Herrschaftsgut, ein Fürstentum? Was könnten für Zeiten kommen für ihn und für seine Mutter? Und für die verheirateten Geschwister könnte am Ende auch noch ein Batzen weggezwackt werden. Um sel wär es auch nicht.

Er steckt das Papier wieder ein und schlendert durch den frischgrünen Wald dahin; er hört den Waldbach brausen und die Vögel singen, er hört sogar ein Schwarzblattl hart neben dem Wege pfeifen und schwegeln, aber seine Gedanken lassen nimmer von dem Trumm Hoffnung, das er sich da gekauft und das sein ganzes Leben wenden und umkehren könnte. Vielleicht könnt er dann auch einmal heiraten. Dann nähm er sich aber schon eine recht feine, zarte Stadtfrau — weil sich's doch gleich bliebe... Einmal hat er anders gedacht, aber die Zeit ist vorüber und das Leut verheiratet; er ist Hagestolz geblieben, weil er seine Mutter nicht an die zweite Stelle setzen gemocht, und er ist nicht der erste, der solches Opfer gebracht und vielleicht auch nicht der letzte noch, aber... wenn das Glück sein Los mit dem Finger betupft, dann könnte es doch anders werden.

Vergnüglich lächelnd zeigt er das Los seiner alten Mutter, als er heimkommt, und was der Agent alles erzählt, das sagt er ihr auch. So und so viel kunnt das Blattl Papier einbringen,



wenn das Glück es wollte, und ganz eine andere Zeit und ganz ein ander Leben vermöchte es herbeizuwenden.

Die Alte schaut eine Weile an dem Papier und vermeint anfänglich sogar schon, es gelte schon heute die vielen Tausender. Erst nach und nach sieht sie ein, daß dem nicht so, aber die Hoffnung beginnt doch in ihrem Herzen zu wachsen und zu wuchern wie die Seidenwinde im Kleefelde, und sie baut Luftschloß um Luftschloß für den Buben.

Der träumt die folgende Nacht von sonst nichts als von berggroßen Haufen Geldes und als er den nächsten Tag mit Säge und Hacke in den Wald und in sein Tagewerk stapft, schaut er links und rechts und sinnt, wie es wohl sein werde, wenn er selbst einmal so einen Wald besitzen werde, einen großen, großen Wald und Wiesen und Felder und vielleicht gar ein Schlößlein dazu. Dann geht er aber nimmer mit Hacke und Säge, dann hängt er ein Schießgewehr über den Rücken und spielt einen großen Herrn. Kunnt frei angenehmer sein. Und er denkt sich gewaltsam in diese Lage und je schöner ihm das Bild der Zukunft vorkommt, desto mehr schwindet die Freude an der harten, schweren Holzarbeit, der er bislang nachgegangen.

Der Wolf wartet seiner schon im Holzschlage oben, und sie gehen an die Arbeit, aber bald merkt er, daß der Genosse heute nicht so frisch und flink ist bei der Arbeit als all die Zeit her, und daß er oftmals so sonderbar vor sich hinloset und sich gehabt, als wär' er nicht vollständig ausgeschlafen. Der Kund' verträgt halt kein Bier, und ein ander Mal wird er, der Wolf, es sich überlegen, ehe er ihn wieder ins Wirtshaus nötigt.

Aber er ist den zweiten Tag auch noch nicht anders, und den dritten und vierten auch nicht, und fast scheint es, als verschlimmerte sich dieser Zustand.

„Was hast denn auf einmal?“ fragt er da, kriegt aber keine richtige Antwort. Zum ersten kennt der Steffel selbst nicht, was ihn gerade beim Kragen hat, und was er sinnt und denkt, das braucht nicht einmal der Arbeitsgenosse zu wissen. Er wird's schon einmal erfahren, wenn Zeit ist dazu.

Woche um Woche verstreicht auf diese Weise und eines Sonntags kommt der Stadtherr wieder einmal ins Walddorf und hat die Ziehungsliste mit . . . Wer hat gewonnen? Jedem pocht und pumpert das Herz bei der Frage und bis zu der Zeit, da eine Antwort und ein Bescheid erfolgt.

Ein einziger Treffer wär' auf all die Lose gefallen, die er selmal gebracht, und jeder denkt bei der Rede nur an sich selbst und an sein Los, aber den Treffer hätt' der — Bergschuster gemacht.

Du Malefizgespiel über einander! Z'wegen was gerade der? Dem Steffel kommt es vor, als senkte sich die Erde unter seinen Füßen und . . . . Ah was! Er bleibt ja stehen auf dem Erdboden, aber das ganze Sinnen, Hoffen und Träumen versinkt unter und neben ihm, und das bissel Sonnenschein, das bisher seine Wege beschienen, verflimmert mit einem Male.

Ohne ein Wort zu verlieren, kehrt er sich ab und geht greinend und grollend heim. Wem nichts gehört, derselb' kriegt nichts, und wer zur Joppe geboren, den langt der Stoff nie zu einem Schößelrocke. Warum aber sel? Warum arbeitet der Mensch und schindet und plagt sich, wenn ihm schon von Geburt aus aufgesetzt, daß er es zu nichts bringen soll?

Er kommt ins Sinnen und Grübeln hinein und wird ein Brummbär und Nörgler, wie einer im Buche steht.

Und das dauert so bis gen Weihnachten.

Da kommt er einmal mit freudlachendem Gesichte in den Wald hinauf, haut und hackt an dem gefrorenen Holze, daß nur die Späne so herumschwirren, und einmal singt er sich ganz und gar ein übermütiges Gesangel.

„Ja, was ist denn das?“ wundert der Wolf. „Was soll denn das bedeuten?“

„Ich hab trotzdem meinen Treffer gemacht“, lacht der Steffel.

„Du? Fängst leicht gar . . . zu spinnen an?“

„Ausgesponnen“, beruhigt der Steffel. „Schau! Der Bergschuster hat gezogen und ich nicht; mir scheint, so um fünfhundert Gulden herum soll er gewonnen haben. Und heut hab ich mehr davon als er. Das Geld hat er verplempert, hat sich das Wirtshaussitzen und Kartenspielen angewöhnt und hat die Freud an der Arbeit verloren, wie die Leut allgemein reden. Ich bin wieder der alte Steffel und kenn erst jetzt, daß sel Geld am längsten ist, das sich einer verdient; das Gewonnene ist zu kurz und rutscht zu leicht aus der Hand . . . Ist's nicht so?“

Und er haut wieder, daß es weitmächtig hinausschallt in den winterstillen, schnee- und eisstarrenden Wald, und dazwischen trällert er ein lustig Liedel vor sich hin.

Die Pfalz-Weinprobe im Bayerischen Landtage

nahm den besten Verlauf. Der Erfolg zeigt sich negativ in dem nachträglichen Wohlbefinden der freundlichen Gäste unserer fröhlichen Pfalz, wie auch positiv in dem Anklange, welchen die köstlichen Gaben sowohl mit Glas wie Gunst gefunden haben. Besonders bei den Winzergenossenschaften sind große Bestellungen gemacht worden, und z. B. die dem Raiffeisenverein angeschlossenen Verbände mit Kellerei in Ludwigshafen a. Rh. (Gleiszellen-Horbacher, Hambacher, St. Martiner, Niederkircher, Deidesheimer Winzerverein) haben ihren ganzen Vorrat aufgeräumt. Wer übrigens „zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen“, obgleich auf die besonderen Namen für den Weinliebhaber es gerade ankommt. „Deidesheimer“, „Forster“ u. dgl., wie es gewöhnlich auf den Weinkarten heißt, ist noch keine genügende Visitenkarte; der Eigenname muß darauf stehen, Geburtsjahr und Geburtsort, d. h. die „Gewann“, die Lage des Wingerts, und da gibt es zahllose, oft seltsame Namen, die alle eine dem gewöhnlichen Trinker verborgene, dem Kenner und Liebhaber eine sich wohltuend offenbarende Güte enthalten, vom einfachsten Tischwein zu 40 Pf. der Liter bis zu dem 1875er Forster „Freundstück“-Ausbruch zu 40 Mk. die Flasche, welcher von der Weinhandlung Gebrüder Eckel in Deidesheim gespendet war. Natürlich konnten die Proben alten Edelweines nur maßvoll vertreten sein; um so reichlicher dagegen floß die Quelle des 1900er, der lieblichsten Gabe, die „unser Herrgott hat wachsen lassen“, und fand solchen Zuspruch, daß bis gegen 4 Uhr der ganze Vorrat erschöpft war. Dr. Deinhard und Dr. Siben von Deidesheim, welche unter diesen Weinen als Ganymede walteten, und nicht bloß eigenes Gewächs (Deinhard z. B. 1883er Rennpfad, 1900er Leinhöhle, 1900er Forster Langenböhl von 7—12 Mk., Siben 1897er Ruppertsberger Goldschmid und 1893er Deidesheimer Grain von 7—12 Mk.), sondern auch Buhlschen 1893er Deidesheimer Kieselberger zu 12,000 Mk. für 1000 Liter, Forster 1900er Ungeheuer zu 10,000 Mk. und Jordanschen Forster 1900er Kirchenstück zu 15,000 sowie 1893er Deidesheimer Kieselberger zu 17,000 Mk. u. dgl. mit freigebiger Hand ausschenkten, waren beständig vom dichtesten Gedränge umgeben. Erst nachdem diese Borne, die nur den oberen 10,000 zu sprudeln pflegen, versiegt waren, zog man sich mehr zu den Quellen zurück, welche gewöhnlichen Menschen auch fließen können, wenn sie es verstehen, dieselben aufzusuchen. Und die Gäste der Pfalz, darunter die sämtlichen Herren Staatsminister mit Ausnahme des Herrn Kriegsministers, verstanden es wohl. Wenn auch, statt den Feinsten zuletzt zu kosten, wie es nach dem Vorbilde der Hochzeit von Kana unter uns Pfälzer Weinkennern zu geschehen pflegt, dem Feinsten begreiflich zuerst gehuldigt wurde, so fanden doch auch die einfacheren Weine (1902 u. 3) ihre lebhafte Anerkennung, so daß von den etwa 1500 Flaschen wenig mehr übrig blieb. Nicht bloß das untere Gebirge von Neustadt bis Dürkheim, die sogenannte Hardt, das Paradies unserer Edelweine, sondern sämtliche weinbauende Gegenden der Pfalz, das obere und mittlere Gebirge, die Nordpfalz, das Zeller-, Alsenz- und Glantal waren reichlich vertreten; nur den „Narrenberger“, die kräftige Gabe des rheinischen Hochufers bei Speyer, haben wir ungerne vermißt; zwölf Winzergenossenschaften und 86 Weinproduzenten und Weinhandlungen hatten von ihren Erzeugnissen und Vorräten vom einfachsten und wohlfeilsten bis zum edelsten und teuersten zu kosten gegeben. In dem Restaurationssaale des Abgeordnetenhauses und den anstoßenden Räumlichkeiten der sozialdemokratischen Fraktion und der „Freien Vereinigung“ waren lange Tische aufgestellt, und auf diesen reihten sich nach den auf den Tischplatten aufgeschriebenen Zahlen gemäß den Nummern des Verzeichnisses, das jedem Gaste eingehändigt war, die Weinflaschen in dem Schmuck ihrer Etiketten und ihres buntfarbigen Verschlusses. Auf dem Tische des Sprechzimmers dazwischen boten breite Platten mit belegten Brötchen die geeignete Grundlage dar, Anschläge an Türen und Wänden suchten die Düfte der „Blumen“ vor dem feindlichen Qualm des barbarischen Tabaks leider nicht ganz erfolgreich zu schützen, zahllose kristallhelle Weingläser, auf Seitentischen geordnet, luden zur Füllung ihrer Leere mit goldblinkendem Inhalt, und dazwischen bewegten sich die Gäste suchend einschenkend, nippend, trinkend, duftschlürfend, glanzbeschauend, anstoßend, bewundernd, daß so etwas auf Erden wächst.

Beim Wein, dem gold'nen, hellen,
Entschwand die Racheglut,
Es zogen die Gesellen
Von dannen mit frohem Mut.

Und neue Gäste ersetzten die Reihen der befriedigt hinweggegangenen ersten. Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig, der, von München abwesend, der Einladung nicht folgen konnte, ließ durch seinen Adjutanten die zur Weinprobe erschienenen Pfälzer „freundlichst grüßen“ und erinnerte sich „mit größtem Vergnügen an die in der Pfalz verbrachten Tage“. Mögen die Teilnehmer an der Pfalz-Weinprobe eine ähnliche Erinnerung an die beim Pfälzer Wein verbrachten Stunden bewahren. Wenn auch nicht in allen Teilen Bayerns ein solcher Wein wächst, wie an den Bergen der Pfalz

Doch Tal und Höhen deckt ein Schild,
Ein Königshaus so stark und mild,
Dem sich des Volkes Treu verband,
Mein Bayerland, mein Heimatland.

Dr. Zimmern, Landtagsabgeordneter.



Neue literarische Erscheinungen.

Von

Dr. Anton Lohr.

„Oberflächenkultur“ wirft F. Lienhard in seinem gleichbetitelten neuesten Büchlein dem „Kunstwart“ vor. (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 1 Mk.) In gewissem Sinne hat ja Lienhard damit Recht. Der „Kunstwart“ steht auf dem Boden der bürgerlichen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Seine Lieblinge sind Hebbel, Keller, Storm, Gotthelf, Ludwig, Mörike, die der „Kunstwart“ nicht müde wird, stets von neuem zu empfehlen. Von ihnen hat er auch seine Aesthetik: bei der Beurteilung eines Dichtwerkes wird aufs richtige Schauen das Hauptgewicht gelegt, aufs richtige „Schauen“ der Linien, Farben und Dinge, wie es den obengenannten „gemäßigten“ Realisten in hohem Maße eigen war. Das nennt nun Lienhard „subalterne Aesthetik“, an der der „Kunstwart“ haften bleibe, so daß er unter den Schaffenden die nicht begreife, die „fliegen“. Dagegen stellt nun Lienhard sein Ideal der Persönlichkeitskultur auf. Er will „zentrale Aesthetik“. Nicht auf die Linienführung kommts bei ihm an, sondern auf die Persönlichkeit, auf die „Kraft des Geistes“. Der „formalen“ Aesthetik, die rein „verstandesgemäß“, „von außen“, an die Dinge herantritt, wird der Krieg erklärt. Nun, ich muß gestehen: ich gehöre nicht zu den Bewunderern des „Kunstwart“. Er ist mir zu schulmeisterlich. Aber seine „subalterne Aesthetik“ ist mir doch noch lieber als die „zentrale“ höchste Aesthetik Lienhards. Denn praktisch ist mit der formalen Aesthetik, so „subaltern“ sie auch sein mag, viel mehr anzufangen als mit der „zentralen“. Die Letztere öffnet dem schrankenlosesten Subjektivismus in der Kritik Tür und Tor und läßt der persönlichen Willkür den weitesten Spielraum, während die Erstere objektive kritische Maßstäbe liefert. Avenarius stellt mit Recht an Lienhard die Frage: „Wie anders können wir überhaupt irgend eine höchste Persönlichkeitskultur großer Menschen aufnehmen, wenn sie sich in der Form von Kunst äußert, als indem wir diese „Sprache des Unaussprechlichen“ verstehen lernen?“ Seitdem der „Kunstwart“ ihn abgeschüttelt hat, findet man Lienhard als tonangebenden Mitarbeiter bei einer neuen katholischen Revue, deren Herausgeber jetzt auch die „taktische“ Schwenkung zu Lienhards zentraler Aesthetik gemacht hat und Persönlichkeitskultur betreibt. Ich will nicht untersuchen, ob die formale oder zentrale Aesthetik einseitiger ist; jedenfalls ist soviel sicher, daß die praktischen Ergebnisse der Lienhardschen Aesthetik wenig vertrauenerweckend sind. Man denke nur an seinen Ibsenartikel in besagter Revue. Lienhard ist eben ein Schwärmer, der geistreich zu reden, aber nicht ebenso praktisch zu denken versteht. Ich verkenne jedoch den Wert seiner Aesthetik durchaus nicht; aber wirklich fruchtbar kann diese doch nur in Verbindung mit der formalen Aesthetik werden. Die formale Aesthetik ist der Grund und Boden, auf dem die „zentrale“ sich erst aufbauen kann; ohne dieses Fundament ist letztere wertlos. Die Synthese beider bildet dann das Gebäude einer soliden Aesthetik.

Ein wichtiges, gehaltreiches Werk schenkt uns Dr. Emil Löbl in seinem Buche: „Kultur und Presse“. (Leipzig, Duncker & Humblot. 5.60 Mk.) Das Zeitungswesen ist allmählich kathederreif geworden. Abgesehen von den meist mißlungenen „Journalisten-Hochschulen“ da und dort, findet man in den Vorlesungsverzeichnissen deutscher Universitäten auch schon Vorlesungen über Geschichte des Zeitungswesens usw. angekündigt. Die vorliegende Schrift ist ein Versuch, die Zeitungskunde vollends zu einer eigenberechtigten Disziplin zu entwickeln. Dr. Löbl unterzieht darin das moderne Zeitungswesen einer systematischen und kritischen Untersuchung und sucht seine Stellung im heutigen Kulturleben zu bestimmen. Dem Verfasser ist zwar der eine und andere Zeitungstyp entgangen, auch vermißt man die Betonung mancher wichtigen Einflüsse der Presse, aber im großen Ganzen wird eine fast lückenlose, knappe, systematische Darstellung des modernen Pressewesens geboten, die jedem, der sich für diese so eminent wichtige Kulturerscheinung, wie es die Presse ist, interessiert, die wertvollsten Aufschlüsse und Einblicke in dieses große Gebiet eröffnet. Dabei befleißigt sich der Verfasser einer anerkennenswerten Objektivität, wie sie dem Charakter eines wissenschaftlich ernst zu nehmenden Werkes entspricht. Für den Journalisten von Beruf sind wohl besonders interessant die Kapitel: „Stoff“ und „Die journalistische Praxis“. Daraus können auch alte Praktiker noch etwas lernen. Beachtung verdient auch das Kapitel: „Die Berufsjournalistik und ihre Stellung in der Gesellschaft.“ Eine Reihe der hier gegebenen Ausführungen sollte geradezu in einem Journalistenbrevier stehen, so z. B.: „Das Wort, ein guter Journalist müsse über alles schreiben können, ist ein gefährlicher Gemeinplatz; das Gegenteil ist wahr.“ Ich glaube, der guten Sache einen Dienst zu erweisen, wenn ich auch folgende Auslassung wiedergebe: „Leider gilt in deutschen Landen die Betätigung in der Tagespresse noch vielfach als unpassend für bestimmte Stände und Berufskreise; dem Arzte, dem Verwaltungsbeamten, dem Universitätslehrer, wird es nicht selten übel genommen, wenn er zu fachlichen Angelegenheiten in der Tagespresse das Wort ergreift, und die bloße Tatsache solcher Mitarbeit wird mitunter als Zeichen einer unernsten, unwissenschaftlichen Sinnesart aufgefaßt. Solche Ansichten sind in Deutschland und Oesterreich weiter verbreitet als in England oder Frankreich. In England erachten es Männer der Wissenschaft, hohe Beamte, Richter, technische Fachmänner geradezu als staatsbürgerliche Pflicht, gegebenenfalls in den „letters to the Editor“ zu öffentlichen Wohlfahrtsfragen das Wort zu ergreifen; in Frankreich hat fast jedes angesehene Journal mehrere Akademiker als ständige externe Mitarbeiter. Möchte man doch auch bei uns begreifen, daß, wer in einer ernsten Frage etwas Belangreiches zu sagen hat, auch die Pflicht hat, es zu tun. Hier sein Licht unter den Scheffel zu stellen, ist eine Versündigung an den öffentlichen Interessen. Die geistige Elite der Nation, aus deren Mitte die meisten Beschwerden über gewisse üble Seiten des Pressewesens vernommen werden, hat kein Recht zu diesen Beschwerden, so lange sie sich geflissentlich von der aktiven Mitwirkung an diesem eminenten Volksbildungs- und Erziehungsmittel fernehält.“ Sehr beachtenswert ist auch, was Löbl über die „ungebührliche Vorherrschaft der Reportage“ sagt. Interessant ist der Abschnitt über die Entlohnung des publizistischen Dienstes. Deutschland steht da gegen England und Frankreich weit zurück. In der Frage der Anonymität, der ein längeres Kapitel gewidmet ist, steht Löbl auf Seite des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau“. Er will die Namensnennung eingeführt wissen; nicht nur bei den Zeitschriften und Wochenblättern, auch bei den Tageszeitungen, und zwar für jene Teile des Blattes, „bei denen es auf selbständige Auffassung und Formgebung, mit einem Worte, auf individuelle literarische Leistung ankommt, also vor allem im räsonnierenden und reflektierenden Teile des Blattes; unter den tatsächlichen Mitteilungen sollten nur jene signiert werden, bei denen nach der Natur der Sache eine persönliche Verantwortung des Verfassers in Betracht kommen kann.“ Ganz unzweifelhaft würde das Niveau unserer Presse bedeutend gehoben, wenn die Namensnennung allgemein durchgeführt würde. Auch könnte sich dann ein Journalist, der tüchtig und schlagfertig ist, viel leichter durchsetzen und Einfluß gewinnen. So bleibt er dem Publikum mehr oder weniger verborgen. Die wichtigen Kapitel „Journalistische Ausbildung“, „Die Presse und das geistige Leben“ usw. müssen wir aus Raummangel übergehen und dem eigenen Studium der Leser überlassen.

Unter dem Titel „Die Grundlagen der deutschen Dichtung. Betrachtungen eines Katholiken über die Bedingungen einer gesunden Literaturentwicklung“ (Rud. Abt, München. Mk 2.—) schenkt uns Franz Clement, der Gründer des „Morgen“, ein Sammelbändchen literarischer Aufsätze. Wie schon der Untertitel andeutet, liegt hier keine systematische und kritische Untersuchung der Grundlagen der heutigen deutschen Dichtung vor. Was Clement gibt, sind aphoristische, ästhetisierende Ausführungen über das deutsche Drama, das Epos und die Lyrik. Dem Grundgedanken, der Schaffung und Förderung einer „nationalen und universalen Menschheits- und Höhenkunst“, kann man freudig zustimmen; im einzelnen freilich muß man öfters den Kopf schütteln. Auch befindet sich Clement noch zu sehr im Banne gewisser Namen: ich nenne davon nur Bartels, Lienhard und Avenarius. Im Kapitel „Die künstlerischen und literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken“ ist viel Zukunftsmusik und viel unüberlegte und ungerechte Kritisiererei. Wir leiden jetzt schon an einer Ueberproduktion von Zeitschriften; schon jetzt fehlt es den vorhandenen Organen vielfach an geeigneten Mitarbeitern und der wünschenswerten Zahl von Abonnenten. Was sollten wir denn erst mit der Menge neuer Zeitschriften beginnen, die Clement zu gründen empfiehlt? Die Verachtung katholischer Literaturgeschichten, die Clement zeigt, ist nicht ganz gerechtfertigt; wenn ich auch die Mängel von Brugiers Literaturgeschichte recht wohl erkenne, so möchte ich doch Clements Bezeichnung dieses Werkes als „Literaturgeschichte für katholische Kaffeedamen“ zurückweisen. Brugier und andere mußten fast die Leistungen katholischer Autoren übermäßig betonen, um dem geflissentlichen Totschweigen der anderen Seite Widerpart zu bieten. Jetzt ist das allerdings nicht mehr am Platz, und es ist zu hoffen, daß die zu erwartende Neuauflage von Brugiers Werk einem tüchtigen Fachmann zur Bearbeitung übertragen wird. Wie wenig objektiv selbst Leute wie Bartels, den Clement so überaus hochstellt, über katholische Literaten urteilen, beweist Bartels Urteil über die katholische Belletristik im heurigen Kunstwart-Ratgeber. Die von Clement angeregte literarische Monographiensammlung wäre nur von einer Organisation zu erhoffen; ein Verlag wird sich kaum finden lassen, da pekuniär nichts zu gewinnen ist. Der Plan zu einer Bücherei, den Clement am Schlusse seiner Schrift entwirft, ist im ganzen brauchbar; im einzelnen müßte er aber bedeutend abgeändert werden. Ich beschränke mich hier bloß auf einige „Meisterwerke der Erzählkunst“, die Clement für die Bücherei empfiehlt: Böhlau, Der Rangierbahnhof; Clara Viebig, Das Weiberdorf (!); Holzamer, Peter Nockler; Hegeler, Ingenieur Horstmann; L. v. François, Die letzte Reckenburgerin; Ricarda Huch, Erinnerungen an (!) Ludolf Ursleu usw. Da gäbe es schon noch bessere „Meisterwerke“ als diese. Sonderbar ist, daß die Werke französischer Autoren französisch aufgeführt sind, die englischen Werke aber in deutscher Uebersetzung, die manchmal recht eigenartig ist. Thackerays „Vanity Fair“ ist mit „Vanitätenmarkt“ wiedergegeben. Auch sind die englischen Romane gegenüber den französischen in der Zahl viel zu kurz gekommen. Doch schließen wir jetzt mit der Konstatierung, daß das Werkchen einen tüchtigen Kern enthält und dem Fernerstehenden mannigfache Anregung und Belehrung zu bieten vermag. Die vielen Druckfehler sind zwar keine angenehme Dreingabe.

Nochmals Hartmann und Perosi.

Wir erhalten nachfolgende Zuschrift:

Geehrte Redaktion!

Falls nicht schon von anderer Seite eine eingelaufen ist, ersuche ich um Aufnahme folgender Berichtigung zur kritischen Parallele Hermann Teiblers „P. Hartmann und Lorenzo Perosi“ in Nr. 2 der „Allgemeinen Rundschau“:

Die Kritik Hermann Teiblers enthält einige Unrichtigkeiten, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen, da sie eine falsche Vorstellung über P. Hartmann und seine Werke bei dem Nichteingeweihten hervorrufen können.



Zunächst ist P. Hartmann nichts weniger als „träumerisch"; seine sehr energischen Gesichtszüge und seine Haltung lassen den Hang zur Sentimentalität und Träumerei bei ihm ebenso vermissen wie seine Unterhaltung, die von Geist und Witz sprüht; bei einem „Träumer" würde man letztere Eigenschaften vergebens suchen. Es mag ja sein, daß dem Nichtkatholiken — und ein solcher scheint Teibler zu sein — das Klosterleben viel Träumerisches an sich zu haben scheint, und manche Romanschriftsteller, die es nur von einigen halbverfallenen Ruinen her kennen, die sie da und dort, namentlich in Norddeutschland, antrafen, entwerfen darüber auch recht „träumerische" Schilderungen; wir wissen aber sehr genau durch persönliche Erfahrungen, daß heutzutage in den Klöstern, und zumal in den Franziskanerklöstern, durchaus nicht geträumt wird; dazu haben ihre Mitglieder bei der vielen Arbeit und dem fast durchweg bestehenden Priestermangel absolut keine Zeit; also „träumerisch" ist P. Hartmann nicht.

Was nun den Ausdruck „Klosterkunst" anlangt, so bezog ihn P. Hartmann, wie ich mir gleich dachte und wie mir durch persönliche Erkundigung bestätigt wurde, nicht auf sich selbst und sein künstlerisches Schaffen, sondern lediglich auf sein Oratorium „St. Franziskus", um damit die ganze Eigenart dieses großen Heiligen, sein Wirken zu seiner Zeit und als Ordensstifter zu bezeichnen. Darnach wurde auch die ganze Musik dieses Oratoriums und vor allem die Chöre absichtlich gehalten, die von den Ordensbrüdern gesungen werden; der Rezensent des „Bayer. Kurier" von Nr. 171, 1902 (Teibler?) scheint dies auch gefühlt zu haben, wenn er gleich am Anfang sagt, der Komponist hat „mit diesem Werke bestimmte Absichten verfolgt"; und die gleich darauf genannte „echte Mönchskunst", die mit „Klosterkunst" identisch ist, ist eben nichts anderes als Franziskus, sein Leben und sein Wirken. Es liegt also hier eine falsche Auffassung des Wortes Klosterkunst und echte Mönchskunst seitens des Rezensenten vor, die ihm nicht zu verübeln ist, da es für den Laien, zumal den Nichtkatholiken, sehr schwer ist, sich in den Klostergeist zu versenken, weil das Klosterleben ja für die große Menge immer etwas Geheimnisvolles an sich hat und leider Gottes auch in den jüngeren Jahren in Deutschland sehr oft absichtlich in entstellter und gehässigster Weise geschildert wurde.

Am auffallendsten ist aber, daß Teibler die Musik P. Hartmanns kurzweg als italienisch bezeichnet und ihn so ohne weiteres mit Perosi vergleicht, wenn er ihm auch neben diesem seine besondere Eigenart und in mancher Beziehung den Vorzug zugesteht. P. Hartmann ist aber weder von Geburt aus ein Italiener, noch hat er in der Jugend in Italien gelebt und italienische Erziehung genossen und hat so italienisch fühlen und denken gelernt; er kam erst 1895 im Alter von 32 Jahren, als seine allgemeinen und musikalischen Studien längst vollendet und seine musikalischen Leistungen anerkannt und erprobt waren, nach Italien, also zu einer Zeit, wo das ganze Geistes- und namentlich das Gefühls- und Gemütsleben, das für die musikalische Produktion maßgebend ist, schon so voll ausgebildet war, daß es durch den Aufenthalt in Italien und die neuen Eindrücke daselbst nur bereichert und vervollkommnet, aber nicht in dem Sinne umgestaltet werden konnte, daß der Deutschtiroler Hartmann, der in seinem ganzen Denken und Fühlen deutsch ist, nun gleich dem Italiener Perosi italienisch denken und fühlen könnte, um gleich ihm als „Vertreter der geistlichen Musik im heutigen Italien" zu gelten; nein, das ist ganz unmöglich und tritt auch im „Petrus" klar zutage, in dem man die Spuren Richard Wagners wiederfindet, freilich in vollkommenster Selbständigkeit; wollte man Hartmann und seine Werke italienisch nennen, dann müßte man auch unsern Goethe und seinen „Faust" so heißen, weil Goethe sich einige Jahre in Italien aufhielt und nicht gerade die schlechtesten Teile des Faust dort dichtete.

Das nur zur Richtigstellung, ohne sonst in das Urteil Teiblers, das ich hochschätze, eingreifen zu wollen; besonders gefreut haben mich aber die beiden letzten Zeilen seiner Epikrise.

Mit größter Hochachtung! Ergebenst

Pottenstein. Dr. Deppisch.

* * *

Wir lassen die Antwort unseres Musikrundschauers unmittelbar folgen:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir, Ihnen vor allem für die Zusendung vorstehender Berichtigung zu danken, deren Kenntnisnahme es mir erlaubt, dem Abdruck derselben sofort meine Erwiderung beizufügen. Sie soll, der Anspruchslosigkeit meines kleinen und unschuldigen Hartmann-Perosi-Artikels entsprechend, möglichst kurz sein.

Zunächst äußert sich der Herr Einsender über meine Bezeichnung P. Hartmanns als „träumerischer Franziskanermönch", und es ist ersichtlich, daß seine Einwendungen in diesem Falle und überhaupt auf Grund naher persönlicher Beziehungen zu dem Komponisten erfolgt sind. Ich kann indessen meinerseits nur den Eindruck wiederholen, den ich in längerer persönlicher Besprechung mit dem Künstler von demselben empfangen habe. Er hat mir damals weder seine Energie, noch seinen glänzenden Witz zum besten gegeben; er zeigte mir ein stilles, in sich gekehrtes, von unendlicher Bescheidenheit erfülltes Wesen, und die Art, wie er mich über seine „Mönchskunst" aufklärte, hatte fast — ich bitte mich nicht mißzuverstehen — etwas Entschuldigendes an sich. Den gleichen Eindruck hatte ich von P. Hartmann, in der Oeffentlichkeit als Dirigent. Daß ein träumerisches Wesen künstlerischem Schaffen überhaupt sehr nahe steht, brauche ich doch nicht besonders zu betonen, und daß es in Hartmanns Werken Partien ausgesprochen solchen Charakters gibt, ebenfalls nicht. Ich verweise nur auf den ersten Chor in St. Franziskus. Was dem Herrn Einsender indessen berechtigten Anlaß gibt, sich mit Bezug auf meine Charakteristik einer einzelnen künstlerischen Persönlichkeit darüber zu beklagen, daß ich das Klosterleben falsch beurteile, weiß ich wirklich nicht. Jedenfalls schießt er dabei weit über sein eigenes Ziel. Mir handelte es sich lediglich um den Einzelkünstler und Menschen Hartmann und um das,

„was er gedichtet, was er geträumt."

Was den Ausdruck Klosterkunst anbelangt, so war derselbe von P. Hartmann mir seinerzeit allerdings im Hinblick auf seinen St. Franziskus gegeben. Hartmann kann als Künstler aber ebensowenig aus seiner Haut, wie jeder andere Schaffende. Mag daher „Petrus" schon durch das Gebot seines Stoffes eine weltlichere Charakteristik tragen, Mönchskunst bleibt er, kraft seiner Haupteigenschaften, durch und durch. Jeder andere Komponist würde sich gerade hier das gewaltige dramatische Element nicht haben entgehen lassen, würde sich nicht mit stillhinströmender lyrischer Reflexion begnügt haben, wie es der weltabgewandte träumerische P. Hartmann tut. Daß mir Hartmanns Heimat und Lebensgang nicht ganz unbekannt ist, dürfte der Herr Einsender gelegentlich im „Bayer. Kurier" bewiesen gefunden haben; es ist mir aber auch nicht fremd, daß gerade in Welschtirol die Kirchenmusik bereits stark unter italienischem Einfluß steht. Ganz abgesehen aber hiervon darf ruhig behauptet werden, daß Rückschlüsse aus den Werken Hartmanns auf ihre Entstehung, kraft ihrer auffallend primitiven Anlage, ihrer meist homophonen Melodik und ihres losen Gefüges überhaupt, immer nur auf italienische, nie aber auf deutsche Einflüsse zurückführen können — eine Möglichkeit, die mir bei Goethes Faust ausgeschlossen scheint. Ich gestehe, daß ich diesen Rückschluß nur gezogen habe, um manches uns Deutschen an Hartmanns Werken unvollkommen Scheinende zu erklären. Aus diesem Grunde stellte ich auch Liszt und Bruckner als jene Erscheinungen hin, in denen sich spezifisch katholische Gläubigkeit in reinster und vollendetster künstlerischer Form offenbaren.

Ganz neu und fast konsternierend wirkte auf mich die einzige wirklich musikalische Behauptung des Herrn Einsenders: Petrus zeige Wagnerschen Einfluß in selbständiger Form. Da möchte man allerdings P. Hartmann gegen seine Freunde in Schutz nehmen, denn diese Entdeckung hat unter den vielen tausend Zuhörern, die das Werk schon gefunden, wohl nur eben der Herr Einsender gemacht. Sollte sie aber auch auf persönlicher Information beruhen, dann dürfen wir uns höchstens eines neuen Belegs für die alte Tatsache erfreuen, daß ein Kunstwerk zumeist von keinem unrichtiger beurteilt wird wie von seinem eigenen Schöpfer.

So viel zur Wahrung und Rechtfertigung des Standpunktes, den ich in dem kleinen, von rein künstlerischen Absichten diktierten und vom besten Willen für eine gerechte Würdigung zweier Künstler getragenen Artikel einnahm.

Mit bestem Dank für die Aufnahme dieser Zeilen empfiehlt sich Ihnen, geehrter Herr Doktor, in vorzüglicher Hochachtung

München. Hermann Teibler.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Neue Opern. In Dessau hatte die komische Oper „Die Franzosen in Tirol" von R. von Leon, Musik von Adolf Peter, das böse Schicksal, noch heiterer zu stimmen, als in der Absicht des Werkes lag. In Dresden gab man mit hübschem äußeren Erfolg die Oper „Das Glück" von Rudolf von Prochazka. Der Komponist, ein österreichischer Staatsbeamter, hat sich bereits durch eine gute Biographie des Liederkomponisten Robert Franz verdient gemacht. Die Musik soll geschickte Mache ohne jegliche Eigenart aufweisen. In Linz hatte ein Liederspiel „Toniera" von Wilhelm von Waldstein freundlichen Erfolg. Köln brachte mit großem Erfolg als Novität Donizettis „Don Pasquale" in einer neuen Bühnenbearbeitung von Otto Julius Bierbaum und Kapellmeister Kleefeld heraus.

Die Saison der Musikfeste hat begonnen und Mainz hat sie mit einem viertägigen Festival eingeleitet. Dirigent war Felix Weingartner, es kamen ausschließlich Orchesterwerke durch das Kaimorchester zum Vortrag, deren recht bunte Reihenfolge die ordnende Hand gerade des genannten Dirigenten unschwer erraten ließen. Das Fest hatte auf die offizielle Betonung eines landschaftlichen Charakters verzichtet, und der Vorwurf, zu viel des Allbekannten zu bevorzugen, ist hier nicht am Platze. Aber rechten Geschmack kann man dieser endlosen Wiederholung von Bruchstücken Weberscher oder Beethovenscher Bühnenwerke im Konzertsaal doch nicht abgewinnen. Gerade weil Musikfeste stets für ein weiteres Publikum berechnet sind, müßten sie streng an dem Grundsatz festhalten, einerseits nicht den Wirkungskreis des Konzertsaales zu überschreiten, anderseits aber diesen in seinem vollen Umfang auszunützen. Weingartner bewegte sich in Mainz zwischen Beethoven und Brahms, und gab, da es für ihn keine deutsche moderne Tonkunst gibt, Berlioz hinzu. Derartiges Vorgehen ist weder geschmackvoll noch gerecht, wird aber eine ständige Erscheinung unserer Musikfeste bleiben, so lange man über das „Wie" das „Was" vergißt oder letzteres von der Anschauung einzelner abhängig macht. In dieser Hinsicht macht Regensburg eine wirklich rühmenswerte Ausnahme.

Eine sonderbare Reihenfolge weist das dieswöchentliche Münchener Opernrepertoire auf: Mittwoch, den 18.: „Die Jüdin"; Donnerstag, den 19.: „Joseph und seine Brüder"; Freitag, den 20.: „Der polnische Jude". Ob dem musikliebenden Fremdenpublikum, das sich zurzeit in München aufhält, diese Häufung mosaischer Themata nicht doch etwas übertrieben vorkommen wird?

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

VII.

Von auswärtigen Bühnen habe ich den Lesern diese Woche nicht allzuviel zu melden.

In Stuttgart wurde ein Stück Walter von Rummels „Glücksmärchen“ mit Beifall aufgenommen, das wohl nicht viel Neues bringt und die nunmehr modern gewordenen satirischen Betrachtungen über Fürstentum, Ritterlichkeit rc. wiederholt. Gleich hier sei Adolf Pauls „Doppelgänger-Komödie“ erwähnt, die ebenfalls, allerdings in plumper, derb-satirischer Form, das Königstum verhöhnen will. Der Autor brachte zu diesem sonst so dankbaren Geschäft doch ein bischen zu wenig Esprit und ein bißchen zu viel Witzreminiszenzen aus dem „Simplicissimus“ mit, sodaß sich das Publikum des Münchener Schauspielhauses dabei nicht eben zu gut unterhielt und dies dem Autor auch in seiner bekannten deutlichen Art zu verstehen gab.

Aus Wien wurde dieser Tage aus Anlaß des Gastspiels Max Hofpauers das Volksstück „Liebessünden“ von Joseph Werkmann importiert, das dortselbst aus allerlei äußerlichen Gründen einen starken Beifall gefunden hat. Man sprach schon von einem zweiten Anzengruber, statt von einem Nachahmer dieses Dichters zu sprechen. Und tatsächlich lehnt sich das Stück stark an verschiedene bekannte Volksstücke an und stellt die „Liebessünden“ eines Kooperators in den Mittelpunkt, doch ist dies ohne jegliche Kenntnis der ländlichen Pfarrgeistlichkeit, mit viel Pathos und wenig Poesie gemacht. Ja gerade letzteres, das poetische Empfinden, das Vergolden der Gefühle, das moderne Volksstücke erträglich macht, trotz aller Knalleffekte, trotz allem Pathos, fehlt dem Autor Werkmann. Sostand Hofpauers Gastspiel von Anfang an unter keinem guten Stern. Auch die Rolle des Privatiers Mayerhofer in dem sehr geschickt und reinlich gearbeiteten Münchener Lustspiel „Münchner Kindln“ von H. Stobitzer war keine Glanzrolle für den köstlichen Charakterkomiker. „Weißwürst“, „a Maß Bier“, „Oktoberfest“, „Bockausschank“ und ähnliche lokale Aushängeschilder erzeugten etwas künstlich das Münchener Milieu, das man Herrn Stobitzer außerhalb Münchens trotz des oberflächlichen, aber sicheren Zeichnung weit eher glauben wird, als hier selbst.

Im Residenztheater kam Herr Gottfried von Böhm mit einem Schauspiel „Die Sonne“ zu Wort, in dem die Handlung geschickt aufgebaut, aber der Konflikt ungeschickt gelöst wurde. Es stecken viele, wenn auch mühevoll zusammengetragene gute Beobachtungen in diesem Schauspiel, das dank seiner Bühnenwirksamkeit auch eine sehr freundliche Aufnahme fand. Vielleicht ist dieser Kleininger trotz seiner Naivität doch viel zu kompliziert für einen korrekten, verknöcherten Subalternbeamten, und speziell aus diesem Umstand, daß der Rächer im Stücke doch zu plötzlich seinen sanften Charakter wegwirft, erklärt sich manche Entgleisung. Auch hätte der Oberamtsrichter Murr dann nicht in so brutaler Weise zum Revolver gegriffen und auf ihn gezielt.

Am besten ist die Charakterzeichnung der „Sonne“, der jungen, verzogenen, verschwenderischen, liebeständelnden Tochter des betrügerischen Oberamtsrichters gelungen, nur wird sie in der zweiten Hälfte des Stückes allzu tragisch und geht ins Wasser; auch das glaubt man diesem oberflächlichen, leichtsinnigen Mädel nicht recht.

Um den Erfolg machten sich die Darsteller der Hauptrollen, das Fräulein Brünner, die Herren Suske und Wohlmuth sehr verdient, wenn auch letzterer die Figur des Kleininger in den ersten Akten zu weich und greisenhaft, in den letzten Akten zu diabolisch gab.

In Wien kam Adolf Wilbrandt, der frühere Hofburgtheaterdirektor, auf der von ihm früher geleiteten Bühne mit „Timarda“ zu Worte, einem Jambendrama, stark epigonenhaft, stark theatralisch gemacht. Seiner persönlichen Beliebtheit verdankt der Autor wohl hauptsächlich den Erfolg des Abends.

Bücherschau.

Praktische Volksschulbildung. Den Konkurrenzkampf in unserem modernen Geschäfts- und Erwerbsleben kann derjenige am besten bestehen, der für seinen Beruf mit einer tüchtigen Bildung ausgerüstet ist. Wenn man nun nicht haben will, daß der einzelne „erst in der Schaukel des Lebens für das Leben selber gewiegt werden muß“ und zwar in der Regel ziemlich unsanft, und wenn man weiter bedenkt, daß für 95 Prozent der Bevölkerung die Volksschule die ausschließliche Bildungsstätte ist, so darf die Volksschule (inklusive der Fortbildungsschule) sich praktischen Aufgaben gegenüber nicht ablehnend verhalten, sondern muß soviel als möglich zu dieser beruflichen Ausrüstung beitragen. Ist nun die Volksschule bisher dieser Aufgabe in vollem Maße gerecht geworden? Nicht allzuselten kann man in der einen oder anderen Variation das Wort hören: „Was man nicht hat, das eben bräuchte man; und was man hat, kann man nicht nützen!“ Es ist nun eine sehr zeitgemäße und äußerst dankenswerte Aufgabe, zu untersuchen, wie weit derartige Vorwürfe gegen die Volksschulbildung berechtigt sind und wie man solche Klagen verstummen machen könnte. Dieser Aufgabe unterzieht sich Lehrer Franz Weigl-München in seiner erst kürzlich bei Manz-Regensburg erschienenen Schrift: „Praktische Volksschulbildung“. Historische und sachliche Beleuchtung einer grundlegenden Schulreformfrage. Preis 75 Pfg. Eine Gegenüberstellung der Volksschullehrpläne anderer Länder, namentlich Englands, Frankreichs, der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit den deutschen bringt uns zu der Ueberzeugung, daß wir Deutsche durchaus keinen Grund haben uns zu rühmen: „Wie herrlich weit wir es gebracht“, daß wir uns vielmehr, was praktische Bildung betrifft, tatsächlich im Hintertreffen befinden. Werden bei Vernachlässigung dieser Seite der Bildung die Folgen auf wirtschaftlichem Gebiete ausbleiben? Der kluge Mann baut vor. Etwas von dem praktischen Sinn des Engländers muß auch die deutsche Volksschulbildung atmen, soll der Deutsche erfolgreich in den Wettbewerb mit den anderen Nationen eintreten können. — Die Broschüre verrät ein sehr tiefgründiges Studium der einzelnen Volksschullehrpläne, wie eine gründliche Beherrschung der einschlägigen Literatur und einen sehr praktischen Blick. Wir empfehlen diese gediegene Schrift aufs wärmste allen jenen, die für die Bildungsfrage des Volkes ein Interesse haben oder berufen sind an deren Lösung zu arbeiten. Rr.

Eine neue Wagnerbiographie wurde von der Kirchheimschen Verlagsbuchhandlung in München unter dem Titel „Die Gesamtkunst des 19. Jahrhunderts. Richard Wagner von Wilhelm Kienzl“ als neuester Band ihrer „Weltgeschichte in Charakterbildern“ herausgegeben. Dem Programm des Gesamtwerkes gemäß hatte Kienzl die Aufgabe, an der prägnanten Persönlichkeit Wagners das Entstehen des Gesamtkunstwerks im Sinne seines Vollenders zu erläutern. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die Musikgeschichte eines Jahrhunderts. Welche Schwierigkeiten sich ergeben mußten, diesen Stoff auf 140 Quartseiten, die noch dazu von zahlreichen (an sich sehr wertvollen) Illustrationen durchsetzt sind, zu behandeln, das ist unschwer zu ermessen. Der erfolggesegnete Schöpfer des „Evangelimann“ hat seiner heiklen Arbeit gegenüber außerordentliche Umsicht bewiesen. Er gliedert den ganzen Stoff in drei Abteilungen: Die Vorbereitung und das Kunstwerk der Gegenwart; — Der Begründer des Gesamtkunstwerks, sein Leben, Wirken und Lehren; — und endlich die Kunst von Bayreuth. Hieraus ergibt sich eine fast künstlerisch wirkende Steigerung des Vortrags, wie denn überhaupt die stark persönliche Anschauungs- und Ausdrucksweise Kienzls einen eigentümlichen Reiz des Buches ausmacht. Bei allem glücklichen Herausfinden und Betonen des Wesentlichen in den ersten Partien des Buches scheint mir doch die Erläuterung der dramatischen Schöpfungen des Meisters als der glänzendste Teil des Buches: Hier werden endlich einmal die Werke Wagners in frischer, nicht von falscher Gelehrsamkeit durchsetzter Weise behandelt. Das Kapitel müßte ein Jeder, der tiefer in diese bedeutsame Materie eingeführt sein will, gelesen haben; er wird aus der lebendigen, den Kern des Ganzen so geschickt darlegenden Darstellung reichsten Nutzen und Anregung schöpfen. Hierin liegt der Wert und die Sonderstellung des Buches. Ein Gelehrter hat es geschrieben, aber nicht für Gelehrte; er diente damit der Allgemeinheit, ohne ihr und sich Konzessionen zu machen. H. Tblr.

Kleine Rundschau.

Beitrag zur Duellbewegung.

Einige Tertianer einer höheren Lehranstalt Elberfelds hatten einen „Ehrenhandel“, welcher nur mit Blut gesühnt werden konnte. Die Forderung lautete auf „Säbel“. Leider war es unmöglich, dieselbe auszutragen, da einer der Gegner wegen eines früheren Armbruchs diese gefährliche Waffe nicht schwingen konnte. Man beschloß daher einen Zweikampf auf Pistolen. In einem Gehölz der Umgegend sollte das Duell vor sich gehen. Als der eine Duellant mit seinem Sekundanten auf dem Kampfplatz erschien, war der andere noch nicht anwesend, und die beiden begannen schon damit, vorläufig die Kommandos zu üben. Leider vergaß der eine die Kugel aus der Patrone zu nehmen und schoß deshalb seinem Freund vorläufig ein Auge aus. Als der andere Gegner auf der Bildfläche erschien, kam deshalb bald eine Aussöhnung zustande, und man verabredete, den traurigen Unglücksfall als einen Angriff durch Fabrikarbeiter auszugeben. Eine Untersuchung ergab bald den wahren Sachverhalt. Der Direktor der Anstalt hatte kein Empfinden für die Ehrenhändel seiner Schüler und entfernte sie kurzerhand von der Anstalt. Dies Verfahren schien aber einem der Beteiligten zu hart, denn er besaß den Mut, seinem Direktor zu sagen: „Was gehen Sie denn unsere Ehrenhändel an?“ Wahrscheinlich wird der Tertianer nun den Direktor fordern. Vorher werden aber hoffentlich die betroffenen Väter mit den Sohnen ein Duell ausfechten, in dem ein kräftiger Stock in Vatershand eine zwar einseitige, aber wirksame Waffe bildet. Schade, daß ein so tragisch verlaufener Dummejungenstreich die ernste Duellfrage beleuchten muß. Sch.

Ueber das Pflücken der Feldblumen.

Der Frühling ist da mit seinen Blumen, seinen Freuden. Sobald es nur die Zeit erlaubt, eilen die Menschen hinaus, um in dem frischen Grün Erholung für Körper und Geist zu suchen. Die Natur hat sich auch für ihre Gäste mit einem herrlichen Kleide geschmückt und bunte Blumen in ihr duftiges Gewand gesteckt. — Aber o weh, da kommt eine Familie mit ihren unartigen Sprößlingen an. Diese stürzen sich mit einer wahren Zerstörungswut auf die blühende Pracht und reißen alles ab, was ihnen unter die Hände fällt. Bald haben sie einen großen Strauß zusammen und bringen denselben der glücklich lächelnden Mama, die ihre Rangen noch wegen des rohen Vandalismus belobt und wer

weiß wie stolz auf ihre für Naturschönheiten so empfindlichen Lieblinge ist. Was ist aber eine handvoll Blumen, die nach ein paar Stunden verwelken, gegen die wirkliche Pracht in der Natur! Gewiß wird man es nicht verübeln, wenn jemand auf seinem Spaziergange ein paar Blumen und Gräser vorsichtig abpflückt, oder besser sie mit dem Messer abschneidet, um dieselben, zu einem geschmackvollen Sträußchen gebunden, den zu Hause Gebliebenen als einen Frühlingsgruß zu überreichen. Aber man möge sich vor der so verbreiteten üblen Unart hüten, die Blumen nur zum Vergnügen zu pflücken, um sie vielleicht nach wenigen Schritten achtlos fortzuwerfen. Es ist mir namentlich in den ersten Frühlingswochen an den von Ausflüglern zahlreich besuchten Orten recht oft aufgefallen, daß dort keine einzige Blume zu erblicken war, außer den abgerissenen, zerpflückt und zertreten am Boden liegenden. Man denke doch auch, daß außer uns noch andere denselben Weg gehen werden, und auch diese sich an der blumengeschmückten Natur erfreuen wollen. Denken wir öfter an die Mahnung des feinsinnigen Dichters Johannes Trojan:

Nach Dir kommt vielleicht ein müder
Wandrer, der des Weges zieht
Trüben Sinns; — der freut sich wieder
Wenn er auch ein Röslein sieht.

E. S.

Eigenartige Holzbauten.

Die Bewohner der Halbinsel Hela in der Ostsee sind Fischer. Ihr Arbeitsfeld liegt auf der See, und ihr Reichtum besteht in Netzen und Kähnen. Manche Eigentümlichkeit hat sich bei dem von der Welt abgeschlossenen Volke eingebürgert. Dem Touristen fallen in erster Linie die kleinen Holzbauten auf, die unten breit sind und oben in eine Kielspitze auslaufen. Bei näherer Erkundigung erfährt man, daß die kleinen Hütten aus alten Kähnen und Kuttern gebaut sind, und zur Aufbewahrung der Fischergeräte und als Stallungen dienen. Dann gibt es noch eine Reihe alter Wohnhäuser, die durchweg aus dem Holz gestrandeter Schiffe gebaut sind. Doch diese Bauten sind in allmählichem Verschwinden begriffen, da in neuerer Zeit die Forstverwaltung über das Strandgut eifrig wacht.

E. S.

„Shinto“ — „Shintoismus“.

Japanisch oder europäisch? Die japanesische Religion — des „Shinto“ ist „eine Religion ohne Dogmen, ohne Moralvorschrift mit Ausnahme des Gebotes: ‚Folge dem Triebe deiner Natur, vor allem sei gehorsam gegen den Mikado.‘“ Jüngst schrieb so die französische Zeitschrift „Aurore“ über diese japanesische Religion. Dieselbe sei, so fügte „Aurore“ bei, „ebenso stupid wie die Religion anderwärts.“ Der Sache nach ist gegen diese Charakteristik in bezug auf die antikirchliche und antichristliche liberale Irreligion nichts einzuwenden; auch nicht gegen den Ausdruck „stupid“. Man nehme einmal den heutigen liberalen Kultur- und Humanitätsdusel. Die Quintessenz ist heute noch dieselbe wie zu den schönen Zeiten J. J. Rousseaus: „Gehorche den Trieben deiner Natur; sie sind gut. Beseitige den gekünstelten (christlichen) Menschen und ersetze ihn durch den Naturmenschen; er ist gut und hat allein ein Recht auf das Leben.“ Zwar tritt hier noch der „Mikado“ etwas zurück; allein die heutigen Liberalen und ihre Sprößlinge haben das geändert. Ihr Evangelium lautet: „Gehorche dem Staate und nur dem Staate; lebe nur im Staate und durch den Staat!“ Das ist die Persiflage jenes erhabenen Wortes des Apostels: „In Gott leben wir, bewegen wir uns und sind wir“. Allein weder vom Leben, noch von freier Bewegung, noch von jeder anderen als mechanischen Existenz ist im liberalen „Shinto“ die Rede, sondern nur vom Gehorsam gegen den „Mikado“. Jede bürgerliche Tugend, alle Moral besteht in der Entfesselung des Naturtriebes und im Gehorsam gegen die Staatsreligion, die Staatserziehung, die Staatsphilosophie, den liberalen „Mikado“. Nimm den Rousseau'schen Sozialkontrakt, den liberalen Rechts- und Gesetzesstaat, den sozialistischen Staatsvertrag auf Widerruf; presse ihn nach allen Seiten, nimmer wirst du den „Mikado“ und den „Shintoismus“ hervorkommen sehen. Japanisch oder europäisch?

n.

Verzeichnis empfehlenswerter Hotels, Restaurants, Cafés, Bäder, Kurhäuser, Sommerfrischen,

in welchen die „Allgemeine Rundschau“ aufliegt:

Ahrweiler (Rheinpr.). Gasthaus zur Stadt Coblenz (H. J. Großgart).
Bingen a. Rh. Kath. Vereinshaus, Mainzer Hof, Schmittstraße.
Bingerbrück. Berliner Hof (Georg Pfeifer).
Bochum i. Westf. Hotel Germania (Joh. Multhaup).
Bad Brückenau. Hotel Züglein.
Carden (Mosel). Hotel Wwe. F. A. Brauer.
Ettenheim i. B. Bahnhofhotel Welte (Badischer Hof) Aug. Welte.
Feldafing. Hotel Kaiserin Elisabeth (M. Zwickl).
Frauendorf b. Vilshofen (Niederb.). Gasthaus von Willibald Fürst.
Freiburg i. B. Pension Bellevue (Frau Uhland Vorsteherin). Günterstalstraße 59.
Fulda. Bahnhof-Hotel (Jos. Kreß).
Göllheim-Dreisen (Pfalz). Fr. Geißler, am Bahnhof.
Graz. Hotel Goldene Birn (Fr. Zimmerer).
Konstanz. Kath. Vereinshaus (nächst dem Münster).
München.
Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19.
Restaurant zum Bürgerbräu, Kaufingerstraße 6.
Kath. Casino, Lesezimmer, Barerstraße.
Hotel Continental, Ottostraße 6 und Max Josephstraße 1a.
Hotel Englischer Hof, Dienerstraße 11.
Café Greif (J. u. M. Berchtold), Marienplatz 14.
Café-Restaurant Hoftheater (C. Lehrmaier)
Café-Restaurant Kaiser Franz Joseph, Maximiliansplatz 5.
Hotel Kronprinz, Friedr. Seyfried.
Hotel Leinfelder, Maximiliansplatz 26.
Café-Restaurant Luitpold, Briennerstraße 8.
Hotel Marienbad (Jos. Aumüllers Erben).
Hotel Maximilian, Maximilianstraße 44.
Café-Restaurant de l'Opera, Maximilianstraße 45.
Parkhotel, Maximiliansplatz 21.
Pschorrbräu-Bierhallen, Neuhauserstraße 11.
Café-Restaurant Putscher, Odeonsplatz 18 (Arkaden, Hofgarten).
Hotel Rheinischer Hof, Bayerstraße 17, 19, 21 und 23.
Hotel Russischer Hof, Ottostraße 4.
Café-Restaurant Viktoria, Maximilianstraße 17.
Hotel Vier Jahreszeiten, Maximilianstraße 4.
Bad Neuenahr (Rheinland). Kurhaus.
Pflochsbach a. M., Post Rodenbach (Unterfranken). St. Josefshort.
Possum. Restaurant zur Post (Franz Huthmacher).
Recklinghausen. Hotel und Restaurant Aug. Stalherm.
St. Wendel. Michael Tholey, Trier'scher Hof.

☛ Weitere Hotels, Restaurants usw., in welchen die „Allgemeine Rundschau“ aufliegt, werden höflichst ersucht, zwecks Aufnahme in dieses Verzeichnis einen Beleg einzusenden.

Gemeinnütziges.

Turmuhren. Bei dem lebhaften, stets wachsenden Verkehr, bei dem geregelten Kirchen- und Schuldienste usw. ist es für jede Gemeinde ein unabweisbares Bedürfnis geworden, eine gute Turmuhr zu besitzen. Gerade bei Anschaffung einer solchen Uhr empfiehlt es sich, sich an eine leistungsfähige und erfahrene Firma zu wenden, deren Erzeugnisse Garantie für Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit bieten. In dieser Hinsicht erfreut sich die Joh. Mannhardtsche Kgl. bayer. Hofturmuhrenfabrik in München eines glänzenden Renommees. Im Jahre 1826 durch Johann Mannhardt gegründet, hat die Fabrik durch ihre Leistungen den bayer. Zivil-Verdienstorden sowie 16 Preismedaillen auf verschienen Ausstellungen, darunter 6 erste Preise erworben.

Aktuelle Novität!

H. Berchois.

Die Rolle des Klerus in der modernen Gesellschaft.

Aus dem Französischen von **H. Pabst.**

gr. 8⁰. Preis 50 Pfennig.

Das Charakteristische dieses hochinteressanten, höchst willkommenen und gerade für die Gegenwart durchaus entsprechenden Werkchens ist die strenge Gerechtigkeit der darin enthaltenen Gedanken, sowie die vollständig überzeugende Kraft seiner Beweisführungen. Der Verfasser zeigt uns, was der Klerus in Frankreich während des soeben zu Ende gegangenen Jahrhunderts Bedeutendes geleistet hat, zeigt aber auch, auf welchem anderen Punkte er seine Tätigkeit zum allergrößten Nutzen des christlichen Frankreich hätte einsetzen sollen, im Punkte der Politik und Wahlen nämlich. Denselben großen Anklang, den diese Broschüre in Frankreich und allen französisch sprechenden Ländern fand, dürfte sie auch in Deutschland, zumal in Bayern finden, wo Graf Moy den Antrag stellte, die Geistlichen vom Wahlrecht auszuschließen.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Tonger's Taschen-Musik-Album Bd. 30.

enthält **140** der bekanntesten

Katholischen Kirchenlieder

für eine Mittelstimme mit **Klavier-, Harmonium-** oder **Orgelbegleitung.**

No. 1—140 in 1 Bande schön und stark kartoniert Mk. **1.—**.

Tonger's Taschen-Musik-Album Bd. 29.

Theoretisch-praktische **Harmoniumschule**

von den ersten Anfängen bis zur entwickelten Technik **(auch zum Selbstunterricht)** von **Heinrich Bungart.**

Die Schule hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Schüler von den ersten Anfängen an lückenlos in die Kunst des Harmoniumspiels einzuführen. Sie ist eine wirkliche Schule und nicht, wie das oft der Fall, ein „Choral- oder Melodienbuch für Harmonium", und setzt daher bei dem Schüler keinerlei musikalische Vorkenntnisse voraus.

Schöner, klarer Druck, 207 S. stark. Preis schön u. stark kart. Mk. **1.—**.

Vorrätig in allen Musikalienhandlungen, sonst direkt vom Verleger, franko gegen vorherige Einsendung von Mk. 1.—.

P. J. Tonger, Köln a. Rh.



Aloys Maier, Fulda,
Hoflieferant

Harmonium-Magazin (gegr. 1846) empfiehlt

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton** von **78 Mark** an (dazu **gratis**: Harmoniumschule zum Selbstunterricht u. 96 leichte Tonstücke für Harmonium).

Illustr. Prachtkataloge gratis.

Selbstgezogene Moselweine

versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel**, Weinbergbesitzer, **Carden** (Rhein.) 960

Orgelbau Willibald Siemann

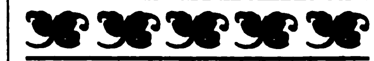
nach bewährtem pneumat. System.

Reparaturen billigst.

München, Steinheilstr. 7.

Schreiner

30 Jahre alt, mit Fachschulbildung, erfahren in Kalkulation, Skizze und Detail, sucht Stelle als Werkführer oder zweiter Zeichner nach München oder auswärts. Zuschriften erbeten unter Nr. 1021 an Rouenhoff & Co., München.



Inserate

finden in der

„Allgemeinen Rundschau"

weiteste Verbreitung.

Leserkreis nur im kaufkräftigen Publikum!



Einige Urteile der Presse über die „Literarische Warte":

„Wer sich über den gegenwärtigen Stand der katholischen Literatur unterrichten will, findet keine für seine Zwecke bessere Zeitschrift."
(Rhein.-westf. Schulzeitung.)

„. . Die „L. W." kann wirklich schon als ein Zentralblatt für schöne Literatur gelten, in der alle Arten, alle Strömungen und Richtungen derselben zur Vertretung kommen."
(Westpreuss. Volksblatt.)

„. . Wir können uns freuen, dass wir jetzt auch einmal ein katholisches Literaturblatt besitzen, das man den anderen literarischen Zeitschriften an die Seite stellen kann."
(Essener Volkszeitung.)

„. . ein Organ, das neben angenehmer und feingeistiger Unterhaltung vielfache Belehrung und eine gute Schulung des literarischen Geschmacks zu bieten imstande ist."
(Alte und neue Welt.)

„. . Ehrliches Streben nach dem Schönheitsideal und unantastbare katholische Gesinnung beseelen die Schöpfer und Mitarbeiter". (Dr. Kausen.)

Münchener Ratskeller

Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden.

Pächter: **Heinr. Eckel & Cie.**

911 Weingrosshandlung.

Lichtluft- und Sonnenbad Westend

Neu eröffnet! — Neu eröffnet!

Hansastrasse, grüne Trambahnlinie Landsbergerstr.—Barthstr.

Grosse, freie und geschützte Lage; vorzügl. eingerichtet; ½ Tag 30 Pfg., ¹/₁ Tag 50 Pfg., im Abonnement billiger.

Kaspar Gustapfel, Baumeister.

Soeben erschienen:

Amerikanismus ••• Fortschritt •••• Reform

Ihr Zusammenhang, Zweck und Verlauf in Amerika, Frankreich, England und Deutschland

von **Dr. Carl Braun**, Dompfarrer in Würzburg.

Preis Mk. 1.—, mit Porto Mk. 1.10.

Verlag von Göbel & Scherer, Würzburg.

Die Orgelbauanstalt

Max März & Sohn, München, Landsbergerstr.

empfiehlt sich der hochw. Geistlichkeit in Anfertigung von Orgeln [illegible] bewährtem pneumatischem System. Reparaturen gut und billigst.

Soeben ist erschienen:

Dr. Adolf Müller,

Professor an der Gelehrtenschule zu Kiel.

Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien [illegible] Sophokles. Mit dem Kopfe der lateranischen Sophokles[illegible] in Lichtdruck. 525 Seiten. gr. 8. br. ℳ 5,60, geb. [illegible]

Ein Werk von strenger Wissenschaftlichkeit verbunden mit lesbarer [illegible] das außer der Schule auch jenen Gebildeten unseres Volkes zu dienen [illegible] der Trieb zu der stillen Schönheit der hellenischen Dichtung noch [illegible]

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in [illegible]

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 10. München, 31. Mai 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Zum Jubiläum Gregors des Großen.

Von

Prof. Dr. Gustav Schnürer, Freiburg (Schweiz).

Wollte man die Geburtsstunde unserer abendländischen, jetzt auf der ganzen Erde triumphierenden Kulturgemeinschaft chronologisch bestimmen, so dürfte man dafür am besten den Pontifikat Gregors I. ins Auge fassen.

Der große Papst steht nicht nur an dem Wechsel zweier Epochen in der Geschichte des Papsttums; er bezeichnet mit seinem Wirken auch den Berührungspunkt zweier Kulturepochen. Mit ihm schließt in Rom das Altertum und beginnt das Mittelalter oder — um die nichtssagende und ungerechte Bezeichnung zu vermeiden — die abendländische Periode unserer Kulturentwicklung: eine neue Kulturgemeinschaft fängt an, sich zusammenzuschließen, die ihren Schwerpunkt im Abendlande, nicht mehr im Süden oder Osten Europas hat.

Die Faktoren, aus denen die neue Kulturgemeinschaft sich zusammensetzen sollte, waren ja schon längst vorhanden. Ich verstehe darunter vornehmlich das Römertum mit seinen von dem Orient und Griechenland ererbten und fortgebildeten Kulturtraditionen, die — Gott sei Dank — nicht gänzlich in den Stürmen der Völkerwanderung vernichtet werden konnten; die frische, verjüngende Naturkraft des Germanentums und die ideale, für die Verbindung der beiden vorgenannten Faktoren schon so bedeutsame Macht des Christentums.

Geraume Zeit war es zweifelhaft, ob die drei Faktoren sich vereinen und verschmelzen könnten. Es kam den Römern schwer an, die Germanen anders denn als Barbaren zu betrachten und die Möglichkeit einer Kulturgemeinschaft mit ihnen ins Auge zu fassen. Am Ende des fünften Jahrhunderts hatte es noch den Anschein, als ob die tiefe Kluft, welche durch die nationalen Verschiedenheiten hervorgerufen wurde, nie ausgefüllt werden könnte und durch einen dauernden kirchlichen Gegensatz noch wesentlich erweitert werden sollte. Was römisch war, war katholisch; die Germanen aber, die das Christentum angenommen hatten, bekannten sich alle zum Arianismus.

Zu Gregors des Großen Zeiten hatte sich dies Verhältnis schon wesentlich verschoben; der kirchliche Gegensatz konnte als überwunden angesehen werden. Dasjenige germanische Volk, welches die eifrigste Propaganda für den Arianismus entfaltet hatte, der Stamm der Westgoten in Spanien, war, dank den Bemühungen des Freundes Gregors, des heiligen Erzbischofs Leander von Sevilla, zur katholischen Kirche übergetreten. Die Franken, die von Anfang das Bekenntnis ihrer römischen Untertanen angenommen hatten, waren die führende Macht unter den Germanen des Festlandes geworden. Da erhob sich die große Frage, ob Rom bereit sein würde, mit den neuen Bekennern seines Glaubens in eine engere Kulturgemeinschaft zu treten und dafür auch einen Bruch mit dem byzantinischen Osten mit in Kauf zu nehmen. Rom selbst hatte noch so gut wie keine Anstrengungen gemacht, um direkt mit den Germanen in Verbindung zu treten und ihnen das Christentum zu bringen. Die Schritte, die bisher nach dieser Richtung geschehen waren, gingen nur von einzelnen Bischöfen aus — Remigius von Reims und Avitus von Vienne gehören zu den hellsehendsten unter ihnen — und als der Ire Kolumban auf dem Festland auftrat, da schien es, als ob das treibende Element in dem religiösen Leben der Germanenstaaten eher die Kelten als die Römer werden sollten. Das Zaudern Roms begreift man. Seit dem Untergang des Ostgotenreiches war Rom wieder dem oströmischen Reiche einverleibt worden, und gegenüber den neuen germanischen Eindringlingen in Italien, den rücksichtslosen, arianischen Langobarden, beseelte die Römer nur Furcht und Abscheu.

Aber Gregor suchte diese Gefühle, die freilich auch in ihm lebhaft genug waren, zu überwinden. Mit der katholischen Gemahlin des Langobardenkönigs Agilulf, der bayerischen Herzogstochter Theodelinde, knüpfte er verheißungsvolle Beziehungen an, deren Zweck die Bekehrung der Langobarden zum Katholizismus war; mit großer Freude vernahm er die Nachricht, daß der langobardische Thronerbe im katholischen Glauben auferzogen wurde. Um so leichter mußte es ihm sein, die Verbindung mit den katholischen Westgoten und Franken aufrechtzuerhalten und zu pflegen.

Das Wichtigste indes, was Gregor für die in Bildung begriffene Kulturgemeinschaft tat, war, daß er mit dem strategischen Scharfblick, der bei dem ehemaligen römischen Stadtpräfekten noch die Schulung der alten römischen Weltbeherrscher erkennen läßt, die Bekehrung der heidnischen Angelsachsen in Britannien in Angriff nahm. Die Angelsachsen waren das

einzige germanische Volk, das auf römischem Boden einen Staat gegründet hatte, in welchem Römertum und Christentum vollständig ausgerottet wurden und das germanische Heidentum unbestritten herrschte. Vielleicht eben deshalb sollten sie später die geistige Führung unter den Germanen erhalten, weil hier der neue Wein nicht in alte Schläuche gefüllt wurde. Und der neue Wein sollte ihnen direkt von Rom zugeführt werden durch die von Gregor dem Großen gesandten römischen Benediktiner. In den römischen Benediktinerklöstern hatte sich alles erhalten, was von echt römischem Seelenadel und Charakterstärke noch übrig war, veredelt durch die besten Lehren des Christentums. Hier wurden wahre Kulturkämpfer großgezogen. Hier waren die vorzüglichsten Lehrkräfte vorhanden, die wie keine anderen und ohne Zweifel weit besser als die eigensinnig auf ihre lokalen Sonderbarkeiten pochenden irischen Missionäre geeignet waren, den Germanen sich anzupassen und sie in eine dauernde innige Kulturverbindung mit Rom zu bringen. Zwar lagen dem Benediktinerorden ursprünglich Missionsbestrebungen gänzlich fern; aber Gregor pflanzte sie ihm ein, und nur um so größer ist sein Anteil an den Erfolgen der angelsächsischen Benediktinermönche. Gregors weisen Ratschlägen war es zu verdanken, daß die angelsächsischen Benediktiner sich so ausgezeichnet den germanischen Neophyten anzubequemen verstanden. So hat auch Gregors des Großen Tätigkeit die Grundlage geschaffen für die Verdienste, die im achten Jahrhundert Bonifatius mit seinen angelsächsischen Landsleuten sich bei der Organisierung der deutschen Mission, ihrer Verbindung mit Rom, wie bei der Reformierung der fränkischen Kirche erwarb. Ohne Gregor den Großen wäre wohl kein Bonifatius erstanden.

Man spricht von Ironien in der Geschichte. Vielleicht wäre man auch versucht, es als eine Ironie der Geschichte zu bezeichnen, daß derselbe Gregor, dessen Wirksamkeit so zukunftsreiche Beziehungen eröffnete, dessen Pontifikat eine neue Epoche unserer Kulturentwicklung einleitet, gänzlich niedergedrückt war von dem Gefühle, daß unter ihm die alte Roma zusammensinke und mit ihr die Welt zu Ende gehe. Wir aber, die wir nach dreizehnhundert Jahren auf sein Pontifikat zurückblicken und den Gang der Entwicklung mit christlicher Geschichtsphilosophie betrachten, möchten dafür lieber unseren einfachen, der Bibelstelle nachgebildeten Spruch anwenden: Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Unsere Kriegsschiffe.

Von

F. W. Roggenbuck.

Der Kreuzer „München" ist nicht das erste Schiff unserer Kriegsflotte, dem ein bayerischer Prinz den Namen gab. Schon vor vier Jahren prangte eine deutsche Werft beim Stapellaufe eines Kriegsschiffes im lichten Schmucke der bayerischen Farben. Am 3. Juli 1900 vollzog Prinz Rupprecht von Bayern die Taufe des Linienschiffes „Wittelsbach". Aber es war am 30. April das erstemal, daß ein bayerischer Bürgermeister einem deutschen Kriegsschiff warme Worte des Segens zum Geleite gab.

Bisher hatten wir vier kleine Kreuzer, die Namen deutscher Städte führten: drei „Hansaschiffe", „Bremen", „Hamburg" und „Lübeck", und „Berlin". München ist die erste Stadt des südlichen deutschen Binnenlandes, nach der ein Schiff unserer Flotte benannt wurde. Die Kunde, daß unser jüngster Kreuzer „München" heißen solle, drang wie ein Hauch frischer Seeluft zu der hochliegenden, von Höhenluft durchwehten bayerischen Hauptstadt herauf. Ein wenig fremd mutete dieser Hauch den und jenen noch an, aber man war seiner froh. Er kam ja vom deutschen Meere zu einer deutschen Stadt und erinnerte meerferne Binnenländer an eine im Bau begriffene, immer unentbehrlicher werdende Grundlage unseres nationalen Daseins, an unsere Flotte.

Der frühere französische Marineminister Lockroy überschätzte uns sehr, als er in einem Briefe an Leutnant Loppe, den Uebersetzer seiner Briefe über das deutsche Seewesen, meinte: „Ohne Zweifel enthält das Buch für den deutschen Leser nichts Neues." Wie sollte auch der deutsche Binnenländer die Kenntnis des mit dem raschen Schritte der Technik unserer Zeit vorwärts schreitenden Seewesens gewinnen, festhalten und ergänzen? Doch hört und liest er gerne von der See und von der Flotte. Darauf sündige ich, indem ich den Leser an schon Gewußtes, doch wieder Vergessenes erinnere und ihm helfe, vielleicht getrübte, des Zusammenhanges entbehrende Einzelvorstellungen zu klären und zu einem Bilde dessen zu vereinigen, was wir heute an Kriegsschiffen zur Verwendung bereit und auf den Werften haben.

Den Kern jeder Kriegsflotte bilden die zum Kampfe in der Schlachtlinie bestimmten Schiffe, die Schlacht- oder Linienschiffe.

Das Linienschiff muß den verschiedensten Anforderungen genügen. Es muß stark gebaut, in heißen und kalten Zonen verwendbar, stark bemannt, stark bewehrt, stark geschützt, dabei beweglich, schnell und ausdauernd, d. h. mit einem Kohlenvorrat ausgerüstet sein, der ihm gestattet, bei ökonomischer Geschwindigkeit eine große Strecke zu durchlaufen, ohne Kohlen fassen zu müssen.

Schiffe, die diese Eigenschaften in sich vereinigen, müssen eine bedeutende Größe haben. Als Linienschiffe werden bei uns die schwer gepanzerten Schiffe bezeichnet, die eine Wassermasse von mehr als 5000 metrischen Tonnen zu je 1000 Kilogramm verdrängen. Solcher Schiffe haben wir neunzehn. Es sind dies, nach dem Jahre des Stapellaufs geordnet, die Schiffe „Sachsen" (1877), „Bayern" (1878), „Württemberg" (1878), „Baden" (1880); „Oldenburg" (1884); „Brandenburg" (1891), „Weißenburg" (1891), „Kurfürst Friedrich Wilhelm" (1891), „Wörth" (1892); „Kaiser Friedrich III." (1896), „Kaiser Wilhelm II." (1897), „Kaiser Wilhelm der Große" (1899), „Kaiser Karl der Große" (1899), „Kaiser Barbarossa" (1900); „Wittelsbach" (1900), „Wettin" (1901), „Zähringen (1901), „Schwaben" (1901), „Mecklenburg" (1901). „Braunschweig" und „Elsaß" werden erst im Laufe dieses, „Hessen" und „Preußen" im Laufe des nächsten Jahres fertig. Die nach denselben Plänen erbauten Schwesterschiffe, die man als eine „Klasse" bezeichnet, sind durch die Interpunktion zusammengefaßt, der Name des „Typschiffs", gewöhnlich der des ersten fertig gewordenen Schiffes eines „Typs" oder einer Klasse, nach dem die ganze Klasse benannt wird, ist durch den Druck hervorgehoben.

Man unterscheidet also eine Sachsenklasse — das Linienschiff „Oldenburg" ist ohne Schwesterschiff geblieben —, eine Brandenburg-, Kaiser- und Wittelsbachklasse.

So wichtig für ein Linienschiff seine Schnelligkeit und seine Ausdauer sind, „seine vornehmste und am besten durchgebildete Eigentümlichkeit soll die Kampfkraft sein". Ich beschränke mich darauf, unsere Linienschiffe nach dieser ihrer wichtigsten Eigenschaft zu charakterisieren.

Die Schiffe der Sachsenklasse sind Zitadellschiffe. Auf ihrer Mitte tragen sie eine flache Burg aus Stahl, in der in gesicherten Ständen die Geschütze aufgestellt sind.

Die Panzerung umfaßt den Kommandoturm, die Geschützburg, die Seiten des Schiffs, soweit die Burg reicht, und das Panzerdeck. Unter dem Panzerdeck darf man sich jedoch nicht die obere Fläche des Schiffs vorstellen, sondern eine darunter im Innern des Schiffs liegende, deckelartig die wichtigsten Teile des Schiffs, die Maschinen und Munitionskammern, nach oben abschließende, früher an die obere (┌┐), neuerdings an die untere (└┘) Kante des Seitenpanzerstreifens sich fügende, von den Schornsteinen, Ventilatoren, gepanzerten Munitionsschächten, Einsteigluken und Signalleitungen durchbrochene Panzerschale. Dieses Panzerdeck hat bei den Schiffen der Sachsenklasse eine größte Stärke von 75 Millimetern, der Kommandoturm, das „Hirn des Schiffes", hat eine Schale von 200 Millimetern Stärke, die Panzerplatten der Geschützburg sind 250 Millimeter dick und in der Länge der Burg sind die Schiffswände durch einen 406 Millimeter starken Panzer geschützt. Die Vorder- und Hinterseite der Schiffe, Bug und Heck, sind nicht gepanzert. Die Panzerung besteht in Stahlplatten, die auf Schmiedeeisen aufgewalzt sind, sogenannten Verbundplatten. Diese Platten vereinigen die Härte des Stahls mit der Zähigkeit des Schmiedeeisens.

Die Burg ist stark, aber die in dem beschränkten Raume aufgestellte Artillerie nur schwach: sechs gewöhnliche, d. h. nicht zum Schnelladen eingerichtete 26 cm-Geschütze, acht 8,8 cm-Schnellladekanonen, sechzehn Maschinenkanonen und -Gewehre, am Bug, am Heck und an den Seiten zusammen sechs Torpedolanzierrohre. Daher ist die Kampfkraft dieser Schiffe nur gering. Dennoch werden die Schiffe „Sachsen", „Bayern" und „Württemberg", obwohl sie auch die durch das Flottengesetz von 1900 für die Linienschiffe festgesetzte Altersgrenze von 25 Jahren überschritten haben, noch in der Liste der Linienschiffe geführt, da die Altersgrenze nur um kurze Zeit überschritten ist, ihr Schwesterschiff

„Baden" noch mitgerechnet werden muß und Ersatzbauten noch nicht begonnen sind.

Auch das Linienschiff „Oldenburg" ist ein Zitadellschiff. Die Verbundplatten, die sein Deck schützen, sind 30 Millimeter stark, der Panzer der Burg mißt 200, der des Kommandoturms 50 und der das Schiff ganz umfassende Gürtelpanzer 300 Millimeter. Die Artillerie ist noch schwächer als bei der Sachsenklasse: acht gewöhnliche 24 cm-Geschütze, zwei 8,7 cm-Schnelladekanonen, sechs 5,0 cm-Schnelladekanonen, sieben Maschinengewehre und vier Torpedolanzierrohre. Der Gefechtswert dieses Schiffs ist sehr gering.

Auf den Schiffen der Brandenburgklasse sind die Geschütze über den ganzen Schiffskörper verteilt. Die schwere Artillerie ist in Türmen untergebracht, die mittlere in einer Panzerkasematte oder auch in Türmen, die leichte ist über das ganze Schiff zerstreut und meist mit Panzerschilden gedeckt. Man nennt diese Schiffe, obwohl auch bei ihnen ein Teil der Artillerie in geschützten Kasematten aufgestellt ist, nach den Türmen, die ihre schweren Geschütze bergen, Turmschiffe. Die Schiffe dieser Klasse haben einen das ganze Schiff umfassenden Panzergürtel von 400 Millimeter Dicke in der Wasserlinie, ihre Kommando- und Geschütztürme sind durch einen Panzer von 300 Millimetern, die Kasematten der mittlern Artillerie durch eine 40 Millimeter dicke Panzerschale geschützt. Die größte Stärke des Panzerdecks beträgt 65 Millimeter. Die Artillerie der Brandenburgklasse besteht aus sechs gewöhnlichen 28 cm-Geschützen, sechs Schnelladekanonen von 10,5 cm, acht von 8,8 cm Kaliber, zwanzig Maschinenkanonen und -Gewehren und sechs Torpedolanzierrohren.

Der Panzer der Schiffe „Brandenburg" und „Wörth" besteht noch in Verbundplatten. „Weißenburg" und „Kurfürst Friedrich Wilhelm" haben eine Panzerung aus Stahlplatten, die nach dem Harveyschen Verfahren gehärtet sind und an Widerstandskraft weit über den Verbundplatten stehen, wenn sie auch die Härte der Kruppschen Platten nicht erreichen.

Die Schiffe der Brandenburgklasse sind besonders in der Panzerung nicht mehr ganz vollwertig, obwohl sie an Gefechtswert die älteren Linienschiffe bedeutend übertreffen.

Der weite Abstand, der die Schiffe der nächsten, der Kaiserklasse, nach ihrer Kampfkraft von der Brandenburgklasse trennt, ist zunächst in der Stärke ihres Panzers begründet. Die Widerstandsfähigkeit der Nickelstahlplatten, womit die Kaiserklasse gepanzert ist, ergibt sich am deutlichsten aus folgendem Verhältnisse: 100 Millimeter starke Kruppsche Nickelstahlplatten sind gleich widerstandsfähig wie 125 Millimeter starke Harvey-, 200 Millimeter starke Verbund- und 300 Millimeter starke Schmiedeeisenplatten. Zu dieser mächtigen Wappnung kommt eine mächtige moderne Artillerie: Vier 24 cm-Schnelladekanonen als schwere, achtzehn 15 cm-Schnelladekanonen als mittlere und zwölf 8,8 cm-Schnelladekanonen, zwanzig Maschinenkanonen und -Gewehre als leichte Artillerie, außerdem sechs Torpedolanzierrohre.

Diese Artillerie ist in Panzertürmen, Panzerkasematten und hinter Schilden über das Schiff verteilt. Der Gürtelpanzer umfaßt nicht das ganze Schiff, er endigt beim Heckturm. Die beiden Seitenpanzerstrecken werden hier durch eine das Schiff senkrecht durchziehende Panzerwand verbunden. Die Widerstandskraft des Kruppschen Nickelstahls erlaubte eine Herabsetzung der Dicke des Panzers. Trotz ihrer geringern Dicke ist die Panzerung der Kaiserklasse stärker als die der Brandenburgklasse.

Weitere Fortschritte in der Herstellung des Nickelstahls ermöglichten bei den Schiffen der Wittelsbachklasse eine weitere Herabsetzung der Panzerdicke und eine Vergrößerung der Panzerfläche ohne Gewichtserhöhung.

Zwischen den beiden die schwere Artillerie enthaltenden Panzertürmen erstreckt sich die gepanzerte Zitadelle mit der mittleren Artillerie. Auf dem Oberdeck ist die leichte Artillerie hinter Schilden aufgestellt. Die schwere Bestückung besteht aus vier 24 cm-Schnelladekanonen, die mittlere aus achtzehn 15 cm-Schnelladekanonen, die leichte aus zwölf 8,8 cm-Schnelladekanonen und zwanzig Maschinenkanonen und Gewehren. Außerdem sind die Schiffe mit sechs Torpedolanzierrohren ausgerüstet.

Die Kampfkraft der sich an die Wittelsbachklasse anschließenden Braunschweigklasse, von der bis jetzt vier Schiffe im Bau befindlich sind, wird durch die Verwendung größerer Kaliber der schweren und mittlern Artillerie wieder gesteigert werden. Die Schiffe werden in ihren beiden Haupttürmen je zwei 28 cm-Schnelladekanonen führen, ihre mittlere Artillerie wird in vierzehn 17 cm-Schnelladekanonen, ihre leichte in zwölf 8,8 cm-Schnelladekanonen und zwanzig Maschinenkanonen und -Gewehren, ihre Torpedoausrüstung in sechs Lanzierrohren bestehen. Diese Artillerie wird wie bei der Wittelsbachklasse in einer von den beiden Haupttürmen begrenzten Zitadelle untergebracht, doch sind die Kasematten dieser Zitadelle von größerer Länge als bei der Wittelsbachklasse, sodaß sie fast die beiden Türme verbinden. Der Gürtelpanzer, der das ganze Schiff in der Wasserlinie umfaßt, ist von der gleichen Stärke wie bei der Wittelsbachklasse, doch sind die Türme der schweren Artillerie und der Kommandoturm stärker gepanzert als bei jener. Auch das Panzerdeck ist stärker.

Die zwischen 1889 und 1895 erbauten acht Küstenpanzerschiffe „Siegfried", „Beowulf", „Frithjof", „Hildebrand", „Heimdall", „Hagen", „Odin" und „Aegir" sind 1899 bis 1903 um 8,4 Meter verlängert und modernisiert worden. Sie haben mit Ausnahme des „Odin" und des „Aegir" einen vollen Gürtelpanzer aus Nickelstahl, ihre schwere Artillerie steht in zwei gepanzerten Türmen am Bug und am Heck, ihr Kommandoturm ist ebenfalls gepanzert. Ihre leichte Artillerie — eine mittlere haben sie nicht — steht hinter Schilden auf dem Oberdeck. An schweren Geschützen führen sie drei gewöhnliche 24 cm-Kanonen, zwei im Bug-, eine im Heckturm, an leichten zehn 8,8 cm-Schnelladekanonen, außerdem zehn Maschinenkanonen und -Gewehre und vier Torpedolanzierrohre.

Diese Schiffe können infolge ihres auch nach der Verlängerung noch nicht zum Dienste auf hoher See genügenden Kohlenfassungsvermögens die Linienschiffe nur in den heimischen Gewässern unterstützen und wegen ihrer schwachen Artillerie nicht entfernt als ebenbürtige Gegner moderner Schlachtschiffe gelten.

Die veralteten Schiffe der Sachsenklasse und das gleichfalls veraltete, kleine, schwach gepanzerte und schwach bestückte „Linienschiff" „Oldenburg" können abgesehen von ihrer geringen Kampfkraft schon deswegen nicht als vollwertige Schlachtschiffe gerechnet werden, weil sie infolge ihrer geringen Geschwindigkeit mit den Schiffen der Brandenburg-, Kaiser- und Wittelsbachklasse nicht einmal auf See marschieren können. Sie würden diese lediglich in ihrer Beweglichkeit hindern und damit die Verwendbarkeit der Flotte beeinträchtigen. Denn die „Oldenburg" hat 13,5, die Sachsenklasse 15,0, die Brandenburgklasse 17,0, die Kaiserklasse 17,5—18,0, die Wittelsbachklasse 18,0—18,1 Knoten Geschwindigkeit. Ein Knoten oder eine Seemeile mißt 1852 Meter.

Darnach ergeben sich als unser Bestand an vollwertigen Linienschiffen die vier Schiffe der Brandenburgklasse, die fünf der Kaiserklasse, die fünf der Wittelsbachklasse und die zwei im Herbste fertigwerdenden der Braunschweigklasse, insgesamt sechzehn.

Diese sechzehn Schiffe stellen zur See unsre „mobile Armee" dar, die Sachsenklasse, die „Oldenburg" und die Küstenpanzer, zusammen dreizehn Schiffe, können nach ihrer physischen Leistungsfähigkeit etwa als „Landsturm" betrachtet werden.

Wie die wichtigste Eigenschaft der Linienschiffe ihre offensive und defensive Kampfkraft ist, so bemißt sich der Wert eines Kreuzers in erster Linie nach seiner Schnelligkeit und Ausdauer, die durch die Schiffsform, die Schwere der Panzerung und Bestückung, die Maschinenkraft und die Größe der Kohlenräume, der Bunker, bestimmt werden. Erst in zweiter Linie kommt die Kampfkraft. Denn für die Lösung der Aufgaben eines Kreuzers im Aufklärungsdienst ist Geschwindigkeit die wichtigste Eigenschaft. Er bedarf also starker Maschinen. Damit er aber eine weite Strecke zurücklegen und auf Vorposten lange die See halten kann, ohne daß er seinen Kohlenvorrat ergänzen muß, sollen seine Maschinen nicht nur stark sondern auch sparsam und seine Kohlenbunker geräumig sein. Er bedarf ferner, um den Feind möglichst bald erspähen zu können, des Vorteils, den dem Meldereiter des Landheeres der Pferderücken gibt: er muß hoch über die Meeresfläche aufragen. Natürlich muß er auch sehr seetüchtig sein. Da ihn der Aufklärungsdienst im Verbande der Schlachtflotte und die Vertretung der vaterländischen Interessen im Auslande mit feindlichen Patrouillenschiffen zusammenführen und einer Landartillerie gegenüberstellen kann, bedarf er einer bedeutenden offensiven und defensiven Kampfkraft, also eines starken Panzers und einer mächtigen Artillerie. Endlich ist er berufen, neben den Linienschiffen in der Schlacht zu kämpfen. Kreuzer, die all diesen Anforderungen gewachsen sind, haben wir bis jetzt nur fünf in unserer Flotte: die Panzerkreuzer „Fürst Bismarck", „Prinz Heinrich", „Prinz Adalbert", „Prinz Friedrich Karl" und „Roon". Der jüngste, „Yorck", ist erst am 14. Mai vom Stapel gelaufen. Sie haben alle einen Gürtelpanzer in der Wasserlinie, der allerdings bedeutend schwächer ist als bei den Linienschiffen. Darüber reiht sich bei allen mit Ausnahme des „Fürst Bismarck" ein zweiter Panzerstreifen an, die Zitadelle. Das nächste Stockwerk bilden gepanzerte Kasematten. Wie bei den Linienschiffen wächst bei den Kreuzern vom „Prinz Heinrich" zum „Prinz Adalbert" und „Prinz Friedrich Karl" und zum „Roon" die Zitadellpanzerung, der oben an den Gürtelpanzer sich anschließende Panzerstreifen, bis sie vom Bugturm zum Heckturm reicht. Die Zitadellpanzerung hat den Zweck, die Kasematte vor dem Unterschossenwerden zu bewahren. Beim „Fürst Bismarck"

reiht sich an den Gürtelpanzer eine ungepanzerte Etage und an diese die gepanzerte Kasematte. Diese Panzeranordnung ist aufgegeben worden, weil die Geschosse, die durch die Panzerlücke zwischen dem Gürtel und der Kasematte eindringen, die Artillerie der Kasematte schwer gefährden.

Wie die übrige Panzerung sind auch das Panzerdeck und die Türme bei den Kreuzern schwächer als bei den Linienschiffen.

Die Panzerkreuzer haben weniger Geschütze als die Linienschiffe, im Kaliber wird die schwere und mittlere Artillerie der neuen Kreuzer „Prinz Adalbert", „Prinz Friedrich Karl" und „Roon" von den entsprechenden Geschützen der Linienschiffe übertroffen.

Der Kreuzertyp, den man als große geschützte Kreuzer bezeichnet, hat in seinem ältesten Repräsentanten, der „Kaiserin Augusta", außer der Panzerung des Kommandoturms keine Panzerschale, nur ein starkes Panzerdeck. Die Panzerung wird einigermaßen ersetzt durch einen in der Wasserlinie das Schiff entlang laufenden sogenannten Korkdamm, d. h. einen unter der Außenhaut befindlichen Gürtel von Korkspänen mit Leim, die beim Eintritt von Wasser infolge einer Verletzung der Außenhaut aufquellen, das Leck schließen und die Schwimmfähigkeit erhalten. Die „Kaiserin Augusta" ist ein sehr schnelles Schiff, aber sie entbehrt der schweren Artillerie ganz und die Stückzahl ihrer leichten ist nicht groß

Bei der nächsten aus den Jahren 1897 und 1898 stammenden Gruppe geschützter Kreuzer, den Schiffen „Viktoria Louise", „Hertha", „Freya", „Vineta", „Hansa", ist die schwere und die mittlere Artillerie in Panzertürmen und Kasematten geborgen, der Kommandoturm und die Munitionsschächte sind gepanzert und ein Panzerdeck schützt die Maschinen und die Munition. Ein Panzergürtel fehlt den Schiffen, dafür haben auch sie einen Korkdamm. Die Bestückung ist stärker als bei der „Kaiserin Augusta", 21 cm-Schnellladekanonen bilden die schwere Artillerie, die leichte ist bedeutend verstärkt.

Der Herthatyp wird nicht durch Neubauten vermehrt, seine Kampfkraft, seine Geschwindigkeit und sein Kohlenfassungsvermögen sind zu sehr überholt. Die Herthakreuzer fassen nur so viel Kohlen wie unsere neuesten kleinen Kreuzer, 800 Tonnen, und ihre Schnelligkeit beträgt nur 18 Knoten.

Nun kommt bunt von Namen die Reihe kleiner geschützter Kreuzer, der sich bald Münchens Patenkind zugesellen wird. Die kleinen geschützten Kreuzer haben eine Wasserverdrängung von 2000 bis 5500 Tonnen. Die Reihe wird gebildet von den Schiffen „Prinzeß Wilhelm" (1887), „Irene" (1888); „Gefion" (1893); „Gazelle" (1898), „Niobe" (1899); „Nymphe" (1899), „Thetis" (1900), „Ariadne" (1900), „Amazone" (1900), „Medusa" (1900); „Frauenlob" (1902), „Arkona" (1902), „Undine" (1902). Die Schiffe der Bremenklasse, „Bremen", „Hamburg", „Berlin", „Lübeck", „München", sind noch nicht fertig

Der Panzerschutz der kleinen geschützten Kreuzer besteht in der Panzerung des Kommandoturms und im Panzerdeck. Bei der Nympheklasse sind die Kohlenbunker zur Sicherung der wichtigsten Schiffsteile verwendet. Schwere Geschütze führen die Schiffe nicht, doch sind sie mit mittlerer und leichter Artillerie, Maschinengewehren und Torpedolanzierrohren stark gerüstet. Ihre Schnelligkeit schreitet von 18 Knoten („Prinzeß Wilhelm") zu 22 Knoten (Bremenklasse) vor.

Kleinere geschützte Kreuzer mit noch schwächerem Deck- und Kommandoturmpanzer und noch schwächerer, nur aus leichten Geschützen bestehender Bestückung sind die Schiffe „Comet" (1892) und „Hela" (1895). Sie fassen nur 120 und 500 Tonnen Kohlen, laufen aber 20 und 19,5 Knoten.

Ganz ohne Panzerschutz sind die kleinen Kreuzer „Bussard" (1890), „Falke" (1891); „Condor" (1892), „Cormoran" (1892), „Seeadler" (1892); „Geier" (1894). Sie haben eine ziemlich starke mittlere Artillerie, acht 10,5 cm-Schnellladekanonen, dazu Maschinenkanonen und -Gewehre und Torpedolanzierrohre, aber sie laufen nur 15,0 bis 16,0 Knoten und fassen nur 300 Tonnen Kohlen.

Noch kleiner und schwächer bewehrt sind die Iltis-, Tiger- und Panthersippe, die Kanonenboote „Iltis" (1898), „Jaguar" (1898); „Tiger" (1899), „Luchs" (1899), „Panther" (1901), „Eber" (1903). Die Iltisklasse führt nur vier 8,8 cm-Schnellladekanonen, sechs 3,7 cm-Maschinenkanonen und zwei Maschinengewehre, aber das Typschiff hat eine bedeutende, allerdings mehr in seiner Bemannung als in seiner Ausrüstung begründete Kampfkraft bei Taku am 17. Juni 1900 bewiesen. Die Schnelligkeit dieser Schiffe ist gering, sie beträgt nur 13 und 13,5 Knoten.

Die schwach bewehrten und mit Ausnahme des am Kommandoturm und in der Wasserlinie schwach gepanzerten „Tsingtau" ganz ungeschützten Flußkanonenboote „Schamien", „Vorwärts", „Vaterland" und „Tsingtau" sind eher Teile der Landartillerie als der Flotte.

Während den Kreuzern der Kriegsflotte eine mehr oder minder große Kampfkraft eigen ist, beschränkt sich die Verwendung der sogenannten Hilfskreuzer auf die Ausnützung ihrer Schnelligkeit.

Unter Hilfskreuzern versteht man Dampfer der Handelsflotte, welche vermöge ihrer großen Geschwindigkeit im Kriege aushilfsweise einzelne Aufgaben der Kreuzer, wie den Melde- und Nachrichtendienst übernehmen können. Sie erhalten im Kriege eine leichte Wehr von Schnellladegeschützen und Maschinenkanonen. Einen wirklichen Kreuzer können sie nicht ersetzen, ebenso wenig können sie sich mit einem modernen Kreuzer in ein Gefecht einlassen. Sie sind nur zum Nachrichten- und Aufklärungsdienst, zum Kampfe gegen ihresgleichen und zum Kapern feindlicher Handelsschiffe verwendbar.

Als Hilfskreuzer stehen unserer Marine fünf Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyds mit Geschwindigkeiten von 18,0 bis 24,0 Knoten und vier Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie mit Geschwindigkeiten von 18,5 bis 23,5 Knoten zur Verfügung, ferner 17 weniger schnelle Dampfer dieser Schiffahrtsgesellschaften mit Geschwindigkeiten von 15 bis 17 Knoten, zusammen also 26 Schiffe. Die Reedereien stellen diese Schiffe im Kriegsfalle freiwillig in den Dienst des Vaterlandes. Sie erhalten keine Subvention, obwohl schon beim Bau der Schiffe auf die künftige Verwendung als Hilfskreuzer Rücksicht genommen werden muß.

Die Torpedowaffe wird von 132 Schiffen unserer Marine als Hauptwaffe geführt. Davon haben 53 eine Wasserverdrängung von mehr als 200 Tonnen. Dies sind die aus den Jahren 1887 bis 1898 stammenden Divisions-(D-)Boote 1 bis 10, der Torpedobootszerstörer „Taku" (1898), ein eroberter Chinese, der früher „Hai Jing" hieß, 24 große nach der Werft benannte S-(Schichau-)Boote S 90—107 und 114—119 (1899 bis 1903), 6 große G-(Germaniawerft-)Boote, G 108—113 (1901 bis 1902.) Die ältesten D-Boote laufen 21,6 Knoten, „Taku" und die zwölf jüngsten großen G- und S-Boote 30 Knoten. „Taku" ist mit sechs 4,7 cm Schnellladekanonen und zwei Torpedolanzierrohren bewaffnet, die D- und die großen G- und S-Boote mit 3 cm-Schnellladekanonen und drei Torpedolanzierrohren. S 97, nach Odins Roß „Sleipner" genannt, hat den Kaiser in den letzten Jahren auf seinen Fahrten als Depeschenboot begleitet. — Diese 41 große Torpedoboote entsprechen den Torpedojägern oder Zerstörern anderer Marinen.

An kleinen Torpedobooten von 80 bis 200 Tonnen haben wir 79. Das Verzeichnis dieser nur mit Nummern benannten S- und G-Boote weist seltsame Nummernsprünge auf, an S 25 schließt sich S 27 an, an S 40 S 43. Diese Lücken sind die Spuren schmerzlicher Verluste, die unser Torpedobootsbestand im Friedensdienste erlitten hat. Die Listen der namentragenden Schiffe weisen auch Lücken auf, noch viel schmerzlichere, aber sie klaffen nicht so wie die Zahlen S 25—S 27, S 41—S 43, und bisweilen sind junge, kraftvolle Namenserben an die Stelle der verlorenen Schiffe getreten, so „Kurfürst Friedrich Wilhelm", „Kaiserin Auguste", „Iltis", „Frauenlob" — „sie aber wollen noch viel braver sein".

Die sechs ganz ungeschützten „schwimmenden Gymnasien" und die anderen Schulschiffe übergehe ich, obwohl einige von ihnen dem Vaterlande im Auslandsdienste mit einem hohen Einsatz jungen Blutes schon Panzerkreuzer ersetzt haben. Ebenso lasse ich die beiden kaiserlichen Jachten, die drei Vermessungsfahrzeuge, das Stationsschiff in Konstantinopel, die beiden Transportschiffe und die Hafenschiffe, zu denen vor kurzem die veralteten großen und kleinen Kreuzer „König Wilhelm", „Kaiser", „Deutschland", „Merkur", „Alexandrine", „Meteor" und „Zieten" getreten sind, außer Rechnung. Sie sind ohne Gefechtswert.

Der κατάλογος νεῶν ist ohnehin ermüdend lang geworden. Das Schlußwort überlasse ich Lockroy. Er sagt in der Einleitung zu seinen Briefen über das deutsche Seewesen: „Das planmäßige Verfahren Deutschlands bei der Gründung seiner Flotte gleicht dem, welches bei der Bildung des Landheeres angenommen wurde. Da findet man denselben offenen, klaren Blick, denselben unbeugsamen, auf Erreichung des Zieles gerichteten Willen, dieselbe Sorge für den allgemeinen Nutzen, dem mitleidlos die Sonderinteressen geopfert werden, dieselbe vorgefaßte Meinung, man dürfe nichts dem Zufall überlassen; mit demselben Starrsinn werden nach jeder Richtung hin Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Sorgfalt auch in Kleinigkeiten ist ebenso peinlich, mit einem Worte: auch in der Flotte werden die wichtigen Grundgedanken, die im Kriege wie im Frieden bei allen militärischen Unternehmungen vorwalten müssen, mit gleicher Strenge durchgeführt. — Keine lebendige Kraft im Lande ist dabei gelähmt oder gar aufgehoben worden. — Und der Teil der Staatsausgaben, den das Land für die Marine bewilligte, hat, ohne daß dabei auch nur ein Pfennig verloren gegangen wäre, lediglich dem Machtzuwachs, der Vergrößerung der Kräfte gedient".

Internationale Syndikatsbildung.

Von
H. Osel, Mitglied des Reichstags.

Ich habe an anderer Stelle schon des öfteren mit dem Kartellwesen mich eingehender befaßt und dabei der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Zölle zwar die inländische Kartellbildung unter Umständen zu fördern geeignet sind, aber anderseits als ein vorzügliches Mittel erscheinen, den internationalen Bestrebungen nach Syndizierung vorzubeugen. Daß dieselben ganz ausgeschaltet werden können, ist ja nie behauptet worden; allein nachgerade mehren sich die Zeichen, daß auch die hemmende Wirkung Einbuße erleidet.

Der internationale Schiffahrtstrust hat zwar mit den Zöllen nichts zu tun, er ist aber zu erwähnen der Vollständigkeit des Bildes wegen. Dagegen muß ich auf die internationalen Abmachungen der Zement- und Elektrizitätsindustrie hinweisen. Hinsichtlich der letzteren sind erst in neuester Zeit Versuche zur Erweiterung des Ringes gemacht worden. Bisher sind engere Beziehungen zwischen der Allg. Elektrizitätsgesellschaft und der General Electric Co. hergestellt. Nun hat ein Vertreter der amerikanischen Westinghouse-Elektrizitätsgesellschaft in Berlin Besprechungen mit leitenden Persönlichkeiten der beiden dortigen Elektrizitätsgesellschaften gehabt. Bei dieser Gelegenheit ist nach dem „Berliner Tagblatt" (Nr. 142) die Herstellung engerer Verbindungen zwischen den Siemens-Schuckert-Werken und der amerikanischen Westinghouse-Gesellschaft angeregt worden. Das würde nach Ansicht von Fachleuten die Folge haben, daß einerseits die Möglichkeit einer amerikanischen Konkurrenz gänzlich beseitigt und anderseits der Austausch von Erfindungen u. dgl. zwischen der deutschen und amerikanischen Industrie vervollständigt würde.

Als allerneueste Erscheinung der internationalen Syndikatsbildung folgt jetzt wohl die Eisenindustrie. So sind zwischen der österreichischen und der deutschen oberschlesischen Eisenindustrie für Bleche, Walz- und Gußröhren Abkommen geschlossen worden. Neuerdings hat sich ferner der amerikanische Steel trust mit der Anregung einer Verständigung an den deutschen Stahlwerksverband gewendet, der seinerseits bereits mit der Konkurrenz in England, Belgien und Frankreich in Fühlung ist. Für Drahtstifte sind deutsch-amerikanische Abmachungen schon perfekt. Somit ist die internationale Regelung der Eisenexportverhältnisse im schönsten Zug. Das deutsche „Zentralblatt der Walzwerke" schreibt zwar von der Unnötigkeit der deutsch-amerikanischen Stahlwerkverständigung: „Daß Amerika sein eigenes Gebiet dem deutschen Stahlexport eröffnen sollte . . . ist ausgeschlossen. Daß es seinen versuchten Export nach Deutschland einstellt, ist mehr oder minder gleichgültig. Derselbe hat keine irgendwie besonders erregende Dimensionen angenommen, und wenn auch ein Anlauf für größere Sendungen nach Europa genommen wurde, so ist doch die ganze Aktion spurlos in den Sand verlaufen . . . Die Tage der Furcht vor der „amerikanischen Gefahr" sind wohl vorbei." Allein es will doch mehr den Eindruck machen, als ob mit solchen Stimmungsbildern bloß ein besseres Geschäft bei dem künftigen Zusammenschluß erreicht werden will.

Die internationale Kartellbildung ist also im Fortschreiten und erfordert aufmerksame Beobachtung. An sich ist darin nicht ohne weiteres etwas Bedenkliches zu sehen. Insoweit es sich um Begrenzung der Absatzgebiete und Preisregulierungen handelt, die zur Erhaltung der Industrie nötig sind, ist das sowohl im Interesse der Arbeiter dieser Industrie als im Interesse des Staates und nicht zum Schaden der Konsumtion. Allein Monopolisierungsbestrebungen mit Monopolpreisen sind nicht zulässig. Zunächst wird ja wohl die Ungewißheit der Höhe der kommenden Zölle als Bremse wirken, allein vielleicht wäre es angezeigt, die geplante Kartellgesetzgebung nicht mehr allzulange hinauszuschieben, um sowohl seitens des Landes als der betreffenden Industrien vor unangenehmen Ueberraschungen geschützt zu sein. Bei der fleißigen Arbeit der Kartellkommission muß bei aller Sprödigkeit des Materials immerhin schon genügend Unterlage vorhanden sein.

Matrikularbeiträge, Ueberweisungen und Budgetrecht.

Von
Unterstaatssekretär z. D. Prof. Dr. Georg von Mayr.

Diese Zeilen sollen einige ergänzende Bemerkungen zu den von mir in Nr. 5 und 7 dieser Blätter erörterten Fragen bilden, Fragen, die im nunmehr abgeschlossenen ersten Akt der Reichsfinanzreform im Vordergrunde der finanzpolitischen und allgemein politischen Erörterungen standen. Ich wähle hierzu eine rein sachliche Ueberschrift, während ich nach dem temperamentvollen Aufsatze des Herrn Reichstagsabgeordneten Müller-Fulda in Nr. 8 der „Allgem. Rundschau" vielleicht eine gewisse Berechtigung hätte, anders zu verfahren. Es widerstrebt mir aber, dem Persönlichen auf einem Gebiet der Erörterung, das sachlich so Bedeutsames in sich schließt, Zutritt zu gewähren. Ich gehe deshalb nur auf des geehrten Herrn Gegners sachliche Einwendungen mit einer einzigen Ausnahme ein. Es liegt mir nämlich daran, ausdrücklich noch festzustellen, da dies nach dem Aufsatze des Herrn Abgeordneten Müller als zweifelhaft angesehen werden könnte, daß es mir durchaus ferne lag zu bestreiten, daß Herr Oberzollrat Speck berufen gewesen sei, über das Thema der Reichsfinanzreform zu schreiben. Im Gegenteil habe ich dies als so selbstverständlich erachtet, daß ich nicht noch Anlaß genommen habe, es in meinen Aufsätzen besonders zu betonen; nach den Ausführungen des Herrn Abgeordneten Müller aber liegt mir allerdings daran, noch ausdrücklich und, wie ich annehmen darf, zugleich im Namen des gesamten Leserkreises dieser Blätter, Herrn Speck den besten Dank dafür zum Ausdruck zu bringen, daß er die verwickelten Fragen der Reichsfinanzreform in so überaus sachkundiger Weise dargelegt hat. Das hindert natürlich nicht, daß bei der Würdigung des zur Darstellung gebrachten Tatsächlichen sich erhebliche Verschiedenheiten der Auffassung ergeben können. Die Darlegung solcher Verschiedenheiten bietet für den Leser, der sich gründlich orientieren will, erwünschtes Material der Information und Beurteilung. In diesem Sinne hielt ich es für richtig, anknüpfend an die Speckschen Ausführungen, einige wichtige Fragen auch noch in anderer Beleuchtung den Lesern dieser Blätter vorzuführen. Dadurch, daß nun auch Herr Abgeordneter Müller-Fulda — der gleichfalls vollauf berufen erscheint, in dieser Frage mitzusprechen — das Wort ergreift, hat die Diskussion an Lebhaftigkeit gewonnen und das Material, das den Lesern der „Allg. Rundschau" zur Bildung eines eigenen Urteils unterbreitet ist, erscheint hierdurch dankenswert vermehrt. Immerhin aber bedürfen meines Erachtens die sachlichen Einwendungen, die Hr. Müller gegen meine Darlegungen vorbringt, noch einer Erwiderung, wenn dem Leser ein tatsächlich erschöpfendes Material zur Entschließung über die Stellungnahme zu gewissen Grundfragen der Ausgestaltung und Verbesserung des Reichshaushalts zur Verfügung stehen soll. Es mögen mir deshalb nachstehende sachliche Gegenausführungen zu dem Aufsatz des Hrn. Reichstagsabg. Müller-Fulda über Reichsfinanzreform, Matrikularbeiträge und clausula Franckenstein in Nr. 8 der „Allg. Rundschau" gestattet sein.

Was zunächst das im Reichshaushalt durch die im Jahre 1879 eingeführten Ueberweisungen wesentlich modifizierte System der Matrikularbeiträge und die den Matrikularbeiträgen überhaupt und insbesondere seit jener Zeit beizumessende Bedeutung anlangt, so meint Herr Müller, ich ginge von der — wie er weiter beifügt, vermutlich den Motiven zur Stengelschen Vorlage entnommenen — Idee aus, die clausula Franckenstein habe den Zweck gehabt, einen beweglichen Faktor in Höhe von nur etwa 40 Millionen bei den Einnahmen des Reichs zu schaffen und diesen Betrag für alle Zeiten als ausreichend zur Sicherung der konstitutionellen Garantien angesehen. Ich bedauere sehr, diese Idee in meinen Ausführungen nicht finden zu können. Ich habe in so einfacher Weise das Problem der Bedeutung der Matrikularbeiträge keineswegs zu erledigen versucht, sondern habe mich bemüht, den Lesern dieser Blätter in eingehender Weise sowohl die finanzrechtliche als die parlamentarisch-politische Seite der Frage vorzutragen. Finanzrechtlich sind — darüber ist nun einmal bei allem Bemühen nicht hinauszukommen — die Matrikularbeiträge trotz der besonderen Konjunktur beim Abschluß des Reichshaushalts für 1904, auf die ich sogleich zu sprechen komme und die auf den ersten Blick zu einer anderen Meinung verführen könnte — die kalkulatorisch von selbst sich ergebende Reserve der ordentlichen Einnahmen. Die Ausübung eines materiellen Bewilligungsrechtes der gesetzgebenden Faktoren kann dabei absolut nicht bewirkt werden, da tatsächlich, wenn überhaupt, nachdem sonst alles geregelt ist, ein Etat zustande gebracht werden soll, das was über die Höhe der Matrikularbeiträge kalkulatorisch sich ergibt, zahlenmäßig in die entsprechende Rubrik des Haushaltsplanes einzutragen ist. Eine Ablehnung dieses Betrages wäre einfach Ob-

struktion. Das hindert aber nicht, daß dieselbe Einrichtung, deren finanzrechtliches Wesen durchaus klar und einfach ist, nicht ohne Hereinspielen von nicht genau wägbaren Empfindungen, Vorstellungen und Erwartungen — also recht eigentlich von Imponderabilien — parlamentarisch-politisch einer besonderen Wertung unterzogen wird, indem man einerseits — und dies jedenfalls noch am ehesten zu Recht — in dem Bestand der Matrikularbeiträge einen Ausdruck des föderativen Prinzips und darüber hinaus — allerdings ohne Anhalt an irgend einer Verfassungsbestimmung — in der zahlenmäßigen Schlußfeststellung der Matrikularbeiträge im Haushaltsplan die Geltendmachung eines Einnahmebewilligungsrechts erblickt. Mir persönlich steht es durchaus fest, daß bezüglich der Matrikularbeiträge ein Einnahmebewilligungsrecht nicht besteht; ist man bei der Feststellung des Haushalts im Reichstag einmal so weit, daß alles andere erledigt ist und nur noch die Matrikularbeiträge einzusetzen sind, so ist es mit dem freien Willen des gesetzgebenden Faktors zu Ende; früher aber als alle anderen Ausgaben und Einnahmen feststehen, kann und darf über die Höhe der Matrikularbeiträge nichts beschlossen werden. Den Gegenbeweis, den Herr Reichstagsabgeordneter Müller aus den Vorgängen beim jüngsten Etatsabschluß für 1904 abzuleiten sucht, vermag ich als gelungen nicht anzusehen. Der ganze Vorgang, der schließlich zu einer Erhöhung der ungedeckten Matrikularbeiträge geführt hatte, beruhte nicht auf einem hinsichtlich der Matrikularbeiträge zur Geltung gebrachten Einnahmebewilligungsrecht, wonach irgendwie wahlweise verschiedene Matrikularbeitragssummen hätten festgesetzt werden können. Entscheidend war vielmehr die Geltendmachung des zweifellos bestehenden, von mir auch in Nr. 5 dieser Blätter hervorgehobenen besonderen Einnahmebewilligungsrechts in bezug auf Anleihen. Indem der Reichstag in betreff der Zuschußanleihe die Bewilligung in der Hauptsache versagte, bewirkte er zugleich das Hinaufschnellen der Matrikularbeitragssumme. Ausgeübt ist ein Einnahmebewilligungsrecht, aber n u r in betreff der Anleihe; das Hinaufschnellen der Matrikularbeitragssumme war eine kalkulatorische Notwendigkeit, hier war nichts mehr zu „bewilligen." Daß übrigens bei dieser besonderen Konjunktur der Bogen zu ungunsten der Bundesstaaten zu straff gespannt war, ist aus dem schließlichen Kompromiß ersichtlich, wonach die nahezu 17 Millionen Mark weiter den Bundesstaaten auferlegter Matrikularbeiträge in nur eventuell angedrohte, wie man sie wohl nennen könnte, umgewandelt worden sind.

Wenn ich nach meiner Ueberzeugung in der Festsetzung der Matrikularbeiträge die Ausübung eines Einnahmebewilligungsrechts nicht zu erkennen vermag, so habe ich doch meinerseits bei Befürwortung der Lex Stengel keineswegs die Annahme meiner Auffassung als Voraussetzung einer Billigung der Stengelschen Vorschläge bezeichnet, sondern habe ausdrücklich dargelegt, daß meines Erachtens auch vom Standpunkt des Parlamentariers, der die oben erwähnten Imponderabilien maßgebend auf sich wirken läßt, mit Rücksicht auf die im Stengelschen Vorschlag aufrechterhaltene immerhin erhebliche Ueberweisungssumme kein Bedenken obwalte, dem Gesetzentwurfe zuzustimmen. Dabei habe ich allerdings Anlaß genommen, darauf hinzuweisen, daß gerade Windthorst, wie aus einer von mir angeführten Aeußerung desselben mit logischer Notwendigkeit sich ergibt, auf eine übermäßig hohe Summe festzusetzender Matrikularbeiträge kein Gewicht legte. Ich vermisse in dem Müllerschen Aufsatze eine Widerlegung meiner einschlägigen Ausführungen. In der Bemerkung Herrn Müllers, Windthorst habe seinerzeit bei Verteidigung der clausula Franckenstein ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man nicht wissen könne, welche Höhe die künftigen Zolleinnahmen liefern würden, er schätze solche sehr hoch und deshalb wünsche er die Annahme der Klausel, ist keine Wiederlegung meiner Ausführung enthalten. Weisen doch gerade die von Herrn Müller angeführten Worte Windthorsts auf etwas hin, was in den Müllerschen Ausführungen nicht berührt ist, nämlich auf die Tatsache, daß bei der Einführung der Franckensteinschen Klausel in erster Linie und vor aller Rücksichtnahme auf „konstitutionelle Garantien" der Wunsch einer Beschneidung der effektiven Reichseinnahmen und zwar zu gunsten der einzelstaatlichen Finanzen maßgebend war, wie ich an anderem Orte, insbesondere in einem Aufsatze in der „Schlesischen Zeitung" (Nr. 85 und 88 von 1904), des näheren darzulegen versucht habe. Wenn das wirklich richtig wäre, was sich ergeben müßte, wenn die Müllerschen Ausführungen zutreffend wären, wenn nämlich wirklich die Wahrung der Rechte des deutschen Volks um so vollständiger wäre, je größer jährlich mittelst Aufrechterhaltung des Schiebesystems „Matrikularbeiträge und Ueberweisungen" der absolute Betrag der Matrikularbeiträge bestimmt würde, dann müßte man auch, und Herr Müller vor allem, das Kompromiß verwerfen, nach welchem nunmehr die Aufblähung des Reichshaushalts durch gedeckte Matrikularbeiträge einerseits und Ueberweisungen andererseits doch immerhin recht erheblich eingeschränkt worden ist. (Schluß folgt.)

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Galerie im Kriegstheater wird schon wieder ungeduldig. Es gibt einen Zwischenakt, der sich in die Länge zieht. Das Vorgehen der Japaner ist anscheinend ins Stocken geraten; dabei haben sie auch die Tücke des Kriegsglücks durch den Verlust eines großen und eines mittleren Schiffes erfahren müssen. Man braucht kein großer Stratege zu sein, um den Jubel der Russen über angebliche oder wirkliche Einzelerfolge bedenklich zu finden. In seltsamem Gegensatz zu den russischen Hurrahrufen steht die immer wiederkehrende Meldung, daß man im Hauptquartier Kuropatkins den Rückzug auf Charbin noch erwäge. In der Tat wäre es leicht möglich, daß die abwartende und teilweise zurückweichende Taktik der japanischen Hauptmacht die Einleitung zu einem großen Umfassungsmanöver bilde. Allem Anscheine nach sind die Russen geflissentlich in den Glauben versetzt worden, daß ihr rechter, südwestlicher Flügel besonders angefaßt werden solle. Für die Japaner wäre es aber viel wichtiger, wenn sie den linken Flügel der Russen nördlich umgehen und so die Hauptarmee des Gegners von Charbin und der sibirischen Bahn abschneiden könnten. Ein solches Manöver erfordert aber bei den weiten und schwierigen Wegen sehr viel Zeit und beträchtliche Massen. Unter der Voraussetzung eines solchen Planes erscheint auch die Tatsache verständlich, daß die Japaner ohne weiteres Niutschwang wieder den Russen überlassen haben. Je mehr sich letztere nach der Liaotunghalbinsel locken lassen, desto eher kann die nördliche Umfassung gelingen. Allerdings kann zu der Verlangsamung des japanischen Vorgehens auch die Notwendigkeit der Rückendeckung mitgewirkt haben. Die Russen lassen im Norden Koreas starke Streifkorps gegen die Linie Widschu-Söul vorstoßen. Die Deckung der Rückzugs- und Zufahrtlinie zu Lande ist eine Aufgabe, die um so schwieriger wird, je weiter die Japaner vorrücken. Ihre Zahl reicht nicht aus, um neben Korea auch noch die ganze riesige Mandschurei besetzt zu halten. Gerade deswegen drängt sich der japanischen Heeresleitung die Sedantaktik auf. Mit der Vertreibung der russischen Kräfte erreichen sie ihr Ziel nicht; sie müssen versuchen, sie zu umfassen und zu vernichten.

In Europa ist die Pfingstruhe und Festfreude nicht gestört worden, als nur hie und da durch das Wetter. Auf die rosarote Rede des österreichischen Ministers des Auswärtigen ist eine ähnliche Leistung des i t a l i e n i s c h e n Ministers gefolgt, die ebenfalls zur Beruhigung der friedensdurstigen Gemüter bestimmt war. Ein Uebriges tat nun noch König E d u a r d von England, indem er zur Kieler Woche dem kaiserlichen Neffen seinen Besuch ansagte. Das hat im Blätterwalde viel Rauschen verursacht, da die allwissenden Zeitungen neuerdings gerade den Gentleman-König von London als den rührigen Spinner von deutschfeindlichen Ränken hingestellt hatten. Nun wird tiefsinnig erörtert, inwieweit der Besuch des Königs Eduard die „Mißverständnisse", die zwischen Deutschland und England sich aufgetan, ausräumen könne und werde. Die Vorurteile gegen Deutschland, die in den englischen Volksmassen durch die Maßlosigkeit unserer Burenfreunde und sonstige Zwischenfälle erregt und durch eine systematische Preßhetze großgezogen worden sind, können nicht durch höfische Begegnungen kurzer Hand beseitigt werden, und der eigentliche Kern des nationalen Gegensatzes, der w i r t s c h a f t l i c h e W e t t b e w e r b Deutschlands, der England so sehr lästig wird, entzieht sich dem Einflusse des Königs Eduard. Vielleicht könnte selbst Herr Joë Chamberlain, wenn er auch wollte, die Geister nicht mehr bannen, die er gerufen hat. Aber diese Frage der Schutz- oder gar Kampfzölle braucht unsere Friedenszuversicht nicht zu trüben; England wird nicht dem wirtschaftlichen Gegner an die Kehle springen, wie Japan dem russischen Widersacher.

Etwas Sturm hat es zu Pfingsten doch gegeben, nämlich einen kirchenpolitischen Sturm im f r a n z ö s i s c h e n Wasserglase. Die Staatskünstler an der Seine tun freilich so, als ob es sich um eine weltgeschichtliche Katastrophe für das Papsttum handele. Da schon manchmal kleine Zwischenfälle die Wiege großer Ereignisse waren, so kann man ja die Möglichkeit nicht bestreiten, daß sich an den diplomatischen Zwist ernste Weiterungen knüpfen; aber vorderhand liegt nur die einfache Tatsache vor, daß die französische Kulturkampfregierung eine Protestnote des Hl. Stuhles, die durch die Romreise Loubets notwendig geworden war, geflissentlich zu einer „Beleidigung" aufgebauscht und mit dem vorzeitigen Urlaub ihres Botschafters beim Hl. Stuhl beantwortet hat. Es ist die alte Geschichte vom unschuldigen Wolf und dem provozierenden Lamm. Die französischen Kulturkämpfer haben Gewalttaten und

Herausforderungen gehäuft, bis der Hl. Stuhl sich geradezu gezwungen sah, aus der Zurückhaltung herauszutreten, die er bisher mit fast übernatürlicher Geduld beobachtet hatte. Und kaum ist der selbstverständliche Protest gegen die Mißachtung der Rechte und Würde des Hl. Stuhles erschienen, da spielen die rücksichtslosen Beleidiger sich als die tiefgekränkten Beleidigten auf, um so neuen Vorwand zu kirchenfeindlichen Maßnahmen zu gewinnen. So weit ist es ein altes Spiel nach kulturkämpferischem Herkommen. Eine überraschende und nicht gerade imposante Nüance hat Herr Combes hinzugefügt, indem er nach der mühsam konstruierten Beleidigung die längst angedrohten Konsequenzen nicht zog, weder das Konkordat kündigte noch sonst einen Anfang mit der „Trennung von Staat und Kirche" machte, ja nicht einmal die Botschaft beim Hl. Stuhle wirklich aufhob, sondern nur die Geschäfte von dem beurlaubten Botschafter auf einen Botschaftsrat übergehen ließ, so daß vorläufig der päpstliche Nuntius ruhig in Paris bleiben konnte. An diesem Freitag soll die Sache in der Kammer verhandelt werden. Man darf gespannt darauf sein, ob dort die parlamentarischen Leidenschaften über die Bedächtigkeit des Ministerrates hinausgehen oder ob man sich mit einer Tagesordnung voll schneidiger Worte begnügt. Mit dem bloßen Abbruch der diplomatischen Beziehungen ist den Radikalen und Sozialisten nicht gedient; sie wollen nach ihrem alten Rezept das Konkordat und das Kultusbudget beseitigen. Aber der rechte Flügel des „Block" ist anscheinend zu solcher Verwegenheit noch nicht entschlossen. Und wenn auch eine Augenblicksmehrheit so grundstürzende Beschlüsse faßte, so würde doch bei der Ausführung mit ihren ungeheuren Aergernissen und Streitigkeiten der Block bald in die Brüche gehen. Es ist ja eine gefährliche pessimistische Politik, wenn man sagt, es wird in Frankreich um so eher besser werden, je schlechter es wird. Aber auch ruhige und erfahrene Beobachter neigen der Ansicht zu, daß der kulturkämpferische Terrorismus in Frankreich erst durch seine eigene Maßlosigkeit zu Schanden werden kann. Was dort bisher schon geschehen ist, würde für die deutschen Katholiken längst ausgereicht haben, um sie mobil zu machen im schärfsten Sinne dieses Wortes. Aber in Frankreich haben, wie der Ausgang der jüngsten Generalratswahlen gezeigt hat, die bisherigen Rutenstreiche der Kulturkämpfer noch nicht das katholische Volk erwecken können. Wird es zur Anwendung von Skorpionen kommen und wird dann die Widerstandsfähigkeit der besseren Elemente endlich aufgepeitscht werden? — Gottes Wege sind wunderbar. Wir deutschen Katholiken können bei dem Blick über die Grenze dem Himmel danken; denn unsere Sorgen sind doch, so ernst wir sie auch nehmen müssen, verhältnismäßig leicht.



Zur politischen Lage in Luxemburg.

Von
Redakteur Jos. Massarette, Luxemburg.

Nach Kulturkampflorbeeren geizend, stürmen seit einigen Monaten im kleinen Luxemburg Liberale und Sozialisten Schulter an Schulter gegen das Gespenst „Klerikalismus" — ein wahrer Hexensabbat! Man sollte meinen, daß hierzulande die „Klerikalen", von maßloser Herrschsucht getrieben, den Andersdenkenden das Leben sauer, ja unmöglich machten. Die „Roten" und „Blauen" stellen mit ihrem Geschrei, sie seien nur in der Defensive, einfach die Tatsachen auf den Kopf; in Wirklichkeit ist Gewissensknechtung und Unterdrückung der treuen Katholiken, die doch die weitaus größte Mehrheit des Luxemburger Volkes bilden, ihr Ziel. Wie es gekommen, daß die Dinge sich so zuspitzten, sei hier rasch skizziert.

Scharf von einander getrennte Fraktionen gab es bisher nicht in der Abgeordnetenkammer. Lag, was selten der Fall war, eine kirchenpolitische Frage zur Entscheidung vor, so schieden sich die Geister. Mehrere tonangebende Liberale machten ihren antiklerikalen Gefühlen Luft und waren dabei des Beifalls ihres gesinnungstüchtigen Anhangs sicher; zwischen ihnen und den prinzipienfesten Katholiken pendelten gewisse Abgeordnete unentschieden hin und her, und für das Votum des einen oder andern war die Haltung der Regierung maßgebend. Große Aufregung herrschte im Lande, als 1881 der Primärunterricht in einer den Forderungen der katholischen Kirche widersprechenden Weise gesetzlich neugeregelt wurde. In der Hand einer religionsfeindlichen Regierung konnte das von liberalem Geiste durchdrungene Schulgesetz äußerst verderblich werden. Zu demselben brachte siebzehn Jahre später der Abgeordnete Prüm eine Novelle ein, die den berechtigten Wünschen der Katholiken endlich Rechnung tragen sollte. Herr Generaldirektor Kirpach, Vater des Gesetzes von 1881, der sich noch heute am Regierungsruder befindet, war nicht abgeneigt, um des Friedens im Lande willen einige Konzessionen zu machen. Schließlich drangen mit starker Stimmenmehrheit, zu der auch mehrere „klerikaler" Gesinnungen ganz unverdächtige Abgeordnete beitrugen, einige Anträge durch, wonach jeder Pfarrer für die Schulen seiner Pfarrei von Rechts wegen Mitglied der Lokalschulkommission ist; ferner ist das Lehrpersonal gehalten, wöchentlich viermal je eine Viertelstunde lang die Kinder den Katechismus abzuhören.

Außer von fanatischen Liberalen war diese ziemlich unbedeutende, aber in einem grundkatholischen Lande mit Schulzwang, doch ohne Unterrichtsfreiheit, eigentlich selbstverständliche Abänderung von zwei Deputierten bekämpft worden, in denen man mit Recht Sozialisten gewittert hatte, als sie einige Jahre früher unter demokratischer Flagge als Vertreter des eisenerzreichen Kantons Esch in die Kammer eingezogen waren. Durch rücksichtslose, vor gehässiger persönlicher Polemik nicht zurückschreckende Kritik der kapitalistischen Wirtschaft hatten sie den Liberalen manch unangenehme Stunde bereitet. Einer der beiden, der Arzt Dr. Welter, ein Antiklerikaler erster Güte, sah in dem Parlament eine rhetorische Tenne, auf der er nicht müde wurde, das meist leere Stroh seiner rot gefärbten sozialpolitischen Weisheit zu dreschen. Wenn seine auch der Form nach sehr derben Ergüsse die Aufmerksamkeit der Kammer nicht fesseln konnten, so machte das ihm keinen Kummer; sprach er doch durch den an alle Wähler gratis verteilten analytischen Kammerbericht zum Fenster hinaus. Wiederholt führte er unbeschreibliche Tumultszenen herbei. Als im Jahre 1901 der Kanton Esch einen Gesinnungsgenossen des Dr. Welter in der Person des Rechtsanwalts X. Brasseur in die Kammer schickte, kamen die Galeriebesucher immer besser auf ihre Rechnung. Von infernalem Religionshaß erfüllt, berannte dieser vor zwei Jahren mit der Wucht eines Ajax die Prümsche Schulnovelle. Doch von den Liberalen half ihm keiner. Sie mochten von einer Wiederaufrollung der Schulfrage bei den bevorstehenden Wahlen mehr Schaden als Nutzen erwarten. Dr. Welter hatte die Genugtuung, die Zahl seiner Getreuen in der Kammer um zwei vermehrt zu sehen, und jetzt trugen die demokratischen Kapitalisten- und Pfaffenfresser ihre so oft im Wahlkampf ängstlich verdeckte sozialistische Gesinnung offen zur Schau. Sozialistische Vereine wurden gegründet und die Hetzbroschüren aus dem Berliner „Vorwärts"-Verlag massenweise verbreitet. Den Liberalen aber wurde es immer ungemütlicher, besonders als im Oktober 1902 bei den hauptstädtischen Gemeinderatswahlen zwei Gesinnungsgenossen Dr. Welters als erste aus der Urne hervorgingen. Mehrere Jungliberale drängten zu einer Annäherung an die „Roten". Welches mochte wohl der Standpunkt des liberalen Leaders und Deputierten für die Hauptstadt, Herrn Simons, diesen Bestrebungen gegenüber sein, welche auch die liberale „Luxemburger Zeitung" systematisch förderte? Als Kammerpräsident war er seit Jahren

durchweg bemüht, die Verhandlungen in vornehmer, unparteiischer Weise zu leiten, unbekümmert um die Anrempelungen von sozialistischer Seite, die er meist kräftig zurückwies. Auch Herr Simons gehörte zu der starken Mehrheit, die sich zugunsten des von den Sozialisten mit wahrer Wut bekämpften Antrags auf Abschaffung der Gratisverteilung des analytischen Kammerberichts an alle Wähler aussprach. Aber allmählich brach sich auch bei ihm die Einsicht Bahn, daß bei einem freundlichen Verhältnis zu den Sozialisten die Liberalen weniger besorgt in die Zukunft zu blicken brauchten. Das Mittel dazu wäre natürlich ein frisches, fröhliches Kesseltreiben auf die „Klerikalen", zu dem die sozialistischen „Söhne" ihre liberalen „Väter" immer wieder aufforderten. Als im Oktober vor. Jahres bei einer Ersatzwahl für den hauptstädtischen Gemeinderat ein konservativer Kandidat gegen einen „Sozialisten von der äußersten Linken" siegte, trotzdem das Organ der kapitalistischen Minettspartei für den Ultraroten, wenn auch etwas verschämt, eingetreten war, hielt Herr Simons seine Stunde für gekommen. Er geduldete sich wohlweislich bis nach der Eröffnung der Kammersession, die ihm, dank auch manchen „Klerikalen", seine Wiederwahl zum Präsidenten brachte; dann aber stieß er in der gehässigsten Weise ins Horn zu einer wüsten Katholikenhetze. Er ergriff die Initiative zur Gründung einer liberalen Liga gegen die „klerikale Gefahr, die dem Lande auf moralischem und wirtschaftlichem Gebiete drohe". In einer ersten Rede griff er die Kirche an mit der Behauptung, sie „müsse Fuß um Fuß ihren Standpunkt aufgeben", also der siegreichen Wissenschaft Glaubenssätze opfern, stellte sie als Feindin der Wissenschaft dar; er ließ sich zu heftigen Ausbrüchen gegen die Klöster fortreißen und bezeichnete die beschaulichen Orden, deren es drei im Lande gibt, als „Schmarotzerpflanzen am Leibe des Volkes"; den Geistlichen warf er grenzenlose Habsucht, Knechtung des Lehrers und Verdrehung der Lehre Christi vor. Daß Herr Simons in einer zweiten Rede viel Wasser in seinen Wein schüttete, und auch der Aufruf zum Eintritt in die liberale Liga maßvoller gehalten war, konnte uns Katholiken über die wahren Absichten der liberalen Draufgänger nicht hinwegtäuschen. Und wenn sie immer wieder behaupten, sie bekämpften nicht die Religion, sondern die „Uebergriffe der Klerikalen auf das politische Machtgebiet des Staates", so kann jeder Einsichtige nur plumpe Bauernfängerei darin erkennnen. Mag auch der Abschluß eines libero-sozialistischen Bündnisses in aller Form noch nicht vollendete Tatsache sein, so ist doch klar, daß die Antiklerikalen beider Richtungen, über die eigenen tiefgehenden Differenzen hinwegsehend, jetzt gemeinsam in Kulturkampf machen. Belege zu dieser auch im diesjährigen Fastenhirtenbrief unsers hochwürdigsten Oberhirten hervorgehobenen Feststellung liefern die Kammerverhandlungen und Preßerörterungen in Menge. Von der Notwendigkeit einer Organisierung überzeugt, schließen sich seit einigen Monaten die Katholiken zu einem „Kath. Volksverein" nach deutschem Muster zusammen, zur Verteidigung und Förderung des gesamten Volkswohles auf religiösem und sozialem Gebiete. Und daß damit einem unabweisbaren Bedürfnis entsprochen wird, beweist die stattliche Zahl der bereits erfolgten Beitritte, sowie die erfreuliche Verbreitung des neugegründeten Wochenblattes „Luxemburger Volk", das sich voll und ganz in den Dienst der christlich-sozialen Bewegung gestellt hat.

Zum erstenmal, seitdem Liberale und Katholiken ihre Organisierungsarbeit eingeleitet, standen sie sich am 28. April ds. Js. auf dem Wahlkampfplatz gegenüber. Es handelte sich um eine Ersatzwahl für die Abgeordnetenkammer im Kanton Luxemburg-Land. Die liberale Liga stellte einen auf ihr Programm eingeschworenen Kandidaten auf in der Person des schon durch seine Familienverbindungen einflußreichen Rechtsanwalts Laval, der bereits viele Jahre der Kammer angehört hatte. Als ausgesprochen katholischer Kandidat trat Dr. Kayser, ein junger Arzt, auf. Er unterlag mit 818 Stimmen, während auf den Sieger Laval 1076 fielen, ein Resultat, dessen die Katholiken, in Anbetracht der Umstände, sich nicht zu schämen brauchen.

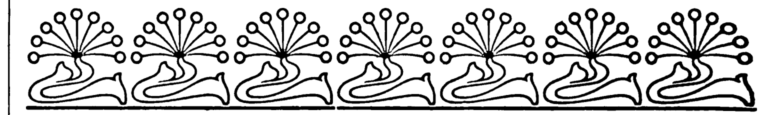
Um nur einiges zu erwähnen, sei bemerkt, daß für Herrn Laval, den Kandidaten der Geldaristokratie, zahlreiche mit Geld reichlich versehene Agenten wochenlang ununterbrochen tätig waren und den Wahlkanton mit Bier, Wein und Branntwein förmlich überschwemmten. Wie der Liberalismus die Freiheit versteht, d. h. mit Füßen tritt, zeigte sich darin, daß in der großen, im Zeichen des Eisenhammers stehenden Gemeinde Eich Herrn Kayser, der auch dort sein Programm öffentlich entwickeln wollte, alle Lokale abgetrieben wurden; und als er sich schließlich trotzdem einen Saal für eine Versammlung gesichert hatte, wurde diese von einer mit Stöcken bewaffneten Bande gesprengt. Diese „liberale" Gewalttat war um so empörender, als Dr. Kayser sich überall einer seltenen Mäßigung befliß und, sich mit der Auseinandersetzung seiner Grundsätze begnügend, die Person seines Gegners ganz aus dem Spiele ließ. — In ungezählten Kutschen wurden die Anhänger Lavals zur Wahlurne gebracht; anderseits wurde zahlreichen ländlichen Wählern, die voraussichtlich nicht für den Liberalen zu haben waren, die Reise nach Luxemburg durch eine urplötzlich verfügte, nicht rechtzeitig bekanntgegebene Umänderung im Fahrplan der kürzlich eröffneten Eisenbahn Luxemburg—Echternach unmöglich gemacht. — Man darf annehmen, daß von den 600 Wählern, die aus diesem oder einem anderen Grunde der Urne fernblieben, die meisten für den Kandidaten des Volksvereins gestimmt hätten, denn von den Anhängern des Liberalen fehlte kaum einer. Die sonst so dienstbeflissene Post wurde auf einmal säumig und brachte es fertig, daß ein Zirkular Dr. Kaysers, obwohl beizeiten abgeliefert, erst in die Hände vieler Wähler gelangte, als die Würfel bereits gefallen.

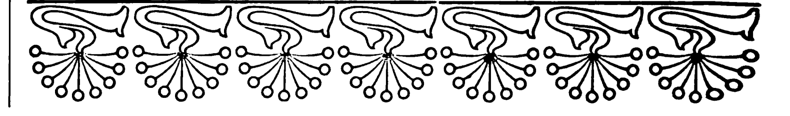
Unter solchen Umständen sind die Stimmen, welche einzig und allein die Macht der Grundsätze auf den Namen Dr. Kaysers vereinigte — für dessen Kandidatur auch nicht ein Centime ausgegeben wurde —, obwohl an Zahl geringer, dennoch höher zu bewerten, als jene, die dem Liberalen zufielen von Liberalen, Sozialdemokraten und wahrscheinlich auch von dem einen oder anderen Katholiken, der sich durch die von der liberalen Liga während der Wahlzeit angelegte religionsfreundliche Maske um so eher täuschen ließ, als Herr Laval ihm aus irgend einem Grunde sympathisch war. Auf den Krücken der von Haß gegen die Religion erfüllten Sozialdemokratie ist der Liberale in die Kammer gezogen. Die „roten" Kapitalistenfresser haben dem Vertreter des Großkapitalismus zum Siege verholfen. Einstweilen ist für sie der „Klerikalismus" der Hauptfeind. Haben sie diesen überwunden, so soll der Kapitalismus dran glauben. Daß die „Genossen" trotz der gegenwärtig guten Beziehungen zu den Liberalen dieses Ziel nicht aus dem Auge verlieren, trat grell zutage, als am 1. Mai, nach einem sozialdemokratischen Umzug durch Luxemburg, der Sozialistenführer Dr. Welter vor einer tausendköpfigen Menge eine von Blasphemien strotzende Brandrede hielt und sich in unerhört heftigen Ausfällen auf die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung und der öffentlichen Sicherheit erging.

Und die liberale „Ordnungspartei"? Gegenüber den „Roten" hat sie den letzten Rest von Rückgrat eingebüßt. Ueber den Welterschen Appell an die gewaltsame Revolution und die Gewaltinstinkte der Massen sieht sie wohlwollend hinweg und steckt ihre „staatserhaltenden" Prinzipien in die Tasche, nur um es mit den sozialdemokratischen Bundesgenossen nicht zu verderben. Der Haß gegen den Katholizismus und die Sorge um einige Abgeordnetenmandate hat die Liberalen blind gemacht für die rote Gefahr und sie unter Verleugnung ihrer Grundsätze den staats-, ordnungs- und kulturfeindlichen Sozialdemokraten in die Arme getrieben.

Wie charaktervoll steht hingegen die katholische Partei da! Allen unnatürlichen Bündnissen, Kartellen und Kompromissen abhold, arbeitet sie zielbewußt an der Verwirklichung ihres Programmes allein, sucht die Lage der wirtschaftlich Schwachen aufzubessern und einer friedlichen Entwicklung der Dinge die Wege zu ebnen. Sie ist die allein feststehende Ordnungspartei, denn sie fußt auf christlicher Grundlage. Daher der unbändige, wirklich infernale Haß der Sozialdemokraten gegen die „Klerikalen" und besonders ihren Leader, den auch von den Liberalen mit allen Mitteln bekämpften Clerver Deputierten Emil Prüm, der, durch Talent und Arbeitseifer gleich ausgezeichnet und mit hohen Charaktereigenschaften geschmückt, seit 12 Jahren im Mittelpunkt unseres politischen Lebens steht und allzeit die Fahne des treuen katholischen Volkes mit seltener Unerschrockenheit und glänzendem Geschick hochgehalten hat.

Es gibt hierzulande nur mehr zwei Lager: das der Katholiken und das der Sektierer; in letzterem geben die Sozialisten den Ton an, nachdem die liberalen „Väter" sich zum Stiefelknecht ihrer roten „Söhne" erniedrigt haben.





Die deutschen katholischen Auswanderer.

Von
Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Nachdem die Bemühungen des St. Raphaelvereins zum Schutze der katholischen Auswanderer jahrelang von den Behörden mißverstanden und behindert worden waren, nachdem auch kirchliche Behörden den Grundgedanken des Vereins eine zeitlang als verdächtig beiseite geschoben hatten, brach die Notwendigkeit dieser Bestrebungen doch endlich sieghaft durch. Heute wird der Verein sowohl von der weltlichen wie geistlichen Behörde als ein außerordentlich wertvoller Faktor im sozialen wie im religiösen Leben angesehen. Ohne der treuen Mitarbeit vieler Männer zu nahe zu treten, und ohne Lob auf Kosten anderer verteilen zu wollen, muß ich hier doch feststellen, daß der St. Raphaelverein zum Schutze der katholischen Auswanderer seine glänzende Stellung nicht errungen hätte, wenn nicht seit vielen Jahrzehnten Peter Paul Cahensly, Kommerzienrat und Abgeordneter des Reichstages und preußischen Landtages, ihm seine Kräfte, seine Intelligenz, seine Mittel und seine Häuslichkeit in einem Grade geopfert hätte, die man als leuchtendes Beispiel opferwilligster Nächstenliebe hinstellen muß.

Ich plaudere wohl nicht aus der Schule, wenn ich hier mitteile, daß in einer Privataudienz, die der Heilige Vater am 16. April dem Kommerzienrat Cahensly gewährte, Pius X. ein so vollständiges Verständnis der eminent religiösen Beweggründe des Vereins bekundete, daß man von einem endgültigen Siege auf der ganzen Linie sprechen kann. Der Papst zeigte sich in so eingehender Weise über alles unterrichtet, daß sowohl Cahensly wie ich unser Erstaunen über diese umfangreichen Kenntnisse auf diesem Sondergebiete nicht unterdrücken konnten. Es ist niemals jemanden größeres Unrecht geschehen wie dem Präsidenten des Raphaelvereins, der seit Jahren in den Vereinigten Staaten als Popanz verschlissen wird, der unter der Flagge der Humanität und Religion die politische Einheit der Vereinigten Staaten anzugreifen sich bemühe! So grob die Lüge war, so wurde sie von der A. P. A. (American Protective Association) und ihren weltlichen und geistlichen Helfershelfern begierig aufgegriffen, um die Bevölkerung gegen die Deutschen aufzuhetzen.

Die Träume, die man in den Jahren 1820—1850 sowohl in Deutschland wie in den Vereinigten Staaten geträumt hatte, nämlich einen Bundesstaat der Union auf ganz deutscher Grundlage, was Sprache, Sitten und Bevölkerung angeht, zu errichten, waren ausgeträumt. Das ruhmlose Scheitern der Frankfurter, Gießener und anderer zu diesem Zwecke gebildeten Gesellschaften hatte die Unmöglichkeit des Planes erwiesen. Cahensly stellte sich von vorneherein auf den Boden der Tatsachen. Er erstrebte zunächst die Eindämmung der katholischen Auswanderung durch Abraten von dem Unternehmen. Ließen sich die Leute durch die Vorstellung von den Mühen und Gefahren der Auswanderung für Leib und Seele nicht von ihrem Plane abbringen, so erstrebte er zweitens den Schutz der Auswanderer sowohl in den Einschiffungshäfen, als auch die sittliche Bewahrung auf den Schiffen und die Empfangnahme derselben in der neuen Welt durch Vertrauensmänner, die den Auswanderern in allem unentgeltlich zu Diensten waren. Drittens richtete er seine machtvollen Bemühungen auf die Notwendigkeit, daß die der fremden Landessprache unkundigen Einwanderer drüben Priester vorfinden müßten, die ihnen in ihrer Muttersprache die Tröstungen der Religion vermitteln könnten.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war die Einwanderung in die Vereinigten Staaten vorwiegend eine protestantische. Unter den deutschen Protestanten aller Bekenntnisse machte sich das Bedürfnis nach deutschen Predigern so sehr geltend, daß häufig einzelne der drüben angestellten Prediger nach Holland und Deutschland gesandt wurden, um sowohl junge Prediger, als auch Geldmittel mitzubringen, womit der religiösen Not der deutschen Protestanten abgeholfen werden sollte. Die Namen Michael Schlettner, Philipp Wilhelm Otterbein, Jak. Albrecht, Karl Minnigerode, Wilhelm Nast und vieler Anderer sind dem Kenner dieser Verhältnisse geläufig.

Seitdem nun bei der Gesamtzahl der Einwanderer in die Union seit einigen Jahrzehnten ein steiges Anwachsen der Katholiken zahlenmäßig nachgewiesen werden kann, machten sich für die Katholiken die gleichen Bedürfnisse geltend, wie für die Protestanten in früherer Zeit. Im Jahre 1888/89 waren z. B. unter der Gesamtzahl von Einwanderern von 434,790 Seelen ungefähr 190,000 Katholiken fast aller Sprachen, unter denen neben 58,000 Iren mehr wie 33,000 Deutsche waren. Im Jahre 1902 zählen wir 702,368 Einwanderer, unter denen 485,600 Katholiken sich befanden. Davon entfallen auf Italien 201,000, auf Oesterreich-Ungarn 167,000, Russisch-Polen 61,900, Irland 28,200 und Deutschland 10,900 Seelen. Endlich im Jahre 1903 verzeichnen wir die ungeheuere Zahl von 894,246 Einwanderern, unter denen wir 597,700 Katholiken finden. Die Italiener sind unter diesen auf 233,000 hinaufgeschnellt, die Slaven, Böhmen und Deutschen aus Oesterreich-Ungarn auf 211,000 und die Russisch-Polen auf 73,800. Aus Irland kamen 34,500 und aus Deutschland 16,400 Katholiken.

Die wenigen Zahlen zeigen, wie außerordentlich wichtig der allgemeine Gedanke ist, daß zur Erhaltung des katholischen Glaubens unter den Eingewanderten Seelsorger zur Stelle sein müssen, die die Sprache des Volkes reden, die imstande sind, größere Gruppen von Landsleuten zu einer Pfarrei zu sammeln und ihnen Gottes Wort, die Tröstungen des Beichtstuhles in der Sprache zu vermitteln, die zu ihrem Herzen spricht. Und das ist einzig und allein die Muttersprache. Daraus ergibt sich, daß der Raphaelverein ein mächtiger Bundesgenosse der Bestrebungen zur Aufrechterhaltung deutscher Sprache, Wissenschaft, Sitte und deutschen Ansehens in der Fremde ist. Die Pflichten gegen das freiwillig gewählte neue Vaterland lassen sich in vorzüglichster Weise vereinigen mit der Wahrung deutschen Wesens in Herz und Verstand, wie tausende von Beispielen zeigen.

Ergibt es sich nun, daß in einem kleinen kirchlichen Sprengel, wie z. B. im Erzbistum Milwaukee, das deutsche Element unter den katholischen Laien und Priestern so vorherrscht, wie es tatsächlich dort der Fall ist, dann muß man der Kirche nicht zumuten wollen, daß sie dort einen Oberhirten ernenne, der der Sprache, dem Denken und Fühlen seiner Schäflein und Mitarbeiter im Weinberge des Herrn nach Sprache und Erziehung völlig fernsteht. Es ist darum sehr weise, wenn Rom dort einen deutschen Erzbischof ernennt, wie es seit dem Jahre 1844, seit der Ernennung von Msgr. Johann Martin Henni, stets geschehen ist. Daß es nur innerhalb der Grenzen natürlicher geschichtlicher Entwicklung liegt, daß andere Zungen, wenn Zahl und geographische Verbreitung gleich günstig liegen, zur Teilnahme an der bischöflichen Verwaltung in den Vereinigten Staaten berufen worden sind oder werden, kann ein jeder leicht einsehen. Und gerade dieser Punkt dürfte, wie ich versichern kann, in Zukunft von der Propaganda mit besonders scharfem Auge verfolgt werden, um Erscheinungen zu vermeiden, die aufs tiefste zu beklagen sind. Haben sich doch mehr wie 60,000 polnische Katholiken von zwei ehrgeizigen Priestern verleiten lassen, aus der Kirche auszutreten, und diese beiden, die von den jansenistischen Bischöfen Hollands zu Bischöfen geweiht wurden, als ihre Oberhäupter anzuerkennen. Als einer der Gründe für dieses Schisma wird angegeben, daß die polnischen Katholiken bezw. Priester an der Regierung der Kirche in den Staaten nicht den ihnen gebührenden Anteil erhalten hätten!

Auch den nativistischen Heißspornen unter den Katholiken der Union beginnen die Augen aufzugehen, und sie erkennen, daß sie an einem ganz falschen Seile gezogen haben. Die Energie, die ihnen demnächst in greifbarer Gestalt vor Augen treten wird — um mich auf diese Andeutung zu beschränken — dürfte Aufsehen und Verwunderung zu erregen geeignet sein.

Wenn das Wort „Cahenslyism" im amerikanischen Standard Dictionary Eingang gefunden hat und die dort gegebene Definition mit den Tatsachen nicht übereinstimmt, so mag sich der unermüdliche Präsident des St. Raphaelvereins mit dem Gedanken trösten, daß Papst Pius X. sein hervorragendes Wirken zur Bewahrung oder Errettung unsterblicher Seelen vor Verführung und Glaubenslosigkeit durch das fürstliche Geschenk einer goldenen, einer silbernen und einer kupfernen Medaille mit seinem Bilde anerkannt hat. Meinen Lesern wünsche ich, daß sie, soweit es nicht schon geschehen ist, diesen Raphaelsbestrebungen in praktischer Weise nahetreten mögen.

Eine Parallele.

Ein für die deutschen Ostseeprovinzen projektierter russischer Ukas: „Der Unterricht in der Religion und im Kirchengesange wird den Kindern deutscher Zunge in der Muttersprache erteilt. Wenn dieselben jedoch in der Kenntnis der russischen Sprache so weit vorgeschritten sind, daß ein richtiges Verständnis auch bei der in russischer Sprache erfolgenden Unterweisung erreicht werden kann, so ist die russische Sprache auch in diesen Gegenständen nicht bloß auf der Mittel- und Oberstufe, sondern auch bereits auf der Unterstufe als Unterrichtssprache einzuführen. Der fakultative deutsche Lese- und Schreibunterricht fällt alsdann selbstverständlich weg. Die dadurch frei werdenden Lehrstunden sind dem Unterricht und der Uebung in der russischen Sprache zuzuweisen."

Dr X.

Liberalismus und Liberalismus.

Wenn man heute die liberalen Blätter verfolgt, so wird man leicht einsehen, daß der bei weitem größere Teil des Liberalismus ins kirchenfeindliche Lager übergegangen ist. Ein typisches Beispiel hierfür bietet die demokratische „Frankfurter Zeitung", die früher gleiches Recht für alle forderte, jetzt fast tagtäglich in den ödesten Kulturkampfgelüsten schwelgt. Daß ein solcher Liberalismus das Gegenspiel des wahren Liberalismus ist, hat in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts **Döllinger**, auf den diese Liberalen im Kampfe gegen die Kirche sich so oft berufen, treffend ausgeführt (Münchener „Eos", 14. März 1831, S. 169 f.). Döllingers Worte passen mutatis mutandis ganz genau auf unsere heutigen liberalen Zeitungen. Wir berufen uns auf ihn diesmal um so lieber, nachdem ein Führer der Liberalen, der bayerische Landtagsabgeordnete Dr. Casselmann, in der Kammersitzung vom 10. Mai Döllinger gefeiert hat als „einen der größten katholischen Gelehrten, die je gelebt haben."

„Es gibt einen Liberalismus" — so schreibt Döllinger — „der, wahr und ohne Rücksicht, die Freiheit in allem und für alle will, der, wenn auch selbst ungläubig, doch die Freiheit des Glaubens mit allen ihren Konsequenzen, folglich auch die Freiheit der Kirche, ehrt und fördert, und der darum auch den Dienern der Kirche das Recht zuerkennt, in ihrer Sphäre und nach ihren Gesetzen und ihrem Gewissen frei und selbständig ohne Einmischung und Vormundschaft der Staatsgewalt zu schalten, wie sie es vor Gott und ihren kirchlichen Oberen zu verantworten vermögen. — Aber es gibt auch einen falschen Liberalismus, welcher bei tiefem, meist nur schlecht verstecktem Haß der Kirche ihre Herabwürdigung durch Knechtschaft begehrt und sie, da er vorderhand sie noch existieren lassen muß, doch nur als Zucht- und Polizeianstalt unter bevormundender Aufsicht und Leitung der weltlichen Beamten gelten lassen will. Jeder Eingriff in die inneren Verhältnisse der Kirche, jede an einem Priester verübte Gewalttat findet bei ihnen Lob und Billigung. Wehe den Regierungen, wenn sie in die Kreise der Beamtenhierarchie eingreifen (wie bei Siebenpfeiffer und Hoffmann); wehe ihnen, wenn sie einen Journalisten aus dem Lande schicken oder einen anderen versetzen! Wenn sie aber die Kommunikation der Bischöfe mit dem Oberhaupte der Kirche hemmen, wenn sie sich in die speziellsten Einzelheiten des Gottesdienstes einmischen, wenn sie das theologische Lehramt dem so naturgemäßen und notwendigen Einfluß des Episkopats entziehen, wenn die Bischöfe ihre Hirtenbriefe und Fastenpatente erst einer Beamtenzensur zu unterwerfen gezwungen werden — so ist das alles recht und lobenswert und wahrhaft liberal, und die Regierungen würden sich einer sträflichen Nachlässigkeit schuldig machen, wenn sie den „geistlichen Umtrieben", den „Schikanen des katholischen Klerus", wie das ci-devant Volksblatt sich ausdrückt, nicht mit der gehörigen Energie begegnete. Als vor einigen Jahren ein Pfarrer im Nassauischen nebst seinem Kaplan zu einer schweren Geldstrafe verurteilt wurde, weil er, den Kirchengesetzen gemäß, eine Dispensation beim römischen Stuhle nachgesucht hatte, da bewillkommnete ein allgemeines Fanfare aller freisinnigen süddeutschen Blätter diesen schönen Zug des neuesten Liberalismus, und wenn, wie es in einem Nachbarstaat (Württemberg) der Fall ist, selbst das Direktorium (die Anweisung für das Breviergebet und die Messe) die Regierungszensur passieren muß, damit die Staatsgewalt sich überzeuge, ob nicht etwa in der Bestimmung der Farbe der Meßgewänder staatsgefährliche Umtriebe verborgen seien — zugleich aber in demselben Lande ein Tagblatt („Neckar-Zeitung") erscheint, welches seine Spalten ungehindert jeder Verhöhnung der katholischen Religion und ihrer Diener öffnet — so finden das unsere Liberalen vollkommen in der Ordnung. Wie dürfte auch ein Pfarrer oder Bischof einen anderen Willen haben als den des Landrichters oder des Regierungs-Referenten? — Schade nur, daß die katholische Religion allen heidnischen Institutionen so starrsinnig widerstrebt; denn sonst wäre das Zweckmäßigste, daß, wie in Alt-Rom, die Beamten zugleich auch die Priester des Volkes würden und so das zeitliche und ewige Wohl allen denen, die doch nie ganz mündig werden, von denselben Händen administriert würde. Dann könnten auch unsere Gewalthaber wieder sagen wie jener Römer: Rideo domi, quos in capitolio adoravi Deos, und die Auguren lachten mit Recht, wenn sie sich begegneten."

Kant über den Streit der Fakultäten.

Von

Geheimrat Prof. Dr. Al. von Schmid, München.

An den mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Universitäten galt die theologische Fakultät als Königin der weltlichen Fakultäten. Auch an den protestantischen Universitäten hatte dieses sein Verbleiben. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, seitdem die „Aufklärung" in steigendem Maße die Macht über die Geister gewann, trat insoferne ein allmähliger Wandel ein. Verblieb auch die **äußere** Rangordnung der Fakultäten, so verlor doch die theologische Fakultät mehr und mehr die **geistige** Vorherrschaft über die weltlichen Fakultäten, indem protestantischerseits die übernatürliche Schriftautorität vielfach einer historischen und philosophischen Kritik negativer Richtung zum Opfer fiel und katholischerseits durch deren Einfluß der tiefere Gehalt der übernatürlichen Schrift-Ueberlieferungs- und Kirchen-Lehre oftmals verloren ging. Doch nicht bloß die theologische Fakultät war mit der philosophischen so in Streit und in Botmäßigkeit von ihr geraten, sondern auch die juristische und medizinische; die erstere mit ihrer positiven Rechts- und Staatslehre gegenüber den im 17. und 18. Jahrhundert an den Tag getretenen Ausgestaltungen des philosophischen Naturrechts und die medizinische mit ihren alten Ueberlieferungen, welche den Errungenschaften eines sorgfältigeren Naturstudiums gegenüber oftmals nicht mehr Stand zu halten vermochten. Nun trat der Hauptmatador der Aufklärung, Immanuel Kant, auf den Plan, um dasjenige, was durch diese ganze Bewegung ihm als gefordert erschien, auf eine dem Geiste seiner Philosophie entsprechende Weise prinzipiell zum Ausdruck zu bringen in seiner Abhandlung über den „Streit der Fakultäten". Wie lautet nun das von ihm aufgestellte **Programm**? Hat es von damals bis heute eine **teilweise oder völlige Erfüllung** gefunden? Eine wenn auch gedrängte Beantwortung dessen dürfte besonders im gegenwärtigen Jahre, dem hundertsten seit Kants Todesjahr, nicht als unzeitgemäß gelten.

I.

1793 hatte Kant die Abhandlung: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" veröffentlicht und 1794 durch Minister Wöllner auf „allergnädigsten Spezialbefehl" Sr. Majestät König Friedrich Wilhelm II. „wegen Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der hl. Schrift und des Christentums" einen scharfen Verweis erhalten und diesen mit der Erklärung beantwortet, daß er als Sr. Majestät getreuester Untertan „fernerhin aller öffentlichen Vorträge die Religion betreffend, es sei die natürliche oder geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften sich gänzlich enthalten werde". Nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm III. brach er anbetrachts der von diesem gewährten größern Freiheit das Stillschweigen und veröffentlichte 1798 die besagte Abhandlung über den „Streit der Fakultäten" (S. W. Ausgabe von Rosenkranz X, 249—385). Ihre Grundanschauung ist folgende: Die freie Erforschung und Verkündigung der **Wahrheit** besteht unbedingter Weise nur für die Lehrer der philosophischen Fakultät, nicht aber für die Lehrer der übrigen Fakultäten, da sie die von der Regierung sanktionierten Lehren vorzutragen haben. Die philosophische Fakultät ist vom Befehle der Regierung in ihren Vorträgen völlig unabhängig; sie hat nur ein credo, kein crede. Die andern Fakultäten sind dem Befehle der Regierung unterworfen, haben also auch ein crede. Die philosophische gilt trotz jenes großen Vorzuges als untere, weil sie wie keine Befehle zu empfangen, so auch keine zu erteilen hat. Die andern Fakultäten gelten als die obern, weil sie zwar Befehle von der Regierung zu empfangen, in deren Namen sie aber auch zu erteilen haben und deßhalb sich vornehmer dünken als die erstere, welche zwar frei ist, aber niemanden zu befehlen hat.

Die **philosophische** Fakultät enthält zwei Departements: das der **historischen Erkenntnis**, wozu Geschichte, Erdbeschreibung, gelehrte Sprachkenntnis, Naturkunde gehören, und das der **reinen Vernunfterkenntnisse**, wozu die reine Mathematik, reine Philosophie, Metaphysik der Natur und der Sitten gehören. Sie erstreckt sich auf alle Teile des menschlichen Wissens, auch der obern Fakultäten, nur daß sie deren eigentümliche Lehren nicht zu ihrem Inhalte sondern blos zum Gegenstande ihrer Prüfung und Kritik macht. Wie sie unbedingt frei sein muß in der Erforschung der Wahrheit und dem öffentlichen Vortrag ihrer Lehren, so muß sie auch unbedingt frei sein in der Kontrolle und Kritik der anderen Fakultäten, der Berechtigung oder Nichtberechtigung, Verpflichtung

oder Nichtverpflichtung der von ihnen vorgetragenen Lehren, ohne durch ein Interdikt der Regierung daran gehindert werden zu können, falls diese ihrer „eigentlichen und wesentlichen Absicht" nicht zuwiderhandeln will. Während die obern Fakultäten die rechte Seite des „Parlamentes der Gelahrtheit" bilden und die Statute der Regierung zu verteidigen haben, muß es „in einer so freien Verfassung, wo es um Wahrheit zu tun ist, auch eine Oppositionspartei (linke Seite) geben, welche die Bank der philosophischen Fakultät ist, weil ohne deren strenge Prüfung und Einwürfe die Regierung von dem, was ihr selbst ersprießlich oder nachteilig sein dürfte, nicht hinreichend belehrt werden würde."

Die obern Fakultäten sind der philosophischen „in Rücksicht auf Wahrheit unterworfen", da sie sich in ihrer lehramtlichen Praxis nicht mit deren Erforschung, sondern nur mit der Darlegung und Entwickelung dessen, was ihnen statutarisch durch die Regierung aufgetragen worden, zu beschäftigen haben. Sie sind nicht befugt, die künftigen Beamten (Geistliche, Juristen, Aerzte) in einer den Statuten der Regierung (Bibel, Gesetzbuch, Medizinalverordnung) widersprechenden Weise zu unterrichten; als Theoretiker können sie aber allerdings unter sich und mit den Mitgliedern der untern Fakultät Lehren und Meinungen frei abmachen, da letztere nicht in das große Publikum, sondern nur in das gelehrte Publikum hinausgehen und können durch Erstattung von Gutachten außerdem auch der Regierung Aenderungen und statutarische Gesetze anraten und so auf die Förderung des gesellschaftlichen Wohles einen wohltätigen Einfluß ausüben. Jede derselben erstrebt dieses Ziel auf ihre Weise, indem die theologische Fakultät auf das ewige Wohl, die juristische auf das bürgerliche Wohl, die medizinische auf das leibliche Wohl der Glieder des Gesellschaftsganzen hinarbeitet. Jede hat die ihr von der Regierung anvertrauten Lehren auf Schrift zu gründen, ohne als solche etwas aus der Vernunft Entlehntes einzumischen, weil sie ohnedem ins Gehege der philosophischen Fakultät eingreifen und sich mit fremden Federn schmücken würde. „Der biblische Theologe schöpft seine Lehren nicht aus der Vernunft, sondern aus der Bibel, der Rechtslehrer nicht aus dem Naturrecht, sondern aus dem Landrecht, der Arzneigelehrte seine ins Publikum gehende Heilmethode nicht aus der Physik des menschlichen Körpers, sondern aus der Medizinalordnung". Die Göttlichkeit der hl. Schrift auf Vernunftgründe hin zu prüfen und ihr einen „mit dem Ausdruck nicht genau zusammentreffenden, sondern etwa moralischen Sinn unterzulegen", muß der biblische Theologe der philosophischen Fakultät überlassen. Daß Gott in der Bibel geredet hat, kann er als Glaubenssatz nur auf das Gefühl ihrer Göttlichkeit hin annehmen und in Anbetracht dessen, daß es einen von Gott autorisierten menschlichen Schriftausleger nicht gibt, nur durch den in die Wahrheit führenden hl. Geist den Sinn der hl. Schrift zu erforschen suchen. Die symbolischen Bücher sind nicht Maßstab der biblischen Bücher, weil veränderlich; sie sind nicht Kanon gleich den letzteren, sondern nur Organon, um den Zugang zu ihnen zu erleichtern. Auf ähnliche Weise nehmen die Lehrer der juristischen Fakultät das öffentlich gegebene und höchsten Ortes sanktionierte Gesetzbuch an, ohne einen „Beweis seiner Wahrheit und Rechtmäßigkeit" und eine Verteidigung der von der Vernunft dagegen erhobenen Einwendungen führen zu müssen. Ebenso sind die Lehrer der medizinischen Fakultät an die polizeilichen Verordnungen gebunden; da aber diese aus der Natur der Dinge selbst geschöpft werden müssen, so ist die medizinische Fakultät der philosophischen am meisten verwandt und nächst ihr am meisten frei.

Der Streit der obern 3 Fakultäten mit der untern kann ein gesetzwidriger oder gesetzmäßiger sein. Ein gesetzwidriger wäre er, wenn die Mitglieder der obern Fakultäten solche Grundsätze annehmen und den von ihnen heranzubildenden Geschäftsmännern beibringen würden, die den Neigungen des Volkes schmeicheln und sich zu Gesetzen gar nicht qualifizieren und zu Gesetzlosigkeiten führen würden. Dieses wäre selbst der Fall, wenn derlei Grundsätze vonseiten der Regierung eine Sanktion erhielten und deshalb von der philosophischen Fakultät als wider die Vernunft verstoßend öffentlich widersprochen werden dürften wie z. B. daß durch Begehung gewisser vorschriftsmäßiger Formalien ohne sittliches Selbstbemühen auf magische Weise unmittelbar Verbrechen können abgewaschen werden, daß und auf welche Weise trotz Unrechtes Prozesse können gewonnen werden oder trotz Vergeudung der körperlichen Kräfte die Gesundheit und langes Leben erhalten bleiben u. dgl.

Gesetzmäßig ist der Streit der obern Fakultäten mit der untern, wenn vonseiten der ersteren gewisse, durch die Regierung sanktionierte historische Lehren als heilige einem unbedenklichen Gehorsam des Glaubens empfohlen würden, während vonseiten letzterer kritische Bedenklichkeiten erhoben würden oder wenn vonseiten ersterer rationale Lehren als göttlich geoffenbarte aufgestellt, vonseiten letzterer aber durch Vernunftgründe geprüft und ihrem moralisch-praktischen Werte nach in Frage gestellt würden oder wenn vonseiten ersterer die Lehren auf ein bloß subjektives Gefühl hin gegründet würden, von seiten letzterer aber die objektive Gültigkeit eines solchen Gefühls einer öffentlichen Prüfung und Würdigung unterzogen würde. Dieser Streit liegt in der verschiedenen Natur der Fakultäten, ist also ein unvermeidlicher, notwendiger Streit und kann niemals aufhören, denn „statutarische Vorschriften der Regierung in Ansehung der öffentlich vorzutragenden Lehren werden immer sein müssen", bleiben aber stets der Gefahr des „Irrtums und der Zweckwidrigkeit" unterworfen und folglich auch der Kontrolle und Korrektur der philosophischen Fakultät, welcher der Schutz der Wahrheit aufgetragen ist. „Dieser Streit kann dem Ansehen der Regierung nie Abbruch tun, denn er ist nicht ein Streit der Fakultäten mit der Regierung, sondern einer Fakultät mit der andern, dem die Regierung ruhig zusehen kann." Er ist kein Krieg, sondern eine discordia concors zweier zu einem Endzweck vereinigter Parteien und kann „sehr wohl mit der Eintracht des gelehrten und bürgerlichen Wesens zusammenbestehen", weil er ein bloßer Gelehrtenstreit ist, der das große Publikum nicht berührt. Allerdings könnte „auf diese Weise es wohl dereinst dahin kommen, daß die Letzten die Ersten (die untere Fakultät die obere) würden, zwar nicht in der Machthabung, aber doch in der Beratung des Machthabenden (der Regierung), welche in der Freiheit der philosophischen Fakultät und der daraus erwachsenden Einsicht besser als in ihrer eigenen absoluten Autorität Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke antreffen würde."

All dieses gilt zunächst vom gesetzmäßigen Streite der theologischen und philosophischen Fakultät. Diese letztere mag der theologischen den stolzen Anspruch einräumen, deren Magd oder Dienerin zu sein; als solche hat sie aber, richtig verstanden, der gnädigen Frau nicht die Schleppe nachzutragen, sondern vielmehr die Fackel vorzutragen, da sie allein Wahrheit bietet. Sie gründet auf die Moral den reinen Religionsglauben und besitzt das Recht, die biblischen Offenbarungslehren ihrerseits in moralischem Sinne auszudeuten wie z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, von der Auferstehung, Himmelfahrt Jesu oder in dem Falle, als sie ihrem buchstäblichen Sinne nach vernunftwidriges zu enthalten scheinen wie z. B. die Paulinische Gnadenwahllehre, welche die freie Zurechnung der Handlungen zu leugnen scheint, in moralischem Sinne umzudeuten. Der von der theologischen Fakultät vertretene positive Schrift- und Kirchenglaube ist nach Verschiedenheit der Bekenntnisse gespalten und seiner Natur nach veränderlich und kann nur Geltung beanspruchen, soweit er dem allgemeingültigen moralischen Religionsglauben als Förderungsmittel oder Vehikel dient; soweit er jedoch darüber hinaus eine weiterreichende, selbständige Geltung beansprucht, wie vielseits geschieht, ist er nur Aberglaube und sein Kult nur Fetischismus und Afterdienst, soll aber „durch allmählige Reinigung" dahingebracht werden, bloßes Anregungsmittel oder Vehikel des moralischen Vernunftglaubens oder reinen Religionsglaubens zu sein und zur Kongruenz mit diesem zu gelangen. Und wie durch den von der philosophischen Fakultät auf die theologische Fakultät und die Regierung ausgeübten Einfluß der positive Schrift- und Kirchenglaube vermittelst der Zurückdrängung des Außerwesentlichen, Historischen und der Betonung des Wesentlichen, Moralischen mehr und mehr zur Kongruenz mit der reinen Vernunftreligion, so soll durch einen derartigen Einfluß auch die positive Rechtslehre mit dem reinen Vernunftrechte und die medizinische Heilmethode mit der auf naturwissenschaftliche Erfahrung sich gründenden Heilmethode mehr und mehr in Uebereinstimmung gesetzt werden. Die Organe zur Durchführung dessen sind die Geistlichen, Rechtsbeamte und Aerzte, von Kant als „Geschäftsleute der obern Fakultäten" bezeichnet. Sie sind mit der Leitung des Volkes betraut, aber in verschiedener Weise, wie Kant in seiner Rechtslehre dartut (S. W. IX, 175—76). Das Kirchenwesen untersteht nicht wie das Rechts- und Medizinalwesen direkt dem politischen Gemeinwesen sondern nur indirekt. Es liegt nicht in der Befugnis des letztern, in die inneren, kirchlichen Angelegenheiten einzugreifen, Glauben und gottesdienstliche Formen dem Volke vorzuschreiben oder eine der fortschreitenden Aufklärung gemäße Reform derselben gewaltsam zu hemmen oder dem Volke die Wahl seiner Lehrer und Vorsteher zu entziehen; es steht ihm nur die Befugnis zu, Störungen der bürgerlichen Eintracht und öffentlichen Ruhe und den Streit der verschiedenen Kirchengemeinschaften untereinander abzuhalten. (Schluß folgt.)



Ein kurzes Wort über Kirchengesang.

Von

Pfarrer Görg, Großlittgen, Bez. Trier.

Gestatten Sie mir ein Wort der Kritik über den Artikel „Kirchengesang“ in Nr. 6, S. 87: Die Frage, ob Choral oder Volksgesang beim Gottesdienst den Vorzug verdient, ist einfach eine Sache der kirchlichen Disziplin, weil der Choral ein integrierender Bestandteil der kirchlichen Liturgie ist. Was also die kirchliche Autorität, d. h. der Papst für die Gesamtkirche und der Bischof für seine Diözese, in dieser liturgischen Angelegenheit vorschreibt bzw. vorgeschrieben hat, ist allein maßgebend, die Frage des Artikelschreibers ist also nur mehr eine Sache des kirchlichen Gehorsams. Mag man noch so sehr schwärmen für die angeblichen Vorzüge des Volksgesanges, hier gilt einfach das Wort: „Gehorsam ist besser als Opfer.“ Niemand weiß anderseits die Bedürfnisse der Zeit besser zu würdigen, als die Kirche, der eine 1900jährige Erfahrung zu Gebote steht; wir dürfen also auch in dieser Frage derselben vollstes Vertrauen schenken.

Uebrigens scheint der Artikelschreiber nicht zu wissen, daß die Frage schon längst deutlich und oft genug von seiten der kirchlichen Autorität beantwortet wurde. Der Volksgesang hat danach seine berechtigte Stelle in allen Stillmessen und Andachten, der Choral dagegen in den eigentlichen liturg. Gottesdiensten (Hochamt, Vesper ꝛc.). Beim neuen Motu proprio Pius' X. handelt es sich nur um die Art der Choralausgabe.

Wenn der Verfasser ferner meint, der Choral sei nur erbaulich, wenn er gut ausgeführt werde, so sagt er damit nichts Neues, er hätte aber auch hinzufügen sollen, daß das Gleiche auch vom Volksgesange gilt. Oder sollte er wirklich noch nicht Zeuge von schlecht ausgeführtem und darum unerbaulichem Volksgesange gewesen sein! Dann möge er sich nur belehren lassen von praktischen Seelsorgern oder Chordirigenten. Auch hier gilt wie anderswo das Wort: „Das Eine tun und das Andere nicht lassen!“ Man verwende mindestens dieselbe Sorgfalt auf Einübung des vorgeschriebenen Chorals wie auf den Volksgesang, und man wird ihn bald allerseits liebgewinnen.

Eine Bemerkung des Verfassers darf nicht unkorrigiert durchgehen, nämlich der Passus auf S. 88 unten: „Fern bleibe das süßlich mystische Zeug . . . Herz Jesu, Sehnsucht der ewigen Hügel . . .“ Weiß denn der Verfasser nicht, daß die zitierte Anrufung des heil. Herzens Jesu der Messiasprophezeiung Jakobs, des Patriarchen (Genesis 49,26) entnommen und in der von Papst Leo XIII. approbierten Herz-Jesu-Litanei enthalten ist?! Möge der Verfasser sich in das Studium der biblischen Poesie vertiefen, die noch zahllose andere Perlen unvergänglicher Schönheit bietet, wie jenes leicht verständliche desiderium collium aeternorum!

Vom Bücherlesen.

Von

Dr. P. Expeditus Schmidt.

Ich hatt' einen Kameraden — in den vergangenen seligen Tagen des Schulranzenschleppens nämlich. Er war ein seelenguter Kerl, zum Lernen gar nicht dumm, zur Hilfeleistung stets bereit und gesittet wie wenige aus unserer wilden Schar. Und doch wirkte sein Umgang geradezu wie gemeinschädliche Verführung. Und das kam von seinem einzigen Fehler: er glaubte alles, was man ihm sagte.

An sich wäre das nichts Böses; es ist vielmehr ein Zeichen des besten Herzens; aber die Folge war, daß wir immer dickere Bären mästeten, um sie dem guten Kerl aufzubinden. Das wirkte auf uns eben nicht pädagogisch heilsam, und der Kamerad selber kam in den Ruf eines Dummkopfes — wer wird auch alles gleich glauben!

Du hast vielleicht selber so einen guten Tropf gekannt, lieber Leser, und lächelst in Erinnerung an irgend ein Stücklein, daran du selber bärenaufbindend beteiligt warst. Gestatte, daß ich dir sage, daß du oft und oft selber solch ein guter Kerl bist, der alles glaubt wie jener alte, liebe, dumme Schulkamerad.

Wenn dir irgend wer so etwas Unglaubliches sagt, von Mund zu Mund mein ich, dann wehrst du dich und lachst ihn aus, und du tust recht daran. Wenn du aber dasselbe geschrieben oder gar gedruckt siehst, dann bist du viel leichter geneigt, es zu glauben.

Es ist doch was Eigenes um die Autorität der Druckerschwärze. Der größte Blödsinn, die ärgste Plattheit auf religiösem oder sittlichem Gebiete dringt in kraft dieser Autorität der Druckerschwärze in des Volkes weiteste Kreise. Und warum? Weil sich die Leser alle genau so geschickt anstellen wie der alte Schulkamerad: sie glauben alles, was sie gedruckt sehen.

Insofern hat Professor Braig in der „Allgem. Rundschau“ (Nr. 3) völlig recht, wenn er das Christentum Jörn Uhls als ein verderbliches kennzeichnet. Es ist aber genau das Christentum, das in weiten Kreisen des protestantischen Norddeutschland nun einmal daheim ist. Als ich den Roman las, empfand ich diese Stellen einfach als ein Stück lokaler Färbung. Aber nicht auf tausend Meilen kam es mir in den Sinn, daß darin eine Anpreisung dieser Flachheit liegen sollte. Ich habe mich freilich als Kritiker daran gewöhnt, alle einzelnen Züge auf ihre künstlerische Bedeutung hin zu prüfen, zu überlegen, wie sie sich in das Ganze des Kunstwerkes einfügen. Mag da auch manch Stück einen Eindruck machen wie die fratzenhaften Wasserspeier eines gotischen Domes oder die Narrengestalten am Schnitzwerk eines alten Chorgestühls — so etwas fügt sich zumeist prächtig in das ganze Kunstwerk ein, und es müßte einer schon ein recht dummer Tropf sein, wenn er etwa gar meinen sollte, diese Fratzen seien ihm zum Vorbilde gegeben, damit er sein Gesicht danach in die entsprechenden Falten lege.

Bei solch plastischen Werken denkt auch niemand daran. Warum also bei Werken der Literatur? Handelt es sich in ihnen um protestantische Gesellschaftskreise, so werden die sich eben auch protestantisch äußern müssen wie Jörn Uhl. Wenn nun einer meint, das sei ihm zum Vorbilde, ihm zur Lehre geschrieben, so ist es seine eigene Torheit, die ihm Schaden bringt — ich hatt' einen Kameraden!

Gewiß will ich die Ausführungen Professor Braigs nicht angreifen; er hat ja in seiner Weise ganz recht. Nur mein' ich: die Axt an die Wurzel! Nicht dadurch bessern wir, daß wir die einzelnen Entgleisungen einzelner Schriftsteller kennzeichnen, sondern dadurch, daß wir die Leute erziehen, das, was der Unterhaltung oder im höheren Sinne dem künstlerischen Genusse dienen will, eben auch nur in diesem Sinne aufzunehmen, nicht aber als Lebensregel oder Sitten- und Glaubenslehre.

Und je überzeugender ein Poet zu erzählen weiß, desto mehr wird sich der Kundige seiner Kunst freuen — ohne Schaden zu nehmen. Die sich von Jörn Uhls Christentum beeinflussen lassen — ich bleibe bei diesem Beispiele —, gleichen schließlich den Lateinschülern, die Karl May zu abenteuerlichen Exkursionen verführt hat, und damit meinem alten Kameraden, der alles glaubte.

Wie oft weiß in Gesellschaft ein gewandter Erzähler zu fesseln. Jeder hört mit Vergnügen seinen Anekdoten und Histörchen zu; wer ihm aber alles glaubt, der wird ausgelacht. — Und mit Recht! — Ich hatt' einen Kameraden! An den muß ich nämlich immer denken in solchem Falle.

Also, mein lieber Leser, mache dich ein bißchen los von der Ehrfurcht vor dem gedruckten Buchstaben! Denke daran, daß du dem gesprochenen Worte gegenüber viel vorsichtiger bist. Wenn dich dann der äußere Stoff einer Erzählung, eines Dramas nicht so geschwind gefangen nimmt, kommst du erst dazu, auf die Kunst der Darstellung zu achten. Dann lernst du erst, ihre Schönheiten zu verstehen. Gibst du dich gleich dem Stoffe gefangen, dann — dann sag ich nur: ich hatt' einen Kameraden! Verstehst du mich, lieber Leser?

Abstempelungen.

Aperçu von M. Herbert.

Einige Optimisten haben unsere Zeit die Epoche der Persönlichkeiten genannt.

Darunter soll man wohl verstehen, daß die Menschen — d. h. die Erzieher, die Geschichtsschreiber, die Romanschriftsteller und im höchsten Sinne die „Liebenden“ zu individualisieren verstehen. Sie beugen sich mit liebevoller Beobachtung über das Leben eines Anderen und suchen die tiefsten Gründe seines Wesens und Seins, seines Handelns, seiner Sünden und seiner Tugenden zu verstehen. Das tiefe Wissen, die historische Entwickelung wurden allgemein gemacht. Die Biographien großer und meistens unbegriffener Menschen werden mit Eifer gelesen und doch — trotz dieses verbreiteten Persönlichkeitskults — herrscht gerade in literarischen Dingen heutzutage in erschreckender Weise die Methode „der Abstempelung“ — jene trostlose Methode, die irgend einen strebsamen, entwickelungsfähigen geistigen Organismus in der öffentlichen Meinung mit einer Nummer versieht, die er nun zeitlebens in die Stirn gebrannt trägt und die ihm kein Emporstreben mehr gestattet, die sein Wesen oft mit einer ganz falschen Marke versieht, die er aufgedrungenerweise und widerwillig durch Gegenwart und Zukunft schleppt und auch nach dem Tode nicht los wird.

Darin liegt die Tragik eines modernen Sklaventums, das sich leider nicht bloß auf literarischem Felde seine Opfer sucht — denn eigent-

lich sollte es unter denkenden Menschen mit christlichen Grundsätzen auch nicht möglich sein, daß eine einzige schlechte, oft unüberlegte Handlung einen Menschen zeitlebens ehrlos machen kann. Aber das ist eine Abschweifung, die nicht hierher gehört.

Es ist für einen Autor geradezu ein Verhängnis, wenn er ein epochemachendes, vielgekauftes, vielgelesenes, vielbesprochenes Buch geschrieben hat. Wahrscheinlich wird er nun zeitlebens der Verfasser dieses Buches bleiben, und was er auch Größeres und Tieferes schaffen möge, er bleibt der Verfasser von „Waldmeisters Brautfahrt", von „Dreizehnlinden" oder von „Jörn Uhl."

Was hilft es, daß z. B. Weber nach „Dreizehnlinden" den, abgesehen von der verfehlten Einleitung, unvergleichlich viel höher stehenden „Goliath" schrieb, was hilft es, daß seine Gedichte an Kraft, Innigkeit und deutschem Kern das Epos „Dreizehnlinden" überragen — er bleibt der „Dreizehnlindenweber" — wahrscheinlich bis zum Ende aller Literaturgeschichten.

Schuld an solchen Dingen ist die Flüchtigkeit und Gewissenlosigkeit unserer Tageskritik.

Nie sollte ein Buch eines Autors von jemandem besprochen werden, der nicht über seine Gesamtleistungen informiert ist. Was ist denn ein Buch? Ein Buch ist das Symptom eines dichterischen Könnens — aber bei weitem nicht das Können selbst. Ein Buch bezeichnet nur einen Punkt auf der Stufenleiter einer geistigen Entwicklung nach oben oder nach unten. Es ist ein Fortschritt, ein Rückschritt — zuweilen ein Verweilen. Je mehr es von der Persönlichkeit des Autors offenbart, um so wertvoller ist es, je mehr es bekennt, in Wahrheit und tiefem Ernste bekennt, um so mehr Nutzen gibt es denen, für die das tiefste Studium die menschliche Psyche ist.

Diesen höchsten und ehrenvollsten Standpunkt sollte der Kritiker einnehmen, wenn er an das Werk eines anderen herantritt.

Der Richterstand war unserer Nation vor noch nicht allzulanger Zeit der ehrwürdigste und geachtetste. Eine Nation, die unbestechliche, tief denkende, weise Richter hat, nimmt einen hohen Standpunkt ein in der Kultur, in der Geschichte menschlicher Gesittung.

Auch der Kritiker gehört dem Richterstande an — seine Aufgabe ist schwer, verantwortungsvoll — und leider oft ohne Beruf und Vorkenntnis geübt.

Kühn stelle ich die Behauptung auf: wer die Vorarbeiten eines Schriftstellers nicht kennt, hat kein Recht, sein Werk zu werten, kann nur ein stümperhaftes und einseitiges Verdikt fällen, begeht ein Unrecht am Einzelnen und an der Gesamtheit, trägt mit bei zu jener beklagenswerten, verständnislosen Flüchtigkeit, die das Verbrechen der Abstempelung und Zeichnung eines mit einer ewigen, entwickelungsfähigen Seele versehenen Menschen begeht.

Musikfeste.

Von

Hermann Teibler.

Hundert Jahre sind vergangen, seit in Frankenhausen am Kyffhäuser der erste Versuch eines Deutschen Musikfestes gemacht wurde. Er fiel auf fruchtbaren Boden und hat reiche Früchte gezeitigt: die landschaftlichen Musikfeste sind inzwischen am Rhein (wo in diesen Tagen das 81. niederrheinische Musikfest in Köln stattfand) und in Westfalen, in Mecklenburg und Schlesien zur regelmäßig wiederkehrenden Einführung geworden, abgesehen von den alljährlichen Wanderversammlungen des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, deren diesjährige sogar drei deutsche Städte — Frankfurt a. M., Mannheim, Heidelberg — in Beschlag nimmt, und auch Bayern hat seine periodisch wiederkehrenden Musikfeste gefunden, denn gelegentlich des eben beendeten Zweiten in Regensburg soll bereits der Grundstein zum kommenden Dritten (in Würzburg?) gelegt worden sein.

Ueber den äußeren Verlauf der beiden Musikfeste am Niederrhein und an der Donau hat die Tagespresse eingehend berichtet: die Tendenzen waren recht verschieden: in Köln Bach, Beethoven, Brahms, dazu als Novität ein englisches Oratorium „Die Apostel" von Edward Elgar; dazwischen Virtuosenkünste des Hrn. Paderewsky. In Regensburg Bruckner, Liszt, Richard Strauß; Beethoven als Großsiegelbewahrer des Classizismus. Keine Virtuosen — man sieht auf den ersten Blick hin, diese Programmentwürfe sind nach sehr verschiedenen Absichten entstanden. Köln ist tendenziös im konservativen, Regensburg im fortschrittlichen Sinne. Wer hat nun recht?

Man darf wohl im allgemeinen sagen: Je größer und gewaltiger die Ausmaße einer Maschine sind, desto stabiler ist ihr Mechanismus. So auch hier. Unsere Musikfeste haben ihr Aeußeres in dem Jahrhundert ihres Bestandes fast gar nicht geändert trotz des gewaltigen Umsturzes, der sich auf geistigem und besonders auf musikalischem Gebiet in dem Zeitraum, in welchem sie liegen, vollzog. Der Stadtkantor Georg Friedrich Bischoff lud für sein obengenanntes Musikfest in Frankenhausen Ludwig Spohr als Dirigenten und man führte Haydns „Schöpfung" auf; am Rhein begann man mit Händel; und noch das erste bayerische Musikfest in Nürnberg brachte Haydns „Schöpfung" als Hauptnummer — das Werk, das inzwischen zum Besitz auch kleinster Chorvereine geworden ist und einer Förderung wahrlich nicht mehr bedarf.

In diesem Jahrhundert der Musikfeste hat sich nicht nur in Großstädten, sondern auch in der Provinz aus nichts etwas fürchterliches entwickelt: Die Saison. Oratorienaufführungen, die damals zur Verwirklichung des Opferwillens tatkräftiger Männer bedurften, sind in kurzen Zeiträumen wiederkehrende Selbstverständlichkeiten geworden — ebenso die Aufführung symphonischer Werke selbst anspruchsvollsten Stils. Wanderquartette, Wanderorchester, Wanderdirigenten tragen die Kenntnis moderner und älterer Werke nach allen Richtungen der Windrose — kurz, die Kunstpflege hat eine Verallgemeinerung erfahren, die den Musikfesten früheren Charakters einen großen Teil ihres Daseinsrechtes längst genommen hat.

Dazu kommt der Umstand, daß die Massenwirkungen, die bedeutenden Dimensionen des Apparates, früher als etwas Ausnahmsweises gelten durften, heute aber auch bei lokalen Aufführungen leichter erreichbar sind wie ehedem, und daher einen großen Teil ihres Reizes als Sonderbarkeit eingebüßt haben, daß aber die zumeist nötige Kombination aus fremden Kräften den Organismus schwerfälliger macht (wie z. B. in Regensburg sehr gut zu ersehen war.) Bemerkt doch Hermann Kipper mit vollem Recht gelegentlich des niederrheinischen Musikfestes, daß „man" nicht alles so pickfein verlangen dürfe, da das Fest eigentlich nur eine Probe ermöglicht habe, während die „gewöhnlichen" Gürzenich-Konzerte in dieser Hinsicht viel günstigere Vorbedingungen für sich hätten. Mit anderen Worten: Das Niederrheinische Musikfest ist überhaupt nicht in der Lage, so Vollendetes zu leisten, wie jedes der üblichen Winterkonzerte in Gürzenich. Wozu denn Musikfeste? Um längst Bekanntes einer größeren Menge in geringerer Güte zu bieten? Oeffentliche geistige Volksküchen? Wie mögen unsere Altvordern sich im behäbigen Genuß bei solchen Anlässen ihre Kunstbegeisterung vom Herzen und Gemüt heruntergegeigt und gesungen haben: Heute, in den Tagen des Automobils, der Lufttelegraphie und Expreßzüge ist das oberste Gebot Schnelligkeit, und die Allgöttin Routine muß eingreifen, denn man hat ja keine Zeit mehr zum ruhigen Genuß und Studium.

So haben sich die inneren und äußeren Vorbedingungen unserer Musikfeste gewaltig verschoben. Es gilt nicht mehr, ein weitschichtiges, musikfreudiges, aber durch den Mangel an Zusammenhang mit den großen Geisteszentren kenntnislos gebliebenes Publikum die Schönheit unserer Kunst zu lehren; es ist nicht mehr möglich, bei solchen Festen einen Massenapparat zu stellen, dessen qualitative Ueberlegenheit der quantitativen gleichkäme, und schließlich läßt es auch die während dieses Jahrhunderts erhöhte bedeutende Aufhöhung des allgemeinen musikalischen Bildungsniveaus und die heute übliche starke Betonung der persönlichen Anschauung jedes einzelnen nicht mehr zu, den Prediger in der Wüste spielen zu wollen und im praktischen Wege das Publikum für eine der zahlreichen bestehenden Richtungen zu gewinnen.

Auf literarischem Gebiete wurde oft darauf hingewiesen, wie notwendig dem aufreibenden, alles nivellierenden Treiben unserer Zeit gegenüber die Wahrung des landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeitgefühls sei. Landsmannschaftlich nennen sich auch die Musikfeste. Waren sie es auch? Gibt es am Niederrhein keinen schaffenden Künstler, der der Bevorzugung des Engländers wert gewesen wäre? Und was war am Regensburger Musikfest bayerisch? Die mitwirkenden Vereinigungen sind es doch nur in offiziellem Sinne; bleibt einzig und allein als wirklich bayerischer Herkunft Richard Strauß mit seiner symphonischen Dichtung „Tod und Verklärung", die indessen einer derartigen Propaganda doch wahrhaftig entraten kann. Der kühnfortschrittliche Max Reger, der feinsinnige Adolf Sandberger, der jüngst erst aufgetauchte Hans Bill — um nur einige von vielen, vielen Namen zu nennen — sie stehen still und unbeachtet zur Seite: für sie hat das „bayerische" Musikfest nichts übrig.

Dabei wollen wir uns durchaus nicht der Tatsache verschließen, daß ganz besonders das Regensburger Fest, vom eben besprochenen Mangel abgesehen, in seinem Programm eine sicherlich mutige, propagandistische Tat im Sinne unserer modernen Kunst bedeutete, der wir durchaus das Wort reden. Es kommt eben darauf an, das bisher vollständig unberücksichtigte landschaftliche Moment als ein der modernen Zeit entsprechendes neu hinzuzufügendes Motiv mit den alten musikfestlichen Grundsätzen harmonisch zu verquicken. Ein ausschließlich zu diesem Zweck gewidmetes drittes Orchesterkonzert, die Aufnahme einer einzigen Programmnummer nach diesem Gesichtspunkte im Programm der Kammermusikmatinee hätten im Falle Regensburg genügt, um den Begriff bayerisch nicht nur nebensächlich, sondern im innersten Kern der Sache zu bestätigen.

Und dieses hochmütige Uebersehen der Heimat zugunsten des Prunkens mit berühmten Allerweltswerken, mit deplazierten Blendern aus der musikdramatischen Literatur, oder gar mit ausländischen Tageserzeugnissen, müßte bei allen unseren Musikfesten radikal ausgerottet werden. Den so glücklich inszenierten Generalübersichten über deutsche Tonkunst, die die alljährlichen Tonkünstlerversammlungen des allgemeinen deutschen Musikvereins geben, schlössen sich dann die regionalen Musikfeste in ungezwungener Selbstverständlichkeit an, und sicher würde das kleine Opfer, das im Dienste der engeren Heimat gelegen zu sein scheint, viele, vielleicht unerwartet viele Früchte zeigen: denn segensreicher und ersprießlicher noch als das Ernten ist das Säen; wer seine Zeit liebt, soll nicht nur über Geschehenes epilogisieren, sondern auch schlummernde Kräfte, welche der Zukunft dienen können, zu wecken suchen.



Pädagogisch-literarische Rundschau.

Von

B. Clemenz, Liegnitz.

Wenn jemand Historiker sein will, so muß er vermitteln können. Will einer vermitteln, so muß er die Gegensätze durchlebt haben. „Alles verstehen heißt alles verzeihen!“ In der Tat muß es dem Laien so ergehen, der, von der Notwendigkeit des alten Gymnasiums überzeugt, heute in einer Zeitschrift auseinandergelegt findet, was für gute Gründe für moderne höhere Lehranstalten sprechen. Realgymnasium, Realprogymnasium, Oberrealschule, Realschule, Gymnasium, Reformgymnasium — bis vor kurzem jede mit besonderen Privilegien. Ich bedaure die Kandidaten, Räte, Direktoren und Minister, die die Lehrpläne und Berechtigungen im Kopfe haben mußten oder müssen. Ich zweifle aber nicht, daß das Bunte etwas Gutes sei; hat doch Joseph II. durch Uniformierung tausend lebensstarke Keime erstickt!

Der Verfasser des Buches „Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts“*) besitzt die erwähnte Historiker-Eigenschaft in hohem Maße. Wo er geschichtlich wird, geschieht das mit solcher Nachsicht, daß man glauben könnte, die Partien des Buches seien von verschiedenen Urhebern und ein jeder habe gerade seine Meinung für alle Zeiten durchringen wollen. Prof. Dr. Hugo Müller, Oberlehrer am Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt, kommt also — wie der Leser erraten haben wird — zur „mittleren Linie“; die drei Typen höherer Schulen entsprechen dem vorhandenen Bedürfnisse: notwendig das Gymnasium als Gelehrtenschule; nicht weniger notwendig das Realgymnasium als Gebildetenschule; unentbehrlich schon die Oberrealschule als Vorschule für alle technischen Studien und alle praktischen Berufe. Jetzt, nachdem die Reformbewegung neue Institutionen in Masse hervorgerufen, war zum Atemholen Zeit, und das Buch befriedigt auch denjenigen, der die gesamte Reformbewegung geschichtlich überblicken will, denn es enthält im ersten Teile eine Geschichte des höheren Schulwesens seit Luther. Sie hätte mit dem 15. Jahrhundert einsetzen sollen, denn der Humanismus veranlaßte die erste Reformbewegung. Während im geschichtlichen Teile vielfach auf die landschaftlichen Eigenarten bezug genommen wird, engt der Verfasser die Beurteilung — der wichtigere zweite Teil — auf die tonangebende preußische Schulreform ein. Die meisten werden dem Satze beipflichten: „Wir glauben aber, daß nicht von einer noch peinlicheren Reglementierung, sondern nur von einer größeren Freiheit individueller Geistesbildung das Heil unseres Schulwesens zu erhoffen ist, und erwarten deshalb von dem Grundsatz der Gleichberechtigung die erfreulichsten Folgen für das Unterrichtswesen und das gesamte geistige Leben unseres Vaterlandes.“

Wir werden nun durch ein eben erschienenes Buch ins Mittelalter geführt. Wenn man der Großstadt den Rücken kehrt und im Walde angelangt ist, labt man sich an seiner Stille. So sticht die Beschaulichkeit der Pädagogik eines Aegidius Romanus de Colona, eines Johann Gerson, eines Dionys des Karthäusers, eines Jakob Sadolat von dem Bildungskampfe der Jetztzeit ab. Im 15. Bande der „Bibliothek der katholischen Pädagogik“**), die vor 15 Jahren von F. X. Kunz, dem Direktor des luzernischen Lehrerseminars in Hitzkirch, begründet wurde, sind sie zum erstenmale in deutscher Uebersetzung geboten. Von den Genannten fungiert in unseren Lehrbüchern nur Johannes Gerson, seit 1395 Kanzler der berühmtesten Körperschaft der Welt, der Pariser Universität, mit seiner Schrift „Von der Führung der Kleinen zu Christus“ in einigen Zeilen; hier sind außer dieser noch sechs Schriften übersetzt, von tiefem ethischen Gehalt. Aber auch die anderen Autoren werden anregen, namentlich durch die vorbildliche Hauspädagogik, für die sie Muster des uns ganz entfallenen Dialogs bieten. Zwei von ihnen waren Bischöfe, einer Kanzler und der vierte Ratgeber des päpstlichen Legaten Nikolaus Cusa. Auch sonst gelten ihre Ansichten wegen ihrer Persönlichkeiten: zwei gehörten dem Welt-, zwei dem Ordensklerus an; Romanus ist Scholastiker, Gerson und Dionysius Mystiker, Sadolat Humanist. Die Philosophen unter ihnen (Romanus und Sadolat) behandeln ihre Gegenstände vom Vernunftstandpunkte; die anderen, mehr Theologen und Asketen, auch vom Standpunkte des Glaubens.

Und welches sind ihre Gegenstände? Das Gebiet, das ich bereits an dieser Stelle als heute vernachlässigt bezeichnete: die Hauspädagogik. Wiederholt ist von der elterlichen Erziehung die Rede — auf die heute kaum mehr etwas gegeben wird. Jesus als Pädagog. Aber auch Interessantes über das scholastische Studium und über die wissenschaftliche Bildung überhaupt.

Ich verspreche mir von dem Lesen solcher Quellenschriften im Lehrerseminar größere Erfolge für die historisch-padagogische Bildung als von der Leitfadenweisheit. Zudem dürfte solche Lektüre auch praktisch bilden.

Schließlich ein neuer Band der Monumenta Germaniae Paedagogica: Bd. XXIX†). Auch dieses gute Unternehmen bedarf noch allseitiger Pflege und praktischer Unterstützung. Noch immer finden sich Schulbibliotheken, in denen man diese Bände vergeblich sucht. Der kgl. sächs. Oberschulrat A. Israel hat die mühevolle Arbeit geleistet, eine Pestalozzibibliographie nach modernen Grundsätzen zu liefern; von ihr liegt der zweite Band vor, der Pestalozzis Briefe darbietet nach zeitlicher Anordnung und mit Kritik. Gesondert sind die Adressaten zusammengestellt. Das ganze Material liefert prächtige Zeugnisse für die menschenfreundlichen Ideen des Schweizers und seine ganze Lebensführung.

*) Stuttgart, 1904. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung. 135 S.

**) Freiburg i. B. 1904. Herdersche Verlagshandlung 441 S. M. 5.—.

†) Pestalozzi-Bibliographie 2. Bd. Berlin 1904. A. Hofmann & Co. 339 S. Mk. 10.—.

Die Krankenpflege auf dem Lande.

Von

E. Seefried.

Es ist recht traurig bestellt um die Kranken auf dem Lande. Doppelt traurig ist es aber in jenen Provinzen, wo infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse die Dörfer klein sind, weit auseinander liegen und sich dort ein Arzt nicht niederlassen kann. Es gibt in Westpreußen Ortschaften, die bis gegen 30 km von Arzt und Apotheke entfernt sind. Wird jemand krank, so ist die Herbeiholung des Doktors mit großen Schwierigkeiten und namentlich mit unerschwingbaren Kosten verbunden, da die Bevölkerung durchschnittlich recht arm ist. Nur in den äußersten Fällen, wenn schon der Tod am Halse sitzt, wird nach dem Arzte geschickt. Falls der Doktor den Patienten noch am Leben trifft, so kann eine einmalige Konsultation auch von keinem großen Erfolge sein. Es ist dem Arzte nicht immer möglich, bei dem ersten Besuch die richtige Diagnose zu stellen, und wenn er es auch täte, so haben die Leute in den seltensten Fällen soviel Verständnis, die Anordnungen richtig auszuführen. Was Wunder, wenn die verordneten Mittel ihre Wirkung verfehlen, die Aerzte bei dem Landvolke in so großem Mißkredit stehen und das Kurpfuschertum üppige Früchte treibt!

Wäre es nicht möglich in irgend einer Weise Rat zu schaffen, um dem armen Landvolke zu helfen?

Nun gibt es ja bereits an vielen größeren Orten Krankenschwestern, die auch aufs Land hinauskommen. Aber auch diese Art der Krankenpflege ist nur der wohlhabenderen Klasse der Landbevölkerung zugänglich, und die Aermsten unter den Armen gehen leer aus.

Im Westen Deutschlands wird in dieser Hinsicht mehr getan. Der „Charitas-Verband für das katholische Deutschland“ hat sich zur Aufgabe gestellt, ältere Mädchen und Witwen vom Lande für die Krankenpflege kostenlos auszubilden. Diese Personen haben einen Kursus durchzumachen und verpflichten sich dann, in ihrer Gemeinde die Krankenpflege freiwillig und ohne Entschädigung zu übernehmen.

Wer die Verhältnisse auf dem Lande kennt, der weiß es, daß den armen Kranken in den meisten Fällen weniger der Arzt, als eine ordentliche, sachgemäße Pflege not tut. — Der Doktor würde aber das verlorene Vertrauen beim Volke allmählich wiedergewinnen, denn er hätte die Gewißheit, daß die „Schwestern“ seine ärztlichen Anordnungen in verständiger Weise zur Ausführung bringen.

In Bayern, Elsaß und in der Rheinprovinz hat man mit dieser Einrichtung vorzügliche Resultate erzielt, und Aerzte und Bezirksbeamte sprechen sich in anerkennenswerter Weise darüber aus. Wäre es nicht möglich, diese wohltätige Einrichtung auch in den Ostprovinzen einzuführen? Es würden sich gewiß geeignete Orden, z. B. die Schwestern vom hl. Borromäus in Danzig, gern bereit erklären, die Ausbildung solcher Krankenpflegerinnen zu übernehmen. Und an aufopfernden weiblichen Personen, die sich diesem Samariterdienste widmen, und an Wohltätern, welche die Sache finanziell kräftig unterstützen, würde es auch nicht mangeln.

Kleine Rundschau.

Urheberrecht an Werken der bildenden Künste u. der Photographie.

Der „Reichsanzeiger“ gab in den jüngsten Tagen den Wortlaut und die Erläuterungen des Gesetzentwurfes über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie bekannt. Der Entwurf erfüllt im allgemeinen die Hoffnungen, die in der Bewegung zugunsten eines solchen Gesetzes von den Interessenten gehegt worden sind. Es sollen danach geschützt werden: Werke der bildenden Künste und der Photographie, ferner Bauwerke sowie Entwürfe, die künstlerische Zwecke

verfolgen; desgleichen sollen geschützt werden Nachbildungen von Werken der bildenden Künste und der Photographie durch ein Werk der bildenden Kunst oder durch Photographie. Der Entwurf regelt auch die in den letzten Jahren so heiß umstrittene Frage des „Rechtes am eigenen Bilde". Er bestimmt nämlich: „Bildnisse dürfen nur mit Einwilligung des Abgebildeten verbreitet oder öffentlich zur Schau gestellt werden. Nach dem Tode des Abgebildeten bedarf es bis zum Ablauf von zehn Jahren der Einwilligung der Angehörigen des Abgebildeten." Um jedoch durch diese Bestimmung die berechtigten Interessen der Presse nicht zu verletzen, heißt es in demselben Paragraphen — § 16 — weiter: „Bildnisse aus dem Bereich der Zeitgeschichte dürfen ohne die nach Absatz 1 erforderliche Einwilligung verbreitet und zur Schau gestellt werden, sofern dadurch nicht ein berechtigtes Interesse des Abgebildeten verletzt wird"; und weiter: „Die Vorschrift des Absatz 1 findet keine Anwendung auf solche Bilder, deren Zweck nicht in der Darstellung einzelner Personen besteht, insbesondere auf die Wiedergabe von Landschaften, von Versammlungen, Aufzügen oder ähnlichen Vorgängen." In bezug auf das „Recht am eigenen Bilde" wie überhaupt auf das Vervielfältigungsrecht beansprucht noch der § 13 eine hervorragende Beachtung. Er führt aus: „Eine Vervielfältigung, die nicht zum Zwecke der Verbreitung oder der öffentlichen Schaustellung erfolgt, ist zulässig, wenn sie unentgeltlich bewirkt wird. Bei Bildnissen einer Person ist dem Besteller gestattet, soweit nicht ein anderes bestimmt ist, das Werk zu vervielfältigen; ist das Bildnis ein Werk der bildenden Künste, so darf, so lange der Verfertiger lebt, die Vervielfältigung nur im Wege der Photographie erfolgen." Im übrigen endet der Schutz des Urheberrechts an einem Werke der bildenden Künste, sobald 30 Jahre seit dem Tode des Urhebers abgelaufen sind; bei der Photographie ist dieser Zeitraum auf 15 Jahre abgekürzt. Bei der Ausführung dieses Gesetzes sollen den Gerichten Sachverständigenkammern zur Seite gestellt werden, die für alle Bundesstaaten zu errichten sind. A.—L-B.

Die preußische Volksschule auf dem Lande.

Die „Statist. Korresp." des preußischen Staates veröffentlicht gegenwärtig eine große Arbeit über die preußischen Volksschulen. Der wesentlichste Inhalt dieser Publikationen ist weiteren Kreisen bekannt. Recht wenig beachtet hat man jedoch bisher die Frage der Ausgestaltung der Schulen auf dem Lande. Nachdem aber jetzt in Preußen die Frage der Einführung von Fortbildungsschulen auf dem Lande, die die Gemeinden mit Zwangscharakter ausgestalten können, in ein Stadium gelangt ist, in dem ihre allgemeine Verwirklichung nur noch eine Frage der Zeit ist, kann es nicht unbeachtet bleiben, daß auf dem Lande, also den Orten mit weniger als 2000 Einwohnern, 80% aller Schulen nur 2 Klassen und 42,74% nur eine Klasse haben. Insgesamt werden ca. 60% aller Schulkinder auf dem Lande in ein- oder zweiklassigen Schulen unterrichtet.

Verzeichnis empfehlenswerter Hotels, Restaurants, Cafés, Bäder, Kurhäuser, Sommerfrischen,

in welchen die „Allgemeine Rundschau" aufliegt:

Ahrweiler (Rheinpr.). Gasthaus zur Stadt Coblenz (H. J. Großgart).
Bingen a. Rh. Kath. Vereinshaus, Mainzer Hof, Schmittstraße.
Bingerbrück. Berliner Hof (Georg Pfeifer).
Bochum i. Westf. Hotel Germania (Joh. Multhaup).
Bad Brückenau. Hotel Füglein.
Carden (Mosel). Hotel Wwe. F. A. Brauer.
Ettenheim i. B. Bahnhofhotel Welte (Badischer Hof) Aug. Welte.
Feldafing. Hotel Kaiserin Elisabeth (M. Zwickl).
Frauendorf b. Vilshofen (Niederb.). Gasthaus von Willibald Fürst,
Freiburg i. B. Pension Bellevue (Fr. Uhland Vorsteh.). Günterstalstr. 59.
Fulda. Bahnhof-Hotel (Jos. Kreß).
Göllheim-Dreisen (Pfalz). Fr. Geißler, am Bahnhof.
Graz. Hotel Goldene Birn (Fr. Zimmerer).
Konstanz. Kath. Vereinshaus (nächst dem Münster).
München. Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19.
Restaurant zum Bürgerbräu, Kaufingerstraße 6.
Kath. Casino, Lesezimmer, Barerstraße.
Hotel Continental, Ottostraße 6 und Max Josephstraße 1a.
Hotel Englischer Hof, Dienerstraße 11.
Café Greif (J. u. M. Berchtold), Marienplatz 14.
Café-Restaurant Hoftheater (C. Lehrmaier)
Café-Restaurant Kaiser Franz Joseph, Maximiliansplatz 5.
Hotel Kronprinz, Friedr. Seyfried.
Hotel Leinfelder, Maximiliansplatz 26.
Café-Restaurant Luitpold, Briennerstraße 8.
Hotel Marienbad (Jos. Aumüllers Erben).
Hotel Maximilian, Maximilianstraße 44.
Café-Restaurant de l'Opera, Maximilianstraße 45.
Parkhotel, Maximiliansplatz 21.
Pschorrbräu-Bierhallen, Neuhauserstraße 11.
Café-Restaurant Putscher, Odeonsplatz 18 (Arkaden, Hofgarten).
Hotel Rheinischer Hof, Bayerstraße 17, 19, 21 und 23.
Hotel Russischer Hof, Ottostraße 4.
Café-Restaurant Viktoria, Maximilianstraße 17.
Hotel Vier Jahreszeiten, Maximilianstraße 4.
Bad Neuenahr (Rheinland). Kurhaus.
Pflochsbach a. M., Post Rodenbach (Unterfranken). St. Josefshort.
Polsum. Restaurant zur Post (Franz Huthmacher).
Recklinghausen. Hotel und Restaurant Aug. Stalherm.
St. Wendel. Michael Tholey, Trier'scher Hof.





Die Orgelbauanstalt

Max März & Sohn, München, Landsbergerstr. 80,
empfiehlt sich der hochw. Geistlichkeit in Anfertigung von Orgeln nach bewährtem pneumatischem System. Reparaturen gut und billigst.

Neu eröffnet!

Lichtluft- und Sonnenbad Westend

Hansastrasse, grüne Trambahnlinie Landsbergerstr.—Barthstr.
Grosse, freie und geschützte Lage; vorzügl. eingerichtet; ½ Tag 30 Pfg., ¹/₁ Tag 50 Pfg., im Abonnement billiger.
Kaspar Gustapfel, Baumeister.

Neu eröffnet!

Ostermann & Hartwein
Königl. bayer.
Hofglasmalerei
München, Schwanthalerstrasse

Selbstgezogene Moselweine
versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel**, Weinbergbesitzer, **Carden** (Rheinl.) 960

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Zeitung zu beziehen.



Münchener Ratskeller

Städt. Weinrestaurant,
Haupttreffplatz aller Fremden.
Pächter: **Heinr. Eckel & Cie.**
911 Weingrosshandlung.



Königl. Bayer. Hofglasmalerei

F. X. Zettler

München
Briennerstrasse 23.

Aeltestes und bestempfohlenes Haus von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern.

Voranschläge nach allen Ländern kostenlos.



Einige Urteile der Presse über die „Literarische Warte":

„Wer sich über den gegenwärtigen Stand der katholischen Literatur unterrichten will, findet keine für seine Zwecke bessere Zeitschrift."
(Rhein.-westf. Schulzeitung.)

„. . Die „L.W." kann wirklich schon als ein Zentralblatt für schöne Literatur gelten, in der alle Arten, alle Strömungen und Richtungen derselben zur Vertretung kommen."
(Westpreuss. Volksblatt.)

„. . Wir können uns freuen, dass wir jetzt auch einmal ein katholisches Literaturblatt besitzen, das man den anderen literarischen Zeitschriften an die Seite stellen kann."
(Essener Volkszeitung.)

„. . ein Organ, das neben angenehmer und feingeistiger Unterhaltung vielfache Belehrung und eine gute Schulung des literarischen Geschmacks zu bieten imstande ist."
(Alte und neue Welt.)

„. . Ehrliches Streben nach dem Schönheitsideal und unantastbare katholische Gesinnung beseelen die Schöpfer und Mitarbeiter". (Dr. Kausen.)

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg** im **Breisgau** ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1903–1904.

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: **Physik; Chemie und chemische Technologie; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie; Botanik; Mineralogie und Geologie; Forst- und Landwirtschaft; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; angewandte Mechanik; Industrie und industrielle Technik.**

Neunzehnter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von **Dr. Max Wildermann.** Mit 41 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 518) M 6.—; geb. in Leinwand M 7.—

Frühere Jahrgänge des „Jahrbuches der Naturwissenschaften" (mit Ausnahme des ersten, der vergriffen ist) können zum Preise von je M 6.—, geb. M 7.— nachbezogen werden.

Soeben erschien:

Professor Ferd. Erhardt

Die katholische Kirche und ihr Kampf!

Niedergang oder neues Leben?

10 Bogen in 8° M. 1.50, mit Frankozusendung M. 1.60.

3. Auflage — 6. bis 8. Tausend.

„Wer nicht Zeit hat, sei er Theologe oder Laie, Bände zu lesen, greife zu dieser klassischen Broschüre. Ein apologetischer Geist predigt und beweist oft in schwungvoller Sprache allen Modernen die göttliche Stiftung und Leitung der katholischen Kirche . . . Um das Schriftchen mit seiner Klarheit und Wahrheit, mit seiner Kürze und Knappheit treffend zu bezeichnen, möchte ich es einen apologetischen Essay nennen. . . ."
Augsburger Postzeitung v. 30. April 1904.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die

Jos. Roth'sche Verlagshandlung, München

Weihrauch
Postpaket **7 Mk.** franko.
Feine Sorten **1.20—2 Mk.** per Pfd.
Apotheke in Carden (Mosel).

Briefmarken! mittlere u. Raritäten verkaufe spottbillig.
Joh. Christmann, München X.
NB. Anfragen bedingen Rückporto.

J. Frohnsheck
herzogl. bayer. Hofschlosser
München, Amalienstr. 28
empfiehlt sich zur
Herstellung aller ins Fach einschlägigen
kirchlichen Kunstschlosser-Arbeiten.
Zeichnungen auf Wunsch.

Soeben erscheint:

Moralphilosophische Vorträge

1024 von

Dr. Josef Müller in München.

1. Form des ethischen Bewußtseins.
2. Ziele der Ethik.
3. Die katholische Moral.

Preis 1.20 Mark, mit Porto 1.30 Mark.

Verlag von Ballhorn & Cramer Nachf. (R. Lorentz) Würzburg.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 11. München, 7. Juni 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Zur Lage in Frankreich.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Die vergangene Woche hat wiederum gezeigt, daß der regierende Block nur durch den Gegensatz der Rechten zusammengehalten wird. Nur der kleinere Teil desselben ist für Trennung von Kirche und Staat, Abschaffung des Konkordats und des Kultusbudgets. Verteidigte doch anläßlich der Interpellationen bezüglich des Streites mit Rom sogar der Sozialist Briand das Konkordat: „Ich glaube meinen Freunden sagen zu müssen: Laßt euch nicht in die Hitze bringen, widersteht den Uebertreibungen, Ueberbietungen, macht euch nichts daraus, daß man euch Gemäßigte, Opportunisten nennt. Bin ich doch selbst Klerikaler geheißen worden wegen der Mäßigung meines Gesetzentwurfes. Schadet nichts! Das Land wird euch dankbar sein für die Aufrichtigkeit eurer Anstrengungen." Richtiger hätte er gesagt: Die Birne ist noch nicht reif. Vor den Neuwahlen (1906) darf die Trennung von Kirche und Staat nicht beschlossen werden, wenn anders nicht die meisten Mitglieder des Blockes auf der Wahlstatt bleiben wollen.

Unterdessen aber bereiten die Blockleute dieselbe vor, ob aus Ueberzeugung oder bloß zur Befriedigung ihres blinden Hasses, mag dahin gestellt bleiben. Combes versicherte, die Abrufung des Botschafters beim päpstlichen Stuhl bedeute: „Wir gestatten nicht, daß der Papst in unsere auswärtigen Beziehungen eingreift; wir wollen ein- für allemal der Fiktion der seit 34 Jahren verschwundenen päpstlichen Herrschaft ein Ende machen." Dabei stimmte Combes dem Berichterstatter Briand bei, in einigen Monaten (Herbsttagung) das Gesetz über Trennung von Kirche und Staat zu beraten, zu erledigen. Bis dahin haben also die Blockleute allen Spielraum, gegen das Konkordat zu wühlen.

Den Minderparteien kann dies sogar sehr willkommen sein. Sie sollen sich vorbereiten, bei den nächsten Wahlen die Frage der Aufhebung des Konkordats, des Bruches mit Rom zu stellen. Wenn jemals, dann wären sie dann des Sieges gewiß, würden die vielen schlafenden Kräfte wachrufen, die unter der Decke der Gleichgültigkeit, unbewußten Sorglosigkeit gebunden liegen.

Fehlt es doch nicht an bedenklichen Erscheinungen, welche den gemäßigten und konservativen Parteien zugute kommen müssen. Bei den letzten Gemeindewahlen haben die Konservativen und Gemäßigten mehrere große Städte, wie Lille, Rouen, Bordeaux, Grenoble u. a. erobert, andere, wie namentlich Marseille, behauptet, obgleich überall die Sozialisten und Radikalen kräftig von allen Behörden unterstützt, gefördert wurden.

In Marseille rufen die Sozialisten täglich Zwischenfälle im Gemeinderat, Aufläufe in den Straßen hervor, weil sie unterlegen sind. In Brest aber, wo sie gesiegt, haben sie einen förmlichen Aufruhr hervorgerufen, die Bäckereien geplündert, in Brand gesteckt, so daß der Belagerungszustand verhängt werden mußte, um die Ordnung aufrecht zu halten. Dabei sind die Aufrührer meist Arbeiter des Arsenals und der anderen staatlichen Werkstätten. Freilich hat voriges Jahr der Marineminister Pelletan einen Umzug unter Absingen der Internationale und der Carmagnole mit ihnen durch die Stadt gehalten.

In Marseille haben sich auch schon bei den vorletzten Gemeindewahlen alle Parteien vereinigt, um die Sozialisten aus dem Rathaus zu verdrängen. Dieselben hatten eine solche Wirtschaft geführt, daß die Stadt dem Bankerott nahe war, zwanzig Millionen Schulden und kein Geld in der Kasse hatte. Die Sozialisten haben es überall so getrieben, deshalb die Herrschaft in einer ganzen Reihe Städte — Lille, Roubaix, Tourcoing, Saint-Denis, Saint-Ouen (große Außenstadt bei Paris), Montluçon, Troyes, Dijon, Marseille ꝛc. — wieder verloren. Die sozialistischen Gemeinderäte bestanden meist ganz aus wenig gebildeten Leuten, die nur die Stadtkasse gründlich auszuplündern wußten, sich und ihren Helfern unter den nichtigsten Vorwänden Gehalte, Zuschüsse zuwandten. In Dijon, wo sie diesmal wieder gesiegt, haben die Sozialisten einen am Bahnhof beschäftigten Kofferträger zum Maire gewählt und mit 6000 Fr. Gehalt und Nutzungen ausgestattet; zu Brest wählten sie einen Uhrmachergesellen, natürlich um das Verdienst, die Befähigung dieser beiden Genossen anzuerkennen. Indessen, wenn diese beiden wirklich so tüchtige Leute wären, würden sie es doch längst weiter gebracht haben als zum Kofferträger und Handwerksgesellen. Herrscht doch freier Wettbewerb in allen Zweigen der menschlichen Tätigkeit.

Die allgemeine Enttäuschung, welche die fortgesetzten russischen Niederlagen in Paris hervorbringen, ist ebenso groß

und fast ebenso bitter wie 1870. Nur daß bis jetzt in Hinterasien noch kein Hauptschlag gefallen ist. Frankreich ist in doppelter Verlegenheit. Eigentlich müßte es den Russen beistehen, was diese aus Stolz nicht annehmen können. Das Vertrauen zu Rußland ist so geschwunden, daß dessen Anleihen (800 Mill.) nicht gedeckt wurden. Frankreich hat auch seine empfindliche Stelle in Hinterasien. Wenn die Japaner nicht Korea und ein Stück Mandschurei erhalten, werden sie beim ersten Anlaß sich auf das französische Hinterasien — Tonkin, Annam, Kambodscha — werfen, um ihr Wirtschaftsgebiet zu vergrößern, Raum für die Ausdehnung, Tätigkeit ihrer überschießenden Bevölkerung zu finden.

Der Zehnstundentag in Fabriken.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Unter den zahlreichen sozialpolitischen Initiativanträgen und Etatsresolutionen ist zweifelsohne diejenige die hervorragendste, welche die Einführung des Zehnstundentages in Fabriken und in den diesen gleichgestellten Anlagen anstrebt; dieselbe ist von der Zentrumsfraktion gestellt worden. Ein sozialdemokratischer Antrag fordert den Zehnstundentag für 1906, den Neunstundentag von 1907 und den Achtstundentag von 1908 ab; daß die Annahme dieses Antrages ausgeschlossen ist, bedarf keiner weiteren Worte. Dieser Antrag hat auch nur agitatorische Bedeutung. Innerhalb der Sozialdemokratie sind selbst eine Reihe von bekannten Männern, die herzlich froh sein würden, wenn wir in Deutschland den allgemeinen Zehnstundentag hätten. Aber die Massen sind einmal auf dieses Phantom eindressiert und somit muß man ihnen dieses immer wieder vorführen. Der höchsten Bedeutung wert ist aber der Antrag des Zentrums, von dem wir annehmen, daß er im Reichstage eine Mehrheit finden wird; der Bundesrat kann sich aus guten Gründen hiegegen nicht lange sträuben, denn es gilt hier nur, ein Kaiserwort und ein Kanzlerwort einzulösen. Der bekannte Februarerlaß vom 4. Febr. 1890 — diese hochbedeutsame sozialpolitische Kundgebung Wilhelms II. — fordert ausdrücklich Gesetze über die Dauer der Arbeit, und der gegenwärtige Reichskanzler Graf Bülow sprach bei der Eröffnung des preußischen Herrenhauses den stolzen Satz aus: „Deutschland in der Welt voran!“ Kaiser und Kanzler sind sich einig, wo kann hier das Hindernis liegen? Denn Deutschland ist auf diesem Gebiete stark ins Hintertreffen gekommen; wir haben den Zehnstundentag nur für die jugendlichen Arbeiter (bis zu 16 Jahren) und für die Arbeiterinnen den Elfstundentag, aber eine allgemeine gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit erwachsener Arbeiter gibt es nicht. Wohl besteht der sog. sanitäre Maximalarbeitstag (auf Grund des § 120 e der Gewerbeordnung) für einzelne Branchen (Bäckerei, Getreidemühlen, Steinhauereien, Gast- u. Schankwirtschaften, Thomasschlackenmühlen), aber ein allgemeiner Maximalarbeitstag ist in Deutschland nicht eingeführt. Andere Staaten sind uns hier meilenweit voraus; sie haben bereits den allgemeinen Elfstundentag (Schweiz und Oesterreich), teils den Zehnstundentag für sogenannte „gemischte Betriebe“, in denen neben erwachsenen Arbeitern auch Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter beschäftigt sind; diese Regelung hat Frankreich seit 1. April 1904. Selbst Rußland hat einen Maximalarbeitstag. Daß ein solcher geboten ist, liegt im Interesse der Gesundheit der Arbeiter, des Schutzes des Familienlebens und ist eine Forderung der Kultur; aber auch das wohlverstandene Interesse der Arbeitgeber erheischt die Einführung eines Maximalarbeitstages. Denn nur durch diesen sind die deutschen Arbeitgeber in einem wesentlichen Punkte auf denselben Boden gestellt; heute klagt ein Teil der Unternehmer in dieser Gegend über die zulange Arbeitszeit seiner Konkurrenten in einer anderen! Wieviele Streike würden verhindert, wenn wir einen allgemeinen Maximalarbeitstag hätten! Daß aber dieser heutzutage kein anderer sein kann als der Zehnstundentag, ist auch sicher; die ganze Entwicklung in unserer Industrie geht auf diesen. Ja in sehr vielen Branchen ist er schon überholt und macht kürzeren Arbeitszeiten Platz. Aus den Berichten der Gewerbeinspektoren ist jedjährlich ersichtlich, wie die Verkürzung der Arbeitszeit immer mehr Fortschritte macht. Nicht in letzter Linie ist das auch der Organisation der Arbeiter zu verdanken.

Nun sind die Bemühungen um einen gesetzlichen Maximalarbeitstag schon recht alte; die Konservativen haben schon 1869 die Forderung nach einem zwölfstündigen Arbeitstag erhoben. Im Deutschen Reichstag hat allein die Zentrumsfraktion in konsequenter Weise die Forderung nach einem Maximalarbeitstag erhoben; die Sozialdemokraten haben auf diesem Gebiete zu sehr geschwankt, so daß das Agitationsbedürfnis jeweils zu stark hervorsticht. Schon Bischof Ketteler hat 1869 in seiner bekannten Liebfrauenheiderede die Forderung nach einer gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit gestellt und diese 1871 in seinen „Entwurf zu einem politischen Programm für die Katholiken Deutschlands“ übernommen. Sein Adlatus, Domkapitular Moufang, trat hiemit 1871 vor seine Mainzer Wähler hin. Als am 30. April 1873 die erste sozialpolitische Debatte im Reichstage stattfand, schwiegen die Sozialisten, ein liberaler Redner nannte die soziale Frage ein „Sammelsurium der verrücktesten Ideen“, der Zentrumsabgeordnete Reichensperger beantragte aber im Verein mit dem Konservativen von Helldorf Erhebungen über die Arbeitsverhältnisse sämtlicher Arbeiter in gewerblichen Betrieben; doch fand der Antrag leider keine Annahme. Der erste sozialpolitische Initiativantrag aus dem Reichstage, der des Grafen Galen vom 19. März 1877 enthielt implicite auch die Forderung nach einer gesetzlichen Maßnahme in dieser Richtung. Doch wurde erst ausdrücklich in die Interpellation des Frhrn. von Hertling im Jahre 1882 der Maximalarbeitstag aufgenommen; Fürst Bismarck verhielt sich nicht pur ablehnend. Um so schroffer aber ging er gegen das Zentrum vor, als dieses 1884 mit einem Antrage entsprechenden Inhalts kam, und höhnisch forderte er von den Antragstellern einen genügend ausgearbeiteten Gesetzentwurf. Obwohl dies doch in erster Linie Sache der Geheimräte ist, kam das Zentrum mit fast unglaublicher Geschwindigkeit dieser Aufforderung nach und nahm hier nach dem Vorbild von Oesterreich und der Schweiz den Elfstundentag auf. Doch leider vergebens; aber es verging keine Session, in der nicht auf diesen Wunsch zurückgekommen wäre; es ist sehr interessant, die verschiedenen Anläufe zu verfolgen, die namentlich unser hochverdienter Professor Dr. Hitze unternommen hat, um dem Ziele sich zu nähern. Die Arbeiterschutznovelle von 1891 brachte dann den Elfstundentag für Arbeiterinnen, den Zehnstundentag für jugendliche Arbeiter und die Möglichkeit der Einführung des sanitären Maximalarbeitstages für erwachsene Arbeiter in gesundheitsschädlichen Unternehmungen. 1896 erfolgte wieder ein energischer Vorstoß der Zentrumsabgeordneten Dr. Hitze und Dr. Freiherr von Hertling mit dem Antrag auf Einführung einer 63 stündigen Maximalarbeitswoche, also einen 10½ stündigen Arbeitstag. Doch ohne Erfolg! Bei der Etatsberatung 1903 und 1904 stellte das Zentrum den Antrag auf den Zehnstundentag, der nun in dieser Session zur Verhandlung kommen wird.

Als Eventualantrag hat das Zentrum dann die weitere Forderung gestellt, für den Fall der Ablehnung des Hauptantrages den Zehnstundentag für Arbeiterinnen einzuführen. Wir bedauern, daß die Thronrede im Dezember 1903 die Ankündigung eines solchen Gesetzentwurfes nicht enthalten hat; der letzte Reichstag hatte sich mit großer Mehrheit hierfür ausgesprochen. Die Erhebungen der Gewerbeinspektoren im Jahre 1902 haben sich speziell auf diese Materie erstreckt. Die weitaus größte Anzahl der Gewerbeaufsichtsbeamten haben sich in diesem Sinne ausgesprochen, daß die Einführung des Zehnstundentages für Arbeiterinnen möglich ist ohne Schädigung der Industrie. Nur einige wenige Gewerbeinspektoren haben sich ablehnend verhalten; bemerkenswert ist auch, daß es namentlich die im Osten sind, welche sich gegen diesen sozialen Fortschritt wehren! Die Bedenken mancher Industriellen und Organisationen derselben gegen den Zehnstundentag sind die alten, die man noch immer gehört hat, wenn auf dem Gebiete der Sozialreform ein Schritt vorwärts getan werden soll und die sich noch nie als zutreffend erwiesen haben. Trotz unserer Arbeiterschutzgesetze — wir sagen sogar mit, infolge derselben — hat die deutsche Industrie ihren großen Aufschwung genommen und sie kann sich auf dem Weltmarkte nur halten, wenn sie qualifizierte Ware anbietet. Qualifizierte Waare ist aber nur möglich herzustellen mit den modernsten maschinellen Einrichtungen und qualifizierten Arbeitern, die gesund, kräftig, frisch sind und dazu ist der Zehnstundentag geboten. So ist dessen tunlichst baldige Einführung eine Pflicht der Selbsterhaltung der gesamten Nation! Mögen die 27jährigen Bestrebungen der Zentrumsfraktion endlich mit Erfolg gekrönt werden!

Aus dem Inhalte der nächsten Nummer:

Prof. Dr. Jos. Schlecht, Freising: P. Denifles Lutherwerk in zweiter Auflage.

Matrikularbeiträge, Ueberweisungen und Budgetrecht.

Von
Unterstaatssekretär z. D. Prof. Dr. Georg von Mayr.

(Schluß.)

So viel über Wesen und Bedeutung der Matrikularbeiträge im allgemeinen. Ein „Kapitalirrtum" von mir soll es nun weiter sein, daß ich die Franckensteinsche Klausel als eine Abschwächung der Matrikularbeiträge ansähe, während sie eine Verstärkung derselben bilde. Wie ich diese „Abschwächung" verstehe und begründe, habe ich in Nr. 5 dieser Blätter nur knapp dadurch angedeutet, daß ich hervorhob, es sei der „ganze politische Hintergedanke über die Machtbedeutung der Matrikularbeitragsbewilligung, insoweit als dabei der **Gesamtbetrag** der festgesetzten Matrikularbeiträge in Betracht gezogen werde, durch die Franckensteinsche Klausel abgeschwächt." Die Sache liegt in der Tat sehr einfach. Vor der Einführung der Franckensteinschen Klausel stand bei der Festsetzung von Matrikularbeiträgen immer nur die Festsetzung solcher Beträge in Frage, die wir heute „ungedeckte" Matrikularbeiträge, d. h. solche nennen, denen als Ausgabe **nicht** ein entsprechender gleicher Ueberweisungsbetrag als Einnahme der Bundesstaaten gegenüberstand. Wenn überhaupt von der Geltendmachung parlamentarischer Macht bei der Matrikularbeitragsfestsetzung in Anerkennung der oben berührten Imponderabilien geredet werden darf, so gestaltet diese Macht sich doch jedenfalls bei den ungedeckten Matrikularbeiträgen sehr viel wirkungsvoller als bei den gedeckten, die ihrerseits nur durchlaufende Posten im Reichs- wie im Staatshaushalt darstellen. Gedeckte Matrikularbeiträge gibt es aber überhaupt erst seit der Franckensteinschen Klausel; man ist deshalb wohl berechtigt zu sagen, daß die politische Machtbedeutung der Matrikularbeitragsfestsetzung eine Abschwächung erfahren hat, weil der Gesamtbetrag der Matrikularbeiträge nun nicht mehr homogen war, sich vielmehr aus ungedeckten und gedeckten Matrikularbeiträgen zusammensetzte, in einer Reihe von Jahren überhaupt nur aus gedeckten bestand, und hiernach die politische parlamentarische Bedeutung derselben abgeschwächt war. Nur insoweit muß ich Herrn Müller noch entgegenkommen, daß ich ergänzend beifüge, daß diese Abschwächung selbstverständlich nur als ein tatsächlich mit Notwendigkeit eintretendes, keineswegs etwa vom Antragsteller gewolltes Ergebnis der Konjunktur anzusehen ist, welche aus der im Jahre 1879 erfolgten und später noch wiederholt bewirkten Vermehrung der Einnahmen aus Reichssteuern sich ergeben hat.

Allerdings hat mein verehrter Herr Gegner eine staatsrechtliche Auffassung, wonach zwar nicht für den normalen Gang der Dinge, aber doch für den Konfliktsfall den gedeckten Matrikularbeiträgen dieselbe politische Machtbedeutung zukäme wie den ungedeckten. Damit komme ich zugleich auf denjenigen Teil der Ausführungen des Herrn Müller, der meines Erachtens als der Mittelpunkt der Auffassungen von den nach Ansicht weiter Kreise des Reichstags in Frage stehenden „konstitutionellen Rechten" oder „Garantien" anzusehen ist. Herr Müller ist der Ansicht, daß die „Ueberweisungssteuern" auf Grund der Gesetze in die Kassen der Bundesstaaten fließen und deren „Eigentum" so lange verbleiben, bis sie auf Grund des Art. 70 der Verfassung als Matrikularbeiträge in budgetmäßiger Höhe wieder zurückverlangt werden können; solange kein Budget mit Genehmigung des Bundesrats und Reichstags zustande gekommen sei, ruhe auch die Verpflichtung der Bundesstaaten zur Entrichtung von Matrikularbeiträgen.

Die im vorstehenden versuchte Charakterisierung der überwiesenen Reichssteuern, wonach solche überhaupt nicht mehr Reichssteuern, sondern primär Landessteuern wären, wird sich staatsrechtlich wohl nicht rechtfertigen lassen. Es wird hier die Tatsache der Vereinnahmung der Reichssteuern durch Landesorgane für das Reich einerseits und die durch die Ueberweisungsgesetzgebung begründete Verpflichtung des Reichs anderseits, gewisse Einnahmen an Reichssteuern den Bundesstaaten zu überweisen, nicht auseinandergehalten. Nach der Auffassung des Herrn Müller hätten die Bundesstaaten, wenn sie durch ihre Organe überwiesene Reichssteuern einnehmen, ihre eigenen, also Landessteuern eingenommen und könnten dieselben ohne weiteres behalten, insoweit sie ihnen nicht in Gestalt von Matrikularbeiträge abverlangt würden. Für diese Auffassung einen gesetzlichen Beleg beizubringen, wird nicht möglich sein. Auch zu überweisende Reichssteuern sind und bleiben Reichssteuern; sie sind deshalb auch ganz richtig unter den Reichseinnahmen aufgeführt; das Reich ist aber verpflichtet, solche den Bundesstaaten zu überweisen, demgemäß begründet die Ueberweisungsgesetzgebung entsprechende Ausgabeverpflichtungen des Reichs. Wie unhaltbar die Theorie ist, daß die „Ueberweisungssteuern" seitens der Bundesstaaten als ihnen ohne weiteres zustehendes „Eigentum" vereinnahmt würden, ergibt sich daraus, daß doch nicht jeder Einzelstaat auf die zufällig gerade von seinen Organen vereinnahmten Reichssteuern der einschlägigen Art ein Eigentumsrecht würde geltend machen können. Man käme also zu folgender ungeheuerlichen Konstruktion: Zum Zweck der Vereinnahmung überwiesener Reichssteuern bilden die Bundesstaaten eine gesonderte vom Reich verschiedene Verwaltungsgemeinschaft, welche die anfallenden Steuerbeträge unter sich nach Maßgabe der Bevölkerung verteilt und solche ohne weiteres entgegen dem Finanzbedürfnis des Reichs zurückbehält, soweit sie nicht tatsächlich durch Matrikularbeiträge ihr wieder entzogen werden. Entgegen einer solchen Konstruktion, die ich wohl als dem Gebiet der „grauen Theorie" angehörig bezeichnen darf, ist doch die wirkliche staatsrechtliche Lage der Sache sehr klar. Reichssteuern bleiben Reichssteuern, auch wenn sie überwiesen sind; die Landesorgane nehmen auch die überwiesenen Reichssteuern zunächst für das Reich ein; die Bundesstaaten haben nur den weiteren Anspruch, daß der Ertrag dieser Steuern ihnen — natürlich nicht nach dem Maß ihrer wirklichen Vereinnahmung, sondern nach einem ganz anderen Maßstab, nämlich der Bevölkerungsgröße — als eine Finanzleistung des Reichs wiederum zugute kommt.

Eine Kontroverse, bezüglich deren auch die staatsrechtlichen Auffassungen abweichen, bleibt nur insoweit, ob dann, wenn ein Etatsgesetz nicht zustande kommt, die Ueberweisungen seitens des Reichs an die Einzelstaaten gleichwohl erfolgen müssen, die Zahlung von Matrikularbeiträgen seitens der Bundesstaaten aber unterbleiben muß. Der Herr Reichstagsabgeordnete Müller bejaht diese Frage und erblickt darin die ausschlaggebende konstitutionelle Garantie. Es ist auch richtig, daß Theoretiker des Staatsrechtes in diesem Sinne sich äußern; aber auch diese können nicht umhin, anzuerkennen, daß alsdann die besondere Verpflichtung der Bundesstaaten zu gewissen Minimalleistungen für das Heer nach Art. 62 der Reichsverfassung auflebe (Laband) bzw., daß eine gleichwohl erfolgende Zahlung von Matrikularbeiträgen und ebenso der etwaige Verzicht — wie von Seydel sich ausdrückt — auf die „Dividenden aus der Franckensteinschen Klausel" nicht zu Unrecht erfolge. v. Seydel nimmt überdies zum Abschluß seiner Prüfung des Wesens der Franckensteinschen Klausel ausdrücklich Anlaß, die „völlige Bedeutungslosigkeit der Franckensteinschen Klausel für das Budgetrecht des Reichstages" zu betonen. Meinerseits halte ich es zumal nach der nunmehr erfolgten Aenderung des Art. 70 der Reichsverfassung, nach welcher den Ueberweisungen eine mit den Matrikularbeiträgen im Zusammenhang stehende verfassungsmäßige Bedeutung zugeteilt ist, in betreff der vorliegenden Kontroverse auch staatsrechtlich für zutreffend, anzuerkennen, daß für die Leistung von Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten an das Reich wie von Ueberweisungen des Reichs an die Einzelstaaten — und zwar für die Ueberweisungen in Ergänzung der in Spezialgesetzen getroffenen besonderen Bestimmungen — die grundsätzliche Verpflichtung bzw. Genehmhaltung im Art. 70 der Reichsverfassung begründet ist, daß aber zu der jährlichen Verwirklichung dieser Verpflichtung noch die jeweilige Festsetzung der Einnahme an Matrikularbeiträgen, sowie die jeweilige Bewilligung der Ausgabe an Ueberweisungen, erstere in festem Betrag, letztere unter Veranschlagung des mutmaßlichen Eingangs mit Zahlungsverpflichtung des Reiches nach Maßgabe der tatsächlichen Vereinnahmung an zu überweisenden Steuern, erforderlich ist. Hiernach würde, wie ich bereits in Nr. 5 dieser Blätter darzulegen versucht habe, im Konfliktsfall mit der Einstellung der Matrikularbeiträge die Sistierung der Ueberweisungen Hand in Hand gehen. Aus dem Umstand, daß in Art. 70 bei den Matrikularbeiträgen der „budgetmäßige Betrag" erwähnt ist, bei den Ueberweisungen aber nicht, könnte eine entgegenstehende Auffassung wohl nicht begründet werden; denn im ersten Fall ist eine maßgebende budgetmäßige Festlegung beabsichtigt, im zweiten Fall handelt es sich nach der Natur der fraglichen Reichsausgabe, deren Größe vom Steuereingang abhängig ist, um eine Leistung, welche bezüglich der Größe ihres Betrages bindend nicht festgelegt werden soll, für deren Bewirkung aber gleichwohl die vorherige Aufnahme eines Ausgabekredits nach den allgemeinen für die Führung des Reichshaushalts maßgebenden Normen erforderlich ist.

Wenn ich hiernach vom Standpunkt der staatsrechtlichen Theorie zu einem der Auffassung des Herrn Reichstagsabgeordneten Müller entgegengesetzten Resultate komme, so bin ich doch weit entfernt, auf diese staatsrechtliche Theorie das entscheidende Gewicht zu legen. Ich halte es vielmehr vor allem politisch für unmöglich, daß im Konfliktsfalle die Bundesstaaten als solche eine Koalition gegen das Reich bilden und dieses gewissermaßen finanziell aushungern. Man mag sich so theoretisch einen Konfliktsfall zu Recht legen, praktisch ist er in solcher Gestaltung nicht möglich und am aller-

wenigsten irgendwie in Sicht. Gerade bei der heutigen Weltlage haben wir Deutsche allen Grund, es zu vermeiden, daß wir uns allzutief in Spekulationen darüber einlassen, wie es wohl gehen würde, wenn die Verfassungseinrichtungen versagen. Solchen Gedankenfolgen nachzugehen, wie dies neuerlich auch Herr v. Jagemann getan hat, bietet ja gewiß großes theoretisches Interesse. Praktisch politisch aber ist es noch wichtiger, daß alle staatserhaltenden Kräfte in sich die Ueberzeugung festigen können, daß es in irgend absehbarer Zeit zu so schlimmen Dingen überhaupt nicht kommen kann, wenn alle, die berufen sind, an der Gestaltung der Geschicke des Deutschen Reiches sich zu beteiligen, ihrer großen sachlichen Aufgaben und ihrer Verantwortung voll bewußt bleiben, und darnach auch die pflichtgemäße Sorge für die Haushaltführung des Reiches walten lassen. Das Zentrum ist in Deutschland in hervorragender Weise berufen, in dieser Richtung mitzuwirken und gerade der jüngst erfolgte Abschluß des ersten Aktes der Reichsfinanzreform, dessen Gelingen dem Zentrum vorzugsweise zu danken ist, legt Zeugnis ab für die positive Gestaltungskraft der Reichstagsmehrheit in einer Frage, die ganz besondere Schwierigkeiten bot. Mögen darum auch im einzelnen die von mir in diesen Blättern entwickelten Auffassungen in der Würdigung finanzieller und politischer Probleme von jenen abweichen, welche bewährte Finanzpolitiker des Zentrums, wie die Reichstagsabgeordneten Speck und Müller-Fulda, vertreten, darin bin ich gewiß mit ihnen einig, daß die positive Mitarbeit des Zentrums von dem vom Schatzsekretär Freiherrn v. Stengel aufgenommenen Versuch, mehr Ordnung, als bisher war, in die Reichsfinanzen zu bringen, von entscheidender Bedeutung war. Gewiß darf daraus der Vaterlandsfreund die Hoffnung schöpfen, daß auch fernerhin die wichtige Frage der richtigen Ausgestaltung des Reichshaushalts bei der Mehrheit des Reichstages volles Verständnis finden und die Ueberzeugung durchdringen wird, daß die Volksvertretung gewiß die Wahrung ihrer verfassungsmäßigen Rechte mit aller Energie zu vertreten hat, daneben aber auch nicht vergessen darf, daß die Haushaltungsführung eines mächtigen Reichs in erster Linie doch Selbstzweck und nur unter gewissen sekundären Voraussetzungen auch ein Mittel der Betätigung und Bekräftigung parlamentarischen Rechts und parlamentarischer Macht ist.

Ich könnte hier schließen, wenn mir nicht noch Eines am Herzen läge. Herr Abgeordneter Müller-Fulda meint, konstitutionelle Rechte bildeten für mich eine quantité négligeable, ja ich stellte ihr Vorhandensein sogar in Frage. In diesem Doppelvorwurf liegt ein Widerspruch. Wenn ich der ehrlichen Ueberzeugung bin, die Vornahme einer mit Notwendigkeit sich ergebenden Handlung, wie es insbesondere die Matrikularbeitragsfestsetzung nach Maßgabe des Defizits im Reichshaushalt ist, könne nicht als die Ausübung eines konstitutionellen Rechts angesehen werden, so ist es richtig, daß ich das Vorhandensein dieses nach meiner Ansicht nicht vorhandenen Rechtes „in Frage stelle". Nichts berechtigt aber meinen verehrten Herrn Gegner zu der Annahme, daß wirklich vorhandene konstitutionelle Rechte für mich eine quantité négligeable bilden. Die volle Wahrung dieser Rechte halte ich vielmehr gerade im Interesse der Wahrung des inneren Friedens als eine für Volksvertretung und Regierung gleich wichtige Aufgabe. Wichtiger noch als gewisse einzelne Formulierungen solcher Rechte, die, wie gesagt, unter allen Umständen von allen Beteiligten strengstens zu wahren sind, ist aber allerdings für den Lebensgang eines politischen Gemeinwesens das richtige politische staatserhaltende Empfinden aller zur Mitwirkung als Leiter und Berater berufenen Kräfte. Daß es daran auch bei der Weiterentwickelung der Haushaltsfragen im Deutschen Reiche niemals fehlen möge und daß die weiter bevorstehenden Fragen im Zusammenarbeiten aller, die den ersten Schritt zur Reichsfinanzreform getan haben, gleichfalls eine befriedigende Lösung finden mögen, das zum Ausdruck zu bringen, möge dem „Bureaukraten" und dem Vertreter der „grauen Theorie", für den Herr Abg. Müller-Fulda, hoffentlich nicht in Uebereinstimmung mit allen Lesern dieser Blätter, mich hält, gestattet sein.

Praktische Volksschulbildung.

Von

Franz Weigl, Lehrer in München.

Erhebt man gegenwärtig die Forderung, die Schule müsse fürs praktische Leben bilden, so wird dieser Satz nicht selten so ausgelegt, daß in der Schule überhaupt nichts für die Schule allein, sondern immer fürs Leben gelernt werde, und bei energischerem Verlangen nach praktischer Bildung fürchtet man gleich für die „harmonische Geistes- und Herzensbildung". Es fehlt ja nicht an Stimmen, die immer wieder auf diesen Mangel unserer Volksschulbildung verweisen. So haben drei Lehrerabgeordnete verschiedener politischer Richtung (Wörle, Schubert, Andreae) in der bayerischen Abgeordnetenkammer wiederholt das Manko nach der Seite der praktischen Ertüchtigung unserer Jugend gerügt, und das preußische Kultusministerium hat unterm 31. Januar 1903 sogar einen Erlaß hinausgegeben, der verlangt, daß wichtige Gebiete des praktischen Lebens „zu gelegener Zeit und nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse" im Unterricht berücksichtigt werden sollen. Leider sind solche Stimmen und noch mehr solche Erlasse sehr selten.

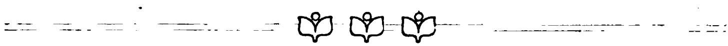
Bei der extremen Stellung der drei Hauptrichtungen in unserem heutigen pädagogischen Leben, die ich anderwärts („Praktische Volksschulbildung. Historische und sachliche Beleuchtung einer grundlegenden Schulreformfrage." Regensburg, Manz. Preis 75 Pfg.) mit den Schlagworten: „Formale Bildung", „Erziehungsschule" und „Sozialpädagogik" gekennzeichnet habe, ist es freilich zweifelhaft ob wir Deutsche jemals den Engländern, Franzosen, Schweizern, Amerikanern in der Schulung unserer Jugend für die rauhe Wirklichkeit gleichkommen werden. Angesichts der Anstrengungen, welche in dieser Beziehung jedoch unsere genannten Konkurrenzstaaten machen, ist es Pflicht eines jeden denkenden Mannes, für die praktischen Aufgaben der Volksschule einzutreten. Jeder ernste Pädagoge, der nicht nach einer papierenen, im Kopf des Gelehrten gut sich gestaltenden Unterrichtslehre sondern mit fleißiger Ausschau auf das frischpulsierende Leben in die Schulstube tritt, jeder weitschauende Politiker, der nicht übersieht, daß in der Bildungsart des Volkes ein großes Kapital geborgen steckt, das gewonnen oder verloren ist, je nachdem die Jugend wirtschaftlich, praktisch tüchtig gebildet wird oder nicht, wird für eine Reform unserer Volksschullehrpläne eintreten, die besonders die im Leben erwachsenden Aufgaben berücksichtigen will.

Da gilt es sich nun befreien von dem einseitigen formalistischen Standpunkt, der seit Pestalozzi mit seiner einseitigen Betonung der „Kräftebildung" die Schule beherrscht; da gilt es sich befreien von der einseitigen Wertung der idealen Aufgaben, wie sie sich in der „Erziehungsschule" findet; es gilt, die praktischen Aufgaben als gleichberechtigt mit den übrigen und selbständig zur Geltung zu bringen. Von Interesse ist es wohl, einen der bedeutendsten Pädagogen der Gegenwart, Universitätsprofessor Willmann, bei dem sicherlich keine Unterschätzung der formalen und idealen Bildung zu befürchten ist, über die Frage zu hören. In seiner „Didaktik als Bildungslehre" sagt er: „Die individualistische Zweckformeln: der Unterricht soll im Menschen den Menschen herausbilden, die harmonische Entfaltung der Kräfte veranlassen, ein vielförmiges, sittlich fundiertes Geistesleben stiften, können die Einrede nicht niederschlagen, daß auch die Interessen der Gesellschaft das System der Arbeit, die Erzeugung und Bewegung der Güter, gebührende Rücksicht verlangen." (Bd. II S. 38). Und die einseitige formalbildende Schule trifft er gut, wenn er mit Scheibert meint: „Eine Schule, deren Zwecke in der harmonischen Geistesbildung, Weckung der Kräfte usw. beschlossen wären, würde farb- und gestaltlose Wesen hinstellen, die erst in der Schaukel des Lebens für das Leben selber gewiegt werden müßten." (Bd. II S. 39).

Soll die Forderung eines praktischen Volksschulunterrichtes erfüllt werden, so wird sich eine wesentliche Aenderung der zu behandelnden Stoffe nicht vermeiden lassen. Ich darf hier vielleicht drei von den Grundsätzen mitteilen, die mich leiteten bei Aufstellung einer Stoffübersicht (in der erwähnten Broschüre S. 56 ff.), in welcher Gesetzes- und Verfassungskunde, Wirtschaftslehre, Handel und Verkehr, Berufsleben, Gesundheitslehre und Handarbeit Berücksichtigung finden. „In den formalen Fächern sind praktische Stoffe zugrunde zu legen." Da der formale Zweck an jedem Stoff zu erreichen ist, warum soll man dann nicht eben praktisches Material wählen? „Auch die idealen Fächer sollen praktische Stoffe mit einbeziehen." Es besteht eben eine Wechselbeziehung zwischen idealer und praktischer Bildung. Heimatliebe, Ehrlichkeit, Mäßigkeit u. a. sind von praktischem Wert, die idealen Aufgaben werden aber gerade durch einen praktischen Unterricht, z. B. Schilderung der Vorzüge der Heimat, erreicht. „Im realistischen Unterricht

müssen die formalen Unterrichtszwecke gänzlich in den Hintergrund treten; ausschlaggebend ist der Wert der Stoffe für das praktische Leben." Aus diesem Grunde muß alles, was nur für den systematischen (wissenschaftlichen) Aufbau der Fächer von Bedeutung ist, vermieden werden.

Ich glaube, daß diese Gedanken gerade bei den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" freundliche Aufnahme finden. Sie mögen noch bedenken, daß der Satz Willmanns: „Der Staatsmann, welcher durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse und einträglicher Künste den Volkswohlstand zu heben sucht, gibt humanitären und patriotischen Motiven Raum, welche Anerkennung verdienen" nicht nur für den Staatsmann sondern für jeden gilt, der auf die Gestaltung unseres Schulwesens von Einfluß ist und diesen Einfluß zugunsten einer praktischen Bildung geltend macht.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das preußische Militärmaß haben die Japaner meistens nicht; aber sie haben der preußischen Garde doch das Bravourstück von St. Privat nachgemacht. Die Erstürmung der befestigten, feuerspeienden Höhen bei Kintschou im vierten Ansturm nach drei verlustreichen Fehlschlägen war eine Heldentat. Ob die strategische Bedeutung dieses Erfolges 3000 Soldaten aufwiegt, läßt sich von hier aus nicht beurteilen; der moralische Eindruck ist freilich sehr bedeutend. Im übrigen muß man nach den bisherigen Erfahrungen bis zum klaren Beweise das Gegenteil annehmen, daß der japanische Generalstab seine besonderen Gründe und Zwecke hat, wenn er sich jetzt plötzlich auf den köstspieligen Sturmangriff gegen Port Arthur wirft, statt die Eroberung der Halbinsel erst nach der Ueberwältigung der russischen Hauptmacht in Aussicht zu nehmen. Eine sonderbare Nachricht aus Petersburg will wissen, daß der russische Generalissimus Kuropatkin den Befehl erhalten habe, nach Südwesten zu marschieren, um Port Arthur zu entsetzen. Sollte ein Oberkriegsrat in der Umgebung des weichen Zaren einen solchen Entrüstungsbefehl loslassen, so könnten wir uns auf die zweite Auflage von Sedan gefaßt machen; denn offenbar könnte dem japanischen Generalstab nichts besser passen, als eine solche Verschiebung der russischen Macht, weil damit die Umfassung von Nordosten her geradezu herausgefordert würde. Ernsthafter ist die Nachricht aufzufassen, daß die Japaner eine neue Armee in Korea landen. Diese neue Macht hat offenbar den doppelten Zweck, sowohl die Gefährdung der Rückzugslinie zu Lande sicher zu stellen, als auch für die Abdrängung der russischen Hauptmacht von Charbin weitere Hilfsmittel zu bieten. Die Russen verlassen sich auf die angeblich flott fortschreitende Verstärkung ihrer Hauptmacht und auf die angeblich sturmsicheren Landwerke vor Port Arthur. So weit man von hier die Dinge beobachten kann, scheinen die Transportschiffe der Japaner einen stärkeren Nachschub auszuspeien als die Eisenbahnwagen der Russen, und über die technische Vollkommenheit der russischen Festungsbauten und ihrer Armierung und Verproviantierung sind nach den bisherigen Stichproben wohl einige Zweifel erlaubt. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die zwei größten Weltreiche, England und Rußland, so kurz nacheinander im Kampfe gegen einen verhältnismäßig kleinen Gegner die Schwäche ihrer militärischen Organisation in so demütigender Weise bloßlegen mußten. England konnte ja schließlich das Burenvolk, das keine Hilfsmittel von außen zu beziehen vermochte, mit wuchtiger Uebermacht erdrücken. Japan ist aber kein einfaches „Volk von Hirten", das nur mit elementarer Tapferkeit sich eine Zeitlang zu wehren versteht, sondern ein raffiniert geschulter Meister der modernen Kriegstechnik, dem alle Hilfsmittel zu Gebote stehen, mit alleiniger Ausnahme der unerschöpflichen Menschenzahl, worin das riesige Rußland den Vorsprung hat. Nebenbei bemerkt, sollte man aus dem letzten Umstande die Folgerung ziehen, daß Japan mit den Menschenleben nicht verschwenderisch umgehen dürfe. Vorläufig scheint aber die japanische Heeresleitung in dieser Beziehung nicht knauserig zu sein.

Wenn wir vom fernen blutigen Krieg auf den näheren unblutigen, den französischen Kulturkampf, übergehen, so müssen wir anerkennen, daß der dortige „Block" bei der Verhandlung über die päpstliche Protestnote wieder eine Probe der strammen Disziplin abgelegt hat. Das Bewußtsein, daß jede Ministerkrisis die ganze Herrlichkeit zertrümmern kann, ist so tief in diese kirchenfeindliche Gesellschaft eingedrungen, daß auch die Radikalen und Sozialdemokraten strenge Selbstzucht und Geduld üben, wenn die Regierung Stillgestanden kommandiert. Das Ministerium wollte noch keine Erörterung, geschweige denn Beschlußfassung über die Konkordatskündigung und die Trennung von Kirche und Staat, sondern wollte den diplomatischen Zwischenfall nur zu einer unverbindlichen Demonstration ausnützen. Und die Heißsporne der Linken fügten sich. Herr Combes erklärt, der Botschafter sei nicht beurlaubt, sondern abberufen, und obschon die Botschaft selbst noch fortbesteht, auch der päpstliche Nuntius noch in Paris ist, erklären sich auch die Extremen mit dieser Maßregel, die ihnen weniger als eine Halbheit sein muß, für befriedigt. Herr Combes vertagt die entscheidenden Fragen der Konkordatskündigung 2c. bis auf den nächsten Januar und verbietet jede vorgreifende Resolution; sein ganzer Block fügt sich. Mehr Disziplin und Geschlossenheit kann man wirklich nicht verlangen. Um so ungünstiger stellt sich die Opposition dar. Nicht bloß die unabhängigen Republikaner, sondern auch ein großer Haufen der Nationalisten haben für das Ministerium gestimmt, vermutlich bewogen durch die schlaue Spekulation auf die hochpolitische „Eitelkeit". Die Anfreundung mit Italien erscheint den Franzosen als eine große und folgenschwere Heldentat gegen den Dreibund, und da man den päpstlichen Protest gegen die Beleidigung des Hl. Stuhles so deutet, als ob dadurch die weltgeschichtliche Annäherung der beiden romanischen Nationen gestört werden solle, so schlugen sich auch kurzsichtige „Patrioten" auf die Seite der kulturkämpferischen Regierung. Die treuen Katholiken könnten daraus, wenn sie wollten, wieder einmal lernen, daß sie sich auf nichts anders, als ihre eigene Kraft verlassen dürfen. Aber wir können beim besten Willen unseren französischen Gesinnungsgenossen keine große Gelehrigkeit in dieser Beziehung nachrühmen. Nach menschlicher Berechnung kann man nur hoffen, daß nach der Erregung, die das schlaue Ränkespiel der Regierung herbeigeführt, sich allmählich wieder ein kühles Urteil einstellen, und daß bei den Verhandlungen über die folgenschweren Schritte zur Trennung von Kirche und Staat der rechte Flügel des Block zur Besinnung kommen wird. Sobald man das Messer ansetzt, um die siamesischen Zwillinge zu scheiden, wird man empfinden, daß es beiden Teilen wehe tut und dem scheidungslustigen Staate mindestens ebenso gefährlich wird als der Kirche. Bisher war vielfach der Glaube verbreitet, daß die Kirche aus Furcht vor der Entziehung vor der Temporation sich alles mit Ergebung gefallen lassen würde; besonders hatte man den Hl. Stuhl in den unwürdigen Verdacht gebracht, daß er nach der Aufhebung des Kultusbudgets, wenn die französischen Katholiken für ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst sorgen müßten, einen empfindlichen Ausfall am Peterspfennig befürchte und deshalb eine unerschöpfliche Nachsicht bekunde. Die päpstliche Protestnote und die daran sich anschließende feste Haltung des Kardinalstaatssekretärs, der mit Fug und Recht eine schriftliche Behandlung des diplomatischen Frage- und Antwortspiels forderte, haben diesen unwürdigen Aberglauben zerstört. Man weiß jetzt, daß auch die Geduld und Nachsicht des Heil. Stuhles gegen die „älteste Tochter der Kirche" ihre Grenzen hat und daß die Kirche wohl langmütig, aber nicht furchtsam und schwach sein kann.

Im Vergleich zu der Stellung der französischen Katholiken im öffentlichen Leben bietet uns Belgien ein erhebendes Bild. Die dortigen Liberalen erhoben allerdings ein forciertes Jubelgeschrei wegen der neun Sitze, die sie bei den jüngsten Ergänzungswahlen für die Hälfte der Kammer gewonnen haben. Aber was ist das? Sechs von diesen neun Sitzen haben die Liberalen der Sozialdemokratie abgenommen, nur drei sind der katholischen Mehrheit verloren gegangen. Wenn nun die Katholiken, obschon die diesjährigen Wahlen für sie besonders schwierig waren, noch eine Mehrheit von 20 Stimmen haben, statt früher 26, so betrachten wir das nach zwanzigjährigem katholisch-konservativen Regiment als eine große Errungenschaft, die zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Es wäre nämlich eine ganz verfehlte Ansicht, wenn man behaupten wollte, die konservative Mehrheit müsse mit der Dauer des konservativen Regiments fortwährend wachsen. Nein, in allen Ländern hat sich stets gezeigt, daß bei längerer Dauer der Herrschaft einer Partei die Kraft der Mehrheit auf eine schwere Probe gestellt, dagegen die Unternehmungslust, die Eintracht und die Hilfsmittel der Opposition gesteigert wird. Wenn die katholisch-konservative Regierung trotz aller raffinierten Kunst in der Ausbeutung der Unzufriedenheit, die sowohl die Liberalen als die Sozialdemokraten entwickeln, nach jahrzehntelanger Verwaltung noch so stark dasteht, so ist das ein glänzender Beweis für ihre eigene Tüchtigkeit und für den guten Geist ihrer Partei. Den belgischen und den holländischen Katholiken können wir stolz ein nachbarliches Glückauf zurufen. Wenn die französischen Katholiken nur etwas davon lernen wollten!

Die politischen Wahlen in Belgien.

Von

Dr. J. W. Schmitz, Brüssel.

Die Wahlen vom 29. Mai ds. Js. sind genau unter dem Zeichen der politischen Konstellation vollzogen worden, das ich früher dargelegt, dem Zeichen der „antiklerikalen Konzentration" der sozialistischen und liberalen Wahlkräfte. Daß die Liberalen infolge des von ihnen zur Dupierung der Sozialisten preisgegebenen Pluralstimmrechtes den Nutzen an der Konzentration haben werden, war vorauszusehen; daß sie in den vlämischen Wahlbezirken auch von den christlichen Demokraten und Daensisten so rückhaltlos, wie es geschehen, unterstützt würden im Gegensatz zu den wallonischen Wahlbezirken, wo ihre Einigung mit den Konservativen von Lüttich aus erzielt wurde, damit rechnete niemand.

Selten sind politische Wahlen so ruhig und unter Beiseitelassung des hier fast unvermeidlichen Spektakels verlaufen. Wenn der Wahlausfall, zu dessen definitiver Würdigung die festgestellte Wahlstatistik noch fehlt, nach den bis jetzt (30. Mai) bekannt gewordenen Einzelheiten die Katholiken nicht voll und ganz befriedigt, so ist doch das in bekannter Bescheidenheit von den Liberalen angestimmte Triumphgeschrei nicht ernst zu nehmen. An der allgemeinen Lage wird durch die Wahlen nichts geändert: die Katholiken behalten im Senat wie in der Repräsentantenkammer eine ausreichende und zuverlässige Majorität.

Nach den einstweilen (bis 30. Mai mittags) vorliegenden Resultaten gestaltet sich die Lage für den Senat dahin, daß die katholische Majorität 8 bis 10 Stimmen (vor den Wahlen 16 Stimmen) bleibt. Die Katholiken verlieren je einen Sitz in Antwerpen und in Ostende-Furnes-Dixmude. Das Brüsseler Resultat steht noch nicht fest; doch hoffen die Independenten auf einen Sitz. Den Liberalen sind weitere drei Sitze sicher nebst der Aussicht auf einen vierten. Die Sozialisten kommen diesmal mit zwei Sitzen in den Senat. In der Repräsentantenkammer behalten die Katholiken eine Majorität von 18 Stimmen. Sie gewinnen je einen Sitz in Lüttich, Soignies, Huy-Waremme, Charleroi zu ungunsten der Sozialisten, verlieren sieben Sitze (Termonde, Verviers, St. Nicolas, Alost, Mons, Gand und Hasselt) an die Liberalen. Die Sozialisten verlieren sieben Sitze (2 Lüttich, 2 Charleroi, 1 Tournay, 1 Huy, 1 Soignies); sie gewinnen 1 Verviers. Vor den Wahlen zählte die Kammer 96 Katholiken, jetzt 93, 34 Liberale, jetzt 44, 33 Sozialisten, jetzt 27, neben 1 Radikalsozialisten und 2 Daensisten. Die Rechte wird also 92 Stimmen, die geeinte Opposition 74 Stimmen zählen. Eine genaue Würdigung der Wahlresultate wird nur auf Grund der festgestellten Statistiken möglich sein. Grund zur Entmutigung haben die Katholiken in keiner Weise, wohl aber Anlaß zu größerer Wachsamkeit und Verbesserung ihrer Wahlorganisation.

Der große Besiegte in den Wahlen ist der Sozialismus, denn die Niederlagen sind durch einen Senatssitz und das Ausscheiden von Führern wie Furnemont (Charleroi) nicht wett zu machen. Wenn der Sozialist Vandervelde nach den Wahlen im Brüsseler Volkshause erklärte, der Sieg der Liberalen sei auch der der Sozialisten, weil nur durch den Liberalismus der Sieg der Sozialdemokraten in Belgien ermöglicht werden könne, so kam er damit zwar den Herzenswünschen der „Independance", des Leibblattes der liberalen jüdischen Hochfinanz, entgegen, welche den Sturz der katholischen Regierung für den nächsten Wahlgang 1906 ankündigte auf Grund der Erneuerung der „antiklerikalen Wahlkonzentration". Allein diese Bedeutung haben die getätigten Wahlen in keiner Weise; im Gegenteile, der Verlauf wie die Resultate der Wahlen sind ganz danach angetan, die falsche Stellung des Liberalismus zwischen den Katholiken und den Sozialisten vollends klar zu machen.

Man kann aus den runden Wahlziffern in keiner Weise den Schluß ziehen, es bestehe im Lande eine ernste Bewegung prinzipieller Art gegen die Regierung und zugunsten des Wahlkompromisses zwischen Sozialisten und Liberalen auf Grund der drei Forderungen einer neuen Verfassungsrevision, eines neuen Schulkrieges und der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der Erhöhung der militärischen Lasten. Davon war und ist heute blutwenig die Rede. Der liberale Stimmengewinn beruht wesentlich auf der Uneinigkeit der Katholiken, auf der Furcht vor dem Obsiegen der Sozialdemokraten und der liberalen Taktik mit dem Mehrstimmenrecht.

Was die Wahlziffern deutlich und bestimmt bis jetzt besagen, kann in keiner Weise als eine prinzipielle Niederlage der Katholiken bezeichnet werden. Was sie den letzteren in Wirklichkeit gebracht und was ihnen zum Heile gereichen wird, wenn sie die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstehen, ist eine Reihe bitterer, selbst peinlicher Enttäuschungen, die eine sehr ernste, nicht länger mehr zu übersehende Lehre geben. Wenn in Hasselt (Limburg) jetzt 1904 der erste liberale Kandidat seit 1830 durchkommen kann, wenn in St. Nikolas bis zu 5 dissidierende katholische Kandidaturen gegen die vollkommen geeinigten Liberalen und Sozialisten kämpfen können, wenn in den vlämischen Bezirken die christlichen Demokraten ihre Wühlereien zugunsten der liberal-sozialistischen Konzentration mit Erfolg betreiben können, wenn auf dem schwierigsten Boden der Wallonie die Katholiken im Aufschwunge bleiben und in Charleroi, Huy und Soignies Wahlsiege aufweisen können, an die man vor nicht langer Zeit nicht einmal zu denken wagte, dann ist doch der Beweis erbracht, daß der schroffe Eigenwille einzelner Führer, die lächerlichste Interessen- und Kirchtumspolitik, pflichtvergessener Personenkult schlechte Ratgeber im großen Kampfe der Katholiken gegen die „antiklerikale Konzentration" sind.

Die Verluste der Katholiken zeigen, wie sich faule Wahlarbeit rächt, wie leicht auf politischem Boden aus der Stärke eine Ursache der Schwächung wird, wenn man die Kraft verschleudert und sich der inneren unerläßlichen Wahldisziplin entzieht. In solchem Falle wird es buchstäblich wahr, daß der Feind nur so viel schadet wie der Leichtsinn der Freunde. Das Gute im vorliegenden Falle ist, daß diese Lehre den Katholiken diesmal auf die empfindlichste Weise beigebracht wird. Mehr als je muß die Verständigung und das gute Einvernehmen, muß die vernünftige Wahlorganisation das Ziel aller sein, welchen die Zukunft der katholischen Partei und das Wohl des Landes am Herzen liegt.

Die Majorität der Katholiken in der Repräsentantenkammer beträgt 18 Stimmen, was zur würdigen Aufrechterhaltung und Verteidigung der katholischen Regierung ausreicht, wofern innerhalb wie außerhalb des Parlamentes die katholische Partei ihre Pflicht erkennt und dem Wahlspruch folgt: Einheit macht stark.

Kant über den Streit der Fakultäten.

Von

Geheimrat Prof. Dr. Al. von Schmid, München.

II. (Schluß.)

Hat nun das in Umrissen gezeichnete Programm Kants bezüglich des „Streites der Fakultäten" von damals bis heute eine teilweise oder völlige Erfüllung gefunden? Eine teilweise allerdings. Für den herrschenden Geist der Universitäten war seitdem nicht mehr die theologische Fakultät so bestimmend wie ehedem, sondern vor allem die philosophische im weiteren und engeren Sinne dieses Wortes. Welche Mehrung und Erweiterung und welch' ungeahnten Aufschwung haben infolge immer neuer und neuer Entdeckungen und Funde nicht die naturwissenschaftlichen Fächer gewonnen und nicht minder die sprach- und geschichtswissenschaftlichen? Ihr Einfluß hat sich auch auf die theologischen Fakultäten erstreckt im Bereiche der alt- und neutestamentlich biblischen, patristischen, kirchen- und dogmengeschichtlichen Wissenschaften. Und mehr noch der Einfluß der eigentlichen Philosophie auf dieselbe im Bereiche der systematischen Theologie. Wie sehr hat nicht die Kant'sche Philosophie von Königsberg aus protestantischer- und selbst katholischerseits eingewirkt auf die theologischen Fakultäten? Wie sehr nicht von Jena aus die Schelling'sche und von Berlin aus die Hegel'sche, die namentlich durch die negativ-kritische Schule von F. Chr. Baur und D. Strauß eine ganze Revolution innerhalb der protestantischen Theologie anrichtete in Wettbewerb mit der Schule des Gefühlstheologen Schleiermacher? Und ist nicht nach Zurückdrängung der metaphysischen Systeme Schellings und Hegels aus ihrer Herrschaft Kant sozusagen wiederaufgestanden und hat innerhalb der philosophischen Fakultäten wieder eine weitverbreitete Herrschaft erlangt und auch theologische Fakultäten in seinen Bann gezogen und besonders durch die Schulen eines A. Ritschl und A. Sabatier in ausgedehnten Kreisen des theologischen Protestantismus Macht gewonnen? Hat nicht endlich auch die peripatetisch-scholastische Philosophie wieder eine teilweise Vertretung gefunden und anregend und festigend auf die katholisch-theologischen Fakultäten gewirkt? Die philosophischen Fakultäten haben desgleichen auch auf die juristischen und medizinischen eine bewegende und fruchtbringende Wirksamkeit ausgeübt; auf die erste vermittelst einer früher mehr romantisch, später mehr kritisch gehaltenen Geschichtsforschung, auf die letztere vermittelst einer ausgedehnteren und mehr methodisch verfahrenden Naturforschung (Physik, Chemie und Naturgeschichte) und auf beide vermittels einer in das Wesen des Rechtes und der Natur tiefer eindringenden Vernunftforschung.

Hat das von Kant im „Streite der Fakultäten" entworfene Programm im Verlaufe des 19. Jahrhunderts aber auch eine teil-

weise Erfüllung gefunden, so doch keine völlige, und zwar hat es gerade seinem Kernpunkte nach eine solche nicht gefunden. Dieser besteht darin, daß die philosophische Fakultät allein im Besitze des Wahrheitsmonopoles steht und an dessen Ausübung auch von der Regierung nicht gehindert werden dürfe. Sie ist nicht gebunden an irgend welche von der Regierung sanktionierte Lehren wie die obern Fakultäten, sondern völlig frei. Sie hat das Recht, in ihren öffentlichen Vorträgen Kontrolle und Kritik zu üben an den Lehren der obern Fakultäten, umgekehrt kommt aber diesen nicht das gleiche Recht zu ihr gegenüber. Sie hat das Recht, in ihren öffentlichen Vorträgen der theologischen Fakultät Weisungen darüber zugehen zu lassen, wie das positive Christentum durch deren beratenden Einfluß auf die Regierung allmählich einer Reform unterworfen und in eine philosophische Vernunftreligion hinübergeführt werden soll, um des geistlichen Wohles der menschlichen Gesellschaft willen; umgekehrt aber kommt der theologischen Fakultät nicht das Recht zu, auch die philosophische Vernunftreligion einer öffentlichen Kritik zu unterstellen und ihre Reformbedürftigkeit aufzuzeigen. Auf ähnliche Weise hat die philosophische Fakultät das Recht, der juristischen und medizinischen ihrerseits öffentliche Instruktionen zu erteilen, wie für das bürgerliche und leibliche Wohl des Volkes gesorgt werden soll, ohne von deren Seite sich solche bieten zu lassen. Eine diesen Forderungen Kants entsprechende privilegierte Stellung ist der philosophischen Fakultät das ganze 19. Jahrhundert hindurch nirgends zuerkannt worden. Sie ist ihr an den staatlich organisierten Universitäten auch von Staats wegen nirgends zuerkannt worden, wie verschiedene Maßregelungen von Mitgliedern derselben wegen Mißbrauches der Lehrfreiheit beweisen. Die Träger der öffentlichen Gewalt huldigten nicht dem Kantschen Grundsatze, in letzter Linie die Philosophen um Rat zu fragen. „Wenn Kant niemals ein Schwärmer war, so ist er, wie es scheint, an dieser Stelle einer geworden. Seit Plato hat kein Philosoph eine solche Sprache geführt": so äußert sich Kuno Fischer (Geschichte der neueren Philosophie IV, B. I, Kap. 12), bemerkt aber weiter, Kant habe dieses nicht in so schwärmerischem Sinne gemeint, sondern dahin verstanden wissen wollen, daß man den Philosophen „öffentliche Gedankenfreiheit" geben solle; warum aber nur diesen? muß man fragen. Eine derartig privilegierte Stellung gestanden auch die obern Fakultäten der philosophischen niemals zu. Und wie sollten sie dieses? Hat nicht Kant selber 2—3 mal seinen philosophischen Standpunkt geändert, bevor er, aus dem „dogmatischen Schlummer" geweckt, auf den kritischen Standpunkt sich stellte, und von ihm aus das obenbezeichnete Programm entwarf? Wurde und wird die philosophische Fakultät im Gebiete der Naturwissenschaften — besonders der biologischen — und um so mehr im Gebiete der Geschichtswissenschaften und der eigentlichen Philosophie oft selbst an einer und derselben Universität nicht durch Männer der entgegengesetzten Richtungen repräsentiert? Welche dieser letzteren hätte nun für die obern Fakultäten maßgebend sein sollen? Das mußte dem eigenen Urteile ihrer Mitglieder überlassen bleiben. Es mußte deren eigenem Urteile überlassen bleiben, welche Voraussetzungen von empirischer, geschichtlicher und spekulativer Art sie von dorther entnehmen, und als Bausteine für ihre eigenen Fachwissenschaften verwenden wollten. Sie empfanden die Aufgabe, den künftigen „Geschäftsleuten" der kirchlichen und staatlichen Ordnung nicht bloß die gegebenen positiven Satzungen zu praktischen Zwecken darzulegen, sondern auch deren Wahrheit zu prüfen, und ihre Hörer zu deren Erforschung anzuleiten und zu diesem theoretischen Zwecke der Sinnenerfahrung, der geschichtlichen Erfahrung und Vernunftserkenntnis als Wahrheitsquellen sich zu bedienen, wie die Mitglieder der philosophischen Fakultäten.

Gegenüber den verschiedenen innerhalb der letztern vertretenen Natur- und Geschichtsauffassungen und Vernunftspekulationen verhielten sich allererst schon die theologischen Fakultäten des 19. Jahrhunderts mehr oder minder kritisch. Die protestantischen suchten größtenteils mit Preisgebung aller metaphysischen Wahrheitserkenntnis sich eine selbständige Stellung zu geben, auf Grund einer innerlich-mystischen Heilserfahrung. Die katholischen hielten dafür, daß eine derartige Grundlegung der Theologie keine zweifellose Gewißheit gewähre, und nur ausreiche, wenn sie sich zugleich intellektualistisch gestalte in traditionellem Sinne. Sie gestanden ganz willig die Kantsche Forderung zu, daß die Philosophie der Theologie die Fackel vorzutragen habe, sie fragten nur: welche Philosophie Wahrheitsberechtigung besitze und ihr die Fackel vorzutragen habe, und antworteten ihrerseits hierauf: nur eine solche, die Theismus ist im Sinne einer metaphysischen Welt- und Lebensanschauung und samt den Erfahrungswissenschaften die Voraussetzung bildet zur Begründung einer übernatürlichen Welt- und Lebensanschauung, deren höheres Licht auf die Welt der natürlichen Dinge und Erkenntnisse ihre leuchtenden Strahlen zurückwirft.

Auch die juristischen und die im Laufe des 19. Jahrhunderts ihnen zur Seite getretenen staatswirtschaftlichen Fakultäten haben sich nicht der Forderung Kants entsprechend unter die ausschließliche Wahrheitskontrolle der philosophischen Fakultät gestellt. Seit dem Auftreten der historischen Schule eines Savigny u. a. haben sie die historischen Gestaltungen des Rechts- und Wirtschaftslebens auf eine das Zeitalter der Aufklärung weit überbietende Weise selbständig verfolgt und teilweise auch spekulativ zu begreifen gesucht, ohne in einer völligen Abhängigkeit von den innerhalb der philosophischen Fakultäten erzeugten Systemen des Naturrechts oder einer jedes Naturrecht bekämpfenden Rechtsphilosophie oder wirtschaftlich-sozialen Gesellschaftslehre zu stehen. Die medizinischen Fakultäten haben noch weniger ein Wahrheitsmonopol der philosophischen anerkannt; eine dahin gehende Konzession hatte ihnen ja Kant selber schon gemacht, wie wir oben sahen. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts haben sie teilweise von der Naturphilosophie Schellings sich hinreißen und begeistern lassen, um dann vielfach in Materialismus abzustürzen, der in den philosophischen Fakultäten Deutschlands niemals ein förmliches Bürgerrecht gewinnen konnte und schließlich, was jedenfalls besser war, einem von jeder Spekulation sich möglichst fernehaltenden Empirismus zu huldigen.

Was ist nun das Endergebnis unserer Ausführungen? Folgendes: Der Streit der oberen Fakultäten mit den unteren sollte nach Kant nicht bloß ein gesetzwidriger sein können, sondern stets auch ein in der Natur derselben liegender, gesetzmäßiger Streit sein; erschien ihm ja seine Philosophie als die alleinwahre und folglich als das Ideal der philosophischen Fakultät, welchem die menschliche Gesellschaft und die durch die oberen Fakultäten vertretenen gesetzlichen Ordnungen derselben nur in endlosem Fortschritte sich annähern können, ohne es vollends je zu erreichen. Ein solcher Streit der Fakultäten als solcher ist in den staatlich organisierten Universitäten des 19. Jahrhunderts ohne geschichtliche Verwirklichung geblieben; es begegnet uns insofern nur ein Streit mannigfacher in den verschiedenen Fakultäten oder selbst einer und derselben einander widersprechenden Richtungen. Ueber den Streit steht wie überall so auch hier als Ideal der Friede — hier der Friede als Harmonie der Fakultäten und der in den Grundfragen miteinander übereinstimmenden Wissenschaftsrichtungen innerhalb eines Universitätsorganismus.

Poesie und Dichter.

Zwanglose Plaudereien von Leo van Heemstede.

I.

Obschon ein Wortführer der modernen Kritik mich zu den Toten geworfen hat und ein zweiter meint, daß ich an den Problemen des modernen Lebens achtlos und ohne Verständnis vorübergegangen sei, so will ich dennoch, Ihrer liebenswürdigen Aufforderung folgend, aus den gelegentlichen Notizen, die ich mir seit Jahren gemacht, um über das Wesen der Poesie mir Klarheit zu verschaffen, hier einiges zum besten geben.

Als Verfechter eines alten, von vielen als überwunden betrachteten Standpunktes kann ich freilich Neues nicht bieten, doch wird es vielleicht seinen Nutzen haben, Vergessenes in Erinnerung zu bringen und die übereifrigen Anhänger der vorherrschenden neueren Richtung zum Nachdenken zu bewegen.

Die Poesie ist ein subtiles Wesen, dessen Eigenschaften und Charakterzüge genau zu bestimmen den Aesthetikern von jeher viele Mühe und Arbeit gekostet hat. Mit der Definition und Analyse kann man diesem Wesen nicht beikommen. Was aus dem warmen Gefühl entspringt, entzieht sich dem kühlen, berechnenden Verstande. Zum Kinde spricht die Poesie in tausend Zungen, und es versteht all diese Laute wie die Sprache seiner Mutter. Im späteren Alter jedoch geht wohl den meisten Menschen das Verständnis für die Poesie ganz oder zum Teile verloren; nur das Eine haben sie vielleicht aus der Schule behalten, daß der Dichter bei der Teilung der Welt zu spät und zu kurz gekommen ist.

Wüßten die Menschen, was die Poesie ist und mit welchen Wohltaten sie ihre Jünger überhäuft, man würde sie mehr lieben und höher schätzen! Wohl werden auch heutzutage noch dem Dichter Lorbeeren gereicht und Kränze geflochten, aber es ist sehr die Frage, ob unsere Nachkommen die Zelebritäten unserer Tage den Sternen des Dichterhimmels anreihen werden? Keine Frage aber ist es,

daß unter der Marke Poesie die gröbsten und gemeingefährlichsten Fälschungen auf den Markt gebracht werden. Daher dürfte es wohl als zeitgemäß angesehen werden, wenn die „Allg. Rundschau“ sich auch auf das Gebiet der Poesie erstreckt. Ist man geneigt, mir hin und wieder einige Augenblicke Gehör zu schenken, so will ich gerne aus meiner Mappe hervorziehen, was ich im Laufe der Zeit über die Kunst, die mir vor allen anderen am Herzen liegt, gedacht und zusammengelesen habe.

Indem ich noch vorausschicke, daß diese zwanglosen Plaudereien weder einen gelehrten Anstrich noch eine scharfe polemische Spitze haben sollen, schneide ich sofort mein Thema an und ersuche meine Leser sich im Geiste nach Athen zu versetzen, um, in den Schattengängen des Lyzeums wandelnd, zu hören, was die unsterblichen Weisen Griechenlands von der Poesie zu berichten wissen.

Das Wesen der Dichtkunst nicht allein, sondern der Kunst überhaupt besteht nach Plato und Aristoteles und den Philosophen der älteren Schule in der Mimesis oder Nachahmung. Während der hyperideelle Plato, von diesem Prinzip ausgehend, alle Kunst als Schein und Lüge verwarf und Phidias, Homer, Aeschylos und Sophokles aus seinem erträumten vollkommenen Staat als Volksverderber verbannen wollte, trat der scharfsinnigere und mehr realistische Aristoteles seinem Lehrer entgegen, um der Kunst für alle Zeiten die ihrem Wert und ihrer Würde gebührende Stellung anzuweisen.

In seiner Einleitung zu der „Poetik“ des berühmten Stagiriten schreibt Adolf Stahr: „Hatte Plato der Kunst vorgeworfen, daß sie nichts sei als eine Nachahmung der Wirklichkeit und daß sie daher als Scheinbild um so viel tiefer stehe, so behauptete dagegen Aristoteles, daß gerade darum die Kunst die Wirklichkeit übertreffe. Die Musik und die bildenden Künste und noch in höherem Maße die Poesie haben die hohe Aufgabe, die Menschheit zu veredeln, die Gemütsbewegungen und Leidenschaften zu läutern, die Seele in jenes harmonische Gleichmaß zu bringen, das zur Ausübung der Tugend und als Fundament der Sittlichkeit unentbehrlich ist.“

Das Nachahmen, wie Aristoteles es verstanden wissen will, ist demnach keine Herabsetzung und Verschlechterung des Vorbildes, sondern eine Läuterung und geistige Verklärung der grobstofflichen Wirklichkeit. Denn das Nachahmen des Künstlers oder Dichters, der diesen Ehrennamen verdient, ist zugleich eine freie schöpferische Tat, ein veredelndes Umschaffen, ein Reinigen und Befreien von allen zufälligen und nicht zum Wesen der Sache gehörenden Flecken und Fehlern, die der durch Adams Sünde entstellten Wirklichkeit ankleben.

In dieser Schule wird über das Wesen der Kunst im allgemeinen und der Dichtkunst im besonderen ein helles Licht verbreitet. Wir lernen das Wort, daß die Poesie eine Tochter des Himmels ist, schon besser verstehen. Das Nachahmen ist in der Auffassung der alten Weisen keine Sklavenarbeit, kein maschinenmäßiges Durchpausen oder Nachziehen jeder Linie, kein ängstliches Kopieren und Zirkeln oder gar kindisches Nachäffen, sondern eine freie schöpferische Tat, womit der Mensch seinen göttlichen Ursprung bekundet. Wir bilden die Natur, den Menschen, das Leben, das Werk des Schöpfers nach, aber so, daß wir gleichsam an der Schöpfung teilnehmen. Wir schaffen etwas Neues, wie das griechische ποιεῖν oder hervorbringen besagt; es ist der afflatus divinus, der göttliche Anhauch, der in uns tätig ist. Der Geist, der über den Wassern schwebte und aus dem Chaos das Weltall hervorrief, hat uns einen Funken seines unermeßlichen Lichtes mitgeteilt und mittels dieses Funkens rufen wir wie mit einem Zauberstabe die Dinge aus dem Nichts hervor.

Mit unseren schwachen, beschränkten Kräften schöpfen wir aus den unendlichen Gottesideen und gießen daraus in neue Formen ein neues Leben. Unser Trachten und Dichten ist ein Kampf wider die falsche Wirklichkeit, um zur echten göttlichen Wahrheit zu gelangen. Das Idealisieren, worin eigentlich die Kunst und Poesie besteht, ist nichts als ein Trieb, ein Streben, ein Anspannen all unserer Kräfte, um das Unvollkommene zur ursprünglichen Vollkommenheit zurückzuführen, die harten schmerzenden Ecken und Kanten zu glätten und abzuschleifen, das Zufällige vom Wesentlichen auszuscheiden. Aristoteles schon sagt: „Die Poesie ist philosophischer und hat mehr inneren Wert als die Geschichte, weil sie sich dem Allgemeinen, Notwendigen, Ewigen zuwendet, während die Geschichte sich mit dem Einzelnen, dem Zufälligen, dem Zeitlichen befassen muß“.

Der Dichter und Künstler gibt mehr zurück, als er zu empfangen scheint. Wenn er die Natur in Wort oder Farbe oder Stein nachbildet, so gibt er nicht allein ihre stofflichen Formen wieder, nicht allein was mit Zirkel und Lineal zu messen ist, sondern er läßt mit dem Sonnenschein auch das Licht seines Geistes darüber hinspielen, er beseelt seine Schöpfung, wie Gott sie beseelt hat. Aus den wie achtlos auf die Leinwand hingeworfenen Farben treten uns nicht allein die Bäume, das Wasser, das menschliche Antlitz entgegen, sondern die Einsamkeit des Waldes, die Unendlichkeit des Meeres, die Liebenswürdigkeit der Seele. Wir glauben das Säuseln der Blätter das Rauschen der Wogen zu hören; es ist, als wenn die Lippen sich öffnen wollen, um uns das Geheimnis der Schönheit zuzuflüstern; in alledem liegt etwas verborgen und verschleiert, was die Wirklichkeit uns nicht geben kann — es ist mehr, es ist besser!

Erhebt uns die Poesie und die Kunst über die Wirklichkeit, sie bleibt immer doch der ewigen Wahrheit treu. Was wir mit unseren Augen sehen, ist darum noch nicht so, wie wir es sehen. Die Physiker sagen es uns, daß wir uns sehr oft täuschen, wenn wir auch hundertmal versichern, irgend etwas mit unseren eigenen Augen gesehen zu haben. Erinnern wir uns nur der Wunder des Mikroskopes, bedenken wir nur, welche Welt, wovon wir uns kaum eine Vorstellung machen können, in einem einzigen Wassertropfen sich tummelt! Wir sehen nicht, was sich um und neben uns in der Luft bewegt, das Reich der Infusorien ist unserer Wahrnehmung verschlossen, es besteht aber darum nicht weniger. Es ist ein Glück, daß unser Auge nicht die Kraft und Schärfe des Vergrößerungsglases besitzt, wir würden es sonst vor Schrecken und Grauen in dieser Welt nicht aushalten, die unschuldigsten Insekten würden sich in greuliche Ungetüme verwandeln, die reine Stirne unseres Kindes würde uns Ekel einflößen.

Wir dürfen daher die Dichter und Künstler nicht schelten, daß sie uns die Dinge anders vor Augen stellen, als wir sie zu sehen wähnen. Es ist, wie Goethe sagt: die Poesie ist ein Schleier, den Menschen als eine Wohltat aus der Hand der ewigen Wahrheit geschenkt, um die harte Wirklichkeit mit einem lieblichen Duft zu umgeben:

„Aus Morgenluft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

Und Schiller singt in seiner Elegie über die entschwundenen Götter Griechenlands, in denen der Dichter die verschiedenen Formen der Schönheit symbolisiert:

Wie so schön war es hienieden
„Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand!“

Poesie ist also ein Nachbilden, ein Mitschöpfen, gleichsam ein göttliches Vermögen, uns zur ursprünglichen Schönheit zurückzuführen, ein Schlüssel, um den Vorhof des verlorenen Paradieses zu öffnen, ein rosig angehauchter Lichtschleier zur Verhüllung der grausamen Wirklichkeit.

„O laborum dulce lenimen!“, o sanfte Linderung der Schmerzen! ruft Horaz, der uns neben Aristoteles in seiner gefälligen Weise in der poetischen Kunst unterrichtet, und auch er, der leichtfertige Poet des üppigen Roms, der in seiner Weinlaune die Poesie als Produkt der Trunkenheit, als eine Tochter der Nymphen und Bocksfüßer feiert, erinnert sich doch in den Tiefen seiner sybaritischen Lust, daß er von reineren Höhen niedergestiegen ist und ruft: „Odi profanum vulgus et arceo“, ich hasse und verachte dich, unheiliges Volk; schweigt, ihr lauten Zungen, wenn ich, der Musenpriester, Lieder anstimme, wie euer Ohr sie nie vernommen!

Ein stolzes, vermessenes Wort, aber von dem Bewußtsein des hohen Berufes, zu dem der Dichter erkoren ward, eingegeben.

Auch der große Niederländer Joost van den Vondel sagt: „Ein Dichter muß in himmlischen Lauten die Sprache der Götter reden“ und an einer anderen Stelle: „Die himmlische Poesie will nicht auf einer mittleren, sondern auf der höchsten Stufe stehen.“

Ich könnte diesen Zitaten hundert weitere aus den Werken der Dichter aller Nationen anfügen; eine Wolke von Zeugen könnte ich heraufbeschwören, die, von der Heiligkeit der Kunst und der hohen Würde des Dichters durchdrungen, den obigen Worten vollkommen beistimmen würden. Für heute aber will ich hier abbrechen, um ein anderes Mal von dieser etwas abstrakten zu einer mehr konkreten Behandlung des Gegenstandes zu schreiten.



Abendstunden in Venedig.

Von

Max Fürst, München.

Seltene Stadt, wellenumschäumt,
Von Märchenzauber umschlungen,
Deine Dogen ruh'n, dein Löwe träumt,
Und Schweigen deckt rings die Lagunen.

Venedig ist immer schön und eigenartig. Aber unsagbar schön, wahrhaft zauberumhüllt erscheint es, wenn die Sonne sich neigt und ihre letzten Strahlen über die Lagunen gleiten läßt, wenn die Zinnen der Paläste, die Kuppeln und Türme der Marmorkirchen vom scheidenden rotgoldigen Hauche umwoben sich zeigen. Ein ruhig klarer Abend wirkt überall stimmungsvoll; aber wie solches in Venedig der Fall ist, dürfte es anderswo kaum mehr zu finden sein. Boden und Geschichte der Inselstadt verweben sich mit der feierlichen Naturstimmung zu unvergleichlicher Einheit, zu einem harmonischen Ineinanderklingen, das die Seele des schauenden und fühlenden Menschen mächtig anzuregen, zu erfreuen und doch hierbei elegisch zu berühren vermag. Venedig hat ja seinen hellen Morgen einst gehabt, es hat seine Mittagshöhe längst überschritten; Abendcharakter umhüllt heute seine Bedeutung. Von Vergangenheit und Erinnerungen zehrend, wenig von der Gegenwart angespornt und bewegt, erscheint die einstmals vielumworbene stolze Meeresbraut als die ehrwürdige, aber in ihrem Niedergange noch von fesselnder Schönheit und Würde umfangene Matrone der Adria.

Flimmern abends auf den zahlreichen Schiffen, an den Häuserreihen von San Giorgio und der Giudecca, auf den Plätzen und in den Wasserstraßen der Altstadt die ersten Lichter auf, sammeln sich die müden einheimischen Arbeiter und Arbeiterinnen mit ihren Kindern an den Rändern der Ufermauern und Steintreppen zur Ruhe und zu friedlichem Geplauder, füllen sich die eleganten Cafés des Markusplatzes mit Scharen von Fremden, die unter sich eifrig die Tageserlebnisse austauschen, dann ist's die geeignetste Zeit, dem Geiste des alten Venedigs nachzuspüren und den Erzählungen aus verklungenen Tagen zu lauschen.

Mannigfache, herrliche Bilder steigen auf, wandelt man an der langgestreckten Riva der Slaven und schaut die von dunklen Gondeln durchzogene Lagunenflut, deren sanftgewellte Wasser all die Lichter der Stadt so feenhaft wiederspiegeln. Noch besser träumt man von dem Vielen und Großen, das Venedig gewirkt und geschaut, gekämpft und genossen hat, wenn man zwischen die zwei freistehenden Säulen der Piazzetta sich stellt oder an der berühmten Südwestecke des Dogenpalastes sich niederläßt. Viele der ernsten Gestalten, die einst in die Geschicke der Meeresrepublik mächtig eingegriffen haben und die nun längst unter prunkvollen Grabmonumenten in S. Maria Frari und in S. Giovanni e Paolo schlummern, tauchen in der Erinnerung auf. Schöne Frauen, die zu hohem Ansehen, ja zu Königinnen erblühten, wie eine Katharina Cornaro; große Künstler mit den milden Zügen der Bellini oder den weltmännischen Mienen eines Titian treten vor das geistige Auge. Am reichsten aber wogen die Bilder der Vergangenheit, wenn man am Markusplatze selbst, etwa am unteren Ende, dem Dome gegenüber, ein Plätzchen sich sucht, um an schönen lauen Spätabenden dem Spiele der Musik zu lauschen und über das Gewoge fröhlicher Menschen hinweg auf die monumentalen Linien der Prokuratien und die magisch erhellten Formen der St. Markuskirche zu blicken. Droben im tiefen Schatten der Säulen und Nischen des Domes bergen sich nächtlich all die Tauben, die tagsüber als verhätschelte Lieblinge einheimischer und fremder Menschen futterpickend so gravitätisch auf dem prächtigen Marmorpflaster trippeln. Kühn ragen vor dem Kirchengebäude aus kunstvollen Piedestalen die Masten auf, an denen einst neben der löwengezeichneten Flagge der Republik die Fahnen der Königreiche Cypern, Candia und Morea sich blähten. Dort beim Mitteleingange markiert ein Stein die denkwürdige Stätte, auf der im Jahre 1177 Kaiser Barbarossa und Papst Alexander III. ihre Versöhnung gefeiert, nachdem der stolze Hohenstaufe auf den Feldern von Legnano die Kraft der italienischen Kommunen genugsam gekostet hatte. Gerne erinnern wir uns, daß durch dieses prächtige Atrium noch vor Jahresfrist der liebenswürdige Patriarch Joseph Sarto geschritten ist, der jetzt als Pius X. den erhabenen Thron einnimmt, auf dem die großen Gestalten der Gregore und Leone gesessen sind.

San Marco! Welch seltsamer Bau ist es doch, in dessen Fassaden gar wunderlich die architektonischen Formen des Orients und Okzidents sich vermählen, um in monumentaler Weise darzutun, wie Venedig einst tatsächlich die Vermittlerin zweier Welten und Kulturen gewesen ist. Wie grundverschieden ist nicht dieser Bau von jenen Münstern und Domen, die vor allem am deutschen Rhein einzig als reine Verkörperung des abendländischen Geistes sich erheben, die in völlig anders gearteter Kunstsprache das Zusammenwirken fränkisch-germanischen Wesens so mächtig und weihevoll auszudrücken wissen. Ihnen gegenüber erscheint das Aeußere von San Marco mehr wie ein orientalisches, prunkvolles Geschmeide, das als Zeichen irdischer Pracht und Herrlichkeit die Sinne gefangen hält, anstatt in tiefernster Mahnung aufwärts nach dem Hohen und Ewigen zu weisen. Sind doch die gewaltigen antiken, ehernen Rosse auf der Fläche des Mittelgeschosses, welche die schätzelüsternen Venetianer einst dem Hippodrom Konstantinopels entführten, eine gar bizarre Gabe für ein christliches Gotteshaus! Weltmacht und Weltsinn haben sichtlich diktiert, ein derartiges Weihegeschenk dem heiligen Markus zu widmen, um neben der Ergebenheit an den Stadtpatron zugleich auch das eigene Selbstbewußtsein, die soziale und politische Eigenart der Dogenstadt zu bekunden. Vermögen gotische Dome mit ihren himmelanstrebenden Türmen die ernste Bahn „ad astra" viel eindringlicher zu weisen als die auf weichen Horizontallinien ruhenden italienischen Kuppeln von San Marco, so wirkt dafür der über Venedig in klaren Herbstnächten sich wölbende gestirnte Himmel um so erhebender auf das empfängliche Gemüt. Die milden Nachtstunden des letzten Tages, den ich in der Lagunenstadt verbrachte, waren besonders geeignet, auch nach den Sternen zu schauen und den Herrn zu preisen, der allen Geschöpfen, den riesigen Weltkörpern wie den kleinen Menschenkindern, die Bahnen weist. Welchen Wandel der Geschicke haben diese ruhig wandelnden Sterne, die so milde über Venedig glänzen, nicht schon geschaut! Es sind ja dieselben Sterne, die im Völkerwanderungssturme den Flüchtlingen geleuchtet, die von Altinums und Aquilejas verheerten Gefilden nach den schirmenden Eilanden der Lagune sich drängten; es sind dieselben Sterne, die einst auf Venedigs stolze Flotten niedergeblickt, als dieselben die Völkerschaften der Christenheit, die Blüte der kreuzgeschmückten abendländischen Ritterschaft nach dem Heiligen Lande trugen, um dieses den düsteren Mächten des Halbmondes zu entreißen; es sind dieselben Sterne, die als stille Zeugen der Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit und Größe den Niedergang Venedigs schauten — und noch schauen. — Es müßten ungeahnte Ereignisse eintreten, sollte der Lagunenstadt ein nochmaliges Aufblühen, eine neue Zukunft werden. Wohl niemand glaubt daran. Noch ist die eigenartige Stadt kein meerversunkenes, sagenumspültes Vineta, aber die Schatten des Abends lagern tief und fühlbar über derselben und lassen ihr nur noch die schönen Träume von einer großen, ruhmvollen Vergangenheit.

Nirgends in Italien hat mich der häufig gehörte Fleheruf bittender Armen: Misericordia! so seltsam berührt und so melancholisch gestimmt wie in Venedig. Es war mir manchmal, als tönte dieser wehmütige Ruf gleich einer Geisterstimme selbst aus den alternden Palästen des Canale grande, aus den Hallen der Kirchen und auch von den menschenleeren, in der wechselnden Flut bald größer, bald kleiner auftauchenden Raseninseln der Lagune. Als Venedigs ergreifendstes „Misericordia" aber galt mir das bis zum Einsturze des berühmten Campanile übliche mitternächtliche Läuten der großen St. Markusglocke. Gleich einem erschütternden Bitt- und Klageruf tönte dieses eherne Misericordia über die ruhende Stadt hin, hinüber zum stillen Inselfriedhofe von San Michele, hinaus zu den verschleierten Linien des Lido — hinauf zu den schweigenden Sternen.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Eine Volksoper nennt sich die jüngste Novität der Münchener Hofoper, die anderwärts übrigens schon oftgegebene Oper „Der polnische Jude" von Karl Weis, deren Text nach dem früher vielgespielten Drama gleichen Namens von Erckmann-Chatrian eine Arbeit Victor Léons und Richard Batkas ist. Die „Volksoper" ist der natürliche Rückschlag auf das Reformwerk Wagners und seiner Opern, d. h. sie will es sein. Zum Stil hat sie sich noch nicht durchgerungen, die Bezeichnung drückt vorläufig nur eine Absicht des Komponisten aus, und diese selbst kann sehr verschiedentlich in den verschiedenen Köpfen der Schaffenden sein. Millöcker, der meines Wissens mit seinen „Sieben Schwaben" den Ausdruck zum erstenmal anwandte, bezeichnete damit den schämigen Versuch, von der Operette loszukommen, was ihm aber nur im negativen Sinne gelang, während Weis unter dieser Marke eine von Wagner nur gering beeinflußte Oper, aber doch durchkomponierten Stils schuf. Ohne Zweifel hat er der neuen Bezeichnung bisher die meiste Ehre gemacht, wenngleich diese an sich durch Weis nicht weniger anfechtbar geworden ist. Denn für das Volk ist das Beste gerade gut genug; mit Surrogataufgüssen und Abschwächungen will und darf es nicht bedient sein; das hat niemand besser gewußt und ehrlicher eingehalten wie Richard Wagner selber. Der Komponist Karl Weis ist also im „Polnischen Juden", das sei eingangs festgestellt, einer etwas mißbräuchlichen Bezeichnung mit den allerbesten Absichten entgegengekommen. Sinn für Volkstümlichkeit hat er und auch einen Bühnenblick, der mit Sicherheit das allgemein (nicht musikalisch) Wirksame herausfindet und nur eines fehlt ihm, was auch die volkstümliche Oper nicht entbehren kann: nämlich die musikalische Dramatik. Er ist ein empfindungsreicher Lyriker, er fixiert vor-

trefflich Augenblickssituationen in Tönen, er weiß Tanzweisen von entzückender Charme und originellem Reiz zu erfinden, aber eine weitausholende „horizontale" Entwickelung im dramatischen Sinne ist ihm versagt. So erlahmt die Musik im „Polnischen Juden", je mehr sich die Handlung der Krisis nähert. Der Traum des Mörders, der auf der Bühne dargestellt wird und mit dessen wirklichen Tod endet, ist prächtig eingeführt; der unheilvoll drohende Einleitungschor macht eminente Wirkung, ebenso das mystisch-monotone Geflüster des Volkes, dann aber geht's bergab und wer seine Kritik nicht ganz auf dem Boden subjektiver Rührung ausbaut, wird eben die seit Mozart schon berechtigte dramatische Forderung nicht erfüllt sehen und daher nicht ohne weiteres sein bedingtes Lob in eine unbedingte Preisverleihung umstellen können.

Da wir für Kunst mehr Interesse haben wie für Künstler, sehen wir auch diesmal von einer Würdigung der im ganzen trefflich geratenen Vorstellung ab. Nur der Vertreter der entscheidenden Hauptrolle des Mathis, Herr Brodersen, sei genannt. In ihm hat die Münchener Oper einen echten Künstler gewonnen, der nicht nur singen, sondern tatsächlich auch Menschen darstellen kann.

Felix Mottl, der Nachfolger Herman Zumpes als verantwortungsreicher erster Dirigent der Münchener Hofoper, hat, ausgestattet mit dem Titel und hoffentlich auch mit den Vollmachten eines Königl. Bayer. Generalmusikdirektors, am Sonntag, den 29. Mai sein Amt mit einer prachtvollen Aufführung der „Meistersinger" angetreten. Man bejubelte und feierte ihn beim Empfang, bei jedem Aktschluß und am Ende der Oper, und in gewissem Sinne mit Recht: ein Mottl hat uns viel zu bringen und muß es haben; denn große und schwere Arbeiten harren seiner, die der ganzen Kraft eines Großen seines Berufes bedürfen, um bewältigt zu werden. Daß die Wagnerfestspiele in seinen Händen gut aufgehoben sein werden, bedarf nicht erst des Beweises; für uns Münchener ist aber die „übrige" Saison von keineswegs geringerem Interesse; und da gilt es denn vor allem ein allen Aufgaben gewachsenes, möglichst anfängerfreies Ensemble zurückzugewinnen, ein Repertoire zu schaffen, das die tiefen, jetzt bestehenden Lücken beseitigt, das Vorhandene (Freischütz!!) wieder ansehens- und hörenswert macht und dabei der Gegenwart mit festem Auge entgegenzutreten, denn auch ihre Forderungen sind streng und zahlreich. Daß Mottl all das bewältigen kann, zweifeln wir nicht, ob er's bewältigen wird, wollen wir abwarten. Man hat ihm die weitere Tätigkeit in Bayreuth zugestanden, er wird ein Musikfest in Salzburg, er wird im Winter einen Teil der philharmonischen Konzerte in Wien (wie hoffentlich auch unsere Akademiekonzerte) leiten, darf Einem da nicht doch ein wenig bekommen und bange ums Herz werden? Für heute also dem neuen Generalmusikdirektor ein herzliches, vertrauensvolles Willkommen; übers Jahr dann — wenn er will, — wollen wir kräftig mit einstimmen in das Hosiannah, das seinen vollbrachten Taten gilt.

Eine Ouvertüre über die englische Volkshymne Rule Britannia von Richard Wagner wurde in Leicester aufgefunden. Es scheint sich um die vollständige Partiturausschrift des Werkes zu handeln, das für völlig verloren gehalten wurde, da sich im Archiv der Villa Wahnfried in Bayreuth nur eine andeutende Skizze desselben befindet. Wünschenswert wäre es, daß hierüber etwas mehr als die bloße Tatsache des Fundes baldigst an die Oeffentlichkeit gelangte.

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

VIII.

Was wir diesmal an Bühnenneuheiten aus Deutschlands Gauen nach vierzehntägiger Frist zusammentragen können, ist nicht viel: Köln, München, Dresden und Wien sind so ziemlich die einzigen großen Städte, deren Bühnen noch immer ihr Repertoire zu erweitern und ihren Vorrat an angenommenen Stücken zu lichten und zu sichten bemüht sind.

Was die strenge Kritik des Winterpublikums nicht ausgehalten hätte, hält gewöhnlich auch vor leeren Bänken — der Hitze des Sommerabends nicht stand.

So ging es auch im Münchener Residenztheater dem Drama „Der Preis", das von A. J. Groß von Trockau herrührt. Wäre es nicht auf aller Zungen gewesen, daß der Autor dieses Stückes eine bejahrte Stiftsdame ist, man hätte es nach dem Inhalt und der Form des „Dramas" erkennen müssen. Ganz gute, ganz naive und ganz schlechte Menschen treten in diesem Stücke auf; Männer und Frauen von herrlicher Schönheit, Intriguanten von furchtbarer Häßlichkeit. Zwei Schwestern lieben einen Adonis von Renaissancebildhauer, die eine ist eine reife Frau, die andere ein sehr naiver und doch recht liebesbedürftiger Backfisch. Daß sich der hübsche Bildhauer mit für jedes gläubige Gemüt höchst widerlichen Vergleichen in das Modell seiner „Madonna" verliebt, hat man noch kaum vergessen, als er sich auch schon ihrer Schwester, dem Backfisch, zuwendet, — ein ins Lächerliche ausgemalter und ausgearbeiteter Konflikt. — Ein Feind des Bildhauers sorgt zur rechten Zeit für dessen Verwundung; jener wird freilich bei dieser Gelegenheit selbst ermordet; Adonis steht Seelenqualen der furchtbarsten Art aus. Seine „Madonna", die für das Preisausschreiben bestimmt ist, hat er schon wegen der Verletzung an der rechten Hand nicht vollenden können, doch sein gelehriges Modell, dem er schnöde die Treue gebrochen, ist ein solch' edles Gemüt, daß sie ihre eigene Statue vollendet, damit der Bildhauer den Preis erhält. Alles wird darob wieder gut und auch die naive Schwester kommt an den Mann. Speziell der letzte Akt, da der arme Bildhauer zwischen den Schwestern, die naive Schwester zwischen den Liebhabern unschlüssig hin und her wankt, wurde trotz des tiefen Ernstes dieser höchst unangenehmen Situation herzlich belacht. So konnten wieder einmal fremde Namen, alte Kostüme und abgeschmackte Phrasen das dramatische Unvermögen einer sonst vielleicht sehr geistreichen Dame nicht vermummen.

Der tiefe elementare Lebensernst; die flammenden Anklagen gegen unsere Gesellschaft, mögen es hauptsächlich gewesen sein, die der Dramatisierung des Tolstoischen Romans „Auferstehung" von H. Bataille in Köln zu einem vollen Erfolg verhalfen. Die Dramatisierung von H. Bataille trägt in den Hauptszenen ziemlich stark auf und raubt dem Roman so mehr und mehr, das Melodramatische und Plump-wirksame hervorhebend, den sozialen Hintergrund.

In Wien fand ein geschickt gemachtes Lustspiel „Diplomatin" von Pserhofer im Burgtheater eine freundliche Aufnahme, mit der die Kritik allerdings nicht zufrieden war, da sie meinte, daß die höchst überflüssige Handlung nur der Witze und lustigen Zu- und Zwischenfälle wegen da sei. Dortselbst gastiert jetzt auch das Berliner „Deutsche Theater", das bei seinem jährlichen Wiener Gastspiel schon seit einigen Jahren das gute Prinzip verfolgt, den Wienern neue Wiener Stücke und Wiener Autoren „über Berlin" zu bringen. Daß auf diesem Wege der Eindruck erhöht wird, da die Autoren als landesverwiesene literarische Märtyrer erscheinen, die erst von Fremden in der Heimat eingeführt werden müssen, ist klar.

In Dresden gab es dieser Tage eine Uraufführung, und zwar war es die des dreiaktigen Dramas „Der neue Tag" von Franz Servaes, das in feiner, psychologisch-tiefer Art eine Episode aus Kleist's Leben, allerdings eher episodistisch und dialogisiert, wie es der Stoff, als dramatisiert, wie es das Theater verlangt, vorführt.

Kleine Rundschau.

Zur absoluten Lehrfreiheit der Universitäten.

„Wir hören noch die mächtigen Worte, die er von eben dieser Stelle aus bei feierlicher Gelegenheit zu uns redete: sein Bekenntnis in der Gedächtnisrede auf Bismarck, „daß auch die Wissenschaft, wie frei sie ihre Zweige in den Himmel strecke, sich von der Wurzel des staatlichen Lebens nicht trennen dürfe." So Alois Riehl am Schlusse seiner Gedächtnisrede auf den Historiker und Literaturhistoriker Rudolf Haym, gehalten am 14. Dezember 1901 in der Aula der Universität Halle-Wittenberg. (Druckausgabe, Halle, Niemeyer 1902. S. 25.) Mit diesem Grundsatze Rudolf Hayms, den Alois Riehl zu dem seinen macht, werden die um Vollmar wenig einverstanden sein, die um Casselmann vielleicht auch nicht — oder doch? Was aber ergeben sich für Folgerungen daraus? xp.

Verzeichnis empfehlenswerter Hotels, Restaurants, Cafés, Bäder, Kurhäuser, Sommerfrischen,

in welchen die „Allgemeine Rundschau“ aufliegt:

Ahrweiler (Rheinpr.). Gasthaus zur Stadt Coblenz (H. J. Großgart).
Bingen a. Rh. Kath. Vereinshaus, Mainzer Hof, Schmittstraße.
Bingerbrück. Berliner Hof (Georg Pfeifer).
Bochum i. Westf. Hotel Germania (Joh. Multhaup).
Bad Brückenau. Hotel Füglein
Carden (Mosel). Hotel Wwe. F. A. Brauer.
Ettenheim i. B. Bahnhofhotel Welte (Badischer Hof) Aug. Welte.
Feldafing. Hotel Kaiserin Elisabeth (M. Zwickl)
Frauendorf b. Vilshofen (Niederb.). Gasthaus von Willibald Fürst.
Freiburg i. B. Pension Bellevue (Fr. Uhland Vorsteh.). Günterstalstr. 59.
Fulda. Bahnhof-Hotel (Jos. Kreß).
Göllheim-Dreisen (Pfalz). Fr. Geißler, am Bahnhof.
Graz. Hotel Goldene Birn (Fr. Zimmerer).
Kevelaer. Restaurant zum Goldenen Schwan (J. Wilh. Verbeeck).
Köln. Restaurant Kölner Bürgergesellschaft, Appellhofplatz 20a—26.
Konstanz. Kath. Vereinshaus (nächst dem Münster).
Mannheim. Kath. Vereinshaus (Bernhardushof).
München. Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19.
Restaurant zum Bürgerbräu, Kaufingerstraße 6.
Kath. Casino, Lesezimmer, Barerstraße.
Hotel Continental, Ottostraße 6 und Max Josephstraße 1a.
Hotel Englischer Hof, Dienerstraße 11.
Café Greif (J. u. M. Berchtold), Marienplatz 14.
Café-Restaurant Hoftheater (E. Lehrmaier).
Café-Restaurant Kaiser Franz Joseph, Maximiliansplatz 5.
Hotel Kronprinz, Friedr. Seyfried.
Hotel Leinfelder, Maximiliansplatz 26.
Café-Restaurant Luitpold, Briennerstraße 8.
Hotel Marienbad (Jos. Aumüllers Erben).
Hotel Maximilian, Maximilianstraße 44.
Café-Restaurant de l'Opera, Maximilianstraße 45.
Parkhotel, Maximiliansplatz 21.
Pschorrbräu-Bierhallen, Neuhauserstraße 11.
Café-Restaurant Putscher, Odeonsplatz 18 (Arkaden, Hofgarten).
Hotel Rheinischer Hof, Bayerstraße 17, 19, 21 und 23.
Hotel Roter Hahn, Karlsplatz 12.
Hotel Russischer Hof, Ottostraße 4.
Café Union, Herzogspitalstraße 12.
Café-Restaurant Viktoria, Maximilianstraße 17.
Hotel Vier Jahreszeiten, Maximilianstraße 4.
Bad Neuenahr (Rheinland). Kurhaus
Pflochsbach a. M., Post Rodenbach (Unterfranken). St. Josefshort.
Possum. Restaurant zur Post (Franz Huthmacher).
Recklinghausen. Hotel und Restaurant Aug. Stalherm.
Regensburg. J. Mühlbauer, Weinrestauration, Rote Hahnengasse.
St. Wendel. Michael Tholey, Trier'scher Hof.

☛ Weitere Hotels, Restaurants usw., in welchen die „Allgemeine Rundschau“ aufliegt, werden höflichst ersucht, zwecks Aufnahme in dieses Verzeichnis einen Beleg einzusenden.

Gemeinnütziges.

„Pax“. Das „Amtsblatt für die Erzdiözese Bamberg“ — herausgegeben und verlegt vom erzbischöflichen Ordinariate Bamberg — schreibt in Nr. 9 vom 14. Mai 1904: Literarisches. „Pax. Allgemeiner Versicherungsverein für die katholische Geistlichkeit Deutschlands.“ — Unter diesem Titel hat Herr Pfarrer Barnickel in Thurndorf einen Entwurf ausgearbeitet, welcher die Organisation von sechs verschiedenen Versicherungen für Geistliche darlegt und hieraus einen großen materiellen Gewinn zugunsten der deutschen Kirchennot in Aussicht stellt. Wenn auch die Ausführung dieser Versicherungsanstalten weder gleichzeitig noch in rascher Aufeinanderfolge zu erwarten ist, so sind doch die in der Schrift niedergelegten Gedanken beachtenswert und dürften das Interesse der Geistlichkeit verdienen. — Ein Versicherungsbeamter, also Fachmann, schreibt an den Verfasser der Denkschrift: Ihr Pro memoria zu „Pax“ habe ich mit steigender Begeisterung gelesen; ich wiederhole, was ich heute an den Vorstand des Priesterseminars N. geschrieben. Wie war es möglich, daß die geistlichen Herren, welche soviel für das sozial-materielle Wohl des Volkes getan haben, so spät an sich selbst denken, daß so lange Jahre schon Riesensummen von Prämien den Aktionären in die Taschen fließen! Es wurden allein bei unserer Anstalt im verflossenen Monate von katholischen Geistlichen für Mk. 100 200 Versicherungen abgeschlossen. Ich würde E. H. empfehlen, Ihr Pro memoria im Auszug in Form einer Broschüre drucken zu lassen, damit es in die Hände aller Geistlichen kommt, sonst gehen im laufenden Jahre Millionen Versicherungssummen verloren. Ich reise jetzt in den Diözesen . . . Ich hoffe, daß das von Ihnen gesäte Samenkorn bald Wurzeln schlägt. Die Ernte wird überreich sein.“ — Die Sache empfiehlt sich also von selbst und hat sicher eine Zukunft. — Siehe Inserat.



„Pax“ Allgemeiner Versicherungsverein für die kathol. Geistlichkeit Deutschlands zugunsten der deutschen Kirchennot.

Ein Entwurf gegen Mk. 1.50 zu beziehen von **Pfarrer J. B. Barnickel, Thurndorf-Engelmannsreuth** (Bayern).

Ida Gräfin Hahn-Hahn Gesammelte Werke.

(Neue billige Ausgaben.) 1. Serie Romane u. Gedichte. 30 Bände. Band: 1—2 Maria Regina. 3—4 Doralice. 5—6 Zwei Schwestern. 7—8 Peregrin. 9—10 Eudoxia. 11—12 Die Erbin von Cronenstein. 13—14 Die Geschichte eines armen Fräuleins. 15—16 Die Erzählung des Hofrats. 17—18 Die Glöcknerstochter. 19—20 Vergib uns unsere Schuld. 21—22 Nirwana. 23—24 Eine reiche Frau. 25—26 Der breite Weg und die enge Straße. 27—28 Wahl und Führung. 29. Unsrer lieben Frau. Gedichte. 30 Das Jahr der Kirche. Gedichte. — Jeder Band eleg. geb. M. 2.—. Vorzugspreis für alle 30 Bände eleg. gebd. zusammen M. 45.—.

Für gläubige Katholiken kann es kaum eine fesselndere Romanlektüre geben als die hier gebotene. (Kreuzzeitung Berlin 1903, 561).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. **Verlag von J. Habbel in Regensburg.** Illustrierte Biographie der Verfasserin von Otto von Schaching **gratis** und franko.

Dichterstimmen der Gegenwart.

Illustr. poetisches Organ für das kath. Deutschland. 858a

Herausgeber: L. Tepe van Heemstede ✻ Verlag: Peter Weber, Baden-Baden.

18. Jahrg. Halbjährl. 6 Hefte, Mk. 2.50. Probeheft zur Ansicht.

Inhalt: Gedichte, Erzählungen, Skizzen, Liter.-Berichte, Kritiken, Mosaik und in jedem Hefte eine Kunstbeilage (Porträt) nebst Biographie eines zeitgenössischen Dichters.

Soeben erschien:

Richard von Kralik.

Ein Beitrag zur neuesten deutschen Poetik. Von **Adolf Innerkofler.** Mit Porträt. 8° 64 S. fein ausgestattet **Mk. 1.—**. Porto 10 Pfg.

Pet. Weber, Verlag, **B.-Baden.**

Selbstgezogene Moselweine

versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel, Weinbergbesitzer, Carden** (Rheinl.) 960

Orgelbau Willibald Siemann

nach bewährtem pneumat. System.

Reparaturen billigst.

München, Steinheilstr. 7.

Aloys Maier, Fulda,

Hoflieferant

Harmonium-Magazin (gegr. 1846)

empfiehlt

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton** von **78 Mark** an (dazu **gratis**: Harmoniumschule zum Selbstunterricht u. 96 leichte Tonstücke für Harmonium).

Illustr. Prachtkataloge gratis.

Ostermann & Hartwein

Königl. bayer.

Hofglasmalerei

München, Schwanthalerstrasse

Weihrauch

Postpaket **7 Mk.** franko.

Feine Sorten **1.20—2 Mk.** per Pfd.

Apotheke in Carden (Mosel).

Briefmarken! mittlere u. Raritäten verkaufe spottbillig.

Joh. Christmann, München X.

NB. Anfragen bedingen Rückporto.

J. Frohnsbeck

herzogl. bayer. Hofschlosser

München, Amalienstr. 28

empfiehlt sich zur

Herstellung aller ins Fach einschlägigen

kirchlichen Kunstschlosser-Arbeiten.

Zeichnungen auf Wunsch.

Tonger's Taschen-Musik-Album Bd. 30.

enthält **140** der bekanntesten

Katholischen Kirchenlieder

für eine Mittelstimme mit **Klavier-, Harmonium-** oder **Orgelbegleitung.**

No. 1—140 in 1 Bande schön und stark kartoniert Mk. **1.—**.

Tonger's Taschen-Musik-Album Bd. 29.

Theoretisch-praktische **Harmoniumschule**

von den ersten Anfängen bis zur entwickelten Technik **(auch zum Selbstunterricht)** von **Heinrich Bungart.**

Die Schule hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Schüler von den ersten Anfängen an lückenlos in die Kunst des Harmoniumspiels einzuführen. Sie ist eine wirkliche Schule und nicht, wie das oft der Fall, ein „Choral- oder Melodienbuch für Harmonium“, und setzt daher bei dem Schüler keinerlei musikalische Vorkenntnisse voraus.

Schöner, klarer Druck, 224 S. stark. Preis schön u. stark kart. Mk. **1.—**.

Vorrätig in allen Musikalienhandlungen, sonst direkt vom Verleger, franko gegen vorherige Einsendung des Betrages.

P. J. Tonger, Köln a. Rh.

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist vor kurzem erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dante und Houston Stewart Chamberlain.

Von **Hermann Grauert.**

Zweite, vermehrte Auflage. gr. 8° (X u. 92) M 1.50.

Inhalt: I. Sardous Dante-Drama. — II. Dante nach Karl Hilty der Dichter der glücksuchenden Menschenseele. — III. Dante und Houston Stewart Chamberlain. — IV. Christus bei Dante und Houston Stewart Chamberlain. — V. Dantes Leben. — VI. Dantes Werke. — VII. Nachwort: Dante und Christus.

Münchener Ratskeller Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden. Pächter: Heinr. Eckel & Cie. 911 Weingrosshandlung.

Afrikanische Weine

aus den Weinbergen der Missionsgesellschaft der Weissen Väter zu Algier,

absolut reine Naturweine, für Kranke und Reconvaleszenten sehr geeignet, ärztlicherseits warm empfohlen, liefern als alleinige Vertreter für Deutschland die vereidigten Messweinlieferanten

C. & H. Müller in Flape 33,

Stat. Altenhundem i. W.

Probekisten von 10 Flaschen in 7 verschiedenen Sorten M. 13.50.

Neu eröffnet! **Lichtluft- und Sonnenbad Westend** Neu eröffnet!

Hansastrasse, grüne Trambahnlinie Landsbergerstr.—Barthstr.

Grosse, freie und geschützte Lage; vorzügl. eingerichtet; ½ Tag 30 Pfg., ¹/₁ Tag 50 Pfg., im Abonnement billiger.

Kaspar Gustapfel, Baumeister.

Ein stolzes Werk deutscher Wissenschaft und Kunst

ist die soeben in Lieferungen erscheinende

Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von Professor Dr. Anselm Salzer.

Mit 110 ein- und mehrfarbigen Beilagen, sowie über 300 Abbildungen im Text. ✻ Etwa 25 Lieferungen zu je 1 Mark.

„. . Diese Literaturgeschichte bietet einen Reichtum an Abbildungen, farbigen Tafeln, wunderbaren Initialen, wie wir ihm in keinem anderen Literaturwerk begegnet sind. Alle Schätze der Bibliotheken scheinen herbeigeschafft worden zu sein, um in dieser Hinsicht Vollendetes bieten zu können. Manche Blätter sind den Originalen so täuschend ähnlich nachgemacht worden, dass sie als ein Ersatz dienen können. . . . Das deutsche Volk gewinnt durch diesen Reichtum an Abbildungen ein Werk, auf das es stolz sein kann.“

856 **(Strassburger Post.)**

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. München.



Für Freunde guter Lyrik.

Soeben erschien: **Neufränkische Lieder und Weisen.**

Gedichte von **Aug. Deppisch** (Dr. med., Arzt in Pottenstein). 336 Seiten. **Preis 3 Mark.** — Inhalt: Lieder — Elegien — Liebeslieder — Wandergedanken — Meister Süsskinds Klagelieder — Religiöse Lieder.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der

K. und K. Hofbuchhandlung von Leo Woerl in Leipzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rosenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 12. München, 15. Juni 1904. I. Jahrgang.

Abonnements-Einladung.

Die **„Allgemeine Rundschau"** darf mit großer Befriedigung auf das abgelaufene Quartal, das erste ihres Bestehens, zurückblicken. Als **vornehme Wochenschrift**, die, auf dem festen Boden der **christlichen Weltanschauung** und der **katholischen Kirche** stehend, politisch das **Programm der Zentrumspartei** hochhält, dabei **allen Kulturinteressen** eifrigste Pflege angedeihen läßt, hat sich die „Allgemeine Rundschau" eine stattliche Schar von Freunden erworben. Ihre Verbreitung erstreckt sich schon heute über ganz Deutschland und weiterhin, wo die deutsche Zunge klingt. Der Kreis der **nach Tausenden zählenden Abonnenten** wuchs und wächst von Woche zu Woche.

Die **„Allgemeine Rundschau"** erscheint in einer **ständigen Druckauflage von 6000 Exemplaren.**

Der **„Allgemeinen Rundschau"** wurde von zahlreichen katholischen Zeitungen und in massenhaften Zuschriften das Zeugnis ausgestellt, daß sie eine **Lücke ausfüllt** und einem **Bedürfnis in den gebildeten katholischen Kreisen entspricht,** daß ihr Herausgeber eingelöst hat, was er in der ersten Nummer versprach. Der **vornehme Ton,** der **gediegene, reiche und mannigfaltige Inhalt** wurden von allen Seiten gerühmt. Die neueste Auflage des **Preßstimmen-Auszuges** sowie **Probenummern** und **Mitarbeiterlisten** werden stets gratis an jede gewünschte Adresse versandt.

Die **„Allgemeine Rundschau"** zählt heute über 200 Mitarbeiter, darunter die klangvollsten Namen: Parlamentarier, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller usw. Die Einrichtung, daß **alle größeren Beiträge mit Namen gezeichnet** sind, hat allgemeinen Anklang gefunden.

Der **„Allgemeinen Rundschau"** wurde trotz ihres kurzen Bestehens auch in der akatholischen Presse schon häufig mit Hochachtung begegnet. Gerechte und vorurteilsfreie Stimmen Andersdenkender kamen in ihren Spalten wiederholt zu Wort.

Die **„Allgemeine Rundschau"** bietet namentlich für die **Sommer- und Ferienmonate** gebildeten Katholiken eine interessante und anregende Lektüre und orientiert in knapper Form auch über die Vorgänge auf dem großen Welttheater.

Die **„Allgemeine Rundschau"** wird den **Ausbau** und die **Vervollkommnung** ihrer inneren und äußeren Einrichtung stets im Auge behalten. Um einem Wunsche vieler zu entsprechen, erscheint sie **vom 1. Juli ab in einem farbigen Umschlage,** der auch die Inseratenspalten aufnehmen soll.

Die **„Allgemeine Rundschau"** kostet vierteljährlich **Mk. 2.40.** Im übrigen sei auf die Angaben im Titelkopfe und auf den der heutigen Nummer beiliegenden **Postbestellzettel** verwiesen.

Inhaltsangabe.

Die Verbreitung der wichtigsten Religionsbekenntnisse.

Von

Dr. B. Hüls.

Wiederholt ist in den letzten Jahren der Versuch gemacht worden, die Zahl der Mitglieder der verschiedenen Religionsgemeinschaften festzustellen. Die eingehendsten und sorgfältigsten Untersuchungen dieser Art sind diejenigen von H. Zeller in der „Allgem. Missionszeitschrift", Januar-März 1903, und von H. A. Krose S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach", 1903 Heft 6 und 7. Letztere Arbeit gibt für jedes einzelne Staatsgebiet des Erdkreises die Verteilung der Bevölkerung nach der Konfession an auf Grund der neuesten Zählungen oder, wo solche nicht vorliegen, auf Grund von zuverlässigen Schätzungen und Berechnungen. Die Einzelangaben sind zu Gesamttabellen für die Erdteile und die Erdbevölkerung im ganzen zusammengestellt. Letztere schätzt der Verfasser für die Zeit der Jahrhundertwende auf 1537 Millionen Menschen.

Von diesen 1537 Millionen waren 549'017,000 oder 35,7 % Christen, 202'048,000 oder 13,1 % Mohammedaner, 11'037,000 oder 0,7 % Juden, insgesamt 762,102,000 oder 49,6 % Monotheisten.

Unter den polytheistischen Religionen nimmt der mit dem Ahnenkultus verbundene Konfuzianismus mit 235*) Millionen

*) Zeller setzt für diese Religionsform 300 Millionen an, was in einer Ueberschätzung der Bevölkerung Chinas seinen Grund hat, die nach den Untersuchungen Prof. Supans (Die Bevölkerung der Erde XI. 44 ff bedeutend geringer ist, als man bisher angenommen hatte.

Anhängern den ersten Platz ein, dann folgt der Brahmanismus oder Hinduismus mit 210 Millionen Bekennern, während der früher so stark überschätzte Buddhismus mit 120 Millionen bedeutend dahinter zurücksteht. Von den übrigen heidnischen Religionen lassen sich nur für die Taoisten (32 Millionen), Schintoisten (17 Millionen) und für die mit dem Hinduismus verwandten sogenannten „Alten Kulte" (12'114,000) einigermaßen zuverlässige Berechnungen aufstellen. Der Rest (144'700,000) besteht aus Fetischanbetern und anderen heidnischen Religionsformen. Endlich bleiben noch etwa 2⁴/₅ Millionen übrig, die sich auf Freireligiöse, Konfessionslose und Personen ohne Angabe des Religionsbekenntnisses verteilen.

Von den 549 Millionen Christen folgen 264'506,000 (48,2 %) dem katholischen Bekenntnis. Die katholische Religion ist somit die verbreitetste unter allen Religionen der Erde; mehr als ein Sechstel der gesamten Menschheit gehört ihr an. Gleichwohl ist die von dem genannten Verfasser ermittelte Zahl, wie er selbst zugibt, nur als eine Minimalzahl anzusehen, da die von ihm zugrunde gelegten Konfessionszählungen in vielen Fällen um eine Reihe von Jahren zurückliegen. In Wirklichkeit dürfte die Gesamtzahl der Katholiken sich auf mehr als 270 Millionen belaufen.

Zu den Protestanten rechnet der Verfasser alle Christen, die weder der katholischen noch einer schismatischen griechischen oder orientalischen Kirche angehören. Unter dieser Voraussetzung belief sich ihre Zahl zur Zeit der Jahrhundertwende auf 166'627,000 (30,35 % der Christen). Aber es ist das ein buntes Gemisch von sehr verschiedenartigen Konfessionsgemeinschaften, das man, streng genommen, nicht mit anderen einheitlich organisierten Gemeinschaften vergleichen kann.

Die Griechisch-Orthodoxen zählen 109'147,000, die schismatischen Orientalen 6'555,000 und die Raskolniken (in Rußland) nach der offiziellen Angabe 2'173,000.

Eine erweiterte Darlegung der gegenwärtigen Konfessionsverteilung in Deutschland und der numerischen Entwicklung der Konfessionen im 19. Jahrhundert wird, wie uns derselbe Verfasser mitteilt, in allernächster Zeit im Buchhandel erscheinen.

Zum Konfessionsfrieden

läßt sich die Berliner „Neue Preußische Zeitung" (Kreuzzeitung) in Nr. 254, Abendausgabe, an leitender Stelle in sehr bemerkenswerter Weise vernehmen. Wir bringen einen Teil der Ausführungen des tonangebenden Organs der konservativen Partei in Preußen um so lieber zum Abdruck, als der Artikel ein Echo der Friedensmahnungen katholischer Organe, insbesondere auch der „Allgemeinen Rundschau" darstellt. Die „Kreuzzeitung" schreibt u. a.:

„Es ist nicht genug anzuerkennen, und es gehört mit zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit, daß, wenn auch langsam und allmählich, doch eine und die andere Stimme sich herauswagt, um es offen auszusprechen, daß man die bisherige Tonart des gegenseitigen Sichherunterreißens, Verlästerns und Verketzerns gründlich satt hat. In der Tat, wir sind weit gekommen, daß man es heute ganz ruhig eingesteht: die Verstimmung, die Entfremdung, die Verbitterung in beiden Lagern ist so hochgradig, daß wir, wären die allgemeinen Zustände noch wie im siebenzehnten Jahrhundert, einen wirklichen Religionskrieg gar nicht mehr vermeiden könnten. Man verschone uns mit den leeren Redensarten: die deutschen Brüder katholischer Konfession sind uns lieb und wert, aber die katholische Kirche muß bekämpft werden wegen ihrer Herrschaftsgelüste. Das kommt uns gerade so vor, als wollten wir zu einem Bekannten sagen: Dich speziell habe ich ganz gern und ich bin dir gut, aber deine Eltern sind mir ganz unausstehliche Leute, deren Anblick in mir Groll und Haß erregt. Will einer es uns im Ernst glauben machen, daß unter solchen Verhältnissen auch nur eine Spur freundschaftlicher Gesinnung übrig bleiben kann? Wäre es nicht geradezu charakterlos und empörend, wenn der Angeredete dann noch weitere Beziehungen wünschte?

„Man rühmt in unseren Tagen den Fortschritt auf allen möglichen Gebieten. Gehört die konfessionelle Gehässigkeit vielleicht auch zu diesen Fortschritten? Wer unter uns denkt überhaupt noch daran, wer hält es sich vor, daß Protestanten und Katholiken, welche auf einen Gott und Herrn getauft sind, Glieder eines Leibes, Geschwister eines Hauses sein und als solche sich fühlen sollten? . . . . . Wann endlich wird man sich zur Umkehr und Selbsteinkehr entschließen? Hat das deutsche Volk nicht genug bereits darunter gelitten?

„Muß der politische Horizont noch immer dunklere Wolken zeigen, müssen erst wieder besonders schwere äußere oder innere Verwickelungen, Bedrängnisse und Heimsuchungen uns daran erinnern, wie unrecht wir daran tun, den gemeinsamen Glauben durch liebloses, gehässiges Benehmen zu verunzieren? . . . .

„Wir sind keine Freunde falscher Sentimentalität, aber um des Wohles des deutschen Volkes willen möchten wir die Rufer im Streit in beiden Lagern dringend bitten: Nur ein bißchen mehr gegenseitiges Verstehen! Mehr Rücksicht auf die Gefühle des Gegners! Nur das Unrecht nicht immer und überall auf der Seite des anderen gesucht! Wirkliche Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung! . . . .

„Noch ist es freilich recht fraglich, ob unsere Wünsche die geringste Berücksichtigung erfahren werden; denn es ist eine alte Erfahrung, daß allzu temperamentvolle, leidenschaftliche Führer im Streit selten anderen Sinnes werden, sowie daß die große Masse — und zwar nicht bloß der ungebildeten Stände — nur zu leicht auf selbständiges Denken und Beobachten verzichtet und blindlings in den alten Gleisen weitertappt.

„Wenn wir trotz alledem immer wieder den Versuch machen, zur Beilegung der Zwistigkeiten aufzurufen, so geschieht dies darum, weil nun doch in vielen Kreisen die Erkenntnis aufdämmert, daß die konfessionellen Gegensätze in manchen Teilen des Deutschen Reiches auf die Spitze getrieben worden sind, und daß dabei wichtige nationale und wirtschaftliche Interessen geschädigt zu werden beginnen. Aber wie lange wird es wohl noch dauern, bis diese Erkenntnis eine derartige Verbreitung findet, daß sie auch Früchte zeitigt! . . .

„Und wir wollen uns nicht übertreffen, nicht beschämen lassen von den führenden katholischen Zeitungen. Schon vor Monaten haben die „Historisch-politischen Blätter" ein schönes Programm aufgestellt, mehr als bisher im Umgang und in der Presse das alle christusgläubigen Elemente Einigende zu betonen: Glaube an Christus und christliche Liebe. In gleicher Weise empfiehlt Kausens „Allgemeine Rundschau" den Konfessionsfrieden. In der allerjüngsten Zeit hat auch die „Kölnische Volkszeitung" Töne der Selbsterkenntnis angeschlagen, von denen wir nur wünschen möchten, daß sie fortklingen möchten bei ihnen und bei uns.

„Auch wir selbst dürfen noch viel rühriger werden. Prof. Haupt (Halle a. S.) hat jüngst sehr warm und überzeugend, ohne dem Protestantismus das Mindeste zu vergeben, für eine „Abänderung der Schärfe in dem Verhältnis der Konfessionen" sich ausgesprochen. (Deutsch-ev. Blätter, Maiheft.) Auch den „Grenzboten" darf man es rühmend nachsagen, daß sie das ihrige zur Beilegung des Streites beizutragen sich bemühen. . . . .

„Wir schließen mit einem Wort Döllingers, der wohl schon im Jahre 1860 ahnen mochte, was die nächste Zukunft an konfessionellen Wirrnissen über Deutschland bringen würde. Dieser sagt: „Eine Vereinigung können wir freilich nicht machen. Aber was wir können, das wäre, uns einander nähern als Christen, als Söhne eines Vaterlandes, das Nähernde höher stellen als das Trennende, das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben und von einander lernen und ruhig erwägen, was geschehen kann und soll, um die Dornen allmählich auszubrechen, an denen bis jetzt sich jeder blutig ritzt, der in Deutschland eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet."

Soweit die „Kreuzzeitung"! Wir beschränken uns auf die Feststellung, daß führende katholische Zeitungen schon seit Jahren zum konfessionellen Frieden gemahnt haben.

Die Schulfrage in Württemberg.*)

Von
Konrad Kümmel, Chefredakteur, Stuttgart.

I.

Das Land Württemberg harrt gegenwärtig der Entscheidung in seiner Schulfrage und zugleich des vorläufigen Ausganges eines Prinzipienkampfes betreffend die Schulaufsicht, wie ein solcher noch niemals vorlag, seitdem durch Herzog Christoph die Grundlagen der heutigen Verfassung und damit auch des Verhältnisses von Kirche und Schule vor vierthalb Jahrhunderten festgelegt worden sind. Wenn auch der Staat grundsätzlich sein unbeschränktes Recht auf das gesamte Schulwesen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder nachdrücklich betonte, so hatte er doch der Kirche dadurch ein tatsächliches Mitanrecht auf die Volksschulen zugestanden, daß er immer an der geistlichen Schulaufsicht streng festgehalten hat. Bis zur Stunde sind einerseits die Volksschulen durchweg konfessionell geschieden; die Oberschulbehörden bilden — natürlich unter dem Kultusminister — für die protestantischen Schulen das Konsistorium, welches zugleich die höchste protestantische Kirchenbehörde des Landes ist, für die katholischen Volksschulen aber der Katholische Kirchenrat, d. h. die aus lauter katholischen Mitgliedern, darunter zwei Geistlichen, zusammengesetzte „katholische Abteilung" im Kultusministerium zur Wahrung und Ausübung der Kronrechte in Sachen der katholischen Kirche in Württemberg. Die Bezirksschulaufsicht ist bis dato ausschließlich in den Händen der Geistlichen, und zwar im Nebenamte, so daß diejenigen Pfarrer, welche zugleich das Bezirksschulinspektorat verwalten, neben dem Dekan und Kamerer die Dignitäre der einzelnen Landkapitel sind. Endlich ist der Pfarrer (ausnahmsweise auch ein Kaplan — Benefiziat) der geborene Lokalschulinspektor der Gemeinde. Seit einer Reihe von Jahren sind an den beiden katholischen Lehrerseminaren zu Gmünd und Saulgau pädagogisch-didaktische Kurse für Geistliche eingerichtet; die jüngeren Bezirksschulinspektoren haben alle diese Kurse mitgemacht. Auch kann jeder Inspektor einen seiner Lehrer als Adjunkten zuziehen bei den Schulvisitationsreisen — ein Institut, welches freilich bei den Lehrern selbst wenig Sympathie gefunden hat. Man kann nicht sagen, daß unter diesem System, die staatliche Aufsicht durch Geistliche ausüben zu lassen, das Volksschulwesen Württembergs Not gelitten hat. Im Gegenteil zählten seine Schulen immer zu den besten Deutschlands, und die vielen Tausende von Schwaben, welche in der weiten Welt draußen mit ihrem bloßen Volks-„Schulsack" sich trefflich emporbrachten, sind spezielle Zeugen dafür. Auch die Lehrer standen sich nicht schlecht dabei —, selbstverständlich bis auf die Ausnahmen, welche es immer geben wird, so lange es Menschen gibt, und welche erst recht, die Regel bestätigend, eintreten, wo die sogenannte Fachaufsicht eingeführt ist. Bis auf die neueste Zeit erklärten auch die entschiedensten Freunde der „Fachaufsicht" unter den Lehrern immer wieder, daß sie gegen die Persönlichkeiten und Amtsführung der geistlichen Schulinspektoren durchaus nichts einzuwenden hätten. So auf katholischer Seite. Auf protestantischer lag es nicht so glatt. Hier wurde seit langer Frist fast allgemein seitens der Lehrer über allzugroßen Bureaukratismus des geistlichen Schulinspektorats geklagt; tatsächlich herrschte hier wirklich qualitativ und quantitativ, letzteres auch durch bestimmte weitere Rechte der Dekanate auf die Lehrer, ein strengeres Regiment. Und doch kennt die protestantische Religionsanschauung keinen prinzipiellen Unterschied zwischen ihren Geistlichen und ihren Laien, was sich unter anderem auch dadurch dokumentiert, daß die Lehrer fast ausschließlich den Religionsunterricht erteilen bis zur Konfirmation. Unter diesen Umständen ist es wohl begreiflich, wenn die Grundsätze des falschen Liberalismus, speziell der freigeistigen Demokratie, in Beziehung auf die Schule in den Reihen der protestantischen Lehrerschaft schon seit 50 Jahren Platz gegriffen und sich eine immer gewaltiger anschwellende Jüngerschaft gesichert haben. Auch bei katholischen Lehrern fand das Evangelium von der „Fachaufsicht" und der „Befreiung des Lehrerstandes aus der Vormundschaft der Geistlichen" Eingang, freilich zunächst nur bei einzelnen, welche unter Verkennung des prinzipiellen Unterschiedes zwischen katholischer und protestantischer Anschauung betr. das Recht der Kirche auf die Schule glaubten, ohne weiteres mit gutem Gewissen die Forderungen der protestantischen, liberalen und demokratischen Lehrermasse auch zu den ihrigen machen zu können. Obwohl man, besonders nach der Haltung des Organs des Katholischen Volksschullehrervereins, annehmen mußte, daß sich die Zahl der auf genanntem Standpunkt stehenden Lehrer erheblich vermehrte, so war das katholische Württemberg doch wahrhaft peinlich überrascht durch die Tatsache, daß auf der Ravensburger Plenarversammlung des obigen Vereins, welchen fast sämtliche katholische Lehrer angehörten, im September 1901 unter allerlei charakteristischen Nebenumständen die These betr. Einführung der fakultativen „Fachaufsicht" durch Laien, näherhin durch Lehrer unter Durchbrechung des Grundsatzes der geistlichen Bezirksschulaufsicht mit übergroßer Mehrheit angenommen wurde. Noch weit ernster gestaltete sich die Sache, als auch der öffentlichen Erklärung des Bischofs von Keppler gegenüber (welcher vor einer Lehrerdeputation konstatierte, daß er die Durchbrechung der geistlichen Schulaufsicht als eine Antastung des Rechts der Kirche betrachten müsse und nicht billigen könne) die betr. Mehrheit auf ihrem Standpunkt hartnäckig verharrte. Diese offene Renitenz gegen den eigenen Bischof war in der Diözese etwas so Unerwartetes und Niedagewesenes, daß das Volk schweres Aergernis daran nahm. Der im Spätherbst des gleichen Jahres abgehaltene zweite Ulmer Katholikentag zeigte die Stimmung des Volkes in einzig dastehender Art: 30,000 katholische Männer protestierten damals feierlich mündlich gegen die Durchbrechung der geistlichen Schulaufsicht und 92,000 Familienväter (bzw. Witwen) gaben demselben Protest in einer Rieseneingabe an die Landstände Ausdruck. Außerdem trennten sich vom Katholischen Volksschullehrerverein 500 Mitglieder, und der „Katholische Schulverein" wurde gegründet mit Statuten auf der Basis der katholischen Grundsätze betr. das Verhältnis von Kirche und Schule unter dem Protektorat des Bischofs und der Zustimmung des katholischen Volkes. Während dieser neue Verein, welchem über 1000 Nichtlehrer, darunter der katholische Adel des Landes, sofort beitraten, energisch auf seinem Wege weitergeht, so kommt dagegen der alte Verein, wenigstens in der Mehrheit seiner Mitglieder, immer mehr von der Linie ab, welche seine besonnenen älteren Angehörigen trotz alledem festzuhalten suchten. Wie er einerseits die liberale, demokratische und sozialdemokratische Presse auf seiner Seite sieht, so entfremdet er sich, um das mildeste Wort zu sagen, mehr und mehr dem katholischen Volke, der katholischen Presse und der Vertretung des katholischen Württembergs im Landtage.

Eigentlich akut ist die Schul- oder genauer gesagt die Schulaufsichtsfrage geworden mit der Einbringung des Gesetzentwurfes, welcher sich damit befaßt. Es war dies eine der ersten Taten des neuen Kultusministers von Weizsäcker, welcher allem nach dadurch sich für seine Amtsdauer die Schulfrage vom Halse schaffen wollte. In demselben ist — neben anderen Abänderungen des bestehenden Zustandes — im Entgegenkommen an die Eingaben der protestantischen Lehrerschaft wie des Katholischen Volksschullehrervereins vorgesehen, einmal daß die bisherigen Bezirksschulinspektorate im Nebenamte aufgehoben und dafür solche im Hauptamte eingeführt würden, und sodann, daß zu letzteren Stellen auch Laien bzw. Mitglieder des Lehrerstandes Zutritt hätten. Das Verlangen der liberalen Lehrerschaft nach Abschaffung auch der geistlichen Lokalschulaufsicht sowie nach Einrichtung einer einzigen simultanen Oberschulbehörde für beide Konfessionen wies der Minister entschieden ab, wie er sich auch ebenso bestimmt für Aufrechterhaltung der konfessionellen Volksschule aussprach. An Stelle der bisher bestehenden Bezirksschulinspektorate, welche sich im allgemeinen mit dem Umfang der Dekanate bzw. Oberämter deckten, sollen künftig größere Komplexe, je 3—4 alte Bezirke zusammenfassend, treten; die Inspektoren derselben würden ausschließlich dafür angestellt, auch etwaige Geistliche, soweit solche verwendet werden; dieselben hätten also dann kein Kirchenamt mehr und wären als Schulinspektoren staatlich angestellte Beamte. Es wäre also schon eine erhebliche Einbuße des Einflusses der Kirche auf die Schulaufsicht, wenn auch für die sämtlichen Schulinspektorate im Hauptamte Geistliche genommen würden. Noch viel weiter geht aber die Sache dadurch, daß (nach der Verschärfung des Gesetzentwurfes durch die Abgeordnetenkammer) die Anstellung von Laien nicht nur möglich, sondern eigentlich zur Regel, die von Geistlichen zur Ausnahme werden sollte. Daß unter diesen Umständen auch die beibehaltene geistliche Ortsschulaufsicht vielfach schwer zu leiden hätte, liegt für den Kenner der Verhältnisse klar. Im Dezember 1902 beschäftigte sich das Abgeordnetenhaus mit dieser Novelle in einer Reihe von Sitzungen. Daß dabei Liberale und Demokraten brüderlich zusammengingen, während die Sozialdemokraten noch um ein Stück Weges ihnen vorausrannten, das ist nicht eben verwunderlich. Auffallend aber und Aufsehen erregend war die Haltung der protestantischen Prälatenschaft und des protestantischen Konsistoriums, dessen Präsident Freiherr v. Gemmingen selbst Kammermitglied ist. Während seit dem Bestand der Verfassung die Prälaten als der feste und unbeugsame Hort der geistlichen Schulaufsicht sich bewährt hatten, bekannten sich diesmal alle, also die ganze Vertretung des protestantischen Kirchenregiments, zum Gegenteil und stimmten der Novelle entschieden zu. „Die alten Prälaten hätten sich im Grabe umge-

*) Dieser Artikel ist geschrieben vor der Entscheidung in der Ersten Kammer; im Schlußartikel wird auch darauf eingegangen werden.

dreht", sagten sich konservative Württemberger angesichts dieses Vorganges; andere Leute aber erinnerten sich daran, daß der genannte Frhr. v. Gemmingen, der protestantische „Landesbischof" vor nicht allzulanger Zeit in der Kammer öffentlich erklärt hatte: es könnte sogar noch dazu kommen, daß man sich für simultane Schulen erklären könne!! Wer indessen die mit dem Alter des jetzt 75jährigen Konsistorialpräsidenten zunehmende konfessionelle Verschärfung seiner Anschauungen und sein Wohlwollen gegen die Umtriebe des „Evangelischen Bundes" kennt, dem fallen auch solche Aeußerungen nicht mehr auf. Das Ende jener Beratungen der Abgeordnetenkammer war natürlich die Annahme der verschärften Regierungsvorlage mit allen gegen die Stimmen des Zentrums und vier konservativer Mitglieder der ritterschaftlichen Abgeordneten.

Und nun hat sich das Haus der Standesherren mit dieser Gesetzesvorlage zu beschäftigen. Am 20. Mai beriet dasselbe den Entwurf, kam aber noch zu keinem definitiven Resultat, am 8. Juni werden die Würfel fallen. Das ganze Land ist gespannt auf diese Entscheidung. Und mag der Ausgang sein, welcher er will: es heften sich schwerwiegende Folgen daran für Württemberg.

Bei der Sitzung waren von 30 Mitgliedern der Standesherrenkammer 19 persönlich anwesend, darunter der Präsident Graf Rechberg, der für die Abstimmung nicht, bzw. bloß für den Stichentscheid in Betracht kommt; die übrigen 18 Mitglieder hatten in Stellvertretung noch weitere 6 Stimmen, so daß also von 30 Stimmen 24 Stimmen vertreten waren. Da die beiden Königlichen Prinzen, Herzog Albrecht und Robert von Württemberg, abwesend waren, von welchen der erstere die Stimme seines kränklichen Vaters, Herzogs Philipp, und der letztere die seines nach Berlin kommandierten Bruders Ulrich vertritt, so fehlten damit 4 Stimmen. Die Abwesenheit der Königlichen Prinzen wurde viel kommentiert; die einen meinten, sie haben „von oben" her einen Wink erhalten, die anderen vermuteten, sie seien aus Rücksicht auf die gereizte Stimmung bei der zu zwei Drittel protestantischen Bevölkerung weggeblieben. Unseres Erachtens sind beide Annahmen nicht zutreffend. König Wilhelm II. ist nicht der Mann, um in einer Sache, in welcher er selbst seinerzeit als Prinz gegen den Kultusminister und gegen den Versuch der Durchbrechung der geistlichen Schulaufsicht gestimmt hat, den Königlichen Prinzen nicht volle persönliche Freiheit — abgesehen vom verfassungsmäßigen Rechte — zu belassen, und wer die Herzöge Albrecht und Robert auch nur etwas kennt, der weiß ebenso, daß sie, wo es sich um Prinzipienfragen wie hier handelt, vor der sogenanten vox populi, und wäre es auch die von ganz Altwürttemberg, nicht bange sind. Auch wissen sie nur zu gut, daß sie von jener Seite nur in dem Falle „Gnade" zu erwarten hätten, wenn sie direkt für das neue Gesetz und gegen ihre katholischen Grundsätze stimmen würden — wie dies klipp und klar in dem Hauptorgan der protestantischen Pfarrer Württembergs ausgesprochen worden ist. Für denjenigen, welcher die ganze Lage überschaut, werden noch weitere Gesichtspunkte ersichtlich, welche für das Wegbleiben der beiden Prinzen in Betracht kommen können; wir begnügen uns mit dieser Andeutung.

Die Herrenhaussitzung drehte sich natürlich hauptsächlich um die Artikel 4 und 5 des Entwurfes. Der Erbprinz von Löwenstein-Rosenberg (Sohn des hochverdienten Generalkommissärs der Katholikenversammlungen Deutschlands) war Referent für den Antrag auf Ablehnung der beiden Artikel und Beibehaltung des bisherigen Zustandes; er begründete den Antrag eingehend gründlich, sachlich und überzeugend und machte Gegenvorschläge, um etwaige Mißstände zu beseitigen, ohne das Prinzip der geistlichen Aufsicht zu verletzen. Ihm sekundierte Fürst Quadt-Isny in trefflicher Weise, wobei er besonders auf das Recht der Kirche an die Schule und auf die einmütige Willenserklärung des ganzen katholischen Volkes hinwies. Im Verlauf der Debatte traten auch zwei protestantische Mitglieder des Herrenhauses für den Grundsatz der kirchlichen Schulaufsicht ein, Graf Bentinck und Graf Pückler-Limpurg. Der letztere stellte dann den Vermittlungsantrag, daß zwar auch nicht geistliche Schulmänner im Hauptamte zu Schulinspektoren ernannt werden können, aber nur auf Vorschlag der betreffenden Oberkirchenbehörden. Fürst Quadt-Isny hatte den anderen Antrag gestellt, daß zwar die Schulinspektorate im Hauptamt eingeführt, aber mit Geistlichen besetzt werden sollten. Gegen letzteren Antrag hatte sich der Kultusminister, welcher auch hier das protestantische Konsistorium in diplomatischer Geschicklichkeit zur Deckung vor sich gestellt hatte, ganz entschieden ausgesprochen; gegen den ersteren Antrag äußerte er auch schwere Bedenken, sagte aber doch, eine bindende Erklärung noch nicht abgeben zu können. Schließlich wurde mit 20 gegen 4 Stimmen beschlossen, die beiden Anträge an die Kommission zurückzuverweisen und nach dem Bericht derselben die Frage nochmal zu beraten. Und das soll, wie gesagt, am 8. Juni geschehen.

(Schluß folgt.)

Prinz Ludwig und der Bayerische Kanalverein.

Der künftige bayerische Thronerbe verfolgt mit zäher Energie den weitausschauenden Plan, Bayern an den großen Wasserverkehr anzuschließen. Unbeirrt durch hämische Angriffe, wie sie soeben wieder in einer Münchener Korrespondenz der Berliner „Post" versucht wurden, geht Prinz Ludwig den einmal eingeschlagenen Weg zielbewußt weiter. Auf der 14. Hauptversammlung des Vereins für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern, die am 4. und 5. Juni in Landshut stattfand, hat der Prinz-Protektor in zwei Reden seinen Anschauungen und Hoffnungen abermals beredten Ausdruck gegeben. Bei der Begrüßungsfeier am 4. Juni antwortete Prinz Ludwig auf die Ansprachen des Regierungspräsidenten Freiherrn von Andrian und des Bürgermeisters Hofrat Marschall:

„Die beiden Herren haben meine Verdienste um Hebung der bayerischen Volkswirtschaft und besonders hervorgehoben, daß ich dem Kanalvereine vorstehe und dessen Bestrebungen nach Kräften fördere. Was ist der Zweck des Vereins? Nichts anderes, als Bayern diejenigen Vorteile zukommen zu lassen, deren sich viele deutsche und außerdeutsche Staaten erfreuen, und damit Bayern den Wettbewerb mit dem Auslande, aber auch mit den anderen deutschen Staaten mit Erfolg bestehen kann.

In Bayern sind wir ja durch Eisenstraßen an den Weltverkehr angeschlossen; durch Wasserstraßen aber sehr schlecht. Das linksrheinische Bayern nehme ich aus. Das rechtsrheinische Bayern liegt an einem großen Strom, der Donau, aber sie mündet in ein Binnenmeer und wird niemals die Bedeutung haben, wie die großen Ströme, welche in die Nordsee münden und welche den Hauptweltverkehr haben. Die größte Schiffahrtsgesellschaft der Welt ist die Hamburg-Amerikanische und Hamburg verdankt seine Bedeutung nicht nur seiner Lage an der Nordsee, sondern auch seiner Lage an der Mündung der Elbe und ist speziell durch den Kaiser Wilhelm-Kanal auch ein Hafen der Ostsee geworden. Sehen wir die Lage in Bayern an, so sind wir abgeschlossen, daher das Bestreben, die Nordsee durch den Main und den Rhein zu erreichen. Vorgestern erst bin ich durch den ersten Versuch, dies zuwege zu bringen, gefahren, die Fossa Karolina, die von Karl dem Großen geplant war und mein hochseliger Herr Großvater, König Ludwig I., hat den Gedanken zum erstenmal verwirklicht. Was aber vor 50 Jahren ganz gut war, ist in der Jetztzeit nicht mehr geeignet.

Ich habe den Gedanken gefaßt, dieses Werk der Neuzeit entsprechend umzubauen und allen Jenen, die mich darin unterstützen, sage ich meinen herzlichsten Dank, besonders den Mitgliedern des Kanalvereins, die trotz aller Schwierigkeiten die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Plan durchgeführt wird. Nun sind wir in einer Stadt beisammen, die von dem Kanal ziemlich weit entfernt; ausgeschlossen ist ihr Anschluß aber nicht. Anerkennenswert ist es, daß in dieser Stadt sich soviele Freunde unserer Idee gefunden. Dieser Stadt sei mein Dank und jener des Vereins gebracht. Ueber die Bestrebungen des Vereins werde ich morgen nach der Sitzung mir erlauben zu sprechen und speziell, was die Isar betrifft."

Beim Festessen in der Jägerhalle am 5. Juni erhob sich Prinz Ludwig zu ungefähr folgender Ansprache (wir benützen den Text der „Augsb. Abendztg."):

„Der Vorredner hat meines neulichen Besuches in Bremen gedacht. Von Seiner Majestät dem Kaiser war ich eingeladen, einem Kreuzer, einem kleinen Kreuzer, den Namen zu geben, und das war eine besondere Ehre für die Stadt München; denn die anderen Kreuzer gleicher Größe tragen die Namen von Stadt-Staaten und da war zu dieser Taufe kein Prinz vorhanden. Ich selbst betrachtete das als eine Auszeichnung für München speziell, mir aber wurde die Freude zuteil, dadurch wieder in nähere Beziehungen zur kaiserlichen Marine zu treten, eine Fahrt auf einem Kriegsschiff zu machen, auf einem Schwesterschiff der „München", um nach Helgoland zu kommen, wohin ich vor 35 Jahren schon einmal wollte, aber nicht hinkam, weil die Verhältnisse es nicht ermöglichten. Mein Bremer Aufenthalt hat mich aber noch etwas ganz anderes gelehrt. In Bremen wurde ich speziell gefeiert als Freund der Binnen- und Kanalschiffahrt. Die Bremer, die im Gegensatz zu Hamburg an keinem großen Strome liegen, wissen viel mehr als die anderen zu schätzen, was ihnen abgeht. Die Hamburger sind beati possidentes, die Bremer aber wissen, was ihnen fehlt, und streben mit aller Macht an, auch an Binnenwasserstraßen angeschlossen zu werden. Die Bremer haben auch mit ungeheuren Opfern die Weser soweit schiffbar gemacht, daß die großen Seeschiffe, wenn auch nicht die allergrößten, aber immerhin sehr große, heraufkommen können.

Ich habe aber noch etwas anderes dort gelernt. Bremen, eine Stadt zwischen 2 und 300,000 Einwohnern, war es nur dadurch möglich, so kolossale Opfer für den Handel zu bringen, daß es Abgaben auf der Weser zu erheben imstande war. Das ist ja unter den dort vorwaltenden Verhältnissen ganz am Platze, wie ich ja überhaupt immer sage: Man muß die Sache und Menschen, Orte und Zeiten unterscheiden. Was dem einen Ort und dem einem Menschen gut ist, ist unter Umständen für andere Menschen und Orte schlecht. So bleibe ich trotzdem dabei, daß das Wünschenswerte ist, daß auf den Wasserstraßen keinerlei Abgaben erhoben werden (Beifall) und daß man auf ihnen ebenso wie auf den Landstraßen, wo glücklicherweise endlich die Chausseegelder nahezu

überall gefallen sind, ohne jegliche Abgabe in das Land hineinkommen kann, soweit als möglich, und zwar sowohl auf natürlichen, wie auf künstlichen Wasserstraßen. Das schließt natürlich nicht aus, daß, wenn es absolut nicht anders geht, es besser ist, mit Abgaben Wasserstraßen zu bekommen, als gar keine ohne solche (Beifall), aber sie dürfen nicht so sein natürlich, daß der Handel dadurch erstickt, sonst bekommen wir Zustände wie im vorigen Jahrhundert, daß die Flüsse die Melkkühe waren derjenigen Herren, die an ihren Ufern saßen, und daß der Handel und mit ihm mehr oder weniger das ganze Land zugrunde gegangen ist.

Ich möchte noch auf etwas zu sprechen kommen, was wir in den heutigen Vorträgen gehört haben. Der erste derselben betraf die Donau, der zweite Versuchsstationen, der dritte die Isar. Die erste Frage wurde schon öfter behandelt, und es war interessant, aus dem Vortrage zu ersehen, daß für verhältnismäßig kleine Schiffe bis zu 300 Tonnen mit nicht übermäßig großem Aufwand eine Schiffahrtstraße bis Ulm gebaut werden kann. Es ist auch gewiß sehr wünschenswert, daß an einzelnen Stellen Versuchsstationen gebaut werden, um zu sehen, wie sich die Donau an der und der Stelle verhalten wird, und daß wir ein Versuchsfeld bekommen, wo wir die Einwirkung des Wasserbaues auf Ufer und Flußsohle beobachten können. Der dritte Vortrag betraf die Isar, und da wurde meiner Ansicht nach ein richtiger Gedanke vertreten, den ich immer vertrete, daß man nämlich nicht einzelne Stände begünstigen, sondern alle Stände berücksichtigen soll. Das ist die Idee eines Isarkanals, so stark, daß derselbe einerseits eine Schiffahrtsstraße wird, andererseits ein Werkkanal für die Industrie und nicht zum wenigsten auch ein Bewässerungskanal für die Landwirtschaft. Sollte es gelingen, diese schwierige Aufgabe zu lösen, so könnten damit alle zufrieden sein, und die Feindschaft, die den Wasserstraßen ja vielfach noch entgegensteht, würde dann wohl in Freundschaft verwandelt.

Meine Herren! Sie sind mir unter schwierigen Verhältnissen treu geblieben in dem Bestreben, auch in Bayern Wasserstraßen zu schaffen. Wir sind ja immerhin insofern vorwärts gekommen, als die Bestrebungen unseres Vereins heute in keiner Weise mehr lächerlich gefunden werden, sie werden vielmehr allgemein anerkannt und es hat sich namentlich gezeigt, daß im Laufe der Zeit solche technische Fortschritte gemacht worden sind, wie man sie früher nicht für möglich hielt und daß, wenn jetzt gebaut wird, man jedenfalls unvergleichlich besser bauen würde als früher. Indes wünschen wir doch alle, daß der Anfang des Baues nicht zu lange hinausgezogen wird, sonst arbeiten wir nur für die Zukunft, und ein bißchen was möchten wir doch selbst auch noch davon haben (Bravo!). Da wünschte ich denn vor allem, daß dasjenige, woran die Bestrebungen unseres Vereins und sämtliche Wasserstraßen hängen, daß endlich der Schlüssel gefunden wird, um das Tor zu öffnen, und der Schlüssel dazu ist der **Anschluß in Aschaffenburg**. Solange darüber ein Staatsvertrag nicht zustande gekommen ist, solange ein solcher in den beiden Landtagen nicht angenommen ist, können wir reden und tun, was wir wollen, aber wir kommen keinen Schritt vorwärts. An dem hängt es und darauf muß mit aller Macht hingestrebt werden, daß das verwirklicht wird. Es ist das wahrhaftig auch kein unbilliges Verlangen vonseiten Bayerns. Wenn wir endlich an die große Wasserstraße angeschlossen werden, so sind wir um kein Haar besser daran als andere deutsche Staaten mit Ausnahme Württembergs, das auch noch keinen Anschluß hat. Der ganze Norden ist frei am Meer und hat den freien Zutritt zu demselben. In Bayern hat das nur die Pfalz. Sachsen hat mit der Elbe eine freie Straße zum Meer, aber wir sind leider darin noch zurück. Ich glaube, es ist nicht nur ein billiger Wunsch von uns, sondern es ist eine Pflicht von sämtlichen Deutschen, daß wir auch in dieser Beziehung nicht zurückstehen. Daher möchte ich nicht nur die Bayern, die hier sind, sondern namentlich auch die Herren aus anderen Teilen des Deutschen Reiches, mit denen wir ja in innigster Fühlung stehen und mit denen wir in schwierigster Zeit Schulter an Schulter gestanden und mit denen wir unser Blut vergossen haben, bitten, daß auch sie in dieser Richtung uns helfen möchten, daß wir auch in der Beziehung mit ihnen gleiche Rechte und gleiche Vorteile haben. (Bravo!) Ihnen aber, meine Herren, die Sie soviele Jahre mir treu zur Seite standen, möge dieses Glas gebracht sein: Der Bayerische Verein zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt lebe hoch!" (Stürmischer Zuruf.)

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Schon wieder eine „Volksbewegung"! Die Jesuiten und die Marianischen Kongregationen werden in die Kulissen gedrängt; denn die liberalen Regisseure brauchen die Bühne für ein Spektakelstück „**Schulkampf**". Eigentlich handelt es sich bloß um die **preußische** Volksschule; aber die „Jungen" von ganz Deutschland wollen über alle Kreidestriche der Kompetenz hinweg mitspielen.

Der „Entrüstungssturm", den die Blasebälge des Evangelischen Bundes wegen der Aufhebung des § 2 inszenierten, war in das Gesicht des Zentrums gerichtet. Die neueste Windhose der sog. öffentlichen Meinung geht an uns vorbei; wir können den behaglichen Zuschauer spielen. Die „Entrüstung" richtet sich nämlich gerade gegen **diejenigen** Politiker, die durch eine schlaue Taktik das Zentrum auszuschalten, in der Schulfrage ohnmächtig zu machen suchten. Wenn man einen burschikosen Vergleich beim Fürsten Bismarck borgen darf, so spuckt der Jungliberalismus den nationalliberalen Führern in das Schulsüppchen, das sie sich am Feuer der neuesten zentrumsfeindlichen Aufwallung mühsam gekocht hatten.

Darüber brauchen wir uns ja nicht zu täuschen, daß die konservative Partei zum Abschluß eines Schulkompromisses mit den Nationalliberalen viel weniger geneigt gewesen wäre, wenn sie nicht zurzeit eine gewisse Angst vor dem Evangelischen Bunde gehabt hätte. Die Hetzer arbeiteten in den konservativen Wahlkreisen mit dem Vorwurf, daß die Abgeordneten der Rechten Bundesgenossen und Förderer des schrecklichen Ultramontanismus und also Verräter am Protestantismus seien. Zur Beruhigung seiner Gefolgschaft glaubte deshalb der konservative Fraktionsredner bei den letzten Kulturkampf-Debatten schon etwas vom Zentrum abrücken zu müssen; aus seiner diplomatischen Rede konnte niemand merken, daß die Aufhebung des § 2 geradezu ein konservatives Werk ist und durch einen Antrag des Grafen Limburg-Stirum veranlaßt wurde. Das Verhalten erinnerte etwas an den Heineschen Vers: „Grüß' mich nicht unter den Linden; wenn wir nachher zu Hause sind, wird sich schon alles finden". Die Scheu der vorsichtigen Konservativen, sofort wieder öffentlich mit dem Zentrum zusammenzugehen, fand sich nun hübsch zusammen mit dem Bestreben der Geheimräte im Kultusministerium, das Schulgesetz ohne neuen Kampf mit dem Liberalismus, mittels einer vorhergehenden Verständigung zwischen der Rechten und der Linken unter Dach und Fach zu bringen. Der Geschäftseifer des betreffenden Ministerialdirektors ging sogar so weit, daß er außer den Nationalliberalen auch noch die bessere Hälfte des Freisinns zu gewinnen suchte. Das letztere gelang nur zu einem kleinen Teil; aber die nationalliberale Fraktion, soweit sie zur Stelle war, ließ sich ganz für das Schulkompromiß gewinnen, und das Erzeugnis der innerdiplomatischen Kunst wurde mit wahrer Automobilschnelligkeit im Abgeordnetenhause zur Annahme gebracht, ehe die Druckerschwärze noch trocken war. Das Zentrum blieb demgegenüber ganz ruhig und befolgte die Taktik des Abwartens, die schon nach dem bisherigen Erfolge als richtig erwiesen ist.

Von der konservativen Seite wurde bei der Beratung des Kompromisses die Erklärung abgegeben, daß die vereinbarten Garantien für die konfessionelle Schule das **Mindestmaß** dessen bildeten, was die Konservativen für nötig hielten. Das war eine deutliche Mahnung für die Liberalen, sich nicht zu weiteren Forderungen zugunsten ihrer Simultanschulen verleiten zu lassen. Aber die liberale „Jugend" (das Wort bezieht sich weniger auf das Lebensalter als auf den Charakter) wollte nichts von der Meisterschaft in der Beschränkung wissen. Die Erinnerung an den großen und leider erfolgreichen Entrüstungssturm von 1892 wirkt noch nach. Dazu kam die noch frische Erinnerung an den letzten Wahlkampf, in welchem auch die jetzt diplomatisierenden Führer der Partei die Parole ausgegeben hatten: Anschluß nach **links**; Gesamtliberalismus statt des Kartells mit den Konservativen! Als dritter psychologischer Faktor kam die neueste Kulturkampfbewegung in Betracht, die den Glauben aufkommen ließ, man werde jetzt nicht bloß über das Zentrum, sondern auch über die christlich gesinnten Konservativen Herr werden können. So kam denn eine Palast- oder wenigstens Hausrevolution unter den Nationalliberalen in Gang, und die armen Führer der Partei, die es doch so „gut" gemeint und ihr Spiel so fein eingefädelt hatten, mußten den Archimedesschmerz durchkosten, daß ihre Zirkel von rauhen Füßen zerstampft wurden. In ihrer Bedrängnis ließen sich die Führer das Zugeständnis entreißen, daß eigentlich das Zusammengehen mit den Konservativen ihnen „unangenehm" sei, und daß sie bei dem Kompromiß den Vorbehalt gemacht hätten, den daraus entspringenden Gesetzentwurf noch nach Kräften zu verbessern! Diese Offenherzigkeiten werden ihnen die weitere diplomatische Tätigkeit sehr erschweren. Der **westfälische** Landesausschuß der nationalliberalen Partei hat noch so viel Pietät und Gelehrigkeit bewiesen, um sich zu einer Resolution zugunsten der Kompromißtaktik bewegen zu lassen. Aber diese vereinzelte Schwalbe wird schwerlich den nationalliberalen Sommer wiederherstellen können.

Den Konservativen und Freikonservativen im preußischen Abgeordnetenhause fehlen nur wenige Stimmen an der Mehrheit. Es würde also zur Durchbringung eines Kompromißgesetzes genügen, wenn nur der rechte Flügel der Nationalliberalen mittäte. Nach der jetzigen Bewegung muß man aber annehmen, daß ein solches Abschwenken zu einer Spaltung der Partei führen würde. Hält der jungliberale Terrorismus die Partei zusammen, so kann das Gesetz nur mit Hilfe des Zentrums zustande kommen. Das Zentrum aber kann nicht für das Gesetz stimmen, wenn der gefährliche Satz von

der Zulässigkeit der Simultanschulen aus „nationalen Rücksichten", d. h. die Preisgebung der katholischen Schulen mit polnisch sprechenden Kindern, in dem Gesetze enthalten ist. Es fragt sich nun, ob das Kultusministerium rechtzeitig erkennt, daß ein Schulunterhaltungsgesetz mit den Liberalen nicht zu machen ist, sondern daß man entweder das ganze Werk fallen lassen oder dem Zentrum die notwendigen Zugeständnisse zur Erlangung seiner Hilfe machen muß.

Auf jeden Fall war der Triumph über die „Ausschaltung des Zentrums" etwas verfrüht. Das Zentrum ist eine sehr reale Macht, die so leicht nicht paralysiert werden kann. Sowohl die Konservativen als auch die Regierung werden sich längst darüber klar sein, daß sogar bei diesem Kompromiß, das zur Ausschaltung des Zentrums bestimmt war, das Zentrum einen wesentlichen Faktor gebildet hat; denn die nationalliberalen Führer hätten sich niemals zu so weiten Zugeständnissen an die konfessionellen Schulen bewegen lassen, wenn sie sich nicht in der Zwangslage befunden hätten: Wir müssen den Konservativen nachgeben, damit sie nicht mit dem Zentrum abschließen!

Mit dem beschleunigten Kompromiß ist also die Sache noch keineswegs entschieden. Erst nach der Einbringung des Gesetzentwurfes selbst fallen die Würfel, und wenn wir auch die obwaltenden Schwierigkeiten und Gefahren nicht unterschätzen, so dürfen wir doch aus der bisherigen Entwicklung der Dinge die Hoffnung schöpfen, daß wenigstens eine Verschlechterung der bisherigen Schulverhältnisse nicht zustande kommen wird. Dem lebhaften Meinungsaustausch können wir nur flotten Fortgang wünschen. Je mehr die Herzen der Liberalen offenbar werden, desto klarer wird allen Konservativen, die noch christlichen Sinn haben, die Erkenntnis aufgehen, daß es sich hier um die Frage handelt, ob die Jugend überhaupt christlich oder in einer religionslosen Humanität nach dem Muster der französischen Staatsschule erzogen werden soll. Und will man die christliche Schule mit der sittlich-religiösen Jugenderziehung retten, so geht das nicht anders als durch Zusammenwirken der Christen beider Bekenntnisse. So führt die Schulfrage naturgemäß wieder zu der „konservativ-klerikalen Gemeinschaft", die der Evangelische Bund und die verblendeten Kampfpastoren so grimmig bekämpfen. In diesem Sinne darf man von der jetzigen Gärung Klärung erhoffen.

Das Ausland hat uns die letzte Woche bei unseren innerpolitischen Auseinandersetzungen nicht gestört. Auf dem Kriegsschauplatz ist seit der Erstürmung der Landenge von Kintschou keine neue entscheidende Tatsache eingetreten. Es erhält sich aber die Kunde, daß die Russen von dem linken Flügel ihrer Hauptmacht einen Vorstoß zum Entsatze von Port Arthur machen wollen, und das Pendant dazu bildet die Nachricht, daß die Japaner bereits die nötigen Verstärkungen an der Einschnürungsstelle gelandet hätten, um dort den Kampf nach zwei Fronten führen zu können. Man muß immer bedenken, daß die Hauptquartiere über ihre Pläne mehr falsche als richtige Nachrichten zu verbreiten pflegen. Die traurigste Rolle spielen die Korrespondenten, die sich den beiden Armeen angeschlossen haben; was von Wichtigkeit ist, läßt man sie nicht sehen, und was sie allenfalls gesehen haben, dürfen sie nur soweit und in solcher Form berichten, wie es dem betreffenden Hauptquartier paßt.

Randglossen zur Reichstagsersatzwahl in Straßburg-Land.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Am Fronleichnamstag, den man in den Reichslanden nicht am 2. Juni feierte, fand die Stichwahl zwischen dem Kandidaten der Elsässischen Landespartei, Hauß, und dem Demokraten Blumenthal statt; ersterer unterlag mit 8627 gegen 9385 Stimmen. Wir haben in diesem nahezu zur Hälfte protestantischen Wahlkreis kein anderes Resultat erwartet, zumal wir auch die Kandidatur Hauß für keine ganz glückliche gehalten haben. Ob ein gläubiger Protestant als Kandidat der „klerikalen" Landespartei nicht bessere Aussichten gehabt hätte? Diesmal aber wirkte alles zusammen, um Herrn Blumenthal wieder in den Reichstag zu senden; die Liberalen der verschiedensten Nuancen, der Evangelische Bund und die Sozialdemokraten hatten ihre Freude an dem Typus eines Kulturkämpfers à la Combes! Wollten die Elsässer denselben aus dem Reichstage fern halten, so hätten sie unbedingt eine andere Kandidatur aufstellen sollen! Im Zentrum wird die Wiederwahl des seitherigen Abgeordneten kühl aufgenommen; die Persönlichkeit des Gewählten ist nicht derart, daß sie irgend eine Besorgnis einflößen könnte, und von seiner Tätigkeit kann man dies erst recht nicht behaupten. Seither hat derselbe sich damit begnügt, unter dem lauten Beifall der Sozialdemokraten und vielleicht auch unter der inneren Zustimmung anderer Kulturkämpfer einige Reden zu halten, die in der französischen Deputiertenkammer wohl Zustimmung finden können, im Deutschen Parlament aber ziemlich glatt abfallen. Der Wiedergewählte mag sich diese „Arbeit" auch noch einigemal leisten, dann wird dem gesamten Reichstage die stete Wiederholung zu monoton und er läßt eben die Reden über sich ergehen. Die Bildung eines Antizentrums nach dem Muster des französischen „bloc" erfährt durch die Wahl des Herrn Blumenthal keinerlei Förderung. Und mit dem puren Reden ist es im Reichstage bekanntlich nicht getan! In irgend einer Kommission aber hat Herr Blumenthal seither nicht gearbeitet, und wer nur ab und zu von Kolmar nach Berlin reist, um unterwegs noch die Frankfurter zu entzücken, dessen Einfluß ist im Reichstage nicht sehr groß, zumal wenn er nur einer winzig kleinen Fraktion angehört und als einzigen Artikel nur den Kulturkampf anpreist.

Nicht die Persönlichkeit des Gewählten ist es, die uns zu einigen Bemerkungen Veranlassung gibt; es sind andere Umstände! Der gesamte Gang der Wahlbewegung hat wieder aufs neue gezeigt, daß die elsässische Isolierung in der Landespartei keine guten Früchte zeitigt. Weshalb nicht der Anschluß an das Zentrum? In dem Wahlkampfe ist die Landespartei just ebenso angegriffen worden, wie es das Zentrum seit Jahren gewohnt ist; aber sie verfügte nicht über all das Abwehrmaterial, das dem Zentrum seine Bedeutung und seine Geschichte liefert. Das war ein Nachteil für die Landespartei! Der Anschluß an das Zentrum hätte ihr eine weit bessere Position gegeben! Sie hätte hinweisen können auf die Arbeiten und Erfolge der Zentrumsfraktion auf kirchenpolitischem, politischem und volkswirtschaftlichem Gebiete; das sind greifbare Errungenschaften! Die geehrten Kollegen aus der Landespartei werden es mir nicht bestreiten können und auch nicht übel nehmen, wenn ich sage: dieses Arsenal an Waffen konnte ihnen die eigene Fraktion nicht geben! Weshalb also die politischen Nachteile des Bekenntnisses zu den Grundsätzen des Zentrums auf sich nehmen, ohne sich die politischen Vorteile dieser Stellungnahme zu sichern? Unter einer solchen Halbheit muß die Sache notleiden. Wir meinen, daß die Wahl hätte für die Landespartei nicht ungünstiger sich gestalten können, wenn der Anschluß an das Zentrum bereits vollzogen gewesen wäre, was sicherlich dem Reichslande nicht zum Schaden gereichen würde.

Aber es drängt sich uns noch eine andere Frage auf: Soll das Zentrum untätig zuschauen, wie seine Gegner sich in den Reichslanden die Mandate holen? Ein politisches Verbot, das das Zentrum aus Elsaß-Lothringen ausschließt, gibt es nicht!

Das Zentrum hat auch in den Reichslanden sehr viele Freunde und Anhänger; der relativ glänzende Ausfall der Wahl am 16. Juni 1903 in Straßburg-Stadt hat dies klar bewiesen. 4000 Zentrumsstimmen sind hier auf den ersten Anlauf gewonnen worden! Soll nun von Altdeutschland aus nichts geschehen, um diesen Freunden unter die Arme zu greifen? Wir würden einer solchen Aktion gar nicht abgeneigt sein, obwohl es angenehmer, besser und erfolgreicher ist, wenn die Bewegung aus dem Lande selbst erwächst! Man hat schon vorgeschlagen, anerkannte Zentrumsführer (Gröber und Dr. Schädler als Süddeutsche) einfach in einigen Bezirken als Reichstagskandidaten aufzustellen, es ginge ja dies dort um so leichter, als nach französischer Sitte sich in einigen Gegenden die Kandidaten selbst aufstellen. Mag auch ein solches Vorgehen manches für sich haben, so hat es doch auch wieder recht große Bedenken, die nicht so leicht zu nehmen sind. Wenn wir die heutige Verteilung der 15 reichsländischen Mandate ins Auge fassen, so ergibt sich folgendes Bild: 7 Elsaß-Lothringische Landespartei, 4 unabhängige Lothringer, je 1 Reichsparteiler, Nationalliberaler, Freisinnige Vereinigung und Volkspartei. Man sieht also, daß fast sämtliche Parteien in den Reichslanden Mandate besitzen, auch die Sozialdemokratie hatte schon eines (Mülhausen), nur das Zentrum erscheint ausgeschlossen: ja man beobachtet, daß selbst solche Fraktionen von hier aus Zuwachs erhalten, die im übrigen Deutschland auf dem Aussterbeetat hausen (Freisinnige Vereinigung, Volkspartei). Für alle also ist freie Pürsch im Reichslande, nur für das Zentrum nicht! Wir verkennen nicht, daß eine langsame Besserung eintritt! Recht erfreuliche Mitteilungen kommen aus Lothringen, wo Zentrumsorganisationen und der Volksverein sich immer mehr ausbreiten. Eine gute Zentrumspresse („Lothr. Volksstimme"), eifrige Geistliche, tüchtige Laien arbeiten dort rüstig für unsere Sache und haben damit auch schon den Zorn des „Herzogs von Lothringen", des Großindustriellen Dr. von Jaunez, dessen „dauphin" dem Reichstage angehört, hervorgerufen. Wir glauben auch, daß in Lothringen die Zentrumsidee am erfolgreichsten um sich greifen wird. Im Elsaß sieht es nicht so günstig aus, obwohl auch hier einige Zeitungen ganz tüchtig für das Zentrum arbeiten; wir nennen hier nur den „Elsässer" in Straßburg. Wir scheuen uns auch nicht, es offen auszusprechen, daß das Haupthindernis des Anschlusses an das Zentrum der Klerus ist! Gewiß sind in den Reihen desselben auch ernste Zentrumsfreunde; wir selbst kennen eine Anzahl solcher — aber die Mehrzahl des Klerus geht hierin mit Abbé Wetterle! Unrecht würden wir den Herren tun, wenn wir sagen wollten, sie blicken noch sehnsüchtig nach Frankreich! Verwandtschaftliche Beziehungen sind vorhanden und sorgen für ein gewisses Band. Diese werden und sollten auch nicht gelöst werden! Aber der dortige Kulturkampf und auch die Ausweisung des Abbé Delsor haben keine Vorliebe für Frankreich gezeitigt, sondern auch in den Reihen des Klerus nur Trauer und Mitleid. Wenn der elsässische Klerus den entscheidenden Schritt für den Anschluß an das Zentrum tut, das Volk folgt ihm in Massen; diese Tatsache steht zum Ruhme der dortigen Geistlichen fest; aber sie begründet auch eine hohe Verantwortung. Straßburg-Land darf keine Neuauflage in einem anderen reichsländischen Wahlkreise erleben! Diese Gefahr ist aber da; das wirksamste Vorbeugungsmittel erscheint uns der baldigste Anschluß an das Zentrum und politische Aufklärungsarbeit und Organisation im Sinne desselben.

Die politischen Wahlen in Belgien.

Von
Dr. J. W. Schmitz, Brüssel.

Die offiziellen Wahlziffern stellen die Katholiken günstiger zunächst in der Majorität in der Repräsentantenkammer, die nicht 18, sondern **20** ist, dann in der steigenden, allseitig vordringenden Stimmenzahl der katholischen Wähler. Letztere beträgt, mit der Stimmenzahl von 1900 verglichen, für die Kammerwahlen allein 43,365, für die Kammer- und Senatswahlen zusammen 65,200 Stimmen, für die wichtigen Wahlen der sozialistischen Bezirke von Lüttich allein 10,471, Charleroi 7056 und Huy-Waremme 4580, wozu noch Tongern-Maeseyck mit 4339 Stimmen kommt. Bei den Wahlen in Brüssel erhielten die Katholiken 89,794, die Liberalen 74,563, die Sozialisten 37,570, die Independenten 19,901 Stimmen, was nach dem Proporzwahlsystem 4 Katholiken, 4 Liberale und 1 Independenten ergab.

Auch über die Ursachen der Verluste katholischerseits geben die offiziellen Wahlziffern genaueren Aufschluß. Der Verlust der drei Sitze Aloft, Gand, Verviers, die bei den Teilwahlen von 1902 mit einfacher Majorität erobert wurden, sind durch Anwendung des Proporzes, Termonde und Hasselt durch die Allianz der Liberalen mit den sogenannten christlichen (Daens'schen) Demokraten, St. Nicolas durch die liberal-sozialistische Verbündung verloren worden. Termonde brachte 1900 24,432 katholische, 5782 liberale, 4287 demokratische Stimmen; diesmal erzielten die liberal-demokratischen Stimmen 9065 Stimmen, erreichten damit aber das Quorum des Proporzes. In Hasselt ebenso. 1890 22,595 katholische, 5852 liberale, 1522 demokratische Stimmen, letztere 1904 durch die Fusion der beiden auf 8715 gebracht, entschieden im Proporz. In St. Nicolas standen 1900 34,744 katholische gegen 7807 liberale und 2662 sozialistische Stimmen; 1904 entschieden trotz der 36,603 katholischen 9487 liberal-sozialistische Stimmen infolge des Proporzes für den Liberalen Persoons.

Mit diesen Daten ist, denken wir, der „Sieg" der Liberalen hinlänglich beleuchtet; sie haben von 166 Sitzen in der Kammer ganze 43; sie leben nur noch von den Gnaden des Stimmrechtes, das sie verraten und verkauft haben. Die Katholiken haben einen „gehörigen Puff" bekommen, der sie zu einem vollen Sieg an 1906 in verbesserter Organisation, zumal in den beiden Flandern, ermuntern möge. Soviel zur Dämpfung des liberalen Rufes der „Independance": „Es lebe weiter die antiklerikale Konzentration!"

Ehrlicher, wenn auch für die Liberalen kompromittierender, erklärte Anseele, der Hauptführer der vlämischen Sozialisten im „Vooruit": „Die liberalen Siege in der gegenwärtigen Periode sind zur Hälfte sozialistische Siege, und wir tun der Wahrheit keinen Abbruch, wenn wir erklären, daß die demokratische (d. i. die demagogische) Evolution des Liberalismus unser Werk ist. Keiner spreche also mehr von der Vernichtung oder Schwächung der sozialistischen Kräfte!" So ist es. In der „demokratischen Evolution" des belgischen Liberalismus zum Sozialismus ist die nächste Häutung des Liberalismus überhaupt prognostiziert. —

P. H. Denifles Luther in zweiter Auflage.

Von
Prof. Dr. Joseph Schlecht, Freising.

Vor ein paar Jahren bin ich durch den schattigen Laubwald zur Wartburg hinaufgestiegen und mit vielen anderen Besuchern in die ehrwürdige Schloßkapelle geführt worden, in der einst die heilige Elisabeth gebetet und täglich die heilige Messe gehört hat. Der amtlich aufgestellte Cicerone aber lenkte den Blick vom romanischen Altar zu einer vergoldeten Kanzel, von St. Elisabeth zu Martin Luther, indem er erklärte: „Sehen Sie, meine Herren, diese Kanzel, von der aus hat Doktor Martinus Luther 10 Monate lang das Wort Gottes gepredigt!" Die Hälse reckten sich, ein beifälliges Nicken ging durch die Versammlung, der Führer hatte den rechten Ton getroffen und behielt ihn bei bis zum Schlusse des Rundganges in der gemütlich anheimelnden Lutherstube, wo ein riesiger Fleck an der Wand von dem jedenfalls ebenso riesigen Tintenfaß berichtet, das der „Junker Jörg" gegen den Teufel geschleudert haben soll. Der Führer wachte noch darüber, daß keiner es wage, sich eine Reliquie von der Wand zu kratzen, und als der Schwarm sich verlaufen hatte, und ich als letzter auf der Türschwelle mich umwandte, sah ich noch, wie ein Herr, den Aussehen und Aussprache als würdigen Pastor kennzeichneten, dem Kastellan mit verbindlichem Lächeln seine besondere Anerkennung ausdrückte: „Das haben sie aber sehr schön gemacht, lieber Herr!" Sprach's und gab ihm einen klingenden Händedruck.

Ob der Teufel dem Luther auf der Wartburg erschienen ist, weiß ich so wenig als P. Heinrich Denifle es wissen wird. Aber daß der in Worms Geächtete auf der Wartburg in strengster Hut gehalten wurde und nur der Schloßhauptmann in das Geheimnis eingeweiht war, das Luther durch seine Predigten verraten hätte, ist eine allgemein bekannte historische Tatsache. Uebrigens haben wir sein eigenes Zeugnis dafür, daß er sich keineswegs darüber härmte, auf der Wartburg „von der Behandlung des Wortes ausgeschlossen zu sein". (Brief an Melanchthon vom 26. Mai 1521.)

Aber so fristet die Sage ihr Dasein. Die altromanische Kanzel in der Wartburgkapelle muß Zeugnis ablegen für die Predigten, die Luther dort nie gehalten hat, und ein sehr persönliches Interesse sorgt dafür, daß der Mythus fortlebt und fortwuchert auf Kosten der mißhandelten historischen Wahrheit.

So ist es gegenwärtig mit der Lutherlegende. Seine Anhänger haben die Gotteshäuser zerstört oder ihres Bilderschmuckes beraubt, die Heiligen von den Altären heruntergestürzt und die leuchtenden Glasgemälde in Trümmer geschlagen. Aber nur die Konsequenten unter ihnen ließen es dabei stehen; nur die kalvinischen Kirchen sind heute noch so kahl wie zu Zwinglis Zeiten. Der größere Teil von ihnen kann der Heiligenbilder, die Vorbilder sein sollen für das religiöse Glaubensleben, nicht entbehren. An die Stelle der erhabenen Mutter des Herrn und der lieben Gottesheiligen traten die „Väter der Reformation", ein Luther und Melanchthon, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Kirchen. Luther vor allem erhielt einen strahlenden Nimbus der übernatürlichen Heiligkeit, mit dem er von seinen Parteifreunden schon 1523 abgebildet wurde. (Faksimile bei Bezold, Geschichte der deutschen Reformation S. 305.)

Er ist nicht echt, dieser Heiligenschein. Wohl hat sich Bruder Martinus den Titel „Evangelist" beigelegt, aber weder Christus, noch die allgemeine christliche Kirche hat den fünften Evangelisten anerkannt.

Luther ist kein Apostel, kein Heiliger, kein nachahmungswürdiges Vorbild christlichen Lebens, kein Mann mit der Legitimation und den nötigen Eigenschaften, um ein neues Religionsbekenntnis zu stiften. Mehr oder minder haben dieses auch viele denkende Protestanten gesehen und zugestanden. Aber es ist Denifles Verdienst, mit logischer Schärfe und umfassender gründlicher Gelehrtheit die großen Schwächen des Reformators aufgedeckt, seine theologische Unkenntnis und unwissenschaftliche Leichtfertigkeit nachgewiesen zu haben. Sein Buch bedeutet gegen Döllinger und Janssen einen neuen großen Schritt nach vorwärts. Es soll keine Lutherbiographie sein, schon der Titel lehnt diese Prätension ab, aber es ist eine solide theologische Studie über Luther und sein Werk eine scharfe, wissenschaftliche Kritik an der herkömmlichen, selbst noch von Janssen gutwillig geglaubten Entwickelungsgeschichte des Mannes und seines Lehrsystems. Also nicht der ganze Luther, aber die Wahrheit über Luther, und zwar die unerbittliche Wahrheit, die keine Rücksicht kennt, vor keinem gelehrten Namen Halt macht, dem Feinde keinen Pardon gibt und von ihm keine Schonung will, sondern bis zum Tode streitet um der Wahrheit willen.

Ein Teil der von P. Denifle angegriffenen Gelehrten hat freimütig den Wert dieser Forschungen anerkannt: „Mit souveränem Stolze breitet Denifle seine Kenntnis der mittelalterlichen Scholastik und Mystik vor uns aus; er überschüttet oft mit einer Flut von Zitaten, auch wenn sie der Sache weiter nicht notwendig sind. Das ist begreiflich; hier liegt Denifles Stärke und die Schwäche der bisherigen Lutherforschung. Hier können wir von Denifle lernen .... Die Fragestellung: Luther und Mittelalter ist von verschiedenster Seite her energisch aufgeworfen und in Einzeluntersuchungen mit Erfolg erörtert worden — dennoch, Denifles Buch zeigt, wie viel hier noch zu tun ist, und beschämt durch eine Reihe feiner Bemerkungen" ... Es „gelingt ihm, dank seiner staunenswerten Kenntnis mittelalterlicher Literatur an verschiedenen Einzelstellen Luther das mittelalterliche Vorbild nachzuweisen und der Literarkritik damit wertvolle Winke zu geben. Wenn er dabei ..: immer wieder uns Protestanten zuruft: ‚Ihr kennt das Mittelalter gar nicht!', so sind wir ehrlich genug, unter Ablehnung der Maßlosigkeit dieser Polemik einen berechtigten Kern in ihr anzuerkennen. Denifle hat hier in der Tat neues geboten." So Professor Köhler in Gießen (Die christliche Welt 1904, Nr. 9, S. 202).

Das dickleibige, von Gelehrsamkeit strotzende Buch des päpstlichen Sottarchivista hat aber auch heftige Anfeindungen und eine große Menge Gegenschriften hervorgerufen. Die liberale Tagespresse, der Evangelische Bund und seine Freunde, die Wortführer der protestantischen, theologischen Wissenschaft, selbst die Politiker in

den Parlamenten sind dagegen zu Felde gezogen. Der Deutsche Reichstag und der Bayerische Landtag haben sich wiederholt damit beschäftigt. Es macht einen recht humorvollen Eindruck, wenn alle diese Streiter versichern: „Es handle sich nur um ein Pamphlet (Casselmann), das Buch besitze durchaus keinen wissenschaftlichen Wert (Kolde), es sei eine Ausgeburt blinden Hasses und beklagenswerter römischer Moral (Walther)", und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind. Aber warum dann diese gewaltige Aufregung? Wozu das große Aufgebot an Streitern? Wie erklärt sich der ungeheuere Erfolg des Werkes?

Ehe Denifle den zweiten Band abschließen konnte, war der erste trotz der starken Auflage vergriffen, und nun liegt die zweite vor uns. Der Verfasser hat diesmal den schweren Band halbiert und bietet zunächst nur die erste Hälfte in neuer Bearbeitung. Aber er hat den Text gründlich revidiert, manches weggelassen, manches neue hinzugefügt. Infolgedessen behalten beide Ausgaben ihren selbständigen Wert.

Denifle sagt darüber:

„Es findet sich statt der kritischen Bemerkungen über die Weimarer Ausgabe (Köhler und Kawerau haben die Mängel zugegeben) ein Paragraph über Luthers Anschauungen betreffs des Ordensstandes während seines Ordenslebens; aus den kurzen Andeutungen in der ersten Auflage über Luthers frühere Bußwerke ist ebenfalls ein langer Paragraph herausgewachsen. Außerdem habe ich in dieser Auflage Zusammengehöriges mehr geeint, die Belege und Nachweise vermehrt, Ueberflüssiges gestrichen, anderes erweitert, einzelnes verbessert, nicht zum Schaden des Ganzen, im Gegenteil, Luther erscheint in der neuen Auflage noch verdammenswerter als in den betreffenden Partien der ersten."

Man sieht es, der gelehrte Dominikaner schreibt nicht allein mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen. Viele haben seine Sprache befremdlich gefunden — aber sie liegt eben in der ganzen, selbständigen und kraftvollen Persönlichkeit dieses Mannes begründet. Uebrigens hat die zweite Auflage bereits manche unnötige und zwecklose persönliche Schärfe vermieden. Gewiß würde ich anders schreiben — le stil c'est l'homme! Und sind etwa die Gegner feiner? Wie wird von ihnen nicht der Einzelne, sondern die ganze Kirche verunglimpft! Die katholische Kirche ist ihnen der Papismus, die Papstkirche; Kolde spricht nie von Katholiken, sondern nur von Ultramontanen, Römischen und Römern. Und mit welcher Heftigkeit hat Harnack in der „Theolog. Literaturzeitung" geantwortet? Das sind aber noch die Vornehmen unter den Wortführern im anderen Lager!

„Das schreckliche Buch von Döllinger ist immer noch nicht widerlegt", so klagte Professor Nippold im Jahre 1881, 35 Jahre, nachdem Döllingers „Reformation" erschienen war. Er wird inzwischen wohl die Hoffnung aufgegeben haben; denn Urkunden und Tatsachen lassen sich leugnen, aber nicht widerlegen. So wird's auch mit dem Lutherbuch P. Denifles gehen. In einzelnen Punkten wird es berichtiget werden, und der Verfasser selber hat offen und ehrlich die wenigen Irrtümer und falschen Schlüsse, die ihm nachgewiesen wurden, zugestanden und verbessert —, sofort (in seiner Schrift „Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung") und in der zweiten Auflage nimmt er ständig auf die Einwendungen seiner Widersacher Rücksicht.

Aber in der Hauptsache bleiben seine Forschungsresultate aufrecht bestehen, und niemand wird davon einen Schaden haben. Die deutsche Wissenschaft kann sich freuen, wenn der Legendenbildung über Luther und sein Werk Einhalt geboten wird, und für das protestantische Volk, das etwa im Glauben irre werden könnte, hat Denifle nicht geschrieben. An der Spitze seines Vorwortes zur zweiten Auflage erklärt er, daß er „— von Anfang an nicht etwa eine ‚Brandschrift' ins Volk hineinwerfen, sondern in schlichter, unverblümter Ehrlichkeit ein Buch für die Gelehrten schreiben wollte". Daß er von diesem Vorhaben nicht abzugehen gedenke, sagt er in dem schönen Worte, womit er sich vom Leser verabschiedet: „Zum Schlusse danke ich allen meinen Freunden — und es sind deren nicht wenige —, die mich ermuntert und durch ihre Gebete, Worte und Beiträge unterstützt haben. Ich kann sie versichern, daß ich auf meinem Posten ausharren werde, so lange mir Gott Kraft und Gesundheit geben will."

Mit aufrichtiger Freude sehe ich, daß der als Polemiker von jeher gefürchtete Gelehrte den Ton der zweiten Auflage in den persönlichen Auseinandersetzungen milder zu stimmen sich bemühte; mit großer Geduld weist er z. B. die verkehrten Aufstellungen Martin Spahns über die zwei „Schwesterkirchen" zurück. Möge er trotz der gegen ihn geschleuderten Schmähungen und Beschimpfungen fortfahren, neben dem fortiter in re das suaviter in modo zu pflegen, so wird diese Ruhe und Versöhnlichkeit den schönen Erfolg, auf den er bereits mit Genugtuung blicken kann, nur mehren und wesentlich zum glücklichen Abschluß des ganzen Werkes beitragen. Quod Deus bene vertat!

Eine neue Jesuitenfabel.

Von

Dr. M. Schwarz, Rom.

Seit einigen Jahren ist eine neue Jesuitenfabel in Bildung begriffen; noch schwankt ihre Form, aber das Motiv ist gefunden. Schwache Erinnerungen von der italienischen Hochzeitsreise, alles glaubenmachender Argwohn und schöpferische Phantasie arbeiten zusammen an der Ausgestaltung. Man kann schon jetzt das endgültige Resultat des Prozesses voraussagen; es wird ein neuer Beweis sein für die alte These: der Jesuitenorden ist einzig als Kampforgan gegen den deutschen Protestantismus gegründet; der Beweis wird lauten: in der von Lapislazuli strotzenden Jesuitenkirche al Gesù zu Rom findet sich eine statuarische Gruppe, die das Programm der Gesellschaft ausspricht; es ist da der Stifter der Gesellschaft dargestellt, wie er als Triumphator mit einem Fuß auf den Hals Calvins, mit dem anderen auf den Kopf Luthers tritt. — Der Beweis ist überzeugend, wenn er keine Erfindung ist.

Vor etwa einem Jahre kam ein ungarischer Calvinist eigens nach Rom, um den Tatbestand selbst in Augenschein zu nehmen; er fand sich enttäuscht und veröffentlichte auch das Ergebnis seiner Suche. Aber das hat der Legendenbildung nicht Einhalt getan. Auch die folgenden Zeilen machen sich nicht Hoffnung auf solchen Erfolg; sie wollen nur jenen ein Urteil ermöglichen, die die Geschichte erzählen hören, wie sie jüngst wieder in München zu hören war.

Es kostet geradezu Mühe, das Herkommen der einzelnen Elemente des Mythus nachzuweisen. Die große Statue des hl. Ignatius auf dessen Grabaltar im Gesù — das in Silber gearbeitete Original war von Legros, jetzt ist eine Kopie von Ludovisi an seiner Stelle — kann keinen Beitrag dazu geleistet haben; sie zeigt den Ordensstifter im priesterlichen Ornat, wie von einer Vision beglückt; neben dem Sockel sieht man zwar einen großen Engel, aber keinen Häretiker. Wir müssen uns also anderswohin wenden, um Luther und Calvin zu Füßen Ignazens zu finden; vielleicht stellt sich später heraus, warum von der Fabel die prunkende Jesuitenkirche zum Schauplatz der Handlung ist auserkoren worden.

Eine bekannte Statue des Heiligen findet sich hier noch in St. Peter (die große Stuckfigur in einem Winkel von St. Ignazio ist eine nur wenig abweichende Wiederholung von dieser.) In die gewaltigen Nischen der Haupträume des Riesendomes hat eine Anzahl religiöser Orden die übermenschlich großen Gestalten ihrer Stifter gestellt; im Mittelschiff zumal sind die Heroen der Gegenreformation versammelt; kongenial wiedergegeben, mit all dem Pathos, das sie im Leben beseelte, sprechen sie jetzt im Marmor ihr Wesen aus. In der Nische des dritten Pfeilers links treffen wir den Gründer der Gesellschaft Jesu. Er hält in einem Arm ein offenes Buch mit seinem Ad maiorem Dei gloriam, während der andere Arm den sehnsüchtigen Blick nach oben mit einer sprechenden Gebärde begleitet. Seine Tracht ist der einfache Talar und der hier zu einer willkürlichen Draperie verwendete gewöhnliche Ueberwurf der römischen Kleriker. Sein Fuß ruht wie auf einem Schemel auf der Schulter einer wildbewegten, nur zum geringsten Teil sichtbaren Figur. Haben wir hier Luther oder Calvin vor uns? Es ist ein Höllenweib mit langem Haar, das da flattert, als ob die Fahrt nach unten ginge. Als Allegorie der Häresie ist die Figur nur charakterisiert durch das Buch, das sie unter dem Arm hält; daß die zwei sich um sie ringelnden Schlangen das Gift der in dem Buch enthaltenen häretischen Symbole bedeuten, habe ich erst aus der Beschreibung erfahren, die der monumentalen Kupferstichsammlung „La Patriarcale Basilica Vaticana . . scrisse Dom. Feltrini Roma 1845" beigegeben ist (I. vol. p. 142). Die Wut, mit der das Weib am Heiligen hinaufblickt und den eigenen Zeigefinger mit den Zähnen zerfleischt, ließe sich auch auf eine allgemeinere Allegorie deuten. Von einer Porträtähnlichkeit mit einem der Reformatoren ist natürlich keine Rede; eine solche ist kaum für das Antlitz der Hauptfigur erstrebt. Für den, der mit dem Geist der berninesken Skulptur irgendwie vertraut ist, bräuchte es übrigens diese Feststellung gar nicht. Jene Künstler wollten keine Karikaturen machen — dazu meinten sie ihre Arbeit viel zu ernst — sondern Allegorien, und eine Allegorie der Ketzerei wäre die Physiognomie Luthers denn doch selbst dann nicht, wenn wirklich ihr alle jene Eigenschaften eingeschrieben wären, die man jüngst drin gefunden hat.

Diese Statue hat also zur „Jesuitenfabel" nur ein Element beigesteuert: die „Häresie" wird von Ignatius mit Füßen getreten. Weshalb bedeutet aber diese „Häresie" gerade Luther und Calvin? Die Beantwortung dieser Frage führt uns nach dem Gesù zurück. An den oben erwähnten Grabaltar schließen sich rechts und links zwei allegorische Gruppen an, die in der Kunstgeschichte als die Hauptwerke ihrer Meister, Teudon und Legros, aufgeführt zu werden pflegen. In

ihrer wilden Bewegtheit erregen sie die Verwunderung jedes Beschauers, der dann über dem unmutigen Verdikt gegen den Barock gar zu leicht die Vorzüge der Gruppen vergißt: die Geschlossenheit der Kompositionen, ihre sorgsame Ausführung im besten Material, das vornehme Pathos der einen und die lebenswahre Charakteristik der anderen. — Das Werk Legros' birgt wohl das gesuchte Element unserer Fabel. Es soll nach der gewöhnlichen Erklärung die Religion darstellen, wie sie die Ketzerei stürzt. Die Ketzerei hat hier zwei Vertreter. Der erste im Hintergrund, nur reliefartig gegeben, ist offenbar ein Weib; es zerrt mit der Linken krampfhaft an einer langen Strähne seines Haares. Vorne liegt sich wild windend, mit dem Oberkörper tiefer als mit den Beinen, ein herkulisch gebildeter Mann, vom Fuß der „Religion" leicht gestoßen. Sein Gesichtstypus gleicht ganz dem des Weibes: eine fliehende kahle Stirne, unter fürchterlichen Augenbrauen ein Paar stechender Augen, die sich voll Haß und Schrecken auf die „Religion" richten, hohle Wangen, ein zu einem Entsetzensschrei weit geöffneter Mund, am Hinterhaupt wirres, langes Haar und eben solcher Bart nur am Kinn. Also auch hier alles Personifikation! Und doch hat das argwöhnische Auge eines Reisenden etwas von Luther und Calvin in dieser Gruppe entdeckt! Ich kam nur durch eingehende Untersuchung auf den Hinweis; er besteht einzig darin, daß drei von den Büchern, die in allen Barockwerken unentbehrlich auch hier herumliegen, auf den Rücken in kleinen Lettern die Namen Luther, Calvin und Zwingli tragen. Also aus den Namen der Reformatoren hat die schöpferische Phantasie deren Porträtköpfe gemacht und sie, unter Benützung eines ganz anderswo gefundenen Motives, von den Füßen der allegorischen „Religion" weg, unter die Sohle des hl. Ignatius hinaufgehoben. So kam der neueste Beweis dafür zustande, daß der Jesuitenorden einzig gegen den Protestantismus gegründet worden ist!

Das Wort „einzig" in diesem Satz findet übrigens, wenn man einmal die besprochenen Gruppen mit der Tätigkeit der Jesuiten in Verbindung bringen will, schon in dem Werk Teudons eine Widerlegung. Es stellt dies den „Glauben" dar, der die Abgötterei stürzt. Die pathetische Gestalt der Fides hält hoch in der Rechten den hl. Kelch, ein König in Diadem und antikem Panzer blickt, in das Knie sinkend, anbetend zu ihm auf, während ein halbnacktes Weib, das am Boden liegt, ihn am Arm faßt, um ihn zurückzuhalten. Daß mit dem König nicht David oder Konstantin gemeint ist, kann man nur aus dem barbarischen Typus der beiden Figuren schließen und aus den Wörtern Cames, Fotoques, Amida et Xaca, die auf dem Rücken eines Buches zu lesen sind. Dieses Buch liegt unter dem vom „Glauben" getretenen Hals eines greulichen Lindwurms, der, wohl vor Wut, in der Mitte abgesprungen ist, so daß das liegende Weib nur noch dessen totes Schwanzende in der Hand hält. Das Wurmwesen stellt vermutlich den Götzen dar, dessen sich der Teufel der Abgötterei, das Weib, bedient, und die Inschrift nennt wohl seinen und anderer Götzen Namen. Demnach bezieht sich diese Gruppe auf die so erfolgreiche Missionstätigkeit, welche die Söhne des hl. Ignatius in der neuen Welt und im fernen Indien entwickelten. Also hat die Gesellschaft Jesu doch auch noch einen anderen Zweck als die Bekämpfung der nordischen Ketzer! Neben dem Beweis für die These der Gegenbeweis. Leider hat der Entdecker des ersteren den letzteren übersehen.

Konstantinopel.

Von

Dr. Joseph Rotmann.

Im türkischen Volke Stambuls geht die Sage, daß vom Goldenen Horn zum Strande des Tiber ein unterirdischer Weg führt, aus dem an dem nahenden Tage, da vor dem Siegesbanner des Kreuzes die letzten Bekenner des Halbmondes nach Asien entweichen, der Vater der Christenheit hervorsteigen wird. Eine Sage voll tiefen Sinnes und für das Abendland gleich einer frohen Botschaft! Sie mahnt an jene Zeit des innigsten Zusammenhanges und edelsten Wetteifers zwischen den beiden Siebenhügelstädten im Westen und Osten Europas, wo Konstantin der Große hier das „Neue Rom" gründete und schmückte, wo die Väter der Kirche sich hier zum Rate versammelten und Justinian der „Göttlichen Weisheit" ihren Tempel baute. Diese Zeiten sind verschwunden und vergessen; die griechische Kirche ward durch Eifersucht und Eigenwillen von Rom geschieden, das griechische Volk durch die türkische Eroberung von Europa getrennt, und in der Schwesterstadt Roms waltet seit Jahrhunderten der Sultan der Osmanen seines Amtes als Nachfolger und Stellvertreter des Propheten.

Lord Byron, der in begeisterten Worten die einzige Schönheit Konstantinopels pries, hat das westliche Rom eine „Niobe der Nationen" genannt, und einer beraubten Mutter, die klagend auf dem Grabe ihrer Kinder sitzt, gleicht auch das alte Byzanz. Hier wurden, wie in Rom, der Laune despotischer Herrscher und der Wut eines fanatischen Volkes Tausende von den besten Söhnen der Stadt und des Landes zum Opfer gebracht; vor den Mauern der Stadt, die von 30 Heeren belagert wurden, haben die Völker des Nordens und des Südens in blutigem Ringen gestritten, ehe nach dem letzten siegreichem Sturme der Türke sie zu seiner Hauptstadt machen konnte.

Viereinhalb Jahrhundert sind seit diesem Tage vergangen, und doch ist die alte Konstantinopolis heute weniger denn je eine türkische Stadt, trotzdem ihre neuen Herren im Bösen mehr als im Guten ihr den Stempel ihres „Geistes" aufgeprägt haben. Die Millionenstadt, die sich an den Ufern Europas und Asiens ausdehnt, zählt nur ein Drittel Mohammedaner; und immer dichter schließen sich die Reihen der friedlichen Eroberer zusammen, die europäische Zivilisation und christliche Kultur in die Hochburg des Islam bringen, gleich als wären sie die Vorhut jenes Heeres, das einstens das Kreuz wieder auf der Spitze der Aja Sofia aufpflanzen wird. Schon seit Jahrzehnten geht in der türkischen Welt der Zug der Toten über den Bosporus zu dem alten Vaterlande der Osmanen und ihrer Religion, der wahren Heimat der Gläubigen; der echte Moslem läßt sich mit Vorliebe in dem asiatischen Teile seiner Hauptstadt, auf dem Friedhofe von Skutari, bestatten, als ob er ahnte, daß über kurz oder lang die Tritte christlicher „Barbaren" sein Grab auf der europäischen Seite entweihen könnten. Jahrhunderte lang war den Bekennern des Kreuzes der Gebrauch von Glocken verboten; heute heben sich zahlreiche, turmgekrönte christliche Gotteshäuser — allein dreißig katholische Kirchen und Kapellen — aus dem Rahmen der Stadt hervor, deren eherne Stimme die Christgläubigen zum Gebete ruft, bis einst alle ihre Glocken, den Ruf der Muezzin übertönend, zu dem Ostergruße zusammenklingen, der dem christlichen Volke die Auferstehung aus dem Grabe der türkischen Knechtschaft künden wird.

Konstantinopel war niemals eine orientalische Stadt in dem ausgesprochenen Sinne der alten Kalifenstädte am Tigris und Nil. Der Fremde, der in Erinnerung an die Märchen von Tausend und Eine Nacht am Goldenen Horne das Zauberbild jener Städte verwirklicht zu sehen glaubt, von denen die schöne Scheherezade zu melden weiß, wird enttäuscht von dannen ziehen. Die blutigen Erinnerungen, von denen hier fast jeder Stein zu erzählen vermag, verdrängen die Zauberwelt des Märchens und vergiften jenen geheimnisvollen Reiz, der sonst den abendländischen Besucher in den Orient lockt; statt gnädiger Feen halten hier die Geister ermordeter Menschenkinder nächtlichen Umzug. Und doch ruht auch heute noch auf der Brücke von Stambul ein matter Abglanz von den bunten Bildern orientalischen Treibens, das hier geherrscht haben mag, als die stolze Sultanin noch die Herrin dreier Kontinente und die Gebieterin von zwanzig Reichen war. In das Halbdunkel des Bazars von Stambul hat sich ein letzter Rest jenes morgenländischen Lebens gerettet, das sich auf den Straßen, beim vollen Sonnenlicht, kaum noch zu zeigen wagt.

So ist das Charakteristische dieser merkwürdigen Stadt, daß ihr Bild keinen bestimmten Charakter hat, keine einheitlichen Züge trägt; ihre Lage und ihre Geschichte machten sie zu einer Stadt der verwirrendsten Gegensätze. Die Ufer des Goldenen Horns sind der Schauplatz des großen Kampfes zwischen der christlichen Familie, die ihr altes heiliges Land wiederobern will, und der des Islam, die das teuer erkaufte Gut bis zum letzten Atemzuge verteidigt. Daher diese bunte Mischung von Erscheinungen aus Abendland und Morgenland, aus der christlichen und islamitischen Welt, eine nie dagewesene Vermengung der Zivilisation mit der Barbarei. Wer an christlichen Festtagen die Hauptstraße Peras durchwandelt, meint oft mitten im zivilisierten Europa zu sein, wenn nicht wie Momentbilder Menschen und Dinge hervortauchten, die ihn daran erinnern, daß er nur eine halbe Meile von der Küste Asiens entfernt ist; und die andere Seite des Bildes zeigt sich, wenn er die Brücke überschreitet und nach Stambul eilt; er glaubt in einem großen asiatischen Dorfe zu sein, obgleich er den Boden Europas noch unter den Füßen hat. Inmitten des europäischen Geschäftsverkehrs und Gesellschaftslebens Peras klingt wie eine Stimme aus entschlafenen Jahrhunderten und meilenweiten Fernen das Wort des Muezzin vom Minaret hinab, das die Moslem an Allah und Mohammed mahnt, und in das wogende Straßenleben des Frankenviertels dringt der Takt und der Tanz der Derwische, für deren eigenartige Religionsübung schon dem Türken das Verständnis zu schwinden beginnt. Ueberall Disharmonien und Dissonanzen! — Auch andere Städte haben Arme und Reiche; aber die Stände schließen sich dort enger an-

einander, während hier der Unterschied schärfer zu den Sinnen spricht. An prunkende Marmorpaläste, deren Bewohner in reichbesetzten Harems ihren Lüsten fröhnen, lehnt sich die baufällige Holzhütte des Armen, die, der Luft und des Lichtes entbehrend, als Krüppel und Bettler ein sieches Dasein fristen. Am Rande des Friedhofes erhebt sich der Ort des Vergnügens, an die Stätte des Gebets baut sich ein Tingeltangel an, und selbst die zahllosen Gräberfelder, die dem Christen als ein Ort stiller Wehmut gelten, sind hier an sonnigen Tagen beliebte Tummelplätze eines lärmenden Volkes. .... Leben und Tod, Freude und Schmerz, alles ist hier innig vereint.

Und auch die vielgepriesene Schönheit Konstantinopels muß diesem Gesetze des Gegensatzes, das die Stadt beherrscht, ihren Tribut entrichten; wohl nirgends in der Welt ist die Schönheit so ganz äußerer Schein wie am goldenen Horn, wo auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Gewiß ist der erste Anblick der Stadt für den, der sich zu Schiff vom Bosporus oder der Propontis ihr nähert, überwältigend und unvergeßlich; dies sonnenbeglänzte Panorama von weißen Minarets und goldenen Kuppeln, von blauem Himmel und grünen Zypressen, überall vom Silberkranze des Meeres umgeben, ist in allen Zungen und zu allen Zeiten von schönheitstrunkenen Menschen mit Recht gerühmt worden. Und doch mußte dies sprichwörtliche Lob einseitig wirken, da es die Augen schloß für die Kehrseite des Bildes. Wer nach Stambul kommt, in der festen Absicht, nicht allein mit den Augen, sondern auch mit Herz und Geist zu schauen, hinter dem hüllenden Schleier das Wesen der Dinge und Menschen zu suchen, wird nicht mit voller Befriedigung die Schönheit genießen können. So oft ich von der Herrlichkeit Konstantinopels sprechen höre, muß ich an die wahre Geschichte denken, wie gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, als der Stadt von der russischen Flotte ein Angriff drohe, auf allerhöchsten Befehl ihre Mauern gereinigt und geweißt wurden, damit der Feind glaube, die Stadt sei neu und sicher befestigt. Auch mit dem Fremden, der in harmloserer Absicht Konstantinopel besucht, wird ein ähnliches Spiel getrieben. Die äußere Schönheit, der blinkende Schein, den er aus der Ferne wahrnimmt, nimmt ihn gefangen und trübt seinen Blick für tieferdringende Betrachtung. Vom Meere aus erblickt, bietet die Stadt ein herrliches Schauspiel; aber die ganze Pracht verschwindet, sobald man näher tritt. Auf den engen und schmutzigen Gassen, inmitten verwilderter Gärten und verelendeter Hütten, aus denen unsägliches Leid hervorgrinst, zeigt sich der größte und echteste Teil der türkischen Hauptstadt in ihrer hüllenlosen Schönheit, in schreckenerregender Nacktheit; die blinkende Schale zerfällt und der faule Kern liegt offen da. Der Schönheit am Bosporus fehlt die notwendige Ergänzung durch die innere Wahrheit, sie ist ein Gewebe von Luft und Licht, das der tastende Griff zerreißt.

Einst war dieser Flecken Erde ein Paradies voll üppigen Lebens, ein Land, beinahe zu schön und zu reich, als daß seine Kinder gut und glücklich leben und bleiben konnten; und aus dem Paradies ist ein Kirchhof, eine Totenstadt geworden. Die Fülle der historischen Erinnerungen spricht von dem Tode und der Vergänglichkeit alles Irdischen; aus der glänzenden Stadt Konstantins und Justinians ist ein Trümmerhaufen, eine marmorne Wildnis geworden; die ehernen Standbilder verwandelten sich in Münzen und Kanonen. Die Aja Sofia der größte Stolz und Schmuck des alten Byzanz, ist in der von den Türken ihr aufgedrungenen Gestalt nach dem Worte eines großen Dichters „ein kolossales Grab“; Dornen und Nesseln bedecken die Fundamente der Kaiserpaläste, und aus den alten Festen und Schlössern weht Modergeruch hervor. Sogar die Natur redet die Sprache des Todes; schwarzgrüne Zypressenhaine, die alle Höhen der Stadt krönen, als Schmuck weitausgedehnter Friedhöfe, geben ihr einen düsteren Hintergrund, einen Charakter der Trauer. Und das Volk, das inmitten dieser Gräber wandelt, scheint verdorben und gestorben zu sein; es hat gefrevelt wider den heiligen Geist der Menschheit und ist dem geistigen Tode verfallen. Der Spiritus, der in den verflossenen Jahrhunderten die Scharen des Halbmonds beseelte und halb Europa ihnen unterwarf, ist verflogen; das Phlegma ist geblieben. Nur wenn in stürmischen Zeiten wilde Hetzer den schlummernden Fanatismus wecken, dann sprengt dies Volk, das das Leben nicht achtet und den Tod nicht fürchtet, seinen Sargdeckel und reißt neue unschuldige Opfer mit sich hinab in die Gruft; achttausend Armenier sollen vor 10 Jahren allein von dem türkischen Pöbel der Hauptstadt erschlagen worden sein. Und kein Heilmittel scheint diesem erstorbenen Volkskörper das Leben wieder geben zu können; alle die Reformen, die Europa der Türkei aufzwingt, gehören in die Fabel von dem Kranken, der an seinen eigenen Aerzten stirbt. Eine Regierung, deren Weisheit jahrhundertelang in einem durch Meuchelmord gemäßigten Despotismus gipfelte, die keinen Raum ließ für den Flügelschlag einer freien Seele, erntet nun die Früchte ihres Wirkens. Und so lebt das türkische Volk weiter in den Tag hinein, sieht Sonnen gehen und kommen; aber die Nacht bleibt, die der Halbmond nicht mehr erleuchten kann.

* * *

In einer der Straßen Stambuls ragt ein Monument zum Himmel, das im Volke die „Verbrannte Säule“ heißt. Konstantin, der Gründer der Stadt, brachte sie aus Rom nach seiner neuen Residenz, und nach alter Sage soll das Palladium der Stadt unter ihr begraben liegen. Diese Säule hat das goldene Kreuz, das ihre Spitze einst schmückte, fallen sehen, sie hat den Glanz und den Verfall der Stadt und des Staates erlebt. Blitze und Stürme haben den Schaft zerstört, und mächtige Eisenreifen halten nur noch mühsam die geborstenen Quadern zusammen, eine traurige Ruine aus großer Zeit, die jeden Augenblick umzustürzen droht. Und so ist diese Säule in ihrer jetzigen Gestalt ein treffendes Bild des Reiches, in dessen Hauptstadt sie sich erhebt; „noch eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht, auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“ Mit solchen Worten meldet uns der Dichter von dem Schicksal des Palastes eines Königs, der auf einen jungen Sänger den Mordstahl zückte; und diesem Könige glichen auch so viele der fremden Herren, die über Stambul geherrscht haben. Wie Sultan Murad IV. einst voll Neid und Laune alle fröhlichen Leute zu töten befahl, die er auf den Feldern singen hörte, so hat dies entartete Herrschergeschlecht, durch dessen Geschichte — mag es Vergeltung oder Entschuldigung sein — sich der Irrsinn wie ein schwarzer Faden zieht, den Todesstoß allem versetzt, was wahr und schön und gut ist. Sultan Osman, der Begründer der Dynastie, der schon für sein Volk den Besitz von Byzanz erträumte, nannte die Stadt, die an der Verbindungsstraße zweier Meere und zweier Weltteile liegt, einen Diamanten, von zwei Saphiren und zwei Smaragden eingefaßt. Und was ist aus diesem Edelstein in der Krone der Städte während einer halbtausendjährigen türkischen Herrschaft geworden! Das traurigste Denkmal, das sich die Osmanen in Europa errichtet haben.

Zur Handelshochschulfrage in Bayern.

Von

Dr. Alb. Stange-München.

In der Bayerischen Abgeordnetenkammer wird u. a. auch die Handelshochschulfrage bei den Beratungen des Kultusetats besprochen werden. Es dürfte den Lesern dieser Zeitschrift von Interesse sein, etwas näheres über diese hochwichtige Frage zu erfahren. Zunächst sei es mir gestattet, da die „Allgemeine Rundschau“ auch den wirtschaftlich kulturellen Fragen ihre Spalten öffnet, über das Entstehen und die Entwicklung der Handelshochschulen ausführlich zu berichten:

Im Jahre 1715 veröffentlichte der bekannte sächsische Merkantilist Jakob Marperger eine Schrift, in welcher er die Gründung eines höheren Lehrinstituts befürwortet und erwägt dabei, ob es „nicht ratsam sey, auf Universitäten öffentliche ›Professores mercaturae‹ zu verordnen, die die Kaufmannschaft und alles, was in dieselbe hineinläuft, von solcher dependiret, dozieren müßten.“ 183 Jahre waren seit dem Erscheinen dieser Abhandlung verflossen, als in Sachsen, der Heimat Marpergers, die erste deutsche Handelshochschule in Deutschland entstand. Leipzig, das alte Handelszentrum, die Universitätsstadt mit ihren vielen weltbekannten Professoren, speziell denen der juristischen und philosophischen Fakultät, eröffnete die erste deutsche Handelshochschule am 25. April 1898. Begründet ist dieselbe von der dortigen Handelskammer in enger Anlehnung an die Universität und die seit langem bestehende „Oeffentliche Handelslehranstalt.“ Die finanziellen Mittel fließen ihr zum Teil von der Handelskammer, zum Teil von der Stadt Leipzig, sowie vom sächsischen Staat. Die Verbindung mit den altbewährten Unterrichtsanstalten kommt dadurch zum Ausdruck, daß die Studierenden der Handelshochschule an den für sie in Betracht kommenden Universitätsvorlesungen und Uebungen teilnehmen und anderseits die Studierenden der Universität als Hörer zu den besonders veranstalteten Unterweisungen zugelassen werden.

Ein Jahr später entstand ähnlich, aber doch auf speziell anderer Grundlage, die Handelshochschule in Aachen und zwar angegliedert an die Technische Hochschule dortselbst. Zu ihrer Begründung haben sich die Handelskammer zu Aachen, der Verein zur Förderung der Arbeitsamkeit, sowie die Aachen-Münchener Feuerversicherungsgesellschaft vereinigt, während auch ein Industrieller durch hochherzige dauernde Zuwendungen die Durchführung des Planes und die Erweiterung des Unternehmens unterstützt hat.

1901 konnte, dank der Hochherzigkeit eines Mevissen, ohne Anlehnung an eine bestehende Hochschule die Handelshochschule als selbstständige Anstalt in Cöln gegründet werden. Dieses Institut untersteht der Cölner Stadtverwaltung, die auch mit der Handelskammer finanziell den das Erträgnis der Stiftungen überschreitenden Bedarf der Hochschule deckt.

Die jüngste in der Reihe der Handelshochschulen, die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M., hat ihre Tätigkeit im Oktober 1901 aufgenommen; im Gegensatz zu den bisher genannten Anstalten hat sich die Akademie ein erheblich weiteres Arbeitsgebiet als jene gewählt. Schon in dem Namen „Akademie" drückt sich der Gedanke aus, daß es sich hier um ein Institut handelt, welches nicht nur oder nicht in erster Linie Unterrichtszwecke verfolgt, sondern auch der freien Forschung der gelehrten Arbeit selbständigen Raum gewähren will. Die Akademie wird dotiert gemeinsam von der Stadt Frankfurt, dem dortigen Institut für Gemeinwohl, der Handelskammer und der Gesellschaft für Förderung nützlicher Künste und deren Hilfswissenschaften (Polytechnische Gesellschaft); jedoch sind ihr auch schon großartige Stiftungen, u. a. von Herrn Maerton, zugewendet worden.

Die Entwicklung dieser Hochschulen wird am besten durch folgende Tabelle illustriert:

Semester:	1898	1898/99	1899/1900	1900/01	1901/02	1902/03	
Leipzig	97	139	243	304	352	384	
Aachen	—	9	9	10	14	12	
Cöln	—	—	—	—	119	198	
Frankfurt a/M.	—	—	—	—	36	94	
	97	148	252	314	521	688	Studenten
			Hörer und Hospitanten:				
Leipzig	21	21	19	14	32	26	
Aachen	—	12	11	7	7	5	
Cöln	—	—	—	—	708	1339	
Frankfurt a/M.	—	—	—	—	513	440	

Die stetige Zunahme der Hörerzahl der vorstehenden Hochschulen ist ein Beweis dafür, daß auch in dem Kaufmannsstande immer mehr und mehr die Ansicht durchdringt, daß Wissen Macht ist.

Der wirklich überraschende Erfolg oben erwähnter Anstalten hat dazu geführt, daß man auch in anderen Städten sich mit der Frage: Gründung einer Handelshochschule beschäftigt. In Norddeutschland sind es: Berlin, Hamburg, Hannover; in Süddeutschland: München, Erlangen, Nürnberg, Stuttgart und Karlsruhe. Bis jetzt ist nur die Gründung einer Handelshochschule in Berlin verwirklicht, die im nächsten Jahre — nach Vollendung des Neubaues — eröffnet werden wird. Für Norddeutschland wird voraussichtlich und wohl mit Recht eine größere Pause in bezug auf Gründung von weiteren Handelshochschulen eintreten; dagegen kämpft Süddeutschland und zwar Bayern hartnäckig um eine derartige Bildungsstätte. Schreiber dieses hat es unternommen, eine Denkschrift*) zu verfassen, die die schnellere Lösung der Handelshochschulfrage in Bayern bewirken möchte. — Es würde zu weit führen, auf den Inhalt dieser Schrift noch näher einzugehen, doch möchte ich nur einige Punkte herausgreifen.

Die veränderte Gestaltung unseres wirtschaftlichen Lebens hat in den letzten Jahrzehnten die Berufsverhältnisse in der erwerbenden Bevölkerung Deutschlands vollständig verschoben. Handel und Industrie sind an erste Stelle, die Landwirtschaft an zweite Stelle getreten; diesem Entwicklungsgange soll auch die Vorbildung für den kaufmännischen Beruf folgen. Speziell in Bayern erheischt es das Bedürfnis, solche Institute zu schaffen, um geeignete Persönlichkeiten für die Leitung großer kaufmännischer, industrieller Unternehmungen und Versicherungsgesellschaften zu rufen. Aber auch der weiteren Ausbildung der Verkehrsbeamten soll die neue Hochschule ihre Dienste widmen.

Wir werden ja in einigen Tagen erfahren, ob der Landtag dem Handelshochschulprojekte sympathisch gegenübersteht oder nicht. Leider kann ich nicht umhin, dem Münchener Stadtmagistrat, der von der Handelskammer wiederholt aufgefordert wurde, sich zu der hochwichtigen Frage zu äußern, aber sich in großes Schweigen gehüllt hat, einen großen Vorwurf zu machen. Wenn der derzeitige Referent, der nur über Fortbildungs- und Volksschulen zu referieren hat, für Handelshochschulen kein Verständnis zeigt, was ich ihm — da die Spezialkenntnis fehlt — gar nicht verüble, so soll man doch einen Kenner der diesbezüglichen Hochschulverhältnisse zu Rate ziehen.

Aber nicht nur dem Stadtmagistrat gebührt der Vorwurf, sondern der Münchener Großindustrie und Großkaufmannschaft, die sich von den kleineren Geschäftsleuten Nürnbergs in Bezug auf Opferfreudigkeit arg beschämen läßt. Meinen vielleicht die Münchener Großen, sie würden damit genug tun, nur für Errichtung von Denkmälern eine offene Hand zu haben?, nein, ich möchte gerade die Münchener Großindustriellen und Großkaufleute an ihre Standes- und Nationalpflicht ernstlich erinnern: Es ist nicht damit abgetan, nur für schöne Denkmäler zu sorgen, sondern vor allem ist es die Hauptsache, die wirtschaftlichen, sozialen Verhältnisse des Landes zu fördern, und für einen kräftigen Nachwuchs, der die Führung des wirtschaftlichen Gebietes im bayerischen Lande übernehmen kann, bemüht zu sein. In allen Ländern, und ganz besonders in Deutschland, hat sich der Kaufmannstand gegenüber anderen Ständen wesentlich gehoben und dadurch auch seine Stellung dem Staate gegenüber bedeutend verändert. Die Industriellen sind durch die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reiches zu Trägern von Pflichten geworden, deren verständnisvolle Erfüllung für die Gesundheit des gesamten Volkskörpers von größter Bedeutung ist. Als Handelsrichter hat der Kaufmann wichtige Aufgaben auf dem Gebiete der Rechtsprechung zu erfüllen; als Konsul fallen dem Kaufmann noch andere bedeutsame obrigkeitliche Funktionen zu und als Mitglied einer Handelskammer hat er die Regierung zu beraten in Fragen, deren Bedeutung für das Gesamtwohl unseres Volkes gerade jetzt beständig wächst. Um aber in allen diesen Lebensstellungen sachgemäß auftreten zu können, muß man eine Bildung und einen Umfang an Kenntnissen besitzen, die man nur auf einer Handelshochschule, nicht aber auf einer gewöhnlichen Handelsschule erlangen kann.

Wie gegen alle Neueinrichtungen Widersprüche erhoben werden, so ist dieses auch bei Handelshochschulen der Fall, deren Gegner den Standpunkt vertreten, daß der deutsche Kaufmann bis jetzt auch ohne Handelshochschule die Stellung errungen habe, die er zum Stolze des deutschen Volkes heute einnehme. Dieser Ansicht kann aber sofort entgegengehalten werden, daß eben infolge der vollständigen Veränderung im Welthandel, der, die Konkurrenz überall steigernd, gleichmäßig fast den ganzen Erdball umspannt, die Schule des Lebens, die gewiß für einen tüchtigen Mann von festem Charakter noch immer die beste Schule ist, heute in der früheren wirksamen Art nicht mehr vorhanden oder doch sehr viel schwerer zugängig ist. Weiter muß aber noch berücksichtigt werden, daß diejenigen, welche schon erwachsen die Entwicklung des jungen deutschen Volkes miterlebten, vieles auf dem Gebiete des Rechts und der Volkswirtschaft leicht erlernt haben, was der jüngeren Generation sich anzueignen jetzt viel schwerer fällt und nur wenigen ohne methodische Anleitung überhaupt gelingt.

Die Handelshochschule wird ihrer Natur nach nur für eine Elite hervorragender tüchtiger bezw. zur Vertretung wichtiger kaufmännischer Interessen berufener Kräfte bestimmt sein. Danach liegt klar zutage, daß die Handelshochschule eine große Wirksamkeit erwartet; eine dankbare Aufgabe wird es aber für die Handelshochschule sein, nicht nur tüchtige, sondern auch groß und vornehm denkende Kaufleute unserem Volke heranzubilden. In unseren künftigen Kaufleuten muß nicht nur die Geschicklichkeit, Geld zu erwerben, fortentwickelt werden, sondern auch die Fähigkeit und der Wille, das Erworbene für die Allgemeinheit wieder nutzbringend zu verwerten. Solche Männer hervorzubringen, wird der größte Erfolg der Handelshochschule sein. Zum Schlusse möchte ich noch auf die prägnante Schrift*) des Professors Dr. Schär, Ordinarius für Handelswissenschaften in der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, hinweisen. Schär hat es bei dieser Gelegenheit außerordentlich verstanden, mit knappen schönen Worten zu schildern, ein wie großes Bedürfnis für handelswissenschaftliche Studien vorliegt, um dann Fingerzeige zu geben, wie die neuen Disziplinen an der Hochschule gelehrt werden müssen, damit einerseits die Wissenschaft nicht leidet, anderseits aber auch den Studierenden der Handelswissenschaft der Weg zu einer erfolgreichen praktischen Tätigkeit geebnet werden kann.

Hiermit schließe ich meine kurzen Ausführungen; möge die Errichtung einer Handelshochschule in Bayern — die junge Männer mit dem Rüstzeug der Wissenschaft, mit den Waffen geistiger, moralischer Kraft versehen und sie befähigen soll, im Wettbewerb der Nationen auf dem Gebiete des Güteraustausches siegreich zu bleiben, der heimischen Industrie auf dem Weltmarkte den lohnenden Absatz ihrer Produkte und damit ihre Lebensfähigkeit zu sichern, den Güteraustausch im Innern des Landes im Interesse der Gesamtheit zu organisieren und den Wohlstand und die Wohlfahrt des engeren und weiteren Vaterlandes zu fördern — sehr bald in Erfüllung gehen und möge auch sie den Grundsatz haben: „Non scholae, sed vitae discimus!"

*) Stange, Dr. Denkschrift zur Lösung der Handelshochschulfrage in Bayern (J. Schweitzer Verlag, München).

*) Das Studium der Handelswissenschaften auf Universitäten 2c. von Prof. Dr. Schär. (Orell-Füßli, Zürich.)

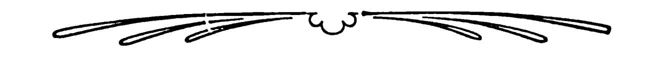


Ahnung.

Von M. Herbert.

Die Malve schießt schon in die schlanken Stengel,
Die einst des Herbstes Blumen tragen werden.
Es wandelt leise der Vollendung Engel
Hin durch den Frühlingsgarten dieser Erden.

Auch uns're Liebe, die noch kaum gestaltet,
Hört auf dem Gartenweg sein flüchtig Wandern,
Und zitternd, lauschend — Hand in Hand gefaltet —
Geht Todesangst von einem hin zum andern.





Anglicismen in der deutschen Sprache.

Von
H. Klapproth, Erfurt.

Als vor nunmehr 33 Jahren die Deutschen den „Erbfeind" geschlagen und ein neues deutsches Kaisertum gegründet hatten, da regte sich bei vielen mehr denn je das Verlangen, daß das erstarkte nationale Selbstbewußtsein auch der deutschen Sprache zugute kommen möge. War doch das sprachliche Gewand der Germania seit Jahrhunderten und besonders seit den Tagen der nationalen Zersplitterung und Erniedrigung im dreißigjährigen Kriege mit ausländischen Flicken und Fetzen nach und nach gar arg verunziert worden. Zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts war es vor allem Frankreich, welches zu dieser Verunzierung beigetragen hatte. Nun, nachdem man der Franzosen politisch Herr geworden, wollte man endlich auch von dem französischen Einfluß auf dem Gebiet der Sprache sich befreien. Fachzeitschriften und auch die politische Presse traten mehr und mehr für die Sache ein. Es erstand ein eigener Verein, welcher sich die Reinigung der deutschen Sprache von unnötigen fremden Bestandteilen zur Aufgabe setzte, der Allgemeine Deutsche Sprachverein. „Kein Fremdwort mehr für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann", das war sein Grundsatz. Vereinzelt suchten auch staatliche Behörden dieses Bestreben zu fördern. So wurden, dank Stephan, im Post- und Eisenbahnwesen zahlreiche Fremdwörter durch deutsche Bezeichnungen ersetzt. In der Tagespresse haben einige der leitenden Blätter, von den katholischen vorab die „Köln. Volkszeitung", durch Wort und Beispiel an dem Reinigungszwecke mitgewirkt. Gleichwohl entsprachen die Erfolge berechtigten Erwartungen bisher nur in bescheidenem Maße. Denn während man allerdings eine beträchtliche Anzahl französischer und anderer romanischer Fremdwörter ausgemerzt hat, beginnen, wie es scheint, von den Wenigsten bemerkt, seit einigen Jahren Eindringlinge aus England und Amerika an deren Stelle zu treten.

Ich habe von den ersten 50 Jahren meines Lebens die zweite Hälfte in den Vereinigten Staaten verbracht, und einer der vielen Gründe, welche mich vor einigen Jahren bewogen haben, in mein Vaterland zurückzukehren, war der Wunsch, meine Kinder in Sprache und Sitte deutsch zu erhalten. Denn obgleich ich dort, nachdem ich eine Familie gegründet, nur in Städten mit großenteils deutscher Bevölkerung lebte, die Kinder teils Pfarrschulen rein deutscher Gemeinden, teils von Deutschen gegründete und geleitete höhere Lehranstalten besuchten und innerhalb der Familie kaum je ein Wort Englisch gesprochen wurde, drängte sich mir mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daß es mir auf die Dauer nicht gelingen würde, meine Kinder vor dem Maëlstrom der Yankeesierung zu bewahren. Redet doch die Mehrzahl der Deutsch-Amerikaner, soweit sie nicht überhaupt alles Deutsche abgestreift haben — und das tun leider schon manche der noch in deutschen Landen geborenen — ein wahres Kauderwälsch, und selbst in den sogenannten deutschen Schulen und Kirchen ist es oft um das Deutsch, das man da von Lehrpersonen und Geistlichen zu hören bekommt, nicht wesentlich besser bestellt. Ich habe als Journalist viele Jahre an der Sisyphosarbeit der Erhaltung und Reinerhaltung der deutschen Sprache in Nordamerika teilgenommen. Unter diesen Umständen wird man es verstehen, daß ich, zumal seit der Rückkehr nach Deutschland, dem Eindringen von Anglicismen in unsere Sprache selbst diesseits des Meeres mit besonderer Aufmerksamkeit gefolgt bin. Seit einiger Zeit habe ich mich der Mühe unterzogen, bei der Lesung deutscher Zeitungen und Zeitschriften auf diese Eindringlinge Jagd zu machen. Das Ergebnis ist bis heute folgendes:

A. hat den Rekord gebrochen. B. ist bekannt wegen seiner Tricks. C. gehört zu der heute so zahlreichen Gattung der Jingoes, die man teilweise geradezu als Lunatics einschätzen darf. D. verdient als Outsider bei der Partei wenig Beachtung. E. hat fünf Kinder, die er als guter Deutscher Henry, Bill, Lucy, Mary und Daisy nennt; Daisy ist das Baby. F. hat dem G. ein Interview gewährt. G. ist nämlich Reporter, und sein Chef, Redakteur H., schreibt auf Grund jenes Interview einen Leader. H. liefert für ein Blatt die bekannten Blocknotes. J. bearbeitet für dasselbe die Sportsachen. K. hat sich einen Namen gemacht als Manager industrieller Unternehmungen. L., der Verfasser eines Standard Work der Katakombenforschung, hat einen großen Speech gemacht. M. findet, daß ihm dabei ein Blunder passiert ist, und N. ist der Ansicht, die Rede sei hie und da geradezu shocking gewesen. Der neue Sänger O. hat in seiner Stimme wahres Helden-Timber. P. hat sich bei diesem Handel nicht gentlemanlike benommen. Q. ist in seinem Urteil mitunter nicht fair (oder unfair). R. läßt sich am Bar ein Sandwichbrötchen (beiläufig ein Pleonasmus) geben, während S. für seine Braut Cakes bestellt. T. fährt mit Frau U., die einen Cape trägt, in einem Break hinaus zum Lawn Tennis. Unterwegs hemmt ihre Fahrt ein Crowd, welches durch einen Run auf die Bank des Kommerzienrats V. verursacht ist. V. ist ein Selfmade Man. Seine Söhne sind in der ganzen Stadt als Rowdies bekannt. Im Gedränge starten die Pferde, und es hätte bald einen Accident gegeben. W., der an der Spitze eines Concern verschiedener Gesellschaften steht, ist trotz seiner grauen Haare noch ein Flirt. Frau X., eine im Highlife der Residenz führende Dame, gibt neuestens Fife o'clock-Teas. Oberst Y. läßt es in seinem Regiment am rechten Drill fehlen. Tip-Top, sagt Herr Z., ein Dentist, nebenher auch Champion der Radfahrer in seinem Orte, wenn's ihm besonders wohl ist.

Es sind nur einige unserer besseren deutschen Zeitungen und Zeitschriften, in welchen ich diese Anglicismen in kurzer Zeit gefunden habe, und die Anzeigespalten derselben sind dabei nicht berücksichtigt worden, sonst würde die Ausbeute erheblich größer ausgefallen sein. Würde man überdem noch die Warenverzeichnisse deutscher Handelsfirmen herbeiziehen, so könnte man heute schon aus den seit zwei bis drei Jahrzehnten in Deutschland eingeschleppten Anglicismen ein kleines Lexikon zusammenstellen. Wer das für Uebertreibung hält, der braucht sich nur einmal in einer unserer Großstädte die Schaufenster größerer Geschäfte daraufhin genauer anzusehen; er wird staunen über die Unmenge englischer Bezeichnungen von Waren, und zwar auch solcher, die keineswegs englischen Ursprungs, sondern in Deutschland selbst hergestellt sind.

Ich gehöre nun keineswegs zu den Puristen. Ich weiß, daß es Fremdwörter zu allen Zeiten in allen Kultursprachen gegeben hat und daß viele derselben das unvermeidliche Gefolge des internationalen Verkehrs sind. Ich weiß aber auch, daß kein anderes der heutigen Kulturvölker seine Sprache so sorglos und in solchem Umfange mit entbehrlichen Fremdwörtern verunzieren läßt wie das deutsche Volk. Und gerade die Engländer und Anglo-Amerikaner von heute sind in dieser Hinsicht, zumal dem Deutschen gegenüber, unzugänglich. Schwebt doch auch vielen ihrer heutigen geistigen Führer als Strebeziel die angelsächsische Weltherrschaft vor. Die Zukunft, so verkünden diese stolzen Seher, gehört uns und der englischen Sprache, welche schon heute Herrin der Meere und Dolmetsch des Weltverkehrs zu Lande und zu Wasser ist. Sollte es Sache der Deutschen sein, solchen Bestrebungen ihrer feindseligsten und gefährlichsten Gegner irgendwie Vorschub zu leisten? Indeß man denke hierüber, wie man will, die jetzige Ueberflutung der deutschen Sprache mit Anglicismen dünkt mich auch aus Gründen der Schicklichkeit und berechtigten nationalen Selbstbewußtseins nicht minder bedauerlich als die frühere mit Gallicismen.

Ueber neuere Mondforschungen.

Von
J. Plaßmann, Münster i. W.

Der Mond ist der erste Himmelskörper, der mit einigem Erfolge photographiert worden ist. Sein Licht ist weder so hell, daß wir verwickelter Momentverschluß-Einrichtungen wie bei der Sonne bedürften, noch auch so schwach, daß, wie bei den Spektren der Fixsterne, hochempfindliche Platten erfordert würden. Die noch immer wirkungsvollen Stereoskopen des Mondes von Warren de la Rue entstammen den Jahren 1858 und 1859. Die kraftvollen Instrumente der Neuzeit haben vielfache Verbesserungen gebracht, und es gehört eine schöne Mondaufnahme zu den wirkungsvollsten Zugstücken populärer Bücher und Zeitschriften. Allerdings ist man hier nicht immer sicher, ob man es mit einer wirklichen unverfälschten Naturaufnahme zu tun hat. Die ihrerzeit berühmten, noch jetzt vielfach bei Projektionsvorträgen auftretenden Mondlandschaften von Nasmyth und Carpenter sind nicht nach der Natur, sondern nach einem übrigens mit großem Geschick aus guten Beobachtungen konstruierten Mondglobus hergestellt. Anderseits begegnet man stark retuschierten Aufnahmen; die Verbreiter solcher Mondansichten geben auch Gründe für ihre Willkür an, aber man kann diese Gründe nicht billigen.

Während des 19. Jahrhunderts ist durch rein visuelle Beobachtung für unsere Kenntnis von der uns zugewandten Mondhälfte ungeheuer viel geleistet worden; man kann die Arbeiten eines Beer, Mädler, Lohrmann und Schmidt nach ihrer vollen Bedeutung würdigen, auch betonen, daß auf diesem wie auf anderen Gebieten der Himmelskunde die direkte Beobachtung nicht nur immer ihren Reiz, sondern auch ihren Wert behalten wird, und dennoch

überzeugt bleiben, daß für die Betrachtung des Ganzen hier wie in der Fixsternastronomie die Camera vorzuziehen ist. Sie macht uns von den Bedingungen der Subjektivität frei und verlegt die anstrengenden Messungen vom Observatorium in das Arbeitszimmer; sie gestattet die Vergleichung der Lichtstärke von weit auseinanderliegenden Gebieten.

Will man die Bedingungen der visuellen und der photographischen Mondbeobachtung vergleichen, so muß man sich des Satzes erinnern, daß die Größe des Brennpunktbildes proportional ist einerseits der Winkelgröße des Objektes, anderseits der Brennweite des aufnehmenden Objektivs. Ist uns das Nachtgestirn, dessen Bahn bekanntlich von der Kreisgestalt abweicht, am nächsten, so ist sein Durchmesser etwas kleiner als 34 Bogenminuten, d. h. seine wahre Größe fast genau der hundertste Teil der Entfernung. Das Brennpunktsbild ist dann gleich dem hundertsten Teil der Brennweite, zählt also z. B. bei einem Liebhaberapparat höchstens nach Millimetern; eine Linse von einem Meter Brennweite, wie sie bei kleineren Fernrohren üblich sind, gibt ein Mondbild von einem Zentimeter Durchmesser. Betrachten wir das auf der Platte entwickelte Bild aus 28 cm Abstand — und viel näher kann ein normales Auge nicht herankommen — so ist sein Winkeldurchmesser gleich zwei Graden, also nicht ganz das Vierfache der Größe, die der Mond dem freien Auge bietet. Wir hätten aber mit einem visuellen Objektiv von ähnlicher Größe und Gestalt und entsprechenden Okularen bei guter Luft bequem eine hundertfache Vergrößerung erzielen können. So erscheint die direkte Beobachtung als die bessere.

Allerdings können wir das entwickelte Bild photographisch vergrößern. Es weiß aber, wer mit dieser Technik vertraut ist, daß wir hierbei auf eine Grenze stoßen. Das entwickelte Bild besteht aus niedergeschlagenem Silber, und zuletzt sehen wir bei photographischer Vergrößerung, oder auch wenn wir das Bild im Mikroskop betrachten, nicht mehr die kleinsten Einzelheiten der Mondoberfläche, sondern das vergrößerte Silberkorn. Vor zehn Jahren sind in Belgien sehr schöne Mondaufnahmen erschienen, die nach einem amerikanischen Mondnegativ vergrößert waren. Dieses hatte den gewaltigen Durchmesser von 13,5 cm, da es mit dem Lick-Refraktor von Mount Hamilton entworfen war. Einzelne Teile wurden in verschiedenen photographischen Vergrößerungen auf Papier übertragen; die größte, in dreiunddreißigfachem Maßstabe, stellt das Ringgebirge Copernicus dar, und sie hat in bezug auf die wahre Mondgröße einen Maßstab von 1 : 760,000, noch etwas größer als der Maßstab 1 : 1,000,000, welcher für die Darstellung größerer deutscher Landesteile in unseren Atlanten gewählt zu werden pflegt. Aber die Silberstruktur ist auf diesem Bilde auch unverkennbar.

Zur Erlangung besserer Bilder, nicht nur des Mondes, sondern überhaupt kleiner flächenhafter Objekte, wie z. B. der Nebelflecken, mußte man die Brennweite noch größer machen; dann erhielt man ein primäres Bild, das auch ohne Vergrößerung brauchbar war. Die Verwirklichung dieses kühnen Gedankens und die Herstellung eines großen Mondatlas auf Grund primärer Bilder verdankt man der Harvard-Sternwarte zu Cambridge (Mass.). Das Aufnahmerohr hat eine Objektivöffnung von 30 cm, während die Brennweite nicht weniger als 41,25 m beträgt. Es versteht sich, daß dieses Instrument nicht in der gewöhnlichen Weise drehbar aufgestellt werden kann. Vielmehr wurde es in fester Lage parallel der Erdachse auf einem Hügel angebracht, und zwar an einer gemieteten Station auf der Insel Jamaika. Die Neigung der Achse gegen den Horizont, welche so groß wie die geographische Breite des Ortes sein muß, brauchte nur gleich 18 Grad gemacht zu werden. Das Licht des Mondes oder der Planeten wurde durch einen vorn versilberten Planspiegel in das Instrument geworfen, und dieser Spiegel wurde durch ein elektrisches Uhrwerk, nicht wie sonst durch ein gewöhnliches, so weitergeführt, daß das Mondbild beständig auf das Objektiv geleitet wurde. Es versteht sich, daß die das Brennpunktsbild aufnehmende Platte dieselbe Drehung erfuhr. Man wird sich erinnern, daß der mißglückte Clou der letzten Pariser Weltausstellung, das große Horizontalfernrohr, auf einem ähnlichen Gedanken beruhte; doch ist die Idee in Amerika weit vollkommener ausgeführt worden. Immerhin zeigte sich auch hier ein Fehler. Der Spiegel hatte fast 60 cm Durchmesser, und der völlig ebene Schliff einer so großen Fläche ist so gut wie unmöglich. Die Abweichung war so groß, daß das Objektiv auf den halben Durchmesser mußte abgeblendet werden. Doch waren auch so noch die Ergebnisse in der klaren Tropenluft, 637 m über dem Meeresspiegel, nicht unerfreulich.

Aus dem Obengesagten erhellt, daß das Mondbild auf der Platte etwa 40 cm im Durchmesser hat, oder vielmehr, daß die einzelnen, nach und nach aufgenommenen Teile diesem Durchmesser entsprechen; die Größe wechselt etwas mit dem Abstande des Mondes. Da nun sein wahrer Durchmesser 3478 km beträgt, ist der Maßstab der Photographien ungefähr gleich 1 : 8,7 Millionen; man wird in einem größeren Atlas leicht Karten von ähnlichem Maßstabe auffinden können, etwa die Teilkarten von Asien und Amerika. Beim Monde ist der Maßstab freilich cum grano salis zu nehmen. Wir sehen immer dieselbe Seite, abgesehen von den kleinen Schwankungen, die man Librationen nennt. Nur die Gebiete in der Mitte der scheinbaren Mondscheibe werden der Natur ähnlich abgebildet; was dem Rande näher liegt, ist radial verkürzt, tangential, also dem Rande parallel, unverkürzt.

Teilen wir die uns zugewandte Hälfte des Mondäquators in acht gleiche Teile, und zwar gleich im Sinne des scheinbaren Anblicks, und bringen wir die in den Teilpunkten errichteten Senkrechten mit dem Kreisumfange zum Durchschnitt, so zerlegen wir die Mondscheibe in sechzehn Segmente. Es hat nun W. H. Pickering, der mit den Arbeiten auf Jamaika betraute Assistent der Harvard-Sternwarte, von jedem dieser sechzehn Segmente Photographien genommen, so jedoch, daß jedes Bild auch auf Nachbargebiete, und zwar manchmal reichlich, übergreift. Ermöglicht das Einzelbild die Vergleichung der Lichtstärken der verschiedenen Oberflächenstücke, die einem Segment angehören, so wird durch die doppelt und mehrfach behandelten Gebiete ein Urteil über die Gesamtverteilung des Lichtes auf der Oberfläche unseres Trabanten ermöglicht.

Aber mit 16 Aufnahmen durfte sich der amerikanische Gelehrte nicht begnügen. Der Mond dreht sich in $27^1/_3$ Tagen um seine Achse und das ist denn auch die Periode, nach welcher sich Auf- und Untergang der Fixsterne für ihn regeln. Nicht jedoch der Auf- und Untergang der Sonne. Da der Mond mit der Erde zusammen das Tagesgestirn umkreist, werden seine Tage etwas in die Länge gezogen: sie betragen, gerechnet vom Aufgang bis zum nächsten Aufgang der Sonne in den Aequatorgegenden, im Durchschnitt etwa $29^1/_2$ unserer Tage, genau soviel wie die Periode der Mondviertel. Da uns der Mond stets dieselbe Seite zuwendet, sehen wir also über einem bestimmten Gebiet, z. B. einem Krater, die Sonne aufgehen, nach $7^3/_8$ Tagen ihren höchsten Stand erreichen, nach weiteren $7^3/_8$ Tagen unter- und nach ferneren $14^3/_4$ Tagen wieder aufgehen. In diesem letzten halben Monat ist das Gebiet unsichtbar, es sei denn, daß es durch das reflektierte Erdlicht sichtbar gemacht werde. Die wechselnde Beleuchtung verändert manche Gebiete in solchem Grade, daß sie kaum wiederzukennen sind. Manche angebliche Veränderungen auf dem Monde sind durch sie zu erklären. Sieht man den friedlichen Mond an, den Freund aller schwärmenden Gemüter, so denkt man wohl nicht, wieviel Streit und Bitterkeit er auf dem Gewissen hat; auf keinem Spezialgebiete der Himmelsbeschreibung sind in den letzten Jahrzehnten die Geister schärfer aufeinandergeplatzt und dabei haben wir es mit dem allernächsten Himmelskörper zu tun, dessen Oberfläche sich auch durch fast vollständige Luftlosigkeit der Betrachtung empfiehlt.

Pickering entschloß sich daher, von jedem Segment 5 Aufnahmen zu machen; ihre Zeitpunkte wurden wie folgt festgesetzt: a) die Sonne geht über einem bestimmten Kreise der Segmente auf und e) sie geht darüber unter; b) sie ist vor 2 Tagen aufgegangen und d) sie wird nach 2 Tagen untergehen; c) der genannte Kreis hat Mittag. Für die nahe dem Rande gelegenen Teile erwies es sich übrigens nützlich, den Zwischenraum von 2 Tagen etwas zusammenzuziehen, wogegen er für die zentralen Gebiete ein wenig verlängert werden konnte. So entstand ein Atlas von 5×16 = 80 Blättern, alle nahezu in demselben Maßstabe, da sich der Abstand des Mondes von der Erde nur etwa im Verhältnisse 9 : 10 ändert. Während es zuweilen schwierig ist, einen bestimmten Krater, der auf dem mit A bezeichneten Bilde (Sonnenaufgang) scharf hervortritt, auf C (Mittag) oder E (Sonnenuntergang) wiederzufinden, vollzieht sich der Uebergang leicht mit Hilfe von B und D. Seltsamerweise sind manchmal auf einem Bilde zwei Krater nahezu gleich gut zu sehen, während sie auf einem anderen, dieselbe Gegend behandelnden, erheblich verschieden sind. Pickering setzt hier mit Erklärungsversuchen ein, in denen auch das verdächtige Wort snow (Schnee) vorkommt. Man kann die schönen Photographien bewundern und doch bezüglich der Erklärungen zunächst skeptisch bleiben. Alle Beobachtungen von Fixsternbedeckungen durch den Mond haben noch bestätigt, daß er keine Atmosphäre von irgend meßbarer Dichte besitzt. Dasselbe lehren theoretische Erwägungen. Ist schon auf dem Mars, wo die Schwere noch $^9/_{25}$ des irdischen beträgt, das Bestehen von Wasserdampf und damit auch von Wasser durch Erwägungen auf Grund der kinetischen Gastheorie zweifelhaft gemacht worden, so erhöht sich der Zweifel bei dem Monde, wo die Konstante wieder nur halb so groß ist wie auf dem Mars. Daß einzelne Krater gerade in bestimmter Phase auffallend hell werden, hat man schon früher mit mehr Glück als aus der Schneetheorie durch eine Hohlspiegelwirkung der Kraterwände erklärt. Jedenfalls lehren die Karten, auf welche Krater sich die weitere photographische und visuelle Forschung zu richten hat.

Unsere mit der Photographie vertrauten Leser wird die angewandte Entwicklungsflüssigkeit interessieren. Es wurden zwei Lösungen zu gleichen Teilen vermengt; die erste enthielt 25 Teile Wasser, 3 unterschwefligsaures Natron, in Kristallen eingebracht, 1/2 Hydrochinon, 1/4 Kaliumbromid; die zweite 25 Teile Wasser, 6 Teile kohlensaures Natron in Kristallen. Die angegebenen Zahlen beziehen sich auf Unzen (zu 31 Gramm) und Pickering versichert, daß eine Füllung zum Entwickeln von 6 bis 8 Platten ausreicht. Die Schatten fallen äußerst scharf aus, für ein Objekt dieser Art recht vorteilhaft. Die angewandten Belichtungszeiten schwanken zwischen 60 und 480 Sekunden. Da sich der Mond in einer Stunde etwa um seinen eigenen Durchmesser, in einer Sekunde um 1 km weiterbewegt, mußte durch das führende Uhrwerk außer der Achsendrehung der Erde auch jene Bewegung ausgeschaltet werden, natürlich unter visueller Beaufsichtigung und Nachhilfe. Das ist, wie die Bilder zeigen, schön gelungen. Ein Hauptergebnis, das der Amerikaner selbst aus seinen Aufnahmen zieht, ist die größere Helligkeit der polaren Gebiete und der Hochgebirge. Es liegt nahe, hier an Schnee zu denken; aber man erschöpft lieber erst andere Vermutungen.

Auf die genaue Feststellung der Oerter zahlreicher Punkte auf dem Monde kann hier nicht eingegangen werden. Pickering findet, daß in den Vorarbeiten manche Fehler begangen sind. Mit Recht rühmt er die genauen Messungen von Professor Franz, der früher in Königsberg wirkte, jetzt in Breslau. Die Zahl der auf dem Monde sichtbaren Krater ist schwer anzugeben, da von den großen Wallebenen zu den Riesenkratern, wie Coppernicus und Tycho, von diesen durch die mittelgroßen zu den kleinsten Grübchen Uebergänge stattfinden, und eine untere Grenze für die Größe kaum anzugeben ist. Pickering glaubt, daß mindestens 200,000, höchstens 5 mal so viel zu zählen sind. Als Vorzug des Atlas wird noch betont, daß auf keinem Bilde der Rand photographisch verstärkt worden ist, eine Fälschung des Bildes, die andere wohl aus Schönheitsrücksichten begangen haben; ferner die schon vorhin betonte Tatsache, daß alle Bilder die Größe der Original-Negative haben, das Silberkorn also noch nicht bemerkbar ist.

Besondere Ausführungen in dem den Mondatlas enthaltenden 51. Bande der Harvard-Annalen werden den Kratern Linné, Plato und Messier gewidmet. Linné hat während und nach der Mondfinsternis vom 16. Oktober 1902 merkwürdige Größenschwankungen gezeigt, und diese scheinen sich bei der in der Osternacht vom 11. zum 12. April 1903 verlaufenen Finsternis wiederholt zu haben. Man wird sich vielleicht doch genötigt sehen, hier an meteorologische Vorgänge zu denken; ist das Vorhandensein von Wasserdampf auszuschließen, so mag die Kohlensäure eine ähnliche Rolle spielen, wie nach einigen auf dem Mars. Die Wettererscheinungen auf dem Monde hängen jedenfalls kaum vom Erdenjahr ab, desto mehr von der täglichen Periode, die dort fast 30 mal so groß ist wie bei uns; die Finsternisse bringen kurze, rasch verlaufende Störungen, da sie an die Dauer von wenigen Stunden geknüpft sind.

Die mittlere Höhe der Krater wird in den gebirgigen Gegenden zu 3,2—0,8 km, in den großen Ebenen, den sogen. Meeren, zu 1,1—0,8 km angegeben, hier nach Abzug der am meisten abweichenden. Nur zwei Krater im Gebirge gehen unter die mittlere Höhe der in der Ebene stehenden herab, und nur zwei in Ebenen zu findende erreichen die mittlere Höhe der Gebirgskrater.

Schon Newton hat gefunden, daß die Form des Mondes von der Kugel abweichen müsse; der Trabant sei ein dreiachsiges Ellipsoid, und die größte Achse sei die zur Erde gewandte. Die beständig gewahrte Gleichheit zwischen den Zeiten der Achsendrehung und des Umlaufs um die Erde fordert diese Annahme. Das Verhältnis der zur Erde zeigenden Achse und der Polarachse gab er auf 1,000016 an, Laplace auf 1,000075. Hansen fand die viel größere Zahl 1,034, alles theoretisch. Neuestens hat Gussew durch Ausmessung von Photographien, die bei etwas verschiedenen Librationen erhalten waren, 1,07 gefunden, Franz dagegen $1{,}00114 \pm 0{,}00390$. Pickering glaubt $1{,}0013 \pm 0{,}0012$ angeben zu sollen. Die Tatsache des verlängerten Mondradius ist jedenfalls durch die Ausmessungen der Photogramme verbürgt, wenn auch der Betrag noch nicht allzu genau bekannt ist. Mit Nachdruck betont der amerikanische Gelehrte, daß noch viel mehr Aufnahmen und in recht verschiedenen Librationen zu machen sind.

Kirchengesang.

Eine Entgegnung von Maximilian Pfeiffer.

Der Verfasser der „Kritik“ meiner Ausführungen zu dem Thema „Kirchengesang“ erklärt die Frage lediglich als Sache der kirchlichen Disziplin. Es handelt sich aber doch nur darum, auf die eminente Wichtigkeit der Sache erneut hinzuweisen, wobei auch ich das volle Vertrauen habe, daß Bischöfe und Klerus aus der „1900jährigen Erfahrung“ auch hier sicher „die Bedürfnisse der Zeit werden zu würdigen wissen“. Es ist mir sehr wohl bekannt, „daß die Frage schon längst deutlich und oft genug von seiten der kirchlichen Autorität beantwortet wurde“. Meinem Herrn Kritiker scheint entgangen zu sein, daß ich mehrere Synodalbeschlüsse aus der Reformationszeit zitiert habe; ich kenne recht wohl die das in der Missalbulle Paul V. 1570 fundamentierte jus commune liturgicum kommentierenden Dekrete der Ritenkongregation, die hier einschlägig sind, angefangen von dem des 24. März 1657 bis zu dem vom 2. August 1872. Nur meine ich, daß eben dem Volksgesang die ihm konzedierte Stelle nicht überall eingeräumt ist. Deswegen sprach ich, gleich Dreves S. J. und Mohr S. J. u. a., die das unbeschadet der kirchlichen Disziplin schon früher taten, meine Anschauung aus. Daß „mindestens dieselbe Sorgfalt auf Einübung des vorgeschriebenen Chorals wie auf den Volksgesang verwendet“ befriedigenden Erfolg haben wird, gebe ich meinem Kritiker als „nichts Neues“, Selbstverständliches zu. Aber damit sind wir noch lange nicht da, wohin wir nach meiner Laienmeinung kommen müssen: daß jeder versteht, was er betet und singt.

Zu Genesis 49, 26 hätte man auch noch auf Deuteronomium 33, 15 oder Habakuk 3, 6 verweisen können, wo sich der gleiche Ausdruck findet. (Hebr. „taawat gibeot olam“ bzw. „meged gibeot olam“ und „schachchu gibeot olam“.) Daß der Ausdruck „ewige Hügel“ so ganz leicht verständlich sei, scheinen doch nicht alle Leute zu glauben, sonst wäre die große Varietät der Interpretationen von Augustinus bis auf unsere Tage unerklärlich. Ich weiß auch, daß aus der Hl. Schrift der Ausdruck ins Brevier überging und in die Herz-Jesulitanei, sowie daß dieselbe von Papst Leo XIII. approbiert wurde. (27. Juni 1898 für Marseille, 2. April 1899 allgemein.) Aber weiß mein Kritiker denn nicht, welche Gründe diese Approbation entstehen ließen? Das mag ihm P. Max Huber S. J. sagen in seinem prächtigen Aufsatze „Die Pflege der Askese vonseiten des Klerus“ in der Linzer „Theol. prakt. Quartalschrift“ 1903, S. 14 ff., wo S. 35 die beregte Darlegung steht. Dort findet sich auch S. 17 mehreres über die „süßliche“ Romantik. P. Jungmann mag hierbei Stütze meiner Meinung sein mit einem Wahrwort. („Theorie der geistl. Beredsamkeit“, S. 183.)

Rein persönlich sei mir verstattet zu bemerken, daß ich für den Hinweis auf die Schönheit der biblischen Poesie sehr dankbar bin. Ich könnte unstreitig noch viel mehr Nutzen davon haben, wenn nicht meine „Biblischen Geschichten“, in Farbe und auf dem Boden der hl. Schriften, leider teilweise schon vor 7 Jahren geschrieben worden wären.

Kleine Rundschau.

Die Konzentration im Zeitungswesen.

In den letzten Jahren ist der Konzentrationsprozeß im Zeitungswesen in ein überraschend schnelles Tempo geraten. Eine ganze Reihe erster Familienblätter ist in den Besitz des Berliner Zeitungskönigs August Scherl übergegangen, und auf dem Gebiete des Ankaufs von Tagesblättern war neben diesem auch der Generalanzeigerkönig Girardet in Essen a. d. Ruhr, Besitzer von Lokalblättern in Düsseldorf, Hamburg, Zürich, Elberfeld 2c., und neuerdings auch Rudolf Mosse tätig. Girardet kaufte im vorigen Jahre, nachdem er in jahrelangem Kampfe es nicht vermocht hatte, mit seinen „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“ dem „Generalanzeiger für Düsseldorf“ ernstlich Konkurrenz zu machen, diesen letzteren für 4 Millionen Mark auf. Rudolf Mosse, der anscheinend bisher mit seiner eigenen Gründung „Berliner Tageblatt“, „Berliner Morgenzeitung“, „Berliner Abendzeitung“ 2c. zufrieden war, hat jetzt vor kurzem die älteste Berliner demokratische Zeitung, die „Volkszeitung“, aufgekauft. Die Blätter des Mosseschen Verlags sind freisinnig, die „Volkszeitung“, zu deren Redakteuren ehemals auch Franz Duncker, der Mitbegründer der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, zählte, unabhängig demokratisch. Rudolf Mosse stolpert über solche Zwirnsfäden nicht, er erklärt vielmehr, der demokratische Charakter des Blattes werde beibehalten werden. Bei einer solchen Haltung lernt man es verstehen, wenn vor 5 Jahren der ehemals christlich-soziale, dann nationalsoziale und endlich freisinnige Redakteur, jetzt auch Abgeordnete Helmut v. Gerlach, ein Vetter des preußischen Finanzministers v. Rheinbaben, in bezug auf Mosse meinte: er werde es als eine Beleidigung empfinden, wenn jemand behaupten wollte, bei ihm sei das Geschäft nicht die Hauptsache. Herr v. Gerlach,

der sich inzwischen auch zum Mitarbeiter des Mosseschen „Berliner Tageblattes“ durchgemausert hatte, redigiert heute die freisinnige, sozialdemokratisch angehauchte „Berliner Zeitung“, ehemals Leiborgan jedes Berliner Droschkenkutschers. Diese Zeitung erscheint im Verlage von Ullstein & Cie., der daneben noch die „Berliner Illustrierte Zeitung“, die „Berliner Abendpost“ und das verbreitetste deutsche Blatt, die „Berliner Morgenpost“ mit ca. 1/4 Million Lesern verlegt. Bei diesem Verlage setzte August Scherl mit seiner Verschmelzungstätigkeit auf dem Gebiete der Tagespresse ein. Früher war Scherls „Lokalanzeiger“ das verbreitetste Blatt. Dann kam die „Berl. Morgenpost“ des Herrn Ullstein und bereitete in zirka vierjährigem Kampfe der Reklamekunst des Herrn Scherl eine Niederlage. Scherl verstand es jedoch schnell, diese zu verschmerzen: er wurde einfach Teilhaber des Verlags der „Berl. Morgenpost“, das noch, trotzdem dieses Blatt unter seinen Redakteuren sozialdemokratische Agitatoren hatte und seine Boten dem sozialdemokratischen „Vorwärts“ Abonnenten abspenstig zu machen suchten mit dem Hinweis, die „Morgenpost“ werde ja auch von Sozialdemokraten redigiert. Trotz dieser Teilhaberschaft des Herrn Scherl neigt der „Tag“, seine im Stil der „Woche“ gehaltene Tageszeitung unter der Devise: „Keiner Partei dienstbar, freies Wort jeder Partei“ auf die Seite des konservativen Beamtentums, trotz „Morgenpost“ berichtet der „Lokalanzeiger“ über die Ereignisse des Hofes mit rührender Sorgfalt. Die letzte Tat des Herrn Scherl liegt nun augenscheinlich in der Ergänzung der in seinem Verlage vertretenen Parteien. Er hat für eine von ihm begründete, d. h. von ihm absolut beherrschte Gesellschaft die Hamburgische Verlagsanstalt „Hamb. Börsenhalle“, in der neben verschiedenen Handelsblättern das führende Blatt der dortigen Nationalliberalen, „Hamb. Korrespondent“, erscheint, aufgekauft. Die politische Richtung ist bei den Unternehmungen des Herrn Scherl ebensowenig wie bei Herrn Mosse die Hauptsache.

W. A., L.-B.

Ein „amerikanisches“ Buch.

Die Menschen jenseits des großen Teiches, im Lande der Zukunft, denken, fühlen und handeln anders wie wir Kinder der alten Welt; wer sie kennen lernen will, lese die Autobiographie, die G. F. Train unter dem Titel „My Life in Many States and in Foreign Lands“ (New-York, Appleton) veröffentlicht hat. Das Buch ist merkwürdig durch die Art seiner Entstehung — seine 350 Seiten wurden in 35 Stunden diktiert, also ein gesprochenes, kein geschriebenes Buch; es ist bemerkenswert durch die Person seines Verfassers, der, wie so viele seiner Landsleute ein Self made man, am Ende eines reichen, der Arbeit gewidmeten Lebens als 74jähriger Greis uns seine Geschichte erzählt, die ihn in sämtliche Weltteile geführt hat und ihn bekannt gemacht hat mit bedeutenden Männern und Frauen seiner Zeit. Auf einer Gastreise in Australien ist ihm Lola Montez in die Arme geflogen, in dem Gelben Meere hat er den chinesischen Bismarck, Li Hung Tschang, als Reisegefährten gehabt, in Paris hat er im Salon der Kaiserin Eugenie verkehrt und mit Lamartine Freundschaft geschlossen, mit Gambetta hat er verhandelt und die Gastfreundschaft russischer Großfürsten genossen. Millionen sind durch seine Hände gegangen; er machte einst ein Haus, das ihm wöchentlich mehr als 8000 Mk. kostete und lebt jetzt am Abend seines Daseins — glücklicher und zufriedener — von 15 Groschen pro Tag. Er hat dem amerikanischen Handel den Weltmarkt erobert, die Schiffe des Sternenbanners nach Australien und Japan geführt, neue Dampferlinien zum Goldland Kalifornien und zum europäischen Festlande eingerichtet; er hat durch den Bau der Pacificbahn, die den Atlantischen mit dem Stillen Ozean, den Osten Amerikas mit dem Westen verbindet, einen Gürtel von Städten um die neue Welt gelegt; er hat die erste Eisenbahn in Australien und die erste Straßenbahn in England gebaut; er ist vier Mal um die Welt gereist, das erste Mal in 80 Tagen, was Jules Verne zu seinem bekannten Romane veranlaßte, das letzte Mal in 60 Tagen, eine Leistung, die noch nicht übertroffen worden ist. Er hat, aus puritanisch strenger Methodistenfamilie stammend, in seinem Leben niemals eine Unwahrheit gesagt, keinen Tropfen Alkohol zu sich genommen, dem Tabak nie zugesagt; er hat, für Recht und Freiheit schwärmend, in Australien, Frankreich und Italien der Sache der Freiheit sich geopfert und, trotzdem er kein Verbrechen begangen hat, in 15 Gefängnissen geschmachtet. Man wollte ihn zum Präsidenten einer australischen Republik machen, während er es später beinahe zum Präsidenten der „Vereinigten Staaten“ gebracht hätte. Er ist ein Amerikaner mit Leib und Seele, in dem, wie er gesteht und durch sein Leben beweist, die Liebe zum Vaterlande stets stärker war als die Liebe zum Gold; er hat, als seine Gattin froher Hoffnung war, dieselbe von Australien nach Amerika geschickt, um für den Fall, daß ihm ein Sohn geboren werden sollte, diesem nicht die Möglichkeit zu rauben, einstens nach der Präsidentenwürde zu trachten, und dieses Kind war eine Tochter. Ich glaube, daß man nach der Lektüre dieses typisch amerikanischen Buches sein Urteil über die Yankees etwas ändert; gewiß ist für sie die Zeit Geld, aber sie haben auch noch Zeit für andere Sachen; sie arbeiten nicht nur in Zahlen mit dem Hirn, ihr Herz hat auch seine Bedürfnisse, ich glaube mehr, als man in Europa, vielleicht in einem leisen Unwillen über die gewaltigen Fortschritte des amerikanischen Volkes, ihnen zugestehen will.

Dr. F. O.

Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt der Postbestellzettel für das neue Quartal bei. — Alle bisher erschienenen Nummern der „Allgemeinen Rundschau“ werden auf Bestellung nachgeliefert.



Königl. Bayer. Hofglasmalerei

F. X. Zettler

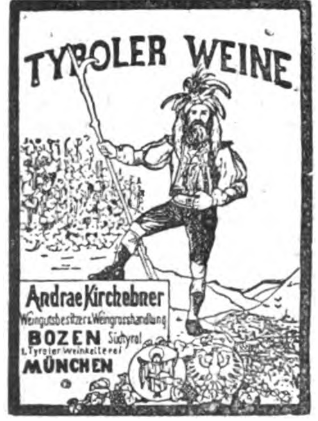
München

Briennerstrasse 23.

Aeltestes von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern bestempfohlenes Haus.

Voranschläge nach allen Ländern kostenlos.





Ignaz Schweizers Verlag, Aachen

Kralbel Th., Prinzipien der Kirchenmusik. 1 Mk. 20 Pfg. = 1 Kr. 44 h. = 1 Frs. 50 Ctm.

Die in diesem Werke entwickelten Grundsätze entsprechen durchweg dem neuesten Erlass des heil. Vaters Pius X. über Kirchenmusik.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Zeitung zu beziehen.

Orgelbau Willibald Siemann

nach bewährtem pneumat. System.

Reparaturen billigst.

München, Steinheilstr. 7.

Selbstgezogene Moselweine

versende bill. faß- und flaschenweise. Preisl. frei. **P. Spiegel**, Weinbergbesitzer, **Carden** (Rheinl.) 960



Einige Urteile der Presse über die „Literarische Warte":

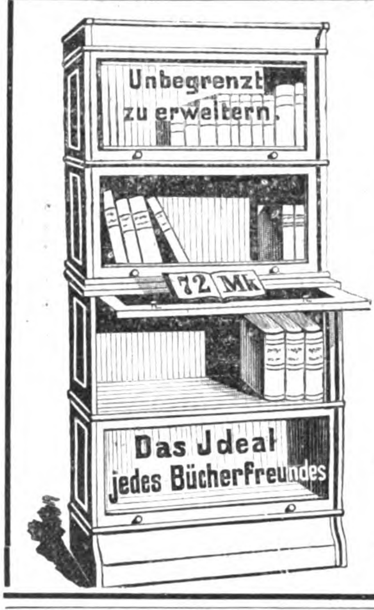
„Wer sich über den gegenwärtigen Stand der katholischen Literatur unterrichten will, findet keine für seine Zwecke bessere Zeitschrift."
(Rhein.-westf. Schulzeitung.)

„. . Die „L.W." kann wirklich schon als ein Zentralblatt für schöne Literatur gelten, in der alle Arten, alle Strömungen und Richtungen derselben zur Vertretung kommen."
(Westpreuss. Volksblatt.)

„. . Wir können uns freuen, dass wir jetzt auch einmal ein katholisches Literaturblatt besitzen, das man den anderen literarischen Zeitschriften an die Seite stellen kann."
(Essener Volkszeitung.)

„. . ein Organ, das neben angenehmer und feingeistiger Unterhaltung vielfache Belehrung und eine gute Schulung des literarischen Geschmacks zu bieten imstande ist."
(Alte und neue Welt.)

„. . Ehrliches Streben nach dem Schönheitsideal und unantastbare katholische Gesinnung beseelen die Schöpfer und Mitarbeiter". (Dr. Kausen.)



Bücher-Schränke

nach dem

= Fachbau-System. =

Heimisches, solides Fabrikat. Besser und billiger als jedes andere Erzeugnis.

Kompl. Schrank wie nebenstehend **Mk. 72.—.**

Man verlange portofreie Preislisten.

Carl Schwinge

Kgl. Bayer. Hoflieferant

(vorm. Alfred Wahl & Co.)

Fabrik und Lager: **Franziskanerstraße 13—15.**

Haltestelle d. Trambahn **Marienplatz—Rosenheimerstraße.**

Münchener Ratskeller

Städt. Weinrestaurant, Haupttreffplatz aller Fremden.

Pächter: Heinr. Eckel & Cie.

911 Weingrosshandlung.

Die Orgelbauanstalt

Max März & Sohn, München, Landsbergerstr. 80,

empfiehlt sich der hochw. Geistlichkeit in Anfertigung von Orgeln nach bewährtem pneumatischem System. Reparaturen gut und billigst.

Julius-Spital Würzburg.

Verkauf selbstgebauter garantiert reiner

Frankenweine

in Gebinden (Fass) sowie in 1/1 und 1/2 Liter-Boxbeutelflaschen.

Wegen Bezugs von Weinen beliebe man sich an das **kgl. Juliusspital-Rentamt in Würzburg** zu wenden, von welchem auch Weinpreisverzeichnis mit Versandbedingungen auf Wunsch kostenlos zugesandt wird. 968

Neu eröffnet!

Lichtluft- und Sonnenbad Westend

Hansastrasse, grüne Trambahnlinie Landsbergerstr.—Barthstr.

Grosse, freie und geschützte Lage; vorzügl. eingerichtet; 1/2 Tag 30 Pfg., 1/1 Tag 50 Pfg., im Abonnement billiger.

Kaspar Gustapfel, Baumeister.

Neu eröffnet!

Aloisianum in Gelsenkirchen (Westf.)

Konvikt für kathol. Schüler des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Realschule. Geistliche Leitung. Pension 500 Mk., unter 14 Jahren 450 Mk. 941

Soeben erschienen:

Amerikanismus ••• Fortschritt •••• Reform

Ihr Zusammenhang, Zweck und Verlauf in Amerika, Frankreich, England und Deutschland

von Dr. **Carl Braun,** Dompfarrer in Würzburg.

Preis Mk. 1.—, mit Porto Mk. 1.10.

Verlag von

Göbel & Scherer,

Würzburg.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Gei., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme: Rouenhoff & Co., München, Pesenbachstr. 3. Telephon 5820. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 13. München, 23. Juni 1904. I. Jahrgang.

Den verehrlichen Abonnenten zur Kenntnis:
Mit der vorliegenden Nr. 13 schliesst das Gründungsquartal der „Allgemeinen Rundschau". Nr. 14 erscheint als erste des neuen Quartals unter dem Datum des 1. Juli. Wir bitten unsere Abonnenten um Nachsicht wegen dieser kleinen Verschiebung, welche aus technischen Gründen notwendig ist, um eine möglichste Angleichung der Lieferung durch den Buchhandel an den schnelleren Postbezug herbeizuführen.

Abonnements-Einladung.

Die **„Allgemeine Rundschau"** darf mit großer Befriedigung auf das abgelaufene Quartal, das erste ihres Bestehens, zurückblicken. Als **vornehme Wochenschrift**, die, auf dem festen Boden der **christlichen Weltanschauung** und der **katholischen Kirche** stehend, politisch das **Programm der Zentrumspartei** hochhält, dabei **allen Kulturinteressen** eifrigste Pflege angedeihen läßt, hat sich die „Allgemeine Rundschau" eine stattliche Schar von Freunden erworben. Ihre Verbreitung erstreckt sich schon heute über ganz Deutschland und weiterhin, wo die deutsche Zunge klingt. Der Kreis der **nach Tausenden zählenden Abonnenten** wuchs und wächst von Woche zu Woche.

Die **„Allgemeine Rundschau"** erscheint in einer **ständigen Druckauflage von 6000 Exemplaren.**

Der **„Allgemeinen Rundschau"** wurde von zahlreichen katholischen Zeitungen und in massenhaften Zuschriften das Zeugnis ausgestellt, daß sie einem **Bedürfnis in den gebildeten katholischen Kreisen entspricht,** daß ihr Herausgeber eingelöst hat, was er in der ersten Nummer versprach. Der **vornehme Ton,** der **gediegene, reiche und mannigfaltige Inhalt** wurden von allen Seiten gerühmt. Die neueste Auflage des **Preßstimmen-Auszuges** sowie **Probenummern** und **Mitarbeiterlisten** werden stets gratis an jede gewünschte Adresse versandt.

Die **„Allgemeine Rundschau"** zählt heute über 200 Mitarbeiter, darunter die klangvollsten Namen: Parlamentarier, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller usw. Die Einrichtung, daß **alle größeren Beiträge mit Namen gezeichnet** sind, hat allgemeinen Anklang gefunden.

Der **„Allgemeinen Rundschau"** wurde trotz ihres kurzen Bestehens auch in der akatholischen Presse schon häufig mit Hochachtung begegnet. Vorurteilsfreie Stimmen Andersdenkender kamen in ihren Spalten wiederholt zu Wort.

Die **„Allgemeine Rundschau"** bietet namentlich für die **Sommer- und Ferienmonate** gebildeten Katholiken eine interessante und anregende Lektüre und orientiert in knapper Form auch über die Vorgänge auf dem großen Welttheater.

Die **„Allgemeine Rundschau"** kostet im Quartal **Mk. 2.40** und erscheint **ab 1. Juli** in einem **farbigem Umschlage.**

Inhaltsangabe.

Vom V. Vertretertag der Windthorstbunde.

Von
Lujo Saalenstein.

Im vornehmen, alten Münster tagte verflossenen Sonntag das jüngste Kind des katholischen Deutschlands, der Verband der Windthorstbunde. Die Stadt lag träumerisch in ihrem Sommergrün, um die vielen laubumschatteten Villen ging müde der Hauch verklungener Lieder, und wie ein Monument vergessener Schlachtentage ragte die Hünengestalt Schorlemers vor dem Ständehaus empor.

Viele von uns kamen zum erstenmal hierher; so empfand sich doppelt scharf die Stimmung des Milieus in Beziehung zur eigenen.

Wir kamen alle — es mochten am Sonntag 75 Prozent der 89 Bunde vertreten sein — mit gespannten Hoffnungen und pointierten Wünschen, mit dem Vorwärtsdrang der Jugend und mit der unbestimmten Sehnsucht nach greifbarer Gestaltung des unbewußten Neuen, das die Jugend jeder politischen Partei durchleben muß und von ihren Vorepochen unterscheidet, soll die Partei eine Zukunft haben.

Ich würde lügen, wollte ich sagen, Münster bedeute in dieser Hinsicht schon einen Grenzstein, es bedeutet aber sicher einen Weg. Darauf, daß die Gefühlswelt des sich ausprägenden jungen Zentrums hie und da unter begeistertem Applaus der Versammlung zur Aussprache kam, will ich nicht übermäßig viel Gewicht legen. Bemerkenswert scheint es mir immerhin, und ich halte alle derartigen Imponderabilien für ungemein

wirksam. Wichtiger ist vorderhand die geleistete praktische Arbeit, mit der man allseitig zufrieden sein kann.

Das letzte Jahr war für die Bunde trotz der durch die Wahlen engagierten Energie und trotz des äußeren Wachstumes ein sehr kritisches. Die Verbandsleitung wechselte mehrfach, die Finanzen gingen andauernd ruinöser abwärts, die Lage der Verpflichtungen und Abhängigkeiten wurde immer konfuser. Die Sache hat jedoch eine glückliche Lösung gefunden. Am 24. März 1904 übernahm der Windthorstbund Köln die Essener Erbschaft, nachdem sie durch die rastlose Mühe des interimistischen Vorsitzenden Kaplan Schmücker einigermaßen geordnete Verhältnisse erhalten hatte. Kein Wunder, daß man auf das Debut dieser neuen Verbandsleitung gespannt war.

Meinem Empfinden nach hat sie das Vertrauen rückhaltlos gewonnen, man fühlte eine geschlossene Energie und die volle Befähigung. Ich sage dies ohne Parteilichkeit. Zumal in seinem neuen Vorsitzenden, dem 27jährigen Kölner Rechtsanwalt Dr. Schrömbgens, haben wir eine vorzügliche Besetzung erhalten. Er spricht glänzend, klar, dialektisch und ist bei aller Entschiedenheit eine elastische Natur, die sich neuen Gesichtspunkten nicht verschließt.

Nun ein Wort zu den Verhandlungen. Es ist ja manches Beachtenswerte geleistet worden, die Rechte der Verbandsleitung sind besser präzisiert, die Agitation von ihrer unfruchtbaren Zentrale auf die lebendigeren Gauverbände übertragen, der Haushaltsplan gut diskutiert und auch eine erfreuliche Aussprache über prinzipiellere Fragen gehalten worden; trotzdem läßt sich der Eindruck nicht überwinden: wir stecken noch in den Kinderschuhen. Das ist nicht schlimm; denn der Verband ist erst vier Jahre und der älteste Bund erst neun alt. Es ist aber jedenfalls an der Zeit, den Vertretertag bewußt parlamentarisch zu entwickeln. Das erfordert die Wichtigkeit der Bundessache.

Das leuchtet einem so recht ein, wenn man Aug in Aug mit den Vertretern der verschiedenen Landesteile verkehrt und den Pulsschlag jugendlicher — das mittlere Mannesalter dominierte — Agitation vernimmt. Was ruht da noch wunderbares Material für die Verjüngung und den Nachwuchs der Partei!

In Münster wandelt sich so schön unter den Arkaden des Marktes und unter den rauschenden Linden im Schatten des Domes, da weht Friedrich Wilhelm Webers Odem und die Harmonie von Dreizehnlinden durch unsre Seele, da steht charaktermächtig die „große Zeit" vor uns. Die Vergangenheit **lebt** um uns. Das trat mir so recht in die Empfindung bei der Festversammlung im Lortzingtheater, wo Graf Droste-Erbdroste Vischering präsidierte. Das Gedächtnis unserer großen Toten griff in der unvergleichlichen Formfülle, in der es der jugendliche Redner (Donders-Münster) darbot, ergreifend wie ein Bild aus nächster Nähe ans Herz. Das Milieu ist auf den Ton gestimmt.

Das hat für die Bundesbewegung einen sehr realen Wert. Die Gemeinsamkeit dieser katholischen Gefühle macht von vornherein Analogien des Jungliberalismus beim Zentrum unmöglich. Auch die Modernsten und Fortgeschrittensten unter uns sind mit tausend Fäden der Weltanschauung und des Gemüts an die anderen gebunden, befähigt nachzufühlen, bereit zu vermitteln, gewillt eins zu bleiben. Das gibt die große Idee der Einigkeit, in dessen Rahmen der Fortschritt spielt. Und auf dieses Zweite legt natürlich die Jugend den Akzent. So schloß denn auch richtig der Vertretertag am Montag morgen mit einem Hoch auf die glorreiche Zentrumsfraktion, aber auch mit der Erklärung: Vorwärts und nochmal vorwärts.

Die Bewegung ist im Fluß. Das ist das Erfreuliche. Münster, die Westfalenstadt, hat sie konsolidiert. Bis Köln, wo der Verband im nächsten Jahre tagen soll, wird sie voraussichtlich um ein gehöriges fortgeschritten sein. Gott gebe es! Auf Wiedersehen am Rhein!

Die Wahlrechtsreform in Baden.

Von

J. Gießler, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Im Vordergrund des politischen Lebens stehen in den süddeutschen Bundesstaaten die Fragen der Aenderung des Wahlrechtes und der Wahlkreiseinteilung; dieselben bedingen eine Verfassungsänderung, welche überall durch das Erfordernis einer größeren Mehrheit (in Baden 2/3) erschwert ist. Bei der dermaligen Zusammensetzung der Kammer ist eine Verfassungsänderung nicht durch eine einzige Partei, sondern nur durch das Zusammenwirken mehrerer Parteien erreichbar. Letzteres kann nur durch weise Selbstbeschränkung und durch energisches Streben nach dem Hauptendzweck ohne Nebengedanken erzielt werden. Wo dieses ehrliche Streben fehlt, liegt die Gefahr des Scheiterns nur allzunahe. Dazu kommt, daß auch eine Einigung der verschiedenen Faktoren der Gesetzgebung stattfinden muß, zwischen Regierung, Volkskammer und Ersten Kammer. Kein Wunder, daß die Anläufe zu einer Wahlrechtsänderung oft noch im letzten Stadium resultatlos verlaufen. So scheiterte die Verfassungsrevision in Württemberg, vor kurzem vorerst in Bayern. Wird der Gesetzesvorlage in Baden ein besseres Los beschieden sein? Die Verhandlungen schweben noch; ein sicheres Prognostikon kann man derselben noch nicht stellen. Man hat trotz vieler Hindernisse immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß die Frage des direkten Wahlrechtes günstig entschieden wird. Letzteres wäre gewiß von größter Bedeutung für die Einführung des direkten Wahlrechtes in anderen Bundesstaaten und für die, wenn auch nur allmähliche Reform des „elendesten" Wahlsystems in Preußen und die Sicherung des Reichstagswahlrechtes. Das Schicksal der Vorlage ist daher nicht nur für das Großherzogtum, sondern auch für das ganze Reich von großer Wichtigkeit.

Die badische Verfassung vom Jahre 1818 führte die konstitutionelle Monarchie in unser Staatsleben ein, gab dem Lande eine ständische Verfassung mit zwei Kammern. Die Erste Kammer besteht aus den Prinzen des Großh. Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Landesbischof und protestantischen vom Großherzog ernannten Prälaten, acht gewählten Abgeordneten des grundherrlichen Adels, zwei Abgeordneten der Landesuniversitäten und aus höchstens acht vom Großherzog frei ernannten Mitgliedern.

Die Zweite Kammer sollte aus der Wahl des Volkes hervorgehen; dieses Wahlrecht war aber auf die Ortsbürger beschränkt, so daß z. B. Gewerbegehilfen, Dienstboten nicht wahlberechtigt waren und war ferner indirekt, in der Unterstellung, daß hauptsächlich die sogenannten Honoratioren zu Wahlmännern ausersehen werden und diese einen tauglicheren Wahlkörper abgeben. Die Wählbarkeit war außer der noch bestehenden Altersgrenze von 30 Jahren durch die Bedingung eines gewissen Vermögensbesitzes bzw. Einkommens beschränkt. Letztere Beschränkung fiel durch das Gesetz vom 21. Oktober 1867. Das **allgemeine, gleiche** Wahlrecht wurde durch das Gesetz vom 21. Dezember 1869 eingeführt; die **geheime** Wahl wurde nach dem Gesetze vom 10. Juli 1896 gesichert durch die Vorschrift des amtlichen Wahlumschlages und Isolierraumes. Es blieb aber immer das indirekte Wahlverfahren bestehen. Die erste Wahlkreiseinteilung, welche sogenannte Städteprivilegien einführte, wurde erst 1870 geändert; durch letztere wurden 63 Kammersitze geschaffen, wonach 20 Abgeordnete auf 13 ausschließlich städtische Bezirke unter Aufrechterhaltung der Städteprivilegien und 40 auf das übrige Land entfielen.

Die Abänderung dieser Wahlkreiseinteilung und vor allem die Einführung des direkten Wahlsystems sind von Anfang an Forderungen der Zentrumspartei. Auch die alte liberale Partei war für das direkte Wahlverfahren eingetreten. So schrieb der gefeiertste Führer K. v. Rotteck in seiner Staatslehre über die indirekte Wahl:

„Dieses System, indem es das Wahlrecht der Bürger zu ehren scheint, vernichtet dasselbe im Grund und in der Tat, d. h. es verwandelt die Ausübung desselben in eine Veräußerung und verhöhnt dergestalt den wahren Volkswillen, wie die echte Repräsentation. Es heißt nicht seinen Vertreter selbst wählen, wenn man bloß andere zu ernennen hat, welche sodann statt unserer wählen. Ein von gewählten Wahlmännern gewählter Landtag ist nicht mehr natürliches, sondern künstliches Organ des Gesamtwillens."

In diesem Zusammenhang darf auch eine Aeußerung Bismarcks in einem Schreiben vom 19. April 1866 an den preußischen Gesandten in London angeführt werden: „Ich darf es wohl als eine auf langer Erfahrung begründete Ueberzeugung aussprechen, daß das künstliche System indirekter und Klassenwahlen ein viel gefährlicheres ist, indem es die Berührung der höchsten Gewalten mit den gesunden Elementen, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, verhindert." (Sybel, Begründung Bd. IV S. 317.)

Die Forderung der Wahlreform in Baden wurde im Jahre

1869 angeregt einmal von den Anhängern der damaligen Kathol. Volkspartei unter Jakob Lindau in Heidelberg, sodann von den Demokraten. Auch der nationalliberale Führer Kiefer war für das direkte Wahlrecht eingetreten. Die Furcht des Ministeriums Jolly und der liberalen Kammermehrheit, daß dadurch die „ultramontane" Partei gestärkt werden könnte, verhinderte die Einführung des direkten Wahlrechtes; nur das allgemeine und gleiche Wahlrecht wurde, wie oben angeführt, zugestanden. Als die Kathol. Volkspartei (später Zentrum) im Jahre 1873 auf 10 Mitglieder gestiegen und dadurch in der Lage war, Gesetzesvorschläge zu machen, stellten dieselben in der Kammertagung einen Antrag auf Einführung der direkten Wahl und Aufhebung der Begünstigung der Städte. Es gelang aber Jolly die Verfassungsrevision hintanzuhalten; die Kulturkampfgesetze waren den Nationalliberalen das Wichtigere! Das Zentrum wiederholte seinen Antrag auf den Landtagen 1875/76, 1877/78; derselbe wurde aber jeweils kurzer Hand abgelehnt. Als die Nationalliberalen im Landtage 1881/82 in die knappe Minderheit von 31 Mitglieder gedrängt waren, wiederholte das Zentrum den Antrag, welcher auch mit einer Stimme Mehrheit angenommen wurde; die Nationalliberalen waren jetzt einstimmig unter Führung Kiefers dagegen; auch die Regierung erklärte denselben für unannehmbar. Seither spielte die Wahlrechtsfrage in allen Wahlkämpfen eine Hauptrolle; immer mehr wurde die Haltung der Nationalliberalen widerspruchsvoll in dieser Frage; einmal stimmten sie der Einführung des direkten Wahlrechtes mit der Verhältniswahl zu, (Landtag 1893/94 wurde dieser Antrag mit 52 gegen 8 Stimmen angenommen), sodann erklärten sie letztere für undurchführbar, im späteren Landtag stimmten sie zu unter der Bedingung „verschiedener Kautelen"; im Grunde wollten sie vom direkten Wahlrecht nichts wissen, weil sie für ihre Mandate fürchteten, wie ja bekanntlich ihr Führer Fieser einmal offen erklärte: „Wir werden doch den Ast nicht absägen, auf dem wir sitzen." Aber gerade wegen dieser Haltung wendete sich das Volk von Wahl zu Wahl von dieser Partei ab; sie sank von 52 Mitgliedern im Jahre 1887 auf 32 im Jahre 1889, dann 30, 26, 24 und hat keine Aussicht, die absolute Mehrheit zu erhalten. Da bequemte sich die Partei, vor den Wahlen des letzten Landtages sich ohne Einschränkung für das direkte Wahlrecht zu bekennen; es kam daher im Landtage 1901/02 ein **einstimmiger** Kammerbeschluß zustande, wonach zwei Gesetzentwürfe über Abänderung der Verfassung und der Wahlordnung angenommen wurden, wodurch das direkte Wahlrecht eingeführt werden sollte und zwar ohne Bedingungen, „durch deren Erfüllung das allgemeine gleiche, direkte und geheime Wahlrecht aufgehoben oder der Charakter der Zweiten Kammer als reiner Volkskammer beeinträchtigt worden wäre." Ferner sprach die Zweite Kammer ihr Einverständnis mit einer Reorganisation der Ersten Kammer im Sinne einer stärkeren Vertretung der Interessen der wirtschaftlichen Korporationen in derselben aus, wobei aber das Verhältnis der Zahl der Mitglieder beider Kammern keine wesentliche Gesamtverschiebung erfahren solle und verlangte die Vorlage einer neuen Wahlkreiseinteilung, nach welcher die bisherigen Städteprivilegien fortbestehen, Freiburg 1, Karlsruhe 2 und Mannheim 3 Abgeordnete mehr erhalten und das übrige Land, unter tunlichster Berücksichtigung der historischen, geographischen und wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit der einzelnen Gebiete, in Wahlbezirke von durchschnittlich 25,000 Einwohner eingeteilt werden soll. Die Großh. Regierung erklärte diese Beschlüsse für unannehmbar, da das direkte Wahlrecht **nicht ohne jede „Eingrenzung und Gegengewicht"** gegen das allgemeine und gleiche Wahlrecht und nur im **Zusammenhang mit einer ausgedehnten Revision der Verfassung** gewährt werden könnte; die Erste Kammer ließ sich auf eine Erörterung der Frage überhaupt nicht mehr ein.

So waren die Hoffnungen auf eine baldige Lösung dieser Frage am Schlusse des letzten Landtages tief gesunken und man nahm die Erklärung der Großh. Regierung, daß sie dem künftigen Landtage einen Gesetzentwurf vorlegen werde, sehr skeptisch auf. Um so angenehmer war man zu Beginn des jetzigen Landtages überrascht, als demselben die drei Vorlagen über die Abänderung der Verfassung, der Landtagswahlordnung und die Wahlkreiseinteilung zugingen, über welche selbst demokratische Blätter, wie die „Frankf. Zeitung", urteilten, daß sie die Grundlage einer Verständigung abgeben könnten. Vor allem wurde mit Genugtuung anerkannt, daß die Regierung von dem früheren Gedanken, in die Zweite Kammer Interessenvertreter, Vertreter der Städte, Kreise und Gemeinden zu bringen, abgekommen war und dieselbe den Charakter als reine Volkskammer behalten und die Wahlen der Abgeordneten in unmittelbarem Verfahren wie bei den Reichstagswahlen und wie bisher geheim vorgenommen werden sollen. Je länger aber die Vorlage im einzelnen studiert wurde, desto mehr stellte sich heraus, daß dieselbe für alle Parteien verschiedene, schwere Bedenken in sich berge, daß dieselbe so schwere „Gegengewichte" enthalte, daß es des entschiedensten und besten Willens und mancher Entsagung bedürfen werde, wenn vorerst nur in der Zweiten Kammer eine Verständigung unter den Parteien und mit der Regierung erzielt werden sollte. Der Verfassungskommission wird man das Zeugnis nicht versagen können, daß sie von diesem ernstlichen und redlichen Willen getragen war.

Was die Zweite Kammer anlangt, sollte nach der Regierungsvorlage **die Wahlberechtigung** eine Einschränkung insoferne erfahren, als dieselbe an den zweijährigen Besitz der badischen Staatsangehörigkeit und zweijährigen Wohnsitz im Lande geknüpft wurde und ruhen soll, wenn der Wahlberechtigte im letzten der Wahl vorausgegangenen Jahr versäumt hat, die ihm gegenüber dem Staat oder der Gemeinde obliegende Pflicht zur Entrichtung einer direkten Steuer zu erfüllen; im ersten Wahlgang sollte die absolute, im zweiten Wahlgang die relative Stimmenmehrheit bei freiem Wechsel des Kandidaten entscheiden; die Zahl der Abgeordneten wurde auf 70 erhöht, wobei die Einerwahl, die sogenannten Städteprivilegien aufrecht erhalten werden, Mannheim 6, Karlsruhe 4, Freiburg 3 Sitze erhalten, für die übrigen Kreise eine Normalzahl von 30,000 Einwohner zugrunde gelegt werden sollte.

Die **Erste Kammer** soll eine weitere Ausgestaltung dahin erhalten, daß den Standesherren, den Würdenträgern der katholischen und protestantischen Kirche ein Stellvertretungsrecht eingeräumt wird, die gesetzlich organisierten Berufskörperschaften 6 Abgeordnete dahin wählen — nämlich die Handelskammer 3, die Landwirtschaftskammer 2 und die Handwerkskammer 1 Abgeordneten —, der Großherzog statt 8 nun 10 Abgeordnete ernennen kann, wovon aber 4 die Eigenschaft als Oberbürgermeister oder Bürgermeister einer Stadt von mehr als 3000 Einwohnern oder Vorsitzender eines Kreisausschusses haben müssen, die Technische Hochschule auch einen Vertreter wie die Universitäten wählen darf; die Zahl der Mitglieder der Ersten Kammer würde von 29 auf 38 erhöht werden.

Schon durch diese Vermehrung würde das Verhältnis der beiden Kammern verschoben; noch mehr aber sollte die Berechtigung der Ersten Kammer in Bezug auf das Budgetrecht erweitert und zu ungunsten der Zweiten Kammer, welcher bisher das Vorzugsrecht in Bezug auf alle die Finanzen betreffenden Gesetzentwürfe zustand, geändert werden. Diese Verschiebung des Schwergewichts im Verhältnis der beiden Kammern bildet daher den schwersten Stein des Anstoßes; für das Zentrum kam dazu, daß die Aufteilung der 70 Sitze der Zweiten Kammer das platte Land benachteiligte; bei Aufrechterhaltung der Städteprivilegien sollten die Städte mit rund 500,000 Einwohnern 25 — gegen bisher 20 — also auf rund 20,000 einen Abgeordneten, das übrige Land mit rund 1,400,000 Seelen nur 45 — statt bisher 43 — auf rund 30,000 Seelen einen Abgeordneten erhalten, während doch nach den Beschlüssen des letzten Landtags durchschnittlich auf 25,000 Seelen ein Abgeordneter kommen, das Land also 55 Vertreter erhalten sollte. Eine solche Zurücksetzung des Landes gegenüber den Städten konnte das Zentrum nicht mitmachen, bemühte sich deshalb zuerst die Städteprivilegien zu beseitigen, was bei dem Widerspruch der Regierung, wie der liberalen und demokratischen Partei aber nicht gelingen konnte, verlangte dann eine Festsetzung der Zahl der Abgeordneten auf 79, dann 75 und begnügte sich schließlich mit 73, nachdem alle Parteien für diese Zahl eintraten und der Grundsatz angenommen wurde, daß auf das platte Land doppelt so viele Abgeordnete entfallen sollen als auf die 13 Städte. Die Zentrumspartei hat hierdurch gewiß im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes vieles Entgegenkommen gezeigt und Entsagung geübt; um so unbegreiflicher war es, daß die Großh. Regierung sich so sehr gegen die Anträge sträubte; gerade sie sollte doch ein Verständnis dafür haben, daß die Einwohner auf dem Lande zu den kräftigsten Stützen des Staates zählen, daß heute die Intelligenz in den breiten Massen der Bevölkerung in Stadt und Land gleichmäßig ist, die „Intelligenzen" verhältnismäßig so gut auf dem Lande, wie in der Stadt zu Hause sind und das „Kapital", worauf so oft gepocht wird, bei den Verhältnissen, wie sie sich nun einmal entwickelt haben, in den Städten die Vertretung, welche man anstreben möchte, doch nicht findet, wohl aber in der Ersten Kammer hinreichend zur Geltung kommen kann. Es darf nun wohl erwartet werden, daß die Regierung sich mit dem Beschlusse der Zweiten Kammer abfindet und auch die Erste Kammer, welche in die Zusammensetzung des anderen Hauses sich einzumischen an sich weniger Veranlassung, immerhin aber auch an der richtigen Vertretung des platten Landes, auf welchem die meisten Mitglieder ihren Wohnsitz und Berührungspunkt haben, ein Interesse hat, der Einigung der Parteien der Zweiten Kammer beitreten wird.

Für die Wahl der Abgeordneten in den Städten, welche mehr als einen Abgeordneten zu wählen haben, wurde im Widerspruch

zur Großh. Regierung und der sozialdemokratischen Partei die Einführung der Verhältniswahl beschlossen, um der Schwierigkeit der Wahlkreiseinteilung in den Städten (Wahlkreisgeometrie!) zu entgehen und auch den bürgerlichen Parteien eine Vertretung zu sichern. Ob dieser Beschluß der Zweiten Kammer die Zustimmung der Ersten Kammer und der Regierung finden wird, ist einigermaßen zweifelhaft.

Die Sozialdemokraten, welche anfangs, insbesondere auf der Landesversammlung zu Ostern in Offenburg, die Vorlage günstig beurteilten, die direkte Wahl auch mit Darangabe des Budgetvorrechts der Zweiten Kammer erreichen wollten, bauschten die Einschränkung der Wahlberechtigung durch die Voraussetzung des zweijährigen Besitzes der Staatsangehörigkeit und des zweijährigen Wohnsitzes und der Zahlung der fälligen direkten Steuern ins Ungeheure auf zu einer „Entrechtung" des arbeitenden Volkes. Obwohl die Mehrheitsparteien die Regierungsvorlage noch wesentlich milderten, stimmten sie, weil sie ihren Willen nicht ganz durchsetzen konnten, gegen das ganze Gesetz. Wahlberechtigt sollen nunmehr sein „die männlichen Personen über 25 Jahre, welche im Zeitpunkt der Wahl im Großherzogtum einen Wohnsitz haben und seit mindestens zwei Jahren die badische Staatsangehörigkeit" besitzen, wobei jedoch einjähriger Besitz der letzteren genügt, falls der Wohnsitz im Großherzogtum unmittelbar vor der Wahl mindestens ein Jahr gedauert hat; das Wahlrecht „ruht, wenn der Wahlberechtigte trotz rechtzeitiger Mahnung und ohne Stundung erhalten zu haben bei Abschluß der Wählerliste mit der Entrichtung einer ihm für das vorausgegangene Steuerjahr gegenüber dem Staat oder der Gemeinde obliegenden direkten Steuer im Rückstand ist".

Bezüglich der Vermehrung der Mitglieder der Ersten Kammer beschloß die Zweite Kammer, daß die Handelskammer 3, die Landwirtschaftskammer 2, die Handwerkskammer 1 und ferner die Organisation der Arbeiter 1 Vertreter wählen, ferner die Städte 2 Oberbürgermeister, die Gemeinden über 3000 Seelen 1 Bürgermeister und die Kreisausschüsse 1 Mitglied derselben wählen sollen, dazu der Großherzog ohne Rücksicht auf Stand und Geburt höchstens 6 Mitglieder ernennen kann.

Das wichtigste Recht der Volksvertretung, nämlich das Recht der Bewilligung von Auflagen und Steuern und die Mitwirkung bei der Finanzverwaltung des Staates, das sog. Budgetrecht, ist nach der Verfassung in Baden dahin geregelt, daß einmal alle „die Finanzen betreffende Gesetzentwürfe" zuerst der Zweiten Kammer vorzulegen sind, und nur, wenn ein Gesetzentwurf von dieser angenommen ist, an die Erste Kammer gelangen kann, daß sodann die letztere nur über Annahme und Ablehnung im ganzen ohne jede Abänderung beschließen kann und falls die Erste Kammer den Entwurf ablehnt, eine Zusammenzählung aller der in beiden Kammern für Annahme oder Ablehnung abgegebenen Stimmen stattfindet und der Ständebeschluß nach der absoluten Mehrheit sämtlicher Stimmen gezogen wird. Der letztere Fall ist tatsächlich noch nie vorgekommen.

Der Umfang des Vorrechts der Zweiten Kammer war zwar nicht immer unbestritten und suchte die Erste Kammer nicht nur im Wege der Aenderung der Verfassung, sondern auch durch eine authentische Interpretation der nicht ganz klaren Bestimmungen ihre Rechte möglichst auszudehnen; die Zweite Kammer lehnte aber beides immer entschieden ab. Jedenfalls stand fest, daß das Vorrecht der Zweiten Kammer auf das Finanzgesetz, also das Auflagengesetz mit dem Budget und den Rechnungsnachweisungen, sowie auf Gesetzentwürfe über direkte Steuern, Anlehen und Verfügungen über Staats- und Domänenvermögen sich erstreckte. Nach Auffassung der Zweiten Kammer fielen darunter aber auch Gesetzentwürfe über indirekte Steuern, Gebühren, Sporteln und dergl., was von der Ersten Kammer teils anerkannt, teils bestritten wurde.

Der Regierungsentwurf beabsichtigte eine sehr einschneidende Aenderung dieses Rechtszustandes in der Weise, daß das bisherige materielle Vorrecht der Zweiten Kammer umgewandelt würde in ein „Ehrenvorrecht", indem die Finanzgesetze zuerst der Zweiten Kammer vorgelegt werden, daß im übrigen die Erste Kammer nicht nur ein gleiches, sondern unter Umständen ein stärkeres Budgetrecht bekäme. Es sollten die Berechtigungen beider Kammern in Bezug auf die die Finanzen betreffenden Gesetze — abgesehen vom eigentlichen Finanzgesetz mit Staatsvoranschlag — wie bei allen übrigen Gesetzen gleichgestellt werden, so daß also auch von der Zweiten Kammer abgelehnte Gesetze an die Erste Kammer gebracht und Abänderungen unbeschränkt vorgenommen werden können. Bezüglich des Staatsvoranschlages sollte der Ersten Kammer nicht nur eine Einzelberatung, sondern auch Beschlußfassung über einzelne Positionen eingeräumt und auf Verlangen der Regierung eine wiederholte Beschlußfassung in beiden Kammern vorgenommen werden und im Voranschlag endgültig diejenigen Positionen und Zweckbestimmungen stehen bleiben, worüber eine Uebereinstimmung beider Kammern erzielt wurde. Bezüglich des Finanzgesetzes war weiter auf Verlangen der Regierung ein Zusammentritt beider Kammern und gemeinsame Abstimmung vorgesehen. Die Folge einer solchen kann nun sehr leicht, insbesondere bei der Vermehrung der Mitglieder der Ersten Kammer sein, daß die Stimmen dieser zusammen mit einer Minderheit der Zweiten Kammer die Entscheidung über die einzelnen Positionen des Staatsvoranschlages oder die einzelnen Bestimmungen des Finanzgesetzes bringen können. Das bisherige Recht der Majorität der Zweiten Kammer wäre dadurch in ihr Gegenteil verkehrt. Es ist daher klar und verständlich, daß die Volksvertreter mit aller Entschiedenheit gegen diese Regelung des Budgetrechtes sich wandten und die Führer der großen Parteien dieselbe als eine „Entrechtung der Zweiten Kammer" charakterisierten und verlangten, daß das Vorrecht derselben, wie es bald ein Jahrhundert bestand, im wesentlichen erhalten bleibt. Man konzedierte eine Einzelberatung der Ersten Kammer und zweimalige Beschlußfassung bei differierenden Meinungen, jedoch in der Weise, daß schließlich das Votum der Zweiten Kammer dafür maßgebend sei, in welcher Fassung der Entwurf zur gemeinsamen Abstimmung beider Kammern zu bringen sei. Auch war man bereit, eine gewisse Einschränkung der vom Vorrecht der Zweiten Kammer betroffenen Materie eintreten zu lassen. Eine Einigung mit der Großherzoglichen Regierung konnte in der Kommission nicht erzielt werden. Letztere konnte sich darauf berufen, daß „die bisherige Entwickelung unseres Verfassungslebens keinen Anlaß zu dem Verlangen bietet, der Zweiten Kammer Rechte, welche ihr bei Begründung der Verfassung in vertrauensvoller Gesinnung seitens des Landesherrn aus freien Stücken eingeräumt worden sind, nunmehr zu nehmen", und daß in allen europäischen Staaten mit parlamentarischer Vertretung in zwei Häusern dem Unterhause in Finanzfragen weitergehende Rechte als dem Oberhause zustehen. Das Plenum der Kammer trat einstimmig der Verfassungskommission bei. Danach sind zuerst der Zweiten Kammer vorzulegen: 1. das Finanzgesetz nebst Staatsvoranschlag, Rechnungsnachweisungen und Nachträgen; 2. Entwürfe über Veräußerungen, Belastungen oder Verwendung von Staats- und Domänenvermögen, Uebernahme von Staatsbürgschaften oder Staatsverbindlichkeiten; 3. Entwürfe über die Verwaltung der Staatseinnahmen und -Ausgaben, sowie über direkte und indirekte Steuern. Diese gelangen nur dann an die Erste Kammer, wenn sie von der Zweiten Kammer angenommen sind. Weichen in bezug auf diese die Beschlüsse der Ersten Kammer in einzelnen Punkten von denen der Zweiten Kammer ab und ist eine Ausgleichung auch bei einer wiederholten Beschlußfassung beider Kammern nicht erzielt worden, so ist der Abstimmung der Ersten Kammer über den Entwurf im ganzen die Fassung der Zweiten Kammer zugrunde zu legen. Lehnt die Erste Kammer einen von der Zweiten Kammer angenommenen Entwurf im ganzen ab, so findet auf Verlangen der Regierung eine nochmalige Abstimmung über diesen Entwurf in beiden Kammern statt; die bejahenden und verneinenden Stimmen der beiden Kammern werden durchgezählt; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Präsidenten der Zweiten Kammer; der so gefaßte Beschluß gilt als Beschluß der Landstände. Bei Beratung in der öffentlichen Sitzung erklärte zwar die Regierung diese Regelung für nicht annehmbar, deutete aber an, daß sie an ihrer Vorlage auch nicht unbedingt festhalte, daß sie insbesondere das Durchzählungsverfahren fallen lassen und eine andere Art der Beschlußfassung akzeptieren könne. In diesem Stadium der Verhandlung war es für die Kammer nicht tunlich, von obigem Beschlusse abzugehen; die Gesetzesvorlage kam so in der von der Kommission vorgeschlagenen Fassung in die Erste Kammer, welche nun vor der verantwortungsvollsten Entscheidung steht.

Alle Welt mußte anerkennen, daß die Zweite Kammer sich der Tragweite ihrer Entschlüsse bewußt war, die Führer der großen Parteien — Fehrenbach (Zentrum), Wilkens (Nationalliberal) — wie auch der Berichterstatter Obkircher (Nationalliberal), welcher eine gründliche objektive Arbeit geliefert hatte, von dem Verantwortungsgefühl getragen und auf der Höhe der Situation standen. Wenn dieselben trotz der ablehnenden Haltung der Regierung in der Budgetfrage der Hoffnung auf ein schließliches Gelingen der Verfassungsänderung beredten Ausdruck gaben, so konnten sie dies mit Bezug auf das angedeutete weitere Nachgeben der Regierung und unter Hinweis auf die Hochherzigkeit und weise Gesinnung des Landesherrn, welcher in kritischen Momenten den Pulsschlag der Volksgesinnung wahrzunehmen und ihr Rechnung zu tragen weiß. Die Erste Kammer wird die Verantwortung des Scheiterns des großen Werkes angesichts der einmütigen Haltung der Zweiten Kammer wohl kaum auf sich nehmen und wird doch auch das Wort des Zentrumsführers Fehrenbach nicht unbeachtet lassen: das direkte Wahlrecht muß kommen; wenn es nicht mit den der Ersten Kammer jetzt eingeräumten Vergünstigungen zustande kommt, so muß es später ohne solche angenommen werden!

Die Schulfrage in Württemberg.

Von
Konrad Kümmel, Chefredakteur, Stuttgart.

II. (Schluß.)

Mochte die Entscheidung über den Schulgesetzentwurf in der Kammer der Standesherren fallen, wie sie wollte, soviel war sicher, daß sich schwere Folgen an das endgültige „Ja" wie an das „Nein" knüpfen würden. Wurde die Vorlage Gesetz, so war damit das alte bewährte und dem Recht der Kirche an die Schule wenigstens in etwas Rechnung tragende Prinzip zum erstenmal im Lande Württemberg durchbrochen. Und nicht bloß durchbrochen — darüber läßt sich kein Einsichtiger täuschen. Wenn auch der gegenwärtige Kultusminister auf dem Standpunkt steht, daß „die Tür nur ein wenig aufgemacht, aber dann eine Sperrkette davor gemacht wird", so ist er eben nicht mehr Herr der Situation, beim besten Willen. Mit vollem Recht hat Erbprinz Löwenstein betont: Die Rechtslage der Kirche betreffend die Schulaufsicht, welche bisher gesetzlich festgelegt war, wird von diesem festen Boden dann auf den recht schwankenden der diskretionären Gewalt der staatlichen Verwaltungsorgane verwiesen. Und das wäre noch nicht einmal das Schlimmste. In letzter Linie wäre dann der Wille der Mehrheit in der zweiten Kammer in Sachen der Schulaufsicht Herr, und die erste Kammer hätte nichts mehr dazu zu sagen. Bei der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses aber ist es ganz unzweifelhaft, daß die Möglichkeiten des neuen Gesetzes zugunsten der Laienaufsicht bis in die letzten Konsequenzen ausgewirkt würden, mag der Kultusminister persönlich dann auch anderer Meinung sein. Schließlich konnte man es ja auf die Kabinettsfrage ankommen lassen.

Wurde aber die Gesetzesvorlage von der Ersten Kammer durch Ablehnung des Artikels 4 (denn nur um diesen handelt es sich noch in letzter Linie) zum Fall gebracht, dann eröffnet sich wahrlich auch keine liebliche Aussicht. Dann wird, um es kurz zu sagen, der Furor protestanticus auf die Standesherrenkammer losgelassen. Nicht umsonst hat der Kultusminister immer wieder den ausgesprochenen Willen des protestantischen Konsistoriums, also der evangelischen Konfession, zuvörderst hingestellt. Damit legt sich die Folgerung von selbst nahe: „das protestantische Volk bedarf das neue Gesetz; die „katholische" Mehrheit der Standesherrenkammer aber verweigert dasselbe — ergo ...." Ist schon die Erste Kammer wegen der geringen Mehrheit von katholischen Mitgliedern, welchen sich freilich gute und ehrliche konservative protestantische Standesherren stets anschließen, seit langer Zeit den protestantischen Zionswächtern ein Dorn im Auge, und ist das demokratisch gesinnte protestantische „Altwürttemberg" überhaupt stets ein Feind der Ersten Kammer gewesen, so wird nun die Hetze im großen losgehen. Die Parole „Verfassungsreform" geht wieder durchs Land, und die protestantischen Pastoren, soweit sie Liberale, Bundesbrüder und „Los von Rom"-Stürmer sind, tragen die Fahne voran; unter „Verfassungsreform" aber verstehen diese Leute nichts anderes als die möglichst vollständige Protestantisierung und Liberalisierung der württembergischen Standesherrenkammer. Wenn man sieht, wie unsere Gegner, besonders beim protestantischen Volk, immer noch stark unter dem Zeichen der Jesuitenhetze stehen, so kann man sich auf die leidenschaftlichsten konfessionellen wie politischen Stürme gegen die „katholische" Erste württembergische Kammer gefaßt machen, sowohl im Volke als in der Abgeordnetenkammer; von der letzteren wird an die Regierung zweifellos mit der erneuten Forderung einer Verfassungsrevision herangetreten.

Die Regierung selbst aber, welche sich mit Nachdruck solidarisch für die Schulgesetznovelle erklärt hat, wird ebenfalls für die nächsten Folgen der Ablehnung derselben sehr in Rechnung zu nehmen sein. Wenn sie sich auf den Standpunkt stellt, daß nicht so fast die konservative, als vielmehr die katholische Ueberzeugung das Gesetz zu Fall gebracht hat, und wenn sie daraus gewisse Konsequenzen zieht, dann wird man auf seiten der Katholiken Württembergs so manchen Dingen entgegensehen müssen, welche an die Kulturkampfszeiten erinnern. Und außerdem wird auch die Regierung ihrerseits bereitwillig zur „Reform" der Ersten Kammer im Sinne der liberal-demokratischen Mehrheit des Abgeordnetenhauses mitwirken, um eventuell ein zweites Schulgesetz einzubringen, das das erste an Schärfe sicher überbietet. Diese Folgen wird man jetzt schon ins Auge fassen müssen; dieselben liegen förmlich in der Luft und darum wünschen die Radikalen im Stillen geradezu den Fall des Gesetzes. Es kann freilich auch anders kommen; wir denken z. B. an den Fall, daß die Prälatenbank wieder in konservativere Bahnen einlenkt und daß in der Schulaufsichtsfrage, näherhin im Kampf um die absolute Verstaatlichung und Laisierung des Volksschulwesens, wieder ruhigere Erwägungen Platz greifen. Würde z. B. an das protestantische Volk appelliert werden, es würde gewiß in weiten Kreisen sich immer noch für die Aufrechterhaltung der geistlichen Schulaufsicht aussprechen. Die Sammlung und Aufklärung des protestantischen Volkes in dieser unendlich wichtigen Sache würde z. B. einem Konsistorialpräsidenten weit eher anstehen, als die Sammlung der politischen Parteien im Landtag gegen das Zentrum oder die Organisation einer Entrüstungsbewegung im protestantischen Altwürttemberg gegen das Reichsgesetz betreffend Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes.

Bei dieser Sachlage war es gar nicht verwunderlich, daß sich da und dort die Frage zu erheben begann, welches das geringere unter den beiden Uebeln sei, die Ablehnung oder die Annahme der Schulgesetznovelle, eine Frage, welche selbstverständlich jeden Gedanken an die Möglichkeit ausschließt, daß vom Standpunkte des Mitanrechtes der Kirche auf die Erziehung der Jugend zu der Novelle „ja" gesagt werden könnte. Nach unserer Anschauung würde der Sache am besten dadurch gedient sein, wenn das Bezirksschulinspektorat künftig im Hauptamt ausgeübt würde. Diesen Punkt hat denn auch der Kultusminister treffend und einleuchtend nachgewiesen, während für den anderen Punkt betr. die Zulassung von „Fachleuten", d. h., präzis gesagt, von Laien an Stelle der Geistlichen zu Bezirksschulinspektoren, eine Notwendigkeit im Interesse der Schule und des Schulwesens nicht nachgewiesen ist. Sollte aber wirklich ganz konsequent verfahren werden, so müßte die Schulaufsicht den Anschauungen der beiden Oberkirchenbehörden entsprechend konfessionell verschieden geordnet werden. Das protestantische Konsistorium ist für die Aufhebung bzw. Durchbrechung der geistlichen Schulaufsicht, die protestantischen Abgeordneten weitaus überwiegend desgleichen; also gebe man für das protestantische Volksschulwesen die obligatorische geistliche Aufsicht frei. Der katholische Bischof mit dem Ordinariat, der katholische Adel, die katholische Geistlichkeit, das katholische Volk dagegen sieht in der Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht eine Schmälerung des Rechts der Kirche und eine Gefahr; also belasse man den katholischen Volksschulen die geistliche Aufsicht und beschränke sich auf die Einführung derselben im Hauptamte, womit indessen immerhin schon ein bedeutsamer Schritt nach der Verstaatlichung getan wäre. Diese Ordnung der Sache wäre auch entsprechend der konfessionellen Trennung, welche durch das ganze Volksschulwesen bis hinauf in die obersten Behörden hindurchgeht. Und es wäre auch kein Unikum in der Gesetzgebung; ist doch im Nachbarlande Bayern für den protestantischen Teil der Bevölkerung die geistliche Schulaufsicht durch die Verfassung garantiert, während sie für den katholischen Teil (Verordnungsweg) durchbrochen ist. Aber dagegen wehren sich die protestantischen Prälaten mit Händen und Füßen. Wird bei ihnen die geistliche Aufsicht abgeschafft, so sollen auch die Katholiken sie nicht mehr haben — der prinzipielle Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Anschauung hierin bleibt außer Beachtung wie die logischen Konsequenzen und der Wunsch und Wille des gesamten katholischen Württemberg. —

Nun ist der Würfel unterdessen gefallen. Am 8. Juni beriet die Erste Kammer in vierthalbstündiger Sitzung den Schulgesetzentwurf zu Ende. Die Zahl der Anwesenden, wie der durch sie vertretenen Stimmen war dieselbe, wie am 20. Mai. Es handelte sich dabei einzig um die beiden Anträge: Annahme des Artikels 4 der Regierungsvorlage, wonach auch Laien die Bezirksschulinspektion erhalten können — oder aber unter Ablehnung dieses Artikels die Annahme des Antrages von Fürst Quadt, die Bezirksschulinspektion im Hauptamte einzuführen, dagegen dieselbe nur an Geistliche zu übertragen. Erbprinz Löwenstein-Rosenberg begründete und empfahl den letzteren Antrag, indem er mitteilte, daß eine Reihe protestantischer Geistlichen, darunter 16 Schulinspektoren, sich für die geistliche Aufsicht ausgesprochen haben. Kultusminister v. Weizsäcker erklärte, die Regierung würde den Sieg des Antrages Quadt als Ablehnung ihres Entwurfes betrachten; betonte mit großem Nachdruck, daß das ganze protestantische Württemberg hinter dem Regierungsentwurf stehe, warnte vor der Aufrollung der Machtfrage zwischen Staat und katholischer Kirche und empfahl den Regierungsentwurf als ein Friedens- und Vermittlungswerk. Ihm sekundierten vier auf Lebensdauer von der Regierung in die Erste Kammer berufene Mitglieder und der protest. Graf Pückler-Limpurg, welcher diesmal sich für die Novelle erklärte, allerdings unter bestimmten Kautelen. Der Ministerpräsident von Breitling gab die offizielle Erklärung ab, „das Staatsministerium halte sich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß die Ablehnung des Regierungsentwurfes die vorhandenen Gegensätze zwischen Staat und Kirche in Schulsachen in ernstem Maße verschärfen und die auf eine Ausgleichung derselben gerichtete Politik der Regierung erschweren müßte". Das war ein ebenso deutlicher wie scharfer Wink, der fast wie eine Drohung klingen wollte. Fürst Quadt hob mit

warmem Nachdruck hervor, daß es sich für die Katholiken bei dem Schulgesetz nicht um eine Macht- wohl aber um eine ernste Gewissensfrage handle; im Schulgesetz von 1836 sei der Kirche die geistliche Aufsicht zugesprochen worden; das wollte jetzt gegen den Willen derselben geändert werden. Auch ein großer Teil der protestantischen Bevölkerung und Geistlichkeit stehe auf dem Boden dieser Anschauung. Die Abstimmung ergab Annahme des Antrages Quadt mit 13 gegen 11 Stimmen. Für denselben stimmten die zwölf katholischen und ein protestantisches Mitglied (Graf Bentinck), sämtliche Standesherren; gegen denselben fünf Standesherren und sechs vom König ernannte Mitglieder, sämtlich protestantisch. Von den letzteren Standesherren waren drei anwesend, zwei hatten ihre „Geisterstimmen" speziell ad hoc solchen Mitgliedern übertragen, welche für den Regierungsentwurf waren. Unmittelbar nach Verkündigung des Resultates durch den Präsidenten, Grafen von Rechberg erklärte der Ministerpräsident, nachdem durch Annahme des Antrages Quadt der Artikel 4 des Gesetzentwurfes gefallen sei, habe er auf Befehl des Königs den ganzen Entwurf zurückzuziehen. Dann verließen die Minister den Saal. Erbprinz Löwenstein brachte aber die durch den Antrag Quadt nicht berührten Artikel des Gesetzentwurfes sofort wieder als Initiativantrag ein, um vor dem ganzen Lande zu dokumentieren, daß er und seine Freunde in allem, was nicht das Mitanrecht der Kirche auf die Schule antastet, mitzuwirken bereit sind. Natürlich wird dieser Initiativantrag, ein meisterhafter politischer Schachzug, seitens der Regierung wie der Mehrheit der Zweiten Kammer abgelehnt werden. — —

So ist also die Schulgesetznovelle gefallen. Und was wir oben als Eventualität anführten, das beginnt schon Wirklichkeit zu werden: Die Doppelhetze gegen den standesherrlichen katholischen Adel und gegen die katholische Konfession. Mit Ausnahme des Organs der Konservativen scheinen sich die übrigen Blätter, liberale, demokratische, sozialdemokratische, überbieten zu wollen an Schärfe und Maßlosigkeit ihrer Proteste, ihrer Forderungen, ihrer Drohungen. Dabei wird von allen Eines konsequent totgeschwiegen und mißachtet, nämlich die Gewissensfrage, vor welche die Freunde der Erhaltung der geistlichen Schulaufsicht gestellt waren, eine Lage, in welcher es nur ein „Ja" und „Nein", ein Für oder Wider gibt. Nachträglich haben die katholischen Standesherren dies wiederholt hervorgehoben und betont, daß einzig aus Gewissensgründen sie nicht mit der Regierung gehen können, so schwierig auch dadurch ihre Lage werden möge. Im Gegenteil stellen die Gegner die Sache so hin, als ob es nur Willkür, Uebermut und Mißachtung gegen das protestantische Württemberg gewesen sei, was die Standesherrenmehrheit bei ihrer Abstimmung beseelte. Bereits werden Volksversammlungen seitens der Jungliberalen im ganzen Lande in Aussicht genommen mit Resolutionen gegen die heutige Zusammensetzung der Ersten Kammer.

In eine neue Phase ist die Sache eingetreten durch das Handschreiben des Königs an den Kultusminister v. Weizsäcker vom 9. ds. Mts., in welchem König Wilhelm II. sagt:

„Ich gebe Meinem lebhaften Bedauern Ausdruck, daß der mit dem Entwurf unternommene Versuch, eine Ausgleichung der Gegensätze auf dem Gebiete des Verhältnisses von Staat und Kirche zur Schule herbeizuführen, vorläufig ins Stocken geraten ist. Dabei ist es Mir Bedürfnis, Ihnen Meinen Dank für Ihre vielfachen Bemühungen in dieser Angelegenheit und vor allem Mein volles Vertrauen auszusprechen."

Wenn man sich auch allgemein sagt, das königliche Schreiben sei zunächst nichts weiter als die bestimmte Ablehnung eines bereits erfolgten oder doch beabsichtigten Demissionsanerbietens des Ministers nach dem Scheitern des Schulgesetzes, so ist anderseits zu beklagen, daß das Handschreiben von den Gegnern in aller erdenkbaren Weise zur Hetze gegen die Mehrheit der Ersten Kammer, darunter selbst gegen die katholischen Prinzen wird mißbraucht werden. Und zwar fühlen sich in diesem Punkte die Demokraten und Sozialdemokraten plötzlich ebenso „monarchisch" wie die Liberalen. Da weder aus Anlaß des Scheiterns der Verfassungs- wie der Steuerreform, welche beide doch ungleich praktisch wichtiger waren als die gefallene Schulnovelle, solch eine Allerhöchste Kundgebung erfolgte, so liegt allerdings die Frage nahe, ob das Handschreiben des Königs nicht doch etwas mehr war, als eine bloße öffentliche Vertrauenskundgebung an den Kultusminister. Vorerst wird man auf seiten der Katholiken am besten tun, das weitere abzuwarten, ohne sich im einzelnen mit dem tobenden Stimmengewirr der Gegner einzulassen. Hoffen wir schließlich, daß die Suppe, welche gewisse Gegner sowohl der Ersten Kammer wie der katholischen Kirche in Württemberg überhaupt anzurichten versuchen, nicht so heiß gegessen werden werde, wie sie gekocht wird. Und trösten und ermutigen wir uns vor allem damit, daß es sich einmal um eine schwerwiegende Prinzipienfrage, um die Verteidigung eines guten Rechtes der Kirche handelte, und daß hierin das ganze katholische Württemberg mit verschwindenden Ausnahmen vollständig einig ist.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Wenn man einig ist, braucht man keine wohlstilisierte Resolution; aber zur Verkleisterung des Zwiespaltes ist so ein vorsichtig bedrucktes Papier sehr geeignet. Die preußischen Nationalliberalen verstehen sich auf dieses Geschäft. Nichts leichter, als Mißverständnisse auszuräumen, wenn man in demselben Atemzuge oder mit demselben Tropfen Tinte erklärt: 1. das Kompromiß ist recht gut; 2. das künftige Gesetz soll und muß noch viel besser werden, als das Kompromiß! Nach diesem Schema hat sich zunächst die nationalliberale Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause und demnächst auch der großmächtige Zentralvorstand der nationalliberalen Partei „geeinigt". Aber nun stand noch der jungliberale Delegiertentag vor der Tür, der zum Sonntag nach Frankfurt berufen war. Dort hätten offenherzige Redner nachweisen können, daß die gefaßten Resolutionen an unheilbarem inneren Widerspruch litten, und daß die nationalliberale Partei jetzt eine Taschenspielerpolitik mit doppelten Boden betrieb. Um die archimedischen Parteizirkel von den jungliberalen Wasserstiefeln zu schützen, setzten die Alten durch, daß die Jungen ihren Delegiertentag abbestellten.

Aus den öffentlichen Kundgebungen der Parteiführer kann man mit voller Sicherheit erkennen, was sie hinter den Kulissen zur Beschwichtigung der undiplomatischen Heißsporne gesagt und geschworen haben: Seid nur still und stört unsere Taktik nicht; wir haben die Konservativen und die Regierung am Bändel und werden bei der Beratung des Gesetzentwurfes dafür sorgen, daß die Simultanschule viel besser wegkommt, als das im Kompromiß vorgesehen war!

Der Gärungs- und Klärungsprozeß, der so schön im Gange war, scheint also durch die Parteidiplomatie zum Stillstand gebracht zu sein. Die konservative Partei ist dazu auserwählt, die Zeche zu bezahlen. Mit einer Ungeniertheit, wie sie sonst bei parlamentarischen Vereinbarungen nicht erhört ist, erklären die nationalliberalen Bundesgenossen alsbald nach Abschluß des Kompromisses, daß sie bei der Beratung des Gesetzes über die Abmachungen hinausgehen, ja daß sie für die Simultanschule, die nur als Ausnahme vereinbart war, die grundsätzliche Gleichberechtigung fordern würden. Und was sagt die konservative Partei zu diesem angekündigten Vertragsbruch? Ihre Presse macht freilich kritische Bemerkungen und läßt auch gelegentlich eine Drohung einfließen. Aber die Parteileitung selbst schweigt und begnügt sich mit der stillen Arbeit für die baldige Fertigstellung eines Schulgesetzentwurfs nach den Regeln des Kompromisses. Die konservative Partei verläßt sich auf ihren Einfluß im Kultusministerium und auf ihre starke Stellung in der Kammer, wo sie nur eine geringe Unterstützung von anderen Parteien zur Herstellung einer Mehrheit bedarf. Ob die Rechnung sich bewähren wird, bleibt freilich noch abzuwarten. Es ist in Betracht zu ziehen, daß die Freikonservativen, welche von der großen konservativen Fraktion gern als Vasallenpartei betrachtet wird, im Punkte der Schulfrage unzuverlässig sind. Deren Führer, Freiherr v. Zedlitz, der sich gern als Vater des Kompromisses ansprechen läßt, will durchaus das Gesetz mit den Nationalliberalen machen und sucht deshalb in der Presse die Doppelzüngigkeit und die angekündigten Mehrforderungen der Nationalliberalen nach besten Kräften zu beschönigen. So lange die Nationalliberalen wissen, daß das Gesetz nur mit ihnen und nicht mit dem Zentrum gemacht werden soll, werden sie natürlich ihre Ansprüche nicht mäßigen. Aber wenn ihnen klar gemacht wird, es gehe auch ohne sie, so werden sie wieder mit sich reden lassen, ebenso wie sie beim Abschluß des Kompromisses nachgiebig wurden, weil sie die Notwendigkeit erkannten, das Zentrum „auszuschalten". Daraus ergibt sich ganz klar, welche Taktik für die Konservativen die einzig richtige ist: sie müssen sich unbedingt die Möglichkeit offen halten, auch mit dem Zentrum das Gesetz zu machen. Demgemäß müssen auch die Geheimräte im Kultusministerium sich hüten, sich für Bestimmungen festzulegen, die dem Zentrum die Rettung des Gesetzes unmöglich machen würden. Auf den ersten Blick mag es paradox erscheinen, aber tatsächlich liegt die Sache so, daß jede weitere Nachgiebigkeit gegen die Nationalliberalen das Zustandekommen des Gesetzes erschweren, ja in Frage stellen würde. Nur mit der ernsten Bekundung der Unabhängigkeit von den nationalliberalen Launen läßt sich dem liberalen Verschlechterungstriebe Zügel und Zaum anlegen.

Sonach haben wir in Preußen ungeachtet des angeblich so versöhnlichen und friedlichen Kompromisses einen schleichenden Schulkampf, der voraussichtlich schon im Winter zum akuten Ausbruch kommen wird. In Württemberg ist der Schulkampf schon in

sein akutes Stadium getreten, und zwar hat er sich dort zu einem Konflikt zwischen der Ersten Kammer und der Regierung nebst der Mehrheit der Zweiten Kammer zugespitzt. Das verfassungsmäßige Bollwerk der Ersten Kammer ist zum Glück nicht so leicht zu stürmen, wie die liberalen Heißsporne glauben. Aber die Stellung der katholischen Minderheit in Württemberg ist wiederum dadurch erschwert, daß die evangelisch-konservative Partei dort an Quantität und Qualität hinter den preußischen Konservativen bedeutend zurücksteht. So tritt dort beim Schulkampf die konfessionelle Spaltung in den Vordergrund, während in Preußen die konfessionelle Schule und der Einfluß der Kirche in der Schule auch von einem sehr großen und einflußreichen Teil der evangelischen Bevölkerung gestützt wird. Freilich gehen die Kunststücke, die in Preußen zur „Ausschaltung des Zentrums" gemacht sind, auch auf die Hereinziehung des konfessionellen Gegensatzes in die Schulfrage hinaus, und in dem abgeschlossenen Kompromiß liegen die Keime für eine verhängnisvolle Entwicklung nach der Richtung, daß den Evangelischen die Konfessionsschule als Regel gewährleistet, dagegen die katholische Konfessionsschule durch die Ausnahmen, namentlich die Ausnahmen aus nationalen, d. h. hakatistischen Rücksichten, weithin gefährdet würde. Das Zentrum hat in der Schulfrage eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen, die nicht bloß Festigkeit, sondern auch Klugheit und Geduld verlangt.

Aber die Schulfrage, die über den Geist des Nachwuchses entscheidet, ist auch der größten Sorgen und Mühen wert. In Belgien hat der Liberalismus, als er dort noch regieren konnte, seine ganze Kraft auf die unkirchliche Schule geworfen und die erste Arbeit der katholischen Partei, als sie vor 20 Jahren ans Ruder gelangte, war die Besserung der Schulgesetzgebung. Sollte wider Erwarten durch Lässigkeit oder Uneinigkeit der Katholiken der Liberalismus im Verein mit der Sozialdemokratie in Belgien noch einmal zur Herrschaft gelangen, so würde sofort eine schreckliche Schultyrannei im konfessionslosen und religionsfeindlichen Sinne über das Land hereinbrechen. Ganz nach dem Muster des Combesschen Kulturkampfes in Frankreich, der nicht ohne raffinierte Berechnung in der Verweltlichung der Schule die erste und wichtigste Aufgabe erkannt hat. Die bisherigen Erfolge des liberal-sozialdemokratischen Blocks in Frankreich haben offenbar belehrend und ermutigend auf die gelben und roten Antiklerikalen Belgiens gewirkt. Die vereinzelten Wahlerfolge bei den Staats- und den Provinzialwahlen sind, wie schon ausgeführt, durchaus nicht beängstigend, aber sie enthalten doch eine ernste Mahnung für die katholische Mehrheit und ihre Regierung: Seid einig, seid rührig, seid opferwillig; denn wenn ihr unterliegt, so ist euer Kostbarstes gefährdet: eure Kinder und in ihnen die Zukunft des Landes!

In Frankreich ist wieder ein „Zwischenfall" eingetreten. Dort hängen oft die Schicksale des Landes, die man anderswo in grundsätzlicher Schlacht austrägt, von den interessanten „Zwischenfällen" ab. Herr Combes läßt sich durch einen nebensächlichen Angriff verlocken, die alte, unklar gebliebene Geschichte von einem angeblichen Bestechungsversuch mit zwei Millionen zugunsten der Karthäuser nochmals zur Frage zu bringen. Alsbald hat man einen Untersuchungsausschuß eingesetzt, und in demselben haben die Gegner der Regierung die Mehrheit erhalten. Der wunde Punkt der Regierung ist die Tatsache, daß sie diesen angeblichen Bestechungsversuch aus politischen Rücksichten der Strafverfolgung entzogen hat. Ob der Ausschuß aber in diese schmale Achillesferse den tötlichen Speer zu bohren vermag? Der „Block" hat schon größere Kamele verschluckt.

Sonderbarerweise hatten wir nun in Deutschland auch einen „Zwischenfall" verwandter Natur, indem sich bei den Gerichtsverhandlungen wegen der verkrachten Pommernbank herausstellte, daß die angeklagten Direktoren große Summen für die evangelisch-kirchlichen Vereine des Herrn v. Mirbach, des Oberhofmeisters der Kaiserin, gestiftet haben. Frhr. v. Mirbach hat nun sich zur Zeugenaussage verstanden und dadurch klargestellt, daß er in gutem Glauben, aber freilich ohne die nötige Vorsicht gehandelt hat.

Eine bedeutungsvolle Tagung katholischer Lehrer in den Reichslanden.

Von

J. Lohrer-München.

Zu Straßburg, „der wunderschönen Stadt", fand, wie die Tagespresse bereits berichtete, zu Pfingsten eine größere Versammlung katholischer Lehrer statt. Es tagte dort die XI. Generalversammlung des „Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches" und gleichzeitig die Hauptversammlung des Kathol. Lehrervereins Elsaß-Lothringen. Für Freunde und Gegner der katholischen Lehrerbewegung brachte die Tagung Ueberraschungen. Ist es ja heute ein offenes Geheimnis, daß dem Zusammenschlusse überzeugungstreuer katholischer Lehrer gerade in den Reichslanden großes Mißtrauen entgegengebracht wurde. Es bedurfte der energischen Arbeit entschlossener und tatkräftiger Männer, wie Brück, Quadflieg, Schorter, Nietgetiet, die Gründung eines eigenen katholischen Lehrervereins für Elsaß-Lothringen unter so schwierigen Verhältnissen zu vollziehen. Nur 240 Lehrer schlossen sich bei der zu Ostern 1896 erfolgten Gründung dem Vereine an. Heute sind es doch schon über 600. Die Behörden gaben nicht das geringste Zeichen, das als Billigung der Vereinsbestrebungen hätte aufgefaßt werden können. Die Schulbehörde blieb den Versammlungen stets fern. Die Gegner nützten die Situation aus und suchten nach oben zu verdächtigen, nach unten zu verhetzen. Da griff die Leitung des Reichsverbandes helfend ein. Durch eine öffentliche Tagung des Gesamtverbandes mit dem Landesvereine sollte allem Mißtrauen der Boden entzogen werden. Der Erfolg war ein überraschender. Schon bei der I. Hauptversammlung waren die Behörden offiziell vertreten. Dies wurde von den Teilnehmern mit besonderer Genugtuung vermerkt und den freundlichen Begrüßungsworten des Regierungsvertreters folgte begeisterter Applaus.

Hatte die Anwesenheit offizieller Persönlichkeiten an sich schon die Gewißheit geliefert, daß das Mißtrauen in Regierungskreisen geschwunden sei und die idealen Bestrebungen des Katholischen Lehrerverbandes endlich die verdiente vorurteilsfreie Würdigung finden, so brachte die Ansprache des Oberschulrates Dr. Schlemmer noch nach einer anderen Seite eine Ueberraschung. Der Katholische Lehrerverband vergißt nämlich durchaus nicht, wie es seine Gegner glauben machen wollen, die zeitgemäße Ausgestaltung des deutschen Volksschulwesens. Er greift vielmehr alle diesbezüglichen Fragen zur rechten Zeit auf und sucht sie, wie alle prinzipiellen und Standesfragen, nicht in einseitiger Rücksichtnahme auf Standesinteressen und pädagogische Strömungen, sondern zum Wohle der Gesamtheit zu lösen. Auf allen Generalversammlungen, in den Jahrbüchern, in den Arbeiten der in letzterer Zeit gegründeten Kommissionen des Verbandes ist das klar zum Ausdrucke gekommen. Auch auf der Tagesordnung der XI. Generalversammlung zu Straßburg stand ein für unser heutiges Volksschulwesen hoch bedeutsames Thema: „Das praktische Unterrichtsziel im ausländischen und deutschen Volksschulwesen." Aus verschiedenen Gründen mußte die Behandlung des vom Katholischen Lehrerverein in Bayern eingebrachten Themas in die Nebenversammlung bzw. Kommissionssitzung verlegt werden. Da war es nun sehr überraschend, daß Geheimrat Dr. Schlemmer die Behandlung des außerordentlich wichtigen Gegenstandes für die Oeffentlichkeit förmlich reklamierte. Aus seinen Ausführungen trat klar zutage, daß auch die reichsländische Schulverwaltung im Lehrziele der Volksschule die praktischen Bedürfnisse der heutigen Zeit mehr berücksichtigen werde. Zur Freude aller Teilnehmer erschien Herr Oberschulrat auch noch in einer zweiten öffentlichen Versammlung, in der Lehrer Weigl-München über das angeführte Thema sprach, und zollte den Ausführungen des Redners, die intensives Studium und weiten Blick verrieten, rückhaltslose Anerkennung. Damit ist auch für die Reichslande die erfreuliche Tatsache zu konstatieren, daß von den Behörden die Bedeutung der katholischen Lehrervereine sowohl für die Erhaltung des christlichen Charakters der Volksschule als auch einer wirklich praktischen Ausgestaltung ihres ganzen Betriebes immer mehr gewürdigt wird.

Aus dem Inhalt der nächsten Nummern:

Pariser Streifzüge.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Der 10. Juni war ein böser Tag. Anläßlich der willkürlichen Erhöhung der Sachwaltergebühren rief Combes dem früheren Minister Millerand zu: „Ich unterdrücke die Gemeinschaften, suche aber nicht, mich durch deren Beute zu bereichern.“ Nun war Feuer im Dach. Millerand ist nämlich zum Massenverwalter der Karthäuser und anderer Gemeinschaften bestellt worden, hat dadurch soviel zu tun, daß er noch einige andere Anwälte beschäftigt. Combes erwiderte: „Sie wissen selbst das schwere Opfer, das ich aus höheren politischen Rücksichten in der Sache der Millionen der Grande Chartreuse gebracht.“ Combes erzählte, man habe ihm zwei Millionen geboten, wenn er ein Gesetz einbringe, um der Grande Chartreuse die Anerkennung zu verschaffen. „Wenn Sie die zwei Millionen nicht erhalten, so ist es, weil die Karthäuser dieselben nicht geben wollten“, rief Pichat, Abgeordneter des Bezirkes, in welchem die Grande Chartreuse liegt. Millerand trieb Combes sehr in die Enge: „Hiedurch wird die Unschuld einer gewissen Person nicht bewiesen.“ Andere Abgeordnete betonten, Combes habe den Anbieter wegen Versuch der Bestechung verfolgen müssen. Combes mußte sich mit einfacher Tagesordnung zufrieden geben, nachdem sich die Kammer zwei Stunden lang sehr heftig um die Millionen der Karthäuser gestritten. Voriges Jahr war Edgar Combes, Generalsekretär seines Vaters im Innern-Ministerium, in den Blättern angeklagt worden, er habe der Grande Chartreuse die Anerkennung angeboten, wenn sie eine oder zwei Millionen opfern wolle. Die Klage endigte, ohne daß ein Urteil erging, obwohl sehr triftige Beweise des Anerbietens, bei dem ein Vertrauter Edgars eine Rolle spielte, beigebracht wurden. Kurz, die Sache wurde nicht ausgetragen, obwohl Combes und Sohn alle Ursache hatten, auf gerichtliche Feststellung des Geschehenen zu dringen. Aus den jetzigen Aeußerungen Combes kann also geschlossen werden, daß die Sache aus höheren politischen Gründen nicht ausgetragen wurde. Die Kammer hat nun freilich den üblichen, aus 33 Mitgliedern bestehenden Ausschuß ernannt, um die Sache zu untersuchen. Das beste Mittel, eine Sache zu vertuschen, zu begraben, ist hier immer gewesen, dieselbe einem parlamentarischen Ausschuß zur Untersuchung zu überweisen. Der Fall der Chartreuse ist der Beweis, daß viele Politiker mittelst des Juligesetzes den Gemeinschaften Millionen abzunehmen gedachten.

Die Politik ist hier ja Geschäft, dies weiß ganz Europa längst von Panama her, bei dem die Schuldigen, Bestochenen nur als Zeugen vor Gericht erschienen. Dies schildert der Roman La chevauchée (der Ritt) von André Maurel in der Person des Herrn Lucien Surget, welcher es bloß darauf angelegt hat, empor zu kommen. Gesinnung, Ueberzeugung, Recht und Gerechtigkeit sind für ihn nur Mittel zum Zweck, kommen also nur soweit ins Spiel, als sie den Endzweck fördern. Surget wird Abgeordneter, Parteiführer, Minister. Als er ans Ziel gekommen, überblickt er seine Laufbahn, findet wohl, daß sie glänzend und mühsam gewesen, aber keine rechte Befriedigung gewährt. Er hat die Selbstachtung und auch sein häusliches Glück eingebüßt. Er war seiner Frau schon längst untreu geworden, als diese schließlich ihm Gleiches mit Gleichem vergilt. Vor der Welt wird die Sache sorgsam verdeckt, denn bei seinen Freunden sieht es nicht viel anders aus, nur daß es nicht jeder soweit gebracht hat als er. Sein Erfolg, sein „Glück“ wird ihm namentlich auch dadurch vergällt, daß er seinen Helfern die gemachten Versprechungen nicht erfüllt, eben weil er es nicht vermag.

Die Französische Akademie wird den von dem Zahnarzt Toirac gestifteten Preis, 4000 Francs, für das beste im Laufe des Jahres im „Théâtre français“ gespielte Stück wahrscheinlich nicht erteilen. Es ist das erstemal, daß sie denselben zu erteilen hat; ihre Mitglieder aber vermögen sich nicht einig zu werden. Octave Mirbeau trifft, in Les affaires sont les affaires (Geschäft ist Geschäft), die hier überwuchernde Klasse von Leuten, welche durch Börsengründerei und ähnliche Geschäfte schnell großes Vermögen zu ergattern wissen. Also Betrüger, Schufte, welche es verstehen, zu stehlen, aber sich nicht fassen zu lassen, das Gesetz bloß mit dem Aermel streifen. Die heutigen Gesetze sind übrigens so vollkommen, daß sie nur blinde Spatzen fangen.

Neben diesen war noch Le Dédale (das Labyrint Irrweg) von Paul Hervieu ins Auge gefaßt worden, eines von den Stücken, welche die Wirkungen der Ehescheidung schildern. Früher wurden immer und immer die Nachteile, Unhaltbarkeit der Unauflöslichkeit der Ehe auf die Bretter gebracht. Seit Einführung der Ehescheidung hat dies keinen Zweck mehr. Im Dédale werden geschiedene Eheleute vorgeführt, welche sich anderwärts verheiratet, aber nun sich in die früheren Gatten verlieben, erst recht Ehebruch treiben. Zwei der Helden töten sich im Zweikampf. Das Stück ist höchst unsittlich, schamlos. Jedoch drängt es, wohl gegen die Absicht des Verfassers, zu der Ueberzeugung, daß die Scheidungen besser unterblieben wären, die Ehescheidung keine Lösung der Frage bietet, die so lange, lange Zeit der Bühne Stoff geliefert hatte.

In Retour de Jerusalem (Rückkehr aus Jerusalem) schildert Donnay die Heirat mit einer Jüdin. Der Gatte gewahrt allmählich, daß seine sonst liebenswürdige Frau nebst gesamter Verwandtschaft einer ganz anderen Welt angehören, in all ihren Anschauungen und Strebungen von ihm, seinen Kreisen, abweichen. Also Enttäuschung, Entfremdung, Rückkehr zu der christlichen Welt, obwohl diese nur äußerlich christlich ist. Die Semitenfrage auf der Bühne! Das Stück hat es schon an nahezu dreihundert Vorstellungen gebracht. Freilich, als großer Erfolg gilt es hier erst, wenn 500, und als außerordentlicher Erfolg, wenn 700—1000 Vorstellungen erreicht werden.

Der Alkohol und die Tübinger Studenten.

Von

J. G. Buck.

„Frei ist der Bursch!“ Wieviele Studenten an den deutschen Universitäten singen so, und wie wenige mögen es wohl fühlen und es auszusprechen wagen, daß dieser Ausruf studentischen Selbstbewußtseins Phrase, fast nur Phrase ist! Die akademische Freiheit besteht im wesentlichen darin, daß man an der Universität studieren oder faulenzen, für gediegene, allseitige Ausbildung sorgen oder Allotria treiben kann. Diese Freiheit kann der ausnützen, der in der Wahl seiner Eltern vorsichtig gewesen war, der also Zeit und Geld oder wenigstens Kredit hat; für alle anderen, sofern sie keine Taugenichtse und Schuldenmacher sind, sondern sich ernsthaft einem Berufsstudium widmen, ist auch diese „Freiheit“ nicht selten nur ein Wort, hinter dem nicht viel steckt. Ja, sie wählen sich den Beruf selber, sie werden nicht mehr wie am Gymnasium jeden Tag von einem Dutzend Professoren, Rektoren, Präfekten, Repetitoren ins Verhör genommen, aber weiter hinaus?

Wie herrlich sich die ganze „Burschenfreiheit“ ausnimmt, sieht man erst, wenn man das Leben, sagen wir etwa eines Mitgliedes einer schlagenden Verbindung oder eines Korps, kennt. Wir wollen nicht ungerecht sein: wir sind über die „Freiheit“ mancher „Wilden“ wohlunterrichtet, doch wählen diese auch im schlimmsten Fall ihr Los selbst und werden nicht dazu kommandiert; wir leugnen auch keineswegs, daß sich das Leben mancher unserer sonst so wackeren nichtschlagenden Studentenverbindungen in einzelnen Stücken ebenso unfrei abspielt wie das der anderen, aber wer wird es abstreiten, wenn wir behaupten: es gibt kaum unfreiere Menschen als die Mitglieder eines Korps oder ähnlicher Verbindungen? Es erregt bei normalen Menschen einfach Heiterkeit und Mitleid, wenn sie mitansehen müssen, wie ein solcher junger Student nicht einmal die genannte, den Unterbau des ganzen Studienpalastes bildende Freiheit, zu studieren oder zu bummeln, mehr besitzt, sondern wie ein Sklave bald da bald dort zu erscheinen hat, sei es, um sich vom Publikum auf diesem oder jenem öffentlichen Platz besichtigen zu lassen oder um „Eindruck“ zu wecken oder um eine Kneiperei mitzumachen. Er ist so „frei“, daß er semesterweise manche Kollegien nicht besuchen darf, warum? Weil eben in dieser Stunde pflichtmäßiger Frühschoppen gehalten wird. Er darf tagelang nichts arbeiten wegen Verbindungsfestlichkeiten, Bierreisen, Paukereien. Er muß sich schlagen und verhauen lassen, muß ins Krankenzimmer gehen, wodurch Wochen, selbst Monate hindurch alle Studien brach liegen, ja er darf sich nicht einmal anziehen, wie er will, und selbst sein Hund hat sich — das soll keine Tierfabel, sondern Wirklichkeit sein — unter Umständen nach den Vorschriften des löblichen Präsidiums betr. Hundeleine u. a. zu richten. Es lebe die akademische Freiheit!

Weit schmachvoller aber als all diese Angriffe auf die intellektuelle Freiheit des Studenten sind die auf die **Sittlichkeit**, und wir meinen damit vor allem die, welche aus dem **Trinkkomment** und dem durch diesen nicht selten vorgeschriebenen **Trinkzwang** hervorgehen. Dabei übergehen wir das Element der Unfreiheit ganz, welches als komischer Formalitätenkram das Kneipenleben der deutschen Studenten beherrscht. Es sind veraltete, des 20. Jahrhunderts unwürdige Nichtigkeiten, für Ausländer unbegreiflich, für Eingeweihte nur als mehr lächerliche als ernste Ueberbleibsel des absterbenden mittelalterlichen Rittertums verständlich, Nichtigkeiten, die nach der Meinung von Gregorovius und Gervinus „Mitschuld daran tragen, daß sich die politische Reife unserer Nation so lange verspätet hat“. Doch das sei vorbeigelassen!

Man wird nun denken, daß diese Ausstellungen schließlich auf alle deutschen und österreichischen Universitäten zutreffen, und daß die Ueberschrift des Artikels mit „Tübinger Studenten“ unberechtigt sei. Allein zu diesen Gedanken hat uns eine **Statistik** geführt, die Dr. v. Grützner, Professor der Medizin an der Universität Tübingen, voriges Jahr versucht hat und die er eben in Nr. 3 (1904) der „Mäßigkeits-Blätter“, des Organs des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, unter dem Titel „Ueber die zurzeit herrschenden Trinksitten der Tübinger Studenten“ veröffentlicht. Er bat jede der 32 Verbindungen in Tübingen um Antwort darüber, ob sie Abstinenten aufnehme, d. h. also Leute, welche gar keine alkoholischen Getränke genießen, und welches die Gründe für ihre Handlungsweise seien. Die Zahl der immatrikulierten Studierenden betrug im Sommer 1903 1506, die 32 befragten Verbindungen umfassen 1027, also über Zweidrittel. Mit einem unbedingten **Ja** antworteten sechs Verbindungen (= 212 Mitglieder), darunter der Katholische Studentenverein „Alamania“, der „schon öfters Abstinenten zu den Seinen gezählt hat“ und die Gesellschaften katholischer Theologen „Guelfia“ und „Herzynia“, erstere glaubt aber, „daß der Fall kaum real werden wird“. Einzelne dieser Verbindungen begründeten ihre Stellung damit, daß man die persönliche Freiheit achten müsse. Eine zweite Gruppe (4 = 142, unter ihnen das Korps „Rhenania“) sagt im wesentlichen auch ja, setzt aber meist gewisse Bedingungen (z. B. Forderungen der Gesundheit) voraus. Noch eine dritte Gruppe (4 = 191) lehnt die Aufnahme von Abstinenten nicht rundweg ab, macht sie aber von ernsteren Bedingungen abhängig, z. B. nimmt „Guestfalia“, im Kartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen, „in der Regel Antialkoholiker nicht auf, behält sich jedoch im einzelnen Fall die Entscheidung vor.“

Eine vierte Gruppe von Verbindungen (9 = 201) endlich hat die Anfrage mehr oder weniger bestimmt **verneint**, meistens mit dem Hinweis darauf, daß studentisches Leben und vollkommene Abstinenz nicht recht vereinbar seien. So nimmt Danubia, Gesellschaft katholischer Theologen, „keine Abstinenten auf, weil Herren, welche gar keine alkoholischen Getränke genießen wollen oder können, um eine Aufnahme gar nicht nachsuchen“. Drei Verbindungen (= 83 Mitglieder) geben unklare und sechs (= 141, darunter die Mehrzahl der Korps) gar keine Antwort, was bekanntlich auch eine ist. Prof. Grützner, optimistisch wie er zu sein scheint, möchte auch diese 9 bedingungsweise für seine These beanspruchen, die dahin geht, daß doch allmählich auch in Studentenkreisen eine Besserung der Verhältnisse sich anbahnt. Er nimmt also für Ja 545 Mitglieder in Anspruch, die 224 bleiben unentschieden und den Rest der Studierenden (= 1/3 der Gesamtheit) hält er ohne weiteres für Anhänger der Mäßigkeit, wenigstens der Mehrzahl nach.

Die Geschichte lehrt aber, daß ein Jahrhunderte dauernder, tief eingewurzelter Mißbrauch ebenso lebenskräftig und lebensmächtig ist wie etwa das Heer der Geschichtslügen, die unsterblich zu sein scheinen und von denen gerade unser deutsches Vaterland seit 400 Jahren wimmelt. Wir sind daher nicht optimistisch genug zu glauben, daß in den Studentensitten deutscher Universitäten bald große Veränderungen vor sich gehen werden. Auch von Tübingen glauben wir das nicht. Seit diese Universität besteht, enthalten die Senatsprotokolle und Strafakten immer wieder die Klage über das „Saufen“ der Studenten (wir bitten zartbesaitete Leser und Leserinnen um Entschuldigung, aber das ist nun einmal der zutreffende Ausdruck). Aus der Geschichte weiß man, daß gerade nach dem Beginn der kirchlichen Neuerung die Universität auf dem Tiefpunkte anlangte. Sie stand (nach Janssen 7, 202) im übelsten Ruf, da an ihr „das wüsteste Pokulieren“ „ganz außerordentlich im Schwang war“. Um disziplinarischen Einschränkungen zu entgehen, wurden dann (was heute nicht mehr nötig ist, aber auch noch geschieht) die Weingelage in Derendingen und Lustnau gehalten und besonders nach Rottenburg ritt man häufig eines guten und wohlfeilen Trunkes wegen. Nach Abschluß des 30jährigen Krieges, im Jahre 1652, fand es eine Visitationskommission für nötig, selbst den Professoren wegen vielen Zechens und Spielens im Universitätshaus, wo sie unter vielem Lärmen bis tief in die Nacht hinein sitzen blieben, einen Verweis zu erteilen, dafür aber belobte man sie wegen ihres reinen und lauteren Glaubens. Bald darauf, 1667, beklagt sich die Bürgerschaft, daß sie wegen des allzuvielen Weinschenkens der Professoren ihren Wein nicht mehr zu vertreiben wisse und dadurch in ihrer Nahrung gehindert werde. Der Senat antwortete, man halte sich in den Grenzen des Privilegiums, das jedem 2 Fuder (= 12 Eimer = 36 hl) jährlich auszuschenken erlaube, und wenn eine scheinbare Ueberschreitung vorgekommen sei, rühre es daher, daß, wer im vorigen Jahre nichts ausgeschenkt hat, im folgenden doppelt soviel ausschenken dürfe.

Mit den Professorenwirtschaften hat es ein Ende genommen, das unmäßige Trinken und die Folgen davon gehen bis heute weiter. Von den am Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgekommenen Korps sagt Klüpfel, der Geschichtsschreiber Tübingens: Die Kraft und Ehre wurde (damals) bemessen nach dem Eichmaß, nach der Trinkfähigkeit, und ihr höchster Grad wurde dem Bierkönig nach standhafter Bezwingung von 80 Schoppen zugeschrieben. Heute bringt das Studententum schwerlich mehr solche „Leistungen“ hervor. Der Mensch ist schwächer, nervöser, sein Körper armseliger geworden. 80 Schoppen — nein, das geht nicht mehr, aber 20, 30, das soll auch jetzt noch vorkommen. Wenn man sagt: **verhältnismäßig** wird heute kaum weniger gesündigt als vor 100 Jahren, unserem Herrgott wird von gewissen Studenten die Zeit und den Eltern das Geld heute noch ebenso weggestohlen wie zu der Großväter Zeiten, so wird man sich keiner Verleumdung schuldig machen. Wer besonders an den Trinkzwang und seine Folgen nicht glauben will, der lese die verschiedenen Statuten und Komments und — wir bitten wieder um Entschuldigung — besehe sich gewisse Einrichtungen in manchen ganz neuen Studentenhäusern.

So halten wir den **Fortschritt** seit 400 Jahren für **recht gering**. Vielleicht bahnt sich ein größerer im 20. Jahrhundert an, wenn die Agitation schließlich auch in bisher unzugängliche Studentenkreise eindringt und nach und nach die Anschauungen, die in jenen Kreisen herrschen, umbildet. Solange freilich Mediziner in dem Organ der deutschen Korpsstudenten, den „Akademischen Monatsheften“, dafür eintreten, daß der Korpsstudent „auch beim Trunk seinen Mann stelle“, davon sprechen, welch hohen „Wert es besitze, das Trinken gründlich erlernt zu haben“, solange die Korpsbrüder ganz unberechtigterweise in einzelnen Staaten bevorzugt werden, gleichsam also eine Prämie auf derartiges Studentenleben gesetzt wird —, solange wird es nicht anders werden. Solange redet hoch und nieder, reden Presse und Parlamente und hygienische Kongresse, reden Irrenhäuser und Heilanstalten eine vergebliche Sprache. Redet auch ein Professor A. Forel, der bekannte Psychiater, umsonst, wenn er die kräftigen aber zutreffenden Worte gebraucht: „In Deutschland, in der Schweiz, in Oesterreich, sogar in Frankreich ersäuft ein großer Teil der geistigen Potenz der akademischen Jugend förmlich in Bier, Wein oder Absynth. Der lächerliche Zwang und die blödsinnige Ruhmsucht, welche der bezeichnend genug sogenannte „Saufkomment“ der deutschen Studenten eingeführt hat, gehören zweifellos zu den häßlichsten Auswüchsen unseres zivilisierten Jahrhunderts.“

Möge die stark einsetzende Bewegung gegen den Mißbrauch des Alkohols auch in Studentenkreisen reiche Früchte zeitigen!

Das Ende des Leipziger Aerztestreites.

Von

A. Tewes, Bamberg.

Der heiße Kampf zwischen Ortskrankenkasse und den streikenden Aerzten, zwischen streikenden Aerzten und der Kreishauptmannschaft, zwischen Kreishauptmannschaft und den Distriktsärzten scheint nunmehr seinem Ende entgegen zu gehen. Nachdem der Streit zwischen Ortskrankenkasse und den streikenden Aerzten durch das Eingreifen der Kreishauptmannschaft nach einem Referatswechsel zu gunsten der Letzteren erledigt war, galt es nunmehr auch mit den Distriktsärzten zu verhandeln. Diese Verhandlungen waren sehr langwierig, da die Distriktsärzte durch den plötzlichen Umschlag der Kreishauptmannschaft, die erst die alten Verträge als unter dem Rechtsschutze stehend bezeichnete und dann mit aller Macht die Aerzte zur Annahme neuer Verträge bewegen wollte, ängstlich geworden waren. Die Kreishauptmannschaft wollte, daß die Distriktsärzte unter Aufgabe der alten Verträge die neuen annähmen. Nun sagten sich aber die Distriktsärzte nicht mit Unrecht, wenn wir unsere alten Verträge aufgeben und die Maßregeln der Kreishauptmannschaft werden auf erhobene Beschwerde hin wegen Ueberschreitung der Machtbefugnisse für ungültig erklärt, dann haben wir überhaupt nichts mehr und sind auf die Straße gesetzt.

Am Pfingstsamstage war es nun, als die Kreishauptmannschaft den sämtlichen Distriktsärzten Entwürfe zweier Verträge zusandte. Der eine Vertrag war allgemein, wie er mit allen Aerzten geschlossen wurde, der andere enthielt einige Sonderbestimmungen für die Distriktsärzte. Die mitfolgenden Begleitschreiben waren auch verschieden. Diejenigen der Distriktsärzte, deren Vertragszeit über 1910 — den Zeitpunkt, bis zu welchem die kreishauptmannschaftliche Verfügung in Kraft bleibt nach ihrer eigenen Anordnung — hinausging, sowie die Spezialärzte wurden unter der Androhung

auf die Kreishauptmannschaft vorgeladen, daß sie im Falle des Ausbleibens unbeschadet weiterer Maßnahmen sofort vom Dienst suspendiert würden. Die übrigen Distriktsärzte wurden zur Unterzeichnung der Verträge und Einsendung derselben bis Dienstag Abend aufgefordert und ihnen eröffnet, daß die Verträge als abgelehnt gälten, falls sie der Aufforderung innerhalb der gestellten Frist nicht nachkämen. Daneben ließ die Kreishauptmannschaft durchblicken, daß sie im Falle der Nichtannahme der neuen Verträge seitens der Distriktsärzte zu Zwangsmaßregeln greifen würde, nämlich zur Suspension vom Dienst und Sperrung des Gehaltes. Dadurch wären natürlich die Aerzte in eine recht schlimme Lage gekommen, da sie eben auf diese Weise zum Prozesse und zwar in der ungünstigeren Rolle des Klägers gezwungen worden wären. Diese Prozesse wollte die Kreishauptmannschaft bis zur obersten Instanz durchfechten, was natürlich lange Zeit und viel Geld in Anspruch genommen hätte. Ebenso wollte die Kreishauptmannschaft die alten Verträge nochmals prüfen und sie prinzipiell anfechten. Diese Schritte hätten, da sie durch keinen Rechtstitel, insbesondere nicht durch § 56a des Krankenversicherungsgesetzes gerechtfertigt und damit ungesetzlich gewesen wären, trotzdem den Aerzten schwere, vielleicht vielfach nicht zu überwindende Opfer auferlegt. Als durch ungesetzlichen Zwang auferlegt wären diese Verträge auch anfechtbar und damit als von Anfang an vernichtbar gewesen.

Dieses Vorgehen der Kreishauptmannschaft rief aber eine große Reaktion in der Ortskrankenkasse hervor. Nachdem die Ortskrankenkasse schon gegen die Maßnahmen der Kreishauptmannschaft Beschwerde zum Oberverwaltungsgerichte ergriffen hatte, berief sie fünf große Versammlungen. In diesen wurde die Gründung eines Sanitätsvereines beschlossen. Es sollte die Behandlung der Familienmitglieder nicht wieder eingeführt werden; vielmehr sollte diese ganz im Eventualfalle den Distriktsärzten übertragen werden. Die Mitglieder zahlten 10 Pfg. wöchentlich, wodurch den Distriktsärzten ihr Gehalt gesichert und ihre Abschiebung damit vereitelt würde.

Inzwischen hatten auch die Distriktsärzte beschlossen, an ihren alten, gesetzlich geschützten Verträgen festzuhalten. Es wurde eine Kommission gebildet, welche mit der Kreishauptmannschaft über die Beilegung des Streites beraten sollte. Zugleich zeigten die Distriktsärzte der Kreishauptmannschaft an, daß sie, solange deren Verordnung in Kraft bleibe, ihre Dienste entsprechend der freien Aerztewahl zur Verfügung stellten. Daneben stellten sie aber die Bedingung, daß sie der Vertrauenskommission nicht unterstellt würden. Diese besteht natürlich aus den streikenden Aerzten, also den Gegnern der Distriktsärzte, und die Letzteren wären damit allen Schikanen und der Abschiebung, die nicht lange auf sich hätte warten lassen, ausgesetzt gewesen. Da nämlich aus dem Pauschale, das den Aerzten zur Verfügung steht, die Gehälter der Distriktsärzte zunächst abgehen und damit nur eine verhältnismäßig geringe Summe für die anderen Aerzte übrig bleibt, wäre natürlich deren nächste Sorge gewesen, die Distriktsärzte wegzubringen, um die Gelder für sich flüssig zu machen. Das muß selbstverständlich verhütet werden. Denn die Verträge mit den Distriktsärzten sind rechtsgültig geschlossen und rechtsbeständig. Durch das Eingreifen der Kreishauptmannschaft darf keine Rechtsbeugung geschaffen werden. Dieselbe ist ja auch gar nicht nötig. Wenn der eine Paragraph, in dem die Aerzte nach Bezirken tätig zu sein haben, dahin abgeändert wird, daß sie im Rahmen ihrer bisherigen Leistungen für die ganze Ortskrankenkasse zur Verfügung stehen, so ist alles in Ordnung.

Auf dieser Basis scheint auch die Sache geregelt und damit der Streit beendigt zu werden.

Die Kreishauptmannschaft will nun auch von den Distriktsärzten einen Revers unterschrieben haben, daß sie dem neugegründeten Sanitätsvereine nicht beitreten. Dieses Verlangen ist ebenfalls ungesetzlich und wenn sie wieder mit Drohungen sie erzwingen wollte, wären diese Erklärungen wiederum anfechtbar und eventuell nichtig.

Es erweckt jedoch den Anschein, als wenn die Kreishauptmannschaft den gerechten Anforderungen der Distriktsärzte gerecht werden wollte, und das wäre gut. Denn durch das Vorgehen der Kreishauptmannschaft ist eine sehr weitgehende Unruhe in die weitesten Schichten des Volkes getragen worden, da die Krankenkassen ihr garantiertes Selbstverwaltungsrecht vernichtet sehen. Eine friedliche Beilegung des Streites wäre somit ein Segen für das ganze Land.

Notwendig ist dabei aber auch, daß Kautelen geschaffen würden, welche die Abschiebung der Distriktsärzte unmöglich machen. Denn sobald diese beginnen sollte, würde natürlich der ganze Kampf von neuem beginnen. Hoffentlich fällt auch die Verbescheidung der Beschwerde der Ortskrankenkasse beim Oberverwaltungsgerichte für alle Beteiligten, insbesondere auch für die Distriktsärzte, günstig aus; denn sonst ständen wir erst am Beginne eines Kampfes, der den bisherigen weit hinter sich ließe, nachdem auch die Mitglieder der Ortskrankenkassen zu sprechen begonnen haben.

Herrliche Erfolge auf dem Gebiete des Kinderschutzes.

Von

P. Gregor Gasser, S. D. S., Wien.

Ungefähr drei Jahre sind verflossen, seitdem in Wien der I. Oesterreichische Wohltätigkeitskongreß mit seinen wirklich wohltätigen Folgen abgehalten worden. Als eine der schönsten Früchte dieses genannten Kongresses muß die Gründung des charitativen Vereins „Kinderschutzstationen" bezeichnet werden. — Sein Zweck ist, verlassenen, mißhandelten und sonst bedürftigen Kindern beiderlei Geschlechts, ohne Unterschied der Konfession und Nationalität, vom Tage der Geburt bis zum vollendeten schulpflichtigen Alter nach Möglichkeit Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen und zwar in solcher Weise, daß dadurch Elternpflicht, Elternrecht und Familienleben nicht bloß nicht geschädigt, sondern geschützt und gehoben werden. Zunächst erstreckt sich diese Fürsorge auf Wien und Niederösterreich. — Dieser Zweck soll erreicht werden in erster Linie durch Errichtung von Tagesheimstätten für Kinder, die zu Hause der nötigen Aufsicht entbehren, weil ihre Eltern entweder außer Hause in Arbeit sind, oder deren Mütter im kleinen Wohnraume für Geld arbeiten müssen, wie zum Beispiel Waschfrauen, Näherinnen und dergleichen. In solchen Tagesheimstätten halten sich die Kinder an Wochentagen von 7 Uhr früh bis abends halb 7 Uhr auf, wo das Tagewerk der Eltern oder eines Teiles derselben wenigstens beendet ist; sie werden angehalten ihre Schulaufgaben zu machen, erhalten Unterricht in nützlichen Handarbeiten und werden zum Teile verköstigt, so daß die Eltern bloß für das Frühstück und das Nachtessen zu sorgen haben. Damit aber die arbeitsfähigen Eltern immer an die Pflicht für ihre Kinder zu sorgen erinnert werden, muß pro Tag 10 Heller Kosttaxe gezahlt werden. Solche Tagesheimstätten zählt der Verein zurzeit 8 mit 674 Kindern. — Nun gibt es aber in einer Großstadt gar viele arme kleine Wesen, deren Mütter im Spitale oder in der Haft sind, oder solche, die mißhandelt werden, verwaist sind; für solche Fälle werden Schutzstationen eingerichtet, wo die Kinder für kürzere oder längere Zeit vollständige Pflege erhalten. In den jetzt 3 bestehenden Schutzstationen sind 150 Kinder vollständig in Pflege übernommen. — Nebstdem befinden sich auf teilweise oder völlige Kosten des Vereines 85 Kinder bei Kostparteien teils auf dem Lande, teils in der Stadt selbst, so daß im dritten Berichtsjahre alles in allem der Verein 1200 Kinder in seine Obhut genommen hat. Gewiß ein ganz außerordentlicher Erfolg auf dem so wichtigen Gebiete der Jugendfürsorge! — Nicht unerwähnt bleiben darf das letzte Weihnachtsfest des Vereins „Kinderschutzstationen", für welches die so verdienstvolle Stadtverwaltung den vornehmen Festsaal des neuen Rathauses mit seiner feenhaften Beleuchtung den kleinen Schützlingen zuliebe zur freien Verfügung stellte. Durch die Rührigkeit und unverdrossene Arbeit so vieler Wiener Damen kam das Wunderbare zustande, daß 1000 Kinder fast gänzlich bekleidet werden konnten, ohne daß das Budget des Vereins eine Mehrbelastung erfuhr. — Und woher endlich die Mittel für solch ein charitatives Werk? Nach unserem Dafürhalten ist ein derartiges Unternehmen nur möglich, wenn die private und öffentliche Wohltätigkeit Hand in Hand gehen. In dieser Erkenntnis hat die Kommune Wien pro 1903 60,000 Kronen und das Land Niederösterreich 10,000 Kronen für das abgelaufene Vereinsjahr beigesteuert, während gegen 100,000 Kronen in Bargeld durch die private Charitas aufgebracht wurden. Einen ganz hervorragenden Anteil an dem Erfolge des Vereins hat dessen hohe Protektorin, Ihre K. u. K. Hoheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Maria Josepha, die an jedem noch so schlichten Feste für die Kinder teilnimmt und durch ihre Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit groß und klein entzückt.

☛ Den Juni-Abonnenten, deren Zahl relativ gering ist, wird zum Ausgleich die am 31. Mai erschienene Nr. 10 gratis und portofrei nachgeliefert. Eine Postkarte an den Verlag, für welche 5 Pfg. rückvergütet werden, genügt zur Bestellung. Den Abonnenten für Mai und Juni sind regelrecht 8 Nummern geliefert worden, den Abonnenten des ganzen Quartals 13 Nummern.



Das XI. Jahr der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Von

S. Aigner.

Wie man aus den Vereinsberichten ersieht, hat die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst seit ihrem 11 jährigen Bestehen für ihre Zwecke den Betrag von mehr als 200,000 Mark aufgebracht. Doch ist diese immerhin stattliche Summe eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was sie inzwischen durch ideale Förderung der christlichen Kunst erreicht hat. Alle Jahre erweitert sich ihr Wirkungskreis, erhöht sich ihre materielle und moralische Leistungsfähigkeit und vertieft sich ihr Einfluß. Darum müssen ihr die Freunde nicht nur der christlichen Kunst, sondern auch des christlichen Kulturlebens Dank wissen und stetes Wachstum wünschen.

In dem kürzlich ausgegebenen XI. Jahresbericht lesen wir, daß die Vorstandschaft auf 10 Jahre friedlichen und gerade deshalb freudigen und intensiven Wirkens zurückblicken konnte. Aber das verflossene Vereinsjahr 1903 steht nach Ausweis des Berichtes an Arbeit und Leistung hinter den früheren Jahren nicht zurück. Die XI. Jahresmappe (Vereinsgabe) enthält 11 prächtige Foliotafeln in Kupferdruck, Phototypie und Zinkographie, 27 Abbildungen im Text und 1 farbiges Titelbild, also nicht weniger als 39 Abbildungen von Werken lebender christlicher Künstler. 19 Künstler sind in dieser vornehmen Publikation, der keine andere Nation auf diesem Gebiete etwas ähnliches an die Seite setzen kann, vertreten. Der Text der Mappe führt in die Bilder ein, bringt biographische Angaben über ihre Autoren und befaßt sich in einem längeren Geleitswort mit mehreren wichtigen prinzipiellen Fragen, die gegenwärtig in der Kunstwelt zum Teil lebhaft umstritten werden. Auch zwei Konkurrenzen veranstaltete die Gesellschaft auf ihre Kosten, die eine zu einem romanischen Hochaltar, die andere zu einem Plan für eine Landkirche. Die jährlichen Verlosungen sind in der Weise geregelt, daß jedes Mitglied innerhalb vier Jahren seiner Zugehörigkeit zur Gesellschaft einen Gewinn erzielen muß. Im verflossenen Jahr wurden 814 Gewinnste ausgelost, darunter mehrere sehr wertvolle Originalwerke in Malerei und Plastik. Die Zahl der Mitglieder belief sich zu Anfang dieses Jahres auf 3756. Dieser Angabe fügt der Bericht bei: „Der starke Zugang des letzten halben Jahres wurde leider durch die Folgen einer bedauerlichen Preßpolemik fast wett gemacht." Wir bedauern diesen Umstand im Interesse der geschädigten Wirksamkeit der Gesellschaft für ihre großen Aufgaben; doch glauben wir, daß jene Mitglieder, die in jüngster Zeit ausgetreten sind, diesen Schritt wieder rückgängig machen, wenn sie in Ruhe den jetzt vorliegenden 11. Vorstandsbericht durchlesen, aus dem man sich von der großen, vorurteilslosen und opferwilligen Arbeit überzeugen kann, welche der Vorstand im Dienste des Vereins gerade seit Mitte vorigen Jahres geleistet hat. Eine „Krisis" hat, wie der Bericht sagt, in der Gesellschaft auch in letzterer Zeit nicht bestanden; man kann nur von abweichenden Meinungen einiger Mitglieder in etlichen Fragen, die jetzt gelöst sind, reden und von persönlichen Auffassungen, welche weitere Kreise nicht berühren. Nichts aber ist begreiflicher, als daß innerhalb eines so weit ausgedehnten und auf so schwierigen Gebieten arbeitenden Vereins zeitweise sachliche und persönliche Meinungsverschiedenheiten auftauchen; das darf die Mitglieder nicht bis zur Fahnenflucht erschrecken.

Daß die Gesellschaft ihrem I. Präsidenten, Dr. Georg Freiherrn von Hertling, sehr großen Dank schuldet, brachte der Vorstand voriges Jahr in einer künstlerischen Adresse geziemend zum Ausdruck. In jener Adresse an den I. Präsidenten heißt es: „Sie haben zu einer Zeit, als die Gesellschaft eines Erfolges noch keineswegs sicher war, nicht gezögert, für dieselbe mit Ihrem Ansehen einzutreten und ihr dadurch in allen Kreisen eine günstige Aufnahme zu erleichtern. Sie haben seitdem niemals unterlassen, sich den zahlreichen Mühen der Präsidentschaft und einer klugen, stetigen und gedeihlichen Zusammenarbeit mit dem Vorstande zu unterziehen." (Bericht üb. d. X. Gen.-Vers.)

Ueber die X. Generalversammlung zu München im Oktober vorigen Jahres handelt der Jahresbericht nur kurz, da hierüber schon früher ein eigener ausführlicher Bericht ausgegeben wurde; dagegen verbreitet er sich eingehend über die Zeitschriftfrage und über die Preßpolemik, in welche der Vorstand gezogen wurde. Es geschieht dies in einer sachlichen, ruhigen, vornehmen Weise, wobei alles Persönliche ausgeschieden ist, während sich die Preßangriffe hievon nicht frei gehalten hatten.

Der Abschnitt über die Frage, ob und unter welchen Modalitäten eine Kunstzeitschrift gegründet werden solle, geht auf die ganze Vorgeschichte dieser Angelegenheit ein und legt die schließliche Stellungnahme der Vorstandschaft dar, auch gibt er einen Auszug aus den Beratungen der Kommission, die auf der X. Generalversammlung ins Leben gerufen wurde. Das Resultat der langwierigen Verhandlungen interessiert auch jene Kunstfreunde, welche der Gesellschaft nicht angehören, weshalb wir näher darauf eingehen. Es wurde nämlich beschlossen, daß die Jahresmappe und alle sonstigen bisherigen Leistungen unverändert fortgeführt werden sollen; außerdem aber soll vom 1. Oktober d. J. an eine neue Zeitschrift herausgegeben werden. Die Zeitschrift erscheint monatlich unter dem Titel: „Die christliche Kunst" und umfaßt alle Gebiete der christlichen Kunst in Gegenwart und Vergangenheit, aber auch alle bedeutenderen Erscheinungen des gesamten profanen Kunstlebens und des Kunsthandwerks. Sie umfaßt also die gesamte Kunst, Architektur, Plastik und Malerei, die profane und religiöse, die Kunst der Gegenwart und Vergangenheit. Sie pflegt den regen Verkehr zwischen Künstlern und Kunstfreunden. Um sich nach Text und Illustrationen auf das Wertvollste beschränken zu können, hält man ihren Umfang in maßvollen Grenzen. Als Tendenz der Zeitschrift wird bezeichnet: „Positive Arbeit für die vom christlichen Geiste getragene Kunst; Förderung der lebenden Künstler; streng sachliche und gerechte Würdigung einer jeden wahrhaft künstlerischen Leistung ohne Ansehen der Richtung; Vermeidung unfruchtbarer Kritik." Die Zeitschrift soll im Text einen positiv gläubigen Standpunkt einnehmen, ein reichhaltiges, abwechslungsvolles Illustrationsmaterial bieten und dasselbe so wählen, daß sie in jeder Familie offen aufliegen kann; sie wird einen Preis haben, der ihre Anschaffung jedermann leicht ermöglicht und besonders für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst außerordentlich niedrig bemessen wird.

Die Gründe, welche in der Zeitschriftfrage zu der soeben gekennzeichneten Haltung des Vorstandes führten, dürfte ohne Zweifel nachträglich die Billigung auch jener Mitglieder finden, welche eine zeitlang eine andere Lösung dieser Angelegenheit befürworteten. Der Bericht legt einleuchtend dar, daß es nach dem jetzigen Stand der Entwickelung der Gesellschaft vorteilhafter sei, die Jahresmappe nicht preiszugeben, sie nicht in eine Zeitschrift umzuwandeln oder — was in der Wirkung dasselbe gewesen wäre — mit einer Zeitschrift zu verschmelzen. Vor allem werden die christlichen Künstler der Vorstandschaft hierin bald Recht geben. Daneben ist die Gründung einer auf christlicher Grundlage beruhenden allgemeinen Kunstzeitschrift ein wahres Bedürfnis. Durch die Zeitschrift erhält die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst Gelegenheit, ihre Tätigkeit weit über die Reihen ihrer Mitglieder auszudehnen, ja auf allen Gebieten der Kunst ein segensvoller und einflußreicher Faktor zu werden, ohne daß sie darüber ihr eigentliches Programm der allseitigen Förderung speziell der christlichen Kunst hinopfern muß. Die Zeitschrift ist nämlich nicht für die Vereinsmitglieder allein bestimmt, wenn sie letztere auch unter besonders günstigen Bedingungen erhalten, sondern kann allgemein abonniert werden.

Aus dem Abschnitt über die Preßpolemik, den die Mitglieder nicht ohne Spannung gelesen haben dürften, interessiert die Oeffentlichkeit hauptsächlich der ruhige Nachweis, daß die hauptsächlichsten Angriffe ihren Grund nur in einer mißverständlichen Auffassung der Organisation der Gesellschaft hatten. So wird bemerkt, daß die Leitung der Gesellschaft nicht in der Hand einer einzelnen Persönlichkeit liegt, sondern im 18gliedrigen Gesamtvorstand, soweit es sich um die allgemeine Richtung der Gesellschaft, um die Geschäfte und die Verwaltung des Gesellschaftsvermögens handelt. Neben dem Vorstand und von ihm gänzlich unabhängig übt die aus acht Herren bestehende und jährlich neu zu wählende Künstlerjury in allen künstlerischen Angelegenheiten ihr Amt aus. Die zwei Präsidenten besorgen mit Hilfe der Schriftführer und des Kassiers die Verwaltungsgeschäfte, besitzen aber keine selbständigen Rechte und wären nicht in der Lage, solche autokratisch auszuüben. Die „künstlerische Leitung" liegt ausschließlich in der jährlich wechselnden Jury; Klagen über die Mappe usw. träfen also die von den Künstlern gewählten Juroren, nicht aber den Vorstand oder einzelne Angehörige desselben. Sodann erklärt der Bericht, daß sich die Mappe bislang mit Recht einer schärferen negativen Kritik enthielt, und daß es sich bei den Erörterungen über die Zeitschrift nicht um eine öffentliche, sondern um eine Vereinsangelegenheit gehandelt habe. Aus letzterem Grunde verbreitet sich der Vorstand über diese Dinge nicht in der Oeffentlichkeit, sondern wendet sich in dem hiezu bestimmten Vereinsorgan an die Mitglieder. Der Bericht schließt mit der Versicherung, daß alle Gesellschaftsangelegenheiten ihren geregelten Gang gehen und das Interesse an der Gesellschaft ständig wächst; daran reiht sich der Wunsch, die nächste Generalversammlung zu Trier möchte von unerquicklichen Auftritten frei bleiben und ein schönes Bild der Einigkeit unter allen Mitgliedern bieten; ein Wunsch, dem wir uns anschließen.

Die Lichtung.

Von M. Herbert.

Irgendwo muß eine Lichtung sein,
Tief im Wald, die Keiner je betritt,
Nur der Himmel läßt in sie hinein
Seines Lichtes unhörbaren Schritt.
Ihre gold'nen Haare strählte dort
Einsamkeit, die hehre Wunderfrau,
Ihre Reinheit hütet wie ein Hort
Still und feierlich ringsum die Au.
Selt'ne Blumen wachsen dort am Bach,
Reich und hoch in süßer Heimlichkeit,
Schlanke Stengel, die kein Mensch je brach;
Feindlich starrt das Schilf, wie Schwerter breit.
Unentweiht ists dort. Die Jahre geh'n.
All die Schönheit blüht für sich allein.
Tausend blaue Sommertage steh'n
Zitternd im Gedächtnis jenem Hain.
Ach, die Lichtung möcht' ich einmal finden,
Eh' des Leibes Augen mir erblinden.

* * *

Irgendwo muß eine Seele sein,
Stolz und still und ernst in sich verschlossen.
Ihre Sehnsucht drang zum Himmel ein
Und auf Erden fand sie nicht Genossen.
Also tief ist ihrer Liebe Glut,
Also unermeßlich ihr Verstehen,
Daß um sie in ewig treuer Hut
Gottes Engel mit den Schwertern stehen.
Diese teure Seele möcht' ich grüßen,
Eh' sich meines Leibes Augen schließen.



Die internationale Kunst- und große Gartenbauausstellung in Düsseldorf.

Von

Rektor Ad. Joseph Cüppers-Ratingen.

II. Die Kunst- und die kunsthistorische Ausstellung.

Der Düsseldorfer Kunstpalast, der zurzeit die Ausstellung moderner Meister, sowie die kunsthistorische Ausstellung birgt, ist ein in italienischem Barockstile errichtetes Gebäude, dessen Fassade dem Rheine zugewendet ist. Der überkuppelte Mittelbau ladet durch ein prächtiges Portal in eine höchst vornehme Halle ein, die von vier mit Marmor bekleideten Pfeilern getragen wird. Sie öffnet sich nach den Seiten in hoch aufstrebende, reich ornamentierte Bogen, unter denen breite Treppenaufgänge in die Seitenflügel führen. Dem Portal gegenüber schließt sich ein Ehrenhof an, der von Säulengängen umgeben ist und an diesen in gerader Linie weiter der große Mittelsaal. Rechts und links lehnen sich die Ausstellungssäle an, die sämtlich von oben belichtet sind. Der ganze Bau bedeckt einen Flächenraum von 8000 qm.

Der südliche Flügel des Kunstpalastes ist den deutschen, der nördliche den ausländischen Künstlern zugewiesen, und hier hat auch die kunsthistorische Ausstellung ihren Platz gefunden.

In der Ausstellung moderner Meister sind fast alle Kulturnationen vertreten; neben Deutschland mit seinen verschiedenen Kunstgenossenschaften Holland und Belgien, Frankreich und Spanien, Italien und die Schweiz, Oesterreich und Ungarn, Dänemark und Norwegen, Polen und Rußland, Großbritannien und Amerika. Es hat einen ganz besonderen Reiz, das Kunstleben der einzelnen Nationen zu vergleichen, doch wird die Betrachtung erschwert und der Genuß verkümmert durch — den Katalog. Wie gewöhnlich sind die Bilder numeriert, im Katalog aber die Namen der Künstler alphabetisch geordnet, so daß man in einem und demselben Saale fortwährend herumblättern muß, um zu erfahren, wer und was jeder vorführt. Denn daß man einem Kunstwerk nur selten gleich ansieht, was es vorstellen soll, weiß jeder, der moderne Ausstellungen besucht hat.

Man spricht in der Gegenwart so viel von der Erziehung des Volkes zum Kunstverständnis und Kunstgenuß. Nun gut, so verbarrikadiere man doch nicht die Wege dazu. Man schreibe in Ausstellungen und Museen gleich an die einzelnen Werke, was sie bedeuten, und wer sie geschaffen, dann ist ein wichtiger Schritt zum Verständnis geschehen. Dem Durchschnittsbesucher kann man nicht zumuten, sich einen, noch dazu unpraktischen Katalog zu kaufen, in dem er mühsam suchen muß, bis ihm der Kopf brummt. Das bißchen Einnahme, das die Kataloge bringen, sollte doch keine Rolle spielen.

Wenden wir uns nach dieser, wie ich denke, nicht ganz unberechtigten Abschweifung den einzelnen Abteilungen zu.

Da muß vor allem in der deutschen einer Veranstaltung gedacht werden, die ihres Gleichen wohl noch nirgends gefunden hat: die Menzelausstellung. In zwei mit einander verbundenen Sälen sind nämlich alle nur erreichbaren Werke Adolf von Menzels vereinigt, der als der bedeutendste aller lebenden Maler gilt und nebenbei ihr Senior ist — geboren 1815. Sie sind chronologisch geordnet und gestatten einen höchst interessanten Ueberblick über den Entwicklungsgang dieses Künstlers. Es sind zum Teil Werke, die längst einen Weltruf erlangt haben, wie König Friedrich II. Tafelrunde in Sanssouci, Blüchers und Wellingtons Zusammenkunft nach der Schlacht bei Belle-Alliance u. a. Seine Majestät der deutsche Kaiser hat aus eigenem Besitz wie durch Stücke aus der Berliner Nationalgalerie in zuvorkommendster Weise dazu beigetragen, diese eigenartige Ausstellung zu ermöglichen. Menzel ist bekannt als der berühmte Illustrator des friederizianischen Zeitalters, und so hat man denn auch mit feinem Geschmack die Dekoration der Zimmer im Stile dieser Zeit gehalten und so den Bildern die passendste Umrahmung gegeben.

Eine andere Sonderausstellung, die in der deutschen Abteilung untergebracht ist, wird ebenfalls als ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges betrachtet: Zuloaga, der berühmte spanische Maler der Gegenwart, ist mit achtzehn hervorragenden Gemälden in den Düsseldorfer Kunstpalast eingezogen. Für mein Laienurteil bieten diese Zigeunerinnen, Tänzerinnen und anderen spanischen Figuren in der Auffassung und Darstellung und dem eigenartigen Kolorit weniger etwas unanfechtbar Schönes als vielmehr Charakteristisches.

Was im allgemeinen die Verteilung der Bilder in den einzelnen Sälen betrifft, so hat die damit betraute Kommission ihre Aufgabe trefflich gelöst. Man hat es vermieden, Bilder der gleichen Art neben einander zu hängen; religiöse und historische Vorwürfe, Genre und Landschaft wechseln mit einander, und dadurch kommt jedes Stück an seinem Platz wirksam zur Geltung.

Auffallend ist es, daß, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, das monumentale Bild in der mehr als anderthalbtausend Nummern umfassenden Sammlung nicht vertreten ist, ein großer Zug geht nicht durch diese moderne Ausstellung. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß wenig Bedeutendes zu sehen sei. Im Gegenteil, sie bietet eine Fülle großartiger künstlerischer Leistungen.

Düsseldorf ist sehr gut vertreten; seine Meister, die der Revolution der letzten Jahrzehnte in der Kunst mit geringen Ausnahmen gleichgültig gegenüber geblieben, sind jetzt auch in die moderne Bewegung eingetreten, und sie haben es mit Geschick und Geschmack getan. Von Vorteil war es dabei für sie, daß die realistische Hochflut bereits zurückgegangen war, als sie eingriffen, wodurch sie vor Verirrungen bewahrt blieben.

Berlin bietet viel Ungleiches, neben prächtigen Stücken läuft auch allerlei Barockes und Verzerrtes her, und es kann jedenfalls nicht den Anspruch erheben, in der bildenden Kunst an der Spitze zu stehen. München bringt in Komposition und Technik, Stimmung und Kolorit sehr viel Schönes; einzelne Bilder, wie Eichlers großes Temparabild Naturfest, wirken abstoßend und gehören dem Kunstgebiet der „Jugend" an. Auch Oesterreich-Ungarn und die keiner besonderen Gruppe angehörenden deutschen Künstler sind durch vorzügliche Leistungen vertreten.

Bei Holland und Belgien wirkt neben der eigenartigen Landschaft eine große Vergangenheit nach; Dänemark und Norwegen zeigen viel Stimmung und vornehme Ruhe. Großbritannien ist vielfach steif und wird von Amerika übertroffen; Spanien und Italien haben charakteristische Vorwürfe und im ganzen viel Farbenfreudigkeit. Frankreich glänzt durch vollendete Technik, huldigt aber auch in einzelnen Bildern einem

nicht von hoher Kunst durchwehten Geschmack.*) Tief im Realismus steckt die Schweiz; ihre Künstler haben die modernen Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, und Polen und Rußland sind auch noch nicht auf der Höhe.

Sehr reich ist die Ausstellung mit Werken der Plastik beschickt worden, nahe an fünfhundert größere und kleinere Skulpturen sind in den einzelnen Sälen wie im Ehrenhof des Kunstpalastes aufgestellt, und es sind viele hervorragende Stücke darunter. Die Palme gebührt ohne Zweifel dem Pariser Bildhauer A. Rodin, der allein 59 seiner Schöpfungen, meist in Gips, ausgestellt hat. Sie verraten eine geradezu staunenswerte Beherrschung der Form und sind von einer verblüffenden Lebendigkeit in der Bewegung und im Ausdruck. Auch andere Meister bezaubern durch ihre Werke; einzelne stehen allerdings hart an der Grenze, die der Plastik gezogen ist.

Die Architektur ist durch treffliche Zeichnungen, Aquarelle und Photographien vertreten, das Gebiet der angewandten Kunst durch eine reichhaltige Sonderausstellung von künstlerischen Gefäßen für Blumen und Obst und anderen Ausstattungsstücken modernen Geschmackes für Wohnräume.

Alles in allem vereinigt die diesjährige Kunstausstellung in Düsseldorf so viel Schönes und Wertvolles, daß sie die Aufmerksamkeit vollauf verdient, die ihr von allen beteiligten Kreisen zugewendet wird. Für die Künstlerschaft der Ausstellungsstadt aber ist sie von ganz besonderer Bedeutung, und wir wünschen und hoffen, daß sie der Ausgangspunkt einer Aera werde, die Düsseldorf die verlorene, mitführende Stellung in der bildenden Kunst wieder zurückgibt.

Die kunsthistorische Ausstellung nimmt im Vergleich zu der modernen nur einen bescheidenen Raum ein, übertrifft sie aber an innerem wie äußerem Werte.

Wie schon oben bemerkt, ist sie im nördlichen Flügel des Hauptpalastes untergebracht. In den beiden größeren ihr zugewiesenen Sälen sind noch von 1902 her vorzügliche Nachbildungen berühmter rheinisch-westfälischer Schöpfungen der kirchlichen Architektur des Mittelalters aufgestellt, die eine ebenso würdige wie wirkungsvolle Umrahmung der darin angebrachten religiösen Gemälde bilden.

An der Ausstellung sind neben zahlreichen Kirchen, Museen und Galerien beteiligt: der König von Württemberg, der Großherzog von Hessen, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, der Herzog von Arenberg (Brüssel), die Fürsten von Hohenzollern (Sigmaringen), Wied und Salm-Salm, sowie viele Private, unter denen namentlich Frau von Carstanjen (Berlin), Konsul Weber (Hamburg) und W. Dahl (Düsseldorf) eine größere Anzahl der kostbarsten Stücke aus ihrem Besitze hergegeben haben. Noch nie sind so viele Kunstwerke der Vergangenheit an einem Punkte und in so geschlossener Uebersicht vereinigt gewesen, weshalb diese Ausstellung das höchste Interesse aller kunstliebenden Kreise beansprucht.

In der Malerei umfaßt sie das ganze Gebiet der westdeutschen Kunst, vornehmlich der nieder- und mittelrheinischen wie der verwandten westfälischen und niederländischen Schule, französische, italienische und spanische Meister bis herab zum 18. Jahrhundert. Eine große Zahl der Bilder rührt von unbekannten Malern her, die nur nach ihren hervorragendsten Werken benannt sind, doch wird es genügen, Namen wie: Stephan Lochner, Hans Memling, Quinten Massys, Lukas Cranach, Albr. Dürer, Hans Holbein, Murillo, Lionardo da Vinci, van Dijck, Rubens, Rembrandt, Ruisdael zu nennen, um einen Begriff von den Schätzen zu geben, die hier zusammengebracht worden sind.

Neben den Gemälden sind die kostbarsten Bilderhandschriften ausgestellt: Evangelarien und Chroniken, Breviarien und Gebetbücher, von der karolingischen und ottonischen Zeit bis zu den späteren Werken des 15. und 16. Jahrhunderts. Die Dome von Cöln, Aachen und Trier, die Kirchen von Essen, Gladbach und Gerresheim, sowie alle großen westdeutschen Bibliotheken haben ihre auserlesensten Schätze zur Verfügung gestellt. Eine reiche Sammlung von Photographien rheinischer Buchmalereien ergänzt und vervollständigt die Originalausstellung und gibt mit dieser eine umfassende Uebersicht über diese hochinteressante Kunst.

Kostbare Stickereien und Tapisserien aus dem Fürstlichen Museum zu Sigmaringen, dem Besitze des Herzogs von Arenberg und des Fürsten zu Wied, sowie eine kleine Sammlung wertvoller Originalskulpturen ergänzen das glänzende Bild künstlerischen Schaffens vergangener Zeiten. Man kann sich nicht sattsehen an all den Herrlichkeiten, und fürwahr, die moderne Kunst hat keinen Anlaß, sich zu brüsten mit ihren Schöpfungen, und sie mag sich glücklich schätzen, wenn ihre Werke auch nur in bescheidener Zahl so viele Jahrhunderte überdauern.

*) Es wäre überhaupt kein Mangel gewesen, wenn einzelne Bilder und Skulpturen, nicht blos französische, die einem Gebiete angehören, das mit sittlicher Kunstauffassung nichts gemein hat, keine Aufnahme gefunden hätten.

Der Mensch bedarf nach ernstem Studium auch wieder der Erholung und Zerstreuung, und diesem Bedürfnis kommt der mit der Ausstellung verbundene Vergnügungspark entgegen. Auch er ist von einer einheitlichen Idee beherrscht, der Besucher soll ein Bild asiatischen, vor allem ostindischen Volkslebens erhalten.

Ein mächtiger Panoramabau zeigt in seinem Innern den Einzug der Mekkapilger in Kairo; in der gegenüberliegenden Arena ostindischer Völkerschaften führen Angehörige des Malabarenstammes, der Dschungeln, Leute von Hyderabad und dem Hochland von Hindostan dramatische Pantomimen auf; in zerstreut liegenden Bambushütten verfertigen sie allerlei Arbeiten mit den primitivsten Werkzeugen; indische Basare laden zum Kauf ein, und im Theater Alt-Japan führen japanische Gaukler und Tänzer ihre Kunststücke, Schauspieler ihre seltsamen Theaterstücke auf. Ein Illusionstheater, ein Irrgarten, ein Wasser- und eine Landrutschbahn und andere Unterhaltungen bieten die mannigfachsten Ergötzungen, und den leiblichen Bedürfnissen helfen treffliche Kaffeehäuser und Schenken ab. Unter den letzteren übt das Restaurant Oberbayern mit seinem hübschen Alpenpanorama, seinen niedlichen Bergseen und phantastischen Grotten ganz besondere Anziehung aus. Freunde eines guten italienischen Tropfens aber finden sich in der kleinen, reizenden Osteria Capri zusammen.

Und überall Musik! Ueberall schmettern größere und kleinere Kapellen ihre fröhlichen Weisen, rund um blühen Blumen, droben blaut der Himmel, und stolz trägt der Rhein im hellen Sonnenglanze seine Wogen vorbei.

Wer Sinn und Verständnis für das hat, was die Ausstellung bietet, wird sie mit Befriedigung und innerem Gewinn verlassen, wenn auch sein Geldbeutel um einige Mark leichter geworden ist.

Sport und Politik.

Von

Dr. L. Brand.

Leider widerspricht es der liberalen Phrase, und doch ist es geschichtlich: die Weltanschauung hat sich des Sportes zu bemächtigen gewußt, oder aber er selbst ist zu einer Weltanschauung geworden. Ersteres im nationalen Zeitalter in der deutschen jahnischen Turnerschaft, für die soziale Bewegung widerlich kopiert von den Arbeiterturnereien des Sozialismus — letzteres im Bewußtsein der geistig verödeten Großstädte, in denen die Bildung, selbst die der Muskeln, zur fadesten aller Religionen geworden. Interessant ist diese Beziehung im temperamentvollen, zum großen Zug und zur Verallgemeinerung neigenden Italien. Die Turnerschaft, die Federazione ginnastica nazionale, ist unter des Senators Todaro Leitung scharf freimaurerisch. Daneben organisierte sich im letzten Jahrzehnt sehr rege im Reflex seiner politischen Erhebung turnerisch auch das junge katholische Italien. Genua hat seinen San Filippo Neri, Turin seinen Don Bosco, Bologna seine Fortitudo, Mailand — ganz die knappe energische Milano — seine Voluntas und Venedig seine Juventus, die neulich vom Florentiner großen Turnstreit sieggekrönt zu den Lagunen heimkehrte. Ihren Eintritt in den genannten Gesamtverband haben diese Klubs letztens durchgesetzt (interessant notabene für die liberale Mappe ultramontaner konfessioneller Abgeschlossenheit). Der eigenartigste genialste Verein der Art ist Giovine Montagna in den Parmenser Alpen. Eine wahre Organisation der jungen Katholiken jener herrlichen Striche. Ich habe mehrfach ihre Feste mitgefeiert hoch oben auf Monte Dossolo oder einer der anderen Spitzen, auf deren jeder sie nunmehr schon ein Kreuz oder eine Madonna nahe am Himmel aufgerichtet haben, ihre Touren mitgemacht nach Canossa und zu den einsamen, erst von ihnen aufgeschlossenen Seen des Parmigiano hinauf, ihre literarische und patriotisch-religiöse Tätigkeit verfolgt, wie sie sich in der Wiedererweckung der alten wunderbaren Weihnachtsspiele hoch droben auf den Almen gibt. Micheli Peppino war der unübertreffliche Organisator. „Wenn das non expedit fallen sollte", sagte er mir damals, und zeigte mir vom Sattel herab den weiten Horizont, „dann wird das, sag ich dir, einer unserer besten Wahlkreise". Das war vor drei Jahren, und ich war überzeugt, er wäre damals schon gewählt worden, denn er kannte jeden Bauer in den Bergen bei seinem Namen. Aber „non expedit" — damals und heute und wie lange noch.

Dorfidylle und Musikdrama.

Von

Hermann Teibler.

Die Münchener Hofbühne brachte am 14. ds. Mts. zwei Erstaufführungen: Das einaktige Dorfidyll „Das war ich" von Richard Batka, Musik von Leo Blech, und das einaktige Musikdrama „Das Vaterunser" von Ernst von Possart, Musik von Hugo Röhr, das bei dieser Gelegenheit seine Uraufführung erlebte. Zwei heterogene Stoffe, mit heterogensten Absichten gestaltet. Blech-Batka wollten einer neuen Blüte der deutschen Konversationsoper, wie sie schon von Eugen d'Albert mit seiner „Abreise" angeregt war, den Weg bahnen, Possart-Röhr den Stil des Musikdramas neuerlich an einem aufs engste zusammengedrängten Stoff betonen. Dort ein ganz kleiner, naiv unschuldiger Spaß, ein harmloses Spielen mit kleinen Leidenschaften und Intriguen, in eine freundliche Dorflandschaft gesetzt, stilistisch sich dem alten Gelegenheitssingspiel Goethes nähernd, hier am blutigen Hintergrund der Kommune ein Seelengemälde, ausgeführt mit den grellsten Farben auf Wirkung abzielender Theatralik, heftige Entladung und zügellose Aeußerung der Empfindungen eines aufs tiefste erbitterten Weibes, plötzlicher Rückfall in Reue, Selbsteinkehr und reiner Erhebung zu Gott — kann man einschneidendere Gegensätze unmittelbar neben einander auf die Bühne stellen?

Und doch ruht, den musikalischen Teil der Werke betreffend, die gleiche Absicht auf beiden. Blech und Röhr haben sich ihre Arbeit gleich schwer gemacht, haben beide zuerst und um jeden Preis modern sein und reinen Extrakt ihres Stils geben wollen — haben beide die Saiten ihrer Leier so straff als möglich gespannt. Blech setzt in die Dorfstraße eine Musik, die hochromantisch, aber dem Idyll gegenüber zu schweren Kalibers ist — Röhr malt in die trauliche Vikarsstube das übermenschliche Seelenleid einer beleidigten Göttermaid à la Brünhilde, nicht den Seelenschmerz eines Weibes aus dem Volke. Und gerade die Sehnsucht nach Stilreinheit beider Komponisten wurde nicht erfüllt — soviel Musik sie gaben — den Eindruck der Geschlossenheit des sprachlichen und musikalischen Elementes konnten sie nicht erreichen, eine unausgefüllte Lücke klafft zwischen Musik und Libretto — in beiden Fällen waren sich die Dichter ihrer auch rückwärtsschauenden Absichten völlig klar, aber die Komponisten gingen mit verhängten Zügeln durch die Leinen, sie schauten nur vorwärts und jagten dem Phantom der Moderne nach.

Ich glaube kaum, daß es für ein Dorfidyll ein besseres, klassischeres Beispiel gibt, wie Smetanas „Verkaufte Braut" (die jedem Opernrepertoire angehören müßte). Sie ist eine Nummernoper, aber ein in sich gefestigter Organismus, aus dem ohne Schaden für das Ganze nichts herauszunehmen ist, und als Konversationsstück ein wahrhaft ideales Beispiel, das zum Betreten neuer Bahnen vorläufig noch gar nicht auffordert, oder wenigstens nur dort, wo man auch sicher weiterzukommen weiß. Smetana war ein musikalischer Dramatiker ersten Ranges, aber er wußte, warum er dem doch etwas schwerer wiegenden Konflikt seines Meisterwerkes gegenüber allen Tiefsinn verbannte und lediglich durch seine klar-durchsichtige Satzkunst und seinen überquellenden Melodienreichtum wirkte; selbst das Triviale verschmähte er nicht an rechter Stelle. Wie anders Blech: Man sehe sich das Vorspiel seiner Oper an; wer glaubt daran, daß nach diesem hochromantischen Gefühlsüberschwang mit dem pompösen Schluß ein lustig harmloser Bauernscherz kommen soll? Was nützt die ganze kontrapunktliche Kunst, wenn sie nur dazu da ist, um die rotwangigen Volksliedchen mit unterlegten musikalischen Grübeleien unkenntlich zu machen und den naiven bäuerlichen Gefühlsäußerungen eine professorale Bedeutung aufzudrücken? Frei von diesen Tiefsinnigkeiten sind die abschließenden Ensemblesätze; aber auch hier bietet die Künstlichkeit des Satzes mehr ein Gericht für Kenner, als eine allgemein zugängliche musikalische Bauerncharakteristik. Daß die eingestreuten melodramatischen Szenen den Eindruck stilistischer Geschlossenheit nicht erhöhen, ist selbstverständlich. In Summa: Blechs Fortschritt führte zur stilistischen Zersetzung und seine unausstehlich blank gescheuerten Bauern mit ihren musikalisch parfümierten Redensarten sind mir lange nicht so lieb, wie Smetanas gesunde Kraftgestalten — mag man ihren Stiefeln auch ansehen, daß gleich hinterm Scheuertor der unvermeidliche Düngerhaufen zu finden ist.

Hinsichtlich Röhr-Possarts „Das Vaterunser" hätte ich eigentlich — mutatis mutandis natürlich — das eben Gesagte zu wiederholen. Wenn sich Possart überhaupt entschloß, den Coppéeschen Stoff zu dramatisieren, so war es sicher weder seine Absicht, die darin reichlich aufgestapelte wirkungsvoll-äußerliche Theatralik echt Coppéescher Marke auf durchdachtere psychologische Wirkung abzuschwächen, noch dieselbe ins Bereich übermenschlicher musikalischer Wolkendramatik zu erheben. Er dachte sich wohl so etwas von der frischen und zielsicheren, wenn auch etwas brutal dreinhauenden Kraft des jungen Mascagni oder Puccini für das Werk geeignet. So glatt und geschmackvoll seine Verse sind, brutal bleibt die Rachsucht dieser Rose, die die Ermordung ihres Bruders durch die Kommunisten nicht verwinden kann, doch auch, fast noch mehr aber kann man dies von der riesig inkonsequenten, aber kolossal rühr- und wirksamen Schlußwendung sagen — wenn Rose schnell und entschlossen einem von der Mörderbande das Leben rettet und im Handumdrehen aus dem Fanatismus des Hasses zu fast übermenschlicher Heiligkeit gelangt. (Uebrigens eine wahre Meisterleistung des Frl. Morena.)

Auch Röhr hat über dem Bestreben dieser Expansion der Leidenschaften gerecht zu werden, vergessen, daß der Zorn, die Rachewut und Trauer eines einfachen Mädchens aus dem Volke anders aussieht wie die Verzweiflung einer Kundry. Er hat seine Musik von Anfang an auf den Siedepunkt äußersten Heroinentums eingestellt. Bis aufs höchste gesteigert, ist sie nicht mehr steigerungsfähig und muß sich zwingen, auf der Höhe zu bleiben um nicht widerwillen in die retrograde Richtung zu gelangen. Da gibt es denn glänzende Beispiele kühnster harmonischer und klanglicher Kombination, da stöhnt und schreit und ächzt es im Orchester, daß einem das Haupthaar emporknistert vor ästhetischem Schreck — aber der Glaube an die Echtheit dieser Leidenschaftskakophonien erstarkt nicht übermäßig, und erst wenn der alte Pfarrer mit seinem stillen Trost zu Worte gelangt und Rose den Glauben im Gebet wiederfindet, kommt auch das Ohr auf seine Rechnung, und man hört, daß Röhr neben anderem auch eine angenehme Musik voll sinnlichen Klangreizes zu schreiben versteht.

Dorfidyll und Musikdrama in allerletzter Auffassung wurden uns im Hoftheater vorgeführt, und sie gaben uns die Sicherheit mit heim, daß in deutschen Landen gar viel nachgedacht wird über den Fortschritt der Kunst, über neue Wege und Möglichkeiten, daß die persönliche Anteilnahme auch unserer Dirigenten am Weiterbauen sehr lebhaft ist, zumal ihr Beruf selbst sie zu den kenntnisreichsten Kämpen für den technischen Fortschritt macht. Aber auch die weitere Erfahrung erhielt Vorschub, daß wir in der Uebergangszeit leben, die jeder großen Epoche folgt und eben durch die Ueberfeinerung des Technischen und den Rückgang des Positiven — in unserem Falle des Melodischen, das aller musikalischen Erfindung Basis bleiben muß — sich kennzeichnet. Beide Komponisten haben mit großen Mitteln gestrebt, um weniger Großes zu erreichen; aber sie helfen mit zur Befestigung der Ueberzeugung, daß noch stets, von Mozart bis Wagner eben doch nur die Einfachheit das Zeichen des Genies war, und daß erst derjenige eine neue Zeit mit sich bringen wird, der sich des heutigen Materials bedienen kann, ohne den Boden dieser monumentalen Einfachheit und Sinnfälligkeit zu verlassen.

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

IX.

So sehr ich auch an der Hand fremder Tagesblätter kleine Sommerausflüge nach entfernten Städten des Deutschen Reiches mache, um dort wenigstens im Geiste einer Premiere beiwohnen zu können; — immer wieder kehre ich schleunigst nach München zurück. Denn in der Fremde hat man längst aufgehört, dem ohnedies übersättigten Publikum „Neuheiten" vorzusetzen, und bei uns in Isarathen hat man alle Abend fleißig darauf zu achten, daß man keine Premiere versäume.

Im Hoftheater gab es noch überdies einen Festabend zu Ehren unseres Herrn von Possart. Zum vierzigsten Male jährte sich der Tag, da dieser als Gast zum ersten Male als Franz Moor vor dem Münchener Publikum aufgetreten war. Aus diesem Anlasse spielte Possart, der mit der Theatergeschichte Münchens aufs engste verwachsen ist, am Jahrestage wieder diese Rolle, die letzte (?) überhaupt, in der er sich auf der Bühne zeigen will, — da er beabsichtigt, sich von nun ab nur mehr den Geschäften der Direktion der Hoftheater zu widmen.

Daß es zu einer spontanen Ovation für den Jubilar kam, ist bei der Beliebtheit Possarts und bei seiner genialen Darstellkunst, bei seiner eminenten Charakterisierungsgabe, beim metallenen Klang seines Organs selbstverständlich. Von Begeisterung überschäumende Studenten spannten ihm sogar die Pferde aus und zogen und schoben seinen Wagen bis zur Villa jenseits der Isar. — —

Im Schauspielhause gastiert wie alljährlich, auch heuer für einige Zeit Centa Bré, ein Münchener Kind, das jetzt in Hamburg engagiert ist. Leider brachte sie diesmal aus der Seestadt ein nicht eben glückliches Rollenrepertoire mit. Die beiden Novitäten, die dem Gaste zu Liebe zur Aufführung kommen, sind nicht eben glückliche Griffe für die Direktion gewesen.

Georg Engels „Im Hafen" ist eines jener modernen Stücke, die eigentlich nichts Neues und Modernes in sich schließen. Alles, was am Theater und in der Literatur im letzten Jahrzehnt modern war, „Im Hafen" zusammengetragen. Stimmungsmalerei mit Mondschein, Abendstimmung, Morgenstimmung, Dämmerung, nordisches Milieu, sogenanntes: Fischermilieu mit Seestimmung, Gewitter, Wetter, Sturm, Ruhe vor und nach dem Sturm sind die äußeren Ausstattungsmomente. Die inneren sind frei nach Halbes „Strom", frei nach Sudermanns „Johannisfeuer" ersonnen; dagegen sind die Figuren weit unglaublicher als in obigen Stücken. Einen so langweiligen Fischer wie den „Im Hafen" gibt es wohl nicht. Kurz dem Stück fehlt nichts aus der Rüstkammer moderner nordischer Milieudramen, — und doch ist es nur ein Haubenstock, auf dem all diese Dinge hängen, es fehlt ihm das innere Leben.

Das Lustspiel „Höhenluft" von Stobitzer, das wir ebenfalls Dank dem Gastspiel der Centa Bré zu sehen bekamen, und das gleich dem ersteren Stück nicht einmal eine Knall- und Glanzrolle für die Gastin enthält, ist ein harmloses, aus bekannten Motiven und Schwankideen zusammengesetztes „Theaterstück". Selbst die Persiflage auf jene junge Leutchen, die von einigen falsch verstandenen Brocken aus Nietzsches Werken sich eine sehr hinfällige, aber sehr unmoralische Lebensauffassung aufgebaut haben, ist unecht, weil sie nur so äußerlich angeheftet ist. Immerhin amüsierte das Stück das Publikum, dasselbe Publikum, das gegen wirklich literarische Produkte so furchtbar streng sein kann, dasselbe Publikum, das über jeden Witz, über jede Theaterfigur so herzlich lachen kann.

Im Gärtnertheater hat Hansi Niese, der weibliche Komiker Wiens, nach zwei Abenden leider ihr Gastspiel abbrechen müssen. Mit einer Knallrolle in dem Lustspiel „Arche Noah“ hatte sie sich eingeführt und sich in ihrer ganzen lustigen, oft übertriebenen Art zeigen dürfen, die auch die Herzen der Münchener bald erobert hätte. Ihr Talent hat leider, seitdem sie zum Star wurde, nicht mehr Gelegenheit gehabt, sich vollständig zu entfalten, — sie muß immer wieder sich selbst spielen und wäre doch viel besser, wenn sie andere spielen dürfte!

Kleine Rundschau.

Die Weißen in den deutschen Kolonien.

Bei Gelegenheit der Beratung des Nachtragsetats für Deutschsüdwestafrika, für das infolge des Hereroaufstandes erhöhte Forderungen notwendig waren, gab der Direktor im Kolonialamt Dr. Stübel einige Mitteilungen über die Zahl der Weißen in Deutschsüdwestafrika. Bei dem großen Interesse, das infolge der fortgesetzten Kämpfe, im Reichstage um Angelegenheiten unserer Kolonien für diese starken Defizitposten als Etats besteht, interessiert gewiß eine auf Grund amtlichen Materials bewirkte Zusammenstellung über die Zahl der Weißen in den verschiedenen Kolonien. Man vergleiche:

	Beamte der Verwaltung, Soldaten d. Schutztruppe	Missionäre, Geistl., Brüder	Kaufleut. und Händler, Gastwirte	Pflanzer und Ansiedl.	Technik. Ingen., Private, Aerzte, Handw., Arbeit. 2c	Zusammen
1. Deutschostafrika . . .	377	262	138	91	121	989
2. Kamerun	220	71	187	100	26	604
3. Togo	70	37	35	6	—	148
4. Deutschsüdwestafrika .	939	54	277	813	720	2803
5. Neuguinea						
a) Bismarckarchipel . .	14	66	72	26	36	214
b) Kaiser Wilhelmsland	4	42	11	15	42	114
c) Ostkarolinen . . .	6	12	20	3	12	53
d) Westkarolinen . .	4	12	35	—	—	51
e) Marianen	—	—	—	—	—	14
6. Marschallinseln . . .	3	9	30	2	18	62
7. Samoa	24	58	76	72	62	292
	1661	623	781	1128	1037	

Unter den Beamten sind bei Deutschostafrika 21, bei Kamerun 18 Eisenbahnbeamte. Die Angaben bei Deutschsüdwestafrika entstammen der Zeit vor dem Aufstande, sind also heute nicht mehr zutreffend. Besonders bemerkenswert ist an dieser Stelle, daß in der einzigen unserer Kolonien, die keines Reichszuschusses bedarf, in Togo, fast gar keine Pflanzer und Ansiedler tätig sind.

W. A. L.-B.

Bücherschau.

„Irreführung des protestantischen Volkes“ nennt sich ein von G. Weber in der Druckerei des Mainzer Lehrlingshauses (1904, Preis 1.20 Mk.) herausgegebenes, durchaus lesenswertes Schriftchen. Der Verfasser wendet sich in erster Linie an positiv-gläubige protestantische Kreise und stellt ihnen die Fälschungen und Entstellungen vor, welche die katholische Glaubens- und Sittenlehre sich fortwährend durch eine ganze Reihe protestantischer Theologieprofessoren gefallen lassen muß. Um die Unwahrheit derartiger Anklagen und Verleumdungen zu beweisen, dient kein hochgelehrtes Werk, sondern ein Volksbuch, das im Auftrage des Bischofs Ketteler im Jahre 1865 herausgegebene „Gebet- und Gesangbuch für die Diözese Mainz“. Allerdings enthält dieses nicht bloß eine Sammlung von Gebeten, sondern es ist zugleich ein Unterrichts- und Erbauungsbuch und birgt als solches eine ganze Reihe gediegener Grundsätze und Regeln für das christliche Leben in sich und gerade diese sind es, die der Verfasser den maßlosen Angriffen der gelehrten Herren Professoren gegenüberstellt und zwar in einer höchst einfachen, überzeugenden Weise, die für sich selbst spricht. Bei der Lektüre der Schrift muß man — gelinde gesagt — sich höchlichst wundern über die Widersinnigkeit und die Hartnäckigkeit, mit der so manche Vorurteile gegen alles Katholische von den ersten Vertretern der protestantischen Wissenschaft immer wieder unter das Volk geworfen werden. Jeder Einsichtige muß eine solche Kampfesweise um so mehr bedauern, als dadurch das Verständnis der großen christlichen Konfessionen für gewisse Fragen, in denen diese einig sein könnten in immer weitere Ferne gerückt wird. Neben vielen anderen zeigt auch Harnack in katholischen Dingen stellenweise eine großartige Ignoranz. So verwechselt er den Traditionalismus, ein modernes philosophisch-theologisches System, mit der Tradition, der Ueberlieferung; Unklarheit im Denken wird ihm nachgewiesen — was soll z. B. folgender Satz über die Gnade: „Wo das Einfachste und Schwerste nicht getroffen wird, die Kindschaft und der Glaube gegenüber der Schuld der Sünde, da ist die Frömmigkeit und die Spekulation dazu verurteilt, die Physis und die Moral in unendlichen Spekulationen zu behandeln, in der Verbindung dieser beiden Elemente die Gnade zu erkennen, um schließlich, wenn der Verstand erwacht ist und seine Grenzen kennt, bei dem bloßen Etwas und einer sich selbst unterbietenden Moral zu endigen“? — endlich wird ihm Pharisäismus vorgeworfen, weil er sich nicht scheute öffentlich die Erklärung abzugeben: es könnten auch solche Männer, welche an verschiedenen Teilen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht mehr festhielten, dennoch das Predigeramt übernehmen und sich dazu verpflichten, nach diesem Glauben, von dem sie selbst innerlich abgefallen sind, zu beten und zu lehren! Katholiken bietet die Schrift eine Fülle apologetischen Materials; möge sie aber auch im Interesse des konfessionellen Friedens von wahrheitsliebenden Protestanten einer kleinen Beachtung für wert befunden werden.

H. D.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München. Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rund... au.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4 mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch.“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Pol... Dr. Armin Kausen.

№ 14. ... I. Jahrgang.

Abonnements-Ein...

Die „Allgemeine Rundschau“ darf m... friedigung auf das abgelaufene Qu... ihres Bestehens, zurückblicken. Als vorn... schrift, die, auf dem festen Boden der christl... anschauung und der katholischen Kirche stehend, ... Programm der Zentrumspartei hochhält, hat sic... gemeine Rundschau“ viele Freunde erworben. Ihre... tung erstreckt sich schon heute über ganz Deutschl... weiterhin, wo die deutsche Zunge klingt. Der Kreis... Tausenden zählenden Abonnenten wächst von Woche zu...

Die „Allgemeine Rundschau“ erscheint in einer st... Druckauflage von 6000 Exemplaren.

Der „Allgemeinen Rundschau“ wurde von zahlr... katholischen Zeitungen und in massenhaften Zuschriften... Zeugnis ausgestellt, daß sie einem Bedürfnis in den gebild... katholischen Kreisen entspricht. Der vornehme Ton, ... gediegene, reiche und mannigfaltige Inhalt wurden v... allen Seiten gerühmt. Die neueste Auflage des Pre... stimmen-Auszuges sowie Probenummern und Mitarbeiter... listen werden stets gratis an jede gewünschte Adresse versandt.

Die „Allgemeine Rundschau“ zählt heute über 200 Mitarbeiter, darunter die klangvollsten Namen. Die Einrichtung, daß alle größeren Beiträge mit Namen gezeichnet sind, hat allgemeinen Anklang gefunden.

Die „Allgemeine Rundschau“ betrachtet es als eine ihrer Hauptaufgaben, höheren Gesichtspunkten der Politik immer mehr Geltung zu verschaffen. Hervorragende Parlamentarier unterstützen sie in diesem Bestreben.

Die „Allgemeine Rundschau“ widmet allen Kulturinteressen nachdrücklichste Pflege. Eine stattliche Schar namhafter Mitarbeiter aus der Gelehrtenwelt, aus den verschiedenen Zweigen der Literatur, der Kunst und der Fachwissenschaften stehen dem Herausgeber zur Seite. Originalbriefe aus allen Kulturländern, schöngeistige Essays, Plaudereien, Skizzen im Feuilletonstile, eine periodische Rundschau über neue Literaturerscheinungen, eine vielseitige Musik- und Bühnenschau gestalten den Inhalt so mannigfach als möglich; die Gebiete der Technik, des Gewerbes, der Arbeit, der Landwirtschaft, des Handels und Verkehrs werden nicht aus dem Auge gelassen.

Der „Allgemeinen Rundschau“ wurde trotz ihres kurzen Bestehens auch in der akatholischen Presse schon häufig mit Hochachtung begegnet. Vorurteilsfreie Stimmen Andersdenkender kamen in ihren Spalten wiederholt zu Wort.

Die „Allgemeine Rundschau“ bietet für die Sommer- und Ferienmonate gebildeten Katholiken eine interessante und anregende Lektüre und orientiert in knapper Form auch über die Vorgänge auf dem großen Welttheater.

Die „Allgemeine Rundschau“ kostet im Quartal Mk. 2.40.

...angabe.

... und das allgemeine Stimmrecht.

Von

Sigm. Frhrn. v. Pfetten auf Niederarnbach.

Das „Deutsche Adelsblatt“ bespricht in den jüngsten Nummern, angeregt durch die Sozialistendebatte im preußischen Herrenhause, die Frage, ob es Aufgabe des Adels ist, das allgemeine, gleiche Wahlrecht zu bekämpfen.

Ich gehe in wichtigen Momenten bei Beantwortung dieser Frage von anderen Voraussetzungen aus als das „Deutsche Adelsblatt“ und komme folgerichtig auch zu einem anderen Schlusse.

Ich kann in dem allgemeinen Stimmrecht unmöglich die Quelle all des Unheils erkennen, welches unsere staatliche und gesellschaftliche Ordnung augenscheinlich von Tag zu Tag in immer steigendem Maße bedroht.

Ist das allgemeine Wahlrecht aber nicht die Quelle dieser Uebel, so kann die Beseitigung desselben auch nicht das gesuchte Heilmittel sein.

Die Quellen der Gefahren, die unsere Zeit in so ernster Weise bedrohen, sind sehr verschiedene und führen zum Teil in Zeiten zurück, zu denen noch kein Mensch an das allgemeine Stimmrecht dachte.

Ich halte es für einen schweren Fehler, irgend ein einzelnes Heilmittel als Universalmittel anzupreisen, und halte es für nicht weniger bedenklich, eine Einzelursache für die Uebel unserer Zeit allein verantwortlich machen zu wollen.

Das allgemeine Wahlrecht ist ein Recht, das von der rechtmäßigen Staatsgewalt in vollkommen rechtlichen Formen

gegeben wurde und das von Tausenden für einen wertvollen Besitz gehalten wird.

Wer die Tatsachen und Kämpfe, die unsere Zeit charakterisieren, aufmerksam beobachtet und sie mit den Veränderungen vergleicht, welche den Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit im 15. und 16. Jahrhundert kennzeichnen, der kann sich nicht verhehlen, daß auch die Zeit, in der wir leben, den Charakter einer gewaltigen Uebergangsperiode trägt.

In dieser Uebergangsperiode hat das allgemeine Stimmrecht sicher schon viel zum Ausgleich der Gegensätze beigetragen.

Für die Entwickelung der Verhältnisse im öffentlichen Leben kommt ihm daher vielfach die Bedeutung zu, welche das Sicherheitsventil für den Dampfkessel hat.

Allerdings ist das allgemeine Stimmrecht ein Sicherheitsventil, dessen Mißbrauch schwere Gefahren in sich birgt, aber die Gefahr liegt im Mißbrauch und ist mit dem richtigen Gebrauche nicht notwendig verbunden.

Jedem von uns, der in den letzten dreißig Jahren im öffentlichen Leben gestanden hat oder dasselbe mit offenem Auge beobachtet hat, war reichlich Gelegenheit geboten zu sehen, wie sich auf allen Gebieten des gesellschaftlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Lebens wichtige und tiefgreifende Veränderungen vollzogen haben.

Nie und nimmer hätten sich diese in den geordneten Rechtsformen vollzogen, in denen sie tatsächlich stattgefunden haben, wenn nicht das allgemeine Wahlrecht der Vertretung der verschiedenen Meinungen und Interessen die breiteste Basis rechtlich gesichert hätte.

Ich möchte meinen, daß der alte historische Adel sich keiner Charakterschwäche schuldig macht, wenn er ein Recht, das ihm vielleicht nicht sympathisch ist und das er nicht gegeben haben würde, deswegen achtet und anerkennt, weil es tatsächlich zu Recht besteht, in den Formen des geltenden Rechtes gewährt wurde und von Tausenden seiner Mitbürger hoch geschätzt wird.

Wenn der alte historische Adel seine Pflichten erfüllt und am öffentlichen Leben in dem Maße teilnimmt, wie es ihm als in und mit dem Volke lebend zukommt, so wird er viel dazu beitragen können, Mißbräuche dieses zweischneidigen und in mancher Richtung gefährlichen Rechtes zu verhindern oder wesentlich einzuschränken.

Der Adel wird seine Tatkraft im öffentlichen Leben nützlicher und sicher erfolgreicher anderen Aufgaben zuwenden können als dem Kampfe gegen das allgemeine Stimmrecht, das so, wie die Dinge einmal liegen, ohne die allerschwersten Erschütterungen dem Volke nicht entzogen werden kann.

Ich brauche hier nicht hervorzuheben, daß das allgemeine Stimmrecht weit entfernt ist, eine Anerkennung der Volkssouveränität in sich zu schließen.

Auch mit dem allgemeinen Stimmrechte können die staats- und gesellschaftsgefährlichen Bestrebungen unserer Zeit mit Erfolg bekämpft werden. Für die Monarchie ist das allgemeine Stimmrecht kein Hindernis, ihrer Aufgabe in unserer ernsten Zeit in vollem Maße gerecht zu werden.

Wenn der Adel in dem Kampfe um seine berechtigten Interessen nicht ansteht, fremdes Recht zu achten und diesem jederzeit die gleiche Ehre zu geben, welche er für das eigene Recht beansprucht, dann können wir auch mit dem allgemeinen Stimmrechte erfolgreich der Auflösung von Recht und Ordnung entgegenarbeiten. Aufgabe des Adels ist es, für die Autorität im privaten und öffentlichen Leben einzutreten.

Mit Erfolg kann das nur geschehen, wenn daran festgehalten wird, daß die staatliche Autorität ihren Ursprung selbst nicht allein in menschlichem Willen, sondern in der göttlichen Ordnung zu suchen hat.

Recht und Sitte sind in ihrer tiefsten Grundlage menschlicher Willkür entzogen und haben ihren letzten Grund in Gott und seinem heiligen Willen.

Gern gebe ich zu, daß der fortschreitenden Tendenz zur Auflösung der Bande der Ordnung und des Rechtes in Staat und Gesellschaft mit geistigen Mitteln allein nicht erfolgreich widerstanden werden kann, aber ich lege auf das Wort „allein" das entscheidende Gewicht.

Geistige Bewegungen, welche einer wahren inneren Ueberzeugung ihrer Träger entsprechen, können erfolgreich mit keinen anderen als mit geistigen Waffen bekämpft werden.

Glücklicherweise sind aber die Bewegungen, deren Gefahr das „Deutsche Adelsblatt" mit so bewunderungswürdiger Aufwendung von Kraft und Mut bekämpft, bei einer sehr großen Anzahl ihrer Träger nicht der Gegenstand einer gereiften inneren Ueberzeugung und bei sehr vielen auch nicht Gegenstand geistiger, sondern sehr materieller Bestrebungen.

Noch nie ist in der Weltgeschichte das, was von unehrlichem Willen getragen oder aus eitler Selbstsucht zu Unrecht angestrebt wurde, ausschließlich mit geistigen Mitteln mit Erfolg bekämpft worden.

Hier ist also zu praktischen Maßnahmen ein reiches Feld geboten.

Aber auch da darf Recht, Billigkeit und Nächstenliebe nicht zu kurz kommen.

Im „Deutschen Adelsblatte" wird die Hoffnung ausgesprochen, daß durch Einschränkung des allgemeinen Stimmrechtes dem weiteren Anwachsen der Sozialdemokratie Einhalt getan werden kann.

Ich vermag nicht abzusehen, wie die nachteiligen Folgen der Unzufriedenheit großer Massen mit den bestehenden Zuständen dadurch beseitigt werden sollen, daß der gesetzliche Weg, dieser Unzufriedenheit Ausdruck zu geben, abgeschnitten oder erschwert wird.

Es handelt sich doch darum, die Ursachen berechtigter Unzufriedenheit nach Möglichkeit zu beseitigen und den Volksmassen wieder lebhafteres Empfinden dafür beizubringen, daß volle Zufriedenheit auf dieser Erde für den Menschen unerreichbar bleibt.

Das erste kann durch klugen Ausbau der Sozialreform erzielt werden.

Was das zweite Mittel betrifft, so muß daran erinnert werden, daß zur Unzufriedenheit der Massen sehr viel beigetragen wird durch falsche Lehren einer destruktiven Wissenschaft, die tief in breite Volksschichten gedrungen sind und fortgesetzt ihnen zufließen.

Dem gemeinen Manne kann nicht verwehrt werden, daß er das glaubt und in seinen Konsequenzen in das praktische Leben umsetzt, was häufig sogar der mit Staatsgeld bezahlte und von der staatlichen Autorität aufgestellte Professor vom Lehrstuhle der Hochschule herab als Ergebnis einer sich unfehlbar dünkenden Wissenschaft verkündet.

Nicht selten gilt von solcher Weisheit, die sich selbst als Errungenschaft des forschenden Menschengeistes brüstet, das Wort der Schrift: „Die Füße, die sie hinaustragen, stehen schon vor der Türe."

Vor wahrer Wissenschaft behalten solche Irrtümer oft nur kurze Zeit ihren bestechenden Glanz, aber das Gift, das sie in das öffentliche Leben hinaustragen, wirkt aller besseren Erkenntnis zum Trotze oft lange fort, nicht im Dienste der Wahrheit, sondern zur Förderung menschlicher Leidenschaft und Torheit.

Auch in unseren politischen Kämpfen müssen wir uns darüber klar zu werden suchen, daß Ordnung in Gesellschaft und Staat ohne Autorität nicht möglich ist, daß aber menschliche Autorität eine sichere Stütze nur in der Autorität dessen finden kann, der von sich sagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Wenn wir nicht den letzten Grund menschlicher Autorität in Gott suchen, eine letzte, unbedingt maßgebende Autorität in göttlichen Gesetzen anerkennen, dann bleibt als letztes Fundament menschlicher Autorität nur die Gewalt übrig, und wenn über den Starken ein Stärkerer kommt, dann ist es um seine Autorität geschehen.

So lange wir uns in den allerwichtigsten Fragen, wie über Ursprung, Ziel und Bestimmung des Menschengeschlechtes, kurz in Fragen des Glaubens der Notwendigkeit, die eigene Einsicht einer ewigen, göttlichen Autorität zu beugen, nicht fügen wollen, so lange werden alle unsere Versuche, die bestehende staatliche und gesellschaftliche Ordnung vor den drohenden Gefahren des Jahrhunderts zu schützen, eitel und erfolglos bleiben.

Ein Jahr Reichstag!

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Am 16. Juni 1903 wurde der neue Reichstag ins Leben gerufen; just ein Jahr später — abends gegen 9 Uhr — verließen die Reichstagsabgeordneten den stolzen Prachtbau am Königsplatz, nachdem sie noch zuvor der 100. Sitzung angewohnt hatten, und gingen in die Ferien: Der Reichstag ist vertagt bis 29. November! An einem solchen Wendepunkt ist ein Blick rückwärts gestattet!

Die Erfahrungen in diesem Jahr lehren manches; aber sie geben absolut keinen Anlaß, dem Pessimismus sich hinzugeben. Es ist vielmehr recht viel und Brauchbares in diesem ersten Jahr geleistet werden. Den Vorwurf der Unfruchtbarkeit kann niemand diesem Reichstage machen. Da war es zunächst der Etat mit seinen vielen Fragen und Fräglein; in den Debatten zu demselben steckt doch recht viel Arbeit. Eine ganze Unmenge von Gegenständen sind im Anschluß an denselben durchbesprochen worden, und wenn die parlamentarische Frucht auch noch nicht gepflückt werden kann, so fördern solche Auseinandersetzungen doch wesentlich die Sache. Es bekundet einen hohen Sinn für Sparsamkeit, daß es dem Reichstag gelungen ist, das drohende Defizit von fast 60 Millionen zu beseitigen und so die Zuschußanleihe, die immer eine fatale Sache ist, aus der Welt zu schaffen. Wir kennen manche Parlamente, die außer dem Etat nichts oder nicht viel erledigen und alle anderen Arbeiten auf das nächste Jahr hinausschieben. Aber der Reichstag hat heuer noch eine ganze Reihe von Entwürfen erledigt, an welchen sich seine Vorgänger vergeblich abgemüht haben. Die Reichsfinanzreform ist ja dem Leser hinlänglich bekannt. Dazu treten aber die beiden Kolonialbahnen; wir sehen in der Genehmigung derselben den Entschluß des Reichstages, mit der seitherigen Kolonialwirtschaft und dem Kolonialelend zu brechen. Das Reich muß bis jetzt jährlich 25 Millionen Mark Zuschuß leisten; das Ende dieser Leistung ist nicht abzusehen. So kann es aber doch nicht weitergehen! Die Koloniallast kann nicht beseitigt werden durch Verkauf der Kolonien; wir können uns auch nicht schimpflich aus denselben zurückziehen. Somit bleibt nur ein Weg übrig: Die Kolonien müssen mehr erschlossen werden, damit sie sich heben und unabhängig vom Reiche auskommen können. Seither ist für die Erschließung der Kolonien nicht zu viel geschehen. Unbestritten steht, daß diese am meisten und und nachhaltigsten gefördert wird durch die Erstellung von Eisenbahnen. Jeder von uns weiß, was die Erbauung einer Bahn an volkswirtschaftlichem Nutzen einer Gegend bringt; in noch höherem Maße aber gilt dies für unsere Kolonien. Dann kommt noch die Baumwollnot dazu; hier sind wir den Machinationen der Vereinigten Staaten gegenüber einfach machtlos. Der Sturz des Baumwollkönigs Sully hat tief hineinblicken lassen! Nun erklären sämtliche Fachmänner, daß die in Deutsch-Ostafrika gebaute Baumwolle der besten ägyptischen Qualität gleichsteht; in Togo haben die Wilden schon früher Baumwolle angebaut. Aber der Erfolg der gesamten Baumwollkultur steht und fällt mit den Eisenbahnen; ohne dieses Transportmittel kann die Anpflanzung der Baumwolle nie gelingen. Eine Eisenbahn sichert auch Ersparnisse in den Verwaltungskosten der Kolonien; in Deutsch-Ostafrika verringern sich die Transportkosten allein um 216,000 Mk. Angesichts dieser Verhältnisse fanden die beiden Linien Lome—Palime (Togobahn) und Dar-es-salam—Mrogoro (Deutsch-Ostafrika) sofort im Prinzip eine günstige Aufnahme. Die Debatten bewegten sich mehr um die Modalitäten. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte in Afrika zeigt mit aller Klarheit, wie weit zurück hier gerade die deutschen Kolonien sind. Den Wünschen des Reichstages (Meterspur statt 0,75 m) wurde Rechnung getragen, und so fanden beide Linien eine erhebliche Mehrheit. Der Freisinn und die Sozialdemokratie hatten ihr rundes Nein! aber sie sagten uns nicht, wie anders man aus der heutigen Kalamität herauskommen kann. Wir sind kein Kolonialschwärmer, das rein rechnerische und kaufmännische Moment veranlaßte uns, in der Erstellung der beiden Kolonialbahnen einen Fortschritt für die deutschen Schutzgebiete wie für die Finanzen des Reichs zu sehen. Die vorübergehende geringe Mehrbelastung des Reichs ist die Pforte zu künftiger Entlastung! Die Entschädigung unschuldig Verhafteter ist ein über 20jähriger Wunsch des Reichstags; im Jahre 1898 wurde für die unschuldig Verurteilten die Entschädigung eingeführt, 1904 folgte jetzt die für die unschuldig Verhafteten. Damit steht das Deutsche Reich an der Spitze aller Kulturstaaten, und wenn auch nicht alle Wünsche erfüllt sind, so bedeutet das neue Gesetz, das der Reichstag so prompt erledigte, doch einen großen Fortschritt und eine Wohltat, wie auch einen wirksamen Riegel gegen den Uebereifer von Staatsanwälten! Die Kaufmannsgerichte hatten ein wechselreiches Schicksal; ohne den zähen Willen des Staatssekretärs Graf Posadowsky und die Klugheit des Abgeordneten Trimborn hätten wir dieses Gesetz nicht erhalten; ersterer mußte den Widerstand im Bundesrat brechen, letzterer die Hindernisse im Reichstage beseitigen, und beides war keine geringe Arbeit. Wir geben auch an dieser Stelle unserm Bedauern darüber Ausdruck, daß namentlich die süddeutschen Regierungen so laue Freunde und versteckte Gegner des Entwurfes waren. Wenn es im Reichstag kürzlich hieß, Preußen sei auf allen Gebieten in der Rückständigkeit voran, so trifft es gewiß hier nicht zu; die preußischen Stimmen im Bundesrate verhalfen dem Entwurfe zum Leben. Das Frauenwahlrecht mußte drangegeben werden, so gerne ein erheblicher Teil des Zentrums auch dieses eingeführt hätte, da er auf diesem Gebiete der Frauenbewegung gerne eine Konzession gemacht hätte. Die freisinnigen Abgeordneten, die nie warme Freunde der Kaufmannsgerichte waren, konnten sich nun durch gewaltige Reden für das Frauenwahlrecht lieb Kind machen bei dem gegenwärtig tagenden Frauenkongreß. Einige Besucherinnen desselben wohnten eine zeitlang den Verhandlungen bei; ein bayerischer Kollege und ich stritten uns ernstlich eine zeitlang, ob einer der Besucher ein Herr oder eine Dame sei, „Mannweib" war sie! Wir erblicken in der Schaffung der Kaufmannsgerichte einen wichtigen sozialpolitischen Fortschritt, wenn uns auch die Errichtung eines weiteren Sondergerichtes nicht ohne alles Bedenken erscheint. Mit den kurz skizzierten Gesetzen hat der neue Reichstag sich jedenfalls nicht schlecht eingeführt, ein höheres Prädikat will ich als Mitglied desselben nicht nehmen. Nur ein Entwurf gilt als gescheitert: das Münzgesetz; obwohl Berichterstatter desselben, weinen wir ihm doch keine Träne nach. Das vorgesehene neue 50 Pfg.-Stück würde nur zu leicht mit dem 5 Pfg.-Stück verwechselt worden sein. Da ist es besser, es bleibt, wie es ist! Das Dreimarkstück will uns der Bundesrat nicht geben, unbegreiflich, weshalb nicht! Hier hätte er doch nachgeben können. Gewiß ist die Bankwelt auch dagegen, und wenn man sagt weshalb, so erfährt man als Hauptgrund: man kann keine Hundertmarkrollen aus 3 Mk.-Stücken machen, als ob all jenes Geld seinen Zweck verfehlt hätte, das nicht „gerollt" wird! Doch alles in allem: schon im ersten Jahr ist ein tüchtiges Stück Arbeit im neuen Reichstag geleistet worden!

Das Fürstenzerrbild des „Simplicissimus".

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

In meiner Jugend waren die Bilderbücher noch schwarzweiß oder von der schlichten Buntheit des Struwelpeters. Als Bilderbuch diente jedes Buch, das Bilder enthielt, der Sulzbacher Kalender mit den Mondphasen, den Tierkreis- und Monatsbildern und wahllos, wie er sich eben bot, irgend ein Band einer illustrierten Zeitschrift. So lag in vielen kranken Tagen meiner Knabenzeit die im Verlage von Hallberger in Stuttgart erschienene Chronik des letzten großen Kriegs vor mir auf dem Bett. Ein Kissen milderte den Druck des schweren Buches, meine Mutter deutete mir die Bilder. Ich freute mich des Turkos, dem ein Preuße auf die Frage: Wo ist verdammter Preuß? mit dem Kolben antwortet, und der Husaren, die ihre Pferde zum Stalle führen. Wenn mir dann meine Mutter eine immer wieder willkommene Einquartierungsgeschichte vorgelesen hatte, die die Schicksale eines großen, langbärtigen preußischen Grenadiers schildert, der in einer französischen Bauernhütte einquartiert wird, beim Eintreten mit der Pickelhaube das niedrige Dach durchstößt und am Ende auf den Trümmern des zu kleinen Bettes von Mäusen umspielt und vom Mond und von den Sternen betrachtet ausruht, — dann wandte ich mich voll unsäglichen Behagens, das der Mond und die Sterne über dem niedrigen, heimlichen Dache und dem friedlichen Schläfer in mich gesenkt hatten, zur Wand, den letzten Vers im Ohre: Und streckt man sich gehörig aus, fällt man heraus und ruht sich aus. So jung ich damals war, diese Eindrücke sind geblieben. Die Kriegschronik war mein Lieblingsbuch auch in meinen Jünglingsjahren, als meine Mutter mir Bild und Wort nicht mehr zu deuten brauchte. Ich lernte daraus mein Volk und in dem milden, frommen, großen Heerkönig das Königtum lieben.

Auch heute wird es noch so sein, auch heute wird noch ein bilder- und geschichtendurstiges Kind des Kalenders und der drolligen Mondphasenbilder oder sonst eines schwarzweißen „Bilderbuchs" froh sein, wenn sich ihm nichts anderes bietet. Aber es bietet sich ihm ja so viel anderes, bunte Labe für das farbenfrohe Auge und lockendes Gift für das weiche, junge Herz.

Bücher sind zählebig, sie haben ihre Schicksale. In Nummer 34 seines 3. Jahrganges verzeichnet der „Simplicissimus" eine rechts-

verbindliche Wochenauflage von 58,000 Exemplaren, in Nummer 36 des gleichen Jahrganges ist die Zahl schon auf 67,000 gestiegen. Wie hoch die Auflage des Witzblattes jetzt ist, weiß ich nicht. Auch die 67,000 Exemplare geben Grund zu der Vermutung, daß viele tausend Bände des „Simplicissimus“ als Bilderbuch von Hand zu Hand gehen und wohlverwahrt in Truhen und auf Schränken liegen, ein zerrüttendes Narkotikum für die Gegenwart und ein Gifterbe für unsere Kinder. Sehr nahe liegt die Gefahr, daß der ostereierbunte „Simplicissimus“ auch zum Bilderbuch wird. Wo aber dieses Witzblatt als Bilderbuch dient, wie lernt da ein Kind, ein Knabe, ein unfertiger Mann das Königtum kennen?

Der König wird nie genannt. Er heißt hier Serenissimus, wie Jupiter und die römischen Kaiser, aber er wird durch seine Attribute auf vielen Bildern für jedes Kind erkennbar dargestellt.

Da erscheint, von J. B. Engl gezeichnet, ein dicker, würdeloser Mann mit weichlichen oder harten, immer rohen Zügen, im Schlafrock, die Krone auf dem Haupte, oder in reichgestickter, an die Empirezeit erinnernder Uniform, der über den glänzenden Einfall seines Ministers, die zahllosen Majestätsbeleidigungen durch Geldstrafen zu sühnen, hocherfreut ist, im Kreise seiner Höflinge dem seinen Hausorden verspricht, der eine Zigarre zu Ende raucht, ohne daß die Asche abfällt, von seinem Hofmusikus die Widmung eines Verdauungsmarsches annimmt, ein Bild der Beschränktheit und Roheit, in seiner äußeren Erscheinung und in seiner Denkweise ein Bruder des Englschen Geistlichen und Bierkiesers. Der gleiche Typus erscheint bald in Münchener Kellertracht, bald in der Soutane, bald im Hermelin oder in großer Uniform.

Das ist die harmloseste Form des Fürstenzerrbildes des „Simplicissimus“. Eine Verlagsanzeige nennt ein Album mit hundert Zeichnungen Engls, das wohl auch einige Serenissimusbilder enthalten wird, „wie wenige geeignet, ein Freund des Volkes und der Familie zu werden“.

Wer im Heim und im Herzen neben den Bildern seiner Eltern die milden Züge eines geliebten Fürsten vor Augen hat, des großen ersten Kaisers, des Großherzogs von Baden, des Königs Albert von Sachsen, unseres geliebten Regenten oder unseres dem urteilsfähigen Deutschen immer teurer werdenden Kaisers, der messe an dem freundlichen Fürstenbilde, das ihm am liebsten ist, die Größe der Frechheit, die schon in der harmlosesten Form des Fürstenzerrbildes des „Simplicissimus“ zutage tritt.

Das Königtum im Bilde zu verhöhnen, ist nicht die Aufgabe eines einzigen Künstlers des „Simplicissimus“. So viel Zeichner der „Simplicissimus“ zählt, so viel Zerrbilder des Königtums bietet er.

Wilhelm Schulz zeichnet alte Könige, die eine junge Frau nahmen, und junge Königinnen, die aus der alten Zeit manchmal ins neue Leben treten dürfen, die gehoffte Erlösung jedoch nicht finden. Er zeichnet aber auch die Fürsten der alten Zeit, die ihre Untertanen als Kriegsmaterial verkauften und dabei nach der Ansicht des „Simplicissimus“ immer noch besser waren als Fürsten unserer Zeit, die fähig sein sollen, ihre wehrkräftige Mannschaft zu verschenken. Er zeichnet einen stark an den großen Kurfürsten erinnernden Herrscher des 17. Jahrhunderts, der seinen Leibjäger zum Bürgermeister seiner Residenzstadt macht, er zeigt uns Goethe und Karl August im Gespräch über das Berliner Kunstkommando, das sie unbeachtet lassen, während sie sich in Militärstiefelangelegenheiten dort Rats erholen wollen, er stellt uns in Napoleon einen Fürsten dar, der wirklich nach der Weltherrschaft strebte, daher seine Stärke nicht darin suchte, jede Woche ein neues Uniformstück zu erfinden. So gibt er in Gestalten aus alter Zeit wie in einem Spiegel eine Karikatur unseres Kaisers. Doch versteht er auch moderne Fürstengestalten zu zeichnen, so einen Serenissimus, der nur eines noch nicht kann, das Schuhplatteln, und diesen Mangel bald zu beseitigen hofft.

Bruno Paul erzählt von einem bestellten Attentat. Dem Fürsten, dem Attentäter, der für seinen Beitrag zum Ruhme des Herrschers zum Attentatsrat ernannt wird, und der Landschaft gibt er die Tracht der Rokokozeit. Er läßt einen Museumsdirektor den Zylinder an der Statue Apollos zur Schonung der Prüderie fürstlicher Besucher verwenden, er stellt den schweigsamen Führer unserer Heere in den letzten Feldzügen als geeignet hin, Fürsten und Feldherren zur Schweigsamkeit zu erziehen, und zeichnet zur Zeit der Enthüllung des Berliner Bismarckdenkmals den Riesen Bismarck und einen winzigen Jungen, der ihm auf die Kürassierstiefel spuckt. Er läßt einen jungen bayerischen Prinzen an einen alten General die Frage richten, ob er gerne beim Militär sei, und verspottet die Vorsicht, die den Fürsten leider durch das Auftreten unseliger Assassinen geboten ist, mit der angesichts eines starken Aufgebots von Schutzleuten gestellten Frage, ob der Fürst unter Polizeiaufsicht stehe. Die Fürsten erscheinen in dieser Darstellung als hochmütige Prahlhänse, geschwätzige, neidige Pygmäen und verächtliche Feiglinge.

Auch Eduard Thöny zeichnet im Nebenamte einen ehrsüchtigen fürstlichen Banausen, der in die Komposition eines Historienbildes eingreift, um zu sparen und sich ins rechte Licht zu setzen, einen König der Wüste, der eine starke Marine braucht und willige „Schiffe der Wüste“ findet, einen kleinen preußischen Prinzen, dem vor der Front eines mit Blechmützen geschmückten Regiments ein übergesund aussehender Feldwebel Unterricht in der Aesthetik gibt, einen immer lichter werdenden Fürstinnenverein zur Hebung der Sittlichkeit. Er läßt einen Serenissimus im Manöver einen Feldweg suchen, der kürzer wäre als die Luftlinie, und er erzählt uns, wie allzu flinke, Serenissimi Kugel unerreichbare Hasen die Stellung eines Forstmeisters „erschüttern“. In vielen seiner Bilder vereinigt sich die feindselige Kritik des Fürstentums untrennbar mit der des Heeres.

Rudolf Wilke hat eine eigene Kunst, die Häßlichkeit gewisser Typen durch eine häßliche, aber geistreiche Technik bis zur Unerträglichkeit zu steigern. Er zeichnet keine Fürstenzerrbilder, alte Diplomaten läßt er sie in Gesprächen liefern. Geistreich ist seine Kunst, aber typenarm. Die alten Herren, die die „trunkne“ Politik des neuen Kurses beklagen, die vor der Wahlentscheidung „eine Rede von oben“ fürchten, über die neueste Uniformänderung sich nur mit vorsichtigem Mienenspiel auszusprechen wagen, der Hofmeister, den sein kleiner Prinz ungnädig belehrt, daß Fürsten nichts zu lernen brauchten als reiten, da sie alles andere schon von selbst am besten verstünden, haben alle ein Urbild. — Die indirekte Karikierung der Fürsten — vielleicht kann man sie kurz als Spiegelkarikatur bezeichnen — übertrifft an Wirkung ein wirkliches rohes Zerrbild im Stile Engls weit.

Ferdinand Freiherr von Reznicek bleibt auf dem ihm vertrauten Boden, wenn er Fürsten karikiert: er zeichnet sie in modernem Gesellschaftsanzuge. Er weiß einen Fürsten, der am Hochzeitsabend seine Braut nicht von den knicksenden Brautjungfern unterscheiden kann, und eine Serenissima, die bedauert, daß die moderne Malerei nicht genießbarer wird, obwohl Serenissimus den Leuten so oft gesagt habe, wie sie malen sollten.

Charakteristisch für das Verfahren des „Simplicissimus“ ist das Kostüm, in dem er die Fürsten darstellt. Er weiß sich zu decken, indem er die Fürstenzerrbilder in die Tracht der Zeit Schubarts und Seumes steckt, und weiß seine Pfeile zu schärfen und sicher zu lenken, indem er seine Anekdoten durch ritterliche moderne Fürstengestalten in deutscher Generalsuniform oder in der nur wenig abgeänderten Uniform eines preußischen Reiterregiments oder auch in Schirmmütze, Mantel und Pelzkragen darstellt. Den hochgestrichenen Schnurrbart verwendet er bald als Teil der modernen Tracht, bald zur Spezialisierung seiner Angriffe, und es kommt ihm dabei zustatten, daß der bigote levantado, eine spanische Erfindung, schon einmal, im 17. Jahrhundert, die bevorzugte Barttracht war.

Vereinzelt erscheinen noch einige Namen auf diesem Gebiete der Satire, so der Franzose Christophe mit gallisch widerlichen, körperlichen Ekel erzeugenden Zerrbildern.

Die stärkste satirische und künstlerische Kraft legt in der Fürstenkarikatur Thomas Theodor Heine an den Tag. Doch wird sein Stift von einer kranken Phantasie gelenkt. Man kann sich beim Anblick mancher Zeichnungen dieses Künstlers des Gedankens nicht erwehren, daß er nächstens Hautkrankheiten und andere pathologische Erscheinungen künstlerisch gestalten und zu einem Angriff auf das körperliche und seelische Behagen friedlicher Menschen verwenden wird. Wie widerlich zeichnet er die Beulenhäufung auf den armen Leibern der zur Andeutung der europäischen Völker verwendeten Hunde, die von den aus dem chinesischen Wespennest schwärmenden Wespen zerstochen worden sind. Wie ekelhaft sind die Flügel des deutschen Adlers auf einem die Verdienste des Simplicissimus demonstrierenden Bilde (in Nr. 43 des 8. Jahrganges) mit dichten Reihen feister Rattenleiber garniert. Thomas Theodor Heine haßt das Königtum wie Heinrich Heine. Mit vorsichtiger Bosheit sendet er seine vergifteten Pfeile auf den Kaiser. Er bedarf eines Publikums, das boshafte Bilderrätsel lösen kann und mag. Daß er es findet, ist eine schwere Schuld unseres Volkes. Im Stile der griechischen Vasenmalerei, der byzantinischen Fresken und Mosaiken, des Struwelpeters und Wilhelm Buschs und in einer originalen, weichlich zerfließenden, süßlichen Manier, deren schlaffe Häßlichkeit selbst aus einer am Grabe ihres Kindes trauernden Mutter ein das Mitleid erstickendes Zerrbild macht, formt er seine Einfälle.

Wie wohl tut es dem Philister, der ein Drohnendasein im festen Gefüge unseres Staates führt, wenn sein bißchen Bildung und die kümmerlichen Erinnerungen aus seiner Schulzeit ihn befähigen, in den politischen Bilderrätseln Heines die gegen den Kaiser gerichtete Spitze aufzufinden, wenn er Bilder, wie ‚Civis Byzantinus

sum' und „Der kleine Willy spielt Berlin", deuten kann! Diese Wonne läßt ihn nicht nur die Verhöhnung seines Kaisers, sondern auch die viel tiefer gehende seines politischen Bekenntnisses lachend, bewundernd, verzeihend hinnehmen. So gewinnt Thomas Theodor Heine viele Gebildete und noch mehr Halbgebildete dem „Simplicissimus" zu Bundesgenossen. Wo aber die Fassungskraft des Lesers gerade noch zum Verständnis eines Witzes ausreicht, da bleibt keine Kraft mehr übrig zur Kritik des Gebotenen und so wird ein politisches Witzblatt leicht zum Führer und Verführer breiter Volksschichten.

(Schluß folgt.)

Ministerleiden und Ministerfreuden in Bayern.

Von

Dr. Armin Kausen.

Der bayerische Landtag ist noch immer versammelt — seit neun Monaten, und man redet auch noch nicht ernstlich von einem Ende. Leider sind es — außer gewissen sich allzu oft wiederholenden partei- und konfessionell-politischen Debatten — die Kirchturmsinteressen, welche im bayerischen Landtage eine Unsumme von Zeit wegnehmen. Dies hat sich in den letzten Wochen wieder beim Lokalbahngesetz gezeigt. Hier verdoppelt sich der Wetteifer in der letzten Session vor den Wahlen. Daß auch noch in anderer Weise die Lokalbahnen mit Wahlpolitik verquickt werden können, hat nicht sehr vorsichtig der liberale Fraktionsführer Wagner eingeräumt, als er seinen Antrag gegen den ominösen Artikel 4 begründete, der zur Sanierung der Lokalbahnrente (heute nur 1,5 Prozent) Entfernungszuschläge vorsieht. Der Antrag Wagner wollte diese Zuschläge der mitbestimmenden Kontrolle des Landtages unterwerfen, was, wenn die Regierung eingewilligt hätte, eine wertvolle Erweiterung des Budgetrechtes gewesen wäre. Wagner ist zwar der Meinung, daß dieses Recht bereits seit 1846 bestehe, und warnte, dem Landtage den Verzicht „vor den Wahlen" zuzumuten und so den Sozialdemokraten Waffen zu liefern. Dieser Appell an die Furcht verfehlte jedoch seinen Zweck, denn nach der wahrhaft glänzenden Rede, mit welcher Verkehrsminister von Frauendorfer, obgleich nach längerer Krankheit noch Rekonvaleszent, in die bisher vom Ministerpräsidenten geführte Debatte eingriff, sah Wagner selbst einen Teil seiner politischen Freunde fahnenflüchtig werden.

Selten, vielleicht nie, hat das Haus an der Prannerstraße einen ähnlichen Erfolg einer Ministerrede erlebt. Der Eindruck überzeugender Gründe wurde noch verstärkt durch die Nebenumstände. Diesem kranken Minister mußte es mit der Sache, die er vertrat, heiliger Ernst sein, sonst hätte er sich nicht der Gefahr eines Rückfalles ausgesetzt. Wichtiger als der momentane volle Sieg des Ministers, der für eine gefährdete Sache im Handumdrehen eine gewaltige Mehrheit gewann — 112 gegen 29 — ist der dauernde Erfolg, daß jetzt endlich vielen über den wahren Stand der Dinge die Augen geöffnet sind. Die Eisenbahnfinanzpolitik in Bayern geht den Krebsgang, wenn nicht bald ein gründlicher Wandel eintritt. Preußen schreitet in der Tilgung seiner Eisenbahnschuld rasch fort, während Bayern nächstens allein seine Lokalbahnschuld auf 180 Millionen erhöht haben wird, was bei einer Rente von $1\frac{1}{2}$ Prozent einen Ausfall von jährlich 3,6 Millionen bedeutet.

Freiherrn von Podewils wäre es trotz der anerkennenswerten Gewandtheit, mit der er für den kranken Kollegen in die Bresche trat, nicht geglückt, das Lokalbahngesetz sozusagen im Triumph in den Hafen zu bringen, wenn auch Artikel 4 schließlich eine kleine Notmehrheit erlangt hätte. Immerhin war die Situation für die Minister ein paar Tage lang recht ungemütlich, zumal just zur selben Zeit alle Welt durch ein Entlassungsgesuch des Finanzministers überrascht wurde. Herr von Riedel, dem jedermann es gerne gönnt, wenn seine Ministeruhr ohne erschütternde Konflikte eines Tages von selbst abläuft, hätte den außerordentlichen Schritt kaum getan, wenn ihm die Ablehnung der Grundwertabgabe in der Abgeordnetenkammer widerfahren wäre. Aber daß die hohen Reichsräte, wenn auch nur zur Hälfte, ihm diesen Streich spielten und die ohnehin so schwierige Kostenrechnung der Beamtenaufbesserung in neue Verwirrung brachten, erfüllte den Minister, der länger als ein Vierteljahrhundert mit dem Oberhause gut gefahren war, mit begreiflichem Groll. Es war aber nur ein Sturm im Wasserglase, der durch begütigendes Eingreifen des Ministerpräsidenten, des Reichsratspräsidenten und nicht zuletzt des Regenten selbst schnell besänftigt wurde; was aber sich nicht beseitigen ließ, ist die Entrüstung weiter Kreise über die handgreifliche Unterstützung der Terrainspekulation durch jenen ablehnenden Beschluß.

Die heutige bayerische Reichsratskammer eignet sich wenig zur Ministerstürzerei. Sie bietet im Gegenteil gefallenen Ministern auch dann einen moralischen Rückhalt, wenn sie im übrigen recht unbeliebt sind. Dies hat Graf Crailsheim zu seinem besonderen Vergnügen erfahren, als Herr von Auer, der auch in der vorerwähnten Aktion der Führer war, im einstimmigen Auftrage des Ausschusses sein Bedauern über gewisse scharfe Redewendungen aussprach, welche in der anderen Kammer gegen die allzu begierig angestrebten lukrativen Aufsichtsratsstellen des annoch im aktiven Range stehenden inaktiven Ministers gefallen waren. Herr von Auer ging dabei zweifellos über den erteilten Auftrag hinaus, indem er dem Kammerpräsidenten Dr. von Orterer eine scharfe Rüge erteilte, welche dieser inzwischen mit nicht mißverständlicher Deutlichkeit zurückgewiesen und abgelehnt hat. Herr v. Orterer konnte sich dabei auf Herrn von Auer selbst berufen, der 1896 im Reichsrate gegen einen ihm erteilten Rüffel die Redefreiheit forsch verteidigt hatte. Zudem war Herr von Auer als x-facher Aufsichtsrat nicht die geeignete Persönlichkeit, um als Unparteiischer den Kato zu spielen.

Der wundeste Punkt in dieser peinlichen Angelegenheit war die Haltung der Regierung in jener Sitzung, die das Aergernis der Reichsratskollegen Crailsheims erregte. Der Kultusminister hatte mit einer kurzen sachlichen Feststellung in die Crailsheim-Kontroverse eingegriffen, sich aber im übrigen jeder Entgegnung enthalten. Warum macht man nun dem Kammerpräsidenten Vorwürfe, dem Minister nicht? Ist aber der Minister entschuldigt, so ist es der Kammerpräsident noch mehr. Konnte er die von anderer Seite provozierte Kritik verhindern oder unterbrechen? Nein! Und hätte es Herrn von Auer genügt, wenn der Präsident lediglich die ironisierende Namensform vom „Crailsheimer" beanstandet hätte? Vielleicht würde eine solche Unterbrechung nur die Folge gehabt haben, daß der Redner noch deutlicher geworden wäre.

Wie der Präsident der Zweiten Kammer über die Umgangsformen im Parlament denkt, hat er oft genug bewiesen. Viele halten ihn eher für zu streng als zu lax, aber seine absolute Gerechtigkeit und Unparteilichkeit wird auch von den Gegnern anerkannt. Wozu also dieser Vorstoß gegen den Präsidenten, und zwar von einer Stelle aus, die ängstlich bemüht sein sollte, die Grenzlinien der beiderseitigen Kompetenzen genau zu beachten und Konflikten der gleichberechtigten beiden Kammern aus dem Wege zu gehen. Oder sollte der von allen Seiten geschürte, landläufige „Zentrumshaß" — vielleicht den meisten unbewußt — bei dieser Aktion mit im Spiele gewesen sein? Die liberale Presse quittierte das Schauspiel mit Jubelgeschrei und suchte die Sache zu einer offiziellen Parteinahme des ganzen Herrenhauses für den „Aufsichtsrat" Crailsheim aufzubauschen. Mancher Reichsrat wird sich gegen diese Deutung energisch verwahren.

Im Ausschusse der Reichsratskammer hat man den Wahlgesetzentwurf und gleichzeitig den Antrag des Grafen Moy (Wahlentrechtung der Geistlichen) ohne Sang und Klang zu Grabe getragen. Der Liberalismus wird die Quittung für die durch mehrfachen Wortbruch (sowohl die relative Mehrheit als die Festlegung der Wahlkreiseinteilung im Gesetze selbst war von Liberalen beantragt) verschuldete Vereitelung der Wahlreform bei den Wahlen erhalten. Der Minister des Innern scheint die Niederlage, die er durch seine nächsten politischen Freunde erlitten hat, sehr leicht zu nehmen. Anders das Zentrum, das die Einlösung seiner feierlichen Zusage hinsichtlich der Ausmerzung der Hauptanstände der bisherigen ministeriellen Einteilung mit dem geschärften Auge des Argwohns überwachen wird.

Kriegsminister Freiherr von Asch wäre nach der Darstellung liberaler Blätter zurzeit der fröhlichste Mensch auf Gottes Erdboden. Er soll einen scharfen Zusammenstoß mit der Kammermehrheit, die in diesem Falle nicht aus dem Zentrum allein besteht, ordentlich herbeisehnen. Diese Bramarbasiereien übereifriger Geschäftsträger sind wohl niemandem unbequemer als dem Minister selbst, dem es nicht unbekannt sein kann, daß Versuche, den Konflikt mit dem Zentrum gütlich beizulegen, nicht vom Zentrum ausgegangen sind. Daß der bayerische Senat des Reichsmilitärgerichtes der Revision des früheren Einjährigen Eras teilweise stattgegeben hat, trägt jedenfalls dazu bei, die Erregung weitester Kreise über ein Urteil, dessen Schärfe man nicht zuletzt einem, wenn auch ungewollten, moralischen Drucke zuzuschreiben geneigt war, zu mildern. Aber der Fall Asch-Eras-Pichler ist dadurch noch nicht aus der Welt geschafft.

Den Ministern kommt der Antrag der Freien Vereinigung, der Beseitigung der Regentschaft noch zu Lebzeiten des geisteskranken Königs die Wege zu bahnen, nicht sehr gelegen. Eine kleine Partei von 20 Mitgliedern, zumal wenn als ihr Wortführer ein ehemaliger Sozialdemokrat auftritt, bietet kaum die wünschenswerte Basis für eine so tiefgreifende Operation. Ob Prof. Dyroff mit diesem einstweiligen Erfolge zufrieden ist, möchten wir bezweifeln. Im Zentrum hält eine kleine, aber nicht zu unterschätzende Gruppe (Geiger, Lerno und Gen.) die Abschaffung der Regentschaft zu Lebzeiten König Ottos grundsätzlich für ausgeschlossen. Die große Mehrheit der Partei wäre vielleicht nicht abgeneigt, im Interesse des Gesamtwohles den gordischen Knoten zu durchhauen, wenn die Mitwirkung der Regierung — frei und unabhängig — gesichert wäre. Vielleicht werden die nächsten Wochen mehr Klarheit bringen; einstweilen will es uns scheinen, als ob die von dem neuen Münchener Staatsrechtslehrer etwas stark reklamehaft eingeleitete Aktion praktisch im Sande verlaufen wird. Die Liberalen berufen sich lediglich auf das Ruhebedürfnis des greisen Regenten; ihr eigenes politisches Bedürfnis, einen Wandel der Verhältnisse zurzeit möglichst hintanzuhalten, hüllen sie geflissentlich in Dunkel.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Wir sind ungeheuer **international** geworden: ein internationaler Frauenkongreß, ein internationales Benzin-Wettrennen, eine internationale Segelregatta. Bei allen internationalen Veranstaltungen herrscht die Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit, so daß die nationalen Einrichtungen manchmal neidisch werden können.

Der **Welt-Frauenkongreß**, der eine großartig inszenierte Maßlosigkeit, eine Art femininen Turmbaues von Babel darstellt, ist bei dem ersten Minister des Reiches zu Gast gewesen. Zum Glück war durch einen kleinen „Zwischenfall" dafür gesorgt, daß die gesellschaftliche Ehrung nicht als sachliche Zustimmung gedeutet werden konnte. Denn während die Frauen das volle Stimmrecht, auch das politische, für sich gefordert hatten, verweigerte unsere gastfreundliche Regierung sogar den Handlungsgehilfinnen das bißchen Stimmrecht für die Kaufmannsgerichte. Nach unserer Ansicht hätte man umgekehrt verfahren sollen. Den erwerbstätigen Frauen hätte man das berufsgenossenschaftliche Wahlrecht geben und die Großsprecherinnen vom Weltkongreß hätte man unbehelligt sich austoben lassen sollen.

Das **Gordon-Bennett-Rennen** hat einen kleinen politischen Beigeschmack erhalten, indem der Kaiser den Sieg des Franzosen zum Anlaß eines freundnachbarlichen Telegramms an den Präsidenten Loubet nahm. Die Anwort war natürlich auch sehr höflich; denn Frankreich hatte ja gesiegt. Sollte mal ein deutsches Automobil in Frankreich siegen, so wird sich das französische Staatsoberhaupt wahrscheinlich nicht zu der Objektivität eines neidlosen Glückwunschtelegramms aufschwingen können.

Auf den Homburger Tag folgte die **Kieler Woche**, deren internationaler Charakter durch die Teilnahme des Königs Eduard noch eine besondere Weihe erhält. Für den Weltpolitiker wird das Wichtigste wohl die einleitende Rede bleiben, in der unser Kaiser sein volles Vertrauen auf den Frieden rückhaltlos aussprach.

In einen eigenartigen Zusammenhang sind diese Feste mit der **inneren Politik** geraten. Das preußische Abgeordnetenhaus hatte eine wohlbegründete Feriensehnsucht, und da man auf Anfrage im Ministerium erfuhr, daß der Minister wegen der Kieler Woche nicht andauernd zu Stelle sein könne, so beschloß man, alsbald Schicht zu machen und die Fortsetzung der Arbeiten für den 18. Oktober in Aussicht zu nehmen. Nachdem der Seniorenkonvent das einmütig beschlossen hatte in dem begründeten Bewußtsein der Uebereinstimmung mit der Regierung, kam über Nacht plötzlich andere Ordre: das neue Ausnahmegesetz gegen die Polen müsse unbedingt vor der Vertagung noch erledigt werden und die Minister würden „natürlich" trotz aller Feste am Arbeitsplatze sein. Allgemeine Enttäuschung und Mißstimmung! Der Aerger der Konservativen machte sich aber nur Luft in bissigen Foyerwitzen, die leider nicht in den stenographischen Bericht kommen. Die Regierung versprach ihnen, die vorne verkürzten Ferien hinten zu verlängern, d. h. bis Ende Oktober auszudehnen. Die Nationalliberalen ließen sich bei ihrem Hakatismus auch fangen, und so desavouierte die Kartellmehrheit ihren eigenen Vertreter im Seniorenkonvent. Wenn einer sich die schlechte Behandlung gefallen läßt, verdient er keine bessere. Leider bekommt nicht bloß der Parlamentarismus hierbei eine Beule, sondern auch der innere Friede. Ausnahmegesetze sollte man am besten gar nicht machen; aber wenn durchaus solche gemacht sein sollen, so muß man bei diesem heiklen Geschäft alle Formen mit ganz besonderer Sorgfalt wahren. Ueberraschungen und Ueberhastungen darf es da gar nicht geben. Wenn heute erklärt worden ist, daß die Beratung auch bis zum Oktober Zeit habe, und darauf die Koffer schon gepackt wurden, dann darf man nicht mit der Türklinke in der Hand noch schnell ein Gesetz dekretieren, das als verfassungswidrig gescholten ist und für einen Teil des Volkes eine empfindliche Kürzung der natürlichen und bisher verbürgten Rechte bedeutet. Bisher hieß es immer, die Sozialdemokraten hätten ein Schweineglück; den Radikalpolen scheint durch den ungeschickten Uebereifer des Hakatismus auch so etwas beschieden zu sein. Uebrigens herrscht unter der Mehrheit, die gehorsam in den saueren Apfel beißt, immer noch bittere Verstimmung. Einen Zipfel davon lüftet die freikonservative „Post", indem sie ernstlich mahnt, daß die Minister nicht so häufig als Statisten bei höfischen Festlichkeiten abwesend sein sollen.

Zu dem „Zeichen der Zeit" gehört auch der Mangel an Rücksicht auf den konstitutionellen Mitarbeiter an der Gesetzgebung, die ehrenamtlich für das Gemeinwohl arbeitende Volksvertretung. Auf demselben Blatt, wie der Umsturz der Ferienordnung des Abgeordnetenhauses, steht die hartnäckige Verweigerung der unentbehrlichen Diäten für den Reichstag.

Als der Reichstag in seine Sommerferien gehen wollte, wurde er bis zum letzten Augenblick im Unklaren gelassen, ob die Regierung Vertagung oder Schließung veranlassen wolle. Nach der Vertagung gab es in der Presse scharfe Zensuren über die Tätigkeit des Reichstages in der ersten, hundertsitzigen Tagung nach den Neuwahlen. Gewiß, der Reichstag hätte in der Zeit mehr leisten können, wenn die Regierung ihm das notwendige Hilfsmittel für flotte Geschäftsführung nicht versagt hätte. Unter den obwaltenden Umständen hat er aber sehr viel geleistet, und man sollte allseitig anerkennen, wie viel Fleiß, Schweiß und Geschick die führenden Abgeordneten entwickelt haben, die trotz der chronischen Beschlußfähigkeit und der sozialdemokratischen Dauerrederei die Geschicke des Reiches in leidlichem Gang gehalten haben. Wie schön und glatt könnte die Sache gehen, wie viel fruchtbarer könnten die verkürzten Tagungen werden, wenn die Regierungen die gehörige Rücksicht auf die Bedürfnisse und Forderungen der arbeitswilligen Petenten nähmen. Wem nützt es denn, wenn „diesen Kerlen" die Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes erschwert wird? Dem Absolutismus etwa? Oder nicht vielmehr der nova potentia crescens, die auf den Trümmern des scheiternden Parlamentarismus ihre Barrikaden bauen würde?

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Minister ihre Aufgabe mehr nach der negativen Seite hin auffassen, als nach der positiven. Sie sind froh, wenn sie Anstoß und Krisen vermeiden, und versäumen darüber ihre hohe Pflicht, als verantwortliche Berater der Krone die Politik in richtige und feste Bahnen zu lenken, eine stetige und zielbewußte Entwicklung des Landes zu sichern. Was Graf Taaffe einst in Selbstironie für Oesterreich proklamierte, das **Fortwursteln**, ist in Preußen-Deutschland schon längst Mode bei den bescheiden gewordenen Ministern.

O, der deutsche Reichskanzler und preußische Ministerpräsident kann kräftige Reden halten, z. B. wenn er im selben Atem die siegreiche Kraft der deutschen Idee und die traurigen Ausnahmemaßregel gegen die polnischen Mitbürger preist. Den Hakatismus betreibt man mit glühendem Eifer, weil man zurzeit sicher ist, damit nicht anzustoßen. Als Geschichtsphilosoph könnte man das begrüßen in der pessimistischen Erwägung, daß erst das **Uebermaß** zur Enttäuschung und zur gesunden Reaktion führen kann. Wir werden den Umschwung infolge des gehäuften Fiaskos hoffentlich noch erleben; vielleicht sind an dem kritischen Tage auch noch Minister im Amt, die jetzt das Durchpeitschen des Ansiedelungsgesetzes als eine unbedingte Staatsnotwendigkeit erklärt haben. Und vielleicht sagen sie nach dem Sprüchlein, das Meyer-Arnswalde erzeugt hat: Nun, es geht auch so! — Die japanische Kriegsführung ist zielbewußter und folgerichtiger und besser klappend als die preußische deutsche Politik der Gegenwart.

Das Leben.

Das Leben will eine starke Hand,
Daß seine Harfen erklingen.
Laut schlagen die Wellen an den Strand —
Da hilft kein zirpendes Singen.
Es will das Leben ein starkes Herz,
Gemacht zu gewaltigem Lieben,
Gemacht für einen gewaltigen Schmerz —
Sonst bist du ein Toter geblieben.
Das Leben will einen starken Mut
Und eine wagende Seele.
Es will ein stolzes, ein feuriges Blut
Für seine großen Befehle.

M. Herbert.

George Sand.

1. Juli 1804 bis 8. Juni 1876.

Skizze von E. M. Hamann.

Man vollzieht noch lange keine Mohrenwäsche, wenn man sagt: George Sand ist zu viel verleumdet worden. Auch vor unserem d. i. dem katholischen Moralkodex bleibt das Faktum bestehen: daß sie zur größeren Hälfte ein edel veranlagter, ein edel empfindender, ein edel denkender und darum ein — wenn auch bedingt — edel strebender Mensch war, und daß die andere Hälfte: das fast systematisch irrende und brutale Ich in ihr, wiederum zum Teil auf das Konto des physischen und geistigen Erbteiles und der Erziehung gesetzt werden muß. Man hat sie den männermordenden Vampyr genannt und dabei vergessen, daß nicht sie zuerst die Männer gesucht hat und daß diejenigen, die man als ihre Opfer bezeichnet, schon vor der Verbindung mit ihr in gewisser Hinsicht verloren waren. Zum Beispiel Alfred de Musset, der sie und den sie an sich riß, war trotz seiner erst dreiundzwanzig Jahre sittlich schon so gesunken, daß er ihr vom Anfange ihres intimen Verhältnisses an kaum einen Tag treu zu bleiben vermochte. Auch ist nicht zu übersehen, daß sie den Lebenssaft, den sie etwa dem Individuum entzog, reichlich der Gemeinschaft, Gesellschaft genannt, wieder zugeführt hat. Allerdings: giftfrei war er nicht.

Sie hatte Königsblut in den Adern, aber auf illegitimem Wege. Das ist bezeichnend für ihre ganze Erscheinung: die rein individuelle und die literarische. Das Grabbesche Gleichnis vom auserwählten Menschen, der mit Adlerflügeln zur Sonne strebt und mit den Füßen im Sumpfe stecken bleibt, paßt auf sie — bei einem Weibe, noch dazu bei einer berufenen Mutter und einer berufenen Dichterin, doppelt traurig. Sie hat dies selbst gefühlt und sich dennoch nicht losreißen können von dem Fluche, der bis zum ergrauenden Alter als Wächter vor ihrem Gefühlstore Posten stand.

Man kann unser vorliegendes Thema nur gründlich oder streifend erörtern. Der Raum, der mir hier zur Verfügung steht, verlangt das letztere.

Aurore Dupin de Francueil, weltbekannt geworden unter dem Pseudonym George Sand, war die illegitime Urenkelin des Marschalls Moritz von Sachsen, Sohnes August II. von Sachsen, Königs von Polen, und der berüchtigten Gräfin Aurora von Königsmark; durch die Mutter, eine bekannte Abenteurerin, war sie den untersten Volksschichten verbunden. Nach dem plötzlichen Tode des Vaters verlebte sie ihre Jugend vom vierten Jahre an vorwiegend bei ihrer Großmutter auf dem Gute Nohant im Berri, wo sie als indirekte Schülerin Voltaires und Rousseaus aufwuchs, zugleich — mit Ausschluß eines unregelmäßigen Etiquettenzwanges — als wissens- und freiheitsdurstiges Naturkind, der Romantik eines ausgeprägt autodidaktischen Lehrganges und einer reizvollen ländlichen Umgebung bewußt unterstellt. Mit einer Unmenge sporadischer Kenntnisse, unbestimmter Anschauungen und phantastischer Glücksbedürfnisse angefüllt, kehrte die Sechzehnjährige, durch das Ableben der Madame Dupin-mère Schloßherrin von Nohant geworden, zu ihrer Mutter nach Paris zurück. Das ihr nun auferlegte Joch an der Seite einer halb Wahnsinnigen vertauschte sie bereits 1824 gegen ein noch schwereres durch die Heirat mit dem tyrannischen, charakter- und sittenlosen Baron Dudevant. Als denkbar zärtlichste Mutter zweier Kinder, deren Pflege und Erziehung sie sich bis zur gänzlichen physischen Erschöpfung widmete, trug sie zunächst heldenmütig die Lasten einer Ehe, deren Roheiten sie außer der Mutterliebe nur die zweifelhafte Ausgleichung einer platonischen Freundschaft und einer jedes positiven Elementes entbehrenden Philosophie allgemeiner Gottes- und Menschenliebe entgegenzusetzen hatte. Ein infamer Akt des Gatten lockerte zuerst nachdrücklich die unglückliche Verbindung, welche fünf Jahre später: 1836, ihre endgültige Lösung durch richterlichen Schiedsspruch fand. Inzwischen hatte Aurore auf ihre Weise sich am Leben schadlos zu halten gewußt.

Im Kampfe gegen persönliche Armut war sie mit jungen Literaten, Landsleuten aus dem Berri, in Verbindung getreten und mit einem derselben, Jules Sandeau, ein freies Liebesverhältnis eingegangen. Von dem bedeutend Jüngeren übernahm sie nach gemeinsamer Arbeit an einer mittelmäßigen Erzählung, Rose et Blanche, die Hälfte ihres Pseudonyms, unter dem sie 1832 den Feuerbrand „Indiana" in die Welt schleuderte: das erste Werk jener gegen anerkannte soziale Institutionen, zumal die Ehe, gerichteten Romanreihe, welche die europäische „Gesellschaft" in teils jubelndes, teils empörtes Erstaunen versetzte. Die einen sahen in diesen künstlerischen Explosionen nachdrückliche Befreiungsmittel gegen das Joch des Buchstabens, der veralteten oder falsch verstandenen Ueberlieferungen in Gesetz und Sitte; die anderen erblickten in ihnen nichts als revolutionäre Mauerbrecher, deren Gefährlichkeit nicht hoch genug angeschlagen werden könne. In Wahrheit waren diese Dichtungen Not- und Racheschreie eines gequälten, irregeleiteten Menschen, der leidenschaftlich die Brüder, aber noch mehr, im tiefsten Grunde, sich selbst liebte, der roh vom Leben angefaßt worden war und weder in sich noch in seiner Umgebung den inbrünstig ersehnten Halt zu finden vermochte; der Gott ahnte und suchte, aber nicht den Mut zur bedingungslosen Hingabe an ihn gewann; der daher, gerade kraft seiner genialen Veranlagung, um so tiefer in Fehl und Trotz sank.

George Sand betonte gern, daß ihre Empörung gegen geheiligte Einrichtungen nicht diesen selbst, sondern nur deren verzerrender Auslegung gelte. Wir haben keinen Grund, die Echtheit ihrer betreffenden Ueberzeugung anzuzweifeln, aber ebensowenig dürfen wir übersehen, daß diese Ueberzeugung auf schwankem Grunde ruhte, daß der in George Sand stark ausgeprägte revolutionäre Drang sie erschreckend oft über die Grenze zwischen richtigem Erkennen, Wollen, Handeln und deren direkten Gegensätzen hinweg hob. Mag auch Herkunft, Erziehung und Schicksal sie vielfach in dieser Hinsicht entschuldigen: das ändert nichts an der Tatsächlichkeit ihrer häufigen Prinzipien- und Lebens-Irrtümer, die für sie selbst und andere um so verhängnisvoller wirkten, als sie mit rücksichtsloser Selbstherrlichkeit vollzogen wurden. Wie ihre Liebhaber (Sandeau, Mérimée, Musset, Pagello, Chopin ꝛc.) modifizierte und wechselte sie ihre Grundsätze jedesmal mit absoluter Hingabe, mit jenem „Durch!"-Impuls, der ihre zweifellos bemerkenswerten Leistungen im Dienste der Gesellschaftsidee nicht selten geradezu verklärte. Denn in gewisser Beziehung ist ihr die erprobte reformatorische Befähigung auf sozialpolitischem Gebiete nicht abzusprechen. Sie hatte das Herz und hatte den Geist zum intuitiven Erfassen aktueller bezw. tief eingewurzelter Mißstände, aber auch die Kühnheit zu deren Bloßlegung angesichts der ganzen Welt. Nicht zuletzt die Frauen haben ihr in dieser Hinsicht viel zu danken, denn es bleibt ewig wahr, daß unter den Uebeln eines Gesamtkörpers der „schwächere" Teil am meisten leidet. In mehr als einem Hauptpunkte ist George Sand eine Vorkämpferin der Frauenbewegung, und zwar nicht allein der radikalen, gewesen. Unerbittlich leuchtete sie hinein in die Schein- und Halbbildung des modernen Luxusweibes, in die Grausamkeit so mancher traditionellen oder gesetzlich erhärteten Unter- und Ueberforderungen an ein manigfach und immer wieder von neuem zertretenes Geschlecht. Aber hier, wie oft in ihren politischen Bestrebungen, setzte auch George Sands Fanatismus ein und zerstörte von vornherein einen großen Teil der angebahnten Segenswirkung. Baute sie der Liebeskraft und der Mütterlichkeit des Weibes Altäre, so geschah es nur zu häufig mit einem Ueberschusse von einseitigem Idealismus, mit krasser Gewaltätigkeit in Beurteilung und Zeichnung des männlichen Typus, mit völliger Umgehung der von Religion und wahrer Sitte gezogenen Schranken. Weil sie aber über das künstlerische Wort verfügte wie nur wenige, weil hinter diesem Worte das autokratische Moment ihrer eigenen jeweiligen glühenden Ueberzeugung, ihrer ganzen von dem jeweiligen Thema begeisterten Persönlichkeit stand, so riß sie die Unreifen — und deren Zahl heißt immer Legion — mit sich fort, und selbst die Gereiften hatten Mühe, ihrer zündenden Empfindungsgewalt genügend zu widerstehen, um noch Talmi von Gold zu unterscheiden. Die Glut und Kraft des Gefühls war in der Tat das Hauptkennzeichen der George Sandschen Darstellungskunst, die mit der objektiven Wirklichkeit verhältnismäßig wenig zu tun hatte. Ich betone: verhältnismäßig, denn bei dem ihr eigenen scharfen Blick für das Konkrete war es für sie unmöglich, ganz in das Phantastische zu versinken. Aber sie dachte, fühlte, lebte künstlerisch in einer (an sich häufig wechselnden) Idee, und für diese schuf sie

„im Geiste" ihre Personen als Vertreter. Nicht vom Realen also, sondern vom Idealen ging sie aus und hielt es sogar für ihre Dichterpflicht, die Charaktere für das Gefühl, nicht das Gefühl für die Charaktere, zu erzeugen. Daher denn auch das Zauberspiel poetisch verwerteter Illusionen, besonders in ihren Jugendwerken; daher ferner ihr Unvermögen, die Träger der Handlung in anderer als der Sprache des Autors reden zu lassen.

Doch ist ein Fortschritt zur künstlerischen Objektivität mit demjenigen zur rein persönlichen Reife festzustellen. In die ruhigere Zeit der Gutsherrin von Nohant, welche letztere allerdings erst durch den sie stark enttäuschenden Ausgang des Revolutionsjahres 1848 in ihren politischen Anschauungen geklärt wurde, fallen jene großen Prosaepen (Consuelo, Le Marquis de Villemer, Mademoiselle de la Quintinie) und jene in ihrer Art unvergleichlichen Dorfnovellen (La Mare au Diable, François le Champi, La petite Fadette), die, wenn auch heutzutage nur noch wenig gekannt, in der Literaturgeschichte unvergessen bleiben werden. Zumal hob sich George Sands Ideal der Liebe und damit auch der Ehe zu einer Höhe, die wenigstens vom Widerscheine der christlichen Lehre bestrahlt wurde. Früher lautete ihre Definition für das Mann und Weib vereinigende psychologische Band: „Die Liebe besteht in dem heiligen Streben unseres ätherischen Teils nach dem Unbekannten. Deshalb vergeuden wir unsere Kraft an ein uns ungleiches Wesen, indem wir den Himmel suchen. Fällt dann der Schleier und das Geschöpf hinter den Weihrauchwolken zeigt sich uns als unvollkommen, armselig, so erröten wir über unser Ideal und treten es unter die Füße. Und dann suchen wir ein anderes, denn lieben müssen wir. Aber wir täuschen uns noch oft, bis wir endlich für die Erde die Liebe aufgeben." Jetzt rang sie sich zu dieser Erkenntnis durch: „Die Liebe, welche Gott euch gegeben hatte, die aus Seinem Herzen rein und brennend in das eure hätte übergehen sollen, an die ich glaube, wie an eine Religion, beruht auf der Liebe, welche Jesus Christus für die Menschen fühlte und betätigte."

Selbst die Liebe zu den Armen und Notleidenden hatte sie früher nur zu oft in einen falschen Idealismus umgesetzt; ihre rückhaltlose, ja sogar blind steigernde Befolgung der revolutionären Doktrinen eines Michel de Bourges, Lamennais, Pierre Leroux etc. beweist das. Jetzt übte sie eine stetig sich abklärende, eindringende Charitas im Stillen, streute den Stiefkindern des Glücks mit überquellendem Herzen und weisem Erwägen Freudenrosen ins trübe Leben. Wenn der große Gerichtstag naht, wird ihr dieser Zug tiefer Güte vielleicht am höchsten, und zwar zur Rettung gegenüber dem in einem Teile ihrer Werke beschlossenen Moment furchtbarer Anklage gegen sie selbst, angerechnet werden.

Denifles historisches Urteil.

Von

Dr. Luzian Pfleger.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Denifle, dessen frühere Schriften allgemein als grundlegende Meisterwerke historischer Kritik und gesunden Urteils gepriesen wurden, soll auf einmal „borniert" geworden sein. Wenn sich diesen hübschen Ausdruck ein Bündlerblatt oder Männer vom Schlage eines Bräunlich, Thümmel u. a. gestattet hätten, könnte man achselzuckend darüber hinweggehen. Aber daß ein — allerdings ungenannter — Referent der „Historischen Zeitschrift" im letzten Heft (1904, Bd. 93, S. 165) sich zu dieser Weisheit versteigt und ein vornehmes Organ, wie es die „Histor. Zeitschr." sein will, eine solche Stilblüte aufnimmt, so ist das doch ein Zeichen der Zeit, das beweist, zu welchen Mitteln man auf der gegnerischen Seite zu greifen sich gezwungen sieht. Die betreffende Notiz wirkt, besonders nach Erscheinen der Neuauflage des Lutherwerks, erheiternd: „Koldes Artikel über P. Denifle („Neue Kirchliche Zeitschr." 15, 2. 3.) haben das Verdienst, eine Anzahl geradezu verblüffender Enthüllungen über die Arbeitsweise Denifles und die Art, wie er sein liebevolles Urteil über Luther beweist, zu erbringen. Kolde hat als Theologe gerade dem Dominikaner höchst lehrreiche Irrtümer nachgewiesen, z. B. den Versuch Denifles, abzuleugnen, daß in mönchischen Kreisen die Mönchstaufe mit der Taufe in Parallele gesetzt sei. Freunde unfreiwilligen Humors seien auf den tollen „Beweis" Denifles aufmerksam gemacht, daß Luther als das Ideal seligen Lebens sich gewünscht habe, eine Sau zu sein. Treffend charakterisiert auch R. Fester („Frankf. Ztg." v. 23. u. 24. Februar) die „Borniertheit des historischen Urteils Denifles." Vielleicht hätte dieser erleuchtete Referent sein „Urteil" etwas anders gefaßt, wenn er die Abfertigung gelesen hätte, die Denifle im Vorwort zur 2. Auflage dem hier so gepriesenen Kolde zuteil werden läßt — und die „Histor. Zeitschrift" wäre nicht so hereingefallen.

Sommer.

Der Sommer ging mit seiner süßen Milde
Durch das Gemach und trug uns vom Gefilde
In leere Vasen manchen Blumenstrauß.
Sein warmer Atem strich durchs ganze Haus,
Das er mit grünen Ranken rings umhüllte.
Und alte Schäden deckt' er lächelnd zu
Mit seiner Schönheit, seines Reichtums Prangen
Und seines goldnen Abends sel'ger Ruh.
Die alten Märchen kamen da gegangen,
Der Liebe Lieder auch auf leisem Schuh,
Und neue Jugend stieg uns in die Wangen.
Wir fühlten dankbar seine tiefe Güte,
Er brachte Lilien mit und Rosenblüte
Und der Akazie bräutlich weißen Duft.
Wir wurden sanft in seiner weichen Luft
Und Melodien erwachten im Gemüte.

M. Herbert.

Die Münchener Kunstausstellung der Sezession.

Von

Max Fürst, München.

Die Ausstellung der Sezession verdient schon darob besondere Beachtung, als sie die erste Repräsentierung des „Deutschen Künstlerbundes" bietet, der bekanntlich seine Gründung in dem Streite erhielt, welcher in Sachen der Weltausstellung zu St. Louis gegen die „Allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft" so heftig entbrannte. Wer die Ursachen dieses Kampfes, in dem die sezessionistischen Künstler die günstigste Gelegenheit zu einer besonderen Machtprobe gekommen glaubten, ruhig und sachlich beachtete, mochte sich wundern, wie diese Angelegenheit in der Presse und besonders auch im Deutschen Reichstag unter einem vielfach schiefen Gesichtswinkel behandelt und beurteilt werden konnte. Um Freiheit der Kunst handelte es sich hierbei ebenso wenig, als es sich bei Beratung der Lex Heinze um Knechtung der Kunst gehandelt hatte. Es waren scharf zugespitzte persönliche Kämpfe, verbunden mit dem Streit um die Hegemonie in der deutschen Künstlerschaft, wobei die Leitung der alten Genossenschaft bei aller Verträglichkeit nicht anders handeln konnte, als dem rücksichtslos angestrebten Terrorismus der Sezessionisten-Führer ernstlich entgegenzutreten.

Da bekanntlich die Sezessionen ihre Beteiligung an der Ausstellung in St. Louis versagten, muß angenommen werden, daß manches Bild, welches jetzt in der Isarstadt zu schauen ist, ursprünglich den Weg über den Ozean hätte nehmen sollen. Einzelne der vorhandenen Werke hätten in der Ferne der deutschen Malerei keine Unehre gemacht; ob sie aber von dem internationalen Publikum als besondere Glanzleistungen deutschen Schaffens erachtet und gefeiert worden wären, wie man hin und wieder davon träumte, möchte zweifelhaft sein. Selbst die prächtig gemalten „Gänse" von Rudolf Schramm hätten das deutsche Kunst-Kapitol — wenn es wirklich so gefährdet ist, wie man in jüngster Zeit darzulegen beliebte — schwerlich zu retten vermocht.

Daß die deutsche Kunst in früheren Zeiten im Auslande größeres Ansehen genoß, kann ja niemand in Abrede stellen. Seit man in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts vielfach davon abließ, die eigene heimatliche Kunstsprache zu pflegen, dafür aber häufig in Nachahmungen der Franzosen und Engländer sich gefiel, mußte für derartige deutsche Erzeugnisse das ursprüngliche auswärtige Interesse naturgemäß sich schmälern. Ueberdies war gleichzeitig auch eine gewisse geistige Ermüdung und Verflachung in unserer Tätigkeit eingetreten. Nicht immer konnte die deutsche Kunst auf den rein idealen Höhen der Cornelianischen Periode, die ja vor allem stets eine monumentale Betätigung erstrebte, sich behaupten; noch weniger aber konnte der Theaterrealismus der Piloty-Makartschen Richtung auf die Dauer befriedigen. Es ergab sich zunächst technische und geistige Stagnierung, die jedoch in der günstigen Finanzzeit der siebziger Jahre, in der selbst der inländische

Bildermarkt ungewöhnlich gute Geschäfte machte, die Gemüter nicht sonderlich belästigte. Verlockt durch solche Zustände drängten sich damals zur künstlerischen Tätigkeit zahlreiche Elemente, die wenig Beruf und wenig Ernst für Lösung großer und hoher Aufgaben mitbrachten. So kam es, daß die Mißstände in der Kunst — speziell jene in der Malerei — schließlich doch empfunden und erkannt werden mußten. Dadurch war neuen Bestrebungen der Boden gebahnt, und wenn dieselben auch zunächst nur in äußerst unklaren und gärenden Erscheinungen sich zeigten, die Berechtigung zu einer Reform der Kunsttätigkeit war nicht zu verkennen.

Wir halten diesen Rückblick für nötig, um darzutun, daß wir nicht ablehnend oder feindlich dem modernen Kunststreben gegenüberstehen. Gilt es die Kunstübung erneut zu vertiefen, sie in formaltechnischer und besonders auch in geistiger Weise vorwärts zu führen, dann wird es wohl keinen Kunstfreund geben, der solchen Bemühungen ermunternde Anerkennung versagte.

Daß auch berechtigte Wandlungen in der Kunst nicht ohne Irr- und Wirrnisse, nicht ohne mancherlei verunglückte Experimente herbeigeführt werden können, zeigten uns genugsam die Anläufe der Modernen. In dem zunächst noch häufiger als vordem geübten Nachahmen der Ausländer bekundete sich mehr das beliebte Mitmachen einer oberflächlichen Mode, als das Streben nach innerer Einkehr und Reform. In jüngster Zeit ist es in dieser Hinsicht etwas besser geworden, indem man sich wieder ernstlicher befliß, direkt an die Natur, diesem ersten und unerläßlichsten Schulmittel, heranzutreten, um dieselbe durch selbsteigenes Erfassen und Empfinden wiederzuspiegeln. Dadurch ist vor allem auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei viel Wertvolles und Hervorragendes errungen worden. Auch die Bildnismalerei hat die vordem herrschende Schablone vielfach abgestreift, wenngleich konstatiert werden muß, daß vereinzelte Porträtmaler zu allen Zeiten eine gesunde, korrekte Tätigkeit zu entfalten vermochten. Eine höchst gefährliche Klippe für die sich entwickelnde moderne Malerei schufen die Einwirkungen jener revolutionären Theoretiker, deren Thesen dahin lauteten, daß die bisherigen Gesetze der Aesthetik wertlos seien, daß die Kunst einzig ihrer selbst willen da sei, daß sie am allerletzten eine pädagogische Bedeutung haben solle. Solch fatale Lehren mußten zunächst auf die eigentliche hohe Kunst, auf die religiöse und historische Malerei, höchst ungünstig einwirken, und anstatt ein Aufblühen haben wir auf diesen Gebieten in der modernen Malerei tatsächlich nur Niedergang gesehen. Die bedauerliche Herabsetzung und Schmälerung des altbewährten Kunstprogramms fand leider reichlichen Beifall vor allem bei jenen Kunstjüngern, die es aus erklärlichen Gründen vorzogen, mehr schwankenden Gefühlswallungen als ernster Geistesarbeit Rechnung zu tragen. Daraus erklärt sich, daß die moderne Malerei nach der seelischen Seite hin zumeist nur von „Stimmungen" lebt und schwärmt, daß ihr der wahrhaft erfrischende, kräftig belebende Hauch fehlt, daß ihre in Ausstellungen gezeigten Werke, trotz manch guter Einzelgabe, dennoch in der Gesamtwirkung keine ungetrübte, volle Befriedigung zu erzielen vermögen.

Diese unsere Auffassung erfährt auch in der geöffneten Sezessionsausstellung keine Widerlegung. Abgesehen davon, daß es selbst an etlichen stümperhaft gebotenen Objekten, in denen nicht einmal die einfachsten Gesetze der Perspektive beachtet sind, nicht fehlt, begegnen wir mehrfach Bildern, die durch ihre mühsam erkünstelte Naivität auffallen, während einige andere durch höchst sinn- und geschmacklose Sujets, die besonders da sich einstellen, wo es gilt eine Nudität unter Dach zu bringen, sofort abzustoßen wissen. Sicherlich haben in früheren Zeiten die ausstellenden Künstler das Publikum etwas mehr respektiert; man hätte sich kaum erlaubt, so launenhaftes und vielfach auch unkünstlerisches Zeug zu bieten, wie es in einigen Fällen hier geschehen ist. Es ist übrigens ein gutes Zeichen für den gesunden Sinn des Publikums, daß solche Kunstexperimente nur selten einen Käufer erhalten, während gediegene Werke, wie z. B. ein tiefempfundenes Gemälde Pötzelbergers (Nr. 127), das eine wandernde arme Frau, die ihr Kind in den Armen trägt, vorführt, sofort erfreuliche Erwerbung fand.

Es wird wohl vielen Besuchern der Ausstellung auffallen, daß gerade die gefeiertsten Namen der Sezession nicht besonders glücklich vertreten sind. Zunächst gilt dieses in bezug auf die Herren M. Klinger, Exter und v. Habermann; auch die zahlreichen Werke des Grafen Kalckreuth dürften nicht durchgehends Anerkennung erzielen. — Bei F. Stuck ist besonders das Ungleichwertige seines Schaffens hervorzuheben. Während ein Frauenkopf (Nr. 153) als vorzügliche Leistung bezeichnet werden muß, haftet an seiner „spanischen Tänzerin" der zweifelhafte Hautgout des künstlerischen Ueberbrettltums. Vortrefflich als Kolorist erweist sich Uhde in einem kleinen Genrebildchen; ebenso A. v. Keller in den Darstellungen einer jüngst in München bis zum Ueberdruß genannten Schlaftänzerin; auch Zumbusch, Oppler, Eichfeld, Ludw. Herterich und Keller-Reutlingen zeigen sich als Meister der Farbe. Besonderes Anrecht auf diesen ehrenden Titel hat J. Junghanns, dessen „Rinder am Brunnen" die Resultate des modern-technischen Könnens im besten Lichte zeigen. Auch Trübner verfügt über einen tüchtigen Pinsel; doch ist seine Technik zu sehr an eine trockene, fast musivisch wirkende Manier gebunden, die im Hinblick auf das weiche, geschmeidige Farbenmaterial nicht durchwegs motiviert erscheint. M. Kuschel räuspert sich allzu viel nach Böcklinschen Rezepten, um als selbständiger Maler zu gelten. Wenn auch L. Samberger mit Vorliebe nach berühmten Mustern arbeitet, so gibt er in seinen Porträts wenigstens doch eine homöopathische Dosis aus eigenem Vermögen, das immerhin noch größere Freigebigkeit zuließe, als dem Künstler bewußt sein mag. Ein Gemälde, das nach unserem Dafürhalten in keiner Weise befriedigen kann, ist Corinths brutal gegebene „Salome"; auch der ungleich besser gemalte, aber von grünlicher Fäulnis überzogene Christusleichnam von Landenberger dürfte nur geteilten Beifall finden.

Trägt unsere Ausstellung ausgeprägt modernen Charakter, so haben sich doch ein par Künstler eingefunden, die einsam und eigenartig ihre Wege gehen. Wenig löblich finden wir dieses bei Th. Heine, der in seinem „Kampf mit dem Drachen" eine Zeichnung und Kolorierung anwendet, mit der er selbst in jener Zeit, in der die reichen Vintler ihre tirolsche Burg Runkelstein mit den Tristan-Fresken schmücken ließen, viel zu spät gekommen wäre. Anders ist es bei den ebenfalls in einer Sonderstellung sich zeigenden Malern K. Haider und H. Thoma. Haiders asketische Kunstart ist immerhin dem innersten Wesen des Künstlers entsprungen, und seine schlichte, emsige Schaffensliebe tritt uns besonders in dem Bildchen entgegen, welches Dante (Purgatorio, XXXVI.) am Rande jenes Bächleins zeigt, das im Hain des irdischen Paradieses, „wo einst unschuldig war der Menschheit Wurzel", das blumige Gefilde durcheilt. Tatsächlich atmet auch das anspruchslose Bild kindliche Unschuld und seliges Behagen. Aehnliche Verdienste in seinen mancherlei Arbeiten weiß auch H. Thoma zu zeigen. Daß ihm aber nicht alles in gewünschter Weise glückt, läßt seine Christusgestalt in der Darstellung „Noli me tangere" zur Genüge ersehen. Diese mißlungene, großhäuptige und schwachfüßige Figur vertrüge wahrlich das „Anrühren" nicht. Auch H. Thomas Kraft liegt, wie bei den meisten der neueren Künstler, auf anderem Felde als auf dem der historisch-religiösen Kunst. Es ist vielleicht gut, daß die Versuche, auf diesem schwierigen Gebiete sich zu bewegen, bei den Modernen in jüngster Zeit sich merklich gemindert haben; denn alle bisherigen Anläufe, dem gläubig religiösen Volke seine erhabenen, heiligen Gestalten in entsprechenden Formen zu zeigen, haben ja vorerst nur zu Mißerfolgen geführt. Gerade auf dem bezeichneten Gebiete kann man nicht ungestraft mit bewährten Traditionen brechen. Ueberhaupt werden die modernen Maler wieder mehr zu der Erkenntnis gelangen müssen, daß die Kunst nicht auf Willkür, sondern auf Gesetzen sich aufbaut und trotz aller individueller Bewegungsfreiheit aufbauen muß, soll ihr eine gesunde, wertvolle Fortbildung gesichert bleiben.

Abend.

Die Aveglocken grüßend klingen
Vom Tale rings zu mir empor,
Die Jungen lehrt der Vogel singen
Das Amen zu dem Vesperchor.

Die Abendröte leuchtend breitet
Auf Hügelkronen goldne Pracht,
In dunklem Mantel leise schreitet
Durch Täler feierstill die Nacht.

Nun ist um mich ein großes Schweigen,
Das Gottes Odem nur durchwebt.
Auf goldner Leiter aufwärts steigen
Gebete. Und mein Herz erbebt.

Maximilian Pfeiffer.



Sant' Antonio in Neapel.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Zu meinem großen Erstaunen las ich vorgestern im Kirchenkalender von Neapel die Worte: Fest. S. Antonii conf. protectoris civitatis et regni Neapol. duplex I classis cum octava, das heißt: Fest des heiligen Bekenners Antonius, des Schutzherrn der Stadt und des Königreichs Neapel, Doppelfest erster Klasse mit Oktav.

Da der heilige Antonius in seinem Leben keine besonders bemerkenswerten Beziehungen zu Neapel gehabt hatte, um eine solche Auszeichnung seines Festes zu rechtfertigen, so erkundigte ich mich, ob sich diese Beziehungen vielleicht nach seinem Tode geknüpft hätten. Ein würdiger deutscher Geistlicher, der schon seit Jahrzehnten in Neapel ansässig ist und zurzeit Rektor der Kirche der fürstlichen Familie Pignatelli ist, teilte mir dann mit, daß diese Ehrung des Heiligen noch nicht sehr alt sei. Der letzte König von Neapel, Franz II., sei zu Beginn seiner Regierung einmal am St. Antoniustage vor einem schweren Unglücke bewahrt worden und da habe er dann beim Papste die Erhebung des Festes zu einem Doppelfeste erster Klasse mit Oktav durchgesetzt.

Es ist leicht begreiflich, daß das Volk sich an dieser Aenderung mit Begeisterung beteiligte, zumal der heilige Wundertäter so wie so schon im höchsten Ansehen bei den Neapolitanern stand. Auch die Beobachtung des Festes als kirchlicher Feiertag begegnete keinerlei Schwierigkeiten. Als aber Garibaldi im Jahre 1860 dem Königtume ein Ende machte, wurde mit allen bourbonischen Erinnerungen in wüster Weise aufgeräumt, wie es in der kindischen Natur dieses Bandenführers gelegen war. Ziemlich gewaltsam wurde denn auch dieser Feiertag unterdrückt, soweit seine öffentliche Beobachtung in Frage kam. Die Kirche jedoch ließ sich keine Vorschriften machen und behielt das Fest bei, wenngleich sie nicht mehr auf dem vorgeschriebenen Besuche der festtäglichen Messe für die Gläubigen bestand.

Die feierlichen Prozessionen, die mit der Statue des Heiligen von verschiedenen Kirchen aus durch die Stadt gehalten wurden, verfielen dem obrigkeitlichen Verbote, so daß seit vielen, vielen Jahren keine mehr hatte gehalten werden dürfen. Trotz alledem blieb der Festtag in der Uebung des Volkes bestehen, das seiner Freude stets durch Abbrennen von Feuerwerk, reichlichster Verwendung von Schwärmern, Bomben und Petarden Ausdruck verlieh und allerlei sonstige Veranstaltungen in Küche und Keller machte, die der Präfekt nicht verbieten konnte.

Seit etwa zehn Jahren hat man nun mit dieser Strenge etwas nachgelassen und wiederum erlaubt, daß einzelne Prozessionen ausziehen dürfen, von denen diejenige von Santa Catarina a Chiaia die bedeutendste ist. Zur würdigen Begehung der Feier werden zunächst Haussammlungen in der ganzen Pfarrei veranstaltet, die sehr bedeutende Erträgnisse geben. So hatte z. B. der Portier eines Hauses binnen wenigen Tagen von denen, die aus- und eingingen, fünfzig Lire sammeln können, wobei die gesondert gegebenen Beiträge der Mieter des Hauses nicht inbegriffen sind. Dann versendet der Rektor der Kirche ein Rundschreiben an alle Familien in denjenigen Straßen, durch die die Prozession geht, das folgenden Wortlaut hat: „Ew. Hochwohlgeboren werden gebeten, die Balkone und Fenster für die Prozession des heiligen Antonius von Padua, die am 13. Juni um 6 Uhr von der Kirche S. Caterina a Chiaia ausziehen wird, mit Eleganz auszuschmücken." Endlich wird eine Menge Feuerwerk aller Art, wobei die Bombenschläge, das bengalische Licht und die großen Sonnen die Hauptrolle spielen, vorbereitet, ohne die der Neapolitaner sich ein solches Fest durchaus nicht denken kann.

Die Pfarrei verfügt über drei Bruderschaften, die für diesen Tag das Höchste an sauberem und elegantem Auftreten leisten, dessen sie überhaupt fähig sind. Sie erscheinen in ihren Bruderschaftstalaren von weißer Farbe, jedoch mit bemerkbaren sonstigen Verschiedenheiten in der Kleidung, während eine Männerkongregation im schwarzen Wadenschläger auftritt; die Sodalen tragen um den Hals ein breites, gesticktes Band, an dem eine große silberne Medaille hängt. Mädchen und Knaben in festlichem Gewande tragen Kerzen oder Blumen und der Klerus verteilt sich im Zuge zwischen die einzelnen Abteilungen. Am Schlusse endlich kommt die lebensgroße Statue des Heiligen, die von einer Ehrenwache umgeben ist.

Man braucht sich nicht zu erkundigen, ob die Prozession kommt; wenn man ein ununterbrochenes Geknatter von Schwärmern und Bombenschlägen näher rücken hört, so ist der festliche Zug nicht mehr weit. Eine Musikbande in Uniform geht voraus. Sie spielte, während sie vorüberzog, einen Marsch aus der „Cavalleria rusticana", daß es nur so eine Freude war. Man sah es den Mitgliedern der gleich folgenden ersten Bruderschaft an, daß sie mit dieser mehr lebhaften, als richtigen Musik außerordentlich einverstanden waren. Was die Ordnung angeht, so ging jeder, wie er wollte, er blieb stehen, wann er wollte, und sorgte nur dafür, daß ihm, während er sich mit einem herzugekommenen Bekannten vorzüglich unterhielt, seine brennende Kerze nicht verlöschte.

Die im Zuge gehenden kleinen Knaben und Mädchen waren von ihren Müttern umgeben, so daß man die Kinder kaum sehen konnte. Die Buben benutzten ihre Kerzen zu allerlei Allotria, wobei es von Vorteil war, daß der Wind sie schon lange ausgelöscht hatte. Da der Besuch Loubets in Neapel die Marseillaise sehr volkstümlich gemacht hatte, was war da natürlicher, als daß die zweite Musikbande, die zur zweiten Bruderschaft gehörte, auch dieses blutrünstige Lied zu Ehren des heiligen Antonius spielte? Man nimmt es scheinbar nicht so genau mit der Auswahl der Musikstücke. Was eine solche Kapelle kann, wird der Reihe nach heruntergespielt, unbekümmert um Rhythmus, musikalischen Gehalt und Name des Stückes.

Während ich so meine Betrachtungen über das Sprichwort „Andere Länder, andere Sitten" anstellte, war die Prozession in ihrer malerischen Unordnung ein tüchtiges Stück vorangekommen, als plötzlich gerade gegenüber beim Spezereiwarenhändler Guerino eine Menge bengalischer Flammen aufleuchteten und ein ohrenbetäubendes Geschieße losging, so daß alle Droschkenpferde auf dem nahen Stande beinahe das Weite gesucht hätten. Und richtig, kaum erstrahlte alles in den bunten Farben der bengalischen Kerzen, da kam auch die Statue des Heiligen heran. Von allen Seiten warf man ihm nach der Sitte des Landes Kußhändchen zu und feierte ihn laut als großen Wundertäter. Diese Szene, von einer seltenen Beweglichkeit, war von einem, wenn auch nicht immer theologisch einwandfreien, so doch einfach kindlichen Vertrauen wie magisch übergossen, so daß sie eines hohen Interesses nicht entbehrte, wenngleich der kühle Nordländer als aufmerksamer Zuschauer, nicht aber als Teilnehmer an einer seinem Empfinden etwas fremden Betätigung der Andacht in der aufgeregten Menge stand.

Gleich hinter der Statue gingen einige Männer, die große flache Körbe auf dem Kopfe trugen. Ich sah darin Maccheroni, Wurst, Kerzen und viele sonstige Dinge, die von den Gläubigen dargebracht worden waren. Die Eßwaren werden am anderen Tage an die Armen verteilt, oder zu Gunsten desselben öffentlich versteigert, während das Wachs dem Altare des heiligen Antonius gehört. Dieser Brauch machte einen sehr sympathischen Eindruck auf mich und ließ mich manches übersehen, was eigentlich wohl besser in der Prozession fortgeblieben wäre.

Ich dachte schon, daß das Interesse an der festlichen Veranstaltung erschöpft sei, da die gleichen Szenen sich alle paar Schritte wiederholten und der Lärm der Bombenschläge andauernd gleich blieb. Doch sollte ich noch etwas Eigenartiges sehen. Nach einem kurzen Wege durch eine Nebenstraße kehrte die Prozession zurück und ging wieder an uns vorbei, um dann links abzubiegen. Als nun die Statue vor dem Laden des Guerino angekommen war, traten die Träger ganz nahe heran und drehten sie nach dem Hause zu. Eine der geputzten Frauen, die im Laden waren, trat auf eine kleine Leiter und befestigte unter dem lebhaftesten Interesse und Beifall der Hunderte von Zuschauern ein silbernes ex voto an der Statue, über dessen Natur ich mich ausschweigen will. Dann wurden reiche Gaben in die Körbe gelegt und nachdem so der Heilige vor den Guerinos gewissermaßen seine Reverenz gemacht hatte, zog er weiter.

Ein solcher Vorgang, daß nämlich die Statue an einem Hause stille steht, ist der größte Ehrgeiz der Leute in dieser Gegend. Man ist aber sehr geizig damit, und nur diejenigen, die sich durch besondere Freigebigkeit für die Prozession auszeichnen, die prächtiges Feuerwerk abbrennen, die reiche Geschenke für die Armen geben, werden so ausgezeichnet. Da aber der Weg lang und die Begeisterung der Neapolitaner für Sant' Antonio groß ist, da auch die Leistungen des Geschäftskonkurrenten für die Feier übertroffen werden müssen, so muß der Heilige doch verhältnismäßig viele solcher Besuche machen. Erst gegen zehn Uhr Abends durfte er dieses Jahr wieder in seine Kirche zurückkehren.

Noch ein Idyll der öffentlichen Sicherheit.

In den von festtäglich gekleideten Menschen wimmelnden kleinen Laden des Guerino hatte einer der Straßenbuben ein Paket brennender Schwärmer hineingeworfen. Diese sprangen wie toll darin herum; die Frauen kreischten, die Kinder heulten, die Schwärmer knallten und der Bub auf der Straße lachte aus vollem Halse dazu und freute sich seines gelungenen Streiches. Der alte Guerino war natürlich in große Wut geraten und warf dem Buben das erste beste nach, was ihm in die Hand kam, und verwundete denselben am Beine. Nun begann der Spektakel draußen. Die Straßen-

buben ergriffen für den Getroffenen Partei und schleppten ihn zum nächsten Polizisten. Nach etwa einer Viertelstunde kam dieser in den Laden, wo man sich mittlerweile wieder beruhigt hatte, und gab vor, er solle den Guerino verhaften.

„Ach was," sagte dieser, „machen Sie keine Geschichten."

„Ja, ich muß; ich habe strengen Auftrag."

„Auftrag? Unsinn! Hier haben Sie einen Käse und lassen Sie sich denselben gut schmecken."

„Guten Abend wünsche ich," sagte da der Polizist, ließ den nicht eben kleinen Käse unter der Uniform verschwinden und unter der Türe rief er noch: „Buon riposo."

Noch am selben Abende war in der ganzen Nachbarschaft bekannt geworden, daß das silberne ex voto der Guerinis ganze zwölf Lire gekostet habe. Der Geschäftskonkurrent Coppola war damit für dieses Jahr glänzend geschlagen

Volksheilstätten für Nervenkranke.

Von

Dr. Gassert, Freiburg i. Br.

Nachdem die Bewegung zugunsten der Volksheilstätten für Lungenkranke so erfreuliche Erfolge erzielt, daß in Deutschland über 80 Heilstätten für Unbemittelte mit rund 20,000 Betten vorhanden sind, so tritt die deutsche Aerztewelt abermals mit einem therapeutischen Problem an alle Menschenfreunde heran, nämlich mit der Weckung des allgemeinen Interesses für die Errichtung von Volksheilstätten für Nervenkranke.

Daß nächst der Tuberkulose die Nervenkrankheiten heute am stärksten am Marke des Volkskörpers zehren, ist unumstößliche Tatsache. Die ganze heutige teils gezwungene teils freiwillige Lebensführung, der Kampf ums Dasein und ums Vorwärtskommen, der Beruf und der Erwerb, die Teilnahme am öffentlichen Leben und nicht zuletzt der Genuß, alles stellt erhöhte Anforderungen an unsere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit, ohne daß die meisten von uns in der Lage sind, durch entsprechende Ruhepausen und Erholungsmittel das Gleichgewicht zwischen Anspruch und Kraft wiederherzustellen. Und darin sind die Ursachen für das Ueberhandnehmen der Nervenkranken zu suchen. Für die Wohlhabenden sind in Deutschland allein ungefähr 500 Anstalten vorhanden, in denen Nervenkranke Erholung, Pflege und Heilung finden können; für die wenig und gar nicht Bemittelten dagegen gibt es bis jetzt eine einzige derartige Anstalt, das Haus Schönow in Zehlendorf bei Berlin, das 1899 eröffnet wurde und 110 bis 120 Kranke aufnehmen kann. Geplant und beschlossen sind dann freilich: eine Anstalt für 80 bis 100 minderbemittelte nervenkranke Frauen im bergischen Rheinlande, eine kleinere bei Essen für nervenkranke Männer. Ferner hat die Stadt Frankfurt a. M. zu einer ähnlichen Anstalt 600,000 Mark bewilligt, ebenso ist man in Hessen, Sachsen-Weimar und Baden daran, zum Teil aus Staatsmitteln, Volksheilstätten für Nervenkranke zu errichten. Eine eigene derartige Anstalt hat die Provinzialverwaltung Hannover in Rasemühle bei Göttingen ins Leben gerufen, und schließlich soll in der Schweiz eine Kolonie Friedau für Nervenkranke, Ruhebedürftige und beginnende und genesende Alkoholiker entstehen, wo auf dem Wege der Arbeit hauptsächlich die Genesung der Kranken wieder herbeigeführt werden soll. Das ist ein schöner Anfang, aber doch noch blutwenig im Verhältnis zu der großen Anzahl Nervenkranker, wie sie die mittleren und unteren Vermögensklassen heutzutage aufweisen.

Daß Nervenkranke, wie wir sie hier im Auge haben, daheim in den Verhältnissen, in denen sie krank wurden, nicht geheilt werden, wissen derartig Kranke am besten selbst. Daß sie aber auch nicht in allgemeine Krankenhäuser oder in Siechenhäuser oder in Rekonvaleszentenheime oder in Irrenanstalten gehören, das haben die Aerzte genug erfahren. Nein, darin sind alle Nerven- und Irrenärzte einig, daß sog. funktionell Nervenkranke ihre eigenen Heilanstalten haben müssen, wenn sie wieder arbeitsfähig und gesund werden wollen. Die Nervenheilanstalten für die oberen Klassen beweisen das zur Genüge. Ein kurzer Ueberblick über die Arten von Nervenkrankheiten, für die wir Volksheilstätten erstreben möchten, wird das dringend vorhandene Bedürfnis solcher Anstalten noch deutlicher zeigen. Die Nervenärzte möchten folgende Krankheitsgruppen den Volksheilstätten zugewiesen sehen:

1. Die „nervös Erschöpften", welche durch Ueberarbeitung oder schwere Sorgen oder Krankheit in ihren Nerven so heruntergekommen sind, daß einfaches Ausruhen zur Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft nicht genügt;

2. solche Nervöse, deren Kraft nicht durch obengenannte schwere Einwirkungen gebrochen wurde, sondern bei denen schon die regelmäßige Berufstätigkeit jährlich einen Zustand der Erschöpfung herbeizuführen pflegt;

3. diejenigen, welche infolge ererbter Veranlagung neurasthenisch oder hysterisch geworden sind; auch die Hypochondrischen und Melancholischen gehören zum Teil hierher, überhaupt diejenigen Kranken, welche nicht als geisteskrank, aber auch nicht als geistesgesund betrachtet werden müssen;

4. leichte Fälle von Alkoholismus und Morphinismus.

Dagegen sind Epileptiker, Geisteskranke, schwere Alkoholiker von diesen Anstalten fernzuhalten.

Wer sich umschaut in seiner nächsten und ferneren Umgebung, wird derartig Kranke genug finden und ihnen von Herzen einen passenden und billigen Aufenthalt und eine aussichtvolle Behandlung wünschen.

Auf die Behandlungsweise innerhalb der Anstalten hier einzugehen, halten wir nicht für nötig. Es genügt zu sagen, daß der Nervenkranke in den Volksheilstätten vor allem lernen soll, wie er leben muß, um wieder gesund zu werden und sich gesund zu erhalten. Man wird vielfach zufrieden sein müssen, derartig Kranke zu einer sog. „wirtschaftlichen Heilung" zu bringen, d. h. sie dahin zu bringen, daß sie imstande sind, auf absehbare Zeit den Kampf mit dem Leben wieder aufnehmen und führen zu können.

Es war uns mit unserem Referat hauptsächlich darum zu tun, das Interesse für die Bewegung zugunsten derartiger Anstalten in weiteren, vorab in gebildeten Kreisen zu wecken. Denn es gilt nicht nur die Privatwohltätigkeit für unsere zahllosen unbemittelten Nervenkranken in Anspruch zu nehmen, sondern mehr noch die Kranken- und Invaliditätsversicherungen, die Kommunal-, Provinzial- und Landesverwaltungen von dem Vorhandensein des Bedürfnisses besonderer Volksheilanstalten für Nervenkranke zu überzeugen. Die Wohltätigkeit allein kann hier nicht helfen; aber die interessierten Kreise folgen mit ihrer Hilfe nach, sobald sie das Bedürfnis und den wirtschaftlichen und sozialen Nutzen der angeregten Sache erkannt haben. So ging's bei der Bewegung zugunsten der Lungenheilstätten, so wird es auch bei der jetzt begonnenen Bestrebung für die Errichtung von Volks-Nervenheilstätten gehen.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

100 Jahre sind am 16. Juni 1904 seit dem Tode Johann Adam Hillers, des Schöpfers des deutschen Singspiels, verflossen. J. A. Hiller, geb. am 28. Dezember 1728 zu Wendisch-Ossig bei Görlitz, wandte sich nach kurzem Studium der Rechtswissenschaft der Musik zu. In Leipzig gab er die „Wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen, die Musik betreffend", heraus und rief auf eigene Rechnung Abonnementskonzerte ins Leben. Später wurde ihm die Leitung des „Großen Konzertes", aus dem nachmals die Gewandhauskonzerte hervorgegangen sind, übertragen. Unter seinen zahlreichen Gesangschülerinnen sind Korona Schröter, die Mara, geb. Schmerling und die Geschwister Podleska die bekanntesten gewesen. Als Thomaskantor und Musikdirektor der beiden Hauptkirchen wirkte er segensreich bis 1801.

Neue Opern sind wieder in großen Mengen signalisiert, besonders Jung-Italien ist stramm an der Arbeit. Leoncavallo, der eben seine deutsche Nationaloper „Roland von Berlin" fertig gestellt und abgeliefert hat, ist bereits mit einer neuen lyrischen Tragödie „Le marchand de masques" beschäftigt. (Der „Roland" hat bereits, obwohl die Aufführung noch im weiten Felde liegt, das „Bayerische Vaterland" lebhaft erbost. „Wer kann heute schon sagen," meint hierzu launig das Musikalische Wochenblatt, „wie den edeln Spree-Athenern die offizielle Volksoper in der deutsch-italienisch-polnisch-jüdischen Aufmachung munden wird".) Alberto Franchetti, der bekannte Rothschildprotégé hat sich die jüngste und so kräftig durchgefallene Tragödie von D'Annunzio, „Jorios Tochter", wie sie steht und liegt, zum Libretto seiner neuesten Oper auserkoren. Giordanos nächste Oper entnimmt ihren Stoff einem jüngst in Paris mit vielem Erfolg aufgeführten Drama „Cotillon" von H. Cain und E. Daudet. Auch Wolf-Ferraris neue komische Oper „Die vier Grobiane" sieht ihrer Vollendung entgegen. Das Libretto behandelt wieder einen Goldonischen Stoff wie die „Neugierigen Frauen" und mußte infolge des plötzlichen Ablebens seines Verfassers, Graf Goldoni, von anderer Seite vollendet werden. Ein zweiaktiges Musikdrama „Maja", das im heutigen Indien spielt, hat der Münchener Komponist Adolf Vogl beendet. Die Uraufführung wird noch in diesem Jahre in Stuttgart stattfinden. Die von Major von Chelius (Militärattaché der Deutschen Botschaft in Rom) auf einen Text von Bierbaum komponierte Märchenoper „Die vernarrte Prinzessin" ist vom Generalintendanten von Hülsen für das Wiesbadener Hoftheater zur Erstaufführung angenommen worden.

Isidora Duncan, die bekannte Barfußtänzerin, wird in diesem Jahre bei den Festspielen in Bayreuth mitwirken, und zwar im Venusberg-Bacchanale im „Tannhäuser". Es liegt auf der Hand, daß dieses Engagement nur aus Reklamerücksichten erfolgt ist; denn tanzt die Künstlerin in ihrer individuellen Art und Weise, so wird diese aus dem Stil des

Uebrigen herausfallen, schließt sie sich aber diesem Stil an, dann ist ihre persönliche Eigenart unterbunden und man darf sich fragen, was gerade die ausländische Reklameheldin und „Beethoveninterpretin" Miß Isidora im deutschen Kunsttempel am roten Main zu suchen habe. Ob ihre Berufung also eine Tat im Geiste Richard Wagners ist, bleibt zum mindesten sehr zweifelhaft.

Kleine Rundschau.

Vom Starnbergersee.

Der unvergleichlich schöne Sommer lenkt den Blick noch mehr als in anderen Jahren auf die von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Ausflugspunkte und Sommerfrischen des an Seen und Gebirgsgegenden überreichen Bayerlandes. Unter den bayerischen Seen ist der Starnbergersee der beliebteste und meistbesuchte. Der See ist von München wie von Augsburg aus rasch zu erreichen. Von München gelangt man mit der Bahn in 35 Minuten zum Seeufer, wo der Dampfer jeweils zur Abfahrt bereit steht. Die Dampfer auf dem Starnberger-See werden von allen Fremden wegen ihrer komfortablen Ausstattung und wegen ihrer vorzüglichen Verpflegung sehr gelobt. Der neu ausgerüstete und mit einem Decksalon versehene kleine „Ludwig" führt nur die kurzen Zwischenfahrten und die Fahrten im Spätherbst und Winter aus. Die Prachtdampfer „Luitpold", „Bavaria", „Wittelsbach" bieten über und unter Deck einen behaglichen Aufenthalt und den herrlichsten Ausblick auf Seegelände und Gebirge. Die Küche ist auf diesen größeren Dampfern vorzüglich, die Getränke sind gut und preiswert. Wenn wir hinsichtlich des Starnbergersees noch einen Wunsch hätten, so wäre es der, daß der Besuch der malerisch gelegenen Roseninsel dem größeren Publikum mehr erleichtert würde. Jetzt muß jeder, der mit dem Kahn auf der Roseninsel landen will, eine Erlaubniskarte vorweisen, die man von dem Hofgärtner im idyllisch gelegenen Parkwärterhause König Max II. in zuvorkommendster Weise unentgeltlich erhält. Dieses reizende Fleckchen Erde ist mit so vielen historischen und poetischen Erinnerungen umwoben, daß sich ein Besuch reichlich lohnt. In dem Rosenhain — mit der von der Kaiserin Elisabeth gestifteten weiß-blauen Säule —, in dem Gartenschlößchen und in dem rosenbekränzten Pavillon am See lebt auch das Andenken an weiland König Ludwig II. fort, der an diesen stillen Stätten so manche Stunden verträumte. In dem Speisesaale des Schlößchens sind auch, hinter einem Glaskasten wohlverwahrt, einige Proben der hochinteressanten historischen Funde zu sehen, die auf der Insel und in ihrer nächsten Umgebung gemacht wurden. Hat man doch an der Roseninsel u. a. Ueberreste ehemaliger Pfahlbauten gefunden, von denen auch Geräte und Schmucksachen aus jener Urzeit Kunde geben. Auf der Insel stand vor der Römerzeit eine heidnische Opferstätte, später wurde eine Wallfahrtskirche dort errichtet, zu der von zwei Stellen aus lange Brückenstege hinüberführten. Einer dieser Stege soll noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhanden gewesen sein, bis König Max II. die Insel von dem heute noch lebenden Kuglmiller käuflich erwarb. Es wäre sehr erwünscht, wenn eine authentische Darstellung der Geschichte der Roseninsel in einem billigen Büchlein den Besuchern des Starnbergersees dargereicht werden könnte. Heute ist man auf die Angaben größerer Werke oder auf unbeglaubigte Erzählungen vom Hörensagen angewiesen.

K.

Ausübung der Religion beim Militär.

Bei unserem Landheer ist man bemüht, allen Soldaten, welcher Konfession sie auch sein mögen, die Ausübung ihrer Religion zu ermöglichen, soweit dies angängig ist. Jedenfalls haben die Katholiken in letzter Zeit nicht darüber zu klagen brauchen. Anders ist es bei unserer Marine. In Kiel sind ein Marineoberpfarrer und zwei Marinepfarrer für die katholischen Marineangehörigen angestellt. Einer der beiden Marinepfarrer ist ausdrücklich für das Geschwader bestimmt, gehört also offenbar an Bord eines Schiffes. Seit zirka zwei Jahren wartet der Herr aber vergebens auf eine Anstellung bzw. auf ein Kommando. Es sind Schiffe bei dem Geschwader, auf denen 150—200 Katholiken sind. Die Zahl genügt doch wohl, um die ständige Anwesenheit eines katholischen Geistlichen an Bord zu fordern. Daß man aber zu größeren Reisen von sechs Wochen Dauer noch nicht einmal dem ganzen Geschwader einen katholischen Geistlichen mitgibt, ist geradezu unerklärlich. Fast auf jedem größeren Schiffe ist ein protestantischer Geistlicher, und den Katholiken wird während der ganzen Dauer der Reise keine Gelegenheit geboten, eine hl. Messe zu hören. Das ist doch das Geringste, was wir fordern können, zumal ein Priester eigens zu dem Zwecke angestellt ist. Es wäre zu wünschen, daß der Zustand einem besseren Platz machte.

P. B.

Das Gold der Dichtung.

Es hilft alles nichts: in einem Punkte der Literatur sind wir Katholiken noch immer inferior, nämlich darin, daß wir unsere Dichter materiell nicht genug kräftig unterstützen. Leo van Heemstede, der verehrte Erzieher junger Singvögelein, hat in Nr. 11 der „Allg. Rdsch." recht anmutig über „Poesie und Dichter" geplaudert; es sei daher gestattet, über das wirkliche Gold der Dichtung einige Bemerkungen zu machen. Wer wohl die Hauptschuld an der materiell schlechten Lage unserer meisten Poeten trägt? Die Zeitverhältnisse? Die Verleger? Die Verständnislosigkeit im Publikum? Vielleicht alle insgesamt. Traurige Beispiele könnte man dafür anführen. Wie sehr hat nicht Fr. W. Helle mit des Lebens Not gerungen und hat doch die Seinen in nicht gerade zu glänzender Lebensstellung zurücklassen müssen! Was waren denn eigentlich die ca. 2000 Mk., die man vor drei Jahren für sie gesammelt hat — so achtenswert sie sind — gegen die Riesensumme, die einem Bodenstedt seinerzeit zufloß? Auch einer unter den Lebenden muß seine Künstlerkraft in den Geschäften als — Redakteur aufbrauchen — Franz Eichert in Wien. Ob es denn nicht möglich und angemessen wäre, daß ihm der Wiener Stadtrat nach Hamburger Beispiel einen Ehrensold bewilligte? Und neuerdings erläßt P. Ansgar Pöllmann im Maiheft der „Gottesminne" einen Aufruf zur Unterstützung des dänischen Konvertiten und geistvollen Dichterphilosophen Johannes Jörgensen, der mit seiner Frau und fünf Kindern darbt. Wie weit die von P. Pöllmann gegen seine Verleger erhobene Anklage berechtigt ist, soll hier nicht untersucht werden. Das alles sind tieftraurige Zeichen der Zeit, die zu denken geben. Ja, wenn sie tot sind, die Dichter, dann feiert man sie mit billiger Druckerschwärze und noch billigeren Tiraden, doch die Lebenden läßt man — hungern!

E. Kl.

Gemeinnütziges.

Durststillende Mittel sind während der Sommermonate begreiflicherweise viel begehrt, und die Frage, welcher derselben man sich bedienen soll, wird immer wieder aktuell bei Beginn der wärmeren Jahreszeit. Gewohnheitsmäßig greifen die meisten zu alkoholhaltigen Getränken, namentlich Bier, während in wissenschaftlichen und Sportskreisen die sogenannten alkaloidhaltigen Getränke — ganz besonders chinesischer Tee — als wirksamste durststillende Mittel längst anerkannt sind. Wenn auch eine Tasse heißen Tees außerordentlich geeignet ist, zur Winterszeit den Körper zu durchwärmen und gegen Kälte widerstandsfähiger zu machen, so ist es doch eine durchaus falsche Meinung, Tee sei ein Genußmittel nur für die kältere Jahreszeit. Der Konsum von Tee ist vielmehr auch während der Sommermonate als angenehmes, wohlbefömmliches, durststillendes Mittel jedermann zu empfehlen und namentlich für Personen, welche viel zu sprechen haben, eine wahre Wohltat. Gegenüber den alkoholhaltigen Getränken besitzt Tee aber noch einen großen Vorzug: Während nämlich erstere eine Ermüdung und Erschlaffung verursachen, hat Tee die gegenteilige Körper und Geist belebende Wirkung; Tee fördert sogar die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit und dies ist auch der Grund, weshalb der Teegenuß seit Jahren in der Touristik und bei der Militärverpflegung eine so große Rolle spielt. Dabei besitzt Tee die weitere schätzenswerte Eigenschaft, daß er, kalt oder warm genossen, die Verdauung und Blutzirkulation fördert, demnach für Leute, deren Beruf eine sitzende Beschäftigung mit sich bringt, von großem Werte ist. Nach all dem Gesagten sollte also chinesischer Tee nicht bloß während der Wintermonate und in den mehr und mehr in Mode kommenden Teekränzchen, sondern Tag für Tag, insbesondere während des Aufenthalts in den Sommerfrischen, auf dem Frühstücks-, Vesper- und Abendtisch vertreten sein. Für Touristen und Radfahrer empfiehlt sich eine Füllung der Feldflasche entweder mit gutem kalten Tee oder einer Mischung von Tee und leichtem Rotwein. Unter den vielen Teesorten, die täglich angepriesen werden, ist Kathreiners Marco Polo Tee wohl am meisten bekannt und vom Publikum bevorzugt. Wir verweisen auf die bezüglichen Inserate.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 15. München, 9. Juli 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Deutschlands Ruhm in St. Louis.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Wir haben nicht das Vergnügen, die Weltausstellung in St. Louis besuchen zu können, aber trotzdem können wir sagen, daß auf einem Gebiete Deutschland unbestritten an der Spitze marschiert und den Rekord schlägt: nämlich auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung. Kein Staat der Welt kann dem Weltausstellungsbummler das bieten, was hier Deutschland leistet. Das Reichsversicherungsamt hat wie schon vor 4 Jahren für Paris, so auch heuer für St. Louis eine Anzahl von Broschüren erscheinen lassen, welche die Bedeutung und die Leistung der deutschen Arbeiterversicherung darstellen sollen. Wenn diese vorzüglichen Schriften geeignet sind, den nichtdeutschen Besucher der Weltausstellung einzuführen in das Riesengebäude unserer Arbeiterversicherung, so müssen aber die Zahlen derselben den Deutschen mit Stolz und Bewunderung erfüllen. Wir sind die Arbeiterversicherung schon so als etwas selbstverständliches gewöhnt, daß wir uns nur selten vor Augen halten, wie Deutschland hier allen Kulturstaaten voraus ist. Ein Blick in die Statistik der Arbeiterversicherung ist sehr lehrreich; wir bitten aber schon im Voraus um Entschuldigung, wenn die Zahlen ermüden; aber „Zahlen beweisen".

Die Krankenversicherung hat kein europäischer Staat in dem Umfange wie Deutschland und mit denselben Leistungen; allein die Schweiz steht uns ebenbürtig da, wenn das Gesetz vom 5. Oktober 1899 endlich einmal in Kraft tritt. 10'319,564 Personen sind in 22,770 Krankenkassen versichert. Die Einnahmen rekrutieren sich gesetzlich zu $^2/_3$ aus den Beiträgen der Versicherten und zu $^1/_3$ aus den der Arbeitgeber, falls letztere, wie es bei den Dienstboten durchweg und bei dem Gesinde fast immer der Fall ist, nicht die gesamte Last zu tragen haben. Von 1885—1901 belaufen sich die Einnahmen der Krankenversicherung auf 2'154'243.074 Mk., wovon rechnungsmäßig an Beiträgen auf die Arbeitgeber 617'398.449 Mk. und auf die Versicherten 1,436'822.559 Mk. entfallen. Die Leistungen der Krankenversicherung haben in dieser Zeit die Höhe von 1,839'653,237 Mk. erreicht, wozu noch 186'645,198 Mk. Vermögen treten. Die erstere Summe verteilt sich auf 47'776,312 Erkrankungsfälle und 807'027,455 Krankheitstage.

Die Unfallversicherung umfaßt in Deutschland 17'582,000 Personen in Landwirtschaft und Gewerbe; eine ähnliche Zwangsversicherung hat kein europäischer Staat aufzuweisen. Die Beiträge werden von den Arbeitgebern allein aufgebracht; dieselben sind als Träger der Versicherung in 66 gewerbliche und 48 landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften organisiert. Die Einnahmen derselben belaufen sich von 1885—1902 auf 1,170'648,451 Mk. Die Leistungen derselben beziffern sich auf 812'536,742 Mk., das Vermögen auf 199'194,263 Mk. Die Verwaltungskosten, die bei der Krankenversicherung nicht berechnet sind, erreichen die Höhe von 158'917,466 Mk. Im Jahre 1902 fiel auf einen entschädigungspflichtigen Unfall 152.02 Mk. Entschädigung. Auf 1000 Vollarbeiter fielen in diesem Jahre 9,13 Verletzte im Gewerbe und 5,15 in der Landwirtschaft. Nach dem Durchschnitt der Jahre 1900/02 sind die unfallhäufigsten Betriebe: Spedition, Steinbrüche, Bergbau, Holz, Binnenschiffahrt, Baugewerbe, Müllerei, Eisen und Stahl; am „ungefährlichsten" ist die Textilindustrie; die häufigsten Unfälle ereignen sich im Gewerbe an Arbeitsmaschinen (17,4 %) beim Einsturz (16,94 %) beim Fall von Leitern (11,83 %; in der Landwirtschaft beim Fall von Leitern (19,72 %), beim Fuhrwerk (18,48 %) durch Tiere (15,11 %). Die allgemeine „unvermeidliche Betriebsgefahr" hat in der Landwirtschaft 30,8 %, im Gewerbe 42,05 % der Unfälle erzeugt; die Schuld der Unternehmer (ungenügende Schutzvorrichtung) 18,61 % resp. 16,81 %; die Schuld des Arbeiters 24,99 % resp. 29,89 %; auf beiderseitige Schuld entfallen 20,58 % resp. 4,66 %. Die Zahl der Unfälle, die mit Tod endigten, ist in steter Abnahme begriffen: 1886: 24,91 %; 1902: 7,98 % dasselbe kann konstatiert werden von jenen Unfällen, die völlige Erwerbsunfähigkeit im Gefolge haben (1886: 15,92 %, 1902: 9,06 %); selbstverständlich wächst damit die Zahl der Unfälle mit vorübergehender Erwerbsunfähigkeit. Man darf aus diesen Zahlen den Schluß ziehen, daß die schweren Unfälle immer mehr verschwinden, dank den Maßnahmen der Unfallverhütung.

Eine gesetzliche Invalidenversicherung hat nur Deutschland allein, andere Staaten zeigen nicht einmal Ansätze zu einer solchen. Die Beiträge werden hälftig von den Arbeitgebern und Arbeitnehmern getragen, soweit nicht erstere alles übernehmen müssen. Der Invalidenversicherung unterstehen 13'380,600 Personen, die in 31 Versicherungsanstalten gegliedert sind. Die Gesamteinnahmen dieses Versicherungszweiges belaufen sich von 1885—1902 auf 1,818'061,494 Mk., wovon

Arbeitgeber und Versicherte je 679'506,715 Mk. aufbrachten und das Reich 245'345,100 Mk. Zuschuß leistete. Das Vermögen der Versicherungsanstalten betrug 1902: 1,007'477,531 Mk. Die Leistungen der Invalidenversicherung belaufen sich von 1891—1902 auf 720'440,769 Mk., die Verwaltungskosten auf 90'146,194 Mk. Die Zahl der Invalidenrenten betrug im Januar 1904: 663,140, die der Krankenrenten (nach 26 Wochen Krankheit): 14,186, die der Altersrenten: 136,618.

Nun noch einen Blick auf die gesamte Arbeiterversicherung. An Beiträgen der Arbeitgeber sind von 1885—1901 aufgebracht worden 2,136'325,903 Mk., von Versicherten 2,046'896,384 Mk. Die Ausgaben belaufen sich auf 3,508'443,030 Mk. Bis Ende 1903 haben rund 60 Millionen Personen 4 Milliarden Mark an Entschädigung erhalten. Davon haben die Arbeiter nur die geringere Hälfte aufgebracht und $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark an Entschädigung mehr erhalten, als sie an Beiträge leisteten. Die angesammelten Vermögensbestände belaufen sich auf $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark und nimmt man die Leistung der Knappschaftskassen hinzu, so kommen **insgesamt 6 Milliarden Mark** zugunsten der Arbeiter heraus. In Deutschland wird täglich über $1\frac{1}{4}$ Million Mark an Entschädigung ausbezahlt. Solche Zahlen muß man sich merken! Die Beitragslasten für die gesamte Arbeiterversicherung stellen sich im Jahresdurchschnitt folgendermaßen:

	Arbeitgeber:	Arbeitnehmer:	Reich:	Zusammen:
Krankenversicherung	5.15 Mk.	10.30 Mk.	—	15.45 Mk.
Unfallversicherung	6.08 Mk.	—	—	6.08 Mk.
Invalidenversicherung	4.65 Mk.	4.65 Mk.	2.88 Mk.	12.18 Mk.
	15.88 Mk.	14.95 Mk.	2.88 Mk.	33.71 Mk.

Dabei sind die Lasten der Arbeitgeber stets in relativer Zunahme, wenn auch absolut in Abnahme, begriffen, was folgende Darstellung zeigt. Von 100 Mk. Einnahmen der Arbeiterversicherung überhaupt entfallen auf

	1891	1901
Beiträge der Arbeitgeber	47.29 Mk.	45.20 Mk.
Beiträge der Versicherten	46.41 Mk.	37.64 Mk.
Reichszuschuß	2.29 Mk.	6.43 Mk.
Zinsen usw.	4.01 Mk.	10.73 Mk.

Der Reichszuschuß schnellt sprungweise in die Höhe; 1891 betrug er nur 6 Millionen, 1903 schon 42 Millionen und 1904 gar 46 Millionen Mark; von 1885—1904 beträgt der Reichszuschuß insgesamt 340 Millionen Mark.

Nun genug der Zahlen, die ein rühmliches Zeugnis dem Deutschen Reiche ausstellen; sie bekunden die Fürsorge für den Arbeiterstand, sie zeigen aber auch, daß die deutsche Industrie trotz der hohen Lasten nicht zurückging, sondern eine recht ansehnliche Stellung auf dem Weltmarkte einnimmt. Allerdings darf auch Deutschland sich nicht auf das sozialpolitische Faulbett legen, weites und manches ist an unserer Versicherungsgesetzgebung noch verbesserungsfähig und auszubauen. Die nächste große Aufgabe wird sein: die Zusammenlegung der Versicherungen und zwar muß unseres Erachtens begonnen werden mit der Kranken- und Invalidenversicherung, die schon so viele Berührungspunkte haben; die Errichtung von örtlichen Rentenstellen als der breite und gemeinsame Unterbau wird notwendig werden. Der Anschluß der Unfallversicherung wird dann leichter sich vollziehen. Eine solche Zusammenlegung gestaltet die gesamte Versicherung einheitlicher und übersichtlicher; auch dürfte manches an Verwaltungskosten gespart werden; diese Riesenarbeit sollte der gegenwärtige Reichstag noch leisten. Sodann tritt dazu die Einführung der Witwen- und Waisenversicherung, für welche sofort bei Inkrafttreten des neuen Zolltarifes nach der lex Trimborn 50 Millionen Mark jährlich aufgespeichert werden. Die Arbeitslosenversicherung liegt für eine staatliche Regelung noch in weiter Ferne; inzwischen arbeiten auf diesem Gebiete sehr tüchtig die Gewerkschaften und es dürfte sich überhaupt die Frage erheben, ob dieser Zweig der Versicherung nicht diesen ganz zu überlassen sein wird. Wir sagen vorerst weder ja noch nein, raten aber den Gewerkschaften dringend, einstweilen die Sache selbst in die Hand zu nehmen!



Das Fürstenzerrbild des „Simplicissimus".

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

(Schluß.)

Wie in Thomas Theodor Heine die künstlerische Satire des „Simplicissimus" kulminiert, so stellen die Gedichte Dr. Ludwig Thomas die schärfste dichterische Waffe des Witzblattes dar. Ein feinsinniger Semite und ein kräftiger Germane stellen die sprudelnde Schöpferkraft, womit sie begabt sind, in den Dienst des ihre ungleichen Naturen einenden Hasses gegen die Fürsten und erheben feindselig eine weichliche Hand und eine derbe Faust gegen unsern Kaiser. Was diesen Haß nährt und anfacht, ist klar: das macht die aus idealem und realem Golde zusammengesetzte Rente, die er abwirft. Nörgler haben zu allen Zeiten Zustimmung gefunden und wenn sie so kunstvoll nörgeln und ihre Nörgeleien so kunstvoll verkaufen wie die Urenkel Heinrich Heines, kann man sich bei der Urteilslosigkeit der Masse in einer genußsüchtigen Zeit nicht wundern, daß sie Bewunderung und Geld ernten. Wie aber der Haß entstanden ist, das ist schwer zu ergründen. Das Verhalten des „Simplicissimus" gegenüber dem neuen Kurse ist so widerspruchsvoll wie die politische Ansicht der Wirtshaus-, Kaffeehaus-, Atelier- und Salonsozialisten, die an der Flamme des „Simplicissimus" das Pfennigkerzchen ihres Geistes entzünden. Als der Heldenkampf eines stammverwandten Bauernvolkes in den Männern des „Simplicissimus" eine ungewohnte Begeisterung geweckt hatte, hörten sie nicht zur rechten Zeit die Geschütze unserer Seewehr krachen, deren Verstärkung die dem „König der Wüste" dienenden „Schiffe der Wüste" noch nicht herbeizuführen vermocht hatten. Da verdroß sie ein Mangel, den sie selbst zu erhalten bestrebt waren und über dessen Bekämpfer sie ihren törichten Spott ergossen hatten. Der sympathische, politisch ungefährliche Entschluß der jungen Königin von Holland, das greise Oberhaupt der unterliegenden südafrikanischen Republik in die Heimat seines Volkes heimholen zu lassen, gab Dr. Ludwig Thoma Anlaß, unsern Kaiser, der sich mühte sein Volk um die drohende Klippe eines aussichtslosen Krieges herumzubringen, als „Säbelraßler" zu bezeichnen. Orden sind dem „Simplicissimus" wertloser Tand, wenn sie die Brust von Männern zieren, die dem Witzblatte gleichgültig sind. Als eine solche Auszeichnung, vielleicht um die gefährliche Mißstimmung zu mildern, die durch die feindselige Haltung der deutschen Presse in England erzeugt worden war, einem englischen General verliehen wurde, der als Bekämpfer der Buren dem „Simplicissimus" verhaßt war, sprach Dr. Ludwig Thoma von einem „höchsten deutschen Orden" und benutzte den Vorgang, um das „schon lange in geheimer Wut kochende" Blut der sonst so ordensfeindlichen Simplicissimusgemeinde noch mehr zu erhitzen. Fallen deutscher Mütter Söhne im Dienste der vom „Simplicissimus" bekämpften, trotzdem aber weitschauenden und für die Zukunft unseres Volkes sorgenden Politik des Kaisers, so weiß das Witzblatt von Offizieren zu erzählen, deren Dienst im Feindesland auf die Pflege ihres Schnurrbarts beschränkt ist, und sieht Hererohorden schon als Befreier die Zwingburgen des dunkelsten Deutschlands brechen. Dagegen wird die Verwerflichkeit des Kriegs, der natürlich nur durch monarchische Staaten im Leben der Völker fortgefristet wird, in einem Gedichte von Björnstjerne Björnson beleuchtet, das uns erzählt, wie im Morgengrauen als erstes Opfer eines Kriegs einer Witwe Sohn fällt. Der „Simplicissimus" gibt diesem Krieger nicht die moderne deutsche Uniform, am Tode eines kaiserlich deutschen oder königlich preußischen Soldaten könnte er keinen Anteil nehmen. Er höhnte nach dem Tage von Owikokorero frech weiter, er hätte auch kein Wort der Teilnahme für unsere blauen Jungen gehabt, wenn sie in einem durch den kindischen, zügellosen Engländerhaß unverantwortlicher deutscher Politiker zur Zeit des Burenkriegs herbeigeführten hoffnungslosen Seekriege mit England samt und sonders zugrunde gegangen wären. Ein Witzblatt, das nur höhnen kann, das mit dem Volke, in dessen Sprache es erscheint, nicht auch froh ist und weint, verdient keine Heimat und das Volk entehrt sich, das es gedeihen läßt. Dr. Ludwig Thoma, der geistige Leiter des Witzblattes, der „oftmals schon im Zorn seinem Dichtergaul die Sporn gab gegen Fürstenrecken", die er „nicht schmecken" kann, der sich nicht scheut, seinen aufreizenden, den Haß gegen die Fürsten predigenden Gedichten manchmal das freundliche, behagliche, dem Hasse so fremde Gewand des Buschschen Spießbürgerstils zu geben, glaubt dem „lieben Untertan" raten zu müssen: „Rindvieh! Esel! Ochs und Schaf! Sei nicht so unmenschlich brav! Dann wird vieles besser." Von unmenschlicher Bravheit kann bei einem Volke, dessen auf Salonpolstern und Wirtshausbänken träumende Drohnen ein satte Faullenzer kitzelndes, ums tägliche Brod ringende Arbeiter aufreizendes Witz-

blatt erhalten und verbreiten, nicht die Rede sein, sondern nur von Verblendung und Genußsucht.

Kaiser Wilhelm hat viel von dem über die Politik und die Existenz des treu sorgenden Herrschers empörten und „in geheimer Wut kochenden" deutschen Republikanerblut vor dem Verrauchen und Versickern auf Schlachtfeldern bewahrt.

Die Meister des Hohns, die die nicht illustrierten Serenissimusanekdoten zusammentragen, versuchen die von ihrem Führer Dr. Ludwig Thoma zur Schau getragene Abneigung gegen die Fürsten mit einem Scheine der Berechtigung auszustatten. Sie wissen sehr viel von Dummheit, manches von böotischer Unbildung, von Roheit und Frivolität der Fürsten zu erzählen. Um die unglaubliche Mischung wahrscheinlicher zu machen, streuen sie ein paar Anekdoten ein, die einigen weißen Raben unter den Fürsten Urteilsfähigkeit, Feinheit des Empfindens und Schlagfertigkeit zugestehen.

Bedürfen unsere Fürsten der Kritik, die der „Simplicissimus" an ihnen übt? Wucherte, wenn sie fehlte, tyrannische Willkür, durchbrächen, wenn sie fehlte, die menschlichen Fehler der Fürsten die Schranken der Sitte in einem das Gemeinwohl gefährdenden Maße? Der „Simplicissimus" hindert nicht Uebergriffe der Fürsten, sondern das herzliche Zusammengehen der Fürsten und Völker, er treibt nicht die Fürsten an, die Wohlfahrt der Völker zu fördern, unsere Fürsten bedürfen dieser Mahnung nicht. Er verleitet eine kritiklose Masse von Gebildete und Ungebildeten zu einer feindseligen Beurteilung aller Handlungen der Fürsten und bereitet dadurch einen Bruch zwischen unserer Regierungsform und dem Volke vor.

Die verantwortlichen Minister unserer Fürsten, in erster Linie der Reichskanzler, teilen mit ihren Monarchen den Hohn des „Simplicissimus". Sie können ihre Fürsten aus dem Bereiche der giftigen Geschosse, die im Frieden gegen jene geschleudert werden, nicht entfernen, aber sie teilen nach treuer Diener Art das Los ihrer Herren. Gott gebe, daß nicht eines bösen Tages das Ziel, auf das Woche um Woche die Hohnpfeile des „Simplicissimus" fliegen, von einem wirklichen Geschoß aus der Waffe eines verblendeten Fürstenhassers gesucht wird. Wer ohne Entrüstung zusehen kann, wie unserem Kaiser und seinem Kanzler ihre treue Sorge für das Reich mit giftigem Hohne gelohnt wird, hat das beste Kleinod des deutschen Nationalcharakters, die Treue, schon halb verloren, wer sich an dem Schauspiel weidet, ist der Treue bar.

In seiner „Hilfe" (1904. 11) klagt Naumann: „Das Bild des harmlosen, leichten, gutherzigen und tapferen Leutnants beginnt sich im Volksbewußtsein zu verschieben. Der Offizier wird mit Mißtrauen angesehen, ein Zustand, an dem der einzelne tüchtige Offizier ganz unschuldig ist, der aber als Gesamterscheinung zu tiefen Bedenken Anlaß gibt." Er meint: „Ein einziger Fall wie der des Prinzen Arenberg genügt, um die Sicherheit der Sichersten auf lange zu erschüttern." Nichts ist leichter zu erschüttern als der Glaube des Deutschen an sein eigenes Volk und an seine Staatseinrichtungen. Ich eigne mir die Form der Klage Naumanns an und sage: Das Bild des gütigen, väterlich sorgenden, hochherzigen und tapferen deutschen Fürsten beginnt sich im Volksbewußtsein zu verschieben. Der Fürst wird mit Mißtrauen angesehen. Wo ist hier der Fall Arenberg, der die Sicherheit der Sichersten erschütterte? Kaiser Wilhelms des Großen Zeit scheint ohne dauernden Einfluß auf das Gemüt des deutschen Volkes geblieben zu sein. Sie war versunken, bevor die letzten hohen Häupter aus dem Kreise des ersten Kaisers sich zum ewigen Schlummer geneigt haben. Johannes Grunow erzählt in seinen „Grenzboten" (1903. 14), wie einmal König Albert von Sachsen in Interimsuniform freundlich und ohne daß er dabei etwas besonderes zu finden schien, auf die Fahrstraße auswich, damit drei junge ihm entgegenkommende Arbeitsburschen ungestört auf dem Bürgersteige bleiben konnten. Ein großer Teil des deutschen Volkes gefällt sich in der Rolle, die die drei Burschen dem Könige gegenüber vielleicht unbewußt, dem Greise und Offizier gegenüber aber bewußt gespielt haben. Viele, zu viele Deutsche lassen sich immer wieder vorsagen, daß ihre Fürsten und die Offiziere dumm, roh, gemein und damit verächtlich sind. — Erich Schlaikjer sagt in der „Hilfe" (1904. 9), daß im „Simplicissimus" „im allgemeinen jede Form der Dekadenz zu ihrem Recht, das heißt zu ihren Prügeln" kommt. Wo ist die monarchische Dekadenz auf den deutschen Thronen und wo ist die feudale Dekadenz in unserem längst nicht mehr feudalen Offizierkorps, die diese Kritik rechtfertigten? Er führt dann weiter aus: „Gegen die Offiziere wird in diesem Falle durchaus nicht anders verfahren als gegen die anderen Stände auch. Wie erscheint denn beispielsweise in den Witzblättern der deutsche Gelehrte? Als ein Mensch, der überall seinen Regenschirm stehen läßt und dem wirklichen Leben bis zur Idiotie entfremdet ist. Die Oberförster sind lügenhafte Aufschneider, die Schauspieler größenwahnsinnige Gecken, die Dichter sentimentale Ladenschwengel mit langer Mähne, die sezessionistischen Maler werden als Kleckser dargestellt usw. usw. Den Offizieren ergeht es in den Witzblättern weder schlimmer noch besser als allen anderen; sie werden karikiert, wie dort alles zur Karikatur wird und werden muß." Die Beispiele, die Schlaikjer anführt, sind offenbar den „Fliegenden Blättern" entnommen. Will er wirklich die heiteren Opfer des alten Witzblattes, das von freundlichem Humor gemilderte Satire bietet, den entstellten Zielen der Simplicissimussatire gleichstellen? Der dumme, rohe, gemeine Serenissimus und Offizier des „Simplicissimus" soll auf einer Stufe stehen mit dem zerstreuten Professor der „Fliegenden Blätter", an dessen Gelehrten- und Menschenwürde niemand zweifelt? Wer wird mehr in den „Fliegenden Blättern" verhöhnt als die Juden? Und doch hat der prasselnde, von goldenem Humor warm durchleuchtete Witzregen, der über sie niedergeht, kaum einen Leser zum Judenhasser gemacht. Eine Vergleichung der Energie und Tendenz der gegen die Fürsten und die Offiziere im „Simplicissimus" und gegen die Juden in den „Fliegenden Blättern" aufgewandten Satire ist lehrreich. Kann jemand im Ernste glauben, daß die Satire des „Simplicissimus" politisch und moralisch so unschuldig ist wie die der „Fliegenden Blätter"?

Der „Simplicissimus" ist die Maske, in der sich die sozialistiche Lehre in Kreise schleicht, die ihr sonst verschlossen sind. Den „Vorwärts" und die „Münchner Post" dürfte man in wenigen Häusern außerhalb des Kreises der Gesinnungsgenossen dieser Blätter finden, den „Simplicissimus" in vielen. Der „Simplicissimus" ist ein von der Genußsucht der besitzenden Klasse bereitwillig aufgenommenes, vielleicht sogar auf sie berechnetes Danaergeschenk des Sozialismus. Geistreiche Satire und Kunst sind für die einen, ein durch und durch verlogener Bismarckkult für die anderen das wirksame Lockmittel. Paul Eller sagt in einem Aufsatze über die sozialdemokratische Tagespresse im Deutschen Reiche (Grenzboten 1904. 17):

„Bei der Reichstagswahl von 1898 hat die Partei mehr als 2 Millionen Stimmen (27 Prozent aller abgegebnen giltigen) und 1903 sogar mehr als 3 Millionen (32 Prozent) auf sich vereinigt; in dem dazwischen liegenden Jahre 1901 aber hatte die gesamte sozialdemokratische Tagespresse nur 1/3 Million sozialdemokratischer Abonnenten. Bedenkt man noch, daß unter diesen Abonnenten eine nennenswerte Anzahl solcher war, die das Wahlalter noch nicht erreicht hatten, dann hat man einen sichern Anhalt über die Anzahl der „Mitläufer". Diese zählen nicht nach Hunderttausenden, nein, nach Millionen! — Im deutschen Volke hat die Presse keiner der ansehnlichern Parteien eine so geringe Verbreitung gefunden, und keine ist mit solchem Widerstreben aufgenommen worden, wie die der sozialdemokratischen Partei."

Der „Simplicissimus" erklärt die Existenz von Hunderttausenden sozialdemokratischer Mitläufer.

Es gibt auch in königstreuen, gebildeten Kreisen viele, die von der gedankenlosen Bewunderung des „Simplicissimus" bekehrt werden müssen. In diesen Kreisen kann sich mancher schon dadurch ein Verdienst erwerben, daß er auf das Witzblatt verzichtet. Schon dieser Verzicht wird zu einer Einengung des Blattes führen. Wer ohne Sozialist zu sein den „Simplicissimus" nicht entbehren zu können glaubt, der halte die frevelhaften Karikaturen des Witzblattes neben das Bild seines Fürsten und lese nicht als Feinschmecker die frechen Witze, sondern im Andenken an den reichen, tiefen Strom der Liebe, der zwischen den deutschen Fürsten und dem politisch unverdorbenen Teile des deutschen Volkes hin- und herflutet, und Ekel wird ihn von dem gewohnheitsmäßigen Genusse der widerlichen „Delikatesse" heilen. Wo ein treuer, in Krieg und Frieden bewährter Mann sich nicht mehr der in monatelangem Schwanken zwischen Leben und Sterben bewährten Seelenstärke und der glücklichen Genesung seines kaiserlichen Herrn freuen darf ohne von frechen Toren als weihrauchspendender Byzantiner verspottet zu werden, wo die Freude über die Erhaltung des Herrschers flüstern soll, während der Fürstenhaß in alle Ohren geschrieen wird, da ist es hohe Zeit, daß alle königstreuen Bürger zusammenstehen und den lauten Hohn zum Flüstern und schließlich zum Schweigen zwingen.

Man bedenke, daß der „Simplicissimus" nicht zeigen will, wie die Fürsten nicht sein sollen, sondern daß sie nicht sein sollen.

Ein das Königtum verneinendes, durch seine künstlerischen und literarischen Gaben eine fast nur bei den amtlichen, sittlichen und geistigen Führern des Volkes vorhandene Bildung voraussetzendes Witzblatt darf in einem monarchischen Staate nicht die Verbreitung haben und behalten, die der „Simplicissimus" hat. Es bricht in stetiger Arbeit die Treue der Führer des Volkes, macht saepe cadendo aus manchem pflichttreuen, arbeitfrohen Diener des Staats und des Königs einen Nörgler, der nur seine Rechte, nicht seine Pflichten kennt, sich mit den schmutzigen Fetzen der Bohememoral drapiert, feste Staats- und Lebensformen, die sich als segensreich bewährt haben, lässig schützt oder untergräbt.

Niemand, der den „Simplicissimus" regelmäßig genießt, sage, daß ihm der Genuß nicht schade, daß das Blatt seine Ansichten nicht beeinflusse. So kieselhart sind wenige Charaktere, daß sie der Einfluß dieses Witzblattes nicht veränderte, und selbst bei kieselharter Treue macht sich die erodierende Kraft eines stetig auffallenden, willig aufgesogenen Gifttropfens geltend. Wer jahre- oder auch nur monatelang das Gift des „Simplicissimus" genossen hat und sich noch für einen treuen Diener seines Königs hält, der prüfe einmal ehrlich und gewissenhaft die Gesinnung, die er für das Königshaus hegt, ob er ihm noch mit herzlicher Liebe zugetan ist. Er wird erschrecken über den Wandel, der sich in seinen Gefühlen vollzogen hat. Dann ermanne er sich und höre endlich auf mit dem in geistige und künstlerische Flitter gekleideten Umsturz zu kokettieren. Denn man kann nicht zugleich seines Königs, seines Volkes und zügelloser, frevelnder Künste Freund sein.

Die Wahlreform in Bayern.

Von

Dr. Armin Kausen.

Am 27. Juni wurde das Protokoll einer Ausschußsitzung der Kammer der Reichsräte der Oeffentlichkeit übergeben. Aus dem umfangreichen Berichte über diese Verhandlungen, die zur einstimmigen Ablehnung der Wahlvorlage führten, hat vielleicht kein Wort so allgemeinen, aufrichtigen Beifall gefunden, wie der Ausspruch des Prinzen Ludwig: die langen Sessionen seien ein Krebsschaden des Parlamentarismus. Auch die liberale Presse stimmte — mit hämischen Seitenblicken — lebhaft zu. Und vier Tage später, am 1. Juli, überraschte die liberale Fraktion mit einem neuen Wahlgesetzentwurfe, der, wenn er vor Schluß der Session, also in dieser Legislaturperiode, noch ordnungsgemäß seine Erledigung finden und alle Stadien der Beratung durchlaufen soll, eine Verlängerung der voraussichtlich zehnmonatigen Session um mindestens zwei Monate zur Folge haben würde. Aber ich sehe schon das überlegene Lächeln der Antragsteller! Sie denken ja gar nicht daran, bis zum Oktober fortzutagen und den Jahrestag der Eröffnung dieser Session zu feiern. Auch die in einem Blatte vorgeschlagene Nachsession ist nur ein grausamer Scherz. Der Antrag ist, wie männiglich auf den ersten Blick errät, gar nicht ernst gemeint, sondern nur ein Vorbeugungsmittel oder, besser gesagt, Angstprodukt. Furcht vor dem Strafgericht der Wähler war die Triebfeder. Die liberale Partei muß die Wählerschaft, auf deren Indulgenz sie rechnen zu können glaubt, nicht sonderlich hoch einschätzen, denn sonst müßte sie voraussehen, daß ihr selbst aus den eigenen Reihen der schalkhafte Ruf antworten würde: Spiegelberg, ich kenne dich!

Wie kommt es, daß die liberale Partei sich plötzlich für ein Wahlsystem erhitzt, das nach den erst wenige Monate hinter uns liegenden Ausführungen des zuständigen Ministers des Innern und der Führer der Mehrheitsparteien zurzeit in Bayern völlig aussichtslos ist, weil es zu den unausgegorenen Problemen gehört, deren vielgestaltige Verwirklichung die praktische Probe noch nirgends in verlässiger Weise bestanden hat? Wir sind zu höflich, das Wort anzuwenden, das man für denjenigen gebraucht, der sich den Anschein gibt, für heute oder morgen etwas ernsthaft anzustreben, was für Zeit und Ort einstweilen als Utopie erscheint.

Angesichts dieser Sachlage erübrigt es sich, in eine Kritik des lediglich parteitaktischen Zwecken dienenden „Gesetzentwurfes" einzutreten, dessen Motive auf nichts als akademische Bücherweisheit gestützt sind, dessen Einzelvorschläge in Bezug auf die Verhältniswahl deutschem und besonders bayerischem Wesen völlig fremd sind, zumal sie nichts mehr und nichts weniger anstreben als die verfassungsgesetzliche obligatorische Festlegung eines Parteiwesens und einer Parteizerklüftung, die sonst in neuerer Zeit so gerne umflorten Auges bedauert werden. Vergleiche „Allgem. Zeitung"! Die Gerechtigkeit gebietet es allerdings, zuzugeben, daß das genannte liberale Blatt, das in der Regel mit der Fraktion durch dick und dünn geht, in dem Entwurf keine völlig einwandfreie Arbeit erblickt. Sehr zart ausgedrückt! Und dieser unreife Vorschlag wird nach neunmonatiger Session dem Landtage zugemutet, wenige Stunden, nachdem die Kammer der Reichsräte den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf, der aufgebaut war auf einstimmigen Beschlüssen beider Kammern, feierlich und endgültig eingesargt hat. Die Satire drängt sich von selbst in die Feder. O grundsatztreuer Liberalismus, der vor den eigenen Anträgen — relative Mehrheit, Festlegung der Wahlkreiseinteilung als organischer Bestandteil des Verfassungsgesetzes — bänglich zurückweicht und dann dem Volke zumutet, einem weit verwegeneren Antrage das Vertrauen hypothekarischer Sicherheit entgegenzubringen. Was würde die liberale Partei hindern, das Experiment von gestern zu wiederholen, sobald die Möglichkeit einer Verwirklichung der heute von ihr vorgeschlagenen Verhältniswahl am Horizont erschiene? Vestigia terrent!

Die „Ueberraschung" des liberalen Proporz-Entwurfes hat denn auch in den weitesten Kreisen vorwiegend auf die Lachmuskeln gewirkt. Nach der ernsten Tragödie der Einsargung eines Gesetzes, das von Millionen so hoffnungsfroh begrüßt wurde und Bayern in die Reihe der politisch fortgeschrittensten Ländern gestellt hätte, wirkt dieses Satyrspiel fast wie eine Erlösung.

Die Ausschuß- und Plenarberatungen der Kammer der Reichsräte boten interessante Rückblicke und Ausblicke. Mehr als einem der hohen Redner war es anzumerken, daß sie nur mit einigem Widerstreben — aber doch — dem wenig veränderten Gesetzentwurfe der Regierung zugestimmt haben würden. Man hatte ja sein Wort verpfändet! Jetzt ist der Augenblick verpaßt — dank der Parteisucht der Liberalen, welche vor den Mißerfahrungen der Reichstagswahlen kapitulierten — und Niemand kann wissen, ob in der Reichsratskammer jemals wieder mit solcher Einmütigkeit den Grundzügen eines freisinnigen Wahlgesetzes zugestimmt werden wird.

Bayern geht weit schwereren Wahlgesetzkämpfen entgegen. Wie Reichsrat Freiherr von Soden und auch der Minister des Innern dem Sinne nach ausführten, wird keine Ruhe im Lande werden, bis das direkte Wahlrecht einem veralteten System Platz gemacht hat.

Die Verantwortung für das Scheitern der Vorlage trägt ausschließlich die liberale Partei mit ihrer bündlerischen Gefolgschaft. Alle Versuche, den Rückzug auf die ministerielle Wahlkreiseinteilung als harmlos hinzustellen, scheiterten schon an der Offenherzigkeit jener liberalen Blätter, welche seinerzeit zu verstehen gaben, daß sie von einer künftigen Aera des Liberalismus — sie nannten sogar den Namen des Königs, unter dem sie diese Freude erwarten — eine die Partei fördernde Handhabung der Wahlkreisgeometrie erhoffen. Wenn gleichzeitig der Befürchtung Ausdruck gegeben wurde, der „Zentrumskurs" könnte einen entgegengesetzten Mißbrauch zeitigen, so war dies kaum ernstlich gemeint. Denn erstens haben wir keinen „Zentrumskurs" in Bayern und zweitens denkt das Zentrum viel zu gerecht, als daß es sich derartiger terroristischer Mittel bedienen möchte. Die Wahlkreisgeometrie war bisher ein Privilegium des Liberalismus und wird es bleiben. Wenn jemals „Zeiten kommen" sollten, von denen Prinz Ludwig im Reichsratsausschusse sprach, welche es einer Regierung wünschenswert erscheinen ließen, durch das Mittel der Wahlkreiseinteilung politischen Einfluß auszuüben — der Prinz hatte zweifellos die Gefahr destruktiver Bestrebungen im Auge — so würde der Liberalismus vielleicht zum ersten Male in die Lage kommen, gegen eine solche Parteibetätigung der Regierung Front zu machen. Eher kaum, denn der Liberalismus ist und bleibt die Partei des ausgeprägtesten Eigennutzes.

Ein Lichtblick in den Beratungen der Reichsratskammer war die Wahrnehmung, daß der Antrag des Grafen Moy auf Wahlentrechtung der Geistlichen selbst von liberal gesinnten Reichsräten im Stich gelassen wurde. Prinz Ludwig, der künftige König, kennzeichnete die Ausschließung eines einzelnen Standes als eine „große Ungerechtigkeit" diesem und den Wählern gegenüber, und Freiherr von Soden übte an dem Antrag Moy und seiner Begründung eine vernichtende Kritik. Graf Moy aber stand „allein auf weiter Flur". Sehr wohltuend berührte die Offenheit, mit der Prinz Ludwig dafür eintrat, daß die nächste Wahlkreiseinteilung der Regierung „Wind und Sonne gleich verteilen" müsse.

Verschiedenen Anfragen gegenüber diene zur gefälligen Kenntnisnahme, daß Postabonnenten, welche nur für das laufende Quartal bestellten, die früher erschienenen Nummern (von Nr. 1 ab) gegen Einsendung von 2 Mk. 40 Pfg. und 30 Pfg. Porto (für München 15 Pfg. Porto) durch den Verlag beziehen können. Es dürfte im Interesse aller Abonnenten liegen, die „Allgemeine Rundschau" von der ersten Nummer ab zu besitzen.



Aufruf zur 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Das Regensburger Lokalkomitee zur Vorbereitung des diesjährigen Deutschen Katholikentages erläßt nachstehenden Aufruf:

„Katholiken Deutschlands!

Die goldene Jubel-Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Cöln a. Rh. hat die alte Herzogs-, die deutsche Königs- und die katholische Bischofsstadt Regensburg zur Heimstätte für die 51. Generalversammlung auserkoren.

Zum zweiten Male im Laufe der Geschichte der allgemeinen deutschen Katholikentage werden Deutschlands Katholiken vom 21. bis 25. August in Regensburg zu ernster Arbeit für unsere katholische Sache, die heilige Kirche und das gemeinsame deutsche Vaterland zusammentreten. Als nach den Stürmen des Jahres 1848 gottbegnadete Männer die Katholiken Deutschlands im „Katholischen Vereine" um sich scharten und den ersten Grund einer umfassenden Organisation zur gemeinsamen Beratung und Förderung katholischer Angelegenheiten, Interessen und Rechte legten, schlossen sich Regensburgs Katholiken dieser Bewegung mit opferfreudiger Begeisterung sofort an. Durch eine planvolle und rührige Wirksamkeit wußten sie sich bei ihren deutschen Glaubensgenossen in kürzester Frist in so hohes Ansehen zu setzen, daß schon die dritte Generalversammlung dieses katholischen Vereines Deutschlands im Oktober 1849 nach Regensburg zusammenberufen wurde. Katholische Männer, geistlichen und weltlichen Standes, deren Namen noch in unseren Tagen im katholischen Deutschland mit Stolz und Ehrfurcht genannt werden, eilten damals aus allen Gauen des weiten Vaterlandes nach der türmereichen Donaustadt und sie alle wurden Zeugen einer erhebenden und machtvollen Kundgebung treukatholischen Lebens, werktätiger Liebe und zielbewußter Tatkraft. Gründliche, von sachlichem Ernste getragene Beratungen hochwichtiger Angelegenheiten und wohlerwogene Beschlüsse gaben dieser dritten Generalversammlung einen reichen und bedeutungsvollen Inhalt. Ihre größte Tat aber, deren segensreiche Wirkungen sich noch heute in ungeminderter Kraft geltend machen, war die Gründung des St. Bonifaziusvereins für die kirchliche Versorgung der in Deutschland zerstreut lebenden Katholiken. Mit dem Ausdruck höchster Befriedigung schieden die auswärtigen Besucher jener Versammlung von Regensburg.

Wir leben der frohen Hoffnung, daß auch die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands eine große Zahl katholischer Männer aus allen Himmelsrichtungen in Regensburg vereinigen und allen eine gleich große Befriedigung bereiten wird, wie die dritte unseren Vorfahren.

Wenige Städte im deutschen Vaterlande dürften den Katholiken einen geeigneteren Boden für eine Generalversammlung bieten als Regensburg. Unsere Heimatstadt sieht auf eine glorreiche katholische Vergangenheit zurück; auf Schritt und Tritt begegnen wir hier den Denkmalen, welche katholischer Glaubenseifer, religiöser Opfersinn und fromme Nächstenliebe errichtet haben. Unter dem kräftigen Schutze der Bayernherzoge verbreiteten von hier aus nach den Umwälzungen der Völkerwanderung eifrige Glaubensboten das Licht und den Frieden der christkatholischen Lehre durch das Bayerland bis hinab nach Oesterreich. Hier wirkten mit sieghafter Macht ein hl. Ruppert, Erhard und Emmeram, hier wandelte ein hl. Bonifazius, hier entfaltete der große Bischof St. Wolfgang eine gesegnete Tätigkeit zur Erneuerung katholischen Lebens und zur Ausbreitung christlichen Glaubens, hier erblühte die berühmte Klosterschule von St. Emmeram, eine Pflanzschule katholischen Priestertums eine Stätte wahrer Wissenschaft und eine reichsprudelnde Quelle christlicher Kultur; hier verkündete mit brennendem Feuereifer und unbeschreiblichem Erfolge Bruder Bertold, ein zweiter Chrysostomus, Gottes Wort, hier sammelte ein Albertus Magnus einen reichen Kranz wißbegieriger Schüler um sich und begeisterte sie für Glauben und Wissenschaft, hier übte der edle und fromme Weihbischof von Simmern seine weitausschauende charitative und soziale Fürsorge für Arme und Notleidende, hier beschloß der gelehrte Pädagog und großherzige Bischof Michael Sailer sein taten- und segensreiches Leben, hier leuchtete der heiligmäßige Bischof Wittmann allen Katholiken als ein erhabenes Vorbild in Frömmigkeit und Tugend voran, von hier empfing die musica sacra ihre Neubelebung und durch den Domchor und die Kirchenmusikschule bis in unsere Tage Verbreitung und Förderung, hier trieb die christliche Kunst ihre herrlichsten Blüten.

Regensburg empfiehlt sich als Heim der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands aber auch noch in besonderer Weise durch seine prächtige Lage am mächtigen Donaustrome, seine durch Naturschönheiten und berühmte Baudenkmale ausgezeichnete Umgebung, seine auch für den Fernverkehr sehr günstigen Bahnverbindungen und nicht zuletzt durch die allzeit bewährte Gastlichkeit seiner Bewohner. Von jeher erwies sich gerade Regensburg als ein lebendiger Anziehungspunkt auch für unsere Glaubens- und Stammesgenossen der Nachbarländer.

Katholiken Deutschlands! Wir gehen ernsten Zeiten entgegen. Von Tag zu Tag mehren sich die Erscheinungen, welche als Vorläufer eines allgemeinen, wohlorganisierten Kampfes gegen unseren hl. Glauben, gegen die Freiheit unserer hl. Kirche, gegen die gesicherte religiöse Erziehung unserer Kinder, gegen unsere Rechtsstellung in Staat und Gesellschaft erkennbar sind. Dieser betrübenden Tatsache gegenüber dürfen wir nicht in Untätigkeit und Gleichgültigkeit verharren. Die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands bieten die beste Gelegenheit, unsere Lage zu prüfen, uns im Glauben, in der Liebe und Einigkeit zu stärken und die geeigneten Mittel zur Verteidigung unserer höchsten Güter zu finden. Wie bei allen früheren Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, so so wird es auch bei der 51. Generalversammlung in Regensburg fern von uns sein, unsere im Glauben getrennten Brüder in ihren Anschauungen zu verletzen oder ihre natürlichen und wohlerworbenen Rechte anzutasten. Unsere Ziele sind Gerechtigkeit, Freiheit, Friede!

So laden wir Euch denn, Katholiken Deutschlands herzlichst ein, zur 51. Generalversammlung in Regensburg recht zahlreich hereizueilen und in treuer Gemeinschaft mit uns die eben gezeichneten Aufgaben ihrer Lösung näher zu bringen. Euch allen rufen wir zu: „Ihr werdet hier zwar kein Cöln, kein Mannheim finden, aber in einem Stücke wollen wir weder Cöln noch Mannheim nachstehen: In wahrhaft katholischer Liebe und Freundschaft zu Euch!"

Möge die hl. Jungfrau Maria, die Patronin Bayerns, zu deren Verehrung das goldene Jubiläum der Verkündigung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängnis besondere Veranlassung bietet, unserer Generalversammlung ihren mächtigen Schutz angedeihen lassen.

Regensburg im Juli 1904.

Der Aufruf trägt an erster Stelle die nachfolgenden Unterschriften:

Protektor.

Seine Hochfürstliche Durchlaucht Albert Maria Joseph Maximilian Lamoral regierender Fürst von Thurn und Taxis, Herzog zu Wörth und Donaustauf.

Ehrenpräsidium.

Diözesanbischof: Seine bischöflichen Gnaden der Hochwürdigste Herr, Herr Ignatius v. Senestréy. Weihbischof: Seine bischöfl. Gnaden der Hochw. Herr, Herr Sigmund Freih. von Ow-Felldorf. Karl Freiherr v. Aretin, dirigierender geheimer Rat, Chef der fürstlich Thurn und Taxisschen Gesamtverwaltung. Joseph Ziegler, bischöfl. geistl. Rat, Stiftsdechant.

Ehrenbeiräte.

Dr. Paul Kagerer, päpstl. Hausprälat, Dompropst. Dr. Frz. Xav. Leitner, päpstl. Hausprälat, Generalvikar. Dr. Wilhelm Schenz, geistl. Rat, k. Lyzealrektor. Exzellenz Ludwig Graf von und zu Lerchenfeld, Präsident der Kammer der Reichsräte. Exzellenz Karl Graf von Drechsel-Deuffstetten, erblicher Reichsrat. Max Freiherr von Pfetten-Ramspau, Mitglied des Reichstages.

Vorstandschaft.

Karl Pustet, k. Kommerzienrat, 1. Präsident. Karl Mayer, Fabrikbesitzer, 1. Vizepräsident. Dr. Theodor Link, k. Gymnasialprofessor, 2. Vizepräsident. Heinrich Held, Chefredakteur, 1. Schriftführer. Johann Hiederer, Dompfarrexpositus und kgl. Lokalschulinspektor, Stadtamhof, 2. Schriftführer. Dr. jur. Anton Schlecht, 3. Schriftführer. Anton Zeitler, Rechtsanwalt, Stadtamhof, 4. Schriftführer. Max Kummer, Kassier, Schatzmeister. — Statutenmäßige Vertreter des Stadtpfarrklerus: Fr. Xer. Blenninger, Kanonikus und Stiftspfarrvikar von St. Cassian. Michael Brandl, Spitalpfarrer und Spitalmeister. Georg Rau, Stadtpfarrer von St. Emmeram. Albert Weigl, geistl. Rat, Dompfarrer und Domkapitular.

Rednerkommission.

Dr. Franz X. Ludwigs, geistl. Rat, Domkapitular. Dr. Phil. Schneider, geistl. Rat, k. Lyzealprofessor. Johann B. Mehler, Präses. Dr. Alph. Scheglmann, Domvikar, Domprediger.

Preßkommission.

Dr. Otto Denk, k. Rat, Chefredakt., Schriftsteller. Dr. Anton Weber, geistl. Rat, k. Lyzealprofessor. Hans Schrittenlochner, Redakteur. Joh. Franz, Stadtpfarrkooperator.

Finanz- und Anmeldekommission.

Heinrich Pawelek, Verlagsbuchhändler. Andreas Wallner, Magistratsrat und Kaufmann. Franz Henle, Kaufmann. Alois Grillmeier, fürstl. Generalkassaobersekretär.

Wohnungskommission.

Franz X. Miller, Fabrikbesitzer. Johann Mois, Magistratsrat und Privatier. Franz X. Eckl, Kaufmann. Max Beer, Kaufmann.

Bau- und Ausschmückungskommission.

Joseph Habbel, Buchdruckereibesitzer. Joseph Koch, Architekt. Dr. Joseph Sachs, k. Lyzealprofessor. Hermann Mayr, Großhändler.

Ordnungskommission.

Alois Mayer, Fabrikbesitzer und Magistratsrat. Max Koller, Rentier. Georg Gerner, Stiftungsadministrator. Wolfgang Roller, Chemigraph.

Begrüßungs- und Festkommission.

Friedrich Pustet, Verlagsbuchhändler. Dr. Joseph Rübsam, fürstl. Archivrat und Vorstand der fürstl. Hofbibliothek. Franz Koch, k. Gymnasialprofessor. Johann Senft, Oberlehrer.

(Folgen die Mitglieder des Lokalkomitees.)

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Mit der Kieler Woche kann man zufrieden sein. Dabei habe ich nicht die Regatta im Auge, denn der kostspielige Zeitvertreib der internationalen Sport-Plutokratie hat trotz der rednerischen Anknüpfung an die olympischen Spiele nur für den Kulturhistoriker Bedeutung, nicht für den Politiker. Die Zufriedenheit kann sich auch nicht auf positive Früchte der Monarchenzusammenkunft beziehen, weil davon noch nichts zu sehen ist. Aber es ist schon viel wert, daß ein sonst nicht mehr ungewöhnlicher Fehler vermieden worden ist. Die deutsche Presse hat die richtige Taktik alsbald erkannt und auch ihrerseits betätigt. Ueberall auf unserer Seite ist man sehr höflich gewesen, aber durchaus nicht zudringlich, sehr freundlich und friedlich, aber durchaus nicht minnediensteifrig. Die deutsche Presse hielt sich im Gleise und Geiste der möglichst artigen und möglichst unpolitischen Trinksprüche der beiden Herrscher, und so kam es zu der sonderbaren Erscheinung, daß die sonst so spröden englischen Blätter das Lied von der Ausgleichung der Mißverständnisse und der Annäherung der beiden Völker anstimmen mußten. Hoffentlich wird deutscherseits die Moral der Geschichte dauernd festgehalten: den Engländern darf man wohl mit einem freundlichen Gesicht, aber nie mit einem gebogenen Rücken entgegentreten. Ihnen imponiert nur der, welcher ihnen zum Bewußtsein bringt, daß er auch ohne und gegen sie fertig werden kann.

Dem Träger der britischen Krone kann man gerne nachrühmen, daß er sich mit meisterhaftem Takte benommen hat. Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen, die gemeinsamen Sportinteressen, die zunftgebräuchliche Flottenkameradie und über die allgemeinen Friedensbestrebungen sprach er jedesmal wacker und schön, ohne falsches Pathos und ohne Ausschweifung über die politischen Grenzen. Offenbar versteht König Eduard sich auch auf höhere Dinge, als diejenigen, in denen er als langjähriger Kronprinz den Meisterschaftstitel sich errungen hat.

Auf den sportlichen Familientisch an der See schien eine Art von politischem Tafelaufsatz kommen zu sollen, als gleichzeitig ein Abkommen der beiderseitigen Regierungen wegen der ägyptischen Angelegenheiten bekannt gegeben wurde. England gewährt uns in Aegypten Gleichberechtigung mit den Franzosen, und wir geben die Zustimmung zu der neuesten ägyptischen Finanzordnung. Das ist nichts aufregendes, und die Vereinbarung ist nicht erst in Kiel getroffen worden, sondern vorher auf dem regulären diplomatischen Wege. Das zeitliche Zusammentreffen macht sich aber recht nett, und es kann auch gewiß nicht schaden, wenn überall die Ansicht ausgemerzt wird, daß Deutschland über den englisch-französischen Vertrag sehr ärgerlich sei. Diese Ansicht war besonders befestigt worden durch die Mißdeutung der ernsten Worte, die der Kaiser bei seiner Rückkehr aus Italien in Karlsruhe sprach. Die damalige Rede hat jetzt eine klarstellende Ergänzung erhalten durch die einleitenden Worte zur Festwoche, in denen der Kaiser sein volles Vertrauen auf die friedliche Lage aussprach.

Der langwierig sich hinziehende Krieg in Ostasien stört die Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens unter den Großmächten nicht mehr, wenn auch begreiflicherweise der lebhafteste Wunsch nach baldigem Abschluß des blutigen Ringens bestehen bleibt. Dieser Wunsch hat sich neuerdings abermals zu Gerüchten von Ansätzen zur Friedensvermittlung verdichtet. Aber die erste und unentbehrlichste Voraussetzung — ein ehrenrettender Erfolg der Russen — fehlt noch. Die Lorbeeren, welche sich das Wladiwostokgeschwader auf kühnen Ausflügen in die Koreastraße geholt hat, reichen dazu nicht aus. Eine gelegentliche Schädigung japanischer Transportschiffe bedeutet noch keine Durchbrechung der maritimen Zufuhr- und Rückzugslinie des Gegners. Die Japaner sind durch diese Zwischenfälle nicht gehindert worden, gegen Port Arthur mit Hilfe von neuen Kräften weiter vorzudringen und zugleich die Vereinigung der gegen die russische Hauptmacht operierenden Armeen zu bewerkstelligen. Neuerdings wollen die Russen einige Pässe, die von den Japanern bereits besetzt waren, wieder in Beschlag genommen und überhaupt ein Zurückweichen der Gegner festgestellt haben. Die russische Berichterstattung, die sich in ganz bedenklicher Weise an die französischen Vorbilder von 1870 anlehnt, kann aber nicht so leicht die allgemeine Ueberzeugung erschüttern, daß die japanische Heeresleitung langsam, aber sicher einen wohlbedachten Plan verfolgt. Auf russischer Seite ist dagegen von einem Plan nichts rechtes zu merken; man schwankt und macht Halbheiten. Aus der vorsichtigen Defensive hat man sich erst zu einem kleinen Vorstoß und dann zu einer allgemeinen Verschiebung nach Südwesten verlocken lassen, und es hat den Anschein, als ob die Japaner durch listige Züge die Russen weiter zu locken suchen in die Stellung, welche ein neues Sedan ergeben könnte. Der alte russische General Dragomiroff hat eine herbe Kritik der Kriegskunst seiner Landsleute und ein schmerzhaftes Lob der zielbewußten japanischen Strategie veröffentlicht; aber sonderbarer Weise hält auch dieser Fachmann an der Ansicht fest, daß die Japaner es eigentlich bloß auf Port Arthur abgesehen hätten und die Jalu- und die Takuschan-Armee nur zur Abwehr der russischen Hauptmacht bestimmt seien. Wir haben dem General Kuroki und seinen Helfern etwas mehr zugetraut, nämlich die Absicht, den General Kuropatkin im Liaotal nicht bloß zu schlagen, sondern womöglich zu vernichten. Bis jetzt ist er diesem Ziele Schritt für Schritt näher gekommen.

In der inneren Politik haben wir den unangenehmen Ausgang der preußischen Landtagssession zu beklagen. Das sogen. Ansiedelungsgesetz, dessen Kernpunkt die Verhinderung von Ansiedelungen polnischer Mitbürger ist, sollte durchaus noch durchgepeitscht werden und ist auch — nach vorzeitiger Rückkehr der ministeriellen Statisten von Kiel — durchgepeitscht worden. Die Ueberhastung bei einer so empfindlichen Maßregel war ein Fehler, und eine thörichte Rohheit war es, daß die hakatistische Mehrheit durch systematischen Lärm die erkorenen Opfer hinderte, von der parlamentarischen Redefreiheit Gebrauch zu machen. Der Hakatismus entfesselt wieder die schlechten Leidenschaften, die in der Kulturkampfzeit so traurige Früchte brachten; ja, es scheint sogar, als ob die Rücksichtslosigkeit und der innerpolitische Kriegskoller jetzt noch ärger würden als damals. Es gibt freilich Psychologen, die das wilde Gebahren zurückführen wollen auf das schlechte Gewissen und auf die wachsende Besorgnis vor dem Ausgange dieses bisher unglücklichen Feldzuges. Freilich kann man heute schon mit Händen greifen, daß es nichts nützen wird, wenn man die unbequemen Polen in die Städte treibt, statt sie in zerstreuten Bauernhäusern wohnen zu lassen. Es werden weitere Verfolgungsmaßregeln ausgesonnen werden müssen, und die Fabrik von Ausnahmegesetzen muß in Gang bleiben, bis der überhitzte Kessel platzt.

Neben der Ueberhastung eines Ausnahmegesetzes hatten wir die vorsichtige Verschleppung einer unbequemen Auskunft. Frhr. v. Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, hatte durch die Ausnutzung der menschlichen Eitelkeit ohne Ansehen des Glaubens und der Rasse sowie durch die unvorsichtige Verbindung mit den Direktoren von wurmstichigen Banken die öffentliche Kritik schon sehr stark herausgefordert; für die parlamentarische Opposition aber war er noch nicht schußgerecht gekommen, da sein bisheriges Vorgehen nur mittelbar die Politik berührte. Da machte er in seinem heißen Sommerbrief den faux pas, über die Köpfe der Minister hinweg an die Oberpräsidenten zu schreiben und die Staatsbeamten zu Kollektanten für das kostspielige Mosaik in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu machen. Da war der Haken für eine Interpellation im Abgeordnetenhause gegeben, und die freisinnige Volkspartei war sofort bei der Hand. Die Regierung aber griff zu dem schlechtesten Auskunftsmittel, indem sie unter Berufung auf das noch fehlende Material sich um die schwierige Antwort drückte, bis die Tagung zu Ende war. Nun frißt das Aergernis erst recht weiter. Zumal da die beiden Bankdirektoren, die Herrn von Mirbach über eine halbe Million geschenkt und den Titel der „Hofbank Ihrer Majestät" erlangt hatten, jetzt gerade vom Gericht zu 3 und 3½ Jahren Gefängnis verurteilt wurden. Wir fürchten, daß diese Angelegenheit, wenn nicht Graf Bülow bald kräftig und klug eingreift, sehr verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen wird.

Sommer.

Der Tage Glut erwärmt selbst kalte Herzen
Und macht die Seele wunschlos, froh und still.
Die ahnet bei des Sommers Feuerkerzen,
Daß eine große Ernte werden will.

Sie schmückt sich mit des Jubels Freudenfarben
Und will zum Feiertag gerüstet sein,
Wenn sie der Sehnsucht körnerschwere Garben
In Scheunen der Erfüllung führet ein.

Maximilian Pfeiffer.

Die Kartäuser-Affaire und das „höhere Interesse der Republik".

Von
Hermann Kuhn, Paris.

Seit wir die Republik haben, ist das Wort ganz vergessen, welches früher so oft wiederholt wurde: „Man muß Tugend besitzen, um Republikaner zu sein." Und was haben wir nicht alles erlebt, seitdem der Ordensschacher Wilsons entdeckt, aber nicht bestraft wurde? Eine Betrugs- und Bestechereigeschichte löst die andere ab, so daß keine gerichtlich ausgetragen wird, wie es sein sollte. Jetzt wird die Sache mit der Erkaufung der Anerkennung der Grande Chartreuse mittels zwei Millionen kurzweg durch das höhere Interesse der Republik abgetan. Also das offene Eingeständnis seitens der Tagesherrscher, daß die Republik Schaden leiden, zugrunde gehen würde, wenn die Wahrheit über diese Bestechungsgeschichte oder Prellerei ans Tageslicht käme! Die Republik kann nur bestehen, erhalten bleiben, wenn man sich über Ehre und Tugend hinwegsetzt! Verbrechen zu bestrafen ist eine erste Aufgabe jeder Regierung, überhaupt des Staates. Die Republik aber „geht zugrunde — wenigstens nach der Versicherung ihrer Vertreter — wenn Verbrechen festgestellt, bestraft werden. Und solches wird, wenigstens von der Mehrheit, als etwas Selbstverständliches hingenommen!

Freilich, die öffentliche Meinung wird hier seit einem Jahrhundert von einem gar unheimlichen Gespenst beherrscht, welches Eugene Sue vollständiger, gruseliger als jeder Andere in seinem „Ewigen Juden" schilderte: eine geheime Macht, welche bei allen Verbrechen und Verwickelungen die Fäden in der Hand hält. Eugène Sue nannte dieselbe Jesuiten. Seitdem wird diese geheime Macht la Congregation, gouvernement de curés, parti-prêtre, Ultramontanismus, Klerikalismus usw. genannt. Unzählige Bühnenstücke und Volksromane haben den Massen die Ueberzeugung eingeimpft, daß in Gegenwart wie in Vergangenheit nie etwas mit richtigen Dingen zugegangen ist. Es ist immer eine geheime Macht, ein Verräter im Spiele. Es mag sich um Krieg oder Politik, Verbrechen oder Betrug handeln, immer bricht diese Ueberzeugung oder dieser Hintergedanke durch. Der Franzose, obenan der Pariser, kann gar nicht anders denken noch schließen. Nun, um so mehr, wenn ihm diese geheime Macht näher bezeichnet wird! Jetzt hat man dieselbe namentlich in dem weiten Begriff Klerikalismus, Klerikale, zusammengefaßt. Seitdem Gambetta die Losung ausgegeben: Der Klerikalismus ist der Feind, wie viele Elefanten hat man dem französischen Volke schon mit diesem Wort mundgerecht gemacht, verschlucken lassen! Die Blätter des Block haben daher leichtes Spiel. Wenn bei der jetzigen Untersuchung nichts herauskommt, weder Bestecher noch Bestochene, weder die Erpresser noch die Betrogenen bekannt, bestraft werden, so sind es nur die Jesuiten, Klerikalen und Kongregationen, welche dies erfinden. Sie sind die eigentlichen Verbrecher, an allem schuld. Es ist daher nirgendwo leichter, das Volk in der Hand zu haben als in Frankreich: man braucht ihm nur das unheimliche Gespenst an die Wand zu malen, dessen überall tätige Macht recht gruselig zu schildern.

Combes stellte im Senat die Ordensleute als die unheimliche Macht hin, welche durch ihr Wirken die geistig-sittliche Einheit Frankreichs zerstöre, deshalb die Republik gefährde. Diese aber sei wachsam, schütze sogar auch das Kind, welches von seinem Vater anderen zur Erziehung übergeben werde. In der Kammer klagte ein Meister vom Stuhl, Lafferre, den Dritten Orden an, die Freimaurer mit deren eigenen Waffen zu bekämpfen, also die wirkliche, gefährliche geheime Macht zu sein.

Unterdessen aber dreht sich die Untersuchung der an den Kartäusern versuchten Erpressung im Kreise, immer um das höhere Interesse der Republik herum. Wegen dieser Staatsgründe legt der Oberstaatsanwalt die Papiere nicht vor, welche bei Lepère gefunden wurden. Lepère, Direktor der nun verkrachten Banque centrale de l'industrie et du commerce, soll derjenige sein, welcher dem Generalobern der Kartäuser, Dom Michel, angeboten habe, mittels 2,300,000 Fr. die Anerkennung zu verschaffen. Combes, Bulot usw. haben, immer aus Staatsgründen, diesen dunkeln Ehrenmann nicht genannt. Die Blockblätter aber verspritzen all ihre Galle gegen Besson, weil er den Versucher nicht nennen will, welcher die Anerkennung für eine Million angeboten. Besson will sich eben nicht einer Anklage wegen Verleumdung aussetzen, sondern erst vor dem Schwurgericht auspacken, wo der Beweis der Wahrheit geführt werden kann. Er wird nun als Verräter, Klerikaler, verketzert, obgleich er ein sehr republikanisches Blatt („Petit Dauphinois") herausgibt, die Kartäuser nur deshalb verteidigte, weil ihr Verbleiben dem Departement (Isère) große Vorteile verschafft. Es sind ausschließlich Republikaner, welche durch Verweigerung der Aussagen die Untersuchung der an der Grande Chartreuse versuchten Bestechung brachzulegen sich bemühen. Dafür hat Pelletan, der getreue Schildknappe Combes, wiederum — bei dem ihm von den Sozialisten zu Rive de Gier gebotenen Ehrenmahl — sich verbürgt, das Ministerium sei entschlossen, im Kampfe gegen die Kongregationen und den Klerikalismus bis zum äußersten zu gehen. Auch andere haben schon längst begriffen, daß der Block nicht mehr zurück kann. Im Budgetausschuß hat Combes sich geweigert, zu sagen, ob die Botschaft beim heiligen Stuhl aufgehoben wird oder nicht. Der Nuntius hat darauf im letzten Augenblicke abgesagt, dem Mahle beizuwohnen, welches der Kammerpräsident Brisson dem diplomatischen Korps gegeben.

Rückblick auf den internationalen Frauenkongreß.

Von
Dr. M. Wagner-Berlin.

Die Redeschlacht ist zu Ende, verödet und verlassen liegt wiederum die Philharmonie da, die in den Tagen vom 12. bis 18. Juni widerhallte zwar nicht von ernster Musik wie sonst, aber von den Reden der Vertreterinnen der modernen Frauenbewegung. In ein Märchen von Blumen hatten die bedeutendsten Berliner Blumengeschäfte den Musikpalast verwandelt, elegante Salons und Buffets sorgten für die leiblichen Genüsse, ja es fehlte sogar die — Schnupftabaksdose Friedrichs des Großen nicht. Aus aller Herren Länder waren die Frauenrechtlerinnen zusammengeströmt, es waren ihrer mehr denn 3000. Frau Marie Stritt, die Vorsitzende des Bundes der deutschen Frauenvereine, stellte am Begrüßungsabend mit einem Gefühl des Stolzes fest, noch vor fünf Jahren, als die Tagung in London stattfand, hätten dem Bunde nur neun Nationen angehört, jetzt dagegen seien es zehn mehr. Also niemand wird daran zweifeln, daß die Frauenbewegung international ist. Wer dies jedoch tut, dem halte ich die Rede einer deutschen Frau auf dem Kongreß entgegen, die seit dreiundzwanzig Jahren in Ceylon lebt und den deutschen Frauen Grüße überbrachte von den „schwarzäugigen, braunen Singhalesinnen, die aus ihrem Schlafe erwacht seien."

Ein kleines Vorpostengefecht zu der großen Redeschlacht, dem internationalen Frauenkongreß, war die Tagung des Frauenweltbundes und die internationale Stimmrechtskonferenz. Als hier merkwürdigerweise der Wunsch geäußert wurde, die Vertreter der Presse von den Verhandlungen auszuschließen, machte eine überwältigende Majorität verständigerweise Front gegen ein solches sonderbares Verlangen, nachdem Fräulein Dr. juris utriusque Anita Augspurg konstatiert hatte, man habe es mit einem „Akte von geradezu welthistorischer Bedeutung" zu tun. Der Frauenweltbund verdankt seine Gründung der Initiative amerikanischer, englischer und französischer Frauen, die Seele der ganzen Bewegung war die greise Mrs. May Wright Sewall. Der erste Zweck des Frauenweltbundes sollte sein, zunächst das weite Gebiet der Frauenbetätigung festzulegen und zu begrenzen, sodann aber auch immer mehr das Interesse in weiteren Kreisen der Bevölkerung für die Frauenbewegung zu wecken. Heute kann der Bund neunzehn Nationalverbände aufweisen, deren Gesamtmitgliederzahl etwa acht bis neun Millionen beträgt. Und die ganze Bewegung ist durchdrungen von der festen Ueberzeugung, daß — Frl. Dr. jur. Anita Augspurg sprach es im „Deutschen Verein für Frauenstimm-

recht" aus — „wie sich vor 2000 Jahren das Evangelium der Liebe Bahn gebrochen habe, sich heute das der Gerechtigkeit für die Frau Bahn brechen werde."

Der eigentliche „Internationale Frauenkongreß" tagte vom 12.—18. Juni in vier Sektionen: Frauenbildung, Frauenerwerb, soziale Einrichtungen und Bestrebungen und die rechtliche Stellung der Frau. Das äußerst reichlich spezialisierte Arbeitsprogramm dieser vier Sektionen bot reichlich Gelegenheit, die Frauenbewegung in ihrem Werdegang und ihrem Erfolge in den verschiedensten Ländern kennen zu lernen. Das allgemeine Charakteristikum der Frauenbewegung und ihrer Tendenzen geben am besten die Worte von Frl. Anna Pappritz wieder, deren Reden — nebenbei gesagt — einen Beifall fanden, als ob Männerstimmen ihres Amtes walteten. Sie wies darauf hin, wie das Gebiet der weiblichen Tätigkeit immer kleiner geworden und schließlich zu einem Dogma von der Inferiorität der Frau dem Manne gegenüber geführt habe. Zur Besserung dieser Verhältnisse sei es daher nötig, namentlich die Frau des vierten Standes ihrer Familie wiederzugeben und sie zur sozialen Arbeit zu erziehen, aber nicht als Handlanger unter der Leitung des Mannes, sondern in führender, selbständiger Tätigkeit. Um diese aber zu erlangen, fordere die Frauenbewegung Teilnahme der Frau an der Gesetzgebung, d. h. die Verleihung des politischen Stimmrechtes. Nun wollte es gerade der Zufall, daß in denselben Tagen, in denen solche und ähnliche Reden tosenden Beifall fanden, der Deutsche Reichstag sich prinzipiell ablehnend verhielt, indem er die Verleihung des Stimmrechts an weibliche Angestellte bei der Beratung des Entwurfs eines Gesetzes zur Errichtung von Kaufmannsgerichten ablehnte.

Wie wurde nun das Arbeitsprogramm in den vier Sektionen erledigt?

Die erste Sektion „Frauenbildung" konzentrierte, von der wichtigen Ansicht ausgehend, daß die Organisationen des Unterrichtswesens in den verschiedenen Ländern allzugroße Mannigfaltigkeiten aufweisen, die Referate und Diskussionen auf einige Hauptfragen. Wir hörten in verschiedenen Sprachen, wie die prinzipiellen Fragen der Frauenbildung in den einzelnen Ländern theoretisch und praktisch behandelt werden. Dabei ging man von verschiedenen Gesichtspunkten aus, einmal wurde diese Frage behandelt unter dem Gesichtspunkt der besonderen Aufgabe der Mutter, ferner legte man Wert nicht nur auf die sachlich-pädagogische Seite, sondern auch auf die soziale und kulturelle Seite. Zu erwähnen ist hier namentlich das sehr interessante Referat einer Finnländerin über die gemeinsame Erziehung der Geschlechter; dort ist die gemeinsame Erziehung bereits eingeführt und hat nach der Behauptung der Referentin gute Erfolge erzielt. Welches die Ziele und Aufgaben der allgemeinen Fortbildungsanstalten sind und sein sollen, darüber belehrte uns auf Grund langjähriger Erfahrung die Leiterin der Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin. Einen besonders breiten Raum nahm auch die Erörterung der Aufgaben einer höheren Mädchenschule und des Universitätsstudiums der Frauen ein.

Die zweite Sektion „Frauenberuf" konnte im allgemeinen konstatieren, daß die Frau speziell in Deutschland sich in den wissenschaftlichen und kaufmännischen Berufen einer gesicherten Stellung erfreut. Mit besonderem Nachdruck wurde hier betont, wie nötig es sei, daß eine Organisation derjenigen Berufe Platz greife, die bisher völlig rechtlos gewesen seien, nämlich der Fabrik- und Heimarbeiterinnen, der Krankenpflegerinnen, der Landarbeiterinnen und der Dienstboten. Die Verhandlungen dieser Sektion zeigten ein doppeltes Gesicht, einmal betrafen sie die Berufszweige, in denen die Frau das Monopol oder doch eine gesicherte Stellung bereits besitzt, sodann die Berufszweige, die sich die Frauenbewegung erst erobern will.

In der dritten Sektion bezogen sich die Referate und Verhandlungen auf die soziale Betätigung der Frau. Gerade hier ist den Frauen ein weites Gebiet charitativer Bestrebungen eröffnet, Mangel an Arbeit ist hier wahrlich nicht vorhanden, wohl aber Mangel an Arbeiterinnen, wie die Vorsitzende, Frau Edinger-Frankfurt a. M., in ihren einleitenden Worten sehr treffend bemerkte. Eine Fülle von Anregungen boten die Referate über die älteste Hilfsarbeit der Frau, die Fürsorge für Arme und Kranke. Die besten Resultate nach dieser Richtung kann der Badische Frauenverein aufweisen, der 350 Zweigvereine mit etwa 56,000 Mitgliedern hat; das Gesamtvermögen des Vereins beträgt 3,125,000 Mark. Neben diesem Gebiete fanden auch die Kinderpflege und Jugendschutz durch die Frau, sowie die Sittlichkeitsfrage eine durchaus erschöpfende Behandlung. Große Erfolge haben auf letzterem Gebiete namentlich die Rettungsarbeiten der französischen und amerikanischen Frauen aufzuweisen.

Die vierte Sektion „Die rechtliche Stellung der Frau" hatte die Aufgabe übernommen, zu untersuchen, wie „die Befreiung der Frau von den Fesseln überlieferter Gesetzesbeschränkungen" zu erreichen sei. Man kam hier zu dem Resultat, dies sei nur dann möglich, wenn man der Frau einen direkten Einfluß auf die Gesetzgebung einräume. Eine Referentin, Mrs. Perkins-Gilman, trug in formell meisterhafter Weise eine neue Theorie vor, die wohl kaum Anerkennung finden wird. Dabei knüpfte sie an die Forschungen des Prof. Leicester F. Ward an, die ihn zu dem Ergebnis führten, das weibliche Element sei das zentrale, ältere, das männliche das spätere, jüngere. Nur dadurch, daß man bisher dem Manne immer die führende Rolle übertragen hätte, habe sich das männliche Element aus seiner ursprünglichen Inferiorität zu seiner jetzigen Höhe emporgearbeitet. Nunmehr aber bedeute das Einsetzen der Frauenbewegung den Beginn einer Geschichtsperiode, die das Ende der rein männlichen Herrschaft herbeiführen werde.

Von dem Grundsatze ausgehend „Nehmt alles nur in allem"! müssen wir an erster Stelle sagen, daß der Kongreß vorzüglich vorbereitet und organisiert gewesen. Allein die mehr als 200 Referate und das Arbeiten in vier Sektionen bewirkte doch mancherlei Zersplitterungen. Was von allen Kongressen gilt, das gilt auch von diesem Frauenkongreß. Man sah sich einmal wieder, knüpfte neue Beziehungen an und tauschte seine Meinung aus und empfing mancherlei Anregungen. An Rethorik ließ der Kongreß nichts zu wünschen übrig, wenn auch manchmal die „weibliche Logik" ihre Existenzberechtigung bewies. Den deutschen Frauen aber muß es namentlich zur Ehre angerechnet werden, daß sie ihre auswärtigen Gäste würdig und mit echt deutscher Gastfreundschaft empfangen haben. Gerechtigkeit muß natürlich auch dem weiblichen Geschlechte werden, Emanzipationsgelüste, die mit den von der Natur gegebenen unumstößlichen Gesetzen im Widerspruch stehen, sind von der Hand zu weisen. Besonders bezüglich der Verleihung des politischen Stimmrechtes, womit auch die Beteiligung an der politischen Agitation mit ihren häßlichen Auswüchsen gegeben wäre, sollten die Frauen beherzigen, daß dies nur dazu angetan sein kann, dem Manne das Bild der echten Weiblichkeit zu entfremden. In dieser Beziehung soll die Frau des Dichters Worte beherzigen, daß sie da ist, um mitzulieben, nicht aber um mitzuhassen.

Noch einmal der Leipziger Aerztestreik.

Von

Dr. med. Heinrich Gassert, Freiburg i. Br.

Die Leipziger Ortskrankenkasse zählt ungefähr 140,000 Mitglieder. Die Kasse stellte ihren Aerzten, deren es vor dem Streite 233 waren, ein Pauschale zur Verfügung, in das sie pro Mitglied und Jahr 4,50 Mk. hineintat. Die Aerzte liquidierten für den Besuch 1 Mk., für die Konsultation in der Sprechstunde 75 Pf. **Davon haben sie aber in Wirklichkeit jahrelang nur ungefähr 50 Prozent erhalten**, weil eben das Pauschale zu klein war. Daß die Aerzte hiermit unzufrieden waren, wird ihnen nur der übel nehmen, der gegen ihren Stand voreingenommen ist.

Vielleicht unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Bewegung, die unter der gesamten deutschen Aerztewelt während der letzten Jahre Platz gegriffen, teilte der Leipziger Kassenvorstand vorigen Jahres den Aerzten mit, das Pauschale solle um 1 Mk. pro Mitglied und Jahr erhöht werden; der Vorstand erwarte aber bestimmt, daß damit die Aerzte dauernd befriedigt sein werden.

Die Leipziger Aerzte antworteten, daß die dargebotene Honorarerhöhung ungenügend sei; (sie hätte auch tatsächlich den unerträglichen Abzug der obengenannten 50 Prozent nicht gedeckt). Sie forderten vielmehr eine **Erhöhung des Pauschale** auf 4 Mk. für das ledige und auf 12 Mk. für das verheiratete Mitglied (wegen der Familienbehandlung), resp. auf eine angemessene Durchschnittssumme. Ferner forderten sie die von der vereinigten deutschen Aerzteschaft erstrebte **freie Aerztewahl**.

Der Leipziger Kassenvorstand war zuerst zu Verhandlungen geneigt, nach acht Tagen aber lehnte er die ärztlichen Forderungen rundweg ab. Infolgedessen **kündigten am 31. Dezember 1903 231 von den 233 Kassenärzten bis 1. April 1904 ihre Stellung.**

Damit war die Leipziger Ortskrankenkasse in der fatalen Lage, ihre 140,000 Mitglieder augenblicklich ohne Aerzte zu sehen; denn die übrigen Aerzte Leipzigs erklärten den Streik ihrer Kollegen für berechtigt und sich selbst mit ihnen solidarisch. Nur in dringenden Notfällen versprachen sie den Kassenmitgliedern einen einmaligen unentgeltlichen Besuch. (Dasselbe taten die streikenden Kassenärzte.)

Der Kassenvorstand lud nun **auswärtige** Aerzte ein, als **Distriktsärzte** nach Leipzig zu kommen mit einem fixen Gehalt

von 6000 Mk.; jeder sollte einen abgegrenzten Distrikt als Feld seiner Tätigkeit erhalten. Es kamen auch in der Folge bis zum 25. April 1904 im ganzen 78 Aerzte, die von den Leipziger Kollegen, sowie von sämtlichen Mitgliedern des deutschen Aerztevereinsbundes mit Recht als Streikbrecher betrachtet wurden. Diese 78 Kassenärzte konnten nicht genügen.

Am 11. Februar 1904 fanden deshalb unter dem Vorsitze des Herrn Kreishauptmanns Verhandlungen statt, um den Streit zwischen den Aerzten und dem Vorstand der Ortskrankenkasse beizulegen. Aus einem Promemoria der Leipziger Kreishauptmannschaft, das diesen Verhandlungen zugrunde lag, heben wir zwei Stellen heraus, die eine Anerkennung der ärztlichen Forderungen enthalten und dem Fernstehenden vielleicht am besten das Verhalten der Aerzte zum Verständnis bringen dürften. Die eine heißt: „Die Kgl. Kreishauptmannschaft hat nie verkannt, daß die Organisation der Ortskrankenkassen die Gefahr in sich birgt, eine gewisse Abhängigkeit der Aerzte von der Verwaltung der Ortskrankenkassen herbeizuführen. Diese Gefahr entsteht dadurch, daß die Ortskrankenkassen einen großen Teil der Bevölkerung — in Leipzig mehr als die Hälfte — umfassen, auf den ein großer Teil, namentlich der jüngeren Aerzte bei der Ausübung ihres Berufs angewiesen ist, und dem er sich doch nur durch Vermittlung der Kassenverwaltungen nähern kann."

Die andere Stelle heißt: „Was die freie Arztwahl betrifft.... vernünftigerweise wird man darunter das Recht jedes innerhalb des Kassenbereichs seinen Wohnsitz habenden Arztes verstehen, nach vorheriger Anmeldung bei der Kassenverwaltung und Unterwerfung unter die reglementären Bestimmungen zur Kontrolle und Liquidierung der Leistungen u. dgl. ohne ausdrückliche Genehmigung der Kasse bei allen Kassenmitgliedern und deren Angehörigen die ärztliche Praxis auszuüben."

„Warum soll es bedenklich sein, diese anscheinend so billige und naheliegende Forderung den Aerzten ohne weiteres und in vollem Umfange zu bewilligen?"

Die Kreishauptmannschaft empfahl beiden Parteien angelegentlichst die Annahme folgender vier Punkte:

1. Einräumung eines Retentions- und Pfandrechts der Kasse an der Pauschalsumme, bis feststehe, daß keine Ueberbürdung der Kasse durch den Aufwand für Krankengeld und Arznei vorliege.

2. Berechtigung der Kasse, die Zulassung eines Arztes zur Kassenpraxis solange (bis zu 1 Jahr) zu verweigern, als in demjenigen Teil des Kassengebiets, in dem der Bewerber wohnt, eine hinreichende Anzahl von Kassenärzten bereits vorhanden ist.

3. Einrechnung der den neu angeworbenen Distriktsärzten versprochenen Gehalte in die Pauschalsumme.

4. Erhöhung des Fixums an Arzthonorar für jedes Kassenmitglied von $4^1/_2$ auf 6 Mk.

Die Aerzte nahmen 1 und 2 an, lehnten 3 ab, in der Erwartung, daß die Kasse die Verträge mit den Distriktsärzten wieder auflösen werde, und verlangten als 4 die Festsetzung des Honorarfixums auf 8 Mk. pro Mitglied.

Der Kassenvorstand ging jedoch auf eine Lösung der Verträge mit den bereits von auswärts bezogenen Distriktsärzten nicht ein, sondern errichtete dazu noch die sog. ärztlichen Beratungsanstalten und schrieb hiezu im „Leipziger Tagblatt" auf 1. April die Stelle für einige Oberärzte und Assistenzärzte aus.

Damit waren die Verhandlungen gescheitert.

Am 31. März, dem Tage des Ausstandes der alten Kassenärzte, hatte die Kasse 75 von auswärts zugezogene Aerzte und 3 Beratungsanstalten zur Verfügung.

Von den übrigen Leipziger Aerzten hatte sie, wie schon bemerkt, keine Hilfe zu erwarten. Auch die 44 Professoren und Privatdozenten der Leipziger medizinischen Fakultät, welche Leiter von Polikliniken sind, hatten in der Leipziger Presse die Erklärung veröffentlicht: Wir stehen als Aerzte und Lehrer der akademischen Jugend im Streite um die Frage, ob freie Arztwahl oder Distriktsärzte, unbedingt auf der Seite unserer ärztlichen Standesgenossen und der freien Arztwahl und müssen es ablehnen, unsere Arbeit irgendwie in den Dienst des geplanten Systems der Distriktsärzte und Beratungsanstalten zu stellen.

Unter solchen Umständen war die Tatsache nicht wegzuleugnen, daß die ärztliche Hilfe, die jetzt den Kassenmitgliedern geboten wurde, eine völlig ungenügende war, welche die Aufsichtsbehörde zwingen mußte, die vom Gesetze erforderten Maßnahmen zu besserer ärztlicher Versorgung in die Wege zu leiten. Der einzige Weg war der: Erfüllung der berechtigten Forderungen der Leipziger Aerzte.

Am 5. April hat in Dresden eine Beratung des Ministeriums stattgefunden über die Leipziger Angelegenheit, in der die dort vorhandene Zahl von Kassenärzten als unzureichend bezeichnet und die Kreishauptmannschaft als zu weiterem Einschreiten benötigt erachtet wurde. Nebenbei sei bemerkt, daß der Herr Minister des Innern sich als einen Gegner der freien Arztwahl sowie aller ärztlichen Koalitionsbestrebungen bekannt hat, für uns Aerzte nichts Neues unter der Sonne.

Der Leipziger Ortskrankenkassenvorstand hatte sich inzwischen durch ein weiteres Mittel zu helfen gesucht: durch Ausschaltung der Familienmitglieder aus der ärztlichen Behandlung ihrer Kassenärzte (Generalversammlung vom 13. April).

Das war doch wohl einer Bankerotterklärung des Distriktsarzts- und des Beratungsstellensystems verflucht ähnlich.

Die Aufsichtsbehörde (Kreishauptmannschaft) richtete daher unterm 16. April an den Vorstand der Ortskrankenkasse die sehr dringliche Verordnung: ihr bis zum 25. April nachzuweisen, daß der Kasse insgesammt 98 geeignete und zuverlässige Aerzte zur Behandlung der Kassenmitglieder zur Verfügung stehen.

Nach Ablauf dieser Frist hatten sich die nötigen Aerzte nicht eingefunden, die Bitte des Kassenvorstandes um Verlängerung der Frist wurde abschlägig beschieden.

Während dieser Frist war auch eine wichtige Erklärung des Ausschusses des Kongresses für innere Medizin, der Ende April in Leipzig getagt hatte, erschienen, den wir nicht übergehen dürfen, weil er die Ansicht eines sehr hervorragenden Teiles der deutschen Aerztewelt enthält. Diese Erklärung lautete: Der unterzeichnete Ausschuß des zurzeit in Leipzig versammelten Kongresses für innere Medizin spricht den in schwerem Kampfe stehenden Leipziger Kollegen seine volle Sympathie aus. Auch er hält Freiheit und Unabhängigkeit für die Grundbedingungen einer richtigen Entwicklung der ärztlichen Tätigkeit und des ärztlichen Standes und erwartet zuversichtlich, daß es den Leipziger Kollegen gelingen wird, gegenüber einem übermächtig gewordenen Kassenvorstande ihre gerechten Forderungen in ihrem eigenen Interesse und zum Wohle der Kranken durchzusetzen und ihre so tapfer verteidigte Selbständigkeit zu bewahren.

Unterzeichnet waren in diesem Ausschuß die ersten Autoritäten für innere Medizin aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.

Auf ein Schreiben der neuen Leipziger Distriktsärzte, in dem sie die Kollegen Deutschlands aufforderten, die noch 20 fehlenden Distriktsärzte nach Leipzig zu schicken, antwortete der Vorsitzende des Geschäftsausschusses des gesamten deutschen Aerztevereinsbundes, dem 22,000 deutsche Aerzte angehören, Herr Prof. Dr. Löbker in Bochum u. a. folgendes:

Die alte Leipziger Aerzteschaft hat in ihrem gegenwärtigen Kampfe die volle Zustimmung und das unbedingte Vertrauen des deutschen Aerztevereinsbundes. Dieser erwartet, daß kein Arzt mehr nach Leipzig geht, der es ehrlich mit seinem Stande meint und auf Standesehre hält.

Die 20 neuen Streikbrecher fanden sich nicht, die von der Kreishauptmannschaft geforderten 98 Kassenärzte waren am 25. April nicht vorhanden; jetzt endlich blieb dem Kassenvorstande nichts mehr übrig, als die zwischen den alten Leipziger Kassenärzten und der Kgl. Kreishauptmannschaft am 29. April zustande gekommene (vom Kreishauptmann vorgeschlagene, von der Aerzteschaft angenommene) Vereinbarung anzunehmen, derzufolge das System der Distriktsärzte aufgegeben, die freie Arztwahl in Leipzig wieder eingeführt und eine Einigungskommission mit Schiedsgericht eingesetzt wurde. Eine weitere Errungenschaft ist die, daß der Kassenvorstand gezwungen worden ist, anzuerkennen, daß die endgültigen Verträge mit den ärztlichen Bezirksvereinen abgeschlossen wurden. Dadurch hat die ärztliche Standesvertretung in Leipzig wieder den ihr gebührenden Platz zwischen Kassenärzten und Ortskrankenkassenverwaltung.

Bei näherem Zusehen ist der Sieg der Leipziger Aerzte freilich ein Pyrrhussieg:

1. Die freie Arztwahl ist eine beschränkte, sie darf die Zahl von 375 nicht übersteigen, die Anstellung geschieht durch Einzelvertrag, bei gleichzeitig einlaufenden Gesuchen hat die Kasse ein Auswahlrecht.

2. Das System der Distriktsärzte ist aufgehoben, aber die 79 Streikbrecher bleiben in Leipzig und zwar, falls sie nicht nach dem neuen Vertrag sich anstellen lassen wollen, im Besitz ihrer Gehälter auf Kosten des ärztlichen Pauschale. Die Fortbezahlung dieser Gehälter wird soviel verschlingen, (ca. 500,000 Mk.) daß den anderen Aerzten nicht mehr viel übrig bleiben wird; denn die bewilligte Honorarerhöhung beträgt bloß 5 Mk. pro Mitglied und 3 Mk. pro Familienmitglied.

3. Die Beratungsanstalten bleiben fortbestehen.

Diese in Leipzig gemachte Erfahrung sollte die deutschen Aerzte lehren, vorerst vor weiteren derartigen Kraftproben abzusehen und



zuvor die Schutz- und Trutzorganisation in ihren Reihen noch weiter auszubauen.

Immerhin aber können wir Aerzte unseren Leipziger Kollegen trotz des unvollkommenen Erfolges unsere Bewunderung über ihr kollegiales Zusammenhalten, ihre Ausdauer und Opferwilligkeit nicht versagen.

Von Fernstehenden aber, und unter diesen wohl auch von juristischen Verwaltungs- und Regierungsbeamten bis hinauf zu den Ministerien, dürfen wir Aerzte wohl erwarten, daß sie künftig die unwürdige und traurige Lage, in der durchschnittlich die Kassenärzte den Kassenverwaltungen gegenüber sind, nicht unterschätzen und einem Stande gegenüber nicht voreingenommen sind, der durch die Krankenkassen, wie kein anderer, schwer geschädigt wurde und doch wissenschaftlich und ethisch auf gleicher Höhe geblieben ist mit den anderen besser situierten und vom Staate besser geschützten Ständen.

Die Ausstellung der Münchener Künstlergenossenschaft im Glaspalaste.

Von

Max Fürst, München.

I.

Daß die Zugehörigkeit zur alten „Deutschen Kunstgenossenschaft" für Künstler kein Hemmnis bildet, auch in modernen Bestrebungen sich zu versuchen und darin sogar Erfolge zu erringen, zeigt ein Blick in die Ausstellung des Glaspalastes. Allerdings hält die Hauptgruppe der Aussteller mehr oder minder an konservativen Bahnen und an gegebenen Traditionen fest, wodurch freilich weniger ein genialscheinendes, verblüffendes Gebaren sich zeigt, dafür aber ein erprobtes, solides Schaffen gewahrt bleibt. Ein starres Ablehnen berechtigter Neubestrebungen ist jedoch selbst auf dem aus älteren Künstlern gebildeten rechten Flügel nicht zu bemerken. Daß im weiten Rahmen der Genossenschaft eben jeder seine Sprache sprechen darf — dort altväterlich, hier jugendmutig — verleiht der Ausstellung gewisse Vorzüge und immerhin eine größere Mannigfaltigkeit, als sie die mehr einheitlich nach modernen Rezepten gestaltete Sezessions-Ausstellung zu bieten vermag.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die im Glaspalaste erhaltenen Eindrücke durchgehends als befriedigende und erfreuliche sich erweisen. Die reichlichen Anregungen, die dem geistigen und leiblichen Auge in früheren Zeiten geboten waren, erscheinen auch hier gemindert. Der allgemeinen Zeit- und Kunstatmosphäre kann ja kein Schaffender sich entwinden; mehr oder minder wird er die Veränderungen empfinden und ausprägen, die uns die Neuzeit nun einmal gebracht hat. Auch in der Kunst ist eine fühlbare Nivellierung eingetreten. Die Unterschiede unter den Künstlern, die im Glaspalaste sich zusammengefunden haben, sind — von dem jüngsten Nachwuchs abgesehen — nicht mehr so markant, als sie es früher, zunächst in geistiger Hinsicht, gewesen sind, wo neben einsam aufragenden Häuptern und weithineinwirkenden Größen der Schwarm der Minderbegabten und Minderbeglückten in vielerlei Abstufungen sich einfand, um seine häufig harmlosen, aber meistenteils doch anziehenden Gaben zur Schau zu stellen. Jene hochragenden, tiefe, nachhaltige Eindrücke hervorzaubernden Häupter im Gebiete der Kunst sind nicht mehr zu finden; das Gros der Schaffenden aber hat vielfach in technischen, vor allem in koloristischen Aufgaben, besser und gleichheitlicher sich entwickelt und demnach die Unterschiede des Könnens nach der äußeren Seite hin mehr ausgeglichen. Ganz besonders hat der allgemeine Rückgang geschichtlicher und religiöser Darstellungen dazu beigetragen, die heutigen Kunstausstellungen monotoner zu gestalten. Die Schatten dieser Wandelung breiten sich fühlbar auch über den Glaspalast, denn Geschichtsbilder im strengen Sinne sind dort nicht wahrzunehmen. Kannte man im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts noch eine förmliche Hochflut derartiger Gemälde, so ist jetzt dafür Ebbe eingetreten. Viel mögen hierin äußere Ursachen von Einfluß sein; doch der Hauptgrund liegt tiefer. Seit man erklärt, daß die Malerei ihrer selbst willen da sei, seit man die „Ideenmalerei" verächtlich gemacht hat, sind die ehedem an die Malerei gestellten hohen Anforderungen zurückgeschraubt und durch bescheidenere, wohl auch leichter zu erreichende ersetzt worden.

Der strenge Ausspruch von Cornelius: „Wenn man Geschichte malen will, so muß man den Stoff behandeln, wie Shakespeare den seinigen behandelt hat," ist ja viel leichter gemacht als vollführt; dieses fühlen die Künstler selbst am besten, und daher die eilige Flucht auf Gebiete, wo man kein Shakespeare und auch kein Cornelius zu sein braucht. — Wenn hie und da doch ein Maler ins alte, weite Revier zurückbirscht, so scheint es die Neigung zum Schrecklichen, zum Abstoßenden zu sein, die hierzu verleitet. Nur unter diesem Gesichtspunkte dünkt uns das Gemälde „Jehu" von Hoffmann-Vestenhof, ein großes „Moritatenbild", auf dem mit abgeschlagenen Menschenköpfen gespielt wird, erklärlich. Auch die „Salome" von K. Strathmann, die nach persischen Teppichen gemalt sich zeigt, will wohl nur die Brutalität des Orients zum Ausdruck bringen. — Was die vereinzelten religiösen Sujets der Ausstellung betrifft, so beanspruchen sie zunächst nur koloristischen Wert, wie Alfred Zimmermanns und E. Uhls „Heilige Nacht", Emericzys „Christus am Kreuz" und H. Kaulbachs „Friede". Fritz Kunz rückt in seinen Bildern dem religiösen Wesen etwas näher, besonders in den „Drei Marien am Grabe"; sein „St. Franziskus", der in den Bergen Umbriens mit den Singvögelchen sich unterhält, ist nicht ohne Poesie, jedoch etwas zu schemenhaft gegeben. Als eine hochpoetische, dem religiösen Empfinden überaus zusagende Gabe müssen die sechs grau in grau gemalten Bildchen von P. Stachiewicz bezeichnet werden, welche nach alten polnischen Volkssprüchen die Jahreszeiten mit den Heiligenfesten der Kirche in Beziehung bringen, wie z. B. im Winterbilde, welches Maria in einer zartsinnigen Darstellung zeigt, um den schönen Spruch zu erläutern:

„Mit der Lichtmeßkerze schützt die Mutter der Güte,
Vor der Wut der Wölfe Haus, Hof und Hütte."

St. Sophie, Johann Baptist, Anna, Laurentius und die hl. Regina sind in ähnlicher Weise behandelt. Wir möchten den Besuchern des Glaspalastes nur raten, an diesen im kleinen Saale Nr. 27 sich befindlichen Kunstjuwelen nicht allzu eilig vorüber zu gehen.

Daß es erfreulicherweise noch immer zahlreiche Schaffende gibt, denen ein tiefer Fond von Poesie innewohnt, zeigt u. a. besonders auch Emanuela Seifert in „Dornröschen". Auch unter den vielen Genrebildern der Ausstellung findet sich manche Perle, die durch zartes Empfinden und liebevolles Eingehen in das Leben und Treiben von jung und alt in Feld und Haus sich auszeichnet. Seit dem Zurücktreten der Geschichtsmalerei ist das Genre- oder Sittenbild derart zur Pflege und Entwickelung gekommen, daß wir vielfach hierin einen Ersatz für den erwähnten Ausfall suchen müssen. Haben schon Vautier, Enhuber u. a. dem deutschen Volke viel Verdienstliches geboten, so haben Meister wie Franz Defregger Wert und Bedeutung des Sittenbildes auf eine Höhe gehoben, die uns mit größter Freude erfüllen darf. Der genannte Meister, der dieses Mal prächtige jugendliche „Armbrustschützen" gebracht, hat sich dem wackeren tirolischen Heimatsvolke als künstlerischer Interpret seiner Sitten, Leiden und Freuden in so edler Weise erwiesen, wie es selbst die alten Niederländer ihren Landsleuten gegenüber nicht vermochten. — Unmöglich können wir aus dem reichen Flor gediegener Genrebilder, welchen die Ausstellung birgt, hier eine genügende Auslese geben; es sei nur auf einige prächtige Gaben hingewiesen, wie sie Zirngibl, A. Lüben, Kleehaas, Lonyot, K. v. Bergen und Hermann Engelhardt geboten haben. Andere Künstler bringen ihre figürlichen Darstellungen mit prächtig gegebenen Landschaften oder Architekturen in Verbindung, wie Ekenaes seine nordische Fischerfamilie, oder E. Niczky seine der Musik huldigenden jugendlichen Damen, deren vornehmer Zauber an die graziösen Gestalten mahnt, welche seinerzeit A. v. Ramberg zu schaffen wußte. — Doch nicht immer durchzieht das menschliche Leben Musik und Sonnenschein; öfter noch belasten tiefer Ernst und schwere Prüfungen dieses Dasein, und wir schätzen die Künstler hoch, die auch nach dieser Seite hin ihre Blicke richten. Es gibt nun freilich kunstfreundliche Leute, denen nicht nur die frühere „Gedankenmalerei", sondern auch die sogenannte jüngere „Elendmalerei" ein Dorn im Auge ist. Daß Bilder der letzteren Gattungen in unserer Zeit zahlreicher wurden, als man allgemein ernstlich die sozialen Fragen und Aufgaben zu erörtern anfing, ist doch sehr begreiflich. Es wäre traurig, wenn Anliegen, welche die Volksseele bewegen, nicht auch in der Kunst ihr Echo finden dürften. Es hat nie geschadet, wenn Leute, die sonst mit verschiedenen Mitteln, dem direkten Anblick der Armut und des Elendes sich zu verschließen wußten, wenigstens in der Kunst hin und wieder den Hinweis erhielten, welch bedauernswerte und hilfebedürftige Mitmenschen es gibt — wer weiß, ob nicht hierdurch doch schon manchmal Teilnahme und Erbarmen erweckt worden. Wir haben nur gegen eine tendenziöse Ausbeutung derartiger Erscheinungen von seiten der Künstler Front zu machen, nicht aber gegen eine ehrbare, ernste Beachtung und Darstellung schmerzlicher Wahrnehmungen. Die Kunst bewahrt sich nur vor Verflachung, vor einer allzu zuckersüßen Miene, wenn sie auch den Klagelauten der Menschheit Ausdruck leiht. In dieser Hinsicht hat uns das vorzügliche Gemälde Immenkamps „Ein kummervoller Morgen", welches ein schmerzerfülltes Arbeiterelternpaar am Lager ihres schwererkrankten oder gestorbenen Kindes vorführt, tief ergriffen.

Erwähnt sei, daß im Glaspalaste auch die Porträtmalerei mehrere ausgezeichnete Werke aufweist. K. Langhorst, Helene van der Leyen, ganz besonders aber Richard Scholz haben hierin höchst Vorzügliches geleistet; auch Maria Lübbes verdient ob ihrer hier sich einreihenden Pastellkinderstudien hohe Anerkennung. — Bekanntlich feiert die Landschaftsmalerei der Gegenwart ebenfalls besondere Triumphe. An etlichen mehr oder minder mißratenen Produkten fehlt es freilich nicht; aber reichliche Entschädigung bieten hierfür Werke wie P. Müller, Ed. Zetsche, Mazzetti, A. Fink und die bewährten Meister Willroider und J. Wenglein sie vorführen. H. Urban gefällt sich in einer seiner zahlreichen Landschaften im „Herbstmorgen", etwas stark in Böcklinscher Farbennachahmung. Rühmliche Selbständigkeit, ein wahrhaft poetisches Erfassen der Natur bekundet Paul Hey in seinen Aquarellkreidezeichnungen „Herbst" und „Winter". Zu den großartigsten Schöpfungen der Landschaftsmalerei aber zählt sicherlich Wywiorskis Bild „Heiland am Lande", welches auf teilweise noch winterlicher Hochfläche ein einsames Kreuz zeigt, das mächtig in die prächtig durchleuchteten Wolken emporragt. Wir möchten hier konstatieren, daß die Träger slavischer Namen in der Ausstellung fast durchgehends als höchst bedeutende Künstler sich erweisen.

Eine graphische Kunstausstellung

aus der Zeit König Maximilian Joseph I. von Bayern. 1799—1825.

Von Archivrat Ernst von Destouches.

Freunde der Münchener Kunst werden diesmal mit besonderem Interesse die Räume in dem altehrwürdigen Bau auf dem St. Jakobsplatze betreten, in welchem die Stadt ihre historischen Sammlungen etabliert hat. Denn die eben eröffnete neue Serienausstellung aus der Maillinger-Sammlung (die XXVII. der Gesamtfolge), bringt eine graphische Kunstausstellung aus der Zeit des Kurfürsten Maximilian Joseph IV., des nachmaligen ersten Königs von Bayern, also aus dem ersten Viertel des XIX. Jahrhunderts, welche ein ziemlich vollständiges Bild von dem Schaffen der damals lebenden Künstler zu München gibt. Nicht weniger als 108 Namen (92 Künstler und 16 Dilettanten) sind hier mit 686 Katalognummern, bezw. über 1400 Einzelblatt, vertreten, und zwar sowohl Historien- und Genremaler, als Landschafts-, Architektur-, Tier- und Blumenmaler, Zeichner, Radierer, Kupferstecher, Lithographen, teils mit ihren eigenen Werken, teils mit Reproduktionen nach denselben.

Eine Anzahl dieser Künstler reicht mit ihrer Schaffenszeit noch in die Regierungsperiode des Kurfürsten Karl Theodor zurück, mit welchem sie selbst oder ihre Familien in der Zeit zwischen 1777 und 1799 nach München übergesiedelt waren. Zu diesen gehören Stephan Freiherr und Katharina Freifrau von Stengel, Ferdinand und Franz Kobell, Weller, Sintzenich, Simon Kloß, Giulio Quaglio &c.; einem anderen Teile war es vergönnt, noch in Münchens glänzender Kunstperiode unter König Ludwig I. zu wirken.

Von den Mitgliedern der von König Maximilian Joseph I. gegründeten K. Akademie der bildenden Künste finden sich unter den ausgestellten Künstlern Direktor Peter von Langer († 1824), die Professoren Moritz Kellerhoven († 1830), Joseph Hauber († 1834) und Konrad Eberhard († 1859); von den Beamten der staatlichen Kunstsammlungen die Direktoren der K. Zentralgemäldegalerie Johann Christian von Mannlich († 1822), Georg von Dillis († 1841) und Robert von Langer († 1846), die Konservatoren und Inspektoren Franz Martin Gail († 1810), Max Joseph Wagenbauer († 1829) und Johann Jakob Dorner († 1852), sowie der Direktor des Kupferstichkabinets Matthias Schmidt († 1823).

Mit ihren eigenen Bildnissen sind unter der großen Künstlerschar vertreten Johann Christian von Mannlich, Ignaz Kürzinger, Anton von Schilcher, Ferdinand Kobell, Franz Kobell, Georg von Dillis, Joseph Cogels, Stephan Freiherr von Stengel, Ignaz Dillis, Joseph Peter Rauschmayer, Ferdinand Schiesel, Franz Xaver Gebhard, Friedrich Fleischmann, Aloys Senefelder, Anton Falger, Lorenz Schöpf, Franz Gail und Dominik Quaglio.

Da die ersten 22 Jahre der Regierungsperiode König Maximilian Joseph I. in die Incunabeln-Zeit der Lithographie fallen, jener weltberühmt gewordenen Münchener Erfindung, welche Aloys Senefelder im Jahre 1796 gemacht, und welche im Jahre 1896 ihr Zentenarium gefeiert hat, zu welchem bekanntlich aus den Beständen des Historischen Stadtmuseums und der Maillinger-Sammlung eine eigene Säkularausstellung veranstaltet worden war, — so gehören eine große Zahl der Kunstblätter dieser neu eröffneten Serienausstellung der Maillinger-Sammlung, jener speziell für München hochbedeutsamen Periode an, und zwar sind das teils selbst gefertigte, teils solchen nachgebildete Arbeiten von Aloys und Theobald Senefelder, Kaspar Auer, Friedrich Wilhelm Doppelmayr, Johann Jakob Dorner, Lorenz Ekemann-Alesson, Anton Falger, Carl Philipp Fohr, Max Frank, Joseph Hauber, Matthias Kloß, Simon Kloß, Robert von Langer, Johann Christian von Mannlich, Franz Meixner, Johann Michael Mettenleiter, Angelo, Dominik und Simon Quaglio, Ferdinand Schiesel, Ludwig Schönche, Lorenz Schöpf, Johann B. Stuntz, Joseph Unger, Max Joseph Wagenbauer, Simon Warnberger, Heinrich E. von Wintter und Raphael Wintter.

Die erste Nummer nun, welche der ausgegebene Katalog aufführt, ist eine Radierung von Januarius Zick „Merkur in der Werkstätte eines Bildhauers", nach einem eigenen Gemälde des Künstlers, welchem damals von der K. B. Akademie der erste Preis zugesprochen worden war. — Galeriedirektor Johann Christian von Mannlich ist mit einer Reihe von Aquarellen: Medea, Niobe, Erblindung des Tobias, Meeressturm, Seesturm &c. vertreten; — Ferdinand und Franz Kobell mit deutschen und italienischen Landschaften; — der Historien- und Theaterdekorationsmaler Mathias Kloß erscheint mit Allegorien: eine Huldigung vor dem Frieden; ein Genius neben dem kurbayerischen Wappen empfängt von Amoretten einen Lorbeerkranz; die Genien der freien Künste; Amor und Psyches Vermählung im Olymp. — Von dem zu Bamberg verstorbenen Regierungspräsidenten Stephan Freiherrn von Stengel sind Radierungen vom Schlosse zu Starnberg und vom Tor und der Brücke zu Rosenheim, dann vom Krottenkopf bei Au, während seine Schwester Katharina Freifrau von Stengel mit einer Landschaftsstudie in Federzeichnung vertreten ist. — Den von den Oberländern im Jahre 1705 erstürmten Roten Turm an der Isarbrücke zeigt ein Stich von Joseph Kaltner. — Die Porträts der preußischen Minister Graf Finkenstein und Baron Hardenberg in Schabkunst, dann der Esther Brandes-Koch als Ariadne in Stich, sowie Phyllis, Mädchen mit Lamm nach Carlo Dolce in Punktiermanier sind von Hofkupferstecher Heinrich Sintzenich, † 1812; — ein Flötenbläser und ein Engelskopf von Johann B. Stuntz. — Von den Historienmalern Moritz Kellerhoven und Friedrich Rehberg treffen wir auf eine Reihe von Porträts, so von Ersterem auf jene von Westenrieder, Milbiller, Wolfgang Dillis, den Bischöfen Riccabona von Passau und Richarz von Speyer und der Kurfürstin Maria Leopoldine von Pfalzbayern, — von Letzterem auf jene des Komponisten Salieri, des Anton Canova, des Anton Pfaundner von Sternfeld &c., außerdem in Radierungen auf römische Figuren, die Grablegung Christi, Maria mit Jesus und Johannes, Eliodoro, Madonna del divino Amore und Niobe, sämtlich nach Raphael.

Von den mehr als ein halbhundert Nummern, mit denen Galeriedirektor Georg von Dillis vertreten ist, werden insbesondere die alten Münchener interessieren und erfreuen die verschiedenen Ansichten vom ehemaligen Grünen Baum und dem Prater, dem Preysing-Brunnhaus, Ripfelschlößchen, Harlaching, dem großen und kleinen Isarsteg; von ihm sind ferner noch, außer zahlreichen Landschaftsbildern, der kurfürstliche Markt Wolfratshausen und der kurfürstliche Markt Miesbach, die Rainmühle bei Gmund, der Förster Eustachius Dillis, eine Büste der Minerva &c. —, von dem Akademiedirektor Johann Peter von Langer eine Szene aus der römischen Geschichte in Federzeichnung, eine mythologische Szene in Sepiazeichnung, vier opfernde Jungfrauen nach Raphael und insbesondere das Altarbild „Christus, die Kinder segnend", in der Karmelitenkirche, nach ihm lithographiert von Muxel. Daran schließen sich zwei Stiche von dem Inspektor am topographischen Bureau, Johann Karl Schleich; Brustbild des Freiherrn von Racknitz und der Plan des Englischen Gartens zu München, nach Rickauer.

Von dem Direktor des Kupferstichkabinetts Matthias Schmidt sind die Radierungen: Zwei knieende Frauen, nach Fr. Bartolomeo; Gruppe von fünf Männern mit einem Kinde von Polidoro, verschiedene Tierstücke nach Fyt, van der Velde und Dujardin, und Landschaften nach Ferd. Kobell.

Die Malerin und Stecherin Amalie Baader hat sich in einem Selbstporträt (Radierung) verewigt und außerdem den Grafen Siegmund von Haimhausen und den Galeriedirektor G. Dorner.

Nach Hermann Mitterers Aquarellen „Klostergang" und „Aegyptischem Tempel" folgen in Feder- und Tuschzeichnungen eine große Zahl geschichtlicher Darstellungen von Johann Michael Mettenleiter, teils aus der englischen, teils aus der deutschen und bayerischen Geschichte, darunter „die Errichtung der bayerischen Bistümer durch Herzog Theodo II. im Jahre 739", „Kaiser Ludwig der Bayer erklärt die deutsche Krone unabhängig, 1333", „Kurfürst Max I. übergibt seinem Sohne Ferdinand Maria die Monita paterna". Daran schließen sich bei 600 Stiche teils von, teils nach ihm, und unter diesen über 400 Kalenderkupfer, dann das Werk „die Reitschule" und endlich noch 15 Lithographien, geschichtliche Charakterszenen und Allegorien.

Kupferstecher Johann Georg Raber figuriert mit einem Porträt Philipp Champagnes, Historienmaler Joseph Hauber mit einer Reihe biblischer Stoffe und Porträts in Federzeichnung, Aquatinta und Lithographien, darunter den Porträts von Luther und Katharina von Bora, Baron Bassus, Ferdinand Kobell, des Künstlers Vater und Mutter, Cimon und Pera, Lear und Cordelia.

Ein vollständiges Kabinett mit 100 Blatt füllen des Landschafts- und Schlachtenmalers Wilhelm Kobell ausgezeichnete Arbeiten, von denen besonders bemerkenswert die Entwürfe zu der Schlacht bei Eggmühl, die Darstellungen der gesamten österreichischen und französischen Armee, der Rheinübergang der Russen bei Mannheim 1814, die bekannte Radierung „Das erste Pferderennen auf der Theresienwiese zu München am 17. Oktober 1810, Ansichten von München, Nymphenburg, Schwabing, Sendling, Bogenhausen, Giesing, Thalkirchen, Tegernsee &c., dann eine ganze Reihe von Genre-, Landschafts- und Tierbildern.

Von den ausgestellten Arbeiten Konrad Eberhards seien besonders hervorgehoben die Skizze zu dem Madonnenaltar zu Maria Eich bei München, dann die Bilder aus der Zeitgeschichte: Das papierene Kalb oder die Preß- und Gewissensfreiheit aus der Juli-Revolution 1830; Triumph der Kirche, als Erzbischof Klemens August von Köln 1837 ins Gefängnis kam; Huldigung der Künste vor dem Glauben.

In einer Reihe von Landschaftsbildern Simon Warnbergers ziehen die schönsten Punkte des bayerischen Oberlandes: Garmisch, Lenggries, Jachenau, Brannenburg, Fischbachau, und die oberbayerischen Gebirgsseen panoramaartig am Auge des Beschauers vorüber, während ein Stich von Ostermayer denselben in die Appeninnen versetzt.

Die Pfalzgräfin Auguste, erste Gemahlin König Max Joseph I. und leibliche Mutter des Königs Ludwig I., hat Franziska Schöpfer porträtiert, außerdem noch den Heinrich Beck und den kurfürstl. bayer. Kammersänger G Gern. Auch eine heilige Familie, Bleistiftzeichnung, und eine Ansicht von Gastein sind von ihr.

(Schluß folgt.)

Kleine Rundschau.

Urstoff oder Urstoffe?

Ueber die Konstitution der Materie sind von den Philosophen und Naturforschern aller Zeiten die verschiedensten Theorien aufgestellt worden. Die Chemie kennt heute einige siebzig Elemente, Stoffe, die sich bisher als unzerlegbar erwiesen haben. Eine solche Vielheit von Grundstoffen läßt sich mit monistischen Anschauungen der heutigen Zeit nicht vereinbaren. Deshalb sucht man, wie es die Philosophen des Altertums schon getan haben, nach einem Urstoff. Bisher hat man alle Grundstoffe in kleinste Teilchen, Atome, geteilt, um so die Erscheinungen in der Natur erklären zu können. Bei dem Studium der Kathodenstrahlen zeigte sich aber, daß diese Atomtheorie zur Erklärung aller physikalischen Vorgänge nicht genügte. Man gelangte zu der Hypothese, daß die Atome aller Elemente aus Bestandteilen ein und desselben Urstoffes zusammengesetzt seien, die von J. J. Thomsen „Korpuskeln", von Lenard-Kiel „Dynamiden", von anderen Forschern „Elektronen" genannt werden. Die Verschiedenheit der Atome ist durch die Zusammenlagerung verschiedener Quantitäten dieser Teilchen bedingt. Inwieweit diese Hypothese den Schleier des Geheimnisses lüftet, wird das weitere Studium der Kathodenstrahlen lehren. P. B.

Erstes Ostdeutsches Plantagengeschäft

nennt sich ein Unternehmen in Königsberg, das den Zweck verfolgt, den Plantagenbau in Ostdeutschland zu heben. Dem Landwirt soll die Möglichkeit gegeben werden, den Boden besser auszunutzen und für die Erträge höhere Preise zu gewinnen. Namentlich handelt es sich um solche Produkte, die früher nur dem Gartenbau angehörten. Hierzu rechnet man insbesondere einzelne Obstsorten, Spargel, Wildstämme für Rosen, Maiblumenkeime 2c. Der Landwirt besitzt aber in den seltensten Fällen die zu einer Anlage in so großem Maßstab nötige Sachkenntnis. Auch scheut er häufig die Kosten, da diese für die Rigol- und Tiefkulturpflüge recht bedeutend sind. Deshalb hat sich die genannte Gesellschaft eifrig angelegen sein lassen, solche Plantagen den Landwirten unentgeltlich anzulegen und stellt ihnen alle Erfahrungen und Absatzgebiete kostenlos zur Verfügung. Sie macht sich dann im Laufe der folgenden Jahre von dem Teil des Ertrages bezahlt, der mehr erzielt wird, als die Landwirtschaft auf diesem Terrain gebracht hätte und zwar erhält der Besitzer $^2/_3$ und die Gesellschaft $^1/_3$. Auch wird die Aufnahme von Kapitalien bis zu einer Höhe von 20,000 Mk. auf genossenschaftlichem Wege ermöglicht. Etwa 12 Jahre arbeitet die Gesellschaft mit wachsenden Erfolgen und es sind Erträge bis gegen 900 Mk. pro Morgen für Spargelkulturen und 300 bis 400 Mk. pro Morgen für Obstplantagen Reingewinn erzielt worden. — Das Unternehmen berücksichtigt in erster Linie die Großgrundbesitzer. Es übernimmt aber auch kleinere Anlagen, namentlich dann, wenn mehrere Landwirte sich für die Plantagen gewinnen lassen. E. S.

Schulaufgaben während der Ferien.

Bald sind die ersehnten Ferien da. Die Eltern freuen sich, daß ihre Lieblinge, die durch das viele Lernen bleich und hohlwangig geworden sind, sich nun in Gottes schöner Natur werden herumtummeln können, um neue Kraft, neuen Mut für die anstrengende geistige Arbeit zu sammeln. Aber nicht wenig sind sie enttäuscht, wenn die Kinder ihnen mit betrübten Mienen am ersten Ferientage die Mitteilung machen, daß sie so vieles für die Ferien aufbekommen haben. Es ist auch oft eine solche Menge von Stoff, daß zu dessen gründlicher Bewältigung die paar schulfreien Wochen eben nur ausreichen. Die armen Kinder! Die ganze Freude an den Ferien ist verdorben; denn schon der bloße Gedanke an die vielen Aufgaben lastet wie ein Alp auf dem Kinderherzen und läßt keine rechte Ferienstimmung aufkommen. Anstatt sich zu erholen, werden die Kinder verdrießlich und nervös. Die erhöhte körperliche Bewegung, der Aufenthalt in frischer Luft erfordern auch eine gründlichere und ausgiebigere Ruhe, und selbst das fleißigste Kind hat in den Ferien wenig Lust zum Arbeiten. Wenn es schon eine arge Sünde ist, die Schüler mit häuslichen Aufgaben während des Semesters zu überlasten, so ist es weit trauriger, sie mit Ferienarbeit zu überhäufen. Wenn das Pensum nicht bewältigt werden kann, so sind wahrlich die Kinder nicht schuld daran, sondern lediglich ist es die Masse des Stoffes, die zu beschränken oft recht dringend geboten wäre.

Nicht selten sind aber selbst Eltern so unvernünftig, ihren schwachbegabten Kindern in den Ferien Nachhilfestunden erteilen zu lassen. Das ist natürlich noch verwerflicher. Wenn der Junge zum Lernen keine Anlagen hat, so lasse man ihn einen Beruf ergreifen, der mehr die körperliche Betätigung berücksichtigt. Fort mit all den Schulaufgaben in den Ferien, zum geistigen und leiblichen Wohle unserer lieben Jugend! E. S.

Bücherschau.

George Horace Lorimer hat ein Buch geschrieben, das folgenden Titel führt: „Briefe eines self-made Kaufmanns an seinen Sohn, d. h. Briefe geschrieben von John Graham, Chef des Hauses Graham and Company, Schweinefleischfirma in Chicago, auf der Börse familiär als „old Gorgon Graham" bekannt, an seinen Sohn Pierrepont, der bei seinen intimen Freunden unter dem Spitznamen Piggy bekannt ist." Den scharfgefaßten englischen Titel kann man in der Uebersetzung nicht gleich gut wiedergeben, aber aus dem Ober- und Untertitel kann man entnehmen, daß es kein langweiliges Buch sein kann. Bernhard Tauchnitz in Leipzig hat es jüngst in einer Copyright Edition unter Nr. 3684 in den allgemeinen Verkehr gebracht. Wer eine gesunde Kaufmannsphilosophie, eine fast einwandfreie kaufmännische Moral in geistreicher Einkleidung lesen will, der greife zu diesem Buche. Die Technik der einzelnen Briefe spiegelt den alten ehrlichen Kaufmann wieder, der für alles ein Beispiel aus der Vergangenheit seiner Tage anzuführen weiß. Die Fähigkeit des Verfassers, Aphorismen von mitunter bedeutsamem Werte zu prägen, ist ganz zweifellos. Wer das amerikanisch gefärbte kaufmännische slang-english kennen lernen will, versäume nicht, sich diesen billigen Tauchnitz anzuschaffen. Ich möchte wünschen, daß eine deutsche Ausgabe dieses hervorragenden Buches gedruckt würde, die man allerdings nicht ohne erklärende Anmerkungen, um den Leser mit manchen eigenartigen amerikanischen Verhältnissen des Genaueren bekannt zu machen, hinausgeben sollte. Wir besitzen ja zahlreiche Erzählungen und Romane, die sich in eingehendster Weise mit den kaufmännischen Verhältnissen beschäftigen; allein mir ist keines bekannt, das dem vorliegenden auch nur annähernd gliche. Ich verhehle mir nicht, daß die Uebersetzung ein schweres Werk ist, das aber auch einen selbständigen literarischen Wert beanspruchen muß; es müßte das einen sehr tüchtigen Kenner des united states (nicht des Englischen) nur reizen, diese lohnende Aufgabe zu unternehmen. Wer Sinn für gesunden Menschenverstand, Geradheit, unerschöpflichen Humor und manche andere Dinge hat, wird ein so merkwürdiges Buch mit herzlicher Freude begrüßen. Z.

Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg von P. Heinrich Denifle O. P.

In dieser Schrift beschäftigt sich der Verfasser des so großes Aufsehen erregenden Werkes Luther und Luthertum mit seinen protestantischen Kritikern, besonders den beiden Professoren der Berliner Universität, mit dem größten rationalistischen Theologen der Gegenwart, Harnack, und mit einem der bekanntesten positiven Theologen, Seeberg. Die Schrift zerfällt dementsprechend in 2 Teile. Im ersten Teile wird der Gedanke ausgeführt, daß jeder, der mit dem Anspruch auftritt, Träger neuer göttlicher Offenbarungen zu sein, sich durch Wunder als Gottes Gesandten auszuweisen hat, daß Luther selbst diese Notwendigkeit anerkannte — „das hat Gott allezeit getan, wenn er hat wollen alte Lehre abbringen und neue einsetzen, daß er sie mit Wunderzeichen bestätigt" —, daß Luthers Werk nach seinem eigenen Geständnis sich als eine vollständige Umgestaltung des bis dahin geltenden Christentums, als neue Religion darstellt, daß aber der Reformator die Göttlichkeit seiner Sendung weder durch Zeichen und Wunder noch durch einen heiligmäßigen Lebenswandel bewiesen hat. Der zweite Teil charakterisiert Harnack und Seeberg nach ihrem verschiedenen religiösen Standpunkt und beweist ersterem gegenüber, daß Luther reich an logischen Trugschlüssen, ja an bewußten Fälschungen gewesen, daß er ebenso moralisch keine Größe war: seine Person wird dabei immer nur betrachtet auf rein rationalistischer Grundlage, abgesehen von allem Uebernatürlich-Christlichen. Sehr originell und von durchschlagendem Erfolge ist dem orthodoxen Seeberg gegenüber die Zusammenstellung Luthers mit Nietzsche. In der Tat ist ja nach der Auffassung der Positiven Luther der „Uebermensch", dessen „wunderbare Kräfte" nicht vom „Schulmeister" gemessen werden dürfen. Er war „ein Mensch von gewaltigen Dimensionen"; darum kann er aber auch im einzelnen sittlich fehlerhaft und böse sein, er darf ungerechte und rohe Polemik treiben, er darf mit furchtbarer Wut und brutaler Gewalt selbst hassen, er darf sich bis zu lodernder Leidenschaftlichkeit und ungeheuerem Selbstbewußtsein versteigen, das alles verschlägt, wie Seeberg sagt, an seiner Größe nichts, oder, wie sich Pfarrer Fikenscher neulich ausdrückte: das gehört so mit zum Charakter des derben sächsischen Bauernsohnes. Den Namen eines „großen Christen", den Seeberg dem Reformator zollt, kann ihm Denifle nie und nimmer geben: vor solchen „Schatten" verschwindet hier das „Licht", in welches Seeberg und mit ihm die Positiven wie in Ekstase hineinschauen. Wohin der Dominikaner zielte, die Persönlichkeit Luthers „ins Herz zu treffen mit offenem Visier und wissenschaftlichen Mitteln", ist ihm trotz Harnack und Seeberg vollständig gelungen, mag man auch an Ton und Form, aus Opportunität oder aus anderen Gründen, manches auszusetzen haben. Wenn so Denifles Werk zur klaren Scheidung der Geister beizutragen verspricht, so kann ihm das nur zum Verdienst angerechnet werden. Dabei lag es dem Verfasser fern, eine Brandschrift unter das Volk zu werfen; er selbst sagt: „Einzig und allein mit den Lutherforschern und Gelehrten wollte ich es zu tun haben. Es wäre vielleicht ein Unglück, wenn alle es in meiner Weise täten; aber einer mußte es einmal tun und willig all die Schmach auf sich nehmen, welche nach irdischem Lose dem zuteil wird, der nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit, so wie er sie denkt, heraussagt und den Sachen ihren richtigen Namen gibt; der nicht bloß die Tatsachen, auch die unbequemsten, referiert, sondern auch aus ihnen (durch Erfahrung belehrt, daß die protestantischen Lehrer bei diesem Thema es nicht tun) die Schlüsse zieht." H. D.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Gei., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch.“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 16. München, 16. Juli 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Das Grundprinzip des Liberalismus.

Von

F. Norikus.

Das chronische Uebel, der revolutionäre Gedanke unserer Tage ist der Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes. Er ist die Massensünde, er ist die Häresie[1]) unserer Zeit. Der Liberalismus ist Abfall von dem Geiste des Christentums auf religiösem, politischem und sozialem Gebiete; er ist identisch mit der sogen. modernen Weltanschauung, mit dem Weltgeiste, welcher unsere Zeit, die obere wie untere Gesellschaft beherrscht und die Quelle unseres Elendes bildet.

Der Liberalismus ist seiner wesentlichen Eigenschaft und seinem treibenden Prinzipe nach Individualismus, Vereinzelnung des Menschen, Ichtum. Darum ist das „liberalste“ Land und Volk jenes, in dem der Individualismus ungehindert bis zu seinen letzten Konsequenzen vorschreiten konnte, das ist das moderne Frankreich.

„Das Kennzeichen der durch die Revolution geschaffenen Gesellschafts- und Staatsverhältnisse“, schreibt der Pariser Mitarbeiter der „Historisch-politischen Blätter“[2]), besteht darin, daß sie auf dem Ichtum beruhen, ganz folgerichtig auf unbedingten, vollständigen Individualismus führen.“ Der liberale, d. h. individuelle Franzose lebt nur für sein Ich und für den auf dem Ichtum aufgebauten Staat. Ein uns bekannter Geistlicher, welcher im Jahre 1900, auf Einladung französischer Familien hin, wochenlang Nordfrankreich, insbesondere die Normandie und Picardie bereiste und viel mit dem Landvolke verkehrte, faßte seine Beobachtungen in die Sätze zusammen: dem Franzosen, dem Bauer wie dem Städter, mangelt jedes Gefühl der Gemeinsamkeit, sei dasselbe kirchlicher oder sozialer Natur, jedes Verständnis für Gemeinsamkeit der Interessen und deren vereinte Vertretung, für gemeinsame Bedürfnisse und Forderungen; jeder lebt auf seinem Besitze für sich, unbekümmert um die Freuden und Sorgen des Nachbarn.

Dieser der französischen Nation seit der großen Revolution in Fleisch und Blut übergegangene Individualismus bildet eine der wesentlichsten Ursachen für den Mangel, ja für die Unmöglichkeit eines kraftvollen Widerstandes gegen den vorschreitenden, zur Entchristlichung des Landes führenden Kulturkampf. Stark, widerstandsfähig sind nur die Vereinigten! Und die Vereinigung ist durch Gesetz, Tradition und prinzipielle Lebensanschauung gehemmt. Der moderne Franzose hat, wie keinen Sinn für Vereine und Korporationen, so auch kein Verständnis für religiöses Ordenswesen, und „aus diesem Grunde sind manchmal selbst Wohlgesinnte den Klosterbrüdern mißgünstig.“[1])

Hat das liberale, individualistische Prinzip in Frankreich die berührten verhängnisvollen Folgen gezeitigt, dann ist es wohl angezeigt, uns dieses Prinzip, das zurzeit von den akademischen Vertretern des deutschen Liberalismus ungewöhnlich poussiert wird, etwas näher zu besehen.

Wenn wir in folgendem von „Individualismus“ sprechen, haben wir hierbei eine doppelte begriffliche Auffassung zu unterscheiden: 1. den atomistischen Individualismus, 2. die Geltendmachung der Individualität, d. i. der Eigenart und des Rechtes der Persönlichkeit. Der erste Individualismus ist unter allen Umständen zu bekämpfen, der zweite ist an und für sich christlich[2]) und berechtigt, jedoch in seiner Uebertreibung, in seiner Gesetz- und Autoritätslosigkeit verwerflich. Wir wollen den letzteren kurz „extremen Individualismus“ betiteln und ihm, als engen Blutsverwandten des atomistischen Individualismus, den Krieg erklären, wie diesem.

Der atomistische Individualismus, sozial im Manchestertum verkörpert, ist ein Gegner jeglicher menschlichen Vereinigung zum Zwecke gemeinsamen Schutzes, ein Gegner jeder korporativen, genossenschaftlichen und ständischen Bildung. Seine Idee und sein Ziel sind am kürzesten mit den Worten Herbert Spencer's gekennzeichnet: „Jeder für sich, ohne die Hilfe anderer!“[3])

---

[1]) „Der Liberalismus ist Sünde“. Diese anstößige Behauptung hat der geistvolle Spanier Dr. Felix Sardá y Salvany zum Titel eines vor zwei Jahrzehnten erschienenen Werkes gemacht und in scharfsinniger Beweisführung erhärtet. (Vergl. „Augsb. Postztg.“, 1893, Nr. 153.) Der Liberalismus ist Häresie, das zeigt uns der — trotz mancher gegenteiliger Behauptungen — noch heute seine Geltung bewahrende „Syllabus“ vom 8. Dezember 1864.)

[2]) Bd. 131, S. 852.

---

[1]) Ebendaselbst, S. 856.

[2]) Die wahre Auffassung, die Bedeutung der Individualität, der Persönlichkeit, ist erst mit Christus und dem Christentume in die Welt gekommen; das Heidentum kannte sie nicht. Der mit einer unsterblichen Seele ausgestattete, Gott ebenbildliche Mensch besitzt einen unendlichen Wert, er ist mit seinem freien Geiste und Willen den Menschen gegenüber souverän, nur seinem Schöpfer und sich verantwortlich. Aber der Mensch ist zugleich ein soziales Wesen, abhängig von und verbunden mit vorhandenen Gemeinschaften; und wie er als freie Persönlichkeit Gott verantwortlich ist, so als homo social der Gesamtheit, der Sozietät. In dieser Doppelstellung des Menschen, des Individiums, ist sowohl dessen Recht und Freiheit, als auch dessen Pflicht und Abhängigkeit ausgedrückt.

[3]) Vergl. A. M. Weiß, Soziale Frage und soziale Ordnung 3. Aufl., S. 241.

Die Abwendung von dem atomistischen Individualismus, d. h. von dem Individualismus und Liberalismus im Wirtschaftswesen, hat seit dreißig Jahren in großem Maßstabe begonnen. Der haltlosen und innerlich unwahren Theorie, durch Wort und Schrift fast wirkungslos bekämpft, hat die eiserne „Logik der Tatsachen" ihr gründliches Fiasko bereitet. Ihr Fiasko vor allem deswegen, weil sich auf dem realen wirtschaftlichen Gebiete die Folgen des Individualismus und der individuellen Freiheit fühlbar am eigenen Leibe und sichtbar auch dem blöden Auge zeigten, weil, mit anderen Worten, die Erkennung der Ursachen aus den vorliegenden Wirkungen ebenso leicht, wie diese Erkenntnis auf dem nichtrealen und nichtsozialem Gebiete schwierig war.

Ist so der atomistische Individualismus bezw. wirtschaftliche Liberalismus in allgemeinem Untergange begriffen, so hat sein Zwillingsbruder, der extreme Individualismus, in den gebildeten Kreisen unserer modernen Welt erhöhte Bedeutung, Vorliebe und Verbreitung gefunden. Kunst, Wissenschaft und selbst die Religion haben sich, falls sie überhaupt noch zeitgemäß bleiben sollen, den Forderungen unserer extremen Individualisten zu beugen.

Extremer Individualismus in der Kunst! Die Kunst darf nur noch individuell sein: nur der individuelle, nicht der historische Stil hat ferner eine Berechtigung. Das Wesen der Kirche, die am Dogma und an der Tradition hängt, ist nach liberal-künstlerischer Auffassung das größte Hemmnis für die Entwicklung einer freien „kirchlichen" Kunst. „Eine Kirche", heißt es in den „Deutschen Stimmen" [1]), „welche in religiösen Dingen die Persönlichkeit in die Fesseln des Dogmas und der Tradition schlägt, wird auch in der Kunst immer nur traditionelle, individualitätslose Richtungen erzeugen . . . . . Kunst ohne Individualität aber ist Handwerk." (Daß der extreme Individualismus in der Kunst zuletzt nicht künstlerische Individualitäten, nicht originelle Werke, sondern schablonenhafte Gebilde erzeugt, und daß die künstlerischen Korporationen des Mittelalters die kräftigsten Individualitäten hervorbrachten, wollen wir nur nebenbei erwähnen).

Extremer Individualismus in der Wissenschaft! „Voraussetzungslose" Wissenschaft, d. h. Wissenschaft des von keinen Traditionen, keinen Schulmeinungen, keinen gemeinsamen religiösen Prinzipien beeinflußten Individuums; „Individualismus", d. i. Subjektivismus des Denkens! Die subjektive Meinung „der Gedanke muß . . . frei sein. „Daher", schreibt P. T. Pesch, S. J.[2]), „die Abneigung (des individualistischen Liberalismus) gegen jede Art fester Denknormen." Daher vielfach der Hohn, mit welchem der Scholastik gedacht wird; daher die Vernachlässigung der Logik und anderer Disziplinen. Wie viele Gebildete, sprach P. J. B. Aschenbrenner, S. J., in einem Vortrage, bringen noch einen richtigen Syllogismus zustande? „Wie auf allen Gebieten des Lebens, so erscheint auch auf dem Gebiete der Wissenschaft der Liberalismus als in seinem innersten Wesen verwandt mit der Revolution, oder vielmehr richtiger gesagt, er ist die Revolution selber; er ist der Haß des Bestehenden, der Drang nach beständiger Umwälzung." [3])

Extremer Individualismus in der Religion! Protestantismus und Rationalismus! Individuelle religiöse Uebung, individueller Glaube! Der extreme religiöse Individualismus hat kein Verständnis für gemeinsame Ordnungen und gemeinsames Gebet, für ein gemeinsames religiöses Leben in Orden, Kongregationen und Vereinen; der religiös Individuelle hat keine Vorliebe für „Mittelpersonen", für Hierarchie und Priestertum; er will ohne „Vermittler", allein mit seinem Schöpfer verkehren und ihn nach der ihm, dem Geschöpfe, eigenen individuellen Art verehren und anbeten.

Die Wurzeln des heute vorherrschenden liberalen Prinzips, des atomistischen wie extremen Individualismus, haben wir in der Zeit der Wiederauflebung der antik-heidnischen Anschauungen, in die Zeit des Humanismus und der Neueinführung des römischen Rechtes zu suchen. Der moderne Liberalismus hat einerseits viele Anschauungen der griechisch-römischen Welt akzeptiert, anderseits die Keime, welche in jenen Anschauungen und in jener Welt lagen, wie das von jeder sozialen oder religiösen Organisation unberührte „Privatmenschentum", oder den selbstsüchtigen Individualismus, bis zur giftigen Blüte, bis zu seinem äußersten Extrem entwickelt. Wie jene alte und verfallende Welt steht daher auch der Liberalismus im schroffen, wenn auch oft nicht gefühlten Gegensatze zu dem Geiste und Wesen des Christentums. Sein Vergleich mit letzterem und mit der Antike zeigt uns klar, daß es im letzten Grunde nur zwei große Weltanschauungen gibt, die sich als Christentum und Antichristentum, als bindende Religion des Kreuzes und als auflösende liberal-individualistische Lehre zeigen.

Haben Humanismus und römisches Recht die Keime des individualistischen Liberalismus in die christliche Gesellschaft gepflanzt, zur allseitigen praktischen Verwirklichung brachte den letzteren erst die französische Revolution. Eine Sitzung der Nationalversammlung, eine Nacht[1]) reichte hin, um die ganze alte ständische und korporative Gesellschaftsordnung und, als Folge, die französische Hierarchie zu stürzen. Die Revolution von 1789 hat uns den vielleicht ausgesprochensten und reinsten Typus des doktrinären Liberalismus in der Person des Abbé und Deputierten E. J. Siéyès beschert. Die berühmte Schrift Siéyès über den dritten Stand ist nicht nur das Eröffnungsprogramm der Revolution, sondern zugleich das Programm des konsequenten Liberalismus. Sie zeigt uns den Individualismus in seiner vorgeschrittensten, den Liberalismus in seiner mechanischsten und geistlosesten Art.[2])

Der seit der großen Revolution in den meisten europäischen Staaten zur Herrschaft gelangende individualistische Liberalismus hat den materialistischen Sozialismus erzeugt: Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Der Sozialismus ist nur eine grellere Schattierung, eine intensivere Farbe des Liberalismus. Wie letzterem ist dem Sozialismus die Religion Neben- und „Privatsache", Angelegenheit des Individuums; wie der Liberalismus geht der Sozialismus vom Prinzipe des Individualismus aus, wie ersterer kennt er keine organische Gliederung der Gesellschaft, sondern nur gleichartige Individuen, Massen und Klassen; der Sozialismus „kann nur eben so äußerliche und mechanische Ordnungen schaffen wie der Liberalismus, und unvermeidlich verfällt er damit der Zentralisation." [3])

Der Individualismus als Lebensauffassung und Gesellschaftserscheinung, der Liberalismus hat — trotz zahlreicher gegenteiliger Behauptungen — seinen Höhepunkt noch nicht erreicht, geschweige überschritten. Der Rückgang des politischen Liberalismus in einzelnen Ländern, die Minderung mancher liberaler Parteigruppen darf uns nicht täuschen: sie darf uns nicht übersehen lassen, daß der Liberalismus als solcher, als antichristliche und antisoziale Welt- und Lebensanschauung, daß der extreme und atomistische Individualismus noch immer im Fortschritt begriffen und die „400jährige liberale Revolutionsperiode", wie P. H. Pesch, S. J.,[4]) sie nennt, noch nicht zum Abschlusse gelangt ist.

Individualismus und Subjektivismus sind heute mehr als je die Kennzeichen des Lebens und zersetzen unbemerkt die noch vorhandenen konservativen Elemente. Diesen beiden aus den Wandlungen des psychologischen Lebens hervorgegangenen mächtigen Grundfaktoren der Gegenwart haben sich auch katholische Kreise nicht immer zu entziehen vermocht. Die mit dem Namen „Reformkatholizismus" bezeichnete Bewegung ist der deutlichste Beweis hierfür. Selbst hervorragendste katholische Geister, Gelehrte und Schriftsteller mit klangvollem Namen,

---

[1]) Jahrg. 1900, Nr. 4.

[2]) „Der Liberalismus in der Wissenschaft": „Stimmen aus Maria-Laach", Jahrg. 1873, Heft 4, S. 327.

[3]) Ebendaselbst, S. 328.

[1]) Die sogen. Wahnsinnsnacht vom 4. August 1789.

[2]) Vergl. A. M. Weiß i. O., S. 631.

[3]) Konstantin Frantz, Der Föderalismus 2c., S. 158.

[4]) Vergl. Liberalismus, Sozialismus und christl. Gesellschaftsordnung, S. 13 fg.



halten sich, um die wachsende Kluft zwischen christlicher und liberaler Auffassung zu verengern, für verpflichtet, dem atomistischen Liberalismus, dem individuellen Leben und der individuellen, von der Tradition abstrahierenden Geistesarbeit die weitgehendsten Konzessionen zu machen und sich in einzelnen Fällen zu der vom Liberalismus besonders gehaßten Blüte religiös-korporativen Lebens, zum Ordenswesen der Kirche, ziemlich unfreundlich und kühl zu stellen.

Aus der bewußten oder unbewußten Vorliebe für Individualismus und individuelles Leben ist es auch allein erklärlich, daß sich in bestimmten katholisch-akademischen Kreisen[1]) sogar eine gewisse Sympathie für den Urheber der Reformation, dem Begründer einer für das Individuum zugeschnittenen Religion, dem „Deutschesten der (individuellen) Deutschen", geltend macht.

Wollen wir zum Schlusse unser Urteil über den Individualismus, dem atomistischen wie extremen, kurz zusammenfassen, so können wir sagen:

Der Individualismus ist *politisch* ein revolutionäres Prinzip. Er ist „eine wesentlich *zentrifugale Kraft*, deren notwendige Folgen die Zersplitterung und Atomisierung der (staatlichen) Gesellschaft sein mußte".[2])

Der Individualismus ist *sozial* ein auflösendes Prinzip. Er führt zur Beiseitigung aller schützenden Verbände, zum tierischen Kampfe ums Dasein, zur Vernichtung des wirtschaftlich Schwachen durch den Starken.

Der Individualismus ist ein *antireligiöses* Prinzip. „Religion beruht auf Bindung, Verbindung auf einer gemeinsamen Grundlage, ist ohne solche nicht denkbar. Es gibt keine Einzelreligion (individuelle Religion), ebenso wie das vielbeliebte Wort freireligiös ein Widerspruch, Unsinn ist".[3]) Die übergroße Pflege des Individualismus in der Religion und in den religiösen Gemeinschaften führt notwendig zur Auflösung jeder Religion und Gemeinschaft.

Unsere Losung auf politischem, sozialem und religiösem Gebiete lautet: *Schutz den Individualitäten, aber Kampf gegen den modernen Individualismus und seine Fürsprecher, energischer Widerstand gegen eine weitere Atomisierung der staatlichen, wirtschaftlichen und religiösen Gesellschaft!*

Zur Verfassungsrevision in Württemberg.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Das Scheitern der Schulvorlage soll die Wiederaufnahme der Verfassungsrevision im Gefolge haben; ein Beschluß der Abgeordnetenkammer wünscht dies als eine Art Strafe für die Kammer der Standesherren, weil dieselbe das ihr verfassungsmäßig zustehende Recht der Ablehnung eines Entwurfs ausübte. Die überschlauen Urheber dieses Antrages rechnen folgendermaßen: Die erste Kammer muß erst liberalisiert und protestantisiert werden, dann gehen liberale Schulgesetze durch. Viel staatsmännische Weisheit steckt in dieser Kalkulation nicht; solche aber kann bekundet werden, wenn die Antragsteller uns zeigen, wie sie „auf verfassungsmäßigem Wege" — wir unterstreichen das Wort mit dem Reichskanzler dreimal — eine Revision zustande bringen wollen. Es ist hierbei die Uebereinstimmung von drei Faktoren nötig: der Regierung, der Abgeordnetenkammer und der Kammer der Standesherren! Nun wetzt eine Mehrheit der einen Faktoren, der Abgeordnetenkammer, das denkbar größte politische Schlachtmesser, um einen anderen Faktor, die Kammer der Standesherren, förmlich aufzuteilen und man glaubt gar, in diesem Beginnen förmlich das Ei des Kolumbus entdeckt zu haben. Glaubt man denn, daß die Kammer der Standesherren sich zu dieser politischen Abschlachtung den liberal-demokratischen Wortführern der Abgeordnetenkammer förmlich mit gebundenen Händen ausliefern wird? Selbst in der Abgeordnetenkammer ist nicht für jede Reform die nötige $^2/_3$ Mehrheit da; es berührt fast komisch, feststellen zu können, daß die Rufer im Streite sich völlig einig darüber sind, daß die künftige erste Kammer liberal und protestantisch sein müsse, daß sie aber ebenso uneinig sind, wenn man hier sagt: Ja, wie soll denn nur eure *eigene Abgeordnetenkammer* aussehen? Diese Politiker kehren eben lieber vor fremden Türen!

Die Führer der Volkspartei haben nun ein sehr einfaches Mittel entdeckt, um die Verfassungsrevision durchzuführen: sie sprechen einfach der Kammer der Standesherren jede rechtliche Existenzberechtigung ab! Allerdings sehr einfach! Dabei führen sie nämlich aus: Die Kammer der Standesherren steht wohl in der Verfassung von 1819; aber im Revolutionsjahr 1849 erhielt Württemberg das Einkammersystem. Die Kgl. Notverordnung auf Grund des § 89 der Verfassung, welche die alte Verfassung wiederherstellte, ist ungültig, also fehlt der Kammer der Standesherren jede staatsrechtliche Existenzbegründung! Wie man sieht, macht Herr Dr. v. Jagemann sehr rasch Schule bei den Liberalen und Volksparteilern! Weshalb kommt aber diese Entdeckung so spät? Weshalb der Lärm ob der Ablehnung der Schulvorlage? Dann sage die Volkspartei doch einfach: In unserer Abgeordnetenkammer ist das Gesetz angenommen; ein „jenseitiges Haus" — so lautet die präsidiale Ausdrucksweise für die Kammer der Standesherren — gibt es nicht; was die Herren beschließen, entbehrt jeder Berechtigung; also machen wir mit der Regierung die Sache fertig! Das wäre konsequent gehandelt.

Jagemann Nummer 2 ist der Führer der Volkspartei, K. Haußmann; derselbe ist kein parlamentarischer Neuling. Unseres Wissens gehört er seit 15 Jahren der Abgeordnetenkammer an. In dieser langen Zeit hat er sehr viele Gesetze mit der Kammer der Standesherren verabschiedet; er hat nie protestiert, wenn eine gemeinschaftliche Sitzung beider Häuser stattfand. An dem Tage, an dem wir diese Zeilen schreiben, findet wieder eine solche statt; wenn Herr Haußmann konsequent ist, muß er den Mitgliedern der Ersten Kammer den Eintritt in den Halbmondsaal der Abgeordnetenkammer wehren mit der Begründung, daß diese Herren in der gesetzgebenden Körperschaft nichts zu tun haben! Das würde Effekt machen, und soweit wir Herrn Haußmann kennen, ist er sonst diesem nicht abgeneigt! Aber weiter! Alle Gesetze, die in Württemberg seit 1850 erlassen worden sind, würden ungültig sein! Auch die Abgeordnetenkammer in ihrer heutigen Zusammensetzung würde der staatsrechtlichen Existenzbegründung entbehren; denn die Einheitskammer von 1849 sah anders aus als die heutige Abgeordnetenkammer. Der Eintritt Württembergs in das deutsche Reich würde ungültig sein (wie freut sich Herr Dr. v. Jagemann) denn dieser wurde beschlossen durch die Abgeordnetenkammer und die Kammer der Standesherren! Und weiter! Präsident der Abgeordnetenkammer ist seit 9 Jahren der Volksparteiler Payer; derselbe hat in seiner Amtsführung die Erste Kammer nie ignoriert, wie er es nach Herrn Haußmann tun sollte! Er hat alle Beschlüsse der Abgeordnetenkammer an das „jenseitige Haus" weitergegeben und ebenso den Einlauf aus diesem mitgeteilt! Welche staatsrechtliche Verantwortung lastet also auf Herrn Payer! Und erst auf dem Staatsministerium Breitling, das Herr Haußmann gerne in die Galerie der Unsterblichen versetzen möchte! Das gesamte Ministerium müßte in Anklagezustand versetzt werden, weil es mit der Ersten Kammer arbeitete! Und ferner die Krone selbst? Sie hat ja stets lebenslängliche Mitglieder in diese entsendet! Es sind nur die Tendenzen der politischen Scharfmacher, die in solchen Ungeheuerlichkeiten wie der Behauptung des Führers der Volkspartei liegen. Vielleicht nimmt der „Kladderadatsch" ein Bild von demselben auf, wie er eifrig den Schleifstein für die Scharfmacher dreht! Die Durchführung dieser Idee würde allerdings zu einer sehr gründlichen Verfassungsrevision führen, wenn nicht zum Absolutismus! Es scheint, als habe Herr Haußmann den Befähigungsnachweis für das Amt eines Kronsyndikus erbringen wollen, er, der unentwegte Volkstribun, „Seiner Majestät allergetreueste Opposition!" Wenn Herr Haußmann im Jahre 1896 — er ist 1857 geboren — diese Behauptung aufgestellt hätte, müßte man ihm gewiß mildernde Umstände zubilligen; aber im Alter von 47 Jahren gibt es hiefür keine Entschuldigung mehr!

Ob nun seine Partei gesonnen ist, auf diesem Wege weiter zu wandeln, wissen wir nicht!

Vor einigen Jahren hat Herr K. Haußmann einen anderen Schreckschuß getan, um die Verfassungsrevision in Gang zu bringen; da fiel von seinen Lippen das Wort: „Paris ist eine Messe wert!" Er wollte andeuten, daß seine Partei eventuell auch gesonnen sei, mit dem Zentrum die Verfassungsrevision zu machen; der Schreck-

---

[1]) Vergl. „Historisch-politische Blätter", Bd. 133, S. 197.

[2]) Dr. A. Ehrhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert ꝛc., 4.—8. Aufl., S. 72.

[3]) „Historisch-politische Blätter", Bd. 131, S. 557.

schuß hat damals wenig gewirkt. Nur der Präsident des Konsistoriums, Frhr. v. Gemmingen, schwenkte aus seiner ablehnenden Haltung ab und ritt von den Privilegierten zu den Volksparteilern. Jetzt aber erklärt Herr Haußmann, daß die Revision gegen das Zentrum gemacht werden müsse. Wo man so schwenkt, da fehlt eben das Mittel zum Ziele. Wir können es ruhig abwarten, bis dieses gefunden ist.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Ministerstolz vor Königsthronen hat kürzlich der Oberbürgermeister von Karlsruhe gepredigt. Bei der Einweihung des dortigen Bismarckdenkmals versuchte der Mann sich als Pamphletist im Stile der Hardenschen „Zukunft". Mit Anspielungen, die durchaus nicht zweideutig sind, zeichnet er den gegenwärtigen Reichskanzler als schlauen Auskundschafter und gefügigen Vollstrecker jeder kaiserlichen Wunschesregung, als eine biegsame Gerte, die keine Stütze gibt, als Mann des hohlen Glanzes und Scheines, der schönen Worte ohne wackere Tat usw. Bismarck dagegen wird als die recht zuverlässige, wenn auch knorrige und rauhe Stütze verherrlicht, der in Erfüllung seiner Treupflicht auch die bitterste Wahrheit nicht zurückgehalten und tapfer sein Amt aufs Spiel gesetzt habe.

Es ist das Lied von der guten alten Zeit auf das politische Getriebe übertragen. Bismarck soll das unübertreffliche Muster aller Tugenden, seine Nachfolger die Inhaber aller Fehler sein; zu Bismarcks Zeiten soll es in Deutschland aufs allerbeste bestellt gewesen sein, jetzt aber schlecht, schlechter und am schlechtesten. Wer mit dem gegenwärtigen Regiment wegen dieses oder jenes Punktes nicht zufrieden ist, redet sich und anderen ein, daß „so etwas" zu Bismarcks Zeiten nicht möglich gewesen, und wer das Bedürfnis der oppositionellen Agitation fühlt, läßt den Rachegeist des alten Bismarck auftreten. Das ist nichts Neues mehr und gehört zu den Phänomenen des Epigonentums. Nur sollten solche Regisseure nicht andere Leute der „apathetischen oder sentimentalen Komödiantenhaftigkeit" beschuldigen.

Graf Bülow hat seine Schwächen und unsere Zeit hat ihre großen Mängel. Aber war denn zu Bismarcks Zeiten alles herrlich bestellt und Deutschland voll Zufriedenheit? Die aus dem Schwabenalter heraus sind, haben es ja noch miterlebt; die graubärtigen sind noch Augen-, Ohren- und zum Teil Herzenszeugen des unglückseligen Kulturkampfes gewesen, der, vom technischen Standpunkt betrachtet, ein Mißgriff ersten Ranges war und dessen Fiasko jeden anderen Staatsmann, der nicht so große Reserven hochpolitischer Erfolge hinter sich gehabt hätte, mit in den Strudel gerissen hätte. Und nachher wäre das Wort: Es gelingt nichts mehr! niemals geflügelt geworden, wenn nicht die Erkenntnis ins Volk gedrungen wäre, daß die letzten Dinge schlechter würden als die ersten! Das Uff der Erleichterung, das bei dem Abgange des Altreichskanzlers Millionen von Lippen entfuhr, war keine Mache, sondern ein urwüchsiges Zeugnis für die gesunkene Leistungsfähigkeit.

Vom Fürsten Bismarck können seine Nachfolger sehr viel lernen, aber sie wären traurige Komödianten, wenn sie ihn kopieren wollten. Die Verhältnisse haben sich geändert, neue Schwierigkeiten müssen mit neuen Mitteln überwunden werden. Kaiser Wilhelm I. war eine ganz andere Natur als Wilhelm II. und das Verhältnis der Minister zu dem neuen Herrn muß ganz anders sein als die Dienstmethode unter dem alten Herrn. Das hat Fürst Bismarck selbst noch kennen lernen müssen, er hat auch der eigenartigen Persönlichkeit Wilhelms II. Rechnung zu tragen versucht, aber seine eigene Natur erlaubte ihm nicht, das notwendige Maß der Anpassung zu erreichen.

Daß die Minister, vor allen der leitende Kanzler, den Mut ihrer Meinung haben und auch bittere Wahrheiten pflichttreu sagen müssen, ist selbstverständlich. Jedoch der wohlklingende Rat, nach Bismarckschem Muster mit der Kabinettsfrage zu spielen, ist gar nichts wert. So lang der alte Kaiser Wilhelm regierte, war Bismarck mit den Abschiedsgesuchen schnell bei der Hand, auch bei kleiner „Unstimmigkeit", um die es sich gar nicht lohnte. Er hat aber keineswegs gleichzeitig den Befehl zum Packen der Koffer gegeben; er wußte ja, daß sein kaiserlicher Herr immer „Niemals" sagen würde. Als der junge Herr das Szepter übernommen, ging es nicht mehr so flott mit Abschiedsgesuchen. Bei Veranstaltung der internationalen Arbeiterschutzkonferenz kamen Kaiser und Kanzler in strikten Gegensatz wegen einer hochwichtigen Frage; da lag für den Fürsten Bismarck ein stärkerer Demissionsanlaß vor, wie ihn Graf Bülow jemals hat; aber Fürst Bismarck ließ die verhaßte Konferenz zu und begnügte sich mit einer formellen persönlichen Reserve. Er wollte damals nicht sein Amt aufs Spiel setzen. Und als er bald darauf doch zur Einreichung seines Abschieds aufgefordert wurde, da sträubte er sich in einer auffälligen Weise.

Es ist gut, wenn sich mal Gelegenheit bietet, an diese Dinge zu erinnern. Es ist noch gar nicht lange her, aber blinde Verehrer und schlaue Ausnutzer des Namens Bismarck arbeiten dahin, schon für die jüngste Geschichte Legenden einzuschieben. Mit der Bismarck-Mythologie will man uns die Gegenwart verekeln.

„Versuchen Sie es doch mal, ob Sie dem Kaiser imponieren; ich imponiere ihm nicht!" So sprach Fürst Bismarck zu den Abgeordneten, die mit dem damaligen neuen kaiserlichen Kurs nicht recht zufrieden waren. Graf Bülow könnte den Bismarck-Schwärmern, die aus ihrer gesicherten Stellung ihn zum Vabanque-Spiel reizen wollen, mit denselben Worten dienen. — O, wir hätten auch einen langen Wunschzettel für den Grafen Bülow, wenn er allmächtig wäre oder auch nur so mächtig wie Fürst Bismarck zurzeit des alten Kaisers. Da er es nicht ist, so darf man nichts Unmögliches von ihm erwarten, sondern muß schon zufrieden sein, wenn er mäßigend, ausgleichend wirkt und sozusagen Bremserfolge hat.

Und da muß man doch trotz aller Mängeln und Schwächen der neueren Zeit anerkennen, daß in den 14 Jahren seit der Entlassung Bismarcks der Friede nach außen gewahrt und der Friede im Innern leidlich erhalten geblieben ist. Jetzt freilich stehen wir vor einer gefährlichen Störung des inneren Friedens, nämlich durch die hakatistische Verfolgungspolitik. Aber darüber gerade ereifern sich die Bismarck-Schwärmer nicht; denn dieser unselige Hakatismus ist eine Erbschaft ihres Heros, und die schlechte Methode des antipolnischen Sports ist den Vorbildern aus den siebziger Jahren nachgebildet. Graf Bülows Verhängnis ist es, daß er hier sich zur Bismarckkopie hat verleiten lassen.

Auf dieser falschen Bahn geht man mit Berserkerschneidigkeit und Autlerschnelligkeit vorwärts, während in anderen Dingen, wo Volldampf am Platze wäre, gewurstelt werden muß. Wir haben diese Politik à la Taaffe hier schon scharf kritisiert; die Fanatiker des Bismarck-Idols sollen uns aber nicht einreden, daß Graf Bülow an allem schuld sei, weil er den legendären Kürassierstiefel nicht trägt.

Zu den anderen Vorteilen der Bismarckschen Position kam auch der, daß er der wirkliche Ministerpräsident, der entscheidende Auswähler und Ausmerzer der exzellenten Gehilfen war. Diese Einwirkung auf die Zusammensetzung des obersten Kollegiums fehlt dem Grafen Bülow und wird auch seinem Nachfolger fehlen, selbst wenn dazu ein Oberbürgermeister von Karlsruhe berufen würde. Graf Bülow muß mit einigen seltsamen Kollegen arbeiten, und dieser Umstand erklärt manche bedenkliche Zwischenfälle.

Im Reiche freilich hat Graf Bülow als ersten Gehilfen eine ganz hervorragende Kraft, den Grafen Posadowsky, und das hat nicht wenig dazu beigetragen, daß der neueste Kurs in Wirtschafts- und Sozialpolitik doch recht ansehnliche Erfolge aufzuweisen hat. Der Uebergang von den Meistbegünstigungs- zu den Tarifverträgen war ein großartiger, wahrhaft zeitgemäßer Fortschritt in der Handelspolitik, und sogar die Bismarkschwärmer werden zugestehen müssen, daß dessen Nachfolger in diesem Punkte mehr geleistet habe als ihr Heros. Die ersten Handelsverträge waren nicht fehlerlos; doch sind wir auf dem besten Wege zu einer zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage. Die Durchsetzung des neuen Zollgesetzes war doch etwas mehr als Schaumschlägerei, und der neuesten Nachricht von der Herkunft Wittes und Genossen darf man hoffen, daß dem Graf Bülow bald der Abschluß von neuen Verträgen auf der Grundlage des Mindesttarifes gelingen wird. Das wird dann in der Tat ein großes Fettauge auf seiner Suppe sein.

Ernste und auch scharfe Kritik unserer Zustände muß sein, aber immer in der Tendenz der ehrlichen, selbstlosen Mitarbeit zur Besserung, nicht in fanatischer Verbissenheit oder geistreichelnder Eitelkeit. Sich durch starres Blicken nach rückwärts zu hypnotisieren hat keinen Sinn und Zweck. Besser ist es schon, die Blicke frei herumgehen zu lassen in der Gegenwart, und als Heilmittel gegen die Reichsverdrossenheit auch den Vergleich mit den Verhältnissen in den anderen Ländern anzuwenden. Mit welchem Großstaat möchten wir denn eigentlich das Hemd tauschen? Wo sind denn die Regierungs- und Parteiverhältnisse so blühend entwickelt, daß sie unsern Neid erregen könnten? Wird nicht in Frankreich, in England, in Oesterreich mit noch trüberem Wasser gekocht als bei uns? Gar nicht zu reden von Rußland, das so bald nach der Haager Friedenskomödie in den furchtbaren Krieg verwickelt wurde, der alle Blößen der dortigen Wirtschaft aufdeckt.

Die Welt ist und bleibt ein Jammertal, auch in politischer Beziehung. In dieser Welt der Blinden kann der Einäugige sich als König fühlen.

Berthold von Regensburg über die Frau und die Ehe.

Von
Dr. N. Paulus.

Daß im katholischen Mittelalter die Frau und die Ehe verachtet worden seien und daß erst Luther die Ehe wieder zu Ehren gebracht habe, ist eine Behauptung, welcher man in neueren Schriften öfter begegnet. Dies Vorurteil ist durch Luther in Umlauf gebracht worden. Der Wittenberger Neuerer hat wiederholt behauptet, daß man vor ihm die Ehe verachtet habe (vergl. Denifle, Luther und Luthertum I, 251 ff.) „Die geistlosen Mönche und Sophisten des Papstes", predigte er einmal, „haben das eheliche Leben nicht anders denn ander unzüchtig Leben geachtet." (Luthers Schriften. Erlanger Ausgabe. Bd. XVIII, 286.) Ein anderesmal erklärte er in einer akademischen Vorlesung: „ . . . . . Jetzt aber haben wir gelernt und sind dessen durch Gottes Gnade gewiß, daß die Ehe ehrlich ist." (Opera latina exegetica. Erlanger Ausg. VII, 116.) Als ob man vor Luther dies nicht gewußt hätte!

Unter den zahllosen mittelalterlichen Predigern und Theologen, deren Schriften bezeugen, daß man vor Luther die Ehe sehr wohl zu würdigen gewußt habe, verdient eine besondere Beachtung der bayerische Franziskaner Berthold von Regensburg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Missionsprediger in Deutschland herumzog. Er war wohl der prächtigste und gewaltigste Prediger, der je in Deutschland gelebt hat. Sein Wort war „wie Feuer, wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt." Ungeheuere Scharen zogen ihm nach, um seinen Worten zu lauschen. Wegen der großen Menschenmassen, die ihn hören wollten, sah er sich häufig genötigt, die Kirche zu verlassen und im Freien, auf einer Wiese, an einem Waldessaum, an einem Flußufer oder sonst auf geräumigen Plätzen seine Kanzel zu errichten. Um von der ungeheueren Volksmenge, die ihn umringte, verstanden zu werden, befestigte er, wie die Chronisten erzählen, auf dem Gerüst, das er zu besteigen pflegte, wenn er außerhalb der Kirche predigte, eine freischwebende Feder, erkannte an ihr die Windrichtung und wußte, wie sich die Leute am geeignetsten zu setzen hätten. Hören wir nun, was dieser mittelalterliche Prediger, einer jener „geistlosen" Mönche, die Luther so maßlos verunglimpfte, seinen Zuhörern von der Ehe und der Frau zu sagen wußte. Als Quellen dienen uns die bekannten Ausgaben der Predigten Bertholds von Göbl (Regensburg 1857) und Pfeiffer (Band I, Wien 1862.)

Berthold spricht zunächst von der Ehe in seiner Predigt von den sieben Heiligkeiten oder den sieben heiligen Sakramenten. (Göbl 335 ff., Pfeiffer 306 f.) Er führt hier aus, wie der Ehestand „gar ein starker Orden" sei. „Gott hat die heilige Ehe mit der sieben Heiligkeiten einer befestigt und mehr geheiligt als irgend einen Orden, den die Welt je gewann, mehr als die Barfüßerbrüder (Franziskaner) oder Predigerbrüder (Dominikaner) oder grauen Mönche (Zisterzienser); die können sich einesteils mit der heiligen Ehe nicht messen. . . . Und das hat der allmächtige Gott nicht ohne Ursache getan, daß er die so hoch geehrt hat. Es ist ein schämliches Ding, womit Frau und Mann ihr Geschlecht mehren, daß einfältige Leute darum Angst haben, daß sie eine Todsünde tun. Tun sie es zu Recht, wie es Gott geboten hat und wie es in dem Paradies eingesetzt ward, so ist es nicht Sünde. Denn da man dieses Ordens nicht entraten kann, so hat ihn Gott geboten; andere Orden hat er geraten. An der heiligsten Statt, die auf dem Erdreich ist, da hat der allmächtige Gott die Ehe eingesetzt."

Damit will nun freilich Berthold nicht behaupten, daß der Ehestand der vollkommenste sei; denn in verschiedenen anderen Predigten gibt er, gemäß der katholischen Lehre, der heiligen Jungfräulichkeit den Vorzug. Doch zeigen seine Ausführungen zur Genüge, wie sehr er bestrebt war, den Gläubigen Hochachtung vor dem Ehestand einzuflößen. „Darum, ihr jungen Leute", so fährt er fort, „bald zu der heiligen Ehe, die ihr in der Welt bleiben wollt! Wenn du, Mann, oder du, Frau, nur einmal zur Unehe miteinander seid, so habt ihr eine Todsünde getan, und wird euer beider nimmer Rat. Buße nehme ich allezeit aus. Da tun diese Leute in der heiligen Ehe 30, 40, 50, 60 Jahre, so lange sie leben, gerade dasselbe, was du tust, und fahren nimmer zur Hölle darum, es irre sie denn andere Sünde." Schließlich erklärt der Prediger noch, daß der Eheorden seine eigene Regel habe und daß es sehr nützlich wäre, wenn die Eheleute ihre Regel oft beherzigen würden. „Darum habe ich Willen, so es mir unser Herr gönnt, euch davon eine ganze Predigt zu tun."

Bertholds lange Predigt von der Ehe ist uns erhalten geblieben. (Göbl 338 ff., Pfeiffer 309 ff.) Der Prediger legt zuerst dar, wie man recht zur Ehe kommen soll. Bei Erklärung der kirchlichen Ehehindernisse kommt er auch auf die Unauflöslichkeit der Ehe zu sprechen: „Der fünfte Mensch, den dir Gott verboten hat zur Ehe, das ist der, welcher einem andern Menschen verbunden ist. Wer immer der Mensch ist, der ein lebendiges Gemahl hat, ist das auch jenseits des Meeres oder wo immer in aller Welt, so lange es lebt, kannst du nimmer ein anderes nehmen. Es sei gefangen von der Gewalt, daß du auch wüßtest, daß es deine Augen nimmer sehen, du könntest doch kein anderes nehmen, so lange jenes lebt, es sei krumm oder gerad, siech oder gesund." Dann handelt er von dem sittlichen Verhalten in der Ehe, wobei er den Frauen das lobende Zeugnis ausstellt: „Ihr Frauen, ich weiß wohl, daß ihr mir viel mehr folget denn die Männer; wir finden oft, daß die Frauen keuscher sind denn die Männer." In recht drastischer Weise gibt er zu verstehen, daß in der Ehe nicht alles erlaubt sei.

„Du sollst", so mahnt er weiter den Ehemann, „dein Gemahl halten wie dich selber. Das hat Gott gezeigt, da er Eva schuf. Da nahm er eine Rippe von Adam bei dem Herzen; er nahm es nicht von dem Haupte, das Bein, daraus er Eva bildete; er nahm es auch von den Füßen nicht. Damit hat dir Gott gezeigt, daß euer keines das andere verschmähen soll um eines Gebrestes willen. Du sollst es nicht unter die Füßen treten mit Schmach, noch sonst bös behandeln . . . Du (Mann) sollst die Frau gerade so würdig halten wie dich, an Kleidern, an Essen und Trinken. Denn Gott hat sie von deinem Herzen genommen; darum soll sie dir nahe sein. Alle, die ihres Gemahles nicht pflegen mit reiner Treue am Gut und am Leib und an der Seele, die haben nichts zu tun mit dem Himmelreich." Dagegen verspricht Berthold den Eheleuten, die „Zucht und Maß" halten, einen so hohen Lohn im Himmel, „daß nimmer ein Mund es sagen kann". „Irret sie keine andere Sünde, so haben sie unsägliche Freude im Himmelreich."

Wir haben oben gehört, daß Berthold die Frau keineswegs geringschätzig behandelt, daß er ihr vielmehr Vorzüge vor dem Manne anerkennt, wenn er auch, in Uebereinstimmung mit der Heiligen Schrift, lehrt: „Der Mann soll der Frau Meister sein und ihr Herrscher." (Göbl 453, Pfeiffer 419). Wiederholt spricht er auch in anderen Predigten mit Anerkennung von den guten Eigenschaften des weiblichen Geschlechts, so vor allem in der Predigt von den vier Stricken, worin er die Frauen vor dem Fallstricke der Hoffart warnt. „Die Frauen", bemerkt er hier, „sind sowohl zum Himmelreich geschaffen wie die Männer und ihnen ist auch das Himmelreich so not wie den Männern; und ihrer kämen viel mehr ins Himmelreich denn der Männer, wo dieser Strick (Hoffart) nicht wäre . . . Ihr Frauen, ihr seid barmherzig und geht lieber zur Kirche denn die Männer, und sprechet euer Gebet lieber denn die Männer und geht zur Predigt und zum Ablaß lieber denn die die Männer." (Göbl 451, Pfeiffer 418.)

Auch auf die Vortrefflichkeit der Ehe kommt Berthold an anderer Stelle zurück. Weit entfernt, von der Ehe abzumahnen, drängt der strenge Ordensmann die dazu Berufenen zum Eintritt in den Ehestand. In der Predigt über die zehn Gebote weist er bei Erklärung des sechsten Gebotes auf die Strafe der Sünde der Unkeuschheit hin und fährt dann fort: „Darum, ihr junge Welt, viel wunderbald in starke Buße oder zur Ehe, oder mit der Hurerei auf den Grund der Hölle! — Bruder Berthold, ich bin noch ein junger Knecht (Bursche), aber die ich gern nähme, die will mich nicht. — Sieh, nimm aus aller Welt eine zur Ehe, mit der du recht und ehelich lebest. Willst du eine nicht, so nimm eine andere; willst du eine kurze nicht, so nimm eine lange; willst du eine lange nicht, so nimm eine kurze; willst du eine weiße nicht, so nimm eine schwarze; willst du eine schwarze nicht, so nimm eine weiße; willst du eine kleine nicht, so nimm eine große; willst du eine große nicht, so nimm eine kleine. Nimm dir halt aus der ganzen Welt eine eheliche Frau. — Bruder Berthold, ich bin noch arm und habe nichts. — Es ist viel besser, daß du arm zum Himmelreich fahrest, als reich zur Hölle. Du wirst so schwer reich mit der Hurerei als mit der Ehe oder schwerer. — Bruder Berthold, ich habe noch kein eigen Brot. — Du willst halt nicht, höre ich wohl, bei der Ehe bleiben. Wenn du es nicht entraten willst, mit der Unehe (Konkubinat) umzugehen, so nimm dir doch nur eine zur Unehe; so nimm selbe an die eine Hand und den Teufel an die andere Hand und geht alle drei miteinander zur Hölle, wo euer nimmermehr Rat wird." Er fügt dann noch bei: „Die heilige Ehe ist der sieben Heiligkeiten eine der höchsten, die Gott auf dem Erdreich hat." (Göbl 305 f., Pfeiffer 278.)

Zum Schlusse noch eine kleine Berichtigung! In seiner Polemik gegen Denifle hat jüngst Professor Kolde zu Erlangen unter Berufung auf verschiedene Gründe, die indessen keine Beweiskraft besitzen, darzutun gesucht, daß man in der Tat, wie Luther

behauptete, im Mittelalter die Ehe als „sündlich“ betrachtet habe. „Und wie konnte es anders sein,“ ruft der Erlanger Lutherforscher aus, „wenn man die Erhabenheit der Ehelosigkeit so predigte, wie das z. B. Berthold von Regensburg tat? Ihm stehen oben an, die die Keuschheit bewahrt haben.“ (Neue kirchliche Zeitschrift. 1904. S. 234.) Hätte Kolde sich die Mühe gegeben, Bertholds Predigten einzusehen, so hätte er wohl aus den oben angeführten Stellen die Ueberzeugung gewonnen, daß man sehr wohl die Jungfräulichkeit in den höchsten Tönen preisen kann, ohne deshalb die Ehe als „sündlich“ zu betrachten. Stellt doch auch der Apostel Paulus die Jungfräulichkeit höher als den Ehestand, was selbst Luther anerkennen muß, der bei dieser Gelegenheit bemerkt: „Nicht aber will der Apostel darum den Ehestand verdammen... Wiewohl seine (des verheirateten Menschen) Sorge und Arbeit auch gut ist, so ist doch viel besser frei sein, zu beten und Gottes Wort zu treiben, denn damit ist er vielen Leuten, ja der ganzen Christenheit nutz und tröstlich, (so) daß diese Sache gar groß ist und edel, jedermann vom Ehestand zu halten (abzuhalten), wer die Gnade hat.“ (Das siebente Kapitel St. Pauli zu den Korinthern. 1523. Luthers Werke. Weimarer Ausgabe XII, 139.)

Mittagstraum.

Die heiße Mittagsstunde weckte auf
Die toten Zeiten in der Erde Schoß,
Sie riß vom Grund das grüne Flechtenmoos
Und lüftete die Steine auf dem Grab.
Im Münsterkreuzgang war der Schatten tief,
Lang hingereiht Geschlechterwappen stehn,
Mit fromm verschlungnen Händen seh ich flehn
Gehaune Bilder an der grauen Wand,
Und alte Namen werden flüsternd wach.
Verschollnes Schicksal öffnet still sein Buch
Und eine Stimme gibt lebendgen Klang
Lateinscher Inschrift und vergessnem Spruch.
Es rastet schweigsam des Jahrtausends Traum,
Wo der Akanthus seine Blätter flicht,
Wo Irlands Shamrock in die Säulen sticht
Und Teufelslarve grinst am Kapitell.
Am Oelberg saß ich, lauschend und allein —
Da schritt es geisternd auf dem Fließ einher:
Ein hohes Weib mit Augen tränenschwer
Und süßen Lippen, die geschlossen sind,
Ein Diadem auf weißem Schleiertuch,
Des Geißelgürtels Knoten am Gewand,
Um Stirn und Kinn des Ordens hüllend Band.
Halb Nonne und doch halb noch Königin.
Sie hielt ein ewges Buch in ihrer Hand,
Als sög sie Leben aus dem toten Wort.
Wie sich so gierig und verlangend bohrt
Ihr sehnend Aug ins gelbe Pergament!
Und wie sie glitt an meinem Sitz vorbei,
Spürt ich ihr Denken, das schon längst verweht,
Und ich vernahm ihr heißes Bußgebet
Und ihres Lebens ferne Melodie:
Die Gottessehnsucht und der Erde Macht,
Den heißen Zwiespalt, den sie niederrang,
Der starke Glaube, der sie aufwärts zwang,
Zum Siege über Lieb und Leidenschaft.
So kam das Leben mir im Tode nah —
Und halb im Traume ward es mir bewußt:
Stieg nicht der Geist aus meiner eignen Brust? —
Im Münsterkreuzgang war der Schatten tief.

M. Herbert.

Wissen und Glauben.

Eine Besprechung von Dr. P. Expeditus Schmidt.

In unserer Zeit, die dem Glauben — theoretisch wenigstens — dem Wissen gegenüber das Existenzrecht bestreiten möchte, verdient ein Buch weitesten Kreisen unserer gebildeten Welt nahegebracht zu werden, das die rechte Beurteilung des Verhältnisses zwischen Wissen und Glauben mit vollster Wissenschaftlichkeit und warmem Herzen zu gewinnen sucht.

Prof. Dr. C. Güttler von der Münchener Universität hat seit dem Wintersemester 1887/88 die Frage nach den gegenseitigen Beziehungen zwischen Glauben und Wissen wiederholt zum Gegenstande akademischer Vorlesungen gemacht. Der zahlreiche Hörerkreis, der sich aus Studierenden aller Fakultäten und anderen Freunden der Wissenschaft zusammensetzte, hat diese Vorträge regelmäßig mit dankbarem Beifalle aufgenommen. Sie erschienen im Jahre 1893 zum ersten Male in Buchform. Jetzt liegt die zweite Auflage in neuer Bearbeitung vor,*) und man darf sagen: sie kommt zu rechter Zeit und ist geeignet, in manchem Kopfe größere Klarheit zu schaffen oder doch vorzubereiten.

Prof. Güttler ist — um das gleich vorauszuschicken — nicht Thomist; wer nur die Scholastik gelten läßt, wird darum mit manchem von vornherein nicht völlig einverstanden sein. Auf solch prinzipielle Schulfragen haben wir hier nicht einzugehen. Der Praktiker wird jeden Gelehrten begrüßen, der eine segensreiche Wirkung seiner ernsten wissenschaftlichen Arbeit erhoffen und erwarten läßt. Und in diesem Sinne bedeuten diese sechzehn Vorträge eine höchst dankenswerte Arbeit. Ja, ich möchte sagen: gerade weil sie sich nicht in den herkömmlichen Bahnen der Scholastik bewegen, sind sie um so dankenswerter, denn so brauchen sie nicht die Vorurteile zu überwinden, die nun einmal in manchen sonst gutwilligen Kreisen gegen die Scholastik bestehen, wobei übrigens nicht verkannt werden soll, daß diese Vorurteile vielfach auf mangelhafter Kenntnis beruhen und in ihrer Allgemeinheit meist nicht berechtigt sind.

Der Verfasser bezeichnet seine Weltanschauung als die „der Zwecklehre im Sinne eines theistischen Dualismus“. (S. 202.) Daß er damit auf schwankem Boden stehe, wird sich kaum behaupten lassen. Er kann mit voller Sicherheit an die Kritik der mannigfachsten Systeme und Anschauungen herantreten, die hier bedeutsam sind, und deren Geschichte und Entwicklung er völlig übersieht und beherrscht.

Am Schlusse des ersten Vortrages, der den Titel führt „Wissen und Glauben in der Gegenwart“, wird das Ziel dieser Vorträge dahin gekennzeichnet: „sie wollen über wichtige philosophische Lebensfragen orientieren, indem sie dieselben analysieren, sie wollen weiter zeigen, was wir in Wahrheit wissen, was nicht, und was wir als in Raum und Zeit sinnlich erkennende Wesen nicht wissen können; sie wollen den religiösen Glaubensinhalt nicht bloß vom Standpunkte des Tutiorismus gelten lassen, in dem Sinne, daß es gefahrloser sei, zu glauben, als nicht, sondern es soll ihm als einem übermächtigen Faktor des Seelenlebens seine volle individuelle Bedeutung gesichert bleiben“.

Ein paar vereinzelte Stellen sind hier immerhin zu beanstanden. Daß „die göttlich beglaubigten Organe der Kirche die Hüter und Verwalter des depositum fidei, den Vertretern des Profanwissens Warnungen und Befehle für ihr Forschen zu geben haben, ja noch mehr, daß diese Organe unter Umständen verpflichtet sind, das Wissen zu negieren, sobald bestimmte Glaubenssätze dadurch verletzt erscheinen“ (S. 5) — das wird zwar als „der Standpunkt der mittelalterlichen Theologie“ bezeichnet, aber doch so, daß der minder aufmerksame Leser glauben muß, es gelte allgemein und heute ebenso wie im Mittelalter. Wie schwer der — in dieser modernen Auffassung auch fürs Mittelalter nicht zutreffende — Vorwurf einer bewußten Negierung des Wissens ist, das wurde bei diesen Worten doch wohl nicht ganz überlegt. In diesem Buche war er doppelt überflüssig, weil es die Sätze, um die es sich heute dreht, wenn dieser Vorwurf erhoben wird, im weiteren Gange der Beweisführung, namentlich vom achten Vortrage an, selber als unbewiesene und unhaltbare Hypothesen dartut. Auch der Ausdruck „kirchliche Seite“ ist Seite 7 so gebraucht, daß man meinen möchte, der Verfasser identifiziere diese eine theologische Richtung ebenso schlankweg mit der Kirche, wie es diese Richtung nicht ohne scharfen Widerspruch anderer Gelehrter, die auch in der Kirche und zu ihr zu stehen sich bewußt sind, für sich in Anspruch zu nehmen pflegt.

*) Wissen und Glauben. Sechzehn Vorträge von Dr. C. Güttler, a. ö. Professor an der Universität München. 2. neubearbeitete Auflage. München 1904. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 210 S. Geb. Mk. 4.—.

Recht hat der Verfasser dann wieder, wenn er diesen „Weg immerwährender Scheidung" als nicht gangbar für den Philosophen bezeichnet und nach einer Vereinigung der so weit entfernten extremen Anschauungen strebt.

„Voraussetzungsloses Erkennen" und „die Grenzen des Erkennens" lauten die Titel der beiden nächsten Vorträge, die den Grund weiter bauen. „Die Formen des Glaubens und der Ursprung der Religion" ist des vierten Vortrages Ueberschrift, der einer ganzen Reihe haltloser Aufstellungen mit sicherer Beweisführung zu Leibe geht und zu dem Ergebnisse kommt: „An der Entstehung der Religion und des religiösen Glaubens in ihrer allgemeinen Form ist somit das ganze menschliche Geistesleben beteiligt; das Gefühl ahnt oder glaubt im Endlichen das Unendliche, der Verstand sucht dieses Unendliche zu bestimmen, der Wille sieht in ihm den letzten Ausgleich aller sittlichen Differenzen, getragen wird es durch den mystischen Strom göttlicher Gnade. In dieser Weise gefaßt, wird die Religion zum Urquell aller Wahrheit wie Schönheit und hebt schon den endlichen Geist hinauf zu den Sphären des Paradieses". (S. 42.)

Drei weitere Vorträge behandeln historisch, kritisch und kritisch-dogmatisch die Gottesidee. Die Thomisten werden sich hier zu manchem Widerspruche gereizt fühlen, worauf nicht weiter eingegangen sei. Die folgenden Ausführungen scheinen uns für unsere „naturwissenschaftliche" Zeit, die mit Hilfe einer gehörigen Dosis von Phantasie aus einem unvollkommenen Naturerkennen Religionen konstruieren möchte, besonders bedeutsam. Ausgehend von der Schöpfung in der Zeit bespricht der Vortragende die Einheit und Entwicklung des Kosmos, die Entwicklungsgeschichte der Erde, das Problem des organischen Lebens, die Enstehung der Arten bis hinauf zum Menschen (13. Vortrag) unter stetem Analysieren der verschiedenen Systeme und Hypothesen mit sicherer und vorurteilsloser Kritik und führt die Systembaumeister in ihre Grenzen zurück.

Vielleicht der wertvollste Abschnitt des ganzen Buches ist aber der vierzehnte Vortrag über die menschliche Wahlfreiheit. Hier setzt die gegnerische Arbeit ja vor allem ein, hier stehen wir auch vor einem der allerschwierigsten Probleme. Die Methode der analytischen Darstellung der ganzen Frage bewährt sich aufs neue und führt den christlichen Gedanken zum Siege, ohne die Schwierigkeiten der Frage zu umgehen. „Wenn heute — so schließt dieser Vortrag — der Ruf nach Freiheit politisch wie religiös besonders laut erschallt, so sollte man bedenken, daß nur jene philosophischen Systeme diese Freiheit garantieren, welche die freie Willensentscheidung nach ethischen Maximen festhalten, daß aber Europa und dessen hoch zivilisierte Bewohner in den Zustand der Sklaverei zurücksinken müßten, wenn an Stelle der sittlichen Zurechnungsfähigkeit die Beschönigung, ja die Verherrlichung des Verbrechens und Lasters treten würde, zu welcher moderne Systeme häufig Anlaß geben".

Der vorletzte Vortrag über die Unsterblichkeitsidee hat uns nicht so ganz befriedigt. Es stehen die verschiedenen Anschauungen unserem Gefühle nach zu sehr nebeneinander, und — allerdings eine Einzelheit von geringem Belange — die Verwertung der Vision Jakobs (Gen. 28,12) dürfte in der hier (S. 191) gegebenen Fassung nicht ohne Widerspruch bleiben.

Um so besser ist wieder des letzten Vortrages Eindruck: „Philosophie und religiöser Glaube". Die Philosophie ist ja leider bei vielen in argen Mißkredit gekommen; die Freunde der sogenannten exakten Wissenschaften stellen sie gerne als überwundenen Standpunkt hin, die gläubigen Kreise sehen in ihr, soweit sich's nicht einfach um den Aquinaten handelt — ad mentem divi Thomae — leichtlich Gefahren für das Seelenheil. Es ist darum höchst zeitgemäß, auf ihre wahre Bedeutung hinzuweisen, wie das S. 206 geschieht: „Jeder Mensch soll sich über sein Dasein auf Erden und sein Ziel Rechenschaft geben, er kann es nur, wenn er darüber ordnungsgemäß nachdenkt, wenn er sich eine Weltanschauung schafft, wenn er denken lernt, und deswegen ist das Studium der Philosophie für den Angehörigen jeder Fakultät, der ein klares und selbständiges Urteil in Zeitfragen anstrebt, unbedingt notwendig". Das ist ohne Zweifel richtig und wahr: hätte unsere Jugend besser denken gelernt, sie fiele nicht so leicht dem Unglauben anheim.

Leider schließt sich an diese Stelle voll unbestreitbarer Wahrheit gleich ein minder schöner Ausfall gegen die „katholische Wissenschaft". Der war in dieser Form mindestens überflüssig, und die beiden Fußnoten der folgenden Seite (207) gehen darin noch weiter. Das Urteil über Denifles Werk, dessen Ton ja vielen nicht gefällt, noch gefallen kann, sollte den Fachgelehrten, den Historikern überlassen bleiben; an dieser Stelle erscheint die ganze Sache gewaltsam herbeigezogen.

Professor Güttler ist ein temperamentvoller, anregender Dozent, den man eben um deswillen gerne hört; wer ihn gehört hat, begreift leichter solch kleine Ausfälle. Aber damit ist ihr Dasein im gedruckten Buche noch nicht gerechtfertigt. Bedauerlicherweise scheinen sie sogar gewollt zu sein; denn schon das Vorwort zur zweiten Auflage (S. VII.) hat einen Passus, der sich dagegen wendet, „Politik zur Religion und Religion zur Politik umzustempeln". Ganz allgemein gefaßt ist das ja richtig; aber es ist hier eben nicht ganz allgemein gedacht, und so, wie sie gemeint sind, gehören diese Wendungen voll persönlicher Polemik nicht in ein wissenschaftliches Buch. Diese Stellen sind es, die z. B. den „Münchener Neuesten Nachrichten", einem Blatte also, das dem Geiste, der in dieses Buches philosophischen Ausführungen weht, weltenfern gegenübersteht, Gelegenheit gab, es in einer langen Besprechung politisch auszuschlachten. Und das hat das Buch nicht verdient und sein Verfasser jedenfalls auch nicht beabsichtigt. Wir können darum die an dieser Stelle unangebrachten Invektiven nur bedauern, wünschen aber trotz ihrer dem Buche um seiner vortrefflichen Ausführungen willen weiteste Verbreitung. Es ist seinem Kerne nach zeitgemäß im besten Sinne.

Marieliesʼ.

Skizze von J. v. Dirkink.

„So, Konrad, hier hast du dein Erspartes, es sind rund 400 Taler und nun bringe sie in die Sparkasse; wenn du vom Militär wiederkommst, ist das Geld der Anfang zu deiner Selbständigkeit" sagte der Bauer Klasen zu seinem Knecht, der ihm treu und fleißig lange Jahre gedient hatte.

Als Kuhjunge war Konrad auf Klasens Hof angetreten. Ein bleiches, verhungertes Bürschchen im schäbigen Wams, Holzschuhe an den Füßen, obschon es Sonntag war.

Aber Marieliesʼ, des Bauern Tochter, lief sogar barfuß, und er machte es ihr bald nach, wie er alles tat, was er ihr an den Augen absehen konnte.

Sie wuchsen heran wie Geschwister; Konrad wurde Kleinknecht, Marieliesʼ ersetzte die Küchenmagd und half bei der Feldarbeit; sie versorgte den Markt in der Nachbarstadt mit Butter und Eier und mancher schmucker Bursche sah sich auf dem Kirchwege nach dem schlanken krausköpfigen Mägdlein um, das aus den braunen, schelmischen Augen so froh und keck in die Welt hinaussah, als ob sie einzig zu ihrem Vergnügen gemacht wäre. Nur einmal trat ein Schatten auf die heiteren Züge, als eine redselige Nachbarin ihr von den häuslichen Verhältnissen des Konrad erzählte. Es war eine traurige Geschichte. Konrads Vater war ein Großbauer gewesen und durch die schlechte Wirtschaft und sein leichtsinniges Leben um Hab und Gut gekommen. Seine Frau und ein paar kleine Kinder starben schnell nacheinander dahin. Er verdingte seinen ältesten Sohn dem Bauer Klasen und wurde nun Erdarbeiter, der heimatlos der Arbeit nachzog, wo sie sich für ihn finden ließ.

Einige Male während seiner Dienstzeit hatte Konrad Bettelbriefe von seinem Vater erhalten, die zu zeigen er sich schämte, die zu verheimlichen seine Lage ihn zwang; denn er wußte wohl, sein Brotherr gab ihm nicht einen Taler Lohn zu dem Zweck, daß er das sauer Verdiente dem alten Vagabunden hinwerfen sollte, der es schnell durch die Gurgel jagen würde.

Im Sommer, während der Heuernte, war es gewesen, als Marieliesʼ zufällig Zeuge wurde, wie ein zerlumpter ältlicher Mann mit Konrad Zwiesprache gehalten und im kläglichsten Tone auf ihn eingeredet hatte. Ein Schrecken war wie eine kalte Hand über ihr Herz gefahren, als sie nach einer Weile, als der Landstreicher fort gewesen, den Konrad laut hatte schluchzen hören; er hatte keine Ahnung, daß sie zufällig Zeuge dieser Begegnung gewesen, sein Wesen wurde scheu, still und verschlossen, ein tiefes Mitleid mit dem armen Burschen erfüllte die Seele des Mädchens.

Er war nicht wie andere Burschen, die im Wirtshause sitzen oder Kirmeßfreuden und Tanzvergnügen nachgehen.

Die Bäuerin kränkelte viel und wenn die eigenen Söhne es langweilig fanden bei der Mutter zu sitzen, während draußen die Sonne scheint und die Musik spielt und Männlein und Weiblein über die Straßen dem Vergnügen nachziehen, saß der Knecht geduldig und schweigsam in der dumpfen Stube, wo die Fenster hermetisch verschlossen blieben, weil die Zugluft schädlich sei, und hörte die Klagen der grämlichen Frau an, für die er keinen Trost wußte.

Ach, sein eigenes Herz war so übervoll und er lag mit allen Sinnen auf der Lauer, ob es jemand wagen würde, das Andenken seines Vaters zu schmähen. Marieliesʼ erinnerte sich mit Grauen eines Vorfalles, wo ein Arbeiter dem anderen lose Streiche seines Bruders vorgeworfen hatte. Konrad war blaß geworden wie der

Tod und hatte gezittert an allen Gliedern. Seitdem hatte Marieliesʼ das Gefühl, wenn jemand sein Ehrgefühl kränkt und seinen Zorn herausfordert, gibt es ein Unglück.

Aus dem Interesse für den charaktervollen, eigenartigen Burschen entwickelte sich bald eine tiefe, starke Liebe in der Seele der Haustochter gegen den Knecht, der ihr ja ebenbürtig, aber in seiner jetzigen Lage doch als Freier nicht standesgemäß war. Niemals würden ihre Eltern eine Heirat zwischen ihnen zugeben, und doch Marieliesʼ dachte, ich bleibe ihm treu, denn gut sind wir uns, was bedarf es da vieler Worte.

Aber an dem Tage, an dem Konrad Abschied nahm, kam es doch zu einer Aussprache zwischen ihnen, und der Knecht schob das rote verknotete Taschentuch mit den 400 Talern dem Mädchen zu und sagte: „Bringe es mir in die Sparkasse, Marieliesʼ, und lasse es auf deinen Namen schreiben, so weiß ich es in guter Hut. Und nun behüte dich Gott, ich vergesse dich nicht, und wenn ich gesund wiederkomme und wir denken noch wie heute voneinander" — er stockte.

„Ich denke nur an dich, Konrad! aber ich hindere dich nicht, wenn du eine gute Heirat tun kannst." Dabei flossen ihr die Tränen über das Gesicht. Er sah sie an, drückte fest ihre Hand und sagte „Lebewohl, Mädchen, die paar Jahre gehen herum." „Bleibe brav, bedenke, du bist ein Bauernsohn." — —

Marieliesʼ trug das Geld in ihre Kommode und hing ihren Gedanken nach. Morgen war Markttag, dann wollte sie das Geld in die Sparkasse tragen. Ein starker würziger Duft von ausgespreitetem Flachs und spät blühenden Bohnen erfüllte die Luft. Sie schob das Fenster der Kammer in die Höhe, es war so schwül und dumpf um sie herum. Ein leiser Wind bewegte die Zweige des Birnbaumes, draußen auf dem Kleeacker dengelte ihr Bruder die Sense; das Bächlein am Garten rieselte so fröhlich dahin, der Abendsonnenstrahl spiegelte sich, es vergoldend, darin, ein heiterer Friede webte in der Natur, aber ihr war so schwer ums Herz, als ob ihr heute noch ein Unglück geschehen müßte. Eine Weile hatte das Mädchen träumend und schwermütigen Gedanken nachhängend dagesessen, da scheuchten schrille Töne sie empor. Auf der Tenne, in der Küche regte es sich; die Kühe mußten gemolken, das Abendbrot hergerichtet werden, woran hatte sie nur gedacht?!

Schnell sprang sie empor; sie vergaß es, ihre Kommode, ja sogar das Fenster zu schließen, obschon sie die Hüterin eines erheblichen fremden Schatzes geworden war. Aber stehlen? Ach, daran dachte hier im Dorfe ja niemand.

Es war fast Schlafenszeit, als Marieliesʼ noch ein wenig ins Freie trat. Ihre Nachbarstochter lehnte in der Haustüre. „Euer Konrad ist fort," rief sie ihr zu, dann kam sie näher; „du, ich glaube, sein Alter ist heute und schon ein paar Tage hier gewesen; er liegt dann draußen beim Hobelfritz in der Hütte und scheut sich vor dem eigenen Sohn; er sah ganz verkommen aus."

„Wo sahst du ihn?" fragte Marieliesʼ, indem ihr der Herzschlag fast stockte.

„Hier um die Ecke herum hat er auf der Lauer gelegen; vielleicht hoffte er seinem Jungen wieder ein paar Taler abluchsen zu können. Der hat einen Blutigel für Lebzeiten an dem, und solche Lumpazis werden immer älter als ordentliche Leute. —"

Marieliesʼ hörte nur mechanisch hin. Sie sagte: „Gute Nacht!" und ging ins Haus; sie schritt in die Kammer, aber die Füße wollten sie kaum tragen; als ob sie vorausſehend geworden: sie wußte es, das Geld war fort.

Sie starrt das Fenster an, es ist geschlossen; hatte sie es doch getan? Ihre Glieder fliegen, als sie den Schub der Kommode öffnet. Aber ihre Augen werden starr, sie sind auf einen Punkt gerichtet, dort liegt das rote Taschentuch, aber leer! — Das Geld ist fort, ist verschwunden! Ein dumpfer Aufschrei ringt sich aus der Brust des Mädchens; — sie fühlt es, kalter Schweiß bricht ihr aus; aber sie rafft sich empor, das Geld muß sich finden; sie durchwühlt alles, sucht fieberhaft und sinkt schließlich mit dem hoffnungslosen Ausruf zusammen: „Gestohlen, vom eigenen Vater!" Konrad wird den Tod davon haben. Und ich bin schuld, ich war unvorsichtig, o, ich, ich! —

Endlich kamen die Tränen; die Spannung löste sich und wie aus einem wüsten Traum fährt sie empor und sammelt ihre Gedanken. Was nun? Was ist ihre erste Pflicht? Den Alten anzeigen, ihm nachspüren? Ja, wenn es ohne Aufsehen geschehen könnte! Aber das ist es, Konrad würde den Tod davon haben.

Dieser Gedanke schwimmt in der Sturmflut ihrer Ueberlegungen immer wieder obenauf, nein, es geht nicht! Schweigen muß sie, schweigen wie das Grab und niemand darf ihr Seelenleid, ihre Not erfahren. Und sie sitzt da, die ganze Nacht und sinnt und sinnt. Und als der Morgen graut, da ist ein Entschluß in ihrer Seele gereift. Sie will hinaus und dienen und sie will das Geld durch Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben suchen und den Schaden ersetzen.

Konrad soll es nie und nimmer erfahren, daß sein verkommener Vater zum Diebe geworden ist, zu einem Zuchthäusler.

* * *

Welche Kämpfe mit den Eltern es gekostet, bevor Marieliesʼ ihren Willen durchgesetzt, welche Ueberwindung der eigenen freiheitsliebenden Natur, bevor sie sich in das Dienstjoch einer herrschsüchtigen Frau der Nachbarstadt begab, wo sie vorzugsweise hohen Lohn erwarb, das erzählten die scharfen Linien um den Mund, die Schatten unter den Augen.

Aber Marieliesʼ ist eine starke Natur und in ihrem Herzen wohnt eine tiefe treue Liebe zu einem charaktervollen Burschen, der am verschwiegenen Herzeleid um seinen Vater krankt. Die Jahre gehen dahin. Das Geld liegt vollzählig in der Sparkasse. Marieliesʼ gilt in der Stadt als eine Perle unter den Dienstboten. Sie hat nicht nur treu gearbeitet, sie hat sich ausgebildet nach allen Richtungen hin, für die Küche, für den Haushalt und sie kleidet sich einfach und hat so wenig Bedürfnisse; das wissen verschiedene Heiratskandidaten, gut situierte Handwerker, aber niemand wagt es, ihr einen Antrag zu machen. Sie hat etwas so Abweisendes; sie ist kaum zwanzig und hat die Manieren, das Ansehen einer Dreißigjährigen.

Ja, Seelenkämpfe reifen und solche Jahre zählen doppelt.

Da eines Tages erhält sie einen Brief; ein paar unbeholfene Zeilen: „Ich komme am Sonntag nach Hidingsen; wenn du kommst, bringe mir das Sparkassenbuch mit. Es grüßt dich Konrad Schulze-Witt."

Marieliesʼ liest und liest, sie verschlingt die paar dürftigen Zeilen mit den Augen; ihr Herz klopft. Endlich! endlich! O, wie sie sich sehnt ihn wieder zu sehen, den treuen braven Burschen.

Daß sie ihm große Opfer gebracht, daran denkt sie nicht. Sie denkt nur den einen Gedanken, Gottlob, das Geld ist da, und er kennt die Schandtat seines Vaters nicht.

Zwei Jahre hatte Konrad gedient und dann war er als Verwalter auf den Bauernhof einer Schulzin gezogen; das wußte sie, aber nichts weiter, da Briefe schreiben nicht Brauch unter ihnen war. O, wie sie sich freute; was er wohl sagen würde?

Sie zog ihr bestes Kleid an, es war einfach genug, aber der Hut war sehr zierlich, er stammte von der Haustochter.

Wie ihre Wangen glühten, als sie am freien Sonntagnachmittag gen Hidingsen zog. Die Sonne lag golden auf der Flur, die Vöglein jubilierten, als sie durch das Buchenwäldchen ging.

Da, nicht weit von ihr, kam ein Mann, eine stattliche Figur, gekleidet wie ein Herr — und sie traut ihren Augen kaum — es ist — ja es ist wirklich Konrad, ihr Konrad!

„Grüß dich Gott, Marieliesʼ!" Wie hell seine Stimme klingt, er schaut sie forschend an und dann senkt er plötzlich das Auge. Sie gehen miteinander, Marieliesʼ hat ihm so Vieles sagen wollen, wenn er nur nicht frägt, warum sie dient bei Fremden?! Aber scheinbar denkt er nicht daran. Eine ganze Weile sind sie stumm nebeneinander dahin gegangen, da sagt er: „Ach, ich soll dich grüßen und weißt du von wem?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Von meinem seligen Vater," sagt er und seufzt. „Er ist so gut und reuig gestorben bei unserer Hausfrau und darum muß ich ihr wohl zeitlebens dankbar sein, meinst du nicht auch, Marieliesʼ", fragt er, und dann zieht er sein Tuch heraus, ein rotes und wischt sich den Schweiß von der Stirne. Und Marieliesʼ sieht das Tuch und ein Schauder zieht durch ihre Glieder. „Hier dein Sparkassenbuch", sagt sie und ihr ist, als ob sich ein eisernes Band um ihre Brust schnüre.

Er nimmt das Buch an sich. „Habe vielen Dank!". Wieder Schweigen. Marieliesʼ ahnt es, er ist ihr fremd geworden, ihre Augen bohren sich in das Grün der Blätter, die hin und herwehen. Was kommt? Was wird er ihr sagen? Sie gilt ihm nichts!? Die Pause scheint ihr eine Ewigkeit, da sagt er: „Die Schulzin ist Wittfrau, sie will mich heiraten, was meinst du dazu, Marieliesʼ? Man hat ihr Dank zu wissen, du verstehst mich. Wäre der alte Mann auf der Landstraße gestorben, verdorben, ich wäre meines Lebens nie mehr froh geworden. Und als Schulze komme ich wieder in meinen früheren Stand, was meinst du, Mädchen?" wiederholte er.

Da packt es sie, als ob sie es hinausschreien müßte, was sie getan, die Schmach von ihm ferne zu halten, das Herzeleid! Aber sie unterdrückt ihn, den Aufschrei ihres Herzens, sie preßt sekundenlang die Lippen fest aufeinander, aber alles Blut weicht aus ihrem Gesichte und lange sagt sie kein Wort.

Ob er es ahnt, was er ihr angetan?

„Marieliesʼ"! fleht er, seine Stimme wird weich, „hast du es mir nicht selbst beim Abschied gesagt, wenn du eine gute Heirat tun kannst — und Knechtsdienste leisten müssen sein Lebtag, wenn



man ein Schulze sein kann —" weiter kam er nicht. Marielies' blieb stehen.

„Du hast Recht," sagte sie, „wie konnte ich es nur vergessen?" Er starrte in ihr Gesicht, sie war kreidebleich. „Mein Gott," fuhr es ihm durch den Sinn, „wenn sie sich was in den Kopf gesetzt hätte, es brächte mir Unglück." Aber als hätte sie seine Gedanken erraten, sein Egoismus widerte sie an und mit fester Stimme sagte sie: „Gehe mit Gott! Du bist mir nichts schuldig. Adjes auch."

Sie wandte sich auf den Heimweg; noch lachte die Sonne und die Vöglein zwitscherten im Gezweige, aber Marielies' sah und hörte nichts davon. — Gedankenverloren schritt sie weiter, sie weiß es, er ist jetzt frei und sie schleppt das Joch der Dienstbarkeit bis an ihr Lebensende. Aber was tut's? Ein höherer Wille hat ihr dieses Schicksal vorgezeichnet. Mutig voran!

Die Ausstellung der Münchener Künstlergenossenschaft im Glaspalaste.

Von

Max Fürst, München.

II.

Haben wir bisher fast ausschließlich Künstler beachtet, welche der Münchener Genossenschaft oder der Fraktion „Luitpoldgruppe" angehören, so erübrigt noch ein Blick auf die unter der Bezeichnung „Scholle" vereinigten Künstler, welche gewissermaßen den fortschrittlichen Flügel repräsentieren und die tatsächlich auch als eine sehr mutige und nicht zu unterschätzende Avantgarde der großen Gesamtgenossenschaft zu erachten sind. Man kann nicht sagen, daß die Glieder dieser jüngsten Vereinigung besonders an der Scholle haften; die meisten derselben erinnern vielmehr an den Jüngling, der mit tausend Masten in den Ozean segelt Die Gruppe ist uns nicht unsympathisch; viele ihrer Angehörigen halten wir für markiger und innerlich gesünder als jene ersten Stürmer, die vor etwa zwanzig Jahren Programm und Fahne der Modernen entfalteten. Selbstverständlich geht es bei den turnerischen Kunstübungen der „Scholle" ohne manch tollen Seitensprung, ohne Fuß- oder Kopfverstauchungen nicht ab; wir dürfen aber solchen Vorkommnissen nicht allzu griesgrämig gegenüberstehen. Manchen Bildern gegenüber wäre dieses schon gar nicht möglich. Abgesehen von dem „Hanswurst", den W. Püttner gemalt hat, erinnert hier noch manch anderes Bild an einen frohen Farbenkarneval. Klaren Sinn für Festlichkeiten besserer Art bekunden mehrere Maler, so vor allem W. Georgi in seinem umfangreichen Gemälde „Leonhardifahrt in Oberbayern", dem vielleicht nur zu sehr eine photographische Momentaufnahme als Basis gedient hat, das aber in seiner mit außerordentlicher Bravour durchgeführten Malweise die ganze Fidelität und Frische des bayerischen Oberlandes und seiner Bewohner derart wiederspiegelt, daß auch einem ernsten Beschauer des Bildes heiter und vergnüglich zumute werden kann. Wie angedeutet, sind ja mehrere Werke dieser Abteilung in Form und Farbe etwas allzu derb ausgefallen; Talent und Geschicklichkeit verraten sie aber dennoch. Vor einigen Spielereien, mögen sie noch so geschickt erscheinen, muß aber doch abgeraten werden: die über das Thema „Herbst" von R. Eichler (im kleinen Saale Nr. 53) auf Eichenholzflächen gegebenen Vorführungen, wobei die Fasern des Holzes direkt als Ackerfurchen zu gelten haben, berühren sicherlich mehr das Gebiet der Künsteleien als das der Kunst. Nicht jeder Einfall nach technischer oder geistiger Seite, mag ihm auch eine gewisse Originalität eigen sein, ist wert festgehalten zu werden. Erfinderlust und Phantasie haben ja in der Kunst ohnehin Spielraum genug. Die erfinderische Phantasie des gewiß phantasiereichen seligen Böcklins weiß z. B. Leo Putz in seinem „Schneckenkampf" womöglich noch zu übertrumpfen. In eminenter Mache gegeben, ist dieser Meerschneckenkampf halb grausig, halb drollig dargestellt. Zu den feintönigsten Bildern der ganzen Ausstellung ist sicher F. Voigts „Malerin" zu zählen, die auch zeichnerisch in überaus fesselnden Linien sich bietet. Eine tüchtige Leistung erkennen wir weiterhin in R. Weises „Familienbildnis", in welchem der Maler der Freude an den Seinen, an seiner Kunst und an der freien Gottesnatur recht fühlbaren glücklichen Ausdruck gegeben hat. — Die Wahrnehmung, daß mehrere Mitglieder der „Scholle" gerade derartige Motive edler Freude mit reger Schaffenslust zu behandeln suchen, berechtigt zur Annahme, daß aus ihren Reihen noch manch tüchtige, kerngesunde Schöpfung in Zukunft hervorgehen wird. Der Most, der hier gärt, läßt eine günstige Klärung erhoffen.

Kamen bisher Künstler in Betracht, welche den Münchener Gruppen angehören, so sei nun der Blick den außerbayerischen Maler-Korporationen und den Werken der Plastik zugewendet. Vor allem muß den Berliner und Karlsruher Künstlern zugestanden werden, daß sie eine gute Auslese ihrer Werke geboten haben. Spezifische Unterschiede der künstlerischen Tätigkeit, wie sie in früheren Zeiten die deutschen Städte darboten, sind heute allerdings nicht mehr zu registrieren. Selbst die Düsseldorfer Maler, die langehin einen bestimmten Schulcharakter wahrten, welcher sich besonders in der religiös-historischen Richtung kundgab und sich von der Münchener Art merklich unterschied, haben ihre Reservatrechte vollständig aufgegeben. Heute sind es einfach nur die Persönlichkeiten, mögen sie an diesem oder jenem Orte sich niedergelassen haben, welche sich selbst, nicht aber einen lokalen Kunstton vertreten. Wir begreifen daher nicht recht, wie unter solchen Verhältnissen noch immer an der alten Anschauung von einer „führenden" Kunststadt festgehalten werden kann. In ideeller Hinsicht ist dieses bei dem völligen Ausgleich der Tätigkeitsform jedenfalls nicht mehr angängig. Man kann etwa nur im merkantilen Sinne von einer solchen Vorherrschaft sprechen, denn wo die meisten Verkäufe und Aufträge winken, werden selbstverständlich sehr viele Produzenten zusammenströmen. Was nun in Deutschland künstlerische Staatsaufträge anbelangt, so wird schließlich jedermann begreifen müssen, daß eben Preußen hierin mehr Mittel aufzuwenden in der Lage ist, als mittelgroße und kleine Staaten. Wie aber in der Renaissance trotz Florenz und Rom dennoch Urbino, Ferrara und Mantua auch Gediegenes und dauernd Wertvolles fördern und schaffen konnten, so wird es wohl auch in Deutschland stets gehalten werden können. Was speziell unser liebes München betrifft, so hat dieses als größte und bestgelegene Stadt Süddeutschlands so viele eigenartige Vorzüge, daß die befürchtete Aschenbrödelrolle, welche man so gerne — hin und wieder unter sehr durchsichtigen Separatinteressen — an die Wand zu malen beliebt, als völlig ausgeschlossen erachtet werden darf. Wozu demnach der Lärm?

Wie auch heute unter kleineren örtlichen Verhältnissen Gutes, ja Hervorragendes geschaffen werden kann, zeigen gerade die in Karlsruhe seßhaften Maler sehr deutlich. Die meist landschaftliche Motive bietenden Gemälde von Ferd. Keller sind in Auffassung und koloristischer Wirkung wahrhaft eminente Meisterleistungen. Im Porträtfache kann das gleiche von den Bildnissen gesagt werden, die Kaspar Ritter zu malen versteht. Die ungewöhnliche Beherrschung des Kolorites zeigt sich auch in den Landschaften von H. Pforr und G. Thrahn, sowie in einem Bilde von W. Nagel, in welchem allerdings einige Mittel Anwendung gefunden haben, die nicht mehr so recht der Malerei, sondern bereits mehr der Plastik angehören. — Wie bereits angedeutet, fallen besonders den Berliner Künstlern ehrende Lorbeern zu. In den verschiedensten Tönen einer sowohl farbensatten wie graugestimmten Skala versuchen sich die Aussteller, wobei die Licht- und Schattenseiten des älteren und des modernen technischen Schaffens kenntlich nebeneinandergestellt sich zeigen. Hochschätzbare, feintönige Gemälde nach neuerer Art vermag Julie Wolfthorn zu bieten; farbiger, aber ebenfalls vortrefflich, erweist sich P. Hoeniger. Die Genre- und Landschaftsmaler E. Henseler, Müller-Kurzwelly, G. H. Engelhard, B. Genzmer und Sandrock präsentieren sich als wirkliche Meister ihrer Kunst. Unter den Düsseldorfer Malern scheint zurzeit die Tiermalerei großer Pflege sich zu erfreuen; die prächtigen Löwen von Baur jun., welche durch Zugabe etlicher menschlicher Figuren mit dem Namen „Daniel" Verknüpfung erhielten, spielen im Saale 46 neben einigen anderen exotischen Bestien eine gar unheimliche Rolle. Sehr löblich ist die Landschaftsmalerei durch M. Hünten, das Genrefach durch Klaus Meyer in seinen „Beguinen", die Bildnismalerei durch R. Böninger und F. Vezin vertreten.

Etwas mehr künstlerischen Gärstoff, als die bisher erwähnten Malergruppen, verrät die Abteilung der württembergischen Künstler. Neben sehr achtbaren Leistungen, wie sie G. Jauß, Reinhold Schmidt und mehrere andere darbieten, findet sich manch unklarer und unbefriedigender Versuch. So hat Seufferheld in einem „Sommermittag" eine Arbeit gebracht, bei deren Anblick man wirklich unbehagliche Schwüle verspürt, denn die hier im Grase liegende kleiderlose Menschenfigur gehört in jeder Hinsicht zu den mißlungensten und häßlichsten Geschöpfen, die in den Glaspalast sich einzuschleichen unterfingen. Auch die im Uhdeschen Sinne gedachte „Grabtragung" des Heilands von demselben Maler ist trotz erkennbarer Empfindung allzu ungenügend geartet, um entsprechen zu können. Gewandten Pinsel bekunden drei Arbeiterbildnisse von Fritz Zundel. Während ein Bild vermutlich den derbgutmütigen Arbeiter vorführen soll, zeigt das zweite einen höchst abstoßenden, brutalen Mann. Zugestanden, daß ja solche kretinartige Verbrecherphysiognomien unter den Menschen auftreten, so ist es uns doch höchst unsympathisch, eine derartige Wiedergabe als „Arbeiterbildnis" bezeichnet zu sehen. Ungleich mehr befriedigt unter den dreien wohl der alte, zusammen-

gearbeitete, graubärtige Mann, dem sicherlich eine entsprechende Altersrente von Herzen zu gönnen ist.

Neben diesen aufgeführten deutschen Künstlergruppen erschienen im Glaspalast als höchst respektable Gäste auch einige ausländische Korporationen: Niederländer, Engländer und Italiener. Eine nähere Würdigung ihrer Werke dürfte bei einer kommenden „Internationalen Ausstellung" besser am Platze sein als bei heutiger Gelegenheit. Erwähnt sei hier nur, daß sehr gediegene Leistungen den Weg nach München gefunden haben, daß besonders die Errungenschaften der italienischen Malerei immer deutlicher ins Auge fallen. Wer sich der Oberflächlichkeit erinnert, welche der italienischen Kunst in den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts eigen war, wird angesichts der seitdem gemachten Fortschritte, besonders ob des feinfühligen Eingehens auf die landschaftliche Natur, gerne freudiger Bewunderung sich hingeben. (Schluß folgt.)

Eine graphische Kunstausstellung

aus der Zeit König Maximilian Joseph I. von Bayern. 1799—1825.

Von Archivrat Ernst von Destouches.

(Schluß.)

Der Erfinder der Lithographie, Aloys Senefelder, ist durch eine Reihe seiner Bildnisse und seiner Arbeiten repräsentiert, unter welch' letzteren sich die Gedenksäule des Kurfürsten Max Joseph IV., errichtet von der Bürgerschaft zu Geisenfeld 1803, Kaiser Ferdinand II. und ein Turnierritter befinden. Daß Senefelder auch als Theaterdichter aufgetreten, zeigt der Theaterzettel der Münchener Nationalschaubühne vom 13. Hornung 1792, welcher das Lustspiel: „Die Mädchenkenner" von Aloys Senefelder ankündigt.

Als herrliche Erzeugnisse aus der Inkunabelnzeit der Lithographie erweisen sich dann die nun folgenden 20 Blatt Lithographien von Theobald und Klemens Senefelder nach dem im Manuskript in der k. Hofbibliothek hinterliegenden Turnierbuch Herzog Wilhelm IV. von Bayern 1510—1515, hergestellt im Jahre 1817.

Mit Porträts figurieren ferner Schramm (König Ludwig I.), Hoffnaß (Galeriedirektor v. Mannlich), Kaspar Kloß (junge Dame und Bauer); mit Landschaften Ignaz Dillis, Conjola, Max Josef Wagenbauer und Joh. Jakob Dorner. Von Wagenbauer erweisen sich als besonders bemerkenswert eine Ansicht Münchens von der Südseite, drei Ansichten des im Besitze des Prinzen Ludwig befindlichen Schlosses Leutstetten, der Jungfernturm mit dem ehemaligen Kapuzinerkloster zu München, Starnberg und ein Münchener Kunstvereinsgeschenk aus dem Jahre 1830; Die Viehheerde am Seeufer; von Dorner dagegen die Monumente bei Abbach und bei Post-Saal an der Donau.

Motive aus der französischen Revolutionszeit (Einquartierte Franzosen ꝛc.) hat Ferdinand Schiesel, solche aus der deutschen und bayerischen Geschichte (Kaiser Ludwig der Bayer gibt Friedrich dem Schönen von Oesterreich die Freiheit, — Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz, bewirtet seine gefangenen Gäste „ohne Brot", — Kaiser Otto I. verzeiht seinem reumütigen Sohne ꝛc.), sowie religiöse Motive Karl Ernst Christoph Heß benützt.

Fast das ganze alte München in seinen Gebäuden und Sitten zu Beginn des XIX. Jahrhunderts führen alsdann die 78 von F. Bollinger für die im Jahre 1805 erschienene Polizeiübersicht von Anton Baumgartner gefertigten Radierungen vor Augen, weshalb dieses Kabinet auch vom lokalhistorischen Standpunkte besondere Beachtung verdient.

Dann folgen noch Ignaz Kürzinger, der vorerst Schauspieldirektor gewesen (Szene aus dem Schauspiel „Die Hagestolzen", eine Allegorie auf einen Junggesellen, eine Familienszene ꝛc., sämtlich größere Aquarelle), dann seine Schwester Marianne (mit einem Selbstbildnis), Angelo Quaglio (Ansicht der ehemaligen Franziskanerkirche in München an Stelle des heutigen Hoftheaters, Säulenhallen), Cantius Dillis (Hohenschwangau, Landschaften von Max Frank (Schillers Büste nach Dannecker), Metivier (Kirche zu Blutenburg), Karl v. Fischer, der Erbauer des Münchener Hoftheaters (Ruinen des Kolosseum zu Rom, die Ruine Rauhenstein und Landschaften), endlich der Galeriedirektor Robert v. Langer (die Kreuzabnahme, der weissagende Zacharias, Kirche, Wohltätigkeit und Schule und die hl. Familie und die hl. Katharina, Kunstvereinsblatt v. J. 1827).

Den Schluß der Kabinette der ersten Abteilung in dem großen Saale bildet und den Reigen in jener des ehemaligen Waffensaales beginnt Georg Adam mit zahlreichen Stichen von Architekturbildern aus Nürnberg, München, Erfurt, Paris, Moskau, Ansbach, dem Salzburgischen und Tirol, der Schweiz, vom Hohentwiel, Hohenasperg, St. Helena, dem Haus des Andreas Hofer ꝛc.

Daß auch der Humor auf seine Rechnung kommt, dafür sorgen 27 Blatt „Krähwinkeliaden", Radierungen von Johann Mich. Voltz, dann eine Corona von Pokulanten mit Tierköpfen von Michael Schnitzler.

Mit einer reichen Kollektion von Tierbildern (wilden und Haustieren) ist Raphael Wintter vertreten, mit dem Generalplan über die Erweiterung des Münchener (jetzigen südlichen alten) Friedhofes aus dem Jahre 1813 Joseph Mayer. „Napoleon den Großen" hat Ludwig Schönche i. J. 1804 nach eigener Zeichnung lithographiert.

Eine der hervorragendsten Abteilungen dieser Ausstellung bilden die nun folgenden Arbeiten Dominik Quaglios, meist Radierungen von prächtigen Architekturbildern aus den verschiedensten bayerischen und deutschen Städten, ein halbes Hundert an Zahl. Von ganz besonderem Interesse für München ist sein Entwurf zu einem Denkmal für die gefallenen Bauern der Sendlinger Schlacht 1705, deren 200jährige Gedenkfeier für das kommende Jahr in Aussicht steht.

Das viel angegriffene Sendlingertor präsentiert sich in einer Radierung von Joseph Cogels, von dem auch 46 Blatt Lithographien von Ortschaften in Bayern und Deutschland ausgestellt sind, während mit Volkstrachtenbildern Karl Theodori debütiert. Ein Porträt des Musikers Graz in Lithographie findet sich von Heinrich E. v. Wintter ausgestellt, dann Landschaften, darunter auch das „Mineralbad Schäftlarn" von Karl Schleich jun., Phil. Jos. Kraus, Karl v. Roeder, Lorenz Schöpf, Xaverie Gräfin Pocci, David Hummel (der Wörthsee mit dem hl. Berg Andechs), Fräulein v. Baumgarten, Francoise Gaertner, Xaver Aumüller, Joseph Anton Sedlmayr, Karl Phil. Fohr, E. G. Aurnhammer, Anton Auer, Josephine v. Langer, Maximilian Schrott, Christian v. Mangstl, Pürckinger und Benno Riest (Das Klösterl am Walchensee).

Von dem bekannten Ziseleur Franz Zeiler stammen drei Federzeichnungen: ein Pokal mit der Büste König Ludwig I., ein Becher und ein Altarleuchter, von dem Zeichner und Lithographen Anton Falger aus Elbigenalp im oberen Lechtale, welcher bekanntlich seine Villa dortselbst Weiland der Königin Marie von Bayern jahrelang zum Sommeraufenthalt vermietet und dann als Legat vermacht hat, Ansichten der Umgebungen von Elbigenalp, Karten von Deutschland, Tirol, dem nördlichen Sternenhimmel, sowie ein Brustbild des Herzogs von Reichsstadt, ein solches von Papst Pius VII. von Franz Meirner, von Napoleon I. von Joseph Heigel, von Heinrich Frauenlob von Benno Hauber. Außerdem finden sich Porträts ausgestellt von Ludwig Emil Grimm, Marie Ellenrieder, A. Pfurtscheller, dem Lithographie-Inspektor Joh. Evang. Metterleiter, von letzterem auch Ornamentkreuze mit Umschrift und die westliche Erdkugel mit Amerika, umgeben von Szenen aus der Kulturgeschichte dieses Landes.

Mit einer großen Serie „Bayerischer Volkstrachten" in Lithographien und Aquarellen erscheint dann Lorenz Quaglio; von ihm sind außerdem u. a. die Porträts der Freifrauen von Gravenreuth, Mandl und Redwitz, drei Münchnerinnen in Riegelhauben, ein Gebirgsball zu Miesbach, ein Kirchweihschießen im Gebirge nach Hauptmann, eine Musikgesellschaft nach Netscher ꝛc.; — mit einer Federzeichnung „Zug der Bacchanten" Franz Schwanthaler, der Vater des Bildners der Bavaria; von dem Philhellenen Anton von Schilcher rühren mehrere Bleistiftzeichnungen von bayerischen Offizieren und ein Aquarell „Gemsen auf einer Felswand" her; von Friedrich Fleischmann ein Stich „Das Findelkind"; von Lorenz Ekemann-Allesson, Xaver Dall'Armi, C. Schellhorn verschiedene Tierstücke; von Friedrich W. Doppelmayer bayerische Trachten, die Insel Wörth (Roseninsel) im Starnbergersee; Brannenburg, das Frauenkloster und die Kreuzkapelle am Chiemsee ꝛc.

Den gefürchteten Kaminkehrer, den wandernden Mönch und die Liebeserklärung nach Weller zeigen Lithographien von Kaufmann, John und Straucher; — eine Sturmlandschaft, Celador und Amelia nach Wilson, eine Radierung von Baron Pfetten, das Eschenheimer Tor in Frankfurt eine Radierung von Freiin von Aretin, die Säulenhalle eines Palasthofes eine Tuschzeichnung von dem Mannheimer Hofarchitekten Giulio Quaglio, die Venusbüste eine Kreidezeichnung von Nikol. Ritter.

Auch die Blumenmalerei jener Zeit ist vertreten durch Aquarelle von Joseph Prestele.

Johann Rugerndas hat die beiden Schlachtenbilder des k. b. Generals Ferdinand Wilhelm v. Hoffnaß: Die Schlacht bei Abensberg 1809 und jene bei Polozk 1812 radiert, Joseph Wintergerst sein eigenes Gemälde „Die Versöhnung Kaiser Ludwig des Bayern mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich" (6. März 1325) lithographiert.

Ein sehr seltenes Blatt, angeblich aus dem Nachlasse des Herzogs von Urach stammend, ist die Lithographie: „Ein trauernder französischer Grenadier bekränzt eine mit N (Napoléon) bezeichnete Urne, welche auf einer von Kränzen umwundenen Säule steht," — von der Prinzessin Mathilde von Leuchtenberg.

Aus dieser flüchtigen Beschreibung dieser graphischen Kunst-Ausstellung mag entnommen werden, daß dieselbe nicht blos das künstlerische und kunsthistorische, sondern auch das allgemeine und lokalhistorische Interesse zu erregen und ihren Besuchern ein paar genußreiche Stunden zu verschaffen, wohl geeignet ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kiß in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 17. München, 23. Juli 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Rhetoren-Liberalismus und Wahlrechtskomödie.

Von

Dr. Armin Kausen.

Den kaustischen Beinamen des „Rhetoren-Liberalismus" verdankt die Partei Casselmann-Wagner-Hammerschmidt in Bayern weder einem ironisch veranlagten Zentrumsmanne noch der grausamen Spottsucht eines Sozialdemokraten. Der Begriff ist in einer liberalen Werkstatt geprägt und auch mit einem unzweideutigen Kommentar versehen worden. Der protestantische Pfarrer Schowalter, einer der eifrigsten Wortführer des Liberalismus in der Pfalz, der durch seine bemerkenswerte Schrift: „Allgemeines Wahlrecht und bayerische Wahlreform" auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat in Nr. 41 der „Zukunft" dem bayerischen Liberalismus eine grelle Leuchte aufgesteckt. Der fraktionelle Liberalismus bekommt da Dinge zu hören, welche gewisse gelegentliche Bosheiten in der „Freistatt" und in ähnlichen Organen liberaler Franktireurs weit hinter sich lassen und eine eingehend motivierte Anklage gegen die heutige liberale Partei und ihre Führung darstellen.

Nur ein paar Punkte seien aus dem Anklageakte herausgegriffen. Schowalter ist ein zielbewußter, scharfer Gegner des Zentrums und des „Ultramontanismus", aber er verurteilt die bequeme Methode der liberalen Führer, durch Anklagen gegen die Regierung die Zentrumsmehrheit aus dem Sattel heben, sich die Fortdauer der bisherigen Privilegien (Schowalter gibt offen zu, daß die heutige Wahlkreiseinteilung zu einer direkten Begünstigung der Liberalen geworden sei) mit Hilfe des Ministeriums sichern zu wollen und von der Regierung zu verlangen, daß sie dem Niedergang des Liberalismus einen Riegel vorschiebe. Schowalter bezeichnet die Klagen liberaler Preß- und Kammerredner als „greisenhaftes Gerede", bestimmt, seine geistige Armut zu bemänteln und einen Sündenbock aus fremder Herde zu suchen.

Es sind wahre Geißelhiebe, wenn Schowalter wörtlich u. a. schreibt: „Auch ein Minister kann sich nur einem Starken zu eigen geben. Der Liberalismus aber ist schwach und unfähig. In seinen Reihen stehen die Besten des Volkes, aber seine Führer sind heillose Rhetoren von unbezwinglicher Redelust und erschreckender politischer Unfähigkeit. Ein Ministerium, das sich ihnen verbündete, wäre an demselben Tage verloren. Man kann Politik machen, wenn es sein muß, mit dem dümmsten Haufen, wenn er nur treu bei einem Ziele zu beharren vermag; niemals aber mit Leuten, die glauben, ihre Persönlichkeit dadurch legitimieren zu müssen, daß sich jeder persönliche Dummheiten leistet, und die als Fraktion das Gegenteil von dem tun, was man ihrem Programm nach von ihnen erwarten sollte. Das Zentrum hat beides, eine geschlossene Masse und Führer von politischem Instinkt und volkstümlicher Begabung. Der Liberalismus hat Repräsentanten mit vielen Velleitäten, aber kein klares Ziel; reiches Einzelwissen, aber keine Selbstständigkeit; eine große Geschichte, aber keine geschichtliche Bildung; eine Menge Stimmen, aber ohne Einheitlichkeit; seine Begeisterung reitet auf zügellosem Pferd; bündnisfähig ist er nicht. Es ist nur natürlich, daß das Zentrum herrscht. Man kann nicht einmal ein Unglück nennen, daß unser Rhetoren-Liberalismus nicht herrscht. Nichts hat dem Zentrum in Bayern mehr zu seiner Machtstellung verholfen als gerade die Rhetorik des Liberalismus. . . . Der heutige Liberalismus, die organisierte Partei mit ihrer parlamentarischen Spitze, ist weder durch Kapazitäten nach durch Masse und volkstümliche Kraft stark genug, um eine entscheidende Bedeutung für den Gang der Ereignisse oder auch nur für den Kalkul des leitenden Ministers zu haben."

Jeder Zusatz würde die Wirkung dieser herben Kritik abschwächen. Nur zu der angeblichen Herrschaft des Zentrums sei auch diesmal wieder ein Fragezeichen gemacht. Wir in Bayern merken nichts davon. Geht doch das ängstliche Bestreben des Ministeriums, „über den Parteien zu stehen", so weit, daß man soeben erst, um den Liberalen nicht allzuwehe zu tun, die Frage, ob die Weiterberatung des liberalen Proporzantrages verfassungsmäßig zulässig sei, offiziell als eine offene behandelte, obgleich bekannt war, daß die Verfassungswidrigkeit im Schoße des Ministeriums klaren und scharfen Ausdruck gefunden hatte.

Schowalter der in seiner bereits erwähnten Wahlrechtsbroschüre für den Proporz als das gerechteste Wahlsystem eintritt, würde, wenn nicht sein ominöser Artikel in der „Zukunft" erschienen wäre, vom „Rhetoren-Liberalismus" heute vielleicht als Autorität angerufen werden. Aber gerade er hatte just im rechten Augenblicke den schweren Vorwurf begründet, daß die Liberalen durch Intriguen und falsche Vorspiegelungen das Wahlgesetz zu Fall brachten:

„Die Wahlrechtsvorlage erschien. Die Liberalen begrüßten sie freudig und warnten im voraus schon landauf und landab vor den Intriguen der „Freiheitfeinde", die dem Volke das neue Gesetz mißgönnten. Das Ministerium glaubte sich den Dank der Liberalen verdient zu haben und rechnete auf ihre Hilfe. Ein paar Monate danach völlig veränderte Situation. Die Liberalen erklären das Wahlgesetz für unannehmbar. Sie fürchten Gefahr von dem Wahlmodus... Der Modus ist, wie überhaupt die ganze Reform, unter ihren Auspizien zum Gesetzentwurf geworden. Die Monate währenden Beratungen in der vorigen Session, der Raum von zwei Jahren zwischen ihr und der jetzigen: das alles hatte nicht genügt, diese Erkenntnis reifen zu lassen. Sie kommt plötzlich. Aber wiederum dürfen die um ihre Reputation besorgten Führer nicht zugestehen, daß sie sich geirrt haben. Nein: durch irgendwelche Schikane des Ministeriums muß ihr an sich vortrefflicher Rat um seine gute Wirkung gebracht sein. Man rechnet und rechnet: und immer hat das Zentrum mehr Stimmen, als wünschenswert ist. Den Niedergang des bayerischen Liberalismus soll nun das Ministerium aufhalten. Nichts anderes bedeutet der Protest gegen die Wahlrechtsreform. Nur wenn die Wahlkreiseinteilung schikanös zuungunsten der Liberalen gemacht wäre, hätte der Protest eine Berechtigung. Sie kann aber kaum gerechter vorgenommen werden, als es in dem Entwurf geschah; man müßte denn zu einem ganz neuen Wahlmodus übergehen. Das aber könnte, wie ich schon in meiner Broschüre sagte, nur die Proportionalwahl sein."

Es könnte ja fast den Anschein erwecken, als hätten die Liberalen durch ihren, im Augenblicke rettungsloser Not eingebrachten Proporzantrag den Rat des erbarmungslosen Kritikers befolgen wollen. Aber Schowalter wird sich jedenfalls dafür bedanken, mit der soeben aufgeführten Komödie irgendwie verquickt zu werden. Der liberale Fraktionschef hat ja auch bereits in aller Form das Tischtuch zwischen der fraktionellen Partei und Schowalter zerschnitten, indem er ihn als „Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt," der Verachtung der Getreuen preisgab. Schowalter wird nicht allzu schwer daran zu tragen haben, zumal mehr als ein Genosse im Unglück an seiner Seite steht. Man braucht nur an den Gewährsmann der „Leipziger Neuesten Nachrichten" zu erinnern, der die Komödie des liberalen Proporzantrages so jämmerlich zerzauste und an Dr. Eugen Katz, den liberale Blätter in Bayern noch vor kaum Jahresfrist als nationalsozialen Freund reklamierten und der jetzt in Naumanns „Hilfe" den Liberalen vorwirft, daß sie „unter allerhand Scheingründen die Verbesserung des Wahlrechts hintertrieben", nun einen Antrag eingebracht hätten, der „nichts mehr als eine Demonstration", „ein totgeborenes Kind" sei, so zwar, daß „ihnen vielleicht nichts unangenehmer wäre, als wenn der Antrag Hammerschmidt angenommen würde".

Nun, von dieser Unannehmlichkeit sind die Liberalen einstweilen verschont geblieben. Mit 68 gegen 59 Stimmen (seltsamerweise fehlte ein Teil der Liberalen!) wurde die Weiterberatung in der Abgeordnetenkammer abgelehnt. Anstatt aber dem Zentrum für diesen Liebesdienst dankbar zu sein, setzt man die Komödie fort, welche so durchsichtig ist, daß alle Welt hinter die Kulissen schauen, die Regisseure und selbst die Arbeiter des Schnürbodens hantieren sehen kann. Als neuesten köstlichen Beleg hat die „Augsb. Postzeitung" bereits das vertrauliche Rundschreiben veröffentlicht, das trotz der Hundstagshitze zweckdienliche Entrüstungskundgebungen liberaler Vereine bestellt.

Man würde dem Antragsteller Dr. Hammerschmidt Unrecht tun, wenn man ihm persönlich unterstellte, daß es ihm mit dem Prinzip der Verhältniswahl nicht ernst sei. Aber daß der von ihm fast vollinhaltlich dem Wahlrechtsschriftsteller Dr. Siegfried entlehnte Entwurf nicht im Handumdrehen Gesetz werden konnte, mußte niemand besser wissen als Dr. Hammerschmidt. Trotzdem behauptet die liberale Presse, die Zentrumsmehrheit habe nun das bayerische Volk um das direkte Wahlrecht gebracht.

Unwürdige Komödie! Die Liberalen hätten die Wahlkreiseinteilung der Regierung angenommen, wenn ihnen zwei oder drei Mandate mehr zugesichert worden wären. Und heute begeistern sie sich für ein Wahlsystem, das die Zahl ihrer Mandate um ein oder gar zwei Dutzend vermindern müßte. Dieselbe Partei, welche aus purer Furcht vor Mandatsverlusten zweimal ein feierlich gegebenes Wort brach, will heute ernst genommen werden, wenn sie freiwillig die Rolle der zweitstärksten Partei der Sozialdemokratie überläßt, die von 11 auf 34 Mandate emporschnellen würde! — —

In der zweitägigen Kammerdebatte standen die Zentrumsredner Frank, Lerno, Joseph Geiger auf der vollen Höhe ihrer Aufgabe, und auch der Sozialdemokrat Segitz befleißigte sich jener ruhigen Sachlichkeit, die auch der Gegner an ihm zu schätzen weiß. Nur dem „Rhetoren-Liberalismus" war es zu verdanken, daß am zweiten Tage die liberale Komödie aus vollem Halse ausgelacht wurde und namentlich der Sozialdemokrat Ehrhart die gehäuften Liebenswürdigkeiten Dr. Casselmanns mit Zinseszinsen heimzahlte. Casselmann vergaß sich so weit, daß er dem Zentrumsabgeordneten Regierungsrat Frank, der mit vornehmer Ruhe und gründlichster Sachkenntnis die verfassungsrechtlichen Bedenken klargelegt hatte, mit persönlichen Sottisen quittierte. — —

Schier köstlich ist die Beweisführung, mit der jetzt die Liberalen das Zentrum ins Unrecht zu setzen suchen. Da liest man in den „Münch. Neuesten Nachr.", „die Gerechtigkeit erfordere es", festzustellen, daß auch die Sozialdemokraten gleich den Bündlern mit den Liberalen zusammengestanden seien, um dem Volke das direkte Wahlrecht jetzt noch zu sichern.

Die Antwort darauf möge der Sozialdemokrat Ehrhart erteilen, welcher nach dem Stenogramm der „Münchener Post" den Bündlern der Freien Vereinigung zurief: „Sie leisten Ihren liberalen, freisinnigen Bundesgenossen den Freundschaftsdienst damit, daß Sie ihnen helfen, den Antrag einzusargen, indem sie ihn an einen Ausschuß verweisen wollen."

Die Haltung und Abstimmung seiner eigenen Fraktion aber umschrieb der sozialdemokratische Redner mit folgenden Worten: „Uns gilt es, in der ganzen Sache die Dinge richtig zu stellen. Wir stimmen für die Anträge, obwohl wir wissen, daß es nur ein Verlegenheitsantrag für Sie ist, obwohl wir wissen, daß es einer Anzahl liberaler Herren nicht ernst ist mit demselben."

Merkwürdig wenig ist in der liberalen Presse von der Haltung der Regierung die Rede. Der Minister des Innern hat in bündigster Form erklärt, daß der Gesetzantrag in dieser Session unmöglich mehr zu erledigen sei (schon die vorgeschriebenen Fristen würden eine Verlängerung des Landtages bis in den September bedingen) und die Regierung eine Nachsession nicht gewähren könne. Hätte das Zentrum trotz dieser Regierungserklärung für die Weiterberatung gestimmt, so würde es das Odium einer völlig nutzlosen Verschleppung der ohnehin schon im 10. Monat fortdauernden Session auf sich geladen haben. Trotzdem behauptet die „Allgem. Ztg." mit kühner Stirne, die ehrlichen Bemühungen der liberalen Fraktion, ein volkstümliches Wahlrecht zustande zu bringen, seien, schließlich allein an dem Widerstande des Zentrums gescheitert.

Es wäre eine nicht undankbare Aufgabe, die „Ehrlichkeit" der Absichten der liberalen Fraktion an konkreten Beispielen aus dem engeren Lager der „Allgemeinen Zeitung" zu messen, aus welchem man noch vor nicht langer Zeit ein Loblied auf die Wahlherrschaft der Qualität, der Intelligenz und des Besitzes, im Gegensatz zu der Wahlherrschaft der plumpen Quantität und Majorität, der größeren Kopfzahl vernehmen konnte. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß gerade aus diesem Lager heraus, zu welchem wir auch gewisse Reichsratskreise rechnen, die schärfste Opposition einsetzen würde, sobald mit dem frei-

willigen Geschenk von zwei Dutzend Mandaten an die bayerischen Kammersozialisten Ernst gemacht werden wollte. Genau so ist die Haltung der Land- und Bauernbündler zu beurteilen, welche den Antrag der Liberalen auf den Schild zu heben versuchten. Nur waren die Bündler insoferne „ehrlicher", als sie von vornherein den „Vorbehalt" machten, daß den Bauern ein verstärktes Wahlrecht, eine Art von Pluralwahlrecht, eingeräumt werden müßte. Der reinste Spott auf den Proporzbegriff! Auf diese Bundesgenossen brauchen die Liberalen sich wahrlich nichts einzubilden. Komödie über Komödie!

Nester der Intoleranz.

Von

Prof. Dr. Sägmüller, Tübingen.

Im Kulturkampf wurde einmal von gewissen Städten der Ausdruck „Nester der Intoleranz" gebraucht. Derselbe paßt aber auch ganz gut auf gewisse Staaten, oder richtiger Stäätchen; denn je kleiner, desto kleinlicher.

Auf Mecklenburg und Braunschweig zu exemplifizieren ist nicht nötig. Diese sind in dieser Hinsicht geradezu berüchtigt. Aber auch bei anderen Kleinstaaten wird dann und wann durch irgend ein Ereignis ein grelles Licht auf dortige, für die Katholiken unerträgliche Verhältnisse geworfen.

So wurden neulich anläßlich der Beerdigung des katholischen Stadtpfarrers Fleischmann in Koburg die deutschen Katholiken auf nachfolgende Paragraphen des „Regulativs vom 24. Juni 1813 für die kirchliche Verfassung der katholischen Glaubensgenossen im Herzogtum Koburg" aufmerksam:

„§ 29. Ohne vorgängig besondere landesherrliche Erlaubnis darf außer dem angestellten Pfarrer niemand im Lande geistliche Verrichtungen vornehmen, und wenn der katholische Pfarrer in irgend einem Falle einen Stellvertreter nötig hat, so muß er dieses zuvörderst dem Herzoglichen Konsistorium zur Genehmigung anzeigen und übrigens für des Stellvertreters Person und Handlung einstehen.

„§ 13 Absatz 2. Bei solchen gottesdienstlichen Handlungen aber, welche ihrer Natur nach außerhalb dieser Kirche bewirkt werden müssen, haben der Pfarrer und die Glieder der katholischen Gemeinde alles zu vermeiden, was den Bekennern einer anderen Konfession auffallend sein könnte.

„§ 14. Der Gebrauch der Glocke auf der Nikolaikirche ist der katholischen Gemeinde zum Behuf ihrer Zusammenberufung zum öffentlichen Gottesdienste verstattet; zu anderen Zwecken als diesen darf aber die Glocke ohne ganz ausdrückliche Genehmigung der Polizei des Ortes nicht gebraucht werden.

„§ 12. Die Liturgie und der Katechismus, welche in der katholischen Kirche gebraucht werden, müssen zuvörderst dem Landesherrn zur Beurteilung und zur Genehmigung vorgelegt werden. Die außerordentlichen im Lande vorgeschriebenen Gebete sind in der katholischen Kirche wie in der protestantischen zu verlesen, weshalb der katholische Pfarrer die Anordnungen des Herzoglichen Konsistoriums zu erwarten und genau zu befolgen hat.

„§ 6. Was den äußeren Kultus der römisch-katholischen Kirche betrifft, . . . so hat der Pfarrer alles, was er hierunter vorzunehmen gedenkt, zuvörderst dem Herzoglichen Konsistorium zur Beurteilung und Einholung der landesherrlichen Entschließung berichtlich vorzulegen.

„§ 30. Die außerhalb der hiesigen Stadt im Lande wohnenden katholischen Glaubensgenossen verbleiben derjenigen Parochie, in welcher sie ihren Wohnsitz haben, auch fernerhin angehörig und haben daher auch die eigentlichen Parochialhandlungen, als Taufe, Trauung, Begräbnis, lediglich in der Parochie ihres Wohnortes und von dem Pfarrer desselben verrichten zu lassen. Dahingegen bleibt ihnen unbenommen, nicht nur den Gottesdienst der in der hiesigen Stadt wohnenden Katholiken zu besuchen und das Abendmahl daselbst zu genießen, sondern es wird ihnen auch nachgelassen, sich in ihrem Wohnorte selbst bei Krankheits- oder anderen als den obenerwähnten Parochialfällen des Beistands des hiesigen katholischen Geistlichen zu bedienen."

In Lippe wandten sich die Bischöfe von Paderborn schon seit dem Jahre 1856 wiederholt an die Regierung, den daselbst bestehenden, nur als Privatschulen betrachteten katholischen Schulen die Rechte und Emolumente der öffentlichen Schulen zu erteilen und die aus dieser Versagung sich ergebenden Mißstände zu beseitigen. Bis zur Stunde im wesentlichen umsonst (vgl. J. Freisen, Staats- und kirchenrechtliche Stellung der Katholiken im Fürstentum Lippe, Paderborn 1903, 31 ff.). Jetzt endlich ist zwischen der Regierung und dem Bischof ein Abkommen getroffen worden. Darnach behalten die katholischen Volksschulen ihren privaten Charakter, es werden aber vom Bischofe mit Genehmigung des Staatsministeriums Schulbezirke festgestellt, deren katholische Bewohner eine Schulgemeinde bilden; die Mitglieder dieser Schulgemeinden sind von der Zahlung der persönlichen Steuern an die sonstigen Schulkassen des Landes befreit. In diesen Schulgemeinden wird die Hälfte der Gehälter und Pensionen der angestellten Lehrpersonen aus staatlichen Mitteln zur Verfügung gestellt; Voraussetzung ist aber, daß die Schulen dauernd von mindestens 30 Schülern besucht werden. Schulen mit weniger als 30 Schülern kann im Falle des Bedürfnisses eine staatliche Beihilfe gewährt werden. Die Anstellung der Hauptlehrer erfolgt durch den Bischof mit Genehmigung des Ministeriums, hinsichtlich der übrigen Lehrkräfte lediglich durch den Bischof. Die Hauptlehrer beziehen dasselbe Gehalt wie die staatlichen Lehrer; das Minimalgehalt der Lehrerinnen ist 700 Mk. Es bedarf nur noch der Abgrenzung der Schulbezirke durch das bischöfliche Ordinariat. Das Inkrafttreten des neuen Gesetzes ist zum 1. Juli vorgesehen.

Angesichts solcher Kämpfe und Siege, namentlich auch des nunmehr doch gefallenen § 2 des Jesuitengesetzes hoffen wir um so stärker auf den endlichen Sieg des vom Zentrum eingebrachten allgemeinen Toleranzantrages.

Die neuere Pädagogik und die Konfessionsschule.

Von

Prof. Dr. Seidenberger, Friedberg (Hessen).

Der Kampf um die Schule ist in Preußen wieder entbrannt. In einer Erklärung des Vorstandes des Preußischen Lehrervereins wurde verlangt, daß für die Einrichtung der Schule in erster Linie pädagogische Gesichtspunkte maßgebend sein sollten und nicht lediglich konfessionelle Einflüsse. Man hat sich über das Unklare, Gewundene dieser Erklärung erstaunt. Liberale Lehrer sind in der Tat in einer peinlichen Lage, politisch sind sie Gegner der Konfessionsschule, anderseits wissen sie aber, daß die ganze moderne Pädagogik zur Konfessionsschule drängt und zwar ohne Unterschied, ob Volksschule oder höhere Schule, falls sie erziehlich wirken will.

Die moderne pädagogische Theorie beruht auf Herbart und seiner Weiterbildung durch Ziller, Rein, Stoy, Frick, Willmann. Ziel der Erziehung ist der Herbartschen Schule zufolge weniger der Erwerb von Kenntnissen, als die Bildung eines sittlich-religiösen Willens. Nicht Wissen sondern Gesinnung, Persönlichkeit soll erzeugt werden. „Die religiös-geweihte Persönlichkeit, zu welcher in den Schülern der Grund gelegt werden soll, wird ihr Ideal nur von der Person Christi selbst nehmen können, und das die letzte Aufgabe des erziehenden Unterrichts sein, den Zögling zu Christus zu führen, seine Persönlichkeit, soweit das hier schon möglich ist, verklärend hineinzubilden in das Bild Christi." — Nach Ziller-Just Allgem. Pädagogik, S. 21 ff. — Hier haben wir schon die Konfessionsschule! Denn die Simultanschule wird doch nicht auch die jüdischen Schüler zu Christus hinführen wollen, das wäre ja die reinste Proselytenmacherei!

Wenn aber als Führer zu Christus „dessen Persönlichkeit immer von neuem anzuschauen, in ihr Wesen immer tiefer sich zu versenken, es immer voller zu verstehen, letztes Ziel alles erziehenden Unterrichtes bleibt" Paulus und Luther hingestellt werden — O. Frick, Aphorismen zur Theorie eines Lehrplanes, im 5. Heft der Lehrproben und Lehrgänge, Waisenhaus, Halle —, so haben wir auch die Scheidung in evangelische und katholische Schule.

Durch Anschauung typischer Begriffe und Interessen- und Gesinnungskreise sollen Gemüt und Charakter und Persönlichkeit des Schülers gebildet werden. Solche Begriffszentren sind Ehre, Recht, Freiheit, Gott und Welt, Leben und Tod, Heim und Haus, Sünde, Sühne, Gnade. „Dahin gehören auch die großen Fundamentalbegriffe der christlichen Religion: Sünde und Buße, Gnade und Glauben, Erlösung und neues Leben, Gottestreue, Gottesliebe, auf ewige Heimat gerichtetes Heimatgefühl und Heimweh, vor allem der Begriff der Kirche, der universellste, dessen Realität selbst eine Ewigkeitsmacht ist und in dessen tieferes Verständnis die Schüler allmählich hineinzuführen die Schule ganz ebenso die Aufgabe hat, als in das Verständnis der Begriffe Heimat, Vaterland, Nation." (O. Frick, Zur Charakteristik des elementaren und typischen Unterrichtsprinzips im 9. Heft der Lehrproben und Lehrgänge S. 24.) Soll das die Simultanschule? Wie sollte sie es fertig bringen?

Ja, sagt man, auch in der Simultanschule haben wir konfessionellen Religionsunterricht, dem mag diese Aufgabe zufallen. Die Antwort hierauf liegt in folgendem. Eins der **Hauptmittel**, womit die neuere Pädagogik ihr Ziel zu erreichen strebt, ist das Zusammenwirken aller Unterrichtszweige, die Einheit des Unterrichts; Konzentration ist deshalb eine stets wiederkehrende Forderung. Wird aber für die übrigen Lehrfächer der Schule eine Verbindung durchgeführt, für den Religionsunterricht aber nicht, weil sie nicht durchführbar ist, da die Kinder unter sich und die Lehrer unter sich verschiedenen Religionsbekenntnisses sind, dann fällt der Religionsunterricht aus dem Lehrbetrieb des übrigen Unterrichts völlig heraus, er steht isoliert da, ein haltloser Anachronismus. Werden die im Religionsunterricht gewonnenen Begriffe und Grundsätze in den übrigen Unterrichtsstunden nicht berücksichtigt und verwertet, so haben sie im Gedächtnis des Schülers keine Halt- und Stützpunkte und in seinen Augen keinen Wert. Daher die Isoliertheit, in der tatsächlich jetzt schon der Religionsunterricht in den Simultanschulen sich befindet, und die um so größer ist, je mehr die übrigen Unterrichtsfächer methodisch verbunden werden. **Je besser die Simultanschule, desto weniger paßt der konfessionelle Religionsunterricht hinein.**

Klar sehende Pädagogen sind sich dieser Sachlage auch voll bewußt. Der frühere Geheime Oberschulrat Schiller in Gießen schreibt in seiner Geschichte der Pädagogik S. 382: „Der Religionsunterricht geriet durch die kirchlichen Streitigkeiten der letzten Jahrzehnte, namentlich für die katholischen Schüler, in mehrfach mißliche Lage, und es konnte der Gedanke auftauchen, ihn aus der Zahl der obligatorischen Unterrichtsgegenstände zu entfernen. Wie verfehlt das wäre, zeigt die einfache Erwägung, daß die Zahl der Familien, welche ihre Kinder höheren Lehranstalten zuweisen, ohne einer bestimmten Religion anzugehören, verschwindend klein ist. **Heikler ist die Schwierigkeit, bei den meist paritätischen Anstalten, den Religionsunterricht auch durch die Person der Lehrer mit den übrigen Unterrichtsgegenständen in enge Verbindung zu setzen, und in Süddeutschland ist ihre Lösung beinahe völlig aufgegeben.**" Und doch muß demselben Verfasser zufolge, der freilich persönlich dem kirchlichen Leben völlig fremd, fast feindlich gegenüberstand, „die Verbindung vor allem des Religionsunterrichtes mit dem gesamten Schulunterricht in einer Zeit als die wichtigste Aufgabe erscheinen, in der nur eine tiefe religiöse Ueberzeugung Festigkeit in großen Kämpfen verleihen kann." — Ebenda S. 377.

Also: Entweder — oder. Entweder Verzicht auf die wichtigste Aufgabe der Zeit oder Konfessionsschule!

Aller Unterricht soll, so verlangt es die neuere Erziehungslehre, ausgehen von der Heimat des Schülers, anknüpfen an seinen Erfahrungskreis. So hat man ein eigenes Fach geschaffen: die Heimatkunde. Aber in der Heimatgemeinde steht auch die Kirche, und in ihr vereinigt sich gar oft, was die Gemeinde besitzt an Kunst und Pracht, in der Kirche vollzieht sich ein gut Stück des idealen Volkslebens, und gerade an der Kirche drückt sich die Heimatkunde scheu vorbei, denn die Schule ist simultan und die Kirche konfessionell.

An den Erfahrungskreis des Schülers soll man anknüpfen. Aber den tiefsten und mächtigsten Eindruck auf das Innenleben des Schülers macht die Religion mit ihren kirchlichen Festen; aus ihnen schöpft Kunstgefühl und Phantasie des Kindes die erste ideale Anregung. Wie will die Simultanschule diese Momente aus dem Erfahrungsleben des Schülers vertiefen und verwerten?

Die Schule soll erziehen fürs Leben und in Verbindung bleiben mit dem Leben. Auch diese Forderung stößt in der Simultanschule überall auf Hindernisse. „Und die Volkssitte", fragt der Herausgeber der „Lehrproben und Lehrgänge", Heft 8, S. 12, „was hat die Schule bisher getan, das Verständnis für dieselbe zu wecken und zu pflegen, obwohl sie soviel zur Erhaltung derselben tun könnte, sich selbst nicht weniger als dem Volkstum zum Gewinn und Segen". Ja, wo immer sich die Volkssitte anlehnt an das kirchliche Leben, und das ist ja meist der Fall, da wird sie von der Schule ignoriert, denn die Schule ist simultan.

Und ein ganz ähnlicher Gesichtspunkt bestimmt den Katholiken O. Willmann — Didaktik als Bildungslehre, 3. Aufl. S. 534 — für Erhaltung der lutherischen Schulen einzutreten: „Die Lehre Luthers, daß der Glaube das Köstlichste und die heilige Schrift das Wort Gottes ist, und die Gesänge, die ihr Ausdruck geben, haben ausend deutsche Herzen erfüllt und gehoben, und die protestantische Schule hat die Pflicht, diese Lehre aufrecht zu erhalten gegenüber dem gleich sehr unchristlichen wie undeutschen Wahne, daß der Glaube etwas Gleichgültiges sei."

Zum Leben, wofür die Schule erziehen soll, gehört eben auch das christliche Leben. Und wie will die Simultanschule hierzu erziehen? Mit logischer Schärfe sagt hierüber H. Schiller, Handbuch der praktischen Pädagogik, 2. Aufl. S. 135—136:

„Daß die christliche Schule auch die Schüler zur Erfüllung der durch das Christentum vorgeschriebenen religiösen Pflichten erziehen soll, ist eine Forderung, die keinen Widerspruch finden wird. Daß der Schüler also zur Gottesfurcht und Scheu vor dem Heiligen erzogen werde, versteht sich von selbst. Aber so leicht dieser Grundsatz an und für sich aufzustellen ist, so schwer ist seine Verwirklichung. Die **konfessionelle Schule** findet hier keine anderen Schwierigkeiten, als die ihr in den verschiedenen Schattierungen der subjektiven religiösen Meinung bei Eltern und eventuell bei Lehrern und älteren Schülern entgegentreten.

Diese erleichtern die Erreichung des Zieles zwar nicht, aber man kann doch auch nicht behaupten, daß sie es unmöglich machen. Erheblich schwieriger gestaltet sich diese Aufgabe bei den **konfessionslosen Schulen; hier müssen sich öfters die religiösen Anschauungen der verschiedenen Konfessionen** samt den innerhalb derselben vorhandenen Schattierungen **kreuzen** und **in dem jugendlichen Gemüte Verwirrung hervorrufen.** Wenn sich die Gottesfurcht in jeder Konfession in ziemlich gleicher Weise nach den Begriffen einer beherrschenden Allmacht, einer alles umfassenden Liebe, einer die Welt ordnenden Weisheit und einer alles übertreffenden sittlichen Heiligkeit gestalten läßt, und der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode und an eine ausgleichende Gerechtigkeit allen christlichen Konfessionen gemein ist und auch das Judentum nicht zurückstößt, so ist das doch nicht bei der dogmatischen Ausgestaltung der Fall. Schon Luther hat die Ansicht ausgesprochen, daß in der Schule nicht von Hadersachen geredet werden dürfe; **es war leicht zu einer Zeit wo die Schule konfessionell war.** Heute braucht man nicht davon zu reden — diese negative Seite ist die leichtest erfüllbare — sondern die Unterlassung der Gewöhnung ist es, welche die Störung und die Unzufriedenheit hervorruft. Daß man sich durch allerhand kleine Mittel über diese Frage hinweghilft, ist bekannt genug. **Aber wenn mit der weiter unten zu erhebenden Forderung der einheitlichen Gestaltung des erziehenden Unterrichts Ernst gemacht werden soll, so entstehen hierbei Hindernisse, die gar nicht zu überwinden sind. Und es bleibt dem konsequent urteilenden Verstand nur die Wahl zwischen zwei Wegen. Entweder man macht die höheren Schulen konfessionell, so lange das Elternhaus konfessionell ist, oder man macht die Schule konfessionslos, dann muß man aber Forderungen nicht erheben, welche nicht durchzuführen sind,** und über deren Nichterfüllung sich nur Heuchelei, Unverstand oder Fanatismus täuschen kann." Die Forderung, auf deren Erfüllung man in der Simultanschule also verzichten muß, ist die Erziehung zum christlichen Leben!

Es sind die drei hervorragendsten Vertreter des erziehenden Unterrichts, deren Urteile wir hier wiedergaben; der eine, O. Frick, war gläubiger Protestant, der andere, O. Willmann, ist gläubiger Katholik; diese treten zugleich aus Herzensüberzeugung für die Konfessionsschule ein; von der Seite des nüchtern urteilenden Verstandes aus kommt der dritte, Schiller, zu gleichem Ergebnis; ob Schiller religionslos war, wage ich nicht zu behaupten, jedenfalls stand er mit seiner protestantischen Anschauung sehr weit links; aber es war ein konsequent urteilender Kopf.

Beifügen wollen wir noch, daß auch die neueste aus der Herbartschen Schule hervorgegangene Publikation, die „Pädagogik in systematischer Darstellung" von W. Rein, erster Band 1903, den Familien das Recht auf konfessionelle Schulen gewahrt wissen will. W. Rein spricht sich ähnlich wie Willmann gegen zu straffe Zentralisation der Schule durch den Staat aus. Bezüglich der Konfessions- und Simultanschule macht er folgenden Vorschlag: Zur Gründung von Schulen dürfen zusammentreten: 1. die Glieder der staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften, 2. die Glieder der Dissidenten, beide zur Errichtung von Konfessionsschulen, 3. Familien verschiedener Bekenntnisse zur Errichtung von Simultanschulen. „Eine Schule im Sinn des Familienrechtes löst die alte Streitfrage von Konfessions- und Simultanschulen ganz von selbst und zwar streng im Sinn der Gewissensfreiheit. Jeder kann die Schule bekommen, die er wünscht, ohne daß andere beeinträchtigt werden." (S. 542.)

Zum russisch-japanischen Kriege.

Von

M. Geßner, Augsburg.

Es ist nicht mein Plan, die Aussichten der beiden kriegführenden Teile zu erörtern. Auf diesem Gebiete leisten allerhand höhere und niedere Militärs „a. D.", Leute, die offenbar nicht wegen des Uebermaßes ihrer strategischen Kenntnisse zu früh „a. D." wurden, mehr als genug. Ich will auch nicht gegen die den Russen oder Japanern entgegengebrachten Sympathien ankämpfen. Die meistens falschen Urteile der Amateurstrategen vermögen den Gang der Ereignisse nicht zu beeinflussen, und die Sympathien der ganzen Welt können keine einzige Kanone ersetzen. Diesbezügliche Stilübungen sind also ziemlich überflüssig, und im übrigen kann der aufgebotene Scharfsinn leicht zum verkehrten Loch hinausgehen, weil man heutzutage nicht mehr eher sagen kann wer siegt, als bis der Friede geschlossen ist. Aber vielleicht darf man doch im Namen des gesunden Menschenverstandes ein Wort einlegen gegen die fast skandalöse Art und Weise, wie in einem großen Teil der Presse mit dem Volk Europas und nicht zuletzt Deutschlands Schabernack getrieben wird.

Es gibt eine Reihe von Blättern, die den größten Unsinn unbedenklich abdrucken, einerlei, ob er dieser oder jener der beiden Mächte Vorteil oder Nachteil verkündet. Das ist zwar nicht geistreich, aber immer noch unparteiisch. Zu diesen Blättern gehören auch diejenigen, die stets, sobald die Nachrichten der offiziellen Telegraphenbureaus bekannt geworden sind, aus Tokio ꝛc. erst eine Bestätigung „erhalten". Ein sehr großer Teil der Presse ist bedingungslos japanfreundlich, auch wenn man die Gesamtheit der Europäer und sich selbst zu Idioten stempeln muß. Die Japanfreundlichkeit ist bei vielen Nichtengländern tatsächlich schon bis zum Schwachsinn fortgeschritten. Der Brite weiß, weshalb er Rußland haßt, ohne Japan zu lieben, und wahrscheinlich betrachtet er die in seiner Presse getriebene falschmünzerische Stimmungsmache selbst als solche. Weiß aber auch so mancher Deutsche, weshalb er für Japan schwärmt? Viele wissen es ganz bestimmt nicht. Bei ihnen wächst die Begeisterung im Quadrat der Entfernung und der mangelnden Kenntnis. So wenig man vom Russen auch weiß, so kennt man doch schon zuviel von ihm, um ihn nicht dem fernab wohnenden Japaner gegenüber als minderwertig anzusehen. Der Russe ist von jeher als guter Soldat bekannt, aber auf einmal ist das anders geworden. Die russische Oberleitung ist unfähig im höchsten Grade; General Kuropatkin wird von Leuten, die nie einen geschliffenen Säbel oder eine Kanone gesehen, wie ein dummer Junge behandelt, der sich von jedem in seine Pläne hineinreden läßt. Die japanischen Generale dagegen sind Genies, die stets nach „wohlüberlegten" Plänen handeln. Als wenn man bis jetzt den Krieg als Zufallsspiel betrieben hätte! Und das alles, weil am Yalu 12—15,000 Russen von 50—60,000 Japanern besiegt wurden, weil bei Kintschou und Wafangou japanische Truppenkörper halb so starke oder noch geringere russische Abteilungen zurückwarfen unter sehr erheblichen eigenen Verlusten. Zwar das Pulver hat ja ein Europäer erfunden; aber die Japaner haben ein Pulver erfunden, das unwiderstehlich alles in die Luft reißt, so daß man es nur der japanischen Gutmütigkeit zuzuschreiben hat, wenn nicht Port Arthur schon in die Luft gesprengt ist. Wenn der Japaner den Russen nicht anders zu packen weiß, „umgeht" er ihn einfach, denn der Russe muß sich das ruhig gefallen lassen. Nicht nur der Russe, sondern überhaupt der Europäer ist dem Japaner gegenüber minderwertig. Man höre nur, weshalb: An sich ist das Gehirn des Japaners etwas kleiner als das des Europäers, aber im Vergleich zur Körpergröße, also „relativ", hat er ein größeres Gehirn, „was die erstaunliche Fähigkeit der japanischen Rasse und ihre intellektuellen, politischen und ökonomischen Fortschritte erklären könnte." Wir haben also die prächtige Regel: Je kleiner, desto intelligenter, je größer, desto beschränkter. Diesen Unsinn, dessen sich ein vernünftiger Mensch schämen sollte, las ich in einem Münchener Blatt, das schon offizielle Telegramme zugunsten der Japaner direkt gefälscht und ins Gegenteil verkehrt hat, wahrscheinlich, weil das europäische Gehirn nicht ganz richtig funktioniert. Angesichts eines solchen Unfugs, meine ich, ist ein Protest am Platze. Wenn man sich selbst schon als Schwachkopf bezeichnen will, sollte man andere Leute aus dem Spiel lassen.

Zu dieser Sorte von Japanfreunden gehören auch diejenigen, die im Heidentum der Japaner den Grund ihrer Erfolge sehen, die ich zwar nicht unterschätze, die aber auch nicht gar so wunderbar sind. Geradezu rührend war es, als sich die „M. N. Nachr." vor längerer Zeit aus Wien die beruhigende Kunde melden ließen, daß man in Japan nicht daran denkt, das Christentum offiziell einzuführen. Das könnte natürlich der höheren Intelligenz schaden. — Sehr gerührt hat es offenbar auch die Projapaner, als sie dieser Tage zu melden wußten, die Japaner europäisierten sich immer mehr, ihre Füße seien im Wachsen begriffen und ihre bis jetzt echt mongolischen Angesichter würden immer schöner. Einer der kaiserlich-japanischen Prinzen gleiche schon — Kaiser Wilhelm. Schöner wäre natürlich die Sache noch, wenn die Japaner einmal so weit voran wären, daß man es als einen Vorzug betrachten müßte, wenn wir uns „japanisierten" und auf einmal Schlitzaugen bekämen. Dann könnte die Selbstverachtung der „blamierten Europäer" wahre Orgien feiern.

Es ließe sich noch manche lächerliche Leistung der Projapaner verzeichnen, aber für einen gesunden Menschen ist die Arbeit zu schmerzhaft. Leider machen auch viele Katholiken den Rummel mit. Und doch haben wir nach den zweifellos sachverständigen Urteilen von in der Mandschurei und anderswo lebenden Missionaren nicht den geringsten Grund, uns mehr für die Japaner zu begeistern, als ein recht kühler Verstand zuläßt.

Klerus und Politik.

Von

Redakteur Jos. Massarette, Luxemburg.

Von kirchenfeindlicher Seite wird dem katholischen Klerus immer wieder ans Herz gelegt, der Politik fern zu bleiben. Dabei wird das Interesse der Religion vorgeschützt, die zu erhaben sei, um mit dem Kampf der Parteien in Berührung gebracht zu werden. Stoßen diese sonderbaren Wächter der Religion einmal auf eine Aeußerung eines Bischofs, die ihnen Recht zu geben scheint, so schlagen sie daraus gehörig Kapital. Einer der wenigen französischen Bischöfe, deren Namen seit einigen Jahren mit Anerkennung in der antiklerikalen Presse genannt werden, ist bekanntlich Msgr. Lacroix von Tarentaise, welcher der kulturkämpferischen Regierung gegenüber bisweilen wenig Rückgrat gezeigt hat, dagegen energisch aufzutreten wußte, um seinem Klerus jede politische Tätigkeit zu verleiden. Diese Tendenz lag besonders jenem Rundschreiben zugrunde, das den Kulturkämpfern aller Länder wie eine frohe Botschaft klang und von ihnen gegen die ihrer Pflichten voll und ganz bewußten und ihre Zeit verstehenden Geistlichen mit Wonne ausgeschlachtet wurde. Den aus seinem Schreiben gezogenen Schlüssen hat der Bischof endlich selbst widersprochen.

Als kürzlich die „Flandre libérale" behauptete, Msgr. Lacroix verurteile die Haltung des belgischen Klerus vor den Wahlen, ging diesem Genter Blatt folgendes Schreiben des Bischofs zur Veröffentlichung zu:

„Gott bewahre mich davor, an euren Kämpfen irgendwie teilnehmen zu wollen. Ich halte nur darauf, zu erklären, daß ich bei meinem Rundschreiben über die Rolle des Klerus bei den Wahlen lediglich die Priester meiner Diözese im Auge hatte und keineswegs mir anmaßte, dem Klerus der anderen Länder Lehren zu erteilen. Ich bin der Meinung, daß in diesen kitzlichen Angelegenheiten jeder Bischof am besten über die Taktik urteilt, die zu befolgen ist zur Wahrung der religiösen Interessen, für die er verantwortlich ist. In Tarentaise ist uns durch lokale Umstände die äußerste Zurückhaltung geboten. Aber ich weiß, daß z. B. in Deutschland der katholische Klerus der Zentrumsfraktion eine sehr wirksame Beihilfe leistet, die der Kirche zum größten Nutzen gereicht. Es gibt also in dieser Frage weder eine bestimmte Doktrin noch eine absolute Regel. — Darum würde es mich schmerzen, wenn man sich meines Namens bediente, um in Ländern, für die mein Wort jeglicher Autorität entbehrt, die Tätigkeit des Klerus zu behindern oder zu tadeln." —

Von diesem Dokument werden natürlich die wenigsten der antiklerikalen Lobhudler des Tarentaiser Oberhirten Notiz nehmen. Dieselbe Taktik des Schweigens beobachtete ja auch ihre Presse gegenüber der wiederholten offiziellen Feststellung, daß jenes vielbesprochene Rundschreiben Pius' X., das mit Unrecht als allgemeines Verbot für die Geistlichen, sich um Politik zu kümmern, aufgefaßt wurde, ausschließlich und ausdrücklich an die Italiener gerichtet war, die aus besonders wichtigen, nur für Italien geltenden Gründen an dem politischen Leben nicht teilnehmen dürfen.

Das betonte noch jüngst im Ausschusse der bayerischen Reichsratskammer Frhr. v. Soden, der sich dem Grafen Moy gegenüber der politischen Rechte des Klerus entschieden annahm. Indem er erklärte, es sei eine anerkannte Pflicht der Geistlichen, sich um das öffentliche Leben zu kümmern und sich als Privatperson am Wahlkampfe zu beteiligen, vertrat er voll und ganz den Standpunkt Leos XIII. und Pius' X. Mit Recht schrieb Redner die traurige Lage der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich zum guten Teil dem beklagenswerten Umstande zu, daß dort die Geistlichen aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet sind; gerade Frankreich beweise, wie notwendig es sei, daß der Klerus Fühlung mit der Bevölkerung auch im öffentlichen Leben habe.

Diese Notwendigkeit stellt Mfgr. Lacroix für seine Diözese in Abrede. Besondere Umstände lassen es ihm als notwendig erscheinen, daß seine Geistlichen die Finger von der Politik lassen. Er will seinen Fall mehr als eine Ausnahme betrachtet wissen. Inwieweit dieselbe berechtigt ist, haben wir nicht zu untersuchen. Jedenfalls können die Antiklerikalen mit dem Bischof von Tarentaise nicht mehr Staat machen, wollen sie nur ein wenig ehrlich sein.

Der Kulturkampf in Frankreich.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Im Budgetausschuß wollten mehrere Mitglieder näheres über das Verhältnis der Regierung zum Heiligen Stuhl wissen. Combes und Delcassé (Auswärtiges) verweigerten jegliche Auskunft, nur versicherte Combes, der bisherige Botschafter Nisard werde nicht mehr nach Rom zurückkehren. Ob die Botschaft wieder besetzt oder aufgehoben wird, darüber schweigen beide Minister sich aus. Offenbar weil man hierdurch Rom einzuschüchtern glaubt. Außer Delcassé sollen Rouvier (Finanzen), Chaumié (Unterricht), André (Krieg) und Marejauls (Ackerbau) gegen die Trennung von Kirche und Staat, den Bruch mit Rom sein. Combes hat trotz aller feindseligen Erklärungen bisher stets darauf gesehen, das Konkordat zu erhalten und es zur Bedrängung der Kirche zu mißbrauchen. Und er dürfte in dieser Richtung wohl noch recht lange beharren. Vor den Neuwahlen (1906) ist nicht an den Bruch mit Rom zu denken, denn derselbe würde den größten Teil der Wähler stutzig machen. Freilich drohte Combes schon mehrfach mit dem Bruch oder vielmehr mit der Versicherung, er werde bis zum äußersten gehen. Der Marineminister Pelletan hält fortwährend Tischreden in der Provinz, um das gleiche zu versichern. Mehrere der erklärtesten Stützen des Ministeriums tun dasselbe. Jaurès, das Haupt der Sozialistengruppe, verkündete in einer Versammlung zu Rouen die baldige Abschaffung des Konkordates, Trennung von Kirche und Staat. Da die Sozialistengruppe den Ausschlag zu geben pflegt, hat diese Ankündigung ihre Wichtigkeit. Anderenteils sind jetzt acht Bischofsitze erledigt, davon drei schon seit mehr als drei Jahren, da der Papst die von Waldeck-Rousseau vorgeschlagenen Ernannten nicht annehmen kann. Für die anderen erledigten Sitze sind keine Vorschläge gemacht. Ihre Zahl kann schnell steigen, denn fast alle Bischöfe sind bejahrte Männer, Greise. Irgendwelche Versuche zur Besetzung dieser Posten finden nicht statt. Der Nuntius ist freilich noch hier. Aber beim päpstlichen Stuhl ist nur noch ein Attaché, der blos die laufenden kleinen Sachen zu besorgen hat. Der Papst zeigt sich so überlegen, daß er von dieser wohl nicht unabsichtlichen Unfreundlichkeit gar nichts merkt.

Combes beeilt sich, das am 7. von der Kammer genehmigte Gesetz der Abschaffung des Restes von Unterrichtsfreiheit in Wirksamkeit zu setzen. Laut seinen Verordnungen müssen bis zum 16. Juli alle von Ordensleuten geleiteten Schulen geschlossen sein. Da es sich um 4—500,000 Schulkinder handelt, sollte man glauben, daß entsprechende Vorsorge getroffen wäre. Das aber ist nicht der Fall. Einem Teil der Ordensschulen wird längere Frist zugestanden werden müssen, ein Teil der Kinder wird in neugegründete freie, weltliche Schulen aufgenommen werden. Es ist hier wie anderswo. Den Tagesherrschern liegt wenig daran, ob die Kinder unterrichtet werden oder nicht, Hauptsache ist ihnen, daß dieselben entchristlicht, dem „klerikalen Einfluß" entzogen werden. Es soll ein unchristliches Geschlecht herangezogen werden, gleich jenem der ersten Revolution, welches dann, zum Schrecken Europas, auf zahllosen Schlachtfeldern aufgerieben wurde, so daß es eigentlich keine Nachkommen gehabt. Hier flößt das heranwachsende Geschlecht selbst bei Kirchenfeinden schon allerlei Besorgnisse ein. Die Zahl der ohne Christentum Aufgewachsenen hat sich stark gemehrt, namentlich in den Großstädten, obenan Paris, welches ja in der Politik den Ausschlag gibt. Die Zahl der jugendlichen Verbrecher hat sich verzehnfacht! Darüber kann kein Zweifel herrschen: Wenn es noch einmal zu einem allgemeinen Umsturz kommen sollte, würden wir in Paris wohl noch schlimmere Dinge erleben, als bei der Umwälzung vor hundert Jahren. Im Ausland scheint man immer noch in dem Dusel blinder Nachahmung Frankreichs zu leben, aus der Geschichte nichts gelernt zu haben. Anders läßt es sich nicht erklären, daß es auch in Deutschland große Parteien gibt, für welche das höchste Ziel, die wichtigste Aufgabe der Gegenwart darin besteht, den Religionsunterricht als „unpädagogisch" aus der Schule zu verbannen. Und selbst Lehrertage stimmen in diesen Ton ein! Wenn sie, wie wir hier, die Früchte der religionslosen Erziehung aus erster Hand unverfälscht gekostet, würden sie doch wohl etwas nachdenklich werden.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Politik scheint wieder in den Sommerfrischen betrieben werden zu sollen, wie zu den Zeiten, als fremde Staatsmänner nach Kissingen oder Varzin kamen. Herr Witte, der Präsident des russischen Ministerkomitees und Leiter der Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland, hat die lange Bahn- und die kurze Seefahrt nicht gescheut, um unseren Reichskanzler auf der Insel Norderney aufzusuchen. Eine Artigkeit, die zu nichts verpflichtet, aber doch einiges hoffen läßt. Vor zwölf Jahren waren die russischen Herren nicht so reiselustig, sondern ließen die Dinge an sich herankommen. Und vor zwei Jahren noch spielte gerade Herr Witte, damals noch der regierende Finanzminister, den bergeversetzenden Mohammed gegenüber dem deutschen Tarifentwurf. Jetzt macht er eine weite Wallfahrt zu denselben deutschen Mindestzöllen, die niemand so verächtlich besprochen hat wie er. Der ostasiatische Krieg als Erzieher!

Die Minister haben in Norderney nicht bloß ein Plauderstündchen zwischen zwei Frühstücken gehalten, sondern regelrechte Arbeit geleistet mit dem ganzen geheimrätlichen Apparat. Den Erfolg derselben haben sie natürlich nicht gleich an der „Giftbude" ausgeplaudert. Wenn ein Berichterstatter meldet, Rußland wolle sich die agrarischen Mindestzölle Deutschlands gefallen lassen, aber Deutschland müsse auch die hohen Industriezölle Rußlands auf sich nehmen, so ist das eine Kombination, die auch am heißesten Tage keinen Schweiß kostet. Dabei ist noch ein kritischer Punkt ersten Ranges unter den Tisch gefallen. Unsere Industrie kann die hohen Zollsätze Rußlands allenfalls ertragen, wenn sie volle und gesicherte Gleichstellung mit den Wettbewerbern findet. Die stärkere Belastung der Landeinfuhr gegenüber der Seeeinfuhr ist eine Differenzierung zuungunsten Deutschlands, die unbedingt fallen muß.

Einen argen Mangel an Verständnis und Takt verraten diejenigen, die jetzt kindisch jubeln: Etsch, Rußland hat Angst wegen der Schlappe in Ostasien, es muß Deutschland nachlaufen, um sich dessen wohlwollende Neutralität zu sichern! Herr Witte weiß ganz genau, daß Deutschland auch bei gescheitertem Handelsvertrag neutral bleiben würde, weil es bei der jetzigen hochpolitischen Lage neutral bleiben muß. Er läßt sich von der Erkenntnis leiten, daß es jetzt wesentlich darauf ankommt, den Handel und Wandel im schwerbelasteten Zarenreiche in Gang zu halten, damit die wirtschaftlichen Wirkungen des andauernden Krieges möglichst gemildert werden. Deshalb sucht er einen Zollkrieg zu vermeiden. Vielleicht verfolgt er daneben noch den Zweck, sich den deutschen Geldmarkt zugänglich zu erhalten.

Daß Rußland eine politisch-militärische Gegnerschaft Deutschlands nicht zu fürchten braucht, hat das neueste Sensationstelegramm unseres Kaisers nochmals recht klar gemacht. Das Wyborgsche Regiment, dessen Ehrenchef der Deutsche Kaiser ist, hatte seinen bevorstehenden Abmarsch zum Kriegsschauplatze dem Kaiser gemeldet; die Antwort war ein warmer soldatischer Glückwunsch, wie es bei der Denk- und Sprechart Sr. Majestät üblich ist. Daraus haben nun unberufene Wächter der japanischen Interessen einen Bruch der Neutralität heraushören wollen, und einige haben sogar an das Telegramm von 1896 — Ohm Krüger erinnert. Das ist Hyperkritik. Die gelben Kämpfer können fürwahr mit der reellen Neutralität der weißen Großmächte zufrieden sein. Daß wir mit dem russischen Nachbar die althergebrachten Höflichkeiten aufrechterhalten, werden sie schon gestatten müssen; denn es steht nirgends geschrieben, daß die Neutralität den nachbarlichen Verkehr verbietet.

Während der sog. Ferienzeit ist nicht bloß die Handelsvertrags-Konferenz von Norderney zustande gekommen, sondern auf die Kieler Monarchenbegegnung ist nun auch noch der Abschluß des nicht mehr ungewöhnlichen Schiedsvertrages zwischen Deutschland und England gefolgt. Der Vertrag an sich hat nicht viel zu bedeuten. Nur die Streitfragen rechtlicher Natur, bei Leibe nicht die großen Konflikte wegen „Lebensinteresse, Ehre und Unabhängigkeit der Staaten", werden dem Haager Schiedsgerichte vorbehalten. Ja, für diese minderwertigen Streitfälle wird nicht einmal der Gang des Verfahrens von vornherein geregelt, sondern noch einem besonderen Abkommen in jedem Falle vorbehalten. Diese ungeheuer vorsichtigen Schiedsgerichtsverträge sind ein Modeartikel, Sport in der Politik. Wie der Sport die Entwicklung eines einzelnen Betriebszweiges fördert, so kann man von dem Spiel mit den Schiedsgerichtsverträgen erhoffen, daß es den Gedanken des völkerrechtlichen Friedensgerichts warm erhalte und die allmähliche Verwirklichung begünstige. Der neue deutsch-englische Vertrag hat als Symptom Bedeutung, indem er in Verbindung mit dem Abkommen wegen Egyptens die Gleichstellung Deutschlands mit Frankreich in ihren Beziehungen zu England herbeiführt. Darum

sind auch die Chauvinisten in Frankreich sehr verschnupft, weil die Ferienereignisse ihren schönen Traum von der „Isolierung Deutschlands" zerstört haben. Träume sind Schäume. Deutschland läßt sich nicht so leicht isolieren.

Deshalb braucht auch Deutschland niemandem nachzulaufen und sich dem Verdacht der Zudringlichkeit nicht auszusetzen. Die richtige Grenze ist nicht leicht einzuhalten und es scheint uns, als ob sie in der großen deutschen Flottenparade in Plymouth ein wenig überschritten worden sei. In militärischen Schaustellungen und Festen zu Wasser und zu Lande wird überhaupt zu viel geleistet. Ist dieser Prunk- und Sporttrieb unüberwindlich, so möge er sich wenigstens in dem eigenen Lande halten; da draußen in der Fremde sind die Geschmäcker verschieden und die Zungen spitz.

Die regelmäßige Nordlandsfahrt des Kaisers gehört zu den beruhigenden Wetterzeichen. Europa fühlt sich behaglich in der Friedenszuversicht — trotz dem ostasiatischen Kriege. Vielleicht kann man sagen: wegen desselben. An der hochpolitischen Wage ist gleichsam das Zünglein festgebunden. Rußland hat auf absehbare Zeit keine Hand für die europäische Seite des Globus frei.

Zu den drei großen Kriegsereignissen (Jalu, Kintschou, Wanfangou) ist jetzt als viertes die Eroberung von Kaitschou (Kaiping) getreten. Wieder ein umsichtig vorbereiteter und tapfer durchgesetzter Erfolg der Japaner, der ihre Strategie einen Schritt näher zum Ziele bringt. Auf Kaitschou soll schon nach den letzten Depeschen Jakou gefolgt sein; das würde bedeuten, daß die Japaner ihren einschnürenden Halbkreis schon bis nach Niutschwang getrieben und die russische Hauptmacht sowohl vom Meere als von dem neutralen China abgesperrt hätten. Wenn nicht alles täuscht, wird jetzt der Hauptstoß gegen die Armee Kuropatkin vom Westen und Süden aus erfolgen, während es zu Beginn des mandschurischen Feldzuges den Anschein hatte, als ob die Japaner ihn von Osten und Norden her zu umfassen und ihn nach der Kwangtung-Halbinsel oder nach dem neutralen China zu drängen suchen würden. Dadurch hätte er das Schicksal Bazaines in Port Arthur oder das Schicksal Bourbakis an der Grenze gefunden. Inzwischen hat nun Kuropatkin sich zu einer Südwärtsbewegung verleiten lassen, obschon doch die Notwendigkeit der Sicherung nach Norden recht deutlich vorlag. Die Entsendung des unglückseligen Stackelbergschen Korps war der erste Schritt auf der schiefen Ebene. Man sagt, daß diese gefährliche Verschiebung seiner Kräfte dem General Kuropatkin von Petersburg aus (vielleicht unter Mitwirkung des eifersüchtigen Statthalters Alexejew) aufgezwungen worden sei. Andere meinen, die Japaner hätten durch raffinierte Manöver (Rückzugsbewegungen auf ihrem rechten Flügel und kühne Vorstöße auf dem linken) die Russen in die Falle gelockt. Jetzt riecht es nach Sedan. Das Regenwetter ist offenbar nicht so schlimm, um den Japanern, die mehr auf den Höhen sich halten, das Vorgehen unmöglich zu machen; aber in dem sumpfigen Tale, wo Kuropatkin steht, sind allem Anscheine nach die Wege so schlecht, um den rechtzeitigen Rückzug im Falle einer Schlappe zu vereiteln. Der Generalissimus der Japaner, Oyama, ist erst letzte Woche auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen. das deutet darauf hin, daß die schlitzäugigen Strategen jetzt den Zeitpunkt für gekommen erachten, das langsam und mühselig gestellte Netz zuzuziehen. Tolle Berichte über japanische Riesenverluste bei Port Arthur dienen der öffentlichen Meinung Rußlands als Riechfläschchen. Augenblicklich ist aber Port Arthur Nebensache; im Liaotale wird Vabanque gespielt. —

Wenn wir von dem interessanten Kriegstheater zu der innerpolitischen Werkstätte zurückkehren, so verdient der dauerhafte bayerische Landtag eine Erwähnung wegen der Verhandlung über die Proportionalwahlen, die durch einen Verlegenheitsantrag der Liberalen auf die Tagesordnung gekommen waren. Wie der preußische Liberalismus durch die Schulfrage, so war der bayerische durch die Wahlfrage in taktische Nöten geraten. Mit mehr Selbstbewußtsein als Klugheit hatten die Liberalen in München die Wahlreform zu Fall gebracht, und nach vollbrachter Heldentat standen sie erschreckt da. Um die öffentliche Meinung zu täuschen, fabrizierten sie schnell einen neuen Antrag zum Wahlrecht, der zwar rechtlich und tatsächlich unmöglich war, aber doch den Anschein erwecken sollte, als ob der Liberalismus nicht der Mörder der Wahlreform sei. Mangels eigener Ideen griffen sie ein norddeutsches Elaborat über Proportionalwahlen auf, das unglücklicherweise auch den Sozialdemokraten im Hausierhandel schon angeboten war. Das jämmerliche Plagiat fiel elend durch, und die Liberalen haben zu der ernsten Verantwortlichkeit vor den Wählern noch den wohlverdienten Spott zu tragen.

In Frankreich ist das kulturkämpferische Ministerium unerschüttert und beutebeladen in die Ferien gelangt. Der Versuch, die sogenannte Bestechungsaffäre zum Sturze des Ministeriums zu benutzen, ist gescheitert. Tatsächlich war eine Korruption nicht nachzuweisen, und wenn auch Combes arge Fehler begangen hat, indem er erst „aus höheren Rücksichten" heikle Dinge vertuscht und dann in übertreibender Weise von Bestechungsversuchen gesprochen, so sprang doch der Block in seiner kirchenfeindlichen Solidarität über diese Zwirnsfaden leicht hinweg. Inzwischen war auch im Senat das Gesetz wegen Aufhebung der Kongregationsschulen durchgegangen und Herr Combes konnte mit einem Federstrich ungefähr zweieinhalb Tausend Anstalten aufheben. Noch fast 2000 sollen bald demselben Schicksale verfallen. Ist so die Schulfrage „gelöst", so geht es an die Aufhebung des Konkordats und die Trennung von Staat und Kirche. Zur Einleitung benutzt die Regierung den Zwischenfall eines kanonischen Prozesses gegen zwei französische Bischöfe; das päpstliche Gericht soll auf Amtsenthebung erkannt haben. Die Presse des Herrn Combes behauptet, daß noch gegen sechs andere französische Bischöfe der Prozeß in Rom eingeleitet sei, und die Regierung stellt sich auf den Standpunkt, daß die Bischöfe Staatsbeamte seien, die nicht von der kirchlichen Autorität abgesetzt oder auch nur zur Verantwortung in Rom gezwungen werden könnten. Dieser Zwischenfall, dessen Aufklärung und Entwirrung noch abzuwarten ist, wirft ein scharfes Streiflicht auf die eigenartigen Schwierigkeiten, mit denen die katholische Kirche in Frankreich zu kämpfen hat. Wie anders war es in Deutschland, als zu Beginn des Kulturkampfes alle beteiligten Bischöfe sich gleichmäßig als treue Bekenner erwiesen und solidarisch das Martyrium auf sich nahmen!

✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕✕

Rosegger und seine Religion.

Von

Dr. Vögele, Schönthal.

Der „Kunstwart" nannte im Juliheft 1903 Rosegger den „größten lebenden Volksdichter". Bewiesen hat er dies nicht. Uns erscheint z. B. Franz Eichert als ein ungleich größerer Volksdichter. Rosegger hat nichts geschrieben, was an Gehalt oder Form den „Kreuzliedern" Franz Eicherts, dieses gottbegnadeten Sängers aus Böhmen, auch nur von ferne gleich käme. Eine solche Sprache voll Glut und Flammen, einen so erhabenen Inhalt, solch mächtige Lieder und schimmernde Perlen einer goldenen Kunst und eines großangelegten idealen Herzens, wie wir in den „Kreuzliedern" F. Eicherts haben, sucht man vergebens bei Rosegger. Wenn der Wiener Sänger*) singt:

„Ich hab' meine Harfe für Wahrheit und Recht,
Um donnernde Lieder zu schlagen."
„Ich habe mein Schwert, um den heiligen Krieg
Mit Lüge und Bosheit zu fechten"

oder wenn er ruft:

„Auf! Reißt das Banner hoch zum Siegesfluge
Für Christus bis zum letzten Atemzuge"

so erinnert er an die Dichter der Freiheitskriege in den Jahren 1813—15. Bei Eichert erscheinen Größe der Gedanken und Pathos der Form wie ein einziger tadelloser eherner Guß.

Wohl ist ja Rosegger ein trefflicher Naturschilderer und Kleinmaler des Landlebens. Er schildert bis ins kleinste getreu das Leben und Weben im Walde z. B. in seinem „Gottsucher", wo er das Sterben des Tärn (eines Waldes) beschreibt. Er weiß sehr realistisch das Leben und Treiben der kleinen Leute, die er als ehemaliger Schneidergeselle haarscharf beobachtet hat, darzustellen. Man lese nur z. B. seine kurze, ernste Geschichte: „Wie der Meisensepp gestorben ist". Rosegger versteht es auch, das Volksleben nach seiner spaßhaften, heiteren Seite dichterisch zu gestalten (vgl. seine Schnurre: „Als Hans der Grete schrieb"). Aber das Großzügige der Poesie fehlt Rosegger. Als Waldnovellist und als Kleinmaler des bäuerlichen und bürgerlichen Lebens seiner Heimat ist er recht und leistet Gutes, ja manchmal Vortreffliches. Aber wo er anfängt Philosophie und Theologie zu treiben, da wirkt Rosegger auf einen Tiefgebildeten, auf den philosophisch und theologisch Geschulten fast abstoßend und nicht selten lachmuskel- oder mitleiderregend. Rosegger hat viel gelesen, aber eine wissenschaftliche tiefe Bildung geht ihm ab. Seine angestammte katholische Religion kennt er heute als Sechzigjähriger noch nicht recht, sonst hätte er nicht immer noch so verschrobene und verkehrte Ansichten, als ob man in der katholischen Kirche die Bibel stiefmütterlich behandle, als ob die Kirche sich in dem Sinne „alleinseligmachend" nenne, daß außerhalb derselben niemand selig werden könnte.

*) Eichert lebt schon seit Jahren in Wien.



Wie lächerlich ist es, wenn Rosegger über den Kultus der Gottesmutter schreibt: „Wie die Religionsgeschichte lehrt, haben die Menschen eine besondere Vorliebe für weibliche Gottheiten. Die arme Jüdin von Nazareth ist erhoben worden zu göttlichem Range." Aber als Poet, meint er in einem Briefe, könne er der Verehrung „unserer lieben Frau" als einem stimmungsvollen Kultus sein Herz nicht ganz versagen.

Mit seinen theologischen Flunkereien verdirbt er seine schöne Dichtkunst. Wir wollen hier nur einige Proben seiner seicht symbolischen Deutung und rationalistischen Verwässerung der Wunder und Dogmen anführen. Das Erdbeben auf dem Kalvarienberge erklärt Rosegger also: Den Jüngern habe beim Tode Jesu das Herz gebebt. „Und wenn dem Menschen das Herz bebt, so bebt ihm zugleich das Weltall." Die Auferstehung Jesu legt er sich so zurecht: „Er ist mir ja auch schon begegnet im Garten, wenn aus der Erde die Blume sproß." Die Sendung des Heiligen Geistes sei nur die von Christus hinterlassene Begeisterung. Seiner Weltanschauung merkt man es an, daß er sie, wie er selbst gesteht, „so ziemlich fertig als 22jähriger Junge aus dem Waldlande" mitgebracht hat. Es ist Wald-Philosophie und Mischmasch-Religion oder, um ein von F. Lienhard geprägtes Wort zu gebrauchen, Oberflächen-Kultur und Oberflächen-Religion. Seine Weltanschauung und seine bunt in allen Farben und Formen schillernde Religion hat er sich schon als junger Schneider aus den verschiedensten Büchern und Schriften zusammenzuflicken begonnen. P. A. Pöllmann O.S.B. bezeichnete mit Recht in den Historisch-politischen Blättern (1903 IX. Heft) Roseggers Schrift „Mein Himmelreich" als eine Gefahr für Hunderttausende heute mehr als je. Auch wir halten es mit P. Pöllmann für ein sonderbares und nutzloses Unterfangen, daß ein österreichischer katholischer Priester in der „Deutschen Heimat" (Zentralorgan des Vereins zur Förderung deutsch-evangelischer Schauspiele) den steirischen Dichter „durch liebevolle Anerkennung des Guten der Kirche und dem Christentum näher bringen zu können" hoffte und meinte. Rosegger ist, wie P. Pöllmann ganz richtig hervorhebt, kein Schwankender, kein Zweifler; er ist gar kein Katholik mehr. Von protestantischer Seite wird er so sehr geschätzt und auf den Schild gehoben, weil sie in ihm einen „unschätzbaren Wegbereiter" für das „Evangelium" und für die „Los von Rom-Bewegung" sehen. In seiner Schrift: „Mein Himmelreich" zieht er los gegen „die Weltherrschaftsgelüste der katholischen Kirche" und antwortet auf die Frage vieler: „Soll ich übertreten?" folgendes: „Wem die Kirche gleichgültig geworden — der mag sich redlich hingeben für etwas anderes — sei es der streng und begeistert dem Evangelium zugekehrte Protestantismus, sei es der zwischen diesem und der römischen Kirche stehende Altkatholizismus". In einem 1903 in protest. „Pfarrhaus" veröffentlichten Briefe sagt Rosegger: „Käme ich heute erst zum Christentum, so würde ich sicher in die protestantische Provinz einwandern". Im gleichen Briefe meint er, wenn ihn die katholische Kirche „trotz seiner Bestrebungen für die evangelische Heilandskirche" noch als Katholiken gelten lasse, so spreche diese Weitherzigkeit für sie.

Aber kann man Rosegger, der die unbefleckte Empfängnis Mariä verwirft, Jesum nur für den physischen Sohn Josephs hält, der die Taufe für ein nicht verbindliches Aufnahmezeichen ins Christentum, die Sakramente für pure Symbole, die Sakramentalien für Aberglauben erklärt, der die Gottheit Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt, Erbsünde, Teufel und Hölle leugnet, der die Wunder und Dogmen symbolisch auffaßt und zu Nebel- und Phantasiegebilden verflüchtigt, als Katholik noch gelten lassen? Kann man einen solchen Mann, der echt modern und protestantisch-rationalistisch sein eigenes „Ich" zum Maß aller Dinge macht und die Religion als Spielball seiner Phantasie betrachtet, überhaupt noch als wahren Christen gelten lassen?

Charakteristisch ist für Rosegger, daß er vieles protestantischen Geschichtsbaumeistern nachgeschrieben hat, z. B. die Behauptung, die katholische Kirche habe dem Volke die Bibel entzogen. Demgemäß ist sein Steckenpferd der Kampf für die Bibel. Im neuesten Jahrgang des „Türmer" veröffentlicht Rosegger einen Roman „Leben, die frohe Botschaft eines armen Sünders". Ein Tischlergeselle, mit welchem er sich selbst zu einem guten Teil porträtiert, ist ins Gefängnis gekommen und verlangt, um einen Menschen zu sehen und zu sprechen, nach dem Priester. „Um ein Evangelienbuch möchte ich Sie bitten", spricht der Gefangene. „Der Mönch schaute ihn an, dann sagte er kühl: „Ein Evangelienbuch wollen Sie haben?" — „Aber mit diesem Buch ist's eine eigene Sache," läßt Rosegger den Pater sprechen, „einstweilen gebe ich Ihnen etwas anderes zur Erbauung".

Nun läßt Rosegger durch den Pater dem Gefangenen folgende Bücher einhändigen: „Die Gebete zum Herzen Mariä", „Tod, Gericht, Himmel und Hölle", „Die sieben Himmelsriegel", „Ablaßandachten für die armen Seelen". Daraufhin bezeichnet Rosegger diesen Gefängnisgeistlichen als „seelenunkundigen Seelsorger", der „dem Trostlosen statt Leben nur neue Todesangst geschickt" habe. Dem Tischlergesellen, der all diese kirchlichen Erbauungsbücher gelesen, sei von dieser Lektüre nichts Brauchbares geblieben: „Verworrenheit, Ratlosigkeit, sonst nichts". Unmutig läßt Rosegger den Gefangenen die Erbauungsbücher von sich schieben, „daß sie über den Tischrand auf das Ziegelfletz fielen".

Roseggers Roman „Leben, die frohe Botschaft eines armen Sünders" birgt manche Perlen von Poesie und neben phantastischen Verirrungen manche schöne Gedanken über Jesus und Maria. Aber die Schönheit der Sprache und die Poesie der Darstellung können uns doch nicht darüber wegtäuschen, daß dem steirer Dichter das gesunde Mark wahren Glaubens fehlt.

Roseggers religiöse Ansichten und Darstellungen gleichen vergoldeten Nüssen, welche an einem Christbaum hängen und äußerlich glänzen, innen aber leer und hohl sind.

Die Passionsspiele in Waal.

Von

M. von Ekensteen.

Nach zehnjähriger Pause werden in diesem Sommer in dem kleinen schwäbischen Marktflecken Waal nahe Buchloe auf der Strecke Kempten—Lindau die Passionsspiele wieder aufgeführt.

Diese schlichten Aufführungen bieten auch für jene, die nicht speziell religiöses Empfinden hinzieht, hohes kulturelles Interesse, denn sie sind nicht nur ein Ausfluß echter Frömmigkeit, sondern auch ein Merkmal treubewahrter, alter Volkssitte und zeigen, daß Theaterblut in den Adern der Bewohner fließt und naive Kunstempfindung ihnen angeboren ist.

Volksleben und Volksbräuche schwinden immer mehr in unserer hastenden, nervösen Zeit. Wer sich aber noch Sinn und Verständnis dafür bewahrt hat, sollte ja nicht versäumen, sich an einem Sonn- oder Feiertage das Passionsspiel in Waal anzusehen; zumal es von Augsburg, München oder Lindau nur eine bequeme Tagespartie bedeutet und diese sich ohne wesentliche Kosten ausführen läßt.

Für die Fremden, die mit den Vormittagszügen aus den verschiedenen Richtungen in Buchloe eintreffen, stehen einfache Gesellschaftswagen zur $1\frac{1}{2}$stündigen Fahrt nach Waal bereit, doch führt auch ein bequemer, meist durch Wald sich hinziehender Weg den Wanderfrohen in einer Stunde zu dem lieblich im Baumschatten gelegenen Ort. Schon von weitem grüßt der hohe Zwiebelturm der Kirche und das der fürstlich v. d. Leyenschen Familie gehörende Schloß herüber. Für verwöhntere Besucher werden auch auf Wunsch durch Herrn Posthalter Storck — den trefflichen Christus-Darsteller — Ein- oder Zweispänner bereit gehalten.

Auf breiter, bequemer Landstraße, an dunklem Waldessaum vorbei, erreicht man, ein sauberes Dorf durchquerend, das Auge an wogenden Kornfeldern erfreuend, den Markt. Mitten im Ort entspringt die klare Singolt, auf deren weißem Kieselbett die Forellen sich munter tummeln.

Ich stieg aus dem bequemen Landauer mit den kräftigen Braunen in der Post ab, leutselig und doch mit jener ernsten Zurückhaltung vom Christusdarsteller begrüßt, die sofort die Empfindung wach ruft, daß der hohe, stattliche Mann mit dem klaren, offenen Blick seine Rolle würdig und gut spielen muß.

Die Küche ist gut, das Bier kühl und schmackhaft, die Bedienung freundlich zuvorkommend.

Im Herrenstübchen hängt eine hübsche Radierung von Meister Herkomer, den Posthalter als Christusdarsteller der Passionsspiele 1894 darstellend.

Da die Aufführung erst um 1 Uhr beginnt, bleibt nach dem Imbiß Zeit zu einem gemütlichen Rundgang durch den Markt; zuerst besieht man sich wohl Herkomers Werk — das Kriegerdenkmal, (wohl auch sein Geburtshaus No. 99) und geht dann an der Mariensäule, von Bildhauer Sickinger, vorüber zur dreischiffigen, spätgotischen Hallenkirche mit der fürstlich v. d. Leyenschen Gruft und dem schönen Skt. Anna-Altar von Professor Knabl, und rastet dann im kühlen, schattigen Schloßpark aus. Allmählich wird es lebendig; buntbewimpelte, mit Grün und Blumen gezierte Leiterwagen rasseln aus der Umgegend heran, denn wer Zeit hat, will „die Passion" sehen, und wer klug gewesen ist, hat sein Billett vorher bestellt, denn der Theaterraum ist nicht allzugroß, und wer etwa an einen Theaterbau wie in Oberammergau dachte, der wird eine Enttäuschung erleben; aber — es mag wohl die einzige sein, denn das Spiel an sich muß jeden, der sich noch Sinn für Volkstümlichkeit und Religiosität bewahrte, voll befriedigen.

Die Großartigkeit der Szenen, in denen ganze Volksmassen mitwirken, die Fülle lebender Bilder, die Technik der Oberammergauer Aufführungen darf man nicht erwarten, aber was die Waaler bieten, ist gut, sehr gut sogar, und ich war nicht enttäuscht, trotzdem ich 1890 und 1900 die Oberammergauer Aufführungen sah. Die Darsteller der Maria, Maria Magdalena, Judas, Johannes, Annas, Kaiphas und Pilatus sind trefflich, ganz besonders aber ist der Christus des Posthalters Storck tief erfaßt und tadellos gegeben.

Die Waaler sind ja auch keine Neulinge in der Wiedergabe; 1815 schon wurde — unter freiem Himmel damals — die Passion mit königlicher Genehmigung bei starkem Menschenandrang aufgeführt und seitdem oftmals wiederholt; doch muß die diesjährige verfeinerte und geläuterte, von veredeltem Geschmack zeugende Wiedergabe hervorgehoben werden. Der Grundzug des Spiels und die Naivität einzelner Szenen blieben gewahrt; doch haben bewährte Kräfte sowohl den Text wie auch Kostümierung, Szenerie und Musik einer löblichen Neugestaltung unterzogen, worüber das Textbuch genaue Aufschlüsse gibt.*)

Ganz besonderer Reform unterlag der musikalische Teil; die schlichte Volkstümlichkeit der Chöre schließt sich harmonisch dem Ganzen an, auch wurden sie sehr wacker und rein gesungen und auch gut dirigiert.

Die Chorführerin spricht deutlich, mit klangvoller Stimme und guter Betonung, ohne in übertriebenes Pathos zu verfallen.

Die Kostüme, nach historischen Vorbildern neu gefertigt, sind farbenprächtig-schön; die lebenden Bilder — zumal die Abendmahlsszene — wirkungsvoll und die Aufführung selbst sehr würdig und ergreifend.

Der Christusdarsteller hat mich und alle, die ich nach der Aufführung sprach, in seiner milden, ernsten, durchaus würdigen Art sehr angesprochen, und in den großen Szenen: „Christi Einzug", „Judas Verrat", „Abschied von Bethanien", ganz besonders aber „Kreuzweg" und „Golgatha", kann auch das festeste Herz nicht kalt bleiben.

So bieten denn diese Volksaufführungen nicht allein frommen, gläubigen Seelen, sondern auch dem Kulturhistoriker ein weitgehendes Interesse, und wer die kleine Ausgabe nicht scheut, sollte nicht versäumen an einem Sonn- oder Feiertag nach Waal zu fahren und zu schauen, was die schlichten, gemütvollen Schwaben als Mimen zu leisten vermögen.

Da die Aufführungen erst um 1 Uhr mittags beginnen und schon um 5½ Uhr beendet sind, bleibt noch schönste Zeit zur Stärkung vor der Fuß- oder Wagenpartie nach Buchloe, um dann die Abendzüge zur Heimreise zu benützen.

Waal bietet zwar nicht das bunte, internationale, hastende Bild wie Oberammergau zur Zeit der Passionsspiele; zwar finden die Aufführungen nur in einem bescheidenen, aber hübschen und gut ventilierten Theaterbau statt, trotzdem wird das Spiel an sich niemanden enttäuschen. Nebenher muß auch bedacht werden, daß es eine viel billigere Partie ist als nach dem großen Passionsdorf, denn die Platzpreise steigen von 70 Pfg. nur bis 4 Mk., wobei ich speziell erwähnen möchte, daß die Plätze zu 3 Mk. sehr empfehlenswert sind; die Verpflegung ist billig und gut und bei event. Uebernachten kosten die Betten nur 50 Pfg. bis 1 Mk.

Bildlich gesprochen — auch hinter die Kulissen habe ich geblickt; welch ein opferwilliges Theatervölkchen sind diese Waaler doch! Für die 22 festgesetzten und durch notwendig werdende Nachspiele noch vermehrte Aufführungen erhält jeder Mitwirkende insgesamt 10—15 Mk.! Was etwa an Einnahmen erübrigt werden sollte, wird zu gemeinnützigen Zwecken verwendet!

Darin liegt vielleicht auch eine Antwort für jene, die nicht mehr an ideale Anschauungen glauben.

*) Gesamttext des Passionspiels in Waal. Einzige vom Theater-Verein (e. V.) Waal offiziell genehmigte Ausgabe des Gesamttextes. Preis 50 Pf. Kommissionsverlag und Druck von Carl Aug. Seyfried u. Co., München, Schillerstr. 28. (112 Seiten.)

Verschiedenen Anfragen gegenüber diene zur gefälligen Kenntnisnahme, daß Postabonnenten, welche nur für das laufende Quartal bestellten, die früher erschienenen Nummern (von Nr. 1 ab) gegen Einsendung von 2 Mk. 40 Pfg. und 30 Pfg. Porto (für München 15 Pfg. Porto) durch den Verlag beziehen können. Es dürfte im Interesse aller Abonnenten liegen, die „Allgemeine Rundschau" von der ersten Nummer ab zu besitzen.



Die Ausstellung der Münchener Künstlergenossenschaft im Glaspalaste.

Von

Max Fürst, München.

III. (Schluß.)

Unter der Sammelrubrik „Vervielfältigende Künste" finden sich in den Räumen der Ausstellung zahlreiche Gaben, die weit mehr Beachtung verdienten, als ihnen in der Regel zugewendet wird. Ein Riesenkapital von Mühe und Fleiß, von Können und Streben ist hier hinterlegt, dessen Zinsen weniger den emsigtätigen Urhebern, sondern in erster Linie weiten, großen Kreisen zufließen. Abgesehen von dem im Glaspalaste hierin Dargereichten, das ja zunächst nur unter künstlerischen Gesichtspunkten beachtet sein will, kann auf die außerordentliche Bedeutung der vervielfältigenden Künste nicht genug hingewiesen werden. Was durch das Illustrationswesen, welches gegenwärtig so mannigfacher Pflege sich erfreut, Schönes und Gutes, aber auch Nachteiliges und Schlimmes ins Volk hinaussickern kann, ist wahrlich nicht zu ermessen. Gleich dem Buchdruck bilden die vervielfältigenden Künste eine Großmacht, die auf den geistigen und sittlichen Zustand der Gesellschaft den allerstärksten Einfluß ausübt. Wir können hier in Detailerörternngen nicht eingehen, nur der ernste Wunsch sei ausgesprochen, daß durch diese so wichtigen, wenn auch oft unscheinbar dünkenden Kunstkanäle dem deutschen Volke nur sittliche Kräftigung, wahre Jugend und edle Einfachheit, nicht aber weitere Schwächung und Verrohung zugeführt werden möchte.

Der Plastik uns zuwendend, bietet das Transsept des Glaspalastes, in welchem eine große Zahl der Werke von Rudolf Maison (geb. 29. Juli 1854 zu Regensburg, † 12. Febr. 1904 zu München) Aufstellung gefunden haben, für sich schon ganz außerordentliche Anregung. Die hier vereinten Werke lassen ersehen, welch hochbedeutender, schaffenskräftiger Künstler Maison gewesen ist. Er beherrschte sein Gebiet mit einer Sicherheit, die oft an Kühnheit grenzt, mit einer Schwungkraft und Erfindungsgabe, daß es nahe liegt, ihn mit Bernini zu vergleichen. Zu solcher Parallele berechtigen vor allem seine verschiedenen Brunnengruppen. In ihnen flutet Leben und Bewegung, Phantasie und Formenspiel; wohl kein anderer zeitgenössischer Plastiker dürfte Maison hierin überboten haben. Besonders die Brunnenmodelle für Fürth und München, von denen das letztere nicht zur Ausführung gelangte, zeigen diese Eigenart im höchsten Grade. Trotz des scheinbaren Anklanges an große Meister der Renaissance- und Barockzeit, ist unser Künstler völlig selbständig; hin und wieder hätte ein wirklicher Anschluß nicht zum Nachteile gereicht. So wäre es sicherlich kein Mißgriff gewesen, wenn der Künstler in seinem genial aufgebauten Bremer Teichmann-Brunnen den auf der Höhe balanzierenden Merkurius hinsichtlich des Linienflußes etwas mehr dem schönen Vorbilde, das Giovanni da Bologna hierfür gegeben, angepaßt hätte. In anderen Werken kommt freilich diese unbeugsame Selbständigkeit Maisons seinen Werken wieder zugute, so u. a. in den imposanten Reiterherolden und sonstigen Statuen, die für das deutsche Reichstaggebäude zur Herstellung gelangten. Ein Mann, der in seiner Jugend nicht das Glück hatte, viel und lange auf Schulbänken zu sitzen, hat er als Künstler dennoch in unübertrefflicher Weise den historischen Charakter der darzustellenden Gestalten zu erfassen und auszuprägen verstanden. Sei es, daß er einen grollenden Herzog Christoph von Bayern, einen biederen Meister Hans Krumpper, der sich seines Modells der Münchener Mariensäule freut, oder einen als Feldherrn in die Ferne schauenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen darzustellen hatte, immer fand Maison den richtigen Grundzug. Trotz der aus gründlichen Naturstudien hervorgehenden realistischen Formenbehandlung durchzieht ein idealer Hauch das Schaffen des Künstlers, der so recht für das wahrhaft Monumentale geeignet sich erwies. Reklametrommler stunden freilich nicht in seinem Solde; die große Welt war daher durch detaillierte Nachrichten über des Künstlers Tun und Treiben nie sonderlich behelligt worden. Einzig seine Werke sprechen von ihm und für ihn, und werden sprechen, wenn manches heute gefeierte, nur durch Tagesstützen hochgehaltene Werk auf dem Gebiete der Plastik wie auf jenem der Malerei längst vergessen sein wird.

Unter den von anderen Künstlern in den Ausstellungsräumen sich befindenden plastischen Werken sind viele zu finden, denen achtbare Vorzüge eigen, die aber dennoch an Maisonsche Gestaltungen nicht hinanreichen. Als zwei sehr schätzbare und hochbegabte Münchener Bildhauer sind Heinrich Waderé und Eduard Beyrer zu nennen, die mit Grabdenkmälern sich eingestellt haben. Wenn Waderé in

seiner edelgeformten Figur „Tristitia“ an übliche Darstellungen anknüpft, so erinnert Behrens Werk an die elegisch stimmenden Abschiedsszenen antiker Stelen. Ob jedoch ein hellenischer Bildner zur Basis für einen ins Schattenreich Niedersteigenden den Querschnitt einer Treppe gewählt hätte, dünkt uns etwas fraglich. — Statuetten und Büsten sind reichlich vertreten. Vorteilhaft erweisen sich in solchen Gaben mehrere norddeutsche Künstler, u. a. W. Lobach, der die Figur Mommsens vorführt, und Pagels durch seine gefälligen Kinderbüsten. Eine meisterhafte Arbeit bot der Spanier Benlliure y Gil in der Porträtbüste des Malers Goya, dessen Gesichtszüge allerdings mehr an einen Börsianer als an einen Künstler mahnen. Nicht übersehen dürfen wir die Bildnishalbfigur Sr. Heiligkeit Papst Pius' X., welche Bildhauer Joseph Limburg vor kurzem in Rom geschaffen hat. Die scharfen, an sich schon wie gemeißelt erscheinenden Gesichtsformen des hochseligen Papstes Leo XIII. mögen einem Porträtkünstler bei Wiedergabe wohl weniger Schwierigkeiten geboten haben als die milden, schlichten Züge des jetzigen Kirchenoberhauptes. Gleich mehreren Photographien, so läßt auch diese künstlerisch sorgfältig gearbeitete Marmorbüste eine auffällige Aehnlichkeit des Heiligen Vaters mit dem früheren Erzbischof Antonius Thoma von München unschwer erkennen.

Als höchst wertvolle künstlerische Kleingaben müssen die verschiedenen Bronzeplaketten erachtet werden, welche Ed. Rettenmaier aus Frankfurt zur Ausstellung gebracht hat. Von größeren tüchtigen Werken sei noch des „Satyr“ von dem Dresdener R. Ockelmann, ganz besonders aber der hübschen „Steinklopferin“ von K. Janssen (Düsseldorf) gedacht. Die so überaus lebendig gehaltene junge Arbeiterfrau scheint uns nur insofern tadelnswert, als sie bei ihrer gefährlichen, splitterspendenden Arbeit ihr liebes Wickelkindlein allzunahe neben sich gelegt haben dürfte.

Um nicht schließlich etwa gar als Splitterrichter angesehen zu werden, beenden wir unser gedrängtes Referat. Unzweifelhaft durchzieht ein mannigfaches und vielfach auch ernst geartetes Ringen und Streben die Räume des Glaspalastes. Wenn auch die Pflege des wahrhaft Großen, des Idealen, nicht die erwünschte Höhe aufweist, so regen sich immerhin schätzbare Kräfte genug, denen es vorbehalten sein mag, dem gesteigerten kunsttechnischen Können der Gegenwart noch jenes nötige, mächtige Geisteswehen zuzuführen, welches den Kunstformen das wahre Leben und den höchsten Adel zu verleihen weiß.

Bücherschau.

Die religiöse Gefahr von **Albert Maria Weiß** O. Pr. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau 1904.

Ein höchst aktuelles Werk des bekannten Freiburger Apologeten, wendet sich das Buch an philosophisch-theologisch gebildete Leser und bietet auf Grund eines reichen Materials aus der einheimischen und fremden Literatur einen Ueberblick über alle religiösen Reformversuche alter und neuer Zeit. Der Verfasser stellt zunächst die Tatsache fest, daß ein großer Teil der modernen Gesellschaft im Denken und Handeln antichristlich gesinnt ist. Daß andererseits die Literatur über Religion und Religionswissenschaft in den letzten Jahren eine großartige Ausdehnung genommen hat, deren Inhalt aber nur dazu diene, die Geister völlig zu verwirren. Hand in Hand damit gehe eine Menge von Versuchen, die bisher angeblich falsch verstandene Religion zu reformieren oder gar andere, neuere Religionen an ihre Stelle zu setzen. „Die besonnensten Menschen sind angesteckt von dieser Neuerungsseuche. Ob etwas wahr oder falsch, nützlich oder verderblich sei, darum fragt kein Mensch mehr; genug, daß es neu ist, darum muß es eingeführt oder wenigstens versucht werden, komme da, was wolle. Wir hören und lesen nur mehr vom neuen Gott, vom neuen Glauben, von der neuen Weltanschauung, vom neuen Christentum, von der neuen Sittlichkeit, von der modernen Seele, von der neuen Kunst, vom neuen Wissen und unzähligen anderen Neuigkeiten.“ Die Folge hiervon ist „eine Verwirrung des Denkens und Empfindens, daß die babylonische Sprachverwirrung nicht schlimmer sein konnte.“ Auf Grund einer großen Belesenheit führt uns P. Weiß die modernen und modernsten Ersatzversuche für das Christentum vor, u. a.: Buddhismus, Theosophie, Okkultismus, Satanskult, die Gesellschaft für ethische Kultur, der Agnostizismus, das Kogitantentum Dr. Löwenthals, Gefühlsreligion, Amateurchristentum, Harnacks Wesen des Christentums, die Heilsarmee, das dogmenlose Christentum, die Nationalreligion mit ihrer Erweckung des alten Heidentums: ein wahres Chaos von Religionen! Dieses Sektentum, diese Religionsstifterei beweist die Unzufriedenheit der heutigen Menschheit mit sich selbst, ist aber in ihrem letzten Grunde nur eine Konsequenz aus den Grundanschauungen des Protestantismus. Gestützt auf die protestantische Lehre, daß kein Dogma „allgemein verpflichtend“ sei, jedes „irrtumsfähig“, jedes „mangelhaft und abwechselnd“, erklärt die moderne protestantische Theologie: „man könne gar nicht frei und vorurteilslos genug an das Christentum herantreten, um es mit der modernen Weltanschauung in Ausgleich zu bringen.“ Aber auch die nach Inhalt und Form noch immerhin anders sich gestaltenden Reformversuche innerhalb der katholischen Kirche älterer und neuerer Ordnung haben nicht den Beifall unseres Buches. Was der Verfasser der Reformpartei vorwirft, sind besonders: sehr wenig Kenntnis der Schrift und der Väter, Unterschätzung des Althergebrachten, besonders der Scholastik, auf dem Gebiete der Bibelkritik ein großes Selbstbewußtsein, Wiedererwachen der alten febronianischen und jansenistischen Lehre von dem selbständigen Rechte, zumal von der Lehrgewalt des Klerus, Konzessionen der Moral sowie fast allen Dogmen gegenüber, unbescheidenes Auftreten gegen die kirchliche Obrigkeit, übertriebene Betonung der freien Persönlichkeit, so daß die „Reform“ notwendigerweise zur „Zerstörung und Auflehnung“ werde. Ein Ausgleich zwischen dem, was eigentlich modern genannt wird, und dem Christentum ist nicht möglich. „Ohne Zweifel“, so heißt es, „liegen der modernen Kultur noch viele gesunde Keime zugrunde. Aber das sind keine modernen Schöpfungen, sondern die Reste des alten christlichen Glaubens und Lebens. Was aber eigentlich modern genannt wird, das hat sich vom alten Christentum losgemacht und ist diesem nicht bloß fremd, sondern durchaus feindlich gesinnt. Vergesse man doch nicht, sagt ein englischer Schriftsteller, daß die moderne Welt zu einem großen Teil die Schöpfung von Männern ist, deren Namen auf dem Index stehen. Wer da von gesunder Grundlage für das „Moderne“ reden will, muß selber eigentümlich zum Christentum stehen. So kommt denn der Verfasser zum Schlusse — und das erinnert lebhaft an seinen Ordensgenossen P. Denifle —, daß aufrichtige, ehrenhafte, sachliche Polemik vielleicht der größte Dienst sei, den wir unserer Zeit leisten können. Das Auftreten des Herrn gegen die Pharisäer, des hl. Paulus gegen die Irrlehrer in Galatien soll uns hierzu berechtigen. Wenn wir bedenken, daß die Geschichte sich allezeit als Lehrmeisterin gezeigt hat, auch auf dem Gebiete der religiösen Reformversuche, werden wir dem gelehrten Dominikanerpater in seinen Grundgedanken nur beistimmen müssen. Ueberaus wahrheitsvoll sind die Bemerkungen über den Geist der Aszese, etwas dunkel jene über die „Reform der Katechetik“. Sollen letztere vielleicht nach München zielen?

Große Belesenheit, gründliche Gelehrsamkeit und reiche Lebenserfahrung durchziehen das Buch: sein Herzschlag aber ist die treue Anhänglichkeit an die Kirche, das sentire cum Ecclesia. H. D.

Professor Dr. Ehrhard-Straßburg hat bei Herder-Freiburg ein neues Buch herausgegeben unter dem Titel **„Das religiöse Leben in der katholischen Kirche“**. Den Inhalt bilden sieben großzügig angelegte Fastenpredigten über Jesus Christus als den Begründer des wahren religiösen Lebens der Menschheit und seine Kirche als die Vermittlerin dieses Lebens. Im Vorwort beschäftigt sich der Verfasser mit der von ihm bereits früher („Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert“) aufgestellten Forderung, das religiöse Ideal des Katholizismus nicht zu verwechseln mit der Verwirklichung dieses Ideals in der vielhundertjährigen Geschichte der katholischen Kirche. „Freilich, diese Unterscheidung muß mit größter Umsicht im einzelnen angewandt werden und darf man die Unterscheidungsmerkmale nicht dem Bereich subjektiven Ermessens entlehnen. Diese müssen vielmehr gewonnen werden aus den Bestimmungen der Kirche selbst über den Wert und die Bedeutung ihrer einzelnen religiös-kirchlichen Institutionen.“ Diese Unterscheidung ist nicht bloß zulässig, „denn nur in Gott fallen Ideal und Wirklichkeit vollständig zusammen“, sie ist auch sehr lehr- und trostreich. „Denn sie erlaubt demjenigen, der weniger erfreuliche Ereignisse im Leben der katholischen Kirche kennen lernt, die ganze Freude seiner Zugehörigkeit zur einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche zu bewahren und ihr mit der ganzen Hingabe seines Herzens zu dienen, weil er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß jene Fehler und Mängel nur die Schatten sind, welche infolge der Unzulänglichkeit menschlicher Kraft das Licht begleiten, das in Hülle und Fülle aus dem inneren Heiligtum der Kirche hervorbricht.“ In dieser ganzen Hingabe des Herzens ist denn auch das Buch geschrieben und enthält herrliche Gedanken. Besonderes Interesse verdient die vierte Predigt: Der Kampf gegen die Welt, wo die Stellung der katholischen Kirche zur Kulturwelt dargelegt wird. Die geistig-harmonische Schönheit unserer Kirche tritt uns plastisch entgegen in der fünften Predigt. Die Apologetik kommt ganz besonders zum Ausdruck in der Auferstehung Christi als Bürgschaft unseres Sieges über die Feinde des religiösen Lebens. In erster Linie empfehlen wir das Buch dem hochw. Klerus zur fleißigen Verarbeitung für die Kanzel: es bildet eine äußerst gedankenreiche, in warmer Liebe zur Kirche geschriebene moderne Apologie, die weit entfernt ist von einem Preisgeben des Christentums an die „moderne“ Weltanschauung. H. D.

Briefkasten der Redaktion.

R. S. München. Anonyme Zuschriften müssen unberücksichtigt bleiben. Unter rund 1700 Briefen seit Februar war der Ihrige der erste — anonyme. Im übrigen genügt die tatsächliche Richtigstellung einer irrigen Annahme: Die in 160,000 Exemplaren verbreitete Probenummer (Nr. 1) der „Allgemeinen Rundschau“ hatte 10 Seiten Text.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Gei., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 18. München, 30. Juli 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Die Wahlrechtsreform in Baden.

Von

J. Gießler, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Trotz vielfacher Fährlichkeiten und großer Schwierigkeiten ist in Baden das große Werk einer Verfassungsreform, der Einführung des direkten Wahlrechts, gelungen; Baden ist der erste und einzige Bundesstaat, in welchem, wenn auch schon jahrelang in den politischen Kämpfen um dieses „Volksrecht" gerungen wurde, der erste gesetzgeberische Anlauf sofort zu einem guten Ziele führte und nicht wie in den anderen Bundesstaaten noch in letzter Stunde scheiterte. Letzteres drohte zwar auch in den letzten Tagen der Verhandlungen zwischen den beiden Kammern und auch innerhalb der Zweiten Kammer wiederholt; kritische Momente allererster Ordnung blieben nicht aus. Aber die staatsmännische Entsagung der Ersten Kammer, der Verzicht der großen Parteien der Zweiten Kammer auf manche Wünsche und Anschauungen, insbesondere die große Zurückhaltung des Zentrums in bezug auf die Wahlkreiseinteilung, dessen stete Opferbereitheit und unermüdliche Vermittlungsarbeit, um endlich das von ihm während 3 Jahrzehnten angestrebte direkte Wahlrecht dem Volke zu erringen, halfen über alle Klippen hinweg und vermochten ein befriedigendes einheitliches Werk zustande zu bringen.

In Nr. 13 dieser Zeitschrift habe ich den Inhalt der bisherigen Verfassung, des vorgelegten Regierungsentwurfs, wie die Beschlüsse der Zweiten Kammer, wodurch letzterer wesentlich umgestaltet worden war, wiedergegeben. Wie wird die Erste Kammer sich zu diesem stellen? Das war die gewichtige Frage, welche manche mit Hoffnungen, die meisten mit Zagen und Befürchtungen stellten. Die Stimmung unter den Mitgliedern der Ersten Kammer war in der ersten Zeit der Verhandlung eine keineswegs günstige; eine große Anzahl wollte, soviel damals verlautete, vom direkten Wahlrecht überhaupt nichts wissen; andere strebten eine ausgeprägte Stärkung der Ersten Kammer und deren Befugnisse an und glaubten mindestens das in der Regierungsvorlage vorgesehene Budgetrecht zu erlangen. Damit wäre die Vorlage aber unfehlbar gefallen. Die Verantwortung dafür wollte nach langer eingehender Prüfung der politischen Lage des Landes und Abwägung der Erweiterung des Einflusses der Ersten Kammer, welche auch nach den Beschlüssen der Zweiten Kammer unzweifelhaft gewährt war, die Mehrheit doch nicht übernehmen und machte an letzteren verschiedene Abänderungen, so daß die Vorlage wieder an das Haus der Abgeordneten zurückkommen mußte. Die direkte Wahl wurde darnach zugestanden, ebenso die Vermehrung der Zahl der Abgeordneten auf 73, die Verhältniswahl für die Städte mit mehr als 2 Abgeordneten wurde aber abgelehnt, da man in Baden, wie auch die Regierung ablehnend betonte, diese noch nicht erprobte Wahlart nicht als erster Bundesstaat einführen wollte; bekanntlich hatten auch in der Zweiten Kammer die Liberalen nur mit Widerwillen zugestimmt — in Bayern wollen diese den „Proporz" nun protegieren! — Bezüglich der Zusammensetzung der Ersten Kammer lehnte dieselbe die Wahl der Städte- und Kreisvertreter ab, verlangte deren Ernennung durch den Landesherrn, strich den von der Zweiten Kammer eingesetzten Arbeitervertreter (nur der bekannte katholische Fürst Karl von Löwenstein trat für diesen ein), verlangte die Ernennung von 2 richterlichen Beamten für ihre Amtsdauer, sowie weiterer 6 Mitglieder ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, ferner die Wiederherstellung des Stellvertretungsrechts der Standesherren und kirchlichen Würdenträger.

Bezüglich des Budgetrechts beider Kammern wurde der Beschluß der Zweiten Kammer für unannehmbar erklärt und als Forderung der Gerechtigkeit bezeichnet, „die im Oberhaus verfassungsmäßig vertretenen Interessenkreise des Großgrundbesitzes, des Großhandels, der Großindustrie, der Hochschulen usf. mitentscheiden zu lassen, wenn es sich um Finanzfragen, um Aufbringung von Steuern, um Aufnahme von Darlehen u. dgl. handelt". Es wurde nur zugestanden, daß die Finanzgesetze in erster Reihe an die Zweite Kammer gelangen, im übrigen aber das gleiche Recht wie bei anderen Gesetzen in Anspruch genommen. Die einschlägigen § 60 und 61 der Verfassung sollten nachstehende Fassung erhalten, welche wir im Wortlaut folgen lassen, da sie zur Vergleichung mit den Bestimmungen in anderen Staaten und der endgültigen Regelung von Interesse ist.

§ 60. Nachstehende, die Finanzen betreffenden Vorlagen gehen zunächst an die Zweite Kammer:

1. die Nachweisungen über den Vollzug der Staatsausgaben und -Einnahmen (Rechnungsnachweisungen) und die vergleichenden Darstellungen der Budgetsätze mit den Rechnungsergebnissen;

2. Gesetzentwürfe, welche über die Verwaltung der Staatsausgaben und -Einnahmen oder über die direkten und indirekten Staatssteuern dauernde Bestimmungen treffen;

3. der Entwurf des Finanzgesetzes (Auflagengesetzes, § 54 und 55) nebst dem Staatsvoranschlag (Staatsbudget), sowie sonstige Entwürfe

über Bestimmung der Steuersätze für eine Budgetperiode, über Veräußerung, Belastung oder Verwendung des Staats- oder Domänenvermögens, über Aufnahme von Anlehen, Uebernahme von Staatsbürgschaften oder von sonstigen Staatsverbindlichkeiten ähnlicher Art.

§ 61. Ueber die in § 60 Ziffer 1 bezeichneten Vorlagen findet eine Beschlußfassung der Ersten Kammer statt, nachdem die Zweite Kammer darüber beschlossen hat.

Ueber die in § 60 Ziffer 2 und 3 bezeichneten Entwürfe wird von der Ersten Kammer erst beschlossen, nachdem sie von der Zweiten Kammer angenommen worden sind, unbeschadet der Befugnis der Ersten Kammer, über die einzelnen Teile des Staatsvoranschlags gesondert zu beschließen, sobald die Beschlußfassung der Zweiten Kammer darüber erfolgt ist.

Weichen hinsichtlich einzelner Positionen des Staatsvoranschlags (Staatsbudgets) die Beschlüsse der Ersten Kammer von denen der Zweiten ab und ist auch bei wiederholter Beschlußfassung beider Kammern eine Ausgleichung der Verschiedenheiten nicht zu erzielen, so werden diese Positionen in den dem Finanzgesetz anzuschließenden Staatsvoranschlag nur insoweit eingestellt, als sich bei der endgültigen Beschlußfassung eine Uebereinstimmung beider Kammern über den Betrag, den Gegenstand und die Zweckbestimmung ergeben hat.

Alle Redner der Ersten Kammer forderten energisch das Budgetrecht in diesem Umfange: „Ohne Budgetrecht der Ersten Kammern kein direktes Wahlrecht!" war das Schlußwort des Fürsten Ernst von Löwenstein.

Damit war die kritischste Lage geschaffen und mußten die Verhandlungen zwischen den Parteien, Regierung und den Kammern energisch einsetzen. Nationalliberale Kreise schürten, daß die Zweite Kammer, insbesondere die liberale Fraktion, nicht nachgebe. Viele gut informierte Kreise gewannen die Ueberzeugung, daß viele Liberale lieber auf das Scheitern der Vorlage hinarbeiten, da viele von ihnen vom direkten Wahlrecht nichts wissen wollten; bezeichnenderweise zählten in der Ersten Kammer die liberalen Professoren und Kommerzienräte zu den Scharfmachern gegen die Vorlage. Das Zentrum glaubte in dieser gefahrvollen Lage der Anschauung der Ersten Kammer entgegenkommen zu sollen, eine Haltung, welche bei vielen Mitgliedern der Ersten Kammer wieder eine entgegenkommendere Haltung günstig beeinflußte und bei ihrer endgültigen Entschließung von maßgebendem Einfluß war.

Bei der zweiten Beratung blieb die Mehrheit der Kommission der Zweiten Kammer auf der Wahl der Vertreter der Städte und Kreise, auf dem Strich des Stellvertretungsrechtes bestehen, sowie auf einem Vorrechte bei Beschlußfassung über Einzelpositionen des Staatsvoranschlages.

Der obige § 60, wie § 61 Abs. 1 und 2 wurden in der Fassung der Ersten Kammer angenommen, dann aber bestimmt:

§ 61. Absatz 3. Weichen hinsichtlich der einzelnen Positionen des Staatsvoranschlags (Staatsbudgets) die Beschlüsse der Ersten Kammer von denen der Zweiten ab und ist auch bei wiederholter Beschlußfassung beider Kammern eine Ausgleichung der Verschiedenheiten nicht zu erzielen, so werden diese Positionen in den dem Finanzgesetz anzuschließenden Staatsvoranschlag so eingestellt, wie sich bei der endgültigen Beschlußfassung die Zweite Kammer dafür ausgesprochen hat.

Absatz 4. Lehnt die Erste Kammer einen von der Zweiten Kammer angenommenen Entwurf der in § 60 Ziffer 3 bezeichneten Art ab, so wird auf Verlangen der Regierung oder der Zweiten Kammer in einer Gesamtabstimmung mit Durchzählung der in beiden Kammern abgegebenen Stimmen darüber beschlossen, ob der Entwurf in der ihm von der Zweiten Kammer gegebenen Fassung anzunehmen sei.

§ 74. Zur Gültigkeit einer Gesamtabstimmung nach § 61 Absatz 4 wird erfordert, daß in jeder Kammer die zur Beschlußfassung nötige Zahl von Mitgliedern anwesend ist.

Der Entwurf gilt als angenommen, wenn sich bei der Durchzählung die Mehrheit der in beiden Kammern abgegebenen Stimmen dafür ausgesprochen hat; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Präsidenten der Zweiten Kammer.

Es schien nach den weiteren Beratungen der Ersten Kammer, daß diese Fassung abgelehnt und nach den bestimmten Erklärungen der liberalen Partei das Gesetz scheitern bzw. zurückgezogen werden müßte. In diesem allerkritischsten Moment ist es wohl der staatsmännischen Einsicht der Standesherren der Ersten Kammer und wie Minister Schenkel bezeugte, am meisten der aufklärenden Vermittlung des I. Vizepräsidenten Grafen von Bodmann — früher Mitglied des Reichstages und der Zentrumsfraktion — zu verdanken, daß die überwiegende Mehrheit der Ersten Kammer in wesentlichen Punkten nachgab; sie akzeptierte obige Fassung mit der Maßgabe, daß vor endgültiger Beschlußfassung über Einzelpositionen bei entgegengesetzten Beschlüssen in gemeinschaftlicher Sitzung der beiden Budgetkommissionen ein Einigungsversuch gemacht werden soll. Dieser Streitpunkt betraf mehr die theoretische Abgrenzung der Budgetbefugnisse, wird aber kaum von großer praktischer Bedeutung sein, da, falls die Zweite Kammer eine von der Regierung geforderte Summe bewilligt hat, die Erste Kammer gegen den ernstlichen Willen der Regierung kaum etwas abstreichen oder ablehnen wird. Und doch wäre beinahe daran das ganze Werk gescheitert!

Die Erste Kammer gab auch schließlich die Wahl der Städte- und Kreisvertreter zu und bestand nur auf dem Stellvertretungsrecht der Standesherren, während solches für die erblichen Landstände und die Vertreter der Kirchen, was sehr zu bedauern ist, aufgegeben wurde. In einer denkwürdigen Sitzung unter Blitz und Donner des Himmels gab die Erste Kammer dem Gesetzgebungswerk in dieser Fassung ihre Zustimmung.

„Gesichert!" wurde in alle Welt telegraphiert. Und doch türmten sich während zwei Tagen noch die allergrößten Schwierigkeiten in der Zweiten Kammer auf; die Liberalen und Sozialdemokraten verlangten die Erhöhung der Zahl der Abgeordneten von 73 auf 74, um der Stadt Mannheim statt 5 doch noch 6 Abgeordnete zukommen zu lassen; dies hätte das Verhältnis zwischen Stadt und Land, wie es durch Beschluß festgelegt war, wieder alteriert und die Verfassungsvorlage nochmals an die Erste Kammer zurückgelangen lassen. Dem mußte sich das Zentrum widersetzen, da es eine Verkürzung des Landes nicht zulassen konnte; auch die Erste Kammer hätte die Aenderung nicht angenommen; die Großh. Regierung mußte zuerst ein „unannehmbar" feierlich aussprechen, ehe die Liberalen nachgaben; die Kammer beschloß dann eine Resolution, wonach Mannheim bei der nächsten Gesetzesvorlage über die Bezirkseinteilung einen weiteren Abgeordneten erhalten soll.

Gegen die Wahlkreiseinteilung hatte das Zentrum die schwerwiegendsten Bedenken; viele Bezirke sind unnatürlich auseinander gerissen; protestantische Orte zu katholischen Bezirken geschlagen, wodurch die Katholiken kaum aufkommen können. Die vom Zentrum gestellten Abänderungsanträge wurden von allen Parteien bekämpft und niedergestimmt mit Ausnahme einer Verbesserung im Kreise Freiburg. Die Gewissensfrage: soll dem Volke die längst ersehnte, vom Zentrum geforderte und erkämpfte direkte Wahl nun doch wegen der unzulänglichen Wahlkreiseinteilung vorenthalten werden? war für die Fraktion eine schwere; nach reiflicher Prüfung aller Verhältnisse kam dieselbe einstimmig zur Ueberzeugung, daß auch dieses Opfer gebracht und die Wahlkreiseinteilung angenommen werden müsse. Da dieselbe künftig nicht, wie bisher, ein Bestandteil der Verfassung ist, sondern ein einfaches Gesetz, so ist deren Abänderung später auch mit einfacher Mehrheit eher zu erreichen. Dieselbe ermöglicht aber auch jetzt, daß die Zentrumspartei die relative Mehrheit erreichen kann, wenn nur überall die Zentrumswähler ihre Schuldigkeit tun und die Werbekraft des Zentrums vorwärts geht, wie die letzte Reichstagswahl gezeigt hat.

Eine wesentliche, bedeutungsvolle Neuerung trifft die neue Wahlordnung; wenn im ersten Wahlgang kein Kandidat die absolute Mehrheit erreicht, findet nicht zwischen den zwei Kandidaten, welche die höchste Stimmenzahl erreicht haben, Stichwahl statt, sondern alle Kandidaten, welche mindestens 15 % aller gültig abgegebenen Stimmen erreicht haben, kommen in den zweiten Wahlgang, in welchem die relative Mehrheit entscheidet; Kandidatenwechsel ist nicht gestattet. Wie diese Neuerung für die einzelnen Parteien wirken wird, läßt sich kaum vermuten; jedenfalls kann sie zur Hintanhaltung von sogenannten „unnatürlichen Bündnissen" beitragen.

So ist nun die Verfassungsänderung unter schwierigen Verhältnissen, mit vielen Opfern gelungen. Die Hoffnungen, welche sich für die gedeihliche Fortentwickelung des Landes daran knüpfen, mögen mit Gottes Hilfe sich erfüllen. Mit Recht wurde dem greisen weisen Landesherrn von allen Seiten in der feierlichen Stunde der Beschlußfassung gedankt, daß er am Abend seiner segensreichen Regierung das Volk mit dieser fortschrittlichen Verfassungsänderung beglückt.

Diese große Streitfrage, welche so lange Jahre das politische Leben Badens beherrschte und aufwühlte, wäre glücklich gelöst. Möge die Großh. Regierung auch die zweite große Streitfrage auf kirchenpolitischem Gebiete beseitigen. Sie kann es, wenn sie nur von dem bestehenden Gesetze vom 9. Oktober 1860 Gebrauch macht! Sie kann Männerklöster zulassen. Nach den hochinteressanten Kultusdebatten anerkennt sie dies prinzipiell und sieht die Zulassung auch nicht als Verstoß gegen die liberalen Ideen an. Gegenüber den heftigen Angriffen der Liberalen verteidigte der Minister zum erstenmal dieses Recht von der Ministerbank aus unter Berufung auf die liberalen Schöpfer dieses Gesetzes. Da die kulturkämpferischen Redensarten von der „toten Hand", „Störung des konfessionellen Friedens" bei gerecht und objektiv denkenden Staatsmännern nicht versagen können, dürfte nach endlicher Prüfung mancher Vorfragen tatsächlicher Natur die Zeit gekommen sein, wo den berechtigten, in Verfassung und Gesetz begründeten Wünschen des katholischen Volksteiles nach Zulassung der Männerklöster Rechnung getragen wird.

Ein Duellerlaß des bayerischen Kriegsministers.

Von

Dr. Armin Kausen.

Am 1. Januar 1897 ergingen die gleichlautenden Erlasse des Deutschen Kaisers und des Prinzregenten von Bayern, welche auf möglichste Verhütung von Zweikämpfen in der Armee abzielten. Die Zahl der Offizierduelle ist seitdem geringer geworden, aber das Duellvorurteil selbst wuchert im Offizierstande fort und spottet auch der Bestrebungen der von einsichtigen Männern aller Parteien und Konfessionen so warm begrüßten und unterstützten Antiduell-Liga.

Ende des Jahres 1898 erregte in Bayern ein Pistolenduell großes Aufsehen, das zwischen dem Major a. D. Seitz und dem Premierleutnant Pfeiffer ausgetragen wurde. Major Seitz hatte zu der Gattin des ihm unterstellten Regimentskameraden Pfeiffer (beide standen beim 5. bayerischen Chevaulegerregiment in Saargemünd) unlautere Beziehungen unterhalten. Bei einer Begegnung im Manöverterrain (Homburg) warf Pfeiffer seinem Vorgesetzten in der Erregung einen „Schuft" an den Kopf. Seitz wollte den Pfeiffer deshalb fordern lassen, fand aber bezeichnenderweise keinen Kartellträger. Der Regimentskommandeur, der das Duell verhindert hatte, wurde später pensioniert. Im militärgerichtlichen Verfahren wegen Beleidigung wurde Pfeiffer für straffrei erklärt. Das militärische Ehrengericht sprach Seitz der Gefährdung der Standesehre schuldig, das Kriegsministerium bestätigte den Spruch, ließ ihm eine „Warnung" erteilen und erwirkte ihm gleichzeitig den Abschied mit der gesetzlichen Pension und der Erlaubnis zum Tragen der Uniform. Nach seiner Pensionierung ließ Seitz den Pfeiffer auf Pistolen fordern und fiel am 18. Dezember bei Neufreimann in der Nähe Münchens. Pfeiffer wurde vom Militärbezirksgericht Würzburg wegen der Tötung seines Gegners im Duell freigesprochen, aber durch Spruch des Ehrengerichtes gleichfalls pensioniert (oder vielmehr, wie jetzt in der Presse versichert wird, mit schlichtem Abschied entlassen). Am 7. Februar d. J. ist Pfeiffer nach langem Leiden gestorben.

Dies der Tatbestand, wie er teils schon vor mehr als fünf Jahren aus militärischen Quellen an die Oeffentlichkeit gebracht wurde, teils aus den neuesten aktenmäßigen Darlegungen hervorgeht. Damals fiel es allgemein auf, daß bei der Verhandlung vor dem Militärgericht in Würzburg die Oeffentlichkeit mit der Begründung ausgeschlossen wurde, Interessen der Disziplin, des Ansehens des Heeres und des Dienstgeheimnisses ständen in Frage.

Es ist ein Verdienst des Abg. Dr. Heim, daß jetzt — nach 5½ Jahren — der Schleier von diesem Dienstgeheimnis gezogen wurde. Das Dienstgeheimnis war nämlich in der Hauptsache ein geheimer Erlaß des Kriegsministers Freiherrn von Asch an das Generalkommando des II. Armeekorps mit dem Datum des 5. Dezember 1898. Das Datum ist deshalb von Wichtigkeit, weil genau 13 Tage später das vorher vom Regimentskommandeur verhinderte Duell doch noch stattfand. Man hat es dem geforderten aktiven Offizier zum Vorwurf gemacht, daß er die Forderung annahm, ohne die vorgeschriebene Meldung an die vorgesetzte Stelle gemacht zu haben. Dieser formelle Vorhalt ist nichtig, wenn man weiß, daß der Erlaß des Kriegsministers mit dürren Worten den Zweikampf in diesem Falle als „unvermeidlich" und „vom Standpunkte des Offiziers aus natürlich" erklärt hatte. Das war eine direkte moralische Nötigung zum Duell. Daß die Auffassung des Kriegsministers den beiden Gegnern bekannt wurde, darf als selbstredend erachtet werden. Es war ja auch, wie der Minister vor dem Landtage selbst betonte, dem Generalkommando anheimgestellt, „Auszüge davon weiterzugeben, die es für gut findet."

Auf den pikanten Nebenumstand, daß der Kriegsminister am 19. Juli in der Kammer die Existenz eines „diesbezüglichen Erlasses" glatt in Abrede stellte und Abg. Dr. Heim dann den Wortlaut, soweit er ihm bekannt war, mit Datum und Registernummer (17417) bekannt gab, sei hier nicht weiter eingegangen. Dr. Heim hatte den Fall „Pfeiffer-Seitz" zweimal mit Namen genannt und die wesentlichsten Episoden erwähnt. Der Kriegsminister will dies „überhört" haben. Soll man daraus den Schluß ziehen, daß Fälle und Erlasse von solcher Tragweite im bayerischen Kriegsministerium nicht zu denen gehören, die sich dem Gedächtnis für immer einprägen müssen?

Mit Ausnahme einiger liberaler Blätter, welche in blindem Parteihaß den Spieß umkehren und unter großem Gepolter gegen Dr. Heim und das Zentrum zu wenden suchen, ist wohl alle Welt darüber einig, daß der Kriegsminister sich durch diese Affäre auf die Dauer unmöglich gemacht hat, wenn auch der Regent für den Augenblick die Entlassung ablehnte. Die Parteiführer im Landtage haben sehr korrekt gehandelt, indem sie sich jedes Druckes auf die maßgebende Stelle im Lande enthielten. Der Militäretat wurde glatt bewilligt. Aber es gibt Dinge, die sich von selbst verstehen und ihre natürliche Lösung finden müssen, wenn nicht heute, dann morgen. Nachdem der Fall Asch-Pichler auf besonderen Wunsch des Prinzregenten durch beiderseitiges Entgegenkommen gütlich beigelegt war, schien die Stellung des Kriegsministers aufs neue dauernd befestigt. Die Annahme, als habe das Zentrum sich durch die Enthüllung Dr. Heims für den Fall Pichler rächen wollen, ist durch die bestimmte Erklärung des Fraktionsvorstandes Dr. von Daller, daß Dr. Heim durch sein Vorgehen die Fraktion völlig überrascht habe, unbedingt widerlegt. Aber auch der von dem Minister und seinen freiwilligen Helfershelfern in der Presse ausgesprochene Verdacht, Dr. Heim habe durch seine Frage dem Minister eine Falle stellen, ihn zu einer „Lüge" herauslocken wollen, ist hinfällig, nachdem Dr. Heim erklärt hat, die Bekanntgabe des Erlasses sei ihm nur für den Fall gestattet worden, daß der Minister denselben ableugne. Nicht minder gilt als feststehend, daß Dr. Heim auf durchaus ehrenvollem Wege in den Besitz des Geheimerlasses gelangt ist. Selbst der liberale Fraktionsführer Wagner, der anfänglich noch unter dem suggestiven Einflusse liberaler Blätter stand, konnte sich im Laufe der Verhandlung dieser Einsicht nicht länger entziehen und desavouierte die maß- und formlosen ehrenkränkenden Angriffe liberaler Organe, die übrigens noch ein gerichtliches Nachspiel haben werden. Noch nachdrücklicher rückte der Liberale Dr. Hammerschmidt von der liberalen Presse ab, indem er vor allem auch die Pflicht der Abgeordneten betonte, unter Umständen geheime Aktenstücke zur Aufdeckung von Mißständen zu benützen. Nach den leidenschaftlichen Parteikämpfen der letzten Zeit berührte es fast wohltuend, endlich einmal wieder, wenn auch mit begreiflichem Widerstreben, die Liberalen in einer so wichtigen Frage an die Seite des Zentrums und der Sozialdemokraten treten zu sehen.

Mit der gleichen sachlichen Entschiedenheit wie die Abgeordneten Dr. Heim, Dr. von Daller und von Vollmar, stellte auch Dr. Hammerschmidt fest, daß in dem Erlasse des Ministers eine indirekte Aufforderung zur Verletzung der Gesetze liege. Vergeblich verschanzte sich der Minister hinter die Formel: „Daß ich einen Zweikampf anordne, ist ganz undenkbar, ich kann niemand befehlen, sich mit der Waffe zu schlagen, ich kann mich mit den Gesetzen durch einen direkten Befehl nicht in Widerspruch setzen." Als ob es hierzu eines „direkten Befehls" bedürfte! Nicht einmal der von Dr. Heim angezogene § 115 des Reichsmilitärstrafgesetzes, der mit erhöhter Strafe als Anstifter den bedroht, der durch Mißbrauch seiner Dienstgewalt oder seiner Dienstesstellung einen Untergebenen zu einer von demselben begangenen, mit Strafe bedrohten Handlung vorsätzlich bestimmt, setzt einen „direkten Befehl" voraus.

Die Frage, ob der Minister im Falle Seitz-Pfeiffer die Nichtaustragung des Duells, also die Befolgung des Gesetzes, direkt getadelt und die Austragung des Duells, also die Verletzung des Gesetzes, indirekt angeregt hat, möge der Wortlaut

des ministeriellen Erlasses beantworten. In dem Erlasse heißt es u. a. zunächst:

„Das Verhalten des Premierleutnants Pfeiffer in dieser Angelegenheit scheint mit den Verhältnissen des Offiziersstandes so wenig im Einklang zu stehen, daß das Kriegsministerium der Erwägung des K. Generalkommandos anheimstellt, ob hier nicht die Suspensierung dieses Offiziers vom Dienste anzuordnen wäre. Nach der Durchführung des vom K. Generalkommando beabsichtigten ehrengerichtlichen Vorgehens gegen Pfeiffer wird der Frage näher zu treten sein, ob dessen Belassung im aktiven Dienst noch angängig ist."

Dieser Passus war dem Abgeordneten Dr. Heim nicht bekannt gewesen; wohl aber der folgende:

„Das Zurückdrängen eines Zweikampfes zwischen Seitz und Pfeiffer durch den Regimentskommandeur entspricht wohl den Bestimmungen der Beilage 11 zur Druckvorschrift Nr. 31. Der erste Absatz dieser Beilage legt jedoch die Allerhöchste Willensmeinung dahin fest, daß Zweikämpfen der Offiziere mehr als bisher vorgebeugt werde und im Sinne des zweiten Absatzes soll die zur Versöhnung gebotene Hand angenommen werden, soweit Standesehre und gute Sitte es zulassen. Hieraus erscheint die Folgerung wohl berechtigt, daß auch heute noch Fälle denkbar sind, in welchen der Austrag mit den Waffen unvermeidlich erscheint. Ein derartiger Fall dürfte hier vorliegen, wo es sich um intime Beziehungen eines Offiziers mit der Frau eines Kameraden handelt. Hätte Pfeiffer einen Zweikampf ernstlich gewollt, wie dies in seiner Lage vom Standpunkt des Offiziers aus natürlich gewesen wäre so wäre derselbe auch zustande gekommen."

Das alles heißt doch mit anderen Worten: Pfeiffer hat sich gegen Standesehre und gute Sitte verfehlt, indem er einen Zweikampf nicht zustande kommen ließ. Fast unmittelbar darauf erhielt Pfeiffer eine Forderung auf Pistolen, und er, der vorher einen Austrag mit den Waffen verschmäht hatte, tat, was sein Minister als „unvermeidlich" und „natürlich" erklärte. Gibt es eine andere Logik? Wir wissen keine!

Die in diesem Falle zutage tretende Verkehrung der Ehrbegriffe wird wohl durch nichts so drastisch beleuchtet wie durch die dem pensionierten Major Seitz bewilligte Erlaubnis zum Tragen der Uniform. Welch ein Widerspruch liegt darin, auf der einen Seite die Verfehlung des Seitz als eine so außerordentlich schwere einzuschätzen, daß sie durch nichts als durch einen blutigen Waffengang gesühnt werden kann, und auf der anderen Seite ihm den „ehrenvollen Abschied" zu erwirken, während der um sein Eheglück betrogene Pfeiffer mit „schlichten Abschied" entlassen wird! Es ist bezeichnend, daß auch die Liberalen Wagner und Dr. Hammerschmidt dagegen Verwahrung einlegten. Dr. Hammerschmidt drückte sich darüber sogar sehr temperamentvoll aus, indem er sagte:

„Es sollte von vornherein als unehrenhaft gelten, wenn ein Vorgesetzter Angriffe auf die Frau eines Kameraden macht. Wenn der Betreffende im voraus wüßte, daß er von seinen Kameraden verachtet und ausgestoßen würde, dann würde so etwas nicht vorkommen. So aber gilt es als schneidig und chevaleresk. Wenn wir solche Dinge betrachten, so müssen wir es als unglaublich bezeichnen, daß ein solcher Mann noch das Recht hat, die Uniform zu tragen. Ich möchte hier vor dem ganzen Lande sagen: ein Offizier, der in der Weise gegen die Familienehre seiner Kameraden sich vergeht, müßte der größten Verachtung seiner Kameraden sicher sein; dann würden wir über solche Dinge nicht weiter zu verhandeln haben."

Diese Ausführungen beschlossen die Kammerberatung über den heiklen Fall, besiegelten aber auch zugleich die volle Niederlage des Kriegsministers. Freiherr von Asch hatte seine Sache dadurch verbessern zu können geglaubt, daß er an Brandschriften über die Zustände in „kleinen Garnisonen", an Angriffe gegen den moralischen Rückgang des Offizierskorps erinnerte und sich als denjenigen hinstellte, der in solche Zustände „in etwas rauher Weise eingegriffen" habe, und nun zum Danke dafür gestürzt werden solle. Die unzweideutigen Randbemerkungen des liberalen Abg. Dr. Hammerschmidt dürften ihm dann doch gezeigt haben, daß die Verhältnisse in der „kleinen Garnison" Saargemünd ein andersgeartetes Eingreifen erfordert hätten. Es ist hinlänglich bekannt, daß im Offizierkorps der dem Schänder der Familienehre eines Kameraden gewährte „ehrenvolle Abschied" außerordentlich peinlich empfunden worden ist, und daß mancher Anhänger des Duellprinzips erleichtert aufatmete, als die Uniform mit ihrem Träger ins Grab sank.

Der Erlaß des Kriegsministers mußte doppelt peinlich berühren, nachdem derselbe erst unlängst vor der Kammer mit so großer Emphase den Satz ausgesprochen hatte, daß er als Minister zur unbedingten Ueberwachung der Gesetze berufen sei (Fall Eras-Pichler).



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Welt steht augenblicklich im Zeichen der „Entrüstung". In England ist man so entrüstet, daß man schon anfangen wollte, zu rüsten. Und warum? Weil die russischen Kreuzer dasselbe getan wie die englischen während des Burenkrieges. Das rücksichtslose Vorgehen gegen alle Schiffe, auf denen man irgendwelche Konterbande vermutet, ist weder klug noch schön, aber es ist keineswegs unnatürlich. Das Völkerrecht hat riesige Lücken, namentlich nach der Seeseite hin, und man kann es verstehen, wenn unternehmungslustige Kapitäne glauben, sie könnten alle Briefsäcke mit der Adresse des feindlichen Landes an sich nehmen und jedes Schiff, das Munition oder Chemikalien trägt, wegen Lieferung von Kriegsmitteln an den Feind als gute Prise fortschleppen.

Es kommen freilich zwei erschwerende Umstände hinzu. Die ungeheuer tatendurstigen Kreuzer, die jetzt unter der russischen Kriegsflagge mit ihren paar Kanonen unbewaffnete Handelsschiffe vergewaltigen, sind soeben selbst unter der Handelsflagge als herrenlose Hospitalschiffe durch die Dardanellen gefahren. Ueber diese „Täuschung" regen sich die Engländer besonders auf. Fürst Bismarck hat seinerzeit die „politische Heuchelei" sogar in Friedenszeiten für nicht mehr ungewöhnlich erklärt. In Kriegszeiten nimmt man es mit der Wahrheit noch weniger genau. Im übrigen war es ein öffentliches Geheimnis, daß Rußland gerade deshalb seiner Flotte im Schwarzen Meere den Stempel der „Freiwilligkeit" aufgedrückt hat, um das Verbot des Passierens der Dardanellen umgehen zu können. Als die fraglichen Schiffe unter der Handelsmaske durch die Meerenge fuhren, wußte alle Welt, vor allem der Sultan und die englische Regierung, daß diese Dampfer als russische Kriegsschiffe mitkämpfen sollten und wollten. England drückte die Augen zu, weil es annahm, die Schiffe würden nur den Japanern gegenübertreten, und deretwegen wollte man keinen Konflikt mit Rußland anfangen. Man hätte auch in England mit dem reinen Behagen der Schadenfreude weiter ruhig zugesehen, wenn die durchgeschlüpften Kreuzer sich mit deutschen Prisen begnügt hätten. Aber daß sie englische Schiffe kaperten, war eine unerträgliche Ueberraschung. Nun soll der Sultan plötzlich an seine Pflicht als Dardanellentorwart erinnert und die Pforte des Schwarzen Meeres sogar von britischen Kriegsschiffen bewacht werden.

Zweitens nimmt man es den russischen Kaperschiffen übel, daß sie schon im Roten Meere, einen Quadranten vom Kriegsschauplatz entfernt, ihres Amtes walten. Auch in diesem Punkte können sich die Russen auf das englische Vorbild berufen. Wenn das Völkerrecht überhaupt keine Grenze für solche Tätigkeit vorschreibt, so war die schmale Fahrstraße des Roten Meeres taktisch richtig gewählt. Um so mehr als die russischen Hilfskreuzer dort weit von den Kanonen Togos sind. Man sollte sich also nicht übermäßig über die Russen entrüsten, die sich helfen, so gut sie können, sondern lieber mit vereinten Kräften dahin wirken, daß das Völkerrecht der Belästigung der Handelsflotte durch die kriegführenden Kriegsschiffe eine geographische Grenze ziehe: so und so viel Seemeilen oder Grade vom Territorium der Kriegführenden ist das Anhalten, Untersuchen und gegebenenfalls das Aufbringen der Handelsschiffe gestattet, darüber hinaus aber nicht. Der jetzige Zustand, daß rings um den Erdball die ganze hohe See der Willkür eines unternehmungslustigen Korvettenkapitäns ausgeliefert ist, erscheint wirklich als unvernünftig und kulturwidrig.

Die russischen Hilfskreuzer haben in ihrem blinden Eifer einen politischen Fehler gemacht, der dem Mutterlande sehr sauer aufstößt. England hat die erwünschte Gelegenheit erhalten, als größte Seemacht mit der Faust auf den Tisch zu hauen (glücklicherweise nur auf den Tisch!) und die russische Regierung hat nachgeben müssen. Deutschland hat seine Beschwerde nicht in so drohender Art, aber doch schnell und bestimmt angebracht, und Rußland muß ihr ebenfalls nachgeben. Das ist eine moralische Schlappe, die um so unangenehmer empfunden wird, als die in der Mandschurei erlittenen Schlappen schon ohnehin das Selbstbewußtsein des russischen Kolosses arg angreifen. Die billige Tapferkeit im Roten Meere war um so törichter, als es auch den Russen nicht unbekannt sein kann, daß Japan seine Hauptzufuhr nicht durch den Suezkanal erhält, sondern auf freien Straßen, namentlich von Westamerika her.

Nachdem Rußland wegen der Dampfer „Prinz Heinrich" und „Malakka" befriedigende Erklärungen gegeben, sind von den rührigen Hilfskreuzern noch zwei Dampfer, die deutsche „Scandia" und ein englischer beschlagnahmt worden. Die russische Regierung sagt, die Kreuzer hätten die ergangene Weisung noch nicht erhalten. Da kreuzende Schiffe im fernen Meere nicht jeden Augenblick zu

erreichen sind, darf man das nicht ohne weiteres als „faule Ausrede" bezeichnen. Ueberhaupt sollte die deutsche Presse nicht so nervös poltern, als obgleich die deutsche Flotte nach Kronstadt geschickt werden müßte, wenn nicht im Handumdrehen die Kaperkreuzer abberufen würden. Wir können die Sache mit Festigkeit, aber auch in Gemütsruhe erledigen.

Bedauerlich ist freilich die zeitweilige Störung der Friedenszuversicht durch den Uebereifer der eben flügge gewordenen Hilfskreuzer. Als England den überaus scharfen, drohenden Ton anschlug und sogar seine Mittelmeerflotte in Bewegung setzte, gab es tatsächlich einen kritischen Augenblick; denn gerade dieses schroffe Vorgehen erschwerte der russischen Regierung die Nachgiebigkeit. Wäre Rußlands militärische und wirtschaftliche Lage günstiger und die Hilfe der Franzosen sicherer gewesen, so würde es auch wohl noch Weiterungen gegeben haben.

Ein Staatsmann, zufällig ein englischer, hat einmal gesagt, die modernen Kriege würden nicht mehr von den Kabinetten gemacht, sondern von den Leidenschaften der Völker. Wie Figura zeigt, kann durch verhältnismäßig kleine Zwischenfälle die Leidenschaft des Volkes entfacht werden, wenn die Presse die Erregung schürt, statt zur Besonnenheit zu mahnen. Gewiß hat die Presse das Recht und die Pflicht, die Ehre und die Interessen des Vaterlandes zu verteidigen; aber so lange nicht der klare Beweis vorliegt, daß die verantwortliche Regierung ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist, sollte die Presse in Dingen von so kolossaler Tragweite mehr mit dem kühl abwägenden Kopf als mit dem flammenden Herzen arbeiten.

Ein sonderbarer Zufall fügte es, daß nicht bloß unsere Diplomatie, sondern auch unsere Justiz neuerdings mit Rußland sich beschäftigen mußte. In Königsberg ging der große Prozeß wegen Geheimbündelei und Hochverrates in Szene, den die preußische Staatsanwaltschaft aus freundnachbarlicher Aufmerksamkeit gegen Rußland in Szene gesetzt hat. Das Urteil liegt in diesem Augenblick noch nicht vor. Aber der Effekt der Verhandlungen ist ein Triumph der Sozialdemokratie, die wieder einmal ihr „Schweineglück" hatte, eine arge Bloßstellung der russischen Knutenwirtschaft, die durch die Zeugenaussagen eine wahrhaft erschreckende Beleuchtung fand, und die Schlappe der preußischen Justizverwaltung, die einen Prozeß von einer derartigen hochpolitischen Bedeutung angestrengt hat, ohne über die allererste rechtliche Grundfrage, die gesetzlich erforderliche Gegenseitigkeit, das nötige Material beizubringen. Im Anschluß an diese Prozeßverhandlung wird berichtet, daß der Justizminister Schönstedt schon längst seinen Rücktritt zum Herbst in Aussicht genommen habe. Auf Herrn Schönstedt hat man mit Recht das Wort angewendet: Es gelingt nichts mehr! Der Gesetzentwurf zur Einschränkung des ländlichen Kontraktbruches war bekanntlich so schön gelungen, daß der Staatssekretär des Reichsjustizamtes ihm in öffentlicher Reichstagssitzung eine schlechte juristische Zensur erteilen mußte. Es herrscht in Preußen unter allen Parteien die Empfindung, daß es hohe Zeit ist, in die Justizverwaltung einen frischen reformatorischen Zug zu bringen. Es herrscht dort eine Stagnation und eine dumpfe Luft, worunter auch die richterliche Tätigkeit äußerlich und — was noch viel schlimmer ist — innerlich leidet.

Wenn Graf Bülow in seinen hoch- und handelspolitischen Sorgen viel Zeit findet, im preußischen Staatsministerium nach dem Rechten zu sehen, so wird er nicht bloß für den Justizminister, sondern auch für den Minister des Innern, den Freiherrn v. Hammerstein mit der sonderbaren Beredsamkeit, einen Nachfolger suchen müssen.

Frhr. v. Hammerstein ist parlamentarisch mehrmals „entgleist"; aber er kann sich zum Trost sagen, daß es ihm niemals so schlimm ergangen ist wie dem bayerischen Kriegsminister Freiherrn v. Asch, der das Unglück hatte, die Existenz seines eigenen Kindes, eines sonderbaren Duell-Erlasses, zu verneinen, und dann mit selbigem Kinde konfrontiert zu werden. Die liberale Presse in Bayern legt sich mit einem Eifer, der nur aus dem blindesten Zentrumshaß zu erklären ist, für den duellfreundlichen und in der Kammer selbst von den Liberalen preisgegebenen Minister ins Zeug. Nebenbei sieht man aus dem Zwischenfall, woran es liegt, wenn trotz der schönen Verordnungen der Monarchen noch die Duelle und die Soldatenmißhandlungen nicht ausgerottet werden können; es fehlt eben an dem rechten Ernst bei der Ausführung. —

Ein erfreuliches Bild bot der V. Kongreß der christlichen Gewerkschaften zu Essen. Die Zusammenfassung der christlich und staatstreu gesinnten Arbeiter macht äußerlich und innerlich Fortschritte, trotz aller Gegnerschaft und aller Schwierigkeiten. Sollten nicht diejenigen Herren, die einen Sonderverband der katholischen Arbeitervereine mit Fachabteilungen zu gründen suchen, sich auf das Sprichwort besinnen, daß man nicht das Bessere zum Feinde des Guten machen soll? Das gebotene Mittel zur Rettung der Arbeiter vor der sozialdemokratischen Organisation ist offenbar zurzeit die gewerkschaftliche Gemeinsamkeit der beiden Bekenntnisse.

Randglossen zum Konto K.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Endlich kommt etwas Licht in die vielbesprochene Affäre, welche den Sommer über den Stoff für die Leitartikel der Zeitungen zu liefern begonnen hat. Der Briefwechsel zwischen Staatsrat Budde und Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach liegt jetzt vor; Staatsrat Budde zeigt sich in diesen Briefen als der schneidige Vertreter der Interessen der von ihm geleiteten Berliner Hypothekenbank-Aktiengesellschaft, der Rechtsnachfolgerin der Pommernbank. Er scheint hier seinem Bruder, dem Eisenbahnminister, früheren General und Chef der Firma Loewe, sehr zu ähneln; zweifellos haben beide Budde viel geschäftliches Talent. Kaum ist der Pommernbankprozeß beendigt, so setzte sich Staatsrat Budde hin und erkundigte sich beim kaiserlichen Oberhofmeister äußerst höflich, ob er ihm nicht näheres mitteilen könne über den Verbleib jener 325,000 Mark, für welche er wohl quittierte, die er aber nicht erhalten habe. Sofort antwortete der in diesen Tagen so oft Interpellierte: es sei ihm „nicht das Geringste" bekannt, sondern er vermute nur, daß es die früheren Direktoren dieser Pommernbank für sich persönlich erhoben. Aber Frhr. von Mirbach ahnt auch den Zweck dieses Schreibens des neuen Direktors; der ist nicht für Stiftungen zu gewinnen und Titel und Orden hat er schon! So versicherte gleichzeitig der Oberhofmeister, daß er glauben mußte, diese Gelder stammten aus den Privatvermögen der beiden Direktoren. Aber er fragt doch an, wie hoch die nachweisbaren Schädigungen der Pommernbank infolge dieser Stiftungen seien, da die ihm unterstellten Vereine und Stiftungen in Erwägung gezogen haben, diese Summen zurückzubezahlen. Hierauf hat Staatsrat Budde prompt geantwortet, denn schon tags darauf präsentiert er die fertige Rechnung mit 175,000 Mark; von 60,000 Mark Stiftungen kann Budde nichts nachweisen und für die rätselhaften 325,000 Mark will er die Herren Schulz und Romeick verklagen. Inzwischen vermehrte sich das Kesseltreiben gegen den Oberhofmeister in der Presse, und er antwortet jetzt auch sofort, daß am 15. Juli die ihm unterstellten Stiftungen und Vereine sich bereit erklärt haben, an die obengenannte Rechtsnachfolgerin der Pommernbank 175,000 Mk. auszuzahlen. Damit ist der Briefwechsel beendigt. Ob die Summe bereits ausbezahlt worden ist, wissen wir nicht. Aber nun sagt man sich: Wohin sind die 325,000 Mark gekommen? Staatsrat Budde will ja klagen; wir bezweifeln aber, ob er damit Aufklärung erhält. Haben die Direktoren in der Tat die Gelder für sich gebraucht, so werden sie sich nicht hierzu bekennen, weil sie dann wegen Unterschlagung eine neue Anklage zu erwarten haben; sie liefern sich nicht selbst ans Messer. Ist es aber richtig, daß sie zugunsten einer „dem Hofe nahestehenden Person" verwendet wurden, so werden sie sicherlich auch künftig die Antwort verweigern, und zwar wie seither — „aus Diskretion".

Man muß aber anerkennen, daß Freiherr von Mirbach jetzt bestrebt war, die Angelegenheit in unanfechtbarer Weise zu bereinigen; wer mit Vereinen und Stiftungen zu tun hat, wird ihm nachempfinden können, daß es nicht sehr leicht ist, mit einem Schlag 175,000 Mk. aufzubringen. Das erhaltene Geld ist nämlich längst aufgebraucht, verbaut oder für Unterstützungen verwendet. Der Oberhofmeister der Kaiserin hat unseres Wissens einen erklecklichen Teil dieser Restitutionssumme aus der eigenen Tasche gegeben; es ist dies eine harte Strafe für seine Vertrauensseligkeit. Man hat über den Oberhofmeister der Kaiserin in der Presse in den letzten Wochen sehr viel geredet, ganz wenig Schmeichelhaftes; wir sind nicht sein berufener Verteidiger, auch wenn er eine Katholikin zur Frau hat und nicht gerade mit Haß gegen die katholische Kirche durchdrungen ist, sondern vielmehr eine wohlwollendere Haltung gegen diese einnimmt. Aber die Angriffe der freisinnigen Presse entspringen nur dem Motiv, dem Förderer der protestantischen Interessen eins ans Bein zu versetzen; die Gelegenheit hierfür war so günstig und all das Geld, das der Freisinn für religiöse Zwecke verwendet sieht, erscheint ihm ja bekanntlich verloren. Es lassen sich keine Dividenden mehr damit erzeugen! Die Angriffe einiger orthodoxer protestantischer Blätter (der „Reichsbote" schuf für das Konto K. die Bezeichnung „Konto Korruption") sind teilweise auch daraus zu erklären, daß der Oberhofmeister nicht in ihrem Sinne am Hofe arbeitet; man hat hier bereits einen Nachfolger auf Lager, dem Frhr. v. Mirbach Platz machen sollte. Uns erscheint die Vertrauensseligkeit des Oberhofmeisters etwas erklärlich; wer will bei aller Vorsicht in der Millionenstadt den Flitter vom Golde immer unterscheiden können? Sind nicht die allertüchtigsten Geschäftsleute der Leipziger Straße auf die Angaben des famosen Professorenehepaares Meyer hereingefallen? Wenn das einem solch renommierten Geschäfte wie dem Glashändler Raddatz passiert, kann dies nicht auch bei einem Oberhofmeister sich

ereignen? Auch er hatte seine Kunden! Es ist nicht immer so gegangen, daß Frh. von Mirbach für seine Stiftungen und Vereine die Spender aussuchte; im Gegenteil! Mindestens 9/10 derselben haben sich an ihn herangedrängt, und nun ist er hier einmal getäuscht worden. Wem das im Leben noch nie passierte, der werfe den ersten Stein auf ihn! Aber der Vertrauensseligkeit stehen auch andere „mildernde Umstände" zur Seite. Der Oberhofmeister steht im persönlichen Dienst der Kaiserin; er kennt wie kein zweiter die Wünsche der hohen Dame und weiß, welchen Wert dieselbe auf Kirchenbauten legt. Wir kennen wenige Angestellte, die in solchen Fällen nicht mit erlaubten Mitteln die Wünsche der Arbeitgeber zu erfüllen suchen! Und nun ist uns aus der ganzen Debatte über diesen Punkt noch nicht ein sittlich unerlaubtes Mittel des Oberhofmeisters bekannt geworden. Man kommt und sagt: der Ordensschacher! Ei du lieber Himmel! Wir selbst legen absolut keinen Wert auf Ordensauszeichnungen; aber wer solche erlangen will, für den ist es doch offenes Geheimnis in aller Herren Länder, daß er irgend etwas „tun" muß! Sei es nun Teilnahme an gemeinnützigen Bestrebungen, sei es Beteiligung am öffentlichen, am wirtschaftlichen Leben, in der Wissenschaft, die Ablegung einer gewissen Zahl von Dienstjahren als Beamter usw. Wer den Bau einer Kirche, eines Waisenhauses, einer Blindenanstalt mit seinem Gelde ermöglicht, warum soll der heutzutage nicht auch einen Orden erhalten können? Man erhält solche oft für viel geringere Leistungen! Gerade auf sozialdemokratischer und freisinniger Seite, wo man doch die Ordensauszeichnungen nicht so hoch einschätzt, sollte man sich hierüber nicht aufregen, sondern nur sagen: Wenn die Oeffentlichkeit sieht, wie billig oder teuer die Orden zu erhalten sind, dann wird die Einschätzung derselben nicht steigen." In dieser Beziehung ist der alte Demokrat Hansjakob unser Mann! Mögen andere Tausende für Kirchen und gemeinnützige Anstalten stiften, um durch Mirbachs Vermittlung einen Orden zu erhalten, das regt uns nicht auf; wir bedauern die Geber nur, daß sie ein gutes Werk, für das sie bessern Lohn erhalten würden, sich selbst so zu Schanden gemacht haben. Weshalb Freiherrn von Mirbach einen Vorwurf aus seiner Vermittlertätigkeit machen? Wenn wir einen solchen — sonst soliden — Ordensgierigen, wie als solide Leute Pommernbankdirektoren von aller Welt bis zum Krache gehalten wurden, kennen würden und er würde für die Diaspora der Provinz Brandenburg einige Millionen geben, so würden wir auch für ihn ein gutes Wort einlegen, falls wir an Stellen, die Orden vergeben, einen Einfluß hätten. Und wer würde dies nicht tun? Also nur nicht immer so sehr in Entrüstung machen! Freiherr von Mirbach war überzeugt, daß er nicht fremdes Geld erhielt; er gab dies zurück, nachdem er wußte, daß es nicht eigenes war. Gerade die Berliner Börsenblätter machen so sehr in Entrüstung; aber wir wissen bestimmt, daß sie es mit der Restitution nicht halb so ernst nehmen wie Freiherr von Mirbach! Man hat der Berliner Presse vorgeworfen — es geschah in der öffentlichen Generalversammlung einer Bankanstalt —, sie sei bestochen; gegen Entgelt empfehle sie im Handelsteil geringe Papiere! Seither hat die Berliner Presse nicht einmal gegen diesen Vorwurf protestiert. Und gar Restitution für die vielen Tausende, die durch Empfehlung minderwertiger Papiere dem Publikum abgeknöpft werden? Das steht nicht im Katechismus der Berliner Presse. Die Ehrlichkeit des Oberhofmeisters steht also mindestens so hoch wie die seiner rabiatesten Angreifer!

Die österreichische Frage.

Von

Ernest Klamt.

Ein Redakteur eines Wiener christlichen Blattes hatte jüngst Gelegenheit, mit einem „bekannten Mitgliede des ungarischen Magnatenhauses" die österreichische Frage und auch die Chancen der Zukunft zu erörtern. Das Blatt berichtet über diese Unterredung folgendes: „Sie wissen", resümierte der greise Pair der Stefanskrone, „daß mir meine Haltung in den Jahren Achtundvierzig und Neunundvierzig, die mich auf der Seite der Dynastie fanden, Mißtrauen und Feindschaften in meinen Kreisen eintrug. Sie selbst können daraus schließen, daß mir jeder extreme Chauvinismus fern liegt, und daß, was ich von der Zukunft erwarte und — ich gebe es zu — erhoffe, in meiner Loyalität und in der mir möglichen Einsicht in die Stimmung der wohlunterrichteten und der regierenden Kreise begründet ist. So sehr sich der ungarische Hochadel und die ungarische Gentry sonst gesellschaftlich befehden und die Individuen auch politisch einander widerstreben, so sehr sind wir alle, ohne Unterschied des adeligen Ranges und der politischen Färbung, überzeugt, daß Ungarns Selbständigkeit ihrer Vollendung entgegengeht. Die Dynastie, der wir uns durchaus ergeben fühlen, muß ihre Zukunft auf Ungarn gründen, denn der Zusammenhalt Oesterreichs ist zu unverläßlich. Die Geschichte des habsburgischen Staatenkomplexes wurde auch stets von Ungarn und Böhmen gemacht und geleitet. Wir in Ungarn haben erwartet, daß die österreichische Politik sich mit den böhmischen Slaven auseinandersetzen und die übrigen Nationalitäten zur deutschen Sprache bringen würde, so wie wir mit Zielbewußtsein die sprachliche Einheitlichkeit des ungarischen Staates durchgesetzt haben. Oesterreich hat aber dies zu seiner Erhaltung nicht getan. Das Haus Habsburg dagegen muß seinen souveränen Bestand Ungarn anvertrauen. Dazu braucht es eine ungarisch-nationale Armee, ein patriotisches Heer, das für den gekrönten König kämpft, stirbt und siegt. Und aus diesem Grund werden wir die Armeesprache bekommen. Nicht bloß aus nationalen, sondern auch aus dynastischen Rücksichten. . . ."

Das ist also das politische Glaubensbekenntnis auch der Regierungspartei Ungarns. Wie sehr weicht dies von dem konstitutionellen Standpunkte ab! Daß auch jene Kreise zu diesem Endergebnis gelangt sind, ist nicht über Nacht gekommen. Langsam, aber zielbewußt beeinflussen die Magyaren das politische Denken der Slovaken, Kroaten u. a. und haben sogar schon den Triumph erlebt, daß jüngst der liberale Kroate Kovacsevics im ungarischen Abgeordnetenhause die ungarischen Machthaber zum Boykott jener Stammesbrüder aufforderte, die sich nicht unter die Knute beugen wollen. „Denn das Ziel der großen Zukunft ist die Einerleiheit; schrankenloseste Bewegung ist die wahre Völkerfreiheit".

Fragen wir aber, wieso denn Oesterreich zu diesen traurigen Verhältnissen gekommen ist, so muß einer zur Antwort in der Geschichte um anderthalb Jahrhunderte zurückgreifen. Maria Theresias zielbewußte Politik hätte sollen unter Kaiser Josef fortgesetzt werden. Dieser hätte sollen ebenso langsam wie sicher die anderen Nationen zu dem Gedanken erziehen, daß deutscher Geist und deutsche Kultur vorzugsweise den Kaiserstaat an der Donau groß gemacht haben. Allein die Hast, mit der der Volkskaiser die Durchführung seiner gut gemeinten Reformen betrieb, ließ keine derselben recht gedeihen, stachelte die nichtdeutschen Nationen zum Widerstande auf. Napoleons Kriegsschwert drängte inzwischen andere Interessen in den Vordergrund. Doch seit ca. 70 Jahren sehen wir die Ungarn um ihre nationale Selbständigkeit ringen und bei ihrer Rücksichtslosigkeit werden sie sie auch erringen. Ihnen schließen sich die Slaven an.

Das Volk ist eben noch ganz unreif, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Sonst wäre es unmöglich gewesen, daß man in Trautenau einen K. H. Wolf seinerzeit wieder als Volksvertreter nach Wien sandte, einen Menschen, der sein Leben durch Freundschafts- und Ehebruch befleckt hat. Man hätte damals annehmen können, daß alle anständigen Abgeordneten ihre Mandate niederlegen würden, als dieser — Mensch in ihrer Mitte erschien. So weit sind die Begriffe von Sitte und Ehre entwertet!

Die moderne Schule ist an vielem Schlechten in unserer Zeit schuld. In meiner Studienzeit sagte einmal unser Gymnasialdirektor: „Kommen Sie nur gern herein! Draußen ist der Teufel und herinnen die Professoren . . ." Ob das immer so ganz stimmt? Im deutschen Reiche arbeitet man zugunsten der konfessionellen Schule, und bei uns im katholischen Oesterreich? . . .

„Oesterreich über alles, wenn es nur will" (schrieb 1684 Paul Wilhelm von Hörnigk). Nur muß sein Wille eben Volkswille sein, nicht der Terrorismus verschiedener verkommener Existenzen, denen das Mandat, bezw. die 20 Kronen die Hauptsache sind.

Die Unterdrückung der anerkannten religiösen Unterrichtsgenossenschaften Frankreichs.

Von
Dr. Kaufmann, Weismes-Faymonville.

Der Senat beschäftigt sich zurzeit mit der Diskussion des von der Kammer bereits angenommenen Gesetzes, das zum Gegenstand die Unterdrückung der anerkannten religiösen Genossenschaften hat. Zweifelsohne geht dieses Gesetz auch im Senat durch.*) Es steht sogar zu befürchten, daß es daselbst noch manche Aenderung zum Schlechtern erhält. Einstmals hatte der Senat einen weiten, klaren Blick und war, seiner entscheidenden Rolle sich bewußt, für die Gesetzlichkeit mit wahrer Sorgfalt erfüllt. Seitdem er aber die Zufluchtsstätte der ausgedienten Abgeordneten der Deputiertenkammer geworden, ist er ebenso kurzsichtig und verkommen als diese.

Alles läßt darum, menschlicherweise gesprochen, voraussehen, daß bis zu Beginn des nächsten Schuljahres (im Monat Oktober) die Schulen auch der anerkannten Genossenschaften geschlossen sein werden. Eigentlich hatte die Kammer einiges Bedenken geäußert zu dem radikalen Gesetzesvorschlag, den Buisson mit allen Sophismen eines Genfer Hugenotten vorgebracht hatte; denn die Regierung wurde zweimal geschlagen. Ihr erster Vorschlag, die Schulen im Verlaufe von 5 Jahren zu schließen, wurde durch Caillaux, früheren Finanzminister des Ministeriums Waldeck-Rousseau dahin geändert, daß die Galgenfrist auf 10 Jahre ausgedehnt wurde. Ihr zweiter Vorschlag, sämtliche Noviziate zu schließen, wurde gleichfalls nicht in der von ihr gewollten Fassung angenommen. Ein anderes Mitglied des Ministeriums Waldeck-Rousseau, Leygues, früherer Minister des öffentlichen Unterrichtes, brachte die Beibehaltung der Noviziate derjenigen Genossenschaften durch, die im Ausland und in den Kolonien Schulen haben. Dieser Erfolg war ein harter Schlag für die äußerste Linke und die ganze Freimaurersippe, da mit ihm gewissermaßen den Genossenschaften, wie es Buisson selber seufzend zugab, die gesetzliche Existenz zugestanden bleibt.

Diese beiden nicht zu unterschätzenden Mißerfolge drohten noch einen dritten herbeizuführen. Um die Diskussion in die Länge zu ziehen, kam die Opposition mit stets neuen Aenderungsanträgen ein. Denn könnte sie die Kammer verhindern, das Gesetz vor Ostern durchzubringen, so hätte sie gleichzeitig auch den Senat in die Unmöglichkeit versetzt, das Gesetz noch vor den großen Ferien zum Abschluß zu bringen. Dieser Erfolg wäre auch nicht ausgeblieben, ohne das Dazwischentreten eines der radikalsten und meist verschuldeten Abgeordneten, des bekannten Rabier, der sich durch folgenden Streich aufs neue den Dank der Regierung verdiente. Um den Gegnern das Wort zu kürzen, faßte er die 8 Artikel, die noch übrig geblieben waren, in einen einzigen zusammen. Dieses Taschenspielerstück wurde sodann von der Kammermehrheit angenommen und, nachdem so das Gesetz gleichsam übers Knie gebrochen war, gingen die Abgeordneten in die Ferien. Hier haben wir einen schlagenden Beweis für den Ernst, mit dem das Gesetz vorbereitet und durchberaten wurde! Buisson selber sagt es uns in seinem von Heuchelei und Verstellung strotzenden Berichte, in dem es heißt: „Die Kammer hat im Jahre 1903 sämtliche um die Anerkennung (Autorisation) eingekommenen Anfragen der religiösen Genossenschaften in negativem Sinne beantwortet, und alsobald wurde diese Entscheidung von der öffentlichen Meinung in dem einzig ihr zukommenden Sinne ausgelegt: daß dieser absolute Abweis sämtlicher Anfragen sich nur erklären ließe als die äußere Kundgebung eines fest entschlossenen Willens, auch keiner Genossenschaft die gesetzliche Berechtigung zu gewähren".

Es gehört sich schon ein gewisses Maß von Unverschämtheit dazu, um derlei Unwahrheiten zu behaupten. Die öffentliche Meinung, von der hier Buisson spricht, ist diejenige der Leute vom Block, die einzige, die übrigens für Buisson in Rechnung kommt. Die große Mehrzahl der rechtschaffenen Franzosen, die noch etwas bon sens besitzen, urteilte ganz anders. Sie erinnerte sich an den formellen Ausspruch Waldeck-Rousseaus, daß die anerkannten Genossenschaften mit dem Gesetze in keinem Widerspruch stünden und schloß daraus, daß dieselben auch fortan nicht mehr belästigt würden. Ihnen nach diesen Versicherungen der Regierung die Berechtigung entziehen, war darum nichts anderes, als ein treuloser Wortbruch. Doch für die Leute vom Block sind Treue und Ehrlichkeit ganz eigentümliche Begriffe.

*) Ist bekanntlich inzwischen geschehen.

Allein um den Schein zu wahren und vor den Augen der Welt das Gesetz zu rechtfertigen, mußten Gründe gefunden werden. Der wahre Grund ist der Religionshaß. Der scheinbare Grund wurde der Philosophie entnommen. Buisson selbst schrieb, nicht ohne Salbung, folgende Zeilen: „Dieses Gesetz bietet sich uns auf den ersten Blick dar als ein Prinzipien- (loi de principe) und nicht als ein Kampfgesetz (loi de combat) . . . Ein laizisierter Staat, der unablässig fortfährt, selbst den Unterrichtsgenossenschaften die gesetzliche Investitur zu geben, ist mehr als eine Anomalie, er ist ein Unsinn (non-sens) und steht in bewußtem oder unbewußtem Widerspruch (démenti) mit den Prinzipien selber der Demokratie" (Rapport Buisson, 11. Februar 1904). Das ist der nebelhafte Grund, auf den sich das Gesetz stützt.

Um die volle Bedeutung des Gesetzes zu ermessen, müssen wir einen Blick auf seine Folgen, die Zahl seiner Opfer und die neuen Ausgaben werfen, die der Staat leichten Herzens den Steuerpflichtigen auferlegen wird, um die Schulen der anerkannten Genossenschaften ersetzen zu können.

Buisson sieht es in seinem Berichte nur auf eine einzige Männergenossenschaft ab; allein diese ist bei weitem die zahlreichste. Es ist die der christlichen Schulbrüder (frères des écoles chrétiennes), die der hl. Joh. Bapt. de la Salle, Domherr zu Reims, im 17. Jahrhundert stiftete.

Nach dem Bericht Buissons wies diese Genossenschaft im Januar 1903 folgende Statistik auf.

In Frankreich besaß sie 1452 Niederlassungen mit 10,787 Brüdern und 203,760 Schülern. Davon sind:

1277 Elementarschulen (écoles primairs)
34 Mittelschulen (d'enseignement secondaire)
12 Spezialschulen für Ackerbau,
70 Handels- und Industrieschulen.

Ferner erstreckt sich der segensreiche Einfluß der Schulbrüder auf das über ganz Frankreich verbreitete Vereinswesen (patronages, associations et unitualités, maisons de famille), dem 53,200 aus den Schulen entlassene junge Leute angehören.

Außerhalb Frankreich besitzen sie 551 Schulen mit 4618 Brüdern und 118,371 Schülern.

Die Novizen der Genossenschaft werden in 45 Normalschulen für den Unterricht herangebildet. Ihre Zahl beläuft sich auf 3028 in Frankreich und 1007 im Ausland. Die Dienste, die sie daselbst Frankreich leisten, waren der Hauptgrund, der Leygues bestimmte, für sie einzutreten. In der Tat gebot ein wahrer Patriotismus und das Interesse Frankreichs, die Niederlassungen der Brüder in Egypten und im Orient nicht zu opfern. Trotzdem fanden sich noch 253 Abgeordnete, die in blinder Parteiwut die Unterdrückung selbst dieser auswärtigen Niederlassungen verlangten.

Und doch hat Buisson selber den Wert und die Erfolge der von den Brüdern angewandten Schulmethode in seinem „Dictionnaire pédagogique" lobend anerkannt. Die Weltausstellung von 1900 trug ihr einen der anerkennendsten Berichte ein von seiten des Generalinspektors des öffentlichen Unterrichtes René Leblanc und die Prüfungskommission der Ausstellung verlieh ihnen 4 erste Preise (grands prix), 14 Gold- und 21 Silbermedaillen. Jedermann hält sie für unvergleichliche Lehrer und Erzieher. Nur haben sie das Unglück, Kongreganisten zu sein, und aus diesem Grunde allein, wie es Buisson selbst in seinem Berichte zugesteht, müssen sie verschwinden: „Kann eine in sich abhängige Genossenschaft (corporation d'assujettissement) zu einer unterrichtenden gemacht werden? In ihrer großen Mehrheit antwortet hierauf Ihre Kommission in negativem Sinne" (Rapport Buisson, 11. Febr. 1904). Da sieht man, wie man aus vagen, abstrakten Prinzipien ganz wunderbare konkrete Schlüsse zieht.

Die von dem neuen Gesetze betroffenen Frauenkongregationen sind doppelter Art:

1. Die anerkannten Genossenschaften, die sich ausschließlich mit dem Unterrichte abgeben.
2. Die anerkannten Genossenschaften, die neben dem Unterrichte auch Krankenpflege betreiben. Letzteren entzieht das Gesetz nur die Schulen. So dürfen die Schwestern des hl. Vinzenz v. Paul ruhig ihre Kranken und Waisen weiterverpflegen, ihre Schulen aber müssen sie schließen.

Die hauptsächlichsten Genossenschaften, die sich ausschließlich mit dem Unterrichten abgeben und die infolgedessen aufgehoben werden, sind:

Die Damen vom hhl. Herzen mit	27	Schulen
Die Ursulinerinnen mit	87	„
Die Schwestern der hl. Familie mit	25	„
Die Schwestern der Heimsuchung mit	23	„
Die Stiftsfrauen (chanoinesses) des hl. Augustin mit	18	„



Im ganzen haben die Frauengenossenschaften, die sich ausschließlich mit Unterricht beschäftigen, 460 Schulen. Die gemischten Genossenschaften haben deren 1488, so daß infolge des neuen Gesetzes im ganzen 1948 Schulen geschlossen werden.

Außerdem wird noch in 886 **Gemeindeschulen** der öffentliche Unterricht von 4539 Schwestern erteilt. Diese Schulen sollen auch mit weltlichen Lehrerinnen versehen werden.

Die Zahl der Schwestern, die im Privatunterricht, d. h. in Ordensschulen tätig sind, beläuft sich annähernd auf 26,000. Was soll aus ihnen werden? Wie den nicht anerkannten Schwestern, wird auch ihnen, wenn sie in die Welt zurückkehren und eine Schule eröffnen, wegen „falscher Säkularisation" der Prozeß gemacht werden. Und die Regierung erweist sich gerade in diesem Punkte von lächerlicher Strenge. So sollte man es kaum für möglich halten, daß sie aus diesem Grunde in Tarbes eine gewesene Klosterschwester, die dort eine Schule eröffnet hatte, gerichtlich verfolgen ließ, obschon sich die Schwester bereits verheiratet hatte.

Wenn die vertriebenen Schwestern keine Familie mehr haben, bleibt ihnen nichts anderes mehr übrig, als ins Ausland zu gehen. Allein in den Staaten, die ihnen Zuflucht gewähren, sind schon genug Ordensleute, und die in Frankreich bleibenden müssen noch 4 oder 5 Jahre warten, um die magere Pension beziehen zu können, die ihnen die Regierung aus den Verkaufsgeldern der Güter der Genossenschaft gewähren wird, falls Liquidatoren und Advokaten überhaupt noch etwas übrig lassen. Denn es gehört zu den Gepflogenheiten dieser Herren, sich außergewöhnliche Honorare geben zu lassen. Derjenige, der ihnen diese Anschuldigung entgegenhält, steht sicherlich nicht im Verdachte, den Schwestern allzu großes Wohlwollen zu erweisen. Denn es ist kein anderer als Combes selber, der in der Antwort, die er Millerand in jener famosen Sitzung vom 10. Juni, wo die Millionenaffäre der Kartäuser zur Sprache kam, zuteil werden ließ, ihm, dem Advokaten der Liquidatoren, folgende spitze Bemerkung machte: „Ich wenigstens bereichere mich nicht mit der Beute der Kongregationen". Aber auch das Land bereichert sich nicht damit. Im Gegenteil, die 1452 Knaben- und die 1948 Mädchenschulen, die infolge des Gesetzes geschlossen werden, legten den Steuerpflichtigen keine Lasten auf. Sie wurden einzig von den Katholiken unterhalten. Um aber den 178,000 Elementarschülern der Brüder und den 196,300 Mädchen der Schwestern den Unterricht erteilen zu können, müssen neue Schulen gebaut, neue Lehrer und Lehrerinnen unterhalten werden.

Die Regierung nannte vor der Kammer annähernde Summen für diese Ausgaben. Nach ihrer Schätzung genügen 46 Millionen zum Neubau und zur Vergrößerung der Knaben- und 17 Millionen für die Mädchenschulen. In Wirklichkeit aber ist mehr als noch einmal so viel nötig, denn für Paris allein schon verlangt der Seinepräfekt 100 Millionen für Knaben- und Mädchenschulen!

Ferner wurden auch die Gehälter des neuen Lehrpersonals abgeschätzt. Combes meinte 4670 neue Lehrer und Lehrerinnen genügten. Allein er hielt die Kammer zum besten. Gewiß wurden an vielen Orten staatliche Lehrer und Lehrerinnen mit 4 oder 5 und oft noch weniger Kindern auf Staatskosten unterhalten, um den Schulen der religiösen Genossenschaften gegenüber das Prinzip der neutralen staatlichen Schule festzuhalten. Aber glaubt denn Combes, daß seine Lehrer mehr leisten werden als die Schulbrüder? Wie kann er aber dann behaupten, daß 4000 Lehrer genügten, um die Schulbrüder zu ersetzen? An Stelle der 6.747.000 Franken jährlicher Ausgaben für den Unterhalt der Lehrer, wie Combes meint, können wir darum ruhig 10 Millionen setzen, und selbst diese Summe bleibt noch hinter der Wirklichkeit zurück. Wie Prof. **Boulogne**-Paris im „Magazin für volkstümliche Apologetik" (III, 3, S. 124 ff.) aktenmäßig nachgewiesen hat, beläuft sich die Summe der für Schulbauten*) nach Vertreibung der nicht anerkannten Genossenschaften notwendigen Mehrausgaben auf 305 Millionen; dazu kommt eine jährliche Summe von 25 Millionen als laufende Mehrausgabe für das neu anzustellende Lehrpersonal an Stelle der nicht anerkannten Ordenslehrer und -Lehrerinnen. Rechnet man diese Zahlen zu obigen aus dem neuen Gesetz über die seither anerkannten Genossenschaften entstehenden Summen hinzu, so erhält man folgendes Resultat:

Einmalige Mehrausgabe für Schulgebäude . . . 405 Millionen
Laufende jährliche Mehrausgabe für Lehrpersonal 35 „

Wenn so der Steuerzahler zur Ader gelassen sein wird, um diese enormen Ausgaben zu decken und dem staatlichen Unterrichte die unumschränkte Herrschaft zu sichern, was wird dann wohl das Ende sein vom Lied?

Die französischen Laienschullehrer sind durchschnittlich ohne positives Christentum, oft sogar Atheisten. Der Atheismus gehört in den Kreisen der Lehrer und Zivilbeamten Frankreichs vielfach sogar zum sog. guten Ton, während bei uns nicht selten aus äußeren Motiven (Gesetzgebung, Beispiel des Kaisers usw.) wieder die Zurschautragung des Christentums oder eines sogenannten Christentums zum guten Ton gehört. In den französischen Staats- oder Gemeindeschulen darf von positiver Religion keine Rede sein. — Es heißt: „Wem die Schule gehört, dem ist die Zukunft." Wenn dies Wort wahr ist, dann kann das Endresultat der jetzigen Gesetzgebung Frankreichs nur der religiöse Nihilismus sein. Es muß aber auch heißen, und zwar mit weit mehr Recht: wem die **Familie** gehört, dem gehört die Zukunft. Werden die noch christlichen Familien Frankreichs — und ihre Zahl ist größer als man in Deutschland annehmen möchte — ihre Kinder vor dem religiös-sittlichen Untergang retten **können**, wenn die Schule den praktischen und oft auch theoretischen Atheismus anstrebt?

Vielleicht hat der französische Kulturkampf doch noch **das** Gute, daß die Katholiken Frankreichs bei ihren Gebeten, Gelübden und Wallfahrten endlich einmal zur Tat übergehen, daß sie sich organisieren und ihr Recht auf christliche Schulen durchsetzen. Um ein Recht bittet man nicht: man **verlangt** es! Aber was wollen gegenüber der erdrückenden Mehrheit der Kirchenfeinde die wenigen katholischen Parlamentarier verlangen, die dazu noch in vielen Fragen selbst nicht wissen, was sie wollen und zu wem sie gehören?! — Und noch ein anderes günstiges Resultat möge der Kulturkampf bringen: Die Familie möge lernen, selbst die Hauptarbeit in der religiös-sittlichen Erziehung der Jugend zu leisten, ohne sie Ordensbrüdern und Nonnen zu überlassen — sie ist ja die geborene und vom Schöpfer dazu in erster Linie bestellte Erzieherin der Menschheit! Wenn die christlichen Eltern Frankreichs ihrer wichtigsten und heiligsten Pflicht der Kindererziehung mehr **selbst** nachkommen, wenn sie die verderbenbringende Presse und Litteratur, den leichtsinnigen Umgang von ihren Kindern fernhalten, wenn sie mit Ernst und Nachdruck auf Gebet und gute Sitten halten und last not least, wenn die Väter in Erfüllung ihrer religiösen und religiös-politischen Pflichten für ihre Söhne Vorbilder wahrhaft christlicher Männer sind, dann werden die Familien auch imstande sein, der Kirche einen Klerus zu geben, der nicht in Knabenseminaren unter oft unfähigen Lehrern gedrillt wurde, und das Vaterland wird durch christliche Generationen wieder eine echt christliche Nation werden! — Wir deutsche Katholiken haben auch keine Ordensschulen, aber wir haben unserer Kirche einen Ehrenplatz verschafft in den Unterrichtsanstalten des Staates von der kleinsten Dorfschule bis zur Universität. Und das haben wir erreicht, weil wir gekämpft und gearbeitet haben nach dem Grundsatz: aide-toi, et Dieu t'aidera.

*) Die Schulgebäude der Kongregationen sind Eigentum von Privaten oder sie gehören den Kongregationen selbst.

Sommer.

Nun gehe ich über die alte Brück'
In die Sommerlandschaft hinein.
Im Vorstadtgarten stehen schon
Die Malven in langen Reihn.
Die Kinder quellen aus jedem Haus
Wie Blüten der heißen Zeit;
Die Apfelbäume, die neigen sich
In goldener Fruchtbarkeit.
Im Felde woget das täglich Brot;
Die mähende Sense geht.
Vom Lindenbühle ein süßer Duft
Durch die träumenden Tale weht.
Im Staube der Straße geht mein Fuß;
Doch die jubelnde Seele begrüßt
Die Göttin des Sommers, die mütterlich
Das Leben der Armut versüßt.

M. Herbert.





Kunsterziehung.

Von
Dr. Rody, Oestrich.

Die Kunsterziehungsfrage nimmt gegenwärtig unter den öffentlich behandelten Tagesfragen einen breiten Raum ein. Im September 1901 wurde der erste Kunsterziehungstag in Dresden abgehalten, dem im Oktober 1903 der zweite Kunsterziehungstag in Weimar folgte. Die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen veranstaltete am 21. und 22. September 1903 eine Konferenz über die Museumsfrage, d. h. über den Versuch, den breiten Massen, insbesondere den Arbeitervereinen die Museen zugänglich zu machen, System in den Massenbesuch von Kunstmuseen und naturhistorischen Sammlungen zu bringen und eine Erklärung des Zurschaugestellten zu bewerkstelligen. Die Zahl der Schriften, welche sich mit der künstlerischen Erziehung des Volkes, insbesondere der Jugend beschäftigen, ist kaum mehr übersehbar.

Man wird gut tun, diese in stetigem Wachstum begriffene Bewegung im Auge zu behalten. Wenn auch nicht immer, so treten doch vielfach dabei Bestrebungen zutage, welche ihren christenfeindlichen Ursprung nicht verleugnen. Das eine Mal lautet das Feldgeschrei: „Rembrandt als Erzieher“, das andere Mal „Goethe als Erzieher“. August Comte, David Strauß, Eduard von Hartmann und Moritz von Egidy sind führende Geister auf der unchristlichen Bahn. Sie stimmen darin überein, daß sie mehr oder weniger offen die Ansicht vertreten: „Als Ersatzmittel für die Religion können die Kunstgenüsse für diejenigen dienen, denen die Religion ein überwundener Standpunkt ist.“ In der Lebensbeschreibung des berühmten Frankfurter Geschichtsforschers Johann Friedrich Böhmer von Janssen kann man lehrreiche Bekenntnisse darüber lesen, wie wenig die Kunst oder die schöne Literatur abgesondert von der Religion zur Volkserziehung sich eignen. Hält man aber den Satz fest, daß die Kunst nur in zweiter Linie, das heißt im engsten Anschluß und in Unterordnung unter die religiöse Einwirkung von einer verständigen Pädagogik angewandt werden solle, so wird man den Wert der eingangs erwähnten Bestrebungen richtig taxieren. Im Lichte der übernatürlichen Offenbarungswahrheit sind die eingeschlagenen Wege zur Hebung der Volksbildung lediglich Experimente und Surrogate, welche die christliche Religion ersetzen sollen. Es sind, um den schönen Ausspruch des hl. Augustinus zu gebrauchen: magni passus, sed extra viam. Gewiß ist die Kunst von hoher Bedeutung für unser Volk, ihre Pflege und Förderung ist den Führern warm ans Herz zu legen, aber eine der Religion entfremdete Kunst wird verderblich wirken und die Hilferufe, welche gerade eben von liberaler Seite gegen eine gewisse moderne Kunstrichtung ausgestoßen werden, reden eine deutliche Sprache. Die Kirche wird niemals der Beihilfe der Kunst entraten wollen. Novalis ist der Ansicht: „Der größte Feind der Kunst ist der Unglaube.“ Umgekehrt darf man kühn behaupten, daß die höchsten und bewundernswürdigsten Blüten der Kunst aus frommen Herzen erzeugt wurden. Der schon erwähnte Böhmer prophezeite, daß die Kunst teils in Weichlichkeit ausarten, teils zu einem Gegenstand grübelnder Kritik herabsinken werde. Sollen wir uns von dieser abschüssigen Bahn retten, so muß sich das frische, gesunde Leben der Kunst bemächtigen und die Kunst das Leben erfassen. Beides kann nur in der Kirche und dem religiösen Leben geschehen. Erblickt eine moderne Schule im Kultus des Schönen die Religion der Zukunft, so ist dieser neuen Mode der Verführung nicht dadurch zu begegnen, daß Kirche und Klerus der Kunst den Rücken kehren und das verlorene Kind — Gottes Enkelin nennt sie Dante — seines Weges laufen läßt. Auch hier hilft nur die Liebe. Die wiederaufwachende Begeisterung der Kirche für die Kunst wird diese an das verlassene Vaterhaus erinnern. Das Kind wird wieder warm an dem Herzen der Mutter und sieht ein, daß es Irrlichtern nachlief, wenn es das Schöne anderswo als im Bunde mit der Wahrheit und Heiligkeit suchte. Das tut not; mit Ignorieren und Schmähen rettet man die Gegenwart nicht aus ihrem ästhetischen Dusel.

Der Bund zwischen Religion und Kunst ist so enge, daß man kaum scheiden kann, was dem einen und dem anderen angehört. „Die ganze Liturgie der Kirche“, sagt Dr. R. von Kralik, „ist ein Gesamtkunstwerk des hl. Geistes, wo Poesie, Musik, Architektur, Malerei, Plastik und Kleinkunst durch das gemeinsame Licht der Wahrheit, durch das glühende Feuer der himmlischen Liebe zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen sind.“ Wenn das Bündnis zwischen Religion und Kunst perfekt geworden ist, so entquillt daraus reichlicher Segen für beide Teile. Die Kunst empfängt ihre Weihe und wird geadelt; die erhabensten Motive werden ihr zuteil bei der Darstellung des Uebersinnlichen. Auf der anderen Seite gewinnt die Kirche eine nicht zu unterschätzende Hilfe zur Belehrung und geistigen Erneuerung des Volkes. Wie mächtig wird das Gemüt ergriffen durch die Betrachtung der Wunderbauten, welche dem Zwecke der Gottesverehrung dienen! Der Kölner Dom, jenes „Gedicht in Steinen“, reißt alle zur Bewunderung hin für ein Zeitalter des Glaubens, das solche Bauten aufgeführt hat. Die kirchliche Architektur ist eine symbolische, voll der Typen und Geheimnisse; nichts ist sinnlos und tot in der Wohnung Gottes. Dieses Haus des Herrn ist fest gebaut, denn der Grundstein ist Christus, auf welchem die Grundmauer der Apostel errichtet ist. Der Hahn auf der Höhe des Daches bedeutet die Wachsamkeit und Klugheit. Die Kirche ist herrlich geschmückt, vor allem die Südseite, um anzudeuten, daß all ihre Herrlichkeit eine innere ist und daß das Heil vom Süden kommt. Jede der gotischen Kathedralen ist ein Symbol jener prachtvollen, unsichtbaren Kirche, welche ihre Wurzeln in den untersten Tiefen des Lebens ausbreitet, aber ihre Zweige und Blüten bis zur höchsten Höhe treibt. Groteske Figuren und Ungeheuer, welche zu schaffen selbst das Genie eines Leonardo da Vinci und eines Michael Angelo nicht verschmähte, klammern sich an die Mauern der Kirche und grinsen lästernd wider Gott. Alle Künste und Wissenschaften zollen der Gottheit ihren Tribut und alles Wissen beugt sich vor Gott. Selbst der Böse muß den Triumph des Allerhöchsten verherrlichen helfen. Die erhabenen Melodien, mit welchen die kirchliche Musik die hl. Opferhandlung begleitet, sind ein Echo der himmlischen Sphärenmusik. Die Dichtkunst ersinnt ihre schönsten Weisen zum Preise des Herrn. Alles vereinigt sich zu einem wundersamen Gloria, Credo und Sanctus.

Aber nicht bloß in Städten, reich an Türmen, oder innerhalb der Mauern großer Basiliken zieht die religiöse Kunst das Menschenherz an, die ganze Welt ist ein Tempel Gottes. Für die Heiligen wird diese Erde zum Himmel. Die Natur tritt wieder in das ursprüngliche Verhältnis zum Menschen. Die wilden Bestien verlieren ihre Wildheit und legen sich zu den Füßen der Bekenner. St. Antonius predigt den Fischen und St. Franziskus bändigt mit süßer Gewalt den „Bruder Wolf“, der die Einwohner von Gubbio belästigte. Die ganze Natur ist nur das stille Echo und der irdische Ausdruck der Offenbarung. Die Religion führt zartfühlende oder leidende Seelen mit Vorliebe an Wallfahrtsorte, deren Naturschönheit die Macht des Schöpfers bezeugt. Wer hat je Notre Dame de la garde bei Marseille oder die Höhe von Fourvieres bei Lyon erstiegen, ohne die Nähe und Allmacht Gottes zu empfinden? Zwar bleiben auch das Flachland und die Meeresküste nicht ohne religiöse Denkmäler, doch scheinen besonders die Berge der Religion teuer, und mit Vorliebe hat St. Benediktus dort seine Heiligtümer errichtet. Fast jede Stadt, fast jedes Dorf hat zur Zierde und zum Trost einen Kreuzweg und Kalvarienberg. Zu gewissen Festzeiten des Jahres schlängelt sich die Prozession die Anhöhe hinan, um an stiller Waldeinsamkeit in einer Kapelle dem heiligen Opfer beizuwohnen und einen Gottesmann von der Liebe zu Jesus predigen zu hören. Zahllose Kreuze den Straßen entlang, mitten in Wäldern, auf Brücken, auf Felsen im Meere, wie auf Feldern und Wiesen erinnern an das Leiden des Herrn. Darum hat ein katholisches Land für Menschen, die guten Willens sind, soviel Tröstliches und Erhebendes; es nährt seinen Geist mit himmlischen Gedanken, führt ihm die Vorbilder seines christlichen Wandels vor Augen und schenkt ihm das fromme oder heitere Lied, um ihn aufzurichten in den Widerwärtigkeiten des Lebens. Kein Wunder, daß die Kirche die äußersten Anstrengungen macht, alle Künste in ihren Dienst zu ziehen, um die angedeuteten Ziele zu erstreben. Es ist nicht Zufall, daß im Schatten der Dome die Bauhütten stehen, und die Notwendigkeit hat dahin geführt, daß beinahe in allen Klöstern die Kunst gepflegt wird.

Heute ist unter dem Wehen des Heiligen Geistes ein neuer Aufschwung religiöser Kunst zu verzeichnen. Alle Gebiete werden von begeisterten Jüngern der Kunst gepflegt. Die senes cum junioribus wetteifern, Tüchtiges zu leisten. Nicht an letzter Stelle ist die Dichtkunst zu neuer Blüte gelangt. Natürlich kann damit nicht gemeint sein die flache verweltlichte Poesie, sondern die von den edelsten Impulsen getriebene Gottesminne. Wer immer die Dichtkunst pflegen will, befreundet sich vor allem mit Dante und Shakespeare, jenen Dichterheroen, welche turmhoch über die modernen Dichterlinge emporragen. Heute, nachdem Hettinger und Gietmann uns durch so vortreffliche Hilfsmittel das Verständnis Dantes erleichtert haben; heute, nachdem ein so tüchtiger Shakespearekenner wie Hager uns auf den Genuß des Dichterfürsten durch seine Ausgabe mit Einleitungen und Noten vorbereitet hat, gelangen wir sicherer und schneller dazu, in den Geist jener Männer einzudringen als ehedem, da die notwendigen Führer fehlten und die unsterblichen Werke durch verwegenere Interpretationskünste entstellt waren. Hat man einmal die Schwierigkeiten durch eifriges Studium überwunden

so kostet man mit Behagen den reinen Quell wahrer Dichtkunst: die lebensvollen Schilderungen, die Kraft der Darstellung, die Tiefe und Schönheit der Sprache.

Aber nicht allen ist es vergönnt, zu den Heroen vorzudringen. Manche ziehen ihre Kreise enger und greifen mit Vorliebe nach den so einfachen, kindlichen und herzgewinnenden Dichtungen des Mittelalters. Nicht wenige, die die gekünstelte Poesie der Neuzeit durchgekostet haben, gelangen zu der Ueberzeugung wie Jakob Grimm, welcher bereit war einen ganzen goldgepreßten Band neuester Gedichte gegen ein einziges altdeutsches Gedicht hinzugeben. Vielen ist deshalb der „Blumenstrauß von geistlichen Gedichten des deutschen Mittelalters“ von W. Lindemann ein liebes Buch geworden. Aber auch der „Geistliche Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten“ von Melchior von Diepenbrock enthält eine Fülle des Erhebenden und Erbaulichen. Jeden Tag auch nur einen Tropfen aus dem Born heiliger Poesie zu genießen ist eine Labung in dem Wirrsal des Alltagslebens.

Isar-Athen.

Von

Prof. Dr. Franz Franziß.

Bayerns schöne Haupt- und Residenzstadt führt in der ganzen gebildeten und namentlich Kunst-Welt den Ehrentitel Isar-Athen. Noch bei Gelegenheit des Jubiläumsfestes zu Ehren König Ludwig I. haben die Gäste aus Athen diese Bezeichnung wiederholt auf München angewandt. Der genannte Fürst, der Vater unseres jetzt weise herrschenden Prinz-Regenten, hat durch seine Kunstschöpfungen München zu einer Weltruf genießenden Stadt erhoben.

Der Name Isar-Athen besagt, daß das Vorbild, Muster und die unerschöpfliche Fundgrube zu den Kunstbauten Münchens in der ersten Kunststadt der alten Welt, Athen, gefunden worden ist.

Ihre Blütezeit hat diese Stadt in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts unter der Leitung des Mannes gefunden, nach welchem jenes hellenische Menschenalter und der Zeitabschnitt der athenischen Geschichte den Namen das Perikleische Zeitalter erhalten hat.

Als Haupt des Seebundes der Hellenen hatte Athen zu seiner großartigen äußeren politischen Machtentfaltung ungeheueren Reichtum gewonnen. Jetzt flossen die Quellen des Wohlstandes, den sich namentlich die ionischen Städter als Kolonisatoren aus fremden Landen geholt, gleichsam zu breiten Strömen angewachsen, in der Bundeshauptstadt zusammen. Damit schuf diese zuerst eine Handels- und Kriegsmarine, welche zum Schutze der verbündeten Staaten das ganze Ostmittelmeer vom adriatischen und ionischen Meerbusen bis an die syrische Küste beherrschte. Damit ward dann Athen als Mittel- und Stützpunkt der Hegemonie zur See in eine Land- und Seefestung umgebaut, wie keine zweite in Hellas vorhanden. Und daraus gewann die Stadt endlich die Mittel, durch welche sie als vornehmste Pflegerin aller schönen Künste sich selbst den edelsten Schmuck gegeben und den folgenden Jahrhunderten zum beneideten Ideal geworden ist.

Hunderte und Tausende von Fremden aller Art und jeglichen Berufes wanderten Tag für Tag nach der Stadt, sich an ihrem Anblicke zu laben. Die meisten kamen zur See und erschauten schon bei der Fahrt um oder gegen die Südspitze Attikas auf der Höhe des in das Meer steilabfallenden Sunionfelsens einen überraschenden Anblick.

Ueber dem dortigen Marmortempel der Artemis erhob sich in weiter, lichter Ferne, den Gipfel des Heiligtums überragend, die bronzene Kolossalstatue der Stadtgöttin Athene Promachos. Noch konnte der Fremde auf dem Schiffe die Stadt selbst nicht sehen, aber die goldene Lanzenspitze der Göttin und der Glanz der Bronzefigur grüßten den Wanderer schon von solcher Entfernung, verhießen ihm gleichsam Schutz und schwellten seine Sehnsucht, in Kürze die Herrlichkeiten der schönsten Stadt von Hellas zu genießen, in erklärlicher Weise.

Die Einfahrt erfolgte im Piräushafen. Drei Meeresteile schnitten im Südwesten Athens in das Land ein; der südlichste, Phaleron, ward als Landungshafen bis auf die Zeiten des Themistokles zumeist benützt. Da machte dieser auf die gesichertere Lage einer nördlicheren Bucht im Piräus aufmerksam. Diese wurde nunmehr stark befestigt und zum neuen Kriegs- und Handelshafen umgeschaffen. Zwischen beiden größeren Buchten lag noch eine dritte, die von Munychia. Der ganze Piräus war in der Linie von zwei und einer halben deutschen Meile (zirka 16 km[1]) von einer zirka 8 m hohen Mauer, dem Werke des Themistokles, geschützt. Die Kauffahrteischiffe wandten sich nach seinem größeren linken Becken, in welchem Hunderte von Fahrzeugen in jeglicher Größe und Art entweder still lagen, da sie ihre Ladung bargen oder löschten, oder an einander fröhlich vorüberzogen, die einen aus der Ferne zurückgekehrt, die anderen sie aufs neue suchend. Es war der Stapelplatz Athens. Die „Lehne“, Landungsplätze, waren durch hohe Uferdämme für Aus- und Einladen der Waren hergerichtet. Gleich hinter denselben standen die zahlreichen öffentlichen Hallen aller Art zur Aufnahme der Einfuhr- und Ausfuhrgegenstände. Die Getreidehalle war die größte und glänzendste. Wie an anderen großen Seeplätzen befand sich dort am Uferrande die Börse (Deigma). Dies war das Stelldichein der großen Handelswelt. Warenproben wurden da zur Ansicht ausgestellt, Käufe eingeleitet und abgeschlossen, Geld- und andere Geschäfte gemacht, auch die gerichtlichen Verhandlungen vor dem Handelsgerichte geführt. Zu beiden Seiten zogen sich die zahlreichen Häuser der Zoll- und Hafenbeamten hin. Außer Gasthöfen und Kaufläden mannigfachster Art, die hauptsächlich den Bedürfnissen einer Meeresfahrt Rechnung trugen, zählten zu den stattlicheren Gebäuden am Hafenstrande der Aphroditentempel und mehrere Theater, in denen die Matrosen nach den Entbehrungen des Seelebens sich der Erholung und den Genüssen vielfach in ausschweifendster Weise ergaben.

Vor dem Kriegshafen, der vom Handelshafen scharf getrennt war, lagen die weiten Schiffswerften, in denen die Kriegs- und Handelsschiffe in ihren einzelnen Bestandteilen gebaut, daneben die Docks, auf welchen diese einzelne Teile zu den Kolossen des Meeres zusammengesetzt, die langen Arsenale, welche das Kriegsmaterial aufbewahrten, und weit angelegte Magazine. Gegen 100 Schiffshäuser waren zur Aufnahme von allem möglichen Kriegsbedarf bestimmt.

Das Leben am Hafen muß als das bewegteste gedacht werden. Rastlos wogten die Scharen, Lasten, Träger, Läufer, Fuhrwerke aus der gewerbreichen Hauptstadt zum Meeresstrand hin, während den Bäuchen der Schiffe die Produkte aus allen Himmelsgegenden der Erde entstiegen und die Typen aller Völkerrassen des Mittelmeeres ans Gestade heraufstiegen.

Hinter den Häfen, von diesen durch eine besondere Grenzmarke geschieden, dehnte sich die eigentliche Stadt Peiraios in großer Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit aus. Doch mochte sich der Fremde hier nicht zu lange aufhalten. Er eilte die weite Heerstraße entlang in einem Marsche von ein und einer halben Stunde zur Stadt. Wenige Städte des Erdenrunds werden eine ähnliche Straße aufzuweisen gehabt haben. Ungefähr 550 Fuß = zirka 160 m breit, war sie in ihrer ganzen Länge von zwei hohen, turmbesetzten Mauern begleitet, den sogenannten „langen Mauern“, durch welche nach dem Plane des Themistokles Kimon Hafen und Stadt zu einem unüberwindlichen einzigen Bollwerk vereinigt hatte. Durch eine dritte mittlere Mauer schützte Perikles selbst für den Fall, daß der phalerische Hafen vom Feinde besetzt würde, die Verbindung des Peiraios mit Athen.

Die reichste Abwechslung einer Villenstadt bot der Weg. Die wohlhabenden Athener hatten hier nahe der erfrischenden Seeluft ihre schönen Landhäuser. Gärten, Brunnen, weite Alleen, öffentliche Anlagen jeder Art verschönerten die vielbelebte Straße, auf welcher vom Hafen zur Stadt und von der Stadt dorthin eine fast ununterbrochene Reihe von Lastträgern, Karren, Wagen, Lasttieren und eine noch größere Menschenmenge sich auf und ab bewegte.

München hat die Vorteile und Reize einer großen Seestadt nicht. Die Hochplatte, auf welcher sie sich immer weiter ausdehnt, gewährt dem Ankömmling von Nord, West und Ost nichts weniger als einen schönen Anblick. Das rauhe Klima und der meist wolkenbedeckte germanische Himmel, der wenig fruchtbare Sand- und Moorboden der Umgebung, die stark gelichteten Fichten- und Föhrenwälder in weiterem Kranze bringen in dem Fremden eher eine gedrückte Stimmung hervor. Der kurze Blick aber auf die zwei herrlichen Lustschlösser Schleißheim links und Nymphenburg rechts der Eisenbahn erwecken schon bessere Erwartungen, indessen aus dem vor uns liegenden Häusermeere der Großstadt die Spitzen der schlanken Kirchtürme, vor allem die kupfergedeckten Kuppeln der Liebfrauenkirche, gleichsam grüßend emporsteigen.

Der Fremde sucht in Bayerns Hauptstadt die Kunstschätze und Kunsttempel auf. Daß München selbst und seine nächste Umgebung auch Schönheiten der Natur bietet, kommt ihm meistens nicht zum Bewußtsein. Und doch kann die Stadt auch in dieser Hinsicht den Vergleich mit der Lage der anderen Kapitalen des Festlandes aufnehmen. Das tiefe Isartal, dessen Ufer acht neue Brücken schönster und modernster Bauart verbinden, faßt in der Länge von zirka 10 km von Oberföhring bis Großhesselohe die ausgedehntesten Parkanlagen voll reichster landschaftlicher Abwechslung,

[1] Beloch, Die Bevölkerung der Griechisch-Römischen Welt, S. 482.

in denen zahlreiche Isarkanäle die üppigen Wald- und Wiesenstrecken durchschneiden und eine Menge von stattlichen Villen mit schönen Gärten, freundlich gebaute Dörfer und schattige, bequeme Wirtschaftsgebäude liegen. Wandelt der Fremde an denselben vorüber und steigt noch an den steilen Ufern auf bequemen Wegen zum Rande empor, da trifft an hellen Sonnentagen sein weit nach Süden schweifendes Auge die duftig blaue, zum Himmel ragende Alpenkette, die Naturgrenze des Deutschen Reiches. Dem zaubervollen Anblick kann kein Herz widerstehen, und der Ausdruck der freudigsten Ueberraschung quillt über die Lippen des erstaunten Beschauers. Zwischen der Stadt und dem Gebirgslande liegt aber, dem Auge nicht sichtbar, die Vorberg- und Seenlandschaft. In 1—2 Stunden führt der Schienenstrang den Städter mitten in diese Gegenden hinein. Mit Recht dürfen sie zu den schönsten Punkten Deutschlands gezählt werden. Weitausgedehnte Villenanlagen ziehen vom Weichbild der Residenzstadt namentlich gegen Südwest und Südost bis an die Alpenseen, deren Ufer Hunderte von freundlichen Dörfern, reichen Villen und stolzen Burgen umsäumen. Das ist die Villeggiatur der vornehmen und wohlhabenden Leute in den Sommer- und Herbstmonaten. Die frische See- und Bergluft und der Duft der üppigen Wälder und Wiesen stärken nach wenigen Wochen die Spannkraft der durch die intensive Arbeit der Neuzeit stärker als ehedem in Anspruch genommenen Nerven. Die Ufer der vielen Bergseen, an Schönheit den Schweizer und oberitalienischen Seen nicht nachstehend, wimmeln von Hunderten von Menschen aus aller Herren Ländern. Und fast alle Orte der prächtigen Alpenvorlandschaft bieten den Tausenden von Städtern in den Sommermonaten ersehnte Stätten stiller Ruhe und nötiger Erholung. Der alpine Sport aber führt sie mitten in die Großartigkeit der Bergwelt hinein, in deren erhabener Ruhe Körper und Geist rasch und sicher neuen Mut und frische Kraft gewinnen. (Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Bühnenfestspiele.

Von

Hermann Teibler.

Ueber Zweck und Ziele der allenthalben in Aufschwung begriffenen „Fest"- oder „Meister"spiele ist schon unendlich viel geschrieben worden. Früher ganz exzeptionellen Charakters, ist die Idee derselben, freilich in den verschiedensten Formen und unter den verschiedensten Vorwänden, heute bereits ein Gemeingut aller nur halbwegs findigen Theaterdirektoren geworden; man ist um möglichst pompöse Titel derartiger lukrativer Saisonunternehmungen nicht verlegen, zieht ein paar Gäste mit klangvollen Namen heran und die Sache ist gemacht; denn unser deutsches Publikum ist zum großen Teil noch immer von dem himmelschreienden Idealismus beseelt, daß alles, was in meterhohen Reklamebuchstaben angezeigt wird und viel Geld kostet, notwendigerweise etwas wert sein müsse, und das „dabei Gewesensein" ist heutzutage auch in unseren heimatlichen Gefilden Mode und — (was vielen dasselbe ist) — Ehrensache.

Das Recht, Festspiele zu veranstalten — und es gibt auch ein solches — kann somit nicht ohne weiteres von der Straße aufgelesen werden. Tiefere moralische, ethische und historische Momente müssen zusammenwirken, um jene Vorbedingungen zu schaffen, deren ein derartiges Vorhaben nicht entbehren kann. Bayreuth besitzt sie im Willen des verewigten Meisters, jenem Willen, der immer und immer wieder dem fränkischen Kunsttempel seine Weihe geben wird, selbst wenn Miß Duncan, die Beethovenpamphletistin, dazu berufen wird, an der Erhaltung dieser Weihe mitzuarbeiten. Und München besitzt gleiche Rechte: hinsichtlich Wagners im Festspielhause, das die ursprünglichen Absichten Sempers in allerreinster Weise verwirklicht, in seinen eminenten und dabei stabilen Mitteln zur Wahrung des Festspielcharakters, in seiner historischen Stellung zu Wagners Lebenswerk, denn München ist nicht nur die Geburtsstätte des Tristan, der Meistersinger, eines Teils des Ringes, sondern es hat — was uns mehr dünkt — diesen Werken sofort ein künstlerisches Verständnis entgegengebracht, das zu jener Zeit anderwärts (auch in der offiziellen geistigen Zentrale von heute) nicht zu finden war.

Eine glückliche, durch die Gunst der historischen Vorbedingungen noch gehobene Idee ist die Angliederung der Mozartfestspiele, denn auch hierfür besitzt München im Residenztheater jenen entzückenden Rahmen, der fast die Grenze zwischen Schein und Wirklichkeit verschwinden läßt, den Raum, in welchem der Meister selbst noch den Bogen schwang — und München ist die Stätte, von der aus eine künstlerisch vollwertige Regeneration der Mozartschen Bühnenwerke ihren Weg in die Welt nahm. Am wertvollsten scheint es uns freilich, daß bei unseren Festspielen überhaupt neben dem Namen Wagners ein anderer — derjenige Mozarts — prangt. Denn die allzugroße Exklusivität, diese Verhimmelung über die Maßen, dieses Sonderstellen des Einen siebenmal siebzig Stufen höher als die Besten des Anderen wird und muß mit der Zeit weniger charaktervoll und wissend, als lächerlich scheinen. Ist Wagner auch die Summe unter dem gewaltigen Rechenexempel, dessen einzelne Fakturen die Namen aller jener Großen darstellen, die an der Entwicklung der Oper zum Musikdrama mitgearbeitet haben, so hat diese Summe eben doch nur für heute Geltung. Ob für morgen noch, wissen wir nicht. Denn später wird man die Folgerichtigkeit dieser Entwicklung bewundern, den Weg zum weiterbauen finden, wenn wir heute auch noch nicht ahnen können (Oskar Merz nicht ausgenommen), wie das geschehen soll.

Bringt das Recht Pflichten mit sich, so sind somit Münchens Pflichten um seine Festspiele gar groß und vielgestaltig — gilt es doch dabei, sich neben einem Bayreuth in künstlerischer nicht nur, sondern auch in ethischer Beziehung zu behaupten. Die ersten drei Festspieljahre haben das Fundament geschaffen, zum Teil aber auch schon ihre letzte, höchste Ausgestaltung, wie wir sie an einzelnen Aufführungen der Meistersinger, des Tannhäuser, Tristan erlebt haben. Eine tüchtige Garantie lag im unermüdlichen Walten Herman Zumpes, dessen Andenken man im Festspielhause so recht zu erhalten Anlaß hätte und dem die erste Ehrentafel dort gebührte. Es lag Einheitlichkeit in den Aufführungen, die er leitete, sie waren von der wundervollen Expansion des Ausdrucks getragen, deren Zumpe wie kein anderer fähig war. In Mottl hat man vollen Ersatz gefunden, aber man hat ihm ein ganzes Bataillon Kollegen zur Seite gestellt, die alle sicherlich ebensoviel Individualitäten bedeuten. Wir meinen, Festspiele sollten stets nach Möglichkeit die, nicht eine Auffassung geben. Wer aber wird erstere für gefunden halten, wenn den Tristan heute der elegant beschwingte Weingartner, morgen der schwerblütige, bajuvarisch zugreifende Fischer dirigiert, wenn die Meistersinger heute der nervös verfeinerten Leitung Nikischs, morgen dem mehr objektiv aber mit sichtlicher Freude an Einzelheiten geführten Stab Mottls unterworfen sind? Einer kann nicht alles machen, aber übertriebene Vielseitigkeit, wie sich in den Namen Mottl, Fischer, Reichenberger, Röhr, Nikisch, Weingartner gegenüber etwa 24 Vorstellungen kundgibt, ist jedenfalls das größere Uebel, und fast will es scheinen, als ob die stattliche Anzahl klangvoller Dirigentennamen an sich schon ihren bestimmten Zweck hätte.

Aehnliches gilt von der Besetzung der einzelnen Rollen. Auch hier sollte man nur insoweit zu fremden Kräften greifen, als die Einheimischen der Ablösung bedürfen. Seit Jahr und Tag wird ja unser Ensemble nur im Hinblick auf die Festspiele in Evidenz gehalten, und ohne Wagner und das Prinzregententheater würden wir auch die Knote, Bettaque und wie sie alle heißen mögen, die ihre Sache auf eine Nummer gestellt haben, kaum vermissen. Darum müßten alle diese zuerst herangezogen werden, dem Neubayreuther Stil gegenüber den Altmünchner festzuhalten und überhaupt das oberste Gesetz — den Stil, als den ruhenden Punkt in der Flucht der Erscheinungen, wahren zu helfen. Liest man die streng organisierte Art, wie in Bayreuth geprobt wird, so kann man sich doch nicht der Ansicht entschlagen, daß man in München etwas mehr wie nötig der Gunst des Zufalls vertraut; und von den sogenannten öffentlichen Proben, wie sie Ende der vergangenen Saison stattfanden, nachdem die Anregung von außen gekommen war, halten wir — offen gestanden — nichts. Herr von Possart bedarf doch sicherlich nicht der öffentlichen Korrektur der Presse, um zu wissen, was es noch zu tun gibt und was fertig ist. Solche Probeaufführungen, die eine Art Revue vorhandener Mängel sind, sind aber auch außer der Festspielart nicht geeignet, dem Münchener und Fremdenpublikum vorgesetzt zu werden. In idealen Dingen soll man sich hüten, denselben Artikel zu verschiedenen Preislagen und Qualitäten feilzubieten; es bricht sonst der kaufmännische Geist zu sehr durch. Und der kann der guten Sache nur schaden.

Was wir für die bevorstehenden Festspiele somit suchen, ist hier dargetan. Wir haben uns nie für den Reichtum der Eindrücke und die verschwenderische Art, mit der dieselben in unserem Wagnerhause geboten wurden, verschlossen: Wir wünschen nur Aufgabe des unnötigen Starsystems auf der Bühne wie am Dirigentenpult, wir wünschen, daß die Festspiele im Residenz- wie im Prinzregenten-Theater als ein Werk und eine Leistung Münchens — soweit es angeht — angesehen werden. Dann muß durch tiefe Konsolidierung und Zusammenschließung der wirkenden Kräfte auch die beruhigende Erscheinung einer streng verfolgten Anschauung und Auffassung, eines Stils, zutage treten, und darin liegt wohl das äußerste Ziel des Wollens und Erreichens: In allen Teilen so zu schaffen, wie es den Meistern und Schöpfern der Werke selbst zur Zufriedenheit geraten ist.

Das deutsche Theater.

Eine Skizze von Joseph Schneiders, Düsseldorf.

Beim Ueberwuchern der Stücke moderner Richtung auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, stoßen dem Freunde der dramatischen Muse unwillkürlich Vergleiche der neuesten Autoren mit den Schöpfern des klassischen Dramas auf. Auf der einen Seite welch armselige Stoffbegrenzung: Ehebruch, erbliche Belastung, Offizier- und Garnisonskandal und Dirnenglorie, auf der anderen Seite welche Fülle bedeutender Gestalten in mannigfaltigster Lebenskraft, schöpferisch dahingeworfen in allen Phasen der Leidenschaft und der Tugend, herz- und hirngesunde Menschen!

Wie haltlos ist der Einwurf, unseren Nationaldichtern Schiller und Goethe, Lessing habe die realistische Charakteristik gemangelt, von Shakespeare, den wir ja auch schon seit langem zu den Unsrigen rechnen, gar nicht zu reden. Schiller hat, ehe Sudermann, der Dichter der „Ehre“ und der „Heimat“ das Licht erblickte, „Kabale und Liebe“ geschrieben, Goethe „Götz von Berlichingen, Egmont, Faust“; Lessing „Emilia Galotti, Minna von Barnhelm“. Shakespeare, das einzigartige Weltgenie, ist in allen seinen Stücken so realistisch, wie Sudermann, Hauptmann oder irgend einer der Modernen sein mag. Auch im Gegenständlichen des Dargestellten ist der große Brite manchmal schlüpfrig und ungeniert, aber niemals ist ihm das oft, namentlich bei seinem „Falstaff“, bedenklich ans Zotige Streifende Selbstzweck, sondern dient nur als kontrastierende Farbe in dem groß geschauten, poetischen Weltbilde, während die meisten Modernen, von dem Niedrigstofflichen bezwungen, in der eigenen Schöpfung moralisch untergehen und das allzu willige Publikum mit in den Sumpf zu ziehen suchen. Und hier verfehlt der Dichter seine göttliche Sendung vollkommen, er wirkt nicht erzieherisch veredelnd, sondern total demoralisierend, und verläßt die ihm zugewiesene hohe kulturelle Stelle, um sich den schauerlichen Gruselwirkungen eines Mordgeschichtensängers bedenklich zu nähern.

Bei Betrachtung der modernen Stücke auf ihre theatralische Wirkung hin finden wir immer wieder, daß dieselben hauptsächlich der Spekulation auf die rohe menschliche Sinnlichkeit ihre Erfolge verdanken, niemals einen ungetrübten, Herz und Gemüt erhebenden Eindruck hinterlassen, oft genug mit einer offen gelassenen Frage schließen, im Aufbau selten den dramatischen Gesetzen auch nur annähernd entsprechen. Von steigernder, mit elementarer Wucht fortschreitender Handlung, welche sich mit wachsender Spannung dem folgenschweren dramatischen Verhängnisse und Ereignisse zudrängt, ist kaum etwas zu verspüren, weil sämtliche Akte meist willkürlich aneinander gereihte episodenhafte, mehr oder minder geistreich dialogisierte Milieubilder darstellen. Von poetischer Gerechtigkeit, Triumph des Guten und Erhabenen über das Niedrige, Gemeine und Schlechte, tragischer Rührung und erschütternder Dramatik ist nicht ein einziges der modernen Dramen durchdrungen.

Darum ist das Verdienst der idealen Männer nicht hoch genug anzuschlagen, welche zurzeit in Düsseldorf dem Geiste des in der deutschen Theaterwelt so hohe Ziele erstrebenden Immermann folgten und den Rheinischen Goethe-Verein begründeten, dessen edle Aufgabe die Pflege der klassischen Bühnenliteratur bildet und ohne Zweifel die erste Anregung gegeben hat zum Neubau eines großen Schauspielhauses in Düsseldorf, eines erhabenen Musentempels zur Wiederbelebung der unsterblichen dramatischen Meisterwerke und der Aufführung wertvoller zeitgenössischer Bühnendichtung. Wir haben daher allen Grund zu hoffen, daß es der deutschen Bühnenliteratur, emanzipiert von allen fremdländischen Sumpfpflanzen, gelingen werde, neue herrliche Blüten zu treiben und wieder die Stelle in der Weltliteratur zu erringen, welche dem Vaterlande eines Schiller und Goethe unbestritten dauernd gebührt.

Bücherschau.

In der Schrift **„Amerikanismus, Fortschritt, Reform“** (Würzburg, Göbel & Scherer) schildert der Würzburger **Dompfarrer** Dr. **Braun** das Wesen und die Geschichte des Amerikanismus. Zwar hat der Amerikanismus seine offizielle Verurteilung erfahren durch Papst Leo XIII., daß aber die Prinzipien desselben noch immer Anklang finden, beweist die Tatsache, daß erst vor einigen Wochen ein neues Werk in dieser Sache auf den Index gesetzt worden ist. (Albert Houtin, l'Américanisme, Paris 1904.) Die Broschüre Dr. Brauns setzt philosophisch-theologisch gebildete Leser voraus, denen sie den inneren Zusammenhang nachweist zwischen dem System des Amerikanismus und gewissen Reformideen in Frankreich, England und Deutschland, wobei allerdings Deutschland sehr kurz behandelt wird. Am aktuellsten und auch wohl am interessantesten ist dabei der Ueberblick über die Stellung des französischen Klerus zur amerikanischen Richtung, wo Namen wie Abbé Klein, Houtin, Loisy im Sinne dieses Systems arbeiten. Die Stellung des Verfassers zum Amerikanismus ist mit dessen offizieller Verurteilung gegeben: „Der Amerikanismus trägt ebenso wie der alte Liberalismus die Spaltung in sich selbst; er will vereinigen, was sich nicht vereinigen läßt; er gehorcht Prinzipien, die sich gegenseitig aufheben. Die Gefahr des Amerikanismus aber ist nicht vorbei; vielleicht haben die Gewalttaten der heutigen Regierung in Paris, ebenso wie die Los von Rom-Bewegung in Deutschland kommen müssen, um die „Träumer“ zu ernüchtern.“ H. D.

Der Grundriß der Apologetik von Professor Dr. **Wedewer,** die 2. Abteilung seines Lehrbuches für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, ist nunmehr in 4. Auflage bei Herder-Freiburg erschienen. Die Schrift bietet eine kurz gefaßte, dabei doch inhaltsreiche, klar und übersichtlich geordnete Apologie, die wir in der Hand jedes Gebildeten unserer Tage sehen möchten. Wer das Büchlein wahrhaft studiert hat, so daß dessen Inhalt sein geistiges Eigentum geworden ist, darf sich „apologetisch gebildet“ nennen. H. D.

Kleine Rundschau.

Denifles historisches Urteil.

Herr Prof. Dr. R. Ferster in Erlangen fühlt sich durch einen Teil der Ausführungen unter obigem Titel in Nr. 14, Seite 204, beschwert, weil er in dem angezogenen Aufsatze der „Frankf. Ztg.“ den Ausdruck „Borniertheit des historischen Urteils Denifles“ nicht gebraucht habe. Wir stellen gerne fest, daß diese Wendung in der „Frankf. Ztg.“ allerdings nicht vorkommt. Der Verfasser wollte dies auch nicht behaupten, er hatte lediglich die wortgetreue Notiz der „Historischen Zeitschrift“ im Auge. Dr. K.

„Das Gold der Dichtung.“

„Auch einer unter den Lebenden muß seine Künstlerkraft in den Geschäften als Redakteur aufbrauchen — Franz Eichert. Ob es denn nicht möglich und angemessen wäre, daß ihm der Wiener Stadtrat nach Hamburger Beispiel einen Ehrensold bewilligte?“ So zu lesen in Nr. 14 dieses Blattes. Hier die Antwort: Der Wiener Gemeinderat hat den auf K. H. Wolf, den bekannten moralinsaueren Schützer deutscher Mädchenehre schwörenden alldeutschen Lehrer Hawel, den Dichter des Volksstückes „Mutter Sorge“, auf ein ganzes Jahr bei Weiterbezug des Gehaltes beurlaubt, damit er ein neues Drama schreiben könne. Natürlich mußte auf Kosten der Steuerträger für dieses Jahr dem Lehrer Hawel ein Ersatzmann gezahlt werden. Der katholische Dichter Eichert, der „Tyrtäos der Christlichsozialen“ wegen seines „Wetterleuchten“ genannt, hat das große Unglück, neben einer großen Schar gesunder Kinder auch einen blödsinnigen Sohn zu haben. Als die Gemeinde Wien in Mauer-Oehling die Prachtanstalt für solche Unglückliche erbaut hatte, suchte unser Eichert um einen der Freiplätze für seinen Sohn an. Man schlug es ihm ab, weil Eichert noch nicht ganz zehn Jahre in Wien ansässig, also gesetzlich noch nicht nach Wien „zuständig“ war. In einigen Wochen darauf hatte er sich die Zuständigkeit ersessen. Da sind zwei Tatsachen. Ob sie als Antwort dem Fragenden in Nr. 14 zusagen? (Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Angaben bleibt dem Einsender überlassen. D. Red.) T. A.

Zur Pflege der Heimat

ermahnt uns der Prof. Dr. Conwentz — Museumsdirektor in Danzig — in seinem letzten bei Gebrüder Bornträger-Berlin erschienenen Buche: „Die Heimatkunde in der Schule“ — Grundlagen und Vorschläge zur Förderung der naturgeschichtlichen und geographischen Heimatkunde in der Schule. — Obwohl der Verfasser selbst dem Schulfache nicht angehört, so hat er ein selten scharfes Auge für die bestehenden Schäden und Mängel und gibt auch zu ihrer Abhilfe eine ganze Reihe oft recht praktischer und leicht ausführbarer Vorschläge an. — Das Kind soll die Heimat lieben! Aber wie ist dieses möglich, wenn es dieselbe nicht kennt oder ganz falsche Vorstellungen von ihr hat. Die Schule hat hier eine sehr wichtige Aufgabe zu lösen. Zum ersten Male ist mir eine Schrift begegnet, die in einer so weitgehenden Weise die einschlägigen Verhältnisse behandelt. Dr. Conwentz beschränkt sich nicht nur auf die Volksschule, sondern seine Prüfung erstreckt sich auch auf die Präparandenanstalten und Lehrerseminare, höhere Mädchenschulen, Lehrerinnenseminare und höhere Lehranstalten, um dann zu den allgemeinen Forderungen und Vorschlägen zu Neuerungen zu kommen. In den „Anlagen“ gibt er die Lehrpläne für die einzelnen Anstalten an. Der Verfasser betrachtet gleichsam von einem erhöhten Standpunkte das gesamte Schulwesen, und in einheitlichem Zusammenhange führt er uns die in jahrelanger, objektiver Arbeit gesammelten Studien vor. Schonungslos deckt er die den Lehrplänen und Unterrichtsmitteln, als Bildern, Lehrbüchern 2c., anhaftenden Mängel auf und verlangt eine gründliche Reform. Die Anlage und Pflege von Schulgärten hält er für unerläßlich. Die Lehr- und Ferienausflüge behandelt er sehr eingehend, denn sie erscheinen ihm als das beste Mittel die Heimat kennen zu lernen. Aber nicht nur in der Volksschule soll die Heimatkunde einen Platz finden, sondern namentlich für die höheren Lehranstalten fordert er im Lehrplan einige Stunden im Jahre für die engere Heimatkunde, denn es ist sehr schwer in dem Kinde die Heimatliebe zu wecken, wenn die, welche dazu berufen sind diese Liebe zu pflegen, selbst die Heimat nicht kennen. — Das Buch verdient eine besondere Beachtung und die weiteste Verbreitung! E. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Ver[illegible] vorm. G. J. Manz, [illegible] A.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 19. München, 6. August 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Petrarca.

(20. Juli 1304—20. Juli 1904.)

Von

Dr. Luzian Pfleger.

Am 20. Juli 1304 wurde Francesco Petrarca zu Arezzo geboren.

Nach 600 Jahren bedeutet sein Name noch immer ein welthistorisches Programm.

Seinem innersten Wesen nach war er Künstler. Und der Künstler in ihm machte ihn zu dem, was ihm für alle Zeiten den höchsten Ruhmestitel in der Geistes- und Kulturgeschichte der Menschheit sichert: zum Dichter und, so paradox es klingen mag, zum Humanisten.

Was ist uns heute der Dichter Petrarca?

Es gab eine Zeit, wo das gebildete Italien, und nicht es allein, in Petrarca einen größeren Genius erblickte, als Dante. Der Schönredner Bembo hatte das literarische Urteil des Cinquecento nach dieser Richtung hin beeinflußt. Daß er Erfolg hatte, beweisen am besten die einhundert und siebenundsechzig Ausgaben, die das 16. Jahrhundert von Petrarcas Canzoniere veranstaltete, von der Divina Commedia Dantes kennt man bloß dreißig in derselben Zeit. Heute freilich zweifelt kein Mensch mehr daran, welcher von beiden Dichtern der größere sei; dem großen Florentiner wagt niemand die Palme zu entreißen, die ihm allein zukommt.

Aber ein Ruhm bleibt Petrarca: er ist Italiens größter Lyriker. Der „Canzoniere del Petrarca", worin das Liebesverhältnis des Dichters mit Laura in italienischer Sprache besungen wird, ist der Grundstein der ganzen italienischen Lyrik. Ja der modernen Lyrik überhaupt. So daß Frankreichs größter Literaturhistoriker, Brunetière, behaupten konnte, daß noch die ersten „Méditations" Lamartines ganz petrarcisch seien. Er ist der Vater besonders der elegischen Lyrik, und wohl nie vor Byron und Heine hat die süße Melancholie der Seele oder das, was wir Weltschmerz nennen, abgeklärteren Ausdruck gefunden, als in einigen Sonetten und Canzonen von Meister Francesco. Gerade das ist vielleicht der „modernste" Zug an Petrarca, den man, nicht ganz mit Recht, den „ersten modernen Menschen" genannt hat.

Der unvergleichliche Dichterruhm, den die Mit- und Nachwelt Petrarca zollte, galt dem Sänger der Laura. Sie ist unendlich viel populärer geworden als Dantes Beatrice. Sie ist ein ganz anderes Wesen. Und Petrarcas Liebe zu ihr ist nicht mehr die mystische Dantes, bei dem sie bloßes Symbol war, sie ist Liebe, wie wir sie heute erfassen. Liebe, die den Dichter durch 21 lange Jahre hindurch beseligt und quält, und die schon seinen Zeitgenossen so merkwürdig vorkam, daß viele, darunter Boccaccio, den Gegenstand derselben für ein Werk der Einbildung hielten. Mit Unrecht! Zweifellos hat ein weibliches Wesen existiert, das dem Dichter die Ruhe des Herzens raubte. Daß aber die Laura des Canzoniere eine doppelte Existenz hat, eine reale, historische, und eine ideale, psychologische, hat Bartoli ausgesprochen, und Fr. X. Kraus, der dem Briefwechsel Petrarcas glänzende Seiten gewidmet hat, scheint mir das Richtige zu treffen, wenn er sagt: „Die Laura der Liebeslieder und der ‚Trionfi' hat unzweifelhaft Realität, aber nur eine subjektive. Sie lebt im Geiste des Dichters und ist der Inbegriff alles dessen, was seiner Empfindung nach dem Idealweibe zukommt. Was er liebt und leidenschaftlich liebt, das ist ein ideales, geistiges Wesen; in ihm finden sich alle Züge der Schönheit, Anmut, der Vollkommenheit vereinigt, welche wir hienieden nur zerstreut in den einzelnen und wechselnden Gegenständen unserer Liebe kennen lernen. Die Frau, welche Petrarca 1327 zuerst in der S. Clarenkirche zu Avignon erblickte und welche 1348 an der Pest starb, hat er ohne Zweifel geliebt: aber sie war nur das Substrat einer anderen, unendlich mächtigeren Liebe zu einem jener verwandten, geistigen Wesen, die das Phantasma seines Lebens, wie ihre Verherrlichung ihm das Piedestal zur Erreichung jenes Lorbeers wurde, welcher den Inhalt seines ganzen Strebens gebildet hat. Ein künstlerisches Ziel hat Petrarca in allem vorgeschwebt, und zu diesem künstlerischen Ziel brauchte er eine Kreation wie die seiner Laura. Wäre ihm die Erscheinung in der S. Clarenkirche nicht geworden, so hätte ihm eine Andere als Beatrice gesessen."

Diese Annahme erklärte uns vieles an der Lyrik Petrarcas. So, daß der Künstler einen größeren Anteil an den eleganten Formen hat, als der aus der Fülle eines tief und wahr empfindenden Herzens dichtende Lyriker. Man sieht auf Schritt und Tritt: Das ist gesuchte Eleganz, die bewußt erstrebte Klarheit und Vollendung der Form, die bei Petrarca auf einer selten künstlerischen Höhe angelangt ist. Auch darin ist er der richtige Vorläufer der Renaissance, deren künstlerische Entwickelung, im engen Anschluß an die steigende Wertschätzung der platonischen Aesthetik, konsequent auf eine Geltendmachung der äußeren Form, unabhängig vom Inhalt, hinauslief. Petrarca geht unserem Empfinden nach zu weit im Streben nach äußerer Schönheit der Form, und Gaspary, der von allen Deutschen, die über Petrarca geschrieben, den Canzoniere

am geistreichsten beurteilt hat, erblickt darin den Hauptfehler der Dichtung Petrarcas. Die Kunst wird mitunter zur Künstelei. Geschraubte Reflexion schafft Vergleiche, die nicht das Produkt reiner Empfindung sind. Die Form des Sonettes, die Petrarca präzisierte, und deren unerreichter Meister er wurde, verleitet zur Effekthascherei, die oft in Widerspruch steht mit dem psychologischen Gehalt, der in seiner freien Reinheit nur in den Canzonen zur Geltung kommt. Leidenschaft durchweht die Dichtungen, aber die Kunst und Eleganz, mit der sie dargestellt ist, flößt gerechten Zweifel ein an ihrer Tiefe. Da ist nichts Stürmisches. Nur zu oft eine frostige Kälte, die in dem Leser keine rechte Freude aufkommen läßt. Kein tiefes Wort eines im Innersten erschütterten Herzens. Nur die zweite Hälfte des Canzoniere, in morte di Laura, die den Tod der Geliebten besingt, enthält ergreifende Stücke, wo die milde Wehmut, die Zartheit der Erinnerung uns anzieht. Der Elegiker schlägt Töne an, die im Herzen nachzittern. Ergreifend ist mitunter auch der Zweifel und die Unruhe des Herzens geschildert, das von der Liebe nicht lassen mag, aber in ihr doch etwas Sündhaftes erblickt. Daher die weltschmerzliche Stimmung, auf die schon eingangs hingewiesen wurde, und die uns einen Einblick gewährt in den zwiespältigen Charakter des Dichters, der an der Wende zweier Zeitalter steht. Darum erblickt Koerting, der deutsche Petrarcabiograph, im Canzoniere ein unerreichtes Denkmal der Uebergangszeit vom mittelalterlichen zum modernen Empfinden.

Der beschränkte Raum erlaubt nicht, auch auf die Trionfi, die letzte Dichtung Petrarcas, ein allegorisch-moralisches Poem, einzugehen. Auch es ist in italienischer Sprache abgefaßt und ist der Grundidee nach eine Apotheose der Geliebten, verbunden mit der Darstellung der allgemeinen Geschicke der Menschheit. Aber der Canzoniere ist doch das einzige Werk, dem Petrarca seinen Dichterruhm verdankt.

Nun zu Petrarca, dem Humanisten.

Von allen „Humanisten" ist er der erste gewesen. Und wäre auch der Sänger der Madonna Laura nie erstanden, so würde der Humanistentitel genügen, seinem Träger die Unsterblichkeit zu sichern. Man hat ihn treffend den „Vater des Humanismus" genannt. Denn wenn zweifelsohne in Italien, das während des ganzen Mittelalters hindurch nie die Fäden zerschnitten hatte, die es mit dem römischen Altertum verbanden, und das immer Gelehrte besessen hatte, die sich auf seine Vergangenheit besannen — Brunetto Latini und Dante beispielshalber —, die Wiedergeburt der Antike auch ohne Petrarca eingetreten wäre, so genügt ein kurzer Blick auf die Leistungen Petrarcas im 14. Jahrhundert, um zu erkennen, wie lange vielleicht ohne ihn das rinascimento auf sich hätte warten lassen.

Wie schon hervorgehoben wurde, war es das künstlerische Element in Petrarcas Naturanlage gewesen, das ihn zum Altertume wies. So fein war sein Schönheitssinn, daß der harmonische Tonfall einer Ciceronianischen Periode schon den Knaben entzückte. Nun wars um ihn geschehen. Das geheimnisvolle Land, wo die Gegenstände seiner heißesten Wünsche schlummerten, lag in nebelgrauer Ferne hinter ihm. Er vergaß die Gegenwart und die nächste Vergangenheit, und lebte einzig in den entschwundenen Tagen der Vorzeit, die seine Seele gefangen hielt. Die Antike wurde seine Welt. Er entdeckte sie für seine Mitmenschen. Er hob den Schleier, der seit einem Jahrtausend auf ihr ruhte. Er verschmähte den gewöhnlichen Weg, der die Zeitgenossen zu Reichtum und Ruhm führte: die Theologie, das kanonische Recht, die scholastische Philosophie. Er nahm sich die Alten zu Lehrmeistern und wurde, nachdem er sich an ihnen gebildet, der Lehrmeister der erstaunten Zeitgenossen, die ihn fast noch höher einschätzten als die Alten, die er wieder erweckte. „Petrarca ist größer als Cicero und Vergil", rief Salutati, der Kanzler von Florenz.

Auch Petrarcas Kenntnis der klassischen Literatur ist nicht viel umfangreicher gewesen, als jene des Mittelalters. Aber wie ganz anders stand er den Männern des Altertums gegenüber, die er als der Mann der neuen Zeit als die „ewigen Erzieher des Menschengeschlechts" proklamierte. Mit dem Scharfblick des Genies wußte er das Altertum in frischer Unmittelbarkeit zu schauen, nicht im Zerrbilde, welches das Mittelalter sich entworfen hatte. Es ist nicht möglich, auf gedrängtem Raum auch nur annähernd diese geistige Großtat Petrarcas zu würdigen. Das Verdienst, dies getan zu haben, gebührt nebst dem Deutschen Koerting dem Franzosen Pierre de Nolhac, der uns ein tiefgelehrtes und glänzend geschriebenes Buch über Petrarca und den Humanismus hinterlassen hat. Petrarca hat uns den Cicero geschenkt. Er hat den Vergil uns menschlich näher gebracht, nachdem er ihn des Zaubers entkleidet hatte, mit dem ihn das Mittelalter und noch Dante umgab. Er hat das Verständnis für Horaz und Livius erschlossen, ohne der anderen zahlreichen Autoren zu gedenken. Und, was besonders beachtenswert, er hat dem Hellenismus des 15. Jahrhunderts die Wege geebnet. Der griechische Unterricht, den er sich zu Avignon geben ließ, war der erste, der einem Humanisten erteilt wurde. Auf eigene Kosten ließ er durch einen Kalabresen die homerischen Epen übersetzen und eröffnete der Sonne Homers die Bahn zum Abendlande. Den Plato hielt er dem Aristoteles gegenüber, den er schätzte, aber dessen Vergötterung durch die Scholastiker er bekämpfte.

Auch das kennzeichnet den Mann des neu anbrechenden Zeitalters. Er kämpft gegen seine Zeit an. Er schwimmt gegen den Strom. Nachdem er das Bildungsideal der Antike in heißem Ringen sich erobert und mit der Einseitigkeit des Gelehrten es als Maßstab für die Gegenwart hingestellt hatte, kämpfte er gegen das, was er als Mißbrauch ansah. Gegen das falsche, spitzfindige Wissen; gegen die schlechte Methode; gegen die Bildungsscheu höherer Kreise; gegen die Mißbräuche auf dem Gebiete der Lebenskultur und Religion. Und gegen die herrschende Philosophie.

Ihm ist Philosophie nur ein Mittel, um besser zu werden. Und das findet er in der Religion des Christentums. Petrarca war gläubiger Christ, der gegen Abend seines Lebens einer asketischen Weltauffassung zuneigte. Gegen die schreienden Mißbräuche im kirchlichen Leben eiferte er, war aber ein treuer Sohn der Kirche. Das rechnen wir ihm hoch an. Der Begründer des Humanismus, der sein Brevier gewissenhaft betete, war weit entfernt von jener heidnischen Karikatur desselben im 16. Jahrhundert, in dem der Kardinal Bembo sein Brevier durch einen Cameriere beten ließ, um sich seine „Latinität" nicht zu verderben.

Petrarcas Latein allerdings reicht nicht an die Fertigkeit Bembos heran. Aber es ist korrekt. Er, „dem Schreiben Leben, und Leben Schreiben" war, ist der erste „Stilist" im modernen Sinne. Es wäre noch viel über den Schriftsteller Petrarca zu sagen. Er ist von dem Humanisten unzertrennlich. Koerting nennt Petrarca einen Philologen. Aber er ist mehr als ein solcher im modernen Sinne. Sein Wissen ist vielleicht weniger gründlich, aber es ist universaler. Der erste Humanist, war Petrarca bereits ein solcher im vollen Sinne, den die späteren Italiener mit dem Begriff des Humanisten verbanden: der uomo universale. Er war Dichter — Epiker und Lyriker —, Geschichtsschreiber, Geograph, Moralist, Polemiker, religiöser Schriftsteller, Rhetor, Archäologe, er liebte die Kunst und zeichnete selbst, auch die Laute verstand er zu schlagen. Und dieser uomo universale war eine scharf ausgeprägte Individualität, allem, was er schrieb, mischte er das quiddam suum ac proprium bei, von dem er in jener berühmten Stelle eines Briefes an Boccaccio spricht, die Brunetière als das Charakteristikum des Renaissanceschriftstellers gebührend hervorhebt. Dieses Eigene, Individuelle tritt besonders in dem umfangreichen, einzigartigen Briefwechsel hervor, mit dem Petrarca seine Mitwelt beschenkt hat, und der seit Ugo Foscolo bis auf Franz Xaver Kraus als die erste Quelle für das reiche Leben des Humanisten und Menschen Petrarca gilt. Wenn man diese Briefe betrachtet, dann kann man verstehen, daß Petrarca als der erste moderne Mensch betrachtet wird; freilich hatte schon zwei Jahrhunderte früher Abälard seine Historia calamitatum geschrieben, der Individualismus trieb auch im Mittelalter augenfällige Blüten. Auch die Briefe, die wie die anderen Werke Petrarcas, allen voran sein Epos „Africa", dem Verfasser die leidenschaftlich erstrebte Unsterblichkeit

bringen sollten, sind lateinisch geschrieben. Ruhm war das Ziel, dem die großen Geister des Trecento entgegeneilten. Seltsam, daß sie es durch ihre Kenntnis des Lateinischen zu erreichen hofften. Vielleicht hat Dante im Grund seines Herzens seine Schriften De Monarchia und De vulgari Eloquio höher eingeschätzt als sein unsterbliches Hauptwerk. Boccaccio tat sich mehr auf sein Buch De viris illustribus zugute als auf den Decamerone, und Petrarca hatte vom Canzoniere am allerwenigsten den Lorbeerkranz erwartet. Sie täuschten sich alle. Der dauernde Ruhm erwuchs ihnen aus dem Beifall der Massen, deren Sprache sie redeten.

Wir Deutsche vergleichen gerne, wenn wir Werturteile abgeben. Koerting hat zwischen Petrarca und Schiller und Goethe die Parallele gezogen. Ihr dichterisches Schaffen und ihr Verhältnis zur Antike zeigt manche Vergleichungspunkte. Wenn aber Koerting, bei aller Anerkennung der höheren Bildung und größeren Geistesreife des deutschen Dichterpaares, Petrarca den höheren Genius nennt, weil „Schaffen mehr ist, als Neuschaffen," so möchten wir doch mit Fr. X. Kraus diese Argumentation als falsch bezeichnen und dessen Worten beistimmen: „Petrarcas Begabung reicht weder an Weite noch an Tiefe an das Genie Schillers und Goethes. Aber das ist wahr: es führt eine gerade Linie von jenem zu diesen, und man darf Goethe und Schiller nicht genießen, ohne dankbar dessen zu gedenken, welcher sie vorbereitet und möglich gemacht hat."

Zur deutschen Kulturgeschichte des letzten Menschenalters.

Von

Prof. Dr. Martin Spahn-Straßburg.

Karl Lamprecht hat, wie man weiß, mit dem steigenden Selbstbewußtsein seines historischen Systematikertalents den Versuch gewagt, die deutsche Gegenwartsgeschichte zu umfassen, ihre Gliederung zu ergründen und sie in ihrer Einheit darzustellen. Nichts ist schwerer, als den Strom, von dem man selber mitgeführt wird, zu durchforschen. Das Wagnis ist dennoch in wesentlichen Teilen glänzend gelungen, und ein fester, begrifflich gesicherter Ausgangspunkt für das Verständnis und die Bestimmung unserer deutschen Verhältnisse seit 1870 scheint nunmehr vorhanden. Das ist das Ergebnis jener drei Bücher, die Lamprecht unter dem Titel „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" (Freiburg, Heyfelder) seiner ältern Deutschen Geschichte beigesellt hat.

Die Haupttriebfeder der gesamten deutschen Entwicklung im letzten Menschenalter war der wirtschaftliche Fortschritt, und dieser beruhte auf dem Empordringen und Sieg der großen, freien „Einzelunternehmung" in Landwirtschaft, Handel und Industrie.[1]) Durch die freie Einzelunternehmung ist unsere gesamte soziale Organisation umgerüttelt worden, durch sie kam das Reich zu organischem Wachstum, erstanden unserer inneren wie äußeren Politik seit 1870 ihre Probleme und Aufgaben. Durch sie haben wir uns ganz ungewohnte Lebens- und Geschmacksbedürfnisse auferlegen lassen. Unsere gesamte höhere Kultur ist durch sie nach ihrer rein wissenschaftlichen wie nach ihrer Bildungs- und künstlerischen Seite in einen allgemeinen Umformungsprozeß eingetreten. Tatsächlich hat also die Einzelunternehmung unser ganzes Dasein auf eine andere Grundlage gehoben; sogar unser Wahrnehmungsvermögen und unsere Empfindungsorgane haben sich unter ihrem Anreiz umgestaltet.

In dem Augenblick jedoch, als sie alles in unserem Vaterlande dauernd in ihre Richtung fortreißen zu wollen schien, wurde bemerkt, daß auf dem neuen Terrain, auf das sie uns gerückt hatte, Widerstände gegen sie lebendig wurden. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts dehnten sich diese in einer kurz vorher für unmöglich gehaltenen Stärke aus, und heute begegnet dem Geist und Einfluß des frei strebenden Einzelnen schon von allen Seiten der Geist und Wille von geschlossenen, mit Gemeingeist erfüllten Organisationen. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete selber hub das an: mit Arbeiterverbänden und Bauernvereinen. Hier wird der Individualismus jetzt bereits an jener Stelle niedergezwungen, wo er von der Theorie für unangreifbar erklärt worden war: in der geistigen Leitung der Unternehmung; Syndikate, Kartelle, Truste binden sogar den Unternehmer persönlich. Die Bewegung hat sich unterdessen rasch auch den anderen Zweigen des Kulturlebens mitgeteilt. Was dem Bürgertum nie gelungen war, das glückte den arbeitenden Massen in der kurzen Spanne des letzten Menschenalters: eine neue, den mittelalterlichen Ständen des Adels und der Geistlichkeit anscheinend ebenbürtige, ebenso gefestigte soziale Organisation wuchs im sogenannten vierten Stand aus dem Boden. In der Politik schoben diese Vorgänge — fast geräuschlos sicher — Zentrum und Sozialdemokratie im Reichstag, Konservative und Zentrum in Preußen, das Zentrum in Bayern in die führende Stellung — d. h. die Parteien, die — jede für sich — einen wirklichen, von einem Geist getragenen und in einer Richtung wirkenden Organismus darstellen (aus welcher Reihe die Sozialdemokratie voraussichtlich auch dann nicht ausscheiden wird, wenn sie sich gabeln sollte). Die Staatsregierungen fügten sich nicht nur dem Umschlag der Entwicklung, sondern suchten, obwohl nicht stetig, den Parteien seit 1880 sogar die Initiative in der Förderung des Zugs zur Neubildung von Organisationen abzugewinnen.

Wohin wird uns das weiterführen, was wir da staunend miterleben? Bedeutet es nur, daß dem Egoismus der freien Einzelunternehmung wieder die Spitze abgebrochen wird, daß der Staat im engeren Bereiche, die Gesellschaft in allgemeinerer Weise durch Verbot und Regulierung die Gesamtheit ihrer Glieder zu schützen beginnen? Das ist zweifellos die nächste Wirkung und Absicht der Vorgänge jüngster Zeit. Aber vielleicht führt ihr Erfolg unübersehbar weit darüber hinaus. Vielleicht läßt das Emporkommen des organisatorischen Triebes in der neuen Gesellschaft, wie sie seit der großen Revolution aus der Mühle des 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist, vermuten, daß es mit dem beherrschenden Einfluß der wirtschaftlichen Kräfte im Fortschritt der Geschichte wieder vorbei und unser Dasein bereit ist sich der Leitung einer anderen, neuen Gewalt hinzugeben. Aus den großen Gemeinschaftsbildungen erblüht wohl regelmäßig als das Herrlichste aller Gemeinschaftsgüter eine Weltanschauung. Es mag also sein, daß vor unseren Augen der individualistische Materialismus oder Positivismus die Herrschaft über die Geister wieder einem Glauben, einem sozialen Idealismus, einer metaphysischen Weltanschauung überantwortet. Dann war die ganze Zeit des sog. Liberalismus, der Auflösung der alten Zustände, des wirtschaftlichen Fortschritts nichts als eine kurze Uebergangszeit, und es hat nicht etwa das vielgepriesene vorige Jahrhundert, sondern es wird frühestens unser gegenwärtiges Jahrhundert das Antlitz des nächsten Weltzeitalters entschleiern. — —

Für den, der in der eben bezeichneten Weise den Verlauf der neuesten Dinge bewertet, werden die Hervorbringungen der letzten Jahre in Kunst, Literatur und Philosophie brennendes Interesse haben. La littérature doit être l'expression de la société, hat Bonald gesagt, und für die Epoche seit der Revolution trifft das mehr als je zu. Beim Quell der Künste und Literatur läßt sich durch unser Menschenohr wohl am ehesten noch das Rauschen der Esche Yggdrasil belauschen. Und in der Tat, die Auskunft, die wir dort erhalten, darf das intensivste Nachdenken herausfordern.

Lamprecht, der die in der Aktion befindliche Wandlung fast ihrem ganzen Umfange nach meisterhaft erfaßt und klargelegt hat,[1]) schloß leider seine Untersuchungen von Kunst und Literatur um ein weniges zu früh ab oder war, als er sie anstellte, vielleicht noch zu sehr mit der Gerüstkonstruktion für sein weitgeplantes Werk beschäftigt — genug, er legt nur das Aeußere der geistigen Entwicklungsvorgänge genau dar. Er weist nach, wie ein schon mehr als hundertjähriger Prozeß der Versinnlichung, Verästelung und Verfeinerung unseres Gefühls- und Vorstellungslebens durch die Ereignisse des wirtschaftlichen Fortschritts, durch die mit der großen Einzelunternehmung verbundene Anspannung und Erregung der Nerven, wie durch die Konzentration des nationalen Ringens in die Großstädte den Anstoß zur Vollendung erhalten hat: Die Epoche der „Reizsamkeit", gleichsam der Verlegung des Empfindungslebens in die Nervenspitzen wurde dadurch zwischen 1870 und 1880 herbeigeführt. Wie jede neue Epoche, drängte auch diese die Künstler zunächst zu einer leidenschaftlichen Sammlung und

[1]) Ich verweise darauf, daß Sombart fast gleichzeitig eine ähnliche Meinung wie Lamprecht dargelegt hat in seiner „Deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert". Man vergleiche darüber meines Kollegen von der theologischen Fakultät, Franz Walter, Aufsatz im „Hochland".

[1]) Nur für die Struktur der inneren Politik scheint mir der hochverehrte Herr Verfasser nicht dieselbe feine, intuitive Beobachtungsfähigkeit mitgebracht zu haben wie sonst. Strotzt sein 2. Band (Wirtschafts- und Sozialgeschichte) streckenweise geradezu von Sachlichkeit, so hinterläßt die erste Hälfte des dritten leicht den Eindruck des Hinweggleitens über die Sache. Was er über die politische Entwicklung des katholischen Volksteiles sagt, zeigt, je mehr er sich der Beteuerung seiner Wertschätzung und der Ausführlichkeit befleißigt, desto greller die Entfernung und Entfremdung, die zwischen dem Leben der Katholiken und der Protestanten besteht.

Zurüstung neuen, künstlerisch verwertbaren Materials. Jedoch wurde das daraus sich entwickelnde naturalistische Verlangen diesmal durch die besonderen Umstände der Zeit noch sehr erhöht: nie hatte man das Bewußtsein, der Natur so nahe an den Leib zu können, ihre zartesten Modulierungen erhaschen zu können, wie nun durch die Reizbarkeit, ja den dauernden Zustand der Reizsamkeit der Nerven. Daß es der Zeit fast an jeglicher Weltanschauung fehlte, erleichterte dem Künstler, wenn es nötig war, seelisch die Hingabe an den Naturalismus beträchtlich. Aber wie in jeder Epoche, so ging er auch in dieser wieder vorüber, wie er gekommen war, und ein junger Idealismus tritt an seine Stelle: zuerst ein — wie Lamprecht ihn bezeichnet — physiologischer, schon auch ein psychologischer Idealismus. Man versuchte die Masse der rohen Einzelbeobachtungen in der Natur zu einem einheitlichen Naturbilde umzuschaffen, noch immer daran festhaltend, daß der Künstler nur ein Ebenbild der Natur als höchstes erstreben solle; nun aber geht man zu freien seelischen Gebilden über, die erhöhte Herrschaft über die Natur, die unendlich vervollkommnete Technik wird als bloßes Mittel zum Zweck erkannt, die künstlerische Ausprägung einer Weltanschauung und die Entfaltung von deren Blüten durch die Kunst als eigentliches Ziel genommen.[1])

So weit verfolgt Lamprecht den Prozeß, und er weiß wohl, daß er ihn nur nach der Seite der Form analysiert, seinen Inhalt nicht auszuschöpfen trachtet. Er verzeichnet daher bloß noch die schon aus den Wandlungen des Formprinzips sich ergebende Sehnsucht nach einer neuen Weltanschauung, aber er fügt hinzu, daß über diese neue Weltanschauung aus Kunst und Literatur noch nichts auszusagen sei. Auch aus Geschichte und Philosophie noch nichts. Dem Abschnitt „Weltanschauung" gehören in dem Werke, das 1750 Seiten umfaßt, keine hundert — vielleicht genug für ein Buch über das 19., viel zu wenig für ein solches über die Wende zum 20. Jahrhundert. Nicht unmöglich ist es, daß Lamprecht an dieser einen, freilich höchst bedeutsamen Stelle den Schranken seines wissenschaftlichen Systems erlegen ist: wer, wie er, im Positivismus wurzelt, wird einer neuen Weltanschauung gegenüber nicht leicht die Augen offen halten können.[2])

Im Gegensatz zu Lamprecht wird man der Meinung sein dürfen, daß die zukünftige Weltanschauung schon überall auf die Literatur bestimmend einwirkt und daß sie sich auch in der Kunst nunmehr offenbaren wird. In dieser sind die Kämpfe zwischen alten und neuen Formen überaus heiß gewesen, aber die Ausstellungen dieses Jahres scheinen zu lehren, daß sich die Ergebnisse der neuen Kunst jetzt dem künstlerischen Schaffen in seiner Gesamtheit mitgeteilt haben, daß die Sezession Siegerin geworden und der Gegensatz der Schulen dadurch abgeflaut ist. Daß dasselbe auch für das passive künstlerische Leben des Publikums der Fall ist, hat das eindrucksvolle Bekenntnis der Reichstagsdebatten vom 15. und 16. Februar bewiesen. Welche Aufschlüsse gibt uns nun aber diese Entwicklung? Da (im Unterschied von der Kunst) in der Literatur der Inhalt immer eine wichtige und aufdringliche Rolle spielen muß, so liegt es nahe, uns hier an sie zu halten und zwar den geistigen Gehalt der Literatur aus der Zeit des Naturalismus und den der Schöpfungen des noch so jungen „psychologischen Idealismus" gegenüberzustellen, um Fingerzeige für die Richtung der Zukunft aufzusuchen. Da ergibt sich heute schon eins mit großer Deutlichkeit.

Die Periode der bloßen Reizsamkeit hatte die deutsche Literatur inhaltlich den großen Städten und in Verbindung damit jüdischer Art samt dem von dieser beeinflußten Kreise überantwortet. Richard Wagner glaubte sich dadurch schon in den 60er Jahren befugt, in Lassalle „den Typus des bedeutenden Menschen unserer Zukunft" zu erblicken, „welche ich die germanisch-jüdische nennen muß". Es gab zu denken, daß sowohl das Weib wie der Mann, die im 19. Jahrhundert für am tiefsten in Goethes Wesen eingedrungen gelten, die Rahel Levin wie Albert Bielschowsky, jene am Anfang, dieser am Ende des Jahrhunderts, Juden waren. Alle gangbare, weithin sich durchsetzende Literatur kam aus den großstädtischen und jüdischen Quellen.

Was davon unabhängig gestaltet wurde, drang entweder nicht durch (wie etwa Raabe, Martin Greif, Walter Siegfrieds „Tino Moralt"), oder ward im Schreibtisch verschlossen (wie etwa Halbes „Strom"). Nur die beiden hervorragendsten Dramatiker des letzten Jahrzehnts, die dank ihrer Begabung den Zeitgenossen voraus waren, konnten ihr Darstellungsgebiet gelegentlich außerhalb der Großstädte und ihrer jüdisch durchsetzten Gesellschaftsmoral suchen, ohne daß sie ausgezischt wurden: Gerhard Hauptmann, der sich dadurch hielt, daß seine Stücke in formaler Hinsicht streng im Rahmen des Erlebnisses einer Einzelpersönlichkeit und innerhalb des Naturalismus oder reinen Symbolismus blieben, und Sudermann, in dem sich mit seinem mehr journalistischen als dichterischen Ahnungsvermögen glänzende Mache und erfolgsichere Sentimentalität mischten. Was sie aber nur vereinzelt und halb taten, ist nach 1900 Grundzug der literarischen Bewegung geworden, und gleichzeitig die Kraft zum großen Zeitgemälde statt zur Ich- oder Mehrzahl-Erzählung gefunden worden. An Clara Viebig läßt sich, vielleicht weil sie Frau ist, von dem sinnlich schwülen, tiefstehenden „Weiberdorf" bis zur „Wacht am Rhein" und zum „Schlafenden Heer" die Art der Entwicklung am greifbarsten beobachten. Mit „Jörn Uhl" feierte die Provinz dann einen ersten ungemeinen, obwohl nicht einwandfreien Siegeszug.[1]) Raabe wird nachträglich trotz veralteter Technik gelesen, Halbe gab seinen „Strom" 1903 den großen Theatern. Jetzt bildet sich schon eine Richtung der Mittelstadtpoeten und eine der Landpoeten nebeneinander aus, dort das höhere Raffinement, hier die schlichte Stärke des Inhalts: Thomas Mann etwa und Gustav Frenssen. Wenn in dem eben erschienenen „Götz Krafft" noch der Jude Löwenstein als die reifste und fortgeschrittenste Person herausgehoben wird, wirkt das bereits als Anomalie. Viel besser entspricht der Lage, daß sich ein besonderer jüdischer Roman von der Gesamtkunst gegenwärtig auslöst, der vorläufig in Philipp Wassermann seinen begabten Dichter hat. Berlin zerbröckelt daraufhin als Kulturzentrum wieder, während es eine Weile lang alles in sich vereinigen zu wollen schien. Der Dichtung der Provinz scheint also der volle Erfolg zu gehören; und sie besitzt die Bürgschaft für ihn: denn sie ist Weltanschauungsdichtung.

Es ist noch eine junge, über sich unklare Weltanschauung, die sich da zu Worte meldet; aber stark gewordene historische Mächte stehen hinter ihr, und eine kraftvolle Einheit des Denkens und Fühlens spricht schon durch alle ihre Aeußerungen, gleichviel ob sie von Niedersachsen oder Schlesien, aus der Weichselniederung oder vom unteren Rhein kommen. Und diese Weltanschauung ist durch und durch, bis in ihren letzten Nerv protestantisch und norddeutsch; doch nicht in dem Sinne antikatholischer oder süddeutschfeindlicher Tendenz, sie ist von reicher, neiderweckender Selbstgenügsamkeit und einem naiv stolzen Bewußtsein ihrer Fülle und Kraft. Vielleicht steht Preußen, das ost- und nordseeische Preußen im Begriffe, zusammen mit dem skandinavischen Norden und vielleicht Schottland eine volle eigene Kultur zu entfalten. Bisher hatte es sie nicht, sein Wort von der protestantischen Kultur war ein prahlerisches, inhaltarmes Wort. Es war kulturloses Land, Land ohne bodenständige Kultur, wie es auch lange politisch bedeutungsloses Land war. Aber mit dem 18. Jahrhundert kamen die genialen Vorläufer: Kant, Herder und Hamann, Winckelmann und Overbeck, die Humboldts, Friedrich Gentz, und nun mag der Durchschnitt und die Masse folgen, der nordische Boden erblühen. Trifft das ein, dann erst wird sich der Anspruch der Nordländer, von dem Uebergewicht der germanischen Völker zu sprechen, kaum mehr anfechten lassen, zumal da Nordamerikas Entwicklung fast parallel zu verlaufen scheint. Denn dann wird Kultur gegen Kultur stehen, soziale Kraft mit sozialer Kraft sich zu messen haben, nachdem der Norden schon 1850—1900 zu politischer Uebermacht und zu wirtschaftlicher Ueberlegenheit gelangt ist.

Kommt nun mit dem 20. Jahrhundert die nordische Kultur, so dürfte dem deutschen Katholizismus und damit wohl dem der ganzen

[1]) Die lebhafte Erörterung, die der Verfasser der Veremundus-Broschüre gegenwärtig im „Hochland" mit den Herren von der „Literarischen Warte" darüber führt, ob sie seine Broschüren richtig aufgefaßt haben, indem sie auf die Natürlichkeit und Feinheit des poetischen Ausdrucks als die Hauptsache in der Kunst ausgehen, könnte als Schulbeispiel zur Erläuterung des im letzten Jahrfünft Geschehenen gelten. Ich glaube, die Herren haben die Broschüre ganz richtig gelesen, aber Herr Muth, der inmitten seiner Dichterfreunde vorangeschritten ist, liest selber heute etwas anderes und vollkommeneres hinein, als er hineingeschrieben hat. — Im „Tag" wurde übrigens von geschätzter katholischer Seite kürzlich die Theorie aufgestellt, daß die Katholiken durch besondere Umstände in unserer Zeit stets um einen Schritt zurück seien; es sähe sehr übel um uns aus, wenn das wahr wäre. Aber schon rein historisch dürfte es eine unmögliche Abnormität sein.

[2]) Sehr belehrend ist in der Hinsicht I, 450/2 seine Polemik gegen Windelband, der mir nur den neuen Antrieben unserer Tage gemäß zu handeln scheint, wenn er auffordert, in der Philosophie aus der bloßen Untersuchung heraus zu gehen und wieder allgemein gültige Normen aufzustellen. Wo eine neue Weltanschauung im Anzug ist, da werden auch wieder Normen kommen.

[1]) Man vergleiche „Jörn Uhl" und „Frau Sorge", um die innere Gewalt der Entwicklung seit 1887 zu ermessen. — Es hat zurzeit etwas seelisch Packendes, daß jetzt, da der Idealismus und das Zeitgemälde siegen, Hauptmann in „Rose Bernd" ein wahrhaft tiefes Werk geschaffen hat, aber vergeblich an den alten Schranken seiner Formenwelt rüttelt, um sich vom Persönlichen zum Typischen aufzuschwingen, und Sudermann durch seinen national-geschichtlichen „Sturmgesellen Sokrates" das Opfer geworden ist, das der großstädtische Liberalismus und das Judentum forderten.

alten Welt die Frage nach seiner kulturellen Lebensfähigkeit gestellt werden. Man kämpft — und mit voller Berechtigung — seit 100 Jahren um die Konfessionalität der Volksschule. Schwerer ins Gewicht könnte aber bald der Kampf um den Geist in Literatur und Kunst fallen. Hier ist eine konfessionelle Trennung unmöglich, hier gibt es nur ein Sichzurgeltungbringen in der Gesamtkultur der Nation oder die Alleinherrschaft des Nebenbuhlers, d. h. des Protestantismus. Bis zur Stunde war da die Gefahr noch nicht übergroß für den katholischen Volksteil: in der Klassik und Romantik steckten wie in aller romanisch beeinflußten Kunst starke katholische Bestandteile; die letzte Periode aber, soweit sie nicht bloß Formwirkungen ausübte, wirkte mit ihrem Großstädtertum und durch ihre jüdischen Einschaltungen auf die deutschen Leser rein dekadierend: sie entnervte gewiß auch zahlreiche Katholiken, sie gewann sie jedoch nicht zu brauchbarer Kulturarbeit gegen die Kirche. Die Wirkung der nächsten Periode aber mag eine wesentlich andere werden, denn in ihr scheint aus Bild und Dichtung bei glänzend weiter entwickelter Technik eine noch jugendfrische, neue, germanisch eroberungskräftige Weltanschauung reden zu wollen, und sollte diese keine Proselyten werben?

Nur zweierlei scheint diese gefahrvollen Aussichten wieder entfernen zu können. Auf beides aber lassen sich ernsthafte Hoffnungen gründen. Einmal lehrt die Erfahrung, daß die norddeutschen Protestanten wohl eine tiefe Religiosität haben, aber nicht viel religions- und kirchenbildende Kraft; ihre Religiosität ist zu sehr bloß religiöse Stimmung, ihr Geist zu sehr dem Leben zugewandt, er wird pietistisch, wenn er sich ins Ewige zurückziehen will. Werden sie da aushalten, sobald es sich darum handelt, eine neue Weltanschauung durchzubilden? — Sodann mag auch das gelten, daß Preußen, seit es politisch und sozial über die Weser und den Main gegangen ist, ins Reich hineinwächst und darüber die Herbigkeit seiner ursprünglichen Kraft einzubüßen scheint, daß dagegen im Reich der katholische Volksteil mit unerwartetem Erfolg seinen Mann gestellt hat — zu politischem wie sozialem Einfluß. Warum sollte sich dieser Vorgang nicht auf dem Boden der geistigen Kultur wiederholen? Die Zeichen dafür haben sich in den letzten Jahren rasch und in eindrucksvoller Weise gemehrt. Sie namhaft zu machen und im einzelnen zu werten, würde eine eigene Studie erfordern. Genug, daß wir hier auf ihr Dasein hindeuten und uns ihrer freuen. Wir können als Deutsche nur wünschen, daß, was im Norden jetzt auf geistigem Gebiete sich einleitet, dauere und zur vollen Entfaltung komme; aber wir dürfen ebenso wünschen und nicht bloß als Katholiken, sondern vom gesamtdeutschen Standpunkt aus, daß dem Norden der katholische Süden und Westen folge und zu ebenbürtigem geistigem Schaffen sich erhebe. Das hieße nicht neidisch sein und stören, sondern Kraft zu Kraft, Wille zu Wille im Dienste des Vaterlandes fügen.

Der „Simplicissimus" und unser Heer.

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

II.

Dr. Ludwig Thoma zeichnet in seinen Dichtungen oberbayerische Bauern mit wirklicher Liebe, mit der gleichen Liebe, die Hans Thoma die Hand führt, wenn er die Täler seiner Jugend, seinen Heimatort Bernau und sein Vaterhaus zeichnet. Mit der auch die kleinsten Eigentümlichkeiten des Objekts beachtenden „Liebe" des schaffenden Künstlers zeichnet er Juristenkarikaturen, wie Hans Thoma den von Kalenderpoesie erfüllten Rahmen zu seinem Bildnisse eines Bauern oder die phantastischen Helmformen auf seinen Bildern germanischer Götter und Helden. Eduard Thöny zeichnet Offiziertypen mit dieser Liebe des Künstlers, wie ein naturwissenschaftlicher Zeichner schillernde, bunte Schlangenleiber und seltsame Insektenformen mit „Liebe" nachbildet.

Wenn ein Künstler sein Heimattal malt und ein Dichter sein Heimatvolk schildert, wird wirkliche Liebe zu dem Objekt sich mit dem künstlerischen Interesse an den Formen und Farben der Heimat und an den Sitten und Charakteren der Landsleute verbinden, sie wird das Auge ausdauernder machen im Aufsuchen der vielleicht nur kargen Schönheit der Objekte, sodaß es die Schönheit der Farben und Sitten, wenn sie noch so schlicht ist, und den Adel der Formen und Charaktere, wenn er noch so verborgen ist, sicher nicht übersieht. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß aus tiefem künstlerischem Interesse eine Herzensneigung zu dem Gegenstande dieses Interesses erwächst. So mögen die Landschafter, soweit sie nicht autochthon sind, ihre kleinen fränkischen Städtchen, die noch die alte, schwere Mauerrüstung tragen, ihr Worpswede, ihr Dachau lieben. Selbst ein Insektenzeichner kann schließlich ein der Liebe verwandtes Gefühl für seine oft so formen- und farbenschönen Objekte empfinden.

Wenn aber ein Künstler seine meisterhaft wiedergegebenen Objekte prostituiert, indem er sie zur Illustration seelischer Karikaturen verwenden läßt, so muß man ihm jedes wärmere Gefühl für seine Objekte absprechen.

Der „Simplicissimus" gibt moralische Karikaturen des Offizierstandes, Thöny illustriert sie mit wenig oder gar nicht karikierten Typen und erweckt und befestigt so in dem unkritischen Leser die Meinung, als sei nicht nur das Bild, sondern auch die darunter stehende Aeußerung typisch.

So zeichnet er z. B. einen Leutnant des 1. Garderegiments zu Fuß mit einem durch die Monoklegrimasse entstellten Gesicht. Darunter stehen die Worte: „Wenn man nich ‚von' is, is es doch eijentlich janz ejal, wie man heißt." Er zeichnet Gardeulanen, die die Tat des Prinzen Arenberg entschuldigend kommentieren, — einen Gardeinfanteristen und einen Feldartilleristen, die nicht begreifen können, „wie 'n Staatsminister Zeit hatte, so 'n Haufen Jedichte zu machen", — Gardedragoner, die sich in einen Kunstsalon verirrt haben, — einen Frauenlob von einem Herrenreiter, der in dem Weibe das Beste sieht, „was man in der Art hat", — einen Marineoffizier, der nach den Flitterwochen seiner Frau vorwirft, daß ihr Vater ihr nicht einmal die Zähne habe plombieren lassen, nachdem er mit der Mitgift nicht „rauszurücken" gedachte. Andere Zeichner des „Simplicissimus" bringen einen der Waffe und Charge nach unbestimmbaren Offizier, der den Frauenhaß seines Kameraden bekämpft mit der ritterlichen Bemerkung: „Ich halte das Weib, wenn gut gezogen, für ein ganz nützliches Haustier", einen jungen „Leiber"leutnant, der Landwehrleuten, die schon ein bißchen von der Last des Lebens gebückt sind, den Ernst des Lebens beibringen will, und andere boshaft erfundene oder in der Verallgemeinerung unwahre Beispiele von Dummheit, Roheit und Gemeinheit.

Liebt ein Künstler das Volk in Waffen, schätzt er das Offizierkorps, wenn er unter seine an Treue oft mit Photographien wetteifernden Darstellungen von Offizieren so schnöde Worte schreiben läßt?

Dr. Ludwig Thoma sagt in seiner Verteidigung der Offizierkarikatur des „Simplicissimus" (in Nr. 167 der „Frankfurter Zeitung" vom 17. Juni 1904): „Ein Künstler sucht und sieht immer das Individuelle; wenn die Fehler, die lächerliche Schwächen des Einzelnen durch Erziehung hervorgebracht, durch die Vorurteile einer Vielheit beeinflußt werden, wenn sie also typisch sind, dann trifft der Spott an dem Einzelnen gewiß die Allgemeinheit. Aber nur da, wo sie diesen Spott herausfordert, nicht im Ganzen, nicht in ihren guten Eigenschaften, nicht in ihrer Existenz."

Sind die Eigenschaften, die der „Simplicissimus" den Offizieren beilegt, „Schwächen"? Gewiß nicht! Sind es „durch Erziehung hervorgebrachte, durch die Vorurteile einer Vielheit beeinflußte, also typische Fehler"? Nein! Und dennoch trifft der Spott an dem Einzelnen die Allgemeinheit. Die Uniform und der Gesichts- und Körpertypus verallgemeinern all die schnöden Vorwürfe. Bei Menschen, die als roh und gemein gebrandmarkt werden, sucht man nicht weiter nach guten Eigenschaften. Sind sie in ihrem Aeußern typische Vertreter eines Standes, dann treffen die Vorwürfe den Stand „im ganzen, in seiner Existenz". Und keinem der vielen kritiklosen Leser des „Simplicissimus" fällt es ein, die in Krieg und Frieden bewährten guten Eigenschaften unserer Offiziere in die Wagschale zu legen und so die im „Simplicissimus" erhobenen Vorwürfe auf ihr Gewicht zu prüfen.

Wer hätte nach der letzten großen, blutigen Prüfung unseres Heeres gedacht, daß unsere Offiziere schon nach wenigen Jahrzehnten einer Apologie bedürfen würden, die das deutsche Volk an den Tellheimtypus erinnert, da die glänzenden, noch im Gedächtnisse vieler Mitkämpfer lebenden Proben der Tüchtigkeit, die unsere Offiziere im letzten Kriege gegeben haben, nicht einmal genügen, sie, die Kämpfer, gegen Verunglimpfung zu schützen? Einen so hervorragenden Offizier wie Generalfeldmarschall Graf Waldersee, dem Fritz Hönig in seinem Buche „Der Volkskrieg an der Loire" ein Denkmal gesetzt hat, das hoffentlich den Hohn des „Simplicissimus" überdauert, wagt dieses Witzblatt zum Miles gloriosus zu stempeln und noch im Grabe zu verhöhnen! Die zynische Frechheit des Witzblattes ist undeutsch, echt deutsch dagegen die schmähliche Geduld, womit so viele Deutsche die Frechheiten des „Simplicissimus" hinnehmen und genießen.

Dr. Ludwig Thoma sieht in der Empfindlichkeit gegen die Karikatur einen Beweis persönlicher Eitelkeit und geistiger Unfreiheit: „Wer inneren Wert hat, darf kräftig mitlachen, wenn er auf einer Schwäche ertappt wird." An dem Verständnisse einer Karikatur und Satire, die ohne Feindseligkeit harmlose, dem Offizierkorps wie jedem anderen Stande anhaftende Schwächen verspottet, fehlt es dem Offizierkorps nicht. Ein Angehöriger des Standes, Major Ludwig

von Nagel, hat mit goldenem Humor und anspruchslos auftretender, aber feiner Kunst lange Zeit für die „Fliegenden Blätter“ und andere Veröffentlichungen des Verlags von Braun und Schneider Offizierkarikaturen gezeichnet, die ein fröhliches Lachen auslösen, den Stand aber nicht versehren. Die Geschichten, die er illustrierte, die Worte, die seinen Schöpfungen in den Mund gelegt wurden, ließen den Offizieren ihren inneren Wert. So konnten sie kräftig mitlachen, wenn sie auf Schwächen ertappt wurden. Darf aber, wer inneren Wert hat, auch dann kräftig mitlachen, wenn ihm der innere Wert abgesprochen und Roheit und Gemeinheit nachgesagt wird?

Dr. Ludwig Thoma findet, „bei einer künstlerischen Karikatur müßte obendrein noch die Freude an der Darstellung die Empfindlichkeit bannen“, und fordert von den Offizieren Verständnis für Kunst oder wenigstens die Fähigkeit zum Verständnisse, denn diese Fähigkeit sei Sache der Herzensbildung, ihr Fehlen sei Roheit.

Nach meinen im Verkehre mit jungen und alten Offizieren gesammelten Erfahrungen dürfte es außer den Künstlern keinen Stand geben, in dem das Verständnis für die Kunst verbreiteter wäre als im Offizierkorps. Es liegt in diesem Urteil keine Ueberschätzung der Offiziere auf Kosten anderer Stände. Die Offiziere gehören neben den Künstlern, den Forstbeamten und den Landleuten zu den bevorzugten Ständen, denen im beständigen Verkehre mit der Natur die Augen geöffnet werden für ihre Schönheit, so daß manche die Wehr gewohnte Hand diese Schönheit nachzubilden beginnt. Nicht wenige Offiziere haben ihren Beruf aufgegeben, um sich der Kunst zu widmen, ich glaube nicht zu irren, wenn ich Fritz von Uhde als früheren sächsischen Gardereiteroffizier, Ludwig von Nagel, Albert von Keller und den Freiherrn von Habermann als frühere bayerische Kavallerieoffiziere anführe. Nicht alle Künstler im Waffenrock bringen es, wie die Genannten, zur Meisterschaft, viele aber gelangen über die Grenzen des Dilettantismus zur künstlerischen Beherrschung einer Technik. Eine von Ludwig von Nagel gegründete, meines Wissens auf dem Offizierstande beruhende, wenn auch nicht auf ihn beschränkte Gesellschaft, die von ihren Mitgliedern irgend eine künstlerische Tätigkeit, jedenfalls aber Sinn für Kunst und Literatur voraussetzt, die Tafelrunde der Niederländer, beweist durch ihre Zusammensetzung und durch ihre Blüte in bayerischen Garnisonstädten, daß dem Offizierkorps die Freude an künstlerischer Tätigkeit und das Verständnis für die Kunst nicht fehlt. Aber so wenig die Meister der Offizierkarikatur unter den Künstlern des „Simplicissimus“ beim Schaffen von einem der Liebe oder auch nur der Wertschätzung entfernt verwandten Gefühle gegenüber dem Heere geleitet werden, ebensowenig können die deutschen Offiziere den ihnen von Meistern der Kunst, also von geistig hochstehenden Menschen, aus Bosheit oder Gedankenlosigkeit gemachten Vorwurf der Dummheit, Roheit und Gemeinheit lachend hinnehmen, nur weil er in das schillernde Gewand einer geistreichen Zeichnung gehüllt ist.

Dr. Ludwig Thoma spricht nur von einer Kritik des Leutnants. Der „Simplicissimus“ bleibt mit seiner Kritik nicht beim Leutnant stehen, sein Hohn trifft auch Männer, deren nun graues oder weißes Haar einst, als es noch blond oder schwarz war, vom Schweiße heißer Schlachten feucht geworden ist. Er lohnt dem bayerischen Militärbevollmächtigten die Zurückweisung des Versuchs, das deutsche Offizierkorps in Bildungsklassen einzuteilen, damit, daß er ihm eine in den urwüchsigsten Schichten des bayerischen Stammes übliche Ausdrucksweise und Kampfesart andichtet, er hat vor Wochen schon den Vorwurf der Wehleidigkeit, den Dr. Ludwig Thoma jetzt gegen den Kriegsminister von Einem und das Militär-Wochenblatt erhebt, mit einer Serie von Zerrbildern des preußischen Kriegsministers illustriert, er läßt Engel den Generalfeldmarschall Grafen Waldersee wenige Wochen nach seinem Tode „zur Strafe für seine ungesühnten Majestätsbeleidigungen“ im Himmel degradieren, „begießt“ also „die Toten im Grab mit Jauche“ und übt damit selbst einen Brauch, den er „römischen Pfaffen“ nachsagt.

Nun versichert zwar Dr. Ludwig Thoma, daß keiner der Künstler des „Simplicissimus“ das Offizierkorps hasse. Es bedarf eines so starken Gefühls gar nicht, um die Verhöhnung des Offizierkorps zu erklären. Es wird auch aus Uebermut und Eitelkeit genörgelt und gehöhnt, viele Witze werden aus Schöpferfreude veröffentlicht, nicht aus Haß gegen ihr Ziel.

Aber dem Verhalten des „Simplicissimus“ gegenüber dem Offizierkorps liegt doch ein Haß zugrunde, der Haß moderner Schriftsteller und Künstler gegen den ersten Offizier des deutschen Heeres, den Kaiser, von dessen Throne die moderne Kunst „schutzlos, ungeehrt“ ging.

Daß eine Anzahl moderner Dichter und Künstler dem Kaiser abgeneigt sind, ist verständlich, daß sie ihre Abneigung in einer frechen Kritik aller seiner Handlungen, nicht etwa bloß seiner ästhetischen Anschauungen kundgeben, ist nicht verständlich und läßt sie als Menschen recht klein erscheinen, daß sie gar bei einem großen Teile des deutschen Volkes mit ihrer Verhöhnung des Kaisers Bewunderung und Beifall ernten, ist empörend.

Ist das deutsche Volk seiner Machtstellung so sicher, daß es sich wegen einer Meinungsverschiedenheit in einer Frage des Geschmacks erlauben darf, die treue, gewissenhafte Arbeit eines Herrschers zu ignorieren und ihn wegen seiner abweichenden Anschauungen maßlos verhöhnen zu lassen? Ist die moderne Kunst und Literatur so wichtig, daß ein Fürst, der ihr abgeneigt gegenübersteht, dadurch seine Sorge für den Frieden und die Wohlfahrt des Volkes entwertet? Ist das Verständnis für die moderne Kunst und Literatur überhaupt im Volke so verbreitet, daß das Volk die Sache der ungeehrten Künstler und Dichter zu seiner eigenen zu machen und ihren Feldzug gegen den Kaiser mit Sympathie zu verfolgen und zu fördern Grund hat? Wie hat Friedrich der Große über die deutsche Literatur geurteilt? Wer nennt ihn deshalb klein? Wir müssen doch schon rechte Graeculi geworden sein, daß wir dem Hüter unseres Friedens den Dank versagen, weil er die Erzeugnisse einer künstlerischen und literarischen Sturm- und Drangperiode nicht schätzt.

Und mag unser Kaiser auf ästhetischem Gebiete nicht allem Neuen gerecht werden, was hat das zu bedeuten gegenüber dem Weitblick, den er in der energischen Förderung des Machtfaktors kundgibt, auf dem unsere Zukunft beruht? Er macht das Fundament und die Mauern des Hauses, worin das deutsche Volk wohnt, fest gegen die Stürme der Zukunft, was hat es zu bedeuten, wenn er die Bilder nicht schön findet, womit Künstler die Wände dieses Hauses friedenssicher und friedensfroh zu schmücken beginnen?

„Die Dummheit zweitklassiger Menschen“ wird sich nicht irre machen lassen in der Treue zum Kaiser und zum Landesherrn, sie wird fortfahren, auf ein Offizierkorps stolz zu sein, das seine typischen Tugenden, „das hochgesteigerte Gefühl der Kriegerehre und Dienstpflicht, die strenge, unablässige, sich selbstvergessende, in keiner Gefahr und Not ermüdende Sorge um die Untergebenen“, die Gustav Freytag nach dem letzten Kriege an ihm rühmte, in allen Kämpfen bewährt hat, die ihm seitdem beschieden waren. Die Dummheit und Roheit zweitklassiger Menschen wird in der Erhaltung der sittlichen und kriegerischen Kraft des Volkes eine wichtigere Aufgabe für die Fürsten und die übrigen Führer des Volkes sehen, als in der Pflege gärender Künste. Die Dummheit und Wehleidigkeit zweitklassiger Menschen wird an den frühen Gräbern der im fernen Lande gefallenen Brüder trauern, sie wird in den Brüdern, die im Felde stehen und noch hinausziehen, das Vertrauen wach zu erhalten suchen, daß sie nicht ohne Dank Gefahr und Tod auf sich nehmen, daß man in der Heimat ihre Regimentsfarben und ihre Fahnen mit Achtung grüßen und ihren Eltern, deren in Palast und Hütte immer mehr verwaisen, mit Liebe und Achtung das schwere Opfer lohnen wird, das Söhne und Eltern dem Vaterlande bringen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Zar ist der reichste Mann der Welt und in dem größten Reiche der sogenannte Selbstherrscher. Aber wer möchte mit ihm tauschen? Niederlagen in Ostasien, die Ermordung des finnischen Gouverneurs, weitere Niederlage in Ostasien, Reibungen mit den Großmächten wegen der Kaperei, diplomatisch-militärische Nachgiebigkeit, Ermordung des Ministers des Innern in der Hauptstadt — dies alles und noch manche „Kleinigkeiten“ dazwischen stürmen auf die ohnehin schwachen Nerven dieses anscheinend so bevorzugten Sterblichen ein. Nikolaus II. hat ein Hamletschicksal: die russische Welt geht aus den Fugen; wehe ihm, daß er sie einzurenken berufen nicht befähigt ist.

Die Ermordung des Minister von Plehwe zeigt, daß der russische Terrorismus noch in voller Blüte steht. Das Revolverattentat gegen Bobrikow, den Gouverneur von Finnland, stellte sich in der Art seiner Ausführung als Einzeltat dar. Das Bombenattentat gegen den Minister des Innern weist eine Technik auf, die nur ein Bund von geschulten Verschwörern zu handhaben vermag. Eine handliche Bombe von so gewaltiger Wirkung fabriziert kein einzelner Dilettant. Darum ist es auch gleichgültig, ob man den Attentäter faßt oder nicht. Auf den Splittern der Bombe steht geschrieben: Fortsetzung folgt.

Zum Nachfolger des ermordeten Gouverneurs von Finnland ist bekanntlich Fürst Obolenski ernannt worden, der nach seinen



bisherigen Leistungen (vergl. den Königsberger Prozeß) ein noch viel rücksichtsloserer Gewaltmensch ist, als Bobrikow. Zum Minister des Innern wird auch vermutlich ein Mann ernannt werden, der die Zügel womöglich noch schärfer anzieht, als der ermordete Plehwe. Wenn die unzufriedenen Russen mit Attentaten gegen die Rutenstreiche protestieren, so versucht man, sie mit Skorpionen zu peitschen. Der loyale Terrorismus von oben und der revolutionäre Terrorismus von unten steigern sich gegenseitig, indem sie sich gegenseitig zu überbieten suchen. Wer errettet Rußland aus diesem schrecklichen circulus vitiosus! Das müßte ein Riese sein an Kraft und Mut, der nicht bloß den Straßenbomben, sondern auch der in Rußland nicht mehr ungewöhnlichen Palastrevolution zu trotzen vermöchte.

Der Königsberger Prozeß gab gleichsam einen einleitenden Gesang des griechischen Chores zu dem neuesten Petersburger Trauerspiel. Diese Enthüllungen über die unmenschliche Wirtschaft erleichtern uns das Verständnis für die Fortdauer der verzweifelten, zur Gewalttat und Selbstaufopferung entschlossenen Stimmung unter der aufgeklärten Jugend Rußlands. Die russischen Terroristen bilden eine besondere Gruppe der „Propaganda der Tat", die man nicht mit dem gewöhnlichen Anarchismus des Westens zusammenwerfen kann. Der russische Nihilismus ist eine nationale, wurzelechte Giftpflanze; es steckt viel mehr Intelligenz und Zielbewußtsein dahinter, als hinter den wahnsinnigen Attentaten auf so harmlose Persönlichkeiten, wie die Kaiserin Elisabeth und den Präsidenten Carnot. Der russische Nihilismus ist auf die Eigenart des russischen Nichtkulturstandes zurückzuführen. Diesen Umstand dürfen wir bei dem sehr berechtigten Streben nach Solidarbekämpfung des Anarchismus nicht aus dem Auge lassen. Die negativen Maßregeln, insbesondere die Ausweisung der angehenden Nihilisten, die zu uns kommen, dürften im allgemeinen genügen; positive Handreichungen, wie sie im Königsberger Prozeß versucht wurden, können leicht beiden Teilen schlecht bekommen.

Der alte Spruch Iustitia fundamentum regnorum wird von manchen Leuten für abgegriffen gehalten; aber er bietet doch den Schlüssel zur Erklärung des russischen Elends. Was dort fehlt, ist die Gerechtigkeit; von oben bis unten herrscht Willkür und Korruption, und damit läßt sich auf die Dauer ein Volk, das im Kernteil in Europa wohnt, nicht regieren. Ein geistreicher Mann hat das russische System staatsrechtlich als „Despotismus gemildert durch Meuchelmord" charakterisiert. Unter Nikolaus dem Weichen ist der Despotismus noch schwerer zu ertragen, als unter Iwan dem Schrecklichen. Abgesehen von dem erwachten Selbstbewußtsein des Volkes ist die Schreckensherrschaft einer Einzelperson noch nicht so empörend, wie die Schreckensherrschaft einer Gruppe von verbissenen Doktrinären und raffinierten Ausbeutern, die im Namen eines befangenen und in gewissem Sinne gefangenen „Selbstherrschers" politischen Sadismus treibt.

Daneben bleibt die sittliche Verwerflichkeit der Attentate natürlich bestehen, und vom christlichen, und besonders vom katholischen Standpunkt muß entschieden Einspruch erhoben werden gegen gewisse westländische Aufgeklärte, die nach den Leitmotiven der Möros- und Tellgesänge das Lob der unberufenen Henker singen wollen. Wenn in Rußland die Jesuiten etwas zu sagen hätten, so würden sie dem unzufriedenen Nachwuchs klar machen, daß der Zweck nicht die Mittel heiligen kann.

Doch überlassen wir dem russischen Nachbarn seine inneren Sorgen. In den auswärtigen Angelegenheiten kann man zurzeit mit ihm zufrieden sein. In den Streitigkeiten wegen der Kaperei im Roten Meer hat Rußland klein beigegeben. Nicht bloß in den Einzelfällen hat es den Rückzug angetreten, sondern auch den Hilfskreuzern von der Freiwilligen-Flotte überhaupt das Recht der Durchsuchung und des Aufbringens von neutralen Schiffen entzogen. Letzteres aus Rücksicht auf England, das mit einem Male an der längst üblichen Metamorphose der aus dem Bosporus auslaufenden russischen Dampfer Anstoß nahm. Die grundsätzliche Streitfrage, ob Schiffe, die für den Kriegsdienst bestimmt sind, unter der Handelsflagge die vertragsrechtlich geschlossenen Meerengen passieren und dann munter die Kriegsflagge hissen können, ist auch jetzt noch nicht gelöst; aber England wird die Theorie wohl nicht weiter auf die Spitze treiben, es sei denn, daß der neueste Konflikt im Stillen Ozean die Spannung verschärft. Dort hat sich nämlich das Wladiwostok-Geschwader auf die Jagd gemacht, um die Konterbande auf dem Wege von Westamerika nach Japan abzufangen. Dabei ist ein englischer Dampfer kurzerhand in den Grund gebohrt worden. Nachdem in dem ersten kritischen Punkt eine Versöhnung erzielt ist, nimmt man diesen nachträglichen Zwischenfall nicht mehr so tragisch.

Für uns ist es sehr angenehm, daß der russisch-deutsche Handelsvertrag fertiggestellt und unterzeichnet worden ist. Der Inhalt ist noch unbekannt, aber geleitartikelt wird doch darüber. Die liberale Presse bejammert die deutsche Industrie, die den agrarischen Interessen geopfert sein soll. Als ob es in der Macht des deutschen Reichskanzlers läge, Rußland von seiner alten industriellen Schutzzollpolitik abzubringen! Das Wesentliche ist die Gleichstellung der deutschen Ausfuhr mit der Ausfuhr der anderen Völker, und die wird hoffentlich erreicht sein. Im übrigen begrüßen wir den prompten Abschluß mit Rußland besonders deshalb, weil dadurch die Verhandlungen mit Oesterreich erleichtert und beschleunigt werden. Oesterreich muß sich doch auch mit unseren agrarischen Mindestzöllen zufrieden geben, wenn Rußland es getan hat.

Die Freihändler werfen nun die Frage auf, wie lange noch das Inkrafttreten der neuen Verträge und des neuen Zolltarifs auf sich warten lassen werde. Man liest scharfsinnige Abhandlungen, wonach vor dem 1. Januar 1906 keine Aenderung in den alten Zollverhältnissen eintreten könne. Wir möchten die beteiligten Industriellen und Händler ersuchen, sich nicht zu fest auf diese Frist zu verlassen. Die Regierung hat die Vollmacht, jeden Augenblick den neuen Zolltarif in Kraft zu setzen. Gegenüber den Vertragsstaaten kann er erst wirksam werden, wenn die alten Verträge ablaufen. Nun ist der regelmäßige Weg zwar die Kündigung der alten Verträge mit einjähriger Frist; doch kann auch diese Kündigung schon vor dem 1. Januar 1905 erfolgen, z. B. wäre die Kündigung sofort wahrscheinlich, wenn die Verhandlungen mit Oesterreich einen baldigen Abschluß erkennen lassen. Aber man kann auch auf einem anderen Wege zur Ausräumung der alten Verträge gelangen, nämlich durch eine entsprechende Abmachung in den neuen Verträgen, und ein solcher Paragraph zur Beschleunigung der Zollreform würde gewiß im Reichstage nicht beanstandet werden. Daher mögen die beteiligten Erwerbskreise sich vorsehen. Vor allem mögen sie sich nicht von den schon wieder auftretenden Obstruktionsdrohungen irreführen lassen; bei dem Kampf um den Zolltarif ist zugleich die Obstruktion gegen die Handelsverträge unmöglich gemacht worden.

Der französische Kulturkampf hat nun zum vollen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Republik und dem hl. Stuhl geführt. Der halbe Abbruch war bekanntlich schon nach der Protestnote gegen die Romfahrt Loubets inszeniert worden. Die französische Regierung behauptet bekanntlich auf Grund der einseitig erlassenen „organischen Artikel", daß der hl. Stuhl seine oberhirtliche Tätigkeit in Frankreich nur unter Wissen und Willen der Regierung ausüben dürfe; wie soll nun der Regierung die von ihr verlangte Mitteilung aller päpstlichen Verfügungen gemacht werden, wenn sie den Verkehr abbricht? Und wie will sie dem hl. Stuhle ihre „Ernennungen" von Bischöfen mitteilen, die doch konkordatsmäßig der päpstlichen Vollziehung bedürfen? Der Zustand, den Herr Combes jetzt geschaffen, ist unhaltbar; er will die Lösung durch die Aufhebung des Konkordates und Trennung von Staat und Kirche herbeiführen, aber ob ihm alle Minister und der ganze Block bis zu diesem Ende folgt, ist trotz aller ruhmredigen Kundgebungen über Eintracht und Entschlossenheit sehr zweifelhaft. Erfreulich ist, daß einer der nach Rom vorgeladenen Bischöfe, Msgr. La Nordez von Dijon, pflichtmäßig die Reise angetreten hat. Man darf hoffen, daß auch der Bischof von Laval den rechten Weg findet. Die von der Regierung „verbotene" Romreise wird natürlich von Herrn Combes zur weiteren Stimmungmache benützt werden. Es gibt ja auch „kluge" Leute, die dem hl. Stuhl den Rat geben wollen, jeden Schritt zu unterlassen, den Herr Combes ausbeuten könnte. Das käme aber auf einen vollen Verzicht auf die Ausübung des Priorats hinaus, und der Zweck würde auch mit diesem kostbaren Mittel nicht erreicht werden, denn Herr Combes würde sich auf jeden Fall die geeigneten Zwischenfälle zu schaffen wissen. In dem einfachen, geraden Vorgehen des hl. Stuhles liegt doch wohl die größte Weisheit, auch vom weltlichen Gesichtspunkt der bloßen Zweckmäßigkeit aus betrachtet. Das Ministerium und sein Anhang wollen ihre äußerste Kraftprobe machen, und je weniger sich die Kirche vorher vergibt, desto mehr hat sie in der kritischen Stunde einzusetzen.

Redaktion und Verlag von Dr. Armin Kausen in München.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung im Jahre 1903.

Von
Dr. Emil van den Boom-M.-Gladbach.

Vergleicht man den Stand der gewerkschaftlichen Berufsorganisation mit der industriellen Entwicklung in den verschiedenen Ländern, so darf man wohl behaupten, daß die Gewerkschaftsbewegung eines Landes zu der Höhe der kapitalistischen Entfaltung seiner Produktivkräfte in geradem Verhältnisse steht: die Gewerkschaftsbewegung stellt sich offenbar mit fast zwingender Notwendigkeit als eine Folgeerscheinung jeder machtvollen industriellen Entwicklung ein und wird damit ein naturgemäßer Bestandteil derselben. Industrielle Blüte eines Landes und reges gewerkschaftliches Leben gehen Hand in Hand. So hat denn auch in Deutschland die gewaltige Steigerung seiner industriellen Produktion in den letzten 13 Jahren so recht den Boden abgegeben für ein flotteres Emporwachsen der berufsgenossenschaftlichen Arbeiterorganisationen. Günstigere Produktions- und Absatzverhältnisse, dazu der stets steigende Bedarf an industriellen Lohnarbeitern sowie die infolgedessen eintretende Vermehrung ihrer Zahl, die Hebung der Lebenshaltung der besseren, gelernten Arbeiter infolge der Steigerung der Arbeitslöhne bildeten den Anlaß zu lebhafter gewerkschaftlicher Tätigkeit, die sich bis zur Stunde in steigendem Maße bemerkbar macht.

Angesichts dieser Tatsachen kann man öfters nur schwerlich die mannigfachen Vorurteile begreifen, denen die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland noch so vielfach begegnet. Und nicht nur etwa in Kreisen der Unternehmer, die ja in erster Linie von ihr berührt werden, sondern namentlich auch in weiteren gebildeten Kreisen. Man kann sich noch immer nicht in die Auffassung hineindenken, daß die Bestrebungen der Arbeiter, vermittelst ihrer Organisationen sich eine größere Anteilnahme an den Gütern der gestiegenen Kultur zu erringen und zu sichern, ganz naturgemäß und gerecht sind. Die Forderungen der Arbeiter nach höheren Löhnen, nach kürzeren Arbeitszeiten, gleichberechtigter Mitwirkung bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen, die Kritik an tatsächlichen Mißständen sieht man in überlebter, patriarchalischer Auffassung unserer gewerblichen Verhältnisse als eine Undankbarkeit gegen den Unternehmer, wenn nicht eine direkte Auflehnung gegen ihn an. Demgegenüber muß immer wieder betont werden, daß der Kern der eigentlichen Arbeiterbewegung: die Erringung wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und gesetzlicher Gleichberechtigung der Arbeiterklasse mit den anderen Erwerbsklassen nicht etwa der Unbotmäßigkeit der Arbeiter, sondern einer naturgemäßen geschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung entsprungen ist. Die Gewerkschaftsbewegung der Arbeiter, des vierten Standes, läßt sich in gewissem Sinne vergleichen mit den Freiheitsbestrebungen des dritten Standes, der bürgerlichen Klasse am Ausgang des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts. Wirtschaftlich erstarkt, sehen wir ihn in einem Ringen nach völliger Anerkennung und Gleichberechtigung mit den übrigen Ständen, wobei er auf gleichen Widerstand stieß wie augenblicklich vielfach der Arbeiterstand. Der Bürgerstand hat sich seine Gleichberechtigung mit den anderen Ständen erkämpft, und einen anderen rechtlichen und wirtschaftlichen Zustand als den jetzigen würde man augenblicklich für unmöglich halten. Aehnlich verhält es sich mit der Arbeiterbewegung. In einer Zeit der allgemeinen Schulbildung, des allgemeinen Wahlrechts und der allgemeinen Heerespflicht, die an alle Stände gleiche Pflichten stellt, ist es unmöglich, die wirtschaftliche Emporentwicklung des Arbeiterstandes unterdrücken und ihm die völlige gesetzliche Gleichstellung in Theorie und Praxis vorenthalten zu wollen, wie gerade die Geschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung am deutlichsten zeigt. Die Arbeiter- und als ihr konkreter Ausdruck die Gewerkschaftsbewegung läßt sich nicht aufhalten, dazu ist sie auch zu machtvoll geworden; es liegt deshalb nur im Interesse der von ihr berührten Kreise, sich mit ihr abzufinden und sich ihr anzupassen.

Die deutsche gewerkschaftliche Organisation zerfällt in fünf Gruppen: Die sog. freien (sozialdemokratischen) Zentralverbände, vereinigt in der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, die christlichen Gewerkschaften, die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine, die unabhängigen Vereine und die lokalen Vereine. Alle diese gewerkschaftlichen Vereinigungen zusammengenommen zählten im Jahre 1903 1'287,375 Mitglieder. Von diesen entfallen allein auf die sog. freien Gewerkschaften 887,698 Mitglieder in 63 Zentralverbänden gegenüber 733,206 im Vorjahre. Die diesjährige Zunahme wurde bisher in keinem Jahre erreicht und betrug 154,492 oder 21 %. Am Schlusse des Jahres 1903 war die Mitgliederzahl bereits auf 941,529, also 53,831 mehr als im Jahresdurchschnitt 1903 gestiegen und wird jetzt wohl die erste Million überschritten haben, wie der Jahresbericht der Generalkommission im „Korrespondenzblatt" annehmen zu dürfen glaubt. Ueber 100,000 Mitglieder zählen allein die Maurer und Metallarbeiter. Die Jahreseinnahme der 63 Zentralverbände belief sich auf 16'419,992 Mk., die Ausgabe auf 13'724,336 Mk., der Kassenbestand betrug 12'570,972 Mk. Die Buchdrucker allein haben einen Kassenbestand von 4'031,000 Mk. Ausgegeben wurden für Streikunterstützung 4 $^1/_2$ und sonstige Unterstützungszwecke 3 $^1/_2$ Mill. Mk. Die gewaltige Zunahme der freien Gewerkschaften geht daraus hervor, daß die Mitgliederzahl vor etwa 10 Jahren noch nicht $^1/_4$ Million gegenüber jetzt einer ganzen Million betrug und der Reservefonds 1893 800,579 Mk. gegenüber jetzt über 12 $^1/_2$ Mill. Mk.

Den freien Gewerkschaften am nächsten kommen die christlichen Gewerkvereine. Dieselben sind eigentlich erst in den letzten zehn Jahren entstanden. In ihnen haben sich christlich-nationale Arbeiter vereinigt, die das Bedürfnis nach Gewerkvereinen zur Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen anerkennen, aber von dem Eintritt in die freien Gewerkschaften wegen deren sozialistischen Richtung abgehalten und zur Gründung besonderer (christlicher) Gewerkvereine gezwungen wurden. An dem allgemeinen Aufschwung der deutschen Gewerkschaftsbewegung haben auch die christlichen Vereinigungen erfreulicherweise teilgenommen. Am 1. April 1904 zählten die christlichen Gewerkschaften 203,161 Mitglieder, gegen 189,900 um dieselbe Zeit des Vorjahres; das bedeutet einen Zuwachs von 13,261 Mitgliedern. Im Jahresdurchschnitt 1903 betrug die Mitgliederzahl 192,607 gegen 179,799 oder 12,808 mehr als im Jahre 1902. Besonders günstig gestalteten sich im Jahre 1903 die Kassenverhältnisse. Die gesamten Einnahmen der christlichen Verbände betrugen 1'131,605.93 Mk. gegen 823,864.18 Mk. im Vorjahre. Die Ausgaben stiegen von 633,719.50 Mk. im Jahre 1902 auf 938,363.06 Mk. im Jahre 1903. Die Beiträge wurden vielfach erhöht; mit den Beitragserhöhungen wurde zugleich das Unterstützungswesen weiter ausgebaut. Streik- und Gemaßregeltenunterstützung zahlen sämtliche Verbände, ebenfalls gewähren alle ihren Mitgliedern Rechtsschutz. Die übrigen Arten der Unterstützungen bestehen in Sterbegeld, Waisenunterstützung, Umzugs-, Krankenunterstützung. Außerdem bestehen noch fakultative Krankengeldzuschußkassen sowie einige Arbeitslosenunterstützungs- und Begräbniskassen. Für die Vertretung der christlichen Gewerkschaften in der Oeffentlichkeit sorgen 23 christliche Gewerkschaftsblätter.

Von den übrigen gewerkschaftlichen Organisationen hatten die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine Ende 1903 110,215 Mitglieder aufzuweisen, 7364 mehr als im Vorjahre; die Einnahmen betrugen 929,412, die Ausgaben 804,227, das Gesamtvermögen 3'311,746 Mk. Die Mitgliederzahl der unabhängigen Vereine beziffert sich auf 68,724, der lokalen Vereine auf 17,577. Letztere beschränken sich fast nur auf Berlin und sind fast rein sozialistischen Charakters.

Denjenigen, der in der Gewerkschaftsbewegung eine durchaus berechtigte und für eine gesunde Entwickelung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse auch notwendige Kulturbewegung erblickt, würde die Erstarkung der gewerkschaftlichen Bewegung in Deutschland mit um so ungetrübterer Freude erfüllen, wenn nicht die freien Gewerkschaften, also das Gros der gesamten Bewegung, der sozialdemokratischen Partei offen Vorspann leisteten; dabei verhöhnen und verletzen sie auf Schritt und Tritt die religiöse und politische Ueberzeugung der christlichen Arbeiter. Was wäre da wünschenswerter, als daß auch die christlichen Gewerkschaften, die ihre Tätigkeit, unabhängig von politischen Parteien, auf rein wirtschaftliche Dinge beschränken, baldigst eine ganz gewaltige Vermehrung und innere Kräftigung erfahren! Davon sind sie aber noch ziemlich weit entfernt. Wird es auch in nächster Zukunft wohl kaum möglich sein, die freie gewerkschaftliche Bewegung durch die christliche zu überwinden, so steht anderseits fest, daß es noch viele Gegenden gibt, in welche die freien Gewerkschaften noch nicht vorgedrungen sind und wohl in nächster Zeit kaum Anhang gewinnen dürften. Hier bietet sich aber gerade für die christlichen Gewerkvereine noch manches Feld zur Eroberung und die Möglichkeit, ihre Mitgliederzahlen in hohem Maße zu steigern.

Wenn die christlichen Gewerkschaften nicht so fortgeschritten sind, wie dies wohl wünschenswert wäre im Interesse der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, so ist das kein Grund, weniger hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. Dies hat seine Veranlassung in den natürlichen Verhältnissen. Zunächst ist hier zu nennen die Jugendlichkeit der Bewegung. Die christlichen Gewerkschaften können kaum auf ein Alter von zehn Jahren zurückblicken, und ihre eigentliche Entfaltung fällt erst in die letzten Jahre. Dagegen haben die freien Gewerkschaften eine Vergangenheit von über 30 Jahren und über zehn Jahre zur Verfügung gehabt, um sich zu

ihrer jetzigen Höhe emporzuarbeiten. Dazu kommen die gewaltigen Geldmittel, die den freien Gewerkschaften zur Verfügung stehen, ihr Heer von Agitatoren. Nicht nur in der öffentlichen Versammlung, nein, auch von Haus zu Haus, in der Fabrik, im Wirtshaus wird agitiert, und dabei leistet auch die sozialdemokratische Presse den freien Gewerkschaften die eifrigsten Dienste. Weiterhin scheuen sich die freien Gewerkschaften nicht, mit allen erdenklichen Mitteln die christlichen Gewerkschaften zu bekämpfen und der jungen Bewegung allerhand Hindernisse in den Weg zu legen. Ein besonderes Hemmnis finden die christlichen Gewerkschaften aber auch in den Reihen der christlichen Arbeiter selbst, nämlich die hier vielfach noch herrschende Gleichgültigkeit und Lauheit gegenüber jeglicher gewerkschaftlicher Tätigkeit. Diese Gleichgültigkeit zu bekämpfen, ist nicht nur Aufgabe der Arbeiter selbst, sondern aller derer, die auf die Arbeiter irgendwie einzuwirken in der Lage und berufen sind. Wenn nun trotz dieser großen Hindernisse und sonstiger innerer Schwierigkeiten die christlichen Gewerkschaften allerdings langsam, aber stetig vorangeschritten sind, so beweist dies, wie auch der diesjährige Kongreß der christlichen Gewerkschaften in Essen a. Ruhr am 17.—19. Juli gezeigt hat, daß ihnen genug innere, werbende Kraft beiwohnt, um für die Zukunft ihren Mitgliederbestand und ihr Tätigkeitsfeld zu erweitern.

Die Gewerkschaftsbewegung wird in Deutschland auch in Zukunft ihren Weg gehen, unbekümmert, ob man dies wünscht oder gar sie sollte zu unterdrücken suchen. Nicht aber kann es uns gleich sein, ob dieses Wachsen derselben zugunsten der freien Gewerkschaften, die als Anhängsel der Sozialdemokratie, der Partei des Klassenkampfes, dem Fortschritt einer gesunden Sozialreform hinderlich sind, ausfällt oder aber der christlichen Gewerkschaftsbewegung, die als Kern der christlich-nationalen Arbeiterbewegung einen ruhigen Fortgang der Sozialreform und damit den inneren staatlichen und religiösen Frieden verbürgt. Ohne Zweifel würden viele Arbeiter, die jetzt in sozialdemokratischen Organisationen stehen, sich auch auf christlichem Boden haben organisieren lassen, wenn die christlichen Organisationen eher auf dem Plane gewesen wären. Möge man hieraus allerwärts zugunsten der weiteren Ausbreitung der christlichen Gewerkschaften die entsprechende Lehre ziehen!

Das Volksschauspiel in Kraiburg.

Von

Dr. P. Expeditus Schmidt.

In den oberbayerischen Gauen war das Bühnenspiel, vom Volke selber geübt, von alters her heimisch. Die ältere Generation erinnert sich noch in manchen Gegenden, daß ihre Väter und Mütter die Bretter betraten, ja zu „Gesamtgastspielen" auf luftigem Leiterwagen in die Nachbarschaft fuhren. Mag einer die Nase rümpfen über solche Thespiskarren und wenig hohe Kunst von ihnen erhoffen — sicherlich hatten die guten Leute ihre Freude daran und jedenfalls eine reine und bessere Freude als am Politisieren auf der Bierbank.

Es lebt von alters her ein gut Stück Theaterfreude in unserem Volke, und die zu pflegen oder, wo sie erstorben scheint, neu zu wecken, ist unter allen Umständen ein verdienstlich Werk. Wer in Kraiburg den Gedanken neu aufgegriffen, weiß ich nicht; daß es aber ein sehr glücklicher Gedanke war, das kann ich mit Vergnügen bestätigen.

Es liegt ein bischen seitabwärts von der Straße das Städtchen Kraiburg am Inn, sein eigener Bahnhof ist drei Kilometer vom Orte entlegen. Aber gerade das Schöne verbirgt und verkriecht sich gerne. Das zeigt sich auch hier. Kraiburg lohnt den Besuch auch ohne Volksschauspiel; um so mehr ist dieser Anlaß zu begrüßen, der hoffentlich recht vielen zum Antriebe wird, eines der reizvollsten südbayerischen Städtebilder kennen zu lernen. Wir sind im Inn-Salzach-Gebiete; das lehren uns die Häuser mit ihren eigentümlichen Fassaden, die ein flaches Dach andeuten oder vortäuschen, mit ihren Lauben im Untergeschoß, die so manche schöne Durchsicht bieten. All die alten Häuser präsentieren sich im Schmucke, den des alten Bürgers Sinn ihnen gegeben, trotz aller Stilähnlichkeit doch ohne jede langweilige Schablone.

In Kraiburg, das am Abhange des hohen Innufers liegt und von einem alten Schloßberge überragt wird, bieten sich in dem Auf und Nieder der hügeligen Straßen besonders schöne, anziehende Bilder. So fiel uns ein Haus am Marktplatze auf; seine Lauben münden in ein kleines Gärtchen, vor dessen Stützmauern sich die Seitenstraße tief hinuntersenkt: ein prächtiges süddeutsches Stadtbild! Man möchte sich sofort heimisch machen in solchem Gärtchen und die Großstadt mit ihrem Lärm und Hasten darüber vergessen.

Nur die neue Pfarrkirche mit ihren massigen, romanischen Formen fügt sich leider dem Bilde gar nicht ein, sie füllt die eine Seite des Marktes aus wie ein Fremdling, der sich gewaltsam hineingezwängt hat. Schade, daß beim Neubau, der ja recht nötig gewesen sein mag, so gar nicht auf die reizvolle Umgebung Rücksicht genommen wurde.

Bei der Pfarrkirche links vorbei führt der Weg ins Theater, das eigens zu diesen Schauspielen erbaut wurde und ländliche Schlichtheit mit hinreichender Bequemlichkeit vereinigt. Hier harrte ich bei der Generalprobe der Dinge, die da kommen sollten, und ich harrte nicht umsonst.

Der Herr Bürgermeister, der als Vorstand des Komitees den Gästen in jeder Weise entgegenzukommen bestrebt ist, eröffnete das Spiel mit einer kurzen Ansprache, worin er betonte, daß man nichts anderes wolle als eben ein Volksschauspiel. Und darin haben die Kraiburger sehr recht, daß sie auf gekünstelte Schauspielerei verzichten. Schlicht und natürlich geben sich die Darsteller, voran der reckenhafte Bayernfürst, der seine Rolle ganz ausgezeichnet durchführt.

Und Martin Greifs Dramatik kommt diesen Volksschauspielern trefflich entgegen. Ich habe es hier zum teile begreifen lernen, warum unsere Berufsmimen und Theaterreporter auf den Münchener Dichter nicht sehr gut zu sprechen sind. Sie sind verwöhnt durch die Nervendramatik und komplizierten Charaktere, die durch die Stücke Ibsens und viel kleinerer Leute auf unseren Bühnen herrschend geworden. Sie wissen mit diesen einfach komponierten Menschen nichts Ganzes mehr anzufangen, möchten zu viel herauspressen und schädigen sie dadurch. Für das Volksschauspiel aber sind diese schlichten Heldengestalten wie geschaffen.

Dazu kommt, daß Greif mit vollem Bewußtsein die geschichtliche Handlung in den Vordergrund rückt. Die Vorgänge, wie die Geschichte sie bietet, sind ihm heilig. Und sie entwickeln sich in seinen Dramen in einer Fülle reizvoller Bühnenbilder. Auch das kommt wieder dem Volke entgegen und seiner naiven Freude am lebhaften Geschehen.

Ganz besonders glücklich aber war der Griff mit Rücksicht auf den vaterländischen Geist, der das Ganze durchweht. Das Drama mutet hier geradezu bodenständig an. Wir befinden uns ja in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes, das auch hier in der Mitte der Bühnenvorgänge steht. Nicht ohne Vorbedacht heißt das Schauspiel: Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Der Titel gibt zugleich die Verschiedenheit unseres Stückes von Ludwig Uhlands Drama „Ludwig der Bayer". Uhland holt weiter aus, beginnt mit der Doppelwahl und ihrer Vorbereitung und bringt einen viel weiteren Kreis der geschichtlichen Ereignisse, Greif gruppiert alles mit Bewußtsein um die Mühldorfer Schlacht und just damit macht er sein Stück zu einem vaterländischen, das gerade an dieser Stelle zuerst die Spieler selber, dann die Zuschauer packt. Daß sich sonst manche kleine Züge bei Uhland und Greif nahe berühren, brachten die gleichen Quellen der Geschichte und Sage mit sich.

Ob das Stück anderswo ebenso wirken würde, wie in Kraiburg, wage ich weder zu behaupten noch zu verneinen. Hier aber ist seine Wirkung jedenfalls bedeutend, schon um der Hingabe willen, die von den Spielern dem Werke entgegengebracht wird.

Mit ganzem Eifer setzen sich die Bürger Kraiburgs an ihre Aufgabe, und man muß sagen: sie lösen sie mit großem Geschicke. Die einzigen Szenen, die mich nicht völlig zu befriedigen vermochten, waren die Kerkerszenen auf der Burg Trausnitz; hier kam die ganze Fülle der Stimmungspoesie, die in ihnen liegt, noch nicht zu der vollen Wirkung, die ich mir nach der Lesung des Dramas erwartet hatte — immer ist von der Generalprobe die Rede: so etwas pflegt sich von einer Aufführung zur anderen stetig zu bessern.

Die Inszenierung ist das Werk des Oberregisseurs der Münchener Hofbühnen, Herrn J. Savits. Er hat ein Meisterstück geliefert. Eine Art Shakespearebühne ermöglicht große Promptheit der Verwandlungen, ohne doch ein dürftiges Bühnenbild zu bieten; und die Gruppen der Spieler bilden und lösen sich so sicher, so völlig zwanglos, daß der Laie die Arbeit gar nicht fühlt, die gerade hierin steckt. Und das ist wohl das höchste Lob, das man spenden kann.

Für die Kostüme genügt die Angabe, daß sie unter Leitung des Herrn Professors Flüggen hergestellt wurden, um ihre historische Richtigkeit und schöne Wirkung für das Auge zu bezeichnen. Sie

sind Eigentum des Innstädtchens, das sie für diese Aufführungen schaffen ließ.

Also auf nach Kraiburg! Die Reise wird keinen gereuen. Von München aus kann man die Fahrt in bequemer Tagespartie machen, da die Aufführungszeit dieselbe ist, die im 16. Jahrhundert üblich war, von 12 bis 3 Uhr mittags. Wer sich aber ein paar Tage dort aufhalten kann und will, wird in dem reizenden Städtchen mit seiner schönen waldreichen Umgebung eine erquickliche Ferien-Sommerfrische finden.

Daß die Ansichtskarten nicht fehlen, dafür hat die Firma Karl Aug. Seyfried & Komp. in München gesorgt mit vier offiziellen Festpostkarten. Sie geben Szenen des Schauspiels und wirken in der farbigen Wiedergabe sehr gut; nicht ganz so glücklich war in ein paar Einzelheiten der Zeichner, der sie aufnahm, was sich namentlich bei der Kampfszene fühlbar macht.

Hoffentlich tragen diese Karten als moderne Ideenvermittler den Gedanken ähnlicher Volksaufführungen immer weiter und weiter in die Welt hinaus. Neben Kraiburg sind es — von Passionsspielen abgesehen — die Tellaufführungen in der Schweiz, die Lichtensteinspiele in Württemberg, die eine lebhafte Anregung bieten können. Wieviel hat allein Martin Greif zu geben! Seine „Agnes Bernauer" fände in Straubing, „Hans Sachs" in Nürnberg seine Stätte, für „Prinz Eugen", „General York", „Heinrich den Löwen" und „die Pfalz im Rhein" wären auch Städte und Städtchen zu finden, wo sie mit gleicher Bodenständigkeit wirken könnten, wie Ludwig der Bayer in Kraiburg. Denn noch einmal sei es gesagt, gerade Kraiburg hat mir gezeigt, wie sehr Martin Greifs dramatische Eigenart der Volksbühne im guten Sinne entgegenkommt.

P. Ansgar Pöllmann richtet im jüngsten 7. Hefte der „Gottesminne" S. 385 ff. einen Appell an den Regensburger Katholikentag, der zu einer Organisation der deutschen Volksbühne auffordert und mahnt. Ob er Erfolg haben wird? Ich weiß es nicht und wage nicht viel zu hoffen. Wünschen aber möchte ich, daß recht viele der Herren, die sich dort an der Donau versammeln, ihren Aufenthalt im deutschen Süden dazu benützen, sich am 24. oder 28. August die Kraiburger Aufführungen höchstselber anzusehen. Das könnte wenigstens eine Anregung werden für das nächste Jahr, so daß P. Ansgar Pöllmanns Appell, den er „immer und immer wieder" zu erneuern verspricht, dann einen besser bereiteten Boden fände.

Ein Stolz und eine Freude für die wackeren Kraiburger aber wäre es, wenn ihr mutiges und glückliches Unternehmen immer mehr und mehr den Nachfolger weckte. Kraiburgs Bürgern gebührt in jedem Falle warmer Dank und herzliche Anerkennung.

Ernte.

Ein Windhauch weht durchs Halmenmeer
Und Sommerhitze glüht ins Land;
Zur Erde neigen körnerschwer
Die Ähren sich im Sonnenbrand.

Mit blanker Sense, schweren Schritts,
Geht schweißbedeckt der Bauersmann.
In Ahnung scharfen Todesschnitts
Wogt ihn das reife Kornfeld an.

Ein goldner Teppich liegt zur Nacht,
Wo früh das goldne Meer gerauscht;
So hat die Schönheit ihre Pracht
Mit Garbenhoffnung ausgetauscht.

München. M. von Ekensteen.



Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Sie fragen mich nach den literarischen Ereignissen meiner letzten Wochen — und ich muß leider bekennen, daß der Plan meiner Lektüre sehr der Einheitlichkeit ermangelte. Ich war müde und die Hitze hat vielleicht auch dazu beigetragen, mich mehr als sonst von einem Gegenstand zum anderen zu treiben.

Da war zuerst der hundertjährige Geburtstag von George Sand und die vielen Artikel, die in allen Journalen und Monatsschriften auftauchten, vermochten mich dazu, ihre Werke aus einem fernen Winkel meiner Bibliothek auszugraben, um mir einmal so recht klar darüber zu werden, worin eigentlich der immense Einfluß bestanden hat, den sie auf ihre Zeitgenossen ausübte, und da fand ich denn, daß ihr Zauber uns nicht mehr gilt. Es ist wahr, es sind hinreißende Stellen und phantasiereiche Schilderungen in ihren Werken, zuweilen ist ihre Perzeption von Menschen und Dingen von elementarer Größe und da spüren auch wir Menschen eines anderen Zeitalters ihre Macht, aber ihr ewiges Thema „Liebe und Leidenschaft" behandelte sie mit einer Glut, die später in Virtuosität ausartete — und wir werden gewahr, daß das Instrument ihres Herzens überspielt war. Sie war eine große Schriftstellerin — aber die Dichterin in ihr wäre wohl noch größer geworden, hätten die Nöte und selbstgeschaffenen Emotionen ihres Lebens sie dazu kommen lassen. Ihr Verhältnis zu Alfred de Musset, das schon so vielen Feuilletonisten Geld wert gewesen ist, war für mich immer ein tieftrauriges document humain.

Diese kurze Episode ist ein seltsames Gemisch menschlicher Gefühlstiefe, unreiner Glut, furchtbarer Gemeinheit und seelischer Zerrissenheit. Bei den vielen, allzuvielen Artikeln, welche über diesen Gegenstand geschrieben werden, fallen mir immer die herrlichen Verse dieses elendesten aller genialen Nichtsnutze ein, die von so tiefer Wahrheit seinen, innerlichen Gefühls zeugen:

„Les morts dorment en paix
Dans le sein de la terre,
Ainsi doivent dormir nos sentiments eteints.
Les relics du cœur sont aussi leur poussière.
Sur leur restes sacrés ne portons pas les mains."

Aber George Sand gehörte zu jener traurigen Kategorie schriftstellernder Frauen, die keine Diskretion des Herzens kennen. Alles mußte literarisch ausgeschlachtet — verwertet werden. Die weibliche Güte des Schweigens und stillen Begrabens hat sie nicht geübt.

Dann las ich ein echtes, rechtes Buch unserer Tage: nämlich „Berta von Suttners Briefe an einen Toten". Berta von Suttner ist eine Idealistin de pur sang und ihr Gatte war es noch mehr. Diese Briefe bereichern auf alle Fälle unsere Literatur in erfreulicher Weise durch die treue Gattenliebe und innige Gefühlswärme, durch den herzlichen Verkehrston, mit welchem die verwaiste Frau den geliebten Toten uns und dabei in erster Linie sich selber nahe zu bringen weiß.

Das Buch interessiert außerdem durch die vielen lebendigen Schlaglichter, welche auf Zeitverhältnisse fallen, durch die glühende Begeisterung, mit welcher diese Frau den von ihr schon seit so langem verfochtenen Friedensideen das Wort redet und durch die hohe Wertschätzung, welche sie für die höchste menschliche Eigenschaft, die „Güte" hat und durch den Mut, mit dem sie die erbärmliche Feigheit unseres öffentlichen Bewußtseins geißelt. Stilistisch ist es kein Meisterwerk und kommt in literarischer Hinsicht seinem Modell — den „Briefen, die ihn nicht erreichten" — nicht gleich.

Neben dieser Frauenlektüre vertiefte ich mich in Denifles „Geistliches Leben" eine Blütenlese aus den Mystikern. „Diese Vertiefung ist schon mehr Betrachtung" werden Sie sagen, und damit haben Sie Recht. Eine Fülle des Herrlichen, Großen, Tiefen und Frommen wird uns in dem reichen Buche geboten, dessen Inhalt aus der Kraft glaubensstarker Zeit erwuchs.. Wenn ich etwas dabei vermisse, so ist es die Angabe des jeweiligen Heiligen oder Predigers, der den Ausspruch tat. Ich für meinen Teil vermisse das sogar sehr. Dennoch trotz aller innerlichen Anregung wird das „Geistliche Leben" den Thomas von Kempen nicht bei mir verdrängen — hier und dort stört mich eine zu blumenreiche Floskel — in religiösen Dingen kann die Sprache nie einfach, groß und ernst genug sein.

Auch Jolys Psychologie der Heiligen begann ich. Aber ich hatte zuviel von dem Buche gehört es gab mir nicht alles, was ich erwartete, es kam mir sogar an manchen Stellen unbefriedigend und dürftig vor — nicht vertieft — nicht breit genug. Außerdem beendete ich den zweiten Band von Thoddes Michelangelo. Eigentlich könnte ich nicht sagen, daß ich von Thodde mehr über den großen

Meister gehört hätte, als weiland von Hermann Grimm; auch scheint mir, daß ein Protestant solch tief katholischen Geistern wie Michelangelo und Vittoria Colonna nie so recht nahe kommen kann. Ein Vorurteil steht zwischen ihm und ihnen. Die innerste Weichheit, das innerste Wesen ihrer Seele kann er nicht fassen. Das stört speziell den Katholiken bei dieser Lektüre. Aber nun hab' ich Sie ermüdet. — Sie wissen ja, ich bin immer ein Bücherwurm gewesen, und mit wem sollte ich über das, was mich am meisten interessiert, plaudern, wenn nicht mit Ihnen?

Isar-Athen.

Von

Prof. Dr. Franz Franziß.

II.

So groß nun der Unterschied zwischen Land- und Seestadt ist, so verschieden auch die Umgebung derselben. In ihrer Art aber bot sie in Athen und bietet sie in Isarathen den hauptstädtischen Bürgern eine unerschöpfliche Fülle von Naturschönheiten, ebenbürtig den Genüssen der Künste im Stadtgebiete.

Nach Ausdehnung und Bevölkerung sind die beiden Gemeinwesen noch vor mehreren Jahrzehnten ziemlich gleich gewesen. Für Athen und den Piräus wurden früher mindestens 200,000 Bewohner gerechnet, jetzt werden nur mehr 110,000 bis 120,000 Einwohner angesetzt, darunter 30,000 Bürger jeden Alters und Geschlechts, 20,000 bis 25,000 Metöken, 60,000 Sklaven.[1]) In der Zeit Ludwig I., des Schöpfers der Münchener Kunstblüte, hatte die Bewohnerschaft ungefähr die gleiche Höhe. Das überrasche Anwachsen derselben wie der anderen deutschen Großstädte seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches findet in der Geschichte keine Parallele. Die Halbmillionenstadt ist auf dem besten Wege, bald zur Millionenstadt auszuwachsen. Die Stadt Athen allein hatte einen Umfang von 60 Stadien (Stadien = 157 m), also zirka 9½ km. Groß-Athen (mit dem Piräus und dem Gebiete der langen Mauern) umfaßte zirka 175 Stadien = 27,975 m, oder rund 28 km. Den gleichen Raum bedeckt das heutige Groß-München, während Alt-München zur Zeit Ludwig I. ungefähr an Ausdehnung der Stadt Athen gleichkam.[2])

Das Piräische Tor führte den Fremden durch die von Themistokles erbauten Stadtmauern, zunächst rechts an der Pnyx, dem Hügel, auf dem die Volksversammlungen stattfanden, vorbei mit der Rednerbühne in Felsen eingehauen, dann gerade auf den Hauptmarkt von Athen, Kerameikos geheißen. Da entfaltete sich einen großen Teil des Tages das Leben der Großstadt. Er galt für die Pulsader des athenischen Lebens, für das Herz Attikas.

Von öffentlichen Gebäuden lagen da: zunächst das Rathaus (buleuterion) — die Münchener Rathäuser am Marienplatz im gotischen Stil dürfen zu den schönsten in Europa gerechnet werden —, ferner die Marmorhalle des Befreiers Zeus (Eleutherios) mit dem Kolosse des Gottes zur Erinnerung an die Befreiung aus der Persergefahr; das Metroon (K. Staatsarchiv in der Hof- und Staatsbibliothek), der Tempel des Apollo Patroos, die Zwölf-Götter-Halle und gegenüber die Stoa Poikile. Sie war am meisten besucht, vor allem von Künstlern und Kunstfreunden. Kimon hatte sie erbaut und zunächst mit großen Freskogemälden aus dem Trojanischen Kriege von Polygnotos schmücken lassen. Dafür erhielt er das athenische Bürgerrecht. Später verherrlichten die Halle auf Veranlassung des Perikles die berümtesten Maler der Zeit mit ihren Werken: Mikon, Nikias, Panänus, auch Zeuxis. Die attische Geschichte und die großen Siege in den Perserkriegen und Kämpfen mit Sparta traten hier in lebensvollen Darstellungen dem Beschauer entgegen. So war die Stoa eine prächtige Galerie von Bildern, deren Sprache beredt genug den Ruhm Athens in seinen großen Zeiten verkündete. Die historischen Bilder der Arkaden, die Wandgemälde des Nationalmuseums, die Kunstschöpfungen des Maximilianeums und der neuen Pinakothek, endlich die wundervollen Säle der neuen Residenzen haben die gleiche Bestimmung für das bayerische Volk.

Schattige Platanen, von Kimon gepflanzt, spendeten dem Platze angenehme Kühle. In den Morgenstunden war da gleichsam ganz Athen auf den Beinen. Der Viktualien-, Blumen- und Fischmarkt der großen Stadt zog in des Tages Frühstunden Tausende von Käufern (Sklaven) an, der Fischmarkt die allermeisten, da er der attischen Bevölkerung das Hauptnahrungsmittel bot.

[1]) Wachsmuth, Stadt Athen, I, 566: 200,000. Beloch, a. a. O., S. 101.

[2]) Beloch, a. a. O., S. 482.

Da standen aber auch die Buden und Tische der Geldwechsler, die Läden der Kaufleute. Holten die Athener dort jeden Bedarf des täglichen Lebens, so fanden sie hier für den feineren Genuß alle Luxusartikel in lockender Pracht ausgebreitet.

Aber auch die Männer der Wissenschaft, Kunst und Politik vereinigte der Kerameikos am häufigsten. In den Hallen des Buleuterions standen sie einzeln- und gruppenweise zusammen, alle bedeutenden Ereignisse der hauptsächlich auch von ihnen getragenen hellenischen Kultur und Zeitgeschichte besprechend, ihre möglichen Folgen erwägend, die nötigen Maßregeln erörternd.

Kein Volk trieb ja lieber Politik als das athenische, keines hatte mehr Sinn für die edlen Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft. Gleich den modernen Großstädten zählte Athen Tausende von wohlhabenden, aber auch nichts besitzenden Pflastertretern. Beide Klassen lieferten den Hauptbestandteil der auf dem Markte Spazierengehenden. — Wandelte der Fremde schauend und hörend über den Kerameikos, so bekam er am sichersten und schnellsten ein volles Bild des wechselreichen athenischen Lebens und Treibens. Am Theseustempel zur Linken, mit Gemälden aus der Heroenzeit von Kimon, in welchem die Gebeine des Stadtgründers ruhten, und am Hügel des Areopagus zur rechten Seite, dem Sitze des vornehmsten Amtskollegiums Athens, stieg die Straße langsam zur oberen Stadt empor. Bald sah sich der Wanderer am Fuße der Burg — der Akropolis.

In ziemlich steilen Terrassen senkte sich der Lykabettische Berg westlich zur Stadt ab. Sein Plateau von Ost nach West, 1100 Fuß lang und 500 Fuß breit, trug die Feste Athens. Natur und Kunst hatte den Punkt sehr stark gemacht. Nach drei Himmelsrichtungen, Ost, Süd und Nord, ragten die Felswände fast senkrecht empor.

Kimon hatte überdies die alte Burg durch eine sehr starke Mauer namentlich im Süden uneinnehmbar gemacht. Auf ihrer Höhe waren seit der ältesten Zeit die Nationalheiligtümer der Athener gestanden. Die Perser hatten sie mit der Stadt und Burg in Asche gelegt. Zum glänzenden Beweise des Dankes für die Hilfe der heimatlichen Götter, durch welche sie die Macht der Feinde zerschmettert und Land und Reichtum derselben sich dienstbar gemacht, schuf Perikles die Burg zum Zentrum der herrlichsten Werke der religiösen Kunst.

Eine Doppelprachttreppe, in der Mitte eine Straße für größere Menschenmassen, auch Reitergruppen einschließend, stieg die Terassen des Berges hinan.

Die Prachttreppe an der Siegeshalle (Bavaria), an der Ruhmeshalle in Kelheim, mehr noch jene zur Walhalla mit dritthalbhundert Stufen sind ähnlich gebaut.

Abgeschlossen ward der Treppenbau durch ein großartiges Torwerk, die Propyläen mit fünf Durchfahrten oder Pforten. Sie umfaßten drei größere Gebäude. Das Hauptgebäude in der Mitte mit einer Front von zirka 20 m war ganz aus pentelischem Marmor aufgeführt. Die innere und äußere Säulenreihe trug den dorischen Charakter, die innere Marmordecke war von sechs ionischen Säulen getragen.

Eine Quermauer mit fünf eisernen Gittertoren schloß die Mitte ab, das eigentliche fortifikatorische Element des ganzen Tores.

Am rechten Flügel erhob sich ein Tempel der Siegesgöttin, den linken Flügel nahm eine Gemäldehalle ein.

Fünf Jahre hatte der Bau beansprucht, über 2000 Talente, zirka 8½ Millionen Mark gekostet.

Der Königsplatz in München mit den Propyläen in der Mitte, der Glyptothek zur rechten, dem Kunstausstellungsgebäude zur linken Hand, besitzt eine freie Nachbildung des athenischen Burgeinganges.

Das griechische Marmormaterial mochte den Bau glanzvoller erscheinen lassen, aber an Großartigkeit und innerer Pracht lassen sich die berühmten Werke König Ludwig I. durch jene von Perikles aufgeführten sicher nicht übertreffen.

Um beim eigentlichen Tor stehen zu bleiben, zählt der Münchener Bau hinter den dorischen Säulen statt der sechs in Athen eine Gruppe von sechzehn ionischen Säulen. Die beiden Giebelfelder in München sind mit wirkungsvollen Statuengruppen zur Feier der Wiedergeburt des heutigen Hellas geschmückt, auf der Ostseite die Huldigung Griechenlands vor seinem ersten König Otto — dem Sohne Ludwigs —, auf der Westseite Hellas, von symbolischen Gestalten des Befreiungskampfes gegen die Türken umgeben; am athenischen Bau fehlten solche. Den Münchener Bau flankieren zwei mächtige Türme in pelasgischem Stil mit herrlichen großen Reliefs, Szenen aus dem griechischen Befreiungskampfe darstellend und in die Marmorquadern des Baues eingemeißelt, über denselben gehen nach den vier Seiten fünf Fensteröffnungen, von dorischen Säulen geteilt, während den Fuß der Türme zwei reich gegliederte Tore durchbrechen.

Ist schon der Münchener Mittelbau für sich allein breiter (25 m) als der griechische, so übertrifft er diesen mit den Türmen geradezu um die doppelte Weite.

Demgemäß ist auch die Tiefe der Halle (22 m) und die Höhe der Säulen (der dorischen 9,4 m, der ionischen 10,7 m), beim Münchener Bau größer.

Nun denke man sich die Propyläen mit den beiden Flügelgebäuden hochthronend auf dem Rande eines Plateaus, eine Prachttreppe von der Stadt zur Burg abschließend und den Blick eröffnend auf die eigentliche heilige Stätte mit ihren zahlreichen Tempeln, Altären, Statuen, mit der weiten Aussicht ferner über die ganze Stadt, die lange Maueranlage, die drei Hafenstädte, auf das blaue Meer und die duftigen Ufersäume der Inseln des Meeres — und der mächtige Eindruck auf den Besucher besonders aus der Fremde mag leicht nachgefühlt werden.

Im Innern der Burg waren drei Tempel aufgeführt: der kleine Niketempel im ernsten dorischen Stile, geradeaus das Erechtheion, ein Prachtbau ionischen Charakters, der allezeit wegen seiner Säulenordnung bewundert ward (attische Festjungfrauen mit reichem faltigen Gewande in vorwärtsschreitender Bewegung tragen mit ihrem Haupte voll Hoheit und Würde das Kapitäl), dann an erhabenster Stelle rechts der schönste hellenische Tempel: das Parthenon.

Er war der „jungfräulichen" Stadtgöttin Pallas Athene geweiht und trug darum jenen Namen. An Stelle des von den Persern gleichfalls zerstörten Hekatombäum-Heiligtums erhob sich das Parthenon auf dem gleichen, nur etwas verlängerten Grundbau in einer Gesamtlänge von 225 Fuß (65 m) in der Richtung von Ost nach West, war 100 Fuß breit (zirka 30 m) und etwa 65 Fuß (zirka 18 m) hoch.

Die Maße, nicht über gewöhnliche Größen hinausgehend, waren es also nicht, welche an diesem Werke die Bewunderung der ganzen Welt herausgefordert haben. Aber die größten Künstler Athens zur Zeit des Perikles haben ihre Meisterschaft ein ganzes Dezennium auf die Erbauung, Schmückung und Verherrlichung jenes Götterhauses verwendet. Der Baumeister Iktinus vollendete es in zehn Jahren 447—438 aus dem kostbarsten weißen pentelischen Marmor. Und Phidias, der erste Meister aller Zeiten, hat mit seiner ganzen Schule für den Tempel die edelsten Skulpturen geschaffen, welche das Altertum gekannt und welche wir in ihren Trümmern noch anstaunen. Es ist nicht möglich, an der Stelle eine genaue Beschreibung der Herrlichkeiten des Parthenon zu entwerfen. Fünfzig Säulenschäfte, je acht an den Schmal-, je siebzehn an den Langseiten umgaben den dorischen Marmortempel. Die vordere Seite hatte noch eine zweite Vorhalle mit sechs Säulen, Pronaos geheißen. Erztüren führten in das Innere, das durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe abgeteilt war. Eine zweite niedere Säulenordnung erhob sich darüber bis zur steinernen Decke, die sie trug. Die Mitte derselben war durchbrochen und ließ das nötige Licht ein usw. Das meiste Staunen erregten am Außenbau die Kolossalstatuengruppen in den beiden Giebelfeldern mit Darstellungen aus der attischen Götter- und Heroenwelt, über drei Meter hoch, ferner die sogenannten Metopen oder Zwischenfeldbilder am Fries, über einen Meter hoch, Kämpfe der heimatlichen Götter und Helden mit Amazonen und Kentauren behandelnd, dann innerhalb des Säulenumgangs an den Tempelwänden entlang ein Marmortafelband, 160 m lang, den ganzen Panathenäenzug in Reliefbildern von 1 m Höhe zeigend.

Erst das Innere des Tempels zeigte die Krone der Kunst. Das war die Kolossalstatue der jungfräulichen Athene, ganz aus Gold, Elfenbein und den kostbarsten Edelsteinen (Augen) von Phidias geschaffen. In langem, bis zu den Füßen wallendem Gewande, den goldenen mit Sphinx und Greifen gezierten Helm auf dem Kopfe, in der einen Hand die Lanze, auf der anderen ein Bild der Siegesgöttin, zu ihren Füßen den Schild, an dem sich die Burgschlange emporringelt, so war die Göttin aufgefaßt. Ueber 11 m betrug ihre Höhe. Der Wert des Goldes an ihr soll über 3 Millionen betragen haben. Es wird erzählt, daß der Künstler die Goldteile zum beliebigen Abnehmen gefertigt hatte, um das Nachwiegen jederzeit möglich zu machen und so sich vor der Verleumdungssucht zu schützen, als hätte er vielleicht von dem edlen Metall, das der Staat geliefert, etwas für sich behalten.

Sicherlich geschah dies auch aus dem Grunde, um das Bild vor der Gefahr der Plünderung durch Feinde stets sichern zu können.

Die Parthenos galt mit dem olympischen Zeus für den höchsten Triumph der hellenischen Kunst. Ihr Anblick wird als zauberhaft geschildert. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

„Friede den Hütten" ins Vlämische übersetzt. Der preisgekrönte soziale Roman M. von Ekensteens (Allgemeine Verlagsgesellschaft München) liegt nunmehr in einer guten vlämischen Uebersetzung vor. Dieselbe wurde von Ernest Soens, Priester und Professor am St. Livinus-Kollegium in Gent, besorgt und ist bei Callewaert de Meulenaere in Ypern erschienen. Die vlämische Uebersetzung trägt den Titel „Vrede den Arme" und ist mit dem Bilde M. von Ekensteens geschmückt. Soens schickt der Uebersetzung ein Lebensbild der „hochbegabten Frau" voraus. Er hat schon früher Webers „Goliath" übersetzt. Eine seiner wissenschaftlichen Arbeiten „De Rol van het Booze Beginsel" ist von der „Koninklijke Vlaamsche Academie voor Taal en Letterkunde" preisgekrönt. Der Uebersetzer verfolgte vor allem den Zweck, „die guten sozialen Gedanken" des Romans seinem Volke zugänglich zu machen.

Das Gold der Dichtung. Von Herrn Franz Eichert in Wien erhalten wir nachstehende Zuschrift: Erlauben Sie mir gütigst, die in Nr. 18 Ihrer geschätzten Zeitschrift enthaltenen, mich betreffenden Mitteilungen, die auf ungenauen Informationen beruhen, richtig zu stellen. Den Herrn Einsender, der offenbar im guten Glauben und in der besten Absicht gehandelt hat, möge der Umstand entschuldigen, daß ich selbstverständlich nur ungern über diese Sachen spreche, und daß der wahre Sachverhalt, den ich notgedrungen jetzt bekanntgeben muß, bisher wohl nur sehr wenigen Personen bekannt war. Um die ärztlich vorgeschriebene Aufnahme meines zwar nicht blödsinnigen, aber geistig nicht ganz normalen Sohnes in die Heil- und Pflegeanstalt in Mauer-Oehling zu erlangen, mußte ich im Vorjahre, kurz vor Ablauf der zehnjährigen Ersitzungsfrist, um die Aufnahme in den Heimatsverband der Stadt Wien ansuchen. Mit Rücksicht darauf, daß ich nach Ablauf einer kurzen Frist das Heimatsrecht kostenfrei erhalten hätte, ersuchte ich den Wiener Gemeinderat um den Nachlaß der gesetzlich vorgeschriebenen Aufnahmstaxe. Diesem Gesuche konnte aus prinzipiellen Gründen zwar nicht entsprochen werden, doch wurde mir die Zahlung der Taxe auf andere Weise erleichtert. Mit der Aufnahme in Mauer-Oehling hat der Wiener Gemeinderat gar nichts zu tun, das ist Sache des n.-öst. Landesausschusses. Bei dieser Behörde habe ich nicht um einen Freiplatz, wohl aber um Ermäßigung der Verpflegsgebühr angesucht, welchem Ansuchen in entgegenkommendster, liebenswürdigster Weise durch Vermittlung der Herren Landesausschußmitglieder Steiner und Inspektor Gerengi entsprochen wurde. Bei dieser Gelegenheit möchte ich meine Freunde herzlich bitten, die öffentliche Erörterung der etwas peinlichen „Ehrensold"-Frage nicht fortzusetzen. Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß die Wiener Gemeindeverwaltung mir vorkommenden Falles etwas versagen würde, was sie anderen Wiener Literaten gewährt. Bis jetzt fehlte aber der Anlaß, diese Bereitwilligkeit zu erproben, und es fehlten so ziemlich alle notwendigen Voraussetzungen, die ein selbsttätiges Eingreifen der genannten Körperschaft rechtfertigen würden.

Woerls Reiseführer. Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Woerl'schen Reisebücherverlages (in Leipzig) bei. Woerls Reiseführer erfreuen sich beim reisenden Publikum besonderer Beliebtheit, da man sich durch sie rasch und sicher über die Städte und Gegenden, die man zu besuchen wünscht, zu orientieren vermag. Ein farbiger Stadtplan, eine oder mehrere Kartenbeilagen und auch Abbildungen unterstützen den Text in wirksamster Weise. Hierzu kommt noch, daß die Reisenden durch die Führer in jeder Weise über die beste und billigste Art, die mehr oder minder kurze Reisezeit vorteilhaft auszunützen, aufgeklärt werden. Hierdurch wird der billige Anschaffungspreis der handlichen Bücher, der für das einfache Bändchen 50 Pfg., für das Doppelbändchen 1 Mk. beträgt, reichlich ersetzt. Bis jetzt liegen 600 kleine Führer vor. Selbst über die außereuropäischen Länder sind eine Reihe solcher Führer veröffentlicht worden. Der riesige Absatz der einzelnen Bändchen machte bei einigen derselben in außerordentlich rascher Aufeinanderfolge Neuauflagen notwendig, die in einzelnen Fällen bereits die 25. überschritten haben. Mit diesen Neuauflagen sind, wenn notwendig, auch stets Verbesserungen und Ergänzungen verbunden gewesen, so daß der Reisende auch nach dieser Richtung hin völlig befriedigt sein darf. Aus langjähriger Erfahrung können wir die Woerl'schen Führer speziell auch katholischen Kreisen aufs beste empfehlen. K.

☛ Zur Kenntnis für unsere Bezieher im Auslande: Im österreichisch-ungarischen Zeitungspreisverzeichnis ist die „Allgemeine Rundschau" unter Nr. 101 a aufgenommen. Auch in Holland und der Schweiz kann die „Allgemeine Rundschau" bei der Post bestellt werden

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 20. München, 13. August 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Zur 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg.

Von

Chefredakteur Heinrich Held, Regensburg.

I.

Tausende treukatholischer Männer aus allen Gauen des weiten deutschen Vaterlandes werden in wenigen Tagen zur 51. Generalversammlung in der hochgetürmten Donaustadt zusammentreten. Treibt sie auch alle die Begeisterung für ihre katholischen Ideale zur Teilnahme an diesen Exerzitien großen Stiles, so ist doch bei dem Entschlusse zum Besuch der diesjährigen Generalversammlung in vielen der Wunsch mitbestimmend gewesen, das alte vielgerühmte Regensburg kennen zu lernen. Regensburg ist im Laufe der Zeiten schon sehr oft der Schauplatz merkwürdiger und für Staat und Kirche bedeutungsvoller Ereignisse geworden.

Seine für militärische Operationen und den Verkehr im allgemeinen äußerst günstige Lage bestimmte die Römer, als sie vor Christus zur Donau vordrangen, sich in Regensburg festzusetzen und hier alsbald ein stark befestigtes Standlager zu errichten. Noch heute kann diese römische Anlage in ihren Grundzügen genau verfolgt werden. Wo man auch im Süd- und Nordosten der Altstadt tiefer gräbt, überall stößt man auf zum Teil noch gut erhaltene Ueberbleibsel römischer Bauwerke; eine große Anzahl von Gebäuden ruht auf römischen Grundmauern. Das Museum des Historischen Vereins in der St. Ulrichskirche birgt sehr viele hochinteressante Gegenstände römischer Provenienz und an der Nordseite des Bischofshofes ragt die aus massigen Quadern errichtete Porta praetoria als trotziger Zeuge längst vergangener römischer Herrlichkeit mächtig empor.

Die christliche Lehre fand in Regensburg frühzeitig Eingang; ein auf dem Begräbnisplatz der römischen Garnison aufgefundener Grabstein mit vollkommen christlich stilisierter Inschrift stammt aus dem 4. Jahrhundert nach Christus; doch existieren noch Grabsteine aus dem dritten Jahrhundert, die zweifellos Christen zugehörten. Im Beginn des 6. Jahrhunderts wurde Regensburg Residenz der bayerischen Stammesherzoge, welch letztere den Christianisierungsbestrebungen eines hl. Erhard, Ruppert und Emmeram ihren starken Schutz angedeihen ließen. In der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts war die Bevölkerung Regensburgs und seiner Umgebung für den christlichen Glauben gewonnen und die Stadt wurde eine Zentrale der christlich-religiösen Bewegung. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts war das Benediktinerkloster St. Emmeram gegründet worden, das für die katholische Kirche in Deutschland so hohe Bedeutung erlangte. Der hl. Bonifatius organisierte im Jahre 739 die Diözese Regensburg und gab derselben in dem Mönche Gawibald ihren ersten Bischof. Bis zum hl. Wolfgang 975 war der Abt von St. Emmeram auch stets Diözesanbischof von Regensburg. Der hl. Wolfgang löste dieses Verhältnis, indem er für St. Emmeram einen eigenen Abt bestellte, seine bischöfliche Residenz aber in die Nähe des heutigen Bischofshofes verlegte und die damalige St. Peterskirche (auf dem heutigen Domhof gelegen) zur Kathedrale erhob. Im Stadtbereich waren bis zu jener Zeit bereits eine Reihe von Kirchen erstanden: St. Kassian, St. Stephan, St. Maria zur Alten Kapelle. Von Regensburg aus wurden Ostbayern, Oberpfalz und ein großer Teil Oesterreichs dem christlichen Glauben gewonnen.

Die bayerischen Herzoge taten viel zur Ausbreitung, Verschönerung und Sicherung der Stadt, eine herrliche Blütezeit aber begann für sie, als die Karolinger nach der Depossedierung des letzten Bayernherzogs Thassilo II. im Jahre 788 Besitz von Bayern ergriffen. Karl der Große hielt oft Hof in Regensburg und unternahm von hier aus mehrere Feldzüge, auch Ludwig der Fromme weilte oft lange in der Stadt. Nach der Teilung des Frankenreiches wurde Deutschland ein selbständiges Reich und Regensburg seine Hauptstadt. Als Residenz der Karolinger wurde es ein Mittelpunkt des Verkehrs und Handels, Ansiedelungs- oder doch vorübergehender Aufenthaltsort hoher weltlicher und geistlicher Würdenträger und gelangte zu Reichtum und hohem Ansehen.

Mit Ludwig dem Kind, der 911 in Regensburg starb und in St. Emmeram seine Ruhestätte fand, war der letzte Karolinger dahingegangen und nun war auch Regensburgs Glück für längere Zeit gewichen. Das bayerische Stammesherzogtum wurde wieder errichtet und Arnulf, ein Sohn Luitpolds, nahm als Herzog Besitz von Regensburg. Fortwährende Kämpfe zwischen den Herzögen und den deutschen Königen bezw. Kaisern setzten der Stadt arg zu. Eine Zeit der Ruhe und des Wohlstandes trat für sie erst wieder ein,

als der Herzog Heinrich IV. 1002 deutscher König geworden war. Die Kirche Regensburgs hat diesem Herrscher außerordentlich viel zu verdanken. Er stellte u. a. das Stift zur Alten Kapelle wieder her und bedachte dieses und die Stifte von Ober- und Niedermünster mit reichen Privilegien und Geschenken. — Schon seit den Zeiten der Karolinger war Regensburg oft als Stätte für Reichs- und Hoftage und kirchliche Synoden erkoren worden und sah in seinen Mauern glänzende Feste. Unter Heinrich II. gewann es auch in seinem Aeußeren wieder ganz den Charakter einer Königsstadt. Nach dem Tode Heinrichs begann für Regensburg wieder eine Zeit wechselvoller Schicksale. 1070 kam es mit dem bayerischen Herzogtum an die Welfen, in deren Besitz es bis zum Jahre 1180 verblieb. Die wichtigsten Ereignisse, welche die Stadt in jener Zeit zu verzeichnen hat, sind: die Anwesenheit des Papstes Leo IX. (1052) — der Papst erhob damals die Gebeine des hl. Erhard in Niedermünster und konsekrierte die St. Simon-Judaskirche, die an der Stelle des heutigen Rathauses stand; der große Brand (1152), der einen großen Teil der Stadt samt dem Dom in Asche legte; die Reichstage vom Jahre 1110 und 1156, — der letztere sprach die Trennung Oesterreichs von Bayern aus; — die Ankunft der schottischen Mönche, die hier eine sehr fruchtbare Wirksamkeit entfalteten; die Erbauung der steinernen Brücke über die Donau (1135—1146) — bekanntlich ist diese Brücke eines der merkwürdigsten Baudenkmäler des Mittelalters; leider wird sie in absehbarer Zeit, da sie modernen Verkehrsbestrebungen hinderlich ist, dem Untergang geweiht werden.

Nach der Absetzung Heinrichs des Löwen kam das bayerische Herzogtum mit Regensburg (1180) an Otto von Wittelsbach. Unter den Wittelsbachern erlangte die Stadt immer größere Selbständigkeit teils durch kaiserliche Privilegien teils durch die Regalien, die sie kauf- und pfandweise von Herzog und Bischof an sich brachte. Des öfteren wurde sie auch in dieser Zeit der Schauplatz hochwichtiger Aktionen. Von ihr gingen mehrere Kreuzzüge aus; 1187 und 1193 fanden große Hoftage statt. 1236 entsetzte hier Friedrich II. auf einem Reichstag seinen Sohn Heinrich und schickte ihn nach Italien — bei einem früheren Aufenthalt in der Stadt hatte derselbe Kaiser den Bayernherzog Ludwig mit der Rheinpfalz belehnt (1213). Im Jahre 1250 hatte die Stadt mit ihrem Bischof Albert I. eine harte Fehde, welche mit der Flucht und Absetzung des letzteren (1259) endete. Nach Jahren des Niedergangs und Verfalles nahm das kirchliche Leben in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Regensburg einen bedeutenden Aufschwung. Damals zierten den Stuhl des hl. Wolfgang der selige Albertus Magnus (1260—1262) und dann Leo aus dem Patriziergeschlecht der Tundorfer (1262—1277). Letzterer begann den Bau des jetzigen Domes, nachdem 1273 seine Kathedrale ein Raub der Flammen geworden war. Unter seiner Regierung starb der wortgewaltige Prediger und Minorit Bruder Berthold; schon vorher siedelten sich die Dominikaner, Augustiner und Deutschherren in Regensburg an. Eine Menge Klöster entstand damals, reich bedacht durch Stiftungen und Geschenke; auch die herrlichen Kirchen der Minoriten und Dominikaner wurden in jener Zeit gebaut. Der Dombau ging sehr langsam von statten; erst im 16. Jahrhundert wurde er bis auf die Türme vollendet, letztere wurden unter der Regierung des jetzigen Diözesanbischofs (1868) ausgebaut.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war Regensburg autonom geworden; die Regierung führten die Patriziergeschlechter. Die nun kommende Geschichte der Stadt ist erfüllt von Kämpfen der Patrizier unter einander oder mit dem Kaiser, dem Bischofe und den Zünften. Der Handel der Stadt und damit ihr Reichtum nahmen in jener Zeit bedeutend ab — Nürnberg war als Handelszentrale an Stelle Regensburg gerückt. Vom Jahre 1429 ab wurde die Stadt von einem Kämmerer in Gemeinschaft mit dem äußeren Rate regiert; 1521 begab sich Regensburg für ewige Zeiten unter den Schutz des Hauses Oesterreich. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts begannen religiöse Wirren und Streitigkeiten die Bürgerschaft zu zerklüften und das Ansehen und die Macht der Stadt zu untergraben. 1519 waren die Juden vertrieben und ihre Synagoge (auf dem heutigen Neupfarrplatze) niedergerissen worden — an der Stelle der letzteren wurde die Kirche zur schönen Maria errichtet. Die Judenverfolgung hatte Greuelszenen widerlichster Art im Gefolge, brachte die Stadt in Konflikt mit dem Kaiser und der Bau der neuen Kirche verstimmte sehr die Bettelmönche. In dieser Zeit innerer Unruhen und Parteiungen, der Reibereien und Mißhelligkeiten der Orden untereinander fand die neue Lehre, die von Wittenberg her kam, in der Stadt begreiflicherweise schnell viele Anhänger. Die eben erst erbaute Kirche zur schönen Maria wurde von den Protestanten genommen und ist bis auf den heutigen Tag protestantische Pfarrkirche der unteren Stadt. Im Oktober 1542 führte der Rat der Stadt die Reformation offiziell ein. Die Neuerer setzten sich in den Besitz der Kirchen der Bettelorden und ihrer Klöster, mußten dieselben aber 1555 wieder zurückgeben, dagegen behielten sie St. Oswald und St. Ignaz und erbauten später eine zweite protestantische Pfarrkirche in der unteren Stadt (Gesandtenstraße). Der Rat der Stadt war ausschließlich protestantisch geworden und nur der Festigkeit der Bischöfe Johann III., Pankratius von Sinzenhofen und Georg von Pappenheim, des Domkapitels und der Orden (außer den Bettelorden) ist es zu verdanken, daß damals nicht ganz Regensburg lutherisch wurde. Infolge Ratsbeschluß konnte in Zukunft kein Katholik mehr Bürger der freien Reichsstadt Regensburg werden; erst im Jahre 1810, als Regensburg zu Bayern kam, wurde diese rigorose Bestimmung hinfällig. Noch heute aber wirkt dieselbe deutlich erkennbar fort — nur ihr ist es zuzuschreiben, daß heute im Stadtregiment die Protestanten noch tonangebend sind, obwohl sich ihre Zahl zu der der Katholiken wie 1 zu 7 verhält.

Während der Reformationswirren fanden zu Regensburg mehrere Reichstage statt und zwar unter dem persönlichen Vorsitze Kaiser Karls V. Sie alle befaßten sich, wenn auch resultatlos, mit der Wiederversöhnung der Parteien! 1532 bestätigte hier auf einem solchen Reichstage der Kaiser die neue peinliche Halsgerichtsordnung. Zu wiederholten Malen sah Regensburg auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den deutschen Reichstag in seinen Mauern versammelt und zum teil große Staatsaktionen betreiben. Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt Unsägliches zu erdulden. Im November 1633 wurde sie durch Bernhard von Weimar eingenommen und geplündert; die geistlichen Güter wurden eingezogen, alle Kirchen den Protestanten ausgeliefert, der Bischof gefangen genommen. Im Mai 1634 geriet sie in die Gewalt der Kaiserlichen. Kirchen und Klöster wurden an die Katholiken wieder zurückgegeben. 1641 beschoß General Banner die Stadt, konnte sie aber nicht einnehmen. Von großer Bedeutung für Regensburg wurde das Jahr 1663; von da ab wurde es ständiger Sitz des deutschen Reichstags bis zu dem Jahre 1806.

Auch das 18. Jahrhundert wurde für Regensburg eine Zeit wechselvollster Ereignisse. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde es hart mitgenommen, dann seine Einwohnerschaft durch die Pest dezimiert. Große Brände und furchtbare Ueberschwemmungen machten das Unglück voll. Im Jahre 1748 wurde der kaiserliche „General-Reichserbpostmeister“ Fürst Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis zum kaiserlichen Prinzipalkommissär beim Reichstage bestellt. Seit dieser Zeit residiert das Fürstliche Haus in Regensburg; nach der Säkularisation (1804) kam es in den Besitz des Klosters Sankt Emmeram. Der Schluß des 18. Jahrhunderts sah Regensburg in dem Besitz der Franzosen, die es bis zu dem Frieden von Luneville hielten.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß kam es 1803 unter die Herrschaft des Primas von Dalberg. 1810 endlich wurde die Stadt Bayern einverleibt. Nach dieser kurzen und unvollständigen geschichtlichen Skizze über Regensburg, aus der seine große Vergangenheit zu Genüge erhellt, sei uns gestattet noch kurz die Namen berühmter Männer aus Regensburg hier anzuführen, so weit sie nicht schon in dem voraufgehenden enthalten sind: der Astronom Keppler, der 1630 in Regensburg starb, der Naturforscher Dr. Oberndorfer, der

Regensburger Chronist Frater Grünwald, die Geschichtsschreiber Aventin und Hochwart, die Magister Nävius und Agricola, die Maler Altdorfer, Ostendorfer, Opel, der Dombaumeister Roritzer, der Staatsmann Graf von Thun, der große Weihbischof, Kinderfreund und Sozialpraktiker Gottfried Langwerth von Simmern, der gelehrte Pädagog und Bischof von Sailer, der heiligmäßige Bischof Wittmann und der ehemalige Domdechant spätere Kardinal Michael von Diepenbrock; auf dem Gebiete der kirchlichen Musik und der kirchlichen Kunst kamen zu hohem Ruf: Proske, Mettenleiter, Schrembs, Witt, Haller, Haberl und Dr. Jakob.

Die Stadt trägt heute noch im ganzen ein altertümliches Gepräge und bietet für den Kunstkenner und Geschichtsfreund in ihren vielen Kirchen und Profanbauten eine Fülle von Anregungen und Genüssen. Unter den Kirchen sind namentlich von hohem geschichtlichem und kunsthistorischem Interesse der prächtige Dom mit seinem Domschatz, die altehrwürdige Sankt Emmeramskirche mit ihrem herrlichen Kreuzgang, die Schottenkirche mit ihrem berühmten, aber rätselhaften Portal, die Dominikaner- und die leider säkularisierte und dem Verfall entgegengehende Minoritenkirche. Unter den Profanbauten ragen hervor das leider arg vernachlässigte Rathaus mit dem Reichssaale, die hochgetürmten Patrizierhäuser und das alte Herzogspalais am Kornmarkt.

Mögen die Besucher der Katholikenversammlung nicht versäumen, gerade den historisch so merkwürdigen Bauwerken Regensburgs ihre Beachtung zu schenken.

Der springende Punkt des bayerischen Duellerlasses.

Von

Dr. Armin Kausen.

Am Schlusse des Landtages, der unmittelbar bevorsteht, haben sich die Dinge in Bayern eigentümlich zugespitzt. Man traute seinen Augen kaum, als man las, daß in der Kammer der Reichsräte dem Kriegsminister von dem Referenten Ritter von Haag die volle Zustimmung des Offizierskorps zu seinem Verfahren ausgesprochen wurde, daß Freiherr von Würtzburg sogar einen Dank für die Verdienste des Ministers um die Einschränkung der Duelle beanspruchte. Aber noch größer wurde das Staunen, als der 26jährige Erbe des Namens und der Traditionen des dem Zentrum unvergeßlichen Grafen Konrad von Preysing nicht etwa nur sein Unbehagen über die Art und den Zeitpunkt des Vorgehens Dr. Heims gegen den Kriegsminister und über die sonstige Kampfesweise dieses seit dem Münchener Zentrumsparteitage und dem Sturze des Grafen Crailsheim vielen noch unbequemer gewordenen Abgeordneten zum Ausdruck brachte, sondern über das Verhältnis von Volksvertretung und Regierung und über die Verpflichtungen von Abgeordneten, die zugleich Beamte sind, Grundsätze aufstellte, welche tags darauf in der Abgeordnetenkammer den einhelligen Widerspruch der Führer aller drei großen Parteien, auch der Liberalen, hervorriefen. Die lange vorher angekündigte Aktion der Sozialdemokraten gegen die in der Kammer der Reichsräte neuerdings üblich gewordene Zensur der Volksvertretung gewann dadurch einen Hintergrund, den Herr von Vollmar vierundzwanzig Stunden vorher in seinen kühnsten Träumen noch nicht erhoffen konnte. Die ungewöhnliche Schärfe, mit welcher Präsident Graf Lerchenfeld die arge Entgleisung jener Jungfernrede markiert hatte, konnte natürlich den sozialdemokratischen Führer nicht hindern, aus den „vormärzlichen" Anschauungen des jungen Reichsrates die letzten Konsequenzen zu ziehen, sie für die sozialdemokratische Forderung der Abschaffung aller Herrenhäuser zu verwerten. Es verstand sich von selbst, daß der Zentrumsführer Dr. von Daller seine Partei gegen eine solche Folgerung nachdrücklich verwahrte und für das Zweikammersystem eintrat. Die Verantwortung für die verallgemeinernden Schlußfolgerungen des sozialdemokratischen Führers dürfte aber in erster Linie der liberalen Presse zuzuschreiben sein, welche nichts Eiligeres zu tun hatte, als die rednerische Entgleisung des Trägers eines berühmten katholischen Namens wie eine Großtat zu feiern und den Redner zum Führer einer zielbewußten aristokratischen Juniormannschaft zu stempeln. Die liberale Presse hat in den jüngsten Tagen überhaupt wieder eine Haltung beobachtet, welche fast die Vermutung nahelegen könnte, der bayerische „Liberalismus" gehe mit dem Plane um, seine Maske ganz abzulegen und die Umwandlung in eine erzreaktionäre, den offenen Kampf gegen Parlamentarismus und Volksvertretung proklamierende Partei zu vollziehen. Es war gewiß auch ein Zeichen der Zeit, daß der Minister des Innern den Präsidenten der Abgeordnetenkammer gegen unablässige systematische Verdächtigungen einer sich „liberal" nennenden, in Wirklichkeit aber reaktionärem Scharfmachertum dienenden und der Rache für den Sturz des Grafen Crailsheim fröhnenden Presse nachdrücklich in Schutz nehmen mußte. Der peinliche Eindruck, den das völlige Schweigen der Staatsregierung gegenüber den im Reichsrate gegen sie erhobenen Anklagen erwecken mußte, kann auch durch die nachträgliche diplomatische Erklärung des Gesamtministeriums nicht ganz verwischt werden, wenn auch zuzugeben ist, daß das menschlich begreifliche Ruhebedürfnis der maßgebendsten Stelle dem Tatendrange und der Initiative unübersteigliche Schranken setzen.

Durch alle diese Zwischenfälle ist der springende Punkt der peinlichen Duellangelegenheit in einem großen Teile der öffentlichen Meinung völlig verrückt worden. Der Ankläger Dr. Heim wurde zum Angeklagten, und die liberale Presse stellt die Sachlage heute so dar, als sei nach den Verhandlungen in der Kammer der Reichsräte der Kriegsminister „Sieger" geblieben. Sieger über wen? Also auch wohl über die liberalen Wortführer Wagner und Dr. Hammerschmidt, welche in der Volksvertretung ihr Verdikt über den Geheimerlaß und seine Begleitumstände aussprachen!

Das Verdienst, den springenden Punkt ins rechte Licht gerückt und alle Verschleierungsversuche durchkreuzt zu haben, gebührt dem greisen Fürsten Karl zu Löwenstein, dem Begründer der immer mehr Boden gewinnenden Antiduell-Liga. Seine Rede in der Reichsratssitzung am 3. August 1904 war eine wuchtige Anklage gegen den höchsten verantwortlichen Träger der gesetzlichen Staatsautorität in der Armee, der zwar der grundsätzlichen Anschauung des Fürsten Löwenstein eine geziemende Verbeugung machte, dann aber um so schärfer betonte, daß er von seinen Offizieren unter Umständen die Verletzung des Gesetzes als Standespflicht erwarte und, noch einen Schritt weiter gehend, diesen „Notstand" auch dahin ausdehnte, er selbst würde sich keinen Augenblick besinnen, „auch gegen das Gesetz sofort zur Waffe zu greifen, wenn er auf der Straße einer tätlichen Beleidigung ausgesetzt würde." Die Standespflicht zur Gesetzesverletzung beschränkt sich also nicht mehr auf das Duellprinzip. Wo bleibt die Grenze? Und solche Grundsätze werden im Namen der Königlichen Staatsregierung und der bayerischen Armee ausgesprochen in einem Augenblicke, da die sozialdemokratische Presse sich bemüht, die „Hinrichtung" eines russischen Ministers als Notstandakt ungesetzlicher Selbsthilfe und Selbstjustiz zu verherrlichen! Ja, sie haben ein wahres „Schweineglück", die Sozialdemokraten! — —

Die in einem Teile der Presse nahezu unterdrückte Rede des Fürsten Löwenstein sei in ihren wesentlichsten Ausführungen hier angeschlossen. Der Fürst betonte ausdrücklich, daß er alle persönlichen Fragen bei seite schiebe und nur die prinzipielle Seite des Erlasses und die Prinzipienfrage des Duells behandle. Der hohe Redner fuhr dann ungefähr wörtlich fort:

„Der Erlaß zeigt, daß entgegen dem Militärstrafgesetz und entgegen dem allgemeinen Strafgesetzbuch und entgegen den göttlichen Gesetzen in gewissen Fällen das Duell als zulässig erachtet und selbst als zur Standesehre oder Standessitte der Offiziere gehörig betrachtet wird. Nun ist aber das Duell eine Durchbrechung jeder staatlichen Ordnung ähnlich wie die Lynchjustiz oder das Faustrecht; es ist eine Untergrabung der Autorität des Gesetzes und eine Sünde gegen Gott; es widerstreitet auch der Vernunft, weil das Duell immer nur Schaden bringt, aber gar nie in der Lage ist, den Zweck der Wiederherstellung der geschädigten Ehre zu erfüllen. Diejenigen, welche diese Auffassung nicht teilen, mögen versuchen, einen Entwurf einzubringen, wodurch das Duell sanktioniert wird; sie werden aber bald ihr Unternehmen lassen in dem Gefühl, etwas Widersinniges und Ungeheuerliches zu unternehmen. Es ist auch noch nie angeregt worden, daß man das Duell gesetzlich sanktionieren soll, weil das natürliche Bewußtsein zu klar ausspricht, daß das eine Untunlichkeit wäre. Nun ist es aber ebenso untunlich, daß in einem geheimen Erlaß diesem Gedanken, es sei Standespflicht der Offiziere, in gewissen Fällen zur Waffe zu greifen, Ausdruck gegeben wird. Ich weiß, daß Se. Exzellenz im anderen Hause entschieden erklärt hat, daß von einer Anordnung eines Zweikampfes seinerseits überhaupt keine Rede sein könne, und diese Erklärung genügt uns vollständig, um die Ueberzeugung zu hegen, daß das die Intention Sr. Exzellenz gewesen ist; aber wenn von so hoher militärischer Stelle aus, wie in diesem Erlaß, gesagt wird, daß auch heute noch Fälle denkbar sind, in welchen der Austrag mit der Waffe unvermeidlich erscheint, und daß ein derartiger Fall hier vorliege, und wenn weiter gesagt wird, daß, „hätte Pfeiffer den Zwei-

kampf ernstlich gewollt, wie das in seiner Lage vom Standpunkt des Offiziers aus nur natürlich gewesen wäre, so wäre derselbe auch zustande gekommen" — wenn das von so hoher Seite ausgesprochen wird gelegentlich der Revision eines ehrengerichtlichen Entscheids, so ist das eine so energische moralische Pression, daß es kaum eine stärkere geben kann. Dieser Erlaß bietet eine Direktive, sowohl für das Verhalten der Offiziere in ähnlichen Fällen, als auch für die militärischen Ehrengerichte und ihre Entscheide. Nach meinem Gefühl ist daher dieser Erlaß zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach eine wirkliche, wenn auch nicht gewollte Anordnung von Zweikämpfen durch Offiziere. Ob der Fall Pfeiffer-Seitz post oder propter hoc gewesen ist, ist ziemlich irrelevant — wir dürfen nicht aus dem Auge lassen, es ist eine Direktive für die Zukunft. Es ist ein Unrecht nach meiner vollen Ueberzeugung, es ist aber auch, scheint mir, ebenso unklug und unpolitisch, besonders in unserer Zeit, und meine Herren, Sie können überzeugt sein, es werden die logischen Konsequenzen daraus gezogen werden. Wenn in hohen Kreisen wegen eines Standesvorurteils man sich nicht scheut, das Gesetz und das Gebot Gottes zu übertreten, dann wird der Arbeiter, wird der kleine Mann, überhaupt jeder andere, der in die Lage kommt, von Not und Ungunst in seiner Familie heimgesucht zu werden, es vollkommen gerecht finden, auch seinerseits über das Gesetz und über das siebente Gebot und nötigenfalls auch über das fünfte Gebot hinwegzugehen, um dasjenige, was er auf dem Rechtsweg nicht erlangen kann, auf ungesetzlichem, verbotenem Weg zu erlangen."

Diese präzisen Ausführungen des Fürsten Löwenstein sind in keiner Weise widerlegt worden. Nicht einmal ein Versuch dazu wurde gemacht. Und trotzdem liest man in liberalen Blättern, der Kriegsminister sei „Sieger" geblieben. Fürst Löwenstein unterließ es nicht, vor dem Abschluß der Debatte seinen Standpunkt nochmals dahin festzulegen: der Erlaß enthalte eine Direktive, die nicht zu einer Verminderung, sondern eher zu einer Vermehrung der Duelle beitragen werde.

Aufklärendes zur Lage in Frankreich.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Frankreich ist ein geschichtlich gewachsenes altes Staatswesen, welches sein heutiges Gepräge durch Ludwig XIV. und die Revolution mit Napoleon — was ja dasselbe ist — erhalten hat. Ludwig XIV. vollendete die von seinen Vorgängern begonnene Einigung Frankreichs in der Hand des Königs, gab dem Lande seine Abrundung. Die Revolution vervollkommnete sein Werk durch innere Gleichmacherei mittels streng einheitlicher, politischer Einteilung des Landes, entsprechende Ausgestaltung all seiner Einrichtungen und Anstalten. Napoleon, der sich selbst Sohn und Werkzeug der Revolution nannte, war dies auch tatsächlich. Er befestigte, erweiterte, vervollständigte, was die Revolution geschaffen. Der politischen fügte er die kirchliche Vereinheitlichung zu durch das Konkordat, welches, wegen der Zerstörung der alten kirchlichen Einrichtungen, notwendig geworden war. Dazu die gar stramme Einheitlichkeit des monopolisierten öffentlichen Unterrichtes, sowohl in seinen Einrichtungen als in Lehrgang, Lehrstoff und Methoden.

Napoleon war es ganz besonders, welcher auch die von den Königen, namentlich Ludwig XIV., ausgebildete auswärtige Politik in höchster Vollkraft betätigte. Die innere wie die auswärtige Politik sind dadurch in Einklang gebracht, endgültig festgelegt, ganz in den Gedankenkreis des Volkes übergegangen, ihm zur zweiten Natur geworden. Diese Politik, wie alle öffentlichen Einrichtungen, gipfeln einzig, ausschließlich in dem Staatshaupt, ob dieses nun König oder Kaiser heißt oder durch eine Kammermehrheit dargestellt wird. In keinem Lande sind die Strebungen nach innen wie nach außen sich so vollständig gleich geblieben wie in Frankreich seit Franz I. Auswärtige Kriege dienen als Ablenkung von inneren Schwierigkeiten schon seit Karl VII. Ferner ist alles vom jeweiligen Staatshaupt aus- und auch stets wieder auf dasselbe zurückgegangen. Ludwig XIV. steigerte die königliche Macht ins Ungeheuerliche durch Unterdrückung der städtischen und Provinzial-Freiheiten. Die Revolution befreite die Macht des Staatshauptes von allen Schranken durch Abschaffung jeglichen Vereinsrechtes und aller rechtsfähigen Genossenschaften, was bis auf den heutigen Tag von sämtlichen Regierungen eifersüchtig aufrecht erhalten wurde. Das Volk ist des Vereinsrechtes und Genossenschaftswesens so entwöhnt, daß es sie nicht zur Erreichung friedlicher, erlaubter Ziele zu gebrauchen weiß.

Die wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung beruht durchaus auf dem reinen Manchestertum, hat den ausgesprochenen Zweck, den Grundbesitz zu zersplittern, wodurch denn auch wirklich die Macht der alten Grundherren gebrochen, diese zum großen Teil verschwunden, in die Masse des Volkes aufgegangen sind. Um so mächtiger ist der Geldbesitz geworden, der in der Bourgeoisie seine Verkörperung gefunden. Diese ist alleinherrschend. Die Staatsgewalt befindet sich in ihren Händen, ist allmächtig dank der durch Ludwig XIV. und die Revolution geschaffenen Einrichtungen und Geistesrichtung und des durch sie ausgebildeten, in alle Köpfe eingepflanzten Staatsbegriffes. Durch die gedachten Staatseinrichtungen, das Beamtenheer, Geld- und soziale Macht hat die Bourgeoisie das Volk, die Wahlen in der Hand. Gegen sie ist nur durch Gewalt aufzukommen. Tatsächlich sind denn auch seit der ersten Revolution alle politischen Veränderungen nur durch Aufstände, Gewalttat, Staatsstreich eingetreten, möglich geworden. Selbst alle Republikaner gestehen, daß die jetzige Verfassung nur eitel Flick- und Stückwerk ist, den gesunden Fortschritt, die Ausbildung der öffentlichen Einrichtungen mehr hindert als fördert. Aber während der fünfundzwanzig Jahre, die sie am Ruder sind, haben die Republikaner den Ausbau der Verfassung gar nicht einmal zu versuchen gewagt, obwohl dadurch doch die beste Bürgschaft für den Fortbestand der Republik geschaffen werden könnte. Die Republik ist trotz äußerer Ruhe und Sicherheit immer noch einem Straßenauflauf ausgesetzt, schon mehrere Male einem Handstreich entgangen, lebt auf den Tag. Die beste Bürgschaft des Fortbestandes der Republik bleibt der mächtige östliche Nachbar, dem niemand eine Gelegenheit bieten, und der selbst keine suchen will.

Warum lassen die Katholiken jetzt alles ruhig über sich ergehen, ohne sich zu regen, ihrer Unzufriedenheit durch große Kundgebungen Ausdruck zu verschaffen, auf die Oeffentlichkeit zu wirken? Einfach weil sie selbst, wie alle anderen Parteien, inmitten der Bourgeoisie, der Manchesterlehre, den oben gedachten revolutionär-cäsaristischen Einrichtungen stehen und leben, nicht über deren Gesichts- und Wirkungskreis sich zu erheben vermögen, einzelne natürlich ausgenommen. Eine christlich-soziale Gesetzgebung ist daher bis jetzt unmöglich gewesen. Unter dem Kaiserreich hatten alle Parteien, obenan die Katholiken, Konservativen, den Mangel eines Vereinsrechtes tief beklagt, dessen Behebung als eine erste Notwendigkeit erkannt. In der 1871er Nationalversammlung hatten sie die Mehrheit, führten auch mehrere ersprießliche Gesetze und Einrichtungen durch. Von einem Vereinsgesetz getrauten sie kaum zu reden. Und warum diese Zagheit, diese Unfähigkeit, diese sündhafte Unterlassung? Hauptsächlich weil die Konservativen fürchteten, der Kirche dadurch Rechte, Freiheiten, Selbständigkeit einzuräumen, wodurch die Staatsallmacht — die damals in ihnen verkörpert war — eingeschränkt worden wäre. Freilich fürchteten sie auch als Klerikale, Verräter des Staates, von den Republikanern angeklagt, verfolgt zu werden, wenn sie den kirchlichen Vereinen gleiches Recht gewährten. Nur ein kleiner Teil der damaligen Mehrheit war für ein gesundes Vereinsrecht. Thiers, welcher alle Gewalt besaß, ebenso seine Anhänger waren dagegen. Mac Mahon war leider politisch eine Null. Nach seinem Sturz war erst recht nicht an ein Vereinsgesetz zu denken. Jedesmal, wenn ein solches vorgeschlagen wurde, scheiterte es an der Stellung, welche dadurch den kirchlichen Vereinen eingeräumt werden sollte.

Deshalb ist die Stellung der Gemeinschaften sehr ausgesetzt, schwach. Selbst die anerkannten Gemeinschaften können jederzeit durch Gesetz oder Dekret aufgelöst werden, wie wir jetzt an den Schulbrüdern usw. sehen. Vermögen können sie nur unter Aufsicht, Mitwirkung der Regierung für jeden Einzelfall, erwerben, veräußern, verwalten, gebrauchen. An feste kanonische Ordnung und Gliederung ist daher nicht zu denken. Die nichtanerkannten Gemeinschaften haben kein Besitzrecht, können ihr Vermögen nur auf den Namen einzelner oder Besitzgesellschaften besitzen, gebrauchen, daher die große Zahl (1650) kleiner Gemeinschaften, welche eigentlich zusammengehörten. Ein Erzbischof wiederholte den Gedanken, die Stellung der Gemeinschaften durch ein eigenes Abkommen mit Rom zu regeln, zu sichern. Aber das Konkordat selbst ist von Anbeginn durch die Eigenmächtigkeit des Staates wie auch durch die Zustände und öffentlichen Einrichtungen zu einer Zwangsjacke für die Kirche geworden.

Der an sich sehr kluge, gerechtfertigte Rat Leo XIII., sich der Republik anzuschließen, konnte nicht wirksam werden, schon weil, wie gesagt, der Staatsbegriff bei den Franzosen ein ganz eigener, abgeschlossener ist, auch Ueberlieferung und Zustände denselben bedingen. Der Franzose kennt infolgedessen in allem nur die Staatsfrage, die durch Gewalttat, Staatsstreich herbeigeführte Aenderung der Regierung und Verfassung. Eine geduldige Sammlung, Einordnung der vorhandenen zahlreichen gesunden Volkskräfte, wie in Deutschland, wäre bei den hiesigen Verhältnissen und Begriffen, Gesetzen, Staatseinrichtungen gar nicht möglich. Wie sollen die

Katholiken bei solcher langsamen Arbeit gegen die Republikaner, Revolutionäre aufkommen, welche die Gewalt in Händen haben, mit Gewalt vorgehen? Das Volk ist durch das durch alle öffentlichen Einrichtungen und Gesetze herrschend gewordene Ichtum zersplittert, ein jeder auf sich beschränkt, eingeengt; die Regierung vernichtet ihrerseits die Gemeinschaften, die kirchlichen Schulen einzeln nacheinander. Wie soll da eine allgemeine Bewegung, die Entrüstung einen gemeinsamen Ausdruck und Wirkung finden? Der Franzose faßt das Volk als politische, einheitliche Gemeinschaft auf, findet es ganz in der Ordnung, daß alles vom Staatshaupt ausgeht, abhängt, selbst wenn dieses durch die Pariser Gasse eingesetzt wurde.

Leo XIII., welcher Großes erreichte, dessen Wirken überall hohe Anerkennung fand, richtete in Frankreich nichts aus. Die Kirchenfeinde wurden sogar noch schlimmer. Nach diesen kurzen Andeutungen wird man dies einigermaßen begreifen. Die Zustände sind hier anders als im übrigen Europa und der Franzose hat einen entsprechenden Begriff von Staat und Welt.

Das Erfreulichste der Lage ist, daß die jetzt in Rom maßgebenden Persönlichkeiten Frankreich sehr gut zu kennen scheinen, nicht alles durch die Brille „Konkordat, älteste Tochter der Kirche" usw. sehen wollen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Wer die Russen viel lieber hat als die Japaner, nimmt es leicht übel, wenn man von einem wohlüberlegten und zäh durchgeführten Feldzugsplan des gelben Generalstabes spricht. Auch in diesem Blatt ist ja eine solche Stimme laut geworden. Die letzten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze bekunden aber recht deutlich, daß System darin liegt, sowohl in dem schrittweisen Vorgehen der Japaner als in der langsamen notgedrungenen Konzentration der russischen Kräfte. Auf der Süd- und der Ostfront der russischen Aufstellung haben eine Reihe von Gefechten stattgefunden, deren Charakter und Ergebnis jedesmal gleich waren. Die Russen verteidigen jede Position mit großer Bravour, sie bringen dem anstürmenden Gegner schwere Verluste bei, sie machen auch gelegentlich einen Vorstoß, der die Gegner zu bedrohen scheint. Aber schließlich stellt sich immer heraus, daß die Japaner den einen oder den anderen Flügel der Russen zu umgehen drohen, und angesichts dieser Gefahr müssen die vorgeschobenen Teile der russischen Armee sich auf die Hauptmacht zurückziehen. So wird das Heer Kuropatkins systematisch um Liaojang zusammengedrängt. An keinem Punkte hat Kuropatkin sich durch eine taktische Offensive Luft zu schaffen vermocht. Der Feind hat ihn gezwungen, zu der reinen Defensive, die er von Anfang bis zu der waghalsigen Entsendung Stakelbergs nach Süden eingehalten hatte, wieder zurückzukehren. Die entscheidende Frage ist nun, ob die einzige Zufahrts- und Rückzugslinie nach Norden (Mukden und Charbin) noch gesichert ist. Es hat den Anschein, als ob der rechte Flügel der Japaner unter Kuroki sich nunmehr anschicke, diesen Lebensnerv der russischen Macht zu durchschneiden. Gelingt ihm das, so ist das mandschurische Sedan fertig. Wie weit die in Charbin und an der Eisenbahn nach Mukden vorhandenen Reserven imstande sind, einen Rückzug der Hauptmacht nach Norden zu sichern, ist noch nicht zu übersehen. Aber allem Anschein nach bleibt Kuropatkin keine andere Wahl, als entweder die Entscheidungsschlacht bei Liaojang gegen den konzentrischen Angriff einer Uebermacht zu bestehen oder das letzte Heil in einem beschleunigten Rückzuge nach Norden zu suchen, wobei natürlich ein Teil der Armee den von Südwesten, Süden und Osten nachdrängenden Feinden zum Opfer fallen würde. Man mag mit seinen Sympathien hüben oder drüben stehen: die Tatsachen zeigen, daß die Japaner planmäßig immer weiter dahin vordringen, wohin sie wollen, während die russische Armee sich trotz aller tapferen Widerstandsversuche dort konzentrieren muß, wo der Gegner sie haben will. — Wenn inzwischen die Japaner bei einem tollkühnen Sturm auf Port Arthur sich blutige Köpfe holen oder das Wladiwostok-Geschwader an den japanischen Küsten Bravourstücke leistet, so sind das sehr interessante, aber nebensächliche Dinge. Zurzeit kommt es einzig daran, ob und mit welchem Bruchteil des Heeres Kuropatkin und der Fall von Liaojang herauskommt.

Sollte die jetzige mandschurische Armee aufgerieben werden, so ist Rußland freilich volkreich genug, um eine neue Armee aufzustellen. In einem wohlgeordneten Staatswesen wäre das eine bloße Zeit- und Geldfrage. Für Rußland aber kommt auch in Betracht, ob nicht die innere Unzufriedenheit sich entladen würde, wenn unter dem Eindruck einer vollen Niederlage neue Massen eingezogen werden müßten. In mehreren Berichten aus russischer Feder wird hervorgehoben, daß sich schon jetzt bei der mandschurischen Armee eine sehr große Anzahl von älteren und verheirateten Reservisten befindet, während man jüngere und ledige Kräfte zu Hause gelassen hat. Die schwerfälligeren Leute der höheren Jahrgänge sind für den Kampf in den gebirgigen Gegenden gegenüber einem sehr beweglichen Gegner weniger geeignet, und die Verstimmung sowie das Elend, was die unnötige Heranziehung der Familienväter herbeiführt, sind auch keine günstigen Zutaten. Es zeigt sich überall, im kleinen wie im großen, daß die ganze russische Staatsmaschine in der Willkürherrschaft einer brutalen und korrupten Beamtenschaft nichts taugt.— Wer weiß, ob nicht diese Kraftprobe in Hinterasien ihre eigentliche Wirkung im europäischen Rußland haben und dort einen gewaltigen Gärungs- und Umbildungsprozeß in Gang bringen wird! Der Krieg ist auch ein Kulturfaktor, aber man weiß nicht vorher, wo seine grausame Erziehungsmethode einsetzen und wie der erschütternde pädagogische Kursus enden wird.

In dem unblutigen Krieg, den die Nachkommen Voltaires in Frankreich jetzt gegen die Religion und Kirche führen, ist auf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Veröffentlichung der bezüglichen Aktenstücke gefolgt. Das Ministerium Combes versteht bei aller Brutalität auch noch zu heucheln. Es gab sich den Anschein, als ob es die vollste Oeffentlichkeit für seinen Triumph hielt, ließ aber in dem Briefwechsel, den es in die Presse brachte, gerade die wichtigsten Aktenstücke, eine umfassende Note des Kardinalsekretärs über die Handlungen und Absichten des Heiligen Stuhles, listig unter den Tisch fallen. Glücklicherweise hat der Heilige Stuhl die in Rom herkömmliche Abneigung gegen derartige Veröffentlichungen in diesem Fall nicht einwirken lassen, sondern seinerseits dieses Kernschriftstück sowie die sonstigen fehlenden Stücke ans Licht gegeben. Aus der Gesamtheit der Akten geht nun für jeden, der ehrlich lesen und denken will, auf das klarste hervor, daß in den Angelegenheiten der beiden Diözesen Laval und Dijon der Heilige Stuhl mit der größten Langmut und Mäßigung, sowie mit möglichster Rücksichtnahme auf die französische Regierung vorgegangen ist, wogegen Herr Combes sich von Anfang an krampfhaft bemüht hat, durch Uebertreibungen und Grobheiten einen casus belli zu schaffen. Herr Combes sucht die Welt glauben zu machen, daß der Heilige Stuhl durch einseitige Absetzung von zweiseitig ernannten Bischöfen das Konkordat gröblichst verletze. Abgesehen von der sehr zweifelhaften Frage, ob das Konkordat überhaupt den kanonischen Absetzungsprozeß verbietet, ist Herr Combes schon deshalb offenbar im Unrecht, weil der Hl. Stuhl überhaupt nicht zu einem derartigen Prozeß geschritten ist, sondern ihn vielmehr zu vermeiden und eine gütliche Lösung der Schwierigkeiten mit Vorwissen der Regierung zu erreichen suchte. Der Hl. Stuhl gab den beiden Bischöfen, in deren Diözesen schwere und allem Anscheine nach unüberwindliche Angriffe entstanden waren, den väterlichen Rat, freiwillig in einer unauffälligen Form auf ihr Amt zu verzichten. Die erste Maßnahme dieser Art war nicht etwa von dem angeblich „undiplomatischen" Papste Pius, sondern von seinem anerkannt geschickten und friedlichen Vorgänger Leo XIII. getroffen worden; sie hatte auch schon im Jahre 1900 zu einem Verzichtschreiben des Bischofs von Laval geführt. Der angebotene Rücktritt wurde nicht vollzogen, da Msgr. Geny, dessen Entschlüsse auch nach anderen Schriftstücken sehr beweglich erscheinen, nachträglich die unerfüllbare Bedingung der Uebertragung eines neuen Bistums stellte. Wenn nach solchen Ereignissen im Jahre 1900 erst im vierten Jahre darauf die Sache weiter verfolgt und angesichts der wachsenden Angriffe Msgr. Geny nach Rom berufen wird, so kann man die Langmut des Heiligen Stuhles in der Tat eher zu groß als zu klein erachten. Die Berufung nach Rom sollte überdies, ebenso wie in dem Fall des Msgr. L. Nordey von Dijon, durchaus nicht die Einleitung des kanonischen Prozesses bedeuten, sondern nur die Klärung der Sachlage herbeiführen und den Bestrebungen zum friedlichen Ausgleich dienen. Das alles geschah unter Vorwissen der Regierung und unter der Zusicherung, daß der Heilige Stuhl sich bei den weiteren Entschlüssen, die etwa zur Erledigung der Diözesen führten, mit der Regierung verständigen werde. Daraus ergibt sich mit unzweifelhafter Sicherheit, wem in diesem Streit die Rolle des Wolfes und wem die Rolle des Lammes zufällt. Herr Combes wollte den Bruch, er glaubte hier einen Haken gefunden zu haben. Vor der öffentlichen Meinung der Welt wird es ihm nicht gelingen, dem Heiligen Stuhl ein Unrecht nachzuweisen; aber sein „Block" wird keine Gewissensbedenken haben.

Zu den unerfreulichen Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiet gehört der Mangel an Verträglichkeit unter den wohlmeinenden Katholiken Italiens. Das politische Gebiet ist ihnen verwehrt, aber auf dem charitativen, sozialen und kommunalen Gebiet haben sie

vieles geleistet. Doch will trotz wiederholter Versuche der nachhaltige und fruchtbare Zusammenschluß nicht gelingen. Immer stört die libertas in dubiis die unitas in necessariis und die caritas in omnibus. Jetzt hat der Hl. Stuhl wieder die unhaltbar gewordene Organisation auflösen und eine Art diktatorischen Notbehelfs vorschreiben müssen. Der Blick auf die ausländischen Schwierigkeiten lehrt uns deutsche Katholiken erst recht schätzen, welch hohe Güter wir in der festen Organisation des Zentrums, des Volksvereins, der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands besitzen. Auf nach Regensburg! Pflegen wir die Eintracht; auch bei uns gibt es Gefahren der Organisation, z. B. der Dissensus in der Gewerkschaftsfrage. Hüte sich jeder, das Bessere zum Feind des Guten zu machen!

Die Gewerbeinspektionsberichte für 1903.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Man kann die Gewerbeinspektionsberichte einen fortlaufenden Leitfaden für die Ausgestaltung des Arbeiterschutzes nennen; man kann aus ihnen die seitherigen Leistungen zugunsten des Arbeiterstandes entnehmen oder aber nur die Klagen über den ungenügenden Arbeiterschutz. Uns erfüllen sie alle drei Aufgaben gleichzeitig, besonders die soeben in drei stattlichen Bänden erschienenen für das Jahr 1903. Wir freuen uns einerseits über den stets wachsenden Umfang dieser Berichte (der preußische ist allein um 100 Seiten größer als der für 1902), weil man so immer mehr Einzelheiten erfährt; aber wir bedauern auch gewissermaßen diese Dickleibigkeit, weil wir wissen, daß dann die Bände nur von sehr wenigen Leuten gelesen werden. Nicht einmal von allen denjenigen, denen sie offiziell zugestellt werden; ich meine hier in erster Linie meine geehrten Herren Kollegen aus dem Reichstage. Ich war dieser Tage in den jetzt so stillen Prachthallen und entdeckte hier zu meinem Schmerze noch eine ganze Anzahl von Berichten des Jahres 1902, ebenso hübsch verpackt, wie sie uns im Dezember 1903 zugesendet worden sind; es ist ja kaum anzunehmen, daß diese Berichte nur deshalb liegen gelassen wurden, weil ihre Besitzer die Absicht haben, die Ferien zu unterbrechen und sie diesen Sommer in der kühlen Wandelhalle des Reichstags zu lesen! Man schenke doch wenigstens die Berichte einem Arbeiterverein seines Wahlkreises oder der Zentralstelle des Volksvereins in M.-Gladbach! Um keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen, sei angefügt, daß es Abgeordnete fast aller Fraktionen sind, die auf diese unwürdige Weise die kostbaren Berichte zugrunde gehen lassen. Wenn nun aber die Bände dicker werden, erfahren sie voraussichtlich noch mehr dieses Schicksal des Nichtgelesenwerdens. Und doch sollten diese Berichte studiert werden, nicht nur von den Abgeordneten, sondern auch von den unteren Verwaltungsbehörden, den Arbeitgebern und Arbeitnehmern, auch von den Studenten. Es dürfte sich die Frage erheben, ob nicht für diese Kreise ein knapper Auszug verfaßt werden sollte. Die heurigen Berichte bekunden viel vom sozialen Fortschritt. Das Verhältnis der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu der Gewerbeinspektion bessert sich immer mehr; den Anweisungen der letzteren wird fast durchweg willig Folge geleistet. Die Zahl der Zuwiderhandlungen gegen Arbeiterschutzbestimmungen nimmt in einigen Staaten recht erheblich ab, in anderen wenigstens nicht nennenswert zu; erfreulich ist auch, daß es mehr formale Bestimmungen sind (Fehlen der Aushänge usw.), die gerügt werden müssen. Es ist nicht immer Böswilligkeit, die zu diesen Vergehen führt; gar oft ist es Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen. Die Unternehmer beauftragen manchmal Angestellte mit dieser Sache, die nicht einmal eine Ahnung von der Gewerbeordnung haben; selbst Kontoristinnen haben hier und dort die formale Seite der Gewerbeordnung auszuführen. Angenehm berührt es auch, daß die Revision immer eingehender sich gestaltet und jährlich immer mehr Anlagen revidiert werden. Leider geschieht hier aber immer noch nicht genügend. Die Minimalforderung muß dahin gehen, daß jede Anlage mindestens einmal jährlich revidiert wird. Als einziger europäischer Staat hat die Schweiz 1903 dieser Minimalforderung Genüge geleistet. Frankreich hatte 1902 nur 39 % seiner Betriebe besuchen lassen, Deutschland nur 49 % der Fabriken, also nicht der gewerblichen Anlagen, und es ist zwischen beiden ein großer Unterschied. Auch im Jahre 1903 ist es nicht besser. Unter den größeren Bundesstaaten steht das Königreich Sachsen mit 73 % revidierten Fabriken obenan; die anderen größeren Bundesstaaten gruppieren sich zwischen 45—55 %; ganz schlecht kommt Baden und Elsaß-Lothringen mit 36 % resp. 24 %. Die kleineren Bundesstaaten leisten — von einigen Ausnahmen abgesehen — mehr; Mecklenburg-Schwerin marschiert mit 20 % am Schwanze und Schwarzburg-Sondershausen mit 100 % an der Spitze. Da gibt es also noch viel zu bessern. Aber alle diese Zahlen erstrecken sich nur auf die Fabriken und nicht auf die anderen Anlagen, die sonst der Gewerbeinspektion noch unterstehen als da sind: handwerksmäßige Betriebe mit Motoren, Bäckereien, Buchdruckereien, Gastwirtschaften, Steinhauereien, Konfektionswerkstätten, Roßhaarspinnereien usw. usw. Gerade für diese Betriebe hat der Bundesrat besondere Schutzbestimmungen erlassen, die über die allgemeine Vorschrift hinausgehen; da würde eine Aufsicht doppelt not tun! Und wieviel wurden hiervon besichtigt? Nicht einmal 10 %! Eine einheitliche Statistik wird gar nicht gegeben; mit Mühe und Not muß man sich erst die Zahlen zusammensuchen und zusammenstellen! Es muß gefordert werden, daß künftig eine Tabelle, die nach einheitlichen Gesichtspunkten angelegt ist, hierüber Aufschluß gibt. Was lehren aber diese Zahlen? Sie enthalten keinen Vorwurf gegen die Beamten der Gewerbeinspektion; aber sie führen den durchschlagendsten Beweis, daß die Zahl dieser Beamten zu gering ist. Heute treffen auf einen Beamten bis zu 1500 Fabriken ohne die sonstigen revisionspflichtigen Betriebe; da kann ein Inspektor nicht überall hinkommen; deshalb Vermehrung des Personals und zwar in erster Linie durch Aerzte und durch Arbeiter selbst. Württemberg hat mit letzteren den Anfang gemacht; sie haben sich bis jetzt bewährt; andere Staaten sollen nachfolgen. Man bedenke nur, daß die Durchführung des Kinderschutzgesetzes auch von den Gewerbeinspektoren überwacht werden soll. Und dann kommt in absehbarer Zeit die ganze Hausindustrie dazu! Da sind mehr Leute absolut geboten und zwar sachverständige Leute! Die Vermehrung des Personals ist unser Hauptwunsch. Zu rügen ist auch, daß es mit der Gestattung der Sonntagsarbeit zu leicht genommen wird; fast alle Gesuche werden genehmigt. Ueber die Lohnverhältnisse der Arbeiter finden sich schon lesenswerte Mitteilungen; im badischen Berichte sind auch Arbeiterbudgets mitgeteilt, die aber in ihren Einzelheiten sehr differieren. Wünschenswert würden eingehende Erhebungen über das Lehrlingswesen in den Fabriken sein. Ueber die Gewerbekrankheiten finden sich sehr viele Angaben; Bleikrankheit und Milzbrand fordern immer noch viel Opfer; die Krankheit der Möbelpolierer (Pusteln an den Fingern und Armen) und der Tuchmacher sollte eingehender untersucht werden, damit man beizeiten vorbeugen kann. Die Verkürzung der Arbeitszeit schreitet voran; der Zehnstundentag, wie er auch in einem Zentrumsantrag gefordert wurde, kommt immer mehr in Uebung und ist vielfach schon überholt. Die Stiftungen zugunsten der Arbeiter machen wieder eine sehr große Summe aus. Sempre avanti auf allen diesen Gebieten.

Ueber die Anonymität in der Presse.

Von

S. Stillger.

Die Sache abstrakt betrachtet, ist es ja einerlei, ob der Verfasser eines Artikels bekannt ist oder unbekannt, denn der Verfasser soll ja nicht durch das Gewicht seiner Person, sondern durch seine Beweisführung überzeugen; ja man könnte die Anonymität als das Ideal bezeichnen, weil die Person ganz zurücktritt und der Verfasser nur durch seine Ausführungen wirken will. Es hat vieles für sich, wenn die Sache von der Person getrennt wird. Betrachtet man die Sache in konkreter Weise, dann bekommt sie ein ganz anderes Gesicht. Als Hauptzweck, warum der Verfasser von Zeitungsartikeln seinen Namen verschweigt, wird angegeben, daß man in der Anschauung lebt, nicht der Verfasser spreche zum Leser, sondern die Zeitung als Einheit — als moralische Persönlichkeit betrachtet. Das ist eine Fiktion, die sich in unserer Zeit nicht mehr aufrechterhalten läßt, selbst wenn der Verfasser den üblichen Pluralis majestaticus gebraucht. Der Leser weiß, daß in einem jeden Artikel ein einzelner Journalist zu ihm spricht und oft kennt man auch den Namen desselben, wenigstens in Kreisen, die mit dem Zeitungswesen näher vertraut sind. Allerdings kommen auch hier manchmal Irrungen vor, deren Folgen oft sehr unbequem sein können. Die einfachsten Leser wissen, daß in dem Artikel weder das Blatt als solches zu ihnen spricht noch auch die Partei, welche das Blatt vertritt; sie wissen viel zu gut, daß ein ganz gewisser Mann zu ihnen spricht, der sich hinter der Redaktion des Blattes verbirgt oder der ihnen von derselben verborgen gehalten wird. Die Leser sind an diese Tatsache zu gewöhnt, als daß sie sich die Frage vorlegen:

Warum wird uns der Name des Verfassers verheimlicht? Man kann ruhig behaupten, das lesende Publikum hat sich mit der Tatsache der Anonymität im politischen Teil der Presse abgefunden; es hat im großen und ganzen gar kein Bedürfnis mehr, die Namen der Verfasser kennen zu lernen. Aber das Sichabfinden mit dieser Tatsache hat das Ansehen der Zeitungsschreiber weder im Volk noch in den besseren Gesellschaftskreisen gehoben. Daß der Stand der Zeitungsschreiber oft so wenig Ansehen genießt, ist hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß die Namen dem Lesepublikum in ängstlicher Weise verheimlicht werden. Manche aus den besseren Gesellschaftsklassen, weil sie mit Journalisten von Beruf nicht in Berührung kommen, leben noch immer in der Meinung, daß die meisten Zeitungsschreiber verkrachte Studenten seien, die einen anderen Beruf nicht mehr erreichen konnten. Das gewöhnliche Volk hält oft an der Ansicht fest, der Mann muß halt so schreiben, weil er dafür bezahlt wird.

Man tritt ja mit der Person des Zeitungsschreibers in gar keine Berührung; die besseren, ehrenwerteren und befähigteren Elemente unter ihnen werden mit den schlechteren und geringeren wenigstens von dem großen Publikum in einen Topf geworfen. Der geistreiche Joseph Lukas sagt in seinem leider schon vergessenen Buch „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung“: „Die Anonymität ist der Sieg der Dummheit über die Intelligenz.“ „Darum haben wir“, fährt er fort, „auch in ganz Deutschland keinen einzigen berühmten Zeitungsschreiber. Die Mitarbeiter eines deutschen Blattes müssen sich alle als gemeine Soldaten in Reih und Glied stellen ohne jegliche Auszeichnung; der glänzendste Artikel erscheint mit der ordinärsten Stümperei in gleicher Uniform.“

Der Name des französischen Journalisten Louis Veuillot ist selbst in Deutschland jetzt nach Jahrzehnten bekannter als der beste deutsche Journalist, weil in der französischen Presse jeder größere Artikel mit dem vollen Namen gezeichnet ist. Wer kennt z. B. den katholischen Journalisten Stahl? Er schrieb lange Jahre die Hauptleitartikel in der „Germania“, welche in der politischen Welt oft die größte Beachtung fanden. Selbst liberale Zeitungen glaubten den Verfasser dieser Leitartikel in der Person eines damaligen Chefredakteurs der „Germania“ gefunden zu haben, der auch Abgeordneter war. An den bescheidenen Schriftsteller Stahl dachten nicht einmal die Kollegen anderer Blätter. Hätte derselbe mit seinem Namen gezeichnet, so würde er fortleben in der Geschichte des deutschen Journalismus.

Den Nutzen von dieser Anonymität haben nur die unberufenen Elemente unter den Journalisten. „In unseren deutschen Zeitungen“, sagt Lukas in seiner markanten Weise, „verbirgt die gleiche Maske den Schurken wie den ehrlichen Mann.“ Und an anderer Stelle: „Sie sprechen immer von Mut, der dazu gehöre, Mißstände zu rügen usw. Die Sikarier! Sie gehen nur vermummt ihrem Handwerk nach. Heutzutage gehört nur mehr Unverschämtheit dazu, hinter dem Fließpapier der Blätter alle Frechheiten auszuüben.“

Dr. Emil Löbl sagt in seinem sehr lesenswerten Buche „Kultur und Presse“, das im vorigen Jahr erschienen, aber leider nicht die ihm gebührende Achtung gefunden hat, sehr richtig: „Für den fähigen und ehrenhaften Journalisten ist die Anonymität zweifellos ein schweres Uebel. Sie verhindert, daß der Zeitungsmann in weiten Kreisen des lesenden Publikums bekannt wird und zwar bekannt wird nicht durch Residenzklatsch und Kaffeehaustratsch; sie verhindert, daß der begabte Journalist durch erfolgreiche Arbeit seinen Namen zu einem literarischen Werte und damit auch zu einem ökonomischen Werte erhebt; sie erschwert es jungen Talenten, sich kraft ihrer Begabung aus den Niederungen der Handlangerarbeit zu höheren Stellen im Zeitungsdienste emporzuarbeiten.“ Und Lukas sagt in dem schon genannten Buche: „Bei der Ungenanntheit erhält der Verfasser für das Werk seiner Seele und seines Herzens nur einige Lot Silber.“ Daß die französische Presse, wenigstens was Feinheit der Form und des Stiles anbelangt, die deutsche weit übertrifft, daß französische Journalisten sehr oft in die höchsten Staatsämter gelangen, wenigstens wirkliche Führer des Volkes werden, verdanken sie dem Bekanntwerden ihres Namens, mit dem sie ihre Artikel zeichnen. „Kurz, die Anonymität“, sagt Lukas, „beraubt die deutsche Zeitungswelt der kräftigsten Triebfeder, nämlich des Ehrgefühls, ein Trieb, welcher für sich allein imstande ist, die europäischen Armeen so furchtbar zu machen.“

Das ist sicher, daß mit der Zeichnung des Namens unter den wichtigeren Artikeln sowohl der Stand der Journalisten wie auch der Journalismus selber bedeutend gehoben würde. Alle Mißstände würden freilich damit noch lange nicht ausgerottet werden; „denn die Literatenwelt,“ sagt Lukas mit Recht, „hat schofle Subjekte genug, die ihren Namen selbst unter eine Proklamation des Teufels setzen würden; aber ein solcher Name würde den unterzeichneten Artikel auch so gut wie unschädlich machen. Gewisse Gesichter brauchen sich nur zu zeigen, um verachtet zu sein.“

In unserem vielgestaltigen Leben, das sich ja zum größten Teil in der Presse widerspiegelt, gibt es viele Umstände, welche manchen Verfasser von Artikeln zwingen, den Namen zu verbergen. Das gilt aber doch mehr für gelegentliche Mitarbeiter, die in Amt und Stellung sind, aber nicht für Berufsjournalisten. Für solche gelegentliche Mitarbeiter wäre dann ein Pseudonym genügende Deckung. Die englische Presse hält darum so fest an der Nichtzeichnung der Artikel, weil sie einen großen Stamm von Mitarbeitern in allen Kreisen der Gesellschaft, besonders den Beamten hat. Dieser Grund fällt für die deutsche Presse weg. Arbeitet unsere deutsche Presse fort mit der Anonymität, dann bekommen wir noch mehr wie bisher schließlich amerikanische Verhältnisse. Das ganze Zeitungswesen sinkt zu einem reinen Geschäft herab, wie es jetzt zum großen Teil ist. Die amerikanischen Zeitungen wollen ja auch nichts anderes sein als reine Geschäftsunternehmungen. Der Verleger allein tritt dem Leser gegenüber, dem er, wie Dr. Emil Löbl sehr richtig bemerkt, „ein Quantum bedruckten Papieres mit Nachrichten und Unterhaltungsstoff verkauft. Wie der Eigentümer (des Blattes) sich den Stoff verschafft, wer ihm den Inhalt liefert, das ist seine interne Geschäftsangelegenheit und kümmert den Außenstehenden nicht.“ Darum herrscht auch in Amerika vor allem die Mache und nicht der innere Gehalt. Wer diese Mache am besten versteht, der kommt obenauf und ist bald ein gemachter Mann. So weit sollte es in Deutschland denn doch nicht kommen, dafür sollten unsere tüchtigen Journalisten schon in ihrem eigensten Interesse sorgen.

Herders Konversationslexikon.

Von

Dr. F. Rupertus.

In Nr. 6 der „Allgemeinen Rundschau“ ist bereits der Angriffe gedacht worden, deren Ziel das Herdersche Konversationslexikon im April ds. Js. gewesen. Inzwischen haben Verlag und Redaktion des großangelegten Werkes die beste Antwort darauf gegeben: vor uns liegt in seinem schmucken Gewande der dritte Band (Elea bis Gyulay) mit 1820 Spalten Text, mit rund 450 Bildern, dazu 44 zum Teil farbigen Beilagen, 7 Karten, 26 Tafeln und 11 Textbeilagen mit ebenfalls rund 450 Bildern. So „dünn fließt einstweilen“, um mit den um die Lebensfähigkeit des Lexikons so besorgten Herren zu reden, „die Leistung des Herderschen Verlages“! Doch sehen wir nun einmal diese Leistung etwas näher an. Nicht nur die Katholiken, sondern auch die Urheber jenes Vorstoßes gegen die Objektivität des Herderschen Lexikons werden einige Stichproben nach dieser Richtung hin interessieren. Die ruhig-sachliche Art und Weise, in der z. B. die Artikel: Ethische Kultur, Evangelisch, Evangelische Allianz, Evangelische Gesellschaft, Evangelische Kirchenkonferenz, Freie Gemeinden, Freikirche, Freimaurer, Gallikanische Freiheiten, Gustav Adolfverein, Gegenreformation ꝛc. ihren Gegenstand behandeln, berührt ungemein angenehm; und wohl auch der billig denkende Gegner dürfte die Beurteilung, welche dem Evangelischen Bunde und seinem Wirken „im Interesse des konfessionellen Friedens“ zuteil wird, nur als gerecht empfinden. Wohltuende Objektivität offenbart sich auch schon in der Aufnahme zahlreicher Gelehrter, Politiker, Schriftsteller ꝛc. aus dem anderen Lager; ihr Schaffen und Streben wird stets nach Gebühr gewürdigt. Einige größere biographische Artikel können unbedenklich als mustergültig hingestellt werden wie: Erasmus, Fichte, Kaiser Friedrich I. und II., Friedrich d. Gr., Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurfürst, Galilei, Gambetta, Garibaldi, Gladstone, Görres, Goethe, Gustav Adolf u. a. Nicht selten erhebt sich auch der Stil, bei aller durch den Umfang des Ganzen gebotenen Beschränkung, weit über den üblichen nüchternen Lexikonstil und gestaltet so die Lektüre überaus angenehm

Daß durch den katholischen Charakter des Werkes nicht wenige verdiente katholische Männer und Frauen aus der unverdienten Vergessenheit hervorgezogen werden, ist schon aus den ersten beiden Bänden bekannt. Ein flüchtiges Durchblättern des vorliegenden dritten Bandes läßt uns aufs neue ersehen, was in der Vernachlässigung alles Katholischen, in dem „vornehmen Uebersehen“ katholischer Personen, in der entstellenden Schilderung katholisch-kirchlicher Dinge u. dergl. bisher geleistet worden ist. Nicht das geringste Verdienst des Herderschen Lexikons wird es für immer bleiben, hierin Wandel geschaffen und so ein beträchtlich Teil beigetragen zu haben zur Entlarvung jener so viel und heuchlerisch mißbrauchten, so oft gedankenlos nachgeplapperten Phrase von der katholischen

„Inferiorität". Es ist geradezu unglaublich, auf wie viele Namen und sonstige Stichwörter man stößt, die man bisher anderwärts mit dem bitteren Gefühl unverdienter Zurücksetzung entweder überhaupt vergeblich gesucht oder nur ungebührlich knapp behandelt, meist aber tendenziös entstellt gefunden hatte. Wir können uns nicht versagen, zum Belege nur eine kleine Auswahl hier anzuführen:

Elias von Cortona, Elisabeth (Genossenschaften und Vereine), Emaus (Benediktinerabtei), Embolismus in der Liturgie, Endler Viktorine (Antonie Haupt), Engelport (Oblatenkloster 1903), Englische Literatur (kath. Vertreter), Epping Jos. S. J., Erziehung (kath. Anstalten, Vereine), Esser Fritz S. J., Esser Gerh. (Bonn), Esser Thom. O. Pr., Eucharistische Geräte, Eulogie, Eustochium (hl.), Evangelisten (Tetramorph), Ewiges Leben, Exegese, Exercitia spiritualia, Ex opere operato, Eynatten, Faber O. Pr., S. J., Fredr. Will. ꝛc.), Fäh Adolf, Faigl Joh. Nep. v., Falconio Diom. O. F. M., Falk Franz, Familie (päpstl., Verein der christl. F.), Faßbender Martin, Faulhaber Mich., Fechenbach Freih. v., Feehan Patrick (Erzb.), Felbiger Joh. v., Feldmann Franz, Felizianerinnen, Felix C. Jos. S. J., Fell G. S. J., Feller F. X. S. J., Felten P. Jos., Fenwick E. O. Pr. („der Apostel v. Ohio"), Fenyi G. S. J., Ferber Nik. O. F. M., Feßler Jos. (Bisch.), Feuillanten, Fides hl., Filioque, Filliucci Vinc. S. J., Finn F. S. J., Fisch (Symbol), Fischer (Kard., S. J., O. S. B. ꝛc.), Fischerring, Flabellum, Flectamus genua, Fleuriot Zenaide, Florentini Theodos. O. C., Fluchformular, Flunk Matth. S. J., Folter (kirchl. Recht), Fonck J. Chr. S. J., Förderer Alb., Forster Frob. O. S. B., Fox W. S. J., Franckenstein Georg Arb. Fhr. zu, Franco Sec. S. J., Franck Othm. O. S. B., Franz Erich, Franzelin Joh. B. S. J. (Kard.), Fraterherren, Frauenbewegung (kath. Vereine), Freisen Jos., Freund Georg C. SS. R., Frick C. S. J., Frieß G. O. S. B., Frind (Bisch. u. Weihbisch.), Frins Vikt. S. J., Frühwirth A. O. Pr., Funk F. X. v., Fürbitte, Gabriel (Brüder d. Christl. Lehre), Gagern, Galen, Galura Bern, (Fürstb.), Gams Pius O. S. B, Garnett H. S. J., Gaspari Pietro, Gasquet F. A. O. S. B., Gasser Vinz. (Fürstb.), Gaßner, Gedankenvorbehalt, Gefängniswesen (Seelsorge, Vereine ꝛc.), Geißel J. v., (Kard.), Gemeinschaft der Heiligen, Gentilis sel. O. F. M., Gerberon Gabr. O. S. B., Gerbert Mart. O. S. B., Gesellenvereine, Geßmann Alb., Gibbons Jam. (Kard.), Giehrl („Tante Emmy"), Gilbertiner, Girard J. B. O. F. M., Glaubensverbreitung, Gnade, Gnadenbilder, -orte, Gnauck-Kühne Elis., Goar J. O. Pr., Goldegg Itha v., Göpfert Adam, Görresgesellschaft, Missionsges. v. Göttl. Wort, Göttweig (Benediktinerabtei), Granderath Theod. S. J., Grammontenser, Gratry, Gratz Aloys, Grauert, Gretser Jak. S. J., Greuter Jos., Grimme Fch. Wilh., Grisar H. S. J., Gröber Adolf, Grupp Georg, Guéranger Prosper O. S. B, Guerber Jos., Guggenberger A. S. J., Guibert Jos. (Kard.), Guldin P. S. J., Gürtelbruderschaften, Gury J. P. S. J., Gutberlet K., Guter Hirt (Ordensgenossenschaften), Gutjahr Franz ꝛc. ꝛc.

So wird Herders Lexikon zu einer katholischen Ehrentafel, für die insonderheit das katholische Deutschland nicht dankbar genug sein kann.

Sollte nun aber jemand glauben, Herders Konversationslexikon würde, weil es in speziell katholischer Hinsicht so vieles zu ergänzen und nachzuholen hatte, andere profane, weniger umstrittene und mehr indifferente Wissensgebiete vernachlässigen, der würde gewaltig irren. Er schlage beispielsweise die großen geographischen Artikel mit ihren vorzüglichen Karten und statistischen Beilagen auf: England, Erde, Europa, Frankreich, Griechenland, Großbritannien und Irland, wo in überaus fleißiger Arbeit alles Wissenswerte über Geologie und Topographie, Flora und Fauna, geschichtliche Entwicklung, ethnographische, politische, wirtschaftliche und religiöse Verhältnisse, Kunst, Sprache und Literatur zusammengetragen ist. Oder er suche bemerkenswerte Orte, von der modernen Großstadt und dem aufstrebenden Industriezentrum Westfalens oder der Vereinigten Staaten bis zur einsamen Station unserer Kolonien und bis zum stillen Wallfahrtsort in den österreichischen Bergen: Herders Lexikon wird ihn nicht im Stiche lassen. Eine gewiß auch vielen Nichtkatholiken willkommene Neuerung gegenüber den landläufigen Nachschlagewerken ist darin zu erblicken, daß nicht allein eine genaue Statistik der Kirchenprovinzen, Bistümer, Apost. Vikariate und Präfekturen geboten wird, sondern auch bei den einzelnen Ortsartikeln die dort wirkenden religiösen Genossenschaften mit ihren hauptsächlichsten Anstalten vermerkt werden.

Einen Glanzpunkt bilden im vorliegenden Bande die zahlreichen Tafeln, welche den stets sicher und gesund urteilenden Kunstartikeln beigegeben sind: Etruskische Kunst, Glasmalerei, Gotische Kunst (nicht weniger als 10 Tafeln mit 74 Abbildungen), Griechische Kunst, die Brüder van Eyck und Fra Giov. da Fiesole; außerdem im Text eine ganze Reihe von lehrreichen Bildern zu den kürzeren Artikeln. Dieselbe Sicherheit des Urteils zeichnet auch die sonstigen Kunst- und vorab die literarkritischen Artikel aus, was gerade in unseren Tagen der „Umwertung der Werte" nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Eine nicht minder reiche Ausstattung in illustrativer Beziehung weisen die zoologischen, botanischen, mineralogischen, physiologischen, chemischen und medizinischen, physikalischen, astronomischen und mathematischen Artikel auf.

In hervorragendem Maße haben auch in diesem Bande bei aller durch den Umfang des Ganzen gebotenen Beschränkung die Fortschritte der Technik bis in die neueste Zeit Berücksichtigung gefunden. Das gilt vor allem von dem Riesengebiet der Elektrizität und ihrem älteren Rivalen, dem Gas. Sauber ausgeführte Tafeln, zahlreiche Abbildungen unterstützen den leicht faßlichen Text. Ueber elektrische Bahnen und Gaskraftmaschinen, elektrisches Licht und Gasbeleuchtung (hier Gas im weitesten Sinne genommen, also auch Spiritus- und Petroleumglühlicht), die elektrische Industrie, das Fernsprechwesen in seiner ungeheuren Entwicklung erhält der Leser eine sachgemäße Belehrung. Eine willkommene Zugabe ist die übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, von der Erfindung des Glases 1600 v. Chr. bis zur Erreichung der gewaltigen Geschwindigkeit von 200 Kilometer pro Stunde auf der elektrischen Schnellbahn bei Berlin im Jahre 1903; die Entdeckungs- und Forschungsgeschichte der Erde hat auf der Erdkarte Platz gefunden. Erwähnen wir noch die Artikel: Entwicklung, Ernährung, Färberei, Feldbahnen, Fernrohr, Feuerlöschwesen, Finsternis, Fischerei, Fischzucht, Fortpflanzung, Gebläse, Gefäße, Geologie, Geschlecht, Gesteine, Gewebe, Gießerei, Gift, Glas, Gletscher, Gold, Gramineen ꝛc. mit ihren zum Teil farbigen Tafeln und sonstigen Bildern, so erhellt daraus zur Genüge, daß gerade das Gebiet der Technik und Naturwissenschaften in Herders Lexikon nicht zu kurz kommt.

Was in den theologischen und philosophischen Artikeln, den geschichtlichen, rechts- und staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Ausführungen geboten wird, läßt nicht nur kaum etwas vermissen, was in einem derartigen Nachschlagewerk gesucht wird, sondern geht vielfach weit über den Rahmen eines solchen hinaus. Wenn man dabei berücksichtigt, welche Beschränkung in dieser Hinsicht der genau vorgesetzte Arbeitsplan und der dadurch bedingte Umfang auferlegen, so wird dadurch die vortreffliche Gesamtleistung, welche auch dieser dritte Band darstellt, in ein um so helleres Licht gerückt.

Wer über Erb-, Familien- und Güterrecht sich unterrichten will, findet hier ebenso gründlichen Aufschluß wie über Export, Fracht, Freihafen, Geld und Freihandel; über Gesinde und Gewerbe, Grundbücher, Grundeigentum, Grundsteuer und Gründung; Friedensbewegung und Genfer Konvention; Finanz- und Forstwesen; Gemeinde und Gesellschaft ꝛc. ꝛc. Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften sind auf einer besonderen Textbeilage in ihrer volkswirtschaftlichen und sozialen Bedeutung gewürdigt; ebenfalls eigene Textbeilagen ergänzen die Artikel: Fabrik, Feuerversicherung, Frau (Frauenbewegung und Frauenvereine), Getreide, Gefängniswesen und Gewerkvereine in rechtlicher und sozialer Beziehung unter sorgfältiger Berücksichtigung der ethischen Momente, der geschichtlichen und politischen Entwicklung, sowie des neuesten verfügbaren Zahlenmaterials.

Gerade das Letztere ist ein Vorzug, der bei genauerer Durchsicht bald da, bald dort sich aufdrängt. Diese strenge „Aktualität" wird nicht am wenigsten dazu beitragen, Herders Lexikon konkurrenz- und damit lebensfähig zu halten, was freilich gewissen Leuten ein Dorn im Auge ist, die da „besorgt" fragen, „ob der Atem zur Vollendung ausreichen wird"! Nur einige wenige Beispiele, soweit nicht im obigen dieses Vorzuges gedacht wurde: das für 1904 geplante Denkmal für Kardinal Franzelin in Aldein ist ebenso genannt wie die Eröffnung der neuen Bergbahn nach Fulpmes (1904); im Artikel „Gelbes Fieber" wird die deutsche Expedition erwähnt, die jüngst von Hamburg nach Rio ging; daß Gobabis in Deutsch-Südwestafrika im Hereroaufstand schwer bedrängt wurde, wird gleichfalls mitgeteilt; im Artikel Großbritannien und Irland fußen sämtliche Angaben über das Heerwesen auf der Heeresreform von 1904; der englische Zug nach Tibet ist als Begleiterscheinung des russisch-japanischen Krieges ebenso aufgeführt wie das englisch-französische Kolonialabkommen (April 1904). Hierbei seien auch die bis auf die neuesten Auflagen zitierten, reichen bibliographischen Angaben genannt.

Wir kommen zum Schluß unserer Besprechung, die hoffentlich recht viele Leser dieser Zeitschrift veranlassen wird, aus eigener Anschauung das Gesagte zu erproben. Wenn selbst ernste gegnerische Blätter versichern, das Herdersche Lexikon brauche den Vergleich mit vielen Unternehmungen ähnlicher Art nicht zu scheuen, dann entfällt wohl für jeden gebildeten Katholiken jeglicher Vorwand, er müsse zu einem größeren, nichtkatholischen Werke greifen. Ein solcher Standpunkt ist heute nicht mehr zulässig: nicht der katholischen Presse gegenüber, aber auch nicht gegenüber den hervorragenden enzyklopädischen Werken, die das katholische Deutschland der rührigen Herderschen Verlagshandlung zu verdanken hat.

Noch immer.

Noch immer schwingt des Heilands heil'ge Hand
Die Geißel über seine Tempelschänder,
Noch wälzt sein Wehruf weit sich über Weg und Strand
Und wächst wie Leidenslast in alle Länder!

Noch muß in Nacht er fleh'n aus seinem Bethlehem,
Um Liebe betteln geh'n mit heißem Sehnen,
Noch klingt sein Klagen um Jerusalem,
Und seine heil'gen Wangen feuchten Tränen!

Noch tönt ins Palmenschwingen und Hosannah,
Laut der Verräter Ruf um Barrabas Befreien,
Noch wankt er weh hinauf nach Golgatha,
Und hinter ihm die Henkersknechte höhnend schreien!

Noch stirbt er täglich den Erlösungstot,
Bringt sein Versöhnungsopfer für die reu'gen Sünder,
Wäscht mild sie rein von aller Schuld und Not
Und macht sie alle wieder Gottes Kinder. — — —

Doch — immer noch schreit auch des Satans Brut,
Die Henkersknechte und die Tempelschänder;
Hohnlachend, — über unsres Heilands Blut,
Geh'n Gotteslläst'rer frech noch heut durch alle Länder.

München. M. v. Ekensteen.

Pariser Ausstellungen.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Die Ausstellung der französischen Frühmeister war trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit und der Hitze ein großartiger Erfolg. Die Frühzeit ist in den Museen lange vernachlässigt worden, deshalb auch bis jetzt der weiteren Oeffentlichkeit kaum bekannt. Die 451 Nummern der Abteilung im Pavillon Marsan, darunter über hundert Schnitzwerke und Teppiche, waren aus Museen, Sammlungen, Kirchen usw. des In- und Auslandes zusammengebracht worden, gaben ein ziemlich umfassendes Bild der Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts nebst Anfang des sechzehnten. Was zuerst auffiel, ist die gute Erhaltung all dieser Bilder. Man möchte glauben, sie seien erst gestern gemalt, während Gemälde des vorigen Jahrhunderts verschossen, rissig und schlissig geworden sind. Die Frühmeister haben die Anatomie, Stellung und Bewegung ihrer Gestalten meist nicht so peinlich beobachtet wie die heutigen Maler. Aber trotzdem, welches Leben, welche Wahrheit, Naturtreue! An ihren Bildnissen könnten selbst unsere Realisten und Freilichtler noch etwas lernen. Der Ausdruck ist dabei so treu, so wahr und innig, ungekünstelt, als man nur wünschen kann. Freilich sind es gewöhnlich Gottvertrauen, Glauben, Frömmigkeit, welche diese alten Meister ausdrückten, sicher auch selbst besaßen. In letzter Zeit sind auch die Namen mehrerer dieser Künstler gefunden, ihre Werke erkannt worden, von denen bisher manche ausländischen Meistern zugeschrieben worden waren. So z. B. das Christusblid im Justizpalast (kürzlich entfernt), das Memling zugeschrieben, aber unzweifelhaft in Paris von einem Meister französischer Schule gemalt wurde. Paris, Lyon, Amiens, Moulins, Tours, Dijon, die einzelnen Provinzen besaßen sämtlich blühende, eigenartige Kunst-, besonders Malerschulen, von denen jede einige namhafte Meister zählt. Von den Namen seien genannt: Perréal (Jean de Paris), Foucquet (Tours), Charonton, Froment. Einige Namen, wie Malouel, waren ursprünglich flämisch oder deutsch: Mallwel.

In der sehr belehrenden Einleitung des Katalogs wies ein bewährter Kunstforscher, Lafenestre, den Zusammenhang der französischen mit der flämischen, deutschen und italienischen Malerei nach. Manche Meister arbeiteten nacheinander in den verschiedenen Provinzen und Ländern. Lafenestre betont mit Recht, die französische Kunst sei fremden Einflüssen sehr zugänglich gewesen, aber sie sei trotzdem durchaus selbständig, eigenartig geblieben, indem sie das Fremde völlig aufnahm, verarbeitete, mit dem Eigenen verschmolz. Eine weitere Ursache des hohen Standes der Kunst in Frankreich besteht darin, daß deren Entwicklung von dem zehnten Jahrhundert bis heute niemals eine namhafte Unterbrechung, geschweige Vernichtung, erlitten hat. In Deutschland ist dagegen durch die Reformation die Kunst vollständig vernichtet, ausgerottet worden, um gleich dem geistigen Leben, erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts allmählich wieder zu erwachen.

Die zweite Abteilung, in der Bibliothèque nationale, zählte 241 mit Kleinmalereien verzierte Handschriften, die vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert reichten. Die bedeutendste ist wohl die unter Ludwig den Heiligen entstandene Bible moralisée, welche über 5000 Bilder enthält. Der erste Teil (224 Blatt) ist in Oxford, der dritte (134) im Britischen Museum und nur der zweite Teil (222 Blatt) in Paris. Derselbe enthält 1800 Bilder, die sich auf die Psalmen, das Buch der Weisheit und die Propheten erstrecken. Jedes Blatt hat acht Bilder auf Goldgrund, dazwischen zwei Spalten Schrift. Diese enthält hauptsächlich die Lehren und Sprüche, die sich auf die dargestellten biblischen Tatsachen, Ereignisse beziehen. Also Anschauunterricht mit Erklärungen! Die Bibel war offenbar Priestern und Laien sehr geläufig. Ihr Inhalt war Stoff für Unterricht und Unterhaltung. Alle anderen Bibeln, Stundenbücher usw. sind ebenfalls kostbare Prachtwerke, glänzen frisch in Gold und Farben, sind wohlerhalten. Einige sind von der Königlichen Bibliothek zu München hergeliehen. Für die Gemäldeabteilung hatte Berlin bedeutende Werke von Foucquet, Froment usw. geliehen, so daß Deutschland in beiden Abteilungen gut vertreten war. Man hätte tagelang in dieser Ausstellung weilen mögen, welche unzweifelhaft eine gute Wirkung hervorbringen dürfte.

Kurz vor dieser Ausstellung der Frühmeister (Exposition des Primitifs) war die jährliche Kunstausstellung geschlossen worden. Während sich auf den Brettern und im Roman die ausgesuchteste, oft abgefeimteste Sittenlosigkeit breit macht, ist die bildende Kunst eher sittsamer geworden seit einigen Jahren. Dieses Jahr waren keine zotigen, schamlosen Bilder ausgestellt. (Einige hiesige Künstler, welche kürzlich die Münchener Ausstellung besuchten, erklärten einmütig: Solche unflätige, unzüchtige Gemälde wie in Müchen wären hier in keiner Ausstellung angenommen worden.) Viele religiöse Bilder waren nicht ausgestellt: die jetzt durch die Gesetze verfolgten, gebrandschatzten Katholiken vermögen nicht viel für Kunstwerke auszugeben. Das meistbewunderte Bild der Ausstellung war indessen die Bretagne mystique von Bertheau, ein großer Bittgang auf den Felsen des Meeresufers, mit lebensgroßen, naturwahren Gestalten in Landestracht, alle sehr andächtig. Das wohl 20 Meter breite Bild ist für das Treppenhaus des neuen Museums zu Nantes bestimmt. Ergreifend ist auch die Flucht ausgetriebener Nonnen und Mönche auf steinigem Feldweg in düsterer Landschaft. Das Gesetz zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit (loi Berenger) scheint, trotz aller Foppereien in den Blättern, einige Wirkung zu haben. Namentlich die bebilderten Maueranschläge sind anständiger geworden, selten anstößig. Freilich, sie unterliegen der polizeilichen Gestattung.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Die Mozartfestspiele der Münchener Hofoper, die in diesem Jahre den Wagneraufführungen im Prinzregententheater vorangehen, haben bereits ihren ersten Zyklus abgeschlossen: er umfaßte Figaros Hochzeit, die Entführung aus dem Serail, Don Giovanni und Cosi fan tutte, die unter Mottl, Reichenberger, Fischer und Röhr im Residenztheater gegeben wurden, und die Zauberflöte, die Reichenberger im großen Hoftheater, wie üblich, dirigierte. Die Regeneration der Mozartopern hat von München ihren Ausgang genommen: das Vorhandensein eines zeitechten Hauses, die Tatenlust Possarts, die tiefe Kenntnis Levys wirkten zusammen, um die Werke in ihrer vielbewunderten pietätvollen Neugestaltung erstehen zu lassen. Die Münchener Oper, die damals noch nicht durch Unternehmen von der Bedeutung der heutigen Wagnerfestspiele zum Teil in ihrer freien künstlerischen Betätigung beengt und festgelegt war, vermochte es das Mozartensemble fast ganz aus Eigenem stellen — man erinnert sich heute noch mit Freuden der Ternina, Dreßler, Schloß, Bianchi 2c. Heute hat sich dies Verhältnis verschoben: unsere Oper ist offiziell zur Wagnerbühne geworden, und nach den Mozarttagen, die allein eine Riesensumme ungebrochenen Fleißes erfordern, folgt unmittelbar die Kleinigkeit von 24 Wagneraufführungen, deren Proben während der Mozartsaison stattfinden. Den Eifer unseres „eisernen Intendanten" in Ehren, und den der Darsteller und vor allem des Orchesters nicht minder: aber jene Sammlung, die zum Erreichen ausgereifter Leistungen nötig, kann sich in diesem nervenanspannenden Betrieb nicht einstellen, und wird sie erzwungen, dann muß sich die Abspannung genau zu jener Zeit einstellen, wo die Münchener Bühnen wieder München gehören.

Ich habe mich hier nicht ohne Absicht länger mit den äußeren Verhältnissen unserer Festspiele befaßt; aus ihnen ergeben sich ja die künstlerischen Möglichkeiten für dieselben, sowie deren Grenzen. Man muß das Wagnerpersonal schonen — daher bei Mozart Gastspiele, auch wo sie nicht nötig sind (so besitzen wir in Frau Bettaque eine hervorragende Donna Anna, in Knote einen famosen Pedrillo), man muß fest für Wagner proben — daher der Mangel einer genügenden Vorbereitungszeit für Mozart. Daß trotzdem teilweise geradezu Vorbildliches gegeben werden konnte, darf bewundernd zugestanden werden: Figaros Hochzeit und Cosi fan tutte waren wie aus einem Guß. Aber jene Selbstverständlichkeit, mit der bei Festspielen das Vorbildliche in die Erscheinung treten soll, blieb aus und ließ der Empfindung des Zufälligen auch nach Seiten des Vollendeten hin Raum. Ich halte es dabei für unersprießlich und kleinlich, zufälligen Gedächtnisfehlern und Versehen in den ebenso heiklen wie trockenen Seccorezitativen nachspüren und in nutzlose Silben- und Buchstabenstecherei verfallen zu wollen — das ist selbst bei 100fachen Proben nicht zu umgehen und für die Werke selbst ohne entscheidende Bedeutung. Auf den ruhsamen Genuß des Ganzen kommt es an, und auf die Erweckung des absoluten Sicherheitsgefühls im Genießenden.

Die Mozartspiele haben eine ganze Reihe illustrer Gäste gebracht, die sich, soweit ihnen die Münchener Bühne von früherer Tätigkeit her bekannt war, auch wirklich organisch dem Ensemble einfügten. So waren die eminente Emilie Herzog und Frau Gadsky ein Gewinn für dieselben, wie anderseits Frau Hensel-Schweitzer, Fräulein Nast unbeschadet persönlich tüchtiger Leistung das Ensemble ahnungslos durchbrachen — Fräulein Nast sogar hinsichtlich der Textfassung. Das sind Bedenklichkeiten, die unter allen Umständen umgangen werden müßten — und auch konnten, denn die betreffenden Berufungen gehen rechtzeitig genug vor sich.

Eine Erscheinung war es, die, so selbstverständlich sie ist, uns doch auf das lebhafteste befriedigt hat: die Tüchtigkeit unserer heimischen Bühnenkräfte, die fast in jeder Aufführung mit die Glanzseite der Aufführung bedeutete. Ich brauche nur an Feinhals, Walter, Geis, Sieglitz, Bauberger — an die Damen Bosetti, Huhn, Tordeck zu erinnern. Da saß alles am rechten Fleck, da kam der Geist, der diese Aufführungen neu geschaffen, zum Ausdruck. So bleibt das Heimatliche auch das Musterhafte an der guten Sache — wie sich's gehört, und man darf wünschen, daß Zeit und Umstände es erlauben mögen, in dieser Weise das schon so weit Gediehene künftighin zum möglichen letzten Ende der Vollendung emporzuführen.

Die Bayreuther Festspiele haben begonnen. Wir haben viele Zeitungsberichte darüber gelesen und sie wissen zu erzählen, daß der Höhepunkt weniger in der Gesamtleistung lag, sondern mehr in dem, was einzelne boten. Das ist nicht zu verwundern, denn Frau Cosima Wagner sah sich diesmal zum größten Teil einem neuen, noch Bayreuth fremden Personale gegenüber. Besonders gut hat die Beteiligung der Dresdener Hofbühne abgeschnitten. Herr von Bary, der neue Parsival, war dank seiner wunderbaren Stimme die bisherige Sensation. Und Miß Isidora Duncan, die schon seit Wochen in Griechengewand und Sandalen in Bayreuth herumlief, der man „mit besonderer Spannung" entgegensah? Die nicht Bayreuthfrommen erkennen den pietätlosen Mißgriff, der in der Berufung dieser Dame liegt, und die Zahmen ebenfalls: nur sprechen oder schweigen sie darüber in jener Art, die Verlegenheit diktiert. Der Referent der „M. N. N.", den man in Bayreuthfragen wohl als sehr sicheren Kantonisten bezeichnen darf, spricht sich über Miß Duncans Mitwirkung und ihre Assimilierungsunfähigkeit (in milden Worten freilich) genau in jenem Sinne aus, der uns in Nr. 14 zu einer kleinen, diese Sache betreffenden Notiz veranlaßte. Sapienti sat!

Viktor Klöpfer, der stimmgewaltige Bassist der Münchener Hofoper, ist in Tegernsee plötzlich gestorben. Ein schwerer, unersetzlicher Verlust, der wohl seine schwarzen Schatten auch in die bevorstehende Festspielzeit werfen wird. Klöpfer war, was seine Stimme anbelangt — das Wort ist keine leichtsinnige Uebertreibung, keine billige Banalität —, der beste Bassist der Welt; er besaß ein Organ, das männliche, edelste Kraft mit von aller Sentimentalität freier Weichheit verband, das in seiner Ausbildung sich von jedem Mangel frei zeigte — es war das ideale Organ „an sich"; und dieses kostbare Geschenk war einem Mann von Charakter geworden, der es zu hegen und pflegen verstand, der seinen Wert und die ihm daraus erwachsenden Pflichten begriff und achtete. Welche Laufbahn dem erst Fünfunddreißigjährigen noch bevorstand, das ist kaum zu ermessen; war er ja doch schon als Künstlererscheinung eine Individualität, an der alles echt und wahr war. Er besaß Heroismus und Humor, er konnte bieder und dämonisch sein: „Hunding" und „Barbier von Bagdad", „Rocco" und „Satan" — sie alle erstanden seiner geistigen Palette in gleicher Vollkommenheit; wer ihn in seinem innersten Wesen auch auf der Bühne erkennen wollte, mußte seinen Landgrafen im „Tannhäuser" sehen. Prachtvollste Männlichkeit, tiefster Ernst und überströmende Herzensgüte verbanden sich da zu einer makellosen Verkörperung des edlen Fürsten. München wird Klöpfer, der sein war nach Geburt, Studium und Berufung, noch schwer zu vermissen haben. Denn er war gut als Künstler und Mensch; und diese Bindung ist gar selten, aber nur ihr kann Wahres und Reines entspringen.

Das Haydn-Mozart-Beethovendenkmal in Berlin ist nunmehr enthüllt. Ohne jede Feier. Es stand eines schönen Morgens fix und fertig am Goldfischteich. Das ist, wenn man ans Vorjahr zurückdenkt, dessen Jahresregent in Denkmalssachen Wagner war, vielleicht kein Fehler. Auch steht und stand das Klassikertrifolium in keinem großen Bezug zu Berlin und ihr Pauschaldenkmal entsprang wohl ebenso dem Streben nach lexikalischer Vollständigkeit, das in Berlin so selten reich entwickelt ist, wie dem Gefühl der „Ehrenpflicht". Was man aber von dem Denkmal erzählt, ist wenig erbaulich zu lesen. Der Vorwurf — wenn man ihn überhaupt gutheißen kann — wäre allerdings eine Aufgabe gewesen, der nur ein Genie in seinen besten Stunden beikommen kann. Wird er mit schnellfertiger, oberflächlicher Routine beendet, dann muß die großgedachte Idee zur Farce umschlagen. Wann wird man einhalten mit dem Denkmalssegen?

W. H. Veit, ein Halbvergessener, hat an der Stätte seines Wirkens als Tondichter und Kreisgerichtspräsident in Leitmeritz a. d. Elbe in Böhmen ebenfalls ein Denkmal erhalten, das in seiner schlichten Gestaltung sehr wohltuend wirkt und von unserem Stoßseufzer nicht getroffen wird. Veits Kirchenorchester- und Kammermusikwerke sind vergessen; dauernde Jugend ist aber einzelnen seiner Männerchöre eigen. Das lustige „Der Käfer und die Blume" und vor allem das gemütsreiche und schwungvolle „Schön Rotraut" sind und bleiben unvergängliche Erinnerungen aus den besseren Tagen des Männergesangs, der heute so schwer einerseits unter arger Verkünstelung, anderseits durch die unter der Aegide gewinnsüchtiger Verleger vor sich gehende Trivialisierung seiner Fachliteratur zu leiden hat. Veit war kein großer Erfinder: Ein Kind seiner Zeit in ihren guten und schlechten Eigenschaften: aber er hat ehrlich seiner Kunst gedient, und besonders dem Kunststreben des „kleinen Mannes". Seine genannten und einige andere Chöre lassen ihn seinen deutsch-böhmischen Landsleuten zu dem werden, was den Großdeutschen ein Silcher, Erk, Zöllner ist. Drum hat er seinen Teil Erz und Marmor verdient, sie sind mehr denn steinerner Zierrat.

Neue literarische Erscheinungen.

Von

Dr. Anton Lohr.

Der Tamtam allein tuts doch noch nicht. Denn sonst müßte Edward Stilgebauers „Götz Krafft" wohl längst das heurige Modebuch sein. Es muß sich schon ein interessanter „Fall", eine Gerichtsverhandlung oder etwas Aehnliches an einen Roman knüpfen, wenn er recht „ziehen" soll. Dann darf er allerdings künstlerisch unter aller Kanone sein. Das ist nun freilich „Götz Krafft" nicht, aber von einer literarischen Leistung ist er auch noch kilometerweit entfernt. Diese „Geschichte einer Jugend", die „ein Kulturbild der bedeutsamen Zeit Wilhelms II." entrollen will, ist ein verwässerter, oberflächlicher Zeitungsroman, der in Komposition wie Psychologie starke Mängel zeigt. Manche Einzelheiten beweisen ja, daß Stilgebauers Talent bei weiser Selbstbeschränkung anerkennenswerter Leistungen fähig wäre. Aber das zeigt schon dieser erste Band eines auf vier Bände berechneten Romanzyklus: Zu einem Künstler à la Balzac, der in seiner Romanserie „Comédie humaine" alle Seiten der menschlichen Gesellschaft beleuchten wollte, hat nun einmal Stilgebauer das Zeug nicht. Mangel an künstlerischer Phantasie macht sich in dem Roman ebenfalls unangenehm bemerkbar. Um ein treffendes, lebensvolles Kulturbild unserer Zeit geben zu können, muß man schöpferisch sein, muß man Intuition besitzen. Eine Verbindung von Familienblattstil und modernem Naturalismus tuts noch nicht. Man hat Stilgebauer auch Indiskretion vorgeworfen. Er soll seine Mitschüler, die mit ihm 1888 das Frankfurter Gymnasium absolvierten, ziemlich porträtähnlich gezeichnet haben. Auch sonst sind in wenig geschmackvoller Weise Persönlichkeiten wie der Minister Miquel mit dem rechten Namen genannt. Nach dem Absolutorium zu Ostern zieht nun Götz Krafft, der wohl der Autor selber ist, nach Lausanne am schönen Genfersee. Für seine Studien in der protestantischen Theologie profitiert er an der dortigen Universität zwar nicht viel, desto mehr erwachen aber seine jugendlichen Gefühle. Durch die Bekanntschaft mit einem ihm geistig überlegenen Juden kommt er zwar mit allerlei modernen Problemen in Berührung, aber das Haupterlebnis im schönen Canton de Vaud ist doch seine Leidenschaft für die kokette, südlich-sinnliche Jeanne Ramuz. Wie es sich jedoch für einen Helden wie Götz Krafft von selbst versteht, geht er aus dieser Versuchung nach einer abstoßend schwül gezeichneten Szene am Schluß als Sieger hervor und dampft in die Heimat ab, da gerade auch das Semester zu Ende. Bongs Verlag, der von dem Buch gleich 10,000 Exemplare drucken ließ, hat damit dem deutschen Lesemichel doch eine starke Dosis zugemutet.

Von ganz anderer Art ist Wilhelm Weigands Buch „Michael Schönherrs Liebesfrühling und andere Novellen". Es ist die Gabe eines Künstlers. Eine starke schöpferische Kraft, eine originale, zwingende Begabung sucht man freilich vergebens darin; aber dafür wird man entschädigt durch eine liebenswürdige Erzählergabe, die einen fesselt und auch das Unwahrscheinliche glaubhaft erscheinen läßt. Weigand ist der Mann des gemäßigten Realismus, der auf eine gute künstlerische Form hält und zeigen will, daß er ein Mann von Geschmack und Bildung ist. Warm wird er freilich über seinen Gestalten nie; er behandelt sie wie Figuren aus fügsamem Lehm, über deren von ihm selbst geschaffene Drolligkeiten er dann seinen Humor ausgießt. Die Art und Behandlung seiner Stoffe, die mit Vorliebe Künstlerkreisen entnommen sind, lassen sein Novellenbuch, das Georg Müller in München verlegte, wohl für literarische Liebhaber, aber nicht für Jugend oder Boudoirs zur Lektüre empfehlen.

Ein abstoßendes Buch hat die hochbegabte Verfasserin von „Das Kind" und „Das Schicksal der Ulla Fangel", Karin Michaelis in „Der Richter" (Stuttgart, Axel Junker) ihren Verehrern beschert. Es ist mir psychologisch schwer verständlich, wie eine feinfühlige Frau in derben, harten, wuchtigen Sätzen eine Geschichte heruntererzählen kann, die ein fortwährendes

Nacheinander von Brutalität, Roheit, Verbrechen und Gemeinheit ist. Und der alles umhüllende, mystische Nebeldunst des Nordens, in den der Roman getaucht ist, läßt diese Roheit und Brutalität aus dem Hintergrunde einer großen und herben Natur doppelt abschreckend erscheinen. Es gehören schon starke Nerven dazu, um das Buch ruhig zu Ende zu lesen. Meine geehrten Leserinnen warne ich daher vor dem Buche. Ich will keinen Nervenchoc auf mein Gewissen laden.

Ebensowenig kann ich ein anderes Frauenbuch empfehlen, obwohl es sehr empfindsam und in gewisser Beziehung — echt weiblich ist. Es ist dies Anna Maria Biels „Roman einer Mutter". Die Liebe zum Kinde wird hier als das Höchste einer Frau dargestellt. Und doch geht diese Mustermutter auf den Bal paré in der Fastnacht und läßt ihr Kindchen ruhig zu Hause. Ebenso begeht diese gleiche Heldin trotz ihres Kindes, während sie ihren Gemahl überwachen läßt, um ihn auf einem Ehebruche zu erwischen und sich dann von ihm scheiden zu lassen, gleichzeitig ihrerseits einen Ehebruch, der jedoch ihrem Manne bald denunziert wird. Als ihr Geliebter sich weigert, einen Meineid zu schwören und sie fürchten muß, bei der Ehescheidung das Kind abtreten zu müssen, da weiß sie keine andere Rettung, als sich mit dem Kinde in die Isar zu stürzen. In der Tat eine Mutter, die wir gern unsern Emanzipierten vorbehalten wollen. Stolz können aber auch die nicht auf sie werden! Erschienen ist das moderne Produkt, das auch künstlerisch sehr viel zu wünschen übrig läßt, bei C Haushalter in München.

Und nun zum Schluß noch ein erfreuliches Buch! Es ist das in der Alphonsusbuchhandlung in Münster erschienene und um 2 Mk. erhältliche „Meine Reise nach Schottland. Erlebtes, Reflexionen und Phantasien" von C. P. Brühl. Der Verfasser versteht zu schauen. Alles, was er sieht, Kirchen, Paläste, Flüsse, das Meer, menschenerfüllte Straßen oder einsame Naturschönheiten, alles regt ihn zum Denken und Betrachten an, und nicht selten nimmt, was er fühlt und erfährt, eine dichterisch schöne, anziehende Form an. Er kommt auf seiner empfindsamen Reise auf tausend Dinge zu sprechen, die in der heutigen Zeit eine Rolle spielen; und wenn man ihm auch nicht stets zustimmen kann, so hört man seinem Geplauder doch immer gerne zu. Wir befinden uns bei diesem jungen Mann ja auch in guter Reisegesellschaft: er verrät eine edle Gesinnung, besitzt echtes Gefühl für das Schöne in Natur und Kunst und hat ein warmes Herz für seine Mitmenschen. Für die studierende Jugend dürfte das Büchlein eine hübsche Ferienlektüre sein. Aber auch andere Leute können sich daran erlaben.

Isar-Athen.

Von

Prof. Dr. Franz Franziß.

(III Schluß.)

Das Parthenon Bayerns und Deutschlands ist die Walhalla, das herrlichste Monument des König Ludwig I., eines der schönsten Gebäude der ganzen Welt. Nach den Angaben der Alten und den Ueberresten der Akropolis sind ihre Maße genommen: die gleichen Säulenreihen 8:17, dieselbe Länge 67,1 m und Breite 31,5 m, dementsprechend die Höhe 18,6 m (21 m.)

Die Giebelfelder tragen Statuengruppen, nach spezieller Anordnung des Königs von L. Schwanthaler ausgeführt, und zwar am südlichen Giebel in fünfzehn Kolossalstatuen die Siegesfeier des deutschen Vaterlandes nach den Befreiungskämpfen, in der Mitte die Germania, rechts und links huldigen ihr siegreiche Krieger mit schönen Frauen — die deutschen Bundesstaaten allegorisierend —. Das nördliche Giebelfeld zeigt die Schlacht im Teutoburgerwalde. Die Mitte nimmt die Heldengestalt des Arminius ein, mit gezücktem Schwert im Schlachtgewühl schreitend. Kämpfende Germanen und Römer, Varus, sich das Schwert in die Brust bohrend, ein verwundeter Fähndrich, der noch den Adler retten will, eine Seherin und ein Barde, zum heiligen Streite anfeuernd, Thusnelda, die Gemahlin des Arminius, über die Leiche Segimers trauernd, ragen unter den Prachtgestalten am auffallendsten hervor.

Wenn ein neuerer Gelehrter behauptet, daß seit den Zeiten des griechisch-römischen Altertums keine so bedeutenden Giebelgruppen mehr entstanden sind, so wird kein Berufener die Richtigkeit des Urteils anzuzweifeln wagen. Auf acht nach dem Grunde zu immer gewaltigeren Terrassen, zum Teil aus kyklopischen Mauern bestehend, auf der Höhe einer zirka 100 m aufsteigenden Waldkuppe am linken Ufer der stolzen Donau, gegenüber der grandiosen Burgruine Stauf, ragt der Bau. Eine breite, teilweise Doppelmarmortreppe von 250 Stufen geleitet über den Unterbau hinauf. Das Tempelinnere, eine einzige Prachthalle, glänzend von Marmor und strahlend von Gold mit den weltberühmten Viktorien von Rauch, Walkyren-Karyatiden von Schwanthaler usw. stellt für das deutsche Volk ein ähnliches Heiligtum dar, wie das Parthenon für das athenisch-hellenische: 166 berühmte deutsche Männer, Fürsten (Kaiser Wilhelm I., Ludwig I.), und Helden, Staatsmänner, Missionäre, Gelehrte, Künstler, Dichter, bedeutende Frauen sind in Büsten aus feinstem karrarischen Marmor den lebenden Geschlechtern zur Schau, Erinnerung und Nacheiferung dargestellt. Ueber denselben läuft ein Fries mit den Marmorrelief-Darstellungen von J. M. Wagner aus dem Leben der alten Deutschen bis zur Einführung des Christentums durch den hl. Bonifazius. Verläßt der Wanderer, von all der Pracht geblendet, wieder das Innere, so schweift der vollbefriedigte Blick weit von der Terrasse über das Land: die breite Donauebene mit dem hochragenden Dome von Regensburg und den Türmen und Mauern der Stadt Straubing, dazwischen zahllose stille Dörfer und Flecken, tief im Süden die Firnen der bayerischen und Salzburger Alpen, im Hintergrund die dunklen Häupter des Böhmerwaldes.

Mit hohen Erwartungen darf jedermann zum Nationalbau wandeln. Es wird allen ergehen, wie so vielen Tausenden von Fremden vor ihm: die Schönheit und Großartigkeit des Baues, die Pracht des Innern und die entzückende Fernsicht wird die kühnste Erwartung übertreffen.

Außer der Masse kleinerer Tempel, Bildsäulen und Denkmälern der Akropolis, die die ganze Bergfläche eng bedeckten und aus den bewährtesten Meisterhänden hervorgingen, war noch ein zweites Athenebild zwischen den Propyläen und dem Parthenon im Freien aufgerichtet. Sie hieß die Promachos, weil sie als stadtschützende Kriegsgöttin dargestellt war. Von Phidias in Erz (Bronze) ausgeführt, erreichte sie eine Höhe von zirka 14—17 m und ragte über alle Gebäude der Burg empor. Sie stand in ruhiger Haltung da. Helm und Lanzenspitze glänzten den um das Vorgebirge Sunion Herumfahrenden entgegen.[1])

König Ludwig I. hat seiner Residenzstadt ein ähnliches, nur noch großartigeres Monument gewidmet.

Auf den Höhen von Sendling erbaute er die bayerische Ruhmeshalle, eine offene, von 48 Säulen umzogene dorische Prachthalle mit zwei rechtwinkelig vortretenden Flügeln. Sie steht auf einem 4,3 m hohen Quaderstein-Unterbau. Von der Mitte des Hofes steigen zu den beiden Flügeln zwei Treppen hinan. Die Giebelfelder tragen die Gestalten von Bayern und Pfalz, Schwaben und Franken, der Fries zeigt in 94 Metopen außer 24 Viktorien bildliche Darstellungen des Kriegs und Friedens, der Künste und Gewerbe. An den Wänden der Halle stehen auf Konsolen die Marmorbüsten von 80 der hervorragendsten Bayern aller Stände, die vom XVI. bis in das XIX. Jahrhundert gelebt. Was die Walhalla für Deutschland, das sollte die Ruhmeshalle für Bayern sein: die höchste Auszeichnung für die Verdienste um Vaterlands Ruhm und Größe. Ganz Bayern spendet ihnen ewig seinen Dank und seine Anerkennung und flicht ihnen für immer gern den Lorbeer. Diesen Gedanken verkörperte König Ludwig I. in dem Kolossalbild der Bavaria. Auf einem granit-marmornen, 9 m hohen Unterbau steht die Gestalt, gleich den Walküren in der Walhalla als deutsches Weib gedacht, den Oberkörper mit einem Bärenpelz bis auf die bloßen Arme und rechte Schulter bedeckt, das volle, edle Antlitz mit den großen Augen von üppigstem, tief über den Nacken wallendem Haar umrahmt, in der Rechten ein Schwert, hoch in der Linken den Eichenkranz schwingend. In reichen Falten wallt das Gewand bis zu den Füßen der Heldin; an ihrer Rechten steht, wie zur zornigen Abwehr bereit, das Sinnbild der Kraft und stolzen Sinnes — der bayerische Löwe.

19,3 m hoch, übertrifft die Bronzefigur, von Schwanthaler modelliert und von Ferdinand von Miller gegossen, die Athene Polias des Phidias und war bis vor kurzem das größte Erzbild der Welt.

Seit dem Jubiläumsjahre 1888 steht gerade hinter der Bavaria in der Mitte der glänzenden Reihe der bayerischen Heroen die Marmorbüste König Ludwigs. Zwar war sein Wille gewesen: Die Ruhmeshalle hat keine „Beherrscher Bayerns zu enthalten". Aber als an jenem feenhaften Festesabend die Hülle von dem Bilde des Mäcenas der Künste fiel und ein vielhunderttausiges Jubelhoch über die Bavaria hinauf dasselbe begrüßte, zeigte es sich, daß die Aufstellung der Königsbüste nur der feurigsten Begeisterung seines Volkes gerecht geworden ist. Dort weilt nun Ludwig würdig unter den Edlen Bayerns als der edelste.

Von Perikleischen Werken in der Nähe der Burg, südöstlich, ist noch das Odeion zu nennen. Es war ein Rundbau, amphitheatralisch mit Sitzreihen für 3000 Personen gestaltet. Der Akustik halber war das Gebäude mit einem hölzernen Kuppeldache abgeschlossen. Da wurden hauptsächlich an den Panathenäen die musikalischen Wettkämpfe aufgeführt. Es ist das Muster für alle ähnlichen Bauten späterer Zeiten geworden. Das Münchener Odeon birgt die K. Musikakademie und die größten Prunksäle zur Aufführung musikalischer Feste.

[1]) Früher machte man sich von ihrer Größe übertriebene Vorstellungen.

Rechts vom Odeon, in den Burgfelsen eingehauen, stand das größte Theater Athens, das des Dionysus, von Kimon aus Stein aufgeführt und von Perikles vollendet. München besitzt drei Perlen von Prachttheatern: das k. Hof- und Nationaltheater, das Residenztheater und das Prinzregententheater.

Von anderen Monumentalbauten Athens seien nur noch im Westen die Akademie und im Südosten das Lykeion erwähnt. Schattige Anlagen von Platanen, Olivenbäumen und anderen Pflanzungen mit kühlen Brunnen und Laubgängen, allenthalb mit Statuen, Heiligtümern und Altären geschmückt, boten in der Akademie den passenden Raum zu den philosophischen Disputationen Platos mit seinen wissensdurstigen Schülern.

Die Münchener Akademie (alte) ist von Herzog Wilhelm V. (1575—1593) gebaut worden. Das gewaltige Gebäude nimmt ein volles Straßengeviert ein, faßt viele große Gärten und Höfe, zahllose Zimmer, große Säle und zählt 800 Fenster. Ehedem Jesuitenuniversität enthält sie jetzt die reichen Staatssammlungen, Archive, wissenschaftliche Vereine, Gerichtshöfe usw. Die neue Akademie im florentinischen Palaststil ist die prächtige Lehrstätte für die Jünger der Künste. Das Lykeion war ein weiter, schattiger Hain, in welchem die Athener zur körperlichen und geistigen Ausbildung, Unterhaltung und Erholung gerne lustwandelten. Der größte griechische Philosoph, Aristoteles, hat da gelehrt. Unsere Gymnasien sollen nach dem Vorbild des Lykeion den gleichen Zwecken dienen. —

In einer seiner Reden sagte Perikles, er wolle mit dem Ueberschuß der Staatsgelder Werke schaffen, die der Stadt unsterblichen Ruhm versprächen und ihren Wohlstand sicherten.

Was nur bisher über Athen mitgeteilt worden, wird Beweis dafür sein, daß er sein Wort voll eingelöst hat. Unbestritten galt Athen bei allen Zeitgenossen als die herrlichste Stadt. Noch fünfhundert Jahre später konnte Plutarch urteilen:

„Jene Denkmäler seien noch die einzigen Zeugen davon, daß Griechenland nicht die Unwahrheit sage, wenn es von der Macht und dem Reichtum spräche, den es in alter Zeit besessen."

Wie aber König Ludwig I. nicht nur seine Hauptstadt geschmückt hat, sondern über das ganze Bayerland, ja Deutschland, die Schöpfungen seiner Kunst ausgestreut hat — es seien nur genannt die herrlichen Dome von Bamberg, Speyer, Regensburg, Köln, welche er mit ausbauen und restaurieren half, die römischen und modernen Villen und Kursäle in Aschaffenburg, Edenkoben, Kissingen und Brückenau, die wundervolle Befreiungshalle in Kelheim, dann zahllose plastische Monumente — so suchte auch Perikles das ganze attische Land zu verschönern und baute auf dem Vorgebirge Sunion einen schönen Pallastempel, in Rhamnos zu Ehren der gefallenen Helden von Marathon den durch die Feinheit seiner architektonischen Glieder berühmten Nemesistempel, und in Eleusis einen Demetertempel von außerordentlicher Pracht und Ausdehnung (54 m lang und 52 m breit) mit doppelten, inneren und äußeren Propyläen. Es wäre das Bild jener Zeit unvollständig, wenn nicht endlich auch eines Kunstwerkes außerhalb Attikas gedacht würde, da dasselbe mit der Athene im Parthenon als erhabenstes Produkt der athenischen Kunst gepriesen ward — das ist das Bild des Zeus zu Olympia.

Der Schöpfer desselben, Phidias, hat es im Jahre 433/32 nach zehnjähriger Arbeit aus Gold und Elfenbein hergestellt. Denn die nackten Teile waren elfenbeinern, Haar und Gewand aus Gold. Die Augen bestanden aus blitzenden Edelsteinen. Ein grün emaillierter Olivenkranz lag in seinen Locken. Jede der Haargoldlocken soll einen Wert von sechs Minen = 5000 Mk. dargestellt haben. Auf einem erhabenen Throne saß der Götter-Vater, vierzig Fuß emporragend. Die linke Hand hielt einen auf dem Boden aufstehenden und über ihn ragenden Szepter von einem Adler gekrönt; die rechte trug eine Siegesgöttin, wie das Hauptbild aus Gold und Elfenbein.

Das goldene Gewand war mit Blumen (Lilien) reich durchsät, der Thronsessel gleich dem Szepter aus den edelsten Metallen und Stoffen — Ebenholz, Gold, Elfenbein, Edelsteinen — gebaut, in gleicher Weise der Fußschemel und der zwölf Fuß hohe Unterbau. An Farbenpracht war natürlich nicht gespart.

Der Eindruck des Bildes soll übermächtig gewesen sein. Man glaubte den Vater der Götter und Menschen in leibhaftiger Gegenwart zu schauen. Es wurde behauptet, daß man über seinen Anblick alles Erdenleid vergaß. Unglücklich galt sogar, wer in seinem Leben nicht den Olympios gesehen.

Wie jedermann vergleichen kann, ist bis daher von den Kunstwerken Ludwig I. in München kaum die Hälfte erwähnt worden. Die stolzen Paläste, die prächtigen Kirchen, die alte Pinakothek und die Glyptothek mit ihren weltberühmten Sammlungen, die Staatsgebäude, wie sie z. B. nur in der einzigen Ludwigstraße vereinigt sind, und so viel anderes sind nicht aufgezählt worden. Es kommt dazu, daß die bayerischen Fürsten schon der früheren Jahrhunderte, besonders des sechzehnten Jahrhunderts, vielfach all ihre Kraft und ihren Reichtum auf die Zierde ihrer Hauptstadt gerichtet und Werke hinterlassen haben, die seit Jahrhunderten europäischen Ruf genossen haben. Auch der architektonischen Prachtwerke der jüngsten Jahre muß mit freudiger Anerkennung gedacht werden. Ihre Vorbilder liegen freilich nicht in Athen, sondern in Rom. Indem aber die römische Kunst im großen nur eine Fortbildung der griechischen ist, tragen auch diese dazu bei, daß der Name Isar-Athen für München nicht eine bloße Schmeichelei ist, sondern zur Wahrheit geworden ist. Wie Athen in Hellas, so bildet nicht bloß in Bayern, sondern im großen Deutschland München das Zentrum der Kunst und ist, wie einst jene Stadt für die Hellenen und Römer, so in unseren Tagen für die Tausende und Hunderttausende von Fremden aus aller Herren Länder das frohe und begehrte Ziel ihrer weiten Reise. An die Jugend richte ich nur noch die Aufforderung, in dem von mir angedeuteten Sinne die Kunstschätze unserer Haupt- und Residenzstadt auf sich wirken lassen zu wollen. Das ist ein Studium seltenster Art, um welches uns Tausende beneiden. Nichts bereitet edleren Genuß, und nichts vermag in uns die Liebe zu unserem engeren bayerischen und zum großen deutschen Vaterlande in gleicher Weise und immer aufs neue zu entflammen.

Kleine Rundschau.

Die 300jährige Gründungsfeier des Athenäums in Luxemburg wurde am 25. Juli festlich begangen. Ein ebenso zahlreiches wie gewähltes Publikum füllte die weite Halle der Mitte August zu eröffnenden Gewerbeausstellung. U. a. bemerkte man den hochw. Herrn Bischof Msgr. Koppes, Herrn Finanzminister Mongenast, dem der mittlere Unterricht untersteht, Herrn Bürgermeister München, mehrere Abgeordnete, viele Geistliche usw. Anwesend waren auch verschiedene von den schriftstellernden Jesuiten deutscher Zunge, die sich bekanntlich in Luxemburg vor einem halb Dutzend Jahren ein prächtiges und zweckentsprechendes Heim geschaffen haben. Galt ja die Feier vor allem dem Andenken jener Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die vor drei Jahrhunderten hier ein Kollegium eröffneten, das, sich zur höchsten Blüte entwickelnd, unschätzbaren Segen über das Herzogtum Luxemburg ausströmte und am meisten dazu beitrug, daß das Land von der Reformation verschont blieb. Aus der früheren Jesuitenanstalt entwickelte sich das heutige Athenäum. Diesen Titel erhielt es 1817 als es, vorher eine kommunale Institution, eine Staatsanstalt wurde. Dreißig Jahre später wurde neben den Gymnasialklassen eine Industriesektion geschaffen; seit 1892 sind Gymnasium und Industrieschule vollständig getrennt. — Bei der 300jährigen Jubiläumsfeier sprachen Herr Mongenast und Professor Dr. Herchen, dieser in Ersetzung des Herrn Direktors Dr. Gredt, der durch Unwohlsein verhindert war, seine treffliche Rede selbst vorzutragen. Ferner wechselten musikalische und deklamatorische Vorträge, durchweg sehr gute Leistungen, in angenehmer Weise mit einander ab und riefen rauschenden Beifall hervor. Durch sein meisterhaft vorgetragenes Gedicht, in dem die Alma Mater im Laufe der luxemburger Geschichte verherrlicht wurde, wußte Herr Prof. Abbé Dr. J. Meyers die Begeisterung auf den Höhepunkt zu bringen. Morgens war in der als Kathedrale dienenden ehemaligen Jesuitenkirche eine feierliche Danksagungsmesse gesungen worden. Anläßlich der Zentenarfeier erschien eine historische Festschrift, zu der Prof. Dr. M. d'Huart besonders wertvolle Beiträge lieferte. Jos. M.

Gemeinnütziges.

☞ Nr. 21 der „Allgemeinen Rundschau" erscheint als Festnummer zum Deutschen Katholikentage in Regensburg. Die inhaltreiche Nummer ist einzeln gegen Einsendung von 20 Pfg. nebst Portosatz vom Verlage direkt zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4 mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 21. München, 20. August 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Zur 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von

Chefredakteur Heinrich Held, Regensburg.

II.

Die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands sind bekanntlich hervorgegangen aus den Generalversammlungen des „Katholischen Vereins Deutschlands für kirchliche Freiheit". Dieser katholische Verein umfaßte durch ganz Deutschland eine Reihe von Einzelvereinen unter den verschiedensten Namen, die sich vornehmlich zum Zweck gesetzt hatten, die Förderung des religiösen Sinnes im allgemeinen und die Befreiung der Kirche aus den Fesseln, in welche sie das Staatskirchentum, engherziger Bureaukratismus und neuestens auch eine gefühl- und verstandeslose Demokratie geschlagen hatten. Als nach den revolutionären Märzstürmen des Jahres 1848 alle öffentlichen Verhältnisse sich mit neuem Leben zu verjüngen versprachen, und die alles verderbende Staatsallmacht ihrem Ende entgegeneilte, das Wort Freiheit die Geister elektrisierte, da glaubten die Katholiken Deutschlands, daß endlich auch für ihre Kirche und deren Wirksamkeit die Zeit der Freiheit, für sie selbst die Zeit der Gleichberechtigung im staats- und gemeinbürgerlichen Leben angebrochen sei. Sie empfanden es aber sehr wohl, daß nur eine geschlossene Organisation der kirchentreuen Katholiken den herrschenden Gewalten der Zeit diese Freiheit und Gleichheit abringen könne.

Aus dieser Ueberzeugung heraus wurde der katholische Verein Deutschlands ins Leben gerufen. Den unmittelbaren Anstoß zur Gründung gaben die sog. Frankfurter Grundrechte, welche die Staatsallmacht über die Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten von neuem gesetzlich festlegten. Damals gründete Domkapitular Lennig in Mainz den Piusverein für religiöse Freiheit, bekämpfte in Wort und Schrift die verderblichen Bestimmungen der Frankfurter Grundrechte und forderte die „Katholiken des Reichs deutscher Nation" zur Organisation auf. Am Rhein, in Schlesien, Westfalen, Nassau, Baden und Bayern bildeten sich in kürzester Frist nach dem Vorbilde des Mainzer Vereines katholische Vereine, die anfangs Oktober des Jahres 1848 auf der ersten Generalversammlung zu Mainz ihren Zusammenschluß vollzogen, um vereint den gemeinsamen Zielen entgegen zu gehen. Wenn auch eine eigentliche und nähere Besprechung über die Vereinszwecke dieser Versammlung nicht vorausgegangen war, so kam man in Mainz doch sehr schnell zur Einigkeit, weil alle Delegierten beherrscht waren von der Einheit der Gesinnung und alle gleichmäßig fühlten, daß die Zeit zum Handeln gekommen sei. Vor allem waren sich die Delegierten darüber klar, daß der Verein auf kirchlicher Grundlage ruhen und sich den Bischöfen unterordnen müsse, daß er nicht etwa selbständig innerkirchliche Verhältnisse zum Gegenstand seiner Regierungskünste machen dürfe, sondern lediglich in treuer Untertänigkeit der kirchlichen Gewalt Handlangerdienste zu leisten habe. In dieser klaren Erkenntnis der Vereinsgrundlagen wurden die Statuten entworfen, die Gliederung des Vereins in Diözesan- (Zentralvereine), Haupt- und Zweigvereine beschlossen. Weiter wurde von der Mainzer Generalversammlung erkannt, daß es, um nicht die Bewegungsfreiheit, die Ausdehnungsfähigkeit und die innere Einigkeit der Vereine zu gefährden, notwendig sei, sich in denselben der Vertretung oder Bekämpfung politischer Tagesfragen gänzlich zu entschlagen, daß als Hauptaufgaben der Vereine zu betrachten seien, die Erreichung christlicher und kirchlicher Freiheit, christlicher Bildung und die Betätigung christlicher Caritas.

So sehen wir denn bereits in der ersten Generalversammlung des kath. Vereins Deutschlands alle die Richtlinien genau gezogen, die heute noch im wesentlichen maßgebend sind für die Tätigkeit unserer Generalversammlungen.

Diese Generalversammlungen haben für die katholische Kirche Deutschlands und für die Katholiken eine Bedeutung erlangt, die gar nicht hoch genug gewertet werden kann. Wer die Zustände im kirchlichen Leben der Katholiken und die Stellung der letzteren im Staate und in der Gesellschaft im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts sich vergegenwärtigt, der wird billigerweise anerkennen müssen, daß dieselben heute zum besseren weit vorgeschritten sind. Damals war die Selbstständigkeit der Kirche durch das Staatskirchentum nahezu unterdrückt; die Kirche in der Entfaltung ihrer Kräfte maßlos gehindert, die treuen Katholiken in ihren staats- und gemeinbürgerlichen Rechten vielfach verkürzt und in der „Gesellschaft" zurückgesetzt. Unter den Katholiken selbst war die religiöse Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit weit verbreitet; von der wahren

Bedeutung und der Größe ihrer Kirche hatten viele die richtige Vorstellung verloren.

In den 20er und 30er Jahren machten sich allerdings erfreuliche Ansätze zu einer besseren Entwicklung geltend. In Laienkreisen erstanden edle, geistes- und herzensstarke Männer, die das Unwürdige der kirchlichen Zustände und der Lage der Katholiken mit dem ganzen Schmerz ihrer Seele empfanden, durch ihre Studien zu einer vollen Würdigung der Bedeutung der christlichen Religion und der katholischen Kirche für die Kultur im allgemeinen und die Wohlfahrt der Staaten und Völker im besonderen gelangten und die daher mutig die Fahne des Christentums wieder aufrollten, die Wahrheit und Schönheit des katholischen Glaubens in Wort und Schrift predigten und katholische Grundsätze als Norm des Handelns und Wandelns unter dem Volke verbreiteten. Edle Konvertiten wetteiferten in dieser Tätigkeit mit den von Hause aus katholischen Führern des Volkes.

Es erstand zugleich eine katholische Presse, die mit Ernst, Gründlichkeit und Geist sich in den Dienst der religiösen Bewegung stellte und den Boden vorbereiten half, auf welchem eine Organisation der Katholiken zur Verteidigung ihres Glaubens und ihrer Rechte möglich wurde.

Eine mächtige und nachhaltige Förderung erfuhr die religiöse Bewegung durch den bekannten Gewaltakt, den die preußische Regierung in der Folge der Hermesianer- und Mischehenstreitigkeiten gegen den Erzbischof von Köln, Klemens August Graf Droste zu Vischering, verübte. Diese Gewalttat staatskirchlicher und polizeistaatlicher Anmaßung öffnete den Katholiken Deutschlands die Augen über den Abgrund, an den das Staatskirchentum und die Indolenz der Katholiken die Kirche gebracht hatten und über die Mindereinschätzung, die ihnen selbst die Staatsgewalt angedeihen ließ. Sie verursachte im ganzen katholischen Deutschland eine gewaltige Gärung, trieb die Gutgesinnten zusammen, rüttelte die Indifferenten auf, führte Ungläubige zum Glauben und zur Kirchentreue zurück und erfüllte alle mit heiliger Begeisterung zum Kampfe für die Befreiung der Kirche aus der lieblosen und gefährlichen Umarmung des Staates, zum Kampfe für die Religion und religiöse Freiheit. Görres warf seinen „Athanasius" unter das Volk und entzündete mit ihm die Herzen in heiliger Liebe für die katholischen Ideale. Legationsrat Dr. Lieber erzielte durch seinen „praktischen Juristen", in welchem er das Kölner Ereignis vom Standpunkt des Rechtes in seiner ganzen Verderblichkeit und Unsinnigkeit kennzeichnete, einen tiefen Eindruck, namentlich auf alle Gebildeten und diejenigen, die sich noch einigen Sinn für Recht und Gerechtigkeit bewahrt hatten.

Freilich waren die Bestrebungen der Katholiken so lange von geringem Erfolge begleitet, als ein absolutes Staatsregiment jede nicht genehme Volksregung niederzuhalten und durch schikanöse Polizeimaßregeln zu ersticken vermochte. Das wurde erst anders, als das Jahr 1848 mit seinen Revolutionen und Revolutiönchen die Macht des Absolutismus in Deutschland gebrochen und dem Volke ein höheres Maß von Aktions-, Vereins- und Versammlungsfreiheit gebracht hatte. Die Führer der Katholiken nützten diese Freiheit aus, so weit es möglich war, indem sie nunmehr im Verein zu erreichen suchten, was sie vorher ohne Organisation nicht erhalten konnten. Wie das Sturmjahr 1848, das eigentliche Geburtsjahr der katholischen Vereine, so wurde es auch das Geburtsjahr der Generalversammlungen der deutschen Katholiken.

Die deutschen Katholiken waren aus hundertjährigem Schlafe wieder zum Leben und zur Tat erwacht, sie hatten die Empfindung für die Würde und die Rechte ihrer Kirche und für ihren eigenen Wert wiedergewonnen; das Streben nach Befreiung der Kirche aus unwürdigem Staatssklaventum, die Sehnsucht nach Gleichberechtigung und nach der aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben war mächtig in ihnen aufgegangen.

Und doch wäre dieses katholische Selbstbewußtsein wieder nach und nach erstorben, und doch hätte die damalige Bewegung unter den Katholiken wieder nachgelassen und wenige oder gar keine Früchte gebracht, wären nicht die Generalversammlungen ins Leben getreten. Sie sammelten die Vereine, wahrten die Einheit der Idee und ermöglichten die Einigkeit und Geschlossenheit der deutschen Katholiken in Verfolgung ihrer Ziele. Die Generalversammlungen wurden zum Herzen der gesamten Organisation der Katholiken, welches pulsierendes Leben, frisches Blut und stets neue Kräfte nach allen Teilen dieses Körpers entsandte und ihn gesund und aktionsfähig erhielt; sie wurden so recht zum Brennpunkte aller katholischen Bestrebungen, zur Läuterungsanstalt der Tagesmeinungen, zur Ausgangsstätte bedeutungsvoller Anregungen und Unternehmungen. Sie hielten die einmal erstandene katholische Begeisterung wach und mehrten sie, zeigten sich besorgt, nicht nur für das seelische und geistige, sondern auch für das leibliche Wohl der Katholiken, zogen die Forderungen und Fragen der Zeit in den Bereich ihrer Wirksamkeit, wurden und blieben die Träger und Förderer einer kulturellen Bewegung im eminentesten Sinne.

Dabei blieben sie den Grundsätzen des Programms treu, welches sich die erste Generalversammlung im Jahre 1848 zu Mainz gegeben hatte. Wer die Versammlungsberichte der verflossenen 50 Generalversammlungen auch nur oberflächlich studiert, erhält ein Bild der ganzen kulturellen Entwicklung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Aufklärung über fast alle Zeitfragen jener Periode, eine Fülle von Anregungen und zugleich die Mittel zur Beurteilung der gegenwärtigen Lage und der jetzt brennend gewordenen Tagesfragen. In katholischer Liebe, aber auch mit dem Mute katholischer Ueberzeugung wurden auf den Generalversammlungen alle Fragen behandelt, die religiösen Anschauungen und Gefühle Andersgläubiger peinlichst respektiert, die Autorität der Staatsregierung in staatlichen Angelegenheiten hoch gehalten und geschützt. Die 50 Bände des stenographischen Berichtes liefern die aktenmäßigen Beweise dafür, daß die Katholiken im öffentlichen Leben auf der Höhe ihrer Aufgabe standen und stehen, daß sie eine konfessionelle Friedenstätigkeit, eine staat- und gesellschafterhaltende Wirksamkeit allzeit entfaltet haben. Unsere verehrten Gegner mögen noch so viel über katholische Inferiorität, über katholische Hetze und Unduldsamkeit zusammenschreiben und schwätzen, die Berichte der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands werden sie stets Lügen strafen. Diese Berichte werden aber auch der immerwährende Beweis dafür sein, daß fast alles das, was von den Katholiken im öffentlichen Leben erreicht worden ist, den Katholikenversammlungen in erster Linie verdankt werden muß. Die Generalversammlungen brachten die Katholiken des ganzen Reiches einander nahe, behoben Vorurteile eines manchmal engherzigen Partikularismus gegen Katholiken eines anderen Bundesstaates, gaben stets ein Bild der Gesamtlage der Katholiken in Deutschland, glichen die Meinungsverschiedenheiten der Einzelnen über wichtige Fragen aus, machten Mittel und Wege zur Erreichung vorgesteckter Ziele ausfindig. Ohne Generalversammlungen hätten wir heute unsere weitverzweigten und trefflich wirkenden Organisationen nicht, besäßen wir unsere Zentrumsfraktion kaum, ohne Generalversammlungen hätten wir den Kulturkampf nicht in so geschlossener Ordnung und mit diesem Erfolge bestanden, ohne Generalversammlungen wären wir heute noch was wir vor dem Jahre 1848 waren: zersplittert, ohne einheitliche Führung, ohne Einfluß im staatlichen und gemeinbürgerlichen Leben, preisgegeben der Willkür der Regierungen und abhängig vom guten Willen unserer Gegner.

Wir stehen am Vorabende der 51. Generalversammlung, die als 1. der zweiten Halbhundertserie und da sie im Herzen Bayerns tagt, eine besondere Bedeutung von vornherein beansprucht. Hat man in Köln eine Rückschau gehalten auf die 49 verflossenen Generalversammlungen und sich der errungenen Erfolge gefreut, so wird man in Regensburg die Zukunft ins Auge fassen müssen mit den Aufgaben, die sie den Katholiken stellt.

Man wird es uns nicht verübeln, wenn wir da zunächst der Aufgaben gedenken, welche den Katholiken Bayerns zur Lösung aufgegeben sind. Bayerns Katholiken sind staatstreu und monarchisch gesinnt bis ins Mark ihrer Knochen, sie werden nie auch nur auf einen Augenblick vergessen, daß es eine sittliche Pflicht für sie ist, dem Könige zu geben, was des Königs ist. Als Katholiken aber empfinden sie nicht minder als Pflicht, Gott zu geben, was Gottes, der von Gott gestifteten Kirche zu geben, was

der Kirche ist! Hat nun die katholische Kirche in Bayern die Freiheit in der Disposition über ihre eigenen Angelegenheiten, welche sie nach Maßgabe ihrer von Gott gesetzten Aufgaben und im Interesse der ihrer Führung anvertrauten Seelen beanspruchen muß? Wer mit den bayerischen Verhältnissen und namentlich mit dem von der Regierung beliebten System der Behandlung kirchlicher Angelegenheiten einigermaßen vertraut ist, der wird diese Frage nicht zu bejahen wagen. Es kann dem sogenannten katholischen Bayern nicht zu besonderem Ruhme gereichen, daß man der Wahrheit gemäß sagen muß: In keinem anderen deutschen Bundesstaate wird noch heute das Staatskirchentum eifriger gepflegt und die Staatskuratel über die Kirche ungenierter beansprucht und ausgeübt wie in Bayern! Aus Ordinariatsakten allein könnte heute ein zweiter Dr. Strodl ein neues Werk über Staat und Kirche in Bayern schreiben, das an schweren und berechtigten Anklagen gegen die Staatsregierung jenes des ersten Dr. Strodl gewiß weit überträfe. Montgelas- und Lutzgelüste beherrschen noch zur Zeit in Bayern nicht nur die liberale Partei, sondern auch Leute, die in bayerischen Ministerien eine Rolle spielen! Endlich machen sich vornehmlich in der höheren Gesellschaftsschichte Bayerns Ansichten und Tendenzen geltend, die im Grunde genommen auf den Sturz der christlichen Gesellschafts- und Rechtsordnung und der natürlichen Rechtsstellung der Kirche und ihrer Diener hinarbeiten und schwere Krisen hervorzurufen geeignet erscheinen. Die Gegner der Konfessionsschule und damit die Gegner einer christlich-religiösen Erziehung der Jugend sind gerade in Bayern nach wie vor eifrigst an der Arbeit; es ist höchst bedenklich, daß sich hier wie in keinem anderen Bundesstaate eine so große Zahl von Lehrern, die sich katholisch nennen, in den Dienst der Bewegung gegen die Konfessionsschule gestellt hat und daß man in maßgebenden Regierungskreisen dieser für den Staat so verderblichen Bewegung gegenüber die Einigkeit und Festigkeit vermissen läßt, die im Interesse des inneren Friedens, der Erhaltung der Gesellschaft und der Wahrung verfassungsmäßiger Rechte unbedingt notwendig sind. Aufgabe der bayerischen Katholiken ist es, dafür Sorge zu tragen, daß die eben beregten Mißstände beseitigt und eine für Kirche, Staat und christliche Gesellschaft gefahrdrohende Entwicklung der Dinge rechtzeitig abgewendet wird.

Nicht geringere Sorgen als den Katholiken Bayerns erwachsen den Katholiken des Reiches in der Zukunft. Der das deutsche Volksleben vergiftenden und dem Umsturz der Gesellschaft vorarbeitenden konfessionellen Hetze, wie sie von den Gegnern der katholischen Kirche und der Patronage des Unglaubens betrieben wird, muß ein Damm der Abwehr entgegengestellt werden; die Gewissensbedrückungen, welche einzelne in der Kultur zurückgebliebene deutsche Bundesstaaten gegen die Katholiken systematisch ausüben, müssen ein für allemal aus der Welt geschafft werden, die Gleichberechtigung der Katholiken mit anderen Konfessionen im Reiche und in den Einzelstaaten muß nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Wirklichkeit erreicht werden; katholischer Wissenschaft müssen die Universitätsstühle freigegeben, katholischen Beamten auch die höchsten Stellen im Staate zugänglich gemacht werden, die Schranken, welche im Deutschen Reiche und in einzelnen Bundesstaaten dank der Engherzigkeit sogenannter gebildeter Schichten und einer rückständigen Bureaukratie gegen die freie Wirksamkeit geistlicher Korporationen aufgerichtet sind, müssen fallen.

Die deutschen Katholiken sind aber auch berufen, durch ihre ausgleichende, versöhnende Tätigkeit, durch ihre korporative Fürsorge namentlich für Arme, Schwache und Notleidende der drohenden sozialen Revolution zu wehren und eine stetige Entwicklung unserer Gesellschaftsverhältnisse zum besseren zu sichern. Nicht zuletzt aber wird es ihre Aufgabe sein, darüber zu wachen, daß in ihren eigenen Reihen nicht Kräfte wirksam werden und Einfluß gewinnen, welche nicht im Geiste des christlichen Glaubens und der Kirche, sondern nach eigenem subjektiven Ermessen oder gar aus selbstsüchtigen Motiven Einrichtungen des öffentlichen Lebens reformieren, Fragen der Gesellschaft, der Kirche und des Staates lösen wollen. Wie in der Vergangenheit, so muß auch in der Zukunft für die Tätigkeit der Katholiken oberstes Gesetz sein und bleiben: Erhaltung der Einheit in der Gesinnung, Förderung in gegenseitiger, wahrhaft katholischer Liebe, unbedingte Unterordnung unter die kirchliche und staatliche Autorität. Sind das nicht hohe Ziele, große und schwierige Aufgaben, die den Katholiken Deutschlands gesetzt sind? Welcher klarsichtigere Katholik möchte angesichts einer solchen Fülle von Arbeit und Sorge die jährlichen Generalversammlungen für überflüssig erachten, wer möchte sie missen?

Waren die Generalversammlungen der Vergangenheit die beste Schule zur Erkennung und Erfassung unserer Pflichten und Aufgaben im öffentlichen Leben, haben sie uns die wirksamsten Mittel zur Erreichung unserer Ziele an die Hand gegeben, für den Kampf um Recht und Frieden eine vortreffliche Rüstung verschafft, so dürfen wir gewiß sein, daß auch die Generalversammlungen der Zukunft sich als eine reich sprudelnde Quelle der Tatkraft und des Erfolges für Deutschlands Katholiken erweisen werden, sofern sie in demselben treukatholischen Geiste geleitet werden wie ihre Vorgängerinnen. Wer diesen Wert der Generalversammlung in seiner vollen Größe zu würdigen weiß, wird daher jedes ihm mögliche Opfer zur Förderung derselben gerne bringen; er wird es sich vor allem angelegen sein lassen, persönlich an denselben teilzunehmen, mitzuarbeiten und mitzuernten. Möchten daher alle Katholiken Deutschlands, die Zeit und Mittel hierzu haben, auch lebendige und tätige Mitglieder der kommenden 51. Generalversammlung in Regensburg werden.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in der alten bayerischen Herzogsstadt tagt. Als die Zivil- und Militärbehörden Wiens im Jahre 1849 die Abhaltung der dritten Generalversammlung in der Kaiserstadt unmöglich machten, entschlossen sich die deutschen Katholiken kurzer Hand, in Regensburg zusammenzutreten. Sie fanden hier alles wohl vorbereitet. Beratungsstoff war in Hülle und Fülle gegeben, kenntnisreiche Männer und vorzügliche Redner behandelten in den geschlossenen und öffentlichen Versammlungen die brennenden Zeitfragen mit solcher Gründlichkeit und einem solchen Geschick, daß selbst die gegnerische Presse ihnen ihre Anerkennung nicht versagen konnte. Manche der damals gehaltenen Reden und der gepflogenen Diskussionen bieten auch heute noch ein hohes, ja aktuelles Interesse, so Döllingers Rede über die Freiheit der Kirche (hervorgerufen durch eine anonyme Anfrage an die 3. Generalsammlung im damals demokratischen „Regensburger Tagblatt"), Moritz Liebers Ausführungen über die dreifache Aufgabe des katholischen Vereins Deutschlands, die Diskussion und die Resolutionen über die Schulzustände in Deutschland und die Pflichten der Katholiken gegen die Schule, über die Gründung einer katholischen Universität, über die Arbeiterfrage, über die Gesellen- und Handwerkerfürsorge, über die Organisation und Tätigkeit katholischer Vereine, über die Missionstätigkeit der Katholiken, über die Förderung der katholischen Presse und der christlichen Kunst, über die Sonntagsruhe ꝛc. ꝛc.

Im ganzen wurden damals (mit Einschluß der Versammlung des Regensburger Zentralvereins) drei öffentliche Versammlungen und zwar in der St. Ulrichskirche gehalten und fünf geschlossene Versammlungen für die Delegierten in dem Reichs- und Rittersaale des Rathauses. Die öffentlichen Versammlungen waren von Tausenden besucht — an den Verhandlungen der geschlossenen Versammlungen beteiligten sich 152 Delegierte der einzelnen katholischen Vereine.

Die bedeutendste Tat der Regensburger Generalversammlung war die Gründung des St. Bonifaziusvereins zur kirchlichen Versorgung der Katholiken in der Diaspora. Die Vereine Aachen, Hildesheim und Breslau hatten Anträge auf Gründung eines deutschen Missionsvereins gestellt. Döllinger legte einen Entwurf zur Stiftung eines eigenen Missionsvereins unter dem Namen „St. Bonifaziusverein" vor, der einstimmig akzeptiert wurde. Sofort wurden die Statuten ausgearbeitet und gutgeheißen und Graf Joseph Stolberg, der Präsident der dritten Generalversammlung, als provisorischer Vorstand des Vereins bestellt.

Auch die Geschäftsordnung für die Generalversammlungen ist damals in Regensburg ergänzt und endgültig festgesetzt worden. Von nun an sollten die Versammlungen alljährlich einmal und zwar im Monat September stattfinden.

Hatte die dritte Generalversammlung in Regensburg einen nach außen hin imponierenden Verlauf und zeichnete sie sich durch das besondere Maß praktischer Arbeit aus, das sie leistete, so hoffen wir, daß das von guter Vorbedeutung sein möge, auch für die kommende 51. Generalversammlung.

Vom Lokalkomitee unter seinem umsichtigen und opferfreudigen Präsidenten Kommerzienrat Karl Pustet, dem Sohne des Lokalpräsidenten vom Jahre 1849, ist nichts verabsäumt worden, um die Versammlung bestens vorzubereiten. Eine eigens zum Zweck der Katholikenversammlung erbaute prächtige Festhalle wird 6000 Personen Sitzplätze bieten, die meisten der übrigen Säle der Stadt sind für Nebenversammlungen sichergestellt. Von hochangesehenen Rednern werden in den öffentlichen Versammlungen aktuelle Fragen des öffentlichen Lebens vom katholischen Standpunkt aus behandelt werden; den Ausschüssen liegen eine Reihe sehr wichtiger Anträge vor, die auch den geschlossenen Versammlungen einen reichen und interessanten Beratungsstoff bieten werden.

Die Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind bereits in sehr erfreulicher Zahl eingelaufen; hohe geistliche Würdenträger, zahlreiche Mitglieder des hohen Adels, viele Parlamentarier, hohe Staatsbeamte, Kaufleute, Handwerker, Landleute und Arbeiter werden sich zur Beratung von Angelegenheiten und Fragen in Regensburg zusammenfinden, an denen sie alle sich als Katholiken gleichmäßig interessiert fühlen. Kurz, es wird eine wirkliche Generalversammlung der Katholiken Deutschlands werden. Sehr erfreulich ist es, daß auch die katholischen Elsaß-Lothringer in großer Zahl bei der 51. Generalversammlung vertreten sein werden und daß das Ausland, namentlich Oesterreich-Ungarn und Frankreich, ein lebendiges Interesse für dieselbe bekundet.

Möge die 51. Generalversammlung in Regensburg, nach dem Vorbild der 3. dort abgehaltenen, tagen im Geiste der Liebe zu Kirche und Vaterland, der Liebe zur christlichen Gesellschaft, der Liebe zu Recht und Freiheit, der Liebe zu Opfer und Arbeit für den Fortschritt in wahrer christlicher Kultur; möge sie als erste des zweiten Halbhunderts durch ihre Leistungen und Erfolge ein leuchtendes Merkmal werden für die deutschen Katholiken und alle künftigen Generalversammlungen. In dieser Hoffnung rufen wir den Lesern der „Rundschau“ zu:

Auf nach Regensburg! Seid herzlich willkommen bei der 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Pius X. und die Reformer.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Wer den Gang der Kirchen- und Weltgeschichte mit offenen Augen verfolgt hat weiß, daß die menschliche Verwaltung der göttlichen Einrichtung der Kirche von Anfang an zu wünschen übrig gelassen hat. Wer die Briefe der Apostel liest, findet manche Ermahnungen und Vorschläge zur Besserung der Dinge, so daß die lauten Rufe nach „Reform“ bis in die apostolische Zeit hineinreichen. Bei der Schwäche der menschlichen Natur schleichen sich unsere Leidenschaften, der Stolz, der Ehrgeiz, der Neid und vieles andere ins Heiligtum ein, so daß im Laufe von neunzehn Jahrhunderten der Niedergang der kirchlichen Zucht und der Frömmigkeit bei Klerus und Volk öfters bald als allgemein, bald als auf gewisse Länder oder Einrichtungen beschränkt, unschwer festgestellt werden kann.

Da der Heiland der Kirche Seinen Beistand bis zum Ende der Tage versprochen hat, so erweckte Er stets Strömungen, oder einzelne Männer, die, zuweilen in apostolisch rücksichtsloser Weise, der Besserung der kirchlichen Verhältnisse laut das Wort redeten und reiche Erfolge erzielten. Neben diesen finden wir aber zu anderen Zeiten auch andere, die durch ihren Hochmut getrieben, im Geiste der Widersetzlichkeit gegen die von Gott gesetzten Vorsteher eine falsche Buße predigten, die „Reformer“ sein wollten, ohne dazu mangels ihrer sittlichen und religiösen Befähigung auch nur die geringste Berechtigung zu haben.

Zeiten der Ruhe und wahrer christlicher Sammlung wechseln mit scharfen Kämpfen innerer und äußerer Natur ab. Wenn das innere Leben der Kirche träg dahinschleicht, so erkennt der geschulte Geist, daß es meistens Zeiten des Niederganges der kirchlichen Zucht, der pharisäischen Selbstgenügsamkeit sind, denen die Ideale der göttlichen Lehre etwas fremd geworden sind; das öffentliche Gewissen der Kirche regte sich nur ganz schwach, und dadurch mußten die Besserungsversuche geradezu herausgefordert werden. Andererseits kann man im allgemeinen feststellen, daß jene Jahre nicht die schlechtesten im Leben der Kirche waren, in denen ihr Zustand von Zeitgenossen mit den schwärzesten Farben gemalt und von ihnen mit dem größten Eifer nach Besserung gerufen wurde. Volk und Klerus sahen die Schäden, ihr Gewissen ward geweckt und sie erstrebten, ob stets auf dem richtigen Wege, mag dahingestellt bleiben, eine Erneuerung an Haupt und Gliedern. Ob man den aufgetragenen Farben bei den Libellisten, Annalisten und Chronisten der Vergangenheit immer volle Glaubwürdigkeit beimessen kann? Die Kritik scheint zu lehren, daß dem nicht so ist. Im Eifer wurde bewußt oder unbewußt manches übertrieben und verallgemeinert; die Nachrichten, auf Grund deren zahlreiche scharfe libelli geschrieben wurden, waren oft sehr unzuverlässiger Natur; das größere Ziel wurde als erstrebenswert hingestellt, nur um das große mit einiger Sicherheit zu erreichen. Ein jedes Zeitalter hatte seine Fehler, aber meistens auch gleicherweise seine Mahner.

Soweit die Mahner lediglich Nörgler sind, die alles besser wissen wollen, braucht man auf sie weiter keine Rücksicht zu nehmen; ihr lautes Wort hat nicht den ernsten sittlichen Hintergrund, den man voraussetzen muß, wenn dasselbe beachtenswert sein soll. Es gibt jedoch andere, die zur Besserung bestehender Schäden aufrufen, bei denen lediglich, neben der eigenen persönlichen Heiligung, das ernste Bestreben obwaltet, der Kirche zu nützen. Deren Tätigkeit muß man achten und ihre Forderungen auf ihren objektiven Wahrheitsgehalt untersuchen, um danach die zutreffenden Maßnahmen in die Wege zu leiten. Es hat große Männer gegeben, die die Kirche nachher der Ehre der Heiligsprechung gewürdigt hat, in deren Schriften die kirchlichen Zustände ihrer eignen Zeit in gutem Glauben so schlecht dargestellt werden, daß die Geschichtsforschung auch beim besten Willen nicht in der Lage ist, ihre Worte in ihrem ganzen Umfange als zutreffend anzuerkennen. Man möchte, wenn man die Schriftsteller des Mittelalters durchblättert, manchmal glauben, daß Christi Heilsanstalt bis in den Boden hinein verkommen gewesen sei, so scharf ist ihre Sprache, so rücksichtslos ihr Vorgehen. Vom Standpunkte ihres unermüdlichen Strebens nach möglichst hoher persönlicher, christlicher Vollkommenheit, sehen sie oft die allgemeinen Verhältnisse mit zu trüben Augen an, so daß sie kein objektiv richtiges, klares Bild von den Schäden der Kirche ihrer Zeit zu entwerfen imstande waren. In ihrem heiligen Eifer versuchten sie aus Menschen Engel zu machen und scheiterten dabei oft mehr an der Armseligkeit, als an dem Uebelwollen und der Bosheit ihrer Mitmenschen.

Unsere Zeit weist auch zahlreiche Aeußerungen auf, aus denen hervorgeht, daß viele sich damit beschäftigen, auf diesem oder jenem Gebiete mehr oder weniger einschneidende Aenderungen in oder an der Kirche vorzuschlagen. Ueber manche dieser Rufer im Streite kann man ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen, weil sie bisher den Beweis nicht haben erbringen können, daß ihr eigenes Streben nach persönlicher Vollkommenheit größer ist, als die Geschäftigkeit, mit der sie ihre Mitmenschen, ihre Vorgesetzten, die Kirche von Grund aus bessern zu wollen vorgeben. Den Vorschlägen einer zweiten Klasse von Männern, die durch unausgesetzte Arbeit im Dienste der Kirche und durch die Geradheit und Lauterkeit ihres Charakters, durch ihre eingehende Kenntnis und ihr umfassendes Verständnis der vergangenen und gegenwärtigen Verhältnisse, sowie durch ihre Stellung im öffentlichen Leben erheblichen Anspruch auf Beachtung verdienen, mit ernstgemeinter Prüfung gegenüberzutreten, ist Pflicht eines jeden vernünftigen Mannes, der die nötige Einsicht in und Uebersicht über die Dinge besitzt. Diese Kirchenverbesserer in mißverstandenem Eifer gleich anzufallen, als ob sie beinahe schon ausgesprochene Ketzer wären, ist das Zeichen eines überaus kleinen Geistes und läßt immerhin für den einen oder anderen der Verketzerer den Verdacht aufkommen, als ob er die Rechtgläubigkeit und das Verständnis für die Zeichen der Zeit allein in Generalerbpacht genommen zu haben von sich behaupte. Sie vergessen, daß nicht der Eifer, den sie in persönlichen Angriffen entwickeln, ausschlaggebend ist, sondern das Gewicht der Gründe, mit denen sie auf den Plan treten. Wer sich mit der faltenreichen Toga der Rechtgläubigkeit in der Oeffentlichkeit gar zu sehr brüstet, löst leicht die

Gedankenverbindung aus, die sich an die Worte erinnert: O Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener. Wie die einen in ihren Forderungen das notwendige Maß halten sollen, so müssen die anderen sich vor allgemeinen und grundlosen Verurteilungen, Verdächtigungen und Unterstellungen hüten. Eine Verschiedenheit in der Beurteilung und Auffassung mancher Dinge genügt bei weitem noch nicht, um den Gegner in seiner Rechtgläubigkeit oder seinem Charakter zu verdächtigen.

Die Kirchengeschichte der Vergangenheit zeigt uns, wie oben ausgeführt wurde, eine dritte Klasse von Männern, die heute unter den Heiligen der Kirche verehrt werden, zu ihren Lebzeiten aber, als sie zuweilen mit der denkbar größten Schärfe den Mißständen in der Kirche zu Leibe gingen, über diesen Ehrentitel naturgemäß noch nicht verfügten. Solche kann ich für die Gegenwart natürlich nicht namhaft machen.

Zwischen die drei kurz gekennzeichneten Ordnungen ließen sich mit Leichtigkeit noch Unterabteilungen einschalten, von denen die eine sich durch diese, die andere sich durch jene Besonderheit in Angriff oder Verteidigung auszeichnet. Besonders ließen sich sowohl die offenkundig Rückständigen, denen die ernsten Zeichen der Zeit nichts zu sagen vermögen, die denselben mit gründlichster Verständnislosigkeit gegenüberstehen, als auch die Anhänger durchaus veralteter und überwundener wissenschaftlicher Ansichten auf dem weiten Gebiete der Theologie noch fein säuberlich in Klassen zusammenfassen und schicklich beschreiben. Doch entbehrt ein solches Vorgehen in diesem Zusammenhange des notwendigen Interesses.

Die vorstehend angedeuteten Gedankenkreise drängten sich mir unwillkürlich auf, als ich die Beobachtung machte, daß alle wie immer gearteten Richtungen innerhalb der Kirche von dem neugewählten Papste eine Förderung der Sonderinteressen erhofften und erwarteten. Pius X. wurde mehr als einmal ausdrücklich als Reformpapst angesprochen und in Wahrheit darf man von ihm eine ganze Anzahl von Aenderungen erwarten, die sich würdig neben die schon zur Ausführung gebrachten oder in die Wege geleiteten stellen können. Aber alles auf einmal kann auch ein so erfahrener und tatkräftiger Mann wie Pius X. nicht ausführen. Vollends kann er aber nicht alle Wünsche, die sich oft grundsätzlich entgegenstehen, erfüllen. Der eine will dieses, der andere jenes; diese Gruppe verlangt Verketzerung bestimmter Ansichten, eine andere Gruppe hält dem Papste dieselben Ansichten als einzig mögliche Richtschnur seines Handelns vor; weite Kreise erwarten Knebelung einzelner wissenschaftlicher Bestrebungen in bündigster Form, andere bitten um möglichste Bewegungsfreiheit innerhalb gewisser selbstverständlicher Grenzen. Im Auslande sehnt man eine Vereinfachung der Geschäftsformen an der Kurie herbei, in Rom dagegen hegen nur zu viele die eifrigsten Wünsche für eine größere Vermehrung der Beamtenschaft. Die nichtitalienischen Katholiken erwarten eine erheblichere Vertretung von Nichtitalienern im kirchlichen Verwaltungsdienste in Rom, während die Italiener und besonders die Römer, um ein solches Ereignis abzuwenden, gerne eine beschwerliche Wallfahrt versprechen würden.

So wogen die Wünsche hin und her und gelangen auf dem einen oder anderen Wege auch bis an das Ohr Pius X. Vom Standpunkte des einzelnen aus erscheinen gar zu leicht die Sonderwünsche als hochwichtige Angelegenheiten, deren Erledigung er als durchaus dringlich ansieht. Wer aber auf der höchsten Warte steht und die Interessen der gesamten Kirche im Auge behalten muß, legt solche Anregungen als zurzeit unwichtig ruhig beiseite, unbekümmert darum, ob damit Unzufriedenheit hervorgerufen wird oder nicht. Sich ruhig zu bescheiden und die richtige Zeit abzuwarten, um bestimmten Wünschen Gehör zu verschaffen, ist um so angebrachter, je fester die Ueberzeugung sein muß, daß Pius X. in seiner praktischen Durchdringung der gesamten Zeitverhältnisse alles tun wird, was in seiner Macht steht, um im gegebenen Augenblicke wirksam einzugreifen. Soweit überhaupt eine Loslösung von den Einflüssen des Geburtslandes und der Umgebung bei einem Menschen erreichbar ist, ist Pius X. gewillt, sie zu leisten, und er hat schon bewiesen, daß er die Kirche Gottes nicht als Italiener regieren will, sondern als ein von diesen Beziehungen losgelöster Vater aller Gläubigen.

Alle ehrlichen Bestrebungen, den Papst in seiner schweren Tätigkeit zu unterstützen, können bei Pius X. auf wohlwollende Aufnahme rechnen, wenngleich es ihm nicht immer möglich sein wird, allem Erfüllung zuzusagen. Für sachliche Anklagen hat er ein offenes Ohr, wer aber hofft, durch Pius X. seinen Gegner persönlich treffen zu lassen, dürfte bald zur Ueberzeugung gelangen, daß er für immer jegliches Ansehen beim Papste eingebüßt hat.

Diese Erkenntnis dürfte in dem Streite um „Reformen" deswegen wichtig sein, weil bisher die persönlichen Verunglimpfungen namentlich in Frankreich und Deutschland eine größere Rolle gespielt haben, als es überhaupt erlaubt ist. Mit solchen Waffen erreicht man bei Pius gar nichts, weil seine lange praktische Erfahrung ihn gelehrt hat, daß solche Männer nicht die Sache, sondern ihre eigene Person im Kampfe suchen. Sie wird der Papst zu gegebener Zeit mit der ganzen Schärfe seiner Mißbilligung zu erreichen wissen, und wenn dann auch der etwa berechtigte Kern ihrer Bestrebungen mitgetroffen wird, so sind sie selbst schuld daran. Das gilt ebenso sehr für die wissenschaftlichen, wie auch namentlich für die sozialpolitischen Verketzerungen, die besonders in unserem Vaterlande leider immer mehr auf die Tagesordnung kommen zu sollen scheinen.

Daß Pius X. so handeln wird, geht klar aus seiner Vergangenheit hervor. Einen Einfluß groß werden lassen und ihm erlauben zu herrschen, war ihm stets ein Greuel und niemanden ist es je gelungen, sich mit seinem Einflusse dauernd bei ihm festzusetzen. Auf der anderen Seite hat schon mancher Stelle und Ansehen verlieren müssen, der seine Beziehungen zum Bischofe oder Patriarchen Sarto ausnutzen wollte, um persönlichen Interessen Geltung zu verschaffen oder andere ihm unbequeme Männer grundlos zu verdächtigen oder aus dem Sattel zu heben.

Ein vollkommenes Vertrauen in den klaren Blick, die energische Festigkeit und unparteiische Beurteilung von Personen und Dingen bringt dem Papste Pius X. jeder entgegen, der sich des genaueren mit seinem Vorleben bekannt gemacht hat. Seine Seelengröße wird unterstützt durch einen unbegrenzten Seeleneifer, seine Frömmigkeit ist eine kerngesunde, der die Sentimentalitäten vieler modernen Andachtsbestrebungen ein Greuel sind, seine Arbeitslust und Arbeitskraft befähigen ihn, eine Arbeitsleistung zu zeitigen, vor der man billig staunen muß, die Erkenntnis der menschlichen Unzulänglichkeit auf allen Gebieten bewirkt, daß er allen Dingen mit dem größtem Eifer nachgeht und alles Erreichbare in den Dienst Gottes und seiner Kirche stellt; die Schwäche der menschlichen Natur zieht er in Rechnung, ohne ihr nachzugeben, und einmal ergangene Befehle wünscht er unweigerlich ausgeführt zu sehen, unbekümmert um die entgegenstehenden Schwierigkeiten. Als wahrer Reformator hat Pius X. sich schon seit Jahren als Bischof und Patriarch seinen Wahlspruch ausgesucht: Omnia instaurare in Christo, alles in Christo zu erneuern, und auf diesem Pfade folgen wir ihm alle gerne und mit Begeisterung, weil wir damit unserem eigenen Seelenheile am besten dienen.

Das sei mein Lied!

Ich will mit meinen kleinen Liedern
Nicht faulen Müßiggang erfreun,
Der Armut Schrei will ich erwidern
Und Rosen auf ihr Lager streun.

Wie Speere will ich zürnend recken
Die Zornesrhythmen scharf und heiß
Nach Händen, die sich frech beflecken
Mit fremder Arbeit Blut und Schweiß.

Ich will kein Sänger sein der satten,
Ins Herz verfaulten Gierlingswelt —
Mein Lied sei wie ein blutger Schatten,
Der zürnend auf ihr Lager fällt.

Doch möcht' an Liebe reich ich legen
Auf jede wunde, müde Brust
Versöhnend meines Liedes Segen,
Ganz funkelnd von des Gebens Lust.

O daß verdunkelt sei mein Name,
Vergessen ganz, der Winde Scherz —
Nur daß von meinem Lied ein Same
Einst falle in ein dunkles Herz!

O daß ein Funke meines Sanges
Einst blitze durch die Wetternacht
Des letzten wilden Schlachtendranges —
Ein Strahl, der spricht: Die Liebe wacht!

Franz Eichert.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Wenn ein Norddeutscher sich über den bayerischen Landtagsabschied nachzudenken getraut, so stößt er zunächst auf sogenannte bayerische Eigentümlichkeiten, die ihm sonderbar vorkommen, gelangt aber schließlich zu der Erkenntnis, daß im großen und ganzen das bayerische Zentrum das Schicksal des Reichstags-Zentrums teilt.

Zu den Eigentümlichkeiten gehört erstens das Schulmeistertum in der Kammer der Reichsräte. Wir haben in Preußen ein Herrenhaus, dem es wahrlich nicht an Selbstbewußtsein fehlt. Aber trotzdem (oder vielleicht deswegen) faßt die preußische Erste Kammer ihren Beruf etwas höher auf, als daß sie nörgelnd und polternd hinter dem Wagen der anderen Kammer herliefe. In Bayern aber geriert sich ein vorlauter Teil der Reichsratskammer wie eine Lehrerkonferenz, die den Adepten im anderen Hause die Zensuren auszuschreiben und die Leviten zu lesen habe, und zwar sowohl dem Präsidenten selbst als den Parteien, oder genauer gesagt: der stärksten Partei, auf die man alle Last und alle Verantwortlichkeit zu schieben pflegt. Diese Sucht des Schulmeisterns hat unlängst zu der grotesken Erscheinung geführt, daß ein flaumbärtiges Mitglied der Reichsratskammer die Regierung aufforderte, einen beamteten Volksvertreter wegen seiner parlamentarischen Tätigkeit zu maßregeln. Im preußischen Herrenhause hat man nicht bloß etwas mehr Kenntnisse von der parlamentarischen Immunität, sondern man weiß auch die Teilnahme von Beamten an den gesetzgeberischen Arbeiten zu würdigen. — Die Erste Kammer gilt als Senat, und Senat bedeutet die Versammlung der Alten. Wenn nun aber die Schulmeisterei von der grünen Jugend gegenüber älteren und erfahreneren Herren geübt wird, so ist sie erst recht geschmacklos und unerträglich.

Als weitere Eigentümlichkeit stößt uns das Vorherrschen der persönlichen Momente, die Ueberschätzung von Einzelheiten, die große Rolle der Stimmungen und Vorurteile auf. Bei uns zu Lande ist ja früher auch wohl mal Windthorst-Zentrum gesetzt worden; aber Windthorst war doch auch eine gewichtigere Persönlichkeit als Dr. Heim, womit wir letzterem keineswegs zu nahe treten. Wenn nun in der bayerischen Reichsratskammer die hochwichtige Frage der kriegsministeriellen Duellbegünstigung verhandelt wird und dabei ein junger Sproß eines verewigten katholischen Adeligen nichts Besseres zu tun weiß, als dem Kriegsminister durch eine Philippika gegen die verhaßte Person des Dr. Heim zu Hilfe zu kommen, so finden wir das sehr eigentümlich, und nicht minder verwundern wir uns, wenn ein noch jüngerer Vetter dieses Herrn in einem Brief, der nichts von noblem Stil verrät, die Einladung zum Katholikentag ablehnt, weil selbiger Dr. Heim sich vielleicht dort auch eine Mitgliedskarte lösen kann.

An diesen sonderbaren Zwischenfall hat die gegnerische Presse die dreiste Behauptung geknüpft — der Wunsch war der Vater des Gedankens —, daß der bayerische Adel der Regensburger Versammlung fernbleiben wolle. Dieser ungenierte Vorstoß hat das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung herbeigeführt, aber er bleibt doch bezeichnend für die Gegnerschaft, mit der unsere politischen Freunde in Bayern zu schaffen haben. Der bayerische Adel wird in Regensburg nicht fehlen, wie Frhr. v. Pfetten im Lokalkomitee förmlich verkündigt hat; das bayerische Volk wird hoffentlich auch nicht fehlen, und die Umtriebe der Feinde werden die Teilnahme der norddeutschen Glaubensgenossen gewiß steigern. Der Katholikentag ist kein politischer Parteitag; aber die Zentrumspartei der Einzelstaaten und des Reichs sind die politischen Zweige an dem Baume des deutschen Katholizismus, und wenn das ganze katholische Deutschland sich zahlreich und tatkräftig in Regensburg versammelt, so stärkt es auch die politische Betätigung des katholischen Volkes in Bayern; einer für alle, alle für einen — das muß um so mehr gelten, je höher die Schwierigkeiten wachsen.

Die Schulmeister in der Reichsratskammer haben ihrerseits eine schlechte Zensur erhalten durch die Schlußrede, die im Namen und in der Gegenwart des greisen Prinzregenten verlesen wurde. Sie ist ein beredtes Lob für den Fleiß und die Leistungen des langen Landtages, und wenn nach dem Zeugnis der Krone und ihrer Regierung die Tagung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens reiche Früchte getragen hat, so darf das Zentrum sich dieses Lobes in erster Linie freuen, weil es als Mehrheits-, Präsidial- und Hauptarbeits-Partei der Abgeordnetenkammer die Last getragen und die Erfolge geschaffen hat. Nun sehen wir aber, daß die ganze Presse, sowohl die liberale wie die bureaukratische, in ihrer Hetze gegen das Zentrum unbeirrt, ja noch mit gesteigertem Ingrimm fortfährt. Es geht dem bayerischen Zentrum wie dem Reichstags-Zentrum. Das Gute, was in Berlin oder München geschaffen wird, schreibt man entweder anderen zu oder sucht es zu verschleiern; die Schwächen und Mängel aber werden raffiniert übertrieben, oft noch durch Dichtungen vermehrt und die ganze Verantwortlichkeit für die angeblichen oder wirklichen Fehler wird dem Zentrum aufgeladen, als ob es die allmächtige Partei wäre. Die Rechte und Vorteile der „regierenden Partei" weiß man uns mit vereinten Kräften vorzuenthalten, aber die Lasten, die mit der sogenannten entscheidenden Stellung verbunden sind, sowohl die Arbeitslast als die Verantwortlichkeit, halst man uns rücksichtslos auf. Jedes kleine Zugeständnis, das man des Gewissens oder der Schande halber den Forderungen des katholischen Volkes machen muß, wird ins Ungeheuerliche übertrieben, um die Eifersucht und den Haß zu erregen. Man spricht von der unerträglichen Herrschaft des Zentrums, wenn die hergebrachte Herrschaft des Liberalismus und der Bureaukratie nur den kleinsten Fetzen abgeben muß. Tatsächlich ist aber die „Herrschaft" ein opfermutiger Dienst um die Rachel, die höchstens mit einer Leah belohnt wird.

Doch diese Erfahrungen sollen uns nicht verzagt, sondern vielmehr tapferer, eifriger, zäher machen!

Der langersehnte Sohn ist jetzt beim Zaren endlich eingetroffen. Welch ein heller Jubel wäre durch Rußland erklungen, wenn dieser Storch ein Jahr früher gekommen wäre! Jetzt wird natürlich auch von Kanonen, Glocken und Menschenstimmen gejubelt; aber es klingen Schmerzen- und Sorgentöne mit. Der Erbe ist da; aber wie steht's mit der Erbschaft? Attentate zu Hause und stete Niederlagen im ostasiatischen Vorhof. Der robusteste Mann dürfte unter solchen Umständen nervös werden, und der „glückliche Vater" gehört durchaus nicht zu den robusten. Vielleicht wird die Erfüllung des Herzenswunsches die Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit des schwer belasteten Selbstherrschers etwas heben. Not täte es; denn die innere Krisis steht noch ganz auf dem alten Fleck und die Lage in Ostasien hat sich noch verschlimmert.

In dem sonderbaren russischen Depeschenstil, der noch die französischen Bemäntelungskünste von 1870 übertrifft, war nach beredter Aufzählung von Bravourstücken so nebenbei kurz angedeutet, daß die Russen den Japanern den „Wolfshügel" südwestlich von Port Arthur überlassen hätten. Der Verlust des Wolfshügels zog aber gewaltige Folgen nach sich. Die Japaner konnten von dort den Kriegshafen beschießen, die blockierte russische Flotte konnte sich also in ihrem Zufluchtswinkel nicht mehr halten, sie mußte, um dem vollständigen Verderben zu entgehen, einen verzweifelten Ausbruchsversuch machen. Nach den bisherigen Nachrichten sind zwei von den ausgebrochenen Kreuzern vor Kiautschou eingelaufen, ein Torpedobootzerstörer ist nach Tschifu geflüchtet, aber dort von den Japanern wieder aus dem neutralen Hafen herausgeholt worden; ein Panzerlinienschiff und ein Kreuzer sind nach Port Arthur zurückgedrängt worden; ein anderer Panzer soll nach japanischen Angaben gesunken sein; über den Verbleib des Restes weiß man noch nichts. Es ist also dem Admiral Togo nicht gelungen, die ausgebrochene Flotte sofort zu vernichten, wohl aber hat er sie gesprengt. Das erstrebte Ziel, die Vereinigung mit der rührigen Wladiwostok-Flotte, kann also im günstigsten Falle nur ein Teil des Port Arthur-Geschwaders erreichen. Dieser Teil müßte aber schon ein gerütteltes gehäuftes Maß von Glück haben, wenn er sowohl den Togoschen als auch den Kamimuraschen Schiffen entgehen sollte. Vor Port Arthur wird jetzt den Japanern die Arbeit erleichtert, da die schweren Schiffsgeschütze nicht mehr ihr gewichtiges Wort mitsprechen; aber die heiß umstrittene Beute ist auch wesentlich entwertet, denn das Abfangen der russischen Flotte war für die Japaner wichtiger als die Besetzung der Landwerke, die zurzeit mehr moralische als materielle Bedeutung haben.

Kulturfortschritt und Katholikenversammlungen.

Von

S. Stillger.

Wenn in einem Punkt Deutschland auf der Weltausstellung in St. Louis unbestritten den ersten Rang einnimmt und alle anderen Staaten und Nationen weit übertrifft, so ist es die Arbeiterschutzgesetzgebung. Hier kann Deutschland Beispiel und Muster sein. Dies wurde letzthin sogar von sozialdemokratischer Seite anerkannt. Dieser Fortschritt auf sozialem Gebiet ist ein Ruhm, auf den Deutschland mit Recht stolz sein kann. Aber wer besonders darauf stolz sein kann, das sind die deutschen Katholiken. Ohne eine Widerlegung, ja auch nur eine ernste Widerrede fürchten zu müssen, können sie sich in erster Linie diesen Erfolg zuschreiben. Im Zentrum finden sie ihre politische Vertretung, und das Zentrum ist es, das nie müde wurde — was selbst Gegner häufig genug anerkennen mußten —, durch Anträge und zuletzt durch Resolutionen besonders im Reichstage immer und immer wieder zum Ausbau der sozialen Gesetzgebung zu drängen.

Und wo sind die sozialen Bestrebungen des Zentrums zu festen Entschlüssen ausgereift? Wo anders als auf den deutschen Katholikentagen? Dies bestätigt uns kein geringerer als der Führer der National-Sozialen, Friedrich Naumann, in einer seiner Münchener Reden. In diesen Reden fordert er die Liberalen auf, soziale Tätigkeit zu entfalten, denn jetzt geschehe nur so viel auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung, als die deutschen Katholikenversammlungen für gut fänden.

Das ist ein Lob aus Feindesmund, wenn es auch keines sein sollte; denn auch Friedrich Naumann weiß viel zu gut, daß das Zentrum im Reichstag stets mit den anderen Parteien rechnen und sich zu Kompromissen verstehen muß, um nur Teilforderungen durchzusetzen; er weiß viel zu gut, daß die Bundesregierungen mehr bremsen als treiben.

Die meisten sozialen Forderungen, die das Zentrum in den Parlamenten vertritt und vertreten hat, waren auf den Katholikenversammlungen oft lange vorher öffentlich vertreten und immer wieder ins Gedächtnis zurückgerufen worden. In den Ausschüssen derselben treten zuerst die Anregungen zutage; dort wird darüber debattiert, und gar manchmal ist der Streit heiß gewesen, bis eine Anregung sich zu einer Resolution verdichtet hatte, die dann für die geschlossene Versammlung als reif befunden und in der öffentlichen Versammlung in die großen Massen getragen wurde, um dieselben dafür zu begeistern.

In den Ausschüssen mußte die Spreu vom Korn geschieden, extreme Forderungen, Utopien mußten zurückgedrängt und manchmal auch laxe und laue Ansichten bekämpft werden — bis man sich auf bestimmte konkrete Forderungen geeinigt hatte. Und geeinigt hat man sich noch immer. Manchmal drohten in den Reihen der deutschen Katholiken gerade in wirtschaftlichen, in sozialen Fragen ernste Spaltungen, aber auf den Katholikenversammlungen haben sich die Gegner wieder gefunden, sich wieder verstehen gelernt und sich geeinigt. Und diese Einigkeit ist es, welche die deutschen Katholiken so einflußreich gemacht hat, durch welche sie so viel erreicht haben.

Ohne die Katholikenversammlungen wäre es den deutschen Katholiken gegangen wie es den Katholiken in einigen Nachbarländern leider geht, wo gerade wirtschaftliche, soziale Forderungen die Katholiken spalten und dieselben darum mehr oder weniger einflußlos machen, zum mindesten ihre Kraft lähmen und verzetteln. Besonders auf sozialem Gebiet treten so viele Anregungen hervor, welche utopistisch sind; werden sie nicht frühzeitig zurückgedrängt, so richten dieselben großen Schaden an; denn die Träger dieser Ideen sammeln Gesinnungsgenossen, die dann eigensinnig die Utopien verfechten und so ihre gute Kraft vergeuden. Auch gibt es Ideen, die anfangs der großen Mehrheit utopistisch scheinen, es aber in Wahrheit nicht sind, die indessen nicht durchdringen können, weil ihre Träger keine Gelegenheit haben, dieselben vor anderen namhaften Vertretern des Volkes zu verteidigen und ihre Durchführbarkeit zu beweisen. Endlich gibt es Ideen, die zwar einen guten Kern haben, von welchen aber die Spreu erst abgesondert werden muß. Wie viele Klippen gibt es da, an denen die Einigkeit zerschellen kann! Wenn die deutschen Katholiken diese Klippen bis jetzt glücklich umschifft haben, so verdanken sie dies hauptsächlich den Katholikentagen. Durch dieselben sind die Ziele geklärt worden, so daß die deutschen Katholiken einig und geschlossen alle den gleichen Zielen nachstreben konnten.

Es war im Jahre 1886, als ich zum erstenmal eine Katholikenversammlung besuchte, welche damals in Trier stattfand. Ich wohnte den Verhandlungen im Ausschusse für die soziale Frage bei. Gerade stand die Sonntagsruhe auf der Tagesordnung. Es wurde sehr ernsthaft gestritten. Ein berühmter, jetzt schon verstorbener Parlamentarier trat für die Sonntagsruhe ein, wie sie in England gehalten wird. Da war es Windthorst, welcher diese Forderung mit allem Nachdruck bekämpfte und es auch erreichte, daß man sich einigte, nur soviel Sonntagsruhe zu verlangen, als man in Deutschland erreichen könne.

Was die deutschen Katholiken in kirchenpolitischer Hinsicht erreicht haben, daran haben die Katholikentage ein so großes Verdienst, daß wir dies nicht eigens zu betonen brauchen. Was sie aber in religiöser und charitativer Hinsicht, was sie auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft bewirkt haben, fällt weniger in die Augen, weil die Erfolge sich nicht in Gestalt von Gesetzen zeigen; aber das meiste, was die Katholiken in dieser Hinsicht geleistet haben — wir erinnern nur an die Vinzenz- und Raphaelsvereine, an den Görresverein und die deutsche Gesellschaft für die christliche Kunst — wurde auf den Katholikenversammlungen zuerst besprochen und geklärt, oder sicher empfohlen und gefördert. Darum kann man mit Recht sagen, die Katholikenversammlungen haben der Kultur im besten Sinne Dienste geleistet, die von größter Bedeutung sind.

Wie die Katholikentage von unseren Gegnern gewertet werden, zeigen die Berichte ihrer Presse, welche namentlich im letzten Jahrzehnte eine so große Ausdehnung erfahren haben. Daß ihnen auch im Auslande die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, beweist u. a. der Umstand, daß besonders diesmal zahlreiche französische Katholiken nach Regensburg kommen wollen, um den ganzen Betrieb zu studieren.

Das ist sicher, wenn wir die Katholikentage nicht hätten, dann müßten wir sie einführen, so wichtig sind sie für uns. Daran ändern die böswilligen Kritiken von gewisser Seite gar nichts. Ja, es wäre unverständlich, wenn es solche nicht gäbe. Ohne die Katholikentage wären wir vielleicht noch schlimmer daran, als unsere Glaubensbrüder in manchen Nachbarländern. Besonders wäre das einmütige Zusammenarbeiten von Nord und Süd, wie es sich jetzt zeigt, nie möglich geworden.

Mochte man aber den Katholikenversammlungen nachsagen, was man wollte, ein Lob konnte denselben nie versagt werden, daß sie nämlich nie die Gefühle von Andersgläubigen verletzt haben. Wir Katholiken haben mit uns selbst wahrlich genug zu tun, als daß wir uns mit den Sachen anderer befassen sollten. Darin könnten unsere protestantischen Mitbürger ein nachahmenswertes Beispiel finden! Dann würde gar vieles anders und besser werden; die Kultur ist ja eine Friedensfrucht.

Wenn aber einmal eine Zeit kommen sollte, wo die Katholiken das allgemeine Interesse für ihre Generalversammlungen verlieren würden, so wären schlimme Zeiten zu fürchten.

Vorwärts!

Von

G. J. Buck.

Die Wolken des Himmels ziehen vorüber und streben ihren fernen Zielen zu, die Natur ist ein beständiges Arbeiten und Wachsen und auch vom Menschen soll das Wort des größten deutschen Idealisten, Schillers, gelten:

„Rastlos mußt du vorwärts streben,
Nie ermüdet stille steh'n,
Willst du die Vollendung seh'n."

Der Gedanke des Fortschreitens soll die Katholiken der heurigen Generalversammlung beseelen. Jede dieser Versammlungen würde ihr Ziel verfehlen, wollte sie nur aus Redeübungen bestehen, wollte sie die Katholiken anleiten, auf wirklichen oder eingebildeten Lorbeeren auszuruhen, statt sie zur kräftigen Arbeit anzufeuern.

Sind doch unsere Versammlungen selbst vorangeschritten: Wie klein die Zahl ihrer Teilnehmer vor Jahrzehnten und wie schwillt heute der Menschenstrom an! Wie bescheiden ehemals manche der Vorträge und wie hoch und tief gewachsen kommen uns jetzt manche Themata vor, die in den letzten Jahren behandelt wurden, und die Art wie dies geschah!

Also der Gedanke: Vorwärts!

Vorwärts vor allem in der Einigkeit! Wir haben im öffentlichen Leben Deutschlands nur etwas erreicht, weil wir einig waren. Wohin Uneinigkeit führt, könnte uns vielleicht noch Tirol zeigen, wenn die Verhältnisse sich dort nicht ändern, zeigt uns jetzt schon Italien, lehrt uns Frankreich. Man kann sich kaum etwas



Ueberflüssigeres und praktisch Wertloseres denken als den Streit zwischen den Konservativen und den christlichen Demokraten in den ersten beiden Ländern. Die Uneinigkeit ist die Mutter der Unfruchtbarkeit.

Damit soll indes ja nicht gesagt sein: Verachten wir diese Länder, verachten wir die Schwäche und die Unbegreiflichkeiten der französischen Katholiken! Es ziemt sich in diesem festlichen Augenblicke nicht, Vergleiche zwischen der rechtlichen Lage (z. B. was den Unterricht betrifft) der Katholiken in manchen Gegenden Deutschlands und der heutigen gesetzlichen Lage der französischen Katholiken zu ziehen. Die Gesetze werden ja bei uns in der Regel tatsächlich milde ausgeübt und ausgelegt, wenigstens in den letzten Jahren, aber ein Vergleich über den Rechtsstandpunkt wäre am Ende sehr lehrreich.

Da manche Menschen indes äußerst rasch vergessen und viele die Zeit des deutschen Kulturkampfes vor 30 Jahren nicht miterlebt haben, so darf doch daran erinnert werden, daß in Frankreich selbst unter der jammerwürdigen Tyrannei, die heute auf der „freien" Republik lastet, kein Gesetz zustande gekommen ist, das den einzelnen Jesuiten auf gleiche Linie mit einem — Anarchisten stellt und ihn danach behandelt. Daß ein so „ideales" Gesetz in einem großen Lande, das wir alle kennen, jahrzehntelang bis vor kurzem galt und manchmal auch angewandt wurde, weiß jedermann.

Man spricht viel von freier Religionsübung. Wahr ist: In manchen weit zurückgebliebenen Ländern Deutschlands sind den Katholiken schändliche und lächerliche Fesseln angelegt, man mag sich an Coburg, Braunschweig, Mecklenburg u. a. erinnern. Wer aber hindert die deutschen Katholiken, für die Besserung der geistigen und zeitlichen Lage der Arbeiter, der Bauern, der Handwerker zu arbeiten, die Berufsorganisation der Landwirte in die richtigen Wege zu leiten, sich um die Bauernburschen, Gesellen-, Mädchenheime, Dienstbotenhäuser, um Bewahranstalten für Kinder, um das große Gebiet der Vereine, des Volksvereins und der Heerschar der übrigen sich anzunehmen? Wer kann ernstlich die Tätigkeit für unsere Presse verbieten und verhindern? Wer ist imstande, uns in normalen Verhältnissen davon abzuhalten, sozial tätig zu sein und rastlos vorwärts zu drängen?

Der Gedanke des Fortschritts möge uns besonders dazu antreiben, daß wir unsere heilige Religion und ihren Geist immer mehr kennen lernen. Die Phrase von der sittlichen Autonomie des Menschen (eines uralten Paradestücks, das Kant nur neu aufgeputzt hat), die Ungebundenheit des Menschen, seine Loslösung von einer überirdischen Auktorität außer ihm, — welche Verheerungen richtet sie heute in vielen Köpfen an! Dieser Proklamation der Selbstherrlichkeit des Menschen gegenüber müssen wir Katholiken uns recht tief einprägen: Wir sind Diener Gottes und haben ihm zu gehorchen und von ihm und seiner Kirche Mahnungen zu empfangen. Lesen wir doch alle, Laien wie Geistliche, recht eifrig in der Heiligen Schrift, unterstützen wir die Bestrebungen, welche dieses Buch verbreiten will, es wird uns aus ihm der Geist unserer Kirche, der Geist Gottes frisch und ewig neu entgegenwehen. Tief betrübend ist es, wenn Katholiken eher alle realistischen Romane des Tages gelesen haben, als das Buch, das Realismus und Idealismus in staunenswertem Maße in sich vereinigt. In der Verbreitung und Lesung der Bibel haben sich überhaupt die deutschen Katholiken des letzten Jahrhunderts wenig Ruhm erworben. Gar manchen von ihnen müßte der Richter wie einst dem berühmten Philologen und klassischen Briefschreiber Hieronymus, dem Kirchenvater, zudonnern: Ciceronianus es, non christianus! Du bist ein viellesender Schöngeist, kein Christ!

Vorwärts in der Anschauung über moderne Probleme, neue Aufgaben! Ueber Probleme der Wissenschaft, Naturwissenschaft, Bibelkritik, Politik, Kunst! Es hat im Altertum edle Männer gegeben, welche von ihrem Standpunkt aus die Beschäftigung mit Literatur und Politik und Kriegsdienst verpönten oder zum mindesten für überflüssig hielten. Aber schon ihnen hat ein Mann wie Clemens von Alexandrien mit Entschiedenheit entgegengehalten: ἔξεστι πολιτεύεσθαι, es ist den Christen erlaubt, sich um die öffentlichen Angelegenheiten zu bekümmern. Es gibt auch heute noch Katholiken der ersten Art in mehr als hinreichender Anzahl. Sie hören nicht, obwohl sie könnten, auf den bald still flutenden, bald rauschenden Gang des Zeitenstromes, sie puppen sich ein, herrlich zufrieden, wenn ihre Ruhe nicht gestört wird. Derweilen schreiten Naturwissenschaft, Kunst, Technik und Literatur und vieles andere unaufhörlich fort. Sie selbst aber bleiben zurück. Es sind die fürchterlichsten Konservenesser, die man sich vorstellen kann. Konservenessen aber ist langweilig, ja kann auf die Dauer sogar krank machen.

Diesen muß mit entschiedener Frische ins Gesicht gesagt werden: Es ist erlaubt, daß du dich um neuzeitliche Dinge annimmst, du kannst auch dann noch ein vortrefflicher Katholik sein. Nicht nur erlaubt, nein, notwendig ist es heute, derartiges zu tun. Möge diesen Ruf nach Fortschritt auch die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wieder mit Macht erheben und möge er weit hinausschallen in die deutschen Gaue!

Ein kräftiges Vorwärts möchten wir dem positiven Denken und Arbeiten der deutschen Katholiken wünschen. Es gibt Menschen und Zeitungen, denen der Sinn fürs Positive in erschrecklichem Maße abgeht, die oft nur negativ, rein kritisch, zurückweisend tätig sind. Es gibt Menschen und Zeitungen, für welche nur religiöse Kämpfe und Streitigkeiten Interesse zu haben scheinen. Gegen diese müssen wirtschaftliche, handelspolitische, wahrhaft volkstümliche Vorgänge und Erscheinungen, müssen selbst religiöse Anregungen zurückstehen. Wir wissen nur zu wohl, daß solche Kämpfe nicht selten von den Gegnern aufgenötigt werden, daß Zurückweisungen und Zurechtweisungen angezeigt sein können, aber — nicht allzuviel!

Es würde das auch unserer tapferen Presse nur von Nutzen sein. Die Presse nennt man eine Großmacht. Unsere deutsche katholische ist das leider noch nicht, aber sie soll es werden. Unsere großen Blätter, wir denken vor allem an die Süddeutschlands, sind noch bei weitem nicht in dem Maße verbreitet, wie sie es ihrem inneren Gehalt, ihrer fleißigen Bearbeitung, ihrer tüchtigen Leistungen, ihrem Umfang und ihrem niederen Preis nach verdienen würden. Dafür triumphiert die Charakterlosigkeit der farblosen, die giftige Feindschaft einzelner liberaler Blätter. Wann wird einmal die Mehrzahl der deutschen Katholiken Manns genug sein, um diese schmähliche, entwürdigende und entsittlichende Knechtschaft (z. B. in einer süddeutschen Hauptstadt) zu brechen? Wann wird der Tag anbrechen, an dem jeder deutsche Katholik es als tiefe Schmach empfindet, wenn er ohne jede ernstliche Not liberale, kirchenfeindliche Blätter oder Inserate in ihnen mit seinem baren Gelde bezahlt, während er die eigene Presse beiseite setzt?

So möge auch diese Katholikenversammlung in Regensburg wieder eine laute Heroldin für echten und vernünftigen Fortschritt sein! Mögen auf ihrem Banner in leuchtenden Buchstaben stehen die goldenen Worte: Einigkeit, Glaubenskenntnis, Glaubenstreue, Arbeit und nie versiegendes Streben nach Besserem!

Angriffe auf die katholischen Studentenkorporationen.

Von

J. Gießler, Landtagsabgeordneter, Amtsgerichtsdirektor, Mannheim.

Zwei Menschenalter schon bestehen an verschiedenen Hochschulen konfessionelle Studentenvereinigungen; erfreulicherweise haben die katholischen seit dem Kulturkampf eine immer größere Ausdehnung gewonnen. Dieselben kann man in zwei Gruppen teilen: die farbentragenden Verbindungen und die nichtfarbentragenden Vereine. Unter den ersteren nimmt die hervorragendste Stellung ein der „Kartellverband der kathol. deutschen Studentenverbindungen" (C. V.), welchem zurzeit 41 Verbindungen angehören und an welchem 4 weitere Verbindungen „befreundeten" Anschluß haben; derselbe zählte im letzten Wintersemester 1817 Mitglieder im Sommersemester 1941 auf den Universitäten und Technischen Hochschulen und 3237 Philister. Daneben bestehen eine Anzahl weiterer Verbindungen mit namhafter Mitgliederzahl. Unter den Vereinen nimmt die erste Stelle der „Verband der kathol. Studentenvereine Deutschlands" ein; in diesem Sommersemester zählt derselbe 1748 Studenten und 4929 Alte Herren. Daneben sind hervorzuheben die kathol. Studenten des „Unitas-Verbandes", sowie der Verband der „süddeutschen katholischen Studentenvereine".

Diese Aufzählung schon zeigt, daß die kathol. Studentenkorporationen einen respektablen Bestandteil der Studentenschaft überhaupt ausmachen. Daß an einzelnen Universitäten die eine oder andere Korporation mit Neid und Scheelsucht auf die gewöhnlich numerisch überlegenen kathol. Studentenvereinigungen blicken, ist nicht verwunderlich; daß es da und dort manchmal auch zu Reibungen kam, ist bei dem Temperament der jungen Leute erklärlich. Bei den überspannten nationalen Gegensätzen in Oesterreich erlaubten sich die sog. „nationalen" Studenten wiederholt gegen die katholischen Verbindungen in Graz, Innsbruck, Prag, Wien die schlimmsten Ausschreitungen, welche meist auf die energischen Reklamationen der letzteren durch die akademischen oder staatlichen Behörden mehr oder weniger Sühne finden mußten. Solche Exzesse waren auf den reichsdeutschen Universitäten unbekannt und man war bei uns gewohnt, die jedem Anstand, der Bildung und akademischen Freiheit

hohnsprechenden Zustände an den österreichischen Universitäten als Ausnahme zu betrachten, welche mit der Gesundung der öffentlichen Verhältnisse dort auch verschwinden werden. Leider wurden dieselben in den abscheulichen Vorgängen am Aschermittwoch in Jena gegen die katholische Verbindung „Sugambria", wodurch nicht nur diese schwer angegriffen, sondern auch Einrichtungen der katholischen Kirche verhöhnt wurden, auf deutsche Universitäten übertragen. Wenn auch der anständige Teil liberaler wie konservativer Zeitungen mit den katholischen die Ausschreitungen verurteilten und der akademische Senat einzelne Studenten für dieselben strafte — allerdings milde genug! —, so benutzte man diese Angelgenheit doch zum Vorwande, um prinzipiell gegen die Existenzberechtigung der konfessionellen — gemeint sind immer die katholischen — Studentenkorporationen Stellung zu nehmen. Was die Gegner während des ganzen Kulturkampfes nicht gewagt hatten, versucht man jetzt in Szene zu setzen: den katholischen Studenten die freie Vereinigung unmöglich zu machen! Ein grelles Zeichen der Zeit, wie weit wir es in der „Freiheit", der „Toleranz" und der „konfessionellen Verhetzung" gebracht haben!

Nachdem die Studentenschaft in Jena am 8. März l. Js. einen Protest gegen die „Sugambria" als konfessionelle farbentragende Verbindung erlassen und gebeten hatte, „geeignete Maßregeln gegen die Störer des Friedens in der Studentenschaft zu treffen," erging an dieselbe vom Rektor das Verbot: „Auf Grund des Beschlusses des illustren Senates vom 12. ds. Mts., welcher lautet: Studentische Verbindungen, welche wesentlich religiös-konfessionelle Zwecke verfolgen, sowie solche, welche als Mitglieder statutengemäß ausschließlich Angehörige **einer Konfession** aufnehmen, **dürfen keine Farben tragen**, wird Ihnen hiermit verboten, fernerhin Farben zu tragen."

Dieser Beschluß richtet sich dem Wortlaute nach nur gegen die konfessionellen **farbentragenden** Verbindungen; weiter zu gehen, lag keine Veranlassung vor, da ein katholischer Studentenverein in Jena nicht besteht; hätte man allgemein alle konfessionellen Vereinigungen verboten, so hätte man auch die Ortsgruppe des Evangelischen Bundes treffen müssen! Man hielt sich schlauerweise an das „Farbentragen" der Verbindung. Daß man gegebenenfalls nicht dabei stehen bleiben würde, war aus den Erörterungen deutlich zu erkennen. Die Kölnische Volkszeitung schrieb in Nr. 244 vom 22. März mit Recht: „Die Unterscheidung zwischen farbentragenden Verbindungen und nichtfarbentragenden Vereinen wird letztere vollkommen kalt lassen; sie wissen ganz genau, wohin die Reise geht. Sobald man es zu riskieren dürfen glaubt, wird man die erforderlichen „Provokationen" an ihnen ebenso flink entdecken als bei ihren Kommilitonen von der „Sugambria". Die gesamte katholische deutsche Studentenschaft hat allen Grund, gegenüber den infamen Vorgängen in Jena, der ersten Uebertragung des österreichischen Studententerrorismus auf reichsdeutschen Boden, wie ein Mann zusammenzustehen."

Die hier ausgesprochene Vermutung wurde bald übertroffen. Ohne eine äußere Veranlassung irgendwelcher Art abzuwarten, suchte die Mehrheit der Studentenversammlung an der Technischen Hochschule in Hannover die Existenz katholischer Korporationen als Provokation zu behandeln. In der Studierendenversammlung vom 24. Juni wurden unter Punkt: „Verschiedenes" der Tagesordnung urplötzlich zwei Anträge gestellt: „1. bei Rektor und Senat die Suspension der bestehenden konfessionellen Korporationen zu beantragen und die Neubildung solcher zu verbieten; 2. konfessionelle Korporationen als solche vom Ausschuß auszuschließen." Da dieselben nicht auf der Tagesordnung standen, wurde die Verhandlung auf den 30. Juni vertagt, welcher wohl an 1000 Studenten anwohnten; die Redner der katholischen Korporationen verteidigten mit Energie ihren Standpunkt: „Freiheit der Gesinnung, Mut des Eintretens für die eigene Ueberzeugung, aber auch Achtung vor der Ueberzeugung des andern verlangten sie als Richtschnur. Aber der Antrag 1 wurde angenommen; nur einige Herren aus der Wildenschaft und die Mitglieder der katholischen Korporationen, Verein „Gothia", Verbindung „Frisia", Verein „Rheno-Guestfalia" stimmten dagegen; letztere legten einen gemeinschaftlichen Protest an Rektor und Senat ein, der wohl von Erfolg sein muß. Diese Lorbeeren ließen einige Studierende der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg nicht ruhen; dieselben stellten anläßlich einer Studentenversammlung — ohne Ankündigung in der Tagesordnung — den Antrag, der Ausschuß möge sich zwecks Bekämpfung der konfessionellen farbentragenden Verbindungen mit dem Ausschuß in Hannover in Verbindung setzen. Aus der Begründung des Antrags ging hervor, daß er sich gegen alle katholischen Vereinigungen richtet. Der Antrag ging durch; über dessen Schicksal ist bisher nichts verlautet. Als dritter im Bund erhoben an der Technischen Hochschule in Aachen die nichtkonfessionellen Korporationen Einspruch gegen die Zulassung eines neuen Vereins, welcher sich durch Abzweigung von dem katholischen Verein „Carolingia" bilden wollte; die Mehrheit der Wildenschaft schloß sich dem Proteste an. Die einzig richtige Antwort gab der Senat ohne Umschweife: „Der Senat war **einstimmig** der Ansicht, daß für die hiesige Hochschule kein Anlaß vorliegt, die Frage der Aufhebung der konfessionellen Korporationen zu erörtern."

Ob die Verstöße und Angriffe damit ihr Ende erreicht haben? oder ob ein akademischer Kulturkampf in Sicht? wie die „Akademischen Monatsblätter", das Organ des Verbandes der Vereine einen Bericht überschreibt. Bei dem Charakter der treibenden Hintermänner, den Mitgliedern des Evangelischen Bundes, welche an den Universitäten Ortsgruppen desselben zu bilden suchen — als ob dies keine konfessionellen Vereinigungen sind! —, darf man im kommenden Wintersemester auf ähnliche Angriffe gefaßt sein. Auffällig und vielleicht nicht ohne Bedeutung ist, daß bis jetzt nur Studenten an einer kleinen Universität und Technischen Hochschulen sich an der Hetze beteiligt haben. Gerade an den alten, großen Universitäten bestehen die katholischen Korporationen schon viele Jahrzehnte, wie in München, Bonn, Berlin, Breslau, Würzburg, Freiburg, Tübingen, Straßburg, ohne daß die „akademische Freiheit", der „konfessionelle Friede", das „Nationalbewußtsein" darunter gelitten hätten. Die Professorenschaft dieser Universitäten wird den katholischen Studenten alter und neuester Zeit wohl gerne das Zeugnis geben, daß sie ebenso strebsame, wissensdurstige, deutschgesinnte, begeisterte Schüler ihrer alma mater waren, wie ihre Kommilitonen. Die Früchte, welche die katholischen Korporationen gezeitigt, waren und sind keine schlechten, was durch die absolvierten Prüfungen und die Tätigkeit der Alten Herren in den verschiedenartigsten Berufen und im öffentlichen Leben in Staat, Kirche und Gemeinde hinreichend erwiesen ist. Warum nehmen die Technischen Hochschulen, welche der älteren Schwester, den Universitäten, ja noch nicht so lange gleichberechtigt — zur Genugtuung aller Gebildeten — zur Seite stehen, nicht die Erfahrungen der letzteren sich zu Nutz und Beispiel? Dadurch würde der „Friede" und der segensreiche, wahre Wettbewerb unter den Studierenden zum Segen der Hochschule mehr gefördert als durch diese eines Gebildeten unwürdige Konfessionshetze!

Was sind es doch für fadenscheinige Gründe, welche man vorbringt? Das Prinzip der konfessionellen Korporation soll der „akademischen Freiheit" widersprechen! Das Wesen der akademischen Freiheit erfordert doch, wie Geh. Rat Prof. Borchers in Aachen in seiner Rektoratsrede richtig hervorhob, notwendig auch die Duldung der gegenteiligen Meinung. Statt der notwendigen Achtung und Duldung verlangt man hier im Namen der Freiheit die Knechtung und Unterdrückung einer anderen Anschauung. Welche Begriffsverwirrung muß in solchen Köpfen spuken! Diese erscheint aber um so unheimlicher, wenn man bedenkt, gegen welche Anschauungen sie sich richtet. Nicht etwa gegen irgendwelche sittliche Ausschreitungen, verschrobene Begriffe, gegen umstürzlerische, gegen Staat und Gesellschaft gerichtete Ideen, sondern gegen die Betätigung der christlichen Weltanschauung. Denn zu dieser bekennen sich die katholischen Korporationen, wenn sie als Hauptprinzipien ihrer Verbände aufstellen: Bewahrung ihres von den Eltern ererbten katholischen Glaubens, Wissenschaft, Freundschaft, Antiduellität. Diese Ideale müssen vor allem Heimatsrecht auf den Hochschulen haben. Will man diese verfehmen, dann spreche man wenigstens nicht mehr von „Freiheit".

Ja, wendet man ein, nicht den Glauben der katholischen Kommilitonen will man treffen, sondern die konfessionelle Spaltung in der Studentenschaft verhindern, welche eine schwere Schädigung des nationalen Empfindens in sich schließe. Der Riß wird durch die Korporationen nicht erst hineingetragen, sondern ist da; dies ist eine historische Tatsache, die ertragen werden muß. Die konfessionellen Korporationen haben keinerlei Tendenz gegen Andersgläubige und man kann in der langen Reihe der Jahre keine Ungehörigkeit, keine Verletzung Andersgläubiger oder anderer Korporationen nach der religiösen Richtung den katholischen Verbindungen oder Vereinen nachweisen; im Gegenteil sehen sie in der gegenseitigen Duldung den richtigen Weg zur Ueberbrückung des nun einmal vorhandenen Risses. Sie können aber die Berechtigung ihrer religiösen Ueberzeugung nach ihrer Konfession beanspruchen und das Recht sich mit Gleichgesinnten zu vereinen, wie dies Andersgesinnten auch nicht verwehrt sein soll. Noch ein anderer Gesichtspunkt darf nicht außer Acht gelassen werden. Die Eltern der Herren Studenten haben doch auch noch ein Recht mitzusprechen. Mit Recht fragte Abg. Fehrenbach im badischen Landtage, als in der Universitätsdebatte bezeichnenderweise demokratische und freisinnige Abgeordnete zwar nicht das Recht des Bestehens den katholischen Korporationen bestritten, aber dieselben als schädlich zu bezeichnen beliebten, ob denn die Sorgen der Eltern, wenn sie ihre Söhne hinausschicken in die Ungebundenheit des Universitätslebens, gar nichts wert sind? Mit den großen Vorzügen, welche die Freiheit des Studentenlebens

bringt, können unabweisbare große sittliche und religiöse Schäden verbunden sein. Wenn die Eltern in dieser Sorge nach Korporationen sich umschauen, die nach ihren Grundsätzen, ihrer Geschichte gewisse Garantien — soweit dies möglich ist — bieten, so sollten dafür ernste Männer, vor allem Universitätslehrer und Unterrichtsminister Verständnis haben und solchen Korporationen jedenfalls nicht mit Uebelwollen oder Mitleid gegenüberstehen. Abgeschlossen sind die Mitglieder katholischer Korporationen absolut nicht von den Einwirkungen und Anschauungen der anderen Studenten; sie sind mit denselben in Fühlung, sitzen mit ihnen ja auch zu den Füßen derselben Lehrer.

Eigentümlich mutet die Begründung des Jenenser Senatsbeschlusses an; er richtet sich gegen Verbindungen, welche wesentlich religiöse, konfessionelle Zwecke verfolgen. Als ob dies verbotene, unsittliche Zwecke wären! Selbstverständlich ist der Hauptzweck, den ein Student auf der Universität verfolgt, das Studium. Das bräuchte für eine Studentenverbindung gar nicht erst hervorgehoben zu werden. Wenn daneben katholische Studenten religiöse Zwecke nach ihrer Konfession, die protestantischen Studenten solche nach ihrer Konfession etwa gemeinsam verfolgen wollten, welche Interessen der Universität könnten dadurch verletzt oder auch nur gehindert werden? Sind denn religiöse konfessionelle Zwecke nicht mindestens gleichberechtigt wie turnerische, musikalische oder reine Sportszwecke? Gegen letztere wird aber nichts eingewendet.

Es ist nun aber auch nicht wahr, daß die katholischen Verbindungen und Vereine wesentlich religiös-konfessionelle Zwecke verfolgen. Sie wollen ihre Mitglieder religiös nach den Vorschriften ihrer Kirche erhalten; mehr wird nicht verlangt, als was jeder ordentliche Katholik zu glauben und zu befolgen an sich verpflichtet ist; daneben sind, wie schon hervorgehoben, die weiteren Hauptprinzipien: die der Wissenschaft, der Lebensfreundschaft und Antiduellität. Der Beschluß des Senates in Jena geht daher von ganz falscher Voraussetzung aus.

Ein weiterer Vorwurf wurde in verschiedenen Studentenversammlungen dahin formuliert, daß die katholischen Korporationen von der Zentrumspartei sich mißbrauchen ließen, eine „Hochburg und der Jungborn" des Ultramontanismus seien. Es frägt sich nur, was man unter letzterem versteht. Gewöhnlich ist bei den Gegnern Betätigung katholischer Grundsätze nach den Lehren der römisch-katholischen Kirche gleichbedeutend mit ultramontaner Gesinnung. Insofern mag man dieselben ruhig ultramontan nennen; dies ist aber nach unseren Staats- und auch Universitätsgesetzen noch erlaubt. Politik ist nach den Statuten aller Verbände aber ausgeschlossen und wird absolut nicht getrieben. Wenn einzelne hervorragende Alte Herren, welche Anlage und Neigung zum Auftreten im öffentlichen Leben haben, an der Politik sich beteiligen, so ist das ihr gutes staatsbürgerliches Recht. Als eine politische Betätigung wurde von einem freisinnigen Redner im badischen Landtage die Teilnahme an den Katholikenversammlungen hingestellt. Der Herr Unterrichtsminister v. Dusch hat sofort seinen Zweifel ausgesprochen, „ob überhaupt in der Beteiligung an einem Katholikentag eine politische Betätigung gefunden werden könne". Darin hat er ganz recht; einmal sind die Generalversammlungen der Katholiken keine politischen Veranstaltungen, um politische Direktiven etwa der Zentrumspartei zu geben. Dazu ist die Organisation der Zentrumspartei selbst geschaffen. Da aber zur Generalversammlung naturgemäß zahlreiche Alte Herren geistlichen und weltlichen Standes aller Verbände kommen, ist es sodann etwas Selbstverständliches und auch urdeutsche Sitte, daß Alte und Junge sich zu einem feierlichen Kommers vereinigen. Unsre Gegner werden doch nicht so griesgrämig sein und die helle Freude, welche alle beim fröhlichen Becherklang vereint, vergönnen! Und doch wird mancher von gelbem Neid und bleichem Zorn geplagt, wenn er die jungen katholischen Studenten in Wichs mit Cerevis und Schläger sieht. Das ist eine freche Anmaßung einer studentischen Auszeichnung, welche nur den „wehrhaften" Studenten, welche im Duell Satisfaktion geben, ziemte, meinen diese. Man kann nur die historische Unwissenheit solcher Leute bemitleiden. Diese studentischen Attribute schmückten den deutschen Studenten, ehe die Duellunsitte einriß. Wo in aller Welt ist überhaupt Schläger und Mütze das Abzeichen der Duellfreunde? Ist der Degen an der Seite des Staatsbeamten etwa ein Attribut der Gesinnung, das Staatsgesetz, welches das Duell verbietet, verletzen zu wollen, oder nicht vielmehr das Zeichen seiner Amtswürde? Ist etwa der englische Offizier, seit in der englischen Armee das Duell verboten ist, weniger „wehrhaft" und trägt er nicht mit ebenso berechtigtem Stolz seinen Degen? Der Student einer katholischen Korporation wird ebenso „wehrhaft" und mannesmutig sein wie jeder andere, wenn das Vaterland ruft. Das haben seine Mitglieder in den Jahren 1866 und 1870 gezeigt, wie die österreichischen Mitglieder in der Herzegowina! Mit Recht weisen die katholischen Studenten den offenen und versteckten Vorwurf des „Undeutschen" mit Entrüstung zurück.

Gleichzeitig mit den Katholikenversammlungen pflegt der Kartellverband der katholischen Verbindungen seine Kartellversammlung zu halten; diese hat mit ersterer aber gar nichts zu tun, sondern berät ihre eigenen Angelegenheiten gesondert und nach eigenen Heften. Dies könnte auch anders sein; die jahrzehntelange Uebung hat aber ihre berechtigten Gründe, die zu erörtern hier nicht der Platz ist. Für ruhig denkende, objektive Gegner sei aber auf einen wohl beachtenswerten Gesichtspunkt verwiesen. Auf den Katholikenversammlungen werden charitative, soziale Probleme und Unternehmungen behandelt, Fragen der Mission im Ausland, den Kolonien besprochen; ist es nun nicht von großem Vorteil, wenn in den Gesichtskreis des jungen Studenten diese wichtigen kulturellen, sozialen, charitativen Aufgaben auch von der praktischen Seite treten! Mancher Besucher hat dadurch Anregung zu seinem späteren Mitwirken an diesen großen Aufgaben der Gegenwart erhalten. Jedenfalls ist es besser, wenn der junge Student auf dieselben rechtzeitig aufmerksam wird, als wenn er ihnen verständnislos gegenübersteht.

Allen Angriffen der Gegner gegenüber steht das Recht auf seiten der konfessionellen Korporationen. Die Universitätsbehörden und wenn nötig die Unterrichtsverwaltungen haben die Pflicht, dasselbe zu wahren. Allen gilt das Wort des badischen Unterrichtsminister von Dusch: „Eine Regierung, die auf das Prädikat liberal Anspruch macht, muß auch katholische Verbindungen bestehen lassen!" Die Angehörigen aller katholischen Studentenverbände werden aus den bisherigen Vorkommnissen aber die Lehre ziehen, daß sie einig und geschlossen ihre Rechte wahren müssen, selbstverständlich ohne Provokation der anderen Korporationen, sondern in angemessenen, würdigen Formen in Betätigung ihrer idealen Grundsätze. Katholische Eltern werden ihre Söhne, welche sie auf den Universitäten in ihrem Glauben und ihrer Sitte erhalten wissen wollen, ruhig den katholischen Studentenkorporationen anvertrauen. Mögen diese wie bisher weiter blühen und gedeihen.

Der die Sterne lenket am Himmelszelt,
Ist's, der unsere Fahne hält!
Frei ist der Bursch!

Katholischer Bruderkampf in Oesterreich.

Von

Franz Eckardt, Redakteur in Brünn.

In dem Augenblicke, wo sich die Katholiken des Deutschen Reiches zur Fahrt nach Regensburg rüsten, um dort ihre unerschütterliche Einigkeit der Welt vor Augen zu führen, kommt von der grünen Steiermark die Unglücksbotschaft, daß die katholischen Brüder, dem unseligen Beispiel Tirols folgend, dort die bisherige Einigkeit gesprengt haben und sich zum Bruderkampfe rüsten. Den Tages- und Parteiblättern mag es überlassen bleiben, zu untersuchen, wen die Schuld am entbrannten Streite trifft; hier soll untersucht werden, ob der Kampf zwischen Christlichsozial und Katholischkonservativ nicht vermieden, ja endgültig beseitigt werden könnte, zum Nutzen der katholischen Sache und der katholischen Völker.

Die beiden genannten Parteien sind beide katholisch, sind beide christlichsozial, sind beide deutsch.

Sie sind beide katholisch. Alles, was in Oesterreich unter den Deutschen christlich ist, ist auch katholisch. Die paar Lutheraner, Helveter und Altkatholiken kommen (trotz der Los von Rom-Hetze) ihrer winzigen Zahl wegen nicht in Betracht. Damit soll nicht etwa geleugnet werden, daß manche Protestanten unter den Deutschen führende Rollen innehaben, auch nicht, daß in der christlichsozialen Partei sich einzelne Protestanten befinden, aber in Anbetracht der katholischen Ueberzahl verschwinden sie doch. Katholisch im besten Sinne sind die Anhänger beider Parteien vor allem in den Alpenländern, während in Wien freilich manche Elemente den Christlichsozialen sich angeschlossen haben, die nur dem Taufscheine nach katholisch, im Denken, Reden und Leben aber alles andere als katholisch sind. Das geht jeder jungen aufstrebenden Partei so.

Sie sind beide christlichsozial. Das soziale Reformprogramm, nach dem die jüngere Partei sich benennt, ist grundgelegt in den Beschlüssen der drei ersten allgemeinen österreichischen Katholikentage, als Verfasser oder doch als Inspirator muß der seinerzeitige Direktor des „Vaterland", Freiherr Karl v. Vogelsang,

betrachtet werden. Dieses Programm der christlichen Sozialreform ist nicht etwa nur Eigentum der christlichsozialen Partei, sondern bis auf den heutigen Tag auch Eigentum der Katholischkonservativen (Zentrum), ja selbst der sogenannte feudale Großgrundbesitz bekennt sich dazu, denn es heißt z. B. in dem programmatischen Wahlaufrufe des konservativen Großgrundbesitzes Mährens: „Wir sind eine christlichsoziale Partei".

Sie sind beide deutsch. Wohl hat das Programm der christlichen Sozialreform auch unter den Slaven begeisterte Verfechter gefunden, in Böhmen sowohl wie in Mähren hat sich eine eigene slavische christlichsoziale Arbeiterpartei gebildet, die christlichsoziale Partei jedoch ist deutsch, sie rekrutiert sich hauptsächlich aus Wien und Niederösterreich, hat im letzten Jahrzehnt aber auch zahlreiche Anhänger in Vorarlberg, Tirol, Steiermark, Kärnten, Salzburg, in den deutschen Teilen von Mähren, Schlesien und Böhmen und selbst in Oberösterreich gefunden. Die Katholischkonservativen haben ihre Anhänger fast ausschließlich in den deutschen Alpenländer Oberösterreich, Steiermark, Salzburg, Tirol.

Wenn nun die beiden Parteien dieselbe Religion, dieselbe Nationalität, dasselbe Sozialprogramm, denselben kaisertreuen Patriotismus haben, — was trennt sie, warum bekämpfen sie sich?

Man sagt, die Christlichsozialen seien demokratisch, das Zentrum sei aristokratisch, weil der historische Adel konservativ sei. Ganz richtig ist das gewiß nicht. Steht nicht an der Spitze der Christlichsozialen neben dem Agitator Lueger und dem Organisator Geßmann der Diplomat der Partei, Alois Liechtenstein? Ist der Prinz Liechtenstein, der durch Heirat eines seiner Neffen jüngst in verwandtschaftliche Beziehungen zum Kaiserhause getreten ist, nicht „historischer Adel"? Und er ist fürwahr nicht der einzige Adelige in der christlichsozialen Partei. Und ist das Zentrum nicht Volkspartei? Wem verdankt es denn seine Mandate, die denen der Christlichsozialen an Zahl gleich sind, aus der Landgemeindenund der Allgemeinen Kurie? Doch hauptsächlich den Bauern, Handwerkern und Arbeitern, die doch sicherlich zum Volke gehören und der Partei einen demokratischen Zug geben.

Andere sagen: die Christlichsozialen sind Zentralisten, die Konservativen Autonomisten. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Ein Teil der Christlichsozialen ist zentralistisch, besonders jene, welche unbedingte Anhänger der „Reichspost" sind. Eine sehr große Zahl aber ist autonomistisch. Ihr Hauptvertreter ist der geistreiche und gelehrte Prälat Dr. Scheicher, der seinen Plan der autonomistischen oder besser gesagt: der föderalistischen Reorganisation Oesterreichs in dem Traume „Oesterreich im Jahre 1920" dargelegt hat. Und das verbreitetste Blatt der Partei (d. h. ein eigentliches Parteiblatt ist es nicht, es ist eigentlich nicht einmal christlichsozial, wird aber seiner großen Verbreitung wegen von der christlichsozialen Partei benutzt und gefördert), das „Deutsche Volksblatt", hat schon unzähligemal nachgewiesen, daß der Zentralismus die Ursache des drohenden Zerfalles Oesterreichs ist. Diese Streitfrage ist keineswegs der Zankapfel zwischen den beiden Parteien.

Auch die nationale Frage ist es nicht. Wohl herrscht ziemlich tiefgehende Meinungsverschiedenheit bezüglich des deutsch-tschechischen Streites, die sich aber bereits ausgleichen zu wollen scheint; wohl hat man es den Christlichsozialen verübelt, daß sie sich der Gemeinbürgschaft anschlossen, aber heute steht auch das Zentrum dieser deutschen parlamentarischen Vereinigung schon sympathischer gegenüber, und je länger die tschechische Obstruktion, deren wirtschaftliche Unheilfolgen gerade die Alpenländer so schwer fühlen müssen, andauert, desto enger werden Zentrum und Christlichsoziale auch in dieser Frage sich nähern. Der von allen Parteien hochgeschätzte Abg. Dr. Kathrein, derzeit Obmann des Zentrumsklubs, ist der eifrigste Förderer der Annäherung der beiden Parteien.

Die Christlichsozialen werden Autoritätsfeinde genannt, die Konservativen bedingungslose Verfechter der Autorität. So richtig das letztere, so falsch das erstere. Man darf vor allem nicht die Partei für jedes Wort eines vorlauten Agitators verantwortlich machen, und die christlichsoziale Partei als solche hat sich nie gegen die Autorität aufgelehnt, wenn auch vielleicht einmal diesen oder jenen Träger der Autorität schärfer, als nötig und gut war, kritisiert.

Ein stichhaltiger Grund zum Bruderkampfe findet sich also nicht. Es gibt natürlich in einem national und kulturell so widerspruchsvollen Kronländerstaate wie Oesterreich eine ganze Menge kleinerer Meinungsunterschiede (allgemeines gleiches Wahlrecht, Taktik, Antisemitismus usw.), die aber alle zusammen einen Bruderkampf nicht rechtfertigen und wohl auch nicht veranlassen würden. Ich stehe nicht an, meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck zu geben, daß es in allererster Linie persönliche Gegensätze sind, die den Kampf zu solcher Hitze geführt haben, Gegensätze, die besonders von der Presse geschürt wurden. Wer die christlichsozialen und die konservativen Blätter Tirols nicht gelesen hat, wird es nie für möglich halten, daß katholische Redakteure so blindwütig aller Gerechtigkeit, Nächstenliebe, ja allem Anstand ins Gesicht schlagen konnten. Auf beiden Seiten gleiche Sünde! Es gilt von diesem Bruderkampfe dasselbe, was mir vor zwei Jahren ein tschechischer Landgemeindenvertreter des mährischen Landtages sagte. Ich hielt ihm vor Augen, daß deutsche und tschechische Bauern doch sich vertragen und gemeinsam gegen den verhetzenden Nationalliberalismus ankämpfen sollten. „Recht haben Sie, Herr Redakteur, wenn nur die verfluchten Zeitungen nicht wären, die hetzen uns so die Wähler auf, daß wir nicht wieder gewählt werden, wenn wir nicht radikalnational sind." In Tirol zeigt man mit dem Finger auf jene Personen, welche jeden Frieden zu hintertreiben suchen.*)

Ein Friede aber muß möglich sein und muß auch herbeigeführt werden. Das kleine Vorarlberg soll uns der Führer sein. Dort haben die gut katholischen und gut konservativen Abgeordneten den Namen „christlichsozial" angenommen und sind dann im Reichsrate der christlichsozialen Vereinigung beigetreten. Die Vorarlberger sowohl wie die Tiroler Christlichsozialen haben das positivchristliche Element in der christlichsozialen Partei gestärkt. Das ist der Weg, den meines Erachtens die gesamte katholische Bewegung dereinst wird gehen müssen. Die rastlose Rührigkeit der Christlichsozialen, ihre wahrhaft großartigen Erfolge — nicht nur exempla trahunt, sondern auch effectus trahit — in Wien und Niederösterreich, die in allen Kronländern nachgeahmt werden, der jugendliche Taten- und Vorwärtsdrang wird nach und nach die deutschen Katholiken alle der christlichsozialen Partei gewinnen. Und da meine ich, wäre es politische Voraussicht und Klugheit, daß man bei Zeiten dem jedenfalls in der christlichsozialen Partei vorhandenen religiös gleichgültigen Flügel ein recht starkes katholisches Gegengewicht schüfe. Es wird und kann nicht ausbleiben, daß — wenn eine gewisse Katastrophe eintritt, die Gott noch lange hinausschieben möge! — die deutschnational-antisemitische Gruppe sich von der positivchristlichen scheidet. Dann sollte die letztere so stark sein, daß sie allein für sich eine mächtige Partei sein kann, einheitlich auch in religiöser Hinsicht, ein würdiges Gegenstück zu dem reichsdeutschen Zentrum.

Dann wird es auch möglich sein, daß wieder allgemeine österreichische Katholikentage oder wenigstens allgemeine deutschösterreichische Katholikentage zustandekommen, in denen die Einigkeit der Katholiken vergessen macht den schimpflichen, unseligen Bruderkampf, der jetzt zum Unheile der Kirche, des Volkes und des Staates in den Alpen tobt.

*) Nicht verschwiegen soll werden, daß man den Christlichsozialen vorhält, sie sollten ihre überflüssige Wiener Agitationskraft lieber den noch liberal regierten Kronländern zuwenden, als damit den gut christlichsozialen Konservativen Mandate abjagen.

Alt-Regensburg.

Plauderei von M. Herbert.

Man hat Ratisbona mit der alten Sagenstadt Dietrichs von Bern vergleichen wollen — mit dem Verona der verwilderten Gärten, der verlassenen Palazzi und der schwermütig in das moderne Leben hineinragenden Scaligergräber und der Vergleich hat seine Berechtigung. Auch Regensburg ist eine jener gewaltigen Stätten der Vergangenheit, über welche die Verlassenheit und die Verarmung ihre grauen Schleier, ihren Staub, ihre Jahrhunderte alte Kruste gelegt haben. Ernst und tief in sich versunken, liegt sie da am rauschenden Donaufluß, träumt wie eine entthronte Königin von toter Pracht und toter Herrlichkeit und lebt von Reminiszenzen, die leider immer spärlicher werden. An allen Ecken und Enden Regensburgs hat eine stolze, reiche und verschwenderische Vergangenheit etwas liegen gelassen, etwas vergessen. Sie vergaß da alte, geschwärzte Römertore und Türme, sie ließ in der Erde Kastelle und Villen, Tempel und Tore, über deren Schwellen einst Tiberius und seine Horden schritten, Feldaltäre mit den Bildern der Flora, Statuetten der Juno, des Jupiter und der Viktoria ließ sie dort, edelgeformte Ampeln und Gefäße, goldene Münzen und klassischen Schmuck, der sich um die Arme und den Nacken schöner Römerinnen wand.

Alte Benennungen wie Hunnengasse und Hunnenplatz gemahnen an die brausende, gährende Zeit der Völkerwanderung, da das wilde, ruhelose Blut Stamm auf Stamm aus seinen Gemarkungen trieb und die schreckliche Flut des Hunnenheeres Brand, Mord und

Plünderung in die kaum dem Christentum erschlossenen Mauern der Stadt trug.

Altes Bildwerk, das pietätvolle Hände in die Räume des Ehrhardihauses gerettet haben, erzählt vom Kampfe des braven Ritters Dollinger mit dem wilden Hunnenkrieger Krako.

Auf dem Tore der alten Kapelle stehen seltsame ungeschlachte Steinbilder aus jener uralten christlichen Zeit, da der Geist begann einen furchtbar ernsten Kampf mit der Materie zu ringen, da die Form sich noch nicht schließen wollte um die große Idee des Lichtes und der Wahrheit, und die Menschenhand noch nicht aus dem Steine machen konnte, was die Seele schon sehnsüchtig erfaßt hatte.

Auch das Portal von St. Jakob trägt in Runenschrift eine gewaltige Predigt, deren phantasievoller, fernher klingender, fremdländischer Wortlaut unser Ohr nur noch unvollkommen erlauschen kann.

Keltische Märchenideen vermählen sich mit den Ideen des Christentums, das längst verschollene Wesen der alten Schottenmönche meißelte hier in krauser Symbolik zwischen Blatt und Tier sein Bekenntnis ein.

Einer von ihnen, der fromme Merchderdachus wohnt noch als Incluse in seiner Kapelle bei Obermünster, d. h. er lebt dort auf seinem Grabstein. Seltsam lebendig schaut sein mit wenigen Strichen in den Stein gezogenes Bildnis uns an; das Bild eines Mannes, der Gott ein ganzes, ungeteiltes Leben zu opfern wußte, der einer der Frommen, Herben und Ganzen war, an denen unsere Zeit so arm geworden ist.

In den Krypten von St. Emmeram schlafen die großen Heiligen und Bekenner Regensburgs St. Emmeram, St. Wolfgang, St. Romuald, und mit ihren Namen werden die Zeiten der Karolinger, der bayerischen Herzöge, der deutschen Kaiser lebendig.

Hier lehnt an einer Wand das wunderliebliche Bild der Kaiserin Uta, um deren schmales Antlitz Krone und Schleier sich so herrlich fügen, deren steinernes Gewand in so edlen, züchtigen Falten den schlanken Körper umwallt.

Hier schläft, kaum von einem Lichtstrahl gestört, neben der Sakristeitür auf ihrer Tumba die selige Aurelia, eine französische Prinzessin, die unter der Leitung des hl. Emmeram als Reclusa in Regensburg lebte. Ranken von Weinblättern umgeben ihre holdselige Gestalt, ihr frommes, kindliches Gesicht.

Schweigsam in tiefer Stille, nur von Amselgesang durchflutet, träumt der herrliche Kreuzgang von St. Emmeram durch die Jahrhunderte. Neu, als sei er gestern aus der Hand seiner Meister entsprungen, glänzt die weiße Sandsteinpracht der Säulen, Kapitäle, Gewölbe und Tore, lachend bricht die Sonne durch die gotischen Fenster, deren Typus an venetianische Schönheit gemahnt.

Gewaltige Kunde von dem Großen, Dauernden und Schönen, das ungebrochene, mittelalterliche Glaubenskraft mit jugendlicher Begeisterung entwarf, schuf und vollendete, gibt der das Häusergewirre der Stadt riesenhaft überragende gotische Dom von St. Peter.

Nur die lebendige Anschauung, nicht die müde und stumpfe Feder vermag ein Bild dieser reichen und doch so maßvoll edlen Architektur zu geben. Wer ein offenes und empfängliches Herz in der Brust trägt für das, was die christliche Volksseele hier aus der Tiefe ihres gläubigen Bewußtseins, ihres gereiften Könnens und Empfindens schuf, der muß mit dem Gefühle einer freudigen Erhebung vor diesem so reich mit frommen und schönen Figuren geschmückten Brautportal, vor dieser stolzen, von geistigem Leben durchfluteten Fassade stehen, der muß in Ehrfurcht die Meisterschaft begrüßen, welche die reichgegliederte Ostung, den edlen Rhytmus der Säulen und Hallen ins Dasein rief und die schönen steinernen Baldachinaltäre, den monumentalen Taufbrunnen entstehen ließ.

An die Vorhalle des Domkreuzganges ist eine bescheidene Kapelle gebaut, ein uraltes Volksheiligtum „die Verlassenheit" genannt. Wenn das Christusbild, das dort nur halb aus der Mauer hervorragt, sich ganz befreit haben wird, dann wird der jüngste Tag kommen, dann werden die vielen tausend Gräber sich öffnen, die in, unter und neben den Kirchen Regensburgs sind. In schwerer Versunkenheit liegt der Domkreuzgang, auf dessen Boden Wappenstein an Wappenstein sich reiht, die Namen toter, verschollener Geschlechter bewahrend.

Hier lehnt auch das Denkmal des berühmten Bußpredigers Berthold von Regensburg, der seine durchdringende Stimme in der Minoritenkirche erschallen ließ und dem soviel Macht über die Herzen der Menschen gegeben war, daß sie weinten, sich bekehrten, ihren Sünden entsagten und Andere und Bessere wurden. — Ueber ihn sagte Heinrich Frauenlob: „Gott rett durch in vom himmelriche."

Ueberall wachsen uralte Skulpturen, Inschriften, Oelberge, Laternen, Kreuzigungsgruppen, Denkmäler aus den Wänden, wunderbar reich und vielgestaltig ist die Architektonik der Fenster. In der Allerheiligenkapelle neben dem Kreuzgang wurden schöne byzantinische Fresken kürzlich freigelegt — auch der frühromanische „alte Dom", auf den der Gang mündet, strahlt in verjüngter Farbenpracht. Im Dome lebt auch in würdigen Denkmälern das Andenken des frommen Bischofs Sailer und des heiligmäßigen Wittmann.

Im alten schönen Rathaus erzählt der Reichssaal von bewegten Sitzungen aus der Zeit der Glaubensspaltung. Hier pflegte ein halbes Jahrhundert lang der Deutsche Reichstag zu tagen. Noch lehnt der Kaiserstuhl an der Wand und aus den verblichenen Gobelins fällt auf unsere Nerven ein schwerer, moderiger Duft — der Duft der Vergangenheit, des Todes. Dieser Duft haftet auch in den alten Schwedenfahnen, den Baldachinen und Bildern mit wurmzerstochenen Fahnen, den Geräten, Wahrzeichen, Waffen und Folterwerkzeugen, die im Rathaus aufbewahrt werden.

Auch die „Gesandtenstraße" bewahrt in ihrem Namen und manchem wappengeschmückten Hause die Erinnerung an die Epoche des Reichstages. Der freie Luftzug, der auf der alten steinernen „Brucken" uns entgegenweht, nimmt den gespenstigen Eindruck, den die Verließe des Rathauses uns vermittelten, hinweg. Hier flutet und regt sich das Leben von heute; das Leben einer bayerischen Provinzstadt dritten Ranges, die regen Verkehr mit der Landbevölkerung unterhält. Karren, Lastwagen, Ochsengespanne, Oberpfälzerinnen mit schwarzen, langgezipfelten Kopftüchern, Bauern mit silbernen Münzenknöpfen am „Janker", Bürgerfrauen mit Marktkörben, Orangenverkäufer, jüdische Handelsleute, Bettelweiber, Krüppel, Bretzenbuben und dazwischen ein vereinzelter Engländer oder Berliner — das drängt und stößt über die weitgespannten, steinernen Joche. Droben auf seiner Säule sitzt das berühmte nackte Brückenmännchen und schaut unter der schützenden Hand zum Dome empor — vielleicht wundert es sich über die elektrische Bahn, die pfeilschnell an ihm vorüberrast, ist doch diese Bahn das einzige Sympton moderner Zeiten, das es jemals zu Gesichte bekam.

Längs der Donau baut ein echt mittelalterliches Stadtbild sich auf — aber fern, wo die blauen Berge ihre Konturen gegen den Horizont zeichnen, grüßt in weißer Marmorschönheit die Walhalla herüber, dieser klassische Ehrentempel, den König Ludwig I. den ruhmreichen Manen großer Deutscher errichten ließ.

Das Fürstenhaus Thurn und Taxis in Regensburg.

Von

Dr. Josef Rübsam.

Vor hundertsechsundfünfzig Jahren schlug das Fürstenhaus Thurn und Taxis seine Residenz zu Regensburg auf und hat seit dieser Zeit Freud und Leid mit der alten Ratisbona geteilt. Die Beziehungen der durchlauchtigsten Familie zu Regensburg gehen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Johann Baptista von Taxis, der Stammvater der fürstlichen Familie in ihrer älteren und jüngeren Linie, ein Neffe des berühmten Franz von Taxis († 1517), begleitete Kaiser Karl V. im Jahre 1541 auf den Regensburger Reichstag, unterzeichnete daselbst sein für die Entwicklung des modernen Postwesens epochemachendes Testament und starb höchstwahrscheinlich ebendaselbst. Das Taxische Postwesen faßte jedoch erst 1630 zur Zeit des großen Kurfürstentags festen Fuß in der Reichsstadt Regensburg. Durch die Begründung eines formalen Postamtes daselbst war Madrid, die Hauptstadt der spanischen Habsburger, auf dem kürzesten Wege mit der kaiserlichen Residenz zu Prag verbunden. Der Taxische Postmeister Johann Jakob Oexle, welcher die Nachricht von dem Abschlusse des westfälischen Friedens als Kurier zuerst an den Wiener Hof überbrachte, liegt in der Alten Kapelle zu Regensburg mit noch zwei anderen wackeren Postmeistern alten Stiles begraben.

Um für sein deutsches Postgeneralat zu wirken, erschien der Reichsgraf Lamoral von Thurn und Taxis 1653 mit großem Gefolge auf dem Reichstage zu Regensburg. Auch während der Reichsversammlung, welche im Winter 1663 auf 1664 daselbst stattfand, weilte Graf Lamoral in Regensburgs Mauern und gab damals in seiner Eigenschaft als Erbgeneraloberstpostmeister im Reiche dem Kaiser Leopold I. das Geleite bis Vilshofen.

Vom Beginne des 16. Jahrhunderts an hatte die Hauptlinie des altadeligen bergamaskischen Geschlechtes derer von Taxis, welches mit Reinerius de Tasso 1117 zuerst urkundlich erscheint, und dessen



ununterbrochene Stammesreihe mit Homodeus de Tasso († vor 1290) beginnt, in Brüssel, der Hauptstadt der Niederlande, ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

Durch die erste Anlage und geniale Organisation eines über Deutschland, Oesterreich, Italien, Spanien und die Niederlande sich erstreckenden Postnetzes hat das Haus Taxis seinen Namen in der Kulturgeschichte verewigt. Kaiser Maximilian I. verlieh dem Geschlecht den erblichen Reichsadel, König Karl I. von Spanien naturalisierte dasselbe in allen seinem Szepter unterstehenden Ländern. Zu Brüssel, Antwerpen, Augsburg, Prag, Wien, Füssen, Innsbruck, Trient, Venedig, Mailand, Rom, Neapel und Madrid wurde das Postwesen durch Glieder des Hauses Taxis persönlich geleitet und überwacht. Ueberdies haben sich im Laufe der Jahrhunderte eine stattliche Reihe von Ahnen als Kirchenfürsten, Staatsmänner und hohe Militärs ausgezeichnet. Unter dem Grafen Leonard II. († 1628) nahm das Taxische Postwesen einen bedeutenden Aufschwung. Sein Postgebiet reichte von der Nordsee bis zur Adria. Leonards II. hochstrebender Sohn Lamoral, welcher in sechs Sprachen zu korrespondieren verstand, erweiterte die Beziehungen des niederländisch-burgundisch-deutschen Generalates durch den Abschluß internationaler Postverträge und legte den Grundstein zur späteren Größe und Macht des Hauses. Sein Sohn und Nachfolger Eugen Alexander wurde am 19. Februar 1681 zum Fürsten der Krone Spanien erhoben und erhielt am 9. Oktober 1687 den Orden des Goldenen Vließes, eine Auszeichnung, die seitdem sämtlichen Nachfolgern in der Regierung des fürstlichen Hauses und mehreren anderen hervorragenden Familiengliedern zuteil wurde. Kaiser Leopold I. ernannte Eugen Alexander am 4. Oktober 1695 zum erblichen Fürsten des deutschen Reiches, während die auf deutschem Boden blühenden Nebenlinien zu Augsburg und Innsbruck den erblichen Reichsgrafenstand besaßen. Mit dem Beginn des Jahres 1702 wurde die Residenz der fürstlichen Familie infolge der Wirren des spanisch-österreichischen Erbfolgekrieges von Brüssel nach Frankfurt verlegt, woselbst Fürst Anselm Franz das großartige Palais erbauen ließ, welches 1815 bis 1866 als Versammlungsort für den deutschen Bundestag diente.

Als Zeichen besonderer Gunst erhielt Fürst Alexander Ferdinand (1739—1773), welcher mit der Markgräfin Sophie Christine Luise von Brandenburg-Bayreuth († 1739) vermählt war, von Kaiser Franz I. am 25. Februar 1748 das Prinzipalkommissariat bei der Allgemeinen Reichsversammlung zu Regensburg. Die Uebernahme dieses verantwortlichen und kostspieligen Amtes bedingte die Uebersiedelung der Familie von Frankfurt nach Regensburg, woselbst Fürst Alexander Ferdinand am 1. März 1748 von der Bürgerschaft glänzend empfangen wurde. Da die bauliche Instandsetzung des Freisingerhofes sich verzögerte, so stieg der Fürst in der gastlichen Benediktinerabtei Prüfening ab, jenem romantischen Edelsitz, welcher vor einigen Jahren vom Fürsten Albert erworben und zu einem Buen Retiro von auserlesenster Schönheit umgeschaffen wurde.

Als Prinzipalkommissarius des Kaisers entfaltete Fürst Alexander Ferdinand und sein Sohn und Nachfolger Fürst Karl Anselm eine zuvor in Regensburg nie gesehene Pracht. Mit besonderem Glanze umgab sich das fürstliche Haus an den kaiserlichen Galatagen, an welchen der Prinzipalkommissarius in achtspännigem Prunkwagen zum solennen Gottesdienste nach dem Dome fuhr und dann abends den gesamten Reichstag zur Tafel zu sich einlud. Zur Unterhaltung der Reichstagsgesandtschaften wurden vom fürstlichen Hause abwechselnd deutsche und französische Komödianten engagiert. Im Jahre 1775 spielte eine italienische Operngesellschaft. Für das Jahr 1787 war die von Johann Emanuel Schikaneder, einem geborenen Regensburger, geleitete Truppe gewonnen. Die von der fürstlichen Kapelle ausgeführten Hofkonzerte waren weithin berühmt.

Durch die feierliche Einführung des Fürsten Alexander Ferdinand in das Reichsfürstenkollegium am 30. Mai 1754 wurde das fürstliche Haus Thurn und Taxis unter die Zahl der souveränen Glieder des alten Deutschen Reiches aufgenommen.

Dem Fürsten Karl Anselm (1773—1805), dem Schöpfer der fürstlichen Primogeniturkonstitution, dem Stifter der fürstlichen Pagerie, des Lyzeums Karolineums und der Bibliothek, verdankt Regensburg u. a. auch die prächtige Allee vom Jakobstor bis zum Ostentore und die erste Beleuchtung der Stadt durch Laternen.

Als der Freisingerhof 1792 ein Raub der Flammen wurde, bezog Fürst Karl Anselm das der Abtei St. Emmeram gehörige kurtrierische Gesandtschaftsquartier, bis im Jahre 1808 die fürstliche Residenz in die durch die Säkularisation freigewordenen Klostergebäude von St. Emmeram verlegt wurde, welche samt den Thronlehen Donaustauf und Wörth als Entschädigung für die an Bayern gefallenen Posten am 23. April 1812 in den Besitz des fürstlichen Hauses übergingen.

Die bayerische Verfassungsurkunde bestätigte die Ebenbürtigkeit des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis mit den noch souveränen Häusern und verlieh dem Haupte desselben, dem Kronoberstpostmeister, Sitz und Stimme in der Reichsratskammer.

Als Entschädigung für die Ausübung des Postregals in den rechtsrheinischen Gebieten Preußens wurde dem Fürsten Karl Alexander, welcher mit der Schwester der Königin Luise von Preußen vermählt war, 1819 das Fürstentum Krotoschin in Polen als Mannthronlehen verliehen. Infolge bedeutender Grunderwerbungen erhielt derselbe Fürst 1823 das Recht der Landmannschaft im Herrenstande des Königreichs Böhmen.

Sein Sohn und Nachfolger Fürst Maximilian Karl (1827 bis 1871) ließ im Kreuzgarten von St. Emmeram eine gotische Gruftkapelle erbauen, welche sich den fürstlichen Grabdenkmälern zu Brüssel und Frankfurt würdig anreihte. Auch die mit vortrefflichen Basreliefs von Schwanthaler gezierte Reitschule und die schönen Stallungen verdanken diesem Fürsten ihre Entstehung. Als König Ludwig I. von Bayern am 18. Oktober 1842 die Walhalla eröffnete, flatterte neben den Fahnen Bayerns, Preußens und der Stadt Regensburg auch das blaurote Banner des fürstlichen Hauses auf der alten Staufenburg an der Donau.

In der letzten öffentlichen Sitzung des dritten deutschen Katholikentages zu Regensburg, welche am 4. Oktober 1849 in der St. Ulrichskirche stattfand und während welcher u. a. Graf Stollberg als Redner auftrat, erschien auch Fürst Maximilian Karl im Kreise seiner Familie, wie ja überhaupt das fürstliche Haus jederzeit „perpetua fide“ an seinen ruhmreichen katholischen Traditionen festhielt.

Da der Erbprinz Maximilian Anton noch vor dem Tode seines Vaters das Zeitliche segnete († 1867), so folgte in der Regierung des fürstlichen Hauses, zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Erbprinzessin-Witwe Helene, Herzogin in Bayern, Fürst Maximilian Maria. Unter ihm wurde der südliche Flügel des fürstlichen Schlosses neuerbaut, erweitert und aufs vornehmste ausgestattet.

Seit dem tiefbetrauerten Dahinscheiden des Fürsten Maximilian († 1885), steht sein Bruder, Fürst Albert Maria Lamoral, welcher das Protektorat über die in Regensburg tagende 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu übernehmen geruhte und die Vorbereitungen des Lokalkomites in huldvoller Weise unterstützte, an der Spitze des fürstlichen Hauses. Geboren am 8. Mai 1867 zu Regensburg, im Palais am Bismarckplatze, vermählte sich Fürst Albert am 15. Juli 1890 mit Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Margarete Klementine, Königlichen Prinzessin von Ungarn und Böhmen, und sind diesem Ehebunde fünf Prinzen und eine Prinzessin entsprossen. Als Haupt des Hauses ist Fürst Albert erbliches Mitglied des österreichischen Reichsrates und der Kammer der Reichsräte in Bayern, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses und der Kammer der Standesherren in Württemberg, Inhaber des zweiten bayerischen Chevauxlegersregimentes „Taxis“, Erbgeneralpostmeister und Kronoberstpostmeister in Bayern. Als regierender Fürst von Thurn und Taxis führt er u. a. die Titel: Herzog zu Wörth und Donaustauf, Fürst zu Buchau und Krotoschin, gefürsteter Graf zu Friedberg-Scheer, Graf zu Valsassina auch zu Marchthal und Neresheim. Nach einer zuverlässigen Zusammenstellung belief sich der Grundbesitz des fürstlichen Hauses im Jahre 1895, ohne Einrechnung der Allode, auf 22,47 Quadratmeilen. Der fürstliche Wahlspruch: „Perpetua fide“ wurde vom König Philipp II. von Spanien verliehen.

Was das fürstliche Haus und das durchlauchtigste Fürstenpaar für Regensburg und seine Umgebung bedeutet, trat u. a. bei der Vermählungsfeier des Fürsten Albert und in noch höherem Grade gelegentlich des fürstlichen Residenzjubiläums zutage, wo die Stadt und deren Bevölkerung durch großartige Huldigungen ihre Verehrung, Liebe und Dankbarkeit bekundeten. Religiöse, charitative und soziale Zwecke, Wissenschaft und Kunst*), der Sport in seinen vielgestaltigen Erscheinungen und namentlich auch das Kunsthandwerk finden an dem Fürsten einen eifrigen Förderer und freigebigen Protektor. Die Fürstin steht ihrem durchlauchtigsten Gemahl in all seinen hochsinnigen Bestrebungen getreulich zur Seite.**)

*) Die Besucher des Katholikentags seien hier ganz besonders auf die durch die Munifizenz Seiner hochfürstlichen Durchlaucht wiederhergestellte Kapelle des seligen Albertus Magnus im Kreuzgang der Dominikanerkirche aufmerksam gemacht.

**) Näheres über das fürstliche Haus Thurn und Taxis in meinen biographischen Skizzen. Allgemeine Deutsche Biographie. Band XXXVII. Leipzig. Duncker und Humblot. 1894. und in dem auf den besten Quellen beruhenden reich illustrierten Werke: J. B. Mehler, Das fürstliche Haus Thurn und Taxis in Regensburg. Regensburg. Kommissionsverlag von J. Habbel. 1899.

Was will die „Allgemeine Rundschau"?

Der **„Allgemeinen Rundschau"** wurde von zahlreichen katholischen Zeitungen und in massenhaften Zuschriften das Zeugnis ausgestellt, daß sie einem **Bedürfnis in den gebildeten katholischen Kreisen entspricht.** Der **vornehme Ton,** der **gediegene, reiche und mannigfaltige Inhalt** wurden von allen Seiten gerühmt.

Die **„Allgemeine Rundschau"** zählt heute über 200 Mitarbeiter, darunter die klangvollsten Namen. Die Einrichtung, daß **alle größeren Beiträge mit Namen gezeichnet** sind, hat allgemeinen Anklang gefunden.

Die **„Allgemeine Rundschau"** betrachtet es als eine ihrer Hauptaufgaben, **höheren Gesichtspunkten der Politik,** vor allem der Achtung vor jeder Autorität, der viel mißhandelten politischen Moral, den Rechten und Pflichten der Staatsbürger, dem friedlichen Nebeneinanderleben der Konfessionen, dem wirtschaftlichen und sozialen Ausgleich, immer mehr Geltung zu verschaffen. **Hervorragende Parlamentarier** unterstützen sie in diesem Bestreben.

Die **„Allgemeine Rundschau"** widmet **allen Kulturinteressen** nachdrücklichste Pflege. Eine stattliche Schar **namhafter Mitarbeiter** aus der **Gelehrtenwelt,** aus den verschiedenen Zweigen der **Literatur,** der **Kunst** und der **Fachwissenschaften** stehen dem Herausgeber zur Seite. Originalbriefe aus allen Kulturländern, schöngeistige Essays, Plaudereien, Skizzen im Feuilletonstile, eine periodische Rundschau über neue Literaturerscheinungen, eine vielseitige Musik- und Bühnenschau gestalten den Inhalt so mannigfach als möglich; die Gebiete der Technik, des Gewerbes, der Arbeit, der Landwirtschaft, des Handels und Verkehrs werden nicht aus dem Auge gelassen.

Der **„Allgemeinen Rundschau"** wurde trotz ihres kurzen Bestehens auch in der akatholischen Presse schon häufig mit Hochachtung begegnet. Vorurteilsfreie Stimmen Andersdenkender kamen in ihren Spalten wiederholt zu Wort.

Die **„Allgemeine Rundschau"** kostet im Quartal **Mk. 2.40** und kann von jeder Postanstalt im In- und Auslande, durch den Buchhandel und direkt vom Verlage bezogen werden.

Die **„Allgemeine Rundschau"** ist im **gebildeten, kaufkräftigen Publikum,** und zwar in Deutschland und darüber hinaus, stark verbreitet. Namentlich der **katholische Klerus** stellt ein bedeutendes Kontingent ihres Leserkreises. Die „Allgemeine Rundschau" empfiehlt sich daher als **erfolgreiches Insertionsorgan.**

Ein Trank aus Eunoë.

(Zum Dantestudium.)

Von

Dr. J. Chr. Huck.

I.

In glühenden Farben und mit brennendem Heimweh erzählen die Alten vom verlorenen irdischen Paradies. Einen dürftigen Ersatz sollen die Seelen einst in Lethes Fluten finden, wo Vergessenheit wie ein wohltuender Schlaf die müden Schatten umfängt.

Das Christentum verspricht uns ein weit vollkommeneres und würdigeres Jenseitsglück, als dieses traumverlorene Vergessen bieten könnte: das wiedergefundene Paradies der Erlösung, dessen Herrlichkeit im göttlichen Dämmerlicht des Glaubens zu uns herüber grüßt, ist durchströmt vom Eunoë, dem Strome beseligender Erinnerung, in welcher die Seligen all ihr Erdenleid und Erdenschaffen, ihren endlichen Sieg über Sünde und Elend in unaussprechlichen, süßen Lohn verwandelt schauen.

Nicht tatenloses Vergessen und schwächliches Verzagen, sondern geduldiges Schaffen und Pflichterfüllung führen zum Hochland des Friedens, wo das Himmelsblau reiner und das verheißene Glück sich näher zu uns herabneigt; dort vernimmt unser Herz auf sein Sehnen und Suchen die überzeugende Antwort des Christentums, das durch keine natürliche Kulturstufe je ersetzt oder gar verbannt werden kann. Das Christentum zerreißt eben den Menschen nicht, wie oft gedankenlos behauptet wird, es entwickelt im Tau der Gnade alle seine Potenzen und löst die Dissonanz zwischen leiblichem und geistigem Streben zu gottgewollter, mit Opfern erkaufter Harmonie auf, aus welcher das „Pax hominibus bonae voluntatis" uns entgegentönt.

In diesem Ringen um das wiedergefundene Paradies des Christentums, das nur mit übernatürlichen Kräften der Gnade und Wahrheit erreichbar ist, schaut der Wanderer sich auch gerne nach einem irdischen Eunoë um, aus welchem die Musen in reichgeformten Schalen ihm einen erfrischenden Trank kredenzen, der gemischt ist aus großen Gedanken edler Geister und aus anregenden Ingredienzen des Wissens und der Kunst. Zu einem solchen kristallhellen Eunoë, dessen frische Wasser auch in der Hitze des Kampfes und der Arbeit nicht vertrocknen, führt uns die Muse der Danteschen Dichtungen

II.

Wahrheit, nicht Uebertreibung überzeugt. Darum liegt es mir durchaus fern, für das Dantestudium mit der gefälligen, aber unrichtigen Behauptung Jünger zu werben, Sprache und Gehalt des großen Florentiners seien mit Leichtigkeit zugänglich. Geistige Feinschmecker, die wie ein Schmetterling da und dort an einer Blüte naschen, kommen nicht zu ihrer Rechnung; an der Danteschen Tafelrunde finden wir nur eine kleine Schar ernster, erlesener Gäste. Das gebotene Menu schmeckt für den Gaumen anfangs herb, wird aber „zur Lebensnahrung, wenn die Kost verdaut ist" (Parad. 17, 130). Wer über diesen „primo gusto" hinauskommt, wird bei der Beschäftigung mit Dante das erfahren, was der Herzog Mich. Caëtani-Sermoneta († 1883) in einem Brief an den Danteforscher Troya in die Worte zusammenfaßt: „Immer und immer bin ich von diesem göttlichen Gedicht (= commedia) erfüllt und entzückt".

Der Weg zu diesem Zustand des „sempre vago e amoroso" ist heute durch eine überreiche und vorzügliche Danteliteratur jedem Gebildeten geebnet. Ich denke hier weniger an die groß angelegten Werke von Scartazzini und Fr. X. Kraus, welche eine neue Aera der Danteforschung einleiteten, als an das unvergängliche Verdienst, welches sich König Johann von Sachsen (Philalethes) durch seine Uebersetzung und zuverlässigen Erklärungen der Commedia seit 60 Jahren bei allen Kennern und Freunden Dantes erworben hat. Italien hat vielfach durch Deutschland seinen größten Dichter und ersten modernen Menschen wieder verstehen und schätzen gelernt. Neidlos, ja dankbar wird das jenseits der Alpen anerkannt, wo das Dantestudium heute glänzende Vertreter zählt. Gar oft durfte ich mich davon überzeugen, bald anläßlich der Dantekonferenzen, welche Prof. Del Lungo in Orsanmichele zu Florenz hielt, bald in gebildeten Familienkreisen Toscanas und Piemonts (Piumatti, Felice-Tocco, Baralis, Vassarotti u. a.).

Es fällt mir schwer, hier nicht eingehender bei Kraus, „Dante, sein Leben und sein Werk" (Berlin 1897) verweilen zu können, in welchem er als vornehmer, universell gebildeter Apologet und Bannerträger katholischer Weltanschauung auftritt. Dieses Werk und seine leider unvollendete „Geschichte der christl. Kunst" (Freibg. 1900) bleiben „eine gute Tat". Als Mensch, der fremde und selbstbereitete Bitterkeit verkosten mußte, spricht er besonders zu uns in seinen „Essays". — Wer sich mit Dante erst vertraut machen will, greife zuerst nach Hettingers „göttlicher Komödie". Dieser Autor wird vorab den theologisch und philosophisch weniger Vorgebildeten in anziehender und zuverlässiger Weise in den Geist Dantes einführen, während Philalethes dem geschichtlichen Moment hervorragend gerecht wird.

Einen duftenden Strauß aus dem weiten Danteschen Musengarten hat mit kundiger Hand und feinem Dichtersinn B. A. Betzinger gewunden und als kostbares „Dante-Album" dargeboten (Di Mondo in Mondo — Von Welt zu Welt, Florilegio Dantesco, deutsch u. ital. Frbg. 1896). Kein geringerer als der Bündener Danteforscher Scartazzini hat diesem Album einen prächtigen Geleitsbrief für jene vorgesetzt, welche, „ohne allzuviel Zeitverlust mit den tiefsinnigen Gedanken des großen Dichters sich bekannt machen wollen". Einen ähnlichen Zweck hatte in Italien Eugenia Levi mit ihrer ans Kalenderjahr sich anschließenden



Sammlung von Dantesentenzen verfolgt („Dante, . . di giorno in giorno“ und „Di pensier in pensier“). Ruggero Bonghi und Al. d'Ancona hatten dieses Vademekum warm empfohlen. In neuester Zeit hat Hilty in seinen „Briefen“ eine brauchbare, populär gehaltene Einleitung zum Verständnis Dantes und seiner Werke geliefert, die mit den obengenannten Werken zunächst jenen empfohlen sei, welche umfangreichere italienische oder deutsche Kommentare nicht lesen können. Bei aller Unbefangenheit, mit der Hilty an seine Aufgabe herantritt, wird er gar oft auf Widerspruch in jenen gebildeten Kreisen stoßen, welche auch nur ein ganz bescheidenes Maß von Kenntnis katholischer Theologie mitbringen. Auch die genußreiche Auseinandersetzung Prof. Grauerts aus München, welche er den leichtfertigen Unterstellungen St. Chamberlains über Dante widmete, fand rasch ein dankbares Publikum.

III.

Wer an der Hand genannter und ähnlicher Hilfsmittel auch nur in seinen Mußestunden mit Dante sich vertraut machen will, wird bald in eine erhabene Ideenwelt sich eingeführt sehen. Die zahlreichen geschichtlichen Gestalten, denen der Dichter ein scharfes Gepräge gibt, sind Träger ethischer, religiöser, politischer und selbst künstlerischer Gedanken. Streifen wir deren allegorisch-symbolische Einkleidung ab, so treten wir aus der Welt des Geschichtlich-Zufälligen in das Reich der ewigen Ideen, um welche alles Ringen und Suchen der zerrissenen Menschheit sich heute noch bewegt wie im Danteschen Zeitalter. (Vergl. meine Abhandl. über „Ubertin v. Casale“.) Die große, weil katholische Gedankenwelt Dantes bildet eine unerschütterlich gegründete Insel im ruhelosen Meer politischer und religiöser Leidenschaften, einen sicheren Leuchtturm, zu dem die Seele ihre Zuflucht nimmt vor der Sturmflut eines ausgearteten Naturalismus in Kunst und Literatur, einen geistigen Kompaß, der die Modernen herausrettet aus dem babylonischen Gewirr atheistischer und antichristlicher Philosophie, die sich um ihren Kredit gebracht, weil sie Gottesfeindschaft für — Weisheit anpreist.

Auch fürs eigene Leben gibt Dante, der die Wunden seiner Zeit und sein eigenes herbes Los sub ratione aeterni betrachtete, reichen Trost gegen die Erbärmlichkeiten und Enttäuschungen, die uns verbittern könnten, wenn wir das Wort des Propheten vergäßen: „Bonum est praestolari cum silentio salutare Dei.“ Selbst Unverstand und Bosheit bilden ja „theologisch“ einen Ring in der Kette der Vorsehung. Nicht erst über, auch schon „unter den Sternen“ könnten bisweilen evidente Belege dafür gruppiert werden! Diese versöhnende Erkenntnis ist allein schon ein großer Gewinn, ein süßer Trank aus dem Eunoë des Paradiso. Endlich — wie viel Bitterkeit, wie viele Mißverständnisse der heutigen konfessionellen Verhetzung würden verschwinden, wollten nur einmal alle wirklich Gebildeten — und deren gibts doch auch unter den Gegnern — mit Dantes großer Welt sich wieder vertraut machen. Unter Dantes Führung würden wenigstens die besseren Vertreter des deutschen Geisteslebens einen Wall bilden, von dessen Höhe man sich wieder verstehen lernte, von dessen Mauern die Fahne der gegenseitigen Achtung unverletzlich wehte.

Unsere vaterländischen Dorfkirchen im XX. Jahrhundert.

Von

Architekt Franz Jakob Schmitt, München.

Für die Kunstgeschichte ist der Bestand ehemaliger Diözesen und Kirchenprovinzen von hohem Interesse; wie nun die Suffraganen sich nach dem Metropoliten zu richten pflegten, ebenso geschah es mit den Pfarrgemeinden, auch diesen war des Bistums Mutterkirche maßgebend. Bis auf den heutigen Tag läßt sich im weiten Umkreise der große Einfluß des Wormser Domes St. Petrus und Laurentius verfolgen; der monumentale Sandsteinbau romanischen Stiles veranlaßte selbst kleine Pfarreien zur Ausführung von Pfeilerbasiliken mit Glockentürmen, in welchen die originellen Motive der freien Reichsstadt Worms ausklingen. Aehnliche Wahrnehmungen lassen sich in der Diözese Speyer machen, hier besitzt die Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt quadratische Türme, vier oberen Steingiebeln entsteigen achtseitige Quaderpyramiden; weithin wurden diese Kaiser-Domtürme zum Vorbilde nicht nur in der Zeit des romanischen und gotischen Baustils, sondern bis zum ausgehenden XVIII. Jahrhunderte. Das Landvolk hielt fest an den ihm liebgewordenen alten Glockentürmen mit ihren hochschlanken Helmen und brannte ein solcher infolge von Blitzstrahl oder Schadenfeuer nieder, dann ging das allgemeine Verlangen nach der gleichen Wiederherstellung des ehemaligen Wahrzeichens. So sieht man wohl welsche Hauben an den Türmen des XVIII. Jahrhunderts in der Stadt Mainz, am erzbischöflichen Sitze des Metropoliten, bei dessen St. Peters-Hofkirche, nicht aber oder nur vereinzelt auf dem platten Lande. Im Jahre 1709 ward zu Prien am Chiemsee ein Neubau der Pfarrkirche St. Maria erforderlich; die mittelalterliche achtseitige Pyramide aus Holzkonstruktion der alten Kirche behielt man bei und da der neue Turm nicht an die Stelle des früheren kam, so wurde das interessante Experiment einer Verschiebung in der Höhe zur wirklichen Ausführung gebracht. Heutigentags ist man nicht mehr so konservativ, da wird zwar sehr viel von Volkskunst gesprochen, gleichzeitig werden aber dem Volke seine ehrwürdigen Denkmäler genommen und es erhält dafür neue Gotteshäuser von fragwürdigem Werte. Mir sind viele Orte bekannt, welche Kirchen mit gewölbten Chören und gotischen Glockentürmen hatten, das durch vermehrte Seelenzahl notwendig gewordene größere Rauminnere wäre unschwer durch einen An- oder Ausbau des alten Gotteshauses zu ermöglichen gewesen. Dieser wenige Kosten beanspruchende Weg wurde aber meist vermieden, dafür ein völliger Neubau erstellt und zur Verhinderung unliebsamer Vergleiche der Mittelalterbau in einen Schutthaufen verwandelt. Die St. Michaelskirche zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb besitzt Wandbilder, welche etwa um 1061 entstanden sind; der Weiler Goldbach, 25 Minuten westlich von Ueberlingen am Bodensee, hat in seiner Kapelle St. Sylvester Wandmalereien, die unter dem Benediktiner-Abte Witigowo (985—997) von der Reichenau entstanden sein sollen; in der Pfarrkirche zu Diedenhofen bei Markt Erlbach in Mittelfranken wurden 1882 an den Schiffmauern drei Freskodarstellungen aus dem Leben der heiligen Kaiserin Kunigunde entdeckt, welche man dem XIII. Jahrhundert zugeschrieben hat. Diese Beispiele mögen genügen, wie man im Mittelalter auch dem Volke auf dem platten Lande durch Malereien der Wand- und Gewölbeflächen eine Bilderbibel vermittelte. Das verlieh den Gotteshäusern einen Eindruck des Vollendeten, während man jetzt mit den weiß getünchten Zopfräumen das Unbehagen eines rohen Ortes leider selten vermieden sieht. Die Italiener haben sich meist damit begnügt, ihren Kirchen eine geschmückte Hauptfront zu geben, alle übrigen Außenseiten blieben Notkonstruktion; auch dies hat man im Norden ruhig nachgeahmt, während doch hier das weit höhere Bestreben stets dahin ging, dem heiligen Hause des Herrn in allen Teilen würdig zu entsprechen. Die erste Bedingung beim Kirchenbaue ist die Anwendung haltbaren Materiales, dessen elegante Bearbeitung dem Auge wohlgefällig erscheint. Der Mangel hinreichender Geschicklichkeit der Maurer in Ausführung des Rohbaues in Back- oder Bruchsteinen ist nicht von Belang; denn in gewöhnlichen Fällen sind vollkommen ebene Mauerflächen nicht nötig, vielmehr genügt eine tüchtige und regelrechte Konstruktion, an welche auch mittelmäßige Maurer durch wiederholte Uebung unter Aufsicht gewöhnt werden können, wie mit Rücksicht auf Festigkeit aller Mauern von großem Nutzen und so der Rohbau ein wesentliches Beförderungsmittel guter Technik sein wird. Baudirektor Heinrich Hübsch warnte schon im Jahre 1835 vor dem gewöhnlichen glatten Verputze und äußeren Anstriche. „Eine solche geleckte Stadteleganz paßt nicht für ländliche Gebäude, benimmt die monumentale Würde dem Aeußern der Kirche und zieht dasselbe zur niedrigen Stufe des Wohnhauses eines modischen Städters herab, welcher seiner Hauptfassade fast ebenso oft als sich selbst ein neues Kleid anzieht.“ Wer das ganze Jahr nur Wohnhäuser und Fabriken baut, Prosa treibt, der ist nicht in der Lage, ein lyrisches Gedicht zu machen, und als solches muß auch die Schöpfung einer Dorfkirche betrachtet werden. Man hat in der Rheinpfalz durch einen Israeliten evangelische Landkirchen entwerfen und ausführen lassen, aber Niemand glaubt, daß die Bevölkerung sich an den mißlungenen Bauten „ohne Seele“ erfreuen konnte. Welch hoher Ernst spricht doch aus der dreischiffigen Hallenkirche St. Maria in Niederaschau, der gewölbten Schloßkapelle zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit in Blutenburg von 1488, den vielen einschiffigen Dorfkirchen in Tirol und Graubünden, welche dank ihrer feuersicheren Stern- und Netzgewölbe nun volle vier Jahrhunderte dauern. Gestützt auf die Anhänglichkeit des Bürgertums an den gotischen Stil, hatten hier die alten Bauhütten bewährte Meister gestellt, welche sich lange mit Kraft gegen die von Italien eindringende Renaissance behaupteten. Erst in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts verfielen die bildenden Künste Deutschlands in Schwulst und unwahre Manier, selbst eine tüchtige Technik konnte den Mangel an Geist, Erfindung und Charakteristik nicht verdecken. Da ging es in der Malerei und Skulptur wie bei der Baukunst, man entäußerte sich der nationalen Schätze und sogar der persönlichen Eigentümlichkeit, um mit fremdländischem Bettel zu prunken. Auch im Mittelalter stellte man Dorfkirchen monumental her, ihre Ausführung geschah mit einem durchdachten Bausysteme, so entstanden Gotteshäuser von größter

Haltbarkeit und Feuersicherheit; da kamen aber auch nur echte Materialien und keine Surrogate, wie vergängliche Monier- und Rabitz-Drahtgeflechtdecken des Profanbaues, zur Verwendung. Auch heute ist das christliche Volk berechtigt, ebensolche Anforderungen zu stellen und diejenigen abzulehnen, welche ihm einreden, es wäre mit knappen Geldmitteln keine gewölbte, feuersichere Kirche herstellbar. Gestützt auf eine Jahrzehnte währende Tätigkeit und die Ausführung vieler Gotteshäuser nach eigenem Entwurfe und persönlicher Leitung stelle fest, daß sich mit den gleichen Baukosten eine Kirche mit monumentaler steinerner Gewölbedecke, wie mit einer vergänglichen Holzbalkendecke errichten läßt. Vorbedingung ist und bleibt aber das eingehendste Studium der vaterländischen Kunstdenkmäler, sowie gründliche Ausbildung auf dem Gebiete der Konstruktionen des Kirchenbaues, welche zum Resultate führen wird, daß die Zopfzeit mit größter Materialverschwendung ihre pomphaften, wie schlichten Gotteshäuser hergestellt hat.

Ledigenheime.

Von

Dr. Hans Rost, Leiter der Wohnungsenquete, Augsburg.

Wer schon einmal in einer lauen Sommernacht durch den Englischen Garten in München ging, der wird auf den Ruhebänken zahlreiche obdachlose Gestalten gesehen haben, die ihr Schlafgeld dem Mond bezahlten. Diese eine Form der Heimat- und Obdachlosigkeit kehrt in hundertfältigen andersgearteten Erscheinungen im Wohnungsleben der Gegenwart wieder. Ist vielleicht der Schlafbursche, das Schlafmädchen, die nach des Tages Arbeit in einer übervölkerten, engräumigen, schlechtgelüfteten Stube auf einer hygienisch und moralisch zweifelhaften Lagerstätte allein oder gemeinsam mit Familiengliedern oder anderen Schlafgängern ein Nachtlager finden, sind vielleicht die Schlafleute unserer Städte besser daran als der unter freiem Himmel kampierende Handwerksbursche?

Das Schlafgängerwesen bildet im Wohnungswesen der Gegenwart die Giftbeule, die mit ihren schädlichen Folgen namentlich das Arbeiterwohnungswesen durchdringt. Nach allseitig gemachten Erfahrungen herrscht an Wohnungen für Minderbemittelte mit 2 und 3 Räumen ein empfindlicher Mangel. Die Arbeiterfamilie muß nach mehrräumigen Wohnungen greifen, die, weil zu teuer, das verfügbare Einkommen zu stark belasten. Der Mieter vergibt deshalb Räume in Aftermiete. Er sucht dabei einen wirtschaftlichen Vorteil in der Verringerung seiner Ausgaben für seine Wohnung. Handelt es sich hierbei um Zimmermieter oder Schlafgänger, welche letzteren nur das Anrecht auf eine Lagerstätte zusteht, — gleichviel, es haben sich damit familienfremde Bestandteile in das Wohnungs- und Wirtschaftsleben der Arbeiterwelt eingeschlichen, die nach dem Urteile zuständiger Sachkenner den Krebsschaden eines echten Familienlebens darstellen. Wäre in der Wirklichkeit das Verhältnis des Aftermieters zum Mietgeber ein familiärer Anschluß im Sinne des patriarchalischen Zustandes von Meister und Geselle, Herr und Magd, dann könnte man sogar — abgesehen von den hygienischen Mißständen — von den Segnungen des Aftermietwesens sprechen. Es ist aber das Gegenteil der Fall. In wirtschaftlicher Hinsicht wird der Aftermieter als Erwerbsquelle zur Minderung des Mietzinses betrachtet. In hygienischer Beziehung entrollen sich dem Auge, namentlich was Reinlichkeitszustand der Betten, Lüftung, Bequemlichkeit des Schlafraumes anlangt, grauenhafte Bilder. Abgeschrägte Dachwohnungsräume, vor Feuchtigkeit mit Tropfen behangene Kellerwohnungsräume, Dachkammern, Treppenverschläge bilden den Aufenthaltsort. Der tagsüber in den Fabrikräumen ermattete, staubiggewordene, schweißbefleckte Körper findet keine Luft, kein Wasser zur Restaurierung. In moralischer Hinsicht zeigen sich die unerträglichsten Erscheinungen. Der Schlafgänger, der weiß, daß seiner „zu Hause“ kein freundlicher Empfang, keine Verpflegung, sondern nur ein mürrisches Gesicht der Logiswirtin harrt, begibt sich in die hell beleuchteten, verlockend winkenden Räume des Wirtshauses. Die Dichtigkeit des Zusammenwohnens im Aftermietshause zeitigt fernerhin unsittliche Verirrungen. In frivoler Unverfrorenheit greifen wilde Ehen, Ehebruch, Verführung der Töchter, Zunahme der unehelichen Geburten um sich. Nichts begünstigt diese Erscheinungen mehr und schafft Gelegenheiten als das Zimmermieter- und Schlafgängerwesen. „Wie sehr das gemeinsame Hausen von Menschen,“ sagt Professor Gruber in der Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern, „die nicht derselben Familie angehören, die ungenügende Scheidung der Geschlechter, der Verheirateten und Ledigen, der Erwachsenen und Kinder zu ungeordnetem Geschlechtsverkehr und damit zur Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten beiträgt, muß immer wieder betont werden.“

Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man die sozial unerwünschte Erscheinung des Schlafgängerwesens die Pestbeule im Wohnungsleben nennt. Unsere Sozialpolitiker sinnen auf Abhilfe. Deren dringendste Notwendigkeit ist einleuchtend. Wohl haben private Gesellschaften, insbesondere Vereine auf religiöser Grundlage, die Zeichen der Zeit erfaßt. Katholische Gesellenvereine, die Herbergen zur Heimat, Marthaheime, Jünglingsvereine haben für ihre Angehörigen auch in dieser Richtung Sorge zu tragen sich bemüht. Der Kölner Gesellenverein hat in den 50 Jahren seines Bestehens über 60 000 Gesellen Nachtlager und Logis gespendet. In den größeren Vereinshäusern finden auch auswärtige Mitglieder, welche nicht bei ihrem Meister wohnen können, für billige Vergütung Kost und Logis. Das Kölner Hospiz mit seinen beiden Filialen beherbergt durchschnittlich 300 Gesellen. (Handwörterb. der Staatsw.) Im St. Annakloster in Augsburg waren im Monat Februar 87 Schlafgängerinnen (zumeist Fabrikarbeiterinnen) und 30 Zimmermieter (Arbeiter und Gesellen) untergebracht.

Allein in Anbetracht des Massenandrangs von ledigen Personen und des weitverbreiteten Uebel des Schlafgängertums sind diese privaten Bemühungen ein Tropfen auf einen heißen Stein. In keiner sozialpolitischen Frage der Gegenwart ist zum Eingreifen in bezug auf die Sanierung der Mißstände im Schlafgängerwesen die Stadtgemeinde so berufen als hier. Die Stadtgemeinde beherbergt die meisten Arbeiter und die Schlafgänger. Sie hat an der hygienischen und sittlichen Verbesserung der rasch entstandenen Uebelstände das höchste Interesse. Für die Stadtgemeinde gilt nach Erkenntnis der Sachlage die Losung: Gründung von Ledigenheimen für beide Geschlechter. Der Zweck und die hohe Bedeutung solcher Ledigenheime ist offensichtlich. Ihre Beschaffenheit, ihre Einrichtungen sollen den von der Familie losgetrennten, einzeln dastehenden Arbeitern und Arbeiterinnen die Behaglichkeit der Häuslichkeit ersetzen; sie sollen den ledigen Personen unserer Städte das psychologisch unschätzbare Moment bringen, das in dem beglückenden Bewußtsein liegt, für wenig Geld ein anständiges, sauberes Heim sein eigen nennen zu können, in dem man persönliche leibliche und geistige Bedürfnisse pflegen kann.

Mit der Errichtung von Ledigenheimen ist England vorangegangen. In England haben heute 11 Städte Logierhäuser. An ihrer Spitze steht Glasgow, das schon 1871—79 nicht weniger als 7 Logierhäuser mit dem System der Einzelschlafkabinen für 2166 Männer und 248 Frauen errichtete.

In London bestehen etwa 570 Logierhäuser, welche für über 33 000 Personen Platz bieten. Am mustergültigsten sind die Rowton-Häuser. In 5 solchen Logierhäusern ist Raum für 3573 Männer.

In Paris besteht in der Rue des Grandes Carrières ein Logierhaus für alleinstehende Frauen der „Société philanthropique“.

In Wien hat die Kaiser Franz Joseph I.-Jubiläumsstiftung für Volkswohnungen und Wohlfahrtseinrichtungen dem Baue von Ledigenheimen für Männer und Frauen Rechnung getragen.

In Italien besitzt Mailand das Muster eines Albergo Popolare. Ebenso hat Triest mit gemeindlichem Zuschuß ein Primo Allogio Popolare mit 94 Betten errichtet.

In Deutschland haben die Gemeinden zum Teil erkannt, wie unabweisbar die Errichtung von Ledigenheimen zu ihrem Aufgabenkreis gehört.

In Essen gibt es bisher nur private Schlafhäuser, deren ältestes, „die Kruppsche Menage“, schon im Jahre 1856 von Alfred Krupp errichtet wurde, um Unverheirateten „gegen mäßige Vergütung eine angemessene Verpflegung und Unterkunft zu verschaffen“.

Ulm hat die Errichtnng eines Ledigenheims für weibliche Angestellte beschlossen: Wohnraum für 60 Mädchen.

In Charlottenburg soll zur Bekämpfung des Schlafstellenunwesens ein Ledigenheim für 120 Personen eingerichtet werden; Stuttgart, Fürth haben ebenfalls den Bau von Ledigenheimen beschlossen.

In München beabsichtigt der Verein für Verbesserung der Wohnungsverhältnisse die Errichtung eines solchen Heims.

Wenn die Stadtgemeinden eine erfolgreiche Wohnungspolitik treiben wollen, dann muß ihr erster Gedanke dem Bau von Ledigenheimen gelten. Die Tätigkeit der Wohnungsinspektion ist ohne das Vorhandensein von Ledigenheimen lahm gelegt. Man kann überfüllte, ungesunde, feuchte Wohnungen nicht etwa aus dem Grunde sperren, weil die Wohndichtigkeit zu groß ist. Zu diesem Zwecke muß eben die notwendige Anzahl von leeren und geräumigen Wohnungen mit 2 bis 3 Räumen und ein Ledigenheim zur Aufnahme der Schlafgänger zur Verfügung stehen. Ledigenheime sind die notwendigste Ergänzung einer ersprießlich schaffenden Wohnungsinspektion. „Die Logierhäuser für Schlafgänger erscheinen als das Alpha und Omega der Wohnungsreform, ohne welche alle Bestrebungen, die Wohnungsverhältnisse der Minderbemittelten in den großen Städten zu bessern, aussichtslos sind.“ (Brentano.)

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 22. München, 27. August 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Weltanschauung und Philosophie.

Von

Dr. Georg Rädler.

Weltanschauung wurde wieder zum Schlagworte. Für den Tieferblickenden ist dies nur ein Ausdruck der philosophisch gerichteten Zeitstimmung. Diese Stimmung wird noch stärker werden als sie gegenwärtig ist, alle Anzeichen sprechen dafür. Wir stehen vor den Anfängen eines Zeitalters, in welchem wie in den Tagen Hegels in der öffentlichen Meinung die Philosophie eine hochbedeutsame Rolle spielen wird. Das Bedürfnis, aus den Bruchstücken des Wissens die Summe zu ziehen, macht sich mit steigender Intensität bemerkbar, denn das Verhältnis zum Ganzen ist es, das irgendwie den bewegt, der noch nicht ganz verknöchert und versteinert ist. Es gewährt einen besonderen Reiz, das Streben des Menschen nach einer Weltanschauung in den verschiedenen Stadien zu verfolgen. Zu einem Endurteil muß der Mensch in Sachen der Weltauffassung gelangen, das bedingte Urteil befriedigt nicht, Stillstand bedeutet quälenden Zweifel, die Intensität dieses Strebens ist dem Wahrheitsbedürfnis des Menschen proportional. Zur Wahrheit soll der Mensch ein Verhältnis gewinnen, das ist Gewissenspflicht. Wie haben die Philosophen nach Wahrheit gerungen, wie ringt der einzelne tiefer angelegte Mensch danach! Diese Kämpfe um eine Weltanschauung sind hochdramatische Vorgänge, nach außen freilich häufig nicht bemerkbar, weil tiefinnerlicher Natur. In einem Briefe aus dem Jahre 1714 an Remond de Montmort (in Erdmanns Ausgabe der philos. Schriften Seite 701 f.) erzählt Leibniz über seinen philosophischen Bildungsgang: „Als ich die niedere Schule verlassen hatte, fiel ich auf die neueren Philosophen und ich erinnere mich, daß ich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, im Alter von fünfzehn Jahren (also im Jahre 1661) einsam lustwandelte, um mit mir zu Rate zu gehen, ob ich die substanziellen Formen beibehalten solle. Der Mechanismus gewann endlich die Oberhand und führte mich der Mathematik zu. Aber als ich die letzten Gründe des Mechanismus und der Bewegungsgesetze suchte, kehrte ich zur Metaphysik und zur Annahme von Entelechien zurück, und vom Materiellen zum Formellen, und endlich begriff ich, nachdem ich mehrmals meine Begriffe berichtigt und weitergeführt hatte, daß die Monaden oder einfachen Substanzen die einzig wirklichen Substanzen sind, und daß die materiellen Dinge nur Erscheinungen sind, aber wohl begründete und mit einander verknüpfte Erscheinungen."

Wie ernst hat dieser Wahrheitssucher seine Aufgabe genommen, und wie leichtfertig erscheint dagegen mancher moderne Mensch, wenn er zur Wahrheit ein Verhältnis gewinnen will. An guten Vorsätzen fehlt es nicht, die philosophischen Abteilungen unserer Bibliotheken werden sehr stark benützt. Es wäre wohl der Mühe wert festzustellen, wie oft z. B. Nietzsche von den Bibliotheken verlangt wird. Als dessen Werke noch im allgemeinen Lesesaal der Hof- und Staatsbibliothek München freigegeben waren, fanden sich schon nach der ersten Stunde täglich fast sämtliche zwölf Bände in den Händen verschiedener Benützer. Das ist sicher ein Beweis starker Nachfrage. So vielen ist Nietzsche der philosophische Prophet der Gegenwart. Sie glauben an ihn, und es ist merkwürdig, welche Vorgeschichte dieser Glaube in der Regel hat. In Ermanglung eigener Einsicht muß bei lebhaft empfundenem Wahrheitsbedürfnis sich das Urteil an eine Autorität binden. Bei dem vielverbreiteten Bruch mit der Tradition kann es natürlich in der Regel nur eine neue Autorität sein. Die Modephilosophen Schopenhauer und Nietzsche gewinnen so zahlreiche Anhänger. Das geschieht am grünen Holze, und am dürren ist es nicht besser. Ein so scharfsinniger Mann, wie Karl Lamprecht, hat in seiner „Geschichte der jüngsten deutschen Vergangenheit" auf 100 Seiten seines sehr anregenden Werkes sich über die Weltanschauung der Gegenwart ausgesprochen. Es ist unverkennbar, daß er selbst in seinen philosophischen Anschauungen von Wundt abhängig ist und selbst sich noch nie eingehender mit Philosophie befaßt hat. In metaphysikfeindlichen Tendenzen sieht er den Maßstab für den Fortschritt in philosophischen Dingen und selbst Kant wird ob seines Festhaltens an Metaphysik als rückständig bedauert.

Es wurde Lamprecht entgegengehalten, daß Metaphysik eben dasjenige sei, was ihm fehle, allein ohne Erfolg. Daß Metaphysik die Kerndisziplin, das Herzstück der Philosophie ist, glaubt er einfach nicht, da seine Operationsbasis eine angeblich metaphysikfreie Philosophie ist. Diese Annahme aber ist eine Selbsttäuschung, denn sein Lehrer und Gewährsmann Wundt hat in seinem System der Philosophie selbst eine Metaphysik geschrieben. So kommt die gefürchtete Metaphysik, durch die

eine Türe entfernt, durch die andere wieder herein. Der Mensch denkt eben, sobald er tiefer denkt, sofort metaphysisch. Schopenhauer hat ganz mit Recht von einem „metaphysischen Bedürfnis" des Menschen gesprochen. Empfindsame Leute, auch Philosophen von Beruf haben die Übertragung dieses Ausdruckes auf die höheren, rein geistigen Interessen des Menschen gerügt, mit Unrecht. „Der Mensch lebt nicht allein vom Brode." Zu den vitalsten Interessen gehört das Interesse an der Wahrheit, am Guten, Schönen, an Recht und Unrecht und vor allen Dingen an religiösen Ideen. Bekanntlich haben die Produzenten auf diesem Gebiete nicht selten der Förderung des einen Interesses ihre persönlichsten Interessen geopfert. Nun ist gerade der Zusammenhang der einzelnen Interessensysteme der Schlüssel zur tieferen Weltauffassung, denn daraus folgt die Einheit des Wissens, auf den Einheitsgedanken aber kommt alles an. Vor Jahren traf ich während einer Eisenbahnfahrt einen Universitätsprofessor, bei welchem ich seinerzeit Mineralogie gehört hatte. Wir kamen alsbald in unserer Unterhaltung auf die wissenschaftlichen Kämpfe der Gegenwart zu sprechen und im Laufe der Unterredung fiel meinerseits das Wort: „Dieser Begriff gehört einem anderen Begriffssysteme an." Erstaunt äußerte der Professor: „Einem anderen Begriffssystem? Teilt man denn die Begriffe auch in Systeme ein?" Da ich es mit einem Mineralogen zu tun hatte, konnte ich leicht eine Parallele zwischen den Krystall- und Begriffssystemen ziehen. Der Vergleich leuchtete dem Professor vollkommen ein, und er war so ehrlich, einzugestehen, daß ihm die gewonnene Einsicht neu wäre. Freilich hatte damals die Zeit nicht gereicht, um den Vergleich näher durchzuführen, aber in der Folge kamen wir noch öfter darauf zurück und sind nun einig darüber, daß die Begriffssysteme der Fakultäten Formen logischer Ordnung sind, wie die Krystallsysteme Formen physischer Ordnung. Ueber den Zusammenhang beider Ordnungssysteme sind wir noch nicht einig, hoffen es aber noch zu werden. Hier liegt die Schwierigkeit und hat sie von jeher gelegen. Die Einheit der Ordnung aller Dinge zu erfassen, war von jeher Aufgabe der Philosophie. Alle philosophischen Systeme sind ebensoviele Lösungsversuche des Einheitsgedankens. Den einzelnen Menschen vom Einheitsgedanken zu überzeugen, ist keineswegs so schwer, wie manche glauben, es gehört dazu nur völliges Vertrautsein mit den philosophischen Problemen und etwas methodisches Geschick. In den alten Philosophenschulen redete man von philosophischen Geheimnissen, die Modernen sagen „Probleme", und die Lösung der Probleme ist es, welche die Geister einigt und trennt. In Leipzig sind z. B. die Philosophie-Studierenden in zwei Lager geschieden, je nachdem sie eine substanzielle oder eine nur aktuelle Seele annehmen. Es ist ein hochinteressantes Schauspiel, diesen Kampf um die Seele, wie er innerhalb der akademischen Mauern sich abspielt, dann auch in seiner Fortsetzung am Biertisch, auf dem Fechtboden und Turnplatze zu beobachten, denn gerade hier, sich selbst überlassen, greifen die Leute jene Probleme auf, die ihr Interesse am weitgehendsten bewegen. Die Jugend allein ist es auch, der in dieser Beziehung noch geholfen werden kann. Professor Ladenburg wird niemand eine andere philosophische Grundüberzeugung beizubringen versuchen. Mit dem Fertigen ist in philosophischen Dingen nichts zu machen, der Werdende ist lenkbar.

Mittnacht über Bismarck.

Von

J. G. Buck.

Von einem Manne, der einst als schwäbischer Minister und Diplomat wegen seiner Klugheit und seiner reichen Welterfahrung einen begründeten Ruf genoß, hatte man etwas Großes, jedenfalls Bedeutendes erwartet, als die Blätter ankündigten, er bereite „Erinnerungen an Bismarck" vor. Inzwischen ist das Büchlein Freiherrn von Mittnachts bei Cotta in Stuttgart erschienen (86 S. 8°; 1,50 Mk.) und hat in wenigen Wochen mehrere Auflagen erlebt.

Trotzdem dürfte der Eindruck, den die Schrift macht, der einer ziemlich starken Enttäuschung sein, denn sachlich bringt es wenig Neues und was das bekannte Alte hätte schmackhaft machen können, Plastik und Lebhaftigkeit der Darstellung, seiner Sarkasmus, elegante Disposition — Eigenschaften, welche die württembergische Abgeordnetenkammer mehr als drei Jahrzehnte lang an Herrn von Mittnacht zu bewundern Gelegenheit hatte — das alles versagt hier. Doch freut den Leser die Wahrheitsliebe des Verfassers, die vor Geschichtsbaumeistereien in der Art gewisser „Gedanken und Erinnerungen" entschieden zurückschreckt.

Mittnacht war ursprünglich wie sein Kollege Varnbüler ein ausgesprochener Gegner Preußens und wohl auch Bismarcks. In diesen „Erinnerungen" kommt das nicht mehr zum Ausdruck. Doch ist ja bekannt, daß er auch später noch einer jener wenigen Mitglieder des Bundesrats war, die dem mächtigen Reichskanzler im Notfall ernstlich zu opponieren wagten. Er gesteht (S. 4): „Je weniger ich unter die Schmeichler des Fürsten ging, je weniger ich mich ihm aufdrängte, desto besser gestalteten sich unsere Beziehungen. Wer nicht zu allem ja sagt, hat im politischen Leben mitunter größerer Rücksichtnahme sich zu erfreuen als der, auf dessen Zustimmung und Bereitwilligkeit stets unbedingt gerechnet werden kann."

Von der Persönlichkeit Bismarcks zeichnet M. ein Bild, das man nicht gerade erhebend nennen kann. Der Fürst war allerdings stets freundlich und gütig gegen ihn, bewies ihm Vertrauen, war nicht zurückhaltend, war kollegial liebenswürdig. Nachher aber liest man (S. 6): „Der geschäftliche Verkehr mit dem Kanzler war für Untergebene und wohl auch für Ministerkollegen kein leichter. Abgesehen von seinen häufigen Abwesenheiten aus Berlin und seiner zeitweiligen Unnahbarkeit aus Gesundheitsrücksichten hatten ihn die unbestreitbare geistige Ueberlegenheit, die angeborene Selbständigkeit und Originalität seines Wesens, seine großartigen Erfolge, die unwandelbare Gunst seines Königs, die ihm gezollte Bewunderung und das Bewußtsein der Unentbehrlichkeit zu einer solchen Höhe erhoben, daß er weniger Rat und Mitarbeit als bereitwillige Folgeleistung suchte und erwartete." „Ueberhaupt (heißt es S. 8) habe ich gefunden, daß er an den meisten, welche ihre amtliche oder parlamentarische Stellung in häufigere Berührung mit ihm brachte, manches auszusetzen hatte und daß seine Kritik in der Regel mehr streng als wohlwollend war. Gegner, wirkliche oder vermeintliche, beurteilte und behandelte er unnachsichtig, oft schroff, im Einzelfalle unter Vermutung unlauterer Beweggründe." Den Charakter Bismarcks beleuchtet trefflich auch die Mitteilung (S. 47), B. habe den Gedanken gehabt, Caprivi, seinen Nachfolger, zu fordern (Liman sagt, weil dieser wegen des Wiener Besuchs in seine gesellschaftlichen Rechte „eingegriffen" habe), sei aber davon abgekommen. Um diese — „kollegial liebenswürdige" Seite im Charakter Bismarcks zu entlasten, müsse man bei der Beurteilung Bismarcks „immer vor Augen halten, wie Vieles und Großes während seiner Amtsführung vollbracht worden ist."

Von besonderem Wert und teilweise neu scheinen mir Mittnachts Mitteilungen über seine und Bismarcks größte Zeit, die Zeit der Reichsgründung zu sein. Er verweilt besonders lange bei der Stellung und Behandlung Bayerns, als die Staatsmänner Deutschlands in Versailles versammelt waren und zeigt, wie B. „keineswegs gesonnen war, den hochgesteigerten Forderungen des (bayerischen Unterhändlers) Grafen Bray ohne weiteres zu entsprechen, vielmehr zeitig auch die Eventualität eines Abschlusses zunächst ohne Bayern in das Auge gefaßt hat." Es können hier die ausführlichen Darlegungen, wie dies vor sich ging, nicht abgedruckt werden, aber die ganze Angelegenheit ist für die damalige Zeit höchst bezeichnend (sie findet sich mit den Betrachtungen über die bayerischen „Vorrechte" S. 24—43).

Mit offensichtlichem Behagen ergreift der greise württembergische Exminister die Gelegenheit, seine Anschauungen über Unitarismus, Eisenbahnfragen, Tariffragen u. ähnl. durch den Kanzler bestätigen und ergänzen zu lassen, ihn gleichsam als Redner pro domo sua beizuziehen. Und so hört man (S. 20 ff.), daß Bismarck „aus Ueberzeugung dem Unitarismus nicht zuneigte ... Er wollte ein festgefügtes, lebens- und entwicklungsfähiges, mit den erforderlichen Befugnissen, namentlich auch zur Wahrung der Sicherheit und Unabhängigkeit nach außen ausgestattetes Reich unter Preußens Führung ..., den Unitarismus aber hielt er für widersprechend der germanischen Eigenart und Entwicklung."

Es muß dem früheren Minister des Aeußeren, zu dessen Fach in Württemberg auch das Post- und Eisenbahnwesen gehört, wohltun, wenn er feststellen kann, daß B. die Schuld daran, daß i. J. 1876 das Reichseisenbahnprojekt scheiterte, eigentlich Preußen auflädt (S. 85), während man bis in die letzten Jahre herein einen wesentlichen Teil der Mitschuld ihm, dem Verfasser, zuge-

schoben hatte. Die Sache war einfach die: Der preußische Finanzminister berechnete für die in die Verwaltung des Reiches zu übernehmenden Bahnen einen Preis, der wegen seiner Ungeheuerlichkeit nicht als ein ernstlicher anzusehen war. Damit in erster Linie und nicht durch das Widerstreben der Bundesstaaten fiel der Plan.

Auch in der Frage einer Bahngemeinschaft mit Preußen dient B. als trefflicher Eideshelfer. Mittnacht glaubt (S. 70 ff.): „B. würde die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft mit dem Ziele des Betriebs und der Verwaltung des ganzen großen deutschen Eisenbahnkomplexes durch einen Einzelstaat, welcher Verwaltung gegenüber das verfassungsmäßige Aufsichtsrecht des Reiches gänzlich machtlos wäre, als den richtigen Weg zur Verwirklichung der Verfassungsbestimmungen über das Eisenbahnwesen nicht anerkannt haben." Diese Anschauung deckt sich so ziemlich mit der, welcher Frhr. v. Mittnacht in der württembergischen Kammer Ausdruck verliehen hat.

So ließe sich aus dem Büchlein des Freiherrn v. Mittnacht noch manches schöpfen, was zum mindesten Politiker interessieren könnte, jedoch möge das Angeführte genügen. Nur der eine Gedanke soll noch ausgesprochen sein: Wer wäre so wie der frühere langjährige württembergische Ministerpräsident und Minister des Königlichen Hauses geeignet, nicht Memoiren über Bismarck, sondern über — Stuttgarter Erlebnisse und Persönlichkeiten zu schreiben? Die würden wohl etwas unterhaltender werden?

Der Bayerische Landtag.

Von

Domkapitular Dr. F. Pichler,

Mitglied des Reichstages und Bayer. Landtages.

Nach einer Tagung von 10 Monaten 12 Tagen hat das bayerische „Ständehaus" an der Prannerstraße seine Tore wieder geschlossen. Die Session hat, wie der Regent des Landes im Landtagsabschiede mit Dank anerkannte, fruchtbare Arbeit geleistet; sie hat manche scharfe Kämpfe gebracht und zuletzt eine gewisse Verstimmung zwischen den beiden „hohen Häusern" des Landtages, welcher die beiden hochverdienten Präsidenten vergebens zu wehren suchten.

Bei seinem Zusammentritte am 29. September v. J. fand der Landtag ein neues Ministerium — ein Ereignis, das gewisse Kreise in Bayern für ganz unmöglich gehalten. Der durch Jahrzehnte lang verwöhnte bayerische Liberalismus stand mit schlecht verhaltenem Grimm der neuen Situation gegenüber; der Sprechführer Dr. Casselmann gab schon in den ersten Debatten in schärfster Form dem Mißbehagen seiner Freunde Ausdruck; er schien nicht übel Lust zu haben der neuen Regierung Kampf und Krieg anzusagen. Da trat eine Wendung ein! Dr. Casselmann hatte im höchsten Pathos an den Ministerpräsidenten Frhrn. v. Podewils die Frage gerichtet, ob er wirklich gewillt sei, unparteiisch zu regieren; der Minister warf ein ganz leichtes „O ja!" dazwischen, und der liberale Redner schwelgte im zweiten Teile seiner Rede in Entzücken und Wonne über die zerschmetterten Hoffnungen der Ultramontanen — factum, non fictum!

Mit Beginn dieses Jahres trat das „Ministerium für Verkehrsangelegenheiten" ins Leben, an dessen Spitze der hochbegabte und energische ehemalige Ministerialreferent für Verkehrsangelegenheiten, Hr. v. Frauendorfer, berufen wurde. Das bayerische Postwesen ist sehr gut entwickelt; in den letzten sechs Jahren sind Postagenturen und Hilfsstellen bis in die abgelegensten Dörfer errichtet worden, so daß Bayern mehr Postanstalten zählt als irgend ein anderes Land. Das Eisenbahnwesen bedarf einer gründlichen finanziellen und organisatorischen Sanierung. Die eingehenden Darlegungen in der Abgeordnetenkammer zwangen jedem die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Reform auf; ein so vielgestaltiges, so umfangreiches und wirtschaftlich so bedeutsames Ressort kann nicht im Nebenamte verwaltet werden.

Die größte politische Aufgabe der letzten Landtagssession war die Abänderung des Wahlgesetzes. Im Jahre 1902 hatte ein einmütiges Votum beider Kammern die Grundsätze bis ins Detail festgelegt, nach denen ein Gesetz über Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung ausgearbeitet werden sollte. Die Regierung legte in durchaus loyaler Weise den Gesetzentwurf am 29. September 1903 vor; bei der Abstimmung vom 29. Februar 1904 erhielt der Entwurf nicht die verfassungsmäßige Zweidrittelmehrheit (nur 96 gegen 60 Stimmen). Trotz feierlicher Programme stimmten Liberale und Bauernbündler aus Parteieigennutz dagegen. Das Zentrum stand in der ganzen Aktion genau auf dem Boden der vereinbarten Grundsätze, es drängte alle seine Wünsche auch bezüglich der Wahlkreiseinteilung zurück; um das Gesetz noch zu retten, ließ es die vorher von den Liberalen zuerst beantragte, dann aber heftig bekämpfte relative Mehrheit fallen. Das Gesetz scheiterte, weil durch die neue Wahlkreiseinteilung der durch Wahlkreisgeometrie künstlich geschaffene Besitzstand der Liberalen und die auf Kompromiß beruhenden Mandate der konservativen Bauernbündler Beckh und Nißler aufs schwerste gefährdet waren. In diesem Punkte konnte das Zentrum nicht nachgeben, wenn es nicht die seit 30 Jahren von ihm vertretenen Grundsätze verleugnen, die ebensolange vorgebrachten Klagen desavouieren und seine getreuesten Wähler entrechten wollte. — Reichsrat Graf Moy machte sich dabei in gewissen Kreisen einen Namen durch seinen Antrag auf politische Dekapitation der Geistlichen. Kurz vor Landtagsschluß erschien noch ein rein taktischer Antrag Dr. Hammerschmidt auf Einführung des Proportionalwahlrechtes. Es war offenes Geheimnis, daß ein großer Teil der Liberalen mit dem Antrage nicht einverstanden war; der ganze Nimbus zerstob, als der Sozialdemokrat Segitz in der Kammer verkündigte, der Entwurf sei auch ihm von Dr. Siegfried, Schriftsteller in Königsberg, zugeschickt worden. Die Erledigung war schon wegen der durch die Verfassung für ein Initiativgesetz vorgeschriebenen äußeren Formalitäten — dreimalige Beratung in Zwischenräumen von mindestens je acht Tagen in jeder Kammer — unmöglich.

Die Abgleichung des Budgets brachte diesmal große Schwierigkeiten infolge des durch die wirtschaftliche Depression herbeigeführten Rückganges mancher Einnahmen. Die großen Ueberschüsse früherer Finanzperioden — 1898/99 55 Millionen! — haben im Jahre 1901 einem Defizit von fast 3,4 Millionen Platz gemacht. Doch gelang es durch ernste Arbeit, die das Zentrum fast ausschließlich für sich in Anspruch nehmen kann, das Budget abzugleichen und die Mittel mit 3,7 Millionen für Aufbesserung der Beamten und Bediensteten des Staates zu gewinnen. Das Budget balanziert mit 441,8 Mill. gegen 325,8 Millionen im Jahre 1894 und 220,6 Millionen im Jahre 1880; die Steigerung fällt zum größten Teile auf die Verkehrsanstalten.

Die abgelaufene Legislaturperiode des Bayerischen Landtages kann im vollsten Sinne als eine Periode wirtschaftlicher Reformarbeit bezeichnet werden. Der ausführliche Rechenschaftsbericht des Zentrums gibt hierüber eingehenden Nachweis. Die Aktion wurde wie im vorigen Landtage (1893) eingeleitet durch einen großen Antrag des Zentrums vom 5. Oktober 1899, welcher der ganzen Arbeit Richtung und Halt gab.

In erster Linie galt diese Tätigkeit der Landwirtschaft, dem weiteren Ausbau der für die Landwirtschaft bestehenden staatlichen Einrichtungen und der zeitgemäßen Ergänzung derselben. Bayern steht hierin wohl an der Spitze der deutschen Staaten. In den letzten 10 Jahren wurde für Befriedigung des ländlichen Kredites ein Landesverband der Raiffeisenvereine mit Zentralkasse und eine Landwirtschaftsbank geschaffen; die landwirtschaftlichen Mittel- und Fortbildungsschulen wurden vermehrt, die Akademie in Weihenstephan zeitgemäß ausgebaut und mit einer Untersuchungs- und Saatzuchtanstalt verbunden, der Wanderunterricht neu organisiert, die Moorkulturanstalt und die agrikultur-botanische Anstalt staatlich eingerichtet, der Wirkungskreis der Landeskulturrentenanstalt für Meliorationen erweitert. Dazu kam vor zwei Jahren die Einrichtung von Wildbachverbauungssektionen und die Errichtung von Forstämtern zur intensiveren Pflege der Privatwaldungen. Die seit 1885 bestehende Hagelversicherungsanstalt bekam erhöhte Zuschüsse, für Viehversicherung wurden zwei staatlich geleitete Anstalten — Rindvieh- und Pferdeversicherung — gegründet. Für Erleichterung und allmähliche Beseitigung der Bodenzinse wurden seit 1898 rund 46 Millionen aus Staatsmitteln verwendet. Die laufenden Staatsaufwendungen für landwirtschaftliche Zwecke betragen jährlich 5,9 Millionen (gegen 1,8 Millionen i. J. 1880). Die Reform der Grundsteuer und ein neues Wassergesetz werden den nächsten Landtag beschäftigen; vom 1. Januar 1905 ab ist die Grundsteuer um 10 Prozent ermäßigt. In Anträgen des Zentrums ist auch ein neues Straßengesetz, ein Gesetz für Bildung von Rentengütern und eine angemessene Besteuerung der hochwertigen Bau- und Spekulationsgelände verlangt.

Zum Nutzen des Handwerkes ist im Vorjahre auf Anregung des Zentrums mit staatlicher Unterstützung eine Zentralkasse geschaffen worden. Neue Submissionsbestimmungen regeln die Vergebung staatlicher Arbeiten im Sinne weitgehender Berücksichtigung der ortsansässigen Meister oder von Handwerkerverbänden; die Beschäftigung der Gefangenen wird mehr auf Kulturarbeiten gerichtet. Die auf Zentrumsantrag 1899 eingeführte Umsatzsteuer für Warenhäuser wird leider nicht der Intention des Gesetzes entsprechend durchgeführt.

Wie beim Handwerk, so ist auch bezüglich der Arbeiter die Wirksamkeit der Einzelstaaten fast nur auf den Bereich des Staates als Arbeitgeber beschränkt. In diesem Rahmen hat der Bayerische Landtag ein ausgiebiges Maß von Mühe und Sorge aufgewendet für Verkürzung der Arbeitszeit, angemessene Entlohnung und Behandlung der Arbeiter. Unter sachkundiger Führung des Abg. Dr. E. Jäger ist die Regelung der Wohnungsfrage eingeleitet; für Wohnungen von Angestellten der Post und Bahn sind seit 1900 11,8 Millionen genehmigt worden.

Das bayerische Zentrum hat auf wirtschaftlichem Gebiete jeden Radikalismus abgewiesen, auf praktischem Boden aber nachhaltig und mit großem Erfolge gearbeitet; es zählt auf diesem Gebiete eine Reihe von bewährten Kräften in seiner Mitte, die mit unermüdetem Eifer sich betätigen.

Von vielen Seiten wird die lange Dauer des Landtages bemängelt; die Sessionen haben seit 10 Jahren an Ausdehnung stetig zugenommen. 1893/4 hielt der Landtag 147 Sitzungen und schloß am 4. Juni, diesmal waren 204 Sitzungen, Schluß am 11. August. Unnütze Reden werden im Reichstage ebensoviele gehalten. Die Abänderung der Geschäftsordnung wird wenig helfen. Die längere Dauer des Landtages hängt mit der Mehrung der politischen Parteien und mit der Erweiterung der sozialen Aufgaben des Staates und seiner Gesetzgebung und Verwaltung zusammen. Der Bayerische Landtag hat seit Jahren die kräftige Initiative in der sozialen Reformarbeit ergriffen; er hat es mit Erfolg verstanden, die Bureaukratie zur Mitarbeit auf diesem Gebiete zu drängen; fast alle Fortschritte sind auf diese Initiative des Landtages zurückzuführen. Daraus erklärt es sich von selbst, daß Wünsche und Petitionen nach dieser Richtung sich an den Landtag richten, nicht an die vom Landtag erst mühsam geschobene Bureaukratie. Ein typisches Beispiel bot in den allerletzten Tagen die Diskussion über die Dürre und Futternot in der Oberpfalz; die Abgeordneten erhoben tiefempfundene Klagen und verlangten sofortige Hilfe; der Minister v. Feilitzsch verliest einen trockenen Bericht, daß ein Notstand nicht gegeben sei und erklärt den klagenden Volksvertretern, er lasse sich nicht hineinregieren. Und wie hier, so in Dutzenden von Fällen. Der Regierungsapparat arbeitet an der Zentrale mit Geschick, aber bis hinaus ins unmittelbare Leben des Volkes funktioniert er vielfach allzu langsam, mehr getragen von der Rücksicht auf Entlastung für die Bureaukratie als auf die Bedürfnisse des Volkes; die Abgeordneten dagegen haben persönlich unmittelbare Fühlung mit dem Volke und arbeiten mit vollem Herzen für dasselbe. Das erklärt uns die Erfolge des Bayerischen Landtages, anderseits das Vertrauen des Volkes und die vielen Wünsche an den Landtag.

Ueber die vier politischen Parteien des Bayerischen Landtages hier nur ein ganz kurzes Wort! Der „Rhetoren-Liberalismus", der sich in Tiraden gegen den Ultramontanismus erschöpft und darüber in der Kammer die praktische Arbeit versäumt und in der Presse alle liberalen Grundsätze über Bord wirft, ist in der „Allg. Rundschau" schon genügend gezeichnet.

Die Sozialdemokraten arbeiten ganz in Geist und Taktik ihres Führers Vollmar, wenn auch der rote Baron Haller gelegentlich Seitensprünge in Bebelscher Art sich leistet. Die Sozialdemokraten vertreten in fast allen großen Fragen, wie Schule, Wahlrecht usw., die alten Grundsätze des Liberalismus; in allen religiösen, wirtschaftlichen und Schul-Fragen sind sie die schärfsten Gegner des Zentrums, wenn auch ihre konsequente Haltung in einzelnen wahrhaft freiheitlichen Fragen (Wahlgesetz, Duell etc.) ein Zusammengehen beider Parteien von Fall zu Fall ermöglicht.

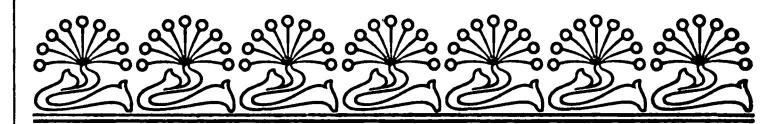
Die Bauernbündler sind Schritt für Schritt dem Liberalismus näher gerückt durch Mangel an höhergehender politischer Einsicht und objektiver Beurteilungsgabe bei ihren Führern. In der letzten Tagung sind ihnen beim Wahlgesetz, in der Stellungnahme zur Reichsratskammer, in der Bodenzinsfrage u. a. die letzten Reste ihres Programmes noch verloren gegangen. Zuletzt hat ein Teil von ihnen gegen das Budget gestimmt, weil für die Landwirtschaft zu wenig geschehen sei. Daß mit Ablehnung des Budget die staatlichen Leistungen für die Landwirtschaft fast vollständig in Wegfall kämen, und daß mit dem Aufhören der staatlichen Zuschüsse alle die Einrichtungen für die bayerischen Bauern schwer bedroht und damit die Reformarbeit vieler Jahre aufs äußerste gefährdet wäre, daß sie den Bauernstand um Millionen betrogen hätten, ist diesen Politikern nicht zu Bewußtsein gekommen.

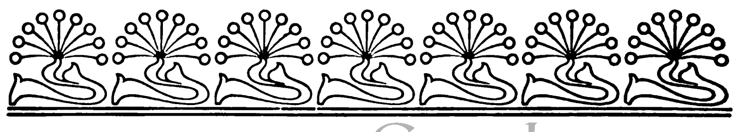
Das Zentrum ist der Träger der soliden finanziellen Entwicklung und der praktischen sozialen Reform auf allen Gebieten. Einig und eng geschlossen hat es in den letzten Legislaturperioden eine intensive Arbeit geleistet auf wirtschaftlichem Gebiete, ohne einen Augenblick die hohen idealen Güter des Volkes aus dem Auge zu verlieren.

In der bayerischen Regierung ist mit dem Ministerium Podewils eine konservativere Richtung angebahnt, die mit den Grundsätzen des Liberalismus noch mehr brechen will als die alten liberalen Minister dieses schon seit Jahren getan haben. Freilich hat dieser neue Kurs noch gar manche Fährlichkeiten zu bestehen. Die Regierung hat mit einflußreichen Gegenströmungen von unverantwortlichen Machern zu kämpfen. Daraus resultiert ein Gefühl der Unsicherheit in der Regierung selbst und noch mehr in der Volksvertretung; es fehlt jede Gewähr, daß die wohlgemeinten Intentionen des Ministeriums wirklich zur Durchführung kommen können. Dieser Zustand bedingt eine „Schwächung" der Regierungsautorität und ist auf längere Dauer unhaltbar. Für die Konsolidierung der innerpolitischen Verhältnisse Bayerns erscheint es uns als durchaus notwendig, daß es dem Ministerium Podewils gelingt, die unverantwortlichen Gegenströmungen auszuschalten und zugleich die konservativen Elemente der Reichsratskammer zum tätigen Mitwirken an der sozialen Reformarbeit zu sammeln. Gelingt dies nicht, so werden Krisen nicht ausbleiben, welche ernster sind als die jugendlichen Angriffe, denen das Ministerium in den letzten Tagen der Session in der Reichsratskammer ausgesetzt war.

Der Vorstoß des jungen Grafen Max Emanuel Preysing knüpfte sich an einen durchaus unglücklichen, mit dem Gesetze in schroffem Widerspruch stehenden Duellerlaß des Kriegsministers Frhrn. v. Asch, den derselbe durch noch unglücklichere Erklärungen zu decken suchte. Graf Preysing fügte daran einen Angriff gegen das Zentrum der Abgeordnetenkammer und machte der Regierung den Vorwurf der Schwäche gegenüber dem mächtigen Einflusse der Zweiten Kammer. Dieser Angriff bedeutet für die Regierung keine Gefahr; eine solche Kritik im Munde eines 25jährigen Mannes, der zum ersten Male hervorgetreten, richtet sich nur gegen ihn selbst. Für das Zentrum hat der Fall rein symptomatische Bedeutung. Wenn Graf Preysing meint, daß hunderttausende hinter ihm stehen, so geht die uns bekannte Stimmung im Herzen von Niederbayern nach der entgegengesetzten Richtung. Graf Preysing hat, wie wir in Verehrung gegen seinen hochedlen Vater mit Bedauern konstatieren, eine durchaus volksfeindliche Rede im ungeschicktesten Scharfmachertone eines preußischen Junkers gehalten; es ist bezeichnend für unsere ganze Situation, daß die liberale und bauernbündlerische Presse ihm dafür zujubelt. Der Haß gegen das Zentrum ist und bleibt stockblind. Minister Frhr. v. Podewils hat in seiner Erklärung vom 8. August den Angriff Preysings mit diplomatischem Geschick abgewehrt und dabei den jugendlichen Angreifer selbst abgeführt mit einer Satyre, welche in bezug auf Einschätzung der Leistungsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit desselben an beißender Schärfe kaum noch überboten werden kann.

Die Zentrumsfraktion des Landtages hat jüngst ihren Rechenschaftsbericht hinausgegeben; sie kann mit demselben getrost einem jeden unparteiischen Beurteiler gegenübertreten.





Der Tod Waldeck-Rousseaus.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Der Ministerpräsident Combes hatte der Familie angeboten, seinen Vorgänger Waldeck-Rousseau durch ein nationales Begräbnis zu ehren, jedoch müsse dasselbe bürgerlich, d. h. kirchliche Mitwirkung ausgeschlossen sein. Die unkirchliche Beerdigung würde zu einer großartigen Kundgebung des Kirchenhasses und des Unglaubens, zugleich aber der Schein erweckt worden sein, der Verstorbene habe sich in vollständiger Uebereinstimmung mit Combes befunden, also eine vollständige Beschlagnahme Waldeck-Rousseaus für die Combessche Politik, gegen welche er sich in letzter Zeit wiederholt ausgesprochen hatte. So zwar, daß an einen Umschwung gedacht wurde. Gambetta und Genossen haben ähnlich einst die nationale Leichenfeier Thiers' hintertrieben, um aus dessen Beerdigung eine riesige Kundgebung gegen die Regierung Mac Mahons zu machen, die denn auch bei den darauffolgenden Wahlen unterlag. Bald darauf wurde das Zivilbegräbnis Gambettas die Staffel, auf der Ferry das Ministerium erklomm, um durch den Artikel 7 (Ausschließung der Ordensleute vom Unterricht), und nach dessen Ablehnung, durch die Märzdekrete (Schließung der nicht anerkannten Ordensanstalten) die Verfolgung der Kirche zu beginnen.

Die Blockblätter feiern Waldeck-Rousseau vielfach als Retter der Republik, da er 1899 die schwerste Gefahr bewältigt habe, die sie je zu bestehen gehabt. Durch den plötzlichen, bis heute nicht öffentlich aufgeklärten Tod Felix Faures war die Präsidentschaft erledigt, ohne daß die geringste Vorbereitung zu der Wahl des neuen Präsidenten getroffen war. Der einzige in Betracht kommende Bewerber, Meline, lehnte ab. Die Dreyfus-Verteidiger einigten sich unverweilt auf den Namen Loubet (damals Präsident des Senates), der auch sofort, ohne ernstliche Nebenbuhler, in Versailles gewählt wurde. Die Wut der Dreyfusfeinde kannte keine Grenzen. Unter Führung Deroulèdes und Aufgebot mehrerer Vereine wurde Loubet bei seiner Ankunft in Paris mit Schimpf- und Drohrufen empfangen, mit Steinen und Kot beworfen, sein Wagen von einer aufgehetzten, wütenden Menge bis zum Elysee-Palast verfolgt. Das von Felix Faure hinterlassene Ministerium Charles Dupuy hatte offenbar keine Vorkehrungen getroffen. Einige Tage darauf, bei der Leichenfeier Felix Faures, war ein Staatsstreich vorbereitet. Deroulède hatte die Patriotenliga an verschiedenen Punkten aufgestellt, um die auf das Elysee marschierenden Truppen mit Rufen gegen Loubet zu begleiten, das aufgeregte Volk fortzureißen. Jedoch der für den Staatsstreich gewonnene General (Pellieux) blieb aus. Deroulède fiel daher dem mit zwei Regimentern von der Leichenfeier rückkehrenden General Roget in die Zügel mit dem Ruf „Nach dem Elysee", folgte ihm in die Kaserne, wo er noch die Soldaten anrief, bevor er verhaftet wurde. Der Minister gebrauchte jedoch einen Kniff, um Deroulède vor die Geschwornen zu stellen, die ihn freisprachen. Dann wurde Loubet auf der Rennbahn zu Auteuil von einer Bande Verschworner überfallen, weil die Polizei fehlte, obwohl sie Kunde von dem Anschlag haben mußte. Die Untersuchung wie die Gerichtsverhandlungen wurden sehr lückenhaft geführt, so daß nur einer der Täter, welcher mit dem Stock nach Loubet geschlagen, verurteilt wurde. Die nationalistischen Blätter jubelten, als wenn ihre Partei schon die Zügel hielte. Das Ministerium mußte abtreten.

Loubet berief Waldeck-Rousseau. Aber nun weigerte eine Gruppe (Meline, Ribot) der Mehrheit Waldeck die Heeresfolge. Die Unterhandlungen dauerten mehrere Tage. Die Lage war sehr gefährlich. Jedermann besorgte einen Streich seitens der Nationalisten. Um sich eine Mehrheit zu sichern, gewann Waldeck-Rousseau den größeren Teil der Sozialisten und nahm zwei derselben in sein Ministerium auf. Waldeck-Rousseau sicherte nun die Lage, gewann sehr schnell eine solche Gewalt über die Kammer, wie sie nie ein Ministerium besessen; seine Mehrheit stieg von 11 auf 76 Stimmen. Er bezähmte die Sozialisten etwas, gab aber durch das Vereinsgesetz (Juli 1901) die Ordensleute preis. Seither haben die Neuwahlen einen weiteren Ruck nach links bewirkt. Die kirchenfeindliche Mehrheit hat sich zu dem Block zusammengeschlossen, mit welchem Combes bis zum äußersten zu gehen verspricht. Im Grunde hat also Waldeck-Rousseau, trotz aller Entschlossenheit und Geschick, der äußersten Linken, den Kirchenfeinden, nur Vorschub geleistet. Freilich mag dies nicht in seinen Absichten gelegen haben, beweist aber nur, daß die Entwicklung der Dinge nicht mehr aufzuhalten sein dürfte.

Waldeck-Rousseau entstammte einer gutkatholischen Familie in Nantes, wo sein Vater ein sehr geachteter Anwalt war. Er aber wandte sich nach links und ward einer der Helfer Gambettas. Sein einziges Verdienst besteht darin, daß er 1884 das Gesetz durchbrachte, welches den Fachvereinen eine beschränkte Rechtsfähigkeit verschaffte. Die Ackerbaubevölkerung hat sich dieselbe sehr zunutze gemacht, die gewerbliche Bevölkerung, die städtischen Arbeiter dagegen fast gar nicht.

Sein Hauptwerk ist das Vereinsgesetz, laut welchem die Ordensleute vertrieben werden, der Bruch mit Rom schon begonnen ist. Entgegen aller anfänglichen Behauptungen hat sich Waldeck-Rousseau nicht mit der Kirche ausgesöhnt, erhielt nur auf Betreiben seiner Frau die letzte Oelung als er jedoch schon das Bewußtsein verloren hatte. Seine Frau lehnte auch seine Zivilbeerdigung ab.

Das französische Konkordat und das Kirchenrecht des 19. Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr. Sägmüller, Tübingen.

Bei dem eingetretenen Zwiespalt zwischen Rom und Frankreich ist die allenthalben ventilierte Frage die, ob Frankreich das Konkordat vom Jahre 1801 kündigen, bis zur Trennung von Kirche und Staat fortschreiten werde.

Der etwaige Fall des berühmten Konkordats ist aber nicht bloß vom französischen Standpunkt aus zu werten, als ob das französische Konkordat nur für sich stehen oder fallen würde, sondern auch vom gemein kirchenrechtlichen Gesichtspunkt aus. Durch denselben wird das Kirchenrecht des 19. Jahrhunderts überhaupt auf das schwerste getroffen, dieses Jahrhunderts der Konkordate, wie einige schon sagten. Vgl. Ranke, Kardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontifikat Pius' VIII., Sämtl. Werke, Bd. XLI, S. 61. Es ist nämlich das französische Konkordat das Prototyp und Original für fast alle Konkordate des 19. Jahrhunderts. So sagt J. F. Schulte, Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechts, Bd. 3, Teil I (1880), S. 24:

„In beiden Fällen (bei eigentlichen Konkordaten oder bloßen Vereinbarungen) war staatlicherseits auch die Tatsache unzweifelhaft anerkannt, daß der Papst allein und vollständig berechtigt sei, über alles Kirchliche aus eigener Machtvollkommenheit zu verfügen. Darin liegt die kolossale Bedeutung ihres Abschlusses überhaupt. Indem der moderne Staat mit dem Papst kontrahierte, hatte er ihn als Kirchensouverän anerkannt. Es war fortan den Bischöfen, dem Klerus wie den Laien klar, daß sie lediglich vom Papst in kirchlicher Beziehung abhingen. Was die Päpste vergebens seit tausend Jahren erstrebt hatten, gab ihnen das Jahr 1801. Freilich ist Napoleon sich dessen nicht bewußt gewesen. Ihm war das Konkordat nichts als ein politisches Mittel, um sich den Klerus und alle gläubigen Katholiken zu Dank und zu Dienst zu verpflichten. Aber dies ändert an der Wirkung, welche der Abschluß für die Stellung des Papstes gehabt hat, ebensowenig wie die Tatsache, daß alle in unserm Jahrhundert mit europäischen Staaten .... abgeschlossenen Konkordate mit verschwindenden Ausnahmen früher oder später vom Staat aufgehoben oder für hinfällig erklärt worden sind."

Eine andere prototypische Seite des französischen Konkordates, und zwar eine nicht weniger wichtige, ist in dem schönen Werke La France cretienne, p. 502 in folgenden Worten ausgesprochen:

„Plus utile encore à la postérité que ce code positif est l'esprit général qui l'a inspiré, esprit de concessions mutuelles sur les moyens et d'accord sur le but. Combien de fois et surtout de nos jours n'a-t-on pas vu la société religieuse se couvrir de se retranchement, moins contre les entreprises devenues longuissantes des Gallicons, que contre l'assant de jour en jour plus répété des sectairss qui s'efforcent d'exercer sur le pouvoir leur influence anticretienne."

Wie wahr ist gerade das letztere auch außerhalb Frankreichs!

Daß das Konkordat vom Jahre 1801 für die ganze weitere Entwicklung der Kirchenpolitik des 19. Jahrhunderts von der größten Bedeutung geworden, führte auch F. Fleiner des weiteren aus in seiner geistreichen Rektoratsrede über die Entwicklung des katholischen Kirchenrechts (1902). Wir unserseits möchten speziell noch darauf hinweisen, daß der geniale Consalvi als Kardinalstaatssekretär unterzeichnete das französische Konkordat 1801, das bayerische 1817, daß derselbe Staatsmann im gleichen Geiste führte die Unterhandlungen mit Preußen, Hannover und den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz, welche Unterhandlungen mit den hochwichtigen Circumskriptionsbullen: „De salute animarum", „Impensa Romanorum pontificum" und „Provida sollersque" schlossen.

Unter diesen Umständen ist man wohl berechtigt zu sagen, daß mit dem Geschick des französischen Konkordats das des ganzen gegenwärtigen Kirchenrechts aufs engste verflochten ist. Grund genug für Rom, die Sache sich wohl zu überlegen, aber auch für das katholische Deutschland, mit sorgendem Auge auf Frankreich zu schauen. Res tua agitur, pares cum proximi ardet!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Den Neutralen wird das Leben sauer gemacht. Der Krieg wirkt wie ein Wirtshaus. Prügelei auf die Umgebung; die Unbeteiligten werden belästigt und beschädigt, ehe sie sich dessen versehen. Erst die ungeheuere Schädigung des Welthandels durch die auf Tausende von Meilen ausgedehnte Jagd auf alle möglichen Waren, die unter den ungemein elastischen Begriff der Konterbande gebracht werden; als Folge dieser billigen Tapferkeit: diplomatische Reibungen, die in der britischen Protestnote noch jetzt fortdauern. Dann der unerbetene Besuch flüchtiger Kriegsschiffe in neutralen Häfen, einem deutschen und zwei chinesischen, wobei den unfreiwilligen Gastgebern damit eine schwere Last und gefährliche Verantwortlichkeit zufällt. Der so heimgesuchte Neutrale muß die nötigen Zwangsmittel bereit halten, um den bewaffneten Eindringling zur Niederlegung der Waffen zwingen, um ihn im Notfalle gegen den verfolgenden Gegner schützen zu können. Der Dank für diese Arbeit und Unkosten besteht gewöhnlich darin, daß wenigstens einer und unter Umständen beide Kriegführende sich über die Maßregeln des Neutralen beklagen und daß die internationale Ränkeschmiede die Gelegenheit zu Verdächtigungen und Hetzereien benutzen.

Deutschland hat in Kiautschou seine Neutralitätspflicht in der korrektesten und promptesten Weise erfüllt und die russischen Schiffe, die nicht in der eintägigen Frist wieder auslaufen konnten, unnachsichtlich entwaffnet. Derjenige Teil der englischen Presse, der seit Jahren die Verleumdung der deutschen Politik gewerbsmäßig betreibt, fährt trotzdem fort, die Neutralität Deutschlands zu verdächtigen und unserer Regierung die Parteinahme für Rußland nachzusagen. Hätten japanische Schiffe in Tsingtau ihre Flagge niederholen müssen, so würde man dasselbe Lied gesungen haben. Dieser gelben Presse auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans wird Deutschland es niemals recht machen, es mag tun, was es will. Der Reiter muß diese Spitze bellen lassen; höchstens könnte Graf Bülow mal die internationalen Detektivs nachforschen lassen, woher eigentlich das Geld für diese zähe antideutsche Preßcampagne stammt.

Schlimmer ist China als heimgesuchte „Neutrale" daran. Auf chinesischem Grund und Boden fechten die Japaner und Russen ihren Strauß aus, und wenn China seine Mandschurei überhaupt wiedererhält, wird sie fürchterlich ramponiert sein. Nun verlangt man von der chinesischen Regierung auch noch, daß sie in ihren Häfen, die von flüchtigen Kriegsschiffen aufgesucht werden, die nötigen Kräfte bereit hält, um das unklare Völkerrecht durchzusetzen, und daß sie die gehörige Klugheit und Tapferkeit habe, um in jedem kritischen Augenblick den richtigen Mittelweg zu finden. Die Japaner kennen ihre chinesischen Vettern und trauen ihnen wenig zu; darum darf man sich nicht zu sehr wundern, wenn die Japaner einen russischen Kreuzer kurzerhand aus dem chinesischen Zufluchtshafen herausgeholt haben, weil sie sich auf die angebliche Entwaffnung nicht verlassen wollten. Hoffentlich bewahren sie sich vor Shanghai als einem tatsächlich internationalen Hafen auch fernerhin so viel Respekt, daß sie nicht auch dort, vor der Nase der europäischen Konsuln, die feindlichen Schiffe sich langen. Die japanische Keckheit ist nicht zu entschuldigen, aber angesichts der Unzuverlässigkeit Chinas zu begreifen.

Vom wirklich neutralen Interessenstandpunkt aus muß man aber die dringende Forderung aufstellen, daß die Regierungen der Kulturvölker endlich mal klare und praktische Bestimmungen vereinbaren über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Kriegführenden und der Neutralen und zwar sowohl zu Wasser als zu Lande. Es könnte gar nicht schaden, wenn die Unkosten, die den Neutralen entstehen, völkerrechtlich demjenigen auferlegt würden, der die Ruhe des neutralen Landes oder Hafens stört. —

Die Entwicklung auf dem Kriegsschauplatze steht inzwischen noch immer unter dem japanischen Glücksstern. Ausgerechnet zu derselben Zeit, als die Port-Arthur-Flotte den Durchbruch nach Wladiwostok angetreten, ließ sich das Wladiwostok-Geschwader von Kamimura fassen und schlagen. Davon ist ein Kreuzer vernichtet, zwei schwer beschädigt, und die Port-Arthur-Flotte ist derartig versprengt, daß höchstens noch ein Kreuzer etwas Aussicht hat, nach Wladiwostok zu entkommen. Kein Wunder, daß die russische Ostseeflotte ihren oft verlängerten Auslauftermin auch diesmal nicht eingehalten hat. Abgesehen von der Frage, ob sie wirklich reisefähig ist, kann sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen gegen die schwimmende Uebermacht des Gegners ja doch nichts ausrichten. Also klingt die Nachricht sehr wahrscheinlich, daß man die Ausreise „bis zum Frühjahr", d. h. bis zu einem Umschwung auf dem Kriegstheater verschoben habe. Woher der Umschwung kommen sollte, ist freilich schwer abzusehen. Kuropatkin tut anscheinend nichts, um sich der gefährlichen Umklammerung zu entziehen. Inzwischen hat der „glückliche" Vater Zar dem kaiserlichen Säugling eine Unzahl hoher militärischer Würden in die Wiege gelegt. Eine spielerische Uebertreibung des monarchischen Prinzips, die unter den gegenwärtigen Umständen weder schön noch weise ist.

In Amsterdam hält die Sozialdemokratie ihre internationale Parade ab. Das interessanteste war die nach allen Regeln der Bühnentechnik arrangierte Eröffnung: einen japanischen und einen russischen Vizepräsidenten ließ man sich brüderlich umarmen, um ein lebendes Bild des sozialdemokratischen Weltfriedens dem „kapitalistischen" Krieg in Ostasien gegenüber zu stellen. Diesen Krieg geben wir der Sozialdemokratie gern preis; aber sie soll uns nicht weißmachen wollen, daß ihr Zukunftsstaat der Friede sein werde. Wenn der Zukunftsstaat die ganze Industrie und den gesamten Ein- und Ausfuhrhandel in der Hand hat, so wird es noch viel mehr Reibungen zwischen den verschiedenen Staatsgewalten geben. Die Demokratie, die durch eine Revolution hochkommt, hat keinen Ueberfluß an Geduld und Selbstbeherrschung. Das herschende Proletariat des zwanzigsten Jahrhunderts würde es ähnlich treiben, wie das souverän gewordene Volk in der großen französischen Revolution, im Innern die Guillotine (vielleicht trocken, aber nicht minder wirksam) und nach außen das Kriegsspiel zum Zeitvertreib für die großen Kinder. Neben der Friedlichkeit sollen die internationalen Kongresse der Roten die Eintracht des Weltproletariats zur Schau stellen. Diese Komödie gelang aber nicht. Die Gegensätze zwischen Revisionisten und Orthodoxen, zwischen Praktikern und Theoretikern, zwischen Evolutionisten und Terroristen ꝛc. ließen sich auch mit weitgespannten Resolutionen nicht überkleistern. Bemerkenswert ist immerhin, daß die große Mehrzahl von dem vielgepriesenen Universalheilmittel des „Generalstreiks" sich entschlossen abwendet. Man sieht, daß auch diese Fanatiker durch Erfahrungen doch etwas klüger werden können. Trotz Bebel und Dresden gibt es doch eine Mauserung, die allerdings nur langsam und im Zickzack vor sich geht.

Zum sozialdemokratischen „Ideal" bildet das mobile Kapitel den schärfsten Gegensatz, allerdings mehr in der Theorie, als in der Praxis. Wir sehen in Deutschland, daß die am meisten kapitalistische Partei, die Freisinnige Vereinigung, mit der Sozialdemokratie sehr gut steht, wobei das Judentum den Verbindungskitt zwischen der roten und goldenen Internationale bildet. Und die französische Republik, die zur Zeit durchaus vom Kapital beherrscht wird, bietet das erbauliche Bild des Bündnisses der beiden Gewalten: das goldene Kalb läßt sich zur Zeit seinen Staatskarren vom roten Ochsen ziehen. Unter solchen Umständen sollten die besonneneren Vertreter der Großindustrie und des Großkapitals sich dreimal bedenken, ehe sie einen Kampf mit der Staatsautorität anfangen und den Bogen ihrer Macht aufs höchste spannen. Ein derartiger Kampf zwischen der Regierung und dem Kohlensyndikat nebst seinen dirigierenden Großbanken haben wir aber jetzt in Preußen. Die Staatsregierung will Sitz und Stimme in dem Syndikat haben, das über die deutsche Kohle und damit über das ganze deutsche Wirtschaftsleben, bis in die Wehrfähigkeit des Landes hinein, seine allmächtige Hand gelegt hat. Die Regierung geht, das kann man nicht leugnen, bescheiden und friedlich vor wenn sie eine der drei größten Zechengesellschaften an der Ruhr zu einem hohen Preise ankaufen will. Aber das interessierte Privatkapital weist das Staatskapital zurück und will der Regierung zeigen, daß es stärker ist, als sie. Wenn die Hochfinanz triumphieren sollte, so wäre es ein richtiger Pyrrhussieg; denn für den zurückgewiesenen Fiskus wird der Gesetzgeber einspringen, und die Staatsgewalt als Hüterin des Gemeinwohles und der Ordnung wird das Kartell- und Fusionswesen, sowohl auf dem industriellen als auf dem finanziellen Gebiete, in strenge Zucht nehmen müssen. In der rechtzeitigen Selbstbeschränkung hätte sich der Meister des Kapitalismus zeigen können.

Aus dem Inhalte der nächsten Nummern:

Hofrat Prof. Dr. Ludwig Pastor: Papst Julius II.

Dr. A. M. von Steinle: Der Niedergang der christlichen Kunst im 19. Jahrhundert.

Prof. Dr. von Schanz: Die Religion der Naturvölker.

Dr. Franz Ortmann: Die Frauenfrage im Harem.

Dr. J. Weinhart: Die Pflichten der Presse in der heutigen Lage.

Dr. Luzian Pfleger: Jacinto Verdaguers letzte Lieder.

N. Lambrecht (Al. Ruth): Die neue Romanfrage.

H. Mankowski: Ostmarkenpolitik.



Eine Verirrung auf dem Gebiete der Sexualpädagogik.

Von

Franz Weigl, Lehrer in München.

„Ein Buch für Kinder. Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen" von Dr. med. F. Siebert ist kürzlich bei Seitz & Schauer (München) erschienen. Ich kann das Buch nicht so ruhig hinnehmen, wie das zu meinem Erstaunen bis jetzt in der Oeffentlichkeit geschah, obwohl ich ganz auf dem Standpunkt stehe, den Dr. Gassert, Freiburg i. B., in Nr. 1 der „Allg. Rundschau" eingenommen hat, daß es erfreulich ist, wenn die Prüderie in dem „heiklen Thema" der sexuellen Aufklärung einmal aufhören soll. Je mehr man die Berechtigung der Ansicht erkennt, „daß wir vielfach nicht die richtige Methode anwenden, den heranwachsenden Menschen auf die wichtige Stunde, in der das Geschlechtsleben erwacht, vorzubereiten" (Univ.-Prof. Dr. Walter in Nr. 5 des lfd. Jahrg. der Päd. Blätter, München), desto energischer wird man sich gegen Publikationen wenden müssen, die geeignet sind, die Bewegung in ungesunde Bahnen zu lenken, die, anstatt Segen zu stiften, nur Schaden bringen können. Eine solche Publikation ist das erwähnte Buch.

Zunächst ist die Form, die sich Dr. Siebert für die „Aufklärung" denkt, völlig falsch. Er schrieb ein Buch für diesen Zweck, „welches man den Kindern in die Hand geben könne" (S. 5). Nun wird jeder Erzieher gerade diese Form für die unglücklichste halten. Wer die Jugend kennt, wird gestehen, daß dieselbe, wenn sie ein Buch über diese Dinge erhält, nicht die ernste Einleitung, nicht die ernsten Erörterungen — noch dazu, wenn sie so schwer verständlich geschrieben sind, wie es der Verfasser tut — liest, sondern da anfängt, wo die „pikante" Seite beginnt. Gerade der Untertitel: „Gespräche über die Entstehung ꝛc." muß das Kind dazu verleiten, und ich wollte es auf eine Probe ankommen lassen, ob unsere Jungens nicht so handeln. Ebenso wie Bücher mit „anstößigen Stellen" wird dieses Werk auf die Kleinen wirken, und es muß deshalb, wie jene, verurteilt werden.

Zudem sollte die „Aufklärung" so individuell sein, daß man nicht mit einem Buch, das doch „für die Mehrheit der Kinder passen soll", wie Dr. Siebert S. 6 selbst sagt, sie erzielen kann. Es muß da angeknüpft werden an Bedenken, die etwa infolge des naturkundlichen Unterrichts im Kinde über das Storchmärchen auftauchen; es ist vielleicht anzuschließen an ein Wort, das der Junge im Gespräch der Erwachsenen erhaschte und das ihn bedenklich macht; es ist nach Umständen auch anzubinden an die Aufklärung, die von bösen Kameraden kam und die im Kinde eine Veränderung hervorbringt, die dem sorgsamen Vater kaum entgeht; es ist wohl auch anzuknüpfen an die Erscheinungen, die sich an die Reife knüpfen, und die die zartfühlende Mutter recht zu verwerten weiß — es ist also aufzubauen auf sehr verschiedenen Voraussetzungen, die eben eine individuelle Behandlung der Frage erheischen. Von den meisten Sexualpädagogen wird aus diesen Gründen sogar die Aufklärung durch die Schule verworfen und sie an die Adresse verwiesen, die am besten die Sache individuell gestalten kann: an die Eltern. Nun soll es auf einmal ein Buch tun?

Dr. Siebert fühlt wohl selbst die Mangelhaftigkeit eines Buches für diesen Zweck. Er sagt in der Einleitung (S. 6): „Ich denke mir, daß Eltern, welche die Fähigkeit dazu zu haben glauben, die vorliegenden Gespräche erst selbst lesen, um dann das Gelesene den Kindern gesprächsweise zu erzählen und das Büchlein selbst ihnen nur als Stütze für das Gedächtnis in die Hand geben." Mit diesem eingeschalteten Satz beseitigt er aber kaum die Gefahr, daß Eltern sich der Mühe des freien Vortrages überheben, und die Kinder sollen ja desungeachtet das Buch in die Hand bekommen! In einer Rezension der „Münch. Neuest. Nachr." (Nr. 270 v. 12. VI.)*) schreibt denn auch ein Dr. R. Kurzweg: „Auch mit der Art, wie er (Dr. S.) das Buch gelesen sehen möchte, kann man nur einverstanden sein."

Mit der Altersangabe von 10—12 Jahren wird sich ebenfalls nicht jedermann einverstanden erklären. Wenn der erwähnte Rezensent schreibt, Dr. Siebert habe damit „den richtigen Zeitpunkt getroffen", so setzen wir das Urteil erfahrener Erzieher gegenüber, die die Zeit der Reife für die richtige zur Aufklärung angeben.

Den Lehrer interessiert nun besonders auch die Form der Darbietung, die Dr. Siebert für die schwierigen naturwissenschaftlichen Belehrungen anwendet. Da von ihr der Wert der Schrift aber wesentlich mitabhängt, muß das diesbezügliche Urteil wohl auch allgemein interessieren. Leider kann ich nun auch nach dieser Seite nicht günstig von dem Buche sprechen. Ich bin mir der Schwierigkeit wohl bewußt, die es hat, die schweren wissenschaftlichen Probleme populär und noch dazu für das Kind darzustellen. Dies hätte sich aber der Verfasser überlegen müssen, als er daran ging, über die Frage eben für Kinder zu schreiben. Wir klagen soviel über den „Wortunterricht" und der gute Herr Doktor will den Kindern mit trockenen Worten die schwersten Vorstellungen beibringen! Hören wir: „Ihr habt in euerem Garten einen Springbrunnen. In dem Wasser . . . da hängen grüne schleimige Fäden herunter, das sind Algen. Nehmen wir einmal eine solche her, nur ein ganz kleines Stückchen, und betrachten wir sie unter dem Mikroskop, und da sehen wir folgendes schöne Bild. Wir sehen nicht, wie mit bloßem Auge einen gleichartigen grünen Faden, sondern wir sehen Kästchen an Kästchen gereiht, als ob jemand ganz kleine runde Federbüchsen hintereinander gestellt und diese Büchsen statt von Metall aus Glas gemacht hätte, so daß wir durch die Wände hindurch schauen können. Denkt euch nun, diese Büchschen aus Glas wären erfüllt mit farblosem zähem Schleim, und in diesem Schleim seien eine Anzahl größerer Kugeln, wie ihr es in nebenstehendem Bilde seht (NB. schematisch!) ꝛc." (S. 14). Aehnlich doziert er, um nur einige Stellen auszuheben, S. 11, 89, 114, 142. Manchmal passiert ihm auch ein Malheur beim Versuch zu veranschaulichen, so z. B. S. 130, wo er einen ganz schönen Vergleich mit Torpedos, die den Kindern gewiß recht bekannt sind, anzieht. Daß er mit Fremdwörtern gar so freigebig ist (S. 26 z. B. auf dem Raum von 9 Zeilen folgende: Amöben, kontraktile Vakuole, Protoplasma, Moneren), trägt nicht dazu bei, den Stoff verständlicher zu machen. Sind die Kinder nicht zu bedauern, die so etwas lesen müssen? Und — habe ich nicht recht, wenn ich oben fürchtete, die Kinder würden diese Seiten überschlagen? Solches Wissen kann nur ein ganz gediegener naturkundlicher Unterricht, unterstützt durch die besten Anschauungsmittel, dem Kinde nahe bringen, nicht aber der Wortkram des Buches.

Mit den Zitaten bin ich schon zum Stofflichen gekommen, was das Buch bietet, und dabei werden die Bedenken immer größer. Der Verfasser steht auf einem prinzipiell von dem unseren völlig abweichenden Standpunkt, auf einem entwicklungsgeschichtlichen voller unbewiesenen Hypothesen, die er aber dem Kinde als Tatsachen bietet. Nur ein Beispiel aus seiner Entwicklungsgeschichte, die eben keinen Schöpfer kennt: „Aber es kam eine Zeit, da waren einige, sowohl unter den Pflanzen wie unter den Tieren, gescheiter als die anderen (!), sie merkten nämlich, daß Einigkeit stark macht und daß eine Mehrzahl, die treu zusammenhält, einzelnen Angreifern gegenüber im Vorteil ist. Da waren anfangs nur zeitweilige Zusammenscharungen von einzelligen Wesen, aber nach und nach bürgerte sich das Verfahren ein und bildete sich aus." (S. 37.) Außerdem verquickt er mit den Darbietungen vielfach kindisch anmutende Phantasien spekulativer Naturphilosophie und unwahrscheinlicher Probleme. Zum Beispiel: „Von dem ursprünglichsten vielzelligen Tiere, von dem später alle Tiere ausgegangen sind, die wir in so viel Gestalten und mannigfachen Formen heute die Erde beleben sehen, haben wir eine ziemlich gute Vorstellung . . ." (S. 38.)

Rechnet man hierzu die „Flüchtigkeiten" — wir wollen im Interesse des Herrn Doktors die wissenschaftlichen Entgleisungen als solche annehmen —, die dem Verfasser passierten, so sinkt der Wert des Buches immer mehr. Er vergleicht z. B. S. 22 den farblosen Kern der Algenzellen mit unserem denkenden Kopfe und S. 28 schreibt er von den Chlorophyllkörperchen als von einer „Fabrik". Chlorophyll ist aber doch als Eiweißkörper das tätige Agens, also der Arbeiter, nie der Ort der Stärkebildung. (Vgl. hierzu auch S. 82, 120, 150.)

Braucht es noch eines Beweises für die ablehnende Haltung gegenüber diesem Buche? Wir wollen zu allem Ueberfluß noch einen bringen aus des Verfassers Haltung zum eigentlichen Thema in stofflicher Beziehung. Ich zitiere dabei das Urteil, das kürzlich die radikale „Deutsche Lehrer-Zeitung" über ein Buch ähnlichen Inhaltes fällte: „Es fehle nur mehr die Demonstration ad oculos." Dieser Gedanke verließ mich nimmer von S. 134 des Buches an, wo die Belehrung also einsetzt: „Und weil es so notwendig ist, daß die lebenden Wesen diese Nottüre, die ihnen gegenüber dem Tod gelassen ist, benützen, daß sie mit ihrem Tod in ihren Nachkommen wieder leben, darum hat die Natur dieses Bestreben, sich in Liebe zu vereinigen, das allen Lebewesen, auch den Menschen innewohnt, mit den höchsten und schönsten Gefühlen begabt. Wir heißen den Akt, bei welchem ...... Wohl dem Menschen, der ihn mit reinem Gemüt und reinem Denken ausführt!" Welcher Vater will seinem 10—12jährigen Jungen diese

*) Unbegreiflicherweise ist die Rezension auch ohne Aenderung in Nr. 4 der „Blätter des Frauenvereins vom Roten Kreuz", ausgegeben vom Zentralkomitee dieses Vereins, übernommen worden.

Zeilen in die Hand geben, ohne zu erröten? Welcher Vater will sie dem Heranreifenden nur übergeben — diese harmlose Glorifizierung der Liebesleidenschaft?

„Noch viel ließe sich von dem Buche sagen", will ich mit dem Rezensenten der „Münch. Neuest. Nachr." schreiben; er meint zum Lobe, ich meine zum Tadel.*) Aber ich glaube der Pflicht, die ich fühlte, nachgekommen zu sein und auf die Verirrung dieses „Jugendschriftstellers" genügend hingewiesen zu haben. Ich kann es mir aber nicht versagen, die Frage aufzuwerfen, ob sich unter den zahlreichen Lesern der „Münch. Neuest. Nachr.", namentlich unter den pädagogisch gebildeten, keiner findet, der auf die nur lobende Rezension in Nr. 270 des Blattes auch ein ernstes Wort der Kritik zu sagen weiß.

*) Es sei nur noch hingewiesen auf die unmotivierten Ausfälle, z. B. S. 169 gegen den „Jesuitismus" und S. 175 gegen den Zölibat.

Die Wagnerfestspiele im Münchener Prinz-Regenten-Theater.

Von

Hermann Teibler.

I.

Seit unserem letzten Bericht über die Mozartspiele ist der eigentliche Münchener Festspielgeist erst völlig erwacht. Schon während der Wiederholung der Mozartopern ließ sich eine reichere Teilnahme, ein lebhafteres und intensiveres Interesse des Publikums fühlen. Das Haus war ausverkauft, die Aufführungen innerlich gerundet und fast durchweg auf voller künstlerischer Höhe stehend. Diese allerorts so freundlichen Erscheinungen sind den Festspielen auch nach der inzwischen erfolgten Uebersiedelung ins Prinz-Regenten-Theater treu geblieben. Ein vornehmes internationales Publikum füllte während der drei ersten Vorstellungen die weiten Räume des herrlichen Hauses bis auf den letzten Platz.

Das höchste Interesse nahm die Neuinszenierung des „Fliegenden Holländer" für sich in Anspruch, die wohl auch bei den noch bevorstehenden Aufführungen des Werkes das eigentliche Ereignis der gegenwärtigen Saison bleiben wird. Mit der Aufnahme des Holländer in den Spielplan des Festspielhauses ist die Reihe der für dasselbe überhaupt in Betracht kommenden Werke Wagners geschlossen. So lag es wohl ganz besonders in der Absicht des nimmermüden Intendanten von Possart, diese abschließende Tat zu einer möglichst glanzvollen zu gestalten, denn sie stellte ja die letzte der vorläufig überhaupt möglichen Aufgaben; tatsächlich ist der Münchener Holländer zur Krone alles dessen geworden, was im Prinz-Regenten-Theater bisher geleistet wurde.

Auch in Bayreuth war der Holländer das letzte Werk Wagners, das dem Festspielplan (im Jahre 1901) einverleibt wurde. Von Siegfried Wagner soll damals die übrigens in verschiedenen brieflichen und mündlichen Aeußerungen seines großen Vaters nachweisbare Idee ausgegangen sein, das Werk ohne Zwischenaktsunterbrechung in einem Zuge aufzuführen. Demgegenüber trat man in München ursprünglich mit der Absicht hervor, jene zweite, praktisch noch nicht versuchte Aufführungsform zu wählen, welche seinerzeit Otto Leßmann zuerst vorschlug. Auf Grund der balladenmäßigen Anlage des Werkes will dieselbe die Vorgeschichte von der eigentlichen Ballade durch Beibehaltung des ersten Zwischenaktes trennen. Schließlich kam man hiervon doch zugunsten der Bayreuther Fassung ab, und die Wirkung der geschlossenen Aufführung gab diesem Entschluß auch recht. Eine dreiviertelstündige Pause nach dem kurzen ersten Akt würde zerreißend wirken und alle Stimmung nehmen, und gerade die Beständigkeit, das sichere und konsequente Festhalten schon am äußerlich Zuständlichen, am Milieu, ist es, was dem Holländer allen anderen Werken Wagners gegenüber seine volle Selbstständigkeit wahrt. Dieser mächtig schildernde, große malerische Zug, dieses Sichzusammenschließen zu riesigen Naturbildern, in die sich dann erst die dramatische Handlung hineinstellt, kommt eben erst in der ununterbrochenen Aufführung zu seiner ganzen Geltung, wie denn auch der malerisch schildernde Charakter der Partitur ganz besonders dazu anregt, durch dem Auge gegebene Eindrücke diejenigen, welche das Ohr empfängt, zu vertiefen. Und auch das Drama an sich hat durch Hinweglassung der Zwischenakte ganz besonders gewonnen. Mit Hinweglassung der handlungslosen Seefahrt vollzieht es sich jetzt im Tempo des wirklichen Geschehnisses. So ist die frühere Oper nun zum Musikdrama mit allen seine Konsequenzen geworden, und wir stehen vor einer neuen wunderbaren und kaum erklärlichen Erscheinung in der künstlerischen Entwicklung des Meisters, denn Rienzi war kaum beendet, als der Holländer schon fast fertig vorlag.

Unsere Münchener Aufführung war so, wie sie sein mußte, wenn ein genialer Regisseur wie Ernst von Possart, Inszenierungskünstler wie Willy Wirk und Julius Klein mit einem Felix Mottl zu gemeinschaftlicher Tat sich die Hand reichen. Der musikalische Teil unter dem Stab des letzteren wurde schon in dem grandiosen Seegemälde der Ouvertüre zur wahren Offenbarung. Bei Wahrung der feinsten und klarsten Gliederung war der fortreißende dämonische Zug bis zum Schluß festgehalten und gesteigert. Die mancherlei Zugeständnisse, die sich in der Partitur nach formaler Hinsicht an die Nummernform der älteren Opern befinden, wurden durch Mottls wundervolle Gliederung und sein großzügiges Herausarbeiten des Melos gar nicht mehr als stilistisch fremd empfunden. Daß solche Leitung auch das Streben der Darsteller beflügeln mußte, ist selbstverständlich. Fritz Feinhals und Berta Morena waren von jeher hervorragende Darsteller des Holländers und der Senta; jenes Maß hinreißenden Miterlebens, jene volle Vertiefung in die darzustellenden Charaktere, jene vollständige Beseitigung alles bloß theatralischen hatten sie aber nie vorher erreicht. Max Lohfing aus Hamburg gab den Daland äußerlich wetterhart, geistig aber vielleicht doch etwas zu hoch gestimmt. Nur der Vertreter des Erik zeigte sich diesem Ensemble nicht ganz gewachsen. Die zweite Aufführung wird mir Gelegenheit geben, auf Einzelheiten der Inszenierung zurückzukommen. Es war nirgends auch nur das kleinste Detail vergessen, um die großartigen Naturszenen des ersten und dritten Aktes auch natürlich scheinen zu lassen. Die beiden Schiffskolosse manövrieren vollständig frei und seemännisch korrekt. Das Rollen und Schlingern, das Aufblähen der Segel, das lustige Wehen der Wimpel in dem sich erhebenden Südwind kommt so naturwahr zur Erscheinung, wie der Anblick und das Rauschen der Brandung, das rasselnde Niederschlagen des Holländerankers, das Jagen der Wolken im Sturme und die wunderschön durchgeführte nachfolgende Aufklärung. Die trauliche Spinnstube hat das Bayreuther Vorbild nicht ganz erreicht. Auch die Kleidung der Holländermatrosen müßte charakteristisch altertümlich sein; dagegen ist der Spuk im letzten Akt, wenn sich fahle Nebel um den dräuenden Schiffsrumpf erheben und St. Elmsfeuer am Geisterschiff aufzuckt, von unheimlicher, fast grauenhafter Wirkung. Alles in allem genommen, dürfte das Wort nicht als zu gewagt erscheinen, daß die Münchener Neuinszenierung des Holländers die Grenzen moderner technischer Möglichkeiten erreicht hat, und daß München in ihr eine neue Sehenswürdigkeit besitzt.

Tristan und Isolde, die Meistersinger und der Ring des Nibelungen, dessen Aufführung gegenwärtig stattfindet, bieten als bloße Wiederholungen weniger Anlaß zur Besprechung; mein nächster Bericht wird sie im Zusammenhang mit einigen technischen Neuerungen behandeln.

III. Ausstellung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst in Regensburg.

Von

Dr. Oskar Freiherr Lochner von Hüttenbach.

Licht und Jugend sind eingedrungen in die ehrwürdigen Gewölbe des Domkreuzganges und zwischen den feierlich ernsten Denkmälern des Todes und frommer Weihe an die Verstorbenen sind blühende Schöpfungen einer christlichen Gegenwartskunst erstanden, die zu dem erhaben ernsten Hintergrund einen warmen lebendigen Gegensatz bilden.

Am Tage des Hingangs unserer lieben Frau wurde in schöner Feier die Ausstellung eröffnet. Nach einem weihefroh erklingenden Gesang des Domchores ergriff Herr Stiftsvikar Staudhamer das Wort, um namens des Vorstandes der Gesellschaft nach einem Rückblick auf die Geschichte der Ausstellung den Dank der Gesellschaft für das verständnisvolle und liberale Entgegenkommen des Regensburger Lokalkomitees, der K. Kreisregierung und der städtischen Behörden zum Ausdruck zu bringen. Im Auftrage des Lokalkomitees erwiderte der Vorstand des Katholischen Kasinos Herr K. Meyer; nach einem zweiten prächtigen Chore erklärten Se. Bischöfl. Gnaden Herr Weihbischof Freiherr von Ow mit herzlichen Worten der Anerkennung für die verdienstvolle Gesellschaft und unter Hinweis auf die stete innige Verbindung von Kunst und Kirche die Ausstellung für eröffnet, worauf derselbe mit den zahlreichen anwesenden Vertretern der Gesellschaft, den verschiedenen

Komitees und der K. Kreisregierung, dem Herrn Bürgermeister und vielen Ehrengästen unter Führung des Künstlerpräsidenten der Gesellschaft, Herrn Professor Busch, den Rundgang durch die ausgestellten Kunstwerke antrat.

Schwer läßt sich in Kürze das Gebotene schildern.

Dem Eintretenden begegnen zunächst bedeutende Werke der Plastik. Wohl vor allen anderen ist hier Prof. Balthasar Schmitts „Pietà" zu nennen, die in diesen Räumen in ihrer ernsten, stillen Hoheit mächtige Wirkung erzielte. Trotz aller Vorzüge tritt gegen dieses Werk desselben Meisters Retablealtar zurück. Ebenso fallen dem Eintretenden auch die Werke einiger bisher noch nicht oder nur weniger bekannter Mitglieder sofort auf. Die große Plastik „Unsere Erlösung" von Valentin Kraus hat den Vorzug großer Einheit des ergreifenden Stimmungsausdruckes. Noch mehrere treffliche Arbeiten des Künstlers versprechen viel Erhebendes von dieser Persönlichkeit für die Zukunft. Aehnlich tritt uns Hans Hemmesdorfer als überraschende neue Kraft entgegen. Sein rührender „sterbender jugendlicher Märtyrer" verrät neben französischer Schulung tiefes eigenes Empfinden. Glücklich führen sich noch Heilmaier mit seinem „Johannes Ev.", Klemm mit einem zarten Bronzefigürchen des jungen Täufers, Xav. Müller mit einem „Wallfahrer" (Holz) und Fassnacht mit einem Tannhäuser („Nach Rom") ein.

Darüber dürfen wir nun freilich die altbewährten Kräfte nicht vergessen. Reich ist Busch vertreten, am bedeutendsten in der Porträtgrabfigur des sel. Bischofs Haffner, welcher wir seiner „Pietà" anreihen möchten. Wir nennen noch von demselben: „Es ist vollbracht" (große Holzgruppe), „St. Georg" (Bronze) und den bekannten lieblichen Marienaltar. Archaistische Stilisierungen binden dieses Künstlers beste Kraft, so schön besonders inhaltlich dessen Tabernakeltürchen (für Homburg) sind. Von anderen Bekannten treffen wir Thomas Buscher, dessen lebendige „Kreuzigungsgruppe" als ein Meisterwerk farbiger Fassung besondere Beachtung verdient, während seine „Madonna" nicht frei ist von Manierismus, ferner Müller Eduard, dessen „Stationen" einigen ähnlichen Versuchen die Konkurrenz in dieser Ausstellung unmöglich machen; Schädler, dessen „Engelsbüsten" uns besonders gefielen; Scheel mit einem „Heiligen Franziskus von Assisi"; Ueberbacher mit einem liebenswürdigen „Heiligen Vinzenz von Paula". Neu sind hinwiederum Hirsch (kleine „Pietà"); Kopp mit einer sehr schönen „Madonna im Rosenhag"; Jost, dessen „Hubertus" im ganzen malerisch, im einzelnen noch wenig durchgebildet ist. Klippels „Hohepriester" und Hofmanns „Tympana" zeigen einen doch zu unerfreulichen Archaismus. Schreiner-Regensburg hat sich tüchtig selbständig gemacht, seine „Heilige Katharina" an dem unvollendeten Altar ist ein überaus reizendes Figürchen, die Bekrönung desselben Altars virtuose Schnitzarbeit.

Eine andere Reihe von Arbeiten, „Kunst im Handwerk", bilden den Uebergang zu der Architektenabteilung. Wir heben hervor: mehrere glückliche Entwürfe für Weihwasserkesselchen in verschiedenen Materialien (Miller, Winker, Busch); ein sehr feines spätgotisches Taufsteinmodell von Professor Schmitz-Nürnberg; ein gleiches in romanischem Stil neben anderen Arbeiten von Alois Miller; zahlreiche Brunnen- und Grabdenkmalmodelle, die in ihren Formen die neue Richtung glücklich verfolgen. Sehr originell ist die Farbenskizze eines spätgotischen Orgelgehäuses von Borowitska.

Hier ist der Clou der Ausstellung einzureihen: Der Bischofsstuhl für den Dom zu Bamberg. Das pompöse Werk, eine gemeinsame Schöpfung des Architekten Professor Romeis, des Bildhauers Professor Pruska und des Goldschmiedes R. Harrach, ist bereits eingehend in der Tagespresse beschrieben worden. Die Struktur der Kathedra ist mit getriebenem, teils feuervergoldetem, teils oxydiertem Kupfer verkleidet; die Füllungen sind in bemaltem Lederschnitt ausgeführt (für diese Technik meisterhaft); an den Stützen der Lehne sehen wir zwischen Ebenholz vorzügliche Elfenbeinskulpturen. Wie die Pracht des Ganzen durch den Schmuck edler Steine und Kristalle erhöht wird, so ist doch wieder alles zu gediegenem Ernste zusammengeschlossen durch die einfachen Formen des romanischen Stiles. Inhaltlich ist der Schmuck für dies herrliche Kleinod des Domes der heiligen Heinrich und Kunigunde mit dem St. Petersund St. Georgenchor ebenso schön, wie wohlverständlich angeordnet. Ehre auch dem Kapitel, das als Festgabe für seinen Metropoliten eine so herrliche Schöpfung veranlaßte!

Neben diesem Werk tritt allerdings der Altar für Feucht (wenn der Katalog uns nicht täuscht), dessen Tabernakel vor allem eines überleitenden und abgrenzenden Gesimses zwisches Turm und Helm entbehrt, zurück. So viel Schönes daran ist, das Ganze ist Frucht eines Kompromisses, gegenüber den daneben ausgestellten Entwürfen künstlerisch nicht gleich wertvoll. Sehr schön sind die Geräte für denselben Altar, von demselben jungen Künstler Lohr.

An einigen nur in Zeichnung vertretenen spätgotischen Altarentwürfen fällt auf, daß das Problem der Verbindung unseres Tabernakelbaues mit den mittelalterlichen Triptychen- und Flügelaltären regelmäßig ungelöst bleibt.

In dem Altarmodell von Buscher, Romeis und Kolmsperger hingegen sehen wir ein ganz liebes Werk, das der süddeutschen Heimatkunst des Spätbarock sehr glücklich entspricht.

Die neue Richtung bricht sich allenthalben Bahn, bereits mehr und mehr abgeklärt; sie wird wohl doch noch die Zukunft besitzen. Ueberhaupt hat sich für Stilaufgaben das Verständnis erhöht, für neue Bahnen der Geschmack geläutert; unerfreulicher Archaismus ist fast ganz überwunden, der Archaismus in Anlehnung an altchristliche Beispiele der zuweilen durch die modernsten Arbeiten hindurchscheint, wird ebenfalls überwunden werden. Dies sehen wir, wie alle Stilwandlungen, am deutlichsten in der reinen Architektur.

Am modernsten mutet einer der Entwürfe Bauers für ein Mausoleum in Haunstetten an. Ein sehr schöner und wohl auch praktisch sehr glücklicher Entwurf für eine Pfarrkirche stammt von Bachmann. Georg von Hauberrisser (sen.) vertritt die historische, monumentale Stilkunst mit sehr schönen Plänen und Details der Paulskirche in München und der Grazer Herz Jesu-Kirche. H. Hauberrisser (jun.) vertritt in diesem Fache Regensburg mit zahlreichen, oft malerisch sehr reizvollen Entwürfen (Pfarrkirche und Pfarrhaus zu Pleystein, Pfarrhof von Vohenstrauß, Pfarrkirche Mindelstetten u. m. a.). Mögen diese Entwürfe sich alle praktisch so tüchtig erweisen, als sie malerisch glücklich gedacht sind. Ebenso ist für Regensburg der Plan des bereits begonnenen Kanonikerhauses an der alten Kapelle von Frank zu erwähnen. Schurr bringt viel Gutes und Praktisches. Sein Elisabethaltar von St. Joseph in München (ein Geschenk Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich) schließt sich trefflich der Blüte unserer Münchener Renaissance an, die reizenden Modelle und Entwürfe Capitains außerordentlich glücklich der „süddeutschen, schwäbisch-bayerischen Landarchitektur." Aehnlich Erfrischendes bietet Rank (Modell für Solln). Die Architektenabteilung beruhigt uns sehr über Einfluß der Kunstgeschichte auf das lebendige Künstlertum. Die Restaurationen oder Ergänzungen zeigen, daß ein solches Sichvertiefen in die Vergangenheit besonders der einheimischen Kunst nur Gutes mit sich bringt, sofern dies Gebiet lebensvoll und in seiner wahren Entwicklung erfaßt wird. Marggraf jun. kann mit seiner Vorstadtkirche gewiß nicht für das Gegenteil zeugen; hier ist doch nur die Schablone imitiert.

Wie in allen modernen Ausstellungen und doch nicht in so großem Maße wie sonst, überwiegt numerisch die Malerei. Hier stehen obenan eine Reihe von sehr verschieden gearteten Künstlerindividualitäten. — Feuerstein bietet Herrliches in Bildern aus dem Zyklus des hl. Ludwig. Das Oelgemälde: „Uebertragung der Dornenkrone durch den hl. Ludwig" hat eine so feine und vornehme Luft- und Farbenstimmung, abgesehen von der lebhaften Komposition, daß wir dem Meister nur wünschen, es möge ihm dies eigene Werk zum Troste werden, denn wir gedachten bei dessen Betrachten eines schmerzlichen Verlustes, seines prachtvollen Magdalenenzyklus, der jüngst in Straßburg der Vernichtung anheimfiel. — Samberger — der größte Gegensatz! Vollständiger Verzicht auf alles, Farbe und Ausführung, was die Herzen diesem Einsamen zuwenden könnte. Welche Kraft in diesen Heiligen, Ignatius und Franz Borgias! Möchte dieser Künstler sich nicht bitter selbst abschließen! Seine Madonnenskizze — unentschuldbar herb — erinnert fast an ein Wort in Eschelbachs neuem Roman: „Volksverächter"! Wer wird diese herbe Kraft einmal in ihrem Können auslösen? — Von den Münchnern reihe ich noch an Wold. Kolmsperger: wieder einen, der ganz Heimatkünstler geworden und weit über alle anderen emporstieg als Meister des Fresko und des Stiles seiner virtuosesten Vertreter. Sein großartiger Entwurf für die Kuppel von Roggenburg, wie vieles Andere zeigen uns seine ganze hinreißende Schaffensfreude. Wohl ringt mit ihm Joseph Huber-Feldkirch um die Palme in seinem tiefernsten Fries von den letzten Dingen, mit den grandiosen, michelangelesken Engeln. Andere reihen sich liebenswürdig und bescheiden in ähnlichem Streben an, wie Bonifaz Locher, dessen Skizzen (z. B. die leider etwas versteckte „Weihnacht" und „Himmelfahrt") als solche ungemein ansprechen; oder Schleibner, der neben Deckenentwürfen sich in einer zarten „Innocentia" und „Rosa von Lima", dann wieder in spätgotischen Gemäldeskizzen anmutig zu geben weiß. Letztere Arbeiten nähern sich trefflichen Triptychonentwürfen von Wirsching. Locher ähnelt in etwas Halters „hl. Laurentius".

Die Düsseldorfer Schule ist sehr gut vertreten in **Nüttgens**. Was soll man aber unseren gebildeten Katholiken für ihr Heim noch bieten, wenn Bilder wie diese so edlen und doch farbenreichen, so altertümlich anheimelnden und doch so ganz jugendfrischen Werke: „Geburt Christi" und „Madonna" nicht verkäuflich sind. Groß ist der Entwurf desselben Meisters für die Maximilianskirche in Düsseldorf (Kreuzigung). Auch **Hansens** „Verlorener Sohn" zeigt die Merkmale der farbenfrohen Düsseldorfer. Düsseldorf steht nahe der fast zu weiche Berliner Professor **Plockhorst** („Ecce homo" und „Mater dolorosa").

Ganz modern ist Fritz **Kunz**, dessen „römische Märtyrin" und „Stunde der Betrachtung" wirklich original gedacht sind. Dagegen fällt **Kräutle** ganz ab. **Cloß** „hl. Martin" in der abendlichen Schneelandschaft ist sehr hübsch und von treffend Realistik. Ganz besonders Großes versprechen die Skizzen „Austreibung der Tempelschänder" und „Jesus im Hause Simons" für St. Andreä in Salzburg von Franz **Fuchs**, die übrigens gerade durch ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit die Feuersteinschule ehren.

Regensburg selbst ist auch in der Malerei sehr gut vertreten durch unseren bekannten Professor **Altheimer**, der uns neues bietet in einigen Tafeln aus einem Zyklus des Lebens der hl. Franziska von Chantal. Das Thema ist schwierig, die Wiedergabe glücklich, viel dramatisches Talent in dem Bilde der „Seelenkämpfe".

Die Bildnismalerei vertritt allein, aber gut P. **Beckert** („Kardinal Kopp"). Warum hat **Hieronymi** nichts von seinen wundervollen Zeichnungen gesandt? — Ein Gemälde erheischt eine andere Kenntnis der Farbe. — Mehr auf dem Gebiete der zeichnenden Künste sind sonst hervorzuheben: Ph. **Schuhmacher** (Aquarelle zum „Leben Jesu"); **Fischer** („Alphabet"); **Kaeser** („Caritas", besonders der trefflich gezeichnete Knabe). Entwürfe von **Hugo Huber** („Missale"), der auch — leider ganz allein — Farbenentwürfe für Paramente bringt.

Die **Glasmalerei** vertritt am bedeutendsten **Pacher**. Nachdem er indes nun genügend Proben seines erstaunlichen Farbentalentes und seiner Phantasie gegeben („St. Augustin", Original), wäre doch mehr Abklärung erwünscht, als in dem bilderrätselartigen „Hl. Petrus"; wie groß ist dagegen sein „Christophorus". Wir nennen noch die Kartons von **Balmer**, **Hugo** und **Joseph Huber** und **v. Kramer**.

Retter-Regensburg stellt schöne, nur zu hoch bewertete Lederschnitteinbände aus.

In **Mosaik** gibt **Rauecker** Proben nach **Prof. Spieß** und **Köppen**.

Zur Vollständigkeit sei noch **Schäfers** Plaquette auf den „Tod Leo XIII." erwähnt; leider auch das einzige Opus dieses für uns so wichtigen und dankbaren Zweiges.

Hiermit wäre unser Rundgang geschlossen. Was vorhanden ist, macht als Ganzes einen trefflichen Eindruck; allein — was ja in der Zeit der großen Ausstellungen, die aller Orten beschickt werden sollen, erklärlich scheinen mag, wir wünschen inhaltlich noch umfassenderes und vermissen auch leider einige unserer Hauptrepräsentanten vollständig. Es sind hier, wie im ganzen Ausstellungswesen unserer Zeit große Schwierigkeiten zu überwinden, aber wenn wir eine Hoffnung aussprechen dürfen, deren Erfüllung ja das Programm der Gesellschaft, die Geschichte der bisherigen Ausstellungen und der entschiedene Fortschritt, den wir auf dieser Ausstellung feststellen müssen, verbürgen: so ist es die, es möchte unsere Gesellschaft bald in die Lage kommen, eine Ausstellung arrangieren zu können, welche ein totales Bild des Schaffens unserer Künstler in allen Zweigen der bildenden Künste im Dienste der Kirche bietet. Das walte Gott!

Wir haben unsere Gedanken und Eindrücke bei Eröffnung der Ausstellung wiedergegeben, — möglich, daß diese Wiedergabe zu flüchtig ist. Möchten viele derselben noch eingehendere Beachtung und längeres Studium widmen, als es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt war. Sie ist wieder ein Schritt vorwärts in der Geschichte der Gesellschaft, die, wenn auch unter Mühen und Kämpfen ihre Lebenskraft wiederum bewiesen hat und ihren Zielen wenn auch langsam, doch stetig näherrückt. Möchten insbesondere alle Mitglieder einstehen, Hindernisse zu beseitigen, Gegensätze zu versöhnen und so der einen Sache einig und ersprießlich zu dienen!



Rigoletto.

Skizze von **M. Herbert**.

Fumagalli sang den Rigoletto in Verdis berühmter Oper. Eine Bühne mittleren Ranges war es; zwischen den Statisten und Statistinnen in fadenscheinigem Theaterpomp, zwischen den Sängern der Provinz, die mit eingelernten Geberden wie Marionetten sich bewegten, deren Vortrag keine Größe, deren Stimmen keinen Umfang, deren Spiel nichts Ergreifendes hatte, trat er mit dem freien Rhythmus seiner Bewegungen, mit der stolzen Kraft seiner Kunst und der romanischen Wärme seines Temperaments. Und seine gewaltige Stimme, auf welcher der Glanz des südlichen Himmels und in der Tiefe die Empfindung der italienischen Seele zu vibrieren schien, erhob sich auf der Leidenschaft der Verdischen Musik und überströmte die lauschende Menge.

Von diesem Gesang ging ein Hauch der ewigen Kunst aus, eine starke Empfindung, eine mitreißende Macht.

Die Blicke der Menschen sogen sich fest an der gebückten Gestalt im rosa-grünen Narrengewand, an dem häßlichen, überlegenen Antlitz, dessen Lächeln etwas Geheimnisvolles und Schmerzliches ausdrückte.

Er hatte seine Stunden der Herrschaft. Die kurzen, schnelllebigen Königsstunden, die Gott dem Genius gegeben hat, und keiner dachte einen anderen Gedanken als den, welchen er suggerierte, und jede tiefe Note seines Gesangs weckte den Widerhall in all' diesen Herzen, welche ihm für diese Spanne Zeit bedingungslos ergeben waren.

Es ist eine traurige Geschichte, die von dem witzigen Hofnarren Rigoletto, der von allen Menschen auf Erden nur sein einziges Kind liebte, das er in einem einsamen Hause von allen neugierigen Blicken verborgen hielt. Unter tausend Formen erscheint den Menschenkindern das Glück, jeder gibt ihm eine andere Gestalt, der Narr kannte eine der höchsten irdischen Formen, den ausschließlichen, innigen und trauten Besitz eines heißgeliebten Menschen.

Schön und reizend war die Tochter Rigolettos, deshalb auch mußte er sie vor den Augen seines fürstlichen Herrn, des Herzogs von Mantua, hüten, denn dieser war einer jener rücksichtslosen, brutalen Machthaber der italienischen Renaissancezeit, die keinen fremden Besitz und keine Unschuld achten, die mit roher und fester Hand nach allem greifen, das ihren Gelüsten begehrenswert ist.

Rigoletto ist kein weicher und guter Mensch; in seinem Charakter lauert eine höhnische Schadenfreude.

Lachend und spottend setzt er sich auf den Thron des Herzogs, schwingt die Narrenpritsche als Szepter und verhöhnt den Greis, der jammernd kommt, den Herzog für die Verführung seiner Tochter zu verfluchen.

Da trifft den Narren der Fluch des alten Mannes und plötzlich, von einer schrecklichen Ahnung gepackt, taumelt Rigoletto zurück, der Fluch wird wirkend, er fühlt es in seiner zitternden, angstvollen Seele.

Diese Angst, diese Furcht teilte sich dem Publikum mit, so groß war Fumagallis Macht. Alle wußten, daß nun das Glück des Narren verscherzt war, denn durch Härte gegen andere macht man sich unwürdig der Gnade und Huld des Schicksals.

Und Rigoletto wurde in seinem Besten und Heiligsten gestraft. Der Herzog schlich sich als Student verkleidet bei Rigolettos Tochter ein und ließ sie entführen.

Als eine Gefallene und Schuldige findet der Narr sein Kind wieder im Palast des fürstlichen Herrn.

Das ist mit das Erschütterndste in Fumagallis Spiel, als er versucht, seinen Schmerz, seinen Zorn, seine wütende Leidenschaft unter den alten Gewohnheiten des Narren zu verbergen, als er ein lustiges Lied singt, aus dessen Tönen das gebrochene Herz aufschreit. Und dann kommt der bekannte Schluß, in welchem das Opfer für den Verführer stirbt, während er ein Abenteuer mit einer Dirne sucht und singt: La donna é mobile. Rigoletto aber in tiefer Erkenntnis des Mitleids seufzt: „O armes Frauenherz!"

Jeder der Hunderte von Anwesenden stand unter dem Banne Fumagallis, aber jeder empfand ihn in verschiedener Weise. Die Musikkenner empfanden das feine Verständnis, das wunderbare Gehör, die sichere Wiedergabe, den reinen Ton. Die künstlerisch Angelegten waren entzückt von dieser herrlichen Doppelbegabung. Sie wußten nicht, sollten sie dem Sänger oder dem Schauspieler die Palme reichen. — Die einfachen Leute, die denken und verstehen konnten, fühlten das tief Menschliche, die gewaltige Schicksalstragödie, das allgemein Giltige, das durch die erschütternde Kunst der Darstellung ihren Herzen nahe gebracht wurde.

Die schöne Fürstin, die mit Diamanten geschmückt in ihrer Loge saß, lächelte, wie sie zu allem lächelte, so daß man nicht wußte, ob das Stück ihr irgend einen Eindruck vermittle; auch ihre Hof-

damen saßen mit unbewegten Gesichtern, und alle Damen und Herren in den ersten Ranglogen suchten es ihnen gleich zu tun. Im zweiten Range die Putzmacherinnen und Konfektioneusen, die Kommis und Buchhalter waren schon beweglicher, und die Mengen auf der Galerie nahmen gar so lebhaften Anteil, daß sie gestikulierten, weinten und Bravo schrien, bis sie atemlos waren.

Auf der Galerie saß auch, in eine Ecke gedrückt, ein alter, verwitterter Mann, ein Greis mit wirrem, weißem Haar, buschigen Brauen, brennenden Augen und jener bleichen Gesichtsfarbe, die durch lange Eingeschlossenheit entsteht. Um seinen zusammengepreßten Mund lagen die Linien schwerer Erfahrung und bitterer Betrachtung. Er sah aus wie jemand, der sich noch vom Leben mitführen ließ, wiewohl er doch das Leben weit hinter sich hatte, wie jemand, der einen so großen Kelch der Bitterkeit getrunken hat, daß der Rausch des Schmerzes ihn gefühllos gemacht hat gegen die kleine und große Unbill der Gegenwart, gegen jede Drohung der Zukunft.

Solche Greisengesichter sind im Volke nichts Seltenes, es sind die Gesichter schweigsamer Lebensheroen, die ihr Schicksal lautlos mit ins Grab nehmen, die auf fernem und eigenem Wege wandern und dem unechten Flitter, mit dem die Leute des Tages sich behängen, weit, weit hinter sich gelassen haben.

Die Geschichte des alten Mannes war die des Rigoletto. Auch ihm war ein reizendes und unschuldiges Kind von einem brutalen Lebemann zertreten worden. Fiebernd und in tausend Schmerzen war die Tochter in seinen Armen gestorben. Dafür hatte er den Wüstling erschossen und 15 Jahre im Zuchthause verbüßt.

Im Zuchthaus war ihm klar geworden, warum geschrieben steht: „Die Rache ist mein!" spricht der Herr. Was war denn die flüchtige Todesqual jenes Schurken gegen jene Strafe, gegen die furchtbare Pönitenz unter Verbrechern, Lustmördern, Dieben und Herabgekommenen jeder Art, gegen jene Bilder der Hölle, die seinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt wurden? Gegen jene schwere Gefängnisluft ohne Freiheit, ohne Hoffnung? Gewiß, er hatte gerade unter den Verbrechern auch Menschen und Christen gefunden, welche die Folge ihrer Schuld mannhaft trugen und einem besseren Leben, einer Erhebung zustrebten, aber wenige — wenige.

Und alle die schreiende Ungerechtigkeit des Lebens, all die schreckliche Unvollkommenheit unserer Institutionen, die immer so sein und bleiben wird, hatte seine Seele gepeinigt.

Tiefere Blicke als er hatte wohl selten jemand ins Leben getan. Und doch war ihm sein Geschick nie so vollständig zum Bewußtsein gekommen als heute, da Fumagalli den Rigoletto sang.

Instinktiv war er immer edler und großer Musik nachgegangen, die beruhigte ihn, zeigte ihm gleichsam ein Land, in dem die Härten sich auflösen, die grellen Töne sich sänftigen und zu wundervollen Harmonien sich verbinden, ein Land der Aussöhnung, des Aufstiegs zum Frieden und zum verzeihenden Troste.

Und nun war da gar sein eignes Schicksal in das Reich der Schönheit, der Töne erhoben worden, all das Häßliche und Gemeine fortgewischt, nur die große Trauer geblieben, und all die Menschen um ihn beweinten seine tiefe Schmerzlichkeit und die große Tragik, die darin liegt, daß es dem Laster gegeben ist, die Liebe zu zertreten. An diesem Abend war dem Alten zu Mute, als sei er zum ersten Male im Leben verstanden worden und die Bitterkeit wallte langsam aus seiner Seele fort und machte Raum für Ergebung. „Wir sind Menschen", dachte er, „einer hängt vom andern ab; einer leidet unter des anderen Sünde. Manchen hebt das große Schicksalsrad empor, manchen zerschmettert es. Man muß das verstehen lernen, ja man muß das Leben verstehen lernen." Und das arme, verhärtete Herz weitete sich.

Der Vorhang war über dem letzten Akt gefallen. Ein rasender Beifall erhob sich. Die jungen Leute ringsum schlugen wie wahnsinnig in ihre Hände, obwohl sie wenig von dem Ganzen begriffen hatten. Fumagalli mußte sich zeigen, sich immer wieder zeigen. Die meisten ringsum waren Südländer, sie konnten sich nicht genugtun im Bravo rufen und im Jubeln.

Still schritt der Alte durch die bunte Menge von geputzten Mädchen und schwitzenden Arbeitern mit roten Kravatten. Ein Zug der Größe, des Ueberwundenhabens lag auf seinem Gesichte, in seiner Haltung, aber niemand bemerkte es.

Er war hier allen nur ein alter, schäbig gekleideter Mann, den niemand kannte, an dem niemand teil nahm, ein Fremder, der in einem anderen Lande wohnte, wo man eine eigene Sprache redet.

Der Greis ging die vielen gewundenen Treppen hinab, bis er zu dem Ausgang kam, den die Mitglieder der Bühne passieren müssen. Dort blieb er stehen und wartete. Lustige kleine Choristinnen, Feuerwehrleute, Maschinisten, Schauspieler und Sänger eilten an ihm vorüber. Endlich kam Fumagalli. Ein großer, dankender, brennender Blick aus den Augen des Alten fiel auf sein Gesicht. Der Blick sagte: Ach du, du weißt es, was ich getragen, gelitten, gekämpft, verschuldet habe; du verstehst mich, du allein von allen! Aber Fumagalli sah den Blick nicht, noch betrachtete er den armen Greis, der bescheiden, ein grauer Schatten am Grau der Wand, verschwand. Was wissen denn die Künstler von ihren tiefsten und herrlichsten Triumphen? Was wissen sie von den Seelen, die sich an die ihren drängen, von den Herzen, deren Tiefen sie berühren?

Sie wissen so wenig davon, wie die Amsel, die im Garten singt, es weiß, daß ihr süßes Lied der Trost meiner einsamen und bitteren Stunden ist.

Geschichte und Altertum.

Von

H. Mankowski-Danzig.

Die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine hielten ihre diesjährige Hauptversammlung vom 8. bis 11. August in der schönen Weichselstadt **Danzig** ab. Anlaß dazu gab das 25jährige Bestehen des Westpreußischen Geschichtsvereins, der im Jahre 1878 nach Trennung der bisherigen „Provinz Preußen" in Ost- und Westpreußen ins Leben gerufen wurde. Das Teilnehmerverzeichnis enthielt 182 Damen und Herren aus allen Teilen des Deutschen Reiches.

Vor den Verhandlungen der beiden genannten Vereine tagte im Westpreußischen Staatsarchiv der **vierte deutsche Archivtag** unter Vorsitz des ältesten Mitgliedes des geschäftsführenden Ausschusses, des Geh. Archivrates Dr. **Grotefend** aus Schwerin. Der Große Generalstab zu Berlin und das Königlich sächsische Kriegsarchiv sowie das dänische Staatsarchiv hatten dazu Vertreter entsandt. Es handelte sich bei den Beratungen um eine **gesetzliche Regelung des Schutzes von Archivalien sowie der Beaufsichtigung nicht fachmännisch verwalteter Archive und Registraturen.**

Den Bericht hierüber hatte Herr Archivrat Dr. **Bär**-Danzig zu erstatten. Der Vortragende erörterte zunächst die Archivverhältnisse der kleineren Städte. Nach der Städteordnung seien die Archivalien ein Teil des städtischen Vermögens und unterlägen der Aufsicht der Bezirksregierungen. Die Aufsicht werde wegen anderweiter dringlicherer Geschäfte aber nicht regelmäßig ausgeübt, und den Vorstehern und Verwaltern der Staatsarchive fehle die Befugnis, in gegebenen Fällen einzugreifen. So nur sei es möglich, daß die Archive der kleineren Städte durch ungenügende Aufbewahrung, Verschleppung oder Brand beeinträchtigt oder vernichtet würden. In Westpreußen gäbe es 57 Städte, von denen 31 alles ältere Material von 1772, als die Provinz bei der ersten Teilung Polens dem preußischen Staate einverleibt wurde, ganz oder teilweise eingebüßt hätten, so daß dort überhaupt keine Archive vorhanden seien. Der Vortragende kam füglich zu dem Ergebnisse, daß im Gegensatz zu der in Preußen und den meisten deutschen Bundesstaaten bestehenden Einrichtung zur Erhaltung der Kunstdenkmäler die gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz der Archivalien, der schriftlichen Denkmäler unserer Vergangenheit, durchaus unzureichend seien, um für die Zukunft weiteren Verlusten von unersetzlichen geschichtlichen Quellen wirksam zu begegnen.

Diesen Ausführungen schloß sich die Versammlung an; denn auch in den süddeutschen Ländern Bayern, Württemberg und Baden herrschen ähnliche Zustände, während in Frankreich und Schweden ein gesetzlicher Schutz der Archive und Altertümer vorhanden sei. Auf Antrag des Geheimrats **Bailleu**-Berlin wurde denn auch ein Ausschuß gewählt, welcher auf Grund eigener Erfahrungen eine Denkschrift über diesen Gegenstand ausarbeiten und dem nächsten Archivtage in Bamberg zur weiteren Beschlußfassung vorlegen solle.

Zu Vorträgen des Geschichts- und Altertumsvereins waren begreiflicherweise Gegenstände der deutschen Ostmark gewählt worden. „Die geschichtliche Entwicklung der Provinz Westpreußen — Die Bestrebungen des Vereins zur Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler Danzigs — Stand der Geschichtsforschung in Ostpreußen und die Tätigkeit des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen — Die Danziger Stadtverfassung im 16. und 17. Jahrhundert — Das vorgeschichtliche Ostpreußen" und andere Themata wurden von den verschiedenen Vortragenden behandelt, die lediglich örtliche Bedeutung hatten.

Von **allgemeinem Interesse** waren dagegen die Schlußverhandlungen. Der Anthropologen-Kongreß zu Greifswald hat

sich in seiner letzten Hauptversammlung dahin ausgesprochen, daß für die Erhaltung vorgeschichtlicher Denkmäler künftig mehr geschehen müsse, als dies bisher der Fall gewesen. Die Versammlung trat dieser Forderung bei. Ein Mitglied bemängelte es auch, daß zu Konservatoren entweder nur Architekten oder Archäologen gewählt würden, wodurch die Beaufsichtigung der Altertümer leide. Es wären, wie dies in Brandenburg der Fall sei, Kommissionen zu ernennen, wo alle wissenschaftlichen Zweige Berücksichtigung fänden. Am letzten Tage machten zahlreiche Teilnehmer des Kongresses einen Ausflug nach Marienburg, wo Herr Baurat Steinbrecht die Führung übernahm.

Kleine Rundschau.

Noch etwas zu einem „bedenklichen" Kapitel.

Ein gegen Nr. 8 der „Allgemeinen Rundschau" (Seite 116) gerichteter Artikel in Heft 7 der „Wahrheit" veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen: Der Schreiber dieser Zeilen ist an einer Kirche angestellt, die mehrere ein paar hundert Jahre alte bildliche Darstellungen enthält, in denen das „Nackte" auch eine Rolle spielt. Entgegen der Ansicht verschiedener Geistlichen bin ich absolut nicht geneigt, der Entfernung dieser Bilder das Wort zu reden. Soviel ich weiß, nimmt von den Pfarreingesessenen niemand Anstoß an diesen Darstellungen. Sie sind daran gewöhnt und die Heiligkeit des Ortes schützt vor allzu leicht genommenem Aergernis. Zudem würde die Entfernung der Bilder erst recht zu allerhand Redereien und Vermutungen Anlaß geben. Ganz anders liegen die Dinge aber bei den Andachtsbildchen. Und für diese wird durch den herangezogenen Fall aus dem Rheinlande meines Erachtens nichts bewiesen. Die Andachtsbilder kann man nicht mit anderen Darstellungen der religiösen Kunst vergleichen, am allerwenigsten mit solchen in den Kirchen. Sie werden außerhalb der Kirche verschenkt, betrachtet, besprochen, und zwar von Kindern. Da sollen diese Bilder, die ja, wie der Name schon sagt, zur Andacht stimmen sollen, der kindlichen Phantasie erst recht nicht eine „ganz andere Richtung" geben. Ich stelle da die Andachtsbilder auf eine Stufe mit den biblischen Anschauungsbildern. Selbst als Erzieher tätig, bin ich ganz gewiß dafür, „die Erziehung zur Schamhaftigkeit mit den Tatsachen jener bewußten natürlichen „Verhältnisse" im Sinne Herrn Holzammers in Einklang zu bringen". Aber was bei Kindern von 10 bis 14 Jahren möglich ist, das ist noch nicht immer möglich bei 5 bis 8jährigen. Und auch diesen schenkt man Heiligenbildchen; und auch diese sollen in ihrem Schamhaftigkeitsgefühl nicht verletzt werden, namentlich nicht durch Andachtsbilder. Im übrigen erlaube ich mir, mit meinem Laienverstande der Ansicht zu sein, daß in der religiösen Kunst die Darstellung eines unbekleideten Körpers wohl „durch die Verhältnisse gegeben" sein kann. Wenn es am rechten Orte und in der rechten Weise geschieht, wird man gegen eine solche Darstellung kaum etwas einwenden. Auf Andachtsbildern, die von Ordensleuten, Priestern, Lehrern unter die Kinder verteilt werden, ist aber nicht der rechte Ort zur Anbringung des „Nackten". Infolgedessen kann ich auch in dem Ersuchen der deutschen Franziskaner keine Einschränkung der künstlerischen Freiheit erblicken. Und das scheint mir doch der in Frage stehende Punkt dieser Debatte zu sein. H., B.

Gustav Adolf und seine Schweden.

Daß der „Retter des Protestantismus" bei seinem Vorgehen in Deutschland weitgehende politische Ziele verfolgt hat, ist durch ein vor kurzem bei Hahn, Leipzig-Hannover, in den „Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens" als Band 17 erschienenes, 525 Seiten umfassendes Buch von Joh. Kretzschmar des weiteren bestätigt worden. Kretzschmars Ergebnis geht dahin, daß Gustav Adolf sich den protestantischen Ständen als deren oberstes Haupt habe aufdrängen wollen und dem Herzog von Braunschweig sogar das Ausscheiden aus dem Reichsverbande und ein Lehensverhältnis zu Schweden zugemutet habe, anderer schwerer Bedingungen, die Braunschweig völlig in die Hände Schwedens gegeben, nicht zu gedenken. Solche schwedische „Sevitut" an Stelle der spanischen „Dominatio" hätten die welfischen Fürsten aber ebensowenig annehmbar befunden, wie die Mehrzahl der anderen protestantischen Fürsten, zumal unter dem Eindrucke des Auftretens der „Befreier" in den protestantischen Landen, das die Tillyschen „Raubscharen" mit in den Schatten gestellt habe. Aus den von den welfischen Fürsten dieserhalb erhobenen Klagen seien die hier folgenden wiedergegeben: Herzog Christian von Celle schreibt am 6. November 1631: Unser Land ist verwüstet; auch haben wir etliche Tonnen Gold auf die schwedische Armee verwendet und gleichwohl so wenig damit ausgerichtet, daß wir nicht allein keines Schutzes genossen, sondern je länger je mehr in die äußerste Gefahr versetzt wurden. — Herzog Ulrich von Braunschweig klagt, unter Tilly seien die Untertanen niemals als „itzo" traktiert worden; nimmer hätte er getrauen mögen, daß ein Evangelischer den andern dergestalt und ärger wie den Feind behandeln sollte. Auch die schwedischen Kommissionen verhehlten die Ausschreitungen der schwedischen Soldateska nicht; einer derselben nannte es sogar ein Wunder, daß so noch ein Bauer auf dem Lande oder ein Bürger in der Stadt leben könne. — Ein protestantischer Rezensent des Buches im „Hannov. Courier", dem vorstehendes entnommen ist, sagt hierzu, wohl auf Grund der Darstellung Kretzschmars: Gustav Adolf vermochte aus der Ferne nicht Ordnung zu schaffen; auch ist er nicht völlig von der Schuld freizusprechen, durch widerspruchsvolle Anordnungen und Versprechungen zu der unbeschreiblichen Verwirrung in Niedersachsen beigetragen zu haben. Charakteristisch ist übrigens der Schluß, zu welchem der Rezensent gelangt: Wenn der weite Kreis derjenigen, denen die Persönlichkeit Gustav Adolfs und sein Lebenswerk ans Herz gewachsen ist, bei Kretzschmar mehr den Politiker als den Glaubenshelden wiederfindet, so werden sie in Gustav Adolf desto mehr die Universalität des Genies bewundern, dessen Gesichtskreis Göttliches und Menschliches umspannte und der das scheinbar Ausschließende, den Idealisten mit dem Realpolitiker, das Genie mit der kühlen Berechnung aller Eventualitäten zu einer Persönlichkeit von seltener Geschlossenheit und individuellem Reiz vereinigte. — Wenn dieser Politiker nur nicht die Religion benutzt hätte, um sich auf Kosten derjenigen, denen er als seinen „Brüdern" beigesprungen, politisch zu bereichern! Daß er den „Brüdern" ein Retter gewesen, des mögen auch deren Abkömmlinge noch froh sein. Aber einen solchen Egoisten, der die bedrängte Lage der „Brüder" so auszunutzen beflissen gewesen und sie so hat malträtieren lassen, fort und fort als Glaubenshelden zu feiern, das ist doch dazu angetan, dem christlichen Begriffe ins Gesicht zu schlagen, sowie das nationale Empfinden zu verletzen. P. Leo.

Denkmalschutz oder Unvernunft?

Neulich war es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt, eine vor noch nicht langer Zeit unter Aegide des betreffenden Staates neurestaurierte, altberühmte gotische Kirche zu besuchen. Im Jahre 1889 hatte ich dieselbe bereits einmal besucht, da sie fast noch eine vollständige Ruine war. Vergegenwärtigt man sich den damaligen Zustand und sieht dann, was jetzt geschaffen ist, so wäre es Undankbarkeit, wenn man nicht anerkennen wollte, was da durch den hochherzigen Sinn eines kunstliebenden Fürsten, durch die Bereitwilligkeit seiner Regierung und die Freigebigkeit der Volksvertretung geschaffen worden ist. Da die erwähnte Kirche in einem Staate liegt, der den Denkmalschutz durch ein besonderes Gesetz geregelt, so bildet diese Restaurierung eines Kunstdenkmals ersten Ranges einen durchschlagenden Beweis dafür, daß durch ein solches Denkmalschutzgesetz viel des Guten und Schönen geleistet werden kann. „Geleistet werden kann", denn leider habe ich bei Besichtigung dieser Kirche gefunden, daß unter dem Vorwand des Denkmalschutzes auch große Torheiten begangen werden können. Da steht z. B. in dieser urgotischen Kirche — einem Typus der Gotik — ein ganz baroker Hochaltar. Warum entfernt man denselben nicht und ersetzt ihn durch einen einfachen, aber stilgerechten Altar? Das darf nicht sein: Dieser Altar ist ein Denkmal; so war er in dieser Kirche (NB. jedenfalls nicht von Anfang her!) und so muß er bleiben. Ist das noch Denkmalschutz oder etwas anderes? Doch noch etwas Schöneres! In der Kirche befand sich ein einfacher Notbeichtstuhl, wie ihn jeder Dorfschreiner für eine Dorfkirche anfertigen kann, der eher alles andere als ein Kunstdenkmal ist. Weil dieser Beichtstuhl sich aber in der restaurierten Kirche befand, darum müssen jetzt nach diesem Muster alle anderen Beichtstühle gemacht werden. Das ist schon nicht mehr Denkmalschutz, sondern etwas anderes! Der Denkmalsschutz darf sich ganz gewiß nicht auf Dinge erstrecken, die sozusagen zufällig mit einem Kunstdenkmal in Verbindung stehen und das Denkmal eher verunstalten als zieren. Ja man müßte noch etwas weitherziger sein und auch selbst solche Eigentümlichkeiten, die zwar zu dem betreffenden Stil gehören, aber welche man wegen ihrer unpraktischen Eigenschaften neuerdings nicht mehr nachahmen würde, entfernen, wenn anders — wie es in dem gegebenen Falle zutrifft — das Kunstdenkmal noch praktisch benutzt werden soll. Warum z. B. die in gotischen Kirchen vielfach so unpraktischen Altarstufen bei einer Renovierung nicht durch Abschrägen oder sonst in einer Weise etwas praktischer gestalten? Diese Forderung dürfte wohl um so eher erhoben werden, wenn man, wie es auch bei der erwähnten Kirchenrestauration geschehen ist, zwar einerseits mit so kleinlichem Sinn an dem Vorhandenen hängt, anderseits aber wieder Neuerungen einführt, die dem ursprünglichen Charakter dieser Kirche ganz fremd sind. Es befand sich dort vor der Renovierung eine alte Orgel; an deren Stelle eine neue zu setzen wird gerade den von uns erhobenen Forderungen entsprechend sein. Aber, die alte Orgel stand dort, wo sie nach dem Gebrauche des katholischen Gottesdienstes am Platze ist, an der Portalseite dem Hochaltar gegenüber. Warum stellte man die neue nicht dorthin, wo die alte war? Und wo stellte man die neue hin? Auf einen Seitenchor, so daß der Organist auf den Altar nur sehen kann, wenn er sich vom Orgelbock in lebensgefährlicher Weise über die Brüstung des Chores hinausbeugt, denn der Orgelbock ist so hoch wie die Brüstung des Chores und steht so nahe an derselben, daß man zwischen Orgelsitz und Brüstung überhaupt nicht vorbeigehen kann. Möchten die Behörden darauf achten, daß nicht unter dem Namen „Denkmalschutz" barocke Ideen mancher Leute zur Ausführung kommen und möchte man katholische Kirchen nicht nur als „Kunstdenkmäler" restaurieren, sondern zur praktischen Benutzung und eben deshalb auch sachverständige Leute zum Wort kommen lassen und das kirchliche Eigentums- und Bestimmungsrecht nicht beeinträchtigen! Pr.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 23. München, 3. September 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Der Regensburger Katholikentag.

Von

Dr. Armin Kausen.

Wenn das Fazit der herrlich verlaufenen 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in ihrer äußeren Erscheinung, nach ihrem Gesamteindruck gezogen werden soll, so braucht man nur die Gegner reden zu lassen. Das Urteil der Gegner wiegt diesmal doppelt schwer, weil schon zahlreiche Federn gespitzt waren, um das Fiasko dieser Katholikenversammlung in alle Welt zu tragen.

Die Aktion der jungen Grafen Preysing und Arco hatte man zu einer Absage des katholischen bayerischen Adels aufgebauscht, und eine überreizte Phantasie ließ den Episkopat und ließ die „gebildeten Elemente" an der Absage teilnehmen. Mit welcher Zähigkeit gewisse Kreise an dieser Wahnvorstellung festhielten, möge daraus erhellen, daß das führende Organ der liberalen Partei in München noch am 25. August einen maßlosen Angriff gegen die Prinzessin Ludwig Ferdinand, welche außer der Versammlung des Mädchenschutzvereins auch die 3. öffentliche Generalversammlung besuchte, mit der Bemerkung würzte, die königliche Prinzessin habe „sich verleiten lassen, als Ersatz für die tatsächlich ausgebliebenen katholischen Adeligen Bayerns zu dienen." (Münch. Neueste Nachrichten Nr. 397.) Nachdem durch Veröffentlichung der Namen festgestellt ist, daß nicht weniger als 53 Mitglieder des bayerischen Geburtsadels zum Katholikentage persönlich erschienen — die Zahl der zur Mitgliederliste offiziell angemeldeten war noch weit größer — ist über eine derartige Irreleitung der öffentlichen Meinung kein Wort mehr zu verlieren. Der herbe Tadel, den die „Münchener Post" (Nr. 190) namens fast aller „nicht ultramontanen" Kollegen über die „gänzlich ungehörige Art der Berichterstattung" der „Münchener Neuesten Nachrichten" aussprach, tritt durch solche Manöver in ein noch schärferes Licht. Das liberale Blatt fand es auch nicht zweckmäßig, nachträglich der Wahrheit die Ehre zu geben, denn in einem vom 27. August datierten Rückblick auf „Regensburg" (Nr. 401), gesteht es zwar „unumwunden, daß der Regensburger Kongreß äußerlich genau so imposant aufgetreten ist, wie sonst", fügt aber geflissentlich hinzu, „daß die Teilnahme der bürgerlichen und der Arbeiterkreise durchaus nicht geringer gewesen ist als sonst."

Auch aus einem anderen Münchener liberalen Blatte, welches in merkwürdiger Verblendung ebenfalls einen förmlichen Adelsstreik angekündigt hatte, läßt sich die volle Wahrheit über die lebhafte Teilnahme des katholischen bayerischen Adels nicht erfahren. Um so deutlicher haben auswärtige Blätter sich ausgesprochen. Es klingt wie eine bittere Anklage, wenn der „Kölnischen Zeitung" gleich anfangs geschrieben wurde: „Die jüngsten Vorgänge in Bayern haben für den Zentrumsparteitag eine riesige Reklame gemacht. Was im ultramontanen Lager nur irgendwie abkömmlich ist, eilt nach Regensburg. Der Adel beteiligt sich zahlreicher denn je. Schon heute sind mehr Adelige aus Bayern und Preußen hier eingetroffen, als früher an der Tagung überhaupt teilnahmen."

An anderer Stelle (Nr. 856) urteilt dasselbe Blatt: „Was sonst an Begrüßungsabenden nicht der Fall war, konnte heute als Kundgebung aufgefaßt werden, die Anwesenheit vieler Bischöfe." In Nr. 860 der „Köln. Ztg." las man: „Auch bei der ersten öffentlichen Versammlung konnte die Festhalle nicht alle die Erschienenen aufnehmen. Ueberaus zahlreich war auf der Tribüne der Adel vertreten." Und in Nr. 869: „Episkopat, Adel, Bürger, Bauern, Arbeiter — sie alle stehen hier einig zusammen. .... Man kann seine Bewunderung und seine Verwunderung nicht verhehlen über die Disziplin, die in dieser Bewegung herrscht."

Trotzdem das führende liberale Blatt in München die imponierende Teilnahme des Adels verschwieg, kann es doch nicht umhin, in Nr. 401 festzustellen, daß die „durch bewundernswerte Disziplin zusammengehaltene Massendemonstration als solche .... Bewunderung verdient und ebenso zu dem Geständnis führen muß, daß es keiner Partei, auch nicht den Sozialdemokraten, auch nur annähernd möglich ist, jedes Jahr ein so einmütiges und glänzendes Vertrauensvotum einer so großen und begeisterten Masse herbeizuführen." An einer anderen Stelle heißt es: „Der Kongreß bot äußerlich das Bild geschlossener, starker Einheitlichkeit und einer gewissen Größe." Was wollen neben solcher notgedrungenen Anerkennung die kleinlichen Nörgeleien und Bemängelungen bedeuten? Der kindische Scherz des Blattes, den Katholikentag fünf Tage lang in zehn Nummern

hartnäckig als „Zentrumsparteitag" anzusprechen und so dem warmen persönlichen Telegramm des Kaisers, dem überaus freundlichen Gruße des Prinzregenten, der persönlichen Teilnahme einer königlichen Prinzessin und des Fürsten von Thurn und Taxis eine völlig unbeabsichtigte, für das Zentrum verblüffend schmeichelhafte Tendenz unterzulegen, entsprach durchaus der Höhe des bayerischen „Rhetoren- und Skriptoren-Liberalismus". Jedenfalls hatten weder die Prinzessin noch der Fürst, welche beide mit grenzenloser Begeisterung begrüßt und geehrt wurden, auch nur einen Augenblick das Gefühl, daß sie sich in einer Parteiversammlung befänden.

Wie alljährlich, so waren auch heuer Ströme von Tinte vergossen worden, um nach oben und nach unten die Vorstellung zu erwecken, daß „nur" ein Zentrumstag und nicht ein Katholikentag in Regensburg sich versammle. Aber angesichts der vollendeten Tatsache schreckte die gegnerische Presse mit winzigen Ausnahmen vor der Lächerlichkeit zurück, der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ihren Namen und Titel streitig zu machen. Denen, welche, wie z. B. die „Augsburger Abendzeitung", immer wieder darauf pochen, daß „ausnahmslos nur Angehörige einer bestimmten politischen Partei" zusammenkommen, ließe sich diesmal u. a. auch die Tatsache entgegenhalten, daß das zentrumfeindliche „Bayer. Vaterland" sich mit einer gewissen Begeisterung auf die Seite des Katholikentages schlug. Die drollige Unterstellung derselben „Augsb. Abendzeitg." (Nr. 235 vom 27. Aug.), es sei nicht wahr, daß die Zentrumswähler „auch nur die Mehrheit der deutschen Katholiken darstellen", beweist lediglich, was diese Presse ihren Lesern bieten darf. Die auf evangelischem Boden stehende, landbündlerische „Deutsche Tageszeitg." ist der umgekehrten Meinung, es sei „selbstverständlich, daß Männer der Zentrumspartei auf den Katholikentagen eine hervorragende Rolle spielen", weil eben „die überwiegende Mehrheit der katholischen Bevölkerung Deutschlands sich politisch zur Zentrumspartei bekennt". Nach den präzisen Erläuterungen des Präsidenten Dr. Porsch in seiner Eingangsrede kann übrigens nur böser Wille dem Zentrum die Behauptung unterschieben, es habe mit den Katholikentagen „gar nichts zu tun".

Aber selbst die „Augsb. Abendztg.", welche in Nr. 232 den Katholikentag mit einem „Possenspiel" und einer „Zirkusvorstellung" verglichen hatte, nachdem sie in einem Vorbericht der Nr. 228 von dem aus den schalen Geistesträbern angeblicher Adelszuschriften gewonnenen Fusel gesprochen (wie vornehm!), sieht sich in einem Schlußrückblick (Nr. 235) zu dem Geständnis genötigt: „Man kann selbst als Zentrumsgegner ruhig zugeben, daß die Regensburger Veranstaltung wieder eine „wirklich großartige und imponierende war". Die „Allgemeine Zeitung" schrieb in Nr. 388: „Das Schauspiel war wieder meisterhaft inszeniert", ein Lob, das vom Regensburger Lokalkomitee und seinen Hauptarbeitskräften redlich verdient wurde.

Der Besuch des Katholikentages übertraf die kühnsten Erwartungen. Dies wird auch in liberalen Zeitungen ohne Umschweife anerkannt. Die „Augsb. Abendztg." (Nr. 230) läßt die Generalversammlung „unter dem Andrang ganz gewaltiger Volksmassen" ihren Anfang nehmen. In den Straßen herrschte „einfach nie gesehenes Leben". „24 Sonderzüge brachten nach Zehntausenden zählende Arbeitermassen". Dasselbe liberale Blatt schildert den „endlosen", „großartigen Arbeiter- und Handwerker-(Gesellen-) Festzug", dessen Teilnehmer in der „mehr als 8000 Personen" fassenden „gewaltigen" Festhalle nicht Platz fanden, weshalb fünf Parallelversammlungen in den größten Sälen der Stadt veranstaltet waren. Bei den Reden des Abg. Dr. Schädler, des Grafen Droste-Vischering, des Weihbischofs Freiherrn von Ow, des Prof. Hilgenreiner (Prag), des Arbeitersekretärs Königbauer (München) verzeichnet das liberale Blatt „brausende Hochrufe, stürmischen, endlosen Beifall" und ähnliches. Die Forderung, daß § 1 des Jesuitengesetzes aufgehoben werden müsse, entfesselte „minutenlangen Beifallssturm." Derartige Zeugnisse der Gegnerpresse verdienen festgelegt zu werden.

Der Arbeiterfestzug in Regensburg hat selbst den „Münchener Neuesten Nachrichten" imponiert. Sie lassen denselben gnädig „wirklich als katholische Veranstaltung" gelten und sehen „in diesen Arbeiterfestzügen das erfreuliche Resultat einer hingebungsvollen und treuen Mitarbeit eines großen Teiles des katholischen Klerus an der sozialen Arbeit unserer Zeit".

Am Begrüßungsabende und in der ersten öffentlichen Versammlung war die Riesenfesthalle derart überfüllt, daß Hunderte keinen Zutritt fanden.

Der Eindruck auf Andersgläubige spiegelte sich unvermittelt in den Dankesworten des protestantischen Ersten Bürgermeisters Geib auf dem Festmahle, als er von der „nach innen und außen glanzvoll verlaufenen Tagung sprach" und anerkannte, daß „ungezählte Massen den begeisterten und begeisternden Worten der Führer lauschten, vorbildlich in treuer Aufmerksamkeit, tadelloser Disziplin und imposanter Einigkeit". Daß der Katholikentag dem in der ersten Begrüßungsrede desselben Stadtoberhauptes ausgesprochenen Grundsatze: „Achtung alles dessen, was Andersgläubigen heilig ist", auch diesmal treu blieb, wird in den Rückblicken gegnerischer Blätter ausdrücklich bezeugt. „In bezug auf den religiösen Frieden sind in Regensburg Anstöße nicht vorgekommen", versichert die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 235). Die „Deutsche Tageszeitung" gesteht zu, daß der Katholikentag „sich in den Grenzen der maßvollen Sachlichkeit gehalten hat". Der „Schwäbische Merkur" meint, „man könne sich in Zukunft darauf berufen, daß man in Regensburg friedlich und versöhnlich gewesen". Auch die farblose „Münchener Zeitung" bestätigt den „toleranten, versöhnlichen Geist", den „Geist des Friedens". Hier sei noch kurz eingeschaltet, daß die Angabe der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 876), Dr. Heim habe durch eine Rede in der dritten geschlossenen Versammlung den bayerischen Adel verbittert und helle Entrüstung hervorgerufen, durchaus irrig ist. Ein hervorragendes Mitglied des katholischen Adels in Bayern konstatierte, daß Dr. Heim im allgemeinen versöhnlich gesprochen habe. Die Ovationen, welche dem diesmal von seinen Gegnern auf den Leuchter gestellten Abgeordneten sowohl während des Arbeiterfestzuges als auch bei seinem Erscheinen in der Festhalle dargebracht wurden, waren durchaus spontaner Natur und keineswegs künstlich hervorgerufen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Objektivität der gegnerischen Urteile an den programmatischen und taktischen Zielen ihre Grenze findet. Ein gerütteltes und geschütteltes Maß harter, zum Teil maß- und zügelloser Kritik ist daher auch dem Regensburger Katholikentage nicht erspart geblieben. Am begreiflichsten ist wohl der naive Wunsch der „Berliner Neuesten Nachrichten": „Unter allen Umständen führen wir (die Gegner) am besten, wenn diese Tagungen überhaupt nicht stattfänden." Sehr richtig! Auch den Schmerz der „Köln. Zeitung" wird man zu würdigen wissen, die von „nationaler Scham" ergriffen ist, weil der Katholikentag den Sprengungsversuchen zweier junger Adeliger, „deren klerikale Gesinnung bei Freund und Feind gleich unverdächtig ist", (dies dürfte nur hinsichtlich des Grafen Arco zutreffen) nicht erlag, sondern einen um so größeren Triumph erlebte. Wenn dasselbe Blatt von Kulturkampfgelüsten neuesten Datums nichts weiß, so sei ihm eine gewissenhaftere Lektüre gewisser Organe empfohlen, die offen nach einem „frischen Kultursturm" französischen Stiles lechzen. Die Verdrehung der Worte des Papstes, der die gesetzlichen Zustände in Deutschland und die friedlichen Gesinnungen des Kaisers und anderer Bundesfürsten niemals mit den Gelüsten fanatisch unduldsamer Parteien und Gruppen verwechselt hat, scheint zum eisernen Rüstzeug der nationalliberalen Presse zu gehören. Daß die „Tägliche Rundschau" und andere Blätter den Evangelischen Bund samt Genossen unter der Tarnkappe verschwinden lassen, um die Katholiken als Friedensstörer hinstellen zu können, ist ein Trick, der selbst im liberalen Lager nur noch vereinzelt ziehen wird. Wie wenig aber das Zentrum imstande ist, „die Seinigen zu Ehren kommen zu lassen", dürfte die „Tägliche Rundschau" aus der einen Tatsache ersehen, daß bis zur Stunde noch in keinem Bundesstaate ein Zentrumsmann zu einem Ministersessel gelangen konnte.

Daß Abgeordneter Domdekan Dr. Schädler mit seiner „fulminanten“ (laut „Münch. Post“) Schulrede in ein liberales Wespennest stechen würde, wußte man im voraus. Je lauter auf jener Seite der Ruf nach Simultanisierung erhoben wurde, um so energischer mußte die Gegenwehr sein. Es ist übrigens bewußte Uebertreibung, wenn fast alle liberalen Blätter Schädlers Worte dahin deuten, er habe eine konfessionelle Trennung für alle Hochschulen verlangt. Diese Forderung würde auch in katholischen Kreisen auf Widerspruch stoßen. Im allgemeinen forderte Schädler für alle Hochschulen eine gewissenhaftere Pflege und Förderung der Religion und im speziellen Verwirklichung der Unterrichtsfreiheit durch Zulassung katholischer Hochschulen. Das Geschrei der Freiheitswächter ist um so unehrlicher, als sie die tatsächlich bestehenden protestantischen Universitäten von jeher mit dem Mantel wohlwollenden Schweigens gedeckt haben.

Die packenden Ausführungen des Abgeordneten Gröber über die kirchliche und staatliche Autorität haben natürlich überall dort, wo man die Kirche und das religiöse Gewissen der Staatsomnipotenz unterordnet, aber für sich selbst die „Revision der monarchischen Gesinnung“ in petto hält, sehr verdrossen. Auch der zündende Appell des Abgeordneten Dr. Thaler an die Pflichten des katholischen Mannes mußten naturgemäß alle verschnupfen, vor deren Umgarnungen der Redner so eindrucksvoll gewarnt hat.

Mit einigem Staunen las man von den Beklemmungen des „Berliner Börsen-Courier“ (Nr. 397), der „Münchener Neuesten Nachrichten“ (Nr. 401) und anderer Blätter über die in verstärktem Maße zutage tretende „Internationalität“ des Katholikentages, dem außer Oesterreichern, Ungarn, Schweizern, Italienern zum erstenmal Abordnungen aus Frankreich und England, ja selbst ein Delegierter aus Spanien beiwohnten. Dem Evangelischen Bunde und dem Gustav Adolf-Verein hat man ausländische Gäste stets als Vorzug angerechnet. Man braucht nur an den Pastor Fliedner aus Madrid und namentlich an den abgefallenen Abbé Bourrier zu erinnern.

Viele gegnerischen Blätter haben sich über die Regensburger Resolution zur römischen Frage den Kopf zerbrochen. Es fehlt dabei nicht an verwirrenden und teilweise völlig aus der Luft gegriffenen Unterstellungen. Man schildert die Sache so, als ob (vgl. „Allgemeine Zeitung“ Nr. 391) „die Fanatiker, die bisher die Dinge machten und sich von jeher päpstlicher als der Papst gebärdeten“, von Rom aus durch den Nuntius in München, Msgr. Caputo, sozusagen zur Ordnung gerufen worden wären. Welche Verkennung! In den führenden Kreisen der deutschen Katholiken wurde jedes Anzeichen, das eine annehmbare Lösung der römischen Frage näher zu rücken schien, mit unverhohlener Freude begrüßt. Die Zentrumsführer erwiesen sich auch diesmal als ebenso weitsichtige wie weitherzige Politiker. Die Nörgler scheinen vergessen zu haben, daß die „Germania“ es war, welche zuerst einem praktischen Versöhnungsvorschlage in ihren Spalten Raum gab. Die Unterstellung einiger Blätter, daß in Regensburg „zum ersten Male“ von der „weltlichen Herrschaft“ nicht mehr ausdrücklich die Rede gewesen sei, ist irrig. Nur der Schlußsatz, welcher einen Zustand hergestellt wünscht, dem der Papst selbst seine Zustimmung habe geben können, ist neu und entspricht durchaus den Verhältnissen. Die deutschen Katholiken werden eine annehmbare Lösung der römischen Frage jedenfalls freudiger begrüßen als die deutschen Liberalen und ihre internationalen Freunde, welche am heutigen Zustande nicht gerüttelt sehen möchten, schon weil sie in demselben die beste Bürgschaft gegen eine Entfesselung der gebundenen katholischen politischen Kräfte in Neuitalien erblicken müssen.

Es war zu erwarten, daß auf dem Katholikentage gegen den Versuch, einen allgemeinen Boykott der katholischen Studentenkorporationen an den Hochschulen zu organisieren, nachdrückliche Verwahrung eingelegt werden würde. Der Präsident, Justizrat Dr. Porsch, ist dieser Aufgabe mit der ihm eigenen Unzweideutigkeit gerecht geworden. Diejenige Presse, welche den Boykottversuchen bisher zujubelte, scheint über die angekündigten „Konsequenzen“ einigermaßen nachdenklich geworden zu sein. Welcher Art die Konsequenzen sein könnten, ist nicht schwer zu ergründen. Die Hochschulen unterstehen dem Bewilligungsrecht der Landtage, und die katholischen Eltern haben die freie Wahl, welcher Hochschule sie ihre Söhne anvertrauen wollen. Auch auf den großartigen Festkommersen der verschiedenen studentischen Verbände ist dieser drohenden neuen Katholikenhetze mit entsprechender Offenheit gedacht worden, u. a. von dem bisherigen Landtagspräsidenten Dr. von Orterer und von Dr. Porsch, der bekanntlich Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses ist.

Das warm gehaltene persönliche Telegramm des Kaisers rief in Regensburg große Begeisterung hervor. Der ungewöhnliche Vorgang steht aber keineswegs so einzig und unerhört da, wie erschreckte Hüter des Ultramontanenhasses glauben machen möchten. Der protestantische Großherzog von Baden hat im Jahre 1902 den Huldigungsgruß des Mannheimer Katholikentages gleichfalls persönlich beantwortet, und zwar im Hinblick auf sein Regierungsjubiläum mit äußerst herzlicher, persönlicher Färbung. Auch ihm ist dies vor zwei Jahren von gewissen liberalen Blättern sehr verübelt worden, und nicht lange nachher setzten in einem Münchener liberalen Blatte die ungezogensten Angriffe gegen den badischen Hof ein. Unrichtig ist, daß der übliche „kühle Dank“ des Herrn Lukanus erst in diesem Jahre einem wärmeren Tone wich. Das „Berliner Tageblatt“ und andere Kritiker mögen nur nachlesen, was sie vor Jahresfrist schrieben, als das „bedeutend wärmere“ Kaisertelegramm nach Köln sie „überraschte“. Das im Auftrage des Prinzregenten von Bayern nach Regensburg gerichtete Dankestelegramm soll auch eine „Ueberraschung“ gewesen sein. Doch wohl nur für Leute mit sehr schlechtem Gedächtnis! Das 1897 nach Landshut abgelassene Telegramm entbot unter der Versicherung „aufrichtiger Genugtuung“ über die Huldigung „freundlichsten Dank und Gruß.“ Es mag zugegeben werden, daß das diesmalige Telegramm glatter und verbindlicher stilisiert war und durch seine wärmere persönliche Note sehr angenehm berührte.

Die von der „Kölnischen Zeitung“ (Nr. 876) so hämisch und beleidigend glossierte sinnige Huldigung für König Ludwig I., den Vater des Prinzregenten, und das ganze Königliche Haus in der Walhalla und die in der letzten öffentlichen Generalversammlung bereits vorausgegangene patriotische Würdigung des Ludwigstages, an dem auch Prinz Ludwig sein Namensfest feierte, scheinen demnach den Liberalen nicht ganz genehm gewesen zu sein. Als der Präsident des Prinzen Ludwig gedachte, erhob sich spontan gesteigerter Beifall.

Engster Anschluß an die Kirche und den Papst war der Grundzug der Generalversammlung, welcher die Signatur der Universalität der Kirche sichtbar aufgedrückt war. Dem greisen Bischof Ignatius von Senestrey, dem beim Eintritt in die erste öffentliche Versammlung die hellen Tränen in die Augen traten, stand nicht nur sein Weihbischof Freiherr von Ow, sondern auch als beauftragter Vertreter und Wortführer der Erzbischof von München-Freising, Dr. von Stein, zur Seite. Man verrät kein Geheimnis, wenn man feststellt, daß erst die gehässigen falschen Ausstreuungen über die ablehnende Haltung des Episkopates letzteren auf den Plan riefen. Denn nach alter Uebung nehmen in der Regel nur die Diözesanbischöfe an den Katholikentagen teil. Nicht nur ausländische Deputationen, sondern auch Bischöfe aus dem Auslande waren erschienen: Erzbischof Dvornik von Zara, Bischof Graf Maylath von Siebenbürgen. Mehrere Aebte und zahlreiche höhere Prälaten hatten sich eingefunden. Und noch am letzten Tage traf aus Chartum im Sudan vom Apostolischen Vikar von Zentralafrika ein Begrüßungsschreiben ein, kurz bevor der unmittelbare Vertreter Pius' X., der päpstliche Nuntius in München, Msgr. Caputo, der Generalversammlung den apostolischen Segen, der schon zu Beginn der Tagung durch ein längeres Antwortschreiben und eine Depesche des Papstes bzw. seines Kardinalstaatssekretärs übermittelt war, in Person feierlich und förmlich wiederholte und erneuerte. Gibt es stärkere Beweise dafür, daß in Regensburg nicht ein Parteitag, sondern ein Katholikentag im besten Sinne des

Wortes versammelt war? Dieser Katholikentag bewies seine echt katholische Gesinnung auch durch tiefgläubige Huldigungen vor der Immaculata conceptio, deren Jubeljahr durch eine herrliche Kolossalstatue der allerseligsten Jungfrau gekennzeichnet war, durch regste Teilnahme an den zahlreichen Gottesdiensten und der feierlichen Reliquienprozession.

Der innige Anschluß an den Papst und die Kirche konnte nicht überzeugender zum Ausdruck gebracht werden als durch das Programm der öffentlichen Reden, durch welche als Leitmotiv wie ein roter Faden der Regierungswahlspruch Pius' X. sich hinzieht: Omnia instaurare in Christo! Alles erneuern in Christus, damit Christus alles in allem sei! Die Wahl der Themata wie der Redner muß als eine außerordentlich geschickte anerkannt werden Wirkungsvoll eröffnete Prof. Dr. Esser (Bonn) die Reihe mit seiner nach dem gewiß unverdächtigen Urteil der Kölnischen Zeitung „großangelegten theologisch-wissenschaftlichen Rede" über die Erneuerung der Welt in Christus, und den Höhepunkt der oratorischen Leistungen bezeichnete die Schlußrede des Kanonikus Dr. Meyenberg (Luzern), von dem die „Frankf. Zeitung" berichtet, daß er „seiner flammenden Begeisterung lebhaftesten Ausdruck gab." In der Tat ein kaum noch zu überbietendes Meisterwerk geistigen Hochfluges und des rhetorischen Ausdrucks und Eindrucks! Dazwischen stellten sich außer den oben bereits erwähnten Reden Schädlers, Gröbers und Thalers die geistvolle, tiefgründige Darlegung Prof. Dr. Schnürers (Freiburg i. Schw.) über Wissenschaft und Katholizismus, die selbst von der „Köln. Zeitung", von den „Münch. Neuesten Nachrichten" und anderen gegnerischen Blättern durch Anerkennung ausgezeichnete Rede Dr. Hupperts (Köln) über moderne Belletristik, Prof. Dr. Barths (Straßburg) volkstümliche, mit starkem Beifall aufgenommene Rede über die katholische Presse (der Redner sprach der „Allgemeinen Rundschau" unter lebhafter Zustimmung die Sympathie der Generalversammlung aus), Dr. Piepers (M.-Gladbach) und Msgr. Dr. Werthmanns bedeutsame Reden über christliche Sozialpolitik und christliche Caritas.

Berichterstattung über Einzelheiten geht über den Rahmen einer Wochenschrift hinaus. Und so möge auch bezüglich der Arbeiten der Ausschüsse und der Verhandlungen der geschlossenen Generalversammlungen heute nur das Eine gesagt werden: Kein Gebiet der weitverzweigten öffentlichen katholischen und christlichen Interessen blieb unbeachtet: Vereine und Missionen und alles, was zur Caritas gehört, Caritasverband, Vinzenzvereine, ländliche Krankenpflege, Warnung vor Auswanderung in überseeische Länder, Fürsorge für Auswanderer und für eingewanderte italienische Arbeiter, Bekämpfung des Alkoholismus. Mit Recht wurde eine Nachahmung des Kölner Vereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit in vielen Städten bisher vermißt. Auch die Anliegen der landwirtschaftlichen Bevölkerung, des Handelsstandes, der Handwerker, der Privatbeamten, der Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie die Wohnungsfrage waren Gegenstand zeitgemäßer Anträge und Beschlüsse. Die Generalversammlung empfahl die auf dem Frankfurter Kongreß eingeleitete christlich-nationale Arbeiterbewegung. Für Jugendliteratur und Volksbildung wurde möglichste Rücksicht auf die fortgeschrittenen berechtigten Anforderungen der Gegenwart empfohlen, den Simultanschulbestrebungen ein entschiedenes Paroli geboten, auf dem Gebiete der christlichen Kunst eine bessere Unterstützung der selbständig schaffenden Künstler befürwortet, der katholischen Presse freudige Anerkennung für den Aufschwung der letzten Jahre ausgesprochen.

Von den Versammlungen, welche neben der Generalversammlung tagten, seien hier nur die größeren erwähnt, die des Volksvereins für das katholische Deutschland, dessen Mitgliederzahl 400,000 überschritten hat, aber in Bayern leider noch viel zu wünschen übrig läßt, des rührigen und überaus wichtigen Windthorstbundes, des Augustinusvereins (katholische Presse), der heute über 700 Redakteure, Verleger und Freunde der Presse zählt, des katholischen Preßvereins in Bayern, des Verbandes der katholischen bürgerlichen Vereine in Bayern, des Verbandes der katholischen kaufmännischen Vereinigungen, des Albertus Magnus-Vereins, endlich die stark besuchte Lehrerversammlung, in welcher Professor Willmann die Hauptrede hielt. Zum ersten Male tagte eine Konferenz der Oberen der Missionshäuser und eine allgemeine Missionsversammlung.

Das Präsidium der Generalversammlung wies die trefflichste Zusammensetzung auf. An der Spitze stand der bewährte schlesische Zentrumsführer und Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Justizrat und fürstbischöflicher Konsistorialrat Dr. Porsch, eine hochragende aristokratische Erscheinung, dessen sicherer Takt, dessen parlamentarisch und forensisch geschulte rhetorische Gewandtheit und Schlagfertigkeit den festen, zielbewußten Kurs der Gesamtleitung gewährleisteten. Zwei Mitglieder des Adels standen ihm als erster und zweiter Vize zur Seite: der westfälische Graf Droste-Vischering, der kernige, redegewandte Sohn des bewährten Zentralkomiteevorsitzenden, und der oberpfälzische Reichstagsabgeordnete Freiherr v. Pfetten-Ramspau, der sich durch seine ebenso taktvollen wie mannhaften Erklärungen über die Zusammengehörigkeit des katholischen Adels mit dem katholischen Volke und über die Pflichten des Adels sofort große Sympathie gewann.

Dem greisen Fürsten Löwenstein, dem früheren Kommissär der Generalversammlungen, wurde während der festlichen Tage wiederholt verdiente Anerkennung gezollt. Namentlich auch sein entschiedenes Eintreten gegen das Duellprinzip in der bayerischen Kammer der Reichsräte fand lebhaften Beifall.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort des Dankes an die gastliche Feststadt Regensburg, deren Einwohnerschaft und deren Behörden ohne Unterschied der Konfession den katholischen Gästen mit größter Liebenswürdigkeit entgegenkamen, an das stets hilfsbereite fürstliche Haus Thurn und Taxis und vor allem an das rührige Lokalkomitee, von dessen opferfreudiger Tätigkeit während voller elf Monatee der Fernstehende sich kaum eine Vorstellung macht. Ohne die Zähigkeit und den eisernen Fleiß dieser Männer wäre die imposante Katholikenversammlung in einer Stadt von rund 50,000 Einwohnern nicht möglich gewesen. Mit rühmlichem Beispiel gingen allen voran der Vorsitzende Herr Kommerzienrat Karl Pustet und als sein erster Adjutant der Schriftführer Chefredakteur Heinrich Held. Was diese beiden Männer geleistet haben, grenzt ans Unglaubliche. Herr Verleger Josef Habbel aber hat sich als der eigentliche Organisator der herrlichen transportablen Festhalle ein bleibendes Verdienst erworben.

Auf Wiedersehen in Straßburg, der „wunderschönen Stadt"!

Der „Fall Schippel".

Von

Dr. Emil van den Boom, München-Gladbach.

Kaum eines Parlamentariers Namen ist in den letzten Monaten in der deutschen Presse so oft erwähnt worden, als der des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für Chemnitz, Max Schippel. Handelte es sich bei dem sogenannten, viel erörterten „Fall Schippel" etwa nur um die Person des Herrn Schippel, die sozialdemokratische und auch die übrige Presse würde sicherlich nicht soviel Aufhebens von ihm gemacht haben. Die Dinge liegen tiefer. Der „Fall Schippel" ist symptomatisch. Er bildet nur ein Glied in der Reihe jener gegensätzlichen Erscheinungen, die, seitdem Eduard Bernstein — damals noch in der Verbannung in England — mit seinen Artikeln in der „Neuen Zeit" und seinem Buche: „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" seine zersetzende Kritik an dem Erfurter Programm geübt hat, unter dem Namen „Orthodoxismus" und „Revisionismus" in der Sozialdemokratie zutage getreten sind. Dieser Gegensatz innerhalb der Partei konnte derselben gefährlich werden. Daher die Abschlachtungsversuche durch Bebel, zuletzt auf dem denkwürdigen Dresdener Parteitage. Die Versuche sind ihm nur schwach gelungen. Die revisionistischen Geister spuken weiter und stören die Ruhe in der Partei. Namentlich ist es letzthin unter ihnen der Abgeordnete Schippel, der durch seine von der allgemeinen Parteimeinung abweichenden Anschauungen über Handelspolitik die Massen kopfscheu und verwirrt gemacht hat, so daß die sozialdemokratischen Wählermassen nicht mehr wissen, „wer ihr Freund, wer

ihr Feind sei". Schippel muß jetzt zunächst auf den Kopf geschlagen werden; ihn nennt man, die in ihrer Stärke wohl bekannte Gruppe der Revisionisten meint man. Ob aber mit ihrer Vernichtung Ruhe in den sozialdemokratischen Bau einziehen wird? Schwerlich! Die Revisionisten sind zu stark geworden. . . .

Um was handelt es sich denn eigentlich in dem „Falle Schippel"? Zunächst sein äußerer Anlaß! Am 26. Januar hatte Schippel in Berlin einen Vortrag über die europäische Zollpolitik, im Anschluß an die geplante Gründung eines mitteleuropäischen Zollvereins, gehalten. In demselben hatte er ausgeführt, es sei nicht wahr, daß die Preise der landwirtschaftlichen Produkte infolge der Zölle gestiegen seien. Die Agrarzölle seien Zölle, welche mit Mühe und Not die alten Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse gehalten und die Landwirtschaft vor dem völligen Zusammenbruch bewahrt hätten. Niemand sei durch die Agrarzölle bereichert worden. Für die Industrie seien die ländlichen Bezirke ein gutes Absatzgebiet. Die Industriellen wollten sich ihr Absatzgebiet auf dem Lande erhalten, dadurch erkläre sich ihr Bündnis mit den Agrariern. Man solle nicht sagen, mit dem neuen Zolltarif sei nichts anzufangen. Damit sei sehr viel anzufangen . . . . Diese Sätze gaben selbstverständlich den nichtsozialdemokratischen Blättern Anlaß, den Sozialdemokraten Schippel auf sie festzunageln. Die Sache wirbelte Staub auf, und Schippel, der wohl weiteren Auseinandersetzungen aus dem Wege gehen wollte, leugnete, obige Aeußerungen als seine persönlichen Auffassungen wiedergegeben zu haben, er habe mit denselben lediglich die in der parlamentarischen Mehrheit herrschenden Anschauungen darlegen wollen.

Da kam Genosse Kautsky, der Behüter des reinen sozialdemokratischen Glaubensbekenntnisses, der die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen mochte, seinen „Genossen" Schippel einmal zu „fassen". Er führte aus, daß Schippels agrarpolitische Anschauungen dessen früheren Ansichten, die er in seinem Buche: „Grundzüge der Handelspolitik" niedergelegt habe, durchaus entsprächen. Er habe dort die Behauptungen aufgestellt, die Lebensmittelzölle erhöhten nicht die Lebensmittelpreise, die Hochhaltung der Grundrente sei notwendig im Interesse der Landwirtschaft, die landwirtschaftlichen Schutzzölle seien unentbehrlich, um die Landwirtschaft zu retten, die ohne sie unrettbar dem Verfall entgegengehe, unentbehrlich aber auch im Interesse des industriellen Proletariats, das unter dem Niedergang der Landwirtschaft am meisten zu leiden hätte, was ihn höchst sonderbarerweise aber nicht hinderte, den nunmehr zur Ruhe gekommenen „Brotwucherrummel" mitzumachen. Der Streit um die tatsächliche Stellung Schippels zu den Agrarzöllen setzte sich fort, und um endlich Klarheit zu schaffen, forderte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ihn auf, daß er ungesäumt in klarer und unanfechtbarer Weise der Oeffentlichkeit gegenüber feststelle, welche „grundsätzliche Stellung er den Agrarzöllen gegenüber einnehme". Die Art und Weise, wie er die Agrarzölle behandele, stehe im Widerspruch mit der von der Partei beschlossenen Taktik und sei geeignet, Unklarheit und Zersplitterung im Kampfe gegen die Lebensmittelzölle zu erzeugen. Schippels Meinung über die Agrarzölle gebe den Gegnern Gelegenheit, die Stellung der Partei in diesen Fragen zu bekämpfen, sein Verhalten gebe zu Mißdeutungen Veranlassung.

Dieser Aufforderung ist Schippel denn auch nachgekommen. Aber wie? Drei volle Monate und siebenundvierzig lange Zeitungsspalten im sozialdemokratischen Organe seines Wahlkreises, der „Chemnitzer Volksstimme", hat er gebraucht, um endlich am 10. August zu erklären: „Es ist mir niemals auch nur im Traum eingefallen, Agrarschutzzöllner zu sein oder etwa gar die Partei für Agrarschutzzölle gewinnen zu wollen." Und doch hätte niemand die Notwendigkeit höherer Agrarzölle besser darlegen können, wie Schippel dies in seinen Artikeln getan hat. Wenn Schippel geleugnet hat, daß seine Darlegungen in der Rede vom Januar seine eigenen Ansichten wiedergaben, so beweisen seine Artikel, daß es sich dabei nur um eine Ausflucht handelte, und daß seine damaligen Ausführungen genau seinen eigenen Standpunkt enthielten. Ausführlich weist Schippel in den Artikeln in der „Chemnitzer Volksstimme" die heutige Notlage der mitteleuropäischen Landwirtschaft nach, erkennt an, daß die Getreidezollforderungen der Landwirtschaft im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft mehr oder weniger berechtigt seien. Er führt an der Hand der Statistik eingehend aus, daß die Getreidezölle nicht die Brotpreise erhöhten, da die Getreidepreise auf dem Weltmarkte so heruntergegangen seien, daß wir heute trotz des Zolles noch ebenso billige und billigere Getreidepreise im Durchschnitt hätten als in der zollfreien Zeit. Es sei deshalb kindlich und kindisch, den Agrarschutz so aufzufassen, „als ob der jeweilige Zoll immer auf einen alten normalen, jedermann in Jahrzehnten zur Gewohnheit gewordenen Preis noch extra draufgeschlagen worden wäre, mit dementsprechender Bereicherung des Produzenten und entsprechender Weißblutung des Konsums".

Besonders hat man im Kreise der Orthodoxen Schippel den Satz übel genommen: Wer Handelsverträge will, muß unter allen Umständen auch Zölle wollen — unter besonderen Umständen (nämlich im Verhältnisse zu Agrarstaaten) auch Agrarzölle, und zwar weniger als Schutz- sondern als Unterhandlungs- und Kompensationszölle. Zu diesem Standpunkt, so sei bemerkt, gelangte Schippel bei der Betrachtung der internationalen handelspolitischen Neugestaltungen der letzten beiden Jahrzehnte, die den Zusammenhang von Industrieinteresse an Handelsverträgen und Landwirtschaftserhaltung durch Agrarzölle ganz naturgemäß erscheinen lassen. Wenn nämlich die deutsche Industrie eine wenigstens einigermaßen gesicherte Existenz für die Zukunft haben und vor allem auch ihren Arbeitern eine solche garantieren will, so ist ihr dies nur möglich, wenn durch Handelsverträge eine gewisse Stetigkeit in die Produktions- und Absatzverhältnisse gelangt. Handelsverträge sind aber nur möglich bei Agrarzöllen, die ebenfalls der Landwirtschaft einen gewissen Grad des Wohlergehens und der Kaufkraft verbürgen. Mit der Erhaltung der letzteren in der Landwirtschaft hängt aber innig das Gedeihen eines großen Teiles unserer Industrie zusammen, insofern, wie Schippel in seiner Handelspolitik ausführt, die „Landwirtschaft, die noch immer einen so großen Bruchteil der ganzen Bevölkerung umfaßt, für das Absatzreich unserer Industrie ganze Provinzen bedeutet — und Provinzen lassen sich, wie Gliedmaßen, nicht so leicht amputieren . . . ." Unter diesen Verhältnissen ist ein Hand in Handarbeiten von Industrie und Landwirtschaft in Zollfragen nur erklärlich, nicht zum wenigsten auch im Interesse des Arbeiterstandes, dem es dabei hauptsächlich auf eine Sicherung seiner wirtschaftlichen Lage auf längere Zeit hin ankommt. Will vor allem auch der Arbeiterstand Handelsverträge, so wird er auch Agrarzölle als ein Mittel zu solchen mit in Kauf nehmen müssen.

Nach seinen agrar- und handelspolitischen Darlegungen dürfte Schippel sich eigentlich nicht dagegen wehren, wenn man ihn als einen entschiedenen Agrarier ansehen würde — aber er will es nicht sein — er ist Sozialist. So berechtigt er den Agrarschutz mittels Zölle vom „Bourgeoisstandpunkt" anerkennt, für so selbstverständlich hält er es als Sozialist, „daß wir darnach streben müssen, eine andere Art der Lösung zu finden". Man hätte nun erwarten sollen, daß Schippel diese Lösung auch angegeben hätte. Im für die Sozialdemokratie entscheidendsten Momente versagt er — er schweigt sich aus und spottet gar noch über die Mittel mit denen „Genosse" Kautsky der Landwirtschaft geholfen wissen will.

Schippel hat die ganze Frage der Handelspolitik und der Agrarzölle rein wirtschaftlich, unabhängig von Parteirücksichten betrachtet. Das ist sein erster großer Fehler in den Augen der rechtgläubigen Sozialdemokratie. Nur so konnte er zu Anschauungen kommen, die er als Bourgeois mit Recht hätte vertreten können, die er aber als Sozialdemokrat nicht haben darf, weil sie gegen die sozialdemokratische Taktik verstoßen. Diese wird diktiert von dem Grundsatz des reinen Klassenkampfes, der in dem von rein wirtschaftlichen Gründen diktierten Zusammengehen von Industrie und Landwirtschaft in der Frage der Handelspolitik, das nicht zum wenigsten zugunsten auch des Arbeiterstandes geschieht, nicht eine Förderung des letzteren, sondern eine reaktionäre Verbrüderung gegen denselben erblickt. Wie recht wir mit dieser Anschauung haben, beweist auch der „Vorwärts" (Nr. 190), der in einer allerdings recht schwachen Replik auf Schippels Ausführungen offen schreibt: Die Sozialdemokratie müsse schon aus Gründen der politischen Machtkonstellation gegen Agrarzölle kämpfen; denn „höher ließe sich die politische Naivität kaum treiben, als daß wir im Parlament und in der Presse die Machtstellung des Junkertums bekämpfen, anderseits aber die wirtschaftliche Basis dieser Machtstellung auf Kosten des Volkes durch hohe Agrarzölle stützten. Mag das auch Schippel vielleicht noch so spaßhaft vorkommen: Wir betrachten auch den Zollkampf vom Gesichtspunkt des Klassenkampfes". Gegen dieses heilige Grundprinzip der Sozialdemokratie, aus dem dieselbe zum Teil ihren Lebensinhalt saugt, hat Schippel verstoßen und es ist das ein Kardinalverbrechen.

Dazu kommt ein zweites: Seine Behandlung der orthodoxen Parteigrößen Kautsky, Parvus & Co. in seinen Abwehrartikeln. Gerade nicht glimpflich ist er mit ihnen herumgesprungen. Mit Hohn und Spott hat er sie übergossen ob ihrer vermeintlichen alleinigen Rechtgläubigkeit in sozialdemokratischen Glaubenssachen. Bald hat er sie als Kronzeugen für die Richtigkeit seiner handels- und agrarpolitischen Ansichten herangezogen, bald hat er diese Liebesdienste, die sie ihm unfreiwillig erwiesen, mit Eselstritten vergolten. Die überkommenen wissenschaftlichen Doktrinen der Sozialdemokratie bezeichnete er als „überkommene Schablone",

„Kauderwelsch" und „Kirchenlatein" und den obersten Parteigelehrten Kautsky kanzelte er ab wie einen unwissenden und ungezogenen Schuljungen. Er verglich ihn mit „einem friedliebenden bürgerlichen Schreinerlein und Kesselflickerchen", der als Hüter der Grundsätze gut daran täte, recht bescheiden und nachsichtig aufzutreten, denn er stecke sein Prinzip jedesmal ruhig in die Tasche, je nach den Verhältnissen. Von manchem „Parteiwächter" behauptet er, daß er bei ihm nicht einmal das A B C und Einmaleins jeder handelspolitischen Debatte voraussetzen dürfe. Und statt auf die Aufforderung des Parteivorstandes sofort klipp und klar eine Antwort zu geben, führte er, wie schon betont, in ellenlangen Artikeln und während Monate unter persönlichen Reminiszenzen und listigen Ausfällen auf seine Gegner die ganze Partei um den eigentlichen Kern der Sache an der Nase herum, um zum Schlusse entrüstet zu fragen, was er denn eigentlich verbrochen habe und die gekränkte Unschuld zu spielen. Gerade die Art und Weise, wie Schippel mit den „verdienten Genossen" umgesprungen ist, hat in der sozialdemokratischen Presse vielfach den höchsten Unwillen hervorgerufen, die Art und Weise ferner, wie er sich um eine sofortige Darlegung seines agrarpolitischen Standpunktes herumgedrückt, hat ihm den Vorwurf der „Doppelzüngigkeit und Zweideutigkeit" eingebracht.

Schippel ist ein kritischer Kopf. Von jeher hat er einen eigenen Standpunkt eingenommen. Er nimmt nicht blindlings die parteioffiziellen Lehren hin, sondern wertet sie im Strome der zeitlichen wirtschaftlichen Erscheinungen, und so kommt er durch seine Kritik oft zu einem Standpunkt, der eigentlich den überkommenen Lehren zuwider ist, — um gleichwohl sich wieder zu diesen zu bekennen, denen er vorher durch seine Kritik den Boden entzogen hat. Dadurch macht er vor allem die Massen stutzig, die gewohnt sind, an ein allein seligmachendes sozialdemokratisches Programm zu glauben, an dem aber seitens der revisionistischen Kritiker oft so heftig gerüttelt wird. Schon öfters ist Schippel mit seinen orthodoxen Gegnern zusammengestoßen, so namentlich mit Bebel auf dem Parteitag zu Breslau 1895 und später noch 1898 in Hannover in der Frage des „Milizsystems". Obwohl damals Schippel eine Rüge erhielt, wurde er doch vom Parteivorstand zu dem Vertrauensposten der Leitung des Parteiarchivs berufen, und obwohl Schippel mit Bebel auf das schärfste in Hannover aneinander geriet, dieser ihm sogar Fälschung vorwarf, sind sie doch bis auf den heutigen Tag Fraktionskollegen geblieben. Das scheint Schippel ein starkes Gefühl der Sicherheit und „Wurstigkeit" gegenüber den Parteigrößen eingebracht zu haben, daher auch die Zuversicht und gewissermaßen Gleichgültigkeit, mit der er dem Ketzergericht in Bremen entgegensieht.

Er mag sich auch trösten. Mit dem „Fall Schippel" wird auf dem am 18. September beginnenden Parteitage in Bremen die ganze Revisionistenfrage wieder angeregt. Soll Schippel fliegen, so müssen auch nach der Ueberzeugung der sozialdemokratischen Presse die Genossen Braun, Heine, Göhre rc. fliegen, die als Handlanger des Herrn Harden auf dem Dresdener Parteitage schlimmeres verübt haben, als Schippel mit seiner Zollpolitik. Es wird sich dann auch entscheiden, ob in Zukunft innerhalb der Sozialdemokratie Platz sein wird für eigene Meinungen, oder ob eine Uniformierung derselben eintreten soll, wie sie die Herren Bebel, Mehring und Kautsky wollen.

Die Sozialdemokratie steht an einem Scheidewege. Mag sie in Bremen vielleicht auch noch durch die Klippen glücklich hindurchkommen, der Zersetzungsprozeß in ihr wird sich nicht aufhalten lassen, falls nicht übereifrige Scharfmacher der Sozialdemokratie in dieser Beziehung Liebesdienste erweisen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Je mehr Wespen, desto besser die Frucht. Den Katholikentag in Regensburg suchen die neidischen Gegner herabzusetzen, indem sie sagen, er habe eigentlich nichts Neues geliefert und gewiß nicht die Weltachse aus ihrer Lage gebracht. Aber wollten denn die deutschen Katholiken der im Gange befindlichen Entwicklung eine neue Richtung geben? Die derzeitigen Zustände sind noch längst nicht gut; doch die Entwicklung der Dinge ist im großen und ganzen günstig für die katholische Sache und das Zentrum in Deutschland. Der katholische Volksteil hat in den letzten Jahrzehnten langsam, aber stetig zugenommen an innerer Kraft sowie an Geltung und Wirksamkeit im gesamten öffentlichen Leben. Wir brauchen also, was Deutschland betrifft, die Weltachse nicht aus ihren Lagern zu heben, sondern nur dafür zu sorgen, daß die Achsendrehung in der bisherigen Richtnng weiter geht. Und dazu hat die Regensburger Tagung das ihrige beigetragen.

Zunächst durch Festigung und Bekundung der Eintracht. Das Ränkespiel, das dem diesjährigen Katholikentage voranging, ist ja bekannt. Es war ein Versuch mit untauglichen Mitteln, mit ungeeigneten Personen. Aber nachdem er gewagt war, mußte er gründlich abgeführt werden. Und das ist in der durchschlagendsten Weise geschehen durch die hervorragende Beteiligung des katholischen Adels bis zum Regensburger Standesherrn, ja bis zur königlich bayerischen Prinzessin hinauf, durch die Teilnahme zahlreicher Kirchenfürsten mit Einschluß des apostolischen Nuntius selbst und durch den gewaltigen Zustrom des Volkes aller Stände und aller Stämme. Nicht bloß der politische Main, auch der soziale Main mit all seinen Nebenläufen war überbrückt.

Mit der Eintracht wächst die Leistungsfähigkeit und die Geltung im öffentlichen Leben, davon ist ein erfreuliches Wahrzeichen die Antwort des Deutschen Kaisers auf das Huldigungstelegramm. Was die Kulturkämpfer zu verleumden und zu bespötteln sich bemühen, erkennt der Kaiser als eine im Geiste des Friedens an dem Wohle und der Ehre des Vaterlandes mitarbeitende Kraft an. Wir gehören nicht zu denen, die ein huldvolles Fürstenwort auspressen, wie eine sparsame Köchin die Zitrone; doch darf man wohl gegenüber der Spekulation auf Aenderung des Kurses dieses Zeichen der Zeit anführen. Inwieweit die überaus freundliche Antwort des Prinz-Regenten politischen Wert hat, sei den bayerischen Sterndeutern überlassen.

Unsere Generalversammlung ist eine deutsche Sonne; sie sendet aber ihre Strahlen über die deutsche Grenze hinaus. Germania docet, das katholische Deutschland ist Lehrer und Vorbild für die katholische Welt. Das Wort, das in Köln ein italienischer Kardinal prägte, wiederholte heuer ein Franzose, und Engländer, Oesterreicher, Ungarn rc. bestätigten es durch ihre lerneifrige Teilnahme. Germania catholica auf dem Weltkatheder — das ist ehrenvoll, doch auch verpflichtend. Wer mit Gottes Gnade und durch die Gunst der Verhältnisse zum „Schauspiel für die Welt" geworden ist, der muß auch die ganze Kraft bis zum letzten Tropfen Hirnschmalzes und Herzblutes daran setzen, um den Ehrenplatz dauernd würdig und wirksam auszufüllen. Der katholische Volksteil Deutschlands soll und muß wachsen mit seinen größeren Zwecken. Wenn wir unserer hervorragenden Rolle in der katholischen Weltpolitik uns bewußt werden, so schrumpfen die kleinen Zwischenfälle der Tagespolitik, an denen die Gegner so gern ihre Ränke knüpfen, zu wahren Nichtigkeiten zusammen.

Ein interessanter Gegensatz zu der natürlichen katholischen Einheit in Regensburg boten die krampfhaften Bestrebungen auf dem roten Weltkongreß von Amsterdam, eine sozialdemokratische Eintracht herbeizuführen oder wenigstens zu markieren. Bei uns sind die Resolutionen die Frucht der Eintracht; dort sollen kunstvoll stilisierte Resolutionen das Mittel zur Einigung sein. Auch in Amsterdam hieß es: Germania docet; die Resolution des deutschen sozialdemokratischen Krakehltages von Dresden sollte die Formel der Welteintracht der Sozialdemokratie werden. Bebel hat seine deutsche Heerde noch nicht einig machen können und glaubt doch zum universalen Eintrachtsfabrikanten berufen zu sein. Der alte und doch noch beschränkte Herr will durchaus zimmern, was erwachsen muß. Die Internationalen haben scharf debattiert, sich gegenseitig überstimmt, Mehrheitsresolutionen auf das Papier gebracht, und nun ist es auch noch so.

Unter den obwaltenden Verhältnissen würde es unseren Wünschen entsprechen, wenn die Bebelsche Taktik bei den französischen Sozialisten allgemeine Annahme fände; denn er will die Gefolgschaft Jaurès von dem regierenden Block loslösen. Unsere Glaubens-

genossen in Frankreich werden aber auf eine solche Zersplitterung der kirchenfeindlichen Mehrheit noch nicht hoffen dürfen. Wenn sie von den Abgesandten nach Deutschland Lehre annehmen wollen, so kann die nur dahin gehen: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Aber die Selbsthilfe ist nicht im Lotteriespiel à la Boulanger ꝛc. zu suchen, sondern in der mühsamen, zähen Arbeit zur Sammlung, Belebung, Schulung der katholischen Volkskraft. — Das schreibt und spricht sich so leicht; aber die Ausführung ist schwer, namentlich in einem Lande, in dem zurzeit keine Seitenstücke zu einem Ketteler, Reichensperger, Jörg, Mallinckrodt, Windthorst, Schorlemer, Franckenstein, Brandts ꝛc. zu finden sind. Wenn der Ruf Germania docet uns eitel machen will, so wollen wir uns erinnern, daß der Himmel das katholische Deutschland mit bahnbrechenden Männern reicher gesegnet hat als die anderen Länder. Wer mehr Talente empfangen hat, darf sich nichts einbilden, wenn er etwas mehr abliefern kann.

In der preußischen Politik ist das Ereignis der letzten Woche der grobe Korb, den die Zechengesellschaft „Hibernia" dem kauflustigen Fiskus gegeben hat. Gegen das Kaufangebot der Regierung stimmten die Inhaber an gut 29 Millionen Aktien, für deshalb nur rund 2 Millionen, während 18 Millionen regierungsfreundlicher Aktienbesitz sich aus taktischen Gründen zurückzogen. Die Ablehnung wurde mit anerkennenswerter Deutlichkeit dadurch begründet, daß man die Staatsregierung nicht im Kohlensyndikat haben will. Das „goldene Kalb" gab in seinem Triumphgefühl die Erklärung ab, daß der Fiskus, auch wenn er die Hibernia-Werke bekommen sollte, doch in das Syndikat nicht aufgenommen werden würde. Diese Herren von der Großindustrie und den zugehörigen Banken schätzen die Willens- und Tatkraft der Regierung sehr niedrig ein. Sie könnten doch wohl den Bogen etwas zu scharf gespannt haben. Zur Abwehr gibt es ein kleines und ein großes Mittel. Das kleine Mittel besteht darin, daß die Regierung, die bereits 20 Millionen von den 53 Millionen des Aktienkapitals in der Hand hat, sich die absolute Mehrheit in der „Hibernia" verschafft und das Geschäft unter dem alten Namen, aber von ihren Beauftragten weiterführen läßt und so tatsächlich ihre Hand in das Syndikat bringt. Das große Mittel ist die stramme Gesetzgebung über das Kartellwesen, deren Dringlichkeit durch diesen Zwischenfall erst recht bewiesen ist.

Eine von den vielen schweren Aufgaben, die sich auf den eleganten Schultern des Grafen Bülow anhäufen! Zugleich ein weiterer Antrieb zu einer gründlichen Auffrischung des preußischen Ministeriums. Es gehört zu den tatsächlichen Antithesen, an denen die neuere Zeit überhaupt sehr reich ist, daß der Reichskanzler von sehr tüchtigen Mitarbeitern umgeben ist, dagegen der preußische Ministerpräsident sich mit mehr als einer inferioren Kraft weiter behelfen muß, obschon das Gegenteil des Befähigungsnachweises längst erbracht ist. Es scheint manchmal, als ob es in Preußen wichtige Gebiete gebe, von denen nach Lippeschem Muster geschrieben steht: Hier hefft Bülow nix to seggen! Auf diesem reservierten Gebiete spielt sich allem Anscheine nach auch die endlose Mirbach-Affäre ab mit ihren Ausläufern nach dem halbverwaisten Ministerium des Innern. Es ist aber wirklich nicht nötig, die Beweise für den alten Satz Oxenstiernas, daß der Mangel an Verstand einen wesentlichen Teil der Regierungstätigkeit bilde, noch in besonders gehegten Treibhäusern zu züchten; sie wachsen so schon üppig genug empor. —

Ueber den ostasiatischen Krieg ist diesmal nicht viel zu sagen; denn die Dinge scheinen gerade jetzt sich zur Entscheidung zuzuspitzen. Nach dem augenblicklichen Nachrichtenmaterial darf man annehmen, daß die längst erwartete Schlacht von Liaujang jetzt endlich in Gang kommt, und mit etwas geringerer Wahrscheinlichkeit ist sogar die Krisis von Port Arthur zu erwarten. Noch vor wenigen Tagen wollte man uns glauben machen, daß die Japaner die Armee Kuropatkins ruhig hätten nach Mukden abspazieren lassen, um sich ihrerseits ausschließlich der Eroberung von Port Arthur zu widmen. Fehler kann man auch den besten Generälen zutrauen; aber daß ein Heerführer, der sechs Monate lang alle Kräfte aufgeboten hat, um die feindliche Armee richtig an- und umzufassen, schließlich ohne ersichtlichen Grund mit Gewehr bei Fuß den Gegner abmarschieren ließ, wäre selbst von chinesischen Strategen nicht anzunehmen. Wie auch die Entscheidung hier und dort ausfallen möge, die tapfere Verteidigung von Port Arthur und der mutige, wenn auch mißglückte Durchbruchsversuch der dortigen Flotte machen der russischen Fahne Ehre. Im Gebiet Kuropatkins sind freilich bisher gar keine Lorbeeren geerntet worden. Der Zar hat zur Tauffeier einen Begnadigungserlaß hinausgehen lassen, was ja recht hübsch ist. Aber in der dürren Heide der russischen Mißwirtschaft kann die Gießkanne der Gnade nicht viel nützen. Das Land seufzt nach Reformen; bringt sie nicht eine friedliche Wolke der erwachenden Einsicht, so kommen sie unter Blitz und Donner.

Die Nacht.

O hüte dich! Ist nicht die Nacht ein Weib?
Nur eine starke Spieglung der Natur,
So tief und grausam wie das Leben ist,
So liebesmächtig wie das Leben nur.

Mach dir die Große, Starke nicht zum Feind,
Denn mild und muttergütig will sie sein.
Und friedensvoll und stille wie ein Weib,
Das harrt und liebt, lädt sie dich zu sich ein.

Doch wehe dem, der sie am Tag erzürnt
Mit Haß und Qual, mit Untreu und Verrat.
Der ihrer Güte tiefe Treu verhöhnt
Und ihr gewaltig Herz mit Füßen trat.

Medusen gleich erwartet dich ihr Blick.
All deiner Sünden schwere Litanei
Hält sie dir vor in einem irren Traum
Und gibt dir nie den goldnen Schlaf mehr frei.

Denn heiß wie ihre Liebe ist ihr Zorn.
Und unversöhnlich glüht ihr Herz im Leib.
Und furchtbar rächt sie ihrer Reinheit Schmach,
Die tiefe Nacht — in Haß und Lieb ein Weib.

M. Herbert.

Die Religion der Naturvölker.

Von

Prof. Dr. von Schanz, Tübingen.

Die Zeiten sind längst vorbei, in welchen die poetische Phantasie und der Ekel an den schlimmen Folgen einer ausgearteten Kultur Schwärmer nach Art des selbst von dieser Kultur stark beleckten Rousseau in den Schönheiten der reinen Natur gefühlsvoll schwelgen und im Leben der Naturvölker den verlorenen Zustand unbefleckter Unschuld wieder finden und für die Erziehung als Muster und Vorbild empfohlen zu können glaubten. Die rauhe Wirklichkeit hat die Verehrer der unverdorbenen Natur und die Propheten einer glücklichen Zukunft durch die Rückkehr zur Natur grausam Lügen gestraft. Dieser Traum war die größte Dummheit, welche je die Menschheit geäfft hat. Man könnte über sie lachen, wenn sie nicht so ernste und verderbliche Folgen gehabt hätte. Je weiter die Kenntnis der Menschennatur in ihrer tierischen Leidenschaft und das Leben der Naturvölker in seiner ungeschminkten Roheit bekannt wurden, desto weniger war man geneigt, in den Lobeshymnus einzustimmen. Schon Kant, welcher doch von Rousseaus Gefühlsglauben ziemlich beeinflußt war, hielt diese Ansicht für eine gutmütige Voraussetzung der Moralisten von Seneca bis Rousseau, deren Unrichtigkeit eine Menge Beispiele aus der Erfahrung und aus den Berichten von ungereizter Grausamkeit in den Mordszenen auf Tofoa, Neuseeland, den Navigatoreninseln, in Amerika schlagend nachweisen. Er folgert daraus, daß vielmehr in der Natur des Menschen das radikal Böse, der Hang zum Bösen herrsche.

Die heutigen Völkerlehrer und Religionshistoriker sind von diesen Einbildungen gründlich geheilt. Aber dafür hat sich ein anderes Vorurteil festgesetzt. Man sucht bei den „Wilden" nicht mehr nach dem verlorenen Paradies, aber man glaubt bei ihnen die rohen Anfangszustände der menschlichen Kultur oder Unkultur, der Religion und Sitte zu finden. Ja, man hält es nicht für zu kühn, in ihnen die ersten Repräsentanten des aus dem Stamme der Tierwelt heraus entwickelten Menschengeschlechts zu erkennen, die ersten Spuren der den religiösen und moralischen Instinkt des Tieres überwindenden Vernunft und Willenstätigkeit zu entdecken. Zwar sind die Wilden leiblich und geistig bereits ganze Menschen, aber man glaubt durch einige Vorstufen zum Urmenschen und zum tierischen Urahnen hinaufsteigen zu können, und wenn einmal die leibliche Abstammung einigermaßen gesichert wäre, so könnte man ja, wie es nicht selten schon geschieht, mittels logischer Konsequenz

aus dem einmal angenommenen Entwicklungsgesetz auch die Kluft zwischen Instinkt und Vernunft und freiem Willen mutig überspringen. Wir wollen hier nicht auf die Frage eingehen, wie es sich mit der leiblichen Abstammung des Menschen verhält, wir bemerken nur, daß sie trotz der neuesten Versuche mit dem Neandertalschädel und dem Affenmenschen von Java anthropologisch noch sehr problematisch ist, aber theologisch von vielen für bedeutungslos gehalten wird; anders lautet dagegen das Urteil für die geistige Natur des Menschen. Diese kann weder philosophisch von der Tierseele abgeleitet noch theologisch für ein Glied in der Entwicklung anerkannt werden. Ebenso unmöglich ist es, die geistige Kultur mit einer so niedrigen Stufe beginnen zu lassen. Hat man sich auch längst der übertriebenen Schätzung desselben entschlagen, so muß doch daran festgehalten werden, daß etwas Vollkommenes voranging. Die Naturvölker können nicht den ersten Zustand der Menschheit darstellen, sondern weisen einerseits deutliche Spuren einer besseren Vergangenheit auf und offenbaren anderseits in ihrer geistigen Erschlaffung die Zeichen tiefen Verfalls. Dies zeigt besonders die Religionsgeschichte.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, eine umfassende Darstellung der Religion der Naturvölker zu geben. Dies ist auch nicht notwendig, da fast überall die gleichen Erscheinungen wiederkehren. Wir möchten vielmehr nur als Beispiel die Indianer Amerikas auswählen und auch aus diesen nur die Indianer des Nordens, obwohl die der Mitte und des Südens ein größeres Interesse erwecken, weil nicht nur in Mexiko und Peru eine alte Kultur zu Hause war, sondern auch die Spanier nicht bloß auf die Vertilgung der Indianer ausgingen, sondern sich auch die Missionierung angelegen sein ließen und ein Mischvolk geschaffen haben, das nicht über allen Tadel erhaben ist, aber doch der Kultur zugänglich wurde. Dennoch möchten wir uns auf den Norden beschränken, weil neue Publikationen viel zur näheren Kenntnis dieser Stämme beigetragen haben. Dieselben geben zugleich einen Einblick in die lange Geschichte der Missionen. Wir denken dabei besonders an das große, 76 Bände umfassende Werk über die Jesuitenberichte von 1610—1791, Her. v. Reuben Gold Thwaites, Cleveland 1896—1901, das uns aus amerikanischen Zeitschriften, besonders dem Bulletin der katholischen Universität Washington 1904 bekannt ist. Man hat zwar gegen diese Berichte verschiedene Bedenken erhoben. Aber wenn diese Missionäre auch für die Beurteilung den hier zu hohen Maßstab des christlichen Glaubens angelegt haben, so führte dies eher dazu, die Religion zu nieder als zu hoch zu schätzen und kann die geschichtliche und aus Augenzeugschaft stammende Beschreibung nicht beeinträchtigen. Es zeigt sich denn auch, daß die anfänglichen abfälligen Urteile über den unbestimmten Gottesbegriff und den Mangel eines Kultus bald genaueren Informationen weichen mußten. Jedenfalls haben diese Berichte den großen Vorzug, daß sie aus jahrelanger Beobachtung und aus intimem Verkehr hervorgegangen sind. Sie erstrecken sich auf das große Gebiet Neu-Frankreichs von der Hudsonbay bis zum Mississippi.

Es ist allgemein bekannt, daß die Indianer den „großen Geist" verehren, aber über die Bedeutung desselben herrscht viel Unklarheit. Hier erfahren wir nun aus einem Bericht (1637), daß die Indianer an eine Menge höherer Wesen glauben, welche die Geschicke der Menschen bestimmen, ihnen in diesem und im kommenden Leben Wohltaten erweisen und durch Gebet und Opfer gesühnt werden. Sie werden bei den Algonkins Manitus, bei den Hurons und Irokesen Okis genannt. Das Wort wird auf Gott und Teufel angewandt. Gott ist der gute, der Teufel der böse Manitu. Doch ist der Teufel nicht in christlichem Sinne zu nehmen, noch den Indianern ein Dualismus beizulegen. Vielmehr zeigt Manitu die beiden Seiten oder wird das Weib Manitus zur Urheberin des Bösen gemacht. Daher gelten die Opfer, welche ihnen dargebracht werden, nicht dem bösen Geist. Daraus darf man auch folgern, daß die Annahme eines Teufelsdienstes hier und bei anderen Naturvölkern nur mit Vorsicht zu machen ist.

Da jedes höhere Wesen ein Manitu ist, so ist deren Zahl unbegrenzt. Ja jeder Indianer hat seinen Manitu oder Oki. Dieser offenbart sich ihm im Traum. Denkt der Indianer dabei an irgend ein Tier, so wird dieses sein Manitu. Dieses wird zum Emblem Manitus und auf Schild und andere Waffen gemalt, auf den Leib tätowiert und als Bezeichnung angenommen. „Der Manitu oder Oki, welchen jeder Indianer in seinem Schlaf sieht, mag es in einem Tier oder in einem leblosen Gegenstand geschehen, macht dieses Tier oder diesen Gegenstand zum Totem für den Indianer." Ueber die Totems der Geschlechter oder Stämme geben die Berichte keinen Aufschluß. Diese Bedeutung des Totemismus für die soziale Gliederung der Indianer (und Australier) ist ja auch heute noch nicht ganz klar gestellt, insbesondere ist der Glaube an die Abstammung des Geschlechts vom Totem sehr unwahrscheinlich.

Dagegen fällt hieraus einiges Licht auf den Tierdienst, der bei einzelnen Indianerstämmen ähnlich wie bei den alten Aegyptern in großer Blüte steht. Das im Traum geschaute Tier wird dem einzelnen zum Totem und damit zum Gegenstand der Verehrung. Die Ausdehnung auf andere Tiere, welche für das Leben des Wilden wichtig sind, ergibt sich unschwer. Die Tiere beherrschen Leben und Traum. Die Verehrung gilt dem Geiste, der im Tier wohnt und Herr über Leben und Tod ist. Es ist der große Manitu, welcher alle Tiere bewohnt, welche sich auf der Erde bewegen oder in der Luft fliegen. Ihm opfern sie, wenn sie den Tieren opfern. Doch wird, ähnlich wie beim ägyptischen Tierdienst, die Unterscheidung zwischen Tier und einwohnendem Manitu beanstandet und eine die „menschliche Rasse weniger herabwürdigende" Erklärung versucht (Brinton). Das Tier soll dem Menschen wegen der stummen Sicherheit seines Instinkts, seiner schnellen Bewegungen usw. als ein mit höherer Intelligenz begabtes Wesen erscheinen. Die Furchtlosigkeit der Tiere in der Finsternis, ihre unbekannte Sprache, welche nur der Wahrsager entziffern kann, weist auf die allmächtige Gottheit hin, deren Schatten in der Form des Tieres verehrt wird. Deshalb sollen zwei Tiere, der Vogel und die Schlange, in den Mythen aller Völker eine Rolle spielen. Doch ist zu beachten, daß diese Erklärung nur für die Tierverehrung, nicht für die religiöse Idee im Geiste des Indianers gilt, denn diese geht aller Verehrung voraus. Ebenso dehnt sich die Verehrung auf alle Dinge, Pflanzen, Elemente, Sonne und Sterne aus.

Auch Idole sind vorhanden, denen Gebet und Opfer dargebracht, Feste gefeiert werden, um den einwohnenden Geist günstig zu stimmen und seine Macht zu gewinnen. Besonders häufig ist das Opfer des Tabaks, der Indianerpfeife. Auch Nahrungsmittel werden dargebracht, namentlich wertvolle Tiere, um Glück für die Jagd zu erhalten. Am wirkungsvollsten waren die Menschenopfer, welche bei den Irokesen nicht selten waren. Dazu wurden Kinder, Frauen, Kriegsgefangene benützt. Die Idee war eine religiöse, was schon daraus hervorgeht, daß der Anlaß oft durch Träume gegeben wurde und das Opfer als Pflicht des Tribus gegen das Totem und die gemeinsame Gottheit betrachtet wurde. In einem Bericht wird sogar erzählt, daß der Träumer, als eben der tötliche Streich auf das zu opfernde Kind geführt werden sollte, ausrief: „Ich bin befriedigt, mein Traum verlangt nichts weiter." Hierin könnte man eine Analogie zum Abrahamsopfer sehen. Je niedriger und roher die Ethik dieser Indianer ist, desto mehr läßt sich darin noch eine tiefere Idee erkennen.

Ein Ritual und ein Priestertum fehlen. Bloß bei einem Stamm, den Natchez-Indianern, läßt sich aus einem ausführlichen Bericht der Anfang eines Priestertums erschließen. Der Berichterstatter bemerkt, daß ihre Religion in gewissen Punkten der Religion der alten Römer sehr ähnlich sei. Die Wächter des Tempels, welche die Darbringung der Opfer zu besorgen haben, erscheinen allerdings in der Eigenschaft von Priestern. Dagegen sehen die Missionäre nicht, wie manche neuere Forscher, in den Medizinmännern, Schamanen oder Gauklern priesterliche Eigenschaften. Aber sie gehen zu weit, wenn sie dieselben nur als Betrüger betrachten, denn es wird sich kaum bestreiten lassen, daß die meisten an ihre Kunst und ihren Geist glauben und sie zum Wohl des Nächsten zu verwenden meinen.

Man wird keine allzu hohe Meinung von dieser Religion erhalten. Von einer genau definierten Idee der Gottheit ist keine Rede. Der ganze Glaube konzentriert sich in den Worten Manitu und Oki, mysteriösen Wesen und Prinzipien, die alles durchdringen. Aber doch läßt sich nicht bestreiten, daß auch bei diesen niederen Völkern der Begriff des Uebernatürlichen vorhanden ist, Gebet und Opfer dargebracht werden und eine Verbindung mit dem göttlichen Wesen angestrebt wird. Der Unterschied zum Tier bleibt ein großer und weist auf einen höheren Ursprung des Geistes und der Religion zurück.

Eduard Mörike.

Zu seinem hundertsten Geburtstage: 8. September 1904.

Von

E. M. Hamann.

Mörike gehört zu den verhältnismäßig Wenigen, von denen nicht nur die Intimsten zu sagen pflegen: „Was er lebt, ist mir noch lieber als was er schreibt." Ich selbst habe in ihm stets den Dichter dem Menschen vorgezogen. Die an Schwäche grenzende Weichheit des letzteren verdichtete sich bei ersterem zu einer künstlerischen, ausgeglichenen Milde, die zugleich die Kraft der Unmittelbarkeit, die Frische der Gesundheit aufweist.

Mörikes Ruhm ist zum größten Teile ein Nachruhm und noch dazu ein ziemlich später — nicht so sehr wie z. B. bei Annette

v. Droste-Hülshoff, aber doch immerhin auffällig genug. Ich erinnere mich noch der Zeit, da man in einem größeren gebildeten Kreise von Mörike sprechen konnte, ohne daß der Klang seines Namens ein stärkeres Interesse erregt hätte. Ja, es sind keine zehn Jahre her, daß man mir öffentlich vorwarf, ich hätte ihm in meinem „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur" Uhland gegenüber zu viel Raum gewährt, während doch dessen Besprechung an Umfang das Dreifache überstieg. Heute stellen hervorragende Kritiker Mörike als Künstler höher denn Uhland, wenn sie ihm auch ein bedeutend geringeres Gesamtresultat dichterischer Betätigung zusprechen müssen. Das liegt nicht zuletzt an dem Menschen Mörike, der sich viel weniger zum Herrn seines freundlichen Schicksals machte, als man ihm — und in der Folge uns — hätte wünschen mögen. „Ein allzu freundliches", werden manche denken. Aber es läßt sich kaum annehmen, daß dieser Mann, der sich autokratisch auf das Idyllische zuschnitt, ein tragisches gemeistert hätte.

Gern pflegte Mörike auf die Stürme seines inneren Werdeganges hinzuweisen; sie sind nie zutage getreten, und auch der äußere war so gut wie frei von ihnen.

Mörike wurde geboren zu Ludwigsburg als zweiter Sohn eines Arztes von kraftvoller, zum Grübeln neigender Originalität und einer „unendlich gütigen und anmutigen" Mutter von „bezauberndem" Erzähltalent. Letzteres zeigte sich auch bald in dem Knaben, dessen Hang zum Mystisch-Phantastischen, desgleichen zum Mimischen der ganze Geschwisterkreis, besonders der ältere Bruder, begünstigte. Nach dem Tode des Vaters kam Eduard, dreizehnjährig, nach Stuttgart in das ästhetisch und literarisch anregende Haus seines Onkels Georgii, 1818 nach dem romantischen Urach auf das dortige (protestantische) Seminar, 1822 ins Tübinger Stift. Hier vernachlässigte er das Studium der Theologie um der alten Griechen, Calderons, Shakespeares, Goethes willen. Vom geräuschvollen Studentenleben abgeschlossen, pflegte er, reichlich überschwänglich nach der Richtung dämonischer Romantik und mythologisch belebter Naturschwärmerei hin, der Freundschaft mit einem kleineren Kreise „traurig schöner Geister", darunter David Strauß, Theodor Vischer, vor allem Ludwig Bauer und Wilhelm Waiblinger: jener liebenswürdig und feinsinnig, dieser hypergenialisch und zügellos, beide dichterisch begabt, beide einem frühen Tode bestimmt. Ein Brief Bauers vom 6. September 1823 kennzeichnet einigermaßen die damals schon wirksame Macht der Wesensäußerung Mörikes sowie den Stil des eben geschilderten Verkehrs. „Ich klebe noch am Staub", heißt es an einer Stelle, „aber wenn ich an Dich denke, ist mir's, wie wenn ich in Shakespeare gelesen hätte. Aber das ist mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und sich die Wünschelrute meines Herzens nach den verborgenen Urmetallen herabsenkt."

Seit 1826 war Mörike 8 Jahre lang an verschiedenen Orten seiner teuren schwäbischen Heimat Hilfsprediger und Vikar, welche Würde ihn nicht an gelegentlichen wunderlichen Streichen hinderte, unter denen seine mehrwöchentliche Mitgliedschaft einer wandernden Schauspielertruppe obenan steht. 1834 brachte ihm die Ernennung zum Pfarrer von Cleversulzbach (bei Weinsberg), wo er die ehemalige Wohnung der Frau Majorin Schiller bezog und das Grab der durch ihren Sohn Weitberühmten mit einem Kreuze zierte. Trotz der Kränklichkeit Mörikes, die ihn bald nach Unterstützung in der Amtstätigkeit umschauen ließ, gestaltete sich seine Häuslichkeit anregend und reizvoll durch die Gegenwart seiner Mutter (die er in zwei innigen Gedichten besungen hat) und seiner jüngsten Schwester Klara, durch den Verkehr mit den früheren lieben Freunden, zu denen in der Folge u. a. noch Justinus Kerner im nahen Weinsberg, Moritz von Schwind und Hermann Kurz traten. 1843 ließ er sich wegen andauernden Leidens pensionieren, lebte einige Jahre in Bad Mergentheim, darauf in Stuttgart, wo er, seit 1851 verheiratet (der Ehe entsprossen zwei von ihm zärtlichst geliebte Töchter), bis 1866 wöchentlich einmal an einem Institut Literaturunterricht erteilte, der durch seine bestrickende Eigenart geradezu Aufsehen erregte. Sein Alter stand unter dem Zeichen tiefer Zurückgezogenheit. Er starb infolge einer akuten Krankheit am 4. Juni 1875.

Mörike war in der Kindheit und Jugend bevorzugt durch überraschende Schönheit, die sich jedoch verhältnismäßig früh verflüchtigte, um nicht zu sagen verflachte. Sein bartloses, ziemlich fleischiges Antlitz kündete liebenswürdige, etwas weichliche Behäbigkeit, die in der Tat sein Dasein seit dem Mannesalter kennzeichnete. Zu willig gehorchte er dem Drange nach heiterer Ruhe; zu ängstlich ging er den Kämpfen jedweder Art aus dem Wege; zu sehr empfand er das Herüberspielen äußerer schwieriger Verhältnisse ins Innenleben als ebenso viele Störungen seiner dichterischen Stimmung. Eduard Eggert hat uns im „Hochland" (I. Jahrgang) von dem Schatten erzählt, der noch am Abende von Mörikes Eheleben in dieses fiel, und wir erhielten den Eindruck, daß es vor allem die Uebertriebenheit seiner Liebe zum wohligen Frieden war, die unnötigerweise der Gattin den Dorn des Martyriums ins Herz drückte, ihm selbst die letzten Jahre in trüberes Licht tauchte. Dennoch konnte Theodor Vischer an seinem Grabe berichten, wie sein letztes Gespräch mit dem Dichter die Richtigkeit des Pessimismus zum Gegenstande gehabt habe: „Er nickte und blickte freundlich, als ich sagte, wir machten ja die Welt, falls sie schlecht wäre, noch schlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gut der schönen Täuschung über die Uebel des Daseins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit: den Glauben an ein ewig Festes, zerstörten."

Dieses „ewig Feste" war ihm der dreieinige Gott. Die Frömmigkeit seiner Kindheit, die später zu katholisieren liebte, hatte er sich hinübergerettet bis ans Ende. Ganz frei von Verbitterung, ein in sich wenn nicht durchaus gestählter, so doch harmonisch abgerundeter Charakter, ging er ganz auf in seiner Freude an dem ihm verliehenen großen Talent, an Familie und Freundschaft, an Kunst und Natur, ohne je ein wirkliches Gefühlsübermaß kennen zu lernen.

Dennoch trägt seine Muse ein charakteristisches Antlitz, das auf eine hochausgebildete künstlerische Individualität weist, — eine Individualität allerdings, die ihre Kräfte allzu sehr ökonomisierte. Einige seiner schönsten Gedichte und ein (wieder vernichtetes) Trauerspiel entstanden schon in der Tübinger Zeit; 1832 erschien der später umgearbeitete zweibändige Schicksalsroman „Maler Nolten"; 1836 bis 1840 besorgte er die Herausgabe des „Jahrbuchs schwäbischer Dichter und Novellisten", die mit der „Klassischen Blumenlese" aus übertragenen Dichtungen römischer und griechischer Klassiker ihren Abschluß fand; 1838 veröffentlichte er die erste Sammlung seiner „Gedichte", 1839 „Erzählungen". Von da bis zu seinem Tode schuf er nur noch „Die Idylle am Bodensee" (1846), das Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" und die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag." Woran das lag? Daran, daß für ihn die Poesie nicht die Aufgabe, der Inhalt seines Lebenswerkes war, sondern nur, wie Richard M. Meyer treffend sagt, „ein Bestandteil einer allgemeinen Kunst: der Kunst, die Sehnsucht aller Dinge nach Schönheit zu erfüllen." Ganz und gar eignete er dieser Kunst, die für ihn freilich das Persönlichste des Persönlichen bedeutete, die deshalb auch einen (selbst verhältnismäßig) ungeheueren Anspruch auf seine Zeit erhob. Bis zur peinlichsten Gründlichkeit versenkte er sich in seinen Stoff wie in seine dichterische Stimmung, wendete und beleuchtete er von allen Seiten, ehe er den Griff tat, der allerdings fast immer sich als ein Griff ins Volle erwies: in die Empfindungs- und Gedankenfülle nämlich, wie minutiös das Thema selbst auch gestaltet sein mochte. Denn seine Phantasie hing sich an jeden greifbaren Gegenstand, verklärte die Welt des Kleinen, des Unbeseelten zu intimem, warmem Leben. Ehe er das dichterische Schöpferwort über die „Dinge" aussprach, drängten sie sich an ihn mit menschlicher Stimme und Gebärde, mit organischer, aber stets sanfter Gewalt. Und wie gehorchte er ihnen! Die Gedichte: „An eine Aeolsharfe", „Mein Fluß", „Die schöne Buche", „Inschrift auf eine Uhr", „Auf ein altes Bild", „Auf eine Christblume", „Lied vom Winde", „An eine Lampe", „Auf den Tod eines Vogels", „Mit einem Anakreonskopf und einem Fläschchen Rosenöl", „Zur Eröffnung eines Albums", „Bei Gelegenheit eines Kinderspielzeugs" u. a., vor allem „Der alte Turmhahn" bezeugen es.

Diese letzte köstliche Idylle wird noch an Anschaulichkeit, Humor, Traulichkeit, wenn auch nicht an Vollendung des technischen Ausbaues übertroffen durch die sieben Gesänge umfassende „Idylle vom Bodensee", ein Kleinod leuchtender Reinheit. Weniger gelang ihm die erzählende Ballade, die ihm leicht zu breit geriet. Eine der rühmlichen Ausnahmen bildet der bekannte „Feuerreiter". Am vollkommensten gab er sich in der Stimmungslyrik, nicht zuletzt in der volkstümlichen. Gedichte wie „Das verlassene Mägdlein", „Agnes", „Die traurige Krönung", „Jung Volker", „Jung Volkers Lied", „Der Gärtner", „Schön Rohtraut", „Die Soldatenbraut", „Die Schwestern", „Ein Stündlein wohl vor Tag", „Denk' es, o Seele" schmeicheln sich ein wie echte Volkslieder, sind unmittelbar dem tiefen Volksgemüte entnommen. Sie einmal lesen, zumal hören — und sie nie wieder vergessen ist für den poetisch Gestimmten eins. Kein Wunder daher, daß sie immer wieder Komponisten zur Tonbekleidung anregen. Aehnlich wirkt seine erotische Lyrik, die, wiewohl zuweilen mit dem Zuge ins Sinnliche, letzteres doch nie in unedler Weise streift. Die Seele der Volkstümlichkeit lebt auch in ihr: wir erinnern nur an „Ein Stündlein wohl vor Tag", „Der Jäger", „Jägerlied", „Nimmersatte" Liebe. Erschütternd wirkt der Zyklus „Peregrina" aus „Maler Nolten". — Unnachahmliche Schönheit ruht auf den im

Geiste Goethes empfangenen Gedichten „Um Mitternacht", „In der Frühe", „Er ist es", „Im Frühling", „An einem Wintermorgen": hier ist er eins mit der Natur, die er in ihren intimsten Stimmungen voll heiliger Andacht belauscht.

Auch dem schwäbischen Uebermute gibt er gewinnend Raum („Lose Ware", „Storchenbotschaft", „Häusliche Szene"), um dann wieder sich dem harmonischen Zauber antiker Poesie schöpferisch zu unterstellen („Erinna an Sappho"). Den Sang der Gottesminne pflegte er ebenfalls. Man lese „Wo find' ich Trost?", „Gebet", „Karwoche", „Zum neuen Jahr", „Meine Liebe", „Auf ein altes Bild", „Schlafendes Jesuskind", um der Wahrhaftigkeit und Unmittelbarkeit seines religiösen inneren Lebens gewiß zu werden.

Als Erzähler steht Mörike ebenfalls hoch. Sein „Maler Nolten", der an Mangelhaftigkeit der Erfindung, Unnatürlichkeit der Entwicklung und Vorliebe für das Grauenhafte (Spuk und Wahnsinn) leidet, stieß und stößt freilich auf geteilte Meinungen; alle aber einigen sich in der Bewunderung des hier bekundeten psychologischen Feinsinns, der Fülle anschaulicher, poetisch meisterhafter Detailzeichnungen. Unter seiner Märchennovellistik ragt „Der Schatz", „Die Hand der Jezerte" hervor; das Juwel seiner Prosaepik aber ist die wundervolle kleine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag".

Fassen wir Mörikes künstlerische Persönlichkeit zusammen, so ließe sie sich etwa folgendermaßen charakterisieren: ein Dichter reicher Begabung, sinniger Vertiefung, sonniger Reinheit, idyllischer Konzentrierung, schöner, wenn auch nicht durchweg strenger Form, idealer Realistik, goldenen Humors, echter Volkstümlichkeit; mit der Freude an Romantik und Klassizität, mit der Hinneigung zum Mystischen und Schaurigen. „Von der schwäbischen Gruppe der Romantiker hat er das Naive, von der norddeutschen das traumhaft Phantastische, von der klassischen Verzweigung unserer letzten poetischen Blüte das rein menschliche, griechisch schöne Gefühl Hölderlins, von Goethe die plastisch edle Seelenmalerei in der Schilderung tiefer Empfindungskämpfe", sagt Theodor Vischer mit Recht von ihm.

Fragen wir nach dem „Warum" seiner verhältnismäßigen Unpopularität, die allerdings seit kurzem einer wachsenden Beliebtheit weicht, so läßt es sich am sichersten erklären aus den seine Blüteperiode umrahmenden Zeitverhältnissen, die vor allem das politische Lied auf den Schild hoben, sowie aus der vorwiegend auf stillen Genuß zielenden Eigenart seines Talentes. Die große Masse liebt das Laute, begünstigt das Aufdringliche — und deshalb wird Mörike bis zu einem gewissen Grade stets ein Elite-Autor bleiben müssen.

Die Wagnerfestspiele im Münchener Prinz-Regenten-Theater.

Von

Hermann Teibler.

II.

Der erste Zyklus hat nunmehr durch eine im ganzen sehr imponierende Aufführung des „Ring des Nibelungen" seinen Abschluß gefunden. Unsere neue vom Intendanten Ernst von Possart geschaffene Inszenierung des gewaltigen Werkes bildet wohl den glänzendsten äußeren Rahmen, den dasselbe je gefunden; freilich gab es anfangs noch einige Mängel, aber es wurde denselben energisch entgegengearbeitet, so daß die äußere Erscheinungsform der Tetralogie an unserem Prinz-Regenten-Theater heute wohl als die Wünsche des Meisters nahezu erschöpfend bezeichnet werden kann. Im „Rheingold" wirkt jetzt alles mit voller Naturwahrheit; auch der Bemängelung, daß Walhall, die Götterburg, den Blicken des Beschauers zu nahe gerückt sei, kann ich nicht beistimmen. Hinter eine vorlagernde Hügelkette in weite Ferne gerückt, würde die Burg samt dem Hintergrund nicht nur weniger mächtig aufstrebend wirken, sondern es ergäbe sich auch in der Schlußszene zwischen Walhall, Regenbogen und den Göttern eine perspektivische Verzeichnung, die gegenwärtig auf das Mindestmaß beschränkt ist. Einer Korrektur bedürfte nach meiner Ansicht Fasner, der wilde Wurm, der sich noch immer recht wehrlos zeigt und mit apathischer Freundlichkeit totschlagen läßt, und der Walkürenritt, zu dessen plastischer Darstellung nach dem Muster Bayreuths man sich wohl noch wird entschließen müssen.

Der „Ring" stand heuer zum erstenmal unter der musikalischen Leitung von Generalmusikdirektor Felix Mottl, und die Leistung des Orchesters darf als schlechthin vollendet wohl zuerst genannt werden. Höchste Klarheit und lebendige musikalische Darstellung, reichste Gliederung und wahrhaft intuitive Wiedergabe der symphonischen Unterlage des Werkes verbanden sich mit hinreißendem, dramatischem Schwung. Auf der Bühne waren Münchner Künstler in zumeist erfreulicher Weise mehr und ausschließlicher beschäftigt, wie im Vorjahr. Das „Rheingold" hatte fremde Kräfte nur in dem vorzüglichen Mime (Albert Reiß, London), dem stimmkräftigen Fasner von Edgar Oberstetter (Wiesbaden), der anmutigen Freia von Ernesta Delsarta (Newyork) und einer Rheintochter herbeigezogen. Sonst befanden wir uns vor jenem bedeutenden Ensemble, das sich durch den tief angelegten Wotan unseres Feinhals und die stolze hoheitsvolle Fricka des Frl. Huhn, den dämonischen Alberich Zadors hinreichend kennzeichnet und auch in den kleineren, mehr episodenhaften Partien vorzügliche Vertreter aufweist. Von dem herrlichen Walkürenensemble vom Vorjahr war neben dem bereits erwähnten Götterfürstenpaar auch noch Frl. Morena mit ihrer poetisch erfaßten Sieglinde am Platz. Klöpfer und Kraus mußten wir freilich vermissen; aber Max Lohfing (Hamburg) hat als Hunding begründete Aussicht, die Erbschaft des ersteren anzutreten und Karl Burrian (Dresden) ist immerhin ein kräftig erfaßter Siegmund, wenn Spiel und Darstellung auch noch mancherlei Ungleichheiten aufweisen. Die Brünnhilde gab Frau Fraenkel-Claus (Hamburg) in einer bei aller Treue zum Meister doch völlig subjektiven Auffassung, die durch impulsive Bewegung der herrlichen Rolle und vollen Verzicht auf die so beliebte aufgeschminkte pathetische Göttlichkeit gleichermaßen auszeichnet und menschlich ergreift. Daß die Künstlerin gerade nach der auf uns wie eine Offenbarung wirkenden Erweckungsszene im „Siegfried" vom Schauplatz abtreten und die Rolle in der „Götterdämmerung" an die gänzlich entgegengesetzt geartete Frau Senger-Bettaque abtreten mußte, bleibt der einzige Mißklang in dem sonst so schönem Verlauf des ersten Ringes. Der Siegfried Heinrich Knote's wies gegen früher noch eine bedeutend darstellerische Vertiefung und Verlebendigung auf. In der „Götterdämmerung" überraschte die Besetzung der Rolle des Hagen durch Julius Putlitz (Rostock). Der Künstler besitzt äußerlich alles, innerlich aber vorläufig noch recht wenig, was ihn zur Vertretung dieser Aufgabe an so hervorragender Stelle geeignet scheinen läßt. Seine Berufung scheint um so merkwürdiger, als wir in Sieglitz und Bauberger selbst zwei tüchtige Repräsentanten der Rolle besitzen. Den Gunther gab wieder sehr bewegt Fritz Brodersen; Irma Koboth erwies ihre hervorragenden Eignungen zur Gutrune aufs neue.

Wir haben noch einen Rückblick auf die Aufführung von „Tristan und Isolde" und „Die Meistersinger" zu werfen. Auch hier interessierte zuerst die musikalische Leitung. Bei „Tristan" stand Felix Weingartner am Dirigentenpult und hob durch die lichte, ideal durchgeistigte Art seiner Wiedergabe die Aufführung zu einem unvergeßlichen inneren Erlebnis, obwohl er in Frl. Ternina, Fremstad und Herrn Knote, welch letzterer die Rolle erst zum zweitenmal sang, keine in so unbedingtem Maß vollendete Unterstützung fand, und obwohl man erst das Erstaunen über die zum Teil recht sonderbare Neukostümierung erst zu überwinden hatte. Die Aufführung der „Meistersinger" unter Arthur Nikisch kam dadurch etwas zu Schaden, daß sich der lebhaft beschwingten, das Lustspiel betonenden Auffassung des Dirigenten gegenüber die viel breitere Darstellungsweise Zumpes, die noch allenthalben auf der Bühne in Fleisch und Blut sitzt, noch ziemlich widerspenstig zeigte. Der uns neue Hans Sachs van Rooys (London), der so geteilte Meinungen erregt hat, war uns durch seine echt menschlichen Züge und die überquellende Herzlichkeit besonders sympathisch. In Frl. Matzenauer (die übrigens bei der zweiten Tristanaufführung eine sehr bemerkenswerte Brangäne abgab) ist uns eine vortreffliche, wenn auch vorläufig noch zu jugendliche Magdalene erstanden.

Auch einer technischen Neuerung ist noch Erwähnung zu tun, die sich bisher, wenn auch nicht ganz im eigentlich beabsichtigten Sinne, sehr gut bewährt hat. Der innere, von der Bühne auslaufende Schalldeckel ist automatisch zurückziehbar eingerichtet worden, so daß das Orchester nach Belieben unter halber oder ganzer Verdeckung spielt. Als Unterstützung großer Crescendi oder Decrescendi wird die Wirkung dieser Neueinrichtung viel weniger bemerkbar, als man eigentlich voraussetzen sollte. Sicher aber ist, daß das Orchester in diesem Jahre oftmals eine Klangsättigung zeigt und eine Abtönung der einzelnen Klangfarben untereinander, wie wir sie in früheren Jahren in unserem Wagnerhause nicht bemerken konnten. Der Besuch der Vorstellungen ließ nichts zu wünschen übrig. In letzter Zeit war die Nachfrage nach Billetts so groß, daß ihr bei weitem nicht mehr genügt werden konnte und im Zwischenhandel bis zu hundert Mark für einen Platz gezahlt wurden. Man sieht, München wird immer bayreuthlicher.

Liebe.

(Sonette.)

1.

Nur der ist meiner ganzen Liebe wert,
Von dessen Lieb' ich alles hab' empfangen;
Nach ihm steht all mein Sinnen und Verlangen,
Nach ihm, der eifersüchtig mein begehrt.

Der Urquell er, der alle Bronnen nährt,
Aus dem des Lebens volle Ströme sprangen;
Das Meer zugleich, das alles hält umfangen,
Zu dem das kleinste Rinnsal wiederkehrt.

Der alles gab, verlangt, daß nichts ihm fehle;
Er fordert als sein Eigentum zurück
Herz und Gemüt und uns're ganze Seele.

Nicht fremde Liebe darf das kleinste Stück
Absplittern von dem kostbaren Juwele,
In Trümmer schlüge sie ihr eignes Glück!

2.

O wüßtet, wüßtet ihr, was Liebe heißt,
Ihr, die in tausend Liedern und Gedichten
In lügnerisch-phantastischen Geschichten
Den süßen Taumelrausch der Minne preist!

Frau Venus ist's, der ihr aufdringlich dreist
Möchtet zum Dienst die ganze Welt verpflichten,
Der ihr nicht müde werdet zu errichten
Altäre, die Bacchantenlust umkreist.

O Liebe, die in väterlichen Händen
Du deine wunderbare Schöpfung trägst,
Wie duldest du so überfreches Schänden?!

Weil höchste Liebe du! Du harrst und wägst
Und zögerst stets, eh mit den Feuerbränden
Der Allmacht du die Rotte Kora schlägst.

3.

Zu Gott führt Liebe, die der Schönheit gilt,
Mag sie im Knospenreiz sich hold entfalten,
Mag sie zur vollen Rose sich gestalten,
Die düftereich im Purpurkleide schwillt.

Die Form zerfällt und rostig wird das Schild,
Doch trotzend den verderblichen Gewalten
Bleibt, was im Kern und Wesen ist enthalten:
Vollkomm'ner Schönheit edles Spiegelbild.

Die Unschuld ist's, die reine Herzensgüte,
Die nimmer Arges sinnt, die stets verzeiht,
Die heitern Frieden zaubert im Gemüte.

Die in so lieblichem Gefild gedeiht:
Der schönen Seele makellose Blüte, —
Teilt sie nicht höchster Schönheit Herrlichkeit?

4.

Was liebenswert hienieden mag erscheinen:
Im weichen Mutterarm das holde Kind,
Die Jugend, die den Traum des Glückes spinnt,
Die Gatten, die im trauten Bund sich einen,

Der Mann der Arbeit, schaffend für die Seinen,
Der Edle, der der Menschheit Wohl ersinnt,
Die starke Frau, die Trost und Balsam lind
Den Schwachen reicht und allen, die da weinen —

Sie mögen fortgerissen werden alle,
Wohin der ganze Strom der Liebe sich
Ergießen soll in unermess'nem Schwalle.

Denn, was in kurzem Blütensein verblich,
Fügt wie ein Strahl dem göttlichen Kristalle
Verklärt sich an und leuchtet ewiglich.

5.

O alle, alle, die, in eitlen Dingen
Befangen, nur der eig'nen Weisheit trauen,
Die blöden Auges in den Nebel schauen
Und nimmer auf des Glaubens starken Schwingen

Hoch über das Gewölk zum Lichte dringen —
Erfassen möcht ich sie mit Adlerklauen,
Mit Sturmesgriffen sie, mit scharfen, rauhen,
Empor zum Sitz der ew'gen Liebe zwingen.

O Höchster Du, der aller Liebe wert,
Der liebend allen alles hat gegeben,
Der nichts als aller Lieb zum Dank begehrt, —

O Wahrheit, Weisheit, Allmacht, Licht und Leben,
O triff mit deiner Liebe Flammenschwert
Die Herzen aller, die dir widerstreben!

Leo van Heemstede.

Krankenpflege auf dem Lande.

Von

C. Baule, Pfarrer.

In Nr. 10 der „Allg. Rundschau" ist von Krankenpflege auf dem Lande die Rede und dadurch ein Punkt berührt, welcher tatsächlich zu wünschen übrig läßt und Gelegenheit bietet, ein Stück sozialer Frage zu lösen; was jedoch die dort empfohlene Ausbildung von älteren Mädchen und Witwen zur Krankenpflege betrifft, so ist das nach meiner Ansicht zu ideal gedacht, um in Wirklichkeit entsprechende Anwendung zu finden.

Es mögen ja manche Personen geneigt sein, diese Art charitativer Tätigkeit auszuüben; wenn es sich aber um kleine Landgemeinden handelt, wo die meisten Leute verwandt, verschwägert, befreundet, verfeindet 2c. sind, sich zu genau kennen, auch nicht gern in ihre Familienverhältnisse sich hineinschauen lassen, so muß eine weltliche Krankenpflegerin schon eine hervorragend achtungswerte Person sein, um alle erbärmlichen Vorurteile überwinden und ihre Pflicht erfüllen zu können; solche Ideale sind leider selten vorhanden und wo sie sich finden, gehören sie meist den besseren Ständen an, welche in religiöser Beziehung oft nicht einmal so eifrig sind, wie andere Leute, aber den Vorzug haben, daß sie über den anderen Dorfbewohnern stehen, und aus menschlichen, christlichen, Nützlichkeitsgründen 2c. bei den Krankheiten der Ortseingesessenen unaufgefordert sich sehr verdient machen.

Es kommt noch ein anderer Umstand hinzu, welcher die Tätigkeit dieser Laienschwestern oftmals überflüssig macht. Die meisten Leute, um die es sich hier handelt, sind in Krankenkassen, und jeder vernünftige Arzt wird sorgen, alle Patienten aus solchen Kassen an das nächst gelegene Krankenhaus zu schicken, welches häufig auch zur Aufnahme derselben sich verpflichtet hat, wo vielleicht ein Spezialarzt seine Praxis ausübt, für etwaige Operationen die nötigen Einrichtungen und Werkzeuge vorhanden sind; also auch in diesem Falle ist eine Verpflegung am Orte überflüssig geworden.

So schön also die Ausbildung von Krankenpflegerinnen für manche Landgemeinden sein mag, so wenig praktischen Wert kann sie haben; ich möchte aber auf eine andere Art Krankenpflege bei dieser Gelegenheit hinweisen, die weit einfacher ist und auch schon viel Nutzen stiften kann; sie liegt in dem guten Einvernehmen des Ortsgeistlichen und des Arztes in der Weise, daß in der Pfarre gemeldet wird, ob und wie lange z. B. ein Patient auch Krankenkost nötig hat; die regelmäßige Verpflegung ist meistens mehr wert als die ganze ärztliche Behandlung aus der Apotheke.

Wenn nun in den Städten durch die Vinzenz-Elisabeths-Suppenvereine, auch von Magistrats wegen für die Kranken gesorgt und die Kunst des Arztes unterstützt wird, so ist es auf dem Lande der Geistliche ganz allein, welcher hier eingreifen soll; er möge bei den besser gestellten Pfarrangehörigen die Wochentage verteilen, an welchen sie den Kranken die entsprechende Kost geben, es ihnen einschärfen, daß sie nicht für die ganze Familie zu kochen brauchen, auch keine Leckereien hinschicken sollen, sondern nach den Anweisungen des Arztes sich zu richten haben, — eine Mahlzeit braucht durchschnittlich den Wert von 30—40 Pfennigen nicht zu übersteigen, — sind sie dazu nicht imstande, dann mögen sie einen kleinen Geldbeitrag wöchentlich bezahlen und dem Geistlichen die Fürsorge überlassen, er möge der Vertrauensmann seiner Gemeinde sein, wo es sich um ordnungsmäßige Verpflegung der Kranken handelt und selber mit gutem Beispiele vorangehen; wenn Wöchnerinnen in Frage kommen, müßte die Hebamme mit der nötigen Instruktion versehen sein und auf einige Tage für entsprechende Beköstigung sorgen.

Es empfiehlt sich ferner, daß die Kranken einer Landgemeinde einen billigen und guten Wein erhalten und vor Ueberteuerung durch die Wirte bei meistens ganz zweifelhaftem Stoffe geschützt werden; auch darüber müßten Ortsgeistlicher und Arzt eine Rücksprache und wenn es sein kann, eine Probe anstellen; auch der Geistliche muß bereit sein, zu Einkaufspreis etwas Gutes zu liefern; der Arzt möge seine Patienten auf dem Lande gewöhnen, daß sie die naturgemäßen Nahrungsmittel, z. B. Milch, besonders aber Eier hochschätzen, letztere sollen ja nahrhaft sein, sind leicht zu haben, auch in den verschiedensten Zubereitungen zu genießen; manche Patienten können sie, wie sie sagen, nicht gut essen oder „vertragen" (!), auch manche Eltern behaupten solches von ihren Kindern, weil Eier ein Verkaufsobjekt bei den Dorfbewohnern bilden und bares Geld einbringen, der Arzt möge sich nicht täuschen lassen.

Es ist selbstverständlich, daß auf dem Lande auch sehr auf die Reinlichkeit der Zimmer, der Bett- und Leibwäsche, namentlich des Patienten selbst, auf Lüftung der Zimmer, Desinfektion &c. gehalten werden muß, der Arzt möge nicht zu viel Rücksicht nehmen und eventuell dem Ortsvorsteher aufgeben, seine Anordnungen in hygienischer Beziehung zur Ausführung zu bringen.

Im übrigen sind die Landbewohner wie in gesunden so auch in kranken Tagen wenig anspruchsvoll und bald zufrieden gestellt, für den Geistlichen ist es aber eine leichte Mühe, in Verbindung mit dem Arzte auf einem dankbaren Felde der christlichen Charitas zu arbeiten, was auch für seine sonstige Stellung nur nützlich sein kann.

Wenn die freundlichen Leser nun meinen, daß meine kurzen Ausführungen allbekannte Dinge sind, dann mögen sie aber gestehen, daß diese von mir gegebenen Winke noch lange nicht befolgt werden, sich auch bezüglich der Krankenpflege auf den Dörfern wenig mehr machen läßt, sie mögen ferner bedenken, daß der Heiland dem Schriftgelehrten im Evangelium auch im einzelnen gesagt hat, was der barmherzige Samariter bei der Krankenpflege getan hat und ihm damit nichts Neues erzählte, am Schlusse aber hinzufügte: „Et tu fac similiter". Ob er's getan hat, wissen wir nicht. Hoffen wir das beste, lieber Leser.

Kleine Rundschau.

Das französische Konkordat etc.

Der Artikel über dieses Thema von Prof. Dr. Sägmüller in Nr. 22, Seite 297, enthält leider eine Reihe bedauerlicher Druckfehler, die infolge Zusammentreffens widriger Umstände (Autor und Herausgeber waren auf einige Tage verreist) unbeachtet blieben. Wir bitten unsere Leser, an betreffender Stelle zu korrigieren: Pius VII. statt Pius VIII, chretienne statt cretienne, languissantes statt longuissantes, Gallicans statt Gallicons, paries statt pares.

Haftpflichtversicherung des Regensburger Katholikentages.

Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ist mit Gottes Hilfe ohne den kleinsten Unfall vorübergegangen. Es dürfte aber für die Festteilnehmer und auch für weitere Kreise von Interesse sein, zu erfahren, daß Herr Kommerzienrat Karl Pustet als Vorsitzender des Lokalkomitees, um sich und seine Genossen gegen jede Art von Haftpflichtansprüchen zu schützen, bei der als äußerst solid und kulant bekannten Rhenania, Versicherungs-Aktiengesellschaft in Köln, durch deren Generalbevollmächtigten für Bayern, Herrn Subdirektor Karl Bock in München, Karlsplatz 22, eine Haftpflichtversicherung in unbegrenzter Höhe abgeschlossen hatte. Es waren also alle Festteilnehmer sowie das Publikum gegen jede materielle Schädigung durch Verletzung und Tötung von Personen, wofür das Lokalkomitee in Regensburg nach den geltenden Gesetzen hätte haftpflichtig gemacht werden können, in voller Höhe gedeckt gewesen. Die „Rhenania" in Köln steht auch mit den kath. kaufmännischen Vereinigungen Deutschlands in einem dauernden Vertragsverhältnis.

Ein neuer Denifle-Töter

ist erstanden. Eine Berliner Firma erläßt folgende Buchanzeige; man höre und staune: „Auf die unerhörten, dem Zelotenwahnsinn (paranoia religiosa) verwandten Ausführungen eines besessenen, von einer fixen Idee gepeitschten deutschen Pfaffen, der in unsern Tagen mit frecher Faust das Heiligste anzugreifen und zu bespotten wagte, was der deutsche Protestantismus als das dogmatische Forum seines Gewissens nennt, auf dieses schwarzen Scheusals einer Priesterseele Ausführungen hin, der pervers und verschlagen genug seine Angriffe auf ein protestantisches Heiligtum unter dem jesuitischen Deckmantel objektivster, ja gelehrtester Darstellung zu geben suchte, der die höllische Ausgeburt und Signalisierung seiner eigenen Seele durch eine demagogische Sprache geschickt für jedermann zu würzen wußte, indem er bauernfängerhaft schlau seine Angriffe gegen den großen Reformator durch schimpfende Arroganz und Gelehrsamkeit zugleich verdaulich machte, so daß jedermann seinen dicken Band einfach verschlingen mußte — folgt hier als direkte Erwiderung eine dramatische Dichtung ganz eigener, vielleicht ebenso unerhörter Natur und Kunst, in Form eines der Shakespeareschen oder Marloweschen Art verwandten Schauspiels. Der Name des Verfassers selbst bleibt hier ungenannt, weil er gleichsam der Speaker des angegriffenen Protestantismus ist: doch wird man kaum fehlgehen, wenn man auf einen der größten jetzt in Deutschland lebenden Dichter rät. Da die Nachfrage nach diesem spannenden Schauspiel Christus eine so überraschend große sein wird, wegen der zur einen Hälfte grandios-humoristischen, beißend-witzigen und grimmig-ironischen, zur anderen Hälfte kernhaft deutschen, klassisch-nobel gehaltenen und stimmungsvollen Tendenz dieses Werkes, mit dem sich in kürzester Zeit die gesamte Presse Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und voraussichtlich auch das aktuelle Frankreich und Italien beschäftigen wird, so können wir ausnahmslos nur bar liefern." Wenn das Buch dem P. Denifle nicht den Garaus macht, dann hilft überhaupt nichts mehr. S.

Die Stellenlosigkeit der Handlungsgehilfen.

Die erfreulichste Wahrnehmung, die man in bezug auf die Wirkung des neuen Handwerkergesetzes machen kann, ist die, daß unter den Handwerkern die Selbstachtung und bei den anderen Berufen die Achtung gegenüber dem Handwerkerstande wieder steigt. Man kann daraus vielleicht die Hoffnung schöpfen, daß der zeitweilig ganz unbegreifliche Andrang zum Kaufmannsstande, wie überhaupt zum Stande der privaten Angestellten nachlassen und die Jugend sich mehr als bisher wieder dem Handwerk zuwenden wird. Die letzten Jahrzehnte haben nämlich besonders bei den angestellten Kaufleuten Verhältnisse geschaffen, die mehr als bedrohlich sind und die darum mit Nachdruck nach Abhilfe rufen. Im Jahre 1896 hat in Oesterreich auf Anordnung des Kaisers eine allgemeine Erhebung über die Standesverhältnisse der in privaten Betrieben Angestellten stattgefunden, durch die ermittelt wurde, daß bei den niederen kaufmännischen Bediensteten, womit die Handlungskommis gemeint sind, auf jeden einzelnen durchschnittlich jährlich 3,26 Tage der Stellungslosigkeit kommen, daß ferner jede Stellenlosigkeit im Durchschnitt 155,7 Tage dauert, daß somit von noch nicht 100 Handlungsgehilfen einer fortdauernd durchschnittlich stellenlos ist. In Deutschland mit seinem bedeutend intensiveren Wirtschaftsleben sind diese Verhältnisse noch viel ungünstiger. Der Verein für Handlungskommis von 1858, der eine ausgedehnte Stellenvermittlung für seine Mitglieder betreibt und der aus dem Grunde seit Jahren genaue Aufzeichnungen über die Stellenlosigkeit unter seinen Mitgliedern macht, hat ermittelt, daß durchschnittlich ein Stellenloser entfiel auf 41 Mitglieder im Jahre 1893; auf 33 i. J. 1894; auf 38,7 i. J. 1895; auf 47,5 i. J. 1896; auf 51,1 i. J. 1897; auf 59,2 i. J. 1898; auf 73,7 i. J. 1899; auf 59,7 i. J. 1900; auf 42 i. J. 1901 und auf 51,6 i. J. 1902. Diese Zahlen lassen erkennen, daß auch die umfassendste Stellenlosenunterstützung hier nicht helfen kann, daß einzig und allein eine Abwehr des Nachwuchses, eine Ablenkung des Zustromes in andere Berufe hier Abhilfe schaffen kann. Wenn bis jetzt größere Notstände noch nicht drastischer in die Erscheinung getreten sind, so hat das seinen Grund darin, daß der Stand der Handlungsgehilfen sich im allgemeinen noch der widerstandsfähigeren Jugend erfreut. Sobald aber die größere Zahl derer, die heute noch in voller Manneskraft dastehen, in ein höheres Alter hineingelangt sein wird, werden solche Verhältnisse Vorgänge zeitigen müssen, denen man die Bezeichnung: bedenklich nicht vorenthalten kann. Wenn es daher infolge der Hebung des Handwerkerstandes durch das neue Handwerkergesetz möglich werden wird, einen größeren Teil der heranwachsenden Jugend dem Kaufmannsstande fernzuhalten und dem Handwerk zuzuführen, so würde das von bedeutendem Einfluß auf unsere gesamten sozialen Verhältnisse im Mittelstande sein.

L.-B. W. A.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 24. München, 10. September 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Der Heilige Stuhl und der Orient.

Von sehr geschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift: Msgr. Bonetti, der apostolische Delegat in Konstantinopel, ist vor kurzer Zeit gestorben. Wer den großen Einfluß gekannt hat, den dieser gelehrte und mit reichster Lebenserfahrung ausgestattete Prälat in seinem schwierigen Wirkungskreise auszuüben verstand, wird die Anteilnahme verstehen, die man in ganz Konstantinopel bei dem Hinscheiden desselben in unzweideutigster Weise gezeigt hat. Seine taktvolle und doch energische Wahrnehmung der Interessen des Heiligen Stuhles, seine stellenweise sehr schwierige und doch stets gewahrte Stellung gegenüber dem französischen Botschafter an der Hohen Pforte, seine unermüdliche Ausdauer in der Verfolgung der ihm gesteckten Ziele und sein gesellschaftliches Ansehen auch in den Kreisen der hohen schismatischen Geistlichkeit sind Dinge, die in allen wohlunterrichteten Blättern ausdrücklich hervorgehoben wurden, als die ziemlich unerwartete Nachricht von seinem Tode eintraf.

Das Verhältnis Frankreichs zum Heiligen Stuhle hat jetzt die bekannten außerordentlich schroffen Formen angenommen und der Ministerpräsident Combes hat öffentlich erklärt, daß er auf das Schutzrecht über die Katholiken im Orient kein Gewicht mehr legt. Damit ergeben sich in näherer oder fernerer Zeit gewisse Maßnahmen, welche die Kurie, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, wird anordnen müssen. Ohne auf eine grundsätzliche Loslösung des Schutzrechtes im Augenblicke hinzuarbeiten, könnte es nun wohl sehr leicht der Fall sein, daß der Heilige Stuhl den Umstand der Erledigung der apostolischen Delegation in Konstantinopel dazu benützen würde, um dieselbe aus der Abhängigkeit von der Kongregation der Propaganda zu lösen und sie dem Staatssekretariate anzugliedern. Das will mit anderen Worten besagen, daß aus einer streng kirchlichen Einrichtung. eine diplomatisch-kirchliche, daß der bei der Pforte nur offiziös bekannte Delegat zu einem regelrecht beim Sultan beglaubigten Diplomaten würde. Eine solche Aenderung, die, wie gesagt, durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt, wäre dann nur die Vorstufe zur Errichtung einer Nuntiatur am Goldenen Horn. In diesem Zusammenhange erinnere ich daran, daß im Jahre 1899 längere Verhandlungen über die Beglaubigung eines türkischen Gesandten beim Heiligen Stuhle geschwebt haben, die infolge des sehr energischen Widerspruchs von seiten Frankreichs abgebrochen werden mußten. Sollte nun eine Veränderung im Charakter des zukünftigen Delegaten ins Auge gefaßt werden, so ist es keineswegs notwendig, daß dieselbe bei seiner Ernennung schon gleich zum Ausdrucke kommen wird. Vielmehr ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe erst nach einiger Zeit, nachdem der Prälat sich in die Verhältnisse wird eingelebt haben, vollzogen wird.

Man erinnert sich des weiteren, daß vor mehreren Jahren der Plan der Entsendung eines päpstlichen diplomatischen Beamten an den Hof von Peking schon ziemlich weit gefördert war, als auch dieses Unternehmen an der Gegnerschaft Frankreichs scheiterte. Die Notwendigkeit einer diplomatischen Mission in Peking wird von jedem Kenner der eigenartigen Verhältnisse, die in und unter den apostolischen Vikariaten und Präfekturen des Reiches der Mitte herrschen, als unabweisbar angesehen. Daß der jetzige Augenblick für die Wiederaufnahme der damals abgebrochenen Verhandlungen außerordentlich geeignet ist, soweit Frankreich in Betracht oder vielmehr nicht mehr in Betracht kommt, braucht man des näheren nicht auseinanderzusetzen. Stellt man sich auf den rein kirchlichen Standpunkt, so muß man sagen, daß die vielfach sehr auseinandergehenden Meinungen der geistlichen Behörden in den Missionsgebieten Chinas nur dann langsam auf eine gemeinschaftliche Richtlinie geführt werden können, wenn in Peking ein mit allen Vollmachten ausgestatteter Delegat oder Nuntius wohnen wird, der selbstverständlich unter den heutigen Umständen kein Franzose sein darf und womöglich auch kein Italiener sein sollte. Es würde zu weit führen, wollte man diese Einschränkungen, die jeder Kenner der chinesischen Missionsverhältnisse sofort versteht, hier des näheren begründen.

Nachdem Pater Dahlmann S. J. im Februar dieses Jahres in der „Civiltà cattolica" nachgewiesen hat, daß die Missionierung Japans deswegen so außerordentlich geringe Fortschritte gemacht hat, was immer man auch sonst in Zeitschriften oder Zeitungen über das Gegenteil gelesen haben mag, weil in neuerer Zeit nur Missionare einer Nation dort gewirkt haben, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß nach dem Kriege einschneidende Aenderungen in dieser Beziehung werden vorgenommen werden. Einen wichtigen Bestandteil dieser Aenderungen dürfte dann wohl die Entsendung eines Delegaten nach Tokio sein, wenn es nicht angängig sein sollte, daß der päpstliche Vertreter in Peking zugleich auch in Japan beglaubigt würde.

Asien würde dann mit Einschluß der Propagandadelegationen päpstliche Vertreter haben in Syrien, Persien, Mesopotamien-Kurdistan-Kleinarmenien, Ostindien, auf den Philippinen und in China-Japan. Die Delegation auf den Philippinen ist zurzeit noch eine außerordentliche.

Nachklänge zum Regensburger Katholikentage.

Die in Nr. 23 zusammengetragenen akatholischen Preßstimmen über die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ließen sich noch erheblich vermehren und ergänzen. Es seien an dieser Stelle nur noch einige besonders bemerkenswerte Urteile verzeichnet.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", welche als Sprachrohr Berliner Regierungskreise Beachtung verdient, wird der „starken Beteiligung" des „nicht ganz mit Unrecht" als Heerschau bezeichneten Katholikentages gerecht, erblickt in den Reden und Verhandlungen den Beweis, daß „die interkonfessionellen wie die politischen Sitten innerhalb unserer bürgerlichen Parteien im ganzen kein unerfreuliches (?) Bild abgeben", und erkennt ausdrücklich an: „Gerechterweise muß ein solches Lob diesmal in erster Linie dem Verlaufe des Katholikentages selbst zugebilligt werden. . . . Gewiß haben einige Ansprachen sich durch die Entschiedenheit hervorgetan, mit der sie das Recht der katholischen Auffassung und Weltanschauung auch in Einzeldingen vertraten; das ist jedoch, soviel wir sehen, nirgends in der Form positiv verletzender Herausforderung geschehen und hat daher auch zu keinem schroffen Widerhall geführt."

Die „Soziale Praxis" beschäftigt sich naturgemäß nur mit der Stellung des Katholikentages zur sozialen Frage, hebt den „imposanten" Festzug der katholischen Männer-, Arbeiter- und Gesellenvereine, die „überfüllten" fünf Parallelversammlungen und vor allem auch die Generalversammlung des Volksvereins hervor, „dieser machtvollen und immer mehr beachteten sozialen Gesamtorganisation der deutschen Katholiken". Weiter heißt es dann: „Das offene Bekenntnis der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu den Aufgaben einer fortgeschrittenen Sozialreform wird jeden Freund derselben mit aufrichtiger Freude erfüllen. Der Volksverein für das katholische Deutschland ist nachgerade ein sozialer Machtfaktor geworden, an dem weder Regierung noch öffentliche Meinung achtlos vorbeigehen können. . . . Dieser großartigen sozialpolitischen Organisation und erfolgreichen Arbeit des katholischen Volksvereins haben die evangelisch-kirchlichen Kreise bisher Ebenbürtiges nicht entgegen zu stellen. Jenes Vorbild aber sollte für die verschiedenen evangelisch-sozialen Gruppen und die evangelischen Arbeitervereine ein Ansporn zu gleichen Leistungen sein. Ein edler Wettstreit der beiden Lager des christlich-sozialen Deutschland um die sittliche und wissenschaftliche Hebung der Massen kann uns nur vorwärts bringen."

Herr von Gerlach hat sich in zwei Organen über die Bedeutung des Katholikentages und zugleich des Zentrums ausgesprochen, in der „Berliner Zeitung" und in der „Hilfe". In der „Berliner Zeitung" (Nr. 401) liest man: „Solange Tage wie der von Regensburg jedes Jahr in Deutschland stattfinden können, solange steht der Zentrumsturm noch unerschüttert. . . . Viele Parteien würden alles drum geben, einen solchen „Tag" zustande zu bringen, und es würde ihnen doch nicht gelingen. . . . Nur die Katholikentage umfassen alle Schichten der Bevölkerung, vom reichsunmittelbaren Fürsten bis zum ärmsten Heimarbeiter hin. Das Zentrum stellt einen Mikrokosmos des deutschen Volkes dar. Das religiöse Band erweist sich stärker als alle Interessengegensätze. Das ist es, was dem Zentrum seine Macht, was den Katholikentagen ihren imponierenden Charakter verleiht. Denn imponieren müssen sie jedem Unvoreingenommenen. Gerade wer in dem Zentrum einen prinzipiellen Gegner sieht, wird gut tun, sich zunächst einmal klar zu machen, was diesem Gegner seine gewaltige Stärke gibt. Mit seichten Witzeleien um gewisser Aeußerlichkeiten willen sich mit den Katholikentagen abfinden, das kann man billig den Leuten überlassen, die nicht laut genug über Jesuiten und Pfaffen schimpfen können, aber gerade durch ihr Verhalten dem Zentrum seinen Bestand garantieren. Wer den grundsätzlichen Kampf gegen das Zentrum als Vormacht der geistigen und wirtschaftlichen Reaktion (?) ohne Jesuitengesetz und ohne sonstige Polizeikrücken führen will, der soll sich von den albernen Späßen fernhalten und der Großmacht Zentrum mit den Waffen gegenübertreten, die einer Großmacht würdig sind."

In der „Hilfe" (Nr. 36) verbreitet Herr von Gerlach sich über „Das Geheimnis der Zentrumsmacht". Aus seinen weit ausholenden Ausführungen kann nur das Wichtigste vermerkt werden:

„Der Regensburger Katholikentag war wieder wie Köln, wie Osnabrück, wie Mannheim, kurz, wie die letzten Katholikentage sämtlich, ein voller Erfolg für die katholische Sache. Oder: für die Sache des Zentrums. Es kommt wirklich auf eins heraus, welchen von beiden Ausdrücken man wählen will. Ist es nicht ein absolut beispielloser Vorgang, daß in einem großen Lande die katholische Bevölkerung fast ausnahmslos in den Reihen der einen, spezifisch katholisch-politischen Partei steht? Die Identität (? Das Zentrum zählt auch Protestanten in seinen Reihen) von Glaubensgemeinschaft und politischer Partei, das ist es ja gerade, was das Zentrum wirklich wie einen Turm im Gebrause der politischen Wogen erscheinen läßt. Gewiß, es gibt Katholiken, die nicht für das Zentrum stimmen. Entweder sind es Leute, die mit der katholischen Kirche durch nichts anderes als durch das Band der Taufe verknüpft sind; oder es sind allerdings Personen, die es mit jedem Zentrumsmann an Intensität der Gläubigkeit aufnehmen können. Aber sie sind so wenig zahlreich und so wenig politisch leistungsfähig, daß sie als quantité négligeable ruhig außer Betracht bleiben können. „Zentrum und katholische Bevölkerung sind identisch. Die Rechnung stimmt, wenn man die üblichen geringen Fehlerprozente gelten läßt. Alle Versuche, in diese Rechnung „Unstimmigkeiten" hineinzubringen, die religiösen wie die politischen, sind bisher kläglich gescheitert. Altkatholiken, Staatskatholiken, Reformkatholiken — was ist aus ihnen geworden? Sieht man sich an, was von diesen, meist mit großem Zeitungstrara in Szene gesetzten Reformversuchen übrig geblieben ist, so kommt es einem vor, als habe man probiert, ob man nicht mit einem Blaserohr den Zentrumsturm in Trümmer schießen könne." Mit den politischen Kriegsunternehmungen gegen das Zentrum sieht es nicht viel anders aus. Der Frontangriff des Kulturkampfes führte zu einem débâcle der Stürmenden. Und auch die Flankenangriffe sind bisher gescheitert. . . .

„Nachdem das Zentrum diese Belastungsprobe überstanden hat, kann man seinen Bestand für lange hinaus als gesichert annehmen, denn eine stärkere ist nicht sobald denkbar. Um so kindlicher war es, wenn eine gewisse liberale Presse an einige Vorgänge in Bayern die Hoffnung knüpfte, der diesjährige Katholikentag werde nicht in dem Glanze der früheren erstrahlen. Man hoffte wieder einmal auf eine Sezession nach rechts. Die Zentrumspresse blieb dieser „drohenden Gefahr" gegenüber auffallend ruhig. . . . Die Tatsachen haben die Zweckmäßigkeit dieser gleichmütigen Haltung des Zentrums erkennen lassen. Der Regensburger Tag wurde nicht etwa von dem katholischen Adel boykottiert. Im Gegenteil; er war vielleicht stärker als je zuvor vertreten, demonstrativ stark. . . . Man hat den Adel nicht etwa extra gebeten. Er war ganz von selbst gekommen. Ja, er hatte das Bedürfnis empfunden, durch besonders zahlreiches Erscheinen zu bekunden, daß er sich in untrennbarer Einheit mit dem übrigen katholischen Volk verbunden fühlt. Er weiß sehr wohl, daß jede Absonderung nur ihm schaden, daß jede Parteineugründung nur ein trauriges, lebensunfähiges Wesen in die Welt setzen könnte. Darum kam der katholische Adel nach Regensburg — in seinem eigenen Interesse. Keine Schicht der katholischen Bevölkerung fehlte. Und sie waren nicht nur alle vertreten, sondern auch alle ziemlich gleichmäßig vertreten. Bauern, Handwerker, Kaufleute, Beamte, Arbeiter — ja, auch die Arbeiter waren in Massen da. Die Arbeiterversammlungen der Katholikentage sind nicht à la Potemkin zurecht gemacht. Die katholischen Industriearbeiter kommen wirklich, kommen freiwillig und begeistern sich tatsächlich an den Darbietungen der Katholikentage. Sie sind genau so befriedigt wie die anderen Interessenschichten von dem, was ihnen vorgetragen wurde.

„Wer sich die gewaltigen Interessengegensätze innerhalb des Volksganzen vor Augen hält, wird es nicht recht fassen, wie man es auf den Katholikentagen Jahr für Jahr fertig bringt, es allen Leuten recht zu machen. Gewiß, auch die Agrarier und die sozialdemokratischen Arbeiter versammeln sich jährlich und begeistern sich jährlich. Aber bei beiden handelt es sich um Interessengemeinschaften, bei den Katholikentagen dagegen um Versammluugen von Personen mit schroff einander widerstreitenden Interessen. Allerdings, das religiöse Band bindet stark. Zumal wenn es noch verstärkt wird durch das Jesuitengesetz und allerlei sonstigen Ausnahmebestimmungen gegen die katholische Kirche. Aber die religiöse Gemeinschaft allein genügt zur Erklärung der wunderbaren Harmonie auf den Katholikentagen nicht. Eines kommt hinzu: Die geradezu vorbildliche politische Taktik der Zentrumsführer. Wenn bei irgend einer Partei, so kann beim Zentrum von politischer Erbweisheit gesprochen werden. An die Stelle der genialen Einherrschaft Windthorsts ist eine Oligarchie getreten. Bachem, Spahn, Gröber, Roeren, Schädler — keiner ist dem andern übergeordnet. Gleichberechtigte Führer, sonst eine Quelle der Parteizerrissenheit, hier, äußerlich wenigstens, in vollster Eintracht nebeneinander funktionierend. Nichts von persönlichen Eifersüchteleien, nichts von

sonstigen Reibungen tritt zutage. Trotz der Vielgestaltigkeit der Führung eine Einheitlichkeit der Taktik, wie sie von keiner anderen Partei auch nur annähernd erreicht wird".

Die weiteren Erörterungen von Gerlachs über die Stellung des Zentrums zur Regierung können, weil sie mit dem Katholikentage in nur losem Zusammenhange stehen, auch manches Schiefe enthalten, übergangen werden.

Selbst die den Katholiken wahrlich nichts weniger als wohlwollenden „Hamburger Nachrichten" (Nr. 605) erkennen an, daß die Veranstaltung der deutschen Katholikentage „unübertroffen" dastehe. Der sozialdemokratische Parteitag sei eine „Stümperei" dagegen: „Wo ist in der ganzen Welt eine freiwillige Organisation von Katholiken, die an die Bedeutung der deutschen Katholikentage auch nur entfernt hinanreicht?" Das „Protestantenblatt" (Nr. 36) vom 3. September schreibt: „Wir halten mit der Anerkennung nicht zurück, daß .... Schmähungen und Anwürfe gegen den Protestantismus unterblieben sind." — —

Man wurde unwillkürlich an die in Nr. 17 der „Allgemeinen Rundschau" auszugsweise mitgeteilte herbe Kritik des protestantischen Pfarrers Schowalter in der „Zukunft" erinnert, wenn man in mehreren Organen des bayerischen „Rhetoren- und Skriptoren-Liberalismus" die offene Aufforderung an den Prinzregenten las, die Prinzessin Ludwig Ferdinand wegen ihres kurzen Besuches in der dritten öffentlichen Generalversammlung zu maßregeln. Um seinen Wünschen stärkeren Nachdruck zu verleihen, meldete man bereits (die „liberalen" Münch. Neuesten Nachrichten arbeiteten mit dem „freisinnigen" Fränkischen Kurier Hand in Hand und andere ähnliche Blätter schlossen sich verständnisinnig an), „daß Anordnungen getroffen worden seien, um das Erscheinen einer Königlichen Prinzessin auf einem Katholikentage für die Zukunft zu vermeiden." Gegen diese Betätigung „liberaler" Prinzipienfestigkeit erhob sich alsbald aus der liberalen Presse selbst heraus ein nicht mißzuverstehender Widerspruch. Die „Augsb. Abendztg." (Nr. 238) bezeichnete es zunächst als „fraglich", ob das Oberhaupt der Königsfamilie überhaupt z. B. einem Königlichen Prinzen, der Reichsrat ist, die Teilnahme an einem Katholikentage verbieten könnte. Und in Nr. 239 gibt sie den beiden vorgenannten Organen eines Pseudoliberalismus nach einer entsprechenden Lektion über die Bestimmungen des Familienstatuts deutlich zu verstehen: „Die einfachsten staatsbürgerlichen Rechte haben auch Königskinder."

Daß die Herzogin Wera von Württemberg an Versammlungen des Evangelischen Bundes in Stuttgart teilnimmt, in welchen „gegen Rom" die heftigsten Reden geführt werden, hat in jenen liberalen Blättern niemals Anstoß erregt, ebensowenig, daß soeben an dem großen Protestationsfeste in Speyer mehrere Prinzen offiziell als Vertreter protestantischer Fürsten teilnahmen. Man hätte es im Gegenteil in der Ordnung gefunden, wenn der Deutsche Kaiser an der Spitze der übrigen Fürsten persönlich erschienen wäre und auch der katholische Prinz-Regent von Bayern oder ein katholischer Prinz als Vertreter an dieser den dauernden Protest gegen das katholische Bekenntnis erneuernden Feier teilgenommen haben würde. Hat doch ein Teil der liberalen Presse sich offen an die Seite des Prof. Dr. Gümbel gestellt, der in einem Briefe an den Vorstand des Evangelischen Bundes den Prinz-Regenten wegen seiner Unterlassung hart anließ und es nicht fassen konnte, daß „nur ein Regierungspräsident" bei der Einweihung der Protestationskirche offiziell den Landesherrn vertreten sollte. Das waren dieselben Blätter, welche die Anordnung des Regensburger Regierungspräsidiums, daß während des Katholikentages die staatlichen Gebäude beflaggt werden sollten, höchst unwirsch kritisierten, die gleiche Anordnung für das Protestationsfest in Speyer aber als selbstverständlich hinnahmen.

Von allen Seiten ist anerkannt worden, daß auf dem Katholikentage in Regensburg mit keinem Worte der religiöse und konfessionelle Friede gestört wurde. Kann man der Protestationskundgebung in Speyer dasselbe Zeugnis ausstellen? Schon durch die vorbereitenden und einleitenden Preßartikel zog sich wie ein roter Faden der Kampfruf auch gegen das heutige „Rom", die römisch-katholische Kirche. Die Redner in Speyer haben sich nach ihrer eigenen Einschätzung sicherlich große Zurückhaltung auferlegt, ja zum Teil förmlichen Zwang angetan, um nicht in die Dialektik des Evangelischen Bundes und seiner Tagungen zu verfallen. Aber fast in keiner der größeren Reden fehlte es an versteckten boshaften Anspielungen „gegen Rom".

Es mutete recht eigentümlich an, wenn man einen Vertreter des wegen seiner Katholikenquälerei bis vor wenigen Jahren noch einzig dastehenden Mecklenburg sich auf den Ausspruch Pius' X. berufen hörte, daß in keinem Lande die Katholiken freier seien, als in Deutschland, — „dem Lande der Protestation". Aber Herr Konsistorialrat Prof. Dr. Rösgen aus Rostock tat noch ein übriges, indem er, das „evangelische Kaisertum" feiernd, ausrief: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemand auf der Welt, am wenigsten Rom". Die Jesuiten ließ er klüglich unerwähnt. Nicht lange vorher hatte der Rektor der Universität Marburg, Professor Dr. Mirbt, mit der Amtskette angetan, in hochtönenden, ja flammenden Worten das Heiligtum der freien Wissenschaft als ein Geschenk der Protestation gepriesen und unter Gelächter und Heiterkeit dem „Sanctum officium in Rom" einen verächtlichen Seitenblick gewidmet. Wenn neben Marburg sogar Rostock auf der Bildfläche erscheint, allwo nach den Universitätssatzungen heute noch kein Professor zugelassen wird, der nicht der lutherischen Landeskirche angehört, sollte man die „Freiheit der Wissenschaft" nicht so laut im Munde führen. Aber es geht damit wie mit der Feier der Protestation überhaupt, welche in Speyer als Triumph der „Glaubens- und Gewissensfreiheit" gepriesen wurde, während nach dem unbestechlichen Zeugnis der Geschichte auf dem Speyerer Reichstage von 1529 im Gegenteil gegen einen Beschluß „protestiert" wurde, der u. a. in den Ländern der Reformation Glaubens- und Gewissensfreiheit für die Katholiken festsetzen sollte. Es wird der Feder eines Historikers vom Fach überlassen bleiben, die geschichtlichen Ungeheuerlichkeiten, die dem Protestationsfeste in Speyer als Feigenblatt dienen mußten, an der Hand der Akten und Tatsachen näher zu beleuchten.

Die Katholiken sind von protestantischer Seite nicht verwöhnt worden. Man kann deshalb eine relative Genugtuung darüber empfinden, daß es in Speyer nicht noch ärger gekommen ist und der Wiener Professor Dr. Lösche mit seinem Exkurs in das Gebiet der Los von Rom-Bewegung und seinem Vorwurf gegen die nicht erschienenen protestantischen Fürsten unübertroffen blieb. Der vom Kaiser in seiner persönlichen Depesche an den Regensburger Katholikentag ausgesprochene Friedenswunsch hat, wie gerne anerkannt werden soll, nicht nur in Regensburg, sondern auch in Speyer, wenn auch nicht allenthalben, Widerhall gefunden. Denselben Gedanken, dem auf dem Katholikentage von mehreren Rednern Ausdruck gegeben worden war, sprach der Berliner Oberhofprediger D. Dr. Dryander in seiner Festpredigt aus: „Wir wollen mit unseren katholischen Brüdern in Frieden leben, ohne Haß und ohne Groll; nur ein Streit soll bleiben: der edle Wettstreit der Liebe." Leider sind die jüngsten Kundgebungen des Evangelischen Bundes und der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums" auf einen ganz anderen Ton gestimmt. Dr. Kausen.

Das französische Konkordat.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Das Konkordat ist auf der Tagesordnung. Die Blätter stellen Umfragen bei den Beteiligten an, aus denen sich ergibt, daß die Protestanten und Juden gegen die Aufhebung sind. Nämlich weil mit dem Konkordat auch das Kultusbudget wegfallen würde. Von den Pariser Pfarrern verweigerten die meisten jegliche Antwort, die anderen aber sprachen sich für Abschaffung aus. Wir wollen Freiheit, denn die jetzige Stellung der Kirche ist unwürdig, unhaltbar. Die Ehre und Freiheit der Kirche sind mehr wert, als alles, sagten mehrere. Auch gewiegte, alterfahrene Politiker, wie der Graf d'Haussonville, welcher sich seit 50 Jahren mit kirchenpolitischen Fragen beschäftigt, geben das Konkordat preis. Während die Minister Combes, Pelletan, Vallé usw. drohend die Aufhebung ankündigen, meint der ministerielle Senator und Blockmann Leopold Thezard, Berichterstatter des Gesetzes der Abschaffung der Unterrichtsfreiheit, sehr bezeichnend:

„Glauben Sie, daß die Gemüter beruhigt sein würden, wenn, nach der Trennung, die Geistlichkeit nur von den Gläubigen abhinge? Es gibt genug Katholiken, welche für die Trennung eintreten. Es sind gerade die eifrigsten, entschiedensten. Sie würden an der Spitze stehen bei Neugestaltung der kirchlichen Einrichtungen, und dementsprechend vorgehen. Dank dem 1901er Vereinsgesetz würden sie mächtige Vereine bilden, die alle demselben Feldruf folgten. Sie würden die aufgelösten Gemeinschaften nicht wiederherstellen, weil durch sie die Kirche selbst zu einer unermeßlichen Gemeinschaft werden würde: eine Kampfkirche, welche bei vielen den Fanatismus früherer Zeiten erwecken müsse. Der Staat würde auf diese Gemeinschaft keinerlei Einwirkung, keinerlei ersprießliche Aufsicht besitzen. Die Strafgesetze würden ohnmächtig sein, die Gerichte bei deren Anwendung erlahmen. Welcher entsetzliche Kampf zwischen zwei Mächten,

zwischen den Bürgern, in den Familien! In der gegenwärtigen Lage ist das Kultusbudget eine Versicherung, ein Opfer, um wenigstens eine verhältnismäßige Beruhigung zu besitzen."

Also: „Konkordat und Kultusbudget müssen bleiben, damit wir, d. h. der Staat, heute der Block, die Kirche in der Gewalt haben, zwingen können; andernfalls werden wir von der Kirche beherrscht, verschlungen." Die Kirche, die Katholiken sind also eine Macht, welche dem Block, den Jakobinern, Besorgnis und Furcht einflößt. Alle Kundigen stimmen hierin Thezard zu. Leider haben die Katholiken bis jetzt keine Führer gehabt, welche sich dieser Macht bewußt waren, dieselbe zu gebrauchen verstanden.

Aber, warum die heutigen schlimmen Zustände, an denen das Konkordat auch schuld ist? Nein, das Konkordat ist nicht schuld daran, sondern die übrigen Einrichtungen Frankreichs. Dem Konkordat hängte Napoleon I. heimtückisch die gallikanischen „Organischen Artikel" an, und führte das Ganze als ein verfassungsmäßiges Gesetz ein. Trotz allen Einspruches des Papstes sind diese Artikel bis heute von allen Regierungen als unablöslicher Bestandteil des Konkordates aufrecht erhalten und durchgeführt worden. Sie stellen Pfarrer und Bischöfe unter Polizeiaufsicht. Dieselben dürfen sich nicht zu gemeinsamen Beratungen versammeln, ihre Sprengel nicht ohne Erlaubnis der Regierung verlassen. Deshalb gibt es keinen Episkopat, sondern nur Bischöfe in Frankreich, klagte kürzlich ein Bischof. Die Artikel verbieten dem Papst, Bullen, Enzykliken, Verordnungen usw. an die Katholiken Frankreichs zu richten. Die Bischöfe können wegen Amtsmißbrauch vor den Staatsrat geladen werden. Die Regierungen haben sich das Recht zugelegt, den Bischöfen und Pfarrern die im Konkordat bedingte Entschädigung strafweise zu streichen. Wie die Regierung das Recht der Ernennung, vielmehr Bezeichnung gebraucht, geht daraus hervor, daß jetzt acht Bistümer erledigt sind, weil die Regierung auf der Einsetzung von Würdenträgern besteht, welche der Papst nicht annehmen kann. Daher auch die jetzige Entzweiung mit Rom.

Die vom Staate geleistete Entschädigung ist jedenfalls sehr ungenügend: 900 Fr. für den Pfarrer (der Schullehrer fängt mit 1200 an, steigt bis 3000 Fr.), 10,000 Fr. für den Bischof. Die Pfarrei besitzt keine Rechtsfähigkeit, kann nichts weder erwerben noch besitzen, die Kirche gehört der politischen Gemeinde, obwohl sie gewöhnlich ganz auf Kosten der Pfarrkinder gebaut und unterhalten wird. Da die Pfarreien keine eigenen Einkünfte haben dürfen, die politischen Gemeinden aber von Ausgaben für dieselben möglichst bewahrt werden müssen, sind die Pfarrkirchen gesetzlich gezwungen, Stuhlmieten von den Plätzen in der Kirche, sowie hohe Gebühren (in verschiedenen Klassen) bei Hochzeiten und Begräbnissen zu erheben. Nichts schadet der Kirche mehr, wird als „Händler im Tempel" bezeichnet, als diese Stuhlmieten und Gebühren. Dergleichen ist hauptsächlich schuld daran, daß sich die Arbeiter in den Städten vom Kirchenbesuch abbringen und dem Unglauben zuführen ließen. Wie sollen die Katholiken hier einig sein, wenn sich selbst ihre Bischöfe nicht versammeln, verständigen dürfen? Es gibt kein Versammlungsrecht in Frankreich. Die Dinge und Verhältnisse sind hier viel anders als in Deutschland. Was dort über Frankreich geschrieben, geurteilt wird, beruht auf Voraussetzungen, die hier nicht vorhanden, trifft deshalb nicht richtig. Mit wohlmeinender Entrüstung ist es da nicht geschehen. Einig aber können die französischen Katholiken — laut hundertjähriger Erfahrung — nur durch übermächtige Ereignisse werden, wie z. B. 1871, wo sie aber nur in der Verneinung einig waren. Nämlich, sie wollten keine Republik, beschlossen dieselbe schließlich dennoch, jedoch nur mit 1 Stimme Mehrheit. Nachträglich stellte sich heraus, daß diese Stimme auf Irrtum beruhe.

Die Verstaatlichung der Hibernia abgelehnt.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Reichskanzler Graf Bülow hat einen Teil seiner Sommerferien geopfert, aber mit Erfolg: Der deutsch-russische Handelsvertrag ist perfekt. Der preußische Handelsminister Möller hat gar keine Sommerferien gehabt; er arbeitete selbst in den heißesten Tagen und — ohne Erfolg. Der Umzug aus der Mietswohnung in der Tiergartenstraße in die Amtswohnung am Leipziger Platz ist ihm nicht mit Rosen bestreut worden; die vielen Dornen haben ihm vielmehr — und das ist Ironie der Weltgeschichte — seine früheren Geschäftsfreunde und seine Parteifreunde auf den Weg gestreut. Die Verstaatlichung der Hibernia, durch welche der Handelsminister aus dem Kaufmannsstande sich den Ruhm der Mit- und Nachwelt sichern wollte, ist vorerst gescheitert, und wenn sie auch in absehbarer Zeit zustandekommt, so bleibt doch ein Makel an dem Unternehmen des Handelsministers. Minister Möller hat am 27. August in Düsseldorf eine schwere Niederlage erlitten, die wir der Sache zulieb bedauern, da wir ein Freund der Verstaatlichung der Hibernia sind. Der Handelsminister hat sich zwischen zwei Stühlen niedergesetzt; als der Geheime Kommerzienrat zur Exzellenz avanzierte, hat man in manchen industriellen Kreisen große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Die rheinischen Großindustriellen stimmten schon damals nicht in den Jubel der liberalen Presse ein; ihnen war der „lange Möller" der „kleine Möller", weil er auf seinem kleinen Kupferhammer Brackwede sitzen blieb, während alle um ihn herum groß, sehr groß wurden. Thyssen, Haniel, Stinnes sind die Großen unter den Industriemagnaten, und diese haben es nie verstehen können, daß „Möller in das Parlament hinkte", wo doch im Industrieaufschwung so viel Geld zu verdienen war, diese haben kleiner als er angefangen, und nun sind sie ihm weit über. Dem „größten Dunghaufen" in der Landwirtschaft steht eben die größte Anlage in der Industrie ebenbürtig gegenüber. Wenn also die rheinische Großindustrie nicht bewundernd an Möller emporblickte, so hat er jetzt dort alles Vertrauen verscherzt durch sein Verstaatlichungsgelüste; alles Beschwichtigen, selbst ein persönlicher Besuch daselbst, half nichts. Mit Wollust hat die rheinische Großindustrie das Möllersche Kind erdrosselt; mit Ingrimm, daß gerade einer der ihrigen einen solchen Plan ausheckte. Die rheinisch-westfälische Großindustrie hat Möller den Fehdehandschuh hingeworfen. Aber er hat sich auch eine Schlappe geholt bei seinen Beamten; diese waren dem „Eindringling" nie recht grün. Die Bureaukratie sieht einen Fremdling scheel an, und mancher Spott ging über den Minister, der allerdings die furchtbare Blöße — aber allein in den Augen der Bureaukratie — sich gab, daß er nicht wußte, wohin er seinen Namen in dem vielfachen Schreibewerk zu setzen hatte. Ist auch ein Staatsverbrechen gegen das Reich der Bureaukratie! Nun aber sollte Möller sein kaufmännisches Genie zeigen, und er wollte seinen Ministerialbeamten imponieren! Aber die Sache ging fehl, und jetzt sagt mancher Geheimrat: „So hätten wir es auch gekonnt." Der Mißmut des Handelsministers aber wird noch gesteigert durch den Umstand, daß zwei seiner nationalliberalen Parteifreunde die Führung der Opposition übernahmen! Die beiden nationalliberalen Abgeordneten von Eynern und Schmieding stritten um ihre Aufsichtsratstantiemen wie eine Löwin um ihre Jungen!

Die Niederlage Möllers ist nicht unverdient; man könnte sagen: Er ist keinem Fehler aus dem Wege gegangen! Schon die Einleitung der Verstaatlichung! Hätte der Minister im „Reichsanzeiger" erklärt, und zwar anfangs Juli: „Ich wünsche die Verstaatlichung der Hibernia, zahle 240%; die Aktionäre werden gebeten, ihre Aktien der preußischen Seehandlung zum Ankaufe zu übergeben!", wir sind überzeugt, daß er innerhalb 8 Tagen die große Mehrheit aller Aktien besessen hätte! Damals stand der Kurs auf 200, und wer hätte nicht gerne an einem Tage 40% verdient! Aber diesen Weg ging Möller nicht; er beauftragte Konsul Gutmann von der Dresdener Bank insgeheim mit den Aufträgen. Schon das mußte die Banken der Hibernia (Bleichröder und Handelsgesellschaft) verletzen; sonst macht man solche Geschäfte mit den dem Werke nahestehenden Banken. Dresden kaufte, kaufte immer, so daß die Berliner Börse schon die Millionen der Jesuiten dahinter witterte. Der Kurs stieg von 200 bis auf 230; da erschien der „große Unbekannte", das Verstaatlichungsoffert mit 240%, und doch stieg der Kurs bis auf 270%. Dresden hatte 18 Millionen Hibernia-Aktien! Die Aktionäre, die billig verkauft hatten, ärgerten sich über den entgangenen Gewinn, die übrigen Berliner Großbanken gönnten der Dresdener nicht den Millionengewinn, und das Kartell der Banken contra Dresden war fertig. Dresden stand isoliert; es unterlag auf der Düsseldorfer Generalversammlung. Dort kümmerte man sich allerdings unter dem Vorsitze des nationalliberalen Abgeordneten v. Eynern nicht viel um die Geschäftsordnung; es ging über Stock und über Stein! Dresden manövrierte geschickt; sein Aktienbesitz mit 18 Millionen war bei der Beratung über die Verstaatlichung nicht anwesend; so wollte es die erhöhte Mehrheit, die bei einer Auflösung der Gesellschaft geboten ist, vereiteln. Aber die Leitung der Versammlung erklärte einfach: die Auflösung der Gesellschaft stehe gar nicht zur Debatte! Und das nahm die Mehrheit ruhig hin! Als ob Verstaatlichung und Auflösung der Gesellschaft nicht identisch wären! Die mitgebrachten juristischen Berater legten allerdings Protest ein! Jetzt kann ein blutjunger Assessor, der in Herne das Handelsregister führt, sich den Kopf zerbrechen, ob er den Beschluß auf Ablehnung der Verstaatlichung und den ebenso unter Protest erfolgten auf Erhöhung des Aktienkapitals eintragen darf oder nicht. Eine

Anzahl fetter Prozesse winken jetzt schon den tüchtigen Berliner Juristen, falls nicht ein Vergleich noch zustande kommt. Dresden wollte die Beschlußfassung vereiteln; im Monat September erhielt es nahezu 4 Millionen Hibernia-Aktien zurück, die es für August seinem Hauptgegner, der Handelsgesellschaft, hineingegeben hatte, und so hoffte es auf eine Mehrheit in der neuen Generalversammlung im September. Wir glauben auch, daß eine zweite Generalversammlung stattfinden und ein anderes Resultat haben wird; damit mögen sich Minister Möller und Konsul Gutmann trösten. Wenn aber dies nicht der Fall ist, was dann?

Bereits wird offiziös versichert, daß dem preußischen Landtag eine Vorlage zugehen soll, nach welcher der Dresdener Bank die 18 Millionen Hibernia-Aktien abgekauft werden sollen; dazu fühlt sich Möller mit Recht verpflichtet, und Dresden muß die Sache los bekommen. Es kann nicht nahezu 40 Millionen auf eine Kante setzen. Der preußische Staat als Aktionär aber ist eine Rolle, die nicht überall Sympathie erwecken wird; man kann sich dies auch nur als Durchgangsposten zum Eigentümer und Alleinbesitzer denken! Die Minister Möller nahestehende Presse sucht die Aktionäre einzuschüchtern durch die Drohung mit einem Syndikatsgesetz, das dann so scharf ausfallen könnte wie das Börsengesetz. Sie weist auch darauf hin, daß Dr. Spahn bereits einen fertigen Entwurf ausgearbeitet hat; letzteres stimmt, und den Syndikaten werden die Augen übergehen, wenn sie den sehr knappen Entwurf einmal zu lesen bekommen. Uebrigens dürfte dieser Entwurf erscheinen, ob die Verstaatlichung vor sich geht oder nicht. Eine andere Frage scheint uns auch durch die Hibernia-Affäre aufgerollt zu werden, eine Reform des Mutungsrechtes! Der Staat gibt gratis und ohne Beschränkung das Mutungsrecht und soll Millionen bezahlen, wenn er das Bergwerk für sich will. Darin liegt ein Widerspruch, den zu lösen die gesetzgeberischen Faktoren berufen sind!

Angriffe auf die katholischen Studentenkorporationen.

Von

August Nuß, stud. jur.

Nach den sachkundigen und abgeklärten Ausführungen des Herrn Abg. Amtsgerichtsdirektors Gießler über das obige Thema in der Festnummer (Nr. 21) der „Rundschau" mag es vielleicht gewagt und unbescheiden erscheinen, wenn ein jugendlicher Student an dieser Stelle zu demselben Kapitel die Feder ergreift; allein, da die aktiven katholischen Korporationsstudenten in erster Linie die Zielscheibe der gegenwärtigen Angriffe sind, so ist es begreiflich und wohl auch nützlich, wenn auch einmal ein aktiver Student offen und frei der Oeffentlichkeit gegenüber sagt, was er über die jüngsten studentischen Kämpfe denkt. Auch unsere gegnerischen Kommilitonen sollen von uns katholischen Studenten, die wir genau in denselben Verhältnissen leben wie sie, erfahren, daß wir uns nicht schämen, unsere Ansichten vor der kritiklustigen Oeffentlichkeit zu vertreten, und daß wir, Gott sei Dank, noch den Mut haben, unseren Standpunkt mit Unerschrockenheit und Nachdruck zu wahren.

Einige Worte seien mir daher zu obigem Thema noch gestattet.

Vor allem mögen unsere akademischen Gegner beherzigen, daß geistige Bestrebungen und Ideen noch niemals durch rohe Gewalt oder hinterlistige Intriguen unterdrückt worden sind! Immer war der Flug des Geistes zu hoch, als daß er durch kleinliche Maßnahmen einer unvollkommenen Gewalt gehemmt worden wäre! Niemals noch sind billiger Spott und verletzender Hohn imstande gewesen, ernst denkende Leute zu überzeugen, wenn auch noch so viele Lacher derartigen Lufthieben verständnislosen Beifall zollten! Und unsere Bestrebungen sind geistiger Art; unser Ziel — Erziehung zu brauchbaren Charakteren — und unsere Ideale — Religion, Wissenschaft, Freundschaft — sind die starken Wurzeln unserer Kraft. Wenn man mit uns den Kampf aufnehmen will, so sehe man also davon ab, das „Jena" unserer Studentengeschichte mit seinem brutalen Terrorismus und seiner fein eingefädelten Boykotterklärung zu wiederholen, dann hüte man sich, die akademischen Roheiten österreichischer Musensöhne von Wien, Graz, Innsbruck und Prag auf unser reichsdeutsches Gebiet dauernd zu verpflanzen!

Der Wahrheit die Ehre! Die Vorgänge in Jena haben auch unter der deutschen Studentenschaft nicht überall Beifall gefunden. Es sind Stimmen laut geworden, welche die rauflustigen Kommilitonen von Jena in die Schranken verwiesen, die einem gebildeten Manne gezogen sind. Man hat ihnen gesagt, sie sollten nur mit geistigen Waffen kämpfen. Mit solchen Kommilitonen, die in der weisen Erkenntnis, daß Mäßigung noch niemals geschadet habe, zu anständiger Kampfesweise mahnen, kann man reden, wenn auch wegen der großen Kluft, die zwischen den gegenteiligen Anschauungen gähnt, eine Verständigung leider ausgeschlossen erscheint. Solche Kommilitonen sind nämlich nicht die Träger fanatischen Hasses, sondern die Opfer altererbter Vorurteile und tief eingewurzelter falscher Begriffe; sie sind entweder durch Geburt und Erziehung dazu bestimmt, alles, was katholisch heißt, mit mitleidigem Lächeln oder gelindem Schrecken zu betrachten, oder sie werden durch den Umgang mit einflußreichen Freunden zu eingefleischten Gegnern unserer Sache gemacht. Diese Kommilitonen muß man zu verstehen suchen, solange man sie wenigstens verstehen kann! Aber mit aufrichtigem Schmerz müssen wir katholische Studenten bedauern, daß sich diese jungen Akademiker in das Schlepptau von politisch geschulten Leuten nehmen lassen, die ihre patriotische Gesinnung in allen Tonarten preisen, dabei aber übersehen, daß sie mit ihrer systematischen Verdächtigung uns gegenüber den inneren Frieden des deutschen Vaterlandes auf eine unverantwortlich harte Probe stellen.

Wenn man in andersgesinnten Kreisen uns katholischen Korporationsstudenten undeutsche, unpatriotische Gesinnung vorwirft und dabei auf unsere „ultramontane Liebedienerei" hinweist, so können wir — wie dies auch Herr Amtsgerichtsdirektor Gießler getan — eine derartige unbewiesene Unterstellung nur mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Und wenn man uns als Erziehungsanstalten der deutschen Zentrumspartei hinstellt und noch neuerdings in Hannover in einer Eingabe der Studentenschaft an Rektor und Senat den Standpunkt des Zentrums als dem Vaterlande gefährlich bezeichnet, so kann man nur das von keiner Sachkenntnis getrübte Urteil der studentischen Kapitolswächter bewundern. Gegen den Vorwurf der Staatsgefährlichkeit möge sich die Zentrumspartei selbst verteidigen, wenn sie es der Mühe wert findet. Was uns betrifft, so müssen wir mit allem Nachdruck feststellen, daß wir katholischen Korporationsstudenten mit Zentrum und Politik absolut nichts zu tun haben! Wir halten uns in unserer großen Mehrheit noch gar nicht für reif und erfahren genug, daß wir den gefährlichen Pfad der Politik betreten könnten. Die Politik ist bei uns statutarisch ausgeschlossen, und es empfindet auch niemand von uns zum Politisieren Lust und Neigung. Außerdem lese man doch einmal unsere Verbandsorgane, etwa die „Akademia" oder die „Akademischen Monatsblätter"! Werden hier vielleicht politische Fragen behandelt? „Wir wollen dem Vaterland, dem Kaiser treu ergeben sein. Wir dulden niemand unter uns, dess' Anschauung nach dieser Richtung auch nur irgendwie verdächtig. Wir geben Gott, was Gottes ist, dem Kaiser aber, was des Kaisers ist! Wir sind bereit, jedweden Augenblick für Kaiser und Reich das Schwert zu ziehen und mit dem Tode auf dem Feld der Ehre unsere Treue zu besiegeln. Im Frieden aber wollen wir betonen, daß nicht Hurrageschrei das Vaterland kann groß und mächtig machen, sondern die bereitwillige Anspannung aller Kräfte jedes einzelnen in seinem Berufe, jedes einzelnen, der durch geregelte Erziehung ein Charakter ist geworden." Diese goldenen Worte, die auf dem 25. Stiftungsfest der katholischen Studentenverbindung „Rhenania" von einem Alten Herrn gesprochen wurden, sind der beredte Ausdruck unserer wahren Gesinnung, unserer echten deutschen Denkungsart.

Wir sind auch keine Pflanzstätten der akademischen Unfreiheit und Einseitigkeit. Dieser Punkt verdient gerade in neuester Zeit besondere Beachtung; denn unsere Gegner bezeichnen als einen Hauptfehler unserer Vereinigungen die Abgeschlossenheit von andersdenkenden Kommilitonen, die eine individuelle Ausbildung der einzelnen Mitglieder verhindere, eine streng orthodox ausgeprägte Weltanschauung fördere und damit jede Freiheit des Forschens und Denkens unmöglich mache. Die akademische Freiheit verlange aber ein freies, von keinen Dogmen und Schranken eingeengtes Forschen, und dadurch, — so behaupten die Gegner — daß sie Korporationen, die ein solch freies Denken verbieten, zu unterdrücken suchten, handelten sie im Namen der akademischen Freiheit; denn die Unfreiheit beseitigen, heiße Freiheit predigen und üben. Allerdings geben wir katholische Korporationsstudenten uns nicht einem völlig freien Grübeln und Forschen hin, allerdings lassen wir uns auch im persönlichen Leben von bestimmten Grundsätzen leiten. Allein, deshalb sind wir noch lange keine geistlosen Nachbeter und willenlosen Puppen. Wir nehmen auch für uns in Anspruch das Recht des eigenen Denkens, auch wir wollen uns individuell entwickeln, und gottlob ist auch in unseren Vereinigungen Raum genug vorhanden, wo sich die verschiedenartigst veranlagten Elemente ausleben können. Wir fürchten auch nicht die Berührung mit andersgesinnten Studenten, sondern wir wissen ebenso gut wie unsere Gegner, daß engherzige Einseitigkeit noch nie das Merkmal eines Mannes mit klarem Blick und offenem Sinn gewesen ist. Daß wir aber Maß und Ziel halten und uns vor einer höheren

Autorität beugen, kann höchstens beweisen, daß wir vernünftige Menschen sind, die, zumal sie von ihrer Jugend gemahnt werden, wissen, daß sie noch lange nicht den Inbegriff aller Weisheit bedeuten, daß das Wissen weiter nichts ist als eitel Stückwerk und Unvollkommenheit. Wenn es einem Studenten, der — wie es ja bei unseren Gegnern besonders häufig vorkommen soll — einen außergewöhnlichen Forschungstrieb und Wissensdurst hat, und der sich in besonderer Weise ausleben will, bei uns nicht gefällt, kann er jederzeit gehen; ein solcher Fall wäre nicht zum ersten Male vorgekommen. Wir sind keine Mucker, die in unwürdiger Unterwürfigkeit die Augen verdrehen, sondern Studenten von Ueberzeugung und Ehrgefühl! Es liegt nahe, einmal die Frage zu behandeln, wieweit unsere gegnerischen Korporationen uns an Betätigung der akademischen Freiheit voraus sind; ob Komment, Fuchsenstunde, Fechtboden und „Korpsgeist" ebenfalls Lebensäußerungen jener goldenen akademischen Freiheit sind, von welcher der „Mulus" träumt? Doch, beschäftigen wir uns nicht mit diesen freiheitlichen Strömungen unserer freiheitsdürstenden Gegner, so interessant dies vielleicht wäre. Wenn man von Freiheit spricht, dann denke man an das ewig wahre Wort des Dreizehnlinden-Dichters:

„Freiheit sei der Zweck des Zwanges,
Wie man eine Rebe bindet,
Daß sie, statt im Staub zu kriechen,
Froh sich in die Lüfte windet."

Darnach kann man nicht behaupten, daß der Kampf gegen uns gleichbedeutend sei mit einem Kampf gegen die Unfreiheit. Dieser Satz beweist nur, daß auf gewisser Seite der Begriff der Freiheit mit dem der schrankenlosen Ungebundenheit verwechselt wird.

Kürzlich ging die Notiz durch die Blätter, daß der Kyffhäuserverband der Vereine deutscher Studenten den Beschluß gefaßt habe, von einem repressiven Vorgehen gegen die katholischen Studentenkorporationen, trotz des anerkannten Gegensatzes zwischen nationalem Empfinden und Ultramontanismus (ach wie wahr!) Abstand zu nehmen. Möge dieser Beschluß in allen übrigen uns übel gesinnten Studentenkreisen Nachahmung finden! Zu den akademischen Behörden Deutschlands haben wir das Vertrauen, daß sie, wenn die vom Senat der Hannoverschen Technischen Hochschule angeregte Frage betr. Stellungnahme zu den konfessionellen Studentenkorporationen von ihnen geregelt wird, den Standpunkt des Rechtes wahren, auf daß endlich wieder Friede und Ruhe einkehrt in unsere studentischen Verhältnisse. Die Worte öffentlicher Anerkennung und ungeteilter Sympathie aber, die der verflossene Katholikentag in Regensburg für unsere Bestrebungen gefunden hat, mögen uns Aktiven beweisen, daß wir auf dem richtigen Wege sind, und uns dazu anspornen, in brüderlicher Einigkeit auf dem für richtig erkannten Wege unverzagt weiterzuschreiten!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das ist wirklich ein Stückchen Weltgeschichte, was sich da bei Liaojang abspielt! Gerade während wir unser 34. Sedanfest feierten, haben die Japaner sich einen grünen Sedantriumph zu verschaffen gesucht. Von einer Entscheidungsschlacht für den ganzen Feldzug kann man noch nicht sprechen; aber für den diesjährigen Abschnitt ist die Entscheidung gefallen. Wie zu Wasser, so auch zu Lande haben die Japaner sich als übermächtig erwiesen; die Russen haben den Kriegsprozeß in der ersten Instanz verloren, es bleibt ihnen freilich die Berufung an das Kriegsglück des zweiten Jahres.

Natürlich wollen die Russen eine neue Armee aufstellen. Sie haben ja Leute genug; nur an tüchtigen Offizieren scheint es ihnen zu mangeln. Für die Bildung der zweiten Armee ist es von erheblicher Bedeutung, wieviel von seiner Macht Kuropatkin nach Mukden zurückbringen kann. Augenblicklich ist nur bekannt, daß er geschlagen und zum Rückzug gezwungen ist, sowie daß er mit seinem verstärkten linken Flügel die Umfassungsversuche Kurokis abzuwehren sucht. Was aus dem verzweifelten Ringen um die Rückzugslinie werden soll, müssen uns die nächsten Depeschen lehren. Die Absicht der Japaner war offenbar, nicht bloß zu schlagen, sondern zu vernichten. Entschlüpft ihnen ein erheblicher Teil der russischen Armee, so ist ihr Erfolg nur halb. Aber groß erscheint er doch noch; denn man muß bedenken, daß die Russen aus einer selbstgewählten, in monatelanger Arbeit befestigten Stellung hinausgeworfen sind. Die alte Entschuldigung mit der „japanischen Ueberzahl" (an sich schon faul) kann hier gar nicht mehr Platz greifen. Die Japaner haben den Russen wirklich Zeit genug gelassen, ihre Reihen zu verstärken; nach der Berechnung der Fachmänner standen schließlich etwa 200 000 Russen gegenüber 250 000 Japanern. Dieser Unterschied in der Zahl wird mehr als aufgewogen durch die Vorteile, welche die Gräben, Wälle und Schanzen der Russen gegen den anstürmenden Feind boten. Die große Schlacht bekräftigt nur, was die vorhergehenden Kämpfe vom Jalu an immer deutlicher vermuten ließen: die Inferiorität der Russen. Ist die Oberleitung inferior, oder fehlt dem mittleren Offizierkorps die Schulung und Einsicht, oder stehen die Soldaten an Geschick und Zähigkeit den kleinen gelben Kerlen nach, oder hapert es an mehreren Stellen zugleich?

Einige Russenfreunde behaupten, es wäre für die neutrale Welt vorteilhaft gewesen, wenn Rußland bei Liaojang gesiegt hätte, denn der Friede, auf den es doch der ganzen Kulturmenschheit ankomme, könne erst bei dem Triumph Rußlands in Sicht treten. Was helfen diese Erwägungen, wenn tatsächlich das Gegenteil, die Niederlage der russischen Hauptmacht, eingetreten ist? Der Politiker muß der Wirklichkeit, mag sie ihm erwünscht oder unerwünscht gekommen sein, die beste Seite abzugewinnen suchen. Vom militärischen Nützlichkeitsstandpunkte betrachtet, hat die Aufdeckung der russischen Schwäche und die weitere Erschöpfung seiner Hilfsmittel für Europa auch ihr Gutes: wir haben bisher unter einem gewichtigen Druck des russischen Kolosses gestanden, und dieser Respekt, der mehr auf Ueberlieferung als auf Erfahrung beruhte, wird jetzt auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt. Es sind gerade 30 Jahre her, daß der Abg. Dr. Jörg im Deutschen Reichstage konstatieren mußte, Rußland bilde das Zünglein an der europäischen Wage. Dem war damals so und später zur Blütezeit des Zweibundes; als Fürst Bismarck sogar einen geheimen Rückversicherungsvertrag mit Rußland für nötig hielt, war ihm erst recht so. Die Japaner haben dem europäischen Aberglauben ein Ende gemacht. Auch wenn die Russen schließlich in Ostasien mit ihrer Ueberzahl an Rekruten den kleinen Gegner noch zurückdrängen sollten, ist die Minderwertigkeit ihres Heeres doch festgestellt. Das russische Ansehen leidet unter der mandschurischen Schlappe viel mehr, als seinerzeit das englische Prestige unter den Schlappen in Transvaal. Denn der Ruhm der englischen Seemacht blieb intakt, und darauf beruht die Macht des britischen Weltreichs; die russische Weltmacht aber hat nicht bloß zur See, sondern auch zu Lande sich als Koloß mit tönernen Füßen erwiesen. Alles in allem genommen ist es für die Menschheit im ganzen kein Nachteil, wenn die alte russische Anmaßung und der neue japanische Dünkel sich gegenseitig dämpfen und ducken; daß die japanischen Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür werden schon die natürlichen Schwierigkeiten sorgen, die dem kleinen Volke bei seinem weiteren Vordringen in ein ungeheures Land erwachsen. In Summa: wir haben keinen Anlaß, bei dem gegenwärtigen Lauf der Weltgeschichte uns aufzuregen, es sei denn in menschlichem Mitleid mit den armen Achivern hüben und drüben, die zu Zehn-, ja Hundert-

tausenden bluten und sterben müssen, weil es ihren Herren gefällt, sich um eine halbwilde chinesische Provinz zu raufen.

Inzwischen geht es bei uns zu Lande recht ruhig zu. Auf Regensburg ist schnell Speyer gefolgt, die großartig inszenierte Einweihung der großen Protestationskirche. Der Verlauf war nicht ganz so großartig, wie man es gewünscht hatte. Dieselbe Presse, die eine bayerische Prinzessin wegen der kurzen Teilnahme an einem friedlichen Katholikentag Spießruten laufen ließ, verlangte die persönliche Teilnahme des Kaisers und aller Fürsten, sogar des katholischen Landesfürsten, an einer Feier, die der Verherrlichung und Fortsetzung der Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts gelten sollte. Die Fürsten haben sich auf telegraphische und mittelbare Teilnahme beschränkt und darin offenbar mehr getan, als nach gewissen Taktlosigkeiten in der Eröffnungssitzung nötig erschien. Die Masse des protestantischen Volkes hat sich um die ganze Protestationsfeier wenig gekümmert. Bei dem eigenartigen Geschichtsunterricht, den die protestantische Jugend empfangen hat, namentlich im Konfirmationsunterricht, werden die protestantischen Volksschichten schwerlich erkannt haben, daß es sich bei dem Proteste von Speyer nicht um die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Christenmenschen, sondern vielmehr um die unbeschränkte Religionsdiktatur nach dem Grundsatz „cujus regio, ejus religio“ gehandelt hat. Aber die Massen bleiben gleichgültig, weil sie mit ihren eigenen fünf Sinnen das Gegenteil von dem wahrnehmen, was ihnen die kampfsüchtigen Pastoren und Bündler vorreden, sie sehen, daß der vielgepriesenen protestantischen Glaubens- und Gewissensfreiheit jetzt nicht die mindeste Gefahr droht, daß sowohl „Rom“ als der angeblich von Rom beherrschte Staat jeden Deutschen nach seiner Façon selig oder auch nichtselig werden lassen. Im übrigen hat diese Feier nur abermals bewiesen, daß der angeblich verfolgte und doch so friedliche Protestantismus sich im Bau von Trutzkirchen gefällt (vergl. Rom!), während der schreckliche Katholizismus sich nicht einmal die nötigsten bescheidenen Nutzkirchen verschaffen kann.

In das Kapitel des evangelischen Kirchenbaues gehört auch der jetzt vollzogene Rücktritt des Frhrn. v. Mirbach. Er bleibt freilich noch Oberhofmeister, wenigstens vorläufig; aber er ist nicht mehr Kabinettschef und Schatullenverwalter der Kaiserin und hat nach der Enthebung von diesem Posten auch seine Ehrenstellen in den kirchlichen Vereinen niedergelegt. Diese Lösung der Mirbach-Frage halten wir für gerecht. Entehrendes war dem Manne nicht nachgewiesen, so daß er seine Hofwürde nicht gleich zu verlieren braucht; aber arge Mißgriffe seines einseitigen blinden Eifers lagen vor, die ihn zur Vertretung der Monarchin, zur Verwaltung des Vermögens und zur Leitung von kirchlichen Sammlungen &c. nicht geeignet erscheinen ließen. Wir haben keinerlei Animosität gegen Frhrn. v. Mirbach wegen seiner Erfolge auf evangelisch-kirchlichem Gebiete; aber wir mußten seinen Rücktritt für notwendig halten im Interesse des monarchischen Gedankens und auch der innerstaatlichen Ordnung. Der Versuch des Herrn v. Mirbach, den Vorgesetzten des Oberpräsidenten zu spielen, wird im nächsten Landtage noch zur Verhandlung kommen, und es ist sehr die Frage, ob der gegenwärtige Minister des Innern nicht das Schicksal des einst so mächtigen Kabinettschefs teilen muß.

Im übrigen vertreiben wir uns die stille Zeit mit Zukunftsmusik. Die Parteien auf der Linken — Freisinnige und Sozialdemokraten — streiten sich schon um ihre Stellungnahme zu den Handelsverträgen, die noch nicht vorgelegt, ja noch nicht einmal in ihren Grundzügen bekannt geworden sind. Es ist bezeichnend für den kurzsichtigen Eigensinn der Sozialdemokraten und ihres Barthschen Anhängsels, wenn sie schon jetzt die Parole ausgeben, unbedingt gegen den russischen Handelsvertrag zu stimmen, er möge sein, wie er wolle. Die klugen Leute sagen nämlich, wenn der Vertrag falle, so werde die Regierung sich auf die freihändlerische Seite schlagen und sich bei Leibe nicht getrauen, den neuen allgemeinen Zolltarif in Kraft zu setzen. In Wirklichkeit muß jeder Handelsvertrag eine Herabsetzung der autonomen Zollsätze enthalten und also von den vernünftigeren Freihändlern als kleineres Uebel behandelt werden. Zum Glück sind die Toren auf der Linken nicht imstande, die Handelsverträge zu werfen; auch durch Obstruktion nicht. Denn die alte Kardorff-Mehrheit lebt noch und wird durch die Ankündigung der Opposition schon mobil gemacht.

Zu den unfruchtbaren Zwischenfällen des Sommers muß man auch den Beschluß des Handwerkertages rechnen, einen allgemeinen Mittelstandsverband nach dem Muster des Bundes der Landwirte zu gründen. Eines schickt sich nicht für alle. Der „Mittelstand“ ist schwer zu vereinigen, und das Heil des Mittelstandes liegt nicht in der Durchsetzung von eigenen Wahlkandidaten in dieser oder jener Weise, sondern in der Unterstützung der großen Parteien, die dem Handwerk helfen wollen und allein ihm helfen können: die konservative Partei in den protestantischen, die Zentrumspartei in den katholischen Kreisen.

Papst Julius II.

Von

Hofrat Prof. Dr. Ludwig Pastor, Rom.*)

Ueber wenige Abschnitte des 16. Jahrhunderts ist so viel urkundliches und gleichzeitiges Material vorhanden wie über die Regierung Julius' II. Trotz dieses Reichtums fließen für einzelne Punkte die Quellen spärlich. Dies ist u. a. gerade bezüglich des Verhältnisses Julius' II. zu der altehrwürdigen Abtei Grottaferrata, dieser griechischen Oase im Gebiete des lateinischen Ritus, der Fall. Das Wichtigste, was wir über diese Beziehungen wissen, gehört dem Gebiete an, auf welchem jener gewaltige Papst noch heute am nachhaltigsten und tiefsten auf die gesamte gebildete Welt wirkt, dem hohen Gebiete der Kunst.

Dieser Umstand mag es rechtfertigen, wenn ich von den künstlerischen Beziehungen Julius' II. zu Grottaferrata ausgehend im weiteren den Blick auf die Bedeutung und Tätigkeit dieses Papstes für die Kunst überhaupt richte.

Freilich kann ein solches Tema, gleich mächtig nach seinem idealen Gehalte wie seiner zeitlich-räumlichen Entfaltung nur schwer in einem einzigen Vortrage behandelt werden. Und wäre es auch nur im summarischen Charakter einer Ouvertüre, einer Einleitung, welche die Hauptsachen übersichtlich und bündig zusammenfaßt. Wir müssen selbst aus dieser Einleitung noch einen Auszug machen und auf die alles beherrschenden höchsten Höhen blicken. Diese Höhen werden durch drei große Namen bezeichnet: Bramante, Raffael und Michelangelo. Julius II. hat diese genialen Männer durch die gewaltigen Aufgaben, die er ihnen stellte, zu den größten Künstlern aller Zeiten herangebildet; sie aber haben den Roverepapst unsterblich gemacht.

Julius II. gehört zu denjenigen Persönlichkeiten, bei welchen alles das gewöhnliche Maß überschreitet: gewaltige Willenskraft, unbezwingbarer Mut, außerordentlicher Scharfsinn, heldenmütige Standhaftigkeit, ein feiner Sinn für alles Schöne waren ihm eigen. Eine groß angelegte Natur, ein Mann von spontanen Impulsen, fortgerissen und fortreißend, echt romanisch in seinem ganzen Wesen, gehört er zu jenen Kraftmenschen der italienischen Renaissance, deren Eindruck die zeitgenössischen Italiener in dem Worte terribile zusammenfassen. So nennt den Papst bereits der venetianische Botschafter Lippomano und seitdem ist ihm dieses Beiwort geblieben. Man darf dasselbe nicht, wie dies oft geschieht, mit schrecklich, furchtbar übersetzen. Der richtige Sinn ist gewaltig, außerordentlich, großartig, überwältigend. Julius II. hat einmal den Ausdruck terribile auf Michelangelo angewendet. Er paßt auf den Papst wie auf den Künstler: beide waren ganz außerordentliche, titanische Naturen von jener großartigen, oft über das menschliche Maß hinausgehenden Art, wie sie vielleicht nur die Zeit der Renaissance aufweist.

Ein echter Südländer, erfaßte Julius II. alle seine Unternehmungen stürmisch, gewaltsam, mit herkulischer Kraft. So schuf er in dem durch die Borgia zerrütteten Kirchenstaat Ordnung und erhob seinen kleinen Staat zur Bedeutung einer Großmacht. Die Erreichung dieses Zieles wäre unmöglich gewesen, hätte nicht in Julius II. ein kriegerischer Geist gewohnt. Dieser Geist, der freilich nicht stets mit der priesterlichen Würde harmoniert, offenbart sich bereits in dem ersten größeren Bauwerke, das Julius II. in der Zeit seines Kardinalates errichtete, in dem Umbau jenes ehrwürdigen Klosters, dessen Jubelfest wir heute unter so erfreulicher allgemeiner Beteiligung feiern.

Der Wanderer, welcher die ehrwürdige, unvergleichlich malerisch am Fuße der grünen Hügel von Frascati gelegene Abtei von Grottaferrata besucht, ist erstaunt, statt eines stillen Klosters eine trotzige Festung zu erblicken. Es war Kardinal Giuliano della Rovere, der während der Regierung des Papstes Innozenz VIII. diese Umwandlung herbeiführte.

Nach dem Tode des ehrwürdigen griechischen Kardinals Bessarion, der für das innere Aufblühen von Grottaferrata so viel getan hat, erhielt Kardinal Giuliano die Abtei als Kommende. Die Zeiten waren hart und schwer. Der Streit der beiden mächtigen Familien der Colonna und Orsini erfüllte ganz Latium mit Raub und Brand. In der Nacht vom 9. auf den 10. Juni 1484 überfielen die Heerhaufen der Colonna das Kloster von Grottaferrata und verwüsteten dasselbe in gräßlicher Weise. Um Vorkommnisse dieser Art ein für allemal unmöglich zu machen, beschloß Kardinal Giuliano den auch strategisch wichtigen Ort zu sichern. Eine

*) Vortrag gehalten in der österreichisch-ungarischen Botschaft beim Hl. Stuhle (Palazzo di Venezia) anläßlich der 900jährigen Jubelfeier der Abtei Grottaferrata.



Festungsumfriedigung ward geschaffen, um das Kloster zu schützen. Gewaltige Rundtürme und hohe Zinnenmauern, Gräben und Zugbrücken gaben fortan der Abtei, die auch im Innern umgebaut wurde, jenes kriegerische Ansehen, welches den Besucher so sehr überrascht und den Maler anzieht. An der klassisch-schönen marmornen Eingangspforte liest man noch heute mit großen Lettern den Namen des erlauchten Bauherrn: Julianus Cardinalis Ostiensis. Als Architekten nennt die Tradition des Klosters keinen geringeren als Bramante. Ein urkundlicher Beweis, nach welchem wir Historiker stets in erster Linie fragen müssen, liegt dafür bis jetzt nicht vor, aber unwahrscheinlich ist die Angabe nicht; denn als Kardinal Giuliano im Jahre 1503 den Stuhl Petri bestieg, da wurden fast alle Neubauten Bramante übertragen. Julius II. wies diesem genialsten Architekten jener Zeit, der gleichsam das ganze künstlerische Streben der Renaissance in sich verkörperte, Wohnung in Belvedere an. Bramante fielen nicht nur die zahlreichen Festungsanlagen des Papstes zu, sondern auch der Neubau des Vatikans und derjenige der Peterskirche.

Am weißen Sonntage, dem 18. April d. J. 1506 wurde der Grundstein zum neuen St. Peter gelegt. In feierlicher Prozession, von den Kardinälen und Prälaten begleitet, begab sich Julius II. von dem Hauptaltar der alten, baufällig gewordenen Basilika nach der 25 Fuß tiefen Grube des Fundamentes, über welcher sich jetzt jener gewaltige Pfeiler erhebt, welcher die Loggia mit dem Haupte des hl. Andreas enthält. Furchtlos stieg der greise Papst auf einer Leiter hinab; nur 2 Kardinaldiakonen, der Zeremonienmeister und einige Maurer begleiteten ihn. Der Grundstein trug die Inschrift: Papst Julius aus Ligurien hat 1506 im dritten Jahre seiner Regierung diese sehr verfallene Basilika herstellen lassen. Der Papst segnete diesen Stein und ließ eine Vase mit 12 neugeprägten Gedächtnismedaillen einsenken. Hierauf erteilte er noch am Ort der Grundsteinlegung selbst Segen und vollkommenen Ablaß. Alle Zuschauer waren von der erhabenen Weihe des großen Moments auf das tiefste ergriffen.

120 Jahre später, am 18. November, 1626 weihte Urban VIII. die neue Weltkathedrale ein, an der 20 Päpste mit den ersten Architekten in vielfacher Aenderung des grandiosen Grundplanes Bramantes gebaut und zu der alle christlichen Völker beigesteuert haben.

St. Peter ist das Denkmal der Kunstgeschichte nicht nur dieser 120 Jahre von der Hochblüte der Renaissance bis zum Uebergang ins Barock, von Bramante, Raffael, Michelangelo bis Maderna und Bernini, sondern selbst bis in das 19. Jahrhundert, in welchem Canova und Thorwaldsen dort die letzten großen Papstmonumente aufstellten.

Aber eine noch größere Kunstperiode umspannt der Vatikan durch seine antiken Sammlungen, durch die Sixtina und die Stanzen. Auch hier begegnet uns allenthalben der Name Julius' II.

In allem großartig und gewaltig beabsichtigte der Roverepapst nichts Geringeres als einen gänzlichen Um- und Neubau des alten vatikanischen Palastes. Leider trat der frühe Tod Julius' II. dazwischen. Das Vollendete ist aber immerhin so bedeutend, daß Albertini, welcher im Jahre 1509 eine Art von Führer durch das damalige Rom herausgab, sagen konnte: „Im Vatikan hat deine Heiligkeit mehr hervorgebracht als deine Vorgänger während eines Jahrhunderts."

Das Genie Bramantes zeigte sich bei diesen Profanbauten nicht weniger als bei seinen Kirchenanlagen. Wie wunderbar sind in dem von ihm entworfenen Damasushofe Anmut und Leichtigkeit mit Großartigkeit verbunden! Welch ein Kunstwerk ist die säulengetragene Wendeltreppe im Belvedere! Sich selbst aber hat Bramante übertroffen bei der großartigen Hofanlage, welche den alten Vatikan mit dem Belvedere verband. Durch Umbauten und Zusätze ist leider diese Schöpfung Bramantes bis zur teilweisen Unkenntlichkeit verändert worden — rein erhalten und vollendet würde sie ihresgleichen nicht auf Erden gehabt haben.

Die antiken Kunstwerke, die Julius II. bereits als Kardinal gesammelt hatte, ließ er im Cortile di Belvedere aufstellen. Dieser Hof ward zu einem Garten umgewandelt. Inmitten von Orangebäumen und rauschenden Brunnen gelangten hier in halbrunden Nischen, welche Bramante anlegte, der berühmte Apollo und die Venus Felix sowie bald auch neu entdeckte Statuen zur Ausstellung.

Julius II. hatte nicht nur das Glück, die größten Künstler für seine Unternehmungen zu finden, sondern auch das Glück, die berühmtesten Antiken ausgraben zu sehen. Im Jahre 1506 fand man unweit der Kirche St. Martino ai Monti die Gruppe des Laokoon. Der Papst sandte sofort den Giuliano di San Gallo zur Fundstelle; demselben schlossen sich Michelangelo und Giulianos 9jähriger Sohn Francesco an. Letzterer erzählt: „Wir machten uns alle drei, ich auf dem Rücken meines Vaters, auf den Weg. Als wir hinunterstiegen, wo die Statue lag, sagte mein Vater sogleich: Das ist der Laokoon, von dem Plinius spricht. Man erweiterte nun die Oeffnung, so daß das Werk herausgeholt werden konnte." Bereits im Mai 1507 ward auf dem Campo di Fiore ein neuer Antikenfund gemacht: Herakles mit dem kleinen Telephas auf dem Arme. Auch dieses Werk erwarb der Papst. In der Folgezeit ward die Sammlung des Belvedere noch vermehrt durch den sog. Tigris und die liegende Figur der Ariadne. Im letzten Regierungsjahre Julius' II. kam dann noch die bekannte große Statue des Tiber hinzu, welche in der Nähe der Minervakirche ausgegraben wurde. Allein alle diese Schätze der antiken Kunst verschwanden vor den Wunderwerken christlicher Kunst, welche gleichzeitig der Vatikan durch Julius II. erhielt.

Bei diesen Werken näher verweilen, heißt den Roverepapst erst völlig erfassen und in das Innerste der Seele dieses gewaltigen Mannes eindringen. Es gilt dies namentlich und in erster Linie von den Stanzen Raffaels. Ein tiefes Dunkel liegt leider über der Entstehungsgeschichte dieser wunderbaren Schöpfungen des göttlichen Urbinaten. So überreich sonst für die Zeit Julius' II. die Quellen fließen: hier ist einer jener Punkte, wo sie fast völlig versagen. Wir besitzen Tausende von Schreiben und Berichten, die in jenen Tagen in Rom niedergeschrieben wurden, mit reichen Detailnachrichten über die verschiedensten Personen und Angelegenheiten: der Name von Raffael wird in denselben kaum einmal genannt, von seinen Werken ist nur ganz allgemein die Rede. Nur die Studienblätter des Meisters, welche die Kunstsammlungen von Wien, Windsor, Oxford, Paris und Frankfurt a. M. bewahren, lassen uns einen Blick in die Genesis der Stanzen tun. Dazu kommt eine allerdings sehr kurze, aber außerordentlich wichtige Notiz im Leben Raffaels von Paulus Jovius. Dieser Historiker, der zugleich ein höchst feiner Kunstkenner war — seine Bildergalerie in Como genoß einst einen europäischen Ruf und ihre Zusammensetzung beschäftigt noch heute den Scharfsinn unserer ersten Kunsthistoriker —, Jovius also berichtet ausdrücklich: „Raffael malte im Vatikan zwei Gemächer nach der Vorschrift des Papstes Julius aus."

Aus dieser bestimmten Angabe eines ausgezeichnet unterrichteten und zugleich kunstverständigen Zeitgenossen ergibt sich mit Sicherheit, daß Julius II. selbst den Grundgedanken zu den beiden ersten Gemächern der Stanzen angegeben hat. Für manche Einzelheiten wird Raffael, der als 25jähriger Jüngling die monumentale Arbeit im Herbst d. J. 1508 begann, Rat bei den ihm befreundeten römischen Theologen und Humanisten geholt haben. Sowohl für die sog. Disputa, wie namentlich für die Schule in Athen war eine solche Unterstützung unumgänglich notwendig. Wie weit im einzelnen der Einfluß dieser gelehrten Berater ging, kann mit dem bis jetzt vorliegenden Quellenmaterial mit Sicherheit nicht entschieden werden. Meines Erachtens dürfte man sich bei dieser ganzen Frage vor zwei Extremen zu hüten haben: einerseits darf man die Besprechungen Raffaels mit Theologen und Humanisten nicht auf ein Minimum reduzieren (woher sollte z. B. der 25jährige Malerjüngling jene Kenntnisse der griechischen Philosophie geschöpft haben, welche die Schule von Athen zeigt, wenn nicht bei Gelehrten), anderseits darf man den Einfluß anderer auf Raffael nicht so überschätzen, daß man denselben gleichsam nach dem Programm eines gelehrten Komitees arbeiten läßt. Wie es sich nun aber auch um diese Einflüsse verhalten mag, durch das Zeugnis des Jovius steht es fest, daß Julius II. den Grundgedanken zu den beiden ersten Stanzen angegeben hat. Dieser Grundgedanke entspricht der geistigen Größe des Roverepapstes.

Der Grundgedanke der ersten Stanze, der sog. Camera della Segnatura ist am leichtesten zu fassen, wenn man die durch Inschriften klar gekennzeichneten, herrlichen allegorischen Frauengestalten ins Auge faßt, welche Raffael in den 4 Kappen der Stuckdecke in großen Rundbildern anbrachte. Die vollen kräftigen Farben dieser hehren, auf Wolken thronenden Gestalten werden gemildert durch einen leuchtenden Goldgrund von scheinbarem Mosaik. Diese Gestalten sind gleichsam die erklärenden Ueberschriften der vier Wandfresken. Die Wissenschaft des Glaubens, die Theologie, umfaßt die Kunde der göttlichen Dinge — divinarum rerum notitia, wie die von herrlichen Engeln getragene Inschrift zu dieser Gestalt sagt, deren Gewänder die Farben — weiß, grün, rot — der drei theologischen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe zeigen. Die beiden Hauptquellen der durch die Theologie vermittelten Erkenntnis sind die Tradition und die Hl. Schrift. Dieses Buch der Bücher hält die Theologie in der Linken, während sie feierlich mit der Rechten hinabdeutet auf das große Wandfresko, welches die hervorragendsten Vertreter der Tradition und Wissenschaft um das höchste Geheimnis und den eigentlichen Mittelpunkt des christlichen Kultus versammelt darstellt.

Noch Größeres hat Raffael bei Darstellung der Poesie geleistet. Diese mit einem Lorbeerkranz gekrönte Frau erscheint wahrhaft von

der Gottheit angeweht — numine afflatur, wie die Inschrift sagt. Antike Einflüsse und starke Symbolik weist die dritte Frauengestalt, die Philosophie, auf. Raffael gab ihr zwei mächtige Bücher in die Hände, welche die Aufschriften Sitten und Naturlehre tragen, während die geflügelten Genien zu beiden Seiten Tafeln halten mit der Inschrift: Erkenntnis der Ursachen — causarum cognitio. Vier Genien umgeben die letzte Gestalt; die Inschrift „Jedem sein Recht erteilend" (jus suum unicuique tribuit) läßt keinen Zweifel, welche Macht hier versinnbildet werden sollte.

Dieser malerische Schmuck der Decke der Camera della Segnatura steht in engstem Zusammenhang mit den vier großen Wandgemälden, welche die vier gewaltigen, das menschliche Leben beherrschenden Geistesmächte darstellen: die Theologie, welche die Geheimnisse der Offenbarung und der Wunder des Glaubens enthüllt, die Philosophie, welche mit dem Lichte der Vernunft den Grund und das Wesen der Dinge erforscht, — die Poesie, welche mit Anmut und Schönheit das Leben ziert, endlich die Rechtskunde, welche Ordnung und Sicherheit in die Gesellschaft bringt.

Dieser Reihenfolge der geistigen Tätigkeit entspricht die Höhe der künstlerischen Darstellung, welche in dem Bilde der Theologie gipfelt.

Am einfachsten gehalten ist die Verherrlichung der Rechtskunde, für deren Darstellung Raffael eine jener Wandflächen wählte, welche durch ein großes Fenster durchbrochen ist. Links von demselben erblickt man den Kaiser Justinian, welcher dem Trebonian seine Gesetzsammlung überreicht, rechts Papst Gregor IX., welcher die Züge Julius' II. trägt, mit den Decretalen.

Auf der entgegengesetzten Wand, deren Fenster sich nach dem Belvedere öffnet, kam die Verherrlichung der Dichtkunst, der sog. Parnaß zur Darstellung. Gelehrte Pedanten haben sich abgemüht, jede einzelne der 28 Figuren dieses Gemäldes zu erklären — wir verweilen lieber bei dem Ganzen. Wahrhaft wunderbar ist die Komposition. Gleichsam spielend ist vor allem die Schwierigkeit überwunden, welche das Fenster darbot, indem über dasselbe der Parnaß gemalt ist, dessen Abhänge sich ganz natürlich an beiden Seiten herabziehen. Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Freskos ist die musikalische Stimmung, welche der Meister in dasselbe hineingelegt hat: man glaubt Apolls Spiel und den Gesang des blinden Homer zu vernehmen, welche die mit höchstem Genuß lauschende Versammlung zur schönsten Einheit verbinden.

Der Darstellung der Philosophie, der sog. Schule von Athen, ist das dritte Fresko gewidmet, welches die eine große Halbwand der ersten Stanze füllt. Raffael blieb auch hier in der antiken Welt, aber welch ein Gegensatz zum Parnaß! Dort eine von heiterer Begeisterung und seligem Genuß strahlende Dichtervereinigung, hier eine von tiefem Ernst und unablässigem Forschen und Grübeln bewegte Gelehrtenversammlung. Auch der Schauplatz ist ein anderer: statt des von hohen Lorbeerbäumen beschatteten blumigen Götterberges ein kuppelgekrönter Tempel mit den Statuen der Minerva und des Apollo. Aus der Tiefe dieses herrlichen Renaissancebaues schreiten langsam durch einen Doppelchor ehrfurchtsvoller Schüler die Philosophenfürsten Plato und Aristoteles. Letzterer deutet mit der ausgestreckten Rechten nach der Erde, während Plato nach oben weist.

Ueber die Erklärung der übrigen Figuren ist außerordentlich viel geschrieben und heftig gestritten worden, wie denn über die Schule von Athen sich eine kleine Bibliothek angesammelt hat. Man darf sich aber auch hier nicht in Einzelheiten verlieren und pedantisch jede Figur benennen wollen. Die Hauptsache ist der Grundgedanke des Ganzen. Ueber diesen kann kaum ein Zweifel obwalten. Dargestellt ist unter Zugrundelegung der damals üblichen Einteilung in die sieben freien Künste das menschliche Ringen nach Erkenntnis und Wissenschaft mittels der Leuchte menschlicher Vernunft. Dieses Ringen nach Erkenntnis des letzten Grundes aller Dinge fand seinen Abschluß in Plato und Aristoteles. So anziehend auch die vielen wunderbaren Einzelfiguren sind, unwillkürlich weiß der Meister das Auge des Beschauers immer wieder zurückzulenken auf die hochragenden Gestalten von Plato und Aristoteles, welche als die Größten und Mächtigsten diese Gelehrtenakademie beherrschen. Obgleich diese Geistesriesen alle natürliche Kraft aufwandten, in den Vollbesitz der höchsten Wahrheit vermochten sie nicht zu gelangen. An einem Punkte scheiterten alle Denker der alten Welt, auch Plato, der große Unsterblichkeitsphilosoph, an dem Begriff vom Wesen und Ursprung des Bösen, der Sünde. Aus diesem Grunde vermochte nach der treffenden Bemerkung eines der geistvollsten Beurteiler des Heidentums auch die griechische Philosophie die Todeswunde der antiken Welt nicht zu heilen. (Schluß folgt.)



Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Zuweilen tut es dem Menschen wohl, in Schönheit, Natürlichkeit und Unschuld ein neues Leben zu beginnen, und so verließ ich die dunstigen Kulturniederungen, in denen die Romane Bilses, des Grafen Baudissin und des Verfassers von Götz Krafft gedeihen, und zog dorthin, wo reine und große freie Auffassung ein menschenwürdiges Dasein gestatten — ja ich zog in Gösta Berlings Land — ins wälderreiche, seendurchflochtene Schweden und ließ mir als ein großes Kind von Selma Lagerlöf die alten Sagen und Weltmärchen ihres Volkes erzählen und lebte in einem Rausche der Phantasie und der Güte und fühlte mich gesunden. Noch oft — oft werde ich dahin zurückkehren und untertauchen im Erfrischungsbade dieser großen, reinen ursprünglichen Sprache, dieser gewaltigen Art des Auffassens und Schauens. Wenn mich doch recht viele begleiten wollten! Denn auch heute noch werden wir am Märchenborne wieder jung und finden dort die Bedeutung unseres Lebens gereinigt und verschönt wieder und ruhen aus im Schatten der alten Weltesche.

Vielleicht werden manchem die Verse, welche ich hingerissen vom Dank für die Spenderin so reicher Stunden schrieb, aus der Seele gesprochen sein:

Sieh, meine Seele bringt dir ernsten Gruß —
Du stolzes Weib, das Gösta Berling schrieb.
Du Lebensstrom, stark wie des Nordens Fluten,
Du Weltensee, in dem sich alles spiegelt,
Was Himmel, Hölle, Tal und Berg ersann!
Du Weltenseele, die du alles weißt,
Von Lieb und Tod, von Schöpferkraft und Grab,
Vom Nornensang zum schlichten Kinderlied,
Vom wilden Schrecken bis zum süßen Traum,
Vom milden Lächeln bis zum Teufelsfluch!
Du Weltenauge, dem kein Strahl sich birgt,
Du Weltenohr, dem keiner Schwingung Klang
Im weiten hohen Himmelsraum entgeht,
Du Weltenherz, in dem mein zitternd Sein,
Das sich so oft in schwerem Kampf verlor
Sich wiederfand, gestählt von Kraft und Mut!
Werd ich dein glühend Antlitz einmal schau'n?
Ach, niemals wohl, denn in Geheimnis hüllt
Und schlichte Form der Genius sich ein.
Und fern von Menschen, wo die ew'ge Flut
Von Gletschern strömt, wo still der Alpsee träumt
Und die Natur ihr Angesicht entschleiert,
Wohnt sie und fürchtet das banale Wort.

Dazwischen griff ich wohl nach den „Loveletters of an English woman", denn ich liebe das Buch. Es ist etwas ganz Feines, Intimes, Zärtlich-trauliches darin, das mir an die Seele greift. Es ist eines der persönlichsten, unmittelbarsten Bücher, die je geschrieben wurden. Ich wünsche, recht viele Männer würden dieses Buch lesen. Sie würden daraus sehen, wie tief, wie intensiv, wie herzlich und innig Frauenliebe sein kann, und lernen, sie höher zu schätzen, als sie gewöhnlich tun.

Kluge und weitsichtige Kenner haben gesagt, daß die hohe geistige Entwickelung des heutigen Frauengeschlechtes zwischen ihm und dem Manne eine kaum auszufüllende Kluft aufrichten wird; denn je entwickelter ein Mensch ist, um so leidenschaftlicher verlangt er nach dem Verständnis, ja die Liebe heißt für ihn eigentlich dann nur „Verständnis" im weitesten Sinne des Wortes.

Um sich zu verstehen, wird es Männern und Frauen dienlich sein, wenn sie an ihren gegenseitigen in Büchern niedergelegten Konfessionen nicht gleichgültig vorübergehen.

Wie schmerzlich und tief auch manche junge Männer den Verlust von Frauenliebe empfinden und auffassen, hat mir übrigens kürzlich wieder ein kleines Versbuch Max Reschreitters „Die leuchtenden Nächte" gezeigt. Darin ist gar viel zu lesen von seliger Liebe, Enttäuschung und vergeblicher Sehnsucht, und wer wollte unseren jungen Dichtern wehren, diese Klänge immer wieder anzustimmen, diese Klänge, die unermüdlich durch alle Jahrhunderte geströmt sind. Ja, das alte Lied!

„Hollunderblüten dufteten durch die Nacht,
Des Schweigens und Vergessens bleiche Blüten.
Ein armes Märlein ist in mir erwacht
Aus Zeiten, die so selig einst erglühten.
Ich seh uns wieder schreiten durch das Land,
In Kinderkleidern noch, in stummer Wonne;
Wir hielten übers Auge hoch die Hand,
Geblendet ganz von allzu vieler Sonne.

Nun ging die Zeit. Im Busch die Nachtigall
Sang und erstarb. — Des Lebens Wellen rannen.
Uns trieb's hinaus, hinaus zum Menschenschwall,
Und Liebe und Erinnerung zog von dannen.
Mir ahnt, ich seh dich nimmer, nimmermehr.
Fremd und verschollen wirst du stets nun fahren,
Und ob mein Herz nach dir auch ruft so sehr,
Sind tot die Zeiten doch, die selig waren."

Hoffen wir, daß dieser junge Dichter aus seinen Liebesschmerzen emportaucht zu der Dichtung ernsten, männlichen Lebens, die Reinheit und der Wohllaut seiner Sprache stempeln ihn schon jetzt zum Künstler.

Vor mir liegen, einstweilen nur durchflogen, abermals zwei Frauenbücher:

Da ist zuerst die von Habbel in Regensburg neu edierte Bekenntnisschrift der Gräfin Hahn-Hahn: „Von Babylon nach Jerusalem", die mich mächtig anzieht. Denn es ist immer lehrreich, trostvoll und erhebend, jene Wege kennen zu lernen, auf denen ein kluger, vielerfahrener Geist zu Gott, unserem letzten und ewigen Ziele kam.

Vielleicht möchte ich wünschen, die Gräfin wäre hier und da etwas weniger selbstbewußt gewesen, aber sie war wohl eine sehr stolze Natur. Die Hauptsache ist, daß es ihr Ernst, heiliger, bitterer Ernst war mit ihrer Wallfahrt zum Horte aller Gnaden, und die Aufrichtigkeit ist sowohl im Leben als in der Literatur das einzig Fesselnde.

Und dann kommt Ellen Key mit ihren Betrachtungen über „Ehe und Liebe". Es ist ein sehr geistreiches, idealistisches, viel verlangendes Buch und ist seiner Zeit vielleicht um ein ganzes Jahrtausend voraus, stellt auch zuweilen abnorme und unsinnige Thesen auf, aber darin hat sie Recht, die gute Ellen Key, in bezug auf die Auffassung der „Liebe" sind wir leider weder ein Kulturvolk, noch, was gleichbedeutend ist, ein christliches Volk.

Schütteln Sie nicht Ihr Haupt — das ist nicht Pessimismus — ich will ja gern an leuchtende Ausnahmen glauben, aber wahr ist's dennoch und trauriger, als ich sagen kann.

Der neue Elias.

Von

Pet. Brandts-Sobieski.

Alles schon dagewesen! Der kürzlich in Berlin aufgetauchte amerikanische „Elias" ist durchaus nicht das Original, als das er sich ausgibt; er hat sein Modell in Dübia, den der königl. Gerichtshof zu Grenoble (Frankreich) im Mai des Jahres 1829, also genau vor 75 Jahren, als falschen Propheten erklärte und wegen Betrugs zu einer 2jährigen Haftstrafe verurteilte. Das Plädoyer des Generaladvokaten in diesem Prozeß ist der Nachwelt in von Maltens „Bibliothek der neuesten Weltkunde" 9. Teil (Aarau 1829) überliefert. Darin heißt es u. a.: „Alles, was die abgefeimteste Betrügerei unter dem Deckmantel des äußeren bescheidenen Anstandes und der Frömmigkeit einzugeben imstande sein kann, ist von Dübia in Ausführung gebracht worden, um sich Anhänger zuzuwenden und das Werk systematischer Spitzbüberei zu verschleiern. Von dem unglaublichsten Aberglauben begünstigt, hat er das Geheimnis entdeckt, Schätze zu sammeln, indem er die Verachtung der Reichtümer predigte und die Güter einer anderen Welt versprach. Er hat überschwengliche Belohnungen denjenigen verheißen, die er zu seinen Auserwählten ernannte. Als neuer Prophet hat er den Gläubigen große Umwälzungen angekündigt, welche die Erde bedrohen. Er hat ihnen offenbart, daß eine Feuer-Sündflut in kurzem das Weltgebäude überschwemmen und daß nur das Kloster Parmenie nebst den darin befindlichen Auserwählten verschont bleiben werde. Um aber zu diesen Auserwählten zu gehören, mußte man in dem Buche eingeschrieben sein, wofür man nach Gutdünken bezahlte ... Daß ein rohes und wildes Volk in der Vorzeit an die Wissenschaft der Auguren geglaubt, begreift sich; daß im 19. Jahrhundert (jetzt haben wir bereits das 20.) ein so dummer Aberglaube, wie er hier beurkundet wird, einigen Halt in unserem Lande hat gewinnen können, das ist unbegreiflich." Die Gründung von Dübias angeblichem Kultus, dem sich auch ein katholischer Priester namens Marion anschloß, schreibt der Generaladvokat, gestützt auf das Beweismaterial, einem Frauenzimmer namens Nanon Bonneton zu. Diese begann in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts damit, ein Universalmittel zu verkaufen und Quacksalberei zu treiben. Bald sprach man von ihren „Kuren" als von Wundern. Ihre unzertrennliche Begleiterin war ihre Schwester Therese; beide wohnten zu Parmenie bei dem schwachsinnigen säkularisierten Pater Marion. Diese drei stifteten die „Religion der Heiligen". Marion war darin der Papst, Nanon, schlechtweg die Heilige genannt, gab sich für die Schwiegertochter der Muttergottes aus. Von allen Seiten strömte das abergläubische, durch die Mißregierung, Revolution und die Kriege verwilderte Volk herbei, um Heilung und Gebete von der „Heiligen" zu erkaufen. Dieser Erfolg machte das Kleeblatt täglich unverschämter. Die gröbsten Gotteslästerungen wurden schließlich von ihnen verübt, mit denen sich das Gericht ebenfalls befaßte. So wurde zeugeneidlich festgestellt, daß Nanon eines Abends „offenbarte", sie sei vom hl. Geist befruchtet und besonders auserwählt, den Messias zu gebären, der das Antlitz der Erde erneuern sollte. Dieser Messias würde das Licht der Welt mit einem Szepter in der Hand erblicken, um alle Nationen zu beherrschen. Der Augenblick sei nahe, wo alles dies in Erfüllung gehen werde. Um den künftigen Messias herauszuputzen, verfertigte die „Heilige", die sich von nun an die Madonna nannte, eine Menge Kinderhemdchen mit echt goldener und silberner Stickerei, sowie mit kostbaren Bändern und Spitzen besetzte Wäsche, Spielsächelchen 2c. Diese befremdende Prophezeiung hatte einen noch befremdenderen Erfolg, um so mehr, als sie durch die Zeitbegebenheiten begünstigt wurde. Die Kirche war verfolgt. Man glaubte sich unter der Regierung des Antichrists und die Erscheinung eines Erlösers erschien nie notwendiger; die Erzählung der Wunder, welche sich in Parmenie ereignet haben sollten, ging von Mund zu Munde. Die Behörde beschloß die Verhaftung der „Madonna", konnte ihrer aber nicht habhaft werden. Die Verfolgung aber diente nur dazu, ihren Anhang zu vermehren. Das Kloster wurde schließlich im Jahre VI der Republik durch die Nationalgarde umringt, alles durchsucht und schließlich fand man Nanon, die mit ihrer Schwester Thereie ins Gefängnis zu Grenoble gesperrt und 10 Monate gefangen gehalten wurde — aber der „Messias" erschien noch immer nicht. Nach ihrer Entlassung kehrte die „Madonna" nach Parmenie zurück und begann wieder zu predigen. Nun verkündete sie die nahe bevorstehende Erscheinung eines Propheten als Vorläufers des neuen Messias. Der Prophet erschien auch bald in der Person Dübias unter dem Namen Elias. Nachdem er durch eine überaus langsame Reise die Ungeduld und den Eifer der „Gläubigen" aufs höchste gesteigert, hielt er seinen feierlichen Einzug zu Parmenie, predigte in der Kapelle, die von Zuhörern vollgepreßt war, und prophezeite Wort für Wort dieselben Dinge, welche die „Heilige" verkündet hatte. Er fügte hinzu, daß er eigens vom Himmel gesandt sei, um alles dies zu offenbaren; er sei viel älter als Abraham; er allein habe den Auftrag erhalten, den Untergang des Weltalls vorauszusagen, und wenn andere ihn verkündeten, so dürfe man ihren Worten keinen Glauben schenken, selbst wenn ein Engel vom Himmel erschiene; dessen Worte würden nur Gotteslästerung sein. Das Opfer, verkündete er weiter, habe aufgehört, daher sei es verboten, die Messe von Priestern zu hören, die der Republik den Treueid geschworen, denn das sei die Regierung des Antichrist. Auch verbot der wunderliche „Prophet", sich zu verheiraten. In seinen Predigten begründete Dübia sein ganzes System auf die Prophezeiung entsetzlicher Katastrophen. Die von Daniel verheißene Zeit der Zertrümmerung werde unverzüglich erscheinen. Der Tag des Herrn sei nahe. Der Baum werde umstürzen, die Axt sei schon an die Wurzel gelegt. Die ganze Erde, mit Ausnahme des Klosters Parmenie, werde vom Feuer Sions verzehrt werden, wodurch die zweite in der Schrift verkündete Begebenheit entstehen solle. Lange habe im Himmel ein großer Streit über den Punkt stattgefunden, der allein verschont werden solle, bis man sich endlich für Parmenie entschieden habe, weil hier die „heilige Mutter" wohne.

Dübia gebot nun, zum Zeichen der Vereinigung eine Fahne an den großen Baum vor dem Kloster zu binden. Er sagte zugleich, daß man eine ganz ähnliche Fahne am Tage des Jüngsten Gerichts erblicken werde, daß, wenn jene Löcher zeigen werde, man gen Himmel blicken solle, um in den Wolken die Fahne zu sehen, welche nicht von Menschenhänden gemacht worden.

Um das Kloster herum ließ Dübia eines nachts Grenzsteine aufstellen, welche das Feuer Sions nicht überschreiten dürfe. Die vier Winkel der Erde hatten nur einen Eingang, durch den die eingelassen werden sollten, welche die große Katastrophe, in der alles übrige umkommen sollte, zu überleben bestimmt seien. Nach diesen Ereignissen würde der Messias eine Stadt auf dem Berge erbauen, eine neue tausendjährige Periode, das goldene Zeitalter würde beginnen und alle die, so sich in Parmenie befinden, würden die Glücklichen des goldenen Zeitalters genannt werden. Alsdann brauche man nicht mehr zu arbeiten, kein Bedürfnis, keine Langeweile, keine Krankheit gäbe es mehr; man werde sich unausgesetzt in der Gegenwart des Erlösers befinden und von ihm mit unaufhörlicher Glückseligkeit überschüttet werden.

Um seine Zuhörer noch mehr aufzuregen, begleitete Dübia seine Prophezeiungen mit entsetzlichen Verwünschungen gegen alle, welche seinen Worten keinen Glauben schenkten, besonders aber gegen die, welche von beeidigten Priestern die Messe hörten. Tausend glühende Kohlen würden auf den Köpfen derjenigen brennen, die nicht an ihn glauben. Sein Mund würde verzehrende Flammen über sie ausspeien. — Viele wurden von diesen Bildern derart ergriffen, daß sie heulten, in Verzweiflung gerieten, sich die Haare ausrauften und die Brust zerschlugen.

Nach den Predigten erteilte Dübia in der Sakristei Audienzen. Die Zerknirschten wurden einzeln eingelassen, küßten dem „Propheten Elias" in Inbrunst die Füße, flehten um seinen Segen und brachten beträchtliche Opfer dar, ohne daß er sie daran zu erinnern brauchte. Dagegen empfahl er ihnen die strengste Verschwiegenheit, machte ihnen mit dem Finger, den er zuerst in den Mund gesteckt, ein Zeichen auf die Hand, dabei mit dumpfer Stimme unverständliche Worte murmelnd, und gab ihnen die Zusicherung, daß sie an dem großen Tage die Wirkung seines Schutzes verspüren würden.

Die Bauern hielten es in Erwartung des jüngsten Tages für überflüssig, ferner zu arbeiten. Sie vernachlässigten ihre Felder, säten und pflanzten nicht mehr, weil sie in dem goldenen Zeitalter nichts mehr zu bedürfen vermeinten. Ihre Ehrfurcht vor „Elias" ging bis zur Raserei. Die höchste Gunstbezeugung für sie bestand darin, daß er ihnen erlaubte, seine Teller zu belecken und den Rest aus seinem Glase zu trinken. Bemerkte man eines seiner Haare auf seinem Gewande, so schlug man sich darum, und der Glückliche, dem es zugestanden wurde, bewahrte es wie ein Heiligtum. Ja, Dübia trieb sogar manchmal seinen Spott mit ihnen. Ein Zeuge erzählte, daß, nachdem er 15 Franken gezahlt, um in das Lebensbuch eingeschrieben zu werden und eines Platzes im Paradiese sich zu versichern, man ihn ein Etwas habe küssen lassen, das ein wenig zwischen zwei Vorhängen hervorguckte, und das ihm, seiner großen Erbauung und Verzückung ungeachtet, wie der Teil eines menschlichen Körpers vorgekommen sei, den hier zu nennen der Anstand verbietet.

Der Prophet hatte sich auch einen „Patriarchen" zugelegt, ein Individuum namens Piva-Blayon — ein Landstreicher von Profession! Weiterhin 12 „Apostel", die um Mitternacht mit Kreuzen und brennenden Wachskerzen eine geheimnisvolle Prozession um das Haus machen mußten. Auf der nackten Brust trugen sie ein kleines Kreuz von Tannenholz und einen Beutel mit „geweihtem" Brot und Erde vom Kirchhof. Wie der Elias der Bibel, hatte auch der falsche Prophet seinen „himmlischen Boten", der ihn von allem unterrichtete, was ihm notwendig und nützlich sein konnte; da ihm jedoch ein Rabe den Dienst nicht leisten wollte, ernannte er einen schnellfüßigen Burschen namens Accoyer zu seinem Merkur. Unglücklicherweise brach dieser ein Bein und bat den Propheten, ihn zu heilen. Aber so viele Mühe er sich auch geben mochte, es wollte ihm nicht gelingen und der arme Knabe blieb lahm.

Unterdessen harrte man der Geburt des Messias mit Ungeduld. Dübia verkündete sie aufs feierlichste. Aber Wunder über Wunder! Statt der „heiligen Mutter" Nanon kam auf einmal ihre Schwester Therese nieder und der Messias, der geboren wurde, war — ein Mädchen, das nach drei Tagen starb. Die Verwirrung im Kloster war allgemein. Der Pater Marion geriet in große Wut, schrie über Unzucht, Verrat, Betrug und sagte es dem „Propheten Elias" auf den Kopf zu, daß er der Vater des Kindes sei.

Trotzalledem wich Dübia nicht von seinem Posten als „Elias". Die „Madonna" ließ er mit ihrer Schwester Therese verschwinden, „bis ihr Augenblick gekommen sei". Aber die „Heilige" starb 1819 zu Lyon, während die Mutter des „weiblichen Messias" am Leben blieb. Fragte man Dübia nach der „Heiligen", so sagte er: „Sie schläft, aber sie wird bald erwachen. Wisset ihr nicht, daß in der Apokalypse geschrieben steht: eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit machen drei Jahre und ein halbes? Also nach vierthalb Jahren blicket gen Himmel und ihr werdet sie sehen! Das alles mußte also geschehen, sie mußte auf einige Zeit verschwinden, damit man sie nicht kenne."

Aller dieser Begebenheiten ungeachtet, wurden den armen Verführten nicht die Augen geöffnet. Unaufhörlich ließen sie sich brandschatzen und dennoch zweifelten sie nicht an der göttlichen Sendung ihres „Elias"! Auch Marion starb, und der Prophet pries sich glücklich, daß er gerade in der Nähe war und dem Teufel des Paters arme Seele entreißen konnte, was ihm nur mit Aufbietung aller Kraft und vieler Mühe gelungen sei. Nachts darauf sei ihm Marion erschienen, habe ihm gedankt für den Freundschaftsdienst und ihm verkündet, daß seine Seele im Himmel sei, wo sie für die Gläubigen, welche in ihrer Anhänglichkeit an den Propheten nie wanken würden, inbrünstig bete.

Man hatte Dübia den Prozeß gemacht, nicht allein wegen Betrugs, sondern auch, weil durch diese Betrügereien die Religion des Staates beleidigt worden sei; indes erachtete der Gerichtshof ein Vergehen gegen die Religion des Staates nicht als erwiesen.

Unwillkürlich steigt einem beim Lesen der Geschichte dieses Dübia-Elias der Verdacht auf, der neue amerikanische „Elias" habe die Akten dieses Prozesses studiert und, wie jener sich die Zerfahrenheit der katholischen Kirche in Frankreich vor hundert Jahren zu nutze machte nach dem schrecklichen Elend, das die Mißwirtschaft eines Roy soleil und seiner Nachfolger, der Aufkläricht der Freigeisterei und die Zerstörungen des Jansenismus und der Revolution unter den Katholiken angerichtet hatten, die heutige Zerfahrenheit des Protestantismus benutzt, um als Wolf im Schafspelze seine abergläubischen Lämmer zu scheren.

Die Wagnerfestspiele im Münchener Prinz-Regenten-Theater.

Von

Hermann Teibler.

III.

Der weitere Verlauf der Festspiele hat sich nurmehr mit Wiederholungen zu befassen; gegenwärtig stehen wir vor dem Ende des zweiten Ringzyklus, die angesetzte Anzahl der Aufführungen der „Meistersinger" und von „Tristan und Isolde" haben bereits stattgefunden. Die Besetzung des letzteren Werkes wies bei seiner Wiederholung einige Aenderungen auf; so durften sich die Münchner freuen, in Frl. Matzenauer eine vortreffliche Brangäne gewonnen zu haben. Die anscheinend noch sehr jugendliche Künstlerin hat die außerordentlich glückliche Naturgabe eines leichten Anpassungsvermögens; sie hat sich in allen Rollen, die wir bis jetzt von ihr sahen, vortrefflich bewährt. Gewiß besitzt sie noch nicht jene starke Großzügigkeit, die zumal Wagnersche Frauengestalten immer erfordern, aber es ist ihr ein feiner, künstlerischer Takt zu eigen, der sie dem Gewollten nahe bringt, ohne die Mühe der Absicht bemerken zu lassen. Zur Berufung dieser Künstlerin glauben wir unserer Hofbühne gratulieren zu dürfen.

Ueber den Hans Sachs van Rooys haben wir bereits berichtet; er sang nunmehr auch den Kurwenal, und gegenwärtig hat der entthronte Wotan Bayreuths die alte Würde und die alte Not in unserem Festspielhause wieder auf sich genommen. Sein Kurwenal ist eine jedenfalls interessante Leistung, die nur unter dem Kardinalfehler des Künstlers leidet, unter dem Bestreben, seine allerdings unvergleichlichen Stimmittel möglichst zur Geltung zu bringen. Man darf auch seinem Holländer und Wotan diesen Vorwurf nicht ersparen, nirgends ist aber diese Gewohnheit so fehl am Ort, wie bei dem treuen Knecht Kurwenal, in dessen Munde dieser übertriebene Brustton mit dem Ziel ins Publikum zur aufdringlichen Tugendprahlerei wird. Das rein menschlich tief Ergreifende seines Holländer haben wir schon von Bayreuth her rühmend erwähnt und sein Wotan hat zum mindesten an hör- und sichtbaren Machtmitteln eine starke Menge, mit der auch ein ausgiebiger Aufwand getrieben wird. Wir sind aber an den Wotan unsres Feinhals gewöhnt, der sich wesentlich stiller gibt und gerade deshalb mit viel größerer innerer Hoheit wirkt und in seinen Zorn- und Leidensausbrüchen jene Höhe dramatischer Gewalt erreicht, die man nicht erreichen kann, wenn man sie auch dort festhalten will, wo sie vom Dichter gar nicht gewollt ist.

Im „Holländer" lernten wir eine neue Senta in Frau Gadsky kennen — eine Senta, die sicherlich von dem peinlichen Kunstgeschmack der Künstlerin Zeugnis gibt und im gesanglichen Teil auf das subtilste ausgearbeitet war, während der darstellerische Teil der Rolle über den Eindruck des Korrekten nicht hinauskam. Den Erik hat mit sehr gutem Gelingen unser Reiter übernommen.

Die „Rheingold"-Aufführung der ersten Ringwiederholung hat neben dem bereits besprochenen Wotan auch unsern köstlichen Mime (Hoffmüller) an seine alte Stelle gesetzt. Sie verlief bei peinlich genauer Funktionierung des technischen Apparates sehr glatt und ließ nur in der letzten Szene eine leichte Ermüdung der stark in Anspruch genommenen Bühnenkräfte bemerken. Eine Ueberraschung brachte die Walküre mit der Sieglinde, die Frl. Fremstad sang. Die Künstlerin war einst eine der hervorragendsten Kräfte unserer Oper. Sie besitzt einen nie verfehlenden Instinkt und einen immer tätigen Geist, mit deren Hilfe es ihr gegeben war, selbst einen Amor, eine Mignon interessant zu machen. Mit Wagner fand sie sich zumeist weniger leicht ab, weil sie hier nicht Gelegenheit hatte,

blutlose Theaterschemen erst mit eigenem Geist erfüllen zu müssen, und nun ist Frl. Fremstad auch noch der schwersten Krankheit ihrer Stimmgenossinnen verfallen, dem Zug nach der Höhe. Daß sie all das Mißliche nach Aufwand aller Kraft zu überwinden vermochte, darf ihr zugestanden werden; ob aber solche Experimente im Festspielhaus nicht ein doch zu kühnes Wagnis bedeuten, bleibt eine offene Frage. Wenn Frl. Morena, die übrigens zugunsten der Frau Senger-Bettaque absagte, die Brünhilde singen sollte, so hatten wir in Frl. Breuer eine ebenfalls zur Vollendung gelangte Sieglinde, die alle nervöse Angst im Publikum um ein glückliches Ende überflüssig gemacht hätte.

Dirigent des Tristan und des Ringes war, bzw. ist Franz Fischer, der mit seiner bekannten ehrlichen Begeisterung und lebendigen Auffassung zu Werke geht. Der äußere Eindruck der Aufführungen, wie ihr Gesamtbild, haben den alten, imposanten Eindruck nicht verloren, und die Teilnahme des Publikums hat ebenfalls bisher keine Abschwächung erfahren. Es waltet ein guter Geist über unseren Festspielen, und was besonders erfreulich ist, er macht sich besonders hinsichtlich unserer heimischen Künstler bemerkbar. Würde deren physische Kraft ausreichen, so daß unsere Festspiele ohne auswärtige Künstler stattfinden könnten, so würde nach den bisherigen Erfahrungen mit ganz geringen Ausnahmen das Gesamtergebnis nur gefördert gewesen sein. Ich wüßte nicht, welche Tatsache geeigneter wäre, die Münchener Festspiele als ein Nationaleigentum von höchstem künstlerischen und moralischen Wert in die richtige hellste Beleuchtung zu setzen.

Der Salzborn am Rhein.

Von Rektor Ommerborn.

Die Wahrheit des alten Pindar: ὕδωρ μὲν ἄριστον*) wurde bekanntlich schon im grauen Altertum von den praktisch veranlagten Römern erkannt. Findet sie doch ihren sprechendsten Ausdruck in den bis auf unsere Zeit erhaltenen zahlreichen Badeanlagen in allen Teilen des römischen Weltreiches.

Wer zur schönen Sommerzeit seinen Wanderstab ergreift, um an den rebumkränzten und burggekrönten Ufern des Vaters Rhenus oder seiner anmutigen Tochter Mosella seinen Nerven neue Spannkraft und frischen Mut seinem Geiste zu holen, dem werden jene Eden im Garten Gottes nicht entgangen sein, die von des gütigen Schöpfers Hand über diese Erde verstreut worden sind, damit das erschlaffte Menschenkind an ihnen um so schneller zu neuer Schaffenskraft gesunde. Ja, wie der Römer ehedem seine Muskeln im Bade erfrischte und stählte für den Kampf der Arena und für die draußen auf der Weltbühne tobende Schlacht, so ist dem modernen Menschen eine Ahnung aufgedämmert, daß man im Kampfe ums Dasein einer häufigeren Auffrischung seiner Körperkräfte bedürfe, soll der Leib ein guter Diener der Seele werden: mens sana in corpore sano!

In den Kranz deutscher Bäder wird sich nun in kurzer Frist ein neues würdiges Glied einfügen, d. i. der Salzborn bei Salzig am Rhein. Aber bereits vernehme ich sie, die nimmerruhende Skepsis, wie sie von allen Seiten in den Ruf ausbricht: Schon wieder ein Bad! Haben wir deren nicht übergenug und ringen nicht die vorhandenen ohnehin mit großen Existenzsorgen!

Allerdings von den sogenannten „Luftkurorten" darf man ohne Zweifel behaupten: Deine Zahl ist eine Legion! Nichts ist wohlfeiler für die Spekulationswut unserer Tage als dieser Name. Eine wirkliche Heilquelle jedoch läßt sich nicht so leicht aus dem Boden stampfen; eine solche der leidenden Menschheit zu erschließen, dazu gehört Geist, Ausdauer und — Geld, viel Geld. An Heilquellen ist bei der Steigerung menschlicher Gebrechen, welch letztere zu den Kulturfortschritten der Gegenwart in einem geraden Verhältnisse stehen, tatsächlich kein Ueberfluß.

Das Salisso der Römer, aus dem der heutige Ortsname Salzig abzuleiten ist, wies von jeher eine Salzquelle auf. Schon vor mehr als 60 Jahren faßte der K. Kreisphysikus Dr. Heusner im nahegelegenen Boppard den Plan, diese Solquelle für die Kranken nutzbar zu machen. Das Projekt aber zerschlug sich, weil eine Einigung über den Ankauf im damaligen Gemeinderate von Salzig nicht zu erzielen war. Im Jahre 1880 erwarben Beamte der rheinischen Eisenbahn zu Bohrungsversuchen Grundstücke in der Gemarkung. Doch erst dem Hauptmann a. D. Theodor Hoffmann auf Burg Berwartstein in der bayerischen Pfalz (1889 in Bonn wohnhaft) blieb es vorbehalten, der Sache im wahren Sinne des Wortes auf den Grund zu gehen und der Grauwacke im tiefen Schoße der Erde eine neue Thermalquelle zu entlocken. Er ließ zunächst auf dem angekauften Terrain, über 500 Parzellen Land umfassend, nach den Plänen des Professors Koll von der alma mater Bonensis Fangdämme und Stauhweiher zur Bändigung des von der Fleckertshöhe niederstürzenden Wildbaches anlegen und schuf so inmitten eines grünen Wiesenlandes, reich an Obstbäumen und Rebstöcken, dabei rings von den waldigen Höhen des Hunsrücks umschlossen, die Parkanlage eines Bades von ganz besonderem Reize.

Aus dem Hintergrunde dieses lieblichen Talbodens grüßen die Ruinen der „Feindlichen Brüder" Liebenstein und Sternberg und zu ihren Füßen das gottgesegnete Bornhofen mit seiner alten Wallfahrtskapelle der schmerzhaften Mutter herüber. Dazwischen rauschen die grünen Wogen des Rheines ihre jugendfrischen Weisen, in denen sich Wahrheit und Dichtung so reich vermischen. Die lockenden Rebenhügel aber lassen vor dem geistigen Auge entstehen längst entschwundene Bilder der Romantik, die zu herzerhebenden Spaziergängen und gemütlicher Rast unter Glockenklang und Lied, bei Wein und Becherklang einladen.

Die Bohrungen des Salzbornes, die im August 1901 auf Grund eines geologischen Gutachtens seitens des Geheimen Oberbergrates Professor Dr. Lepsius in Darmstadt vorgenommen wurden, führten endlich zu dem glücklichen Erfolge, daß aus einer Tiefe von 281 Meter die Heilquelle hervorsprudelte; sie liefert bereits täglich 40,000 Liter Wasser. Die chemische Analyse, die Professor Dr. Sonne in Darmstadt an Ort und Stelle anstellte, ergab, daß der Salzborn seiner Natur nach zu den alkalisch-muriatischen Säuerlingen gehört. Wie er sich also einesteils durch seinen Gehalt an Kochsalz (Na Cl) auszeichnet und hierin sogar Ems, Neuenahr, Karlsbad und Marienbad — wie ein Vergleich der Analysen genannter Bäder ergibt — übertrifft, so erweist er sich anderenteils als alkalische Quelle, indem sein Wasser einen hohen Prozentsatz kohlensaures Natron ($Na_2 CO_3$) und verwandter Salze aufweist, wodurch er seine nahe Beziehung zu den alten Römerquellen in Ems dartut. Durch seinen besonderen Lithiumgehalt steht der Salzborn seiner Wirkung nach zwischen den Quellen von Ems und denen von Karlsbad und Marienbad und wird sich somit nach ärztlichem Befund insonderheit gegen Gicht und Zuckerkrankheit als hervorragend heilkräftig erweisen.

Schon heute strömen die Talbewohner zu der hervorsprudelnden Quelle und füllen ihre Tonkrüge mit dem Wundertrank dieser Himmelsgabe. Und wer in den Weinschenken Einkehr hält, mischt den kredenzten Traubensaft statt mit dem obligaten Apollinaris-, Rhenser- oder Selterswasser mit dem edlen Naß, das der Salzborn in so reicher Fülle spendet.

Die Gebäulichkeiten des neuen Bades schreiten erfreulich vorwärts; schon erheben sich das Bade-, Versand- und Verwaltungshaus, die Trinkhalle, der Musiktempel sowie Kioske über der Erde. Als Kurhaus ist das Bauwerk der „schönen Aussicht", die allen Besuchern der Düsseldorfer Ausstellung vom Jahre 1902 noch in bester Erinnerung ist, erworben worden. Seine Fundamente steigen bereits empor, und wird man vom Kurhause aus, da es prächtig auf einer Anhöhe zu liegen kommt, eine entzückende Fernsicht auf den Rhein und die umliegenden Ortschaften genießen.

Auf den Salzborn, der im Frühlinge 1905 seiner Vollendung entgegensieht, darf so mit Recht das Wort angewendet werden: Finis coronat opus! Er wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen und sich erst ärztlicherseits seine große Bedeutung für Kranke aller Art durchgerungen haben wird, berufen sein, in der Zukunft eine hervorragende Rolle am Mittelrheine zu spielen. Wie ich bei der Niederschrift dieser Zeilen vernehme, soll in diesen Tagen (Juli 1904) der Abschluß eines Kaufvertrages zwischen einer englischen Gesellschaft und dem verdienstvollen Gründer des neuen Bades zustande gekommen sein. Ich lasse es dahingestellt, falls sich diese Fama überhaupt als richtig erweist, ob es nötig war, den rheinischen Salzborn dem englischen Kapital auszuliefern. Für ein solches Unternehmen müßten sich doch wohl auch deutsche Geldmänner erwärmen können. Ist es nicht beschämend für uns, daß in solchen Fällen immer noch nach dem Auslande gerufen wird? —

Wenn es vom Rhein bei Boppard heißt, daß er von der schönen Baudobriga nicht mit „flücht'gem Gruße" scheiden könne, sondern ihr in weitem Bogen zu Füßen liegen wolle, bevor er seine Reise nach dem Weltmeere fortsetze, so werden am Salzborn Hunderttausende in nicht ferner Zeit Halt machen, um neue Lebensfreude in wiedergefundener Gesundheit aufzunehmen.

Mit einem heißen Dankgebete zum Himmel werden die Rheinpilger von nah und fern das Lob des Bades Salzigs verbinden mit dem leise verklingenden Elfengesang:

„O, du wunderschöner deutscher Rhein,
Du sollst ewig Deutschlands Zierde sein!"

*) Das Wasser ist das beste!

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kiß in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 25. München, 17. September 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.



Klerus und Theaterbesuch.

Von
Dr. Ferdinand Klein.

Eine neue „Frage", die auftaucht neben den anderen abstrusen unserer modernen Zeit, denkt vielleicht mancher beim Lesen des Titels. Oder wirre Gedanken irgendeines „Reformers", der von sich reden machen will. Mit nichten. Schreiber dieses, der es sich zur Ehre anrechnet, dem Klerus anzugehören, maßt sich nicht an, „Reformen" einzuführen oder anzuraten auf einem Gebiete, das er, mit Recht sicherlich, als ein heikles betrachtet. Aber auch heikle Dinge lassen sich zart anfassen, und heikle „Fragen" in aller Gemütsruhe besprechen, ohne daß man sich unnötigerweise zu erregen braucht. Ich weiß nun zwar von vornherein, daß gar viele, zunächst von denen, die die Sache direkt angeht, dann auch entfernter stehende, die in allem, was nicht ganz herkömmlich ist, eine „religiöse Gefahr" wittern, meinen anspruchslosen Zeilen ablehnend gegenüberstehen werden. Ich weiß aber auch ganz genau, daß eine recht erkleckliche Anzahl mir beistimmen wird. Und für diese zunächst sind die nachfolgenden Ausführungen bestimmt.

Klerus und Theaterbesuch — ohne Zweifel ist die Frage einer näheren Erwägung wert. Ja, ich möchte sie als eine Kulturfrage betrachtet wissen. Inwiefern, das werden wir sehen.

Ob der katholische Klerus das Theater besuchen dürfe oder nicht, ist in erster Linie eine Frage der kirchlichen Disziplin, der der Kleriker als solcher unterworfen ist. Sie ist auch eine Frage der Moral. Beide Faktoren, Moral und kirchliches Recht kommen hier in Betracht. Es würde zu weit führen, hier zu erörtern, welche Stellung das Sittengesetz dem katholischen Christen zum Theater einzunehmen befiehlt. Ich verweise hier auf einen recht bedeutsamen Aufsatz, den ein katholischer Ordensmann zur Sache in der „Wahrheit" veröffentlicht hat. („Katholische Dramaturgie," Die Wahrheit 1900, S. 106 ff.) Die älteren Moraltheologen urteilen meist sehr schroff über das Theater, Bossuet schrieb eine eigene Schrift dagegen, während Deutschlands größter katholische Theologe des 18. Jahrhunderts, Eusebius Amort, nicht das Kind mit dem Bade ausschüttete, sondern sich nur gegen die lockere französische Komödie wandte. Er war nicht so rigoros, wie nach ihm Stolberg, der große Konvertit, der in seiner Schrift „Ueber die Schaubühne", von tief sittlichen, aber übertrieben rigoristischen Beweggründen geleitet, das Theater überhaupt verwarf und so der Chorführer in der Reihe abgesagter Theaterfeinde wurde, von Möhler bis auf P. Albert M. Weiß. Mit letzterem geht unser Gewährsmann ziemlich scharf ins Gericht, zumal mit seiner seltsamen Forderung, daß ein dramatisches Kunstwerk nicht zum Schauspiel gemacht werde, und schreibt den Satz: „Diese Prinzipien, die das Theater vernichten wollen, vernichten in der Tat die dramatische Kunst, ziehen ihr — sit venia verbo — den Boden unter den Füßen weg. Das ist eben der ewige Widerspruch in unseren Kreisen: auf der einen Seite werden auf Katholikentagen (z. B. 1897 in Landshut) und bei ähnlichen Anlässen die Poeten aufgefordert, Dramen zu liefern, die der katholisch-christlichen Weltanschauung entsprechen, — auf der anderen Seite wird ihnen a priori das Wasser abgegraben, indem man ihnen das Publikum entzieht, das man aus moralischen Bedenken gegen den jetzigen Theaterbetrieb, gegen alles Theaterwesen kopfscheu macht." Doch weiß er erfreulicherweise auch gewichtige Stimmen anzuführen für die gegenteilige Ansicht. Er stellt fest, daß die neueren Moralisten einen ungleich maßvollen Standpunkt einnehmen.

Auch in bezug auf den Theaterbesuch seitens der Geistlichen. Zwar fehlt es nicht an Theologen, die unentwegt an den strengen diesbezüglichen Bestimmungen Benedikts XIV. festhalten. Mit ihnen läßt sich nicht rechten. Viel besser läßt sich hören, was Göpfert (Moraltheologie II, Paderborn 1898, 608) sagt: „Abgesehen von Aergernis oder einem besonderen Verbote kann man den einzelnen Besuch (des Theaters seitens eines Klerikers) nicht als schwere Sünde bezeichnen." Mithin auch nicht als etwas Verdammenswertes. Freilich heißt es: abgesehen von einem besonderen Verbote. Und hier liegt das kirchenrechtliche Moment. Daß jeder Bischof das Recht hat, seinen Klerikern den Theaterbesuch zu verbieten, liegt auf der Hand. Die Handhabung dieses Verbotes ist nun allerdings eine sehr verschiedene in den einzelnen Diözesen. Da sind die örtlichen Verhältnisse maßgebend und natürlich auch die persönlichen Ansichten des jeweiligen Bischofs. Wenn der Pariser Erzbischof unter Strafe sofortiger Suspension seinem Klerus den Besuch der Theater verbietet, so wird er seine Gründe dafür haben, wiewohl der Fernerstehende über eine so außerordentlich strenge Maßregel den Kopf schütteln mag. Allein wer den Fanatismus des französischen Pöbels — auch des gebildeten — gegen den Klerus kennt, wer weiß, wie selbst die harmlosesten Handlungen



von der Zotenpresse gegen die Geistlichkeit ausgebeutet werden, der findet nicht so viel Befremdendes in dem rigorosen Theaterverbot. Der Besuch des Schauspiels, ohne Unterschied der sittlichen und literarischen Höhe desselben, wird hier nur zu leicht zum Anstoß und erregt Aergernis, wie überhaupt kein Klerus der Welt in seinen freien Bewegungen gehemmter ist als der französische, im Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Dabei muß man die Auffälligkeit des französischen Priesterkostüms in Betracht ziehen. In solchen Fällen, wo die gewöhnliche Priestertracht eine zu auffällige ist, mag ein Theaterverbot am Platze sein. Ein Talar ist immerhin als geistliches Amtskleid zu fassen, und auch das Publikum, das dem Geistlichen nicht feindlich gegenübersteht, wird ihn in diesem Gewande nicht gern im Parterre oder auf der Galerie eines Theaters sehen. Ich bewundere noch heute den Mut eines auch als Literaten hochgeschätzten und der strengeren Observanz angehörigen Benediktinermönches, der sich nicht scheute, im Ordenshabit Vorstellungen einer süddeutschen Hofbühne beizuwohnen. Auf jeden Fall bewies er, daß er die in unseren Kreisen vielfach herrschende communis opinio von der schlechthinigen Unsittlichkeit des modernen Theaters nicht teilte — und die eigene Erfahrung gab ihm recht. Auf viele kann man hier das Wort des Judasbriefes anwenden: quaecumque ignorant, blasphemant. Ich war angenehm überrascht, als mir ein Geistlicher aus dem fernen Osten, der über das Theater sich die schwärzeste Meinung gebildet hatte, nach mehrmaligem Besuch trefflicher Stücke seinen Irrtum freimütig eingestand.

Trefflicher Stücke. Eine Ausscheidung ist hier notwendig, um Mißverständnissen vorzubeugen. Es liegt mir ferne, den unterschiedslosen Theaterbesuch anzuempfehlen. Dem verderbten Geschmack eines vom materialistischen Zeitgeiste angefressenen Publikums wird von — sagen wir es nur — der Mehrzahl der Bühnen nur zu viel Rechnung getragen, und die moderne Bühne ist gar vielfach nicht das, wozu sie der Schillersche Idealismus machen wollte: eine Erzieherin zur Sittlichkeit. Bei diesem Zugeständnis widerrufe ich die vorhergehenden Sätze keineswegs. Gerade in der letzten Zeit besinnen sich unsere vornehmsten Bühnen, die Hoftheater voran, darauf, dem Publikum auch gesunde Kost zu bieten und vor allem die Werke unserer großen Dichter zum Verständnis zu bringen. Warum sollte der Geistliche sich des Genusses begeben, einwandfreie, bedeutende Stücke, die er nur aus der Lektüre kennt, auch in der Form zu sehen, für die sie vom Dichter bestimmt sind? Mehr als einmal wurde mir von einsichtsvollen Laien der Gedanke nahegelegt, daß unbefangene Gemüter durchaus begreifen, wenn der Kleriker, dem seine Stellung so manche Annehmlichkeit des Lebens versagt, auch ein Recht habe auf die höheren geistigen Genüsse, die jedem Gebildeten ein Bedürfnis sind. Warum sollte ferner einem begeisterten Musikfreund — und solche gibt es in geistlichen Kreisen recht viele, darunter oft feinsinnige und tüchtige Künstler — unser herrlicher Opernschatz ein verschlossenes Gebiet bleiben? Das feinere Publikum, das die klassischen Stücke und Opern besucht, ist in seiner größeren Mehrzahl, namentlich im vorwiegend katholischen deutschen Süden, weit entfernt, an der Gegenwart eines Geistlichen Aergernis zu nehmen. Und als eine Folge dieses Umstandes mag daselbst auch die milde Praxis in der Handhabung der alten Synodalbestimmungen bezüglich des Theaterbesuches seitens des Klerus betrachtet werden. Geistlichen, auch in dem geschlossenen Priesterrock, der Soutanelle, begegnet der Besucher z. B. der Münchener Hoftheater, bei bedeutenden Vorstellungen recht oft. Und wer der Wiener Hofoper oder dem Burgtheater einen Besuch abgestattet hat, wird dieselbe Wahrnehmung gemacht haben. Der Rheinländer, selbst der Mosellaner, der die strengen Gepflogenheiten des Westens als übertrieben empfindet, freut sich über die süddeutsche Milde und benutzt gerne die Gelegenheit, das nachzuholen, was bei ihm zu Hause verpönt war.

An der Ausscheidung der Stücke muß man festhalten. Auch an der des Theaters. Der geistliche Besucher eines Operettentheaters wird nicht weniger wie der des Varietés schweren Anstoß erregen. Das moderne Künstlerkabaret, die Brettlmusentempel unserer Großstädte haben ihm nichts zu bieten. Aber, kann man fragen, die moderne Schaubühne auch nicht? Das Kind mit dem Bade ausschütten, hieße auch hier unklug handeln. Den Besuch des modernen Dramas verbieten, hieße dem Geistlichen mit Absicht die Perspektive auf ein gut Teil modernen Kulturlebens verhängen. Ich denke hier nicht an die zweideutige aus dem Westen importierte Ware, die französischen Ehebruchsdramen, an Stücke wie „Monna Vanna", Oskar Wildes „Salome", oder die modernste Komödie im Sinne der Wedekind und Arthur Schnitzler. Aber so manches ernste Stück, auch wenn in ihm eine ganz andere Weltanschauung, eine unserem Empfinden widersprechende Ethik zu Tage tritt, kann, auf der Bühne gesehen, aufklärend wirken. Und gerade in der Aufführung erscheint manches Stück dem Zuschauer oft viel weniger bedenklich oder abstoßend, als bei der bloßen Lektüre. Ein feinsinniger Geistlicher, anerkannter Literaturkenner, mußte nach einer Aufführung von Max Halbes „Jugend" dies Geständnis machen. Ganz abgesehen vom Verständnis, das sich in seinem ganzen Umfang erst bei einer guten Aufführung eröffnet. So bei vielen Stücken von Ibsen, bei Hauptmanns „Versunkener Glocke", bei Björnson.

Wenn ich dem Besuch des modernen Schauspiels nicht ablehnend gegenüberstehe, so habe ich vor allem das seelsorgerliche Moment im Auge. In allem Ernste. Wer mit den Eigentümlichkeiten großstädtischer Pastoration vertraut ist, wird mir recht geben. Ich würde meine Behauptung nicht aufstellen, wenn ich nicht selbst aus dem Munde eifriger und hochgebildeter Seelsorgsgeistlicher vernommen hätte, daß sie, um das Amt des Seelenführers nach allen Seiten hin mit Klugheit verwalten zu können, notwendig mit den wichtigen Theatererscheinungen vertraut sein müssen, und nicht bloß aus der Lektüre des Textes oder aus Zeitungsberichten. Dasselbe gilt in erhöhtem Maße von dem Geistlichen, der den Lehrberuf an höheren Schulen ausübt, für den Religionslehrer sowohl (ein wegen seiner strengen Observanz bekannte Bischof belobte einen Geistlichen, der seine Schüler beim Besuch klassischer Stücke begleitete) als für den, dem die erworbene Lehrbefähigung den Unterricht in deutscher Literatur aufdrängt. Besonders für letzteren wirkt Anschauung besser als das Studium langatmiger Kommentare. Mir persönlich ist die elementare Wucht und die geheimnisvolle Größe der Shakespeareschen Dramatik erst durch den Besuch sehr guter Darstellungen seiner Hauptstücke zum klaren Bewußtsein gekommen.

Und dann noch eines, das für den Theaterbesuch des Klerus spricht. Ich spreche es aus, auf die Gefahr hin, bei vielen als ruchloser Optimist zu erscheinen und auf gegnerischer Seite, wo man den katholischen Klerus, der schon ohnehin einen heillos gewaltigen Einfluß besitze, am liebsten jenseits der Grenzpfähle sähe oder wohlverwahrt hinter der Sakristeitüre, ein Hohnlächeln über die neueste schwarze Anmaßung zu ernten. Ich meine den nicht zu unterschätzenden erzieherischen Einfluß, den der Theaterbesuch der Geistlichen auf die Wirksamkeit und Entwickelung der Bühne und nicht minder auch auf Geschmack und Haltung des Publikums ausüben könnte und würde. Das sind keine Utopien. Man denke an die Wahl der Stücke. Es müßten Rücksichten obwalten, die manchem Elaborat das Rampenlicht verschließen würden. Und an die Darstellung selbst. Es ist bekannt, das manche an sich unverfängliche Szene erst durch den Darsteller oder noch mehr die Darstellerin in ein bedenkliches Licht gerückt wird. Daß auch darin mancherorts Wandel geschaffen würde, ist klar. So könnte der Klerus mit hinarbeiten auf das große Ziel, das seit Jahren mit Worten, aber nicht mit Taten auf unserer Seite erstrebt wird: eine christliche Dramaturgie.

Gegen einen Vorwurf verwahre ich mich zum Schlusse noch: als ob ich durch meine Darlegungen anstrebte, aus dem Geistlichen einen Theaterfex zu machen. Dem Klerus liegen höhere Pflichten ob, als regelrecht betriebener Theatersport. Den Einsichtigen, der die ganze Sache von den angegebenen Gesichtspunkten betrachtet, schützt das Bewußtsein seines Standes und dessen, was er ihm schuldet, vor Uebertreibungen. Vor Mißbräuchen ist hienieden nichts sicher, selbst nicht das Heiligste. Ihretwegen eine Sache, die in so mancher Hinsicht unseren

Kulturzielen zugute kommen kann, ganz zu proskribieren, ist nicht unumgänglich nötig. Vorschläge zu machen, wie dem Klerus der Besuch des Theaters, unter den gegebenen Einschränkungen, erleichtert werden könnte, ist nicht der Zweck dieser Zeilen; das sei einer kompetenteren Seite überlassen. Ich wollte nur einmal die heikle Frage sine ira et studio zur Diskussion bringen. Und sine ira et studio möge man sie aufnehmen und das Wort beherzigen: Omnia probate, quod bonum est, tenete.

Politische Pädagogik.

Von

Bruno Clemenz, Liegnitz.

Nichts vermag die Wichtigkeit einer wissenschaftlichen Disziplin mehr zu verdeutlichen, als deren Beleuchtung durch die Politik; das wird jeder natürlich finden, der, wie es recht ist, unter Politik im weitesten Sinne die Lebenslehre der staatlichen Gemeinschaften versteht. Einmal kann die soziale Erziehungsfrage aus dem tiefsten Grunde, der Not des nationalen Lebens, aufsteigen: aus diesem Motiv entstand die Volksschulverbesserung nach den Tagen Napoleon I. Zum andern können gesellschaftliche Prinzipienfragen „Schulstreite", wie die gegenwärtigen, in Preußen hervorrufen. In letzterem Falle wird eine etwa vorhandene, auf allgemeine Grundlagen aufgebaute pädagogische Theorie gute Dienste leisten.

Nichts hat den Mangel einer allgemein annehmbaren Pädagogik in schärferem Lichte gezeigt als der nationalliberale Schulantrag des preußischen Abgeordnetenhauses, der die staatliche Festlegung der konfessionellen Volksschule bezweckt.

Wie müßte diese Frage gelöst werden? Wenn der höchste Grad menschlicher Denkleistung den Ehrentitel der Wissenschaftlichkeit behalten soll, so kann für die Bildungsfrage wie die in Rede stehende nur die wissenschaftliche Methode in Frage kommen, ein Weg, der unparteiisch genug ist, daß er von den exklusiven Repräsentanten der kirchlichen wie der staatlichen Organe gebilligt werden könnte, ja gebilligt werden müßte, wenn anders die Bewertung der rationellen, im Dienste der Menschlichkeit stehenden Hochleistungen der unparteiische Maßstab bleiben soll.

Statt nun den analytisch-synthetischen Weg der Wissenschaft einzuschlagen, behilft man sich mit Parteigründen hier, mit Gefühlsimpulsen dort, meist zwar mit den besten Absichten, aber in Verkennung der Kompliziertheit der Gesamtheit der Faktoren, die Einfluß auf Lösung und Ausgang des Problems sucht und zu beanspruchen hat.

Was dazu notwendig ist, darauf hinzuweisen ist Zweck dieser Zeilen, nicht, diesen Weg selber zu begehen — dafür sind berufenere Kräfte vorhanden. Neben dem guten Willen, der Einsicht in die Richtigkeit des Vorschlags, erweist sich sonach eine Theorie der politischen Pädagogik als Bedürfnis. Die neuere Sozialpädagogik hat schon manchen wertvollen Beitrag herausgearbeitet, der bei Betrachtung der Schulfrage zu Rate gezogen werden könnte. Den weitesten Horizont hat der um die Erneuerung einer wissenschaftlichen Pädagogik verdiente Professor Otto Willmann der sozialen Pädagogik gesteckt; von rein geistigen Erwägungen aus betont er wiederholt in seiner „Didaktik als Bildungslehre" (Braunschweig, Vieweg & Sohn, VIII. Auflage, 1903) den konfessionellen Charakter der Volksschule, im allgemeinen das doch höher geltende Einverständnis zwischen Staat und Gesellschaft, also auch zwischen Staat und Kirche, in Sachen des Bildungswesens.

Was Willmann, dessen historische Nachweise als Untergrund für jede staatliche Pädagogik Gültigkeit haben, im allgemeinen eruiert, das hat die eigentlich politische Pädagogik mutatis mutandis für das besondere politische Gebilde alias Staat zu leisten. Einen rechten Versuch macht Fr. Kretzschmar in der „Politischen Pädagogik für Preußen"*), der von der wirklichen Bedingtheit aller staatlichen Unternehmungen, also auch der pädagogischen, von dem Wesen des Volkstums ausgeht. Eben darum ist die politische Pädagogik möglich, aber auch notwendig.

In dem bis jetzt erschienenen ersten (von zwei geplanten) Bande behandelt der Verfasser das empirische Material; die Fassung dafür erscheint durchaus allgemein gültig, indem diejenigen Disjunktionen gemacht werden, die das natürliche Verhältnis von Er-Teil abschließen, indem er den „Lehrerstand" und die „Schulgewalten" ziehenden zu Erzogenen an die Hand gibt: Erziehungsobjekte, Unterrichtsfächer und Schulgattungen. Für jeden dieser drei Abteilungen bietet der Verfasser an typischen Beispielen oder, was freilich überall erwünscht gewesen wäre, durch statistische Uebersichten die Nachweise für das zutage liegende Gebiet, meist nicht ohne kurz dessen historische Seite dargestellt zu haben. Der zweite Band soll den empirischen in Aussicht nimmt, dann aber aufbauend handeln, insofern er eine „Reformtheorie" verspricht. Was man darin zu erwarten hat, ist nicht mehr und minder: als eine empirisch und historisch begründete Staatspädagogik, und wenn das Urteil über die bisher vorliegenden Leistungen des Verfassers auch vielversprechend ist, so ist sich doch der Verfasser seiner schwierigen Aufgabe wohlbewußt. Er sagt daher zutreffend: „Als politische Pädagogik ist das Werk bezeichnet — allerdings gilt dies nur pars pro toto, oder wenigstens partes pro toto. Denn zu einem System der Staatspädagogik gehört mehr, viel mehr. Aber etwas ist besser als nichts, und das gegenwärtige Werk ist zu seinem Titel insofern berechtigt, als es ungefähr die Stelle bezeichnet, wo die politische Pädagogik zu stehen kommt, die in der Wissenschaft noch kaum existiert. Es ist eine Pionierfahne der Besitzergreifung. Die Früchte werden andere ernten."

Es wird alles davon abhängen, mit wieviel Aufwand die „Reformtheorie" aufgetragen werden wird. Denn, ohne die Wichtigkeit des bereits dargebotenen und zum ersten Male nach politischen Gesichtspunkten bearbeiteten Erfahrungsmaterials zu unterschätzen, die für das Leben des Staates zuerst in Frage kommende Seite ist diejenige, welche Quellpunkte des Handelns enthält. Bietet solche der Verfasser, dann ist sein Name und sein Werk unvergänglich. Aber auch jetzt schon finden Staatsmänner und Publikum Aufklärung und Aufschluß über ein Gebiet, das bisher überhaupt noch nicht im ganzen dargestellt wurde.

*) Leipzig 1904. Paul Schimmelwitz. 3 Teile: I. Erziehungsobjekte; II. Unterrichtsfächer; III. Schulgattungen. Zus. Bd. 1 Mk. 6.—.

Woher kommen allgemeine Geschäftsstockungen?

(Eine neue Theorie.*)

Von

H. Osel, Mitglied des Reichstages.

Von jeher hat man den chronischen Mangel an Absatz, die stetige Ueberproduktion, mit dem „Sparen" der Individuen in Verbindung zu bringen gesucht. Man sagte sich: der Sparer will wohl an andere verkaufen, aber nicht von anderen kaufen, und in der Folge behalten diese „anderen" Waren unverkauft an Hand — daher der Mangel an Absatz. Daher auch die Arbeitslosigkeit; denn Mangel an Absatz zieht Verminderung der Produktion nach sich und diese wiederum führt zur Entlassung von Arbeitern. Wenn der Sparer A im Jahre sage 2000 Mk. verdient, d. h. seine Arbeit, seine Dienstleistungen, an andere für 2000 Mk. verkauft, dabei aber von anderen nur Dienstleistungen (etwa in Form von Waren) im Betrage von 1500 Mk. zurückkauft und die übrigen 500 Mk. beiseite legt, so müssen unter diesen „anderen", also irgendwo im Volke, Dienstleistungen resp. Arbeitskräfte zum Werte von 500 Mk. unverwendbar und ohne Absatz bleiben. Aus der Fülle derartiger Einzelfälle resultiert dann Geschäftsstille und Arbeitslosigkeit.

Die Schulmeinung unserer Nationalökonomen geht nun dahin, daß der Sparer A die erübrigten 500 Mk. durchaus nicht beiseite lege, wenigstens nicht bei uns, bei den zivilisierten Völkern, sondern er wird sich mit diesen 500 Mk. etwa beim Bau von Eisenbahnen, Fabriken &c. beteiligen oder sonstwie Veranlagung suchen im produktiven Verkehr. Geschieht aber letzteres, so müssen die Sparfonds belebend auf den Geschäftsverkehr einwirken und kann der Sparprozeß nicht die Ursache der Depression sein.

Der Deutschamerikaner J. J. O. Lahn unternimmt es nun, in seiner Schrift „Depressionsperioden und ihre einheitliche Ursache" — diese moderne Theorie von der Bedeutung des Sparens umzustoßen, und Prof. Ad. Wagner sagt zu diesem Versuch: „Ich räume demnach ein, was ich seither mehr bestritt, daß auch hier der Verfasser einen sehr vernachlässigten Punkt richtig aufgedeckt hat." Lahn argumentiert so: Wenn alles Sparen aufhörte und jedermann für den Konsum so viel verausgaben wollte als er

*) „Depressionsperioden und ihre einheitlichen Ursachen" von J. J. O. Lahn, Brooklyn, N.-Y.



vereinnahmt, so könnten Depressionsperioden aus Mangel an Absatz nicht eintreten. So lange das gesparte Geldkapital benützt wird, direkt oder indirekt, zum Aufbau von Kapital — Häusern, Fabriken, Eisenbahnen 2c. — so lange kauft der Sparer (oder doch der Unternehmer für ihn) die Dienste anderer, die sonst durch den Sparprozeß brach gelegt würden, wieder zurück und in den Konsumartikeln der Arbeiter 2c. wird das vom Sparer der Produktion entzogene Geldkapital wieder mobil.

Tatsächlich nun liegt die Kapitalbildung in engen Grenzen. Sie findet nur so lange statt als das dabei verwendete Geldkapital noch einen angemessenen Profit erzielt. Werden die Gelegenheiten für derartige profitable Unternehmungen seltener, so finden die Ersparungen nicht mehr so reichlich wie früher im Aufbauen neuer Kapitalien Anlage, so daß die Kapitalbildung ins Stocken kommen muß, womit wieder die Arbeitskräfte, die sonst in der Kapitalsbildung tätig sind, brachgelegt und damit deren Kaufkraft und Konsumfähigkeit verringert wird. Das wirkt sodann unmittelbar auf die Produktion, die infolge verringerter Nachfrage weniger Absatz findet und deshalb wieder zur Entlassung von Arbeitern greifen muß. So beginnt die Wirkung des Spiels von neuem und hat notwendig die Vernichtung einer Reihe von Einkommen und das Aermerwerden der Betroffenen zur Folge, führt also ganz zu den Erscheinungen, welche das Wesen der geschäftlichen Depression charakterisieren.

Kurz ausgedrückt erklärt Lahn so: Wo immer die Spartätigkeit mit dem Aufbau neuen Kapitals Hand in Hand geht, da vermehrt sie ganz unzweifelhaft die Nachfrage nach Arbeitskräften, stimuliert somit die geschäftliche Tätigkeit, erhöht das Gesamteinkommen des Volkes und wirkt im ganzen höchst segensreich. Anders jedoch, wenn die Spartätigkeit nicht mit der Schaffung neuen Kapitals kooperiert. Dann tritt dieselbe fast immer in das schädliche Stadium ein und es werden nicht bloß die Arbeitskräfte außer Tätigkeit gesetzt, die sonst im Aufbau neuen Kapitals beschäftigt sind, sondern zum Teil auch noch die in der Produktion engagierten Kräfte. Der Sparprozeß läuft dann direkt darauf hinaus, Konsum und Nachfrage nach Arbeitskräften zu vermindern — lähmende Spartätigkeit.

Lahn geht dann alle bisherigen Einwände der Theoretiker durch und widerlegt dieselben an der Hand seiner Erklärung. Besondere Aufmerksamkeit widmet er der Frage: Wenn die Ersparnisse nicht im Aufbau neuen Kapitals (Häusern, Fabriken usw. verwendet werden, erscheinen dann wirklich, wie die Fachleute meinen, diese Sparfonds auf dem Geldmarkt in Form von gewaltigen, unverwendbaren Barfonds? Letzteres wird verneint und das entspricht den Tatsachen. Lahn erklärt diesen Verbleib der Sparfonds völlig neu, indem er ungefähr deduziert (S. 12 ff.): Erscheint der Sparfonds nicht im Aufbau neuen Kapitals, so treten die vorher schon skizzierten Folgewirkungen ein, also Brachlegung von Arbeitskräften und daher Vernichtung von Einkommen; als Folge davon „Aermerwerden" der davon Betroffenen. Dieses Aermerwerden geht während der Depression in weit größerem Maße vor sich als auf den ersten Blick scheinen mag. Es beträgt das 4—5fache der Gesamtersparungen und trifft nicht nur bloß die Arbeiter sondern ebenso die an der Produktion beteiligten begüterten Klassen (Unternehmer, Gewerbetreibende, Händler 2c.) Unter diesen werden manche soviel verlieren, daß sie ihr Eigentum entwertet verkaufen müssen. Dann bietet sich dem Sparer Gelegenheit, im Kauf direkt oder indirekt, in Beleihung solchen Eigentums seine Sparfonds nutzbringend anzulegen und von einer Erscheinung und Stauung derselben im Geldmarkt ist keine Rede. Diese Veranlagung von Ersparungen aber, die über die Brücke der „Verarmung anderer" vor sich geht, ist keine Förderung des Volkswohls, denn sie schafft nicht neues Kapital, sie erwirbt nur entwertetes, bereits vorhandenes.

Lahns neue Theorie ist nicht bloß für den Fachmann der Wissenschaft von großem Interesse, sie wird auch dem Volkswirt zu denken geben. In einer Zeit wie die unsrige, in der man durch Organisation der Spartätigkeit die Kleinen im Kampfe gegen die Kapitalgewaltigen zu stärken sucht, ist die aufbauende und „lähmende" Sparform wohl zu beachten. Die bei den Sparorganisationen staatlicherseits an sich mit Recht gestellte Bedingung, daß die Sparmittel tunlichst flüssig gehalten werden, kann zu einer Lähmung nicht nur im Kreise der Sparer, sondern weit darüber hinaus führen. Das Sicherheitsmittel der Flüssighaltung soll nicht mehr in Anspruch genommen werden als erfahrungsgemäß notwendig, damit doch wenigstens ein Teil der Sparfonds produktiv und kapitalbildend sein kann. Um nur ein Beispiel zu nennen, dürfte gerade in den die landwirtschaftlichen Sparfonds die zuweitgehende Flüssighaltung für Landwirtschaft selbst, die dann auch in Befriedigung ihrer Hypothekarkreditansprüche gehindert werden kann, zum Nachteile gereichen. Die Praxis bestätigt diese Meinung.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Also ein Sedan ist es doch nicht geworden. Darob Enttäuschung bei den Japanfreunden. Ja, in England wird es stellenweise den Generälen Oyama und Kuroki zum Verbrechen angerechnet, daß sie „nur" gesiegt und nicht auch gleich den Gegner umzingelt und abgefangen haben. Die Japaner können entgegnen, daß Moltke zwar auf zahlreichen Schlachtfeldern gesiegt, aber nur ein einziges Sedan fertig bekommen habe, und daß die erdrückende Einschließung bei Sedan ihm auch nur unter besonders günstigen Verhältnissen (Nähe der belgischen Grenze, die das kostenlose Schlußstück im Ringe bildete, und grobe Fehler der Gegner) gelungen sei. Mag schon sein; die Enttäuschung läßt sich aber doch nicht ausräumen. Nachdem die Japaner so viel Zeit und Mühe auf die Vorbereitungen verwendet und in aller Welt den Glauben erweckt hatten, daß Kuroki sorgsam die Schere zur Durchschneidung des russischen Nabelstranges geschliffen habe, da erwartete man etwas mehr, als einen opfermutigen Frontangriff. Der entscheidende Vorstoß im Norden des Taitscho gegen die russische Rückzugslinie ist aber nicht früh genug und nicht kräftig genug erfolgt. Während die japanischen Rechnungen sonst glatt aufgingen, hatte sich in diese größte offenbar ein Fehler eingeschlichen. Vielleicht hat man zu große Angst vor einem Durchbruche Kuropatkins nach Süden oder Osten gehabt und deshalb alle Kräfte südlich vom Taitscho zusammengehalten. Vielleicht hat man auch geglaubt, daß die geschlagenen Russen nicht so schnell nach Norden entwischen könnten, um nicht noch überflügelt werden zu können. Jedenfalls wird das Ansehen Kuropatkins bei seinen Gegnern wieder etwas gestiegen sein; denn offenbar hat Kuropatkin als Rückzugsleiter überraschende Fähigkeiten bekundet, sowohl durch den rechtzeitigen Beginn des Rückzugs als durch die schnelle und erhebliche Verstärkung seines linken Flügels, der die Abwehr der Kurokischen Schere zu besorgen hatte. Bei den Bergwerken von Jentai hat die zähe Nachhut das russische Heer vor der Vernichtung bewahrt. Dadurch wurde die sonderbare Depesche möglich, daß die geschlagene Armee „erfolgreich nach Norden gegangen" sei.

Ein englischer Kritiker, der dabei gewesen, faßt sein Urteil über Liaujang dahin zusammen, daß auf beiden Seiten die Strategie mittelmäßig gewesen sei. Das wird wohl seine Richtigkeit haben. Kuropatkin hat sonderbarerweise den großen russischen Mißgriff selbst gekennzeichnet, indem er in seiner Schlachtdepesche von der gefahrvollen Lage der mit kleiner Front zusammengedrängten Armee sprach. Vielleicht war das lange Aushalten in der drangvollen Enge von Liaujang ihm vom Petersburger Oberkriegsrat vorgeschrieben.

Wenn nun auch Kuropatkin mit Verstand und Glück sein Heer aus der Mausefalle herausgebracht hat, so ist die Niederlage doch „voll und ganz." Das sieht man aus der sofortigen Preisgebung Mukdens; vielleicht auf halben Wege nach Charbin, vielleicht auch erst vor Charbin selbst will man wieder riskieren, Front zu machen. Man spricht auch offen aus, daß die Japaner am besten den Winter über in Mukden sich ausruhen und die weiteren Angriffe bis zum Frühjahr, nach der gründlichen Auffrischung und Verstärkung der Gegner, verschieben würden. Die Japaner werden gewiß das Gegenteil tun, soweit sie es können. Dieser Klausel muß man schon zufügen, daß die Leistungsfähigkeit sowohl der gelben Soldaten als auch der gelben Führer sich begrenzt erwiesen hat. Trotzdem bleibt als Fazit des bisherigen Feldzuges die Inferiorität des russischen Kolosses sowohl zu Wasser als zu Lande. Ob das bisherige Ergebnis durch die noch bevorstehenden scharfen Proben wieder umgestoßen werden kann, wird wesentlich von der Selbstbeherrschung der Japaner abhängen. Sie müssen lernen: 1. mit dem kostbaren Menschenmaterial etwas haushälterischer umzugehen, und 2. sich auf erreichbare und unbedingt haltbare Zeit zu beschränken und nicht vom weichenden Gegner sich in die wüste Weite verlocken zu lassen.

Der Zar hat während der schweren militärischen Sorgen und der jungen Vaterfreuden noch Zeit gefunden, um der inneren Verwaltung einen neuen Leiter zu geben. Fürst Swiatopolk Mieski, der Nachfolger des ermordeten Plehwe, scheint nicht bloß Mut, sondern auch eine gewisse Geistesfrische zu haben, denn er hat mit Hilfe eines französischen Interviewers eine Art Programm durch die Presse verkündigen lassen, was bei einem russischen Minister des Innern überraschend modern aussieht. Das Programm ist freilich dünn: Ausbildung der Selbstverwaltung in den Semstwos gemäß dem vorjährigen, bisher platonischen Erlaß des Zaren, Dezentralisation und „Religionsfreiheit"; aber man

kann doch vermuten, daß der neue Minister nicht ganz in dem alten Knutensystem beharren will. Es frägt sich freilich, ob die langsame Evolution nicht durch die Revolution gestört wird, die aus weiteren Schicksalsschlägen in Ostasien und der zugehörigen wirtschaftlichen Zerrüttung Nährstoff ziehen muß.

Während Rußland seine nimmersatte Ländergier in bitteren Kämpfen büßen muß, kann das friedliche Deutschland behaglich die Verlobung seines künftigen Kaisers feiern. Die Presse hätte sich eigentlich auf schwungvolle Glückwünsche beschränken können; denn es liegt nichts politisch Aufregendes darin, wenn das Hohenzollernhaus sich wieder einmal mit dem mecklenburgischen Herzogsgeschlecht verschwägert. Die politischen Astrologen haben es sich aber nicht nehmen lassen, die ganze weite Verwandtschaft und Schwägerschaft der hohen Braut von Petersburg bis nach London und von Kopenhagen bis nach Gmunden durchzumustern, um eine Masse von hochpolitischen Hintergedanken und Vorzeichen zu entdecken. Die Lösung der welfischen Frage bildet die dickste Rosine in diesem Vermutungskuchen, so daß der Unkundige in den Glauben geraten konnte, die Braut sei eine Cumberland-Tochter. Wir haben doch im letzten Menschenalter häufig genug erfahren, daß sogar recht nahe Blutsverwandtschaften keine stichhaltige Einwirkung auf die politischen Geschicke haben. Die Presse sollte also mit dem „Ausschlachten" von mittelbaren Verschwägerungen etwas zurückhaltender sein, sogar in der Saurengurkenzeit. Die künftige Gemahlin des Kronprinzen ist unter den Töchtern der deutschen Fürstenhäuser gesucht und gefunden worden. Das ist das ganze Geheimnis, und der Rest ist ein herzlicher Glückwunsch. Es ist eine gute Sitte, daß die Prinzen früh heiraten, und es ist auch gut, wenn sie bei der Brautwahl nicht in die exotische Weite schweifen.

Für den innerpolitischen Zeitvertreib der letzten Woche haben die Jungliberalen gesorgt. Als das vielbesprochene Schulkompromiß im preußischen Abgeordnetenhause auf die Bildfläche getreten war, regte sich bekanntlich eine Palastrevolution bei den Nationalliberalen. Die aufsässigen Jugendvereine wollten erst in Frankfurt einen Protest gegen die „kompromittierte" Fraktion loslassen. Es gelang den Bedächtigen, die Vertagung dieser Versammlung durchzusetzen und der unvermeidlichen Kundgebung die negative Spitze abzubrechen, indem als Tagesordnung für die „abgeklärte" Versammlung in Leipzig die Aufstellung von positiven Richtlinien in der Schulfrage angesetzt wurde. Die „Jungen" in Leipzig haben dann auch frisch und keck Richtlinien aufgestellt, die direkt auf die Simultanschule führen, während das Kompromiß der „Alten" die Konfessionsschule als Regel festhält. Trotz der gemilderten Form der schärfste sachliche Gegensatz, und daneben die emphatische Versicherung, daß die Jungen mit den Alten eine solidarische Partei sind und bleiben wollen. Die liberale Presse weiß auch so eine zwiespaltige Eintracht zu bemänteln. Die Jungen, sagt man, haben das Ideal der Zukunft vorgezeichnet, und die Alten werden die Realpolitik für die Gegenwart nach ihren praktischen Rezepten treiben. Diese feine Rollenverteilung wird aber schwerlich durchzuführen sein. Die preußischen Konservativen wollen sich von dem Kompromiß nichts weiter abhandeln lassen, und sie haben das ja auch nicht nötig. Will nun aber die nationalliberale Fraktion ein Gesetz machen, das dem Kompromisse entspricht, so kommt sie mit ihrer „jungen" und kulturkämpferischen Gefolgschaft in Konflikt. Macht sie aber gegenüber dem Gesetzentwurf Schwierigkeiten, so werden die Konservativen ihn mit Hilfe des Zentrums fertigzustellen suchen, also den ganzen liberalen Einfluß ausschalten. Die Freunde der Konfessionsschule können darum mit Freuden begrüßen, daß die religionsfeindliche Grundströmung des Liberalismus, auch des sogenannten gemäßigten, rechtzeitig und deutlich zutage getreten ist. Jetzt sind sowohl die Konservativen als auch die Regierung gewarnt; sie hätten sonst in ihrer Kartellneigung den Nationalliberalen noch den einen oder andern Finger reichen können. — Die Schuldebatte im preußischen Landtage wird für alle Kenner der parlamentarischen Taktik und solche, die es werden wollen, ein hochinteressantes und lehrreiches Schauspiel werden.

Schließlich haben wir noch zu der französischen Krisis die erfreuliche Tatsache zu verzeichnen, daß die beiden Bischöfe, auf die Herr Combes seine Hoffnungen gesetzt hatte, in die Hände des Hl. Vaters ihre Demission gegeben haben, womit die Gefahr einer inneren Spaltung des katholischen Frankreich vollständig beseitigt ist. Herr Combes hat seine getäuschte Spekulation mit einer neuen Kulturkampfrede zu verdecken gesucht; nach unserm Gefühl klang sie im Vergleich zu den sonstigen robusten Ergüssen des Kampfministers matt und resigniert. Der brutale Mann redet von friedlicher und sogar freundlicher Trennung (der Kirche und des Staates) und schiebt das Scheidungsgeschäft hinter die Gesetzgebung über Einkommensteuer und Arbeiterversicherung, was fast eine Vertagung ad calendas graecas bedeuten könnte. Herr Combes scheint Haare in der Butter gefunden zu haben.

Zu Oesterreichs politischer Lage.

Von

Ernst Klamt-Kallwang.

Bei der an Inspizierungen, Empfängen, Diners und Soupers reichen Reise nach „Halbasien" scheint der österreichische Ministerpräsident Dr. v. Körber nicht einzig und allein den Zweck zu verfolgen, Einsicht in die Verwaltung des Landes der „Schlachzizen" zu nehmen, sondern Dr. v. Körber dürfte dabei auch politische Hintergedanken haben. Wie verlautet, wird im Herbst das Parlament wieder zusammentreten und die Regierung beabsichtige, falls es sich arbeitsunfähig erweise, mit seiner Schließung vorzugehen. Nun nehme Dr. v. Körber mit den Führern des Polenklubs, die ja auch der Krone nahe stehen, Rücksprache darüber. Bekanntlich haben sie ihm vor dreiviertel Jahren in der gleichen Angelegenheit opponiert.

Sei dem wie immer: die öftere Auflösung des Reichsrates ist durchaus kein Heilmittel; das hat die jüngste Vergangenheit (1900—1901) klipp und klar bewiesen. Nun hat man es schon mit der Oktroyierung einer neuen Geschäftsordnung versuchen wollen. Allein auch das hilft nicht; denn, wie Abg. Dr. v. Fuchs im Frühjahre 1904 in einer Versammlung zu Salzburg hervorhob: entweder hat das Parlament eine entschlossene und stramm geschlossene Mehrheit, die imstande ist, die Obstruktion niederzuwerfen — dann wird sie dem Hause am Franzensringe auch eine Geschäftsordnung zu geben vermögen, oder wir haben diese Mehrheit nicht. Wie wollte man denn da eine oktroyierte Geschäftsordnung gegen die Obstruktion durchsetzen? Und Verständigung zwischen den in Frage kommenden Nationen? Wie soll denn diese gelingen, wenn auch die Führer sich scheinbar „verständigen", die radikalen Wählerschaften aber jede Verständigung verwerfen? Nur eine Regierung mit „starker Hand" vermag die oft künstlich angefachten Flammen nationaler Erregung zu dämpfen. Und dazu braucht sie eine Mehrheit im Parlament, die durch gemeinsame christliche und dynastische Grundsätze verbunden ist.

Man darf die Nationalitätenfrage in Oesterreich nicht vermengen mit der Sprachen-, richtiger gesagt: Beamtenfrage. Diese betrifft nicht die Existenz eines ganzen Volkes, sondern nur die eines Berufes. Der deutsche Beamte muß tschechisch, der tschechische deutsch lernen, um in gemischtsprachigen Bezirken sein Fortkommen zu finden. Mahnungen, wie die des Abg. Albrecht: „Deutsche, lernt die zweite Landessprache; denn nur so wird euch euer nationaler Besitzstand nicht geschmälert werden können", muß man wohl beherzigen. Der Ministerpräsident hat bei dem Diner, das ihm zu Ehren der galizische Landmarschall gab, einen Toast gesprochen, der unbeabsichtigterweise auch die Polen in Galizien an einer wunden Stelle berührte; er sprach nämlich von der notwendigen Berücksichtigung der zweiten Landessprache. Nun haben aber die Polen ihre Landsleute, die Ruthenen, bisher in diesem Betracht arg geknechtet und niedergehalten. Körber war nun selbst Augenzeuge, wie das Volk in Lemberg durch eine Demonstration verhindern wollte, daß dem Minister die wahre Lage in Galizien verhehlt werde.

Noch etwas möchte ich hier erwähnen, das in letzter Zeit recht viel Federn in Bewegung gesetzt hat: Die Errichtung slavischer Parallelklassen an der Troppauer Lehrerbildungsanstalt. Ergötzlich ist es zu sehen, daß die Abgeordneten, die in den Protestversammlungen eine sehr energische Sprache gegen die Regierung darüber geführt haben, doch von dem Plane derselben vorher wußten. Abgesehen davon, daß sich die Deutschen in Schlesien mit einiger Schmach dadurch bedeckten, daß sie den deutschen „Siegfried" K. H. Wolff als Hauptredner nach Troppau einluden, ist die Verfügung der Regierung, ruhigen Blutes betrachtet, keine Schädigung der Deutschen. Will man denn dem slavischen Volksteile die Bildung vorenthalten? Und ist es nicht besser, die Slaven studieren an der Troppauer Anstalt, die unter deutscher Leitung steht, wo einige Gegenstände deutsch vorgetragen werden, als daß sie eine eigene Anstalt — aber wo? — hätten, die dann leicht zum Agitationsherde werden könnte? Hat doch Dr. Körber versprochen, falls dies letztere in Troppau sich zeigen sollte, mit radikaler Abwehr dagegen vorzugehen!

Die letzten sieben Jahre des österreichischen Parlamentarismus haben in grellem Lichte gezeigt, daß das Volk politisch noch unmündig ist. Vielleicht hälfe es, eine Zeitlang absolut zu regieren, dann würden die Völker sich auf sich selbst besinnen und die politischen Fanatiker und Bankerotteure mit den Stimmzetteln ins Pfefferland jagen. Ein vielleicht gutes Mittel wäre es, den Reichsrat zu eröffnen, sollte sich aber Obstruktion zeigen, ihn auf der Stelle wieder zu schließen. Die Wahl der Delegationen würde durch eine kleine Ära des Absolutismus nicht verhindert, und die Regierung könnte die Lösung der Sprachenfrage in die Hand nehmen. . . . . . Doch

hier ist ja eben der springende Punkt: die Regierung hat sich im Laufe der Jahre bei der Ausübung ihrer Exekutive einschüchtern lassen, die staatlichen Kompetenzen sind verhängnisvoll verschoben worden. Nun aber, wenn der Staat seine Beamten selbst anstellt und zahlt, so dürfte er denn doch das Recht haben, alle Anordnungen zu treffen, die in seinem Bereich liegen.

Zur Sanierung der Verhältnisse hat man auch vorgeschlagen, nationale Landtagskurien zu schaffen. Dagegen wäre nun einzuwenden: In dieser Schöpfung, wobei die Kurien getrennt berieten und das Vetorecht besäßen, liegt aber die Gefahr der Zerreißung der einzelnen Teile der Monarchie. Einen Versuch hat man 1901 in Tirol gemacht, wo man eine wirtschaftlich unabhängige Provinz Trentino im Landtag beantragte, was aber glücklich abgelehnt wurde. Denn das hätte auch die politische Autonomie des Trentino bedeutet. — Nun ist aber noch zu beachten, daß neben den radikal nationalen Wählerschaften es solche gibt, die indifferent sind, auch national gemischten Blutes. Für diese ist panis die Hauptsache, nicht die Circenses! Wozu sollte der Staat die nationale Bewegung auf die gesamte Bevölkerung ausdehnen? Auch gibt es ja noch viele, die der Kirche, dem Staate, der Armee mehr ergeben sind als dem Rassenhasse — diese bilden das mächtige Bindeglied zwischen Dynastie und Volk — und diese sollte der Staat den Radikalen ausliefern, deren eine Partei von einem Alldeutschland, deren andere von einem Allslavien träumt? (Vgl. Wiener „Vaterland" 1904 Nr. 208—9.)

Es muß wahrlich noch viel gesundes Blut in Oesterreichs Völkern stecken, daß sie sich trotz den Mißgriffen der verschiedenen Regierungen der Blutzersetzung durch das national-autonomistische Prinzip glücklich erwehrt haben und noch erwehren. Soweit sind wir in Oesterreich trotz aller „Fortwurstelei" (das Wort stammt von Taaffe) denn doch noch nicht gekommen und damit hat es noch lange seine guten Wege!

Eine Verirrung auf dem Gebiete der Sexualpädagogik.

Von

Franz Weigl, Lehrer in München.

Auf meine unter diesem Titel in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichte Besprechung des Werkes: „Ein Buch für Kinder; Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen" von Dr. med. F. Siebert gibt der Verfasser in Nr. 411 der „Münchener Neuesten Nachr." Antwort mit einem Artikel: „Ultramontane Kritik gleich unehrliche Kritik." Er sagt darin, meine Besprechung der „Methode, Durchführung und Durchführbarkeit der vorgeschlagenen Idee" sei „sehr kurz geraten", obwohl diese die Hälfte meiner Kritik ausmacht; er wirft mir Unehrlichkeit vor, weil ich von S. 26 seines Buches nur die vielen Fremdwörter zitierte und nicht seinen ganzen Satz, verschweigt aber, daß es mir nur darum zu tun war, die schwierige Form der Darbietung, die er wählt, nachzuweisen und daß ich zuvor zum Beleg sogar mehrere Sätze im Wortlaut gegeben habe[1]); er zieht meine Ankreidung seiner „Flüchtigkeiten" ins Lächerliche und spricht endlich den Verdacht aus, ich hätte meine „zahlreichen Verweisungen" nicht genau genommen. Hätte ich angesichts einer solchen Replik nicht Grund gehabt, meine vorliegende Antwort zu überschreiben: „Liberale Kritik gleich ungezogene Kritik"? Ich habe das nicht getan, weil ich bei der Sache bleiben und Herrn Dr. Siebert noch ausführlicher, als ich das im ersten Artikel tat, nachweisen will, daß sein Buch wirklich eine Verirrung auf dem Gebiete der Sexualpädagogik ist. Ich will dabei diesmal die Weltanschauung, die Dr. S. vertritt, gänzlich aus dem Spiele lassen, mich auf ganz neutralen Boden stellen und auch Vertreter einer anderen Weltanschauung als der meinigen sprechen lassen. Daß ich das erstemal den Standpunkt markierte, auf dem Dr. Siebert steht, wird er wohl selbst begreiflich finden, wenn er nicht der Ansicht ist, daß „ultramontane" Blätter zu seinen Geistesprodukten zu schweigen haben, was allerdings aus seinem reizenden Geständnis: „Ich habe das Büchlein nicht für Ultramontane geschrieben" geschlossen werden könnte.

Ich wende mich wieder zunächst gegen die Form, die Dr. Siebert für die Aufklärung verlangt. Was ich darüber in Nr. 22 geschrieben habe, muß ich vollständig aufrecht erhalten. Der Hauptgedanke war bei mir: die „Aufklärung" muß sich so individuell gestalten, daß sie nicht durch ein Buch geschehen kann, sondern von den Eltern selbst zu übernehmen ist. Ich darf hier wohl daran erinnern, daß der Gedanke, die Kinder durch ein Buch über die sexuellen Dinge aufzuklären, durchaus nicht neu ist. Basedow hat in seinem Lesewerk: „Das kleine Buch für Kinder aller Stände, I. Stück zur elementarischen Bibliothek gehörig, 1771 bey Freunden des Verfassers und in Kommission bei Fritsch in Leipzig erschienen" Belehrungen über die Geschlechtsvorgänge dem kleinen Leseschüler geboten. Die unverblümte Sprache, die Basedow (gleich Dr. Siebert) hiebei gebrauchte, entsprach nicht einmal dem derben Sinne der damaligen Zeit und mit seinem Tode verschwanden diese Stoffe auch wieder aus den Lesewerken, bis der Inspektor des fürstlichen Schullehrerseminars zu Dessau, C. P. Funke, in sein „Lehrbuch für Bürgerschulen" (Berlin 1796) bei Vorführung der menschlichen Verhältnisse auch Belehrungen über den Geschlechtstrieb, den Beischlaf und die Ehe aufnahm. Auch er erregte mit seinen Ideen den Unwillen der Schulmänner, so daß sie nicht Boden gewannen. Und nun kommt Dr. Siebert und bietet uns auch ein Buch für die „Aufklärung". Er hätte aus der Geschichte lernen können!

Herrn Dr. Siebert könnte dieser Teil, den ich zur Bekräftigung meiner abweisenden Haltung für seine Form der Aufklärung schrieb, wieder „zu kurz geraten" sein, darum will ich ihm noch einige Proben geben, wie sich Kreise, die nicht ultramontan sind, in der jüngsten Zeit zur Frage der Aufklärung stellten. Als im letzten Frühjahr Frl. M. Lischnewska (Spandau) in der „Frauenbewegung" eine Reihe von Sätzen veröffentlichte, in denen sie forderte, daß der naturwissenschaftliche Unterricht in der Schule durch Wort und Bild vom ersten Anfang dieses Faches bis zum 14. Jahre etwa völlige Aufklärung über sämtliche Vorgänge des geschlechtlichen Lebens verschaffen solle, beschäftigte sich auch der Berliner Volksschullehrerinnenverein (nicht der katholische, sondern der „freie") mit diesen Thesen. In der betreffenden Versammlung (am 15. März), zu der auch Aerzte beigezogen waren, kam man „vom ärztlichen wie pädagogischen Standpunkte aus" zur Verurteilung dieser Forderungen, „weil so zarte Dinge reifes Verständnis und zarte individuelle Behandlung verlangen".[1]) Dieser Entscheidung schloß sich eine Reihe pädagogischer Zeitschriften an durch zustimmenden Abdruck. Haben sie nicht mit der Forderung „zarter individueller Behandlung" Dr. Sieberts Buch das Urteil gesprochen? Eine bedeutsame Stimme wendet sich auch in der radikalen „Pädagogischen Warte" gegen die frühzeitige Aufklärung, welche Forderung ich bei Dr. Siebert bekämpfte. Seminararzt Dr. Baur stellt dort in dem Aufsatz: „Die Sexualhygiene im Kindesalter" bei einem abwägenden Urteil den Lichtseiten der sexuellen Aufklärung folgendes gegenüber: „Die Schattenseiten der frühzeitigen Aufklärung führen uns vor Augen, daß manchen Kindern erst durch sie Dinge in den Vorstellungskreis gebracht werden, die sie in perverser Weise anregen, ihre Phantasie übermäßig aufregen, zumal dann, wenn die neuen Vorstellungen von manchen Kindern nicht verdaut werden können, so daß die letzten Dinge schlimmer als die ersten werden."[2]) Und die 3. These, die Dr. Baur aus seinen Darlegungen ableitet, lautet: „Erst nach dem Pubertätsalter, im 16.—18. Lebensjahr, möge man Gelegenheit nehmen, etwaige gestellte Fragen zu beantworten, man vermeide aber auch hier spontan sexuelle Dinge zu besprechen, es sei denn, daß der Lehrer oder noch besser der Arzt in hygienischen Vorträgen die sexuelle Seite der Hygiene zu beleuchten in die Lage gesetzt werde. Doch vermeide man hierbei alles Triviale, Harte, Grobe, sowie Theatralische, damit das Zartgefühl und die Phantasie der Jugend in keiner Weise verletzt bzw. über Maßen angeregt werde." Ich denke diese Urteile zeigen deutlich, daß man über die Form der „Aufklärung" auch in nichtultramontanen Kreisen noch nicht so ohne weiteres mit Dr. Siebert einverstanden ist und daß daher eine Kritik meinerseits wohl gestattet sein mußte.

Nun zur Form der Darbietung, die Dr. S. wählt und mit der er auch sehr in die Irre gegangen ist. Ein Beispiel für die schwerverständliche Darstellung habe ich schon in Nr. 22 dieses Blattes gegeben. Da Dr. Siebert aber bezüglich der Seitenverweisungen, die ich noch dazu gab, an der Gründlichkeit meiner Prüfung zweifelt, muß ich noch einige Stellen zitieren. Ich hatte verwiesen auf die Seiten 11, 89, 114, 142. Was ich an diesen Seiten auszusetzen habe, ist die Tatsache, daß Dr. S. mit Worten den Kindern die schwierigsten Begriffe beibringen will, zu deren Beschaffung wir Lehrer uns in der Schule mit den besten Anschauungsmitteln bemühen müssen, und daß er vielfach

[1]) Vgl. meinen Artikel in der „Allg. R." Abs. 6.

[1]) Vgl. Knöppel, Pädag. Monatshefte Nr. 7, S. 394.
[2]) A. a. O. Heft 1 Jahrg. 1904/05 S. 1.

eine dem kindlichen Geiste recht fremde, abstrakte Sprache spricht. Hören wir:

S. 11 schildert er das Pulverisieren von Stein bzw. Zucker und fährt dann fort: „Würde ich nun dieses Vorgehen bei einem Stück eines lebenden Körpers anwenden, sagen wir, daß ihr ein Stück Holz von eurem Tannenbäumchen nehmt und das immer verkleinert — ihr dürft das nicht mit dem Messer tun, sondern müßt chemische Mittel anwenden aus Gründen, die ihr später werdet kennen lernen — so werdet ihr an einen Punkt kommen, wo ihr Halt machen müßt. Denn wenn ihr die Zerkleinerung weiter fortsetzen wolltet, so würden nicht mehr gleiche Teilstücke entstehen, aus denen ihr wieder das Holz zusammensetzen könntet, sondern ungleichartige."

S. 89: „Die Art der Sorge für die Nachkommenschaft, oder wie wir uns genauer für die Fälle ausdrücken wollen, wo zwei verschiedenartige Zellen geliefert werden, Eier oder Samentierchen, die Art der Sorge für die Geschlechtsprodukte ist nun verschieden, je nachdem das Individuum eine festsitzende oder eine bewegliche Lebensweise angenommen hat."

S. 114: „Auch dort, wo durch räumliche Annäherung der Elterntiere schon etwas für die Samentierchen bzw. Eier gesorgt wurde, bleibt die weitere Sorge, von der ich euch erzählt habe, durch die Produktion von großen Massen von Samentierchen bzw. Eiern nicht aus."

S. 142: „. . . Häckel hat nun durch Beobachtungen und Verfolgungen der Entwicklungsstadien von Eiern der verschiedensten Tiere gefunden, daß diese Eier wiederum, wenn auch in sehr abgekürzter und mitunter etwas unveränderter Weise den Weg zurücklegen, den die belebte Welt ursprünglich gegangen ist. Er nennt das das biogenetische Grundgesetz."

Welchen Lehrer erinnern diese Zitate nicht lebhaft an das treffliche Wort vom „anschauungslosen Wortunterricht"? Und was für eine Note würde der Lehramtskandidat wohl erhalten, der in solcher Sprache den Kindern vordozierte? Die Sprache, in der man zum Kinde reden muß, will auch studiert sein! Herr Dr. Siebert schreibt, er wäre mir dankbar gewesen, wenn ich ihm von meiner pädagogischen Erfahrung mitgeteilt hätte. Nun ich will ihm einen guten Rat geben: Bevor er die 2. Auflage des Werkchens erscheinen läßt, möge er wenigstens das versäumte Studium der rechten Darstellungsweise für den kindlichen Geist nachholen.

In die Irre ist der Verfasser endlich auch noch gegangen als er glaubte, die populäre Darstellung seiner „Aufklärungs"-Arbeit lasse Vergleiche zu, die irrtümliche Auffassungen im Gefolge haben können. Es ist zwar unbescheiden, wenn ich als „ultramontaner" Volksschullehrer, im Gefühle meiner Nichtigkeit, den die Höhen der Wissenschaft beherrschenden liberalen Herrn Doktor bitte, mir noch einen Augenblick zu folgen, damit ich ihm zeigen könne, wie auch die Seitenverweisungen bezüglich seiner „Flüchtigkeiten" von mir ganz gründlich überlegt waren. Ich verwies auf die Seiten 82, 120, 150. Nun schreibt Dr. Siebert S. 82: „Als die Amöbe sich in zwei Teile teilte, da waren wohl aus einem Teilchen zwei entstanden; welches war die Tochter? welches war die Mutter? Oder waren zwei Töchter da und die Mutter ist in ihnen aufgegangen?" Diese Fragestellung muß auf das Kind doch verwirrend wirken. In den Fällen, wo es sich bei ungeschlechtlicher Fortpflanzung um eine Fortpflanzung durch Teilung handelt, geht das Individuum der Generation I in die beiden der Generation II auf. Aber diese zwei neuen Individuen sind gleich alt und sowohl in bezug auf Vorzüge als Mängel gleich beeigenschaftet, daher auch gleichwertig. Wenn nun Herr Dr. Siebert die Begriffe Mutter und Töchter einführt, so verwischt er damit wieder ganz das Ergebnis seiner Darstellung des Vorganges auf S. 26.

S. 120. Gerade für die populäre Darstellung müssen Bilder, die eine falsche Vorstellung hervorrufen können vermieden werden, und deshalb darf man niemals die Form des menschlichen Eierstockes als die einer platt gedrückten Lehmkugel bezeichnen, wie das Dr. Siebert tut, wenn sie in Wirklichkeit flach eiförmig ist. Man vergleiche doch die Abbildung eines Eierstockes in irgend einem anatomischen Atlas und suche die Aehnlichkeit mit einer platt gedrückten Kugel heraus! Auch ist der Satz: „Er (der Eierstock) besteht im wesentlichen aus Eiern" wohl „flüchtig" in die Feder geflossen, denn er gibt Anlaß zu der falschen Ansicht, daß es sich um ein großes Eierdepot handelt, was in Wirklichkeit nicht der Fall ist.

S. 150. Es ist doch sehr „flüchtig" die Form der Gebärmutter als die einer „abgeplatteten Birne" anzugeben (wo ist sie denn abgeplattet?) und dann zu sagen: „sie ist auch ebenso groß." Was für eine Birne ist denn gemeint? Die Größen der Birnen variieren bekanntlich recht sehr.

Auch für diese populären Darstellungen gilt was ich oben schon anführte, sie lassen sich nicht in Worten geben, dazu ist das beste Anschauungsmaterial: Bilder, Modelle, Schnitte notwendig, weil das trockene Wort zu leicht zu schiefen Bildern greift. Daß Herr Dr. S. nach dieser Seite wirklich gefehlt hat, geht auch aus einer Rezension in den „Blättern für Volksgesundheitspflege", dem Organ des Deutschen Vereins für Volkshygiene (mit ärztlichem Redakteur) hervor. Dort ist (in Nr. 15) dem Buch folgende auffallend kurze Besprechung gewidmet: „Das vorliegende Buch entspricht nicht seinem Zwecke und ist auch aus biologischen Gründen keineswegs als einwandfrei zu bezeichnen." —

Ich muß hier noch einer zweiten Antwort auf meine Kritik kurz gedenken, die die Verlagsfirma des Buches (Seitz & Schauer) in Nr. 6 der „Blätter des Bayerischen Frauenvereins vom Roten Kreuz" veröffentlicht. Die Konstatierung, daß für die von mir unbegreiflich gefundene Einstellung der nur lobenden Rezension aus den „Münchn. Neuest. Nachr." in Nr. 4 der Blätter vom Roten Kreuz nicht das Zentralkomitee dieses Vereines verantwortlich sei, sondern C. G. Schauer, will ich den Lesern der „Allg. Rundsch." nicht vorenthalten. Dies ändert aber nichts an meiner, in der Fußnote zum ersten Artikel in der „Allg. Rundsch." ausgesprochenen Verwunderung, daß die fragliche Rezension „ohne Aenderung in Nr. 4 der Blätter des Frauenvereins vom Roten Kreuz, ausgegeben vom Zentralkomitee dieses Vereins, übernommen wurde".

Allgemeines Interesse beansprucht wohl noch folgende Mitteilung in der Schauerschen Replik: „»Was aus reinem Herzen, aus froher Begeisterung entsprossen ist, kann nicht ganz schlecht sein«. Dieser Schluß des Vorwortes im »Buch für Kinder« hatte sich bewahrheitet, ja, wir hatten sogar die große Freude, von Herrn Lehrer L. Bencker, bezw. der Jugendschriftensektion des Bezirkslehrervereins Münchens, ein Schreiben vom 18. Juni 1904 zu erhalten, das wir zwar bisher nicht publizierten, obwohl es uns gewiß überall die beste Reklame gemacht hätte, sondern das wir — für die darin enthaltenen sachlichen Anregungen von Herzen dankbar — gut aufbewahrten und bester Beachtung würdigten; in der Zwischenzeit nämlich haben wir mit dem Verfasser des Buches reiflich und ernstlich erwogen und auch bereits den Weg gefunden, wie wir dem Wunsche des Herrn Lehrer Bencker entsprechen könnten. Die neue Auflage des »Buch für Kinder« wird in 3 Abteilungen (jede ohne Titel) als 3. (praktischer) Teil zu Sieberts »Buch für Eltern« erscheinen und zwar unter dem Gesamtumschlagtitel »Wie sag ich's meinem Kinde«. Die sieben Gespräche sind auf 3 Abteilungen verteilt, die man dann in bestimmten Zwischenräumen den Kindern geben kann, ganz wie Herr Bencker vorzuschlagen die Güte hatte, und auf den 3 Abteilungen ist kein Titel, sondern lediglich ein Zeichen der Reihenfolge vermerkt (*, **, ***).

So ist den berechtigten Wünschen und gütigen Anregungen des Herrn Bencker bezw. der Jugendschriftensektion des Bezirkslehrervereins München und damit wohl allen überhaupt berechtigten Anforderungen entsprochen."

Ich überlasse es dem Urteil der freundlichen Leser, die meine Kritik objektiv würdigen, ob damit wirklich allen berechtigten Anforderungen entsprochen ist. Ich will nur auf den Umstand noch hinweisen, daß die Jugendschriftensektion des simultanen Münchener Bezirkslehrervereins, geradeso wie die Jugendschriftenkommission der katholischen Lehrervereine, als ersten Grundsatz aufstellt: „Nur das Beste ist für die Jugend gut genug". Wie paßt zu diesem Grundsatz die Begutachtung einer Schrift, von der ihr eigener Verfasser sagt: „Wer mein Vorwort zu dem Büchlein gelesen hat, der weiß, daß ich gar nicht glaube etwas Vollkommenes geliefert zu haben . . ."? (Replik in Nr. 411 der „M. N. N.")

Zum Schluß noch eine Bitte an die freundlichen Leser! Auch ich halte die uns beschäftigende Frage — wie Herr Dr. Siebert — für sehr interessant und für das Gedeihen unseres Volkswohles sehr wertvoll. Ich wäre deshalb recht dankbar, wenn mir Urteile und namentlich auch Erfahrungen über die Frage der sexuellen Aufklärung zugestellt würden. Ich selbst verfolge die einschlägige Literatur weiters gerne, um sie zusammen mit den Mitteilungen, die mir von verehrten Lesern zugehen, in meiner Eigenschaft als zweiter Redakteur der „Pädagogischen Blätter" in unserer pädagogischen Rundschau zu verwerten und soweit es dem Herausgeber der „Allg. Rundschau" sachdienlich erscheint, auch hier zugänglich zu machen. So glaube ich, daß wir der Sache an sich auch weiters die besten Dienste leisten.

Der Niedergang der kirchlichen Kunst im 19. Jahrhundert.

von

Dr. A. M. von Steinle.

In den ersten Dezennien des vorigen Jahrhunderts hatte die kirchliche Kunst einen Aufschwung genommen, der erwarten ließ, daß eine Unterbrechung der angebahnten Neuentwicklung, geschweige denn ein Stillstand sobald nicht eintreten werde.

Die fälschlich „Nazarener" genannten, weit richtiger wegen ihrer geistigen Bruderschaft mit den Romantikern der Literatur gleichfalls mit dem Namen „Romantiker" zu benennenden Meister hatten auf dem Umweg über Italien eine Fortsetzung der in der Reformation abgebrochenen deutschen Kunstübung inauguriert, welche auf alle Kunstgebiete von wirksamstem Einflusse war.

Wenn heute von archaistischer Seite her dieser Kunstübung vorgeworfen wird, sie sei nicht deutsch, so beruht das auf der alleinseligmachendenden Phrase von der Alleinberechtigung des gotischen als des deutschen Stils — auch in der Malerei und Bildhauerei.

Um den Vorwurf zu widerlegen, daß die Kunst der Nazarener nicht deutsch gewesen sei, müßten wir als Einleitung dieser unserer Abhandlung über den Niedergang der christlichen Kunst im 19. Jahrhundert einen Band schreiben, der die Entstehung und Entwickelung der sogenannten „Nazarenerschule" darlegte. Wir begnügen uns hier einen der Vorliebe für die Nazarener gewiß unverdächtigen Zeugen anzuführen. Cornelius Gurlitt sagt in seiner „Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts" S. 229:

„Das Bezeichnende aber an Overbecks Kunst ist, daß sie sich ganz in die Zeit vor der Kirchenspaltung versetzt, daß sie trotz aller Begeisterung für Italien samt dem Meister doch deutsch bleibt."

Wie ist es nun gekommen, daß die Kunstübung der Nazarener kaum das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts erlebte und daß wir heute sagen dürfen, daß auf den Gebieten der kirchlichen Malerei und Bildhauerei eine lebensfähige Kunsttätigkeit nur noch vereinzelt sich Bahn bricht?

Die Antwort kann kurz dahin lauten: Der Archaismus hat der Zeitkunst auf kirchlichem Gebiete das Lebenslicht ausgeblasen.

Das Wort Zeitkunst klingt modern; aber es kann einem Zweifel nicht unterliegen, daß die Kunst — auch die religiöse — zeitgemäß sein muß, wenn sie existenzberechtigt sein will; sie braucht und soll der Mode nicht huldigen, sie muß aber, da sie sich an die Zeitgenossen wendet, die Produkte ihrer Zeit sind, in ihrer Ausdrucksweise zeitgemäß sein.

Das wollen die Archaisten der Malerei und Bildhauerei nicht erlauben.

Wir wollen hier die Streitfrage nicht aufwärmen, ob die Gotik in der Tat ein deutscher Stil ist.

Jedenfalls ist sie nicht **der** deutsche Stil. Aber selbst zugegeben, sie wäre es — in der Malerei und Bildhauerei kann man doch heute nicht verlangen, daß Künstler von heute malen, meißeln und schnitzen, als hätte man seit drei- bis vierhundert Jahren keinen Fortschritt gemacht und als sähen die Menschen von heute, wenn sie in der Kirche sind, mit den Augen und dem Verständnisse ihrer Urahnen.

Und doch verlangen die Archaisten nicht mehr und nicht weniger, als daß neue und restaurierte Kirchen streng mit Bildern und Statuen ausgeschmückt werden sollen, die den Eindruck machen, als seien sie in der Zeit geschaffen, in welcher der Stil, in dem die Kirche erbaut ist, blühte. Sie verlangen in der Malerei und Bildhauerei „gotischen Stil". Als gäbe es für diese Künste einen Stil im Sinne der Architektur! Die Widersinnigkeit des Verlangens muß nachgerade den Förderern solcher Kunstweise aufgehen, denn sie sprechen heute von „der im Mittelalter üblichen Darstellungsweise". (s. Cöln. Volksztg. Nr. 171 v. 1904 Dr. Arth. Lindner: „Die Wandmalereien in St. Laurentius in Ahrweiler.)

Von heutigen Künstlern Bilder in der im Mittelalter üblichen Darstellungsweise verlangen aber heißt nichts anderes, als die Künstler zu geistlosesten Kopisten verurteilen. Ob aber ein **geistloser** Kopist den Geist des Mittelalters nur zu erfassen, geschweige denn zu verdauen und wiederzugeben vermag, daran denkt man bei solchem Verlangen nicht. Man freut sich über windschiefe Figuren mit unproportionierten Körpern und sogenannten gotischen Falten und gibt das für den mittelalterlichen Geist aus, merkt aber gar nicht, daß aller „spiritus zum Teufel" gegangen ist.

Auf unzähligen Katholikenversammlungen sind Resolutionen gefaßt worden und Reden gehalten worden, wie der kirchlichen Kunst aufzuhelfen sei, und daß man vor allem der Fabrikware entgegenwirken müsse.

Nun, was unter der Aegide der Archaisten geleistet wurde und wird, ist noch nicht einmal Fabrikware — es ist Alttäuscherei im schlimmsten Sinne des Wortes.

Ich kenne einen Flügelaltar in einer nordischen Stadt, der über dem Grabe eines unserer teuersten Vorkämpfer steht. Die Flügelbilder desselben sind jedes aus 3—5 alten Meisterbildern derart zusammengestellt, daß man aus jedem Bilde eine oder zwei Figuren abkopierte und damit ein neues „komponierte". Und so geht es in den „Kunstanstalten", welche die Anfertigung von Flügelaltären als Spezialität betreiben, munter weiter „im mittelalterlichen Geist".

Auch in bezug auf die Herstellung unter der Tünche aufgefundener alter Bildwerke geht man viel zu weit, wenn man sie vielfach wiederherstellen läßt, ohne zu prüfen, ob ihr künstlerischer Wert damit für die heutige Zeit ein Erbauungswerk zu schaffen imstande ist.

Gewiß lehren uns selbst minderwertige Malereien in bezug auf das, was man in der Malerei, namentlich der monumentalen mit Recht „Stil" nennt, sehr vieles, ja das wichtigste. Aber **heute erbaut** nicht die Wiederherstellung eines mittelalterlichen „jüngsten Gerichts" mit dem Teufelsrachen zu Füßen, in den aneinander gekettete Sünder stürzen, sondern an derselben Stelle derselbe Gegenstand, heutiger, nicht derart naiver Anschauungsweise entsprechend. Man kopiere die alten Reste, gebe die Kopien in die öffentlichen Museen zum Studium der Künstler, tünche die Wand neu und lasse denselben Gegenstand unter Beobachtung der für monumentale Malerei geltenden Gesetze von einem heutigen Künstler heutiger Anschauung entsprechend neu auf die Wand malen. Damit unterstützt man die Kunst und erbaut das heute in der Kirche betende Volk, aber nicht durch das geistlose Auffrischen zerstörter dreihundert Jahre alter Bilder, von denen nur schwache Ueberreste vorhanden sind.

Wir sind im vorigen Jahrhundert dank der Archaisten in eine Kunststagnation geraten, die beispiellos in der Geschichte dasteht, indem man den gotischen Stil zum „katholischen Kirchenstil" erhob und verlangte, alle mittätigen Künstler sollten in der „Darstellungsweise des Mittelalters" mitarbeiten. Ich bin zwar der Meinung, daß wir namentlich auf kirchlichem Gebiete einen neuen Stil gar nicht brauchen. Mit den drei in Deutschland entstandenen und eingeführten Stilen können wir unter Benutzung **heutiger Mittel** allen Anforderungen, die die veränderten Zeiten an einen Kirchenbau stellen, gerecht werden. Gebt nur die Entfaltung frei! Dann aber laßt vor allem die Wände und Fenster und Altäre im Geiste unserer Zeit reden, wie es die vergangenen Jahrhunderte getan haben. Daß der Geist der kirchliche Geist sein muß, braucht wohl nicht betont zu werden.

Der eingangs zitierte Gurlitt in dem angeführten Werke sagt S. 278:

„Die vergangenen Jahrhunderte hatten sich in den alten Kirchen eingerichtet; die katholischen wie die protestantischen. Man brauchte Emporen, man brauchte eine neue Kanzel und um diese sich fügende Sitzplätze. Der Protestantismus brachte neue liturgische Gewohnheiten und Gesetze, der Katholizismus hatte die seinigen kaum minder geändert.*) Man gestaltete die Kirche so um, daß sie dem Geschmack und den Gebrauchsanforderungen der Zeit entsprachen. Man hatte dabei im 16., 17., 18. Jahrhundert die entschiedene Ansicht, daß das Kirchengebäude dem Gottesdienste unterzuordnen sei und scheute sich nicht vor starken Eingriffen, um es dessen Bedürfnissen gerecht zu machen. In die gotischen Kirchen kam ein fremder Geist, die jungen Jahrhunderte äußerten ihre Lebenskraft; Geschichte, Sinnesart, Geschmack, künstlerische Gestaltungskraft von über drei Jahrhunderten füllten die alten Werke mit ihren Spuren, ihren Bekundungen. Man sieht diesen nun freilich an, daß sie alt sind und daß sich ihr Zweck teilweise geändert hat. Man sieht aber auch, wie die Geschlechter immer wieder aufs neue von dem liebgewordenen Gotteshause geistig Besitz nehmen, die große Erbschaft der Väter neu erwerben, um sie mit dem Herzen zu besitzen."

„Freilich waren die Einbauten nicht stilgerecht; wenigstens nicht in dem Sinne, daß der Meister aus der Zeit Cranachs, Rembrandts oder Schlüters sich mühte, wie ein Michel Wohlgemuth zu schaffen, sich geplackt hätte, mit dem Kopfe seines Urgroßvaters zu denken. Die guten Leute von damals waren einfältig genug, einfach ihr Bestes zu geben, ohne Nebenabsicht auf den ihnen unbekannten Stilbegriff. Sie hatten ein unbewußtes Gefühl dafür, daß das Neue Fortbildung des Alten sei, und daher ihm nicht schönheitlich widerspreche. Und wenn auch in unseren Zeiten Leute, die nicht Aesthetik und Kunstgeschichte studieren, oder solche, die es auf ein

*) Z. B. Wegfall der Chorgottesdienste in den säkularisierten Stiftskirchen. Umwandlung von Klosterkirchen in Pfarrkirchen usw. D. Verf.



paar Minuten vergessen können, daß sie einen geläuterten Geschmack haben, in eine derartig ausgebaute Kirche treten, dann spüren sie eine Stimmung eigener Art; die Kirche erzählt ihre Geschichte, sie erzählt sie in jenen alten zerfallenden und in jenen schmucken und blanken Teilen, in jenen Werken einer redlichen Unbeholfenheit und sachlichen Armut, wie in jenen Schöpfungen hochentwickelter oder prunkvoller Kunst. Ein Hauch des Lebens, das sich hier abspielte, ruht über dem alten Gestühl und den verschnörkelten Altären und Betstübchen; ein Hauch von langer Zeit alter Frömmigkeit von hundert Geschlechtern, die hier Trost im Gebet suchten."

Warum will denn unsere Zeit der Kunst nicht gestatten, darzutun, daß das Neue Fortbildung des Alten sei, warum sie zwingen, mit dem Kopf ihrer Urahnen zu denken?

Wir meinen, alle, denen darum zu tun ist, daß die kirchliche Kunst lebendig bleibe, ja zunächst wieder auflebe, daß wir wieder eine kirchliche Zeitkunst im besten Sinne erhalten, müßten sich enge und immer enger in dem Bestreben zusammenschließen, der unseligen Alttäuscherei und dem geistlosen Archaismus energisch jede Tätigkeit zu unterbinden, die weiter geht, als sie den Konservatoren von historischen Museen zustehen darf. Es ist besser geworden und die unserer Meinung sind, sind nicht mehr Prediger in der Wüste. Erfreuliche Zeichen dessen sind gleichgesinnte Artikel in der Tages- und Fachpresse.

Soll aber Wandel werden, dann müssen vor allem die Ordinariate, Kirchenvorstände und Pfarrer energisch gegen den Archaismus auftreten und ihn auf sein Gebiet beschränken.



Die schwarze Naß.

Die Felsen fangen rings der Sonne Brand,
Auf ihren Grüften wachsen wilde Rosen.
In dunklen Wellen fließt die Naß durchs Land
Und kränzt sich ihren Rand mit Herbstzeitlosen.

Schwermütig ist die Flut der schwarzen Naß!
Ward ihre Quelle wohl am Styx geboren?
Und geht ihr Lauf in Schweigens Tal hinab?
War je ein Fluß so einsam, weltverloren?

Vielleicht ist hier der Toten Paradies!
Sie wandern nachts an diesen Traumgestaden
Und lassen ihrer Flöre dunkles Vließ,
Wenn sie im Silberlicht des Mondes baden.

Vielleicht ist dies der Strom Vergessenheit,
Aus dem sie ihres Durstes Labung trinken,
Wenn von des Himmels Wölbung weiß und weit
Ins Tal hinab die Nebelschleier sinken.

Doch mittags geht der Schönheit Göttin licht
An diesen Ufern, die so tief verschwiegen,
Daß kaum ein Laut die große Ruhe bricht,
In Haidebruch und Waldesfrieden liegen.

Im Erlenschatten saß ich manchen Tag
Und ließ des Lebens Stimmen, die mich riefen,
Und sah den Wellen, die da wandern, nach
Und trank der Stille Trank aus diesen Tiefen.

M. Herbert.



Papst Julius II.

Von

Hofrat Prof. Dr. Ludwig Pastor, Rom.

(Schluß.)

Die Philosophie, sagt Vinzenz von Beauvais in seinem speculum doctrinale, obwohl sie sich bis zu einer natürlichen Theologie zu erheben vermochte, gelangte dennoch nicht zur Einsicht in die wahre Theologie; diese kam erst durch die Offenbarung der Bibel und ihrer Erklärer, der großen theologischen Lehrer, zur Kunde der Menschheit. Aber kannte denn der junge Raffael das speculum doctrinale des Vinzenz von Beauvais, werden Sie mir entgegenhalten? Gewiß möchte ich dies nicht behaupten. Allein Raffael kannte sicher seinen Dante und dieser sagt dasselbe.

Der Unterschied zwischen dem weltlichen Wissen und der Glaubensweisheit, so verkündet Beatrice im 33. Gesang des Purgatorio, ist so groß, wie der Himmel entfernt ist von der Erde. So stellt auch Raffael, der seine Skizzenblätter mit Versen aus Dante beschrieb, dem natürlichen Wissen des Heidentums, der Schule von Athen, in dem anderen großen Wandgemälde die übernatürliche Erkenntnis des Christentums gegenüber.

Die große Frage war, wie dies am besten bildlich dargestellt werden sollte. Die Maler des Mittelalters, ja noch die großen Meister des Quattrocento würden hier in bunter Fülle die verschiedenen Wunder der Offenbarung und die zahlreichen Geheimnisse des Glaubens, vor allem die sieben Sakramente dargestellt haben. Nicht so Raffael. Er beschränkte sich auf ein Geheimnis und zwar auf das größte, auf das Geheimnis der Geheimnisse, auf das Wunder aller Wunder, auf das allerh. Altarssakrament.

Der Name Disputa del Sacramento, welchen sein wie eine Vision wirkendes Fresko traditionell führt, geht zurück auf ein mißverstandenes Wort des bekannten Kunstschriftstellers Vasari. Der Name Disputa ist jedoch irreführend und abzuweisen. Nicht disputiert, nicht gestritten wird hier, im Gegenteil, Himmel und Erde, die triumphierende und die streitende Kirche vereinigen sich in der Verherrlichung des größten Liebeswerkes des Welterlösers, in der Verherrlichung des hl. Altarssakramentes. Ein einziges Tantum ergo tönt aus dieser imponierenden, noch ganz im alten feierlichen Stil gehaltenen Komposition dem Beschauer entgegen. Sie alle kennen dieses Bild und ich brauche es nicht zu beschreiben. Nur auf eines möchte ich aufmerksam machen, auf die unübertroffene Meisterschaft der Komposition, die sich hier offenbart.

Die Mitte des Vordergrundes ist ganz offen gelassen, hier sind gar keine Figuren angebracht. Infolgedessen richtet sich der Blick des Betrachtenden ohne Aufenthalt auf den eigentlichen Mittelpunkt, der alles beherrscht, dem sich unten sämtliche Gruppen wie mit magischer Gewalt zuwenden und auf welche oben die goldenen Strahlen des hl. Geistes sich herabsenken. Auch durch den Altar und die Monstranz wollte der Meister die Aufmerksamkeit des Beschauers von dem eigentlichen Mittelpunkt nicht abgelenkt wissen. Er malte deshalb eine ganz einfache, fast schmucklose Monstranz und einen ebenso einfachen Altar, dessen Decke den Namenszug Julius' II. trägt. Wie nahe hätte es gelegen, wenigstens Blumen anzubringen! Jeder Meister des Quattrocento würde sich das nicht haben entgehen lassen. Absichtlich verbannte Raffael jeden Schmuck, selbst Kerzen. Nur die Monstranz mit dem hl. Sakrament sollte auf dem Altar thronen. Sie ist für das Auge das Kleinste in dem großen Gemälde und doch wird der Blick des Betrachtenden nächst der wunderbaren Christusgestalt im Himmel am meisten von dem unter der Brotgestalt verborgenen Gott gefangen genommen.

Die Dreifaltigkeit aber erhebt sich genau über der hl. Hostie, in welcher sie selbst enthalten ist. Die Heiligen im Himmel und die Legionen von Engel scheinen nur sichtbar zu werden, um das große Geheimnis auf Erden zu verherrlichen. So erscheint das Brot des Lebens als der wahre Mittelpunkt zwischen Himmel und Erde. Zu beiden Seiten aber stehen, als ob sie die Kerzen ersetzen wollten, die großen Kirchenlehrer und Heiligen, Päpste und Kardinäle, Welt- und Ordensgeistliche, Vertreter der Wissenschaft und Kunst — die einen in heiligem Staunen oder tiefem Nachdenken, die anderen in lebhafter Besprechung des Wunders versunken — allen ist von dem Künstler der Zug nach dem Allerheiligsten gegeben, denn von dort geht alle Erleuchtung und Wissenschaft aus.

Die sogenannte Disputa war das erste Fresko, welches Raffael im Dienste Julius' II. in Rom schuf. Mit einem Male offenbarte er hier den ganzen Reichtum seiner Gaben und zeigte sich als ersten, unübertroffenen Meister der Komposition. Nichts von allem, was er bisher geschaffen hatte, ließ eine solche Entfaltung, wie sie nur in der ewigen Stadt sich vollziehen konnte, ahnen: weder seine lieblichen Madonnen, noch seine Grablegung, noch seine Vermählung Mariens.

Die Komposition der Disputa gleicht den meisten früheren Arbeiten Raffaels so wenig als jenen seiner Vorgänger. Selbst Masaccio läßt die Einheit der Handlung vermissen, ja Michelangelo vernachlässigte sie noch in einem seiner Fresken der Sixtina, wo in Noahs Fluch hinter dem schlafenden Patriarchen derselbe auch als Weinpflanzer erscheint.

Die plötzliche Entfaltung dieses Kompositionstalentes Raffaels streift an das Wunderbare. Die Begeisterung der Zeitgenossen war grenzenlos, die Wahl Julius' II. glänzend gerechtfertigt. Sodoma, Peruzzi, Perugino, Pinturicchio wurden vom Papste in den Stanzen nicht weiter beschäftigt, alle Hauptbilder fielen Raffael zu. Damit vollzog Julius II. das Urteil, welches die historische Entwicklung forderte und das die Geschichte bestätigt hat.

Bereits im Jahre 1511 konnte der Papst sein Auge am Anblick der Fresken der Stanza della Segnatura weiden. Das gewährte ihm Ruhe und Erquickung nach den Mißerfolgen seiner Politik und dem Verrat seiner nächsten Verwandten.

Mit den weiteren Schicksalen Julius' II. aufs engste verbunden sind die Malereien, welche Raffael alsbald in der zweiten Stanze, in der Stanza d'Eliodoro ausführte.

Hatte er in der ersten Stanze die vier großen Geistesmächte: Theologie, Philosophie, Dichtkunst und Jurisprudenz und ihre Stellung zu Christentum und Kirche malerisch erklärt, so weihte er die zweite Stanze der Verherrlichung Julius' II. als des Hauptes der Kirche, dem allzeit der Schutz des Himmels sicher ist. Vier Fresken, 1512—14 eigenhändig von Raffael gemalt, schmücken bekanntlich die zweite Stanze: Die Messe von Bolsena, die Befreiung des Apostels Petrus, die Zurückweisung Attilas durch Leo den Großen, endlich die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel. Nach letzterem Gemälde erhielt das Gemach den Namen Stanza d'Eliodoro.

Der Gegenstand der Messe von Bolsena ist ein Wunder, das sich im Jahre 1263 in dem genannten Städtchen ereignete. Ein deutscher Priester war von argen Zweifeln heimgesucht hinsichtlich der Lehre der Kirche, daß sich durch die Konsekrationsworte Brot und Wein in das Fleisch und Blut des Herrn verwandele. Er bat inständig um ein Zeichen, das ihm endlich auf einer Wallfahrt nach Rom in der Kirche S. Cristina zu Bolsena zuteil ward. Sowie er das Verwandlungswort gesprochen, entfloß der Hostie Blut, so daß das ganze Korporale rot gefärbt wurde. So meldet noch heute eine große Inschrift der genannten Kirche.

Das Wunder machte im 13. Jahrhundert großes Aufsehen. Es hat mitbestimmend gewirkt für Urban IV. bei der Einsetzung des Fronleichnamsfestes. Die Reliquie, das blutgetränkte Korporale, ward auf Befehl des Papstes nach Orvieto gebracht und gab Anlaß zur Erbauung des dortigen herrlichen Domes.

Wie aber kamen Raffael und Julius II. dazu, nach so langer Zeit, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, gerade dieses Wunder künstlerisch darstellen zu lassen? Die verschiedensten unzutreffenden Hypothesen sind hierüber aufgestellt worden. Niemand vermochte jedoch eine genügende Erklärung zu geben.

Das eingehende Studium der Geschichte Julius' II., welches die Abfassung meiner Papstgeschichte erforderte, ließ mich endlich doch besondere Beziehungen zu dem Miracolo di Bolsena entdecken, welche eine befriedigende Erklärung geben. Ich hatte noch die Freude, meinen Fund dem ersten Kenner der Renaissancekunst, dem greisen Prof. Burckhardt in Basel, vorlegen zu können und nachdem ich denselben publiziert und begründet hatte, ist die Deutung fast allgemein angenommen worden. Als Julius II. im Herbst des Jahres 1506 seinen gefahrvollen Zug zur Unterwerfung Bolognas antrat, berührte er auch Orvieto. Der Zeremonienmeister des Papstes berichtet ausdrücklich, daß Julius II. bei dieser Gelegenheit der Reliquie des blutgetränkten Korporales seine besondere Verehrung zuteil werden ließ. In jene Zeit reicht offenbar der Gedanke zurück, das Wunder im Vatikan künstlerisch verherrlichen zu lassen — höchst wahrscheinlich hat sich der Papst damals durch ein Gelübde zur Verherrlichung der Reliquie von Orvieto verpflichtet.

Als dann im Jahre 1511 die große Wendung eintrat und alles bisher Gewonnene, auch Bologna, verloren ging, da mag sich Julius II. seines Versprechens von neuem erinnert haben. Die Verehrung der Reliquie von Orvieto war übrigens in der Familie des Roverepapstes gleichsam traditionell: so konnte ich nachweisen, daß bereits der Oheim Julius' II., Sixtus IV., der in so vielfacher Beziehung sein Vorbild war, die Verehrung des Korporales durch Ablässe begünstigte. Dazu kommt noch, daß Julius II. auch sonst die Verehrung des hl. Altarsakramentes förderte.

Als Verherrlichung dieses Sakramentes bildet die Messe von Bolsena zugleich das Verbindungsglied mit dem Gemache, welches die Disputa schmückt; als Darstellung eines Wunders bildet sie zugleich den Uebergang zu den übrigen Fresken des Heliodorzimmers.

Der Grundgedanke, der hier ausgedrückt ist und wieder auf Julius II. zurückgeht, läßt sich also zusammenfassen: Gott erweist sich stets als der gnädige Schützer und wunderbare Helfer von Kirche und Papsttum. Die Geschichte des Roverepapstes lieferte dafür die auffallendsten Belege. Die von Frankreich her drohende Gefahr ging im Jahre 1511 wunderbar schnell vorüber und gleich wunderbar erhob sich im August dieses Jahres der bereits totgesagte Papst von seinem Krankenlager, um zum Schutze der kirchlichen Einheit die hl. Liga abzuschließen. Im folgenden Jahre wandten sich die Dinge ganz unerwartet noch mehr zugunsten des Hl. Stuhles. Der Konzilsversuch der abtrünnigen Kardinäle scheiterte vollständig, der Ansturm des mit allen antipäpstlichen Elementen verbündeten Ludwig XII. ward abgeschlagen und die Franzosenherrschaft in Italien vernichtet. Nichts war natürlicher, als daß der Künstler auf das Bezug nahm, was damals den Papst und ganz Rom am meisten beschäftigte. So entstanden mitten aus den welthistorischen Ereignissen der Zeit heraus Malereien, die damals für jeden eine verständliche Sprache führten. Heute müssen wir freilich den Zusammenhang erst mühsam erforschen. Von großer Bedeutung sind hierfür zwei lange übersehene Chiaroscuri hinter den Fensterläden bei der Messe von Bolsena, denn sie bilden das Verbindungsglied mit den folgenden Darstellungen. Auf dem einen dieser Chiaroscuri sieht man, wie Julius II. einer Hydra das Maul zubindet, d. h. er vernichtet das Schisma, den inneren Feind der Kirche. Auf dem anderen Chiaroscuro erscheint Julius II. als Sieger über die äußeren Bedränger des Hl. Stuhles, als Wiederhersteller des weltlichen Besitzes der Kirche. Dies wird der Anschauung jener Zeit entsprechend ausgedrückt, indem Konstantin dem hl. Silvester, der Julius' II. Züge trägt, das Triregnum überreicht. Den Sieg über die inneren Feinde der Kirche, über die Schismatiker, hat dann Raffael allegorisch in dem Fresko der Vertreibung des Tempelräubers Heliodor weiter ausgeführt. Auf die Niederlage der äußeren Bedränger, der Franzosen, bezieht sich die auf der gegenüberliegenden Wand dargestellte Abwehr Attilas durch Leo den Großen.

Den Grundgedanken des Heliodorzimmers: die Nichtigkeit aller menschlichen Anschläge gegen die Kirche und ihr Haupt faßt dann noch einmal das letzte Fresko: die Befreiung Petri, zusammen. Alles Nähere über diese Deutung habe ich in meiner Papstgeschichte gegeben, auf die ich der Kürze der mir zugemessenen Zeit wegen verweisen muß.

Hätte das Pontifikat Julius' II. nichts anderes auf dem Gebiete der Kunst aufzuweisen als die Stanzen, die Unsterblichkeit wäre ihm gesichert. Zu diesem Werke tritt aber nun noch ein anderes, das nicht minder groß und gewaltig ist. Während Raffael in der Camera della Segnatura den Triumph der Kirche über alle irdischen Mächte, ihre geistige und geistliche Erhebung in einem epochalen Bilderzyklus darstellte, schuf Michelangelo in den Deckengemälden der sixtinischen Kapelle ein architektonisch-malerisches Meisterwerk, das in gewisser Hinsicht unerreicht dasteht. Eine ganz andere Kunst tritt uns hier entgegen als in den Werken des göttlichen Urbinaten.

Auf Raffaels römischen Werken ruht noch ein Abglanz der Jugendkunst des Quattrocento, Michelangelos in Rom entstandene Schöpfungen dagegen sind ganz von dem ernsten, männlichen Geist erfüllt, welcher Julius II. das Gepräge gab, obwohl sie nicht so unter der unmittelbaren Einwirkung des Papstes entstanden sind wie die Stanzen. Zu Raffaels Werken blicken wir zurück wie zu verlorenen Idealen. Die Tonart, welche Michelangelo angeschlagen, klang durch die Jahrhunderte fort: sie wird immer wieder vernommen werden, wenn die Kulturvölker Europas nach der Verkörperung ihrer tiefsten Gedanken über göttliche und menschliche Dinge verlangen. Es kann keinem Zweifel unterliegen: unter den drei Gewaltigen, die Julius II. in seine Dienste nahm, war Michelangelo wenn nicht der größte — denn wer wollte das ermessen — so doch der mächtigste an nachhaltiger Wirkung. Seine von Haus aus kräftigere Stammesnatur paßte besser als die des milden, weicher angelegten Raffael zu der Kraftnatur eines Julius' II.

Und so ist es denn kein Zufall, sondern naturgemäß, daß Michelangelo der beste Interpret der gewaltigen Persönlichkeit des Roverepapstes geworden ist, anderseits ist es aber ungemein bezeichnend für die Vielseitigkeit des Papstes, daß er auch den milden, sanften Raffael vollauf zu würdigen und ihm kongeniale Aufgaben zu stellen wußte. Vielleicht noch mehr als in den gewaltigen Fresken der Sixtina weht der Geist Julius' II. in jener wunderbaren Statue, welche sein gigantisches Grabmal in St. Peter schmücken sollte. Durch die Ungunst der Zeiten hat sie eine nur kümmerliche Aufstellung in S. Pietro in vincoli gefunden. Mit großartiger Einheitlichkeit ist hier eine Seite des Charakters Julius' II. ausgeprägt.

Wer den kriegerischen Roverepapst kennen lernen will, der muß nach der Höhe von S. Pietro in vincoli eilen und vor den Moses Michelangelos treten. Wer diese Statue einmal gesehen

hat, vergißt ihren Eindruck nicht mehr. Eine Hoheit erfüllt sie, ein Selbstbewußtsein, ein Gefühl, als stünden diesem Riesen die Donner des Himmels zu Gebote.

Hier ist jener gewaltige Papst verkörpert, der als Kardinal die stille Abtei von Grottaferrata schützte und der, auf den Stuhl Petri erhoben, nach der schrecklichen Zeit der Borgia inmitten der Umwandlung aller politischen Verhältnisse Europas der Retter der päpstlichen Macht geworden ist.

Die Wagnerfestspiele im Münchener Prinz-Regenten-Theater.

Von

Hermann Teibler.

IV.

So ist denn auch die vierte Münchener Festspielsaison bei ihrem Abschluß angelangt und gestattet einen Rückblick über ihren Verlauf und auf das Alte und für uns und unser Wagnerhaus Neue, das sie geboten. Die letzte Vorstellung des „Holländer" sowie des „Ringes" gaben zu eingehenderer Besprechung keinen Anlaß mehr; neu war bloß die Waltraute des Frl. Matzenauer, die zwar an sich eine tüchtige Leistung war, aber gegenüber der hervorragenden Gestaltung durch Frl. Huhn doch nicht standhalten konnte. Auch die Fährnisse zahlreicher Indispositionen wurden überwunden: so teilten sich unfreiwillig in die Rolle des Siegfried Knote und Burrian, in jene der Brünnhilde die Damen Senger-Bettaque, Kutscherra (Prag) und Thila Plaichinger. Felix Mottl stand bei diesen Schlußvorstellungen am Dirigentenpult und sorgte für stilistische Reinheit und Größe.

Das abgelaufene vierte Wagnerjahr brachte uns, — wenn man von der Möglichkeit absieht, den „Rienzi" im Festspielhaus aufzuführen, was noch durchaus nicht eine Verketzerung wäre, — den Ausbau unseres Wagnerrepertoires mit der neuen Inszenierung des „Fliegenden Holländer". Das Ereignis wäre nicht so bedeutend gewesen, wenn es nicht in seinem Wert so unendlich gehoben worden wäre durch die in jeder Hinsicht kenntliche künstlerische Sorgfalt, die man ihm entgegenbrachte. Gerade hinsichtlich des „Holländer" durften wir von Bayreuth lernen, und man lernte, ohne nachzuahmen. Die Inszenierung, so wundervoll sie für sich wirkt, ist frei von aller leeren, nicht dem Geiste des Werkes entspringenden Effekthascherei, überall ist im Sinne des Gesamtkunstwerkes geschaffen. Nun wollte es ein freundliches Geschick, daß mit unserm neuen Holländer auch Felix Mottl als der Unsere im Festspielhause einzog, er, der die Bayreuther Neuinszenierung durch seine geniale Wiedergabe des musikalischen Teils zu so seltenem Eindruck erhob; und sein Können, seine jugendliche und doch so ernste Begeisterungskraft blieb ihm auch bei uns treu — und somit auch der verdiente Erfolg, der sich sodann bei seiner „Ring"-Direktion wiederholte. Haben wir somit die Gewähr, in Felix Mottl den Mann zu besitzen, der unseren Festspielen in ihrem wichtigsten Teil immer wieder den Charakter des Außerordentlichen zu geben wissen wird, so hielt sich auch der alte Glanz unserer Festspiele auf immer gleicher Höhe — dafür bürgt der Name von Possarts, der fortfuhr, seine kühnste Schöpfung mit unermüdlichem Fleiß und genialem Erfassen zu äußerster Höhe des künstlerisch Möglichen zu führen. Und gedenken wir seiner, so darf seines getreuen Stabes, der Regisseure Wirk und Prof. Fuchs, des Maschinerie-Direktors Klein und des Meisters der Kostüme und Requisiten, Buschbeck, nicht vergessen werden.

Eine für München hocherfreuliche Erscheinung war es, daß mehr als in früheren Jahren heimische Kräfte verwendet waren und im Vordertreffen standen. Freilich gab's noch manche Ausnahme, die die Regel bestätigte: so hätte man den stimmgewaltigen Sieglitz in seinen so hervorragenden Leistungen als Daland und Hagen nicht konsequent übersehen müssen, und auch Bauberger, Frl. Breuer u. a. hätten manch unnötiges und sogar experimentelles Engagement überflüssig machen können; haben wir doch so oft schon erfahren, daß das Teuerste nicht immer das Beste ist. Dagegen wäre bei Besetzung der Rollen Brünnhildens und Siegfrieds eine Abwechslung ganz am Platze gewesen, und namentlich das Abbrechen des Auftretens von Frau Fraenkel-Claus gehört zu den weniger leuchtenden Ereignissen, die die Saison mit sich brachte. In solchen Fällen sollte man nur ein Hindernis anerkennen: die force majeure einer Erkrankung.

Eine auffallende Steigerung haben die Festspiele hinsichtlich ihrer Frequenz erfahren. Die ersten sieben Vorstellungen spielten sich vor einem vollständig internationalen Publikum ab, das einen geradezu glänzenden äußeren Rahmen für das Ganze abgab. Im weiteren Verlauf herrschte deutsches Fremdenpublikum, vermischt mit heimgekehrten Münchnern, vor. Durchweg ausverkaufte Häuser werden unsere Festspiele wohl kaum je erreichen, denn sie ziehen sich viel zu weit in die Spätsaison hinein. Aber sie stehen fest, nicht nur künstlerisch, sondern auch in materieller Hinsicht und sind für München zu einem kaum mehr zu vermissenden Faktor des öffentlichen Lebens geworden, — das muß auch allen jenen eine Genugtuung sein, die im allgemeinen Charakter der Festspiele in ihrer äußeren Erscheinungsform eine etwas stärkere Betonung ihres nationalen Wesens sich wünschten.

Eine Zeit hoher künstlerischer Erhebung ist vorüber, eine Zeit aufreibender Arbeit und des Einsetzens allerbester Kräfte eines jeden Beteiligten vom nimmermüden Intendanten herab bis zum letzten Bühnenarbeiter, oder gar, wenn wir wollen, bis zum letzten Kritiker. Die Fremden sind gespeist, nun schicken sich die Münchener an, einem hoffentlich recht gut besetzten Tisch Platz zu nehmen, und sie haben das Recht, Hunger zu haben. Groß ist der Glanz der Festspiele, und sie haben für uns Heimische einen hohen moralischen Wert als Generalrevue unserer Kräfte, vor deren Anblick die Welt staunend stillesteht. Aber der Stolz, daß es eben unsere Kräfte sind, erfordert es, daß auch wir uns in ruhigerer Stunde und in anderen, weniger exklusiven Aufgaben ihrer so recht von Herzen freuen. Ganze Männer leiten diese Macht, ein kühner Generalissimus mit glänzendem bewährtem Stab steht an der Spitze: Hoffen wir's also!

Aphorismen.

Langweilig ist der, welcher nichts zu verschweigen versteht.

* * *

Manche Menschen glauben durch Geschenke Liebe erwerben zu können. — Aber die Liebe ist ein ungemein geheimnisvolles Ding und hat stets ihren letzten Grund in tiefinnerlichen Eigenschaften.

* * *

Unvollendete Charaktere bringen immer Fluch. In der Dichtung und im Leben.

* * *

Ordnung und Reinheit — innere und äußere — das sind keine Errungenschaften von gestern und vorgestern, die bedingen lange Uebung und das seelische Bedürfnis danach. Auch wollen sie unablässig gepflegt und bearbeitet werden. Zieht man von ihnen die Hand zurück, dann verwildern sie wie Kulturländer, über die kein Pflug mehr geht.

* * *

Ach, pflege in dir das Nachsehenkönnen! Wie das Auge langsam zu Schauen gelangt, so kommt die Seele langsam zum Begreifen anderer. Aber mit dem Begreifen wirst du Welten entdecken.

* * *

Wir können weder als Menschen, noch als Christen, noch als Künstler stets auf derselben Höhe schreiten. Wir dürfen uns aber dadurch nicht entmutigen lassen, sondern müssen mit der Ebbe und Flut unserer Nervenkräfte wie mit einem Naturgesetz rechnen lernen.

* * *

Wer nicht mehr lernen kann, ist tot.

M. Herbert.

Vom Kölner Dom.

Von

Hermann Erler.

Kürzlich ist bei Bachem in Köln ein Schriftchen erschienen: „Vom Kölner Dom und seiner Umgebung. Neue Vorschläge von Al. Bohrer, Regierungsbaumeister a. D. in Köln" (31 S. mit 2 Plänen; 80 Pfg.), das trotz seines geringen Umfangs die Beachtung nicht nur der Kölner, für die es in erster Linie bestimmt ist, sondern auch der weitesten Kreise des deutschen Volkes verdient.

Die Vorschläge, die seinerzeit schon in der Monatsschrift „Der Städtebau" (Heft 5 u. 6. Berlin; Wasmuth) erschienen sind und nunmehr dem weitesten Publikum unterbreitet werden, befassen sich mit der Frage: Wie ist die Umgebung des Kölner Doms zu gestalten? Dabei geht Bohrer von der Annahme aus, daß die Begeisterung für den Dom, die bei dem Dombaufest im Jahre 1880 gelegentlich der Vollendung des Bauwerks am hellsten lohte, immer mehr und mehr gesunken, daß der Dom nicht mehr der Liebling des Volkes und der Kunstfreunde sei.

Warum ist er das nicht mehr? — Bohrer findet den Grund darin, daß man es infolge der Anwendung ästhetisch falscher Prinzipien bei der Freilegung des Domes dahin gebracht habe, daß dieser nunmehr auf einem ungeheueren öden Präsentierteller kalt und stolz da stehe. In der bis aufs äußerste vollendeten, fehlerlosen, wie verkörperte mathematische Wissenschaft erscheinenden Architektur liege schon an sich etwas Unliebenswürdiges, Kühles, Strenges, das durch keine Unvollkommenheit, keine Zier gemildert werde. Die weitläufigen durch die Freilegung gewonnenen Plätze um den Dom hätten diesen dann ganz vereinzelt und ihn so noch unnahbarer gemacht; sie hätten ihn völlig entblößt und ihn auf seinem Präsentierteller der unfreundlichen Kritik preisgegeben. Diese Plätze seien ohne jede klare Beziehung zum Dom; ohne Ordnung, bunt durcheinander lägen und ständen auf ihnen herum Laternen,

Kandelaber, Rettungsinseln, Drahtmaste, Blumenbeete, Baumgruppen, nur dem praktischen Bedürfnis angepaßt, ohne daß sie in Beziehung zum Dom ständen und ihm zur Zierde gereichten. Die allzu große Weitläufigkeit der Plätze habe dann das Gotteshaus auch in seinen Abmessungen erheblich kleiner erscheinen lassen. —

Zur Abstellung dieser Uebelstände macht nun B. ziemlich detaillierte Vorschläge, die sich einerseits mit der dem Dom anzufügenden Zier, anderseits mit der Platzfrage beschäftigen.

Auf die Vorschläge im einzelnen kann hier nicht eingegangen werden; indes seien sie im Folgenden kurz skizziert. —

Zunächst die Frage: Wie steht es mit der Richtigkeit der oben angeführten Annahme Bohrers und deren Begründung?

Es ist gewiß, daß weiten Kreisen — auch vielen Kunstfreunden — weniger die Bewunderung des Domes, als vielmehr die Liebe zu ihm abhanden gekommen ist. Dies mag teilweise daher kommen, daß das Alltägliche mit der Zeit verliert, aber mit diesem Moment allein ist bei der wunderbaren Schönheit des Bauwerks eine genügende Erklärung nicht gegeben. Vielmehr muß der Kenner der Verhältnisse — mag er auch in Einzelheiten anderer Ansicht sein — im Großen und Ganzen dem Verfasser der Broschüre recht geben, und es ihm als hohes Verdienst anrechnen, einmal wieder die Aufmerksamkeit auf den Dom gelenkt und das erlösende Wort gesprochen zu haben. Die Bestrebungen des Dombauvereins in hohen Ehren — sie gingen von dem Wunsche aus, „das nationale Kleinod der Welt in möglichst klarer Weise vorzuführen" (S. 5) — dennoch können sie ästhetisch nicht richtig gewesen sein. Wer, wie Verfasser der vorliegenden Notiz, den Dom als Kunstfreund studiert und fast täglich Gelegenheit hat, ihn zu betrachten, empfindet die gerügten Kalamitäten schwer. Vor allem ist man gegenüber der Westfassade in der unglücklichsten Weise vorgegangen. Abgesehen davon, daß der Platz direkt vor den Hauptportalen einer der ödesten ist, die Schreiber dieses kennt, hat man durch die Schaffung des Platzes „Margaretenkloster" in der Achse des Domes, den Türmen gegenüber, einen genialen Gedanken des Dombaumeisters völlig übersehen und eine der stärksten Seiten des Bauwerks zu seiner schwächsten gemacht. Die Westfassade des Domes konnte, Kölns mittelalterlicher Bauweise entsprechend, entweder nur aus allernächster Nähe oder draußen vor den Toren betrachtet werden. Wenn man heute diese beiden Standpunkte wählt, so zeigt die Fassade denn auch ihre ganze vielgepriesene Schönheit. Stellt man sich aber auf dem neuen Platze auf, so wird man empfinden, was B. sagt: „Es fällt sofort auf, daß die untere Fassadenhälfte mit der oberen nicht harmoniert. Die Großzügigkeit der oberen enthüllt die Engbrüstigkeit der unteren, welch letztere durch die Zweiteilung der unteren Turmteile hervorgerufen ist. Aus weiser Absicht ist jedenfalls diese scheinbare Disharmonie entstanden. Die unteren Teile sollten aus ziemlicher Nähe, die oberen aus kilometerweiter Entfernung wirken. Den alten Meistern ist durch die Verkennung ihrer Ziele ein großes Unrecht geschehen.

Ferner entbehrt für den Beschauer vom Margaretenkloster aus die Fassade jedes Reliefs, wodurch sie nüchtern und reizlos erscheint. . . . Man sieht an ihr nur unzählige vertikale Linien, keine Körperlichkeit. . . ." (S. 15)

Die Schließung dieses Platzes durch neue Häuserbauten hält B. darum für notwendig. Um ferner den richtigen freien Blick auf den Dom zu gewinnen, fordert er an dem wieder geschlossenen Platze entlang von der Komödienstraße bis zum Wallrafsplatz eine Promenade; denn erst durch den so bedingten beständigen Wechsel des Standpunktes für den Beschauer zeige der Bau der Fassade sein gewaltiges Relief und sein blühendes Leben. Natürlich müßte dann das bekannte gotische Haus von Scheben, erbaut vom Freiherrn von Schmidt, nebst dem ganzen angrenzenden Häuserblock fallen. — Nach dem Hotel Ernst zu soll der Platz vor der Westfassade durch eine Säulenhalle geschlossen werden, die als Hintergrund für ein Reiterstandbild des Fürsten auszubilden wäre, der die Umgestaltung der Domumgebung wirksam fördert.

Als Domzier schlägt B. dann vor, am Hauptportal vier monumentale Treppenwangen zu ziehen und auf ihnen vier große Flaggenmasten, zugleich als Träger der reichen Beleuchtungskörper zu errichten. Diesen ganzen Zierrat solle man freier und freundlicher gestalten, damit durch einen gewissen Gegensatz zum Domornament letzteres in seinen Vorzügen bekräftigt, das Dogmatische der vollendeten Gotik zu einem künstlerischen Moment erhoben werde. Zugleich soll dadurch der üblichen kümmerlichen Beflaggung des Domes bei Festen ein Ende bereitet werden. B. verweist hier auf die Markuskirche in Venedig. Fürwahr, wer einmal an einem Festtage vor San Marco die mächtigen seidenen Fahnen von Alessandro Leopardis Masten wehen sah, wird sich für diesen Vorschlag schnell erwärmen können.

Als weitere Zier soll eine gedeckte Unterfahrt, dort wo Schiff und Südturm zusammenstoßen, errichtet werden. Auch durch ihre Architektur solle man zu erreichen suchen, daß „das Starre des Domes in Ernst aufgelöst und das Kalte an ihm zum Erhabenen veredelt werde". Von dieser Vorhalle zum gegenüberliegenden Domhotel soll endlich der Westplatz völlig durch eine Ehrenpforte, das „Peterstor", geschlossen werden.

Auf diesem neu geschaffenen Platze müssen dann alle Gegenstände in rechte Beziehung zum Dom gebracht, vor allem die Beleuchtungskörper künstlerisch schön und wirkungsvoll angeordnet werden. Am Wallrafsplatz soll ein Monumentalbrunnen errichtet, die nun den Verkehr nicht mehr hemmende porta Paphia an ihre alte Stelle gesetzt werden.

Das sind die wesentlichen Vorschläge Bohrers bezüglich dieses Platzes, „der die Herztätigkeit des Kölner Lebens offenbart". Der Platz an der Südseite soll im Gegensatz zu ihm als weihevolles „Domforum" ausgebildet und mit Statuen, Ehrensäulen, Brunnen, vor allem mit dem schon lange geplanten Dombaudenkmal geschmückt werden, welch letzteres mit Säulenhof, Terrassen und Treppen zugleich den Platz nach Osten zu abschließen soll, während die einzige noch offene Seite durch Weiterführung der Kolonnaden des Domhotels zum erzbischöflichen Museum, das gleichfalls neu zu erbauen ist, geschlossen wird. — —

Das sind in der Hauptsache die Pläne Bohrers. Weitere Einzelheiten mag man in der sehr lesenswerten Broschüre selbst nachsehen. —

Namentlich in Köln, wo der Gedanke der „Freilegung" sehr populär ist, wird das Schriftchen viel Widerspruch finden. Auf die Dauer wird man sich aber einer besseren Einsicht nicht verschließen können und dem Verfasser, dessen Herz so warm für den Dom und die Stadt Köln schlägt, Dank für seine Anregungen wissen, wenn auch der Dom noch viel Wasser den Rhein hinablaufen sehen wird, ehe die Ideen Platz greifen, geschweige denn ehe sie sich realisieren lassen werden. —

Hinzugefügt sei noch, daß B. in finanzieller Hinsicht seine Pläne nicht auf Sand gebaut hat. Das Dombaudenkmal müßte allerdings vorerst ausscheiden, da die für dasselbe bereits angesammelte Summe von ungefähr einer Million Mark für die durchaus notwendige Restaurierung am hohen Chore erforderlich ist.

Bücherschau.

Aus meiner Lektüre. Mit innerster Befriedigung legte ich das Buch aus der Hand. Es ist wert, nochmals gelesen zu werden, was man nur von wenigen belletristischen Werken behaupten kann. Es heißt: **„Mein neuer Kaplan."** Erzählung aus dem irischen Priesterleben von Rev. **P. A. Sheehan**, erschienen im Verlage von J. P. Bachem in Köln. In diesem Genre gehaltene Bücher hatten wir in der deutschen Literatur bisher nicht. Bei ähnlichen Erzeugnissen unserer Autoren habe ich stets das Gefühl, daß die auftretenden Personen Karikaturen sind, entweder von gegnerischer Seite zu schwarz gemalt oder wieder zu „geistlich" gehalten. In diesem Buche begegnet uns aber ein Stück Wirklichkeit, wenigstens hat man diese Empfindung, was vom literarischen Standpunkte aus wesentlich ist. Es sind prächtige Figuren, welche hier den geistlichen Stand repräsentieren. Keine überirdischen Wesen, nur wirkliche, mit allen Fehlern und Schwächen behaftete Menschen, die aber in geistiger Arbeit, in aufopfernder Liebe für ihre Pfarrkinder, im unerschütterlichen Glauben das Ziel der Vollkommenheit erstreben. Unvergleichlich ist der „neue Kaplan" Lethebn charakterisiert. Sein Tun und Lassen unterzieht er weit strengeren Regeln, als wie er an seine Mitmenschen stellt. Sein Grundsatz ist: „Wir sind nicht nur dazu da, um zu lehren, sondern wir sollen die guten Lehren unseren Kindern vorleben." Väterchen Dan, der von allen geliebte und verehrte Ortspfarrer, gibt seinem neuen Kaplan für die Predigt ganz treffliche Ermahnungen: „ . . . . Worte allein nützen nichts, ja weniger als nichts. Erinnern Sie sich vielleicht an den Vorfall, der uns von dem berühmten Lacordaire erzählt wird. Er stand auf der Höhe seines Ruhmes, sein Name war auf jeder Zunge, und siehe da: die Kathedrale in Lyon, wo er damals predigte, blieb leer, während Tausende und aber Tausende aus allen Ständen, Rechtsgelehrte, Staatsmänner, Offiziere, Professoren zu der armseligen Kirche des nur wenige Meilen entfernten Dorfes Ars pilgerten. Was war der Magnet, der all diese Scharen anzog? Ein armer Landpfarrer, ungelehrt, linkisch, ohne besondere Rednergabe. Aber der Mann war ein Heiliger!" Den gelehrten, weitgereisten Ormsby vermochte Lethebn durch alle Beweise nicht zu bekehren, aber der unerschütterliche Glaube und das ergebene Dulden der kranken Alice überzeugte ihn. Das Buch ist des Lesens wert, zumal auch die Uebersetzung eine recht gute ist. E. S.

P. Albert M. Weiß', des fruchtbaren Dominikaners, neues Buch, betitelt **„Die religiöse Gefahr"**, findet in Nr. 17 der „Allg. Rundsch." (S. 240) eine äußerst lobende Besprechung, die kaum etwas daran auszustellen hat. Es sei, um Irreführung vorzubeugen, wenigstens referierend auf eine Reihe anderer Besprechungen hingewiesen, die dem Buche nicht viel gutes nachzusagen wissen. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß Prälat Scheicher, der in der Schrift allerdings selber verschiedentlich angegriffen wird, in den Nummern 9, 10 u. 11 des Korrespondenzblattes f. d. kath. Klerus Oesterreichs, dem Buche äußerst scharf zu Leibe geht. Er wirft dem Verfasser grobe logische Schnitzer und unglaublichen Mangel an Unterscheidungsgabe vor, die ihn verführe, die verschiedenartigsten Menschen und Dinge in einen Topf zu werfen. Höflicher ist da schon die „Kölnische Volkszeitung" (Lit.-Beilage Nr. 27). Auch sie konstatiert wiederholt „schwere Verdrehung des Tatbestandes", wobei sich Bilder ergeben, die „geradezu falsch" sind. Anerkannt wird dabei, daß nicht böse Absicht, sondern „seine Methode" den Verfasser so schwer in die Irre führte, „indem er unterschiedslos alles zusammenwarf". Und diese Methode, die eigentlich keine ist, muß auch Professor Mausbach, dem man gewiß kein Reformertum nachsagen kann, — der „Köln. Volkszeitung" ist es schon nachgesagt worden! — in seiner Besprechung als völlig verfehlt bezeichnen (Theolog. Revue Nr. 11). Er hat neben manchem Lobe auch schweren Tadel für das Buch: „Dazu — nämlich zu verschiedenen schweren Ausstellungen — kommt, daß die Methode des Verfassers, wörtliche Aeußerungen mosaikartig zu seiner Uebersicht zusammenzustellen, bei allem Streben nach Genauigkeit fast notwendig zu Verzeichnungen und Unbilligkeiten führt." Die Belege folgen. Es dürfte sich demnach empfehlen, das Buch des P. Weiß vor Anschaffung gründlich anzuschauen, damit man sich nicht hinterher über das ausgegebene Geld ärgert; manchen ist es schon so ergangen. xp.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 26. München, 24. September 1904. I. Jahrgang.

Die Gesamtauflage dieser letzten Nummer des Quartals enthält drei Verlagsbeilagen: 1. einen Prospekt der „Allgemeinen Rundschau" mit Einladung zum Abonnement, neuen Preßstimmen und Auszügen aus dem Inhalt der Nummern 1 bis 25; 2. einen doppelten Post-Bestellzettel; 3. eine Doppel-Postkarte für direkte Bestellung an den Verlag und Mitteilung von Adressen zur Versendung von Gratisnummern.

Inhaltsangabe.

Aufgaben der Presse in der heutigen Lage.

Von

Dr. J. Wehr.

In der durch die innere Auflösung des Liberalismus und die widernatürliche Verbindung seiner fortgeschrittenen Elemente mit dem Sozialismus und den Freigeistern immer gefahrdrohender sich gestaltenden Lage wächst die Summe und die Strenge unserer Pflichten. Angesichts der sich anbahnenden Verständigung und Konzentration der revolutionären Gesellschaftselemente ruft die Pflicht zur Pflege und Stärkung der konservativen Einigung. Es ist mit der heutigen allgemeinen Lage wie mit einem auf den Tod Erkrankten. Wenn bei einem schwer erkrankten Organismus alles zur Krise, d. i. zur Entscheidung auf Leben und Tod hindrängt, ist die schwerste, unausgesetzte Beobachtung und Sorge fordernde Pflicht des Arztes einerseits die Fernhaltung oder Abschwächung jeder Komplikation, welche den Verlauf der Krise zum Schlimmen beeinflussen kann, anderseits die Stärkung der Widerstandskraft, welche ihre Ueberwindung leichter macht.

Was lehrt die Beobachtung hinsichtlich der liberalen Krise? Zunächst, daß der antireligiöse, antikonfessionelle, intolerante Charakter des Liberalismus, zumal in seiner Presse, bis zur offenen Sektiererei für Unglauben und Irreligion sich allerorts ausgestaltet hat. Wo finden sich im heutigen liberalen Lager noch Spuren von jener durch die gesunde Vernunft gebotenen Achtung vor der religiösen Ueberzeugung und Praxis, die den Altliberalismus noch regierte? Wo gilt noch ehrfurchtsvolle Scheu vor Glauben, vor Christentum und Kirche, vor den Wahrheiten der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, ihrer Verkündigung, ihrer Freiheit? Wir sind nachgerade auf dem Gipfel platter, unwissender Verwirrung in allen den Kreisen angelangt, die an dem Liberalismus kranken.

Man legt, wo man nur kann, den Haß gegen alles positive Christentum an den Tag und nennt es die legitimste Aeußerung der „Gewissensfreiheit", doch kann man sich nicht einmal entschließen, den einfältigsten Ladenhüter von der „Unterscheidung" zwischen Katholizismus und Ultramontanismus, von der „Einmischung des Klerus in die Politik" ꝛc. beiseite zu lassen. Handgreifliche fixe Ideen, Vorurteile der veraltetsten Art und neuerfundene Mätzchen müssen herhalten, um ja dem „Katholizismus" nicht zu nahe zu treten, und das tun Leute, die in Flotten- und Eisenbahnaktien der Jesuiten schwelgen, die die Schimpffreiheit gegen den Katholizismus als das höchste Recht der „Reformation" betonen. Die liberale Presse ist offen und rückhaltlos antichristlich geworden; sie brüstet sich in ihren verbreitetsten Organen des Atheismus und des Rechtes seiner Ausbreitung, unterstützt ohne Scheu den Materialismus und preist Häckel und seine atheistische Propaganda als den „Gipfelpunkt deutscher Kultur". Und dabei bläst man die Posaune des konfessionellen Friedens, salbadert über Christentum und protestiert in leidenschaftlicher Komik gegen jeden Vorwurf der „Verletzung katholischer Gefühle".

Die Selbstentlarvung des Liberalismus verdanken wir zum größten Teil der katholischen Presse und ihrer unermüdeten Arbeit in der Aufdeckung der liberalen Heuchelei. Seitdem diese liberale Denk- und Anschauungsweise selbst in den Reihen des Evangelischen Bundes ihre Verteidiger hat, seitdem für die Volksklasse der liberale Atheismus durch sozialistische Hände seine Propaganda und seinen Vertrieb findet, kann man sagen: Die Evolution der liberalen Anschauungsweise in der antichristlichen und atheistischen Sozialdemokratie ist der Tod der bisherigen Selbsttäuschungen und ihrer unwahren Phraseologien.

Was die Auflösung der Sittlichkeit, der sog. unabhängigen, von jedem positiven christlichen Sittengesetz losgelösten Lebensregel anlangt, so offenbart sich eben darin eine der nächsten und für alles öffentliche und private Leben verhängnisschwersten Folgen der sich auflösenden liberalen Anschauungsweise. Es ist aufs höchste charakteristisch, das Drehen und Wenden der Verlegenheit bei den liberalen Propheten zu beobachten, so oft sie vor Unsittlichkeit, Treulosigkeit, Selbstmord ꝛc. gestellt sind. Entweder entschuldigen die liberalen

Blätter oder sie beschönigen oder sie schweigen tot oder sie klagen an, aber niemals haben sie den Mut der Selbstverantwortung. Ihr Lieblingsthema ist: Moral zur Schau tragen, aber zweierlei Moral: für die Oeffentlichkeit eine besondere, mehr oder weniger freie, für das Privatleben eine andere, an kein Gesetz gebundene. Offen das Bekenntnis abzulegen: die liberale Sittlichkeit sei bankerott, dazu verstehen sich nur erst wenige logisch denkende Naturen; aber die Tatsachen sind so klar, überzeugend, so sich häufend auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens, daß ohne das Nachgericht der Sozialisten auch nach dieser Seite hin der Prozeß für den Liberalismus gründlich verloren ist, so sehr verloren, daß, wenn ein liberaler Don Quixote noch einmal die Rosinante seiner Moralität besteigt, er dem Spott und Hohn seiner eigenen Umgebung verfällt.

Die Auflösung des Liberalismus verschuldet nicht nur den Tiefstand der öffentlichen und privaten Sittlichkeit, er begründet auch die sich steigernde Unfähigkeit und Ohnmacht der öffentlichen Institutionen der Gesellschaft, dem fortschreitenden Uebel noch Einhalt zu tun. Diese Ohnmacht wirkt so lähmend, so tödlich für alles Sozialleben, daß der Gedanke, erst aus der vollen Entfesselung aller Todeskeime in der Gesellschaft könne das neue Leben erblühen, die liberale Presse fasziniert; das ist das sozialistische Fatum, daher die Entfesselung aller Unordnung. Warum sind die Gerichte und die Behörden in ihrem Wirken kraftlos gegen die fortschreitende Entsittlichung? Gewiß sind manche unserer Gesetze, fußend auf liberalen Anschauungen, wenig geeignet, das Uebel zu treffen; gewiß sind die Kräfte und Organe ihrer Ausführung, aufgewachsen und gedrillt in diesen liberalen Anschauungen, mehr oder weniger unfähig, das Uebel in seiner ganzen Tragweite auch nur zu erkennen, geschweige denn mit sittlichem Ernst zu bekämpfen. Aber ist es nicht geradezu ein erbarmenswertes Schauspiel, daß die himmelschreiende Not eine Agitation privater Art, die nackte Selbsthilfe für engere Kreise hervorrufen muß, um nicht alles in der Flut schändlicher Unsittlichkeit untergehen zu lassen? Kann man denn da noch von Sittlichkeit und Selbständigkeit des Staates, der Familie, der Gemeinde sprechen, wenn die Initiative der Gesetzgebung vollständig hilflos erscheint, wo es sich um die eigene Existenz und ihre unerläßlichsten Grundlagen handelt? Ist das Zaudern, diese Ohnmacht nicht die Vorbereitung der förmlichen Bankerotterklärung, der Verzicht auf eine bessere Zukunft, die Anbahnung der revolutionären Abenteuerei auf allen Gebieten? Worauf wartet man denn noch?

Man fragt sich unter solchen Umständen immer wieder: wie ist es möglich, daß ein vor die größten weltgeschichtlichen Aufgaben des 20. Jahrhunderts gestelltes Volk, welches sich früher zu ihrer Lösung tüchtig und reif erwiesen, auf so elende Weise seine innerste Kraft, sein Ansehen und seine Zukunft aufs Spiel setzen, sich nicht etwa von Staatsmännern oder Parlamenten, sondern von Persönlichkeiten wie Boethlingk, Hoensbroech, Meyer und tutti quanti oder von dem „Simplicissimus", der „Jugend" und ähnlichen Organen an der Nase herumführen lassen kann? Wie ist es möglich, daß alle Mahnungen zur Duldung und zum rührigen Zusammenwirken spurlos in diesen Kreisen verhallen können, um die vollständige, gesetzlich garantierte Schimpffreiheit als das höchste Ideal des deutschen Volkes in allem Ernste anzustreben, daß gegen die entsetzliche Pest der breitesten Volksentsittlichung, welche buchstäblich Hekatomben unseres Volkes täglich fordert, keine moralische Einheit, keine Volksentrüstung, kein planmäßiges, zielbewußtes Zusammenwirken mehr erzielt werden kann? Wir stehen hier vor dem Rätsel, in dem das Dunkel der nächsten Zukunft unseres Vaterlandes und die allgemeine internationale Verwirrung sich ankündigt. Will man denn wirklich es dahin kommen lassen, daß in dieser verpestenden Atmosphäre der liberalen Oeffentlichkeit auch noch die letzte aufrechtstehende Widerstandskraft, die Katholiken und die gläubigen Protestanten ermattet und entmutigt die Fahne sinken lassen?

Jüngst lasen wir in der Pariser „Croix" einen Bericht über eine Propagandareise des bekannten Großindustriellen Férou-Vrau. In demselben fanden wir folgende Stelle:

„Die Tätigkeit und die Opferwilligkeit der Katholiken Frankreichs sind bewundernswert: in Schul-, sozialen und Charitas-Fragen sind in den letzten 30 Jahren große Werke entstanden. Heute sehen wir sie ruiniert oder widerstandsunfähig der Willkür unserer Gegner preisgegeben. Das Publikum regt sich nicht einmal mehr darüber auf. Es sieht fast gleichgültig die schmerzlichen Schauspiele der Austreibung unserer Ordensfrauen und unserer Ordensleute aus ihren Häusern zu; sieht zu, wie sie auf die Straße geworfen, dort dem Hunger oder Elende preisgegeben sind. Woher diese Gleichgültigkeit, doppelt schimpflich wegen der Undankbarkeit und der Erniedrigung des hochherzigen Charakters unseres Volkes? Sie kommt daher, daß unsere Werke keine Armee zu ihrer Verteidigung haben, oder daß die zur Verfügung stehende Armee nicht ausreicht, um sie vor der Oeffentlichkeit zu verteidigen. Sie kommt von der sog. neutralen Presse, die das allgemeine Schweigen und Schlafen bewirkt. Sie kommt von der sektiererischen Presse, die angreift und entstellt. Das zu verstehen, fängt man jetzt erst an. Man will ferner den Einschleichern und Giftmischern nicht mehr den täglichen Sou geben. Man gibt sich Rechenschaft, daß das Budget für die Presse den Katholiken so heilig geworden ist wie das Kriegsbudget, welches das Land schützen soll. Es wird fast unnütz, die anderen Werke zu unterstützen, wenn man das Werk, welches alle aufrechthält, nicht stützt."

In diesen Beobachtungen liegt ohne Zweifel manches Wahre: aus deutschem Gesichtspunkte kann man ähnliches, wenn auch entgegengesetztes sagen; erst seitdem in unserer Mitte die Rolle und Bedeutung der Presse infolge der Brutalitäten des „Kulturkampfes" von Katholiken besser verstanden worden ist, haben sie mit Erfolg bis heute den damaligen Kampf und die heutigen fanatischen Anfälle ihrer Gegner abweisen können.

Was die katholische Presse durch ihre Anstrengungen in unserer Mitte erzielt hat, ist ein dreifaches: das Verständnis für die Uebung der bürgerlichen Rechte und Pflichten, den Mut und die Freudigkeit ihrer Erfüllung für das Wohl der Kirche und des Vaterlandes, die Wege des erfolgreichen und siegreichen Arbeitens im öffentlichen Leben.

So wenig wir gewillt sind, auch nur einen Augenblick die Größe und die Wichtigkeit dieser Dienste nicht voll und ganz zu würdigen, so wenig möchten wir uns auch nur einen Augenblick besinnen, zu noch eifrigerer Arbeit, zur verdoppelten Wachsamkeit in der Verteidigung und Erhaltung der errungenen Stellung aufzurufen. Man vergesse nie den alten politischen Satz: „Die Dinge werden nur auf dieselbe Weise erhalten, auf welche sie begründet worden sind."

Aber dabei ist nicht zu vergessen, daß heute die Aufgaben der katholischen Presse mit der Gefahr der Lage gewachsen sind und daß auf die fortschreitende Hebung, Verbesserung und Verbreitung der katholischen Presse der höchste Nachdruck gelegt werden muß. Ihr Wirken erfordert Journalisten, die sich ihrer neuen Aufgabe vollauf bewußt sind, die auf der ganzen Höhe der heutigen Anforderungen an die katholische Presse stehen. Die Pflicht der Leser ist eine nicht minder große in der Anerkennung der Dienste, in ihrer wirksamen Ermunterung und Unterstützung.

Es fällt uns nicht ein, von den Katholiken zu verlangen, sie sollten immer und überall die Ansichten der Zeitung teilen, die sie lesen; aber die Forderung, immer und unter allen Umständen Zeitungen ihrer katholischen Ueberzeugung zu lesen, ist eine Ehrensache, die keine Ausnahme duldet. Mehr als je stehen die Forderungen vor uns: Fort mit der antikatholischen Presse, fort vor allem mit der sog. neutralen Presse, deren Wirksamkeit der Ausbreitung der religiösen Gleichgültigkeit, der Lähmung und Schwächung unserer Tatkraft gilt!

In der Epoche der großen religiösen und sozialen Wirren, in die uns das 20. Jahrhundert gestellt, angesichts der großen Interessen der Kirche für die nächste und die entfernteste Zukunft,

die jetzt zu verteidigen sind, ist jedes Zaudern, jede Lauheit nicht bloß eine Schwäche, sondern auch ein Verrat, der bei dem ersten offenen Angriff leicht und zu oft in Verleugnung ausartet. Oder ist es kein Verrat, wenn man mit seiner Presse, mit seinem Geldbeutel, seinem Ansehen, seiner Stellung die infamsten Nichtswürdigkeiten, Lügen und Verleumdungen zahlt? Oder ist es etwas anderes als schlechte verbotene Neugierde, Feigheit oder Einbildung oft der kindischsten Art, Blätter zu lesen oder zu dulden im christlichen Hause, welche alles besudeln, was heilig und ehrwürdig ist?

Die neutrale Presse trägt nicht bloß das Unrecht an der Stirne, verteidigungslos Wahrheiten, Prinzipien, Institutionen der öffentlichen Beschimpfung zu überantworten, die um jeden Preis, um der Reinheit unseres Glaubens und unseres Lebens willen heilig gehalten werden müssen; sie schwächt auch unser Denken, lähmt die sittliche Kraft, stiehlt die Kriegsmunition, macht sie unbrauchbar und verleitet zur Desertion viele Soldaten, auf die zu rechnen wir Anspruch haben. Selbst da, wo die Neutralität das wäre, was ihr Name will, sind ihre Wirkungen ebenso schlimm, oft noch schlimmer als offene Feindseligkeit. Immer bringt sie sozusagen unvermeidlich jene entsetzliche und unheilbare Schlafkrankheit, und diese Krankheit, wie das Beispiel Frankreichs laut warnend vor jedem Katholiken steht, nimmt schnell den Charakter einer Epidemie, einer Pest an, der kein Einhalt mehr zu bieten ist. Man glaubt dann an nichts mehr, man liebt nichts mehr als seine Bequemlichkeit, Sinnlichkeit, Ruhe um jeden Preis; man streckt sich wie die zu Tode getroffenen nur noch im harten Bette der Knechtschaft und im Dusel sinnlichen Genusses. D a s ist das Schicksal auch unserer Gesellschaft, wenn der Kampf gegen die liberale Irreligion ermattet und einschläft.

Organisationsänderungen in unserem Kolonialamt?

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Kolonialdirektor Dr. Stübel soll amtsmüde sein und noch im Herbste zurücktreten, so versicherten Berliner Blätter. Der Herausgeber der „Zukunft" aber, der das Gras wachsen hört und noch einiges mehr, war schon in der Lage, den Nachfolger zu nennen. Prinz Arenberg soll es diesmal nicht sein, auch nicht Graf Götzen, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, sondern Geheimrat Dr. Paasche, der zweite Vizepräsident des Reichstages. Daß Dr. Paasche sich stets lebhaft für die Kolonien interessiert hat und auch im Kolonialbeirat sitzt, ist ja richtig und es gehört nicht viel Fixigkeit dazu, auf seinen Namen zu fallen, wenn man unter den Parlamentariern Umschau hält und Prinz Arenberg von Anfang ausscheidet. Es wurde schon einmal ein Parlamentarier an die Spitze des Kolonialamtes gestellt: der konservative Herr von Buchka; aber es hat nicht lange gut getan! Die Stelle des Kolonialdirektors ist wohl diejenige, die für einen Parlamentarier die am wenigsten angenehme ist. Auch soll Herr Dr. Paasche gar nicht nach diesem Posten geizen, wenn auch sonst aus den Reihen seiner Parteifreunde sehr gerne in die Ministerhotels und Geheimratskanzleien avanziert wird. Neben Minister Möller ist auch der neuernannte Präsident des Statistischen Amtes, Geheimrat Borght, ein früherer nationalliberaler Abgeordneter. Aber wir halten alle Ausblicke nach einem neuen Kolonialdirektor für voreilig, denn der seitherige geht nicht; kann auch nicht gut gehen, ehe der Hereroaufstand beendet ist und der Reichstag hierzu gesprochen hat. Dr. Stübel hat dem Reichstage die Zusage gemacht, daß er nach Beendigung des Feldzuges Red' und Antwort stehen werde, und dies Wort wird er einlösen. Aber es liegt auch gar kein Grund zum Abgange vor; im Gegenteil: just nach der Annahme der beiden Kolonialbahnen sitzt Dr. Stübel fester im Sattel als je zuvor.

Aber trotzdem haben wir die Frage aufgeworfen, ob nicht Organisationsänderungen im Kolonialamt geboten erscheinen. Diese Frage scheint uns einer näheren Erörterung wert zu sein, da an dem Aufblühen unserer Kolonien das Mutterland ein sehr großes finanzielles und wirtschaftliches Interesse hat; dieses Aufblühen aber kann durch eine zielbewußte und konsequente Kolonialpolitik riesig gefördert werden, wie falsche Maßnahmen dasselbe unterbinden. Wie liegt die Sache heute? Das Kolonialamt steht zunächst unter dem Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes und dieses unter dem Reichskanzler. Allerdings hat das Kolonialamt eine viel freiere Stellung als z. B. einzelne Aemter im Reichsamte des Innern; es liegt dies schon in der Natur der Sache. Daher ist es uns auch nicht aufgefallen, als gegenüber der Rechnungskommission des Reichstages das Kolonialamt den Wunsch äußerte, es möchten die Beanstandungen und Fragen der Rechnungskommission direkt an das Kolonialamt gerichtet werden und nicht zuvor an das Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes. Wir halten beide Wege für verfassungswidrig; denn verantwortlich ist dem Reichstage weder der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes noch der Kolonialdirektor, sondern nur der Reichskanzler! Doch wollen wir diese interessante staatsrechtliche Frage nicht näher aufrollen;

Tatsache ist, daß das Kolonialamt sich bereits heute einer Selbständigkeit erfreut, die andere Reichsämter nicht besitzen! Aber wie sieht es dann aus, wenn Maßnahmen in den Kolonien getroffen werden, gerade zum Beispiel jetzt für Wiederherstellung der Ruhe in Südwestafrika? Da entscheidet das Kolonialamt jedenfalls nicht allein; es ist uns sehr fraglich, inwieweit es überhaupt gehört wird; noch weniger Einfluß aber dürfte das vorgesetzte Auswärtige Amt haben! Hier haben in erster Linie mitzusprechen: das Kriegsministerium, das Marineamt, das Reichspostamt und nicht in letzter Stelle das Militärkabinett, soweit nicht über gar allen Kaiser Wilhelm selbst bestimmt. Wenn letzteres zutrifft, würde wenigstens eine Einheitlichkeit vorhanden sein, wenn man auch seine gerechtfertigten Bedenken gegen das „persönliche Regiment" haben kann. Aber als der Kaiser auf der Mittelmeerreise sich befand, scheint uns gerade die Einheitlichkeit in der Leitung der Aktion sehr gefehlt zu haben; das „paketweise Versenden der Soldaten" hat uns auch nicht gefallen.

Man kann sich nicht darauf ausreden, daß man alles bewilligt habe, was der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika forderte; in der Heimat sollte man einen weiteren Blick haben. Was bedeuten die zuerst hinausgesandten 500 Soldaten für ein Land, größer als Deutschland? Später wurde die Expedition des Generals v. Trotha doch nötig; hätte man dieselben Leute schon im Januar und Februar hinausgesendet, so würde der Aufstand rascher erstickt worden sein und hätte uns auch weniger Geld gekostet. Woher kommt diese unangenehme Erscheinung? Man kann es doch nicht mit der Abwesenheit des Kaisers rechtfertigen, die zudem erst Mitte März eintrat. Unseres Erachtens fehlte die einheitliche Leitung. Es hatten zu viele Reichsämter mitzusprechen, während doch das Kolonialamt allein in Verbindung mit dem verantwortlichen Reichskanzler maßgebend sein sollte. Auch bei anderen Gelegenheiten reden in die Kolonialsachen zu viele hinein und „viele Köche verderben den Brei."

Nun wollen wir nicht Propaganda machen für ein K o l o n i a l m i n i s t e r i u m, wie es z. B. England und Frankreich hat. Wenn die Kolonien uns einmal so viel Nutzen bringen, daß sie ohne Reichszuschuß auskommen und gar Ueberschüsse haben, kann man eher davon reden, doch ist jetzt diese Zeit noch nicht da, leider! Aber was wir dringend wünschen, das ist mehr Einheitlichkeit, Zielbewußtheit und Konsequenz in Kolonialsachen. Man hat in den letzten Jahren zu viel Schwanken und Versuche erlebt, wahrlich nicht zum Vorteil unserer Kolonien, die möglichst bald auf eigene Füße gestellt sein müssen, d. h. ohne Reichszuschüsse auszukommen haben!

Der bayerische Liberalismus in Wahlnöten.

Von

Dr. A r m i n K a u s e n.

Die Tatsache, daß die Wahlreform in Bayern durch die liberale Partei planmäßig vereitelt wurde, ist in Organen und von Gewährsleuten, deren Liberalismus kaum angezweifelt werden kann, rückhaltlos festgestellt und beklagt worden. Auch die „Allgemeine Rundschau" hat verschiedene dahinzielende Urteile aus der „Hilfe", der „Zukunft", den „Leipziger Neuesten Nachrichten", der „Frankfurter Zeitung" auszüglich mitgeteilt. Unter solchen Umständen muß es als böses Zeichen eines „verwilderten Journalismus" angesehen werden, wenn ein liberales Blatt, von dem der bisherige Kammerpräsident Dr. von Orterer in Tuntenhausen sagte, es sei „sonst im allgemeinen eines gewissen Anstandes beflissen", demselben Herrn von Orterer „bewußte Lüge" vorwarf, weil er

genau dasselbe behauptete, was z. B. der protestantische Pfarrer Schowalter in der „Zukunft“ und Dr. Eugen Katz in der „Hilfe“ zugaben. Der Kürze halber sei auf die Ausführungen in Nr. 17 (Seite 231 ff.) der „Allgemeinen Rundschau“ zurückverwiesen. Diese Stimmen aus dem liberalen Lager hatten alle den gleichen Grundton, den Dr. Eugen Katz in Naumanns „Hilfe“ präzis dahin ausdrückte, die Liberalen „hätten unter allerhand Scheingründen die Verbesserung des Wahlrechts hintertrieben.“ Die liberale Presse hat diese unbequemen Urteile totgeschwiegen und sich wohl gehütet, gegen Männer und Organe, die sie sonst zu ihren Freunden zählen, den Vorwurf „bewußter Lüge“ zu erheben.

Eines muß man freilich der liberalen Presse in Bayern zugute halten: sie gerät jedesmal in eine nervös gereizte Stimmung, wenn die Zentrumsführer zur „Herbstparade“ des Tuntenhausener Bauernvereins erscheinen. Mochte Dr. Schädler oder Dr. v. Orterer neben dem Fraktionschef Dr. v. Daller als Hauptredner auftreten und die politische Lage beleuchten, an der nachfolgenden „Hetze“ hat es nie gefehlt. Vor zwei Jahren war Dr. Schädler der Prügelknabe, vor Jahresfrist war es der Kammerpräsident, der sich am 11. September 1904 abermals diesem Haberfeldtreiben zur Verfügung stellte.

Der liberalen Partei bangt für den Ausfall der nächstjährigen Wahlen; sie fürchtet mit Hilfe des Evangelischen Bundes und des Bauernbundes allein die Zentrumsmehrheit nicht niederringen zu können. Die Hoffnungen, welche die Liberalen auf die kurzlebige Entrüstungsaktion nach dem Sturze des Grafen Crailsheim setzten, haben sich als eitle erwiesen, zumal der wichtigste Faktor, den selbst Blätter vom Charakter der „Kölnischen Zeitung“ in die damalige Rechnung einstellten, nämlich ein Zusammengehen aller „nichtultramontanen“ Elemente von Beckh, Casselmann bis von Vollmar, nach der Wahlrechtskomödie der Liberalen glatt unter den Tisch gefallen ist. Darum erscheint heute als das Alpha und Omega der liberalen Taktik im bereits beginnenden Vorgeplänkel zum Wahlkampfe der verzweifelte Versuch, der Wählerschaft das Gruseln vor dem „schwarz-roten Bündnis“ und damit vor dem „alle religiösen, monarchischen und staatserhaltenden Grundsätze über Bord werfenden“ Zentrum zu suggerieren. Und doch weiß sozusagen jedes Kind in Bayern, daß — von früheren blau-roten Bündnissen abgesehen — die Liberalen auch bei den letzten Reichstagswahlen in der Pfalz und in Franken mit den Sozialdemokraten gelegentliche Anschlüsse suchten, wie sie bei den letzten Gemeindewahlen selbst in München offen mit dem „Umsturz“ gemeinsame Sache machten. Freilich geschah dies nie, ohne daß man sich selbst und anderen einredete, die „weiß-blaue“, „königlich-bayerische“ Sozialdemokratie sei harmlos im Vergleich zu den radikalen norddeutschen Genossen und deshalb für den Liberalismus bündnisfähig. Ich erinnere mich, selbst in der „Kölnischen Zeitung“ einmal eine ähnliche Argumentation gelesen zu haben. Heute ist natürlich eine andere Lesart maßgebend. Weil in einer Berliner Maurerversammlung ein Rohling Christus beschimpft hat, ist die sozialdemokratische Partei in Bayern eine Partei von „Gotteslästerern“, woraus sich für das Zentrum die naheliegenden Folgerungen von sebst ergeben. Liberaler Hintergedanke: Für uns werden die „Gotteslästerer“ dann wieder bündnisfähig! Wen sollte bei diesen durchsichtigen Winkelzügen nicht ein förmlicher Brechreiz erfassen? — —

Wenn es wirklich bei den nächsten Wahlen wieder zu lokal begrenzten Notkompromissen kommen sollte, was wir tief bedauern müßten, dann trägt nur die liberale Partei die Schuld, denn die von ihr vereitelte Wahlreform hätte jedes unnatürliche Bündnis ausgeschaltet, überflüssig gemacht. Die Regierung könnte auch jetzt noch dieser unerquicklichen Situation einigermaßen die Spitze abbrechen, wenn sie sich entschlösse, aus der im großen und ganzen objektiven Wahlkreiseinteilung des gefallenen Gesetzes bei der hoffentlich zum letzten Male notwendig werdenden ministeriellen Einteilung die gerechten Konsequenzen zu ziehen.

Die Wege des Zentrums und der Sozialdemokratie können höchstens auf sozialpolitischem Gebiete stellenweise zusammenführen; auf politischem Gebiete nur dann, wenn, wie im Falle der Wahlreform, die politischen Rechte des Volkes vom Pseudoliberalismus oder Scharfmachertum gefährdet sind. Im übrigen trennt uns, wie auch Dr. von Orterer in Tuntenhausen betont hat, eine ganze Weltanschauung von dieser Partei, die selbst bei jedem Anlaß in die Welt hinausruft, daß der letzte Kampf mit jenen christlich-konservativen Elementen ausgefochten werden muß, deren festestes Rückgrat das Zentrum ist und bleibt. Der Liberalismus befindet sich in der fast umgekehrten Lage, denn nur zu oft hat er in den letzten Jahren bekennen müssen, daß in den Fragen der Kultur und des Geisteslebens eine gemeinsame Weltanschauung Vater und Sohn zusammenführt.

Jüngst ist im „Deutschen Adelsblatt“ Nr. 36 Seite 573 die unsinnige Behauptung gewagt worden, „das Zentrum sehe den Protestantismus und die Staatsgewalt als größere Feinde wie den Umsturz an“. Das böse Wort war in einer kurzen Skizze über den Regensburger Katholikentag enthalten, welche inzwischen in demselben Adelsorgan indirekt eine mehrfache Korrektur erfahren hat, u. a. auch durch den warmherzigen Bericht des II. Präsidenten der Genossenschaft katholischer Edelleute in Bayern, Sigm. Freiherr von Pfetten-Arnbach, über die Beteiligung der letzteren am Katholikentage. Warum protestierte das „Adelsblatt“ nicht lieber gegen die nachweisliche Aufforderung des liberalen Fraktionsführers Wagner: „Wählt, wen ihr wollt, nur keinen Ultramontanen“!

Dem „Deutschen Adelsblatte“, welches seit der Reichsratsrede des jungen Grafen Preysing in mehreren Nummern die schärfsten Anklagen wider das „mit dem Umsturz verbündete“ Zentrum passieren ließ, sei zur zweckdienlichen Abkühlung etlichen Uebereifers an der Hand der „Augsburger Postzeitung“ der Wortlaut einer Erklärung in Erinnerung gebracht, welche Graf Konrad v. Preysing senior im Jahre 1899 abgab, als die liberale Presse die Meinung des alten katholischen Adels über das damalige örtliche Wahlkompromiß zu erforschen suchte. Der alte Kampfgenosse Windthorsts erklärte wörtlich:

„Wahlen sind, soweit Kompromisse in Betracht kommen, Geschäfte. Geschäfte aber haben zumeist die Eigentümlichkeit, im Augenblick des Abschlusses auf ihre Güte nicht beurteilt werden zu können. Nun eines stand im vorhinein fest: die alte Kriegsregel, das zu tun, was dem Feinde unangenehm ist, das Streben, ihm die ihm feindliche Kraft zu zeigen. Der Liberalismus ist zerschmettert. Es steht fest, daß er ohne die Wahlkreisgeometrie nicht vorhanden wäre. Und daraus rechtfertigen sich die Kompromisse des Zentrums. Die Wahlen haben den Beweis geliefert, daß es eine Fiktion der Staatspolitik war, die liberale Partei als ein Fundament des Staates anzusehen. Im Zentrum hat man den Zusammenbruch der liberalen Partei in Betracht gezogen bei Beginn des Wahlkompromisses. Und der Kompromiß ist bestimmt, erstens jede Verschleierung dieses Zusammenbruches zu verhindern, und zweitens eine stabile Mehrheit zu schaffen. Mit dieser Sachlage hat sich die Realpolitik abzufinden. Die bayerische Staatspolitik wird trotz aller grundsätzlichen Vorbehalte die Kompromisse und das Resultat der Wahl richtig würdigen. In der Politik bleibt die Vertretung der Grundsätze wirkungslos, wenn nicht die Krafterscheinung einer Partei als Schwergewicht in die Wagschale geworfen wird.“

So urteilte Graf Konrad von Preysing. Es ist meines Erachtens eine Unehrlichkeit, wenn jetzt der Schein erweckt werden will, als befänden sich diejenigen, welche heute harte Worte in entgegengesetztem Sinne gebrauchen, im Einklang mit der „Preysingschen Tradition.“

Ein österreichisches Zentrum.

Von

Franz Eckardt, Redakteur in Brünn.

Die Ueberzeugung, daß die Katholischkonservativen und die Christlichsozialen dasselbe Fundament und dieselben Ziele haben, daß sie also trotz aller hier und da auftauchenden kleinlichen Reibereien berufen sind, eine große deutsche christliche Partei zu bilden, hat in der jüngsten Zeit verheißungsvolle Fürsprache in der Oeffentlichkeit gefunden. Daß ein Großteil beider Parteien dieser Ueberzeugung schon längst gewesen ist, sie aber auszusprechen und öffentlich zu vertreten nicht den Mut gefunden hat, muß jedermann zugestehen, ändert auch nichts an der Tatsache, daß die Notwendigkeit einer starken katholischen Partei ernsthaft nirgend in katholischen Kreisen bestritten wird.

Der Landeshauptmann von Oesterreich, Dr. Alfred Ebenhoch, einer der begabtesten konservativen Führer, ist stets den Christlichsozialen freundlich gesinnt gewesen und hat sich auch seinerzeit für die Bestätigung Dr. Luegers zum Bürgermeister von Wien tatkräftig im Reichsrate eingesetzt. Daß dieser ernste und weitblickende, stramme katholische Politiker jüngst für eine parlamentarische Vereinigung der beiden Parteien in einem von der gesamten Presse nachgedruckten Aufsatze im „Linzer Volksblatt“ eintrat, wird niemanden überrascht haben. Dr. Ebenhoch schilderte darin die innerpolitische Lage, wie sie Ministerpräsident Dr. v. Koerber bei seiner Rückkehr aus Galizien vorfand, und kam zu dem Ergebnisse, daß die Verhältnisse sich doch gebessert hätten. „In der nächsten Tagung“ so schloß Dr. Ebenhoch seinen Aufsatz, „dürfte aber auch die parlamentarische Annäherung des Zentrums (katholische Volkspartei) und des christlichsozialen Klubs z. B. durch Einsetzung einer gemeinsamen parlamentarischen Kommission angebahnt und hoffentlich auch

vollzogen werden, was wir im Interesse des Friedens aufrichtig begrüßen würden."

Es war nun interessant zu sehen, wie diese freudige Nachricht von der Parteipresse aufgenommen wurde. Das Organ des konservativen Großgrundbesitzes, „Das Vaterland", verzeichnete einfach Dr. Ebenhochs Mitteilung und fügte nur bei, es scheine ihm der Zeitpunkt dafür unglücklich gewählt zu sein. Die „Reichspost", das Organ des positiv katholischen Flügels der Christlichsozialen, stimmte freudig zu, wenn sie auch einige Wenn und Aber nicht zurückhalten konnte. Das deutschantisemitische „Deutsche Volksblatt" begnügte sich mit der einfachen Wiedergabe, ließ aber später durchblicken, daß es der Ebenhochschen Idee nicht feindlich gegenüberstehe. Nur die „Deutsche Zeitung", das Organ des Bürgerklubs im Wiener Gemeinderat und sozusagen Amtsblatt der christlichsozialen Parteileitung, verhielt sich ablehnend; wie weit sie da die Ansicht der wirklichen Parteiführer wiedergibt, läßt sich nicht feststellen.

Am 11. September führte im „Linzer Volksblatt" der Reichsratsabgeordnete Baumgartner, einer der volkstümlichsten Volksvertreter des oberösterreichischen Zentrums und (bis vor kurzem) langjähriger schneidiger Redakteur der „Welser Zeitung", aus, wie er sich die Vereinigung der beiden Parteien denke. Bei den nächsten Reichsratswahlen sollten weder die Konservativen noch die Christlichsozialen als solche in den Wahlkampf ziehen, sondern es sollten alle deutschen, christlich denkenden Männer für gemeinsame Bewerber zu stimmen aufgefordert werden, welche der Parole folgen müßten: Oesterreichisches Zentrum nach deutschländischem Muster. Abg. Baumgartner rechnet aus, daß diese neue Partei, für welche die Redner aller christlichen Richtungen arbeiten müßten, mit 70 Mandaten in den neuen Reichsrat einziehen, also die stärkste deutsche Partei sein würde. Wer der Führer sei, könne gleichgültig sein, wenn nur die Partei zustande komme.

Auch diesem Plane stimmt die christlichsoziale „Reichspost" zu, während die „Deutsche Zeitung" ihm keinen Geschmack abgewinnen kann. Das dürfte aber schon kommen, wenn nur erst Dr. Lueger und Prinz Liechtenstein sich darüber ausgesprochen haben. Die „Reichspost" hofft, daß mit dem österreichischen Zentrum ein „christlich deutscher Block" geschlossen würde, der die endgültige Niederlage des Liberalismus und eine Zusammenfassung aller antiliberalen Elemente zu einer gesunden nationalen und sozialreformatorischen Politik zur Folge haben müsse. Die von den Konservativen mit so ehrlichem guten Willen hingehaltene Bruderhand kann und wird auch nicht zurückgestoßen werden, und wenn auch heute noch Bedenken gegen das „Oesterreichische Zentrum" laut werden — die deutschen Katholiken werden zu dieser Tat der Selbstrettung gezwungen werden; und man kann nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieser Zwang von innen herauskommen möge und — bevor es zu spät ist.

Sehr richtig stellt die „Reichspost" die Forderung auf, daß zunächst der Bruderkampf in Tirol beendet werden müßte; mit den Konservativen der anderen Kronländer sei ein Uebereinkommen leicht zu treffen, in Tirol aber müßten zum Teil neue Männer von den Konservativen in den Vordergrund gestellt werden. In Tirol haben sich die Konservativen — wenn auch nicht öffentlich — in zwei Gruppen gespalten; die einen gruppieren sich um den zum Frieden ratenden neuen Landeshauptmann Dr. Kathrein, die anderen folgen blindlings dem Redakteur der „Neuen Tiroler Stimmen" Dr. Jehly in Innsbruck. Mit denen um Dr. Kathrein ist ein Frieden möglich, mit den Jehlyanern aber kaum.

Bei den verworrenen Parteiverhältnissen in Oesterreich wäre es nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat und für die christlichen Völker ein unendlicher Segen, wenn das „Oesterreichische Zentrum" recht bald zustande käme. Mit einigem guten Willen wird's gehen.

Die Republik und der Besitzstand.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Der Staatsstreich gelang dem nachherigen Napoleon III. ausnehmend gut 1852, weil er mit den wirklichen Verhältnissen rechnete. Die Besitzenden sahen sich so sehr von den Sozialisten und Revolutionären bedroht, daß sie schleunige Abwehr wünschen mußten. Sie warfen sich daher dem Prinz-Präsidenten in die Arme, welcher den sozialen Umsturz abhielt, indem er sich der Staatsgewalt bemächtigte, die Führer der Massen gefangen setzte. Wenn die Dinge, welche jetzt vielerorts in der Provinz vorgehen, auf Paris übertragen würden, wäre der Boden für einen neuen Staatsstreich wohl noch besser bereitet als 1852. Namentlich in Marseille bedrohen die Sozialisten jetzt nicht bloß den Besitzstand, sie schädigen ihn um viele, ja hunderte Millionen durch einen Ausstand, welcher fast den ganzen Handel des größten Seehafens Frankreichs seit fünf Wochen brach legt, auf andere Wege drängt. Es handelt sich dabei gar nicht um Lohnfragen, über welche man sich bei einigem guten Willen schließlich immer verständigt. Es handelt sich einfach um Unterjochung der Arbeitgeber unter das Machtgebot der Führer sozialistischer Fachvereine. Die Matrosen verlangten die Entlassung mehrerer Schiffsoffiziere, begannen den Ausstand, als dieselbe nicht gewährt wurde, hießen die Matrosen anderer Schiffe dasselbe zu tun. Die Schiffsoffiziere ließen sich dies nicht bieten, sondern zogen sich von allen Schiffen zurück. Anstatt daß die Offiziere eines Schiffes nach dem anderen durch die Matrosen abgemustert wurden, mußten nun mit einem Schlage alle Matrosen die Schiffe verlassen, welche abgerüstet wurden, da alle ihre Offiziere ausstanden. Die Dockarbeiter wurden ausständig, weil man die von ihnen bezeichneten mißliebigen Werkführer, Aufseher nicht entlassen wollte. Es kann nun kein Schiff mehr auslaufen, noch ein- und ausgeladen werden. Die Fuhrleute, alle im Hafen beschäftigten Arbeiter sind zur Untätigkeit gezwungen, die großen Mühlen, Oelpressereien, Seifensiedereien und sonstige Großbetriebe stehen still, weil keine Rohstoffe mehr zu-, keine fertige Ware mehr abgefahren werden kann. An hundert große Schiffe liegen still im Hafen, da das Gewühl der emsig arbeitenden Menge verschwunden ist. 30,000 Arbeiter, wenn nicht noch mehr, sind untätig. Besonders sind auch die kleinen Geschäftsleute in Bedrängnis, wie u. a. die Tatsache beweist, daß am 1. September 1458 kleine Wechsel (unter 500 Franks) nicht bezahlt wurden. Nach überseeischen Häfen gehen keine Dampfer mehr ab, für den unentbehrlichsten Postdienst nach Korsika, Tunis und Algier sind Kriegschiffe eingestellt. Von den fälligen Ueberseedampfern müssen die meisten nach Genua fahren, um zu löschen. Die Eisenbahnen, die Verfrachter nehmen keine Güter mehr an, die für Marseille bestimmt sind oder dort eingeschifft werden sollen. Seit zehn Jahren haben schon mehrere solche Ausstände stattgefunden, der letzte 1902. Die Statistiker weisen nach, daß der Verkehr des Marseiller Hafens nur um 12 vom Hundert, auf 6½ Millionen Tonnen, gestiegen, derjenige Genuas sich aber mehr als verdoppelt hat, jetzt nur noch um 650,000 Tonnen gegen Marseille zurücksteht. Im 1. Halbjahr nahm die Paris-Mittelmeerbahn fünf Millionen weniger ein als 1903.

Ohne Zulassung der Regierung wäre der ganze Ausstand unmöglich gewesen. Die ganze Küstenbevölkerung ist hier in die Matrosenliste eingetragen, dient auf den Kriegschiffen statt im Landheer, kann jeden Augenblick zum Dienst auf den Kriegschiffen eingerufen werden. Dafür dürfen die Handelschiffe auch nur solche eingeschriebene Matrosen anwerben, welchen außerdem Fischerei-Gerechtigkeit und im Alter ein kleiner Ruhesold gesichert wird. Die Eingeschriebenen gehören zum Heer, stehen unter militärischer Behörde. Die Regierung aber hat ihnen, entgegen dem 1898 erneuerten Gesetz, die Bildung von Fachvereinen gestattet. Dieser Fachverein der Matrosen hat den Ausstand begonnen, in welchen nun ganz Marseille verwickelt ist. Um sich zu verteidigen, gemeinsam eine Verständigung mit Matrosen, Dockleuten rc. zu erreichen, hatten sich Reeder und Großbetriebsinhaber zu einer Union maritime zusammengetan. Die Unterhandlungen waren im Gange. Nun fordert aber die Regierung die Compagnie transatlantique, die größte Dampfergesellschaft Frankreichs, auf, ihren Verpflichtungen nachzukommen: Also sich den Forderungen der Matrosen fügen, um ihre Fahrten wieder aufnehmen zu können. Die Compagnie transatlantique erhält nämlich einen hohen Staatszuschuß, um dafür gewisse Fahrten auszuführen. Aber warum macht die Regierung nicht auch ihre Rechte gegenüber den Matrosen geltend, verhindert sie, Fachvereine zu bilden und Ausstände zu veranstalten? Die Regierung ist also ohne Not, ohne Zwangslage im Widerspruch zum Gesetz, auf seiten der verbündeten Arbeiter, gegen die Arbeitgeber eingetreten. Solches hat sich hier stets gerächt, denn der Besitzstand ist sehr mächtig, maßgebend, dabei sehr empfindlich für Benachteiligungen seitens der Regierung. Die Ausständigen werden immer anspruchsvoller, so daß alle Bemühungen der Arbeitgeber um eine Verständigung bis jetzt gescheitert sind.

☞ Zur Verhütung von unliebsamen Verzögerungen in der Zustellung werden unsere verehrlichen Postabonnenten um zeitige Erneuerung des Abonnements gebeten. Die ‚Allgemeine Rundschau' ist eingetragen im bayerischen Postverzeichnis unter Nr. 14a, im Reichspostverzeichnis im 5. (nicht 6.) Nachtrag (darnach korrigiert sich der Druckfehler auf dem Postbestellzettel), im österr.-ungar. Zeitungspreisverzeichnis unter Nr. 101a; auch in der Schweiz und in Holland kann die ‚Allgemeine Rundschau' durch die Post bezogen werden.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Graf Bülow mißt sich dieses Jahr die Ferien reichlich zu, und unser ganzes Auswärtiges Amt hält Ruhe für die erste Dienstespflicht. Trotzdem wird Deutschland in französischen und englischen Blättern fortwährend angezapft, als ob es der Hans Dampf in allen Gassen wäre. Die Franzosen wollen durchaus dem Deutschen Kaiser klar machen, daß er der Friedensengel, der berufene Vermittler zwischen Rußland und Japan wäre; in England aber bringen wie auf Kommando eine Reihe von Monats-, Wochen- und Tagesblättern die eingehendsten Enthüllungen über ein geheimes Abkommen zwischen Deutschland und Rußland. Das reimt sich nicht im Inhalt, wohl aber in der Tendenz. Unsere französischen Gegner möchten Deutschland bei Rußland verdächtigen, und die englischen Gegner möchten Japan gegen Deutschland einnehmen.

Im vorliegendem Fall sind die Franzosen viel feiner vorgegangen als die vierschrötigen Engländer. Von den ersteren wurde keine faßbare Behauptung aufgestellt, sondern in artiger Form der Glaube von dem deutschen Vermittlerberuf der Welt suggeriert. Die „Times" und ihre Gehilfen dagegen vertreten die grobe tatsächliche Verleumdung, daß gleichzeitig mit dem Handelsvertrage ein deutsch-russischer Geheimvertrag über die Teilung der ostasiatischen Beute nach dem russischen Siege abgeschlossen sei. Nebenbei bemerkt ist dieser Lügenkohl ein aufgewärmtes Gericht; schon alsbald nach dem Abschlusse des Handelsvertrages hat sich eine englische Review gestattet, die törichte Vermutung von einem hochpolitischen Anhängsel als Tatsache hinzustellen. Unsere Regierung hat diese Anzapfungen nur einer halboffiziösen Antwort gewürdigt. An eine Vermittlungsaktion denkt natürlich die deutsche Politik nicht, sintemal bei dem jetzigen Stand der Dinge überhaupt kein vernünftiger Politiker auf den Einfall kommen kann, seine Finger zwischen diese beiden Mühlsteine zu stecken, und ein Geheimvertrag in bezug auf Ostasien existiert einfach nicht. Insbesondere wird noch der Behauptung entgegengetreten, daß Verhandlungen über Kiautschou stattgefunden hätten. Den Namen Kiautschou hätten überhaupt die Engländer nicht in ihre Tendenzdichtung hineinbringen sollen; denn dabei erinnert sich jeder verständige Leser doch sofort, daß neulich, als die von Port Arthur ausgebrochene Flotte in Nothäfen flüchten mußte, die deutsche Regierung den völkerrechtlichen Komment ganz streng gegen die Russen handhabte. Ebenso unbestechlich, wie jetzt Nordamerika mit der „Lena" in San Franzisko verfahren ist.

In Japan wird die englische Presse mehr gelesen als die deutsche, und da die dortigen Blätter vielfach von Uebersetzungen aus dem Englischen leben, so kann man begreifen, daß auch bei den Japanern schon Mißtrauen gegen die deutsche Unparteilichkeit zutage getreten ist. Dabei wirkt vielleicht auch die Erinnerung mit, daß Deutschland sich vor 9 Jahren der russisch-französischen Beschneidung des Friedensvertrages zwischen Japan und China angeschlossen hatte. Wir wissen nicht, ob damals ganz besondere Veranlassung in der europäischen Konstellation vorgelegen hat, daß Deutschland das dritte Rad an diesem Cab spielte. Wahrscheinlich glaubte die damalige Leitung der deutschen Politik dem Weltfrieden zu dienen, als sie die Japaner zur Mäßigung anhalten half. Leider hat Rußland später sich selbst der Mäßigung entschlagen und nicht bloß auf Port Arthur, sondern sogar auf den koreanischen Hof seine breite Hand gelegt, woraus sich dann der tatsächliche Widerspruch Japans entwickelt hat. Für das spätere Vorgehen Rußlands kann man aber doch nicht den damaligen Mitläufer Deutschland verantwortlich machen und insbesondere nicht die jetzige Leitung der deutschen Politik, die ihre tadellose Neutralität bewährt hat. Inzwischen haben wir in Deutschland wirklich gelernt, daß die Zurückhaltung in der hohen Politik der Anfang der Weisheit ist. Unsere Regierung hatte das schon während des Burenkrieges begriffen.

Vom Kriegsschauplatz ist diese Woche nichts Neues von Belang zu melden. Die beiden Ringer verpusten sich, wie man hier im Zirkus sagt. Die Russen sollen sich bei Tialing, wo der Liaoho hart an die Straßen von Mukden-Charbin sich heranschlängelt, ein neues Liaojung herrichten; Vorwerke dieses verschanzten Lagers sollen südlich von Hunho und vor Mukden aufgeworfen werden. Die Japaner rücken nur langsam nach, angeblich nach Osten weiter ausholend. Wenn die letzte Angabe richtig ist, so müssen die Japaner noch auf einen erheblichen beschleunigten Nachschub rechnen; denn weitausgreifende Flügelbewegungen können sie nur bei gesicherter Ueberzahl unternehmen. Die nachträglichen Schlachtenberichte haben ja klargestellt, daß für den Vorstoß, den Kuroki auf dem nördlichen Ufer des Taitscho gegen die russische Rückzugslinie unternahm, nicht genug Kräfte disponibel geblieben waren. — Von Port Arthur werden keine neuen Sturmangriffe gemeldet, was uns ein gutes Zeugnis für die dortige japanische Taktik zu sein scheint. Warum das kostbare Menschenmaterial vergeuden, wenn die Zeit nicht drängt? Und sie drängt jetzt wirklich nicht, denn an eine Entsatzarmee ist nach dem Rückzug Kuropatkins nicht mehr zu denken und die baltische Flotte kann noch immer nicht zur Abreise kommen. Die Odyssee dieser vielbesprochenen Flotte wird gewiß in der Geschichte dieses Krieges ein hochinteressantes tragikomisches Kapitel bilden — wenn sie überhaupt aus der Ostsee herauskommt!

In unserer inneren Politik müssen wir diesen Sommer und Herbst etwas ertragen, was nach Goethe schwer sein soll, nämlich eine endlose Reihe von mehr oder minder schönen Tagen. Die Konfessionen und die Parteien, die Zünfte und die Fakultäten, Erwerbsgesellschaften und Vereine — alles hält seine Tagung. Unsere Zeitungen werden überfüttert mit Berichten; im Winter drängen sich die Berichte aus drei oder noch mehr Parlamenten, und im Sommer kommen die Versammlungsberichte aus allen Ecken der deutschen Windrose. Dazu die kritischen Nachrufe und manchmal noch umständliche Vorbesprechungen. Wo bleibt da die stille Zeit mit dem gesunden Stoffmangel? Zu den Versammlungen, die mit viel Ouvertüren beehrt werden, gehört der sozialdemokratische Parteitag, der dieses Jahr das stille Bremen unsicher macht. Nach der Radauversammlung von Dresden ist das große Publikum auf die diesjährige Vorstellung im Zirkus Bebel wirklich gespannt. Wer aber von Berufswegen all die Mäander-Artikel von Schippel, die gewichtigen Zensorsprüche Kautskys und das sonstige Gezänk der roten Schriftgelehrten verfolgen und verdauen soll, der verzweifelt bei dem Versuch, alle Blasen abzuzählen, die bei der Gärung des sozialdemokratischen Mostes heraufkommen. Dieser Gärungsprozeß selbst ist eine wichtige Tatsache; aber die Einzelerscheinungen verdienen wirklich nicht die große Aufmerksamkeit, die ihnen viele fleißige Kollegen in der Tagespresse zuteil werden lassen. Auch die sozialdemokratischen Kongresse, sowohl die internationalen, als die „nationalen", sind im Grunde nur Symptome, keine Faktoren, wie Herr Bebel sich einbilden mag. Die Herren glauben zu schieben und werden doch geschoben. Ueber die geheimnisvollen Kräfte im Parteileben, die sich auch von meisterhaften Führern nicht meistern lassen, könnte ein Volkspsychologe mal ein Buch schreiben mit dem Titel: de servo arbitrio.

Am fruchtbarsten von allen Parteien sind die Nationalliberalen in Tagungen. Der Delegiertentag der Jungen, der dem Zentralvorstand das Konzept korrigierte, ist kaum vorbei, da wird schon ein allgemeiner preußischer Delegiertentag der nationalliberalen Partei angekündigt, und zwar zu dem Zwecke, einen Ausgleich zu schaffen zwischen den verschiedenen vorhergehenden Beschlüssen zur Schulfrage. Zum Ueberfluß wird gleich noch für nächstes Jahr ein allgemeiner deutscher Delegiertentag derselben Partei angekündigt. Ein braver Nationalliberaler muß sich eines großen Terminkalenders bedienen. Mit den gehäuften Tagungen geht es ähnlich wie mit den Badereisen; eine tüchtige Erfrischungsreise ist gut, aber wenn jemand von einem Bad ins andere fährt, so ist das ein schlechtes Zeichen für seine Gesundheit.

Der Deutsche Juristentag, der in Innsbruck stattgefunden, fand besondere Beachtung, weil er die brennende Kartellfrage lösen sollte. Es zeigte sich aber, daß juristische Gelehrsamkeit und gesetzgeberische Befähigung nicht auf demselben Halm wachsen. Natürlich hat man eine Resolution fabriziert, denn schön stilisierte Resolutionen sind die modernen Feigenblätter der Unfähigkeit. Wer nach dieser Resolution ein Gesetz entwerfen will, muß ein Meister sein in der Kunst, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Von der Crême der deutschen Rechtskunde hätte man in der Tat wohl ein etwas tieferes und weiteres Eindringen in das Wesen und die Wirkungen der Kartelle erwarten können. Oder sollte die Interessengemeinschaft, die zwischen den großindustriellen und großkapitalistischen Mächten und einem Teil der Rechtsanwaltschaft besteht, bremsend auf die Denk- und Tatkraft eingewirkt haben?

Schließlich hat die Wochen-Chronik noch ein trauriges und ein freudiges Familienereignis zu verzeichnen. Fürst Herbert Bismarck ist am Sonntag gestorben. Die beiden Söhne des physischen und geistigen Riesen haben an Dauer und Inhalt des Lebens weit, weit hinter dem Vater zurückbleiben müssen. Eines großen Vaters Sohn zu sein, ist ein schwerer Beruf. — Wie im Sommer in Rußland, so ist jetzt in Italien der langersehnte Kronprinz geboren worden. Die Legende von der Duplizität der Ereignisse scheint dieses Jahr vom Potentatenstorch bestätigt werden zu sollen. Das Pikanteste an der italienischen Wiege ist vorläufig der Titel des Infanten: Prinz von Piemont. Keine Herausforderung durch den Titel des Prinzen von Rom! Die Hoffnung auf einen Ausgleich zwischen Staat und Kirche wird also wenigstens nicht beeinträchtigt.

Die Speyrer Tage.

(Ein Rückblick.)

Von

Dr. Viktor Naumann.

Wenn Sie mich auffordern, in der „Allgemeinen Rundschau" meine Gedanken und Empfindungen über den Verlauf der Speyrer Tage auszusprechen, so ist diese Aufforderung zwar sehr ehrenvoll, aber sie birgt auch eine schwierige Aufgabe in sich. Ich als Nichtkatholik muß ja von vornherein auf einem anderen Standpunkt diesen Festestagen gegenüberstehen, wie die Leser Ihres Blattes. Ueber die Berechtigung zur Feier werden wir uns kaum einigen können, denn während die Erinnerung an die Speyrer Protestation naturgemäß nur Kummer bei den überzeugten Katholiken hervorrufen wird, verstehe ich, wenn ich mich auch nicht einen gläubigen Protestanten nennen darf, sehr wohl das Gefühl, das in den Herzen der gläubigen Protestanten das Gedächtnis der denkwürdigen Begebenheit erwecken muß. Ja bis zu einem gewissen Grade teile ich diese Empfindung, mehr vielleicht noch im Gedanken an die großen politischen Folgen des Ereignisses, als an die rein religiösen. Ich bin nämlich der Meinung, daß, vom protestantischen Standpunkt aus, manch andere Tat der Reformation ihrer religiösen Bedeutung nach den Speyrer Tag übertrifft.

Wenn ich daher im Prinzip anders wie Sie über das Speyrer Fest denke, so kann mich das nicht hindern, objektiv die Reden und Ansichten zu prüfen, die uns aus der pfälzischen Stadt berichtet worden sind, und zu untersuchen, ob nicht in der wohl verständlichen erhöhten Stimmung manches Wort gefallen ist, das der abwägende kühle Verstand nicht ganz zu billigen vermag.

Ich bitte aber zu bedenken, daß eben die Stimmung zugleich eine Entschuldigung für etwaige Entgleisungen in sich birgt; es wird nicht jeder Ausdruck ängstlich gewogen und sorgfältig bedacht, der in der Begeisterung gebraucht wird. Eine absichtliche Kränkung der Andersgläubigen hat gewiß keiner der Redner bezweckt, und wenn manche Satzwendung unbewußt, kampfslustig und herausfordernd klang, so ist Speyer eben die Stadt der Protestation; und das sollte auch etwas zum Ausdruck kommen. Es galt für einige Redner in erster Linie nicht das Reinchristliche, sondern das Protestantische zu betonen.

Erfreulicherweise ist in der Predigt Dryanders hingegen das versöhnende Moment hervorgehoben worden, sind die Konfessionen auf die gemeinsame soziale und charitative Arbeit verwiesen, auf das Gebiet, in dem ein friedlicher Wettstreit zwischen ihnen stattfinden kann. Von der Kanzel herab fielen nur Worte des Friedens und der Duldung.

Nicht ganz so friedlich hatte Herr Professor Gümbel bei der Enthüllung des Lutherdenkmals geredet. Es ist ja sehr verständlich, daß ein Lutherfest nicht gefeiert werden kann, ohne daß des Gegensätzlichen zu Rom gedacht wird. Und hätte sich der Redner auf das Rom der Renaissancezeit beschränkt, so wären seine Worte vielleicht wirkungsvoller gewesen. Aber da er vom Wort „Protestieren" ausging, so nahm er jede Protestation für die Protestanten gleichsam in Anspruch. Christus hat protestiert, Paulus hat protestiert, Petrus hat protestiert — ergo sind sie eigentlich Protestanten. Und das, wogegen sie protestiert haben, ist mehr oder weniger „römisch", wir haben es in der katholischen Kirche wiedergefunden. So war das Thema der Rede, das in vielen Variationen wiederholt wurde. Variationen, die wir leider alle trotzdem schon genugsam kannten.

Aber diese Rede ist in gewisser Hinsicht typisch: „Rom" wird stets zur Zeit seiner religiösen Dekadenz genommen, traurige Epochen in der Geschichte der katholischen Kirche werden verallgemeinert, Mißstände, in ihren Zeiten begründet, heute längst überwunden, werden als bestehende gegeißelt. Es ist ein Windmühlenkampf, gegen ein Phantom, das tatsächlich nicht existiert. Leider wird aber dieser Windmühlenkampf neuerdings ziemlich häufig aufgeführt.

Solches geschieht jedoch keineswegs in bewußter Absicht, nein, es ist bedauerlicher Weise die Unkenntnis vieler Protestanten, und nicht nur protestantischer Laien, über die Entwicklung und das Wesen der katholischen Kirche*). Es soll gar nicht geleugnet werden, daß auch vice versa auf katholischer Seite ähnlich durch Unkenntnis über protestantische Lehre und Glauben gefehlt wird. Diese Ursache trägt mehr, als die meisten wohl glauben, am Unfrieden und der Schroffheit der Gegensätze schuld.

Der gleiche Fehler machte sich in Speyer in bezug auf zwei andere Punkte ebenfalls geltend. Wenn man die Reden von Gümbel, Mirbt und Deißmann aufmerksam durchliest, so kommt man zu dem Schluß, daß nach Ansicht dieser Herren ein wahres Christentum und eine wahre Wissenschaft erst durch die Reformation auf die Welt gekommen seien. Die bekannte Phrase vom dunklen Mittelalter spukt leider noch in zu vielen Köpfen. Die Dunkelheit liegt aber nicht in den 1000—1200 Jahren menschlicher Entwicklungsgeschichte, sondern sie ist eine Folge mangelnden Wissens über diese Zeit. Der menschliche Geist kennt keinen Stillstand. Vom Urchristentum wissen wir sehr wenig, aber von dem Jahr 200 an können wir die Entwicklung der Glaubenslehre, die Kämpfe, die um sie geführt worden sind, sehr genau verfolgen. Es gibt keine Zeit, in der die Theologie eine höhere Stufe erreicht hätte, als die auf der sie in den Tagen eines Augustin oder eines Thomas gestanden hat. Nicht etwa, daß in Augustin oder in Thomas sich das gesamte Wissen konzentriert hätte, nein, in allen den gewaltigen Geistern, die mit oder gegen sie fochten, finden wir eine theologische Durchbildung, eine philosophische und ethische Ideenvertiefung sondersgleichen. Kein Gedanke der Reformation, der nicht vor ihr ausgesprochen war, um den nicht schon die Geister gerungen.

Wenn nun Mirbt mit tiefer Verachtung von der unfreien vorreformatorischen Wissenschaft spricht, so muß ich gestehen, daß diese Behauptung sich doch schwer in ihrer Totalität rechtfertigen läßt. In gewisser Hinsicht war allerdings die Wissenschaft selbstverständlich gebunden, man verlangte, daß sie sich nicht in Gegensatz zu dem christlichen Glauben setze. Aber ist das durch die Reformation etwa geändert, haben Luther, Zwingli und Calvin etwas anderes gelehrt? O nein, ganz im Gegenteil, allgemeine Toleranz haben sie nur verlangt, als sie einzelne Kämpfer waren, kaum hatten sie eine Partei hinter sich, so heischten sie, sehr energisch, daß nichts gelehrt werde, was wider ihren Glauben verstoße. Servetos Scheiterhaufen flammte hell auf und sein Todesurteil war nur eines von vielen, das vollzogen wurde. Ja der milde Melanchthon forderte auch gegen die Katholiken ein blutiges Vorgehen, weil er sie eben als Ketzer ansah. Nein, die Toleranz ist eine Frucht des 18., nicht des 16. Jahrhunderts. Die Reformatoren haben sie nicht gelehrt. Viel eher könnte man noch den Päpsten der Früh- und Hochrenaissancezeit nachrühmen, sie hätten der Wissenschaft die Bande gelöst: denn wer waren denn die Beschützer des Humanismus, unter wessen Herrschaft durfte so frei über alle wissenschaftlichen

---

*) Anmerkung des Herausgebers: Denselben Gedanken hat der protestantische Lutherforscher, Konsistorialrat und Universitätsprofessor Dr. Kawerau (Breslau) in der 5. Generalversammlung des Hauptvereins des Evangelischen Bundes für Bayern rechts des Rheins am 13. September in Kulmbach mit seltenem Freimut ausgesprochen, als er laut „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 254) darlegte: „Eine kurze Digression auf unsere Polemik gegen Rom in der Gegenwart sei gestattet. Wir stehen auch heute noch vor der Schwierigkeit, daß, wenn wir gegen Roms Lehre polemisieren, wir sie leicht in einer Formdarstellen, die unsere Gegner als eine falsche Anklage, als protestantische „Lüge" empfinden. Unser Urteil über die katholische Lehre muß ein gegensätzliches sein, aber die Polemik erscheint ideal zu sein, die sich bemüht, die gegnerische Lehre in ihren Motiven und ihren Zusammenhängen zunächst unbefangen zu verstehen und dann sie zu überwinden. Eine schwere, hohe Aufgabe!" Professor Kawerau machte dieses bemerkenswerte Zugeständnis in einer Rede gegen „Denifles Luther", die sich bei aller Schärfe von dem durch Detailkenntnisse unbeschwerten, leichtfertigen Urteil eines liberalen Führers in der bayerischen Kammer sehr wesentlich unterschied. Professor Kawerau, der den Dominikanerpater und päpstlichen Unterarchivar „als einen der gelehrtesten unter den katholischen Theologen" anerkannte, ließ es bei der Abrechnung mit Denifle nicht bewenden, sondern machte weitere Zugeständnisse, die sich in der bereits angedeuteten Richtung bewegen. Nach dem oben zitierten Blatte sagte Kawerau: „Fragen wir: Was ist aus Denifles Werk zu lernen? so ist hervorzuheben, daß er eine ganze Reihe von Zitaten in Luthers Schriften aus Kirchenvätern rc. nachgewiesen hat. Ferner hat sich Denifle als genauer Kenner des Mittelalters besonders die Aufgabe gestellt, alles kritisch zu beleuchten, was Luther als kirchliche Lehre und Anschauung seinerzeit darstellt, und zwar tut er es in der Absicht, nachzuweisen, daß Luther nur eine sehr mäßige Kenntnis der Scholastik besessen und daß seine Angaben über katholische Lehre und Praxis fast durchweg Entstellungen, Fälschungen des wirklichen Tatbestandes seien. Das ist nun das eigentliche Thema der Kontroverse, das uns jetzt durch Denifle gestellt ist. Es wird notwendig sein, die gemeinkirchliche katholische Anschauung, in deren Atmosphäre Luther aufgewachsen ist, noch immer genauer zu durchforschen. Eine Reihe von Anschuldigungen Luthers hat bereits ihre Zurechtstellung gefunden. Es mag zugegeben werden, daß durch ein übertreibendes Generalisieren, wie es der Kampf mit sich brachte, manch Anklage Luthers vom Standpunkte objektiver geschichtlicher Betrachtung aus einer Ermäßigung bedarf."

und auch philosophischen Probleme geredet werden, als unter den Päpsten jener Tage, die sogar in der Hinsicht zu weit gingen, indem sie ihr Priesteramt ganz hinter dem Mäcenatentum verschwinden ließen? Und wenn wir in das „finstere" Mittelalter zurückgehen, wo ist auf politischem Gebiete je vorher — auch nicht im klassischen Altertum — so frei gesprochen worden, als es die großen Scholastiker, von denen die heutige protestantische Welt leider gar nichts mehr weiß, getan haben? Thomas von Aquin verkündet eine Eigentumslehre, die im besten Sinn des Wortes sozialistisch ist, und seine Lehre vom Staat erkennt die Souveränität des Volkes als eine höhere wie die Fürstensouveränität an. Schon vor ihm war in England aus Priestermund verkündet worden, daß der schlechte Fürst, der Tyrann, dem Tode verfallen sei. Diese Lehre war nicht die Meinung weniger Schwarmgeister, auf den Vorreformationskonzilien verkündete der Mann sie den versammelten Fürsten und Vätern, dessen Name schon genügt, um zu zeigen, daß es eine Wissenschaft längst vor der Reformation gab, ich meine den großen Kanzler Gerson. —

Da aber immer wieder und wieder von der Toleranz der Reformatoren geredet wird, so muß ich auf diesen Punkt etwas näher eingehen. Ausführlich ist er von mir in meinen früheren Schriften behandelt worden.

(Schluß folgt.)

Die Frauenfrage im Harem.

Von

Dr. Franz J. Ortmann-Konstantinopel.

Auf der großen Ratsversammlung von Frauen aller Zungen und Zonen, die vor kurzem in Berlin stattfand, erregten zwei Reden besonderes Aufsehen, — wenn sie auch wohl mehr Sensation gemacht als wirkliche Teilnahme gefunden haben. Es waren die Ansprachen einer amerikanischen Negerin, an deren Wasch-Echtheit kein Zweifel bestehen darf, und einer türkischen „Prinzessin", deren Legitimation ich nicht untersuchen kann. Während die schwarze Frau mit berechtigtem Stolze von dem Fortschritt sprechen durfte, den ihr lange verachtetes und geknechtetes Geschlecht in den vergangenen Jahrzehnten gemacht hat, erhob die Orientalin, um Hilfe flehend, vor den Vertreterinnen der gesamten gesitteten Welt laute Klagen über die würdelose Stellung, die der Frau im Reiche des Halbmonds angewiesen sei. Schon seit vierzig Jahren, nach dem Ende des Sezessionskrieges, ist in der Neuen Welt die Sklaverei abgeschafft; und in einem Winkel Europas soll nicht nur der dienende Stand der farbigen Frauen noch in den Fesseln der Leibeigenschaft schmachten, sondern die eigenen Töchter, Schwestern und Gattinnen der Türken sollen als weiße Sklavinnen einen Gegenstand des Handels bilden, in eine Stellung gezwungen, die in der Mitte zwischen Mensch und Tier liegt.

Diese Ausführungen der Prinzessin Haïrie Ben-Aïad decken sich nach dem Berichte der Presse im wesentlichen mit dem Inhalt einer Rede, die sie vor einigen Monaten in einem Wiener Frauenverein gehalten hat, und die, im Drucke erschienen (Wien 1904 bei G. Szelinski) mir vorliegt. Nach beiden Kundgebungen hat sich die Türkin das hohe Ziel gesetzt, an der Milderung und, wo möglich, an der Beseitigung jener unwürdigen Lage ihrer Schwestern zu arbeiten. Da es ihr aber nicht vergönnt ist, in der Heimat bei der Macht der Vorurteile und der Enge der Verhältnisse im Sinne ihrer hohen Mission zu wirken, so will sie im Abendlande diese Schäden bloßlegen und die Hilfe ihrer europäischen Geschlechtsgenossen erbitten, um „eine Aktion der abendländischen Frauen wachzurufen, die in Form einer imponierenden Kundgebung, mit tausenden von Unterschriften in allen Kulturländern gesammelt, an die geeignete Stelle gelangen müßte."

Sollte es der Rednerin mit dieser Absicht wirklich ernst sein, so verstehe ich es nicht, wie sie ihren Vortrag mit einer Menge nebensächlicher und unwesentlicher, pikanter Anspielungen auf das Liebesleben des jetzigen Großherrn würzen konnte, die, selbst wenn sie wahr wären, an der maßgebenden Stelle ihr ganzes Wirken nur verdächtigen und schädigen können. Ein anderer Vorwurf, den man der türkischen Frauenrechtlerin nicht ersparen kann, ist, daß sie mit Unrecht die Gesetzgebung und vor allem das augenblickliche Regiment für die gesellschaftliche Stellung der türkischen Frauen verantwortlich macht, indem sie behauptet, daß „die Gesetze des Staates sie zu Sklavinnen gemacht haben." Diese Behauptung ist irreführend und nur insofern richtig, was die Orientalin verschweigt, als die staatlichen Vorschriften nichts anderes sind als die gesetzliche Gestaltung der Lehren des Koran, des Glaubensbuches des Islam, auf denen das Leben der mohammedanischen Frauen sich aufbaut. Nun ist es offenbar einer der folgenschwersten Fehler des Propheten gewesen, daß er, der die fremden Götterbilder gestürzt hat, es nicht gewagt hat, den Götzen der Sinnlichkeit, dem der Mensch in seiner Brust Altäre baut, in Banden zu schlagen. Die Geschichte lehrt uns, daß vor dem Auftreten Mohammeds das Weib unter den Arabern eine sehr tiefe Stufe einnahm, daß die Scheidung im Handumdrehen vollzogen war, daß die Söhne als Segen, die Töchter als ein Fluch galten, so daß sie häufig nach der Geburt lebendig begraben wurden. (M. Henning. Der Koran. Leipzig 1901.) Mit solchen Anschauungen hat der Stifter des Islam nicht entschieden gebrochen; in einer nur wenig gemilderten Form wurzeln dieselben auch heute noch in den Scharen seiner Anhänger. Die Scheidung vollzieht sich zu gunsten des Mannes fast ebenso leicht wie zu jenen Zeiten; die Töchter werden auch heute noch in ihrer Entwicklung und Erziehung vernachlässigt, und wenn auch ihre Leiber nicht mehr lebend in die Erde gescharrt werden, so hat man ihnen doch in jahrhundertlanger Abhängigkeit und Abschließung ihre Seelen fast begraben. Man hat Mohammed — nicht ohne Unrecht — den Vorwurf der Sinnlichkeit gemacht; und das Buch, das er als göttliche Eingebung seinen Jüngern zu übergeben wagte, — in gewissen Teilen ein Spiegel des Liebeslebens seines Verfassers — hat dem Weibe gegenüber nicht jenen hohen Standpunkt gewinnen können, den das Christentum bei seinem Eintritt in die entartete heidnische Welt mit Mut und Entschiedenheit verkündet hat. Wenn daher die türkische Prinzessin geradezu meint, daß „der Islam in seinem eigentlichen Sinne der Frau Rechte und Vorrechte bietet, die der anspruchsvollsten Europäerin genügen würden", so ist das eine Behauptung, die die Lektüre des Koran und ein Studium der unter seinem Einflusse stehenden Völker Lügen straft. Die Verachtung gegen den anderen und vielleicht den besseren Teil der Menschheit ging ja bei dem Propheten soweit, daß er mit ihm im Jenseits nichts anzufangen wußte. Kein Moslem weiß, was mit den Seelen der gestorbenen Frauen geschieht; denn die schönen Huris, die in dem grob-sinnlich ausgemalten Himmel des Islam dem gerechten Moslem die Zeit vertreiben, sind andere Wesen als jene Frauen, die auf Erden gewandelt haben. (Vgl. Moltke. Briefe über die Türkei. Berlin 1882. S. 34 ff.)

Was man allerdings so lange dem Islam zum Vorwurf gemacht hat, die Polygamie, ist bei den Türken heute nahezu ausgestorben. Wenn auch der Koran nach wie vor jedem Manne außer den Sklavinnen vier Ehefrauen gestattet, so ist doch diese Sitte, die in den rauheren Tagen der Eroberung sich von selbst einstellte, unter veränderten Zeitverhältnissen fast hinweggeschwunden. Zwar sollen im Palaste des Sultans mit all den Odalisken und Dienerinnen noch zwölfhundert Weiber ihr Unwesen treiben, und auch mancher reiche Pascha mag sich diesen Luxus noch im kleinen gestatten. Wenn man aber, wie Frau Haïrie Ben-Aïad das tut, diese Verhältnisse als Grundlage zur Schilderung des türkischen Frauenlebens benutzt und dazu noch zu diesem Bilde recht dunkle Farben wählt, mag ein ganz interessanter Roman zustande kommen, aber nimmer ein Bild, das der Wirklichkeit entspricht. Denn weitaus die meisten vornehmen Türken, der ganze Mittelstand und das niedere Volk begnügen sich mit einer Frau, der eine aus ethischen Rücksichten, der andere aus praktischen, vor allem finanziellen Gründen. Und der Bruchteil des türkischen Volkes, der — vielleicht noch kein Prozent der Gesamtheit ausmachend — an der Polygamie festhält, ist sicherlich viel geringer als jener Teil der europäischen Bevölkerung, der trotz des staatlichen Verbotes der Polygamie, unter anderen Formen, die aber schließlich doch auf dasselbe hinauslaufen, derselben huldigt. Es ist daher an der Zeit, daß das Abendland anfängt, diese Verhältnisse, die wir seit langem im Rahmen eines romantisch-pikanten Bildes zu sehen gewohnt sind, mit klarerem Auge und nüchternerem Sinne anzuschauen. Sobald jetzt in der Unterhaltung das Wort Harem fällt, glaubt der eine mit verlegenem Räuspern das Gespräch auf ein anderes Thema bringen zu müssen, wohingegen für den anderen die Unterhaltung nun einen pikanten Beigeschmack erhält. Beide Empfindungen sind völlig unberechtigt, wenn auch ihre Entstehung und allgemeine Verbreitung leicht zu begreifen sind. Jene Auffassung vom mohammedanischen Harem als einer Sammlung üppiger Frauen, die, in wunderbare Kostüme gehüllt, auf schwellenden Polstern ruhen und der Winke ihres Gebieters harren, ist nicht nur durch Romanfabrikate einer gewissen Art, sondern auch durch die Werke bedeutender Dichter, wie Victor Hugo und Lord Byron, ins Abendland gedrungen.

In der Tat ist der Harem nichts anderes als die Frauenwohnung eines jeden türkischen Hauses, die von den übrigen Teilen des Hauses geschieden und den Männern verschlossen ist; und selbst in dem Harem, wo noch mehrere Frauen sind, soll

es nach dem Zeugnisse derjenigen, die ihr Stand oder ihr Beruf mit den türkischen Frauen zusammengeführt hat, ganz alltäglich und prosaisch hergehen. Das Wort Harem in der zuerst angedeuteten landläufigen Bedeutung hat vielleicht niemals, sicherlich heute nicht mehr, seine Berechtigung gehabt; mit der allgemeinen Verbreitung der Monogamie ist es noch unverfänglicher geworden. Es wäre jedoch falsch, aus diesen Erörterungen den Schluß zu ziehen, daß nunmehr die Ehe in der abendländisch-christlichen Form, die man als den Ausgangs- und den Gipfelpunkt der Kultur feiert, in der mohammedanischen Welt Eingang gefunden hätte; denn nicht in der Polygamie liegt die Wurzel des Uebels, sondern in der untergeordneten Stellung überhaupt, die der Islam dem Weibe anweist und aus der schließlich auch die Polygamie resultiert; — und diese bleibt auch ohne die Polygamie bestehen.

(Schluß folgt.)

Stadt und Architektur.

Von

Dr. Hans Schmidkunz, Berlin-Halensee.

Noch vor kurzer Zeit konnte man in der Oeffentlichkeit wie auch in engeren Kreisen darauf rechnen, daß die seit einigen Jahrzehnten übliche Bauart unserer Städte für das ästhetisch und hygienisch und verkehrstechnisch Richtige galt. Gegenüber der Enge der alten Straßen und Plätze schien die Weiträumigkeit der städtischen Verkehrsflächen, gegenüber dem Krummen und Winkeligen der Baulinien das Gerade und Langlinige, gegenüber der idyllischen Abgeschlossenheit der freien Flächen ihre allseitige Oeffnung für den Verkehr, und endlich statt des Unregelmäßigen eine regelrechte Geometrie, womöglich symmetrisch, das einzig Richtige und jedenfalls das Zeitgemäße zu sein. Die Straßen wurden breit und gerade gemacht, Plätze in riesigen Dimensionen angelegt und zur Zusammenführung von möglichst vielen Verkehrslinien benützt, und an Stelle des Gewirres von früher die Herrschaft der Geraden, des Rechteckes, des Dreieckes, des Kreises, mit möglichster Betonung des Mittelpunktes eines solchen Gebildes, aufgerichtet.

Allmählich regte sich hier oder dort ein Zweifel gegen dieses System. Vielleicht war das erste Motiv für ihn das Gefühl, daß hier etwas Militärisches und Bureaukratisches an die unrechteste Stelle gekommen sei, und daß die ästhetische Seite des städtischen Lebens ebenfalls ihr Recht habe: das „Malerische" der alten Städte solle nicht ohne einen Ersatz aufgegeben, der bare Nutzen nicht einzig zur Richtschnur gemacht werden. An der Nützlichkeit des neuen Systems zweifelte man weit weniger, und hauptsächlich sah man in der möglichsten Ausdehnung des Straßen- und Platzraumes eine hygienische Notwendigkeit. Dagegen halfen ästhetische und politische Gefühlssachen wenig.

Bis endlich der Gegenstrom gerade von der Seite der Nützlichkeit her kam. Unhygienisch und unpraktisch sei dieses Vergrößern der Verkehrsflächen, dieses Durcheinanderschlingen des Verkehres, diese seine Knechtung unter geometrische Abstraktionen, vor allem auch die schablonenhaft gleiche Behandlung der bedeutendsten und der unbedeutendsten Verkehrszüge. Dann fiel den Gegnern auch noch die Geschichtsforschung in die Flanke: in den klassischen Zeiten der Architektur habe man keineswegs eine malerische Anordnung sich selber überlassen, sondern vielmehr sehr planvoll gebaut, habe die Größe der Straßen nach ihrem Wert abzustufen gewußt, habe Kirchen und Denkmäler nicht in die Mitte, sondern an die Seiten des Verkehres gestellt, u. dgl. m.

Unter den Männern, welche für eine solche historisch gerechtfertigte Reform kämpften, ist der energischste vorzeitig gestorben: Camillo Sitte in Wien. Seinen Namen trägt und seine Tradition führt weiter die neue Zeitschrift „Der Städtebau" (Berlin, E. Wasmuth), die sofort der Mittelpunkt für diese Bestrebungen geworden ist. Was vorher mehr nur als zaghafte Ansicht galt: hier wird es von einer großen Armee von Fachmännern beweiskräftig behauptet. Zwar ist darum nicht auch schon die Praxis überall erobert. Allein wir wissen jetzt, in welchen Richtungen wir zu gehen und zu fordern haben. Wir sehen die Vormacht der einförmigen, über die Tatsachen hinwegschreitenden Geometrie gebrochen; wir lernen unterscheiden, individualisieren; wir erkennen, daß die einzelne Straße, der einzelne Platz ein selbständiges, in sich gut abgegrenztes und überschauliches, nicht nur negativ als Unterbrechung des Steinmeeres, sondern in reichlicher Weise positiv wirkendes Gebilde sein soll. Wir werden auf die Uebertreibungen und Fehlrichtungen der sogenannten Domfreiheiten hingeführt; wir machen uns ein Bild davon, wie Michelangelo, wenn er heute wiedererstünde, über die Zerrissenheit unserer meisten Plätze unglücklich sein und versuchen würde, unsere zahlreichen Straßenöffnungen durch Ueberführungsbogen oder dergleichen wenigstens optisch abzuschließen. Wir kommen endlich wieder den älteren Arkaden, Hallen, Galerien und ähnlichen Bildungen auf den Geschmack, schon weil sie uns vor den Verkehrsfluten schützen, und wir begrüßen die Entlastung des einen, bisher fast ausschließlichen Verkehrsniveaus durch Unter- und Hochbahnen als den Anfang einer vollkommenen Erlösung aus dem städtischen Gedränge.

Indessen ist doch all dies nur eben ein Anfang. Nicht bloß in der Praxis fehlt noch weit und breit eine Durchführung des als richtig Erkannten, sondern auch die Erkenntnis selber bedarf noch der Weiterbildung. So ist die Geschichte des Städtebaues als solchen noch fast gar nicht zu einem gut eingeordneten Teile der Kunstgeschichte gemacht, während doch gerade in ihr die dem Stilhistoriker wichtigen Faktoren sich ebenfalls und in besonderer Eigenart ausprägen.

Daß es zu all dem komme, dazu ist aber auch ein Ansteigen der ästhetischen Bildung im weiteren, populären, sowie im engeren, wissenschaftlichen Sinne nötig. Haben wir nicht mehr, wie frühere Geschlechter, ein natürliches Feingefühl für städtische Schönheiten, so müssen wir unsere Jugend dazu erziehen. Und wenn wir einmal eingesehen haben, daß die Welt der Schönheit ebenso nach einer wissenschaftlichen Behandlung verlangt wie andere Welten, und daß diese Wissenschaft nicht minder zu den Gegenständen eines Hochschulunterrichtes gehört als die ihm seit langem eingegliederten: dann müssen wir von unseren spezielleren Büchern und Vorlesungen über Aesthetik auch eine Erfassung des Städtebaues verlangen.

Geläufiger mag den weiteren Kreisen die Anknüpfung an das Thema der Wohnungsfürsorge sein. Wie viel zu dieser auch die Architektonik des Städtebaues beiträgt, hat besonders Theodor Goecke, der jetzige Herausgeber jener Zeitschrift, gezeigt. Wenn der Politiker meint, die zulänglichste Betätigung des „gemeinen Mannes" am Staatsleben sei die Teilnahme an der Kommunalpolitik, so liegt die Beziehung unseres Themas zur Politik auf der Hand. Die mannigfaltigen Bestrebungen zum Wohl des Gemeindelebens, ob nun mit oder ohne Vereinsform, werden durch das Behandeln des hier vorgeführten Gegenstandes einen neuen Aufschwung finden und z. B. von der neuen Erkenntnis aus, daß die Weiträumigkeit der Verkehrsflächen eine Engräumigkeit des Wohnens mit sich bringt, leicht ihren Weg zu den sonstigen Einsichten finden, die auf diesem Gebiete nottun.

Offenes Visier.

Ich bin kein Sänger für die Weichen,
Die girrend schlecken Zuckerbrot,
Die harte Eiche ist mein Zeichen,
Der Raubnacht Harfe, blitzesrot!

Mein Lied ist nicht für Butterohren,
Nicht was ihr liebt, ein glänzend Nichts;
Der Sturm der Heide hat's geboren,
Und die Posaune des Gerichts.

Drum mag mein Spiel nicht weibisch leiern
Das Lied vom Küssen, Wein und Tanz —
Ich hab' ein andres Fest zu feiern
Und in der Feldschlacht wächst mein Kranz.

Und ist den kunsterprobten Schulen
Mein Lied zu rauh, zu groß, zu schlecht —
Ich will ja nicht um Weltlohn buhlen,
Ich bin des armen Meisters Knecht.

Der Welt des Hochmuts und des Zweifels
Soll nimmermehr mein Lied sich weih'n,
Ich will des Herrn, sie will des Teufels,
Wir beide müssen Feinde sein!

Franz Eichert.



Herbstvision.

Vom Himmel tropft ein müder, grauer Regen,
Es steht der Baum im Nebel bis ans Knie,
Und auf der Eb'ne weiten, flachen Wegen
Schleppt ihre Schleier Frau Melancholie.

Kam sie aus Dürers Seele hergegangen
Und aus der Nacht der Mediceer-Gruft?
Sie stützt die Hand so schmerzlich an die Wangen,
Wir atmen ihre Wehmut mit der Luft.

Kam sie von Gräbern, wo die Besten schlafen,
Hat wohl Canova ihren Gang erschaut?
Hat sie des Todes Denkmal an dem Hafen
Venedigs stummen Wundertraum gebaut.

Ging sie mit Dante auf der Fremde Stufen?
War sie Petrarcas nie besess'nes Lieb?
Und hat sie aus des Himmels Höh' gerufen,
Als Michelangelo Sonette schrieb?

Sie spielt seit Anbeginn mit uns'ren Losen,
Auf uns're Lieb' legt sie die dunkle Hand,
Sie war die ernste Lebensbraut der Großen,
Die heiße Sehnsucht nach dem bess'ren Land.

M. Herbert.

Neue literarische Erscheinungen.

Von

Dr. Anton Lohr.

Vor einigen Jahren erklärte man den deutschen Naturalismus offiziell für tot. Seine eigenen Jünger hatten ihm das Grab geschaufelt. Aber damit waren manche Neuromantiker, Symbolisten und Landschaftsenthusiasten noch nicht zufrieden. Sie trauten dem toten Löwen doch nicht ganz und schrieen ihn noch mausetoter als er ohnehin schon war. Auch der übliche Eselstritt fehlte nicht. Nun stellt sich nachträglich heraus, daß die große Freude doch etwas zu verfrüht war. Der zum Ueberdruß totgesagte deutsche Naturalismus rächt sich zurzeit ganz auffallend durch die Erfolge, die der russische Naturalist Gorki und in allerjüngster Zeit der Holländer **Heijermans** bei uns erringt. Des letzteren soeben bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienener Roman „**Diamantstadt**" ist wieder ein Nachwuchs pur sang des Naturalismus. Die Handlung ist recht dürftig: Der junge Eleazar ist aus Amerika wieder in sein heimatliches Judenviertel in Amsterdam zurückgekommen. Unter den ärmlichsten Verhältnissen ringt er mit den anderen Diamantenschleifern ums tägliche Brot und, als ein Streik ausbricht, tut er eifrig als Agitator mit. Als die Dinge aber eine Wendung zum besseren zu nehmen scheinen, läßt der Verfasser seinen Helden an den Brandwunden, die er bei einer plötzlich ausgebrochenen Feuersbrunst erlitten, im Spitale sterben, um den gräßlichen seelischen Konflikt, in den ihn die Liebe zu einer verworfenen jungen Jüdin gebracht, auf diese Weise zu lösen. Künstlerisch ist das allerdings nicht. Aber Heijermans ist, wie jedem echten Naturalisten, die Handlung nur Nebensache. Die Hauptsache ist ihm das Milieu, die getreue Abporträtierung eines Stückchens Welt, das auch hier wieder, wie beim Naturalismus fast ausschließlich, ein sehr trauriges Fleckchen Erde ist. Die schmutzigsten Höfe und Wohnstätten des Judenviertels der holländischen Großstadt sind es, in die wir hineingeführt werden. Die gräßlichste Wohnungsnot herrscht hier. Größtes Elend, ärgster Schmutz, unsägliche Laster sind mit dieser Atmosphäre menschlicher Verkommenheit unzertrennlich verbunden. Gäbe uns der Autor nicht dann und wann humoristisch angehauchte Genreszenen aus dem jüdischen Familienleben zum besten, wir hielten die Lektüre nicht aus. Der Anschaulichkeit, mit der Heijermans soziales Elend zu schildern weiß, ist entschieden Achtung zu zollen. Aber wer sich nicht auf einige Tage verstimmen will, lasse das Buch ungelesen, das weder für Jugend, Volk noch Familie paßt. Dem Kulturhistoriker und Sozialpolitiker mag der Roman dagegen manches Interessante bieten.

Von ganz anderer Art ist August Niemanns Roman „**Der Weltkrieg. Deutsche Träume.**" (Verlag von W. Vobach, Berlin. 5 Mk.) — Wenn es wahr wäre, was ich vorläufig noch sehr bezweifle, trotzdem es auf Streifbändern in den Auslagen der Buchhändler zu lesen ist, daß „der Weltkrieg" der „gelesenste Roman" der Gegenwart sein soll, so wäre das ein schlechtes Zeichen sowohl für den literarischen wie politischen Geschmack des deutschen Publikums. Er steht natürlich höher als etwa der Bilseroman, ist aber doch eine echte Sensationsnummer. Das zeigt schon die Titelzeichnung, die in den deutschen Farben gehalten ist und eine Faust mit blutiger Kriegsfackel weist. Das Sujet ist die Idee eines Weltkrieges, der zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich einerseits und England andererseits ausgefochten wird. Die rein literarische Seite ist recht schlimm ausgefallen. Die Geschichte des unvermeidlichen Liebespaares im Romane, des deutschen Hauptmanns Heideck und der englischen Kapitänsfrau Mrs. Irwin, ist übelste Romantik. Große Schlechtigkeit, großer Edelmut, verbrecherische Ueberfälle, Entführungen, Verkleidungen und übertriebenes Ehrgefühl sind die Ingredienzien. Politisch ist der Roman taktlos. In England hat er den Jingos bereits willkommenen und scheinbar berechtigten Anlaß zur Deutschenhetze geboten, und selbst in Rußland, das doch so gut wegkommt, hat man ihn beargwöhnt und verboten. Naiv ist Niemann's Art, wie er einen Althannoveraner, der durch die jüngste Verleihung der alten Traditionen an preußisch-hannoversche Regimenter fürs neue deutsche Reich gewonnen wurde und der ein zweiter Bismarck sein soll, rasch durch den Kaiser zum Reichskanzler machen läßt. Ob die Kultur etwas gewinnen würde, wenn Rußland an Stelle Englands das indische Reich erhielte, ist doch mehr als zweifelhaft; die Russen würden höchstens zerstören, was die Briten aufgebaut. Auch dürfte, wenn Frankreich, Deutschland und Rußland sich in die Erbschaft Englands geteilt haben, der von Niemann prophezeite endliche dauernde Weltfrieden sich kaum einstellen; im Gegenteile würde wohl die Rivalität unter den kontinentalen Mächten lustig weiter gedeihen. Gelungen ist nur der militärische Teil, und hier ist ja der Hauptmann a. D. Niemann auch Fachmann. Die Schlacht zwischen Russen und Engländern bei Lahore in Indien ist recht lebhaft und anschaulich geschildert, und auch die Seeschlacht zwischen der deutschen und englischen Flotte bei Vlissingen, die durch das rechtzeitige Eintreffen der Franzosen entschieden wird, ist fesselnd und sachkundig beschrieben.

Erwähnt sei noch des Verfassers sonderbare Vorliebe für den Buddhismus, der einen Christen eigentümlich berühren muß. Damit können wir das mehr sensationelle als interessante Buch verlassen.

Daß heutzutage selbst im Lande der Ordensverfolgungen religiöse Bücher einen weiten Leserkreis finden, beweist M. R. Monlaurs Erzählung „Le Rayon", deren nach der 37. Auflage bearbeitete deutsche Ausgabe „**Der Strahl**" jetzt vorliegt. (Jos. Roth, München, 1904.) Der Verfasser sagt im Vorworte: „Im Palaste Uffizi zu Florenz hat man die Gemälde der „Primitiven" zusammengestellt, jener meistens unbekannten Maler, die in ihrer naiven Weise ihre Ideen wiedergaben. Es sind Engel und Heilige, Madonnen und Christusbilder, die lächeln oder auch weinen unter einem unsagbar grellblauen Himmel, auf Wiesen, die mit riesengroßen Blumen übersäet sind. Ganz gewiß sind diese naiven Künstler, die oft vergaßen, ihre Werke zu unterzeichnen, gestorben mit dem glücklichen Gedanken, dies Werk vollbracht, den Flug zum Ideal wenigstens versucht zu haben. . . . Die große Menge geht vorüber an dieser Galerie der Anfänger, gleichgültig gegen die linkischen Stellungen der gebrechlichen Jungfrauengestalten, gegen die schlecht gezeichneten Linien der oft unnatürlichen Gesichter. Wenige nur bleiben nachdenklich stehen. Bei aller Armseligkeit dieser Versuche verstehen sie die Sprache dieser einfältigen Seelen, bei denen sich die Glaubenseinfalt mit ihren kindlichen Ideen verbindet." Von dieser Art ist die vorliegende Erzählung, die Ausschnitte aus dem Leben und Leiden Jesu bietet. Geschildert ist hauptsächlich der Eindruck, den die Persönlichkeit und das Wirken Christi auf den frommen Rabbi Gamaliel und seine Schwester Susanna ausüben. Ich habe persönlich eine Abneigung dagegen, wenn die Person Christi direkt oder indirekt in den Mittelpunkt einer belletristischen Arbeit gerückt wird. Die Schönheit und den eindrucksvollen Ernst der Evangelien kann man ja doch nie erreichen. Im vorliegenden Falle tritt die literarische Seite des Werkes, die psychologische Vertiefung und eigenpersönliche Erfassung des Stoffes gegenüber der religiösen Erbauung mehr in den Hintergrund, so daß das Werk frommgestimmten, einfachen Seelen zur Lektüre gern empfohlen werden kann.

Freudiges Christus-Bekennertum lebt auch noch in unserer akademischen Jugend. Das beweist der neue „**Musen-Almanach deutscher Hochschüler**" (München 1904, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 2.50 Mk.) wieder, den Frz. X. Schrönghamer heuer herausgegeben hat. Weniger erfreulich ist der allgemeine literarische Barometer-

stand des Almanachs, der sich gegen die beiden früheren Jahrgänge nicht wesentlich gehoben hat. Namentlich bietet er verhältnismäßig nur wenig bisher Unveröffentlichtes. Chr. Flaskamp, H. J. Brühl und Frz. X. Schrönghammer haben im allgemeinen tüchtige Leistungen beigesteuert; auch den anderen glückte das eine oder andere Gedicht. Aber das rechte Herausschälen bedeutender Individualitäten, das innere Erleben, ja sogar die frische, kecke Jugendkraft vermißt man etwas zu allgemein. Immerhin besteht der Almanach gegenüber dem, was heutzutage sehr oft auf den lyrischen Markt geworfen wird, noch gut und eignet sich bei seiner vornehmen Ausstattung besonders zu Geschenkzwecken.

Bühnenschau.

Münchener Schauspielsaison. Zur Zeit, wo im Wagner-Festspielhaus von einem tausendköpfigen Publikum der überragenden Kunst des großen deutschen Dichterkomponisten gehuldigt wird, pflegt die beginnende Schauspielsaison in den intimen Räumen des K. Residenztheaters sich leise zu regen und zu rühren. Auch in diesem Jahre geschah es nach diesem Brauch; wir haben bereits eine Schauspielpremière hinter uns, mit welcher durchaus nicht dem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfnis des anwesenden Fremdenpublikums Rechnung getragen werden sollte: Sven Lange's Schauspiel „Die stillen Stuben" ist vielmehr ein schwer literarisches Stück, das möglichst wenig unterhalten und handeln, aber möglichst viel psychologische Augenblicksbilder aufrollen will.

Wir haben es da — um die äußeren Konturen nur ganz flüchtig festzustellen — mit der Geschichte einer Ehe zu tun. Oberlehrer Niels Theysen hat sich aus seiner längst gewonnenen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit alles Menschlichen in seine stille Gelehrtenstube hinübergerettet; seine Frau aber hängt noch am unzulänglich Menschlichen und findet in der kühlen Ueberlegenheit ihres durchaus rechtschaffenen Mannes nicht jenes Maß von Glük, welches sie sich einstmals erträumt hat. Im Hause des Oberlehrers verkehrt Amtsanwalt Carsten — auch einer, den das Leben um seine Forderungen bisher betrogen hat. Die beiden finden sich, halb gegen ihren Willen, infolge des Eingreifens von Helgas Vater, der ein verfehltes Leben als Armenhäusler dahinfristet, und, man weiß nicht warum, den korrekten Schwiegersohn haßt. So steht Helga auf des Schicksals Schneide: Ihrem Manne gegenüber ist sie offen, er aber erwidert ihr gemäß irgend einem Paragraphen seines höchstpersönlichen Moralkodex, hier dürfe er nicht eingreifen, sie müsse sich selbst retten. Die Gequälte sucht Rat bei ihrem Vater, und dort erfährt sie, daß ihre Mutter in gleichem Falle Gift genommen. Damit stehen wir auf der Höhe des Konflikts, von der wir auf unerwartet biedermännische Weise „rasch aber sicher" herabgeführt werden. Helga will das Giftfläschchen, das ihr der wenig zartfühlende Vater in die Hand drückt, zu den Lippen führen, da entreißt es ihr der Alte, und gleichzeitig stürzt Theysen herein, der in seiner stillen Stube doch einige Angst um die Anpassung seiner jungen, nach Leben lechzenden Frau an seine abstrakten Moraltheorien bekommen hat. Die Nähe des Todes hat auch ihn gelehrt, zum Leben zurückzukehren.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in dem Schauspiel manch feiner Zug, manch gut geprägtes Wort auffallen, die freilich dem Novellisten Sven Lange mehr zugute kommen, als dem Dramatiker. Denn Drama und Psychologie sind zwei Begriffe, die nur dort gemeinsam zu gutem Ende geführt werden können, wenn sie zusammen-, nicht aber, wenn sie gegen einander stehen. Der zweite Akt des Stückes bewies, daß lediglich angedeutete Ansätze von inneren Regungen, halbe Worte, Stimmungen die gefühlt werden sollen, auf die Dauer vom bestgesinnten Publikum nicht angenommen werden können. Was in Erzählungsform besonders geistvoll angemutet hätte, verfällt im Drama deutlicher Ablehnung. Die innere Stimmung wird eben immer das erste vornehmste Mittel, kann aber nie der Zweck des Dramas sein. Nach dieser Richtung war Sven Lange, trotz seiner offenbaren Abhängigkeit von Ibsen, von schwerem Irrtum befangen, und ein oberflächlicher Vergleich schon genügt, um zu zeigen, daß eben sein Streben, noch subtiler in der Seelenschilderung zu sein, seinem Schauspiel den dramatischen Lebensnerv entzwei brach. Die Vorstellung selbst war vorzüglich, zumal Lützenkirchen bot eine prachtvolle, im feinsten Detail echte Charakterstudie als Oberlehrer, und die Herren Wohlmuth und Basil blieben hinter ihm nicht zurück, auch Frl. Brünner bestand mit der heiklen Partie der Helga in Ehren.

Eine vortreffliche Akquisition hat — oder scheint unsere Hofbühne wenigstens machen zu wollen — mit Frl. von Hagen, in der wir endlich wol den lang ersehnten Ersatz für Frl. Heese, die unvergeßliche Salondame, gefunden haben. Die jugendliche Künstlerin trat, nachdem sie sich vorher nur einigemal auf einer Provinzbühne versucht hat, als Magda in Sudermanns „Heimat" und als Josefine von Pöchlaar in Schönthans oberflächlich fidelem Schwank „Goldfische" auf. Frl. von Hagen erwies sich dabei als im Besitze vollster Bühnenfreiheit, ungezwungener Eleganz und Laune und einer imponierenden Klugheit, die ihr den rechten Weg wies: denn sie vermied es, die im Leben einfach unmögliche, nur bei Rampenlicht existenzfähige Magda mit weiteren gravierenden Theatermalereien zu beschweren, und gab viel schöne, überzeugendwarme Herzenstöne der lustigen Josefine in ihrem Herzenskonflikt mit. Hoffen wir, diese tüchtige Kraft recht bald innerhalb eines angemessenen Wirkungskreises dauernd an unsere Bühne gebunden zu sehen!

H. Rolfs.

Berliner Premièren. Seit Wochen bereits ist der Theaterbetrieb der Reichshauptstadt wieder in voller Tätigkeit; 16 Bühnen suchen allabendlich volle Häuser zu machen, 16 Direktoren halten Umschau in den Höhen und Niederungen der deutschen und außerdeutschen Literatur, um zu finden, was dem unberechenbaren und unersättlichen Rachen des großen Moloch, genannt Publikum, zu ihrem Heile frommen mag. Doch waren die Darbietungen unserer Bühnen bisher nur ein einleitendes Geplänkel der nachfolgenden großen Schlacht, die inzwischen zum Teil bereits geschlagen worden ist und endlich auch neben dem theaterbedürftigen „kleinen Mann" und dem schaulustigen Fremden den modernen Literaturmenschen — gleichviel welcher Färbung — aus dem Sommerschlaf gerissen und mitten ins Gefecht gestellt hat. Es debütierten Direktoren: Dr. Paul Lindau als Nachfolger Otto Brahms am Deutschen Theater, und Dr. Otto Brahm als neuer Beherrscher des Lessingtheaters. Wer Lindau kennt, weiß, daß er als Direktor ebenso von dem Streben nach weltumfassender Kenntnis beseelt ist und im Zeichen eines niederschmetternden Literaturmakrokosmos steht, wie sein eigenes dramatisches Schaffen in der Absicht eines gut bürgerlichen, mit etzlichem berlinischem Witz durchsetzten Tendenzbestrebens gelegen ist. Lindau debütierte aber als Direktor, nicht als Dichter; und darum holte er die größte der Phiolen vom Spind und angelte aus ihrem tiefsten Grund, was allenthalben sein Tun und Handeln vom Anfang als weit und tief intentioniert erscheinen lassen mußte: Er gab Shakespeares „Troilus und Cressida". Einen großen Erfolg hat er sich damit nicht gemacht. Viel Achtung, aber wenig Widerhall und Nachwirkung. Es liegt mit Troilus ungefähr wie mit dem syrischen Fürsten Perikles: trotz des unendlichen Reichtums Shakespeares an dramatischen Gestalten, hat das Volk vom Dichter doch eine ganz bestimmte, eng begrenzte Vorstellung; was in diesen Rahmen nicht hineinpaßt, wird als zweifelhaft zurückgestellt. Da es Herrn Lindau zudem an Darstellungskünstlern fehlte, die mit überlegener Kraft sich durchzuschlagen vermögen, so gab's nur einen halben Erfolg. Auch der zweite Abend der Bühne vermochte nicht vollen Beifall zu finden. Ich wohnte dieser Aufführung von Oskar Wildes „Lady Windermeres Fächer" nicht bei; aber Leute, die es zu beurteilen vermögen, meinen, daß seine „sentimentale und kolportagemäßig grob effektvolle Art" dem Stück unmöglich jene Bedeutung verleihen könnten, die ja auch seiner Salome von gesunden Menschen nur sehr bedingt zugesprochen werden kann.

Otto Brahm hat mehr Glück; er begann mit Ibsens „Die Frau vom Meere" und erzielte mit Irene Triesch und Oskar Sauer in den Hauptrollen einen ganz glänzenden Erfolg des tiefgründigen Dramas; einen Erfolg, der auch noch bei Calderons „Richter von Zalamea" nachwirkte, dessen Wiedergabe in einer neuen Bearbeitung von Rudolf Presber, mit der Triesch und Emanuel Reicher, ebenfalls vorzüglich war, so daß sich die famose Stimmung des Publikums vom Eröffnungstag wiederholte. — Im Neuen Theater hat die „Neue freie Volksbühne" den (auch bei Ihnen in München mit Glück unternommenen) Versuch gemacht, des Alten Stürmers und Drängers, H. L. Wagner, nun schon 130 Jahre altes Drama „Die Kindermörderin" zu neuem Leben zu erwecken. Die kunstlos vorgetragene, mit brutaler Schlagfertigkeit erzählte Leidensgeschichte Evchen Humbrechts hat auch hier bedeutenden Eindruck erzielt; man nahm das Stück ganz und gar nicht „historisch", dachte nicht mit literarhistorischer Andacht an seine Beziehung zu Goethes Gretchen, Schillers Louise Millerin und bis herab zu Hauptmanns Rose Bernd, man ließ sich willenlos fesseln von dem Stück, das wie selten eines beweist, wie in allem Fortschritt doch ein so großes, gutes Stück Wiederholung steckt. Auch das Residenztheater hat in Richard Alexander einen neuen Direktor erhalten, der sich mit dem Schwank „Eine Hochzeitsnacht" gleichzeitig als Darsteller erfolgreich einführte. So blüht im Herbstnebel bei fallenden Blättern doch wieder allerwärts neues Leben hervor — so reich und üppig, daß einem schier bange werden darf vor der Wucht des Kommenden; denn nicht nur eine unabsehbare Reihe neuer Bühnenwerke naht in unerbittlicher, geschlossener Phalanx — auch neue Bühnen wachsen unheimlich rasch empor, ein Nationaltheater, ein Lustspielhaus, ein Schillertheater (in Charlottenburg) sind in Aussicht. Fast ist es zweifelhaft, was für die deutsche Kunst hieraus mit der Zeit erwachsen muß: Segen oder Fluch?

Dr. Otto Freund.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Neue Opern sind für die beginnende Spielzeit in beängstigender Menge signalisiert. Elberfeld verspricht die Uraufführungen des zweiaktigen Chordramas „Die Sängerweihe" von Otto Taubmann, der Oper „Die schwarze Nina" von Emil Kaiser, welcher bekanntlich an Stelle Scharrers an das Kaimorchester nach München berufen ist, ferner „Die Z'widerwurzen" von Ernst Korten und die deutschen Erstaufführungen von Emanuel Pizzis „Ratcliff" und Ernest Reyers „Die Statue". Ein tüchtiges Arbeitsprogramm, dem wir in München nichts an die Seite zu stellen haben!

In Halberstadt will man eine Oper aus dem Studentenleben von August Schulz-Siegmann „Schwarz-Rot-Gold“ mit einem ad hoc zusammengestellten Ensemble aufführen. Stuttgart kündigt des verstorbenen dänischen Komponisten Heise Oper „König und Marschall“, sowie E. F. Wittgensteins „Antonius und Kleopatra“, Bremen eine heitere Götteroper von Otto Neitzel, „Walhall in Not“, an. Am neuen Nationaltheater in Berlin wird Ch. Weinbergers Oper „Schlaraffenland“ (nach Fulda) vorbereitet, in Mannheim die Oper „Irrlicht“ von Leo Fall.

Italien ist, wie immer, hart an der Arbeit. Lorenzo Filiasi schreibt eine Oper „Magda“ nach Sudermanns „Heimat“, Amintore Galli eine solche namens „König David“, Mugnones neue Oper „Die Islandfischer“ (nach Pierre Loti) wird demnächst in Mailand gegeben, Franchetti arbeitet an „Jorios Tochter“ (nach D'Annunzio); Mascagni aber, der unermüdliche, durchfallgesegnete, hat momentan drei Opern unter der Feder. Brüssel kündigt eine Oper „La ducasse“ (die Kirmes) von Albert Dupuis an; Paris bringt als erste Saisonnovität die komische Oper „Les amaillis“ von Doret; auch „Die Girondisten“ (nach Lamartine) von Ferdinand Le Berne ist angezeigt. Ein neues, glänzend fundiertes Opernunternehmen in St. Petersburg wird mit „Tscherewitschki“ von Tschaikowsky, „Madame Fifi“ von Cesar Cui und „Papagei“ von Rubinstein eröffnet. „Hilf Himmel, welch endlos Tönegeleif'!“

Eduard Mörikes hundertster Geburtsgedenktag wurde auch — und mit Recht — als ein „Musikfesttag“ vielfach gefeiert. Hat doch kaum ein zweiter Lyriker des 19. Jahrhunderts auf die moderne Liedkunst so befruchtend gewirkt, wie er. Sein Einfluß begann langsam: Robert Franz scheint als Erster von des Dichters Eigenart tiefer berührt worden zu sein; zu seinem wahren Apostel wurde aber erst der größte nachschubertsche Tonlyriker Hugo Wolf. Seine 53 Mörikelieder enthalten das Intimste seiner Kunst und haben auch den Dichter erst dem Verständnis seiner Landsleute nähergebracht. Daß ein eben in seiner Heimat enthülltes Denkmal Mörikes auch das Medaillon Wolfs trägt, ist somit mehr, als eine billige „Allegorie“ und ein ganz gutes und gerechtes Sinnbild dafür, wie sich in den Beiden Ton und Wort so recht gefunden haben.

Die Pflege guter Hausmusik — das ist wohl eines der bösesten Kapitel aus dem weiten Bereich moderner Tonkunst. Man gehe einmal durch die Straßen einer deutschen Groß-, Mittel- oder Kleinstadt. Da schallt's götterdämmernd oder walkürenhaft aus den Fenstern, oder Bruder Straubinger, Madame Sherry und wie all das geschmackverderbende Gesindel heißt, feiern ihre öden Orgien. Sicherlich gibt's noch manche Freunde guter Hausmusik, die jenseits von Wagner und Reinhardt ihr Heil suchen und mit uns lebhaft die Folgeerscheinung des obenerwähnten Unfugs bedauern — nämlich, daß keine gute Originalmusik z. B. für Klavier zu 4 Händen mehr geschrieben wird. Wir möchten diesen Freunden stiller musikalischer Freuden manchmal durch literarische Hinweise dienen. Heute sei nur verraten, was dem Schreiber im eigenen Heim seit Jahren immer neue Genüsse bringt: Beethovens Streichquartette in vierhändigem Arrangement unserer Volksausgaben, (besonders Edition Peters, Breitkopf & Härtel), die die gesamte klassische Kammermusik auf diese Weise dem verbreitetsten Hausinstrument, dem Klavier, zugänglich gemacht haben. Auch die bisher unerschwinglichen Symphonien von Brahms sind jetzt in einer schönen Volksausgabe erschienen und ebenso die überraschend gut spielbaren und klingenden Symphonien Anton Bruckners (Universaledition).

Lesefrüchte.

(Gesammelt von M. Herbert.)

Es hat den Anschein, als ob die Schönheit ganz im stillen und etwas aus der Ferne geschaut sein wolle, als ob sie nur jenen unbefangenen Seelen sich zu enthüllen geneigt sei, die sich ihr nähern, ohne nach dem Grund des geheimen Zaubers zu fragen, der sie lockt.

* * *

Nur indem wir uns selbst erforschen, können wir es wagen, Vermutungen über das Weltleben aufzustellen.

Gabriel Séailles.

* * *

Aufhören zu kämpfen bedeutet für den Körper wie für den Geist den Anfang des Sterbens. Maudsley.

* * *

Man kann alles vervollkommnen — nur nicht das Glück.

Napoleon.

* * *

Der Fortschritt kann am menschlichen Herzen nichts ändern.

François Coppée.

* * *

Nichts ist durch seine Erhabenheit und Tiefe weniger geeignet zu einer Sache der Gewohnheit zu werden, als der Gottesbegriff der Offenbarung. Nichts fordert sozusagen dringender eine tägliche Himmelfahrt angestrengten Denkens wie der gotteswürdig zu denkende Gottesbegriff. Dr. Herrmann Schell.

Kleine Rundschau.

Auszeichnung.

Auf der unter dem Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Klementine von Belgien stehenden „Exposition Internationale des Arts de la Mode Feminine“ zu Ostende 1904 hat die „Literarische Warte“ in der literarischen Abteilung der Ausstellung die goldene Medaille erhalten. Dr. A. L.

Naturdenkmäler.

Professor Dr. Conwentz-Danzig, der sich auf dem Gebiete der Erforschung und Pflege der Heimatkunst ganz besondere Verdienste erworben, hat soeben bei Gebrüder Bornträger-Berlin eine Denkschrift erscheinen lassen: „Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung“. Das erste Kapitel behandelt eingehend die „Erläuterung des Begriffs Naturdenkmal“. — Der Verfasser geht von dem allgemeinen Begriff des Wortes Denkmal aus und führt an, daß man darunter auch Baureste und Kunstgegenstände aus der Vorzeit zu verstehen hat. Wie der Steinobelisk ein Denkmal aus historischer Zeit, und wie der zum Gedächtnis eines Verstorbenen errichtete Felsblock ein prähistorisches Denkmal ist, so bildet der aus der Ferne ins Flachland gelangte erratische Block an sich ein Denkmal der Natur. Auch ganze Landschaften mit ihrer Bodengestaltung, mit ihren Pflanzen und Tieren sind oft als Naturdenkmäler anzusehen. — Bei der Abschätzung einzelner Naturkörper als Naturdenkmal sind namentlich örtliche Verhältnisse wohl zu berücksichtigen. Ein durch Eigenart ausgezeichneter urwüchsiger Waldteil oder die noch lebenden Ueberreste einer schwindenden Tierart werden wohl überall als Naturdenkmäler betrachtet werden müssen; aber in andern Fällen sind je nach den Ländern und Landesteilen doch Verschiedenheiten in der Auffassung berechtigt. Z. B. gehören die Gletscherschrammen auf anstehenden Felsen in Norddeutschland zu Naturdenkmälern, dagegen bilden sie an der skandinavischen Küste stellenweise noch so häufige Erscheinungen, daß man sie dort nicht zu den Naturdenkmälern zählen wird. Ebenso ist es mit Pflanzen und Tieren, die in der einen Gegend so selten sind, daß man sie für Naturdenkmäler betrachten muß, während sie wieder in einer andern Gegend so häufig vorkommen, daß sie nicht mehr unter den Begriff Naturdenkmäler fallen. Hieraus ergibt sich, daß für die Beurteilung eines Naturkörpers als Naturdenkmal eine Reihe verschiedener Faktoren maßgebend ist, und eine Entscheidung nur nach Lage der Verhältnisse von Fall zu Fall getroffen werden kann.

E. S.

Dörfer auf Bornholm?

Wer das erstemal die nur wenige Quadratmeilen große Insel Bornholm aufsucht, dem wird sicher eine Eigentümlichkeit sofort auffallen. Es ist der gänzliche Mangel an Dörfern. Es gibt wohl etliche kleine Städte in der Nähe des Meerstrandes, aber im Innern des Eilandes trifft man keinen zusammenhängenden Ort in dem Sinne, wie man es auf dem Kontinent gewohnt ist. Ein jeder Bauer hat sein Gehöft inmitten seiner Feldmark. Die Häuser sind zum größten Teil in Fachwerk gebaut und mit Stroh gedeckt. Stall und Scheune sind in der Regel vereinigt. Häufig schließt sich auch gleich das Wohnhaus an. Neben jedem Gehöfte findet man einen Garten, in dem nicht nur Obstbäume, sondern auch Birken, Buchen, Kiefern, Erlen in buntem Durcheinander wachsen. Eine Anzahl dieser zerstreut liegenden Gehöfte gehört zu einem Kirchspiel. Kirche, Schulhaus, Pfarr- und Wirtschaftsgebäude stehen in der Regel zusammen und bilden den Mittelpunkt des Kirchspiels, welches einen besonderen Namen trägt. Diese in sich geschlossenen Gemeinden bilden im gewissen Sinne ein Dorf mit lauter Ausbauten. E. S.

Schulsparkassen.

Als vor etwa drei Jahren mit der Bildung von Schulsparkassen für die Volksschulen begonnen wurde, hatte diese neue Einrichtung sehr viele Gegner. Heute, in Anbetracht der erzielten Erfolge, mögen es bereits weniger sein. Jede Sache hat stets ihre zwei Seiten, gewiß auch die Schulsparkassen. Es ist aber stets zu berücksichtigen, ob die gute oder die schlechte Seite überwiegt, und hier müssen wir uns für die erstere entscheiden. — Für die Kinder auf dem Lande ist es zwar oft sehr schwer, ein paar Spargroschen zusammenzubringen, denn dem Bauer will es nicht so schnell einleuchten, welchen großen Vorteil es haben sollte, wenn sein Kind die „paar Pfennige“ auf der Sparkasse hat. Bei ihm zieht das nicht! Und die moralische Seite, daß das Kind von Jugend auf zum Sparen angeleitet werden soll, versteht er noch weniger und hält es für noch überflüssiger. Aber wenn das Einsammeln der Spargroschen dem Lehrer Spaß macht und den Kindern Freude, so ist er gewiß nicht dagegen und rückt gern mit ein paar Mark heraus. Die Kinder der armen Arbeitsleute auf dem Lande haben fast gar keine Gelegenheit, sich Sparpfennige beiseite zu legen. — Von besonders praktischem Wert ist diese Einrichtung in Industrieorten, wo die Kinder häufig selbst Geld verdienen und dann ihre Groschen nicht vernaschen, sondern auf die Sparkasse geben, wo sie allmählich zu einem schönen Kapital anwachsen. Es sind auch recht günstige Resultate erzielt worden und es gibt Schulsparkassen, die bereits ein Kapital von 800 bis 1000 Mk. besitzen.

E. S.

Verschiedenen Anfragen gegenüber diene zur gefälligen Kenntnisnahme, daß Postabonnenten die früher erschienenen Nummern (von Nr. 1 ab) direkt durch den Verlag beziehen können. Es dürfte im Interesse aller Abonnenten liegen, die „Allgemeine Rundschau“ von der ersten Nummer ab zu besitzen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 27. München, 2. Oktober 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Ueber Volksbildung.

Von
N. Lambrecht.

Vom Ausschuß für Wissenschaft, Schule und Unterricht 2c. wurde gelegentlich der 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg ein zweiter Antrag betreffend Volksbildung gestellt, der insbesondere Veranstaltung von Volksbildungsabenden wünscht. Da ich verschiedentlich schon in der Presse mich mit dieser Angelegenheit beschäftigt und die Organisation solcher Volksbildungsabende eingeleitet habe, begrüße ich die Regensburger Beschlußfassung als neuen Ansporn, an diesem Lebenswerk, trotz der schlimmen Erfahrungen mit Indolenz und Unverständnis, vertrauend weiter zu arbeiten. In meinem Aufruf vor etwa zwei Jahren ist mir der Ausdruck: „Förderung christlicher Volkskunst" von einer Seite, die mit „Reform" kokettiert, verübelt worden. Die Gewissensfrage: „Warum das enggenommene christlich?" beantworte ich dahin, daß christlich nur als Gegensatz zum „Extrem-Modernen" aufzufassen sei. Heuer aber, wo mir eine Summe von Mißerfolgen und nur einzelne kleine Zahlen von Erfolgen vorliegen, komme ich zu dem Faktum, ohne die Sache speziell aufs Christlich-Religiöse zuzuspitzen, daß diese Volksbildungsabende einstweilen nur in Verbindung mit einer, schon auf guten Fundamenten stehenden Organisation hervortreten können, und da kommt wohl an erster Stelle unser weitverzweigter Volksverein in Betracht. Es wird ein Leichtes sein, an den üblichen Vortrag bei den Volksvereinsabenden irgend eine Darbietung aus der Dichtkunst, Gesangskunst, auch der plastischen Künste, anzureihen und somit die Volksbildungsabende in **Volkskunstabende** zu generalisieren. Daß diese Einrichtung ohne besondere Schwierigkeiten sich ermöglichen läßt, zeigen die Einrichtungen in verschiedenen Gegenden, wo der erweiterte Zweck des Volksvereins schon in dieser Weise realisiert worden ist (z. B. soeben in Aachen) und durch die veränderte Form seiner Darbietungen auf die große Masse anziehender wirkte.

Volkskunstabende! Wer sie mit einem Kopfschütteln abtun möchte oder, wie P. Pöllmann in Heft 4 der „Gottesminne", sie „freudig begrüßt trotz der optimistischen Zukunftsblicke", der hat sich in die innere Gestalt der scheinbar schwer auszuführenden Idee nicht so tief hineingefunden, um sie auch ihrem äußern Werte nach, also betreffs ihrer Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit, zu erfassen.

Das Jahrhundert der Erfindungen hat auch auf die Kunst in gewisser Beziehung befreiend gewirkt. Durch Theater, Museen und öffentliche Konzerte hat sich die Kunst in Wort und Ton, mit Linien, Form und Farbe dem Volke offenbart. Man müßte indessen schon sehr Optimist sein, hieraus zu folgern, daß das Volk unseres fortschrittlerischen Jahrhunderts an Kunstbegriff und Kunstverständnis gewonnen habe. Wenn — wie ein Blick in den bei Breitkopf & Härtel erschienenen deutschen Bühnenspielplan uns zeigt — „Alt-Heidelberg" den größten Theatererfolg, der überhaupt jemals zu verzeichnen war, aufweist und in einer Saison 1258 mal auf der deutschen Bühne gegeben wurde, so fällt in dem großen Glücksspiele der Haupttreffer immer noch auf die sog. Gefühlsnummer, und damit kommen wir auf den springenden Punkt unserer Ausführungen.

Der Kunstgenuß im allgemeinen wirkt weniger auf den Verstand, als auf Phantasie und Gefühl. Vom Schauen und Hören wird unvermerkt Herz und Sinn erwärmt und der Funke in uns zur Flamme entzündet, die zur Begeisterung emporlodert. Das ist die erste Vorbedingung zur Aufnahme und Entwicklung des Kunstgenusses! Lehrhaft springt der Verstand bei durch das Studium der Kunstgeschichte und Aesthetik. Umgekehrt aber kann kein noch so gelehrtes gründliches Kunstwissen über das Kunstempfinden hinweghelfen. Das letztere ist notwendig, das erstere zweckdienlich und ratsam.

Kunst muß empfunden sein!

Wenn sie demnach die wichtigste Anforderung an das Gefühl stellt, dann wird sie auch folgerichtig bei jenen das beste Verständnis finden, die ihrer natürlichen Veranlagung gemäß für das Gefühlsleben, das feinere Empfinden, für Zartheit des Auffassens besonders empfänglich sind. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß ein gefühlvoller Gedanke schon ein idealer ist. Dann müßten wir eben aus den gegebenen Prämissen die Silhouette herausschneiden: Gefühl ist Idealismus! Das ist falsch. Der Idealismus ist ein Baum mit vielen Wurzeln, die ihm Nahrung zuführen; und einige solcher Wurzeln sind: das Gefühl, die Phantasie, die Romantik! Diese nähren, ja befördern und bedingen vielleicht den Idealismus, aber identisch dürfen wir sie nicht nennen. Wenn nun feststeht, daß Gefühl den Idealismus befördert, gelangen wir zu dem Schluß, daß wohl der Idealist ein gefühlvoller

Mensch, aber nicht, daß jeder gefühlvolle Mensch schon ein Idealist ist! Nun sind Gefühl und gefühlvoll eben relative Worte, die eins sind und doch nicht dasselbe. Wir unterscheiden 1. böse und gute, körperliche und geistige Gefühle, die sich auf unser individuelles Wohl und Wehe beziehen, als da sind: Freude, Trauer, Stolz, Ehrgefühl, Liebe, Haß. Je mehr oder weniger sie sich im Menschen äußern, nennen wir diesen gefühlvoll oder gefühllos; — und 2. höhere, geistige Gefühle, die an allgemein gültige geistige Güter der Menschheit sich knüpfen, intellektuelle, ästhetische, sittliche und religiöse Gefühle wie: Lust am Schönen, Unterscheidung von schön und häßlich, Phantasie, Sittlichkeit, Vereinigung mit der Gottheit usw. Damit haben wir die haarscharfe Scheidung von Gefühl und Idealismus! Wir sehen aber auch, daß die Hauptwurzel, die das Ganze hält und stützt, im Allgemeinbegriff der Gefühlstätigkeit steckt. Daraus folgert nun wieder, daß, — wenn die Kunstpflege voraussetzt das Kunstverständnis, dieses das Kunstempfinden und dieses wieder das Gefühl als Nährstoff des Idealen — daß mithin erstens die Kunstpflege sich durchaus nicht auf die kleine Zahl der Berufenen zu beschränken braucht, und zweitens es gar nicht so hoffnungslos für die Kunst in der Welt aussieht, wie man annehmen möchte. Freilich, wenn sie auf die breiten Massen spekuliert, darf sie auch nur in der einzigen Eigenschaft als Volkskunst kommen.

Bevor ich nun des näheren auf das Wesen der Volkskunst eingehe, möchte ich eine dabei recht wichtige Frage stellen und beantworten: „Wer ist das Volk?“ Der Schriftsteller, Künstler wirft gemeinhin alles, was nicht Berufsmensch oder Akademiker ist, in einen Topf und nimmt dann als besseren Absud heraus: das Publikum, als Hefe und Bodensatz: das Volk! Eine weitere Kategorie ist das politische Volk. Man ist dabei versucht, an die drei Millionen der Sozialdemokratie zu denken. — Hören wir von Volksliedern, von einem Volksbuche, einer Erzählung fürs Volk, so haben wir gemeinhin das ungebildete Volk im Sinne, vor allem die Landbevölkerung, in der sich eben jene Ideale: Liebe zur Religion, zum Vaterlande, zur Natur besonders entwickelt finden. Freilich ist sie sich ihrer Naturliebe 2c. nicht immer klar, weil dieses Gefühl an sich ein ruhig-fröhliches ist; — es ist eben der gesunde, kräftige, fröhliche Bauernstand! Im Gegenteil zu jenem steht das Volk der Städte, der Bürgerstand, den manche geneigt sind, nicht unter den landläufig geltenden Begriff „Volk“ zu stellen. Für so viele ist ja freilich das Volk die urteilslose Menge, für andere das plebejische Element, an dem man vorübergeht mit der unangenehmen Empfindung, daß ein Stäubchen davon an dem Lackstiefel haften blieb. Für denjenigen aber, dem die Menschenliebe im Herzen brennt, ist die Menge die empfängliche Volksseele, zu der Christus in der Bergpredigt sprach, die große Kinderseele, die leichtgläubig der stärkeren Führung folgt, und die aus dem Odem Gottes geborene Menschenseele, die nicht verloren und untergehen darf in der Sumpfluft obszöner „Kunst“. Allerdings schwärmerischen Idealismus, Romantik dürfen wir nur in Wenigen aus diesem Volke voraussetzen, aber tiefe Religiösität, große, ernste Wehmut, geheimnisvolles Wirken der Natur oder Geisterwelt werden stets den Sinn des unverdorbenen Volkes fesseln. Und in all diesen Seelen schlummert ein Gefühl, das mehr oder weniger zum Idealen emporstrebt oder dahin zu erziehen ist. Demnach braucht es der Volkskunst nicht bange zu sein, ins Leben zu treten. Sie will allen alles sein und in reicher Mannigfaltigkeit aus dem Quell schöpfen, aus dem wir alle trinken: Menschenliebe! Sie soll das Volk verstehen und vom Volke verstanden sein! Gerade dieses letztere ist die Klippe, daran bis jetzt alle Versuche, das Volk für die Kunst zu gewinnen, gescheitert sind. So kam es, daß man die Kunst, um ihr bei dem Durchschnittsmenschen Eingang zu verschaffen, volkstümlich zurechtstutzte, also aus der Kunst sozusagen einen Notbehelf machte. Man hat's gut gemeint, aber durchweg schlecht gemacht. Das Volk erwärmte sich nicht an den Darbietungen, es blieb kalt, gleichgültig. Hie und da vielleicht ein Aufflackern der Empfindung, aber keine nachhaltige Begeisterung. Kunstwerke sind aber vielfach noch die fernen Gefilde, in die man sich erst hineinleben muß, sowie es selbst in der sinnlichen Natur Dinge gibt, die wir nur durch Studium, Mikroskop, Fernrohr erkennen können. Sodann gibt es Kunstwerke, die schon zwar beim ersten Blick oder Lesen selbst den Ungebildeten ergreifen und zu geistiger Mitarbeit anregen; aber eben hierbei ist immer wieder das Vertiefen und Hineinleben von hohem Werte, weil es einesteils den Kunstgenuß steigert und andernteils viel intimere Schönheiten, die nicht gerade auf der Oberfläche liegen, entdeckt und ein gewisses Vertrautsein mit dem Kunstgegenstande erwirkt. Es mag sich ja darüber streiten lassen, ob dem Kunstempfinden die Kunstbelehrung zur Seite treten darf, ob da nicht vielmehr ein forciertes aufgezwungenes Kunstverständnis erzeugt wird.

Was halten wir denn überhaupt von dem „guten Geschmack“ des Einzelnen? Raphael Mengs kommt hierüber zu der Aeußerung, daß noch kein Mensch in allen Teilen einen gleich guten Geschmack gehabt, sondern in einem Teile oft sehr gut wählt, in dem andern aber sehr übel. Wenn demnach an den Volkskunstabenden mit kurzen Erläuterungen und Belehrungen beizuspringen wäre, um damit gleichsam dem Kunstempfinden aufzuhelfen, dem Kunstverständnis nachzuhelfen, so dient dies gewissermaßen demselben Zwecke, wie die in einer Berglandschaft aufgestellten Wegweiser und Zieltafeln. Aus solch allgemein gegebenen Hinweisen mag jeder sich das Wort oder die Kunstidee auffangen, die seinem Empfinden entspricht. Es ist ja gewiß, daß alle Rätsel über das Wesen der Kunst nur individuell gelöst werden können in der gesunden Seele des einzelnen Menschen, und zwar geschieht dies empirisch, indem sich aus den glücklich gelösten Einzelfragen die Lösung der Gesamtheit ergibt. In seiner Denkschrift „Bildende Kunst in der Schule“ sagt A. Seemann: „Das Kunstwerk schüttelt nur den Blütenstaub aus, der in die Seele des Betrachters fällt. Findet er Mutterboden, so entwickelt sich die Frucht, die ästhetische Lust.“ Und hieran möchte ich einen Ausspruch Goethes anschließen: „Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle können es nicht entbehren. Das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen es dar und viele bedürfen es.“ Wer aber das wahrhaft Schöne begreift und pflegt, hegt und pflegt auch das Sittliche; und das ist nicht nur der soziale Zweck der Volkskunstabende, sondern auch die christliche, moralische Pflicht derselben.

Der Volksverein dient diesem eminent sozialen Zweck durch Belehrung und Aufklärung. In diese populär-wissenschaftliche Richtung muß auch die populär-künstlerische einströmen. Erst wenn die Kunst die christlich-volkstümliche wird, dann ist uns eine Siegerin über die Volksmassen gegeben. Sie wird die Volksvereinsräume bis zur Decke hinauf füllen, weil eben in den Lehrton der Vorträge die Lyra der Kunstdarbietungen hineintönt. Zwei Wege zum Volke sind gebahnt: der eine, der zum Verstande, der andere, der zum Herzen lenkt — und bekanntlich hat das Herz eine stärkere Triebkraft als die Vernunft. Das Publikum des Volksvereins wird ein größeres und mannigfaltigeres sein. Es werden diejenigen kommen, die bisher der Wissenschaft wegen treue Besucher waren, aber auch diejenigen, die für eine Abwechselung des stehenden Programms dankbar sind und auf die derbe Kost gerne das leichter Verdauliche folgen lassen; und endlich jene, die der Kunst wegen kommen und dadurch auch dem eigentlichen Zwecke des Volksvereins näher gebracht werden. Mit dieser Verbrüderung kann der Volksverein nur gewinnen. Er eröffnet hierdurch weitere Perspektiven, wird allgemeiner, umfassender und erhält eine größere Bedeutung dadurch, daß er berufen erscheint, die Probleme der Kunst lösen zu helfen und im Kampfe zum „Schutz gegen den Schmutz“ auch seine Stimme einzulegen.

Mit Resolutionen und Anträgen sind wir bisher nicht weiter gekommen; soziale Arbeit muß geleistet werden. Der Ruf vom Regensburger Katholikentag her darf nicht verhallen; er hat uns allen ans Herz gegriffen: Nunquam inferior, semper superior! Wir müssen aber über die augenblickliche Begeisterung hinauskommen zur Organisation!

Ueber das „Wie" liegt ein ausgearbeiteter Plan vor. Volkskunstabende sei die Losung!

Bei der 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wird der Volksverein sich die Auffrisierung gefallen lassen müssen; — und daß es ihm gut steht, dafür garantieren wir!

Mitteleuropäischer Wirtschaftsverein.

Von

H. Osel, Mitglied des Reichstages.

Wie nach einem Naturgesetz vollzieht sich die Weiterentwicklung der Agrarstaaten zu Staaten mit gemischter Produktion, zum Industrie-Agrarstaat. Es liegt das im Interesse des kulturellen Fortschrittes der Staaten, die hierzu der kapitalmehrenden Industrie nicht entbehren können. Unrichtig aber ist es, daraus schließen zu wollen, daß der Nur-Industriestaat das Ideal sei, und zwar schon deshalb, weil das bezeichnete gleichartige Streben von selbst dazu führt, Mittel zu suchen, die den einen Produktivstaat gegen die Uebermacht des anderen schützen und zu diesen Mittel gehören die Eingangsabgaben. Sie zur völligen Abschließung zu benützen, fällt keinem Staat ein. Im Gegenteil, sie sind, weil sie heute fast allgemein geworden sind, Ursache dafür, daß man in Handelsverträgen sich auf Ermäßigung derselben einigte, um den Produktionsüberschuß exportieren zu können. In dieser Form läßt sich der internationale Güteraustausch so lange halten, so lange nicht ein übermächtiges Staatengebilde, durch geologische und geographische Verhältnisse besonders begünstigt auf den Plan tritt und das Gleichgewicht mit allen Mitteln zu stören sucht. Die natürliche Uebermacht eines großen Wirtschaftsgebietes, gesteigert durch Lage und Bodenschätze ist heute gegeben in den Vereinigten Staaten von Amerika. Geschädigt sind die Staaten Mitteleuropas. Objektive Beobachter haben sich dieser Tatsache nie verschlossen und durch engeren Zusammenschluß der letzteren Abhilfe zu schaffen angestrebt. Das Staatsbankenwesen der Union liefert der Spekulation reichliche Mittel. Das fehlende scheint man sich dazu in Deutschland holen zu wollen. In der letzten Zeit wirft man amerikanische Eisenbahnwerte bei uns auf den Markt, was bei dem smarten Betrieb der Amerikaner sicherlich zu nicht geringer Geldentziehung zum Schaden der deutschen Industrie führen wird. Ob nicht dauernder Schaden für die Geldgeber selbst damit verbunden ist, bleibt abzuwarten. In den ersten neun Monaten 1903 hatten 128 Bahnen der Union ja noch einen Nettomehrertrag von 318,250,000 Dollars. Die Steelcorporation und der Schiffahrtstrust sind noch in frischer Erinnerung. Wie der Petroleumring seine Macht ausnützt, ist ebenso allgemein bekannt. Unsere elektrische Industrie hat sich bereits mit der amerikanischen verbinden müssen. Gewiß haben auch die Vereinigten Staaten im Osten unter der Krisis gelitten, allein der letzte Jahresbericht des amerikanischen Schatzamtes weist nach dem Bericht der Bremer Handelskammer vom Jahre 1903 mit Recht darauf hin, daß gerade der Verlauf derselben ohne eine Kreditkrisis dartut, wie gesund die Grundlage ist, auf der sich die Entwicklung der Vereinigten Staaten vollzog. Dazu der kolossale Zollschutz Amerikas. Deshalb heißt es Vogel Strauß spielen, wenn z. B. in „Meer und Küste" Dr. Roeder entgegen der Meinung deutscher Industrie- und Börsenkreise die „amerikanische Gefahr" lächerlich zu machen sucht, indem er die momentanen Produktionsverhältnisse der Union seiner „Begründung" unterlegt. Hinsichtlich unserer deutschen Landwirtschaft besteht diese Gefahr übrigens sicher ungeschwächt fort. So begreift es sich wohl, wenn ein A. von Peez, Jul. Wolf-Breslau, Graf v. Schwerin 2c. seit länger der Gründung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes das Wort redeten. Schon auf dem VII. Internationalen Landwirtschaftskongreß im April vor. Js. zu Rom hatte letzterer einen wirtschaftlichen Zusammenschluß der Staaten des kontinentalen Europa angeregt; ebenso zusammen mit Prof. Wolf am 24. Juli 1903 zu Metz. Am 20./21. Januar 1904 wurde nun auch der „mitteleuropäische Wirtschaftsverein" in Berlin gegründet. Man hat sich auf anbaufähigen Boden gestellt, indem man den Gedanken an eine Zollunion ablehnte, denn trotz allem gleichen Streben gegenüber den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Verschiedenheit der Wirtschaftsinteressen der europäischen Staaten unter sich denn doch zu groß, um plötzlich beseitigt werden zu können. Ja wenn Preußen seinerzeit nicht aus politischen Gründen Oesterreich vom deutschen Zollverein ausgeschlossen hätte, so stünde es schon besser um die Schaffung einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Nun kommt auch ferner die bisher nicht angegriffene, an dieser Stelle schon besprochene günstige wirtschaftliche Position Frankreichs in Betracht, die ihm Art. 11 des deutsch-französischen Friedens schuf. Doch gibt es Berührungspunkte genug, und auch ohne Frankreich bedeutete das Zusammengehen des Dreibundes mit Belgien, Holland, Dänemark und der Schweiz schon ein Handelsgebiet mit rund 26¾ Milliarden Mark, das den Amerikanern nicht gleichgültig bliebe. Frankreichs wirtschaftliche Stellung der splendid Isolation ist übrigens ins Wanken gekommen.

Daß der neugegründete Wirtschaftsverein ein unpolitischer ist, versteht sich von selbst. Von den derzeitigen Mitgliedern seien nur genannt: Reichsrat Freih. v. Soden, Dr. Spahn, Dr. Paasche, Graf Schwerin, Graf Oriola, Professor Wolf. Ueber die Mittel und Wege, die der Verein zur Erreichung seiner Ziele anstrebt, werden sich selbstverständlich häufig Meinungsverschiedenheiten ergeben, und ich weise darauf hin, daß gerade hinsichtlich einer der Hauptaufgaben, wie sie die kommenden Handelsverträge bieten, die Meinungen zwischen Wolf einerseits, Graf Schwerin und dem Verfasser dieses anderseits, nicht unwesentlich auseinandergingen, als diese Fragen auf der Plenarversammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates am 8. Februar in Berlin zur Sprache kamen. Doch wo ein Wille, da ist ein Weg, und deshalb besteht begründete Hoffnung, daß auf dem nun beschrittenen Wege zum Nutzen der deutschen, der europäischen Produktion Gutes wird geschaffen werden. Ein großer Gedanke hat damit seinen ersten praktischen Ausdruck gefunden, und er ist es wert, daß wir seiner Entwicklung in der Zukunft auch hier folgen. Der erste Schritt zur Weiterentwickelung ist mit der Schaffung einer Oesterreichischen Verbandsgruppe getan worden. Auch mit der Schweiz ist Fühlung gewonnen. Mit der Ausbreitung wächst die Bedeutung des neuen Vereins, wenn man sich auch davor hüten muß, dieselbe zu überschätzen.

Die Speyrer Tage.

(Ein Rückblick.)

Von

Dr. Viktor Naumann.

(Schluß.)

Daß eine verfolgte Partei immer für Glaubensfreiheit eintritt, ist ganz selbstverständlich. Die Probe auf das Exempel wird aber dann erst gemacht, wenn diese Partei die Verfolgung überstanden hat. Kaum waren die Protestanten erstarkt, so forderte Luther von der Obrigkeit Hilfe gegen Karlstadt, dessen Lehre er durchaus nicht tolerieren wollte. Alles, was über seine eigene Anschauung hinausging, erschien ihm verdammenswert.

Am klarsten wird dies, wenn wir ihn im Streit mit den Wiedertäufern erblicken. In ihm wandte er sich nicht nur an Fürsten seiner Konfession, sondern er forderte auch Andersgesinnte auf, das Schwert der Obrigkeit zu ergreifen und die Wiedertäufer auszurotten.

Seine Haltung gegen die Juden ist bekannt; während gerade Rom den Juden gegenüber Duldung predigt, braucht man nur den Schemamphoras nachzulesen, um die entgegengesetzte Ansicht Luthers kennen zu lernen.

Luther war aber nicht etwa der einzige unter den Reformatoren, der so intolerant dachte. Melanchthon hat ausdrücklich Billigungsbriefe an die Schweizer geschrieben, als Serveto verbrannt ward, und stellte sich auf den Standpunkt, den ich oben schon erwähnte, daß man um der Reinheit des Glaubens willen zu drastischen Mitteln greifen dürfe.

Wie sehr seine Meinung durchdrang, davon kann sich der Leser von Friedbergs (also eines Protestanten) „Kirchenrecht" leicht überzeugen. Dort wird er Exkommunikationsformeln, z. B. eine Magdeburger, finden, die gegen diejenigen gerichtet sind, die mit Ketzern verkehren oder sie nur grüßen. Ja er wird zu seinem Staunen auf eine „Exkommunikation" durch das hessische Landeskonsistorium stoßen, die in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgesprochen ist.

Viel strenger noch ging man in Genf vor. Daselbst existierte unter Calvins Leitung eine Inquisitionsbehörde mit größeren Befugnissen als sie je die römische Inquisition gehabt hat. Die ganze

Stadt stand unter ihrer ständigen Aufsicht, sie durfte zu jeder Zeit in die Häuser der Bürger dringen, um dort Visitationen zu halten. Wehe, wenn sie etwas fand, was wider Calvins Lehre verstieß, dann konnte der Betreffende froh sein, wenn er mit Verbannung davonkam und das nackte Leben rettete.

Von der englischen „Toleranz" unter Heinrich VIII. und Elisabeth will ich ganz schweigen. Tausende von katholischen Blutzeugen sind auf das Schaffot und den Scheiterhaufen geschickt worden und Reste des Katholikenhasses, der Intoleranz haben sich bis in unsere Tage erhalten; man braucht sich nur des famosen Krönungseides zu erinnern.

Ja selbst unter einander bekämpften sich die verschiedenen Parteien der Evangelischen blutig: Kanzler Krell ward als Kryptocalvinist auf dem Dresdener Altmarkt hingerichtet. Uns ist die Rede des Hofpredigers Blum erhalten, die er bei dieser Gelegenheit hielt; in ihr kommen die denkwürdigen Worte vor, daß man eher noch den römischen Kaiser als einen Diener des wahren Wortes kränken dürfe.

Freilich redete man im protestantischen Lager noch lange und oft von Toleranz, aber wie verstand man sie? Dafür ein klassisches Beispiel: Im Jahre 1586 veröffentlichte der Tübinger Professor und Hofprediger Lucas Osiander (der ältere) eine Schrift: „Von der Jesuiter blutdürstigen Praktiken wider unsere wahre christliche evangelische Religion, durch die gewaltigen dieser Welt ins Werk zu setzen." In dieser Schrift nun wendet sich Osiander auf das lebhafteste gegen die „Ketzerverfolgungen" und führt aus, Verfolger seien der Papst und die Jesuiten — ergo sind beide zu bekämpfen, müssen sie schleunigst verfolgt werden; hierzu wird die christliche Obrigkeit aufgefordert, es wird als ihre erste Pflicht dargestellt. Osiander weist also mit vieler Gelehrsamkeit nach, die Verfolgung um des Glaubens willen durch Papst und Jesuiten ist ungerecht, — daher soll man Papst und Jesuiten um des Glaubens willen verfolgen, nach dem Grundsatz, der immer gilt, gegolten hat und gelten wird, wenn zwei Parteien mit einander hadern: „si duo faciunt idem, non est idem."

So sah es mit der protestantisch'en Toleranz aus.

In Speyer ist ferner oft — mitunter wohl wenig geschmackvoll — auf das Verhältnis der Fürsten zur Reformation hingewiesen worden. Mit nicht ganz geheimem Kummer bemerkte man die Abwesenheit der Souveräne aus den Bekennerfamilien. — Wenn die katholische Kirche Feste feiert, braucht sie keine Souveräne, um sie zu verherrlichen, die Kirche steht losgelöst vom Staat. Das wichtigste Ergebnis des Speyrer Tages, — meiner Ansicht nach ein viel zu wenig gewürdigtes, — ist die Erkenntnis, daß die protestantische Kirche mit dem Staat verbündet, resp. abhängig vom Staat ist. In dieser Erkenntnis ist es begründet, warum es allenfalls protestantische Landeskirchen, nie eine protestantische Weltkirche gegeben hat und geben wird. Die Beschränkung der protestantischen Lehre und ihre Einbuße an Lebenskraft im Volk ist die notwendige Folge.

Dieser Staatseinfluß ist immer stärker im protestantischen Lager geworden, und da der Staat nur auf Optimismus sich gründet, so war die Folge seiner Uebermacht, daß die großen aszetischen Ideen des christlichen Glaubens, die am mächtigsten auf das Volk wirken, gänzlich verloren gingen. Mit der Zeit kam es so weit, daß der Protestantismus in ungezählte Landeskirchen mit ungezählten Sonderheiten zerfiel, so daß man kaum heute noch sagen kann, was protestantisches Dogma eigentlich ist. Niemand beklagt mehr den Zustand, als die wahrhaft frommen Protestanten, die eine Emanzipation vom Staate wünschen, weil sie nur durch sie ein Erstarken des Protestantismus für möglich halten. Gerade deshalb hätte man das Fehlen der Fürsten in Speyer nicht allzusehr bedauern sollen.

Im Gegensatz zu diesen Spaltungen, im Gegensatz zu dieser Abhängigkeit des Protestantismus vom Staat, fühlt sich die katholische Kirche dem Staat frei gegenüber, ihr Dogma ist etwas Unabänderliches, etwas, was außerhalb der Zeit und der politischen Verhältnisse steht. Gewiß haben kurz vor der Reformation Männer auf dem Stuhl Petri gesessen (man denke nur an Alexander VI.), die diesen Platz nicht verdienten. Sie haben ihr Amt schlecht verwaltet, sie waren weltlich nicht fromm gesinnt. Diese Tage sind längst vorbei; auf die Borgia und della Rovere folgten ein Caraffa, ein Aldobrandini, folgte eine lange Reihe ehrwürdiger Priester. Diese Reihe beschließt heute ein Mann, von dem auch der Gegner zugeben muß, daß er mit Milde, Versöhnlichkeit und Hingebung seine hohe Mission erfüllt. Sein Leben und Wirken bietet wahrlich keinen Angriffspunkt dar.

Deshalb wäre es erfreulich, wenn als dauernder Gewinn der Festestage nur die versöhnliche Gesinnung Dryanders immer mehr an Boden gewinnen sollte, und wenn man in Gedanken an sie auf katholischer Seite die Aeußerungen, die über das Ziel hinausgingen, nicht zu tragisch nimmt, sondern als das ansieht, was sie entschieden waren, als ein Produkt einer durch die Erinnerung begreiflichen Protestationsstimmung.

Regensburg und Speyer liegen hinter uns. Die Festtage sind vorüber, die friedliche Arbeit des Tages beginnt, die sozialcharitative beider Konfessionen. Mögen beide ihren Stolz einsetzen, hier auf diesem Gebiete in edlem Wettkampf zu streiten, das gemeinschaftliche Wirken wird die gegenseitige Achtung nur stärken und fördern, der Erkenntnis zum Sieg helfen, daß die größte Lehre des Christentums: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" ein Besitz des Protestantismus wie des Katholizismus, daß das Verbindende stärker als das Trennende ist.

Freilich, wenn wir der heftigen Reden gedenken, die uns von der Tagung des „Evangelischen Bundes" aus Kulmbach gemeldet werden, so scheint der Zeitpunkt, an dem diese Erkenntnis durchgedrungen sein wird, noch fern zu liegen. Das muß uns, die wir den Frieden wollen und wünschen, doppelt anspornen, alles zu tun, um sein Nahen zu beschleunigen. So zu handeln, ist eine Pflicht, deren Erfüllung wir uns nicht entziehen dürfen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

„Haltet den Dieb!" An diesen Ruf der Spitzbubentaktik erinnert der Versuch der englischen Hetzblätter, Deutschland als den Ausnutzer der hinterasiatischen Verlegenheit Rußlands hinzustellen. Denn zur selben Zeit hat England selbst ohne alle falsche Bescheidenheit die Notlage des russischen Bären ausgenützt, um von Tibet einen Vertrag zu erzwingen, der dem wettbewerbenden Rußland die Tür vor der Nase zumacht und England tatsächlich zum Oberherrn dieses beträchtlichen Stückes von Asien macht. Die Expedition der Engländer nach Tibet ist allerdings schon vor den russischen Niederlagen ausgezogen; aber damals wurden die beruhigendsten Erklärungen abgegeben. Hätte Rußland jetzt noch die Hände frei, so würde der Vertrag auch zweifellos milde ausgefallen sein. Unter den gegenwärtigen Umständen brauchte man sich nicht zu genieren, und in diesem Punkte haben beide Weltreiche, das des Bären wie das des Walfisches, ganz dieselbe Manier: sie lassen nichts liegen, was sie ohne Gefahr nehmen können. Wenn Rußland seiner bisherigen Politik treu bleiben und nicht blos auf das europäische Konstantinopel, sondern auch auf das Seitenstück am Gelben Meere losgehen will, so muß es ein englisches Tibet wie einen Pfahl in seinem asiatischen Fleische empfinden. Daher ist der angekündigte „Protest" gegen den Vertrag sehr wahrscheinlich; ebenso wahrscheinlich ist aber die weitere Meldung, daß die russische Diplomatie mit der Fassung des Einspruchs noch nicht im reinen sei. Der Starke kann leichter Proteste redigieren als der Geschwächte. Vorläufig hat China, als verbriefte Schutzmacht Tibets, auf Wunsch Rußlands schon eine Art Protest erhoben. Zugleich hat der chinesische Resident in Lhassa den im kritischen Augenblick verschwundenen Dalai Lama „abgesetzt". Wenn der Wortlaut der bezüglichen Bekanntmachung richtig hierher gemeldet ist, so kommt die Sache auf eine Art Trennung von Staat und Kirche hinaus. Die „theokratische" Verfassung Tibets würde darnach in Scherben gehen und den Lamas würden nur die religiös-kirchlichen Angelegenheiten verbleiben, während die weltliche Verwaltung von tibetanischen Beamten unter chinesischer Leitung erfolgen soll. Ob ein solcher Bruch der überlieferten Ordnung sich ohne innere Kämpfe durchführen läßt, bleibt abzuwarten. Sollte die chinesische Oberhoheit effektiv werden, so würde darin für England ein neuer Antrieb liegen, sich den vorwiegenden Einfluß in Peking zu sichern, und zugleich für Rußland ein neuer Antrieb, seinen Niederlagen ein Ziel zu setzen; denn die Chinesen sind zu realpolitisch, um sich wie Cato an die besiegte Partei anzuschließen.

In dieser Hinsicht ist nun die überraschende Erscheinung zu buchen, daß in Rußland selbst, trotz der polizeilichen Zensur und trotz der moralischen Zensur, die in Kriegszeiten das erhitzte Nationalgefühl auszuüben pflegt, Stimmen laut werden, die einen Vergleich mit Japan empfehlen, und zwar unter der Begründung, daß Rußland den vollen Sieg nur erringen könne unter Opfer und Gefahren, die den Erfolg nicht wert sein würden. Diese russischen Friedenstauben sind von ganz anderer Art, als das französisch-englische Vermittlungsgeflügel, das im Trüben fischen will. Wenn Fürst Meschtscherski, der in den obersten Regionen zu Hause ist, in seinem Graschdanin von Nachgiebigkeit redet, so muß die Erkenntnis von

der Verfehltheit des Zweikampfes mit Japan schon sehr in die Höhe gedrungen sein. Daß im Volke der opferschwere Kampf um ein unbekanntes Land von der anderen Seite der Erdkugel nicht mit Begeisterung, sondern nur mit Resignation betrachtet wird, versteht sich von selbst, nachdem die erste Einbildung von dem flotten Spaziergang nach Tokio so grausam zerstört ist. Aber die Volksstimme hat bekanntlich in Rußland kein Organ. Höchstens wird man in den regierenden Kreisen in Betracht ziehen, ob nicht bei längerer Dauer der Opfer an Blut und Wohlstand die revolutionäre Partei einen tatsächlichen Protest versuchen könnte. Richtig ist zweifellos die Ansicht der Friedenspropheten, daß die völlige Niederzwingung Japans nur mit einer verhängnisvollen Zerrüttung, einer andauernden Ohnmacht Rußlands erkauft werden könnte. Daher die Erkenntnis, daß eigentlich in Hinterasien für zwei Mächte Platz genug sei und daß die beiden jetzt regierenden Staaten, wenn sie sich friedlich schiedlich das Streitobjekt teilten, am besten die Einmischung von gewissen lauernden Neutralen abwehren könnten. Da ist vom russischen Standpunkt die Nutzanwendung gezogen aus der etwas frivol klingenden Ansicht, die im unbeteiligten Europa längst laut geworden ist: daß es für die Zuschauer gar nicht unangenehm sei, wenn sich die beiden Unruhestifter gegenseitig tüchtig zur Ader ließen. Die ersten Friedenstauben in der russischen Presse haben auch gar keinen ungeeigneten Zeitpunkt zu ihrem ersten Probeflug gewählt. Die Schlacht bei Liaujang, die beiden Teilen schwere Opfer auferlegte und keinem Teil volle Befriedigung brachte, hat offenbar weithin ernüchternd gewirkt und nachdenklich gestimmt. Ob nun die Japaner durch das Fiasko ihres Sedan-Versuchs schon so weit gedämpft sind, um einen mageren Vergleich für erwägenswert zu halten, ist bei der strammen Disziplin, die dort im ganzen öffentlichen Leben herrscht, noch nicht zu erkennen. Im Interesse des Friedens kann man nur wünschen, daß die Russen bei Mukden oder Tieling endlich einmal einen Erfolg hätten, einen mäßigen, der sie selbst nicht übermütig, aber den Gegner etwas bescheidener macht.

In Europa führt inzwischen die Sozialdemokratie das große Wort. Die italienische Sozialdemokratie hat die Ankunft des Kronerben in ihrer Art gefeiert durch den Versuch eines Generalstreiks. Und zwar mit politischem, nicht ökonomischem Charakter. Kleinliche Konflikte zwischen Arbeitern und Gendarmen gaben den roten Diktatoren in Mailand Anlaß, diese größte Kanone abzuprotzen zu lassen, zugestandenermaßen als Vorprobe der republikanischen Revolution. Diese Devise war zugleich offenherzig und klug; denn wenn nun der Streik aus so geringfügigem Anlaß weder allgemein noch erfolgreich wurde, so konnte man sagen, für den Demonstrationszweck sei genug erreicht. Tatsächlich hat die zeitweilige Arbeitseinstellung in einigen Hauptorten genügt, um die Regierung mit Einschluß des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Giolitti als schwach erscheinen zu lassen. Es hat sich dort dasselbe gezeigt, wie bei verschiedenen Einzelstreiks in Frankreich, daß eine Regierung, die sich auf die Linke stützt und also auf sozialdemokratische Stimmen Rücksicht nehmen muß, die öffentliche Ordnung nicht garantieren kann. Auf der anderen Seite bleibt bestehen, was die Erfahrungen in Holland und Belgien klar gelehrt haben: daß eine entschlossene Regierung auch in Ländern, die längst nicht so militaristisch sind, wie Preußen-Deutschland, mit dem Generalstreik und dem Straßenaufruhr ganz gut fertig werden kann, wenn sie nur fest zufaßt. Aus dieser Erkenntnis heraus erklärt sich auch die flaue Haltung des letzten internationalen Sozialistentages in Amsterdam und des jüngsten deutschen Sozialistentages in Bremen gegenüber der pompösen Waffe des Generalstreiks. In Bremen, wo überhaupt die Vorsicht mehr zu Ehren kam als voriges Jahr in Dresden, lehnte man ab, dieses leere Stroh zu dreschen, und der Referent begnügte sich mit der wenig aktuellen Drohung, daß das deutsche Proletariat für den Fall des Wahlrechtraubes sich den politischen Generalstreik vorbehalte. Das Wort Auers „Generalstreik ist Generalunsinn" wollte der Referent nicht mehr gelten lassen; aber es gilt doch noch in dem Sinne, daß ein Generalstreik an sich nicht durchführbar ist, sondern nur als Einleitung zu Straßenkämpfen, zur Revolution Sinn haben kann. Die Revolution ist aber nur denkbar, wenn das Militär bereit ist, die Flinte umzukehren.

Auf diesen kritischen Punkt wollten einige Heißsporne unter Führung des Rechtsanwalts Karl Liebknecht, des Sohnes seines Vaters, die sozialdemokratische Partei offen losrennen lassen, indem sie die Verhetzung der Rekruten beantragten. Darob wurden ihnen von Bebel und der großen Mehrheit tüchtig die unbesonnenen Köpfe gewaschen. Man hofft natürlich die militärische Treue in der Stille allmählich zu unterminieren; aber mit dem Kopf gegen diese Mauer zu rennen, hütet man sich sorgfältig. Der Zwischenfall war eine notgedrungene Anerkennung, daß unser Heer trotz der bedauerlichen Verseuchung eines großen Teils der Jugend doch noch eine feste Stütze der Ordnung ist. Damit es so bleibe, müssen freilich die Hüter der Ordnung auch das Ihrige tun; die Aergernisse innerhalb der Armee (Roheiten der Unteroffiziere, Kastengeist und Liederlichkeit unter den Offizieren, Hüssener-Affairen, Duellbegünstigung, Uebertreibung des Zier- und Paradewesens ꝛc.) müssen angesichts der inneren Gefahr mit doppelten Eifer bekämpft werden.

Offenbar war nach Bremen die kluge Absicht mitgebracht, sogar von dem temperamentvollen Bebel, es nicht wieder zu einem Zank- und Stanktag à la Dresden kommen zu lassen. Und doch gab es langen und lauten häuslichen Streit. Der Abgeordnete Schippel hatte das „Verbrechen" begangen, bei seinen wissenschaftlichen Forschungen über die Zollfrage zu der Erkenntnis zu kommen, daß die Landwirtschaft nicht ohne Agrarzölle bestehen könne und daß ohne Schutzzölle keine Handelsverträge möglich seien. Obschon er erklärte, daß er ein Gegner der Agrarzölle sei und überhaupt in Zollfragen die Fraktionspolitik mitmache, wurde doch das ketzerrichterliche Verfahren wieder in Gang gebracht. Ein Hohn auf das sozialdemokratische Gerede von „Freiheit" und „Wissenschaftlichkeit"; zugleich aber ein Hohn auf die sozialdemokratische Eintracht. Denn wie das große Gericht über die Revisionisten in Dresden mit einer papiernen Resolution ohne jeden reellen Erfolg abschloß, so konnte man in Bremen nichts weiter zu Wege bringen, als eine halb mit großer, halb mit sehr knapper Mehrheit beschlossene Rüge, die den Austritt des zähen Ketzers noch keineswegs zur Folge zu haben braucht. Der Gärungsprozeß in der Partei läßt sich so nicht einmal vertuschen, geschweige denn bändigen.

An positiven Leistungen ist der großmächtige Bremer Tag ebenso arm wie sein geräuschvoller Vorgänger. Eine lange Aufzählung sozialdemokratischer Ideale der Kommunalpolitik ist ein hohles Schaugericht; denn nichts läßt sich weniger nach allgemeinen grauen Theorien regeln, als die stadtväterliche Tätigkeit in den ungeheuer mannigfaltig gearteten Kommunen. — Im Ganzen erhärtet auch dieser Parteitag die Ansicht, daß die Sozialdemokratie nicht durch ihren großen Tag, sondern trotz demselben stark ist.

Die Feuersicherheit der Vatikanischen Bibliothek.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Die Handschriften- und Büchersammlungen des Heiligen Stuhles sind nicht, wie es sonst wohl meistens der Fall ist, in einem eigenen Gebäude untergebracht, sondern befinden sich in einem Teile des apostolischen Palastes, der in anderen Stockwerken auch zahlreiche sonstige Räume enthält, die anderen Zwecken dienen.

Die Vatikanische Bibliothek hat vor allen anderen ähnlichen Anstalten das voraus, daß alle ihre Schätze einerseits nicht in nackten Geschäftsräumen, sondern in Prunksälen aufgestellt sind, und daß anderseits die sonst wohl stets eingehaltene völlige Ausnutzung des Raumes, um möglichst viel in einem Saale unterzubringen, in der Vaticana unbekannt ist. Ebenso muß hervorgehoben werden, daß die Bibliothek nicht nur über Bücher und Handschriften verfügt, sondern daß auch zahlreiche sonstige Kunstschätze anderer Art ihr zur Verwaltung und Mehrung übergeben sind. Diese bestehen aus den Sammlungen der heidnischen Gegenstände, der christlichen Altertümer, der lateinischen Papyrusurkunden, der vorraphaelischen Gemälde, der altheidnischen Fresken, der Ziegelstempel aus römischer Zeit, der Majoliken, der Adressen, der Münzen und Medaillen, sowie der Zeichnungen und Stiche.

Vom Appartamento Borgia bis zum Eingang des Museums erstreckt sich eine schier endlose Flucht von Sälen, die alle zur Bibliothek gehören. Weiterhin dient der Aufnahme von Handschriften die große Doppelhalle, die Domenico Fontana im Auftrage Sixtus V. erbaute, wodurch die vorgenannte Saalreihe mit der Inschriftengalerie verbunden wird. Unter dem großen Prunksaale Sixtus V. liegt dann die Sammlung der gedruckten Bücher, die Bibliothek der Bibelkommission und die Konsultationsbibliothek. Erwähnt man noch den Arbeitssaal, drei Verwaltungszimmer und die Wohnung des Bibliothekpräfekten, so hat man alle Räume namhaft gemacht, die der apostolischen Bibliothek und ihrer Verwaltung dienen.

Außerhalb der oben genannten in sich geschlossenen Sammlungen, von denen manche noch besondere Vorsteher haben, befinden sich nun sehr zahlreiche Gegenstände in den Sälen, die im Laufe der Zeit den Päpsten geschenkt wurden und ihres monumentalen Charakters, ihrer Merkwürdigkeit oder ihres großen Wertes wegen der Bibliothek überwiesen wurden, um die Pracht der Säle zu erhöhen. Die letzte Ueberweisung, die der jetzt regierende Papst Ende

des Jahres 1903 gemacht hat, besteht in einem der künstlerisch und wissenschaftlich wertvollsten Gegenstände, die überhaupt die Säle der Bibliothek schmücken, in der Farnesinischen Uhr, die der Graf von Caserta Leo XIII. zu seinem Regierungsjubiläum geschenkt hatte. Ueber dieses wunderbare Kunstwerk haben seinerzeit die Tagesblätter ausführlich berichtet, als der deutsche Meister Hausmann in Rom nach achtmonatlicher unsäglicher Arbeit das ganz in Unordnung geratene und zum Teil verletzte Werk mit glänzendem Scharfsinn völlig wiederhergestellt hatte.

In Ansehung so zahlreicher und teilweise völlig unersetzlicher Schätze ist die Verantwortung des Bibliothekpräfekten, dem die unmittelbare Hut derselben anvertraut ist, eine äußerst schwerwiegende. Vermindert wird dieselbe durch zwei wichtige Umstände. Zunächst ruhen die sämtlichen Bibliotheksäle auf außerordentlich festen Gewölben und sind selbst mit ebensolchen Gewölben eingedeckt; der Fußboden ist aus Marmor und gegenüber den riesigen Ausmessungen der Räume enthalten dieselben außerordentlich wenig brennbares Material. Sollte das dem Leser merkwürdig vorkommen, da wir doch von einer Bibliothek, von Büchern und Handschriften sprechen, so bietet der zweite Umstand die Aufklärung für diese Tatsache. Die Schränke, in denen die Handschriften enthalten sind, haben eine Höhe von nur etwas über zwei Metern und stehen an den Wänden entlang; die Fensternischen durchbrechen die Flucht der Schränke, sodaß fast überall eine verhältnismäßig bedeutsame Isolierung der Schränke dadurch erreicht worden ist. In diesen Behältern stehen die Handschriften nun nicht eng gepackt nebeneinander, sondern man hat dieselben, da Raum genug vorhanden war, ziemlich lose eingeordnet, ein Verfahren, das auch für die Konservierung der Handschriften nicht ohne Bedeutung ist.

Wie allgemein üblich werden die von den Gelehrten geforderten Handschriften nicht jeden Tag nach Schluß der Arbeitszeit wieder an ihren Standort zurückgebracht, sondern bleiben so lange in einem Schranke des Arbeitssaales stehen, wie sie gebraucht werden. Dadurch wird also der Arbeitssaal, in dem die vielen hölzernen Pulte und Stühle sich befinden, an sich zum gefährlichsten Orte für die 30 bis 60 Handschriften, die in dem dortigen Schranke aufbewahrt werden. Dazu kommt, daß der Raum nicht eingewölbt war, sondern eine einfache, auf dicken Holzbalken ruhende Decke hatte.

Als nun am Abend des 1. November des vergangenen Jahres in der Nähe der Wohnung des Präfekten ein bald gelöschter Dachbrand ausbrach, wurde die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die Frage der Feuersicherheit der Vatikanischen Bibliothek hingelenkt. Aus Anlaß dieses Brandes ergingen sich mehrere kirchenfeindliche Blätter Roms und Italiens in wüsten Angriffen auf den Heiligen Stuhl und forderten die italienische Regierung auf, ihre Hand auf diese Schätze zu legen, da die Pfaffen nicht imstande seien, sie vor Gefahren zu schützen. Während in der Vaticana auch nicht eine einzige Handschrift zu Schaden gekommen war, erlitt kurz darauf die Königliche Bibliothek zu Turin die schwersten Verluste an Büchern und Handschriften, als in den Räumen derselben durch Kurzschluß oder durch ein sonstiges Unglück Feuer ausgebrochen war. Die italienische Regierung, die die Bewachung der vatikanischen Schätze hätte übernehmen sollen, war insofern schuld an den ungeheuren Verlusten der Turiner Bibliothek, als sie es stets abgelehnt hatte, den von der Bibliothekverwaltung oft und mit Nachdruck geforderten Umbau zur Sicherung der Bibliothek vornehmen zu lassen. Mit Rücksicht auf die hochgradige Feuergefährlichkeit der Turiner Räume hatte der Präfekt der Bücherei in wohlbegründeten schriftlichen Eingaben jegliche Verantwortung für die Sicherheit des Baues ausdrücklich abgelehnt. Die Beschämung der genannten kirchenfeindlichen Zeitungen war darum nach dem Turiner Brande, als dieser ganze Klüngel ans Tageslicht kam, keine kleine und für den Spott brauchten sie nicht zu sorgen; er wurde ihnen reichlich zuteil.

Während nun im Vatikan unmittelbar nach dem Brande die notwendigsten kleineren Einrichtungen getroffen wurden, um die an sich sehr große Feuersicherheit der Räume noch zu erhöhen, wartete man mit den umfangreicheren Arbeiten bis zum Schlusse des Studienjahres, das mit der Antivigil des Festes der Apostelfürsten sein Ende erreicht.

Wie ich eben schon andeutete, sind der Arbeitssaal der Bibliothek und die dahinterliegenden drei Verwaltungsräume nicht in dem Maße feuersicher gewesen, wie die eigentlichen Bibliothekssäle. Als nun die Ferien im Juli begannen, legte man sofort Hand ans Werk, um die vom Heiligen Vater gebilligten neuen und umfangreichen Arbeiten auszuführen. Zunächst wurde das Dach über den genannten Räumen und darauf die Decken der Räume selbst entfernt, um dieselben mit eingekerbten Hohlziegeln einzuwölben, die zwischen starken Eisenträgern ruhen. Die darüber liegenden ziemlich niedrigen Zimmer, die der Buchbinderei und der Handschriftenklinik dienen, erhielten auch feste Gewölbe mit Oberlicht. Eine Bedachung wurde nicht wieder angebracht, sondern lediglich eine Terrasse auf die Gewölbe gelegt, die guten Abfluß hat, und dadurch, soweit es nach menschlichem Ermessen überhaupt möglich ist, jegliche Fürsorge getroffen, um auch diesen Teil der Bibliothek völlig feuersicher zu gestalten.

Die Wohnräume des Präfekten liegen über der Inschriftengalerie und stoßen nur seitlich an die Gewölbe des Vorraumes der Bibliothek an. Da der Heilige Vater, wie die Civiltà cattolica meldet, ausdrücklich gewünscht hatte, daß der Präfekt dort wohnen bliebe, um im Falle irgendwelcher Gefahr unmittelbar zur Stelle zu sein, so hat man in der Wohnung solche Veränderungen vorgenommen, daß auch die entfernteste Gefahr eines Brandes ausgeschlossen erscheint. Auch hier hat man das Dach entfernt, eine Terrasse eingerichtet und mehrere Räume ganz vermauert, so daß sie völlig unzugänglich sind, wodurch auch die nähere Umgebung der Bibliothek in allem sichergestellt ist.

Aus diesen Angaben ist klar ersichtlich, daß wohl nirgendwo ein solch reges Verantwortungsgefühl für die Schätze von Kunst und Wissenschaft besteht wie im Vatikan. Während in ganz Italien Klagen laut werden, daß die Regierung zahlreiche und wertvolle Monumente dem Verfalle preisgebe, während tatsächlich vieles schon ganz verkommen oder zusammengestürzt ist, während man mit größter Seelenruhe Durchstechereien aller Art in bezug auf die Kunstschätze des Landes duldet — Zeuge dafür ist das Giornale d'Italia fast in jeder Nummer —, genügte für den Heiligen Stuhl ein Memento in Form eines harmlosen Dachbrandes, um mit der größten Sorgfalt alles das anzuordnen, was die heutige Erfahrung und Technik an die Hand gibt, um die Apostolische Bibliothek noch mehr zu schützen. Das ist ein Beispiel für alle Regierungen, namentlich wenn man weiß, daß die Keller — über deren Feuchtigkeit bzw. Trockenheit man seine eigene Meinung haben kann — mancher Sammlungen Deutschlands noch zahllose Kisten beherbergen, die zu öffnen die Leiter der Sammlungen sich noch nicht einmal die Mühe genommen haben. Wie die seit Jahren dort beruhenden Gegenstände aussehen werden, wenn sie einmal das Tageslicht erblicken werden, ist schwer zu sagen. Die betreffenden Minister würden gut daran tun, einmal genauen Bericht über die Bestände noch uneröffneter Kisten einzufordern. Es entspricht weder dem fiskalischen noch dem wissenschaftlichen Interesse, daß man so mit den Dingen umgeht. Man kann stets ein Magazin finden, um Dinge aufzubewahren, die in vollbesetzten Sammlungssälen keinen Platz mehr finden. Dort wären die Gegenstände für den Forscher wenigstens erreichbar und könnten sachgemäß gepflegt werden, während sie in den Kisten ein totes Kapital darstellen, das vielleicht durch die Feuchtigkeit des Kellers dem langsamen Verderben ausgesetzt ist.

Die Frauenfrage im Harem.

Von

Dr. Franz J. Ortmann-Konstantinopel.

(Schluß.)

Das ist meines Erachtens der Kernpunkt der ganzen Frage, den die türkische Frauenrechtlerin entweder nicht gesehen oder mit Absicht übergangen hat. Vielleicht tat sie letzteres in dem Gedanken, daß die Religion des Propheten, die schon so manche Aenderungen und Anpassungen erfahren hat, auch dem Weibe gegenüber sich allmählich zu einem höheren und freieren Standpunkt aufschwingen würde, daß eine Reformation der Geister die religiösen Bedenken beseitigen würde, die heute noch dem Mann als ein billiger Vorwand für seine Herrschaft dienen. Wer die Geschichte der türkischen Reformbestrebungen kennt, kann einen solchen Gedanken nicht teilen. Es sind gewiß im Laufe des letzten Jahrhunderts manche umwälzenden Reformen vollzogen worden, die der weitherzigste und wortfreiste Koranausleger nicht im Einklang mit dem Religionsbuche bringen kann. Aber die Männer, die dies Wagnis unternahmen und ihren Mut oft mit dem Leben bezahlten, haben alle Halt gemacht vor den verschlossenen Türen und den vergitterten Fenstern des Harems. Um eine Frauenemanzipation in die Wege zu leiten, wäre eine Umwälzung von unten und von innen heraus notwendig, die so tief in die religiösen und sittlichen Anschauungen, in die Gepflogenheiten von Jahrhunderten eingreifen würde, daß dem ruhigen Beobachter und Kenner der Verhältnisse die Möglichkeit einer solchen ausgeschlossen erscheint. In dem Aeußeren der Frauen haben einzelne Reformen stattgefunden; die gelbe Fußbekleidung, die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Türkinnen zum Unterschiede von den gleichfalls vorgeschriebenen roten, schwarzen und blauen Schuhen der Armenierinnen, Griechinnen und Jüdinnen tragen mußten, ist verschwunden. Und vor der Allgewalt der

Pariser Mode hat sich auch die Strenge des alten Gesetzes in bezug auf die Frauentracht ein wenig gelockert. Aber das sind doch alles nur Aeußerlichkeiten; und wenn auch der Schleier etwas dünner, der Mantel etwas kleidsamer geworden ist, so wacht doch auch heute noch der Kalif mit ängstlicher Sorge darüber, daß die Sitten der guten alten Zeit nicht verfallen, wie erst vor wenigen Monaten ein strenger Kleidererlaß an die türkischen Frauen im ganzen Reiche ergangen ist. Die Frauenfrage selbst ist heute geradezu ein Noli me tangere in der türkischen Welt; und so sehr auch die Türkei in Parteien gespalten sein mag, hierin sind sich alle Moslem einig. Wie zartfühlend man in dieser Sache ist, beweist der Widerspruch, den Prof. Rieder fand, als er vor einigen Jahren in dem von ihm geleiteten türkischen Krankenhause zu Konstantinopel deutsche Krankenschwestern einführen wollte; die Sache wäre beinahe gescheitert, weil die Türken, an eine solche Tätigkeit der Frauen nicht gewöhnt, glaubten, er wolle mit seiner Maßregel die türkische Frauenfrage anschneiden. Wenn daher wirklich, wie Frau Haïrie Ben-Aïad uns glauben machen will, durch die heutige türkische Frauenwelt ein Sehnen und Ringen nach Freiheit ginge, so müßten diese Frauen sich bewußt werden, daß es ihnen nicht ergehen würde wie dem Dornröschen des Märchens, das der Ritter mit seinem Kusse aus dem Schlummer weckt und mit seiner männlichen Kraft aus Schloß und Hag befreit, sondern daß sie, auf sich selbst angewiesen, ohne und gegen den Willen des Mannes einen schweren Kampf um ihre Rechte führen müßten.

Dies ist in groben Strichen die theoretische Grundlage und prinzipielle Auffassung des türkischen Frauenlebens; ihre Kenntnis ist unerläßlich zu der richtigen Würdigung der beabsichtigten Frauenbewegung. Nun aber weicht das Bild, das die Praxis bietet, in manchen Punkten von der Theorie ab, wie das schon in Sachen der Polygamie gezeigt wurde. Wenn man das Los der türkischen Frau mit dem Leben der Abendländerin vergleicht, erscheint es als hart und bemitleidenswert; und der europäische Kulturmensch mag mit ehrlicher Entrüstung eine Institution verdammen, die des Eunuchentums zu ihrer Erhaltung bedarf. Ob aber die Lage der türkischen Frau die Bezeichnung als Sklaverei verdient, ob vor allem in den weiblichen Kreisen selbst derartige Gefühle vorhanden sind, scheint mir aus objektiven und subjektiven Gründen höchst zweifelhaft. Die „Einkerkerung" der Frauen in die mauerumhegten Häuser und Gärten ist nicht so schlimm und so streng, wie das Abendland sich dies vorstellt. Die Vorschriften der Religion gebieten dem Moslem die strengste Absonderung der Geschlechter, aber sie gestatten den Frauen unter sich eine persönliche Freiheit der Lebensführung, von der sie im weitesten Umfang Gebrauch machen. Wer immer Gelegenheit gehabt hat — und eine solche bietet sich im Orient sehr oft —, Gruppen türkischer Frauen zu beobachten, wie sie plaudernd und naschend ihre Zeit verbringen, wer ihre Munterkeit auf Spazierfahrten zu Wasser und zu Lande gesehen hat, kann unmöglich glauben, daß diese heiteren Geschöpfe sich tief unglücklich fühlen. Sodann genießen die Frauen in der Oeffentlichkeit die zarteste und rücksichtsvollste Behandlung, die an der sonstigen demütigenden Stellung des Geschlechts doch auch manches mildert. Und schließlich hat auch der Harem, den die Prinzessin als einen „geheiligten" und „unverletzlichen" Ort bezeichnet, sein Gutes; wie viel Schmach und Elend würde über diese armen Frauen kommen bei dem kulturell noch tiefstehenden und stark sinnlich veranlagten Volke, wenn plötzlich der Schleier fiele, die Gitter zerbrächen und die Rosenhecken, hinter denen die Frauen jetzt ein sorgenloses Märchenleben führen, in den Boden versänken! Was dann die Ehe selbst betrifft, so sind zunächst die Formen der Eheschließung, die wie ein Handel um ein Stück Vieh sein sollen, in Wirklichkeit nicht so barbarisch. Gewiß, der Türke geht, wie Moltke sich ausdrückt, über das ganze „Brimborium" von Verliebtsein, Hofmachen, Schmachten und Unglücklichsein als ebensoviele faux frais hinweg zur Sache. Aber kann man es schließlich dem armen Türken verargen, wenn er für die Tochter, die er aufgezogen hat und deren Hand ihm nun im Haushalte fehlt, von ihrem künftigen Gatten sich eine Entschädigung zahlen läßt! Ich meine um so weniger, da doch auch in den gepriesenen Kulturländern die Ehe gar oft bedenklich die verschleierten Formen eines Handelsgeschäftes annimmt, mit dem Unterschiede, daß hier die Frau der zahlende Teil ist und daß die geschäftliche Seite der Ehe nicht so frei und offen erledigt wird, wie bei den Türken.

Der schärfste und schon angedeutete Vorwurf, den man der mohammedanischen Ehe machen kann, und zu dem der christliche Europäer berechtigt sein mag, ist der, daß sie fast völlig des ethischen Gehalts entbehrt; nur in den seltensten Fällen wird die Türkin ihrem Gatten zur Freundin und Gefährtin, zum Genossen seiner Freuden und Leiden, zur trostspendenden Helferin, die die Wunden heilt, die dem Manne der Kampf des Lebens schlägt. Wollte ich positiv ausdrücken, was dem Türken seine Frau ist, so müßte ich zu physiologischen Begriffen meine Zuflucht nehmen. Noch am ehesten auf dem Lande und überhaupt in den Kreisen des armen, aber braven türkischen Volkes vermag es die Frau, vielleicht sich selbst und ihrem Manne unbewußt, ihre Stellung etwas zu heben, da die Arbeit, die sie leistet, sie adelt und hoch über jene stellt, die als teures Spielzeug ihrer Gatten ein faules, inhaltsloses Leben führen. Aber von einer in etwa gleichberechtigten Stellung zwischen Mann und Weib kann auch in diesen Volksschichten keine Rede sein; nie wird man zwischen Mann und Frau einen lauten Streit hören, da sich diese bedingungslos dem Willen ihres Eheherrns fügt; beim Essen bedient sie ihn und wenn ein Geschäft das Ehepaar zu einer Landreise nötigt, sitzt der Mann auf dem Esel und reitet, während die Frau in dem wirbelnden Staube nebenher schreitet. (Hermann, Anatolische Landwirtschaft. Leipzig 1902 S. 18). Eine solche Behandlung, die allen Gesetzen europäischer Galanterie widerstreitet, ist uns unverständlich, wie überhaupt die ganze Stellung der türkischen Frau. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Verhältnisse, die wir auf Grund angeborener und ererbter Anschauungen, durch unsere europäische Brille ansehen und dann verurteilen, dem Türken als Produkte seiner Kultur natürlich und selbstverständlich erscheinen. Und so glaube ich auch, was die Erfahrungen von Männern und Frauen, die seit Jahren im Orient leben, mir bestätigen, daß den Türkinnen die durch Religion und Sitte geheiligte — Unwürdigkeit ihrer Stellung nicht zum Bewußtsein kommt, daß sie sich vielmehr glücklich und zufrieden in einem Gemütsleben fühlen, in das der Eropäer nur schwer eindringen kann. Die türkische Frau ist noch heute in allen Ständen ein von allen Sorgen befreites „Kind", dem weder der Kampf ums Dasein aufgezwungen ist noch die Erziehung der Kinder obliegt. Soll sie dies Leben in beschränktem, aber geschützten Kreise, mit engem, aber befriedigenden Blick eintauschen gegen eine ungewisse Zukunft? Soll sie ein Glück übernehmen, das sie sich selbst nicht geschaffen hat, das sie vielleicht gar nicht versteht, nur weil es Europa ihr aufdrängen will? Zu dem Gefühle der gesicherten Stellung, das ein besseres Los nicht ahnt und begreift und daher alle Reformen von sich weist, kommt dann als weiteres bestimmendes Moment noch der Fatalismus ihrer Religion, der sie alles das, was dem Europäer als so entsetzlich erscheint, als gottgewollte, unabänderliche und selbstverständliche Einrichtung tragen läßt. Schon diese Erwägungen lassen eine Frauenbewegung in der Türkei als aussichtslos erscheinen; sie scheitert aber völlig an der Tatsache, daß die Türkinnen zurzeit überhaupt noch nicht reif sind zur Uebernahme jener europäisch-christlichen Lebensbedingungen. Wenn wirklich, wie Frau Haïrie Ben-Aïad uns versichert, z. Zt. kaum hundert gebildete Frauen in der Türkei aufzutreiben sind, wie soll dann eine Bewegung, die eine gewisse Reife und Bildung der Geister und Herzen als unabweisbare Voraussetzung fordert, überhaupt einen Erfolg haben können! In einige vornehme türkische Familien ist ja seit kurzem, von der Regierung nur ungern gesehen, die europäische Erzieherin eingezogen; aber desungeachtet gilt auch heute noch von der Masse des Volkes, was Moltke vor 70 Jahren schrieb, daß „die Frauen in Hinsicht von Bildung noch eine Stufe unter den Männern stehen", und das will viel sagen, wenn man den Tiefstand der männlichen Bildung kennt. Und wenn nun Frau Haïrie Ben-Aïad hier Reformen schaffen will, wo die Seelen noch schlummern, die Geister noch nicht geweckt sind und die Männerwelt nichts wissen will von einer Reform, die wider die Gesetze der Religion und Sitte geht, so stellt sich ihr Beginnen dar als die Ausgeburt eines übermenschlichen Idealismus, der, an Selbstüberhebung streifend, den Blick für die realen Tatsachen verloren hat. Und das um so mehr, wenn die von ihr eingeleitete Bewegung auf ihre Fahnen den radikalen und sehr anfechtbaren Satz geschrieben hat: „Das Recht des Mannes ist auch das Recht der Frau."

Die Proklamierung eines solchen Grundsatzes klingt ja auf einem internationalen Frauenkongresse ganz schön; aber für die Welt des Islam, in der die Stellung der Frau eine so ganz andere ist, hat er überhaupt keine praktische Bedeutung. Auch eine Petition der abendländischen Frauen, von der sich die Prinzessin eine unfehlbare Wirkung verspricht, ist in dieser Sache ganz bedeutungslos, da der Islam sich mit Recht derartige unberechtigte Eingriffe in sein religiöses und sittliches Leben verbitten kann. Man mag daher in Europa getrost fortfahren — zumal im XX. Jahrhundert —, sich über die Fortdauer jenes Zustandes zu entrüsten, der selbst in der von uns geschilderten Gestalt die Verurteilung jedes Kulturmenschen herausfordert; der Türke hat für diesen Unwillen nur ein mitleidiges Lächeln, und die Frau, die in dem Drama der Befreiung die Hauptrolle spielen sollte, steht schweigend und verständnislos zur Seite.

Deutsche Dekadenz?

Von

Carl Conte Scapinelli.

In Reih und Glied stehen die grobknochigen, hochgewachsenen Söhne unseres Volkes im Kasernenhof! Stramm die Haltung, die Brust breit und gewölbt, die Fußmuskeln angezogen, die Augen leuchtend — ein Bild von Kraft und Jugend, ein Bild verschwenderischer Gesundheit. — An den Gerüsten eines Neubaues klettern die flinken Zimmerleute herum, die Maurer reihen mit muskulöser Hand Ziegel an Ziegel, auf breiten Schultern schleppen die Steinträger von früh bis abends die schwersten Lasten. — Ueber das breite Ackerland ziehen die Ochsen den schweren Pflug. Der Herbstwind streift übers Feld und läßt des Pflügers lose Hemdärmeln flattern; ruhig, mit sicherer Hand, mit kräftigem Druck lenkt er die Pflugschar.

Und bei allen drei Bildern, wo wir deutsche Männer an der Arbeit finden, erfreut sich unser Auge an sehniger Kraft, an Fleiß, Ausdauer und Gesundheit! Und doch nennt sich unsere Zeit mit einer gewissen Koketterie das nervöse Zeitalter, und doch hat in Literatur, in Kunst, in Kleidung, Sitte und Leben eine Art Dekadenz bei uns Platz gegriffen. Man hat sozusagen die Gesundheit, die Kraft von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen.

Der Mensch kommt heutzutage nur mehr auf dem Umweg über den Arzt in die Literatur. Erst dort, wo das Individuum zum Arbeiten zu krank, zum Handeln zu energielos ist, beginnt sich die Literatur mit ihm zu beschäftigen. Die Sucht, aus dem normalen Menschen einen dekadenten zu machen, hat sich bis in unsere modernste Tracht eingeschlichen. Statt des freien kurzen Halses, der auf breiten Schultern ruht, ist man selbst bei der Herrengarderobe bemüht, durch übermäßig hohe und enge Kragen, durch möglichst abfallende Schultern dem Träger den Eindruck des Gesunden und Normalen zu nehmen. Gesundheit, Kraft, Arbeitsleistung sind plumpe und rohe Dinge, man ist lieber dekadent. Und hat man selbst nicht genügend von diesem süßen Gifte in sich, dann sieht man es dem dekadenteren Nachbar in Literatur und Kunst ab, dem nordischen, dem romanischen Künstler. Kurz, die Geschichte unserer Tage, die unsere Modernen mit Feder und Pinsel stündlich schreiben, ist eine falsche. Das Bild, das sie von unserer Zeit entwerfen, ist ein unrichtiges.

Sie holen ihre Helden aus den Spitälern und Irrenhäusern, sie rekrutieren ihre „handelnden“ Personen aus solchen, die im Leben längst nicht mehr am Schwungrad der Zeit stehen dürfen und können. An Stelle des agierenden Helden ist der kranke Held getreten, der statt zu handeln seufzt, fiebert und deliriert. Darum ist an Stelle der großen Leidenschaften auch die kleinliche Erotik getreten, an Stelle natürlicher Sinnlichkeit schmutzige Perversität. Und indem sie Kranke, nervös Ueberreizte, Lebensuntaugliche schildern, indem sie Krankengeschichten schreiben, sind sie längst von der breiten Heeresstraße abgekommen, in jene abseits gelegenen Gegenden, wo Erholungsstätten, Sanatorien, Spitäler sich an den großen Komplex anschließen, in jene Gegenden, wo die „Friedhöfe der Lebenden“ liegen. So schreiben sie statt „Zeitgeschichten“ „Friedhofgeschichten“, deren kranke Helden wie Schatten vorbeihuschen.

Soll die Literatur eine gesunde sein, dann muß sie in engem Zusammenhang mit dem wirklichen pulsierenden Leben stehen, dann darf man aber auch in erster Linie nicht von den Kranken und Entarteten sprechen, sondern von den Gesunden, von den Tatkräftigen, von den Schaffenden und Bauenden.

Ein mißverstandener Naturalismus hat zu einem übertriebenen Hervorkehren der Psychologie in der Literatur geführt, — und aus der Psychologie wurde die Pathologie. Man begnügt sich mit der detaillierten Schilderung von Seelenzuständen und opfert so, da es ja dem Held an Kraft und Gesundheit gebricht, die Handlung. Weil man sich speziell nur mit einer Figur befaßt und diese so genau wie möglich zeichnen will, gehen auch die Charaktere verloren. Das Interesse am bleichen Teint, am wankenden Schritt, an nervösen Anfällen, an krankhaften Verstimmungen ist größer als das an Ereignissen, als an Arbeit und Taten.

Kurz: trotz Naturalismus, trotz Heimatkunst sogar kommt die Moderne immer weiter von der Allgemeinheit, immer weiter von der Wirklichkeit ab. Unsere Zeit ist nicht so krank, wie unsere Literatur behauptet.

Selten wurde soviel gearbeitet, erfunden, geleistet wie in unseren Tagen. Die Maschinen schnurren unausgesetzt, von tausend geschäftigen Händen bedient, ganze Städte wachsen aus dem Erdboden, in Windeseile von emsiger Menschenhand aufgetürmt, Schiffe durchkreuzen die Ozeane, Forscher sitzen Tag und Nacht über ihrer Arbeit. Und in all diesem Hasten und Drängen fällt da ein Toter vom Gerüste, reißt dort einem übereifrigen Geistesarbeiter ein Nervenstrang. Das Leben, die Arbeit, die Allgemeinheit gehen daran vorüber, — soll die Literatur bei dem einen Toten, bei dem einen Geistesgestörten stehen bleiben — sich vom Leben abkehren?

Kraft und Saft ist es, was unsere Literatur braucht, wir haben die Handlung, die Charaktere, wir haben den gesunden Helden vergessen und verloren. Die feinen, kleinen kunstgewerblichen Gegenstände brauchen, um Zweck zu haben und Wirkung zu erzeugen, eines schönen Raumes, einer größeren Umgebung. So auch in der Literatur. Die feinen Seelengemälde gehören in größere Werke, sie stechen doppelt stark vom großen, buntbewegten Hintergrund ab. Noch ist unser Volk, noch sind unsere Arbeiter, die geistigen wie die Handwerker nicht dekadent. Darum darf eine Literatur, die den Anspruch auf das Prädikat „zeitgenössisch“ macht, auch nicht dekadent sein. Wir übernehmen Figuren und Krankheiten blindlings aus fremdländischen Literaturen. Die „nordische Frau“, der „Mannestypus D'Annunzios“ werden in unsere Sprache, in unser Milieu versetzt. Und erst aus der Literatur, aus der Lektüre wachsen — und das ist die nicht zu unterschätzende Gefahr — auf dem Wege der künstlichen Nachahmung, der „Mode“, die dekadenten Gestalten, denen wir jetzt so vielfach begegnen, ins Leben hinein. Das ist die „deutsche Dekadenz“. Dadurch dürfen wir uns nicht irremachen lassen. Voll Arbeits- und Kraftleistungen, voll Taten und Kämpfen sind unsere Tage; eine Literatur, die sich nur der im Kampfe Gefallenen annimmt, ist nicht berufen, die „Geschichte unserer Tage“ zu heißen. Sie ist nichts anderes als die Totenliste des täglichen Kampfes. Und doch schreit unsere Zeit nach ihrer Literatur, die ihre Ideen, ihre Taten, ihre Kämpfe festhält, die uns unsere Mitstreiter, unsere Gegner zeigt.

Pädagogisch-literarische Rundschau.

Von

B. Clemenz, Liegnitz.

Es gehört Mut und Selbstvertrauen dazu, in unseren Tagen ein Buch mit dem Titel: „Die Volksschule“[1]) zu schreiben, drucken zu lassen und in die Welt hinauszuschicken Der K. Kreisschulinspektor Eugen Leipold, den ich als Verfasser auf dem vorliegenden Buche verzeichnet finde, ist in der Literatur unbekannt. Also: Amtserfahrungen! Ja wenn doch wenigstens die Amtserfahrungen, die da jährlich von so vielen gewissenhaften Beamten veröffentlicht werden, von amtswegen benutzt würden! In der Regel theoriegetränkt, zu Beginn der Amtszeit, bilden sich unter dem Zwange persönlicher und lokaler Verhältnisse die praktisch erprobten Grundsätze heraus, die man zuletzt der Mit- und Nachwelt nicht vorenthalten will. Daher kommt es, daß das große Ganze nicht allzuviel dabei gewinnt. Deshalb war ich überrascht, im vorliegenden Buche im Rahmen einer allgemeinen Darstellung die Erfahrungen, Beobachtungen und Anschauungen zu finden. Verfasser hat sein Opus „in Erinnerung an gemeinsame Arbeit den K. Schulinspektoren und Lehrern der Oberpfalz“ gewidmet: das berührt auch sympathisch, ebenso, daß das Vorwort gesteht, der Verfasser habe in seiner langjährigen Wirksamkeit von praktischen Schulmännern manches gelernt.

Und das Buch selber ist durchflossen von dem milden, nach Ausgleichung und Verständigung trachtenden Sinne, der das Gute überall anerkennt. Das Getriebe des Unterrichts wollte der Verfasser darstellen, wie es sein soll; er hat sich dabei leider nur allzuviel auf das Aneinanderreihen von Regeln und Hinweisen beschränkt, die wohl an sich ihr Gutes haben, wegen deren aber kein neues Buch nötig gewesen wäre. Wie man im Unterricht fragen soll, findet man in jedem pädagogischen Handbüchlein. Ebenso hätte die ganze spezielle Methodik der Unterrichtsfächer geschenkt werden können. Daß das heute nicht mehr von einer Person mustergiltig dargestellt werden kann, ist bei der zunehmenden wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung des Unterrichts selbstverständlich. Dagegen werden die Lehrer immer dankbar ganz eigene Erfahrungen und Studien annehmen und verwerten. Mit diesen allein wäre mehr gegeben! Ebenso auf allen vom Verfasser in epischer Breite behandelten Schulgebieten: Schulzucht, Lehrpersonen, Schulaufsicht, Schularbeit. Ueberall das ganze Breite statt des interessanten Eigenen! Nun, das Buch ist nun einmal da, und um seiner gesamten Stimmung und auch seiner individualen Partien wegen verdient es Beachtung. Das Buch ist geziert mit dem Bildnis des Regensburger Bischof Sailer-Monuments: etwas vom Sailerschen Geiste atmet das Buch wieder!

Ein günstiger Zufall will, daß ein Gegenstück zu den Büchern der gekennzeichneten Art zur selben Zeit erscheint und hier angezeigt werden kann. Das ich meine, führt den bezeichnenden Titel „Aus Welt und Schule“[2]) und stammt aus der bewährten Feder des Geh. Regierungsrates und Professors Dr. Wilhelm Münch; auch dieses Buch enthält zuletzt Amtserfahrungen; auch es ist einer Schulgemeinschaft gewidmet (der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft) und hat vor jenem den formalen Unterschied, daß es nur Aufsätze bietet, die bereits anderwärts veröffentlicht wurden.

Aber was seinen Gedankeninhalt ausmacht, erhebt es hoch über das gewöhnliche Niveau der Schulbuch- und Zeitschriftenliteratur. Wer

[1]) Regensburg 1904. G. J. Manz. Mk. 3.—.

[2]) Dr. W. Münch, Aus Welt und Schule. Neun Aufsätze. Berlin 1904. Weidmannsche Buchhandlung. 276 S. 8°; brosch. Mk. 5.—.



nur einen dieser dreizehn Aufsätze gelesen hat, trägt für seine Bildung erheblichen Gewinn davon; ja, empfindet das Geistvolle der würdigen Behandlung eines Stoffes in solchem Maße, daß er diesem Buche nicht nur einen Vorzugsplatz in seiner Bibliothek anweisen, sondern auch nach anderen Schriften desselben Verfassers greifen wird. Der auf der Warte des Kulturlebens mit fein gespanntem Organon lauschende und mit wunderbar fügsamen Ausdrucksmitteln, wie sie jeder Gebildete als ein Bildungsideal anstrebt, schildernde Verfasser hat so verschiedenartige Gegenstände erörtert, daß es unmöglich wird, sie unter gemeinsamen Gesichtspunkten zu besprechen. Versagen kann ich mir nicht, wenigstens die Titel der Aufsätze anzuführen und dann den Wortlaut eines Passus zu zitieren, der auf eine kürzlich von maßgebender Seite angeschnittene Bildungsfrage abzielt. Die Titel: Die Rolle der Anschauung in dem Kulturleben der Gegenwart. — Psychologie der Großstadt. — Die Gebildeten und das Volk. — Was ist deutsche Erziehung? — Die Erziehung zum Urteil. — Beredsamkeit und Schule. — Goethe in der deutschen Schule. — Shakespearelektüre auf deutschen Schulen. — Sprechen fremder Sprachen. — Sprache und Religion. — Nationen und Personen. — Seelische Reaktionen. — Von menschlicher Schönheit.

Die Buntheit dieses Straußes zeugt nur von der Vielseitigkeit dieses einen Kopfes und dieser Eindruck wächst ins Staunenswerte, wenn man auf wenigen Seiten von psychologischen Gesetzen, Shakespeareforschungen, ästhetischen Regeln, über den Kern deutschen Volkswesens usf. Lesbares zu Gesicht bekommt. Gerade über einen Punkt, den der Klassikerlektüre, möchte ich Münch's Stimme einem weiteren Kreise zur Diskussion unterbreiten, weil gerade von katholischer Seite nicht selten wunderliche Ansichten darüber laut werden, was doch eigentlich die Ursache des Bildungsmangels sei. Also ist kürzlich der Mangel von Klassikerausgaben bei katholischen Buchhandlungen bedauert worden, als ob, wer Goethe oder Schiller lesen will, ihn nicht fände, und wenn es keine Buchhandlung, weder katholische, noch protestantische, auf der Welt gäbe; während anderseits die schönste Aeußerlichkeit, wie goldener Schnitt, Druck 2c. noch keinen Drang nach höherer Kost erzeugt. Also Münch sagt über diese didaktische Verirrung:

Es wird auch viel potentielle Freude am Schönen nicht wirklich geweckt, viel Sand der Trockenheit ausgestreut, manches von unserem besten Geistesgut auf Lebenszeit verleidet. Und hier möchte ich die ketzerische Ansicht nicht unterdrücken, daß schon die Herstellung besonderer Schulausgaben der dichterischen Werke ein Mittel zu solcher Verleidung zu sein droht. Zumal wenn diese Schulausgaben, um recht verkäuflich zu sein, von jedem festlichen Aeußeren so weit wie möglich entfernt bleiben, und das möchte in der Tat den Genius jenes von Volkstümlichkeit träumenden Dichters ängstigen, daß er in der Knechtsgestalt eines schlechteingebundenen und werktäglich abgenutzten Schulbuchs für das nachwachsende Geschlecht fortleben solle.

Und was die innere Ausstattung betrifft, die Einleitungen, die Fußnoten, die angehängten Kommentare, die Zusammenfassungen, die schematischen Uebersichten, die Zerlegungen, die Würdigungen, die heuristischen und repetitorischen Fragen, die dem Inhalt abgewonnenen Aufsatzthemata: so bin ich geneigt, diese ganze breite didaktische Errungenschaft für eine einzige große pädagogische Irrung zu halten. Des Dichters Werk in die Hände der Schüler und die Kunst der Erläuterung in den Mund des Lehrers: diese simple alte Verteilung würde mir noch jetzt als die eigentlich richtige erscheinen. Aber gegenwärtig werden hier buchhändlerischer Geschäftsgeist und pädagogischer äußerlicher Arbeitseifer einander zu Verführern: das Wie und das Was wird verfehlt. Das Wie: Man kann erleben, daß in einem der Schulkommentare zu Goethe die Begriffe Kattun, Flanell, Mütze, Landauer, Römer, gebohnt, Zwiespalt, Provisor, Zeugeneid, Anger, Esse, Devise, Standarte, Tabak und Puppe und die Sprachformen Weines und sachte erklärt werden; man wird anderswo darüber aufgeklärt, daß der Sekretär Egmonts in Wirklichkeit Johann Kasembrot von Beckerzel geheißen habe und dergleichen. Kann man auch Feigen lesen von den Dornen? edle Anregung gewinnen aus öden Trivialitäten? Und was das Was betrifft, so haben eben die beiden Alliierten, der buchhändlerische Merkantilismus und das pädagogische Autorschaftsgelüste, bis jetzt noch keine erkennbare Schranke für ihre Expansion gefunden. Wie aus der französischen und englischen Literatur, so oder doch fast so wird gegenwärtig auch aus der deutschen neben allem mehr oder weniger Passenden auch das Allerunpassendste als Schullektüre herausgegeben In irgend einem schlechten Winkel seines pädagogischen Gewissens findet man einen Rechtfertigungsgrund für die Darbietung, und wenn man doch selber zweifelt oder errötet, so erklärt man in der Vorrede um so kühner, es könne an der Angemessenheit unter Verständigen kein Zweifel bestehen. Es werden zurzeit die modernen Nationalliteraturen als eine Art von Rohmaterial in gewaltigen Fabriken zu Schullektüre umgewandelt. Welches Werk von Goethe hätte man nicht schon auf den Katalogen figurieren sehen? Offenbar sind die Wahlverwandtschaften ein sehr geeigneter Lesestoff für Prima, die römischen Elegien werden wohl bald folgen und aus der intimsten Lyrik wird man eine Art von höherer Fibel machen.

Soweit Münch! Man kann jedes Wort unterschreiben und noch hinzufügen, daß es keine Kommentare und keine kommentierten Klassikerausgaben gibt, mit denen nicht Mißbrauch getrieben würde. Die Erklärungen, Lesarten, Erläuterungen werden über das Kunstwerk gestellt, und die didaktische Akribie entfernt den Gedankenkreis so weit vom Aesthetischen, daß die „Erläuterungen" zur Hauptsache werden, wodurch die Goethe, Schiller, Shakespeare dem Schüler recht unangenehme Schriftsteller werden. Also: die Einfühlung ist die erste Notwendigkeit, nicht die Erklärungen. Wir brauchen Kunstempfinden, das auf den ganzen Menschen einwirkt — und dazu bedarf es keiner kommentierten Ausgaben, wenn es Lehrer gibt, die solches Kunstempfinden zu erzeugen imstande sind!

Dem Dichter der „Kleinen Lieder".

(P. Ansgar Pöllmann.)

Kornblumen blau und roter Mohn
Umrahmen reife Roggenfelder,
Geschärfte Sensen blitzen schon —
Du wanderst weiter in die Wälder.

Dem lauten, leeren Lärm entflohn,
Der Welt: — uralte bärtige Bäume . . .
Dort suchst und findest du den Thron
Für dich und deine stillen Träume.

Des Tages letzte Lichter lohn,
Schon weben Schatten hin und wieder;
Und Regen tropft — lang, langsam, monoton —
Da werden deine stillen Träume Lieder.

Ihr süßes Singen kenn ich lange schon —
Des Sommertags aus tiefer Amselkehle
Hört ich ihn oft — den weichen, warmen Ton
Der Inbrunst einer einsam vollen Seele.

Sehnende Seele.

Der laute tolle Tag vergeht.
Die blauen Schatten dehnen
Sich dunkler; leises Licht ersteht
Heimlich am Himmel; Stille weht . . .
Die Seele ist voll Sehnen.

Sie ist vom rauhen Tag verletzt
Und bangt um ihre Sünden.
Ihr Kleid ist ganz beschmutzt, zerfetzt.
O könnte sie die Heimat jetzt,
Die unbekannte finden!

Jung Siegfried.

Aufglüht und flammt der Feuerherd.
Hei wie der Tag den Hammer schwingt!
Der Ambos splittert, das Eisen klingt,
Es blitzt und zuckt das Schwert.

Schon flieht der Nacht vermummter Troß
Vorm Schwerthieb seiner Heldenhand —
Er aber sprengt durch's Wolkenland
Lächelnd auf himmelhellem Roß.

Im Nebel.

Fern, fern der letzte Sonnenstrich . . .
Die scheuen Schatten schwellen.
Am Walde hebt der Nebel sich,
Blauweiße zitternde Wellen.

Und immer höher steigt die Flut
Der bleichen Nebelbäche,
Bis über Hag und Heide ruht
Endlos die graue Fläche.

Nur ab und zu aus Strauchdickicht
Abseits in immer blassern
Tönen ein Haus, ein Lampenlicht,
Wie unter tiefen Wassern.

Münster i. W. Christoph Flaskamp.

Aus dem unter der Presse befindlichen Gedichtband: Parzival. Neue Gedichte von Chr. Flaskamp.

Vom Münchener Oktoberfest.

Von Archivrat Ernst von Destouches.

Sechs Jahre noch, und das Münchener Oktoberfest wird seine Säkularfeier begehen. Es wird wohl, von den Schützenfesten abgesehen, wenig weltliche Festveranstaltungen geben, welche sich eine so lange Zeit, fast schon ein volles Jahrhundert lang, nicht bloß in ihrer ursprünglichen Art und mit ihrem ursprünglichen Zweck: ein vaterländisches, ein Nationalfest zu sein, erhalten, sondern an Umfang und Bedeutung nach den verschiedensten Richtungen hin in ganz außerordentlichem Maße gewonnen zu haben sich berühmen können.

Einem für Bayern und München freudigem Ereignisse im Wittelsbachischen Fürstenhause verdankt dasselbe seine Entstehung. Seit dem Jahre 1722, wo der bayerische Kurprinz Karl Albert, der nachmalige Kurfürst und römische Kaiser Karl VII. mit der Kaisertochter Maria Amalia am Traualtare stand, hatte München nimmer den Hochzeitsjubel eines bayerischen Kur- bezw. Kronprinzen gefeiert. Als nun der Erstgeborene des Königs Maximilian Joseph I., Kronprinz Ludwig, nachmals König Ludwig I, sich mit der herzoglichen Prinzessin Therese Charlotte von Sachsen-Hildburghausen verlobt hatte und für den 12. Oktober 1810 die Vermählung angesetzt worden war, da machte am 28. September in einer Versammlung der Nationalgardisten III. Klasse der Kavallerie-Unteroffizier Franz Baumgartner, Lohnkutscher zum Spanner, den Vorschlag, es sollte die Kavallerie-Division zur weiteren Verherrlichung der Vermählungsfeier ein Pferderennen, wie solche zu München seit der Mitte des XV. Jahrhunderts ein Jahr ums andere am sogenannten Rennweg als „Scharlachrennen" oder „Jakobirennen" vom Rate der Stadt aus gehalten worden waren, als öffentliches Volksfest veranstalten, dessen Leitung ihr Major Andreas von Dall'Armi zu übernehmen hätte. Nachdem der Vorschlag Annahme gefunden, wurde sofort um die Allerhöchste Bewilligung eingekommen. Mittels reitender Boten wurden Einladungsschreiben an alle Magistrate und auswärtigen National-Garde-Kommandos abgefertigt und eine eigene Deputation überbrachte die persönliche Einladung den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften. Kronprinz Ludwig richtete bei ihrem Empfang folgende Worte an dieselbe: „Volksfeste freuen mich besonders. Sie sprechen den Nationalcharakter aus, der sich auf Kinder und Kindeskinder vererbt. Ich wünsche nun auch Kinder zu erhalten; und sie müssen gute Bayern werden, denn sonst würde ich sie mir minder wünschen können. Der König, mein Vater, hat mich auch zum guten Bayern gebildet." Nachdem die Allerhöchste Genehmigung eingetroffen, welche König Maximilian Joseph „mit besonderem Wohlgefallen" und mit der Zusicherung der persönlichen Teilnahme am Feste erteilt hatte, erschien am 4. Oktober 1810 das erste Programm zum Feste seitens des Kavallerie-Kommandos. Freiwillige Beiträge der Bürger Münchens gründeten das Fest und in patriotischer Begeisterung waren dieselben so reichlich geflossen, daß auch sehr hohe Beträge für die 12 Preise ausgesetzt werden konnten, nämlich von 20 bis zu 1 Dukaten in Gold nebst Fahne, sowie ein Weitpreis von 6 Dukaten mit Fahne. Die Fahnen waren von weißer Seide mit den bayerischen Rauten eingefaßt. In ihrer Mitte glänzten unter goldener Krone, von Lorbeer und Myrthen umrankt, die Initialen des kronprinzlichen Brautpaares; die drei ersten Fahnen waren in Gold und Seide gestickt, die übrigen gemalt. Dem Kavallerie-Major von Dall'Armi, dem Gründer und Leiter des Festes, welcher auch eine ins Detail eingehende, mit einem Stich des Rennens und der Rennbahn illustrierte Festbeschreibung im Druck herausgegeben, und somit sein erster Historiograph geworden, waren zur Direktion dieses ersten Pferderennens, sowie zur Entscheidung aller in Beziehung hierauf sich ergebenden Fälle oder Zweifel aus der Kavallerie-Division die Nationalgardisten Johann Schwangard, Anton Seidel und Cajetan Trappentreu beigestellt worden. Von Augsburg und Straubing trafen auf die erhaltenen Einladungen ganze Abteilungen der Nationalgarde-Kavallerie jener Städte zum Feste in München ein, und außer der gesamten Nationalgarde der Hauptstadt beteiligten sich an demselben noch eine Kompagnie Schützen und eine Kompagnie Füsiliere aus der Vorstadt Au. Als Rennplatz war nicht mehr der in den vergangenen Jahrhunderten verwendete, welcher gegen Nymphenburg zu lag, gewählt worden, sondern der weite Wiesenplan, welcher sich außerhalb des Sendlingertores und unterhalb des von Sendling sich hereinziehenden Höhenrückens ausdehnte. Die Rennbahn war 28,408 Schuh lang, um 11,459 Fuß länger, — wie der Festschriftsteller von Dall'Armi eigens konstatierte, — als die berühmteste zu Newmarket in England. Da, wo es heute noch steht, war das Königszelt errichtet worden, während die paar „Zelte der Traitteurs" die Vorläufer unserer heutigen großartigen Budenstadt, auf dem Berge, ungefähr da, wo jetzt die alte Schießstätte sich erhebt, ihren Platz angewiesen erhalten hatten. Als Festtag war der 17. Oktober, ein Mittwoch bestimmt worden. Schon um 7 Uhr morgens, — es war vielleicht der schönste Morgen im ganzen Herbste und nachher der schönste Tag, berichtete von Dall'Armi, — empfing König Max Joseph die beim Fest kommandierenden Offiziere der Nationalgarden aus München, Augsburg und Straubing in Audienz. Um 9 Uhr zogen die Garden in Parade nach dem Bürgersaal zu einer Festmesse und sodann nach dem Platze zwischen Residenz und Hofgarten, von wo aus sich der Festzug um die Mittagstunde in zwei Abteilungen in Bewegung setzte. Die erste bestand aus 2 Schützen-, 1 Grenadier- und 2 Füsilier-Kompagnien, einer Batterie Artillerie mit 4 Kanonen und Kavallerie; die zweite aus der Kavallerie der drei Städte, den von Kavalleristen getragenen Preisfahnen und den 30 Rennpferden. Der erste Zug ging durch das Schwabingertor, den Polizeibogen, die Dienersgasse, den Rindermarkt, die Sendlingergasse und „auf der Chaussee" nach dem Königspavillon, neben welchem die Grenadiere als Ehrenwache sich aufstellten, während die Artillerie auf dem Berge Posto faßte. Der zweite Zug nahm seinen Weg durch die Theatiner-, Wein-, Kaufinger-, Neuhauser- und Landsbergerstraße bis zur Rennbahn. Geschützdonner verkündete um 1 Uhr die Abfahrt des Königlichen Hofes von der Residenz; alsbald langte die von Dragonern begleitete lange Wagenreihe, von den Jubelrufen der an 50,000 zählenden Menge begrüßt, auf der Festwiese an. Mit König Max Joseph und der Königin Karoline waren das Kronprinzenpaar, Prinz Karl und die Prinzessinnen erschienen, und von einer Deputation der Kavalleriedivision empfangen worden. Sechzehn Paare, Knaben und Mädchen, Söhne und Töchter der Nationalgardekavalleristen, von dem Kreisrat Lipowsky geführt — das erste Paar mit einem Lorbeer- und Myrthenkranze, die weiteren 9 als Vertreter der damaligen 9 Kreise des Königreichs, zu welchen im Jahre 1810 auch noch der Salzachkreis mit Salzburg und der Innkreis mit Innsbruck gehörten, die übrigen 5 Paare als Landleute verschiedener Gegenden und das letzte Paar in der Tracht der alten Wittelsbacher — bestiegen nun den Königspavillon und brachten ihre Huldigung dar, worauf die Feiertagsschüler ein von Sendtner gedichtetes und von Schlett komponiertes Weihelied sangen, in welches, da es gedruckt zur Verteilung gelangt war, auch die Menge im Chorus mit einfiel. Die Königliche Familie nahm nun ein kleines Dejeuner ein, wobei der Oberst von Klöber, die Stabsoffiziere und sechs Hauptleute der Nationalgarde servierten; dann aber wurde das Zeichen zum Beginn des Pferderennens gegeben, wobei die 30 Rennpferde die lange Bahn in 18 Minuten, 14 Sekunden dreimal umsprengten und sich Preise erritten:

1. Franz Baumgartner, bürgerl. Lohnkutscher in München; 2. Georg Liebl, Bauer von Menzing; 3. Xaver Kränkl, Wirt von München; 4. Wolfgang Burghofer, Bauer von Velden; 5. Anton Steckl, Wirt von Rechtmähring; 6. Martin Mittermeyer, Brauer von Haunersdorf; 7. Martin Möstl, Wirt zu Perlach; 8. Andreas Vielhuber, Bauer von Kesselbach; 9. Johann Scheichs, Bauer von Velden; 10. Anton Schützinger, Handelsmann von Pfaffenhofen; 11. Kaspar Sedlmeier, von Bogenhausen; 12. Müller, Leutenant bei den Jägern zu Pferd in München. Die Weitfahne erhielt Martin Federbäck von Straubing.

Freudiger Zuruf der Menge hatte die Sieger empfangen, insbesondere den (16 Fäuste großen, 7jährigen, aus Siebenbürgen entstammten) Apfelschimmelwallach Baumgartners, des intellektuellen Urhebers des Festes. — Der K. Staatsminister Graf von Montgelas nahm nun die Verteilung der Preise vor; jeder Gewinnstrennknabe hatte eine goldene Vermählungsmedaille zum Andenken erhalten und auch den an der Huldigung beteiligten Kindern war später eine solche gegeben worden.

Nach beendetem Feste fuhren die Allerhöchsten Herrschaften, „unter Bezeigung des Allerhöchsten Wohlgefallens", wie Dall'Armi berichtet, sowie unter dem Jubel des Volkes und dem Donner des bürgerlichen Geschützes nach der Stadt zurück. Um 5 Uhr begaben sich auch die Nationalgarden mit den Preiseträgern und den Rennpferden „in einem sehr schönen großen Zuge" nach der Stadt zurück und paradierten bei der K. Residenz vorbei. Voran zog eine Abteilung Schützen und das Infanteriebataillon mit Musik, sodann die Artillerie und die zweite Abteilung der Schützen. Nun folgte die türkische Musik und den Beschluß machte die Kavallerie, an deren Spitze die Rennknaben nach dem Range ihrer erhaltenen Preise jedesmal zwischen zwei Kavalleristen eingeteilt waren. Ohne mindeste Störung und Unfall hatte der Festzug, hatte das erste Münchener Oktoberfest geendet. Bei dem Festmahle aber, welches die Nationalgarden-Kavallerie der drei Städte im Huberschen Gasthause an der Kaufingergasse abhielt, konnte Major v. Dall'Armi die freudige Kunde überbringen, daß König Max Joseph „von Herzen gern" seiner Nationalgarde die Erlaubnis erteilte, daß die Wiese, worauf dieses erste bayerische Nationalfest gefeiert wurde, zum fröhlichen Andenken an die Vermählung des Kronprinzen mit dessen holdseliger Braut Therese — fortan den Namen „Theresienwiese" führen dürfe.

Ein großes Oelgemälde im Historischen Stadtmuseum und eine Radierung von Wilhelm Kobell in der Maillinger-Sammlnng haben das erste Münchener Oktoberfest verewigt; seine Gründer hat die Stadt München dadurch geehrt, daß sie dem Major und nachmaligen Generalkontrolleur v. Dall'Armi ihre goldene Bürgermedaille verliehen und sein Bildnis in das Ehrenbürgerkabinett des Historischen Stadtmuseums aufgenommen, und daß sie ferner ihm, wie dem Lohnkutscher Franz Baumgartner und dem Polizeirate und Historiker Anton Baumgartner zu Ehren; welch letzterer u. a. auch Beschreibungen der Oktoberfeste von 1810—1820 bzw. 1823 herausgegeben, auf Antrag des Verfassers dieser Zeilen Straßennamen votiert hat. Monumentale Weihe aber hat die Theresienwiese und das auf ihr gefeierte bayerische Nationalfest durch das Nationaldenkmal der Bavaria mit der Ruhmeshalle erhalten, welches König Ludwig I. auf der Theresienhöhe errichtet hat! „In demselben Monat und Jahr" — schrieb Ulrich von Destouches, Münchens erster Stadtchronist, in seinem 1835 erschienenen Gedenkbuch der Oktoberfeste 1810—1835 — „erhielten mehrere Gutsbesitzer und Freunde der Landwirtschaft die Allerhöchste Genehmigung (9. Oktober 1810), zur Errichtung eines landwirtschaftlichen Vereins in Bayern nach den von ihnen entworfenen und Sr. Majestät dem König vorgelegten Satzungen. . . In der kürzesten Zeit hatte die Aufforderung der Unternehmer im ganzen Vaterlande Anklang gefunden, . . . und diesem Vereine war es nun vorbehalten, seine um vier Tage ältere Zwillingsschwester, „die Volksfeier in der Maximilianswoche" alljährlich wieder hervorzuführen und jedesmal mit dem Schmuck seiner gemein-

nützigen und erfreulichen Früchte neu verschönert erscheinen zu lassen. Er übernahm es; und so erschienen auch die beiden Zwillingsschwestern Hand in Hand am 13. und 14. Oktober 1811 zum ersten Male auf dem „grünen Teppich der Theresienwiese". Es war also dies das erste landwirtschaftliche, oder, wie sein jetziger Name, „Zentrallandwirtschaftsfest", das demnach in sieben Jahren gleichfalls seine Säkularfeier begehen kann. Bis zum Jahre 1819 lag die Veranstaltung des Doppelfestes in den Händen eines Bürgerkomitees und des Landwirtschaftlichen Vereins; vom Jahre 1819 an ging die Veranstaltung und Leitung des einen Teiles an den 1818 wieder eingeführten Stadtmagistrat über. Eifrig waren die leitenden Stellen bemüht, das Programm des Festes zu erweitern und letzterem selbst dadurch zu immer größerer Bedeutung zu verhelfen. So fand i. J. 1811 die erste Viehausstellung statt, 1816 wies das Programm zum ersten Male eine landwirtschaftliche Ausstellung außer der Preisviehausstellung, ein Vogelschießen, einen Glückshafen und eine Modellausstellung der Feiertagsschule, 1817 eine Ausstellung des Polytechnischen Vereins, 1818 ein Wiesenfest der Schuljugend, 1819 einen Schützenfestzug zum Vogel- und Scheibenschießen, 1820 ein Feuerwerk und eine Luftschiffahrt der Madame Wilhelmine Reichard aus Dresden, 1822 ein Hirschschießen, 1823 die Errichtung von Tanzsälen, 1825 ein Stern- und Ballester-, 1826 ein Armbrustschießen, 1827 eine Ausstellung der bayerischen Seidenzucht und von Maschinen, 1829 die erste Verteilung der städtischen Dienstbotenmedaillen, 1830 ein Ringelstechen, 1835 ein Wagenrennen, Radtreiben und gymnastische Uebungen nach Art der Volksspiele in der Schweiz auf. In den nächsten Dezennien folgten dann „Olympische Spiele", Trabreiten und Trabfahren, Wettrennen für Radfahrer, Turnerwettkämpfe, Volkstrachten-Aufzüge 2c.; außerordentlich viel geschah zur Verschönerung und Ausstattung der festlichen Aufzüge zum Rennen und Schießen, welche dermalen mit ihren hunderten von altdeutsch kostümierten Trägern der Preise und Preisfahnen ein Bild darbieten, so malerisch, wie es wohl nicht leicht mehr anderswo zu sehen sein dürfte. Wünschenswert wäre es nur, wenn von den zuständigen Stellen Verfügung dahin getroffen würde, daß auch das Preisvieh wieder mit Grün, Kränzen und Bändern geschmückt, und von Personen in der betreffenden Volkstracht vorgeführt würde. Schon i. J. 1825 hatte Ulrich von Destouches von „einer hölzernen Stadt auf der Theresienwiese" sprechen können; ihre und der übrigen Festveranstaltungen Dimensionen sind inzwischen ins Unendliche gewachsen; um die eigentlichen Wirtsbuden, welche inzwischen zu Bierpalästen mit allem Komfort der Neuzeit geworden, hat sich ein ganzer Jahrmarkt von Schaubuden, Menagerien, Zirkussen, Kriegs- und Marineschauspielen, Niederlassungen fremder Volksstämme 2c. angegliedert. Und doch, trotz aller glanz- und trubelvollen Ausgestaltung zugleich, hat sich der Charakter des Festes als eines echt bayerischen Volks- und Nationalfestes unverfälscht erhalten, welches das angestammte Fürstenhaus und Bayerisch Land und Volk in hunderttausend seiner Vertreter alljährlich „auf dem grünen Teppich der Theresienwiese" zusammenführt, und das insbesondere auch in schönster und augenfälligster Weise dokumentiert, daß die alte, allen Unterschied der Stände nivellierende Münchener Gemütlichkeit, dieser Magnet für Hunderttausende von Fremden, nicht ausgestorben ist, und, so Gott will, des Münchener Oktoberfestes Säkularfeier noch ungezählte Jahre überdauern wird!

Bühnenschau.

Von

Carl Conte Scapinelli.

Nach der verbrauchten Zimmerluft der „Stillen Stuben" im Residenztheater weht von der Nachbarbühne, vom Münchener Schauspielhaus, die edle Luft der Renaissance! Schade, daß sie allzusehr nach der Kostümgarderobe riecht, allzuwenig vom Geist der Menschen und Taten jener Zeit „angekränkelt" ist. Aber das darf man von Ludwig Fuldas „Novella d'Andrea" nicht verlangen. Ein glattes, zierlich und säuberlich gearbeitetes, harmloses Stück, das eher der schönen Kostüme, als des unhistorischen Hintergrundes wegen in die Zeit der Renaissance versetzt ist. Ein Mägdelein, das sich — man denke zu jener Zeit — — dem Studium der Jurisprudenz widmet, trotz dem Kopfschütteln ihres Vaters, des Herrn Universitätsprofessors, trotz des Zweifels des ein wenig operettenhaft gezeichneten Rektors der alma mater in Bologna. Nur Signor Giovanni da Sangiorgio, der Rechten gelehrter Doktor und Professor, ihr ergebener Freund, findet es recht und billig, daß auch sie der Weisheit Born in sich aufnehmen dürfe. Ja, und daß ich's gleich sage, dieser Giovanni ist auch eigentlich der Grund, warum Novella so gelehrt zu werden wünscht, denn ihn liebt sie, heimlich freilich, so heimlich, daß er es nicht merkt, und um in seines Geistes Werkstatt eindringen zu können, promoviert sie als Doctor juris und erhält sogar die venia legendi, die freilich einen Akt lang dazu herhalten muß, daß sich eine Herde Scholaren wie richtige, dumme Jungen aufführen, da ein hübsches weibliches Wesen ihnen eine Vorlesung hält. Nun ist Novella Fräulein Dr. und wär sogerne noch Frau Dr. Sangiorgio geworden, doch der braucht ein praktisch Hausmütterchen und nimmt Novellas jüngeres Schwesterlein Bettina zur Frau. Das ist ein harter Schlag, den man selbst über zehn Jahre Lehrtätigkeit nicht vergißt. Denn solange ist's her, da sich die beiden Freunde Dr. Novella und Dr. Sangiorgio treffen und sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe machen, daß sie sich nicht geheiratet haben. Denn Bettina kocht zwar gut, sorgt für die Kinder, aber hilft Dr. Sangiorgio bei seinen gelehrten Arbeiten nicht. Das hätte Novella freilich besser getan; doch wer hätte dann gekocht; wer hätte den Haushalt geführt, den Staub von den Büchern gewischt?! Diese Frage läßt Fulda wohlweislich offen.

Kurz „Novella d'Andrea" ist ein glattes Stück mit hübschen Versen ohne viel psychologisches Rückgrat. Die Rollen sind daher nicht dankbar, was die Darstellung gleich fühlen ließ. Mit Kostümpracht, mit Studentenulk und Professorenwitzen hilft sich Fulda über Vertiefung der Handlung, des Problems hinweg.

Nach den Theaterrenaissancemenschen Fuldas marschiert eine Kompagnie „Soldaten" im gleichnamigen Schauspiel von Stein und Heller über die Bühne. Ihr Exerzierplatz ist diesmal das Residenztheater. Es sind stramme, schneidige Leutnants und Fähnrichs, ein idealer Hauptmann darunter und ihnen unterstellt ein etwas waschlappiger, ewig unzufriedener Gemeiner, Schreiner mit Namen, der im Zivil Setzer ist, aber eigentlich Schriftsteller werden möchte. Der erste Akt interessiert das Publikum durch eine Tennispartie, bei welcher wir sämtliche Damen und bessere Herren des Stückes kennen lernen; in der Folge sehen wir, daß die reiche, junge Fränze sehr gerne des Gardeleutnants Robert von Winterfeld Frau würde, doch sie will nicht ihres Geldes wegen genommen sein, und in ihrer Naivität sagt sie das den liebenden Freier, just da er sich erklären will. Das ist deutlich und er verabschiedet sich. Des Leutnants Schwester trifft einstweilen im Park durch Zufall den Soldat Schreiner, der ihres früheren Hausmeisters Sohn ist, und der — wie ich schon sagte — dichtet und sich beim Militär höchst unglücklich fühlt. Sie erbittet sich von ihm ein Poem zur Durchsicht und wird es erhalten.

Zweiter Akt: Ein Mannschaftszimmer in der Kaserne. Amüsante, naturwahre Milieuschilderung, ohne Handlung, bis auf den Schluß, da Schreiner vom gnädigen Fräulein ein Brieflein erhält, das just auch der Herr Hauptmann Witte in die Hand bekommen muß, just er, der Helene seit Jahren heimlich liebt und verehrt.

Dritter Akt: Hauptmann Witte ist daheim. Er ist der gute Kerl par excellence; wo etwas in die Brüche geht, da muß er herhalten. Robert von Winterfelds, des verschmähten Bräutigams Vermögen ist in die Brüche gegangen, er springt helfend bei, so daß dieser noch gegen die Hereros wird ziehen dürfen. Und wirklich kommt er in der schmucken Tropenuniform auf die Bühne (die allgemein im Publikum bewundert wurde), um sich von seinem Freund zu verabschieden und um sich trotz alledem im nachhinein mit der reichen Fränze zu verloben und, wenn er heimkehrt aus Krieg und Not, sie zur Frau zu nehmen. Bei Herrn Hauptmann Witte erscheint auch Schreiner, der Gemeine, und legt selbst ein offenes Geständnis über Zweck und Inhalt des Briefes von gestern ab, obwohl der Hauptmann es von ihm gar nicht wünscht. Das tut Witte weh, aber er schweigt, verbeißt seinen Groll in sich und duldet weiter.

Vierter Akt: Winterfeld ist im Kampf gegen die Hereros gefallen, — Schreiner erhält von einem großmütigen Verleger, der sein Talent als Schriftsteller erkennt, die Mittel zum freien Schaffen, — ein seltener Fall, der am Theater weit eher sich ereignet, als im Leben — er und Helene lieben sich und der arme Hauptmann muß wieder und für immer wohl zurückstehen. Tapfer und heldenmütig trägt Fränze, Winterfelds Braut, den schweren Schlag, der sie durch den Tod des Bräutigams getroffen.

Schon aus der kurzen Darstellung der Handlung läßt sich der Zwiespalt des Stückes ersehen. — Es war den Autoren darum zu tun, ein umfassendes, gerechtes Bild vom Militärleben zu geben, doch dazu reichte ihr technisches Können nicht aus. Darum wird das Stück viel zu lang, darum reihen sich die Szenen höchst schwerfällig aneinander. Anklänge an „Zapfenstreich", „Rosenmontag" und weit ältere Soldatenstücke bis zurück zu den Rührstücken ältesten Kalibers finden wir hier vereinigt. Als Milieuschilderung neu und gut ist der zweite Akt, dessen ganze Handlung freilich mit dem Stück selbst bis auf die Schlußszene, rein gar nichts zu tun hat.

Manch gute Ansätze sind darin, — aber es sind eben nur Ansätze, die nicht weiter emporkeimen, es fehlt der „Zug", — es ist zu stückweise gearbeitet.

Um die Darstellung mühten sich vor allem mit schönen Gelingen die Damen Reubke und Swoboda, die Herren Basil, Waldau, Lützenkirchen und Monnard. Die Episodenrollen wurden alle ebenfalls gut gespielt.

Bücherschau.

Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus. Von der Tübinger Universität mit dem I. Preis gekrönte Schrift von Dr. A. Vögele, (96 S) ist zu dem billigen Preise von 1 Mk. zu beziehen von der Prechterschen Buchhandlung in Stuttgart oder vom Verfasser selbst in Schönthal (Württbg.) oder von der Herderschen Filiale in München (Löwengrube). Prof. Dr. von Schanz schreibt darüber in der Lit. Beilage Nr. 32 der „Kölnischen Volkszeitung": Wie schon der Titel anzeigt, hat die Schrift nicht nur für die Aesthetik, sondern auch die Modephilosophie des Pessimismus und für die Ethik eine aktuelle Bedeutung. Ich möchte sogar hierin den Hauptwert derselben finden, da sowohl in der antiken als auch in der neueren Tragödie die tiefsten Motive für die Theodizea zu finden sind und vom Verfasser mit viel Verständnis und Geschick herausgestellt werden. M. Erzberger schreibt in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" Nr. 31: Die philosophische Fakultät hat in ihrem Urteil über diese Schrift ausgeführt: ‚Mit großer Literaturkenntnis verbindet diese Darlegung eine Umsicht, welche im ganzen in richtigem und sachgemäßem Fortgang das

Wesen des Tragischen nach den dasselbe konstituierenden Momenten (Bestandteilen) nach mehr formal ästhetischer und nach ethischer Seite vollständig und befriedigend entwickelt; namentlich fehlt nicht die gehörige Hervorhebung und eingehende Darlegung der idealen Bedeutung des tragischen Prozesses! Die Schrift zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil behandelt die einschlägigen Lehren der Vertreter des Pessimismus, Schopenhauer, Bahnsen, Ed. v. Hartmann, welche die ganze Welt für eine Tragödie halten oder im Tragischen ein Weltgesetz erblicken. Den dunklen Tinten und düsteren Farben, womit die Pessimisten die Welt darzustellen belieben, werden vom Verfasser die hellen Lichter und schönen Farben, welche das Weltbild indes verklären, entgegengestellt. Es wird gezeigt, daß die Weltbetrachtung Schopenhauers und seiner Nachfolger trotz mancher scharfsinnigen und treffenden Beobachtungen eine einseitig düstere und krankhafte und ihre Auffassung von der Kunst trotz einzelner feinsinniger Ansichten eine verfehlte ist. Im zweiten positiven Teil des Buches wird der Begriff des Tragischen an der Hand der bedeutendsten Aesthetiker und unter wesentlicher Berücksichtigung der tragischen Meisterwerke aller Zeiten in seinen einzelnen Bestandteilen aufgezeigt und entwickelt. Der Verfasser ist kein Freund abstrakt trockener Theorien, deshalb hat er sich bemüht, indem er den Leser wie in einem Spaziergang durch die große dramatische Kunst der weiten Welt führt . . ., die Darstellung durch geistreiche Sprüche großer Denker und durch schöne Zitate und Verse unsterblicher Dichter zu beleben und zu würzen. Ein eigenes Kapitel am Schluß zeigt die sittlichen Ideen in den Tragödien der berühmtesten und größten Dichter auf. Absichtlich wurde nur die große Dichtkunst der gefeiertsten Dramatiker und Tragiker der Welt zugrunde gelegt und berücksichtigt. Nur so konnte der Verfasser sicher sein, daß der aus diesen Meisterwerken entnommene Begriff des Tragischen der richtige und wahre sein müsse. An der Hand der vom Dunkel zum Licht schreitenden tragischen Kunst konnte der Verfasser hinweisen auf jene Macht und Weisheit, Güte und Schönheit, welche in Natur und Menschheit da und dort zutage treten, auf die Fülle und Herrlichkeit der im Makrokosmos niedergelegten Ideen. Es wird gezeigt, wie die Tragik in ihrer höchsten Vollendung, allem Irdischen einen Totenkranz windet und von dem weiten gräberreichen Kirchhof der Erde auf die unvergängliche Heimat der Seele hinweist! Die höchst lesenswerte und empfehlungswürdige Schrift ist zu dem billigen Preis von 1 Mk. zu beziehen. Wir wünschen ihr den weitesten Absatz.

Kleine Rundschau.

Hausindustrie.

In verschiedenen Landesteilen ist man eifrig bemüht, die Hausindustrie wieder ins Leben zu rufen. Man will dadurch den Landleuten eine neue Erwerbsquelle eröffnen. Namentlich ist es dort als eine anerkennenswerte Einrichtung zu verzeichnen, wo infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse die Bevölkerung verarmt ist und in der Heimat selbst keine lohnende Arbeit finden kann. Im Schwarzwald, im Elsaß, in der Eifel, im Hunsrück, in Thüringen haben einflußreiche und von wahrer Volksliebe beseelte Personen die Hausindustrie eingeführt, so daß jedermann in seiner freien Zeit sich einen nutzbringenden Nebenerwerb widmen kann. Es wäre aber sehr wünschenswert, daß auch in anderen Teilen des Reiches, namentlich im Osten, diese beachtenswerten Einrichtungen Nachahmung fänden. Es gibt in Westpreußen ausgedehnte Gegenden mit der ärmsten Bevölkerung. Die Leute haben sogar ihre eigene Hausindustrie, die aber noch arg in Windeln liegt. Es ist nämlich noch gar keinem Menschen eingefallen, sich allen Ernstes mit dem Wohl und Wehe dieses armen Volkes zu beschäftigen. Man findet hier namentlich eine Art Spankörbe aus gerissenen Holzleisten, die mit den in großen Massen aus Schweden bezogenen viele Aehnlichkeit haben. Auch die aus Wurzeln (namentlich Wacholder und Kiefern) und Weiden geflochtenen, eigenartig geformten Körbe würden bei einer etwaigen Vervollkommnung in der Ausführung recht praktische, dauerhafte und schöne Papierkörbe, Schirm- und Rockständer usw. abgeben. Außerdem werden an den langen Winterabenden Netze, Fischreusen, Wagenkörbe gearbeitet. Es ist zwar vieles noch in einer rohen, plumpen Form ausgeführt, aber da die Leute nur für ihren eigenen Bedarf arbeiten, so ist das nicht zu verwundern. Es mangelt hier an der leitenden, künstlerisch empfindenden Persönlichkeit und vor allem müßte für den nutzbringenden Vertrieb der Produkte in verständiger Weise Sorge getragen werden. Es wurden bereits hier und dort einige Versuche gemacht, aber sie scheiterten gewöhnlich an dem mangelhaften Verständnis des Volkscharakters und der verkehrten Art und Weise der Einrichtung. Auf ein Erwerben großer Schätze ist hier nicht zu rechnen. Den Leuten muß nur Gelegenheit geboten werden, ihre freie Zeit — namentlich im Winter — lohnend auszunützen. Eine für sich selbständige Einnahmequelle kann die Hausindustrie in dieser Gegend nie werden, da die Leute sich ausnahmslos mit Landwirtschaft beschäftigen, aber als Nebenerwerb würde sie einen großen Gewinn bedeuten. E. S.

Hausbibliothek.

Es gibt heutzutage kaum ein Haus, in welchem ein Klavier nicht anzutreffen wäre, und bei unserem Besuch fordert die glückliche Mutter ihre Anni sofort auf, dem Herrn doch etwas vorzutragen. Selbstverständlich sträubt sich die bescheidene Virtuosin ein wenig, aber weil die gute Mama so überzeugend das Talent ihrer Aeltesten lobt, so gleiten die schlanken Finger gar bald über die Tasten dahin. Seit ein paar Tagen ist erst das Stück geübt, daher noch die Unsicherheit; aber das Mädchen hat entschieden Talent — die Mutter sagt es ja, sie kennt doch ihr Kind am besten, und der höfliche Besuch wird es sicher nicht bestreiten. — — Aber noch weitere Kunstgenüsse bleiben uns nicht erspart. Marga, das Wunderkind, malt! Es wäre auch zu traurig, wenn keine Staffelei im Hause wäre. Da ist schon das neueste Erzeugnis! Natürlich sehr hübsch, sogar fein empfunden — für Marga! Wenn der Besuch nun genug gestaunt hat, so empfindet er vielleicht auch das Bedürfnis nach einer Unterhaltung und fragt wie zufällig nach der Bibliothek der kunstsinnigen Damen. — Bibliothek! Das ist aber doch ganz überflüssig. Wer würde da Geld für Bücher ausgeben, wenn man doch alles so schön in der Leihbibliothek erhält. Ja, die Familie treibt auch Literatur, und all die literarischen Eintagsfliegen sind ihr nicht unbekannt; aber fragt man nach Werken unserer besten katholischen Dichter und Schriftsteller, nach Werken, die einen dauernden Wert haben und die man nicht nur flüchtig gelesen, sondern täglich in seiner Nähe haben muß, um ihren Geist ganz zu verstehen, so wird man allzu oft auf eine erschreckende Unkenntnis stoßen. Gewiß will keiner das Klavier oder die Staffelei aus dem Hause verbannen, aber auch für eine Hausbibliothek müßte sich ein bescheidenes Plätzchen finden. E. S.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Neufränkische Lieder und Weisen. Von August Deppisch, Leipzig, Wörl. Mk. 3.—.
Webers Illustrierter Wegweiser durch die Kurorte und Sommerfrischen der Rheinlande. Zweite Auflage. I. Bd. Niederrhein. Geb. in Lwd. Baden-Baden, Weber. Mk. 1.50.
Tongers Taschenalbum, Bd. 30. 140 kath. Kirchenlieder für eine Mittelstimme mit Klavier-, Harmonium- oder Orgelbegleitung. Nr. 1 bis 140 in 1 Band geb. Köln a. Rh., P. J. Tonger. Mk. 1.—.
Tongers Taschenalbum, Bd. 29. Harmoniumschule. Theoretische und praktische Harmoniumschule von den ersten Anfängen bis zur entwickelten Technik (auch zum Selbstunterricht) von Heinrich Bungast, Köln a. Rh., P. J. Tonger, geb. Mk. 1.—.
Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1866 und 1870/71. Briefe und Berichte, herausgegeben von Markus Rist, S. J. Freiburg, Herder. Mk. 4.40.
Weltgrund und Menschheitsziel. Von Dr. Joseph Mausbach, Professor an der Universität Münster. Apolog Tagesfragen. 4. Heft. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. Mk. — 60.
Die Freimaurerei und ihre Wertlosigkeit. Von N. Eufiz. Berlin, Federverlag. Mk. —.50.
Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. Von Dr. Otto Willmann. 2. Teil: Empirische Psychologie. Freiburg i. B., Herder.
Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Nach G. Brugier bearbeitet von E. M. Hamann. Freiburg i. B., Herder. Mk. 2.50.
Selbstliebe — Egoismus. Von E. M. Simmer. Bozen, Tyrolia.
Oesterreich, Frankreich und Spanien und das Ausschließungsrecht im Konklave. Von Monsignore Adolfo Giablio. Paderborn, Junfermann. Mk. 1.—.
St. Ottilien-Missionskalender 1905. St. Ottilien, St. Benediktus-Missionsgenossenschaft. Mk. —.40.
Bunte Geschichten. 10. Folge. Klagenfurt, St. Josephs-Bruderschaft.
Führer zum Glück für Haus und Familie Von Bertha Mutschlechner. Klagenfurt, Verlag der St. Josephs-Bruderschaft.
Das Leben Jesu. Klagenfurt, Verlag der St. Josephs-Bruderschaft.
Mein Meßbuch. Geb. Klagenfurt, Verlag der St. Josephs-Bruderschaft.
Der gute Kongreganist. Von J Voggt. Geb. Dülmen, Laumann.
Alles für Jesus. Von A von Liebenau Geb. Donauwörth, Auer.
Herders Konversationslexikon. 3. Aufl. Heft 65/67. Freiburg. Herder à Mk. —.50.
Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Von P. Heinrich Denifle, O P. Zweite, durchgearbeitete Aufl. I. Bd. (1. Abt.) Mainz, Kirchheim.
Richard von Kralik. Von Adolf Innerkofler. Baden-Baden, Weber. Mk. 1.—.
Konzertführer. Kaiser Max, von Thierfelder. Mk. — 30. Frau Holde. Mk. —.30. Fulda, Maier.
Kirchliches Handlexikon. Herausgegeben von Dr. M. Buchberger, München. Allg. Verlagsgesellschaft. 1/3. Lfg., à Mk. 1.—.
Illustr. Geschichte der deutschen Literatur. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Lfg. 12/13 à Mk. 1.—. München, Allg. Verlagsgesellschaft.
Regensburger Marienkalender 1905. 40. Jahrgang. Regensburg, Pustet. Mk. —.50.
St. Maria- und St. Joseph-Kalender 1905. Klagenfurt, St. Josephs-Bruderschaft.
Die Abgabenfreiheit auf den natürlichen Wasserstraßen in Deutschland. Von H. Osel-München, Kgl. Hauptzollamtsoffizial. München, Verlagsanstalt vorm. Manz.
Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Von P. Heinrich Denifle, O. P. Mainz, Kirchheim.
Franz J. Zottmann, Bischof von Tiraspol. Von A. Zottmann, München, Roth.
Aus meinem Garten. Von G. M. Schuler. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. Manz.
Musen-Almanach 1904. München, Verlagsgesellschaft. Geb. Mk. 2.50.
Wahrheit. Von Fritz Oswald Bilse. Berlin, Schuhr.
Theorie des Romans und der Erzählkunst. Von Heinrich Keiter. Zweite Aufl. Essen, Fredebeul & Koenen.
König Alkohol. Von J. Haw. Essen, Fredebeul & Koenen.
Vom Zweifel zum Glauben. Von Franz Tannebizu S. J. Straßburg, Le Roux & Co.
Konfessionsstatistik Deutschlands. Von H. A. Krose S. J. Freiburg. Herder. Mk. 3.60.
Vrede den Arme. Door Marie von Ekensteen. Uitgave van het Davids-Fonds Nr. 141. Holl. Ausg. von „Friede den Hütten".
Die Parabeln des P. Bonaventura Giraudeau S. J. von Brentano. Mainz, Lehrlingshaus.
Nach Lourdes. Von Fr. Jos. Wiersch. Mainz, Lehrlingshaus.
Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Leipzig, Dunker & Humblat. Mk. 5.—.
Praktische Volksschulbildung. Von Franz Weigl, München. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. Manz.
Vom gerechten Lohn. Von Rüdiger-Miltenberg, Berlin, Bibliogr. Institut für Verf.-Wissenschaft.
Papst Pius X. Ein Lebensbild des Hl. Vaters. Von Anton de Waal. Zweite ergänzte Aufl. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Geb. Mk. 3.—.
Der Strahl. Von C. zur Haide. Alleinberechtigte nach der 87. Auflage bearbeitete deutsche Ausgabe von M. R. Montaur, „Le Rayon". München, Roth. Br. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50.
Die Osterfestberechnung auf den britischen Inseln vom Anfang des vierten bis zum Ende des achten Jahrhunderts. Eine historisch-chronologische Studie von Dr. Joseph Schmid. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. Manz.
Magazin für volkstümliche Apologetik. Herausgeber Ernst H. Kley, III. Jahrgang Nr. 4, Ravensburg, Alber.
Oberpfälzische Geschichten. Von M. Herbert. Geb. Regensburg, Habbel.
Die Zentrumspolitik im Reichstage. Reichstags-Session vom 3. Dezbr. 1903 bis 16. Juni 1904. Eine Uebersicht über die Tätigkeit der Zentrumsfraktion in der ersten Session der XI. Legislaturperiode von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags. Coblenz, Görresdruckerei. Mk. 1.50.
Mohammed. Von Herbert Grimme. Mit einer Karte und 60 Abbildungen. München, Kirchheim. Mk. 4.—.
Reformationsgeschichtliche Streitfragen. Ein Wort zur Verständigung aus Anlaß des Prozesses Berlichingen von Dr. Sebastian Merkle. München, Kirchheim.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a. österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlage. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen. Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstrasse 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 28. München, 9. Oktober 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Religionsunterricht und Schule.

Von

Pfarrer Johannes Mumbauer.

Der durch den vielberufenen „Schulkompromiß" der Konservativen und Nationalliberalen im preußischen Landtage zu neuer Heftigkeit entfachte Kampf um die Schule dreht sich im letzten Grunde um die Frage, ob die öffentliche Zwangsvolksschule eine christliche sein soll, oder, noch allgemeiner ausgedrückt, ob es Aufgabe der Staatsschule sei, eine religiöse Erziehung zu vermitteln. Das Endziel aller liberalen Parteien der radikaleren — und wohl auch der „gemäßigten" — Richtung ist ohne Frage die völlige Beseitigung des Religionsunterrichts aus der Schule, wenn dies auch aus taktischen Gründen einstweilen noch nicht immer klar ausgesprochen wird. Die wenigstens in dieser Beziehung ehrlichere Sozialdemokratie dagegen hat die absolute Ausschließung von Religion und Kirche aus der Schule offen zu ihrem Programmsatz erklärt und noch kürzlich auf dem Bremer Parteitag gefordert. Und überall da, wo die linksstehenden Parteien, d. h. also praktisch im allgemeinen die Vertreter des Unglaubens, einen maßgebenden Einfluß besitzen, ist denn auch den Religionsgesellschaften die Gelegenheit, die schulpflichtige Jugend „schulplanmäßig" mit Religionsunterricht zu versehen, nach Möglichkeit durch die Gesetzgebung genommen, oder doch beschränkt bezw. erschwert worden. Da uns bei einem eventuellen Siege des politischen Radikalismus zweifellos dasselbe Los bevorsteht, so dürfte es von Interesse sein, die bezüglichen Bestimmungen jener „fortgeschritteneren" Länder über Religion und Volksschule sich zu vergegenwärtigen. In Nr. 50 des laufenden Jahrgangs 22 der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" gibt der bekannte ehemalige Privatdozent Dr. Leo Arons über den betreffenden Stand der Schulgesetzgebung eine recht dankenswerte Uebersicht, auf der die folgenden Angaben beruhen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht bekanntlich Trennung von Kirche und Staat; der Staat kennt also offiziell keine Pflege der Religion. In manchen Staaten gibt es demnach überhaupt keinen Religionsunterricht in den Schulen, und wo solcher erteilt wird, fehlt jeder Zwang zur Teilnahme. In der Regel bieten nur die freien, von den einzelnen Konfessionen errichteten und unterhaltenen Schulen, z. B. die katholischen Pfarrschulen, schulplanmäßigen Religionsunterricht. Das „freie Amerika", welches kein staatliches Schulmonopol beansprucht, schließt also wenigstens die Möglichkeit der religiösen Schulbildung nicht aus, es befördert sie aber auch nicht.

Einigermaßen ähnlich liegen die Verhältnisse in den Niederlanden. Das holländische Gesetz kennt ebenfalls keinen Religionsunterricht in der staatlichen Schule, ja es gestattet diesen dort nicht einmal; Art. 2 des Gesetzes vom 17. August 1878 zählt die Religion weder zu den obligatorischen noch zu den fakultativen Fächern. Ueber die Religion sagt Artikel 3 nur folgendes — rein negativ —: „Der Lehrer enthalte sich einer jeden Aeußerung, welche das religiöse Gefühl der Kinder irgend eines Bekenntnisses verletzen könnte. Zuwiderhandlungen können durch Entlassung für ein Jahr, bei Wiederholungsfällen für unbestimmte Zeit bestraft werden. Der Unterricht in Religion wird den Priestern der verschiedenen Religionsgemeinschaften überlassen." Indessen bestehen neben den öffentlichen (staatlichen) Schulen, in denen Religionsunterricht nicht erteilt werden darf, noch kirchliche Schulen, die seit 1889 vom Staate subventioniert werden.

Die französische Gesetzgebung schließt selbstverständlich den Religionsunterricht von der Zivilschule ganz aus. Private Schulen mit Religionsunterricht bestehen einstweilen noch (ausgenommen die Kongregationsschulen); es wird ihnen aber, soweit sie kirchlichen Charakter tragen, wohl bald der Garaus gemacht werden. Jedoch läßt die öffentliche Volksschule zurzeit noch den Donnerstag frei, um — nach der ursprünglichen Intention — den Eltern es zu ermöglichen, an diesem Tage ihren Kindern Religionsunterricht erteilen zu lassen. Der Sozialdemokrat Arons fügt aber malitiös bei, Donnerstags „finden allerdings auch die militärischen Uebungen (der Schülerbataillone) statt, und diese mögen zuweilen den Religionsunterricht ungünstig beeinflussen". (!) Um den freiwilligen Religionsunterricht zu erschweren, bestimmt Artikel 2 des Gesetzes von 1882 ausdrücklich, daß derselbe nicht innerhalb des Schulhauses erteilt werden darf; und zum Ueberfluß beugt das Gesetz vom Jahre 1886 auch noch einer andern Möglichkeit vor, indem es durch Art. 25 verbietet: „Sie (die Lehrer) dürfen keine bezahlten oder unbezahlten Kirchenämter annehmen."

Auch in Italien ist der Religionsunterricht kein obligatorisches Fach der — freilich nicht allzu zahlreichen — Ge-

meindeschulen. Artikel 3 des Regolamento von 1896 besagt nur: „Die Gemeinden haben die Verpflichtung, für den religiösen Unterricht derjenigen Kinder zu sorgen, deren Eltern dies verlangen". Wer den „Bildungstrieb" des gewöhnlichen italienischen Volkes kennt, wird über die Konsequenzen dieser Bestimmung nicht im Zweifel sein. Im übrigen muß anerkannt werden, daß freien Schulen religiösen Charakters Schwierigkeiten nicht gemacht werden; leider fehlt es zu deren Gründung vielfach an Mitteln.

In Belgien gehört zwar gemäß Artitel 4 des Gesetzes vom Jahre 1895 die Religion zu den Disziplinen, welche die Volksschule „notwendigerweise" zu behandeln hat; ein Zusatz dieses Artikels macht aber die ganze Bestimmung illusorisch, indem es heißt: „Die Kinder werden von der Verpflichtung, dem Religionsunterricht beizuwohnen, entbunden, wenn deren Eltern den Antrag in folgender Form stellen: „Der Unterzeichnete . . . sich stützend auf das Recht, welches ihm Artikel 4 des Gesetzes über den Volksschulunterricht gewährleistet, bittet, daß sein Kind vom Religionsunterricht entbunden werde". In einem Lande, das wie Belgien vom Liberalismus und Sozialismus durchwühlt ist, muß eine derartige Bestimmung bedenklich sein. Außerdem ist ausdrücklich festgesetzt, daß der Religionsunterricht nur zu Beginn oder am Schlusse des übrigen Unterrichtes gehalten werden darf — eine Anordnung, die bei großen Schulsystemen leicht die praktische Unmöglichkeit bedeuten kann.

Die Schweiz überläßt die Schulangelegenheiten den einzelnen Kantonen; es gibt daher je nach dem konfessionellen bzw. politischen Charakter der Kantonsregierungen auch vielfach konfessionelle Schulen. Doch hat auch hier der Liberalismus zu seinen Gunsten vorgebaut durch Artikel 49 der Bundesverfassung, daß niemand zur Teilnahme am Religionsunterricht gezwungen werden darf. Bis zum vollendeten sechzehnten Jahre ist die Bestimmung über die religiöse Erziehung des Kindes ganz in die Hände des Vaters oder Vormundes gelegt. In der Schweiz ist also im Grunde die Religion so wenig ein Zwangsfach der Schule wie in Belgien.

England, das klassische Land der individuellen Freiheit, kennt natürlich ebensowenig einen obligatorischen Religionsunterricht. Es gibt dort zwar sehr viele private Konfessionsschulen — in England kann eben jeder „nach seiner Fasson" selig werden —; aber in der öffentlichen Volksschule fehlt die Religion als Pflichtfach. In dem Schulgesetz von 1899 sagt § 3: „Es wird nicht als Bedingung der Aufnahme in die Schule von einem Kinde verlangt, daß es Sonntags- oder andere Religionsschulen zu besuchen habe oder nicht, oder daß es religiöse Gebräuche zu pflegen oder an irgend einem Religionsunterricht, gleichviel wo, teilzunehmen habe." Ferner: „Die Zeit, während welcher die Religionsübungen oder der Religionsunterricht stattzufinden haben, soll entweder der Beginn oder der Schluß der täglichen Schulzeit sein . . . Von diesem Unterricht können die Eltern jedoch ihre Kinder fernhalten, ohne daß diese irgend welcher Vorrechte, welche ihnen die Schule gewährt, verlustig gehen." Religiöse oder irreligiöse Erziehung liegt also ganz im Belieben der Eltern.

L. Arons zieht folgendes Fazit: „Daß der Religionsunterricht nicht zwangsweise erteilt werden darf, haben also die Vereinigten Staaten von Amerika, Italien, Belgien, die Schweiz und England erkannt, die weitere Konsequenz (!), daß der Religionsunterricht aus der Volksschule zu verweisen sei, haben Frankreich und die Niederlande gezogen." Den Rekord in der Entchristlichung der Schule aber hat das „allerchristlichste" Frankreich, das bekanntlich an der Spitze der „Kultur" marschiert, aufzuweisen. Unsere deutschen Sozialisten beneiden es darum. Und deshalb machen sie es dem biederen „Freisinn" und seinem Bourgeoisanhang zum Vorwurf, daß sie nicht gleich reine Bahn machen wollen und nur zaghaft gegen den nationalliberal-konservativen Kompromißantrag auftreten. In der Tat, wenn ein liberaler Staatsrechtslehrer (Preuß, das städtische Amtsrecht in Preußen, S. 236, zitiert in dem erwähnten Artikel von Arons) schreibt: „Die völlige Unfruchtbarkeit aller im ganzen Laufe des neunzehnten Jahrhunderts immer wieder gemachten Versuche eines preußischen Unterrichtsgesetzes geht . . . zurück auf die unter den gegebenen Verhältnissen in Wahrheit unlösbare konfessionelle Frage" — so wäre es vom liberalen Standpunkt nur konsequent, die völlige Eliminierung des konfessionellen Religionsunterrichtes aus der Schule zu verlangen. Im innersten Herzen denkt der gesamte Liberalismus dementsprechend, wenn er auch die rückhaltlose Proklamierung des Endzieles noch dem Sozialismus überläßt. Im gegebenen Momente wird er aber die Maske fallen lassen und in den ihm so sympathischen „kulturellen" Bestrebungen der Sozialdemokratie mit dieser gemeinsame Sache machen. Haben die Liberalen aller Schattierungen es doch schon oft genug ausgesprochen, daß sie sich in der „Weltanschauung" eng mit den führenden Geistern des Sozialismus berühren — bis auf die kitzlichen Fragen natürlich, die das Portemonnaie betreffen! Sache aller gläubigen Kreise wird es sein, dafür zu sorgen, daß der Liberalismus nicht mehr so erstarkt, daß er überhaupt wieder bündnisfähig wird. Das wird der nächstliegende Gesichtspunkt unserer Schulpolitik sein müssen.

Deutsche Eisenbahnverkehrspolitik.*)

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Die deutsche Verkehrspolitik schreit nach einer Aenderung: das heute beliebte System der Umleitung führt zur Aushungerung der kleineren Staaten. Hessen hat dies schon längst empfunden und ist Preußen in die Arme geflüchtet. Herr von Budde hat es ja erst dieses Frühjahr im preußischen Abgeordnetenhause zugegeben wie man Hessen eingefangen hat; Preußen verbilligte einfach die Tarife soweit, daß Hessen nicht mehr konkurrieren konnte; der Verkehr blieb auf den preußischen Linien und ging noch mehr auf diese über. Nun dieser Konkurrent aus dem Felde geschlagen ist, hat man die Tarife über die Rheinbrücke bei Mainz wieder erhöht. Baden und Württemberg seufzen unter dem heutigen System der Umleitung und können es nicht mehr lange aushalten. Bayern hat ein mehr abgeschlossenes Verkehrsgebiet und bleibt scheinbar ruhig; aber man gebe sich auch dort nicht zu viel der Hoffnung auf das Reservatrecht in Eisenbahnfragen hin. In der Praxis versagt dieses, wenn Preußen anders will. Ein bayerischer Bundesbevollmächtigter hat sich vor einigen Monaten in der Budgetkommission des Reichstags auf das Reservatrecht in Eisenbahnsachen berufen; aber es wurde ihm sofort entgegengehalten, was dieses Bayern nütze, wenn z. B. Preußen die Tarife für Rübenzucker wesentlich ermäßige und dieser Satz bis Mannheim gelte. Dann werden die pfälzischen Zuckerrübenbauern im Reservatrecht sehr wenig Schutz haben. Die Konkurrenzneigung der einzelnen Eisenbahnverwaltungen ist das Erbübel, an dem unsere gesamte Verkehrspolitik leidet; man findet es ja bis zu einem gewissen Grad begreiflich, daß jede Verwaltung bestrebt ist, die Güter und Personen tunlichst lange auf ihren eigenen Schienen rollen zu lassen, daß auch nicht immer der kürzeste Weg der rentabelste ist. Aber wenn Umwege von 25, 30, 35, ja selbst 44 % gemacht werden, so bedeutet dieses einen großen Verlust an Zeit, Geld, rascher Abnützung des Materials und stellt einen Zustand dar, der eines einheitlichen Deutschen Reiches nicht würdig ist, der im Interesse der kleineren Staaten geändert werden muß. Der Reichstag hat diesen Winter denselben Gedanken mit größter Deutlichkeit ausgedrückt. Artikel 42 der Reichsverfassung fordert, daß die Bundesstaaten sich verpflichten, die Bahnen wie ein „einheitliches Netz" zu verwalten. Der heutige Zustand spricht dieser Verfassungsbestimmung einfach Hohn! Der badische Staatsminister von Brauer hat nun im Frühjahr in seiner ersten Kammer dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß der Zeitpunkt für Schaffung von Reichseisenbahnen verpaßt sei. Reichseisenbahnen würden allerdings in erster Linie das Mittel sein, um Einheitlichkeit in die deutsche Verkehrspolitik zu bringen. Aber wir sind auch der Ansicht, daß der günstige Zeitpunkt für dieselben ein für allemal vorüber ist. Das Jahr 1876 kehrt niemals wieder! Als es sich damals um solche handelte, hat der badische Ministerpräsident Turban erklärt, daß Reichseisenbahnen die „Lebens- und Existenzfähigkeit des badischen Staates" angreifen würden, und am 4. Mai 1876 beantwortete er eine

*) Der Artikel war lange Zeit vor der Heidelberger Ministerkonferenz geschrieben. Raummangel hinderte eine frühere Veröffentlichung.



Interpellation des Abg. Hansjakob dahin: Die Regierung werde vor allem im Auge behalten, welch hohen Wert der Besitz und die eigene Verwaltung der Eisenbahnen für Baden habe. Wie in den anderen einzelstaatlichen Parlamenten, so wehrte man sich auch in dem badischen gegen die Reichseisenbahnen. Sollen wir aber dem damaligen Parlamente einen Vorwurf machen? Es würde ungerecht sein. Wenn dieselben die ungeheuere Entwickelung des Verkehrs hätten voraussehen können, wenn dieselben geahnt hätten, welche Machtfülle sich der preußische Staat durch Aufkauf der Privatbahnen erwerben wird, wenn sie die heutige Kalamität hätten schauen können, dann würden 1876 sicherlich Reichseisenbahnen zustande gekommen sein; das ist unsere feste Ueberzeugung! Aber jetzt hat der badische Ministerpräsident recht: der Zeitpunkt ist verpaßt und kehrt niemals wieder. Preußen gibt seine Gewalt und seinen Einfluß nebst den hohen Ueberschüssen aus den Eisenbahnen niemehr an das Reich ab. Man halte sich nur vor Augen, daß die preußischen Eisenbahnen an die allgemeine Staatskasse an Ueberschüssen ablieferten: 1896: 185 Mill. Mk., 1897: 204 Mill. Mk., 1898: 239 Mill. Mk., 1899: 268 Mill. Mk., 1900: 295 Mill. Mk. Man vergleiche ferner die Renten der einzelnen Bahnen im Jahre 1900: Preußen-Hessen: 7,19 %, Bayern: 3,82 %; Württemberg 3,32 %; Sachsen: 3,97 %, Baden: 3,42 %. Oder nehmen wir den Betriebskoëffizienten, d. h. das Verhältnis der Betriebsausgaben zu den Betriebseinnahmen, so finden wir im Jahre 1900 folgende Zahlen: Preußen-Hessen: 58,95; Bayern: 69,63; Württemberg: 66,01; Sachsen: 74,27; Baden: 76,56. Immer sticht der Vorteil Preußens heraus! Die Einzelstaaten müssen im Interesse ihrer politischen Selbständigkeit fordern, daß sie nicht erdrückt werden. Die Umleitungen müssen aufhören! Staatsminister von Brauer hat mitgeteilt, daß in Frankfurt a. M. eine vertrauliche Besprechung stattgefunden habe, der auch Herr von Budde angewohnt habe. Eine Betriebsmittelgemeinschaft sei geboten. Bisher ist über die Frankfurter Konferenz in der Oeffentlichkeit gar nichts bekannt geworden; man wußte nicht einmal, daß sie stattfand. Wenn die Verhandlungen sich um die Einführung einer Betriebsmittelgemeinschaft drehten, scheint uns dies der richtige Weg zu sein, wie wir es schon vor Jahren an anderer Stelle vertreten haben. Eine Wagengemeinschaft, Lokomotivgemeinschaft usw. bringt große Vorteile und wahrt auch die Staatshoheit der einzelnen Verwaltungen. Was ist allein gewonnen, wenn die vielen leerlaufenden Eisenbahnwagen endlich einmal ausgenutzt werden können! Man frage darüber nur einmal die Geschäftswelt. Ein Industrieller meines Wahlkreises hat mir erst vor einigen Wochen erzählt, wie schlimm er oft daran ist, daß er nicht alle Aufträge prompt erledigen kann, weil ihm die württembergische Verwaltung nicht schnell genug die nötigen Wagen gibt. Er muß aber mitansehen, wie ganz leere Wagen an seinem Etablissement vorbeifahren; er darf sie nicht benützen, obwohl sie vielfach dorthin gehen, wohin er gleich eine ganze Wagenladung senden sollte. Das ist doch volkswirtschaftlich ein ungeheurer Nachteil und politisch in einem einheitlichen Reiche eine Torheit! Bedenken gegen eine Betriebsmittelgemeinschaft bestehen gar nicht; sie ist zeitgemäß, notwendig, rentabel. Man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, daß sie auch bald ins Leben treten wird mit Einschluß von Bayern, das sich hierdurch nichts vergibt, aber sehr wesentliche Nachteile erleiden kann, wenn es fernbleibt. Denn gegenüber einer Gemeinschaft aller übrigen deutschen Eisenbahnverwaltungen ist Bayern trotz seines Reservatrechts einfach machtlos und muß nachmachen, was jene in Aussicht stehende Gemeinschaft ausführt; da ist es doch besser und klüger, es ist von Anfang an dabei.

Die Popularisierung der Statistik.

Von

Unterstaatssekretär z. D. Professor Dr. v. Mayr.

Es wird wohl manchem nicht als sonderlich populäres Thema erscheinen, von der Statistik und noch dazu von deren Popularisierung zu sprechen. Und doch zeigt sich bei näherem Zusehen, daß die Statistik nicht bloß die Statistiker angeht, sondern weiteste Kreise des ganzen Volkes, einmal insoferne ohne deren Mitwirkung die wichtigsten statistischen Feststellungen nicht möglich sind, dann aber auch deshalb, weil die Erkenntnis der statistischen Ergebnisse und deren Nutzbarmachung fürs Leben für immer weitere Kreise der Bevölkerung, namentlich auf dem Gebiet des neuzeitlich ausgestalteten Wirtschaftslebens zur Notwendigkeit wird. Hat man es dann im besonderen noch mit einem Volk zu tun, bei welchem das Interesse an der Statistik schon in ausgesprochener Weise sich geltend macht, namentlich auch durch eine der Statistik gewidmete langjährige Vereinstätigkeit, dann ist es weniger verwunderlich, wenn man zu erwägen beginnt, wie man die Statistik noch mehr popularisieren könnte. Diese Voraussetzung trifft für die Schweiz zu. Es ist hiernach begreiflich, daß die kürzlich in Altdorf, „dem schmucken Hauptort des alten freien Standes Uri" — wie es in der Einladung hieß — abgehaltene Jahresversammlung des Verbands der amtlichen Statistiker und der Schweizerischen statistischen Gesellschaft sich gerade mit dieser Frage beschäftigte. Seit langen Jahren dieser Gesellschaft angehörig, habe ich mich diesmal nach Altdorf aufgemacht, zumal zugleich der 40jährige Bestand der durch ihre Arbeiten um die Statistik wohlverdienten Gesellschaft gefeiert wurde. Manchen alten guten Freund habe ich dort wieder gefunden und neue dazu, insbesondere aus dem Kreise der wackeren Urner erworben. Hier möchte ich den Lesern dieser Blätter nur in aller Kürze über den Verlauf der Verhandlungen über das Thema der Popularisierung der Statistik berichten. Vortrefflich eingeleitet wurden diese Verhandlungen durch das Referat des Rektors Nager (Altdorf). Als Grundbedingungen, welche die Statistik ihrerseits vor allem erfüllen müsse, bezeichnete er Wahrheit, Weitblick und Zugänglichkeit; in letzterer Beziehung sowohl die Anbahnung des Verständnisses der Ergebnisse durch sorgsame Bearbeitung als auch die Erleichterung des Besitzes der Publikationen für die weiteren Kreise der Interessenten betonend. Von den Instanzen, welche die Popularisierung der Statistik zu verwirklichen hätten, bezeichnete er zuerst die Presse und weiter den öffentlichen Vortrag. Erst danach und mit dankenswerter Mäßigung kommt er auf die Anteilnahme der Schule an der Verbreitung des Verständnisses der Statistik zu sprechen. Immerhin meint er, auch schon in der Volksschule könnten vereinzelt Ergebnisse statistischer Erhebungen sowohl in der Vaterlandskunde als beim Rechnen mit Nutzen verwertet werden, mit bescheidener Heranziehung auch der einfachsten Form graphischer Darstellung. Noch besser seien, diesen Gedanken zu verwirklichen, die mittleren Schulgattungen in der Lage. Voraussetzung aber sei dabei, daß vor allem den Lehrern aller dieser Schulen das Lernen auf dem Gebiet der Statistik erleichtert werde. Zu diesem Zweck solle die Statistik ihrerseits Schulfreundlichkeit in der Art entwickeln, daß ihre Veröffentlichungen namentlich auch den in Frage stehenden Lehrerkreisen zugewendet würden. Auch die Frage der Ausgestaltung von Hochschulferienkursen für Statistik berührte der Referent. Der Korreferent Lambelet vom eidgenössischen statistischen Bureau in Bern gab alsdann sogleich unter Erläuterung einer prächtigen im Versammlungssaal von ihm ausgestellten Sammlung von Diagrammen über schweizerische und speziell urnerische Bevölkerungsverhältnisse und soziale Zustände eine praktische Probe von den Wegen, die zum erleichterten Verständnis statistischer Errungenschaften führen. In der folgenden Diskussion traten einige Unterfragen über die Ausgestaltung der graphischen Darstellungen stark hervor, die für den Fachmann von erheblichem Interesse sind, in die näher einzudringen ich aber den Lesern dieser Blätter nicht zumuten möchte. Nur kurz sei erwähnt, daß der Züricher Statistiker Kollbrunner überhaupt gegen ein Uebermaß graphischer Darstellung sich wendete und die hohe Bedeutung des erläuternden Wortes in den Vordergrund stellte; das erläuternde Wort möchte er auch in die statistischen Jahrbücher eingeführt sehen. Ich konnte in letzterer Hinsicht auf die beachtenswerte Ausgestaltung der australischen amtlichen Statistik hinweisen. In der Hauptsache betonte ich, wie notwendig es sei, mit dem Verlangen der Aufnahme der Statistik als Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan der Schulen sich Beschränkung aufzuerlegen, wie dies auch seitens des Referenten geschehen sei. Ganz aber, führte ich weiter aus, dürfe doch von der besseren Ausgestaltung systematischen Unterrichts in der Statistik nicht abgesehen werden; dabei käme einerseits die Statistik als Lehrfach der Hochschulen, anderseits die Aufnahme derselben unter die Unterrichtsfächer der Lehrerbildungsanstalten in Betracht. Auch die gelegentliche Einflechtung von Statistik in den Elementarunterricht werde nur dem Lehrer gut gelingen, der in seinem Bildungsgang selbst etwas von Statistik gehört habe. Für die akademisch gebildeten Lehrer an den höheren Schulen aber sei das Vertrautsein mit dem Wesen und den Aufgaben der Statistik unbedingt zu verlangen. Voraussetzung aber sei dabei, daß der Statistik die ihr zurzeit im Hochschulunterricht noch fehlende volle Wertung zukomme und demgemäß an allen Hochschulen für angemessene Vertretung dieses Faches gesorgt werde. Der Umstand, daß diese Wissenschaft vielleicht in geringerem Maße als andere von Professoren begründet worden sei, könne und dürfe kein Hindernis bieten. Aus der weiteren Diskussion sei nur noch folgendes hervorgehoben. Privatdozent Dr. Buomberger, bisher Direktor des kantonalen Freiburger statistischen Bureau, der kürzlich die Redaktion der „Ostschweiz" übernommen hat, betonte besonders, daß außer der Form der Popularisierung der Statistik auch deren

Inhalt von Bedeutung sei. In diesem Sinne werde eine Förderung der Popularisierung der Statistik namentlich dadurch erzielt werden, daß sie sich besonders den sozial bedeutsamen modernen Tagesfragen zuwende. In geistvoller Weise äußerte sich der früher als amtlicher Statistiker tätige Direktor der eidgenössischen Alkoholverwaltung, Milliet, zur Sache. Er hebt insbesondere hervor, daß es nicht bloß darauf ankomme, ein Interesse für vereinzelte statistische Ergebnisse unter das Volk zu bringen, sondern vor allem auch dafür, was die Statistik ist und wie sie arbeitet. Die Frage, inwieweit eine unmittelbare Heranziehung der Schule bewirkt werden kann, hält Milliet noch nicht für ausgereift. Er meint, und gewiß mit Recht, die an der Frage interessierten Kreise müßten vor allem derselben näher treten, dazu biete das Referat Nagers trefflichen Anhalt, man solle also dafür sorgen, daß dieses in den fraglichen Kreisen weiteste Verbreitung finde; man solle gewissermaßen zunächst den Vortrag über die Popularisierung der Statistik popularisieren. Mit der einstimmigen Annahme des Millietschen Antrags gelangte die Diskussion zum Abschluß. Ich glaube, daß man auch in Deutschland allen Anlaß hat, die hier aufgeworfene Frage in ernstliche Erwägung zu nehmen. Ohne Statistik kann weder die Verwaltung, noch die Politik, noch die Wissenschaft bestehen. Allseitig ist das Interesse, daß die Statistik bestmöglich gestaltet sei; das aber ist bei dem starken Heranziehen der Bekenntnisse Tausender, wie die moderne Statistik es erheischt, nur möglich, wenn diese Tausende der statistischen Befragung mit Verständnis gegenüberstehen. Die „Popularisierung der Statistik" ist schon aus diesem einen Grunde ein vollberechtigtes neuzeitliches Postulat.

Rüstungen der Parteien in Frankreich.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

In der am 18. Oktober beginnenden Herbsttagung sollen, nach dem gewöhnlichen Lauf, keine wichtigen politischen Angelegenheiten erledigt werden. Die Trennung von Kirche und Staat, durch Abschaffung des Konkordates und des Kultusbudgets, soll Hauptaufgabe der im Januar beginnenden neuen Tagung werden. Combes versicherte in seiner Tischrede zu Auxerre, das ganze Land verlange nach der Trennung, die Blätter des Bloc wiederholen dies in allen Tonarten. Demgemäß dürften sie glauben, durch die Trennung sich einen guten Boden für die 1906 (im Februar) stattfindende Erneuerung der Kammer, sowie die Drittels-Erneuerung des Senates zu verschaffen. Sie lassen es daher nicht an Vorbereitungen, Rüstungen fehlen, sind überhaupt vorzüglich auf all diese Staatshandlungen und Fährlichkeiten eingerichtet. Es herrscht ohnedies eine immer größere Einigkeit unter den Republikanern, wenigstens in Betreff des Kampfes gegen die Verstockten, die unverbesserlichen Rückschrittler.

Auf seiten der Gegenparteien ist vor einigen Monaten schon Sprache gewesen von der Gründung eines großen Blattes, für welches ein bis zwei Millionen angelegt werden sollen. Solche Summe ist durchaus nicht zu hoch. Der Matin hat eher mehr eingesetzt, genießt dabei die Vergünstigung bester Bedienung aus amtlichen Quellen. Er bleibt immer in den Mantel der Unparteilichkeit gehüllt, gebraucht nur hin und wider die Krallen, aber dann um so geschickter, wirksamer. Deshalb führt er die 3 bis 400,000 Leser, die er sich erworben, an der amtlichen Leine ohne daß sie es merken. Durch allerlei Veranstaltungen beschäftigt er fortwährend die Oeffentlichkeit. So z. B. diesen Sommer durch ein Schulfest für 100—200,000 Kinder zum Jahrestag der Einführung des Schulzwanges. Für den 30. Oktober veranstaltet er ein Volks- oder Brudermahl, das 20—30,000 der 2'300,000 Mitglieder der Vereine gegenseitiger Unterstützung vereinigen wird, außerdem eine Wettfahrt elektrischer Boote von Toulon nach Algier. Aehnlich und mit demselben Erfolg arbeitet das Journal. Eine viel größere Leserzahl besitzt der Petit Parisien, der schon länger besteht, allmählich gewachsen ist.

Das vor vierzig Jahren gegründete Petit Journal rühmt sich fortwährend seiner Million Leser, ist nationalistisch, hat aber den Kampf gegen die Tagesherrscher schon längst eingestellt. Es erlangte seine große Auflage hauptsächlich durch Chauvinismus und die Vermeidung unsittlicher Romane, deren es fortlaufend zwei im Feuilleton bringt. Grundsatz ist bei ihm stets gewesen, sich stets gut mit der Regierung zu halten, was auch den Gesinnungen der Massen in Stadt und besonders auf dem Land entspricht, wo man jede Aenderung, jeden Umschwung wie das Feuer fürchtet. Nur bei dem Boulanger- und Dreyfus-Rummel war das Blatt gegen die Regierung. Die Minderparteien haben von ihm wenig zu hoffen. Entschieden militaristisch-nationalistisch ist das ziemlich verbreitete (100 bis 200,000) Echo de Paris. Es gibt noch eine ganze Reihe teils mit, teils gegen die Tagesherrscher kämpfender Blätter, welche oft genannt werden, aber sich nur mäßiger, selbst geringer Verbreitung erfreuen. Sehr beachtenswert ist, daß die Rufer im Streit, die den Kulturkampf schüren — Aurore, Humanité, Petite République, Lanterne, Radical, Rappel, Siècle, Action, Raison usw. — sich fast der geringsten Leserschaft erfreuen. Es sind teils junge Blätter, teils gefallene Größen, welche sich nur mühsam durchfristen. Das Volk, oder wenigstens die Oeffentlichkeit, ist durch fünfundzwanzigjährigen schleichenden Kulturkampf, zu dem die Liberalen schlimme Helferdienste geleistet, auf alles vorbereitet, eingedrillt. Derselbe begann mit dem Sturz Mac Mahons (1879), als Gambetta die Losung gab: der Klerikalismus ist der Feind.

Ein scharfer Kämpfer gegen die Regierung, freilich vorwiegend Radau- und Antisemitenblatt, ist die wohl 100,000 Blatt druckende Libre Parole. Viel weniger verbreitet, aber gut gearbeitet ist der monarchische Soleil. Die Croix hat sich nach Inhalt, Haltung und Verbreitung gehoben, dürfte mit ihren Ablegern in der Provinz wohl 200,000 Leser zählen, besitzt aber nur bescheidenen Einfluß. Ursprünglich hatte sie eine Richtung eingeschlagen, welche etwa dem deutschen Zentrum entsprach, dann aber ist sie dem Boulanger- und noch mehr dem Dreyfus-Rummel verfallen, hat, außer dem Chauvinismus, noch keine richtige, gesetzte, wirksame Haltung gewonnen. Der Chauvinismus ist gewissermaßen der Rettanker, an den sich die Blätter der Gegenparteien (auch Echo de Paris, Libre Parole usw.) krampfhaft festhalten. Es fehlt ihnen an einem klaren, bestimmten Programm, natürlich auch an Einigkeit. Sie spreizen sich als Verteidiger, Sprachrohre des Heeres, in der übrigens ganz richtigen Berechnung, daß im Falle eines Staatsbruches, eines Umsturzes, das Heer die öffentliche Ordnung retten werde, was dann mit Staatsstreich gleichbedeutend sein würde. Daß einmal ein Staats- oder Gewaltstreich sich einstellen werde, ist nach allen seit mehr als einem Jahrhundert gemachten Erfahrungen durchaus möglich. Nur kann es noch einige Zeit dauern. Der Kulturkampf wird zehn, zwölf Jahre beanspruchen, überhaupt um so länger dauern, da eine Ablenkung nach außen nicht eintreten kann, seitdem Deutschland ein starkes einiges Reich geworden.

Für das geplante neue Blatt ist die Geldfrage das mindere. Es wird aber schwer, sehr schwer halten, ein Programm aufzustellen, um all diejenigen zu erreichen, zu gewinnen, welche irgend an den Grundlagen sozialer Erhaltung und Ordnung festhalten, keine Kirchenfeinde sind. Wir haben hier ja auf seiten der von der Regierung ausgeschlossenen Minderheit zehn oder zwölf verschiedene Gruppen ohne großen Zusammenhang. Die von Piou und Graf de Mun geleitete Gruppe hat bedeutende Fortschritte gemacht, darf als die bedeutendste gelten. Ein gemeinsames Programm, welches die Massen mitreißen könnte, ist nicht vorhanden. Auf tatkräftiges Vorgehen ist daher wenig zu zählen. Diejenigen dürften recht behalten, welche behaupten, nur durch heftige, unerbittliche Verfolgung, wie sie jetzt zu beginnen scheine, könnten hier die Katholiken, die christlich Gesinnten geeinigt, zusammengeschmiedet und dadurch widerstandsfähig werden. Ueberall, auch in der Provinz, wohin ich kürzlich einen Ausflug gemacht, fühlt man sich am Vorabend großer Erschütterungen, Ereignisse. An Vorkehrungen fehlt es nicht. Z. B. in Paris hat ein Pfarrer — von Notre Dame du Travail im Außenviertel — seine Gemeinde schon eingereiht, um durch Beiträge von 5 Centimes bis 5 Francs monatlich alle Kosten des Pfarrdienstes aufzubringen. Die Pfarrkinder, obwohl meist arm, betätigen Eifer und Opferwilligkeit. Also ein Vorbild, wie man sich angesichts der Trennung von Kirche und Staat einzurichten hat. Aehnliche Vereine sind schon in mehreren Pfarreien geplant. Wenn ein Brand ausbricht, läßt jeder seine Arbeit liegen, um zum Löschen zu eilen. So wird es auch hier gehen bei dem Kulturkampf. Wenn die ersten harten Schläge erfolgen, wird man sich schnell über Abwehr, Programm usw. verständigen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Lächerlichkeit wirke tötlich, sagt ein französisches Sprichwort. Darf man sich in der heutigen pietätlosen Zeit gestatten, das Legitimitätsprinzip der Lächerlichkeit preiszugeben? Haben wir nicht schon Witzblätter genug, die mit der spitzen Feder und dem unflätig groben Stift fortgesetzt alles verspotten, was der monarchischen Autorität Grund und Halt gibt? Wenn Fürstenhäuser und Fürstenminister selbst Pulver für diese Minen der Revolution liefern, so gehört auch das zu dem „Schweineglück der Sozialdemokratie". Am frischen Grabe, nein schon am Todesbette des Grafregenten Ernst von Lippe-Detmold wurde der häßliche Streit um die „Ebenbürtigkeit" der Biesterfelder Linie wieder in feierlichen Schriftstücken von der Bückeburger Vetter-Regierung angesagt und anhängig gemacht. Vor 6 Jahren hat schon ein Schiedsgericht unter dem Vorsitz des verewigten Königs Albert von Sachsen das Blut der Ahnfrau Modeste von Unruh nachträglich einer peinlichen Probe unterworfen und entschieden, daß dieser Zuschuß von kleinadeligem Serum das Blut des Grafen Ernst nicht bis zur Regierungsunfähigkeit entfärbt habe. Das Urteil zugunsten des Vaters wollen die Wettbewerber um den Lippeschen Thron für den Sohn Leopold nicht gelten lassen: Der Bundesrat soll eine neue Ahnenprobe veranstalten. Inzwischen wollen die Biesterfelder Gelehrten auch in dem klagenden Bückeburger Geschlecht eine nicht ebenbürtige Ahnfrau entdeckt haben. Hie Unruh, hie Friesenhausen! Einige Stammbaumschnüffler behaupten sogar, ähnliche Gespenster wären in vielen anderen hochfürstlichen Ahnensälen zu finden, wenn man nur genau zusähe. Das Volk hat für diese feine Differenzierung von Vollblut und Halbblut absolut kein Verständnis; es sieht nicht ein, warum die Nachkommen einer deutschen Adeligen minderwertig sein sollen, während die Nachkommen von Sprößlingen aus der korsischen Bürgerfamilie Bonaparte oder dem Plebejerhause Bernadotte für voll gelten. Das Volk empfindet das Gegenteil von Erbauung, wenn die Fürstenhäuser aus Eifersucht und Eigennutz die Hochzeitswäsche ihrer Vorfahren auf offenem Markt wieder einmal waschen lassen. Mögen die berufenen Hüter und ersten Interessenten der Autorität des selbstmörderischen Spiels genug sein lassen! Und sollte doch der Bundesrat abermals sich der genealogischen Blutchemie widmen müssen, dann möge er wenigstens für ganze und erschöpfende Arbeit sorgen, damit nicht beim Tode des neuen Regenten oder beim Tode des geisteskranken Namensfürsten die Ahnmütter-Anzweiflung auf Gegenseitigkeit wieder losgehe. — Es würde nicht unpassend sein, wenn zur Führung solcher Prozesse ein sozialdemokratischer Rechtsanwalt berufen würde, wie es ja auch ganz passend ist, daß sich ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter zum ritterlichen Begleiter und publizistischen Verteidiger ehebrecherischer Prinzessinnen hergibt. In diesem Zeitalter der standesgemäßen Eheirrungen ist die Hetze gegen vermeintlich halbblütige Ahnmütter ein Luxus, dem nur erklärte Feinde der bestehenden Ordnung huldigen dürfen.

Grafregent Ernst hat im amtlichen „Reichs-Anzeiger" erst einen Nachruf bekommen, als er beerdigt war, und was nach tagelanger Arbeit zu Papier gekommen war, bestand aus einem einzigen Satze, der die „persönlichen Sympathien" anerkennt. Den Lehr- und Leitsatz, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen nicht die Politik der Staaten bestimmen sollten, haben wir öfter verkünden hören. Wenn nun der unangenehme Streit so oder so zum Austrag gebracht ist, so darf man wohl hoffen, daß aus der Entscheidung alle Konsequenzen gezogen werden und auch im Innern keine Stimmungspolitik Platz findet.

Zum Ueberfluß ist nun auch noch wegen der Erbfolge in Oldenburg ein Rechtsstreit angekündigt. Ein Unglück kommt selten allein. Haben denn die streitlustigen Herrschaften keinen Berater, der ihnen die Häßlichkeit und Gefährlichkeit der dynastischen Prozeßsucht klar macht?

Inzwischen entwickelt sich Graf Bülow zum besuchtesten Reichskanzler; seine jeweiligen Erholungsstätten werden zu Wallfahrtsorten. Erst kam die Witte'sche Karawane aus Rußland nach Norderney, dann der ungarische Ministerpräsident Sturdza und neuerdings der italienische Ministerpräsident Giolitti nach Homburg. Herr Sturdza kam, um die Handelsvertragsverhandlungen wieder in Fluß zu bringen, was ihm angeblich gelungen sein soll. Was Herr Giolitti gewollt, ist noch schleierhaft, der Handelsvertrag mit Italien ist ja fertig, der Dreibund bedarf auch keiner Reparatur, und daß Giolitti für seine Schwächlichkeit gegenüber den Terroristen des Generalstreiks sich ein Lob zu holen gedacht, ist kaum anzunehmen. Wenn man sonst keinen Grund für einen Ministerbesuch weiß, so vermutet die Börsenpresse ein Anleihebedürfnis, z. B. zum Zwecke der Eisenbahnverstaatlichung. Vermittlungsfanatiker haben sogar Herrn Giolitti zur Friedenstaube machen wollen, obschon angesichts der bestimmt erklärten Zurückhaltung unserer Regierung jeder Anzapfungsversuch ein Verstoß gegen die diplomatische Lebensart wäre. Graf Bülow hat noch neuerdings Gelegenheit genommen, zu betonen, daß keine Macht ohne Einladung von beiden Seiten an eine Vermittlung denken könne, und daß diese Einladung auch in Zukunft schwerlich erfolgen werde, da die Streiter im gegebenen Augenblick wahrscheinlich die unmittelbare Verständigung vorziehen würden. Die deutschen Offiziösen wollen das Rätsel der Giolitti-Fahrt noch nicht lösen; sie schieben „lediglich" einen Gedankenaustausch über die allgemeine Lage vor, die natürlich „völliges Einvernehmen" ergeben hat.

Unter den vielen Vermutungen, die sich hieran geknüpft haben, ist die interessanteste wohl die, daß die italienische Regierung den dringenden Wunsch nach einem Ausgleich mit dem Hl. Stuhle habe und in Anbetracht der guten Beziehungen zwischen dem Vatikan und der deutschen Regierung die letztere wegen ihrer Beihilfe bei dieser Aufgabe sondieren wolle. Ob nun gerade Herr Giolitti und seine Linke Beruf und Fähigkeit zum Versöhnungswerk haben, ist sehr zweifelhaft. Aber sonst kann man sich nur freuen über jedes neue Symptom der fortschreitenden Erkenntnis, daß der Friede zwischen Staat und Kirche notwendig und auch wohl möglich ist.

Ein totgeborenes Kind scheint der keck hingeworfene Plan einer neuen Haager Friedenskonferenz zu sein. Präsident Roosevelt hat in einer cowboyartigen Frische der Entschließung der interparlamentarischen Friedensvereinigung seine Absicht einer solchen Einladung verkündigt, ohne erst die beteiligten Staaten sondiert, ja auch nur mit seinem Ministerium die Sache beraten zu haben. So leicht ist es doch nicht, sich an die Stelle des Zaren Nikolaus zu drängen, der augenblicklich wegen kriegerischer Abhaltung die schöne Friedensengel-Rolle nicht weiter zu spielen vermag. Der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Wort und Tat würde doch gar zu schreiend, wenn man während des Völkergemetzels in Ostasien das Haager Spiel mit dem Friedens-Kartenhaus fortsetzen wollte. Eine solche Konferenz könnte doch nicht, ohne sich lächerlich zu machen, den schwebenden Krieg einfach ignorieren; zu einem Einmischungsversuch werden aber die kriegführenden Staaten gewiß nicht die Hand bieten wollen!

Sich recht forsch zu zeigen, hält man sowohl in Rußland als in Japan jetzt für geboten. Der Mikado hat seine Heeresgesetzgebung so geändert, daß er möglichst viel Jahrgänge auf den Kriegsschauplatz werfen kann, und der Zar hat die Bildung einer zweiten mandschurischen Armee verfügt und den General Gripenberg zu deren Führung berufen. Dabei ist die Mangelhaftigkeit der Organisation auf russischer Seite ans Licht getreten. Das Oberkommando führt formell der Statthalter, Admiral Alexejew, über dessen Unfähigkeit kein Zweifel herrscht. Die Arbeit und die Verantwortung auf der Entscheidungsstätte trägt Kuropatkin, der sich mit Alexejew schlecht steht. Die tatsächliche Oberleitung hat in kritischen Punkten wiederholt der Petersburger Oberkriegsrat geführt, der aus einer Entfernung von Tausenden von Kilometern die Dinge auf Grund von Landkarten und Berichten dirigieren will; die gewichtigen Berichte des Statthalters sind auch weit hinter der Front ohne lästige Detailkenntnisse abgefaßt. Nur die russische Erziehung macht es begreiflich, daß Kuropatkin sich diese Einmischungen und Reibungen geduldig gefallen ließ und z. B. den unseligen Vorstoß Stackelbergs zur unmöglichen Entsetzung von Port Arthur auf Kommando der Papierstrategen ausführen ließ. Die Berufung Gripenbergs als gleichberechtigten Führer der zweiten Armee bedeutet nur eine weitere Degradation Kuropatkins und eine weitere Desorganisation. Angeblich hat man auch in Petersburg das gefühlt und im hohen Kriegsrat darüber verhandelt, ob Alexejew abzuberufen und Kuropatkin in Anerkennung seines gelungenen Rückzuges zum Oberführer beider Armeen zu bestellen sei. Zu einem Entschluß ist man aber allem Anscheine nach noch nicht gekommen. Der Zar ist nach Odessa zur Truppenverabschiedung gereist und nächstens will man auch das oft vertagte Abschiedsfest für die baltische Flotte veranstalten, die seit einem halben Jahre vergebens flott zu werden sucht. Es ist ein Verhängnis für Rußland, daß es in dieser kritischen Zeit einen Zaren hat, der die für seine ungeheure Machtfülle nötige Kraft der Entschließung nicht besitzt. Ein braver Mann, vielleicht auch ein guter Monarch in einem Verfassungs- und Kulturstaat, aber kein Selbstherrscher aller Reußen. Was könnte Rußland leisten, wenn es jetzt einen Monarchen von der Initiative und Tatkraft unseres Kaisers hätte!

Städtische Finanzwirtschaft in der Vorzeit und jetzt.

Von

Dr. Rody, Oestrich.

Ab und zu werden in den Blättern Gemeinden genannt, welche sich durch eine günstige Finanzlage auszeichnen, wie Weißenburg in Mittelfranken, Sauldorf im badischen Seekreis, Sprottau in Schlesien u. a. Als eine der wohlhabendsten Gemeinden Deutschlands gilt nach dem Mainzer Journal das rebenumkränzte Mainstädtchen Klingenberg. Die dortige Gemarkung birgt gewaltige Tonlager, die einen feuerfesten Ton liefern. In Tonnen wird derselbe nach allen Himmelsrichtungen versandt. Enorme Einnahmen fließen dadurch der Stadtkasse zu, so daß das Städtchen seinen 2000 Einwohnern nicht allein großstädtische Einrichtungen bieten, sondern auch völlige Befreiung von Kommunalabgaben gewähren kann. Außerdem erhält jeder Klingenberger Bürger einen jährlichen Betrag von 400 Mk. aus der Gemeindekasse ausbezahlt. Ein anderes Eldorado für Steuerzahler ist das Dorf Langenselbold im Kreise Hanau. Das Gemeindevermögen beläuft sich auf 3 Millionen Mk. Sehr bedeutend und einträglich ist der Gemeindewald. Die Bürger zahlen nicht nur keine Gemeindeumlagen, sondern erhalten jährlich eine Partie Holz und eine Summe Geldes. Die Einwohner genießen nicht allein kostenfreie Straßenbeleuchtung, sondern sie werden auch in dem Leichenwagen unentgeltlich an ihre letzte Ruhestätte gefahren. Um den Zuzug in dieses gelobte Land möglichst zu beschränken, erheben die weisen Gemeindeväter die Kleinigkeit von 430 Mk. Bürgerrechtsgeld.

Derartige Zeitungsmeldungen klingen fast unglaublich. Nicht weniger überraschend ist die Nachricht, daß im Landtage für Reuß ä. L. den Abgeordneten bekannt gegeben wurde, daß das Fürstentum nicht nur keine Schulden hat, sondern noch über ein Vermögen von 1½ Millionen verfügt. Aehnliches wurde vom Landtage in Oldenburg berichtet. Das vorherrschend bäuerliche Gepräge desselben bewirkt, daß eine große Sparsamkeit sich geltend macht, und die Staatsverwaltung mit recht bescheidenen Mitteln bestritten wird. Liest man das Liechtensteinsche Landesgesetzblatt, so erstaunt man sich über die kleine Summe für die „gesamten Landesausgaben“. An Steuern werden von den glücklichen Liechtensteinern einige 40,000 Gulden gezahlt. Von einem Nachtragsposten oder gar von einem Militärbudget ist keine Rede. Aber auch selbst Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren noch bis vor einigen Jahren imstande, trotz der Ungunst der Zeit die Staatsschuld herabzumindern.

Diese glückliche finanzielle Lage von Kommunen und Staaten ist indes nicht gar häufig anzutreffen; schwer verschuldete Städte und Landgemeinden hingegen, welche ihren Einwohnern drückende Lasten auflegen müssen, um das Gleichgewicht herzustellen, sind keine Seltenheit. Ehemals war Brody die reichste Stadt in Galizien, aber durch die Verschiebung der Zollgrenze hat die wohlhabende Handelsstadt ihre Bedeutung eingebüßt und war bald nicht mehr imstande, die allerdringendsten Bedürfnisse zu bestreiten, so daß die Stadt unter Sequester gesetzt wurde. Eine bankrotte Stadt gehört allerdings bei uns zu den außergewöhnlichen Erscheinungen. Aber vor Jahren bot die eidgenössische Republik dieses seltsame Schauspiel sogar in mehrfacher Auflage. Die Städte Winterthur, Baden, Lenzburg und Zofingen befanden sich infolge einer verkehrten Eisenbahnpolitik in bedrängten Verhältnissen, welche in dem förmlichen Konkursverfahren ihren Ausdruck gefunden haben. Die städtische Behörde erklärte damals öffentlich, daß sie außerstande sei, die fälligen Gehälter ihrer Angestellten und Lehrer auszuzahlen. Selbst Staatsbankrotte bilden heute ein zeitgemäßes Thema. Immer mehr Staaten bleiben die Zahlung ihrer Zinsen ganz oder zum Teil schuldig und helfen so ihren Finanzen auf, nach dem Muster gewisser Geschäftsleute, welche es auf dem Wege mehrmaligen Bankrotts „zu etwas bringen“. Besonders schmachvoll ist der Staatsbankrott, wenn die Zahlungsunfähigkeit nicht durch gewaltige unabwendbare Kalamitäten, sondern wie das bei Portugal, Egypten, Griechenland und Serbien der Fall ist, durch leichtfertige Finanzwirtschaft hervorgerufen worden ist, ja wenn man darauf ausgeht, statt sich und den Bürgern Einschränkungen aufzuerlegen, dem Ausland allein den Schaden aufhalst. Mit Recht haben hervorragende Staatsrechtslehrer vorgeschlagen, daß man die Emissionshäuser, welche die auswärtigen Anleihen aufgelegt haben, haftpflichtig machen, und daß die geschädigten Staaten Repressalien üben sollten.

Was aber die Städte betrifft, so hat ein Finanzmann ersten Ranges, Minister Miquel, in einer damals vielbesprochenen Rede den Gemeindeverwaltungen weise Ratschläge erteilt, indem er zur Sparsamkeit mahnte und vor überstürzter Entwicklung warnte. Herr Miquel war zu solchen Ratschlägen an die „rasch aufgeblühten“ Städte zweifellos berufen, denn er hat vor seiner Berufung in das Ministerium großen städtischen Gemeinwesen mit Erfolg vorgestanden, auch in denselben ein gutes Andenken hinterlassen und zwar nicht bloß bei den oberen Tausend.

Zu dieser Mahnung war gerade in Osnabrück dringender Anlaß vorhanden, wie aus nachstehender Korrespondenz der „Köln. Volkszeitung“ hervorgeht: „Unsere gute Stadt Osnabrück huldigt dem Fortschritt, wie in vielen anderen Dingen, so in puncto Schuldenmachens mehr als wünschenswert. Vor 1848 war Osnabrück eine wohlhabende Stadt, die in ihrem Piesberger Kohlenbergwerk eine Quelle der Wohlhabenheit besaß, worum sie von vielen Städten ähnlicher Ausdehnung beneidet wurde. Schulden kannte sie nicht, und Kommunalsteuern wurden nicht bezahlt. Jetzt finden wir im jüngst herausgegebenen Rechenschaftsbericht die Summe der Schulden der Stadt Osnabrück mit 5'888,140 Mk. 54 Pfg. angegeben, so daß die Stadt darin hinter keiner ihrer Schwestern zurücksteht, und an Schul- und Kirchensteuern zahlen wir bereits 300 Prozent — alles eine Errungenschaft des Liberalismus! Vor 1848, als Stüve noch Bürgermeister von Osnabrück war, galt Osnabrück als eine reiche Stadt, und mit Recht. Stüve war sehr sparsam, schonte den Säckel der Bürger und suchte ängstlich Armut fernzuhalten. Nach 1848 wurde Stüve von den Demokraten, welche eine starke Partei bildeten und goldene Berge versprachen, aufs heftigste angegriffen. Die Demokraten gewannen Einfluß und bemächtigten sich allmählich der Stellen im Magistrat. Nun fing die tolle Wirtschaft an. Kostbare, höchst unnötige Bauten wurden aufgeführt, in Verfolgung ihrer Parteizwecke eine teuere kommunale Realschule, eine ebensolche höhere Töchterschule und Turnanstalt gebaut und eingerichtet, welche jährlich enorme Summen verschlingen; am Piesberge wurden kostbare Versuche gemacht, welche nur die Schuldenmasse der Stadt, nicht ihr Vermögen, vermehrt haben, und so ist das Wort Miquels wahr geworden, daß Osnabrück „vormals eine reiche Stadt, nunmehr eine arme Stadt geworden“ sei. Das alles ist das Verdienst der Nationalliberalen, welche hier herrschen und alles durchsetzen, nicht weil die Bürger in der Mehrheit ihr Treiben billigen, sondern weil hier der religiöse Gegensatz entscheidet. Nach der letzten Zählung hat Osnabrück 23,353 evangelische und 12,043 römisch-katholische Einwohner. Sobald bei Wahlen und ähnlichen Vorkommnissen das katholische Drittel auf paritätische Berücksichtigung Anspruch erhebt, wird der religiöse Parteihaß angeregt, und die Protestanten stimmen, um keinen Katholiken aufkommen zu lassen, für alles, was die Nationalliberalen wollen, und so erhalten sich diese in der Macht.“

Unsere meisten großen Gemeinwesen kranken an den Uebeln, auf welche Herr Miquel hingewiesen hat. Die Sparsamkeit wird dort selten geübt. Beweis: Die riesig anschwellenden Gemeindebudgets, die Fehlbeträge und die hohen Kommunalzuschläge. Der wenig entwickelte Sinn für Sparsamkeit ist freilich in den großen Städten leicht erklärlich. Die Entscheidung über die städtischen Angelegenheiten liegt bei unserem Dreiklassenwahlsystem und den Zensuswahlen in den Händen verhältnismäßig weniger Personen, und die aus diesen Wahlen hervorgehenden Gemeindevertreter, sowie die Stadtoberhäupter gehören überwiegend Bevölkerungskreisen an, welche nicht zu sparen brauchen, welche den Druck der Gemeindelasten am eigenen Leibe nicht spüren, und denen viele recht entbehrliche Dinge als notwendig erscheinen. Auf diese Weise gelangen aber die kleineren Städte dazu, den größeren nachzueifern. Wasserleitung, Kanalisation, elektrisches Licht, Trambahn, höhere Schulen 2c. will jetzt jedes kleine Nest haben. An und für sich ist gegen derartige Wünsche nichts einzuwenden, wenn nur die betreffenden Städte genügend Geld hätten, um diese Einrichtungen ohne Ueberbürdung der Steuerpflichtigen dauernd unterhalten zu können. Das trifft aber in vielen Fällen nicht zu. Man riskiert und — fällt hinein. Irgendein ehrgeiziger Mann, der sich einen Namen machen will, bietet alles auf, um kostspielige Einrichtungen ins Leben zu rufen, und schließlich können die Bürger die Kommunalabgaben nicht mehr aufbringen. Die Fälle sind nicht mehr selten, daß 500 bis 800 Prozent der Klassensteuer an Kommunalsteuer repartiert werden müssen — eine Last, die auf die Dauer nicht zu ertragen ist. In dieser Hinsicht ist in den letzten Jahrzehnten viel gesündigt worden. Diesem Größenwahn städtischer Verwaltungen läßt man bisweilen sogar von oben her noch Aufmunterung zuteil werden. Auch muß hervorgehoben werden, daß die Städte vielfach mit einem liberalen Regiment beglückt sind. Diese liberale Wirtschaft aber hat in den Gemeindevertretungen dieselben traurigen Früchte gezeitigt, welche auch bei der Staatsverwaltung sich herausgestellt haben. Es will viel sagen, wenn sogar die „Allgemeine Zeitung“

vor längerer Zeit auf die „Gewohnheiten des Prassens“ hingewiesen hat, denen man sich in den Städten während der liberalen Aera ergeben habe. Hier ein Beispiel für die „Gewohnheit des Prassens.“ Als vor einigen Jahren der Deutsche Juristentag in Berlin abgehalten werden sollte, richtete die „Deutsche Juristenzeitung“ an die Stadt folgende Apostrophe:

„Der Berliner Magistrat soll, den Berichten der Tagespresse entsprechend, für den im September d. J. in Berlin stattfindenden Deutschen Juristentag zum Zwecke eines „festlichen Empfanges“ den Betrag von 10,000 Mark ausgesetzt haben. Diese Nachricht erscheint um so weniger glaubhaft, da zugleich berichtet wird, daß die Berliner Kommune für den Telegraphenkongreß 16,000 Mark, für den Geographenkongreß 36,000 Mark und für den medizinischen Kongreß 70,000 Mark verausgabt habe. Das Bankett, das die Stadt Posen im Jahre 1898 dem dort tagenden Juristentage widmete, soll der Stadt 17,000 Mark gekostet haben. Da die Reichshauptstadt, in der voraussichtlich ebensoviel Tausende Juristen sich versammeln werden wie in Posen Hunderte, doch gewiß nicht hinter der Stadt Posen wird zurückbleiben wollen, zumal zum ersten Male seit mehr als 40 Jahren der Juristentag wieder in Berlin stattfindet, handelt es sich voraussichtlich um einen Druckfehler, und die Summe soll 100,000 Mark heißen! Es dürfte zweckentsprechend sein, dies aufzuklären. Denn was sind die deutschen Juristen weniger als die Geographen, die Telegraphisten oder die Mediziner?“ — Der letzte Satz ist gewiß richtig; aber man könnte wohl die Frage noch weiter ergänzen. Haben nur die Juristen, die Geographen, die Telegraphisten und Mediziner Anspruch darauf, auf Kosten der Steuerzahler gefeiert zu werden? Und auch das andere ist wohl zu erwägen: ist es richtig, wenn eine Stadt einer Konferenz ein „glänzend verlaufenes Bankett“ für 17,000 Mark gibt? Ist das nicht Anlaß zu berechtigten Klagen in den Kreisen des Mittelstandes, der kleinen Handwerker und Arbeiter? Aber liegt ein solches Gefeiertwerden auch im Interesse einer wissenschaftlichen Versammlung? Erweckt es nicht den Schein, als käme es den Konferenzteilnehmern weniger auf die wissenschaftliche Arbeit als auf das glänzende Bankett an. (Schluß folgt.)

Jacinto Verdaguers letzte Lieder.

Von

Dr. Luzian Pfleger, Münster i. W.

Am 10. Juni 1902 legte in einem Landhause bei Barcelona der katalanische Sänger sein müdes, von Sorgen ergrautes Haupt zur letzten Ruhe nieder. Sein ganzes Volk trauerte an seiner Bahre. Er war sein größter Dichter gewesen. Er hatte, wie einst Dante aus dem Dialekt seiner Vaterstadt die lingua italiana geschaffen, wie Hendrik Conscience die flämische Sprache wiedererweckte, so die klangvolle katalanische Mundart auf die Höhe einer selbständigen nationalen und literarischen Kunstsprache erhoben. Seine grandiose Epopöe „Atlantis“, die Klara Commer in flüssige deutsche Verse gegossen und in der der berufene Kenner Fastenrath „das poesievollste, gewaltigste Werk der katalanischen Literatur ... die Riesenschöpfung einer wunderbar mächtigen Einbildungskraft“ erkennt, stellte Mossén Cinto — wie er im Volke hieß — mit einem Schlage in die Reihe der größten Dichter aller Zeiten.

Er ist auch einer der größten religiösen Dichter. Der Priestersänger, der schon in der Atlantida der religiösen Leier gewaltige Akkorde entlockte, stellte mit Vorliebe sein Genie in den Dienst der Religion. Ein Minnesänger ohnegleichen war er. Ein Mystiker, der so reine, entzückende Töne anschlägt, die aus einer geheimnisvollen Ferne herüberklingen, welche uns Modernen schier unerreichbar scheint und nach der es uns doch mit mächtigem Sehnen zieht. ... Töne, die lange nachklingen in der Seele dessen, der in einsamer, guter Stunde ihnen lauscht. Die heilige Teresa, deren klassische Sprache der Kastilianer begeistert rühmt, hat in Verdaguer einen genialen Schüler erhalten. Kleine Sammlungen religiöser Gedichte, auf die Alexander Baumgartner die Deutschen aufmerksam machte, und seine „Mystischen Idyllen und Lieder“ wurden von dem spanischen Historiker Menedez Pelayo gelegentlich einer akademischen Antrittsrede sogar über die „Atlantis“ gestellt, wobei er bemerkte: „Ohne Uebertreibung kann ich sagen, daß ein beliebiger Dichter unserer großen Blüteperiode es nicht unter seiner Würde halten dürfte, seinen Namen unter irgend ein Stück dieses Bandes zu setzen: so mächtig ist die christliche Begeisterung, so auserlesen die Feinheit der Form und der Ideen, die darin hervorleuchten.“

Kurz vor seinem Tode schenkte Verdaguer seinem Volke eine reizende Sammlung „Flors de Maria“, Marienblumen, die wohl zu dem Sinnigsten und Schönsten gehören dürften, was seit Konrad von Würzburg und Jakob Balde über die Gottesmutter gesungen wurde. Ja, der katalanische Troubadour übertrifft vielleicht jene an Innigkeit der Empfindung, und Goethesche Einfachheit drückt seiner Lyrik den Stempel der Größe auf. Es war vor zwei Jahren, als ich mit einem spanischen Freund und seiner Familie droben im Berner Oberland die „Flors de Maria“ las und bewunderte. Er und seine edle Mutter Donna Adela erzählten mir vieles aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Dichters, mit dem sie Beziehungen der Freundschaft gepflogen hatten. Sein Lebensabend war trübe und düster. Nur die Dichtkunst hielt den gebeugten Mann aufrecht. In den Leidenstagen entquollen seiner gottminnenden Seele die Lieder, auf die in diesen Zeilen hingewiesen werden soll. Es waren seine letzten. Sein Schwanengesang, der sich auf so lichte Höhen schwingt, daß wir dem Dichter fast nicht aufs Wort glauben, wenn er in einem Freundesbriefe vom 9. August 1900 in bewegten Worten klagt: „Ich bin zu müde für die Poesie mit hohem Fluge. Zahllose und grausame Stürme haben alle Blumen meines Gartens zum welken gebracht und mich ohne ein Korn von Poesie gelassen.“

Der Flug, den er wagte, war allerdings hoch. Seit langem hatten Freunde ihn ersucht, das zentrale Dogma der katholischen Kirche, den nie versiegenden Jungbrunnen ihres inneren Lebens, das hh. Altarssakrament, durch eine größere Dichtung zu verherrlichen. Das Ziel war zu hoch. Aus der größeren Dichtung wurden eine Menge kleinerer eucharistischer Lieder mit einer so reichen Auswahl von Motiven und von so vollendeter lyrischer Kunst, daß man nicht bedauert, statt eines großen Meisterwerkes eine Anzahl kleinerer zu besitzen. Die Sorge um ihre Veröffentlichung war die letzte des Dichters. Er erlebte diese nicht mehr. Jetzt hat eine Freundeshand ihre Herausgabe zugleich mit einer französischen Uebersetzung bewerkstelligt, und da Donna Adela nicht versäumte, die letzten Lieder ihres Lieblingsdichters dem buen amigo alemán zu übersenden, so wird mancher Leser diesem Dank wissen, wenn er ihn mit Dichtungen bekannt macht, bei denen Genie und Gnade Pate gestanden.[1])

Wenn man ein Urteil über die eucharistischen Gesänge Verdaguers abgeben soll, so wird auch das günstigste nicht zu hoch gegriffen sein. Es sind ätherische Dichtungen einer großen, allem Irdischen entrückten Seele; sie schweben über den Niederungen des Daseins, wie der Morgenduft über dem zerklüfteten Montserrat, den der Dichter mit dem Zauber seiner sonnigen Poesie umwoben hat. Keine Produkte nüchterner Reflexion, keine geschraubten Gefühle und kein gekünstelter Schwung, der uns so oft die Freude an sogenannten religiösen Gedichten vergällt. Wie Fra Angelico auf den Knien mit andächtigem Schauer seine Madonnen- und Christusbilder malte und ihre sanften Züge mit dem Abglanz eigener Tugend verklärte, so dichtete Mossén Jacinto im Flackerschein des ewigen Lichtes vor dem Tabernakel seine Lieder. Sie sind innere Erlebnisse. Wundersame Stimmungsbilder einer reinen Seele voll energischen Glaubens. Er ist der eucharistische Troubadour, der auf goldener Laute leise klagende Liebestöne anschlägt, wie er selbst sagt:

... eucaristich trobador,
llençaré ma trista quexa
puntejant mon llaut d'or.

Es ist schwer, aus dem vielen Schönen eine Auswahl zu treffen. Schon gleich das erste Gedicht, die Sonne von Pezilla: wie grandios einfach ist nicht die knappe Schilderung des eucharistischen Wunders von Pezilla, einem Dorfe im Roussillon, wie wuchtig der Eingang:

Beuge dein Haupt, gekrönt von Sternen,
O edler Canigou,[2])
Denn ein anderer König, höher als sie, stieg
Herab in das Herz von Roussillon.

Und dann diese überraschende Mannigfaltigkeit in der Verherrlichung des großen Einen! Man kann die vielen Lieder nicht unter bestimmte Rubriken subsumieren. Viele schlagen verwandte Töne an. Mit den Kindern, die zum ersten Male zum Tische des Herrn gehen, beschäftigt sich der Dichter öfters; die innige Poesie, die sich um den sonnigsten Tag der Kinderzeit webt, weiß er in zauberduftiges Gewand zu kleiden. Er ladet die Kleinen ein:

Das Gotteslamm, das unter Lilien weidet
Ruft euch in seinen Garten.
Blüten bietet es euch und Knospen
Von seinem Kuß gefärbt, in seinem Herzen geblüht.

Die Lilien spielen in seiner Blumensymbolik eine bedeutende Rolle. Wie reizend lautet das kleine Gedicht „Die Lilien des

[1]) Eucaristiques. Obra postuma de Jacinto Verdaguer. Publicades segons desitj del autor y traduhides al francès per Agustí Vassal. Barcelona, Tipografia „L'Avenç“ (Ronda de l'Universitat 20), 1904. Eine getreue französische Uebersetzung des Herausgebers ist beigedruckt und ermöglicht so auch weiteren Kreisen den Genuß der herrlichen Dichtungen.

[2]) Ein hoher Pyrenäengipfel.



Gartens", dessen Feinheit in der freien Uebersetzung nur in groben Umrissen erscheint:

Als die Lilien im Garten
Frühmorgens die Kelche,
Die silbernen, öffneten
Da erfrischte sie köstlich
Duftenden Toues
Träufelnder Regen.

Die duftenden Lilien, Kinder,
Waren euere Herzen, die
Heut am Altare sich weiteten,
Und dieser Himmelsregen
Von Zucker und Honigkuchen
Ist die Eucharistie.

Das Südliche an diesem Dichter tritt immer hervor, wo wir die Gedichte auch aufschlagen. Ueberall eine belebende Wärme, ein treues Hinneigen zum Göttlichen, eine heiße Sehnsucht nach dem Unnennbaren, das sich geheimnisvoll dem sterblichen Auge entzieht. So in all den Liedern, die als sehnender Gruß an den verborgenen Gott gefaßt sind. Oder in den in feinster Vollendung wiedergegebenen Empfindungen nach der Kommunion, in den Apostrophen an junge Kommunikanten, an Heilige, die besonders eucharistische Verehrer waren. Und nirgends Trivialität oder Einförmigkeit. Nur einem begnadeten Dichter können Lieder gelingen, wie das folgende, das mit „Kommet" überschrieben ist:

O Maria! Als in den Schoß
Dir der Herr die Perle
Deines göttlichen Sohnes legte,
Da hätt' um ihretwillen ein Seraph
Den Himmel verlassen.

Aber ach! es verschmäht sie jetzt
Der Mensch, dem Du sie bietest.
O Perle der Eucharistie
Komm durch Mariens Hände
In mein Herz, ach komme!

Der elegische Hauch, der über der letzten Strophe zittert, und der öfters wiederkehrt, ist der Atem einer edlen, weichen Seele. Einer Seele, in der mehr Weichheit ist, als Kraft. Sie singt nicht vom Leiden, das das Sakrament der Liebe bedingte und schuf. Sie denkt immer an das Eine und Ewige: die Liebe. Die unendliche Minne, nach der es die deutschen Mystiker mit sehnender Lust verlangte. Der verborgene Gott ist ihr eins und alles; so sehr, daß der Dichter die Natur nicht anschauen kann, ohne darin den Geist jenes wie in einem Spiegel wahrzunehmen. Ihm macht er sie dienstbar, Strauch und Blume, Berg und Meer, Sterne und Sonne. In der außerordentlichen Mannigfaltigkeit verwendeter Naturmotive, in der vollendeten Wiedergabe entzückender Stimmungsbilder liegt ein gut Teil der Eigenart des katalanischen Lyrikers begründet. An den 148. Psalm oder an Daniels begeisterten Lobgesang erinnert der Anlage nach die herrliche Schilderung der Fronleichnamsprozession oder der entzückend stimmungsvolle „Vorabend von Fronleichnam", in seiner Art ein Meisterwerk religiöser Lyrik. Das ganze große Reich der Schöpfung formt sich in der Hand des Dichters zu einem Werkzeug der Huldigung vor dem Gegenstand seiner Sehnsucht und Liebe. Bald läßt er den Heiland durch die Gefilde von Palästina wallen, oder am Fuß des Sionsberges den Weizen säen, der das Mehl liefert für das Abendmahl. Dann schildert er den guten Hirten, der auf den Feldern von Judäa unter blühenden Lilien seine Herde weidet. Und wieder vergleicht er den Geliebten seiner Seele mit dem Frühling, dem Jüngling mit blondem Haar und zartem Herzen, der sein Reich ausbreitet, oder er sieht in ihm den Lebensbaum im Paradies, von dessen Früchten der Genießende zu ewigem Leben erstarkt. Die konsekrierte Hostie in der Monstranz wird für ihn zur weißen, duftenden Rose, um deren Reinheit er bittet. Die Eucharistie zur sprudelnden Quelle in einem herrlichen Garten, der an dem steilen Himmelspfade liegt. Ihr helles Murmeln ladet den Wanderer ein zur Labung, aber ach, er geht vorbei und verdurstet in der Wüste der Welt. Welch reizendes geistliches Idyll bietet nicht der Liederzyklus „Der Weizen", wo die hl. Jungfrau nach dem Tod ihres Sohnes den Weizen säet, aus dessen Mehl sie mit Hilfe der Engel das eucharistische Brot bereitet. Es würde den hier gestatteten Raum überschreiten, aus der Fülle des Schönen nur das Bedeutendste hervorzuheben. Wie gottinnig klingt diese religiöse Naturpoesie etwa in dem Lied „Mein Reichtum":

Wenn ich in heißer Mittagszeit
Die Augen zum Himmel hebe
Und ein goldenes Aehrenfeld
Des Schnitters harrend, in ihm sehe,
Ruf ich: schon ist dein Feld o Herr!
Doch um der goldenen Ernte zu harren,
Sende mir, willst du, nur eine Aehre.

Wenn ich in klarer Sommernacht
Die Lilien im Sternengarten
Schaue, vom Wind nicht berührt und
Nicht vom Fuß zertreten, da ruf ich:
Schön sind deine Gärten o Höchster!
Auf meiner langen Wanderfahrt
Gieb mir als lindernden Balsam
Von oben eine duftende Blüte.

Morgens, wenn ich am Engelstische
Zu Jesu Füßen mich finde,
Sag ich zu Tag und Nacht: Ihr seid reich,
Aber ich selbst stahl dem Himmel
Den Reichtum, der Engel väterlich Erbe,
Aehre des Heiligtums:
In meinem Herzen trag' ich die Lilie der Glorie.

All die geheimnisvollen Beziehungen des Alten Bundes zum reinen Speisopfer des Neuen, die Sinnbilder und Andeutungen des kommenden Mysteriums, die Gleichnisse, in denen der Herr von seinem unblutigen Opfer spricht, werden von Verdaguer poetisch für seinen Zweck ausgebeutet. Auch der Heiligenlegende entnimmt er manche Stoffe. Der „Messe des hl. Johannes" wird in der gesamten Literatur nicht leicht etwas Aehnliches an die Seite gestellt werden können. Ebensowenig der hochpoetischen und tief mystischen „Betrachtung über das Geheimnis der Geheimnisse".

Seit Thomas von Aquino, dem die religiöse Poesie die unvergleichlichen Sakramentshymnen verdankt, ist wohl das hl. Altarssakrament nicht würdiger und mit größerer poetischer Kunst verherrlicht worden als durch Mossen Jacintos letzte Lieder. Sie muten uns an wie seltene Blüten aus dem verschlossenen Wundergarten mittelalterlicher Mystik. Und ihrer ganzen Empfindungsweise liegt doch wieder etwas zugrunde, das den Menschen von heute so ungemein anzieht, auch den, dessen religiöser Standpunkt nicht der des Dichters ist. Das Reich wahrer Poesie kennt keine Grenzen, wer hohen Herzens und guten Willens ist, dem steht sein Eingang offen. Verdaguers eucharistische Lieder sind reinste und höchste Poesie.

Und für den Gläubigen ein Gebet.

Martin Greif als Lyriker.

Eine literarische Betrachtung von Laurenz Kiesgen.

Das ist ein Vergnügen, über Martin Greif, den Lyriker, zu schreiben; denn die Lyrik ist das Gebiet, das ihm stets und unbestritten von der Kritik aller Schattierungen als ein Reich zugesprochen wird, in dem er königliche Gewalt ausübt. Man muß nicht eben auf einen besonderen Anlaß warten, um sich dies Vergnügen zu gönnen; wenn auch Greif nicht gerade ein durch zehn teilbares Alter am nächsten Geburtstag erreicht, so soll uns das nicht hindern, seiner Dichtung eine kurze Betrachtung zu widmen.

Die Lektüre der „Gedichte" oder der vor noch nicht zwei Jahren erschienenen „Lieder und Mären" verschafft uns bald das wohltuende Gefühl, daß man bei Greif all den Hader und den bittern Streit um die Prinzipien der Dichtung, alle die schwirrenden Schlagworte von Symbolismus, Aesthetizismus, Uebermenschentum und wie sie heißen mögen, einmal ruhig beiseite setzen darf und sich allein dem Genusse des Verses hingeben darf. An ihm ist die ganze Bewegung, die Bleibtreu Revolution der Literatur genannt hat, spurlos vorübergegangen, und der Dichter mit der kindlichen, nach Du Prels Wort paläontologischen Weltanschauung ist er auch heute noch. Er hat keinen anderen Wunsch an die Natur, als daß sie sorgen möchte, „daß ein Liedertraum bis zuletzt sein Haupt umflieget, wann im Mai der Fliederbaum sich verjüngt in Blüten wieget".

Ja, bei Greif ist einem wohl. Er ist ein so guter Mensch. Da gibt's Lyriker, die ungeberdig und mit rollenden Augen Worte eines unholden Wahnsinns von sich geben; viele andere, allzuviele, sind nicht ganz sauber in puncto puncti; ein dritter fordert Einklang mit seiner hyperschlauen Philosophie; der oder jener endlich dichtet speziell für ein halbes Dutzend Auserwählter und sieht es nicht einmal gern, wenn ein Unbekannter an seinen Gebilden Geschmack findet. Aber Greif ist so gut, so gesund, so anspruchslos, just so einladend und bekömmlich wie die Natur selber.

Hier erklärt sich denn gleich, warum so viele Martin Greif gar nicht genießen, nicht genießen wollen oder nicht genießen können. Das sind dieselben Leute, denen auch die Reize der simpelschönen Gotteswelt ewig verschlossen bleiben. Ein Trunk reinen, natürlichen Wassers löst in ihnen nur einen Ausruf des Bedauerns aus;

Zuckerwasser müßte es zum wenigsten sein. Wenn sie, — es ist ja nun 'mal die Mode — eine Reise zur Erholung gemacht haben, dann schrumpfen, heimgekehrt, ihre ganzen Eindrücke zu Erinnerungen an die Stellen zusammen, wo sie gut gegessen und getrunken haben. Und Greif ist ein Stück Natur, sozusagen. Schon 1873 nannte ihn der Kunsthistoriker Adolf Bayersdorfer sehr treffend einen elementaren Lyriker.

Wir müßten auf die tiefsten und feinsten Wirkungen des Kunstwerks zurückgehen, wenn wir die Wirkung der lyrischen Kunst Greifs aufdecken wollten; dazu fehlt hier der Raum. Die Elemente des Volkstümlichen, des Einfachen, des ein-für-allemal Gesagten, d. h. alle Kennzeichen, die man auch von der Lyrik Goethes, Uhlands oder Mörikes sagen kann, finden wir bei ihm. Daß das Einfache, Schlichte zugleich auch das Monumentalste und Größte sein wird, wenn die echte und tiefe Empfindung dahinter lebt, das hat Greif schon sehr früh erkannt. Ueberhaupt zeigen seine Gedichte fast vom ersten bis zum letzten den eigenartigen Greifschen Typus und lassen wenig Wandel und Wachstum erkennen. Heute haben ihm viele Leute, die glauben, mit jedem Gedichtbuche müsse der Poet ein anderes Gesicht zeigen, er müsse wachsen und sein Ja von gestern heute verneinen, diese Tatsache sehr übel genommen. Das ist ja derselbe Greif wie früher! Mit diesem versteckten Vorwurf war für viele das Urteil über „Lieder und Mären" vollstreckt.

Ich weiß nicht, mir gefällt das sehr wohl. Greif trat, nicht allzu jung, mit seinem Bande Gedichte vor die Oeffentlichkeit; er hatte seine Weise gefunden und mußte nun bei ihr bleiben, und es ist ein sehr schönes Zeichen von dem starken Vertrauen, das ihn auf seine Kunst und seine Kraft beseelte, wenn er sich gleich aus dem sogenannten bürgerlichen Beruf der Schriftstellerei oder sagen wir besser der künstlerischen Produktion allein zuwandte.

Nun müßte eine Gliederung der Greifschen Gedichte nach ihren Inhaltsgebieten folgen und wir hätten zu sprechen von seinen Naturbildern, seinen erotischen Liedern, den Hymnen, den balladenartigen Gedichten und solchen mit patriotischer Färbung — oder wie die Reihenfolge denn sein sollte. Ich denke, das ist nicht nötig. Wer hat von Greif noch nichts gelesen? Der kann das leicht nachholen, und wenn ihn sein systematisches Denken dazu treibt oder ein philosophisches Klassifikationsgewissen beunruhigt, soll er die gelesenen Lyrika in oben genannte Reihe säuberlich rubrizieren. Oder besser, er tu' es nicht, und genieße ganz schlicht das Gebotene. Wer über Greif etwas lesen will, dem seien Bayersdorfers oder Du Prels Studien empfohlen, ferner die trefflichen Arbeiten von Otto Lyon oder Dr. Karl Fuchs, oder endlich die eingehendere Studie von Dr. S. M. Prem (2. Aufl. Leipzig, Renger.)

Uebereinstimmend erfahren Greifs Gedichte bei allen, selbst den stärksten Bewunderern eine Rüge: Greif lasse es an Selbstkritik fehlen. Er veröffentliche Reime, die eben absolut nichts mehr seien als ganz gewöhnliche Biedermannsreime, die nicht besser dadurch würden, daß Greif sie geschrieben. Den Tenor dieser Anklagen formuliert Adolf Bartels in seiner Geschichte der deutschen Dichtung so: „Es soll nicht verschwiegen werden, daß wir neben solchen Kristallen auch viel Mittelmäßiges bei Greif mit in den Kauf nehmen müssen; oft genug klebt er dem Naturbild die Beziehung auf das Menschenleben in der Form einer gedanklichen Trivialität auf und die Einfachheit und Schlichtheit wird bisweilen zu gesuchter Einfalt." „Er ist keine starke Persönlichkeit und besitzt wenig Selbstkritik. . ."

Dem muß man leider beistimmen. Beide starken Bände enthalten manch Ueberflüssiges. Der eine und der andere, und besonders Greif selbst, mögen kein Gedicht missen; denn ganz wertlos ist natürlich keins; aber es wäre doch gut, wenn ein redlicher Freund Greifs Einwilligung erlangte, in der Auswahl seiner besten Gedichte, seien's hundert, seien's zweihundert, dem deutschen Volke die Hauptlinien seiner künstlerischen Arbeit zu zeigen. Dieser ausgewählte Greif würde auch, das ist ganz sicher, dem vollständigen Werke des Dichters Rekruten werben. Denn trotz der übereinstimmenden Tadelworte bleibt es wahr, daß wir Dichter wie Greif nie entbehren können, wenn wir mit Bartels „eine Dichtung wünschen, die auch dem Volke und der Jugend etwas sein kann; er allein wiegt, und mag man nur einige Dutzend seiner Gedichte für voll nehmen, die ganze symbolische Lyrik unserer Tage auf."

Noch lebt Greif, geehrt und bekannt, unter uns. Daß seine Dichtung, seine Lyrik, wieder ein paar neue Freunde gewinne, das wäre dieser bescheidenen Zeilen schönster Lohn.



Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte.

Von

Architekt Franz Jakob Schmitt in München.

Die Kunstgeschichte gehört zu den jüngsten Wissenschaften und dadurch erklärt sich einfach das langsame Erschließen ihres Gebietes; mit Dankbarkeit muß hier jeder Forscher wie Mithelfende begrüßt werden. Es war König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der Schwager des kunstsinnigen Bayernkönigs Ludwig I., welcher eine Expedition mit dem gelehrten Professor C. R. Lepsius und dem Architekten G. Erbkam nach Aegypten sandte, um das Land der Pharaonen zu erforschen, der weiter den Architekten W. Salzenberg beauftragte, den Schöpfungsbau der „Aja Sofia" aufzunehmen, dem dann 1855 das Prachtwerk „Altchristliche Baudenkmale Konstantinopels vom V.—XII. Jahrhunderte" zur Freude aller Kunstfreunde folgte. In Bayern ließ König Maximilian II. durch den Theologen Dr. Joachim Sighart eine Geschichte der bildenden Künste des heutigen Königreiches in zwei Bänden 1862 herausgeben; in Karlsruhe hat Baudirektor Dr. Heinrich Hübsch mit Unterstützung aus badischen Landesmitteln sein epochemachendes Kupferwerk über die Altchristlichen Kirchen 1858—1861 erscheinen lassen, dessen deutscher Text alsbald vom Hagenauer Stadtpfarrer Viktor Guerber ins Französische übersetzt worden ist. Melchior Graf de Vogüé gab im Jahre 1860 die „Eglises de la terre sointe" und weiter „La Syrie centrale" heraus. In Kleinasien machte Schliemann seine Entdeckungen zu Troja und der Westfale Humann zu Pergamon.

In neuester Zeit hat der 1862 zu Biala in Oesterreich geborene Dr. phil. Joseph Strzygowski als Grazer Hochschullehrer ein 245 Seiten Text nebst 162 Abbildungen enthaltendes Buch, „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte" in Leipzig 1903 drucken lassen. Darin wird hauptsächlich „Bin-bir-kilisse" (deutsch „Tausend und eine Kirche") behandelt, heute eine schwach bewohnte Ortschaft, „nicht unfern einer Gegend Kleinasiens, welche in der Entwicklung des Christentums seit Paulus die größte Rolle gespielt und im IV. Jahrhundert die bedeutendste Blüte des neuen Geistes, das große kappodokische Dreigestirn von Kirchenvätern gezeitigt hat". Die etwa 18 noch heute in Ruinen nachweisbaren Gotteshäuser von Bin-bir-kilisse datiert Dr. Strzygowski in das IV. Jahrhundert; sie hat 1890 der Engländer J. W. Crowfoot in Photographien und 1895 der Oesterreicher J. J. Smirov mit dem Maßstabe in der Hand aufgenommen. Der auf Seite 10 abgebildete Grundriß der am besten erhaltenen Hauptkirche ist in seinen eingeschriebenen Maßen durchaus irrig, denn wären diese richtig, so würde es sich um eine gewölbte Pfeilerbasilika von den Breitendimensionen der drei romanischen Dome Mainz, Worms und Speyer des Mittelrheines handeln. Nun gibt aber Smirov das Lichtmaß der halbrunden Apsis auf 5 m 15 cm an, wodurch sich eine Bauanlage gleich der dreischiffigen Pfarrkirche San Andrea zu Pistoja und der Säulenbasilika San Apostolo zu Florenz mit ihren flachgedeckten Mittelschiffen ergibt. Berechnet auf monumentale Steindecken wurden der Hauptkirche Hochmauern mit 1 m Stärke hergestellt, aber nicht durch quadratische Freipfeiler, sondern durch oblonge nebst beiderseitiger Abrundung gestützt. Hierfür gab die klassische Baukunst der Hellenen das Vorbild in der Halle des Königs Attalos II. (159 bis 138 v. Chr.) zu Pergamon, hier hatte das obere Geschoß an Oblongpfeilern jonische Dreiviertelsäulen nach vorn und rückwärts; nachmals findet sich das gleiche Baumotiv auch beim oberen Doppeltabernakel des Durchgangsbogens von Kaiser Hadrian in Athen und zur Zeit des romanischen Stiles beim Dome Sankt Rupertus und Virgilius zu Salzburg, von wo es auf die Stiftskirche Sankt Zeno der regulierten Augustinerchorherren nächst Reichenhall und die Sankt Marienbasilika der Benediktinerinnenabtei auf der Fraueninsel im Chiemsee überging.

Bei der Halle zu Pergamon handelte es sich um Horizontalbau bestehend aus Architrav, Fries und Dachkranz, sowie eine hölzerne Balkendecke, dagegen verbinden in den Kirchen zu Bin-bir-kilisse Halbkreisbogen aus Quadersteinen die mit Säulen besetzten Oblongpfeiler. Die Abseiten wurden im System der Hallen des im Jahre 80 n. Chr. Geb. durch Kaiser Titus vollendeten Kolosseums in Rom mit Längs-Tonnengewölben überdeckt, wobei der Arkadenscheitel den Kämpfer bestimmte. Im Mittelschiffe hat man Rundbogenfenster über den Arkadenachsen angebracht und dann auch ein Längstonnengewölbe mit Quadersteinbogen in den Stützenlinien, sowie hammergerichteten Bruchsteinen bei den Zwischenfeldern. Diese Gewölbekonstruktion hat sich in der Hauptkirche verhängnisvoll erwiesen, der Seitenschub auf die beiderseitigen Mauern des Hochschiffes war zu mächtig und trieb er diese aus der Lotrechten. So war man gezwungen, innerhalb des Mittelschiffes weitere Stütz-

pfeiler aufzuführen, diese durch Arkaden zu verbinden, darüber eine Hochmauer mit Fensteröffnungen herzustellen und endlich ein zweites halbkreisförmiges Tonnengewölbe konzentrisch unter dem ersten auszuführen. Diese auf Seite 13 durch photographische Abbildung dargestellte Tatsache hätte Dr. Strzygowski veranlassen sollen, mit seinem überschwänglichen Lobe der gewölbten altchristlichen Basiliken von Kleinasien etwas vorsichtiger zu sein.

Die offene Vorhalle des kleinen oder Sonnentempels zu Baalbek in Syrien erhielt bereits im III. Jahrhundert nach Christi Geburt auf freistehenden Säulen ein aus Quadersteinen mit 21 m Lichtweite hergestelltes Tonnengewölbe, wovon die drei unteren Schichten noch heutigen Tages sichtbar sind. Wenn der Grazer Professor Seite 212 an die Möglichkeit glaubt, daß Ambrosius eine oder mehrere seiner Basiliken im gewölbten Typus der kleinasiatisch-armenisch-syrischen Ecke erbaut habe, so muß ich dagegen feststellen, es ist San Ambrogio in Mailand von 379—386 als eine dreischiffige Säulenbasilika und zwar von den gleichen Abmessungen, wie der noch dauernde Mittelalterbau errichtet worden, besaß also die Konstruktion aller gleichzeitigen Basiliken von Rom und Ravenna mit durchgehends hölzernen Balkendecken. Bei der im Jahre 1884 bewirkten Wiederherstellung von San Ambrogio entdeckte Professor Landriana wenig unter dem Pflaster des gegenwärtigen Fußbodens den Grundplan des IV. Jahrhunderts und damit war auch die von Baudirektor Hübsch in seinem Werke versuchte Rekonstruktion der altchristlichen Gewölbeanlage als eine vorhanden endgültig abgetan. — Mailand besitzt aber in der im Jahre 1050 gegründeten Santa Trinità eine gewölbte dreischiffige Säulenbasilika mit Kreuzkonchen, deren Konstruktionen sich besser bewährten als die der Gotteshäuser von Bin-bir-kilisse. Hier waren breite Oblongpfeiler mit zwei Halbsäulen die freistehenden Stützen, in der 1577 durch Erzbischof Karl Borromeo als San Sepolcro neu geweihten Mailänder Santa Trinità-Basilika sind sogar bei der Vierung von 5¾ m Lichtweite nur Rundsäulen von 55 cm unterem Schaftdurchmesser. Die Abseiten haben Kreuzgewölbe, das Mittelschiff Tonnengewölbe zwischen rundbogigen Gurten und die mit vier Fenstern ausgestattete Vierung hat eine Hängekuppel als Decke.

Auf Seite 5 schreibt Dr. Strzygowski wörtlich: „Man arbeitet auf allen Gebieten der Kunstgeschichte in einem unserer Zeit entsprechenden Maßstabe; nur für die Denkmälerwelt, die uns doch eigentlich am nächsten stehen sollte, die christliche, ist kein Geld flüssig zu machen. Wie unrecht das ist, hoffe ich in den Ausblicken, die dieses Buch eröffnet, deutlich zu machen. Und es wird Zeit, daß wir uns der Dinge annehmen! Kenner werden wissen, was es heißt, daß zwei der bedeutendsten von Vogüé in Zentralsyrien aufgenommene Bauten, das Prätorium in Musmije und die Kirche von Turmanin, inzwischen vom Erdboden verschwunden sind. Nicht anders steht es in Kleinasien; die Bewohner benützen die Ruinen als Steinbrüche. Die Gefahr wird um so größer, je mehr die Gegenden kultiviert werden, d. h. der Bedarf an Baumaterial wächst."

Rosen.

Es blühn auf deiner stillen Ruhestätte
Die roten Rosen nun jahraus, jahrein
Und schmücken liebevoll dein letztes Bette
Und lassen sommerlang dich nicht allein.

Sie neigen sich auf diese schwarze Erde,
Die schwer und fesselnd deinen Leib umfängt,
Daß dir des Lebens süße Tröstung werde,
Das seine Schmerzen über dich verhängt.

Aus deines längstvermorschten Herzens Gluten
Ziehn sie ihr leuchtendes, ihr flammend Rot
Und ihrer zarten Blätter duft'ge Fluten,
Daß sich in Schönheit löst dein bittrer Tod.

Und wenn ich geh auf fernen, fernen Wegen,
Denk ich der Rosen, die dein Grab umblühn
Und wie ein Gruß und wie ein letzter Segen
Von dir fühl ihren Duft ich mich umziehn.

M. Herbert.

Ein neues katholisches Gesellschaftshaus in München.

Von

Alfons Bertram.

In den katholischen Vereinen Münchens hat sich, insbesondere in den letzten Jahren, eine höchst erfreuliche Rührigkeit, eine kraftvolle Entwicklung und Entfaltung geltend gemacht. Im alten, um die katholische Sache in München hochverdienten Zentralkasino an der Barerstraße ist man, da die Räume und Einrichtungen, die vor 30 Jahren unter dem unvergeßlichen Grafen Ludwig Arco-Zinneberg geschaffen worden, den modernen Anforderungen und Wünschen allmählich, wie natürlich, nicht mehr recht genügen wollten, der Frage eines völligen Umbaues nahegetreten. Das Kasino würde damit einem lebhaft empfundenen Wunsche seiner Mitglieder entgegenkommen, die von der Ueberzeugung geleitet sind, daß bei aller vielgestaltigen Dezentralisierung, wie sie in den für die räumlich weitgetrennten Stadtteile bestimmten kleineren Kasinos, den Männervereinen und Volksvereinen gegeben ist, ein gesellschaftliches Zentrum für die katholischen Kreise der Stadt notwendig ist und bleibt. Daneben wurde aber auch in dem neugeschaffenen und blühend sich entwickelnden Kartellverband der katholischen bürgerlichen Vereine (der Vereinigung dieser Männervereine, Volksvereine und kleineren Kasinos) der Wunsch rege nach einem eigenen Besitztum, das zugleich geeignet sein sollte, der katholischen Bewegung in München noch ein zweites, oder, wenn man das St. Josephshaus der katholischen Arbeitervereine hinzurechnet, ein drittes Heim zu bieten, den München besuchenden auswärtigen Katholiken aber auch eine gute, preiswerte Hotelunterkunft in einem katholischen Hause.

Fast im Mittelpunkte der bayerischen Haupt- und Residenzstadt, im sogenannten alten „Kreuzviertel", zwischen der älteren Münchener Stadtenceinte, der Mauer Heinrichs des Löwen und dem von Ludwig dem Bayern, bzw. Kurfürst Maximilian I. geschaffenen neueren Mauergürtel, stand noch zu Beginn der neunziger Jahre ein altes Bräuhaus, zum „Kreuzbräu" genannt. Es dürfte wohl zu den ältesten Stätten Münchens gehört haben, in denen das bayerische Nationalgetränk bereitet wurde. Das Aufkommen der Großbrauereien machte, wie so vielen kleinen Betrieben, auch dem Kreuzbräu als Braustätte ein Ende, was schon vor geraumer Zeit geschehen sein muß. Das alte, nichts weniger als freundlich dreinschauende Haus diente in den letzten Jahren seines Bestehens zu Versammlungen der Münchener Sozialdemokraten und schon glaubte man, diese Partei gehe mit dem Gedanken um, dasselbe zu erwerben, als sie sich anscheinend die Sache anders überlegte. Das ganze Areal mit allem, was darauf stand, wurde verkauft, um einem Neubau Platz zu machen, den die Herren Architekten Rupp und Fuchs in gefälligem Renaissancestil aufführten. So war zwar das Alte gestürzt, allein nicht auf lange Zeit sollte neues Leben aus den Ruinen blühen. Das Etablissement wechselte mehrmals Besitzer und Wirte, Parteien und Vereine verschiedener Art hielten ihre Versammlungen ab. Zuletzt gelangte der „Kreuzbräu" in den Besitz der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank.

Inzwischen war in Münchener katholischen Kreisen die oben bereits erwähnte Aktion eingeleitet worden, welche eine Wendung im Schicksale dieses Hauses herbeiführen sollte. Man hatte sich in denselben seit geraumer Zeit nach einem im Zentrum der Stadt gelegenen neuen Gesellschaftshause mit modernem Komfort und den heutigen Verhältnissen angemessenem Hotelbetrieb gesehnt. Als die Neuorganisation der Münchener bürgerlichen katholischen Kreise im sogenannten „Kartellverband", um den sich in erster Linie Herr Landtagsabgeordneter, k. Hauptzollamtskontrolleur Giehrl ein großes Verdienst erworben hatte, ins Leben trat, da nahm der bezeichnete Gedanke greifbare Formen an. Aus dem Kartellverband heraus konstituierte sich vor etwa einem Jahre ein eigener „Verein zur Erwerbung eines katholischen Gesellschaftshauses in München". Und nun zeigte sich eine Arbeitsfreudigkeit und zugleich eine Opferwilligkeit der Münchener Katholiken, die als ein hocherfreuliches Symptom der gegenwärtigen Verhältnisse in München und Bayern bezeichnet werden muß. Reichlich flossen die Spenden für die Ausführung des Projektes von Freunden der katholischen Sache aus nah und fern. Außerdem wurden Anteilscheine hinausgegeben, die gleichfalls guten Absatz fanden. Die Angelegenheit würde nicht eine so rasche Förderung gefunden haben ohne die wahrhaft aufopfernde Tätigkeit und angestrengte Arbeit, welche die rührige Vorstandschaft des „Hausbauvereins" in dieser Zeit leistete. Es sei hier nur des eifrigen I. Vorstandes, des Chefredakteurs des „Bayerischen Kuriers", Herrn Paul Siebertz, des II. Vorstandes Herrn Pfarrer Berger von Feldmoching, damals Kooperator bei Hl. Geist in München, ferner des I. Kassiers Herrn Subdirektor Besold, des II. Kassiers Herrn Fuhrwerksbesitzers Kiendl, der beiden Schriftführer Herren Architekt Günther und Kommerzienrat Nagler, ferner der Beisitzer Herren Brandl, Fend und Weber Erwähnung getan.

Im verflossenen Sommer wurde der Kreuzbräu von der Direktion der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank zu sehr vorteilhaften Bedingungen erworben. Mit derselben Rührigkeit, mit der die Vorarbeiten glücklich beendet worden waren, ging man nun an die völlige Renovierung des Anwesens. Hierbei wurden alle Arbeiten Mitgliedern des Vereins übertragen. Die Oberleitung übernahm in aufopfernder Weise unentgeltlich Herr Architekt Günther.

Schon von außen betrachtet, macht das Gebäude mit seinem hohen Renaissancegiebel und den beiden mit Ziegeln gedeckten Seitentürmchen, mit seinem hellen, freundlichen Verputz, den hohen Fenstern einen überaus

stattlichen, ja vornehmen Eindruck. Eine mächtige Glastafel zeigt in Glasbuchstaben auf blauem Emaillegrunde das Schild der gastlichen Stätte: „Katholisches Gesellschaftshaus." Der Gebäudekomplex, an der Brunnstraße (Nr. 7) gelegen, befindet sich nur wenige Minuten vom Münchener Hauptbahnhofe, ganz in der Nähe der Hauptlinien der Münchener Trambahn, der Hauptader des Münchener Altstadtverkehrs (Neuhauser-, Kaufinger- und Sendlingerstraße), der Metropolitankirche zu U. L. Frau, der St. Michaelshofkirche, St. Peters-, St. Johannis-, Hl. Geist- und Hl. Kreuzkirche. Eine Postfiliale ist dem Hause gegenüber eingerichtet.

Das ganze Etablissement besteht aus einem Vorderhaus für den Restaurations- und Hotelbetrieb und den durch einen großen Hof getrennten stattlichen Rückgebäuden. In den bis ins kleinste Detail aufs sorgfältigste renovierten Innenräumen, die sämtlich wie das ganze Haus in hellen Tönen gehalten sind, stehen den Fremden 38 teils elegant, teils einfacher, stets aber komfortabel und sauber möblierte Zimmer mit vorzüglichen Betten zur Verfügung. Ein schöner Aufgang, mit Spiegeln geziert und Teppichen belegt, führt in die oberen Stockwerke. Im Erdgeschoße befindet sich ein geräumiges Restaurationslokal mit großer Küche und allen sonstigen erforderlichen Räumlichkeiten. Das Souterrain birgt außer den nötigen Kellerräumen ꝛc. drei höchst originell eingerichtete Kegelbahnen.

Für jede Art von Versammlungen und Veranstaltungen stehen zwei große Säle zur Verfügung. Der eine kleinere, im Renaissancestil gehalten und in zwei separate Lokale teilbar, befindet sich zu ebener Erde und faßt etwa 700 Personen. Der zweite, im ersten Stockwerke gelegen, bietet mit seiner Galerie Raum für 900 und mehr Personen und ist im zierlichen Barock, alles in Weiß und Gold gehalten, wohl einer der schönsten Säle, ein wahres Schmuckkästlein. Die geräumige Nische beim Podium zieren die Büsten des Hl. Vaters, des Kaisers und des Prinz-Regenten. Große Fenster, zum Teil in der Oeil de boeuf-Form, lassen das Tageslicht hereintreten; bei Nacht wird der Saal durch mächtige Bogenlampen erleuchtet. Außerdem sind verschiedene Gesellschaftszimmer vorhanden, die bereits fast sämtliche von Vereinen belegt sind.

Alle Räume sind mit Zentralheizung und elektrischer Beleuchtung versehen. In jedem Stockwerk befindet sich zur Benützung für die Hotelgäste ein Badezimmer. In der Restauration, deren Leitung Herr Restaurateur Brunner besorgt, während das ganze Etablissement mit dem Wirtschaftsbetrieb der Verein in Regie übernommen hat, werden kalte und warme Speisen und Getränke zu jeder Tageszeit verabreicht werden.

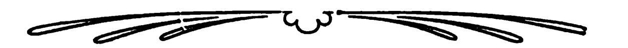
Viele Sitzungen hatte die Vorstandschaft des Hausbauvereins zur Vorbereitung des großen Werkes abgehalten. Nun sollte nach vollbrachter Arbeit auch eine letzte „Sitzung" dem Frohsinn und der gemütlichen Kameradschaft gewidmet sein und so kamen die Herren und eine Anzahl geladener Ehrengäste am Samstag, den 24. September, abends im Saale des Gewerbevereins zusammen, den dessen Präsident, Herr Kommerzienrat **Nagler**, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hatte. Die dabei veranstaltete Probe des vorzüglichen Bergbräubieres und der von ersten Firmen bezogenen Weine mundete außerordentlich, wie auch die exquisite Küche, die der neue Geschäftsführer, Herr **Brunner**, bot, allgemeinen Beifall fand. Auf das Gedeihen des Unternehmens, auf die Vorstandschaft des Vereins, auf dessen Gönner und Förderer wurden von verschiedenen Rednern Toaste ausgebracht.

Am 5. Oktober findet für eine kleine Zahl geladener Gäste eine Besichtigung des Anwesens mit gemeinsamem Diner statt. Die offizielle Einweihungsfeier ist für Samstag, den 15. Oktober, festgesetzt.

Da der Kartellverband eine Vereinigung auch zu **politischer** Betätigung darstellt, während das Zentralkasino an der Barerstraße satzungsgemäß ein **unpolitischer** Verein ist und in erster Linie gesellschaftlichen Zwecken dient, so wird das neue **katholische Gesellschaftshaus** künftig wohl vor allem auch den **politischen** Veranstaltungen im katholischen Lager eine Heimstätte sein. Andrerseits wird dem **Zentralkasino** dadurch weitere Möglichkeit gegeben, was von ihm auch erneut angestrebt werden will, dem gesellschaftlichen Leben insbesondere der in ihm vereinten Kreise neue kräftige Impulse zu geben und es fruchtbringend auszugestalten. Das Bedürfnis nach einer gesellschaftlichen Reorganisation, nach Wiederbeschaffung der notwendigen äußeren Bedingungen für einen in angemessener Weise sich vollziehenden gesellschaftlichen Verkehr und befruchtenden Meinungsaustausch ist gerade in diesen Kreisen im Laufe des heurigen Jahres in sehr erfreulicher Weise zum Ausdruck gekommen und hat zu vorbereitenden Schritten geführt, die für die nächste Zukunft schon Gutes erwarten lassen.

Es war ursprünglich geplant, das Projekt des neuerstandenen Katholischen Gesellschaftshauses mit jenem des zeitgemäßen Um- und Neubaues des katholischen Zentralkasinos zu kombinieren. Die hierüber geführten Verhandlungen ließen jedoch die jetzt verwirklichte Lösung als den gegebenen Verhältnissen und den vorliegenden mannigfachen Aufgaben entsprechender erscheinen.

So mögen denn die beiden, der katholischen Sache Münchens dienenden Unternehmungen, **das alte verdiente Zentralkasino**, in dessen Mauern schon so viel der segensreichen Arbeit für das katholische München geschehen ist, und **das neue Gesellschaftshaus**, das rühriges, opferbereites Schaffen den Katholiken Münchens beschert hat, in edlem Wetteifer nebeneinander wirken zum Heile und Segen für die gemeinsame katholische Sache.



Musikschau.

„Der Vogt auf Mühlstein", Oper in drei Akten, Text nach Heinrich Hansjakob, Musik von Cyrill **Kistler**.

Dem kunstverständigen Düsseldorfer Theaterdirektor Herrn Ludwig Zimmermann, dem langjährigen früheren Regisseur und meisterhaften Darsteller am Kölner Stadttheater (unter dem jetzt nach Mannheim ans Hoftheater berufenen Direktor Hofmann) gebührt das unbestrittene Verdienst, das herzgewinnende Kind der Kistlerschen Muse vor aller Welt zuerst aus der Taufe gehoben zu haben, und zwar am 20. April dieses Jahres. Nach genau fünf Monaten, am 20. September, konnten Freunde einer weniger die Nerven als das Ohr fesselnden Musik die Freude erleben, das musikalische Schwarzwaldbild wieder in beredten, oft rührenden Tönen zu neuem Bühnenleben erwachen zu sehen und sich an seiner innigen Natürlichkeit zu erfreuen.

Der Text der Oper ist der gleichnamigen, gemütstiefen Novelle Hansjakobs in den meisten Zügen getreu nachgebildet. Die Handlung ist infolgedessen sehr schlicht und einfach und bedeutender, dramatischer Steigerungen kaum fähig, indem die Konflikte mehr innerer Natur und daher weniger mit größeren Geschehnissen durchsetzt sind.

Lene, die einzige Tochter und alleinige Erbin des verwitweten Vogtes auf Mühlstein, hat sich dem armen Häuslerssohn Hans versprochen, der als stimmbegabter Bursche mit der ebenfalls gesangtüchtigen Lene bei Hochzeitgelegenheiten und Kirchweihfesten häufiger zusammen gesungen und gesprungen. Ulrich, der „reiche Hermesbur" aus einem Nachbardorfe, bringt es am Kirchweihfeste zu Nordrach zuwege, im Vollgewicht seines Ansehns, trotz seiner fünfzig Jahre sich die außerordentlich hübsche Lene beim alten Vogt auf Mühlstein zu sichern, den standesstolzen Großbauer bezüglich der voraussichtlichen, zukünftigen Schwiegervaterschaft mit jenem bettelarmen Knechte solange verspottend, bis dieser in seinem Ehr- und Herrlichkeitsgefühl aufs tiefste verletzt, sein frisches, jungblühendes, einziges Kind dem bejahrten, alten, protzigen Brautwerber mit Wort und Handschlag, ohne die Folgen zu bedenken, zusagt. Der zweite Akt bietet ein anmutiges, musikalisches Herbstabendbild, eine Waldlichtung auf Mühlstein mit Ausblick auf die herrlich bewachsenen Höhen des Schwarzwaldes. Ungemein ansprechende, orchestrale Tonmalerei schildert den Zauber der noch einmal in ihrer vollen Schönheit aufleuchtenden Abendsonne des zur Rüste gehenden schönen Herbsttages, harmonisch durchzittert von der harrenden Liebessehnsucht der jungen, reinen Mädchenseele, und dennoch klingt in einzelnen Akkorden schon mitunter das folgenschwere Verhängnis der Trennung durch, welches sich allzu schnell erfüllen sollte. Denn kaum werden sich die Liebenden, Hans und Lene, der Seligkeit des ungestörten Stelldicheins bewußt, als der seine Tochter suchende Vogt auf Mühlstein in Begleitung des von ihm erwählten Tochtermannes Ulrich, des Hermesbur, die beiden findet, wie ein Nachtgewitter dazwischen donnert, Hans trotz der Trostlosigkeit der Lene zur Entsagung und zum Abschiednehmen zwingt und sie mit rücksichtsloser Strenge dem Mörder ihrer Blütentage, dem alten, protzigen, galligen Bauer überliefert. Diese Szene ist stellenweise von Wagnerscher dramatischer Tonwucht, wenngleich hier der vokale Ausdruck meist über den instrumentalen triumphiert, während der Schluß dieses Aktes mit dem Liede der Lene „Nicht blüht auf dieser Welt mir Freud" doch wohl etwas zu weich und allzu sentimental-lyrisch vertönt. Dagegen wirkt der dritte Akt, welcher uns in den Tanzsaal des Hochzeitpaares führt, sehr belebend und handlungsfrisch. Der Chor der Geladenen, welcher die Neuvermählten begrüßt, setzt volkstümlich und herzhaft ein, dramatisch gut mit dem gebrochenen, elenden Aussehen der Braut kontrastierend. Von enorm stark wirkender, instrumentaler Kraft ist aber die Stimmungsmalerei der Situation, als Hans erscheint, um sich die Erlaubnis zu erbitten, vor dem Abschiede mit Lene an ihrem Hochzeittage das letzte Lied zu singen. Ganz besonders scharf herausgearbeitet ist auch die Stelle, wo Lene den Abschied nehmenden Hans zurückhält mit den Worten: „Verlasset dies erlogene Fest!" und der Vogt, da er sieht, daß seine Tochter sich von dem ihr angetrauten „Hermesbur" lossagt, sich wie ein wütender Wolf auf sein eigenes Kind stürzt und sie erwürgt. Wahrhaft ergreifend ist es, wie der Wütende, am ganzen Leibe zitternd, erkennt, was er getan, und sich schluchzend, das Haupt vergrabend, auf den Tisch wirft, während die Hochzeitgäste an der Leiche der Lene wie ein versöhnender Chor der Engel singen:

> So hast du endlich heimgefunden,
> Du müde Seel', aus Not und Pein.
> Mög', was an Leid du hier empfunden,
> Dort eine lichte Krone sein.

Der „Vogt auf Mühlstein" ist eine Oper, frisch und duftig wie der Schwarzwald, wo sie spielt, dabei reich an volkstümlichen Märschen, Tänzen und Sangbarkeit, ein wirkungsvolles Gegenstück gegen die Hypermoderne, sowohl im Motiv als der Ausführung, und wäre es zu wünschen, daß im Interesse des guten Geschmacks der Komponist Cyrill Kistler auch an anderen Bühnen Gelegenheit finde, durch Hervorruf nach jedem Aktschlusse denselben wohlverdienten Beifall, wie in Düsseldorf am 20. Sept. persönlich von einem dankbaren, kunstliebenden Publikum entgegenzunehmen.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.



Bühnenschau.

Aus der neuen Saison. Die Münchener Dramatische Gesellschaft, die für ihre geschlossenen Aufführungen gerne zwischen haarsträubenden Lasterstücken und unschuldsvollen Gymnasiasten-Dichtungen wählt, hat uns mit Eulenbergs „Halber Held" eine wenig hoffnungsvolle Arbeit letzterer Kategorie beschert. Vergebens war man daran, in diesem Eulenberg auch nur ein Talent von mehr als bescheidener Größe zu entdecken. Sein „Halber Held" ist trotz Zapfenstreich, Büchsengeknatter, Belagerung und Zeltlager ein trauriger Held. Kurz, die grobe Theatralik, die an Schillers Jugendart erinnernde Sprache und dessen Freiheitsdurst konnten die inneren Mängel erst recht nicht verbergen; dieser „halbe Held" der alle Augenblicke sich anders entschließt, ist nicht einmal ein halber Held, sondern nichts anders als ein Neurastheniker erster Sorte aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Hoffentlich hatten nicht alle Kämpen der damaligen Zeit solch schwache Nerven.

Auf dem Umweg über Berlin und Wien kam auch zu uns nach München endlich „Rosa Bernd", Hauptmanns letzte Bühnenarbeit. Hier ist er wieder der krasse Naturalist, der uns die tiefsten Tiefen der armen Menschenseele zeigt. Widerlich und trostlos ist die Handlung des Stückes, pessimistisch die ganze Führung desselben. In 5 Akten erzählt er uns, wie diese Rose aus einem braven Mädel eine Verführte wird, wie sie dann aus Angst vor übler Nachrede sich dem verhaßten Manne hingibt und wie sie zum Schluß, von allen Seiten bedrängt, nicht mehr ein und aus kann, lügt, leugnet, einen Meineid schwört und schließlich einen Kindsmord begeht.

Die Handlung wird auf der Bühne nur durch den sittlichen Ernst des Autors und durch einige wenige Lichtmomente gemildert, die Hauptmanns ganze poetische Kraft durchschimmern lassen. Die kranke Dulderin, Frau Flamm, ist eine solche Lichtfigur des Stückes, deren Worte zu Herzen gehen, deren Reden Lebensweisheit enthalten.

Das Stück krankt hauptsächlich daran, daß es im Grunde eine Schicksalstragödie ist, weil es nicht notwendig war, aus den Voraussetzungen der Handlung solch düstere Konsequenzen zu ziehen.

Widerlich ist es vor allem, daß diese Rose, die kein schlechtes, sondern nur ein verführtes Mädchen ist, statt zwischen zwei Männer zwischen drei gestellt wird. Von großer dramatischer Wirkung ist nur der letzte Akt, während die anderen schleppend und langsam auf die Charakterisierung der Personen hauptsächlich angelegt sind.

Durch die prächtige Darstellung Frau Müllers als Rose gewann das Stück; freilich die männlichen Darsteller standen bei weitem nicht auf der Höhe dieser Rose.

Auch in den anderen Städten regt es sich schon mächtig auf den Bühnen und fortwährend sind Premièren angesetzt; speziell Berlin, von dessen Premièrenhatz Ihnen von anderer Seite erzählt werden wird, ist darin voran.

In Wien holte sich Rudolf Hawel, der sich schon durch seine „Mutter Sorge" und durch „Die Politiker" hervorgetan, mit seinem „Freundschaftsbund", einer Satire auf die Vereinsmeierei, einen durchschlagenden Erfolg. Eugen Brüll war mit seiner „Fehme" am Burgtheater weniger glücklich, zum Gesellschaftssatiriker ist der frühere Ballettlibrettist nicht eben geschaffen. Otto Fischers „Ein deutscher Bauer" bringt denselben Ideenkreis, wenn nicht dieselbe Handlung, wie dessen Erstlingswerk „Waldherrschaft". Der Routinier Viktor Leon entwirft dem Publikum des Wiener Deutschen Volkstheaters in seinem „Tischlein deck' dich" ein Zeitbild, das bekannte Sentenzen praktisch uns vor Augen führt.

In Hamburg gelangte ein Studentenstück, „Das Land der Jugend" von Hans Bauer, zur Erstaufführung, das in seiner Mache an „Alt-Heidelberg" erinnert, nur weit mehr ins Schwankhafte übergeht als dieses.

In Frankfurt kam Schnitzlers „Einsamer Weg", den wir schon bei seiner Uraufführung streiften, zur Darstellung.

Carl Conte Scapinelli.

Berliner Premièren. Das Berliner Theater brachte als Novität das dreiaktige Schauspiel „Letzte Stunden" von Karl Strecker. Wir haben es hierbei nicht mit einer gänzlich unbekannten Novität zu tun. Der alternde französische Philosoph Ernest Renan schrieb bekanntlich einige dramatisch ziemlich unbeholfene, dialogisierte Szenen, deren eine: „Die Aebtissin von Jouarre" vor einigen Jahren bereits ohne Erfolg im Lessingtheater gegeben wurde. Strecker fühlte nun das Bedürfnis, diese Handlung der deutschen Bühne zu erhalten und arbeitete sie zu seinem Drama „Letzte Stunden" um. Eine Aebtissin ist zum Tode verurteilt — das Stück spielt nämlich während der Schreckensherrschaft — und wir erleben in dem Stück ihre letzten Stunden, die sich zwischen ihr und einem jungen Mann, den sie liebt, abspielen. Als Ganzes betrachtet eine harte Geduldprobe für das Publikum, da auch die Darstellung zu wünschen übrig ließ.

Die jüngste Première des Deutschen Theaters war das Drama „Kettenglieder" von Hermann Heijermans. Es ist das alte König Lear-Problem in modern-naturalistischer Beleuchtung. Ein Vater, den drei Söhne und eine Tochter in lachender Niedertracht in Tod und Verderben hetzen. Das Ganze, nur wenig dramatisch zusammenfassend, verliert sich vielfach in belanglose Details, die Wirkung bleibt mehr niederdrückend als tief. Heijermans zeigt auch hier wieder seine glänzendste Kunst, die brillante Milieuschilderung, im besten Licht. Aber dieser Betonung des Zuständlichen und Bleibenden fehlt es an dem Gegengewicht dramatischer Triebkraft. Trotz der peinlichen Wirkung des Stückes, dessen Kernpunkt nicht großartige Schlechtigkeit, sondern potenzierte alltägliche Büberei ist, war der Erfolg nicht unbedeutend. Da der Dichter ein Gegner des Hervorrufs ist, erschien statt seiner Direktor Paul Lindau vor der Rampe und dankte für den Beifall. Wie die Berliner sagen: „Dieselbe Couleur in jrün."

Das dritte Novum der letzten Zeit spendete das Lessingtheater mit dem fünfaktigen Schauspiel „Traumulus" von Arno Holz und Oskar Jerschke. Das Stück spielt in einem kleinen provinziellen Klatschnest und handelt von einem Gymnasialdirektor, der wegen seiner einfältigen Gutmütigkeit von seinen Schülern mit dem Spitznamen bezeichnet wird, der den Titel des Stückes bildet. Er vertraut allen und wird von allen betrogen, von seiner Frau und von seinen Schülern, die verdächtige Liebschaften haben und sich zu einer geheimen Verbindung zusammentun. Die Handlung besteht darin, daß diese Gutmütigkeit des von allen genarrten Direktors gerade seinem besten Schüler zum Verderben gereicht. Das weitausgesponnene Stück enthält sehr viel Detailmalerei, aber auch sehr viele seichte Stellen. Die Verfasser wurden nach jedem Akte gerufen, nach dem dritten Akt nur gegen eine sehr lebhafte Opposition.

Dr. Otto Freund.

Kleine Rundschau.

Schulsparkassen.

Der Hinweis auf die Schulsparkassen — wir nennen sie Kindersparkassen — in Nr. 26 der „Allgemeinen Rundschau" wird ohne Zweifel für viele interessant und anregend gewesen sein. Es sei einem Landpfarrer gestattet, seine Erfahrungen aus einen rein ländlichen Bezirke zur Kenntnis zu bringen. Die hiesige Pfarrgemeinde zählt ungefähr 5000 Seelen mit zirka 800 Schulkindern. Seit zwei Jahren besteht hier eine Kindersparkasse, welche durch verschiedene Vorträge über Sparsamkeit im Volksvereine angeregt und ins Leben gerufen wurde. Hierbei hat sich gezeigt, daß, wenn von Lehrern und Geistlichen auf eine richtige und vernünftige Sparsamkeit öfters aufmerksam gemacht wird, diese Lehren von besten Erfolg begleitet werden. Ungefähr 600 unserer Schulkinder besitzen ein Sparbüchlein, und die armen Kinder bringen ihre fünf Pfennige mit derselben Freude, wie das reiche Kind seine fünfzig Pfennige oder seine Mark bringt. Neid und Scheelsucht wird durch ein passendes Wort des Lehrers leicht zurückgedrängt. Das Naschen hat in dieser Zeit unter den Kindern sehr nachgelassen. Die guten Werke der Kinder, insbesondere ihre Beiträge für den Kindheit-Jesu-Verein, sind nicht geringer geworden, sie sind im Gegenteil noch gestiegen. Die Eltern sehen immer mehr ein, wie wohltuend es ist, wenn bei Entlassung der Kinder oder bei Gelegenheit der ersten hl. Kommunion ihnen ein größerer Sparpfennig in die Hand gegeben wird. Nur bei diesen beiden Gelegenheiten, sowie beim Abzug aus der Gemeinde finden Rückzahlungen statt. Unsere Kasse hat seit ihrem noch nicht ganz zweijährigen Bestehen schon über 1900 Mark zurückgezahlt und hat augenblicklich in der Darlehenskasse ein Guthaben von über 10,000 Mark. Aus diesen kurzen tatsächlichen Darlegungen geht wohl hervor, daß Kindersparkassen nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande wichtig und beachtenswert sind. Ja ich möchte dieselben ein ganz kleines Mittel zur Hebung unserer ländlichen Verhältnisse nennen; gerade auf dem Lande begegnet man nur zu oft der Meinung: „Was kann ich sparen? Die paar Groschen, welche ich übrig habe, sind nicht wert, daß ich zur Sparkasse gehe." — Soll das angefangene Gute auch später noch Nutzen bringen, dann muß man Sorge tragen, daß der Sparsinn unter der heranwachsenden Jugend erhalten und befördert werde. Aus diesem Grunde ist hier mit der Gründung von Jungfrauen- und Jünglingsvereinen begonnen worden, in denen eine der Kindersparkasse ähnliche Einrichtung getroffen werden soll. P. G.

Der Erfinder der Stahlfeder.

Es heißt in jedem Konversationslexikon: Stahlfedern wurden zuerst in Birmingham und 1820 von James Perry in London gefertigt. Mit größerem Recht darf ein Bürgermeisterdiener der Reichsstadt Aachen, Johannes Janssen, als der Erfinder von Federn aus Stahl gelten. Derselbe legte im Jahre 1748 den in Aachen zum Kongreß versammelten Gesandten seine Feder zur Prüfung vor. Er berichtet darüber in seiner von ihm geschriebenen, kulturgeschichtlich recht interessanten dreibändigen Chronik: „Eben umb der Kongreß-Versamlung hab ich auch alhier, ohn mich zu rühmen, neuwe Federn erfunden. Es konnte vielleicht sein, daß mir der liebe Gott diese Erfindung nicht ohngefähr hätte lassen im Sinn kommen, diese meine stahlene Federn zu machen, deweil alle und jede alhier versamlete Herren Gesandten davon die erste und mehreste gekauft haben, hoffentlich den zukünftigen Frieden zu beschreiben, und dauerhaft wird sein wie diese meine stahlene Federn . . . Dergleichen Federn hat niemand nie gesehen noch von gehört, wie diese meine Erfindung ist, allein man muß sie rein und sauber von Rost und Dinten halten, so bleiben sie viel Jahr zum Schreiben gut, ja wenn auch einer 20 Reis Papier damit würde beschreiben mit einer Feder, so wär die letzte Linie beschrieben wie die erste, sonder was an die Feder zu veranderen, sogar sie sind an alle Ecken der Welt hingeschickt worden als ein rare Sach, als nach Spanien, Frankreich, Engelland, Holland, ganz Teutschland. Es werden deren von anderen gewiß nachgemacht werden, allein ich bin doch derjenige, der sie am ersten gemacht und erfunden hat, auch eine große Menge verkauft außer und binnen Lands, das Stück vor 9 Mark Aix (1 Aachener Mark = 4⅞ Pfennig heutigen Geldes) oder ein Schilling Spezie, und was ich hier nur hab können machen, ist mir abgeholt worden." Dr. B.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 29. München, 16. Oktober 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Kirchliche Statistik.

Von
Dr. jur. Brüning, Trier.

In der „Kultur", der Vierteljahrsschrift der österreichischen Leogesellschaft, hat Herr Prälat Dr. Baumgarten (1904, 1. Heft, S. 111) einen Aufsatz veröffentlicht: Ein Wort über kirchliche Statistik! Damit ist von neuem ein Thema angeschnitten, über welches man längere Zeit nicht diskutiert hatte, welches aber wie wenige zurzeit der alsbaldigen Erledigung bedarf. Der Herr Verfasser setzt in seinen Zeilen die Vorteile auseinander, welche eine kirchliche Statistik uns bietet, und steht auf dem Boden, daß die kirchlichen Behörden „die unabweisbare Pflicht" haben, Statistik in ihren Sprengeln zu treiben. Was haben wir Katholiken an kirchlicher Statistik, d. h. einer sicheren und abschließenden, fachmännisch bearbeiteten Statistik? Das großangelegte Werk „Die katholische Kirche" bietet uns gewiß eine Menge wertvollen Materials; die beiden in den letzten Jahren erschienenen Werke „Bayerns Kirchenprovinzen" und „Die katholische Kirche in der Schweiz" gestatten uns manchen Einblick in die bayerischen und schweizerischen kirchlichen Verhältnisse, der Bericht des Bonifaziusvereins für die 50 Jahre 49/99 flößt uns Bewunderung ein für das Wirken desselben — aber eine Zusammenstellung von Zahlen, aus welchen das gesamte Leben des Katholizismus in Deutschland ersichtlich ist, fehlt uns. Und das ist schlimm. Der Protestantismus besitzt eine Zentrale für kirchliche Statistik; an Versuchen einer systematischen Bearbeitung der kirchlichen Daten fehlt es dort nicht — ich erinnere an das bekannte Pieper'sche Werk; es erscheint endlich ein „Kirchliches Jahrbuch", dessen Herausgeber Herr Pfarrer Schneider in Elberfeld ist. Das Judentum, dessen internationale Organisation geradezu mustergültig ist und welches eben auf Grund dieser Organisation vieles leisten kann, besitzt einen „Verein für jüdische Statistik", in dessen Auftrage jüngst ein Buch herausgegeben wurde „Jüdische Statistik". Neben kleineren Arbeiten über Organisation der Juden und ebensolchen Beiträgen zur Statistik der Juden enthält dieses Werk eine 144 Seiten umfassende, außerordentlich umfangreiche systematische Bibliographie jüdischer Statistik. „Erste Serie" ist diese Zusammenstellung im Inhaltsverzeichnis bezeichnet; weitere Serien werden also folgen. Das Deutsche Reich nimmt in dieser Bibliographie — sie ist nach Staaten geordnet — die Seiten 42—86 ein.

Und wir? Wir haben seinerzeit einmal in Osnabrück einen Beschluß gefaßt — natürlich einstimmig —, welcher sich dahin aussprach, daß eine internationale Statistik des Katholizismus, zunächst aber die Schaffung einer deutschen Zentrale für katholisch-kirchliche Statistik ein dringendes, unabweisbares Bedürfnis sei. Später hat man dann die Sache liegen lassen, und das Bedürfnis ist immer noch dringend. Es wird von Tag zu Tag dringender. Wer das Krose'sche Werk über Konfessionsstatistik Deutschlands gelesen, wer da die trüben Zahlen gesehen hat, welche die Mischehenstatistik uns bietet, der wird sich von neuem davon überzeugt haben, daß etwas geschehen muß.

Das mag auch den Verfasser eines in der Köln. Volkszeitung erschienenen Artikels „Zur Frage der kirchlichen Statistik" (Nr. 757, 1904) zu diesem veranlaßt haben. Ob er Mitarbeitsangebote erhalten hat? Ich möchte es bezweifeln. Jedenfalls sind es nicht viele gewesen.

Was ist denn eigentlich die Ursache dieser grenzenlosen Gleichgültigkeit in unserem Lager? Fast ein jeder liest doch gerne statistische Artikel und wundert sich über die eine oder die andere Zahl! Darin liegt auch schon ein guter Teil der Antwort auf unsere Frage. Man will nicht, daß anderen Leuten, den Gegnern, Gelegenheit gegeben wird, sich über unsere Zahlen zu wundern, man fürchtet die in der Publikation der Zahlen liegende öffentliche „Gewissenserforschung", wie P. M. Baumgarten die Veröffentlichung von Zahlen nennt. Was könnte da nicht alles herauskommen! Mir sagte neulich ein Geistlicher: „Kirchliche Statistik, ja! ein guter Gedanke, aber nicht leicht in die Wirklichkeit umzusetzen; da wird manch' einer sich genieren, die Zahlen anzugeben." Nichts wäre falscher als das! Wenn irgendwo etwas faul ist im Staate Dänemark, dann ist es die höchste Zeit, daß es aufgedeckt wird, damit man weiß, woran man ist und wie man Mittel schafft, die Schäden zu heilen. Dafür ist aber die Statistik ein treffliches Mittel: sie zeigt uns nicht die Dinge und ihre Gestaltung in der Theorie, sie weist uns auf die nackte Wirklichkeit hin: ungeschminkt führt sie uns die Dinge vor. Dann wissen wir auch, was gut und was nicht gut, wo der Hebel anzusetzen ist. Also fort mit falscher Scham! Doch das ist nicht der einzige Grund! Ein Mitarbeiter der „Germania" veröffentlichte unlängst einige Artikel über das schon

erwähnte Krosesche Buch und besprach in der Einleitung auch die allgemeinen Gesichtspunkte über kirchliche Statistik. Da kommt er denn auch darauf zu sprechen, daß manche Leute durch Berufsgeschäfte abgehalten zu sein vorgaben, und erwähnt einen Fall, in welchem ein Ordensprior erklärt hatte: sie hätten etwas anderes zu tun, wie Statistik zu treiben. Man sollte derartige Aeußerungen nicht für möglich halten, aber wenn man den Aufsatz P. M. Baumgartens liest, der auf dem Gebiete der Statistik ein Wörtlein mitzureden doch wohl legitimiert ist, so muß man's glauben; denn auch er spricht von „unverhältnismäßig großen Enttäuschungen, einer Anzahl unhöflicher Erwiderungen und häufiger stillschweigender Nichtbeantwortung der Fragen." Im übrigen — Ueberbürdung mit Amtsgeschäften gibt's nicht, wenn Not an den Mann geht. Und so steht die Sache denn doch.

Die weiteren vom Herrn Korrespondenten der „Germania" angeführten Gründe, weshalb manche die kirchliche Statistik nicht wollen, übergehe ich; sie sind in dem genannten Artikel der K. V. genügend gewürdigt. Eines nur will ich noch hervorheben: bislang haben wir keine Statistik gehabt, ergo — so denkt der Ultrakonservative — und deren haben wir ja sattsam — brauchen wir sie auch jetzt nicht. Das ist der Standpunkt, den die meisten einnehmen, die nichts von Statistik wissen wollen. Nun — ein Standpunkt ist es ja immerhin; was für einer, steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Soviel dürfte wohl feststehen: soll eine deutsche Zentrale für kirchliche Statistik eingerichtet werden, so kann das nicht auf Grund einer privaten Statistik ins Werk geleitet werden. Daß die Anregung von Privaten ausgehen muß, daß auch Private nachher die Zusammenstellungen, die Verarbeitung des Materials in die Hand nehmen können, das ist ja etwas anderes. Zustande kommen kann jedoch eine zuverlässige Statistik nur bei Unterstützung durch die maßgebenden kirchlichen Behörden. Und da hat P. M. Baumgarten recht, wenn er sagt, „die öffentliche Meinung dürfte mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln darauf dringen müssen, daß möglichst umfangreiche statistische Aufnahmen" in den Diözesen rc. gemacht werden. Eine gute Grundlage bieten ja die Schematismen der Diözesen. Wenn unsere Bischöfe dem Antrage von Osnabrück sympathisch gegenüberstehen — und ich wüßte nicht, warum sie es nicht tun sollten, werden weitere Kreise folgen; ich meine da in erster Linie unsere Orden und Vereine. Zunächst aber ist nötig, daß einige Laien sich sammeln, welche die Sache in die Hand nehmen und die Organisation einleiten. Das Weitere wird sich dann schon finden.

Diesem Zwecke sollen vorstehende Zeilen dienen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Regentschaftsfrage in Lippe.

Die Goldwage der „Ebenbürtigkeit" wird also doch wieder aus der Rumpelkammer herausgeholt. Und obendrein ist die Regentschaftsfrage in sehr bedenklicher Weise zugespitzt worden durch ein Kaisertelegramm von Rominten. Graf Bülow saß unterdes weitab in dem politischen Wallfahrtsort Homburg; er hat diese Kundgebung des Monarchen nicht gegengezeichnet, ist überhaupt bei der Abfassung nicht zu Rate gezogen worden. Der Vorgang erinnert an das Swinemünder Telegramm vor zwei Jahren, das eine sehr drastische Kritik eines Beschlusses der bayerischen Kammer und das Angebot der Deckung des dadurch entstandenen Ausfalls im Kunstetat enthielt. Graf Bülow hat damals im Reichstage eine feine Unterscheidung im Punkte der Verantwortlichkeit gemacht: den Inhalt des Telegramms bezeichnete er als eine persönliche Meinung des Monarchen, die keine Regierungshandlung darstellt und also der verantwortlichen Gegenzeichnung nicht bedarf; für die politischen Wirkungen einer solchen persönlichen Kundgebung aber sei der Minister verantwortlich. Bei dem vorliegenden Telegramm aus Rominten liegt die Sache insofern anders, als darin nicht bloß eine persönliche Meinungsäußerung enthalten ist, sondern auch eine tatsächliche Konsequenz dieser Meinung, nämlich die Mitteilung, daß der Kaiser die Truppen von Lippe-Detmold auf den gegenwärtigen Regenten nicht vereidigen lasse. Diese Anordnung geht freilich nicht vom Kaiser als solchen oder vom preußischen König aus, sondern von dem obersten Kriegsherrn; betrachtet man sie als Ausfluß der Kommandogewalt, so wird die Gegenzeichnung des verantwortlichen Ministers entbehrlich. Als kritischer Punkt bleibt dann freilich noch die vorhergehende Bemerkung, daß der hohe Absender des Telegramms wegen der Rechtsunklarheit die Regentschaft des Grafen Leopold „nicht anerkennen" könne. Die Regentschaft oder die Thronfolge in einem Bundesstaate ist aber nach dem geltenden Staatsrecht durchaus nicht abhängig von einer Anerkennung oder Nichtanerkennung durch den Kaiser oder den König von Preußen. Die landesrechtliche und hausgesetzliche Autonomie auf diesem Gebiete ist durch nichts anderes beschränkt als durch die Klausel der Reichsverfassung, wonach im Falle einer Streitigkeit zwischen zwei Staaten oder eines Verfassungsstreits in einem Staate unter gewisser Voraussetzung der Bundesrat eine schiedsrichterliche Aufgabe haben kann. Das ist so klar und zweifellos, daß man unmöglich annehmen kann, der Kaiser und König von Preußen wolle eine richterliche Befugnis in diesen Dingen für sich in Anspruch nehmen. Aber die betreffende Bemerkung in dem Telegramm muß doch einen Sinn und Zweck haben. Nun, man kann sie allenfalls als Begründung der Nichtvereidigung der Truppen ansehen, so daß der Gedankengang so wäre: „Als oberster Kriegsherr lasse ich die Truppen vorläufig nicht vereidigen, weil ich bei der Unklarheit der Rechtslage den Bestand der Regentschaft noch nicht als gesichert ansehen kann." Der Reichskanzler scheint noch offiziösen Andeutungen in der Tat diese Auslegung des Telegramms geltend machen zu wollen, um so die politische Beunruhigung, die es hervorgerufen hat, zu dämpfen und namentlich der scharfen Verwahrung des Detmolder Ministers gegen eine Vergewaltigung Lippes den Boden abzugraben. Der Lippesche Landtag hat inzwischen nicht gleich mit lokalpatriotischem Hurra der scharfen Haltung des Ministeriums zugestimmt, sondern erst mehrtägige Beratungen gepflogen, deren Ergebnis noch nicht vorliegt. Die Verzögerung läßt hoffen, daß man bei dem fortiter in re das suaviter in modo nicht außer Acht lassen wird. Inzwischen wird wohl in Detmold in irgend einer Form bestätigt worden sein, was der Presse mittlerweile „inspiriert" worden war: daß kein maßgebender Faktor im Reich oder in Preußen daran denke, dem Schaumburgischen Antrag auf Einsetzung eines Reichsverwesers stattzugeben, und daß die landesgesetzliche Regentschaft des Grafen Leopold keine Anfechtung erfahren werde, bis der Bundesrat oder das beauftragte Gericht sich entschieden hätten.

Es liegt in der impulsiven männlichen Natur unseres Kaisers, daß er in Fragen, die ihm brennend vorkommen, schnell seine eigene Ansicht bildet und kundgibt, ohne sich durch die gewöhnlichen Formen der ministeriellen Beratung und Mitwirkung aufhalten zu lassen. Obschon dieses Vorgehen schon mehrfach zu aufregenden Zwischenfällen geführt hat, wird man bei der festen, abgeschlossenen Charakterbildung nicht erwarten dürfen, daß Kaiser Wilhelm II. sich andauernd in die konstitutionelle Schablone füge. Wir werden immer wieder mit Ueberraschungen rechnen müssen. Mit der einfachen Forderung, der Reichskanzler solle in einem solchen Falle sofort die Kabinettsfrage stellen, ist für die praktische Politik nicht viel zu gewinnen. Graf Bülow steht auf dem Standpunkt, daß er zu dieser ultima ratio des verantwortlichen Ministers erst greifen müsse, wenn durch eine solche Ueberraschung schwere und andauernde Nachteile für seine Politik herbeigeführt würden, die er nicht verantworten könne. Das Reich hat wahrlich keinen Nutzen von häufigen Ministerkrisen, und das Volk kann nach derartigen Konflikten um so weniger Sehnsucht haben, als gerade dabei leicht an die Stelle des vorsichtigen Ministers ein charakterloser Streber oder ein unbesonnener Draufgänger sich drängen könnte. Wer die gesamte Lage richtig würdigt, wird sich nicht veranlaßt sehen, dem Grafen Bülow die Suche nach einem beruhigenden Ausweg zu erschweren.

Der Grafregent Leopold und die Detmolder Regierung haben sich in anerkennenswertem Entgegenkommen erboten, die Frage der Thronfolge einem vom Bundesrat zu bestimmenden obersten Gericht zum vollen Austrag zu überlassen. Wenn nun die Gewähr gegeben ist, daß bis zu dieser Gerichtsentscheidung der gegenwärtige Regent keine Anfechtung seiner Regierung erfährt, so kann man auch die Frage der Regentschaft wohl als vorläufig geregelt ansehen. Sollte der Schiedsspruch gegen die Erbberechtigung des Grafen Leopold ausfallen, so würde sich freilich darüber streiten lassen, ob er auch dann noch kraft des Landesgesetzes die Regentschaft weiter führen oder dem berechtigten Thronfolger Platz machen solle. Aber wegen dieser cura posterior braucht man sich nicht jetzt schon aufzuregen. Die Hauptsache ist, daß der Weg des Rechtes nicht verlassen wird, und das scheint doch hinreichend gesichert zu sein. Die vor-

läufige Nichtvereidigung der Truppen sollte man nicht zu tragisch nehmen; es ist ja schon mal vorgekommen, daß das lippesche Kontingent auf einen Regenten, den Prinzen Adolf von Schaumburg, vereidigt wurde, der nachher infolge des Schiedsspruches den Platz wieder verlassen mußte, und so kann man zur Erklärung der jetzigen Zurückhaltung des Militärs die Scheu vor einer Wiederholung eines solchen Falles heranziehen.

Betriebsmittelgemeinschaft.

„Reichsverdrossenheit" hieß das ominöse Wort, das vor einigen Jahren geprägt werden mußte. Es hat sich allmählich wieder etwas mehr Reichsgemütlichkeit herausgebildet. Schade, wenn das Behagen und Vertrauen in den empfindlichen Einzelstaaten, namentlich bei den Süddeutschen, durch Berliner Ueberraschungen abermals gestört werden sollte. Das gäbe Stillstand oder gar Rückschlag in der Entwicklung, die durch das Reichsfinanzgesetz, die Opferung der württembergischen Briefmarke und neuerdings durch das Abkommen der deutschen Staatsbahnen über die Betriebsmittelgemeinschaft gekennzeichnet wird. Letzteres ist ein schätzbarer Versuch, die aus praktischen Gründen wünschenswerte Verkehrseinheit ohne Störung des politischen Gleichgewichts mit rein technischen Mitteln zu erstreben. Da es sich nur um die zweckmäßige Benützung der Betriebsmittel auf Gegenseitigkeit handelt und in keiner Weise um eine Verwaltungs- oder Finanzgemeinschaft, so hat auch die bayerische Regierung sich beteiligt, die im Punkte der Briefmarkeneinheit es ablehnte, nach dem Vorgang Württembergs den kleinen Finger zu reichen. Sonderbarerweise hat Sachsen sich an der Eisenbahnkonferenz nicht beteiligt. Preußen kann aber Sachsen leicht gewinnen, wenn es nur auf die eigennützige Umleitung der Frachtgüter verzichtet, die von den sächsischen Staatsbahnen besonders schwer empfunden wird. Will man in Berlin weitere technische Eroberungen machen, so darf man die moralischen Eroberungen nicht vernachlässigen.

Die Wahl in Pleß-Rybnik.

Die sog. polnische Frage kam neuerdings auf die Tagesordnung der Presse infolge der Ersatzwahl zum preußischen Abgeordnetenhause in Pleß-Rybnik. Dort haben die Radikalpolen dafür gesorgt, daß nicht der für die polnischen Rechte eintretende Zentrumskandidat Dr. Stephan, sondern vielmehr ein hakatistischer Schulinspektor gewählt wurde. Das Zentrum kann den zeitweiligen Verlust dieses Mandates ganz gut vertragen; der radikalpolnischen Agitation wird die eingeworfene Fensterscheibe wohl etwas teuer zu stehen kommen. Korfanty und seine radikalen Hetzgenossen haben bei der Unterstützung des Hakatisten zwar folgerichtig gehandelt, aber nicht klug. Folgerichtig insofern, als diese radikalpolnischen Führer auf eine Verschärfung der Gegensätze bis zum Krach und Krieg spekulieren und deshalb im Grunde ihres Herzens wünschen, daß die hakatistische Mißhandlung ihres Volkes recht scharf fortgesetzt werde. Nicht klug insoferne, als die polnische Bevölkerung in ihrer Masse zwar unzufrieden, aber nicht geneigt ist, sich als Kanonenfutter in einer polnischen Insurrektion unseligen Andenkens verbrauchen zu lassen. Dafür sprechen die Pleß-Rybniker Zahlen: der polnische Sonderkandidat bekam überhaupt nur 84 Stimmen, nicht einmal ein Achtel der Gesamtzahl, und von diesen 84 Stimmen konnte Herr Korfanty nur 27 seinem hakatistischen Günstlinge zuführen, während 28 trotz der fürchterlichen Hetze zum Zentrumskandidaten übergingen. Allem Anscheine nach hat die radikalpolnische Bewegung mit dieser „Heldentat" ihren Höhepunkt überschritten.

Evangelischer Bund und Protestantenverein.

Auch die verflossene Woche bestand aus „Tagen". Es gab zwei protestantisch-konfessionelle Tagungen auf einmal. In Berlin sang der Protestantenverein sein altes Lied von der unbedingten Subjektivität in der „Kirche" und wetterte gegen den Katholizismus in beiden Konfessionen, wobei als katholisch jede kirchliche Glaubensnorm gelten sollte. Diese Tagung fand so gut wie gar keine Beachtung. Etwas mehr Beachtung fand die Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Dresden, aber längst nicht in dem Grade und Umfange wie der Regensburger Katholikentag. Es war die alte Leier, aber der Ton war etwas gedämpft, weil man offenbar die Parole ausgegeben hatte, nicht gar zu sehr an den sozialdemokratischen Jungbrunnen zu erinnern und sich nicht zu auffällig mit dem noblen Stil der Katholikenversammlungen in Kontrast zu setzen. Das einzig Interessante war die Frage, ob der Evangelische Bund die unpolitische Maske ablegen wolle. Aber diese Frage wurde hinter verschlossenen Türen „gelöst", und man kann nur aus Andeutungen in der Presse schließen, daß der Bund noch mehr als bisher sich als „politischen Machtfaktor" aufspielen will. Die Lorbeeren des Zentrums reizen zu stark; aber der Neid ist manchmal ein schlechter Berater.

Der Krieg in Ostasien.

Aus Ostasien werden keine großen Taten, aber um so größere Worte berichtet, nämlich im Armeebefehl Kuropatkins, der feierlich die Aufnahme der Offensive ankündigt, nachdem das Heer jetzt dazu stark genug geworden sei, und sogar die Entsetzung von Port Arthur als erreichbares Ziel hinstellt. Bis jetzt ist von einer russischen Offensive noch nichts bemerkt worden. Während der Schlacht bei Liaujang hat ja Kuropatkin einen sogenannten defensiven Vorstoß gegen Kuroki versucht, aber er hat nur die Deckung des Rückzugs erreichen können. Vielleicht geht's mit der angekündigten Offensive wie mit dem Auslaufe der baltischen Flotte. Auf der anderen Seite freilich ist schwer zu verstehen, warum die Japaner stets so lange Kampfpausen machen, daß die russischen Verstärkungen massenhaft einlaufen können.

Preußische Ostmarkenpolitik.

Von

H. Mankowski-Danzig.

Mit dem räumlichen Wachstum der einzelnen Staaten mehren sich bei der Verschiedenartigkeit der Volkselemente naturgemäß die Schwierigkeiten im Innern. Der Germane bringt in seinen Gesetzen einen anderen Geist zum Ausdruck als der Romane oder Slave. Der stärkere Volksteil eines Landes, welcher die Regierung mit ihren Imponderabilien bildet, nimmt auf die nationalen Wünsche und Eigentümlichkeiten der Minderheit keine oder doch keine genügende Rücksicht. Die jeweilige Regierung sucht vielmehr alle Untertanen zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, und wenn diese Verschmelzung auf loyalem Wege vor sich geht, kann niemand etwas dagegen einwenden. In unitate robur!

Staaten, welche durch natürliche Grenzen von ihren Nachbarn abgeschlossen sind, wie etwa Spanien, Frankreich, Großbritannien und Skandinavien und in ihrer Rassengemeinschaft, Sprache und Lebensanschauung ein festes Band besitzen, haben große Vorteile. Der preußische Staat hat diese Vorteile nicht und ist bekanntlich aus kleinen Anfängen groß geworden. Durch die erste Teilung Polens im Jahre 1772 erhielt Preußen einen sehr bedeutenden Länderzuwachs; aber die dem Staate einverleibten neuen Landesteile waren ganz anders geartet und fast ausschließlich von Slaven bevölkert, und so wurde ein fremdes Element in den Staat aufgenommen, das im Laufe der Zeit zu allerlei Mißhelligkeiten und Kämpfen in der Innenpolitik geführt hat.

Seit der ersten Teilung Polens sind nun schon volle 130 Jahre verflossen. Polens Integrität ist nach menschlichem Ermessen für immer zu Grabe getragen worden. Die Polen haben keinen gemeinsamen Mittelpunkt und keine eigenen Bildungsstätten mehr, wenigstens in Preußen nicht; aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt bei ihnen dunkel fort, und ehrfurchtsvoll schauen sie nach den alten nationalen Kulturstätten zu Krakau, Warschau und Posen. Resigniert fügten sie sich in die Neuordnung der Dinge, und seit den letzten Putschen in Russisch-Polen im Jahre 1863 haben sie keinen Versuch mehr gemacht, ihre nationale Einheit wieder aufzurichten.

In Preußen ist es zu gewaltsamen Erhebungen nicht gekommen, und sieht man von dem tollen Jahre 1848 ab, wo ein „Freiheitshauch" durch ganz Europa wehte, so kann man in die Loyalität der Polen gegenüber der Regierung eigentlich keinen Zweifel setzen. In den drei letzten Feldzügen Preußens gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich hat der polnische Soldat mit Bravour gekämpft. Die Germanisierung in den ehemals polnischen Landesteilen machte langsame Fortschritte, und die polnische Sprachgrenze zog sich allmählich ins Innere zurück. Der Pole war von der Notwendigkeit der Kenntnis der deutschen Sprache überzeugt, paßte sich der deutschen Kultur an und wuchs langsam in den preußischen Staat hinein.

Da kam der neue Polenkurs und mit ihm die Germanisierung zum Stillstande. Die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen die polnische Aristokratie und den polnischen Klerus war längst kein Geheimnis mehr. Der Fürst wollte mit dem Polonismus möglichst tabula rasa machen und zunächst den polnischen Großgrundbesitz zerstückeln und paralysieren. So wurde im Jahre 1886 die preußische Ansiedelungskommission ins Leben gerufen und damit der alles vergiftende Zwist zwischen Germanen und Slaven oder sagen wir richtiger zwischen deutschen Protestanten und polnischen Katholiken inauguriert, der jetzt fast 20 Jahre lang den deutschen Osten zerklüftet. Das Ende dieses Kampfes läßt sich nicht absehen.

Der Staat griff durch den Hundertmillionenfonds störend in die wirtschaftlichen Zustände in der Ostmark ein, und so blieb der

Gegendruck nicht aus. Fürst Bismarck mag darauf gerechnet haben, die polnischen Großgrundbesitzer würden nach dem Verkaufe ihrer Güter ihr Barvermögen irgendwo in der Welt vergeuden und zu Proletariern herabsinken; aber das Gegenteil ist eingetreten. Die Polen haben das beim Verkaufe ihrer Liegenschaften erzielte Geld aufgehoben und in besonderen Banken deponiert, welche heute eine große wirtschaftliche Macht darstellen. Bereits im Jahre 1902 gab die neue Polenvorlage im preußischen Abgeordnetenhause ein Fiasko in der Ostmarkenpolitik zu. Der Hundertmillionenfonds war inzwischen von 100 auf 200 Millionen Mark erhöht worden; aber trotz dieser verdoppelten Summe ist viel mehr Land aus deutschen Händen in polnische übergegangen. Auch die Erhöhung des Ansiedelungsfonds von 200 auf 350 Millionen Mark hat dem Deutschtum zu keinem Erfolge verholfen.

In den 18 Jahren ihres Bestehens hat nämlich die Ansiedelungskommission im ganzen 228,000 Hektar angekauft. Davon stammen aus deutscher Hand 133,000, aus polnischer nur 95,000 Hektar, somit aus polnischer Hand nur 42 v. H. des Gesamtankaufs. Von diesen 228,000 Hektar sind nur 116,000 Hektar mit einer Kopfzahl von 7539 Familien oder etwa 50,000 Seelen besiedelt. Das ist gegenüber 2 Millionen Polen nahezu bedeutungslos. Von Jahr zu Jahr läßt zudem nach dem letzten Jahresbericht über die Tätigkeit der Ansiedelungskommission das Angebot von polnischer Seite nach und steigt bei den Deutschen. Im Jahre 1903 waren von 42,000 Hektar, welche die Ansiedelungskommission ankaufte, nur 3000 Hektar ehemaliger polnischer Besitz, also noch nicht 8 v. H.

Der Ansiedelungsfonds hat den Bodenpreis ungemein in die Höhe getrieben. Im ersten Jahre ihrer Tätigkeit bezahlte die Ansiedelungskommission den Hektar Landes mit rund 550 Mark. Jetzt kostet der Hektar 1000 Mark. Da haben gerade tüchtige Landwirte vor einer Niederlassung in Posen und Westpreußen Bedenken. Auch die politischen Erfolge sind ausgeblieben, wie die letzte Reichstagswahl ergibt; denn gegenüber 40,000 polnischen Stimmen sind nur 6000 deutsche Stimmen an der Wahlurne mehr abgegeben worden.

Nun ist inzwischen vom preußischen Landtage ein Gesetz angenommen worden, welches den Polen die Ansiedelung auf dem flachen Lande untersagt oder doch von der behördlichen Genehmigung abhängig macht. Die Polen werden nun notwendigerweise vom Land in die Stadt und der Industrie in die Arme getrieben werden. Das Gesetz wurde kurz vor Schluß der beiden Häuser des Landtages zwar mit großer Mehrheit angenommen; aber es hat selbst im Herrenhause nicht an heftigen Widersprüchen gefehlt. So erklärte der bekannte Agrarier Graf v. Mirbach-Sorquitten (Ostpr.), daß das Herrenhaus nur schweren Herzens für das Gesetz stimmen könne ... Das polnische Element sei dem deutschen insofern überlegen, als es betriebsamer und anspruchsloser sei, und Graf Praschma meinte, das neue Ansiedelungsgesetz sei ein Ausnahmegesetz, und jedes Ausnahmegesetz, jedes Verlassen des Rechtsbodens zwinge später wieder zur Umkehr. Ja, es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche durch das neue Gesetz dem Deutschtum den Untergang in den Ostmarken voraussagen! Die verfehlte Polenpolitik habe die Polen ungemein gestärkt. Verschließe man ihnen das flache Land, so werden sie sich in die Städte zurückziehen, die Bodenpreise werden rasch sinken und die deutschen Ansiedler, die ihre Güter zu hohen Preisen übernommen haben, ruinieren.

Zwar hat in der 9. Sitzung des Herrenhauses vom 15. April 1904 Fürst v. Hatzfeldt-Wildenburg die Annahme des neuen Ansiedelungsgesetzes doch für eine Notwendigkeit erklärt, aber auch gleichzeitig gesagt: „Der allerwertvollste Bundesgenosse im Kampf gegen das vordringende Polentum muß die Schule sein. Hier muß „noch mehr" geschehen, als bisher. Es dürfen auf jeden Lehrer nicht mehr als 60 Kinder kommen." Diese Erklärung verdient die weiteste Beachtung; denn gerade auf dem Gebiete der Volksschule sieht es in der deutschen Ostmark, vor allem in der Provinz Posen, erschrecklich aus. Nach einer Abhandlung über preußische Schulzustände hat neulich Rosin in der „Gartenlaube" nachgewiesen, daß im Regierungsbezirk Posen im Jahre 1891 ungefähr 29 Proz. aller Volksschüler nur deutsch, 67 Proz. nur polnisch und rund 4 Proz. deutsch und polnisch sprachen. Im Jahre 1901 war dagegen die Zahl der Kinder, welche nur deutsch sprachen, auf 25 Proz. gefallen, die Zahl der Kinder, welche nur polnisch redeten, dagegen auf 70 Proz. gestiegen. Die Kinder, welche deutsch und polnisch beherrschten, umfaßten 4,5 Proz.

Ja, kann denn das Ergebnis ein anderes sein! Sehe man sich doch einmal die Zustände in der Volksschule der Provinz Posen an. In den Städten des Königreichs Preußen konnten im Jahre 1900 wegen Raummangel 615 Kinder nicht in die Schule aufgenommen werden. Davon entfielen allein auf die Provinz Posen 372! Unter 2120 Landkindern befanden sich aus Posen wiederum 1333 Kinder oder 60 Prozent.

Im Kreise Inowrazlaw hatte im Jahre 1900 ein Lehrer durchschnittlich 133 Schüler zu unterrichten. Nicht besser sah es im Kreise Koschmin aus. In sämtlichen katholischen Schulen dieses Kreises gab es auf 4443 Schulkinder 42 Lehrerstellen, von denen im Jahre 1903 nicht weniger als 13 unbesetzt waren. In den Dörfern Kromolia mit 127 Schülern, Leonowo mit 141 und Walerianowo mit 82 Schülern war überhaupt kein Lehrer! Eine erschreckende Sprache reden die Schulverhältnisse im Kreise Pleschen, der 56 Schulen zählt. 16 Schulen waren nicht vollständig besetzt und zwei Schulen mit 111 bzw. 77 Kindern waren ohne Lehrer. Wegen vollständiger Ueberfüllung mußten in Ostern 1903 in 10 Schulen sämtliche schulpflichtigen Kinder zurückgewiesen werden, nämlich 352. In 9 Schulen konnten die Kinder nur teilweise aufgenommen werden. Die Höhe derselben belief sich auf 220, also zusammen 572 Kinder. In Bismarcksdorf hatte eine einzige Lehrkraft 164, in Borucin 190, in Brzezie 120, in Droszew 151, in Bronischewitz 180, in Goluchow 202, in Grodzielec 221, in Kuchary 170, in Rokutow 140, in Sobotka 198 und in Wrzesznica 120 zu unterrichten.

Und angesichts solcher Schulzustände will man germanisieren! Ja, da hat ein Anhänger der Ostmarkenpolitik wirklich Recht, welcher jammernd ausrief: „Was nützt da die ganze Polenpolitik, wenn nicht für genügende Lehrkräfte und bessere Schulverhältnisse gerade in der Provinz Posen Sorge getragen wird." Sapienti sat!

Der Reichsinvalidenfonds geht zu Ende.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstages.

Das Reichsjustizamt in der stillen Voßstraße ist das trutzigste und festgefügteste Gebäude unter seinen Kollegen; es ist eine wahre Zwingburg mit seinen meterdicken Mauern. Soll damit die Unabhängigkeit unserer Rechtsprechung angedeutet sein oder ist diese kleine Festung nur erstellt, um den Schatz, der in den Parterreräumlichkeiten aufgespeichert ist, gut zu verwahren? Hier ruht nämlich der Reichsinvalidenfonds, einstens 561 Millionen groß, der französischen Kriegsentschädigung entnommen; der Reichskriegsschatz mit seinen 120 Millionen Gold liegt draußen im Juliusturm in Spandau; der Reichstagsgebäudefonds mit seinen 24 Millionen aber ist bereits ganz aufgebraucht; nun gut, dieser hat seinen Zweck erfüllt oder auch nicht, je nachdem man den Wallotschen Prachtbau am Königsplatz beurteilt; aber der Reichsinvalidenfonds geht auch zur Neige und er hat seinen Zweck noch nicht erfüllt; immer noch leben Tausende der Wackeren, die 1870/71 das Vaterland schützten und nun den Ehrensold aus dem Reichsinvalidenfonds beziehen. Man hat einstens den Reichsinvalidenfonds mit seinen 561 Millionen für viel zu groß gehalten; Eugen Richter sagt in seinem politischen Abcbuch (1896) noch: „Der Invalidenfonds wär für seine Zwecke überreichlich bemessen." Heute würden wir sehr froh sein, man hätte ihn noch reicher dotiert; denn diese Summe schmilzt wie Butter in diesen heißen Augusttagen. Als Mitglied der Reichsschuldenkommission, das im August den Mitverschluß des Tresors dieses Fonds hat, waren in letzter Woche allein 3,300,000 Mark demselben zu entnehmen, und eine ganz andere Schröpfung steht ihm noch in diesem Monate bevor. Allein in diesem einen Jahr müssen 32 Millionen Kapital versilbert werden, weil die Zinsen zur Deckung des Bedarfes nicht ausreichen. Der Kapitalbestand selbst ist bereits auf 262 Millionen heruntergeschmolzen; die Zinsen werden immer kleiner, die Ansprüche an den Fonds nicht in demselben Maßstabe und so kann man heute schon sagen, daß in 7—8 Jahren, vielleicht noch eher, der Reichsinvalidenfonds bankrott ist; dann ist kein Geld mehr da, wohl aber unsere Invaliden. Was dann? Man kann nicht kommen und sagen: Bis dorthin leben unsere Invaliden nicht mehr. Das Durchschnittsalter der Gemeinenklasse der Invaliden ist heuer 58; daß nun all die Tausende in 7 Jahren zur großen Armee schon abgerufen sein sollen, das können wir nicht annehmen und wünschen es den tapfern Kriegern auch nicht. Dann ist die Last da, aber kein Geld. Das Reich müßte eben aus laufenden Mitteln die erforderlichen Summen aufbringen; aber woher hat es dort die Millionen? Der Reichshaushalt krankt ja heute bereits an chronischem Defizit und der Millionensegen des neuen Zolltarifs fließt teils in die durch die lex Trimborn bereits geschaffene Kasse für die Witwen- und Waisenversicherung, teils wird er gar nicht so hoch sein, um nur die jetzt schon sehr dringenden Bedürfnisse zu befriedigen, als da sind: Militärpensionsgesetz, die neue Militärvorlage, Wohnungs-

geldgesetz, Erhöhung der Quartierkostengelder, Aufbesserung einiger Beamtenkategorien usw. Deshalb erscheint es uns geboten, beizeiten vorzusorgen. Woher kommt nun diese betrübende Aussicht? Man hat anno 1873 den Fonds nicht zu niedrig bemessen; aber man hat mehr aus ihm herausgeholt, als es anfangs beabsichtigt war, und auch der tiefste Brunnen hat seinen Grund! Anfangs war der Fonds doch nur für die Invaliden aus dem deutsch-französischen Kriege berechnet; aber dann mußte er die Renten der Invaliden aus den Kriegen von 1866 und 1864, ja selbst von 1849 und 1848 und gar von 1813 übernehmen. Es ist noch kein Jahrzehnt her, daß Generalswitwen aus dem großen Befreiungskriege hieraus ihre Renten bezogen; General Steinmetz hatte eben schon dortmals Vorgänger gehabt; er ist nicht der einzige, der als alter Krieger ein blutjunges Mädchen heimführte. Dann kam dazu die Erhöhung der Renten und seit 1895 die Kriegsbeihilfen. Aber damit noch nicht genug: auch die Invalidenhäuser der einzelnen Bundesstaaten mußte er übernehmen; es war eben sehr bequem, neue Lasten dem Fonds aufzuhalsen. Après nous le déluge! Heute steht nun leider nicht die Sintflut, sondern die Austrocknung des Fonds bevor. Bis zum Jahre 1894 war die Sache noch erträglich; die Kapitalentnahme hatte noch nicht 120 Millionen betragen, um fast 84 Millionen Mark stand damals der Aktivbestand des Fonds noch über seinen Verbindlichkeiten. Die Aera Thielmann im Reichsschatzamte mit ihrer unübertroffenen Nonchalance hat ihn aber zugrunde gerichtet. Das letzte Jahrzehnt bahnte den Bankrott des Fonds an, der, wie gesagt, in 7 bis 8 Jahren bombensicher eintritt, falls nicht eine gründliche Sanierung eintritt.

Von der Notwendigkeit einer solchen Sanierung ist allerdings niemand mehr überzeugt als der derzeitige Staatssekretär des Reichsschatzamtes Frhr. v. Stengel; er war nicht nur nahezu — wenn wir uns nicht irren — 20 Jahre lang Mitglied der Verwaltung des Reichsinvalidenfonds, er liebt auch klare Verhältnisse. Als solcher hat er eine Reihe zweckmäßiger Einrichtungen im Fonds getroffen; wir wollen nur eine einzige hier nennen. Auf seinen Vorschlag hat Bayern für 83 Millionen Staatspapiere geliefert, die absolut „diebessicher" sind; die einzelne Obligation beläuft sich auf 300,000 Mk.! Wie klein ist doch das Pöstchen mit den 83 Millionen! Aber diese stiehlt niemand, selbst wenn sie auf offener Straße liegen würden; er könnte nichts damit anfangen. Wenn jemand mit einem halbjährigen Kupons auf 5250 Mk. lautend an die Bank kommen würde, hätte man ihn sofort dingfest gemacht. Wir hatten kürzlich elf dieser Obligationen zu entnehmen und die Summe von 3,300,000 Mk. war höchstens 1 cm hoch! Frhr. v. Stengel weiß auch, was dem Reich bevorsteht, wenn der Invalidenfonds fertig ist, deshalb hat er sich sofort im ersten Jahre seiner Amtstätigkeit an die Sanierung desselben gemacht. Eine solche ist auf zwei Wegen durchzuführen: entweder entlastet man den Reichsinvalidenfonds, oder man führt ihm neue Einnahmen zu. Der Reichsschatzsekretär ist den ersten Weg gegangen; er hat im Etat 1904 $11^1/_2$ Millionen Mk. Kriegsbeihilfen, die sonst der Fonds zu tragen hätte, auf seinen Etat übernommen und der Reichstag hat dies begrüßt. Es war diese Maßnahme um so mehr anzuerkennen, als das Jahr ein solches der Fehlbeträge ist. Doch wird der Reichsschatzsekretär mit uns der Ansicht sein, daß diese Maßnahme nicht genügt, um das Schlimmste abzuwenden; die Katastrophe des völligen Zusammenbruches des Reichsinvalidenfonds kann hierdurch um nur ein Vierteljahr hinausgerückt werden. Wenn nun auch in den kommenden Etats diese Summe eingesetzt wird, mag es sich um 3 bis 4 Jahre Hinausrückung handeln. Aber bis 1914 sind unsere Invaliden nicht ausgestorben. Es müßte deshalb jetzt schon an eine Erhöhung derjenigen Summe gedacht werden, die jährlich auf den Etat zu übernehmen ist. Der neue Reichshaushalt wird ja zeigen, inwieweit dieser Weg beschritten wird. Wir halten ihn für den nächstliegenden; gerade von den bevorstehenden Mehreinnahmen und dem neuen Zolltarif könnten ein Erkleckliches hierfür bestimmt werden.

Ein anderer Weg ist die Eröffnung neuer Einnahmen für den Reichsinvalidenfonds. Als Mitglied eines Parlaments halten wir es immerhin für bedenklich, Vorschläge auf diesem Gebiete zu machen. Die Regierungen kommen ja zeitig genug mit ihren Steuerwünschen. Nun ist ja allerdings im Reichstage ein Antrag gestellt, der dem Invalidenfonds durch Einführung der Wehrsteuer aufhelfen will. Der Gedanke ist nicht neu und nicht originell; Wehrsteuern bestehen schon in Belgien, Oesterreich, Frankreich und der Schweiz, und Württemberg und Bayern hatten auch solche vor der Gründung des Deutschen Reiches. Er ist auch nicht neu; bereits im Jahre 1881 hat Fürst Bismarck im damaligen Steuerbukett auch das Blümchen Wehrsteuer geboten; der Reichstag aber warf das gesamte Bukett in die parlamentarische Rumpelkammer. Wenn man die damaligen Verhandlungen durchliest, findet man als prinzipiellen Gegner nur den Hofhistoriker von Treitschke; die übrigen Redner sprachen weit mehr für diese Steuer, wenn sie sie auch am Schlusse verwarfen. Nun läßt sich gar nicht leugnen, daß die Wehrsteuer im Lande der allgemeinen Wehrpflicht einen gerechten Ausgleich darstellt, indem jene, die nicht mit Gut und Blut dem Vaterlande dienen, dieses doch mit ihrem Gut tun sollen, und die Steuer wird sympathischer — sofern dies eine Steuer werden kann — durch ihre Verwendung zugunsten des Reichsinvalidenfonds, d. h. der Invaliden. Diese Gesichtspunkte machen die Steuer auch in manchen Kreisen populär; so ist Schreiber dieser Zeilen aus seinem Wahlkreise gebeten worden, für die Wehrsteuer einzutreten. Aber die Wehrsteuer hat auch ihre Bedenken; es ist eben eine neue Steuer, und wenn es ohne solche geht, ist es immerhin besser. Jede neue Steuer erregt Unzufriedenheit. Ferner erheben sich sofort Schwierigkeiten in der Beantwortung der Frage: Wer soll diese Steuer tragen? Jeder Militärfreie? Das geht nicht; für eine Krüppelsteuer würden wir nie sein! Der Grad der Erwerbsfähigkeit müßte sich in dem Steuersatz ausdrücken; Erwerbsunfähige müßten frei sein. Weiter: Sollte hier eine Steuerfreiheit nach unten festgesetzt werden? Lassen wir aber die Leute unter 1000 Mk. Einkommen frei, dann fallen sehr viele aus und der Ertrag der Steuer wird somit nicht sehr hoch. Dem Leistungsfähigen könnte man sie eher aufladen. Aber dann ein staatsrechtliches Bedenken, das namentlich auch in den Kreisen des Bundesrats erhoben wird. Die Wehrsteuer kann ihrer ganzen Natur nach nur eine direkte Steuer sein, mag sie nun auf Einkommen oder Vermögen oder auf beide zugleich gelegt werden. Bisher hat man sich aber im Reichstag wie im Bundesrat stark gehütet, in das Gebiet der direkten Steuern zugunsten des Reiches einzugreifen; der Entwurf von 1881 setzt sich zu leicht mit ein paar allgemeinen Sätzen hierüber weg. Nun wäre allerdings der Weg denkbar, daß den Bundesstaaten höhere Matrikularbeiträge aufgelegt würden und dann diese die Wehrsteuer in ihren Landen einführen könnten; sie müßten sich dann nur über die Grundsätze vereinbaren, damit diese einheitlich würden. Allerdings könnten hiebei die einzelstaatlichen Parlamente wieder einen Strich durch die Rechnung machen. Nach der Reichsverfassung dürften dann die so erhöhten Matrikularbeiträge nicht dem Invalidenfonds zufließen; es müßte eben ein recht erheblicher Teil der Lasten desselben auf den laufenden Etat übernommen werden. Hierdurch würde ja der Fonds auch saniert werden. Diese Sanierung hätte mindestens soweit zu gehen, daß der Aktivbestand sich mit den kapitalisierten Verpflichtungen stets decken würde und die Kapitalentnahme dürfte nie größer sein, als daß immer noch dieses Gleichgewicht bestehen bleibt. Aber wie man sieht, ist die Einführung der Wehrsteuer, so blendend sie auch vielleicht auf den ersten Anschein sein mag, nicht so im Handumdrehen zu machen. Wir wollen es mit der Darlegung dieser paar Bedenken für heute genug sein lassen. Zu Freiherrn von Stengel aber, der im ersten Jahr seiner Amtstätigkeit die Reichsfinanzreform durchführte, haben wir das Zutrauen, daß er im zweiten Jahr dem Reichstage die Pläne unterbreiten wird, wie er sich die Sanierung des Reichsinvalidenfonds denkt. Und wenn er dazu noch die Reform der Biersteuer, die Staffelung zu gunsten der mittleren und kleineren Brauereien mit dem absoluten Surrogatverbot, bringt und damit auch das norddeutsche Bier genießbarer machen hilft, wird er im Reichstage keine unfreundliche Aufnahme mit solchen Entwürfen finden und so den „Preußen" geben, was er in seinem Heimatlande Bayern schon besitzt.

Highlife- und „Kommiß"offiziere.

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

Mit tiefem Bedauern habe ich Carie's Briefe an ihren Freund gelesen, jenes böse Buch, womit ein junger, übel beratener Offizier sich selbst von seinen Standesgenossen geschieden hat. Ich bedauere, daß dieses Buch einen Verleger fand, zunächst wegen der schweren Folgen, die sein Erscheinen für den Verfasser nach sich zog: er wurde entlassen und vom Kriegsgerichte der 22. Division in Kassel zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Ich bedauere das Erscheinen dieses Buches auch wegen des nicht minder schweren Urteils, das der Verfasser, ohne es zu wollen, darin selbst über sich fällt: er verrät eine solche Ueberschätzung des üppigen Hotellebens des internationalen Highlife und eine solche Unkenntnis der Wurzeln unserer Volkskraft, daß man sein Ausscheiden, ganz abgesehen von dem unmittelbaren Anlasse, nicht als einen Verlust für das Heer betrachten kann.

Carie's Briefe an ihren Freund füllen — unökonomisch gedruckt — ein dürftiges Buch mit einer Leidensgeschichte, worin nicht die Helden sondern ihre Widersacher die wirklichen Leidenden sind, und mit einer Anklage, die zur Verurteilung der Ankläger führt.

Ein junger Offizier kehrt nach dem Ablaufe seines Kommandos zu einer Botschaft aus dem internationalen Gesellschafts- und Wirtshausleben in seine Garnison im Herzen Deutschlands zurück. Nicht rasch, sondern auf Umwegen, um seine junge Gattin, eine reiche Amerikanerin, der vor dem Gesellschaftskreise ihres Gatten graut, an die deutsche Luft zu gewöhnen. Aus der Fülle seines Vermögens beginnt das junge Paar in Meiningen Haus zu halten. The three Gables nennen sie ihr Landhaus nach seinen drei Giebeln, im Gegensatze zu der in Deutschland beliebten Art, solchen Heimstätten weibliche Namen zu geben. „Man nennt die Villen meist nach einem weiblichen Vornamen, um so mehr werden die Leute erstaunt sein, wenn wir es nicht tun." Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich in diesem Satze einen Beweis für das Bestreben sehe, durch die Betonung ausländischer Art den deutschen Kleinstädtern zu imponieren. Der Gepäckwagen, womit die grand bagage bei der Ankunft des Paares geholt wird, der Name des Landhauses, das Shoppingfahren der jungen Frau, der footman, die cook, die Zofe, die sich über the stupid people beklagen, mögen auch vielen Leuten sehr imponiert haben, das ist ganz natürlich bei der Ehrfurcht der Deutschen vor allem Ausländischen. Noch natürlicher war aber eine andere Wirkung dieses Auftretens. Der Kreis, in den das junge Paar trat, mußte in der Hofhaltung auf The three Gables eine Steigerung der ohnehin drückenden Last der Geselligkeit sehen. Wie sollten unbemittelte und mäßig begüterte Offizierfamilien einer solchen Betonung des Reichtums gegenüber einen Verkehr aufrecht erhalten können, ohne immer drückender und demütigender die Unmöglichkeit zu empfinden, mit den eigenen geringen Mitteln die Gastfreundschaft der reichen Familie zu erwidern? Daß der in einer glänzenden Haushaltung und Lebensweise sich äußernde Geldstolz den Adel- und Rangstolz, vielleicht auch den Neid weckte, ist kein Wunder. Ob und inwiefern dieser gesellschaftliche Gegensatz auf die dienstlichen Verhältnisse des Verfassers eingewirkt hat, wird die Verhandlung vor dem Kriegsgerichte ergeben haben. Der Verfasser spricht von der „Schusterei", d. h. von dem Streben im Familienverkehre durch Unterwürfigkeit gegenüber den höheren Offizieren und ihren Frauen sich dienstliche Vorteile zu verschaffen. Besonders rügt er den Verzicht auf eigenes Urteil im außerdienstlichen Verkehre mit Vorgesetzten. Selbst wenn diese Anklage begründet wäre, würde der Verfasser nicht frei von dem Vorwurfe, seinen Kameraden mehr als reicher, nicht eben rücksichtsvoller Mann denn als schlichter, fein empfindender Kamerad gegenübergetreten zu sein.

So sehr ich nun das Erscheinen des Buches wegen der schweren Folgen bedauere, die es für den Verfasser hatte, so sehr ich es beklage, daß ein deutscher Offizier ein solches Buch schreiben und so nachlässig schreiben konnte, so dankbar bin ich wieder dem Verfasser für das Erfreuliche, was er, allerdings ohne es zu wollen, von der Lebensweise und Gesinnung eines preußischen Offizierkorps erzählt, gerade, als wollte er Material liefern zur Abwehr von Vorwürfen, die in den letzten Jahren gegen das deutsche Offizierkorps erhoben worden sind. Ich muß hier etwas „aufwärmen", was im Jahre 1884 der preußische General der Artillerie Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen über das glänzende Elend vieler Offiziere geschrieben hat.

In seinen militärischen Briefen und zwar im 6. Briefe über Infanterie sagt er: „Ich erhielt" (als Kommandeur des preußischen Garde-Artillerieregiments um die Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) „junge Aspiranten aus dem Kadetten-Korps, denen die Mutter, selbst Offiziers-Wittwe, nichts in den neuen Stand mitgeben konnte als ein Kapital von fünf Thalern ein für alle Male und einen alten Rock des verstorbenen Vaters, Andere, ebenfalls aus guter altadeliger Familie, die auch diese fünf Thaler nicht einmal hatten, deren Schwestern aber noch von ihnen auf Unterstützung von dem Lieutenants-Gehalt rechneten. Da kommt es vor, daß ein Offizier, Abends in einer Familie zum Thee eingeladen, einen allgemein erheiternden Appetit auf Butterbrote entwickelt, und später, wenn es ihm besser geht, erst eingesteht, daß er an jenem Abend so hungrig gewesen, weil er den ganzen Tag aus Mangel an Mitteln nichts gegessen hatte, — oder daß ein Anderer für den Abend-Imbiß seinem wohlhabenderen Burschen das Kommißbrot abkauft unter dem Vorwande, daß dies seiner Gesundheit besonders zusage, in der That aber, weil dies das billigste Brot ist. Daß solche Offiziere in ihrer Stube frieren, weil sie kein Geld haben, sich Heizmaterial zu kaufen, daß sie in kalter Witterung ohne Paletot gehen, damit dieser den guten Rock nicht zu schnell abschabe, aber vorgeben, daß sie allzu warme Kleidung nicht vertragen können, das versteht sich von selbst. Gilt es aber, auf der Straße oder bei einer Parade zu erscheinen, handelt es sich darum, in Gesellschaften aufzutreten, dann werden sich gerade solche Spartaner durch Eleganz in der Erscheinung und durch frohen Sinn hervorthun. Wirf mir nicht ein, daß es Ausnahmen von der Regel giebt, daß es Offiziere giebt, die, von der allgemein herrschenden Genußsucht angesteckt, ihr Geld und das Vermögen der Familie vergeuden und schließlich in Schulden untergehen. Wie sollte nicht hier und da auch ein Offizier von der allgemeinen Epidemie angesteckt werden? Aber die Ausnahmen bestätigen die Regel, und das ungeheure Aufsehen, das solche Ausnahmen erregen, spricht lauter als alle Regel dafür, daß man nur spartanische Sitten von unseren Lieutenants erwartet und gewöhnt ist."

Spartanerdiät beobachten auch heute noch viele arme Offiziere. Das muß selbst der „Simplicissimus" zugeben. Auch er illustriert das glänzende Elend, allerdings in seiner Weise, so in einem Gespräche zweier Offizierburschen. Die Portion Wildbret, die der eine heimträgt, erregt den Neid des anderen, der sich über solches „Ausdrahn" wundert. Für den „Simplicissimus" erklärt sich dieser Aufwand dadurch, daß der Herr des Burschen, seitdem er kein Pferd mehr hat, das Fouragegeld zur Verbesserung der eigenen Kost verwendet. — Ganz so gut, d. h. so schlicht wie zu den Zeiten des Prinzen Kraft zu Hohenlohe, sind die Verhältnisse nicht mehr. Der Wohlstand des Volkes ist gewachsen, der Dienst im Heere ist nicht mehr ein Erbberuf der Adels- und Offizierfamilien, der Offiziersersatz wird für unser Riesenheer von den verschiedensten Ständen geleistet, und die jungen Offiziere bringen in das neue Leben, in das sie treten, die Lebensgewohnheiten der Kreise mit, aus denen sie kommen. Stammt einer aus einer reichen, ionisch lebenden Familie, so wird er mit seinem Eintritt in einen Kameradenkreis, der noch immer manchen Spartaner aus Not birgt, nicht auch Spartaner. Seinem Reichtum an Uniformen und Zivilanzügen gegenüber verblassen die glänzendsten Erfolge der Kleiderpflege und Kleiderschonung, das „Räuberzivil" kann sich neben dem Frack, dem Smoking, dem Tennis-, dem Reiseanzug eines solchen Offiziers nicht halten, dazu hat sich unter dem Einflusse der rasch wechselnden Mode eine Ueberschätzung des guten d. h. des nicht die geringsten Spuren des Gebrauchs zeigenden, nach der neuesten Mode „gebauten" Rockes entwickelt, die kein Kleidungsstück mehr zu Jahren, geschweige denn zu drei Jahrzehnten kommen läßt wie den Mantel des Liedes, und ein so rührendes Erbe wie „ein alter Rock des verstorbenen Vaters" ganz unverwendbar macht. Trotzdem war es ein in den Briefen erwähnter alter Rock, der mich an die oben mitgeteilten Aeußerungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen erinnerte. Daß dieser alte Rock zur Charakteristik der in dem angegriffenen Offizierkorps herrschenden Schonung der Gesellschaftskleider verwendet wird, ist etwas von dem vielen Erfreulichen, das in dem an sich so unerfreulichen Buche enthalten ist.

Krankheit will der Verfasser in seinem Buche zeigen und er zeigt, von einigen Skandalgeschichten abgesehen, Gesundheit, gerade die Gesundheit, die mancher von dem tobenden Chor der Ankläger irre gemachte Freund unserer Wehrmacht geschwunden wähnte, die Gesundheit der Armut.

Die Dame, der die Briefe von dem Verfasser zugeschrieben werden, schreibt von dem Kasino der Kameraden ihres Mannes: „Die Ausstattung des Kasinos hat mir nicht besonders gefallen, ich bin in dieser Hinsicht allerdings ein wenig verwöhnt und hatte bisher noch kein Offizierkasino kennen gelernt. Man sagte mir aber, daß sehr auf Einfachheit gehalten würde, und es ein allerhöchster Wunsch sei, dem sonst allenthalben sich verbreiternden Luxus fernzubleiben. (So!) Immerhin hätte ich geglaubt, daß die Herren, deren eigentliches Heim das Kasino ist, sich dasselbe ein wenig gemütlicher eingerichtet hätten, was mit den vorhandenen Sachen und den zur Verfügung stehenden Mitteln gut zu erreichen wäre." Auch die Tafel befriedigt sie nicht: „Wir saßen an zwei langen Tafeln, die einfach aber geschmacklos gedeckt waren. Auf die Ausschmückung einer Tafel scheint man wenig Wert zu legen und zufrieden zu sein, wenn man nur die zum Essen notwendigen Gegenstände vorfindet." ... Gott sei Dank! „Wenn ich daran denke, wie sorgfältig die Tafel bei dem Fest der Unteroffiziere der Royal Buffs, zu welchem mir mit col. Green im vorigen Herbst eingeladen waren, gedeckt war, so muß ich mich eigentlich wundern, daß man sich hier in einem Offizierkasino so wenig Mühe gibt." Eine für unsere Offiziere ehrenvolle Niederlage! Die aus geliehenen Einrichtungsgegenständen der Offizierwohnungen sich zusammensetzende Balltoilette des Kasinos findet auch keine Gnade vor den Augen der strengen Richterin, so wohl diese zusammengeliehenen Schmuckstücke dem schlichten Festraume einer engverbundenen Gemeinschaft von Standesgenossen stehen. Auch in den Privatwohnungen der verheirateten Offiziere herrscht kein Luxus. Bei einem „Kommißpecco" d. h. bei einer Teegesellschaft in einer Offizierfamilie muß sich die Schreiberin der Briefe als Leutnantsfrau mit einem einfachen

Rohrstuhle begnügen. Die besseren Sitze reichen nur für die älteren Damen. Zu einem Bilde ergänzt wird dieser Zug durch die Schilderung einer Abendgesellschaft in The three Gables: „Wenn unsere Gäste der Meinung waren, etwas Besonderes bei uns zu finden, so waren sie jedenfalls sehr enttäuscht, denn ich hatte genau nach dem Muster der anderen Gesellschaften ein sehr beschränktes Menu gemacht. Unsere cook wollte es mir garnicht glauben, daß wir bei einer Gesellschaft einfacher speisen, als wenn wir allein sind. Es hat ziemliche Mühe gekostet, ihr den Grund dafür einigermaßen klar zu machen." . . . „Das Arrangement der Tafel erregte allgemeine Bewunderung, um nicht zu sagen Neid. Absichtlich hatte ich keine besondere Dekoration ausführen lassen sondern die gewöhnliche Ausschmückung des Tisches beibehalten. Die allerdings hier gebräuchlichen Papierläufer und die durch möglichst viele Lampen erzeugte Helle des ganzen Zimmers fand man nicht. In meinem Hause ist mein Geschmack maßgebend und der ist nun einmal Kerzenbeleuchtung und auch diese nur soweit, als sie erforderlich ist, die Tafel selbst zu beleuchten. Es ist viel gemütlicher, wenn das übrige Zimmer nur durch Kerzenschimmer und durch das Kaminfeuer erleuchtet wird, die Gegenstände erscheinen dann alle in matten Konturen, und über dem Ganzen liegt eine Stimmung, die zu meinem Wohlbefinden nun einmal erforderlich ist. Man scheint hier zu Lande furchtbar wenig Verständnis für geschmackvolle Behaglichkeit zu haben. Den Genuß, welchen man empfindet, wenn man an einem hübsch gedeckten Tisch sitzt und ein wenig Toilette gemacht hat, scheint man absolut nicht zu kennen. Man betrachtet das Essen als notwendig zur Erhaltung des Körpers und widmet demselben wenig Beachtung. Die Entschuldigung, keine Zeit zu haben, kann ich nicht gelten lassen. Wenn man in einem Lande, dessen Grundsatz es ist „time is money" Zeit genug findet, wird man hier zu Lande sie wohl auch noch haben."

Soviel vom Wohnen und Essen und Festefeiern. Mit dem eigensinnigen „nun einmal" kann nur der Reichtum seine Bedürfnisse begründen. Darum ist es auch nach dem Urteile der Amerikanerin mit der Toilette in den von ihr beobachteten Offizierkreisen schlecht bestellt. „Das Schlafzimmer scheint" (bei einer Teegesellschaft in einer Offizierfamilie) „wie ein Kleiderladen an der Grenze von Whitechapel auszusehen, denn man zieht sich hier, um abends in eine Gesellschaft zu gehen, etwa so an, als müsse man eine Reise auf der sibirischen Bahn unternehmen. Für das aufwartende Mädchen ist es manchmal nicht leicht, die verschiedenen Damen von ihren Hüllen zu befreien." . . . Beim Nachhausegehen vollzieht sich dieselbe Maskerade wie bei der Ankunft, „über die leichten Schuhe werden ein paar Strümpfe gezogen, über das Ganze die Gummischuhe, das Kleid wird hochgesteckt und wohlmöglich (so!) ein alter Rock zum Schutz darüber geworfen." So kommt auch heutzutage noch ein alter Rock in der Toilette sparsamer Offizierdamen zu Ehren. Beim Ball im Offizierkasino sind nach dem Urteile der Briefschreiberin die Damen „einfach und geschmacklos" angezogen. Ein Maskenfest unterbleibt, „da der Kommandeur es nicht übers Herz bringen kann, seine geliebte Uniform mit einem Maskenanzug zu vertauschen." Das Gesamturteil lautet: „Wenn ich es nicht mit eigenen Augen erblickt hätte, so würde ich es nicht für möglich gehalten haben, daß man so nachlässig mit der Gestaltung seines äußeren Menschen umgehe."

Und nun der erfreulichste Zug in dem tröstlichen Bilde, das die Richterin von dem verurteilten Offizierkorps entwirft. Sie erzählt von einer Kontroverse über die Kinderpflege und Kindererziehung, die sich in einer Gesellschaft von Offizierdamen entsponnen hatte: „Ich trat ganz entschieden der hier herrschenden Ansicht gegenüber, welche darin gipfelt, daß die Mutter sich in allem selbst um ihr Kind zu kümmern habe und auf die Geselligkeit so gut wie ganz verzichten müsse, solange die Kinder noch klein sind. Dagegen wurde mir vorgehalten, daß es unnatürlich und im höchsten Grade zu verwerfen sei, die Kinder fremden Leuten zu überlassen, sie nur kurze Zeit am Tage selbst zu sehen und sich so gut wie garnicht mit ihnen zu beschäftigen. Dann wurde noch des Längeren über die deutschen Erziehungsprinzipien geredet und eine Lanze für die deutsche Frau und Mutter gebrochen. Ich fügte mich ins Unvermeidliche, konnte mich aber nicht enthalten zu äußern, daß es den Damen niemals gelingen würde, meine Ansichten zu ändern. Den Leuten, welche immer belehren wollen, geht man aus dem Wege und nimmt ihre Lehren höchstens an, wenn sie interessant sind oder praktischen Nutzen versprechen, beides trifft aber in diesem Fall nicht zu."

Diese Urteil- und Stilproben geben ein Bild der Ankläger und der Angeklagten.

Hoffentlich wird von Carie's Briefen eine „Volksausgabe" veranstaltet. Eduard Thöny und Ferdinand Freiherr v. Reznicek, die in dem Buche erwähnt werden, sollten sie mit Illustrationen ausstatten. Es würde dann auf dem Hintergrunde des kleinstädtischen Offizierkasinos und des Savoy- oder des Carlton-Hotels, die neben mehreren anderen Gasthäusern des Highlife in dem Buche liebevoll geschildert werden, der Gegensatz zwischen dem Sybaritentum der Highlifeoffiziere, die „nun einmal" geschmackvolle Behaglichkeit und eine reiche Tafel zu ihrem Wohlbefinden brauchen, und der starren, strengen, altpreußischen Ritterlichkeit und Dürftigkeit der „Kommiß"-offiziere einer kleinen deutschen Residenzstadt noch klarer hervortreten. Der „Simplicissimus" hat — natürlich aus dem patriotischen Bestreben zu bessern — die ungeheuerlichsten Sagen über unser Offizierkorps im Bilde verbreitet, wenn sie nur witzig erfunden waren. So soll er nun auch einmal aus dem rein menschlichen Bestreben, das Gute zu erhalten und zur Geltung zu bringen, den in den Briefen in erfreulicher Schroffheit zutage tretenden Gegensatz zwischen der üppigen Lebensweise einzelner und dem herben Leben eines großen, wohl des größten Teiles der Offiziere wahrheitsgetreu schildern. Es schadete sogar nichts, wenn Thomas Theodor Heine mit seinem boshaften Stifte die Toilette der nach dem „Kommißpecco" sich zur Heimkehr rüstenden „Kommiß"offizierdamen schilderte. Der ehrliche Beschauer wird selbst in der Heineschen Verzerrung und in den alten Röcken, wovon die Briefe erzählen, bürgerliche und adelige Edelfrauen erkennen, die durch die sorgsame Schonung der trotz ihrer Einfachheit oft mit schweren Opfern beschafften „geschmacklosen" Gesellschaftskleider den Aufwand, womit ohne die Schuld der Offiziere die blödsinnige Geselligkeit unserer Tage den Familien das Leben erschwert, zu mildern suchen. Vielleicht vermöchte eine solche Illustration des in dem Briefe hervorgehobenen Gegensatzes auch die Kleingläubigsten zu überzeugen, daß der größte Teil unserer Offiziere noch erfüllt ist mit dem von dem General Freiherrn von der Goltz geforderten „Stolze der Armut, den einst der Ordensritter empfand, als er dieser Göttin mit bloßem Haar und nackten Füßen die ewige Treue schwor".

Eindrücke von der Trierer Tagung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Von

Domvikar P. Weber, Trier.

Die Tage der 11. Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst sind nun vorüber. Für alle Beteiligten, auswärtige wie einheimische Mitglieder und Festteilnehmer, das hörte man von allen Seiten einmütig und oft versichern, waren es schöne, ja glänzende Tage. Mit großer Befriedigung darf das vorbereitende hiesige Komitee auf den Verlauf zurückschauen. Ein auswärtiger Teilnehmer konstatiert in der „Köln. Volkszeitung", daß „vom Begrüßungsabend an alles vorzüglich klappte und daß kein Mißton die Versammlung störte". —

War der Empfang in den Mauern der alten Treviris wirklich von einer besonderen unvorhergesehenen oder ungewohnten Herzlichkeit, oder hat der Trierer sein natürliches Talent, liebenswürdig zu sein, besonders angestrengt, um die Sympathien mit der Gesellschaft zu bekunden: es war nur eine Stimme darüber, daß eine solche ehrende Aufnahme der Gesellschaft bei ihren Versammlungen bisher noch nicht bereitet worden sei.

Viel Schönes ist gerade aus Anlaß der Tagung der Gesellschaft hier geboten worden. Außer den wohlgelungenen Festversammlungen, bei denen in seltener Fülle herrliche und begeisternde Worte über die Kunst, die Aufgabe der Künstler und die Bedeutung der Kunstpflege gesprochen wurden, rechnen wir hierzu vornehmlich die festliche Eröffnung des neuerrichteten Diözesanmuseums. Dieses längst geplante Werk ist gerade durch die Tagung der Gesellschaft direkt gefördert und beschleunigt worden. Und es ist sicher ein besonderes Verdienst der Gesellschaft, wenn sie durch ihr Kommen zur Verwirklichung solcher im Interesse der Kunstpflege nicht genug zu begrüßender Einrichtungen, wie sie nun hier endlich zustande gekommen sind, beiträgt. Das wurde denn auch gebührend in der Eröffnungsrede hervorgehoben. Weiterhin ist eine ganz ausgesuchte Ausstellung von alten Werken kirchlicher Kleinkunst für die Versammlungstage zusammengebracht und, mit dem so bedeutsamen Trierer Domschatz vereinigt, zur Besichtigung dargeboten worden. Wie anregend diese Ausstellung gewirkt hat, möge man daraus entnehmen, daß eine ganz außerordentliche Beteiligung aus allen Schichten des Volkes die kühnsten Erwartungen der Veranstalter dieser Ausstellung übertroffen hat. Die Trierer sind in der Tat, dieses Zeugnis haben sie sich in diesen Tagen ausgestellt, ein kunstsinniges, kunstliebendes Volk; sie sind ihren Traditionen, die auf dem altehrwürdigen Boden auf Schritt und Tritt Erinnerungen an die Kunsttätigkeit der Altvordern wecken, treugeblieben.

Die Trierer Tagung bedeutet aber sodann wohl in besonderem Maße um einer Tatsache willen einen für die Gesellschaft wichtigen Abschnitt ihrer Tätigkeit und Entwicklung. Das ist die Tatsache, daß hier in ehrendster Weise die rückhaltlose Anerkennung ihrer Bestrebungen von seiten aller Spitzen der kirchlichen und staatlichen Gewalt ausgesprochen worden ist. Wenn der Diözesanbischof mit der die höchste Begeisterung weckenden Art des Trierer Oberhirten, wenn der Präsident der Regierung in markiger Weise, wenn das Stadtoberhaupt, wenn die Vertreter sonstiger weltlicher, mit der Gesellschaft für christliche Kunst parallel wirkender Vereine, wie dies in Trier geschehen ist, die Bedeutung der Ziele und Bestrebungen der Gesellschaft voll und ganz anerkennen, dann ist das ein Umstand, der für die Entfaltung derselben ins Gewicht fällt und hoffentlich auch werbende Kraft besitzt. Zahlreiche Freunde hat diese hier erworben, denn 150 Mitglieder waren bereits vor dem Tage der Versammlung neu eingetreten und diese Zahl ist erheblich vermehrt worden, noch bevor die Versammlung zu Ende war.

Von der hiesigen Tagung dürfte aber ganz besonders wohl die Vorstandschaft befriedigt sein. Kann sie doch aus mehrfachem Grunde mit Befriedigung von hier scheiden. Ihr, der Mühen und Anstrengungen in nicht geringem Maße aufgebürdet sind und auch in diesen Tagen waren, winkten ja in der diesjährigen Tagung bei der zu erstattenden Rechenschaft über ihre Tätigkeit nicht allzu rosige Stunden. Ueber mehrere Fragen, über welche in letzter Zeit eine ziemlich lebhafte Meinungsverschiedenheit zutage getreten war, mußte man sich aussprechen. Mit Spannung hatte man diese Aussprache erwartet. Sie betraf die Herausgabe einer Zeitschrift entweder neben der bekannten Mappe oder die Umgestaltung der Mappe in eine Zeitschrift, ferner das Verhältnis der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst zu der fast gleichnamigen Gesellschaft m. b. H. und namentlich die Redakteurfrage für die Zeitschrift. In die Debatte, die in durchaus anerkennenswerter Form mit möglichstem Bestreben zur Fernhaltung alles Persönlichen geführt wurde, griff der anwesende Bischof Dr. Korum ein und sein Verdienst ist es, daß man sich auf einer Mittellinie einigte. Es soll die Mappe, so wurde zum Beschluß erhoben, wenigstens vorläufig bis zum nächsten Jahre unvermindert beibehalten und eine monatlich erscheinende illustrierte Kunstzeitschrift unter der Redaktion des vom Vorstande bestimmten Leiters, Herrn Stiftsvikars Staudhammer, herausgegeben und den Mitgliedern der Gesellschaft zum Preise von 4 Mk. jährlich (ohne Porto) überlassen werden. Nichtmitglieder sollen hierfür 12 Mk. zahlen. Das erste Heft dieser Zeitschrift, betitelt „Die christliche Kunst, Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst, sowie das gesamte Kunstleben" lag als Probenummer vor. Wenn einheitlich daran von allen Kräften, welche die Gesellschaft aufweist, gearbeitet wird, dann kann diesem Anfange zur Herausgabe einer den Zwecken der Gesellschaft dienenden regelmäßigen Publikation ein günstiges Prognostikon gestellt werden. Jedenfalls ist er entwicklungsfähig. Auch die diesjährige Mappe lag zur Ansicht vor.

Schließlich führte die zu betätigende Neuwahl von Vorstandsmitgliedern zu einer ehrenden Vertrauenskundgebung für den Vorstand und seine bisherige Leitung der Geschäfte. Jedenfalls war es nicht bloß für die Trierer Mitglieder der Gesellschaft recht anregend und instruktiv, daß die eingehende Aussprache über diese Angelegenheiten in einer Weise stattfand, daß in den wesentlichen Punkten praktische Resultate erzielt wurden und daß ein ungetrübtes Andenken an die so schön verlaufenen Versammlungstage ihnen bleibt. Auf Wiedersehen im nächsten Jahre in Breslau!

Städtische Finanzwirtschaft in der Vorzeit und jetzt.

Von

Dr. Rody, Oestrich.

(Schluß.)

Das Defizit und die Ueberbürdung mit Abgaben sind deshalb hier wie dort die eindringlichste Mahnung, das liberale Regiment gründlich abzuschütteln. Um die stets fortschreitende Belastung der Gemeinden wie der Staaten in etwa zu rechtfertigen, weist man mit Vorliebe auf die „wachsende Steuerkraft" hin; allein man könnte leicht feststellen, daß diese „wachsende Steuerkraft" in keinem Verhältnis zu der fortschreitenden Verschuldung steht.

Oben wurde Osnabrück erwähnt, man könnte aber ohne weiteres jede unter liberalem Regiment stehende Stadt hier als Paradigma hinstellen. Seit dem Jahre 1861 regierte im Gemeinderat und Magistrat Wiens ausschließlich die liberale Partei, und das Resultat dieser Wirtschaft sind Schulden im Betrage von mehr als 100 Millionen Gulden, dabei fortgesetzte Erhöhung der Steueraufschläge und Zinskreuzer. Kein Wunder, wenn endlich selbst in liberalen Kreisen die Augen über die Früchte dieser Wirtschaft aufgingen, und die Bürgerschaft nach einer Aenderung der Zustände verlangte, die denn auch bekanntlich eingetreten ist. Auch im Kronland Salzburg hat die Herrschaft des Liberalismus durch Vergeudung des Volksvermögens und Anhäufung von Schulden sich ein Denkmal gesetzt, welches schwer auf der Bevölkerung lastet. Ein Beispiel für die Glückseligkeit, welche die liberale Verwaltung im Gefolge hat, bietet auch das Kassenbudget der liberalen Stadt Brüssel. Die zumeist von Liberalen regierten größeren Städte Belgiens wie Gent, Verviers, Lüttich, Antwerpen u. a. haben eine enorme Schuldenlast auf sich geladen.

Wie im kleinen so im großen. In der Gründerzeit ist das deutsche Volk um 700 Millionen Taler ärmer, das Großkapital reicher geworden. Der Kulturkampf kostete nach zuverlässiger Berechnung die deutsche Nation über 30 Millionen Mk. Der alljährliche Verlust ist nicht unter 7 Millionen zu veranschlagen.

In Baden hat der Liberalismus auf allen Gebieten seit Jahrzehnten die unbestrittene Herrschaft im Staat, wie in den Gemeinden, in Justiz und Verwaltung, in Kirche und Schule. Alles ist liberalisiert. Der Liberalismus hat dort wie überall dem Volke verheißen, er werde die Steuern und Abgaben vermindern. Die Tatsachen haben aber das Gegenteil erwiesen. „Die Früchte des Liberalismus", eine von einem badischen Juristen verfaßte Broschüre, hat Umschau gehalten über die Mißerfolge, welche der Liberalismus in Baden, dem liberalen Musterlande, wo derselbe am ungehindertsten unter dem Schutze der Regierung sich entfalten konnte, gebracht hat. Der protestantische Verfasser weist aus amtlichen Quellen nach, in welch ungeheuerlicher Weise die Kosten des Staats- und Gemeindehaushalts während der Herrschaft des Liberalismus, der sich so oft einer einfachen und billigen Verwaltung gerühmt hat, gestiegen sind. Gründlicher und unwiderleglicher als durch diese reichhaltige Statistik läßt sich der Nachweis der Mißwirtschaft des Liberalismus nicht erbringen.

Auch Rom und das geeinte Italien ist ein klassischer Beleg für die „Segnungen" des Liberalismus. In schreckenerregender Progression wächst die italienische Staatsschuld. Die Stadt Rom selbst hatte z. B. im Jahre 1882 außer 9 Millionen Staatssteuern 10 Millionen Kommunalsteuern; im Zeitraume der letzten 20 Jahre sind die Posten noch erheblich gestiegen. Das sind die Leistungen des italienischen Liberalismus, welcher mit dem Grundsatz begann, daß man mit den früheren Regierungen, besonders mit der päpstlichen nicht mehr zufrieden sein könne. Das revolutionäre Italien ist seit langer Zeit in den Kreisen eines Strudels und es geht mit verbundenen Augen der Katastrophe des Bankrotts entgegen. Das soziale Elend wächst von Tag zu Tag und zwingt viele Tausende zur Auswanderung. Die Stadtverwaltungen ersticken in Schulden und können so gut wie nichts zur Linderung der allgemeinen Not tun. Heute ist Italien durch Armut, Hunger und Not vielleicht das unglücklichste Land Europas.

Wenden wir uns nach dieser unerquicklichen Abschweifung zu etwas freundlicheren Bildern. Die tausendjährige Stadt Münster in Westfalen erfreut sich nicht nur einer einsichtsvollen und umsichtigen, sondern auch sparsamen Verwaltung. Trotz aller Sparsamkeit im städtischen Haushalt sind Neuanlagen von Wasserleitung, Kanalisation, Schlachthausbau, Verschönerung der Promenaden 2c. entstanden. Auch Gelsenkirchen gilt als eine aufblühende Stadt der westfälischen Mark. Durch weise Verwaltungsmaßregeln ist der Entwicklungsgang segensreich gefördert worden. So kann an der Hand von Tatsachen der Beweis erbracht werden, daß gutkatholische Städte in bezug auf Verwaltung hinter solchen mit liberalem Parteiregiment nicht nachstehen.

In Zeiten wirtschaftlicher Depression sollte aber der Staat mit dem Sparen ein gutes Beispiel geben. Preußen ist gerade durch seine Sparsamkeit groß geworden. Heutzutage wollen alle Städte den Krösus spielen, besonders seitdem Berlin Weltstadt geworden ist. Der sparsame häusliche Zug ging durch die ganze Beamtenschaft und das Offizierkorps. Gerade dadurch zeigten wir uns den auswärtigen Feinden überlegen, denn der häusliche Mann arbeitet mehr als der verschwenderische. Jetzt ist das anders geworden. Man arbeitet weniger und lebt über seine Verhältnisse. Wir erscheinen in großer Toilette, sind aber weniger leistungsfähig. Es gibt Leute, welche die Ansicht aussprechen, daß sich das im Kriegsfalle nach verschiedenen Richtungen bemerkbar machen werde. Zweck dieser Darlegung ist, nachzuweisen, daß es hohe Zeit sei, zu dem altpreußischen Grundsatz der Sparsamkeit zurückzukehren. Das gilt für den einzelnen, wie für die Staatsverwaltung und die städtischen Gemeinwesen. Wenn der Staat mit dem Beispiel der Verschwendung vorangeht, so kann es nicht ausbleiben, daß er zunächst die Beamtenschaft und schließlich das ganze Land ansteckt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den städtischen Haushalt in der Vorzeit. Seitdem durch die Betriebsamkeit der Archivare das historische Verständnis des deutschen Städtewesens im Mittelalter aufgeschlossen worden ist, hat man nicht nur die äußere Geschichte der Städteverfassung, sondern auch das innere Leben der Städte, ihre Verwaltung in finanzieller Hinsicht kennen gelernt. Der Gegensatz gegen das platte Land hat eine Menge neuer Einrichtungen in den größeren Gemeinwesen ins Leben gerufen. Der steigende Verkehr, die wachsende Blüte der Städte haben rasch eine Vervollkommnung dieser Verwaltung herbeigeführt, während die übrigen wirtschaftlichen Kreise noch lange an der alten Naturalwirtschaft festhielten. Erst seit dem 15. Jahrhundert beginnt der Einfluß der Stadtverwaltung auf die Verwaltung des Reiches sich geltend zu machen. Heute kann man mit Recht behaupten, daß die Stadtrepubliken des Mittelalters auch für die moderne innere Staatsverwaltung Vorläufer und Muster gewesen sind. Namentlich das Steuerwesen hat sich in den Städten des Mittelalters gleichsam vorbildlich auf dieselbe Weise entwickelt, wie nachher in den größeren Gemeinwesen der Staaten. Man ist ausgegangen von Grundzinsen und persönlichen Leistungen. Man hat sich erst, als diese für die Bestreitung der vermehrten Kommunalbedürfnisse nicht ausreichten, hauptsächlich der indirekten Besteuerungsweise durch Zölle und Akzisen zugewendet und ist endlich, als auch diese eine weitere Steigerung in Rücksicht auf die unteren Einwohnerklassen nicht zuließen, bei der Vermögens- und Einkommensteuer angelangt. Auch das letzte in unserer Zeit nur zu beliebte Auskunftsmittel, erhöhte oder außerordentliche Staatsbedürfnisse durch Anleihen zu bestreiten, ist in diesen unseren kleinen Musterbildern des modernen Staates schon bekannt gewesen. Staatsarchivar Dr. Meyer in München zeigt in seinem „Stadtbuch von Augsburg" diese Entwicklung der Finanzwirtschaft an der verkehrreichsten und blühendsten Stadt des Mittelalters, an Augsburg. Aber merkwürdig: Der Stadthaushalt weist keine Ausgabe für Kirche und Schule nach, auch keine für das Armenwesen, welches in unserer Zeit allein einen großen Teil der Kommunaleinnahmen verschlingt. Kirchenbauten wurden allein aus frommen Spenden und Stiftungen bestritten. Die Geistlichkeit zog ihren Unterhalt aus fundierten Pfründen, freiwilligen Opfern und Stolgebühren. Die Armut fand sich nicht bloß auf den Bettel angewiesen, sondern wurde durch zahlreiche milde Stiftungen unterstützt, an welchen Augsburg schon im 14. Jahrhundert reich war. Von der Stadt erhalten die Armen nichts, die Geistlichen nur Abgabenfreiheit.

Die drei schweren Posten: Kultusausgaben, Schulwesen und Armenwesen blieben mithin im städtischen Budget ausgeschaltet. Freilich damals waren Schule und Armenpflege noch nicht verweltlicht, und die Henne lebte noch, welche die goldenen Eier legte.

Poesie und Dichter.

Zwanglose Plaudereien von Leo van Heemstede.

II.

Ist die Poesie, im allgemeinen betrachtet, die Seele jeglicher Kunst, die reingeistige, ideale Schönheit, die allen Dingen innewohnt und über die ganze Schöpfung hinflutet, der göttliche Funke, der die Felsen zu Tempelgewölben umschafft und aus dem Marmor Göttergebilde hervorzaubert, — so ist, im engeren Sinn, die Poesie jene Kunst, die aus der schaffenden Phantasie mittels des Wortes ihre Bilder nach dem Gesetz der ewigen Schönheit formt und mitteilt. Das Wort ist zwar auch Organ und Medium des gewöhnlichen Verkehrs. Aber der nämliche Abstand, der zwischen der poetischen und der wirklichen Welt liegt, muß auch zwischen der poetischen und der alltäglichen Umgangssprache fortbestehen.

Die Poesie ist daher jene Kunst, die mittels der idealen Sprache die ideale Schönheit des Weltalls wiederzugeben sucht; je schärfer ein Dichter die Strahlen des Urbildes der höchsten Schönheit in der Camera obscura seiner Phantasie aufzufangen und zu einem neuen Bilde umzugestalten weiß, um so höher wird die Stufe sein, die er im Reiche der Dichtkunst einnimmt. Schauen wir uns in diesem Reiche einmal um.

Warum steht Dante, der Dichter der Divina comedia, so groß und einsam auf dem höchsten Gipfel des erhabenen Parnaß? Warum darf er als der größte Dichter aller Zeiten gelten? Weil er uns die höchsten Ideen in den schönsten Formen übermittelt.

„Sein gewaltiger Geist", sagt Hettinger, „umspannt Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft, Staat und Kirche, Kaisertum und Papsttum, Glauben und Wissen, Philosophie und Theologie, Freiheit und Gnade, Ethik und Politik, Himmel und Erde, Engel und Menschen, Geist und Natur, — alles dient dem einen höchsten Ziele, dem Dante unter Virgils und der Beatrice Führung und mit Dante das gesamte Geschlecht der Menschen entgegenstrebt: dem Frieden in der Freiheit von Irrtum und Sünde. In dieser Freiheit findet er den Frieden, der für ihn und für uns alle das höchste ist,

> jenen Frieden,
> Den, auf der Spur so hohen Führers wandelnd,
> Von Welt zu Welt zu suchen es mich dränget.
>
> („Fegefeuer" V, 61.)

In das Reich der vollkommenen Schönheit und Wahrheit werden wir durch Dantes Poesie eingeführt.

Während der alte Homer in seiner unsterblichen Ilias uns wie in einem Kristallspiegel die Welt der Hellenen in der Schönheit des goldenen Zeitalters, in ihrer ganzen Kraft und Größe, in der Fülle ihres Lebens, aber auch zugleich mit ihren allen menschlichen Schwächen und Sünden unterworfenen Göttern vor Augen stellt, hat Dante uns ein Bild seiner Zeit gegeben, das den höchsten Anforderungen der Kunst entspricht und für alle Zeiten seinen vollen Wert behält.

Das Bild der höheren Schönheit aber und der lauteren Wahrheit konnte kein Homer oder Phidias, kein Aeschylos und Sophokles in Wort oder Marmor wiedergeben, weil das Licht der Offenbarung nicht in das Innere ihres Herzens gedrungen war. Sie alle mußten im Dunkeln arbeiten und die schönsten Erzeugnisse der heidnischen Kunst und Poesie bleiben immer nur, was die erste schwache Morgendämmerung ist, mit dem vollen Mittag verglichen.

„Das Christentum," sagt Hettinger ferner in seinem geistvollen Vergleich der Dichtungen Homers und Dantes, „hat eine neue, unsichtbare Welt geschaffen mit all den reinen und gewaltigen Motiven, die das Herz des Menschen bewegen und erschüttern. Diese Welt des Geistes und Gemütes, in welcher die tiefsten Empfindungen der Seele vom Schuldgefühl und Reueschmerz bis zum Jubel der Seligen ihren Ausdruck finden, hat Dante uns geschildert."

Die Welt der griechischen Helden und Götter ist zusammengestürzt und in Trümmer gefallen; was das Heidentum an Wahrheit und sittlicher Kraft in sich schloß, ist in das Christentum übergegangen, das ewig ist und „alle Zeiten und Entwicklungsperioden umspannt."

Dante hat für seine Zeit gedichtet wie Homer, aber „er hat aus den Tiefen der göttlichen Wahrheit geschöpft und so sein Werk mit Ideen befruchtet, die nie altern, sondern mit dem Fortschreiten der Menschheit und jeder neuen Bildungsepoche eine immer tiefere Bedeutung, immer reichere Anwendung finden."

Neben dem großen Italiener, der uns durch Hölle und Fegfeuer zum Himmel emporführt, muß sofort der große Brite erscheinen, der, mit beiden Füßen auf der Erde und in der vollen Wirklichkeit des Lebens stehend, uns mit seinen Riesenarmen zu den Wolken und hoch darüber hinaus hebt.

Worin besteht die Größe Shakespeares?

Unter den vielen, die uns darauf eine Antwort zu geben sich anschicken, wollen wir Dr. Arthur Hager, den ersten Herausgeber des bei Herder in Freiburg erschienenen Familien-Shakespeare hören, der, wie er sagt, diesem Dichter seine Bekehrung zum katholischen Glauben zum Teile zu verdanken hat.

„Shakespeares Größe", sagt er, „besteht vornehmlich darin, daß er die Schönheit und Wahrheit in seiner Poesie gleichsam einander einverleibt hat. Die große Wahrheit, daß die Sünde als Uebertretung der göttlichen Gebote unfehlbar die Strafe nach sich zieht, ist von Shakespeare als Triebfeder seiner ganzen dramatischen Entwicklung angenommen; seine Stücke sind darum so schön, weil sie die höchste Einheit in Handlung und Charakterzeichnung bewahren; weil sie Maß halten mitten im Sturm der Leidenschaften; weil sie die Wirklichkeit zeichnen, aber sie stets veredeln; weil sie von Geist und Lust und Leben sprudeln und in tausend Farben und Formen glänzen — endlich aber auch und zwar an erster Stelle, weil sie durch und durch wahr sind."

Es wäre leicht, an der Hand der bewährten Shakespeare-Forscher, die poetische Wahrheit und Gerechtigkeit in seinen sämtlichen Stücken nachzuweisen. Auch in manche Einzelheiten zu treten wäre höchst interessant und lehrreich. Man könnte z. B. fragen, indem man den Shylock mit Lessings Nathan vergleicht, wer von den beiden Dichtern in seiner Zeichnung des Juden der Wahrheit am nächsten kommt? Man könnte den Mörder des Tyrannen Geßler, den Schiller mit einer Krone schmückt, den Mördern des Tyrannen Cäsar gegenüberstellen und untersuchen, welcher Dichter den Forderungen der Kunst mehr Genüge leistet als der andere?

Um über das Wesen der Poesie und die verschiedenen Stufen der Dichtkunst, sowie die Stelle, die diesem oder jenem Dichter gebührt, mehr Licht zu verbreiten, könnte ich auch die Parallele heranziehen, die Hettinger zwischen Dantes göttlicher Komödie und Goethes Faust gezogen hat, wobei zugleich die innere Unwahrheit und Unhaltbarkeit des zweiten Teiles jener Dichtung erwiesen würde. Auch der wundertätige Magus Calderons dürfte, im rechten Licht betrachtet, das Meisterwerk des deutschen Dichterfürsten in den Schatten drängen. Ferner ließe sich an des niederländischen Dichters Vondels poetischem Werdegang nachweisen, daß seine besten Werke nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche entstanden sind und daß Goethe und Schiller als Dichter das höchste leisten, wenn sie gleichsam mit einem Fuß in der katholischen Kirche stehen. Dies alles würde zum Beweise dienen, daß in der Poesie und in jeder Kunst das höchste leistet, wer der ewigen Wahrheit am nächsten steht, daß demnach katholische Poesie und Kunst stets das höchste hervorgebracht haben und hervorbringen werden, wenn man ihnen günstige Lebensbedingungen stellt und sie nicht gewaltsam in ihrem himmelanstrebenden Fluge zurückhält.

Wir werden vielleicht ein andermal auf diese oder ähnliche Fragen zurückkommen, heute bleiben wir lieber noch einen Augenblick bei unserem Thema und erklären das Wesen der Poesie damit näher, daß wir einige Proben vom Gegenteil vorbringen.

Wie durch den Gegensatz der dunklen Nacht die Helligkeit des Tages um so klarer hervortritt, wie die blanke Taube an Reinheit gewinnt, wenn der krächzende schwarze Rabe neben ihr auffliegt, so wird die Schönheit der Poesie in den großen Geistern aller Jahrhunderte um so herrlicher aufleuchten, wenn man ihr die jämmerliche Pedanterie oder Unverfrorenheit vieler zeitgenössischen Dichterlinge zur Seite stellt. So schwebt mir das Machwerk eines belgischen „Freiheitsdichters" vor, dessen Gedichte vor 30 Jahren als erster Teil einer „Niederländischen Bibliothek" bei Brockhaus in Leipzig erschienen, während der gute Klaus Groth, der wahrscheinlich kaum einige Worte davon verstand, ihn beim deutschen Publikum einführte. Oder wird ein Deutscher und mag er der flämischen Sprache auch ein wenig mächtig sein, aus folgenden Zeilen klug werden?

„Rommadom! Traritom! 't woeste leger
Rolt en holt, suizebolt, afgemat,
Staat weer op, kantelt neer, feller, snêeger!
't Is of 't woud kraakt en blaakt, bliksems spat . . . ."

In dieser Strophe wird beschrieben, wie ein tolles Heer sich in den Kampf stürzt, wie alles durcheinanderpurzelt, als wenn ein Wald, vom Blitz und Sturm getroffen, krachend in Flammen aufloht. Das wäre alles schön und gut, denn auch das Onomatopoetische hat in der Dichtkunst seinen berechtigten Platz, wie so manche Stellen aus den größten Dichtern beweisen. Es darf nur nicht übertrieben oder gar lächerlich sein. Oder was hält man von folgenden Reimlein aus einem Buche, das mir erst vor einigen Tagen zur Besprechung zugegangen ist:

Der Regen stimmt so trüb und faul . . . .
Wer will mir dafür bürgen,
Tipp, tapp!
Daß heut sich noch mein lahmer Gaul
Wird durch die Nebel würgen?
Stipp, stapp!

Voll Wut greif ich ins Wolkengrau,
Zerreiße es wie Leinen,
Rick! rack!
Und durch das Loch seh ich ein Blau
Und eine Sonne scheinen,
Schnick, schnack!

„Wunderbarer Ritt" ist dieses Prachtstück überschrieben. Auf welchen Tieres Rücken dieser „Ritter Höllenbrand", wie er sich nennt, sitzt, ist schwer zu sagen, jeder wird aber sofort erkennen, daß es mit dem Pegasus nichts zu schaffen hat.

Das ist ein Beispiel aus Tausenden, unsere heutige Literatur wimmelt von Absonderlichkeiten und Verrücktheiten aller Art; jeder möchte den anderen durch etwas Neues, noch nie Dagewesenes und wäre es noch so absurd und ungeheuerlich überbieten; es wird aber doch wohl keinem vernünftigen Menschen einfallen, dergleichen tolles Zeug ernst zu nehmen und für Poesie zu halten.

Schlimmer freilich als solche Albernheiten und Spielereien, die mehr das Aeußere treffen, sind die Versündigungen am Geiste und am Wesen der Poesie, die Attentate wider ihre Reinheit, die Niedertracht und Gemeinheit, die beflissen sind, die Himmelstochter in den Schmutz der Erde herabzuziehen. Häßlich ist es, überaus häßlich, wenn ein Dichter die unschuldigen Kinder in den Streit der Parteien hinabzerrt, wenn er aus der Wahrheit ein Zerrbild macht und durch den Mund mutwilliger Knaben die Wohltaten der religionslosen Schule im Liede verherrlichen läßt, wie das der belgische Poet, den wir eben erwähnten, seinerzeit getan hat. Dem Parteimann mag man in der Hitze des Kampfes manches zugute halten, seine Sünde wider die Dichtkunst aber ist unverzeihlich.

Ein Beispiel anderer Art möchten wir aus der Kirchengeschichte in ganz objektiver Weise, ohne einen Andersgläubigen im geringsten verletzen zu wollen, vorführen.

Wer kennt nicht die Hymnen des Glaubens, der Liebe, der Trauer, die mit ihren feierlichen Klängen so viele Jahrhunderte hindurch die Hallen der Kirchen erfüllten und die Herzen zur höchsten Andacht stimmten?! Wen hat die erhabene Poesie des Dies irae und des Stabat mater nicht im tiefsten Innern ergriffen, während das Adoro Te des heiligen Thomas von Aquino ihn in Liebe und Anbetung gleichsam hinschmelzen ließ! Ich brauche kein Wort zum Lobe dieser göttlichen Poesie hinzuzufügen. Sie lebt unsterblich fort, die Stürme der kirchlichen Umwälzung vermochten ihrer Krone keine einzige Perle zu rauben. Doch die Kirche, die der katholischen sich feindlich gegenüberstellte, hat auch mit der Kunst und der Poesie in bedauerlicher Weise aufgeräumt. An die Stelle des warmen Glaubens trat die kühle Vernunft, die es weniger liebt, das dürre Leben mit den Blumen der Schönheit zu schmücken und die den Trost aus höheren Sphären zu entbehren können glaubt. Das protestantische Kirchenlied wollen wir keineswegs herabsetzen, aber was Luther seiner Kirche gab, hat er aus dem Schatz des Klosters entnommen; die guten evangelischen Lieder auch der neueren geistlichen Dichter atmen katholischen Geist und werden stets katholischen Geist atmen, wenn sie auf die Prädikate schön und gut Anspruch machen wollen.

Der Prosa der Reformation gegenüber aber trat als Reaktion die unerträgliche Sentimentalität des Pietismus. An Stelle der gesunden Kindlichkeit — so ungefähr sagt Eichendorff in seiner Literaturgeschichte — trat krankhafte Kinderei, an Stelle der gottseligen Fröhlichkeit eine melancholische und sauertöpfische Frömmigkeit, die Singen, Lachen und Spazierengehen für Sünde hielt; statt des Te Deum sangen die Anhänger des Grafen Zinzendorf, die Herrnhuter, das wunderschöne Liedlein:

„Ich liebe mein Papächen,
Ich liebe mein Mamächen
Und Bruder Lämmelein;
Ich lieb die lieben Engel,
Ich lieb den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein."

Zu solchen Torheiten und Abgeschmackheiten gelangt man, wenn man die Poesie von der hohen Warte, worauf sie thronen muß, ins Gewühl des Tages niedersteigen heißt. Wenn sie ihren erhabenen Standpunkt verläßt, so büßt sie ihre göttliche Schönheit ein und macht sich zur Karrikatur, die Spott und Geringschätzung erntet. Die schlechten Poeten haben am meisten dazu beigetragen, die Dichtkunst verächtlich zu machen, so daß man ihre Jünger wie Bettler behandeln zu dürfen glaubt. Von ärgeren Dingen nicht zu reden! Für alle Wohlgesitteten bedarf es keines Beweises, daß die ekelhaften Schilderungen der niedrigsten und gemeinsten Wirklichkeit eines Zola und seiner zahlreichen Nachtreter mit der Poesie nichts zu schaffen haben, ebensowenig wie die Beschönigung und Verherrlichung des Lasters seitens der Literaten, die bei Sue, Dumas, George Sand usw. in die Lehre gingen. Ersteres ist die Apologie der Bestialität, das freiwillige Preisgeben aller Schönheit, letzteres die bewußte oder unbewußte Glorifizierung der Lüge, die Heiligsprechung der Sünde, die Vergötterung des äußeren Scheines und damit zugleich wieder die Negation der wahren Schönheit, die mit der Sünde und der Lüge nichts gemein hat.

Ueber das Wesen der Poesie dürfte in diesen kurzen Bemerkungen das nötige gesagt sein zur Klarstellung und Rechtfertigung unseres den modernen Literaturbestrebungen gegenüber angenommenen und festgehaltenen Standpunktes. Will man mir ferner folgen, so möchte ich nächstens über den Ursprung und den Entwicklungsgang der Poesie einiges vorbringen und besonders der Wohltaten gedenken, die sie allen, die sie lieben und zu schätzen wissen, erzeigt.



Bühnenschau.

Zwei neue Theater in Berlin. Gar oft konnte man in den letzten Tagen sowohl in Künstlerkreisen als auch im Publikum hören, daß in Berlin die Theater wie die Pilze aus der Erde schößen. Zwei neue Theater sind in kurzer Zeit eröffnet worden, das „Nationaltheater“ und das „Lustspielhaus“. Für die Eröffnung einer Volksoper, welche das „Nationaltheater“ nach der Absicht seiner Gründer und seiner Leiter darstellen soll, kann man ruhig die Bedürfnisfrage bejahen, und die Zukunft wird diese allgemeine Ansicht auch bestätigen. Das Kgl. Opernhaus zu Berlin zeichnet sich nämlich dadurch aus, daß gewöhnlich die Plätze schon lange im Vorverkauf vergriffen sind und für das große Publikum, für den Mittelstand allzuteuer sind, von den unteren Klassen gar nicht zu reden. Da war es wirklich an der Zeit, in Berlin ein zweites Opernhaus zu schaffen, das diesen berechtigten Wünschen des großen Publikums entgegenkam. Die ganzen Verhältnisse des „Nationaltheaters“, die billigen Preise, die Lage des Theaters und die zweckmäßige Anordnung der Plätze im Zuschauerraum lassen es dem Ideal einer Volksoper nahe kommen. Im Norden Berlins erhebt sich das umfangreiche neue Theatergebäude, nicht weit von der Stelle, wo einst das alte Nationaltheater stand. Wenn auch die äußere Architektur eigentlich nicht überrascht und imponierend wirkt, so bietet doch der eigentliche Zuschauerraum große Vorteile, insofern als er nur aus einem langen gestreckten Parkett besteht, woran sich noch ein großer Balkon schließt. Erbauer ist der bekannte Herr Schippanowsky, als Direktor fungiert der frühere des „Theaters des Westens“ Herr Hugo Becker. Am Eröffnungsabend bot man uns Giuseppe Verdis „Troubadour“. Und das war durchaus nicht verfehlt. (Vgl. das abweichende Urteil Herm. Teiblers weiter unten. D. R.) Bietet doch gerade „Troubadour“ den Mitwirkenden reichlich Gelegenheit, in den glänzenden Gesangspartien begeisternd und nachhaltig auf die Zuhörer zu wirken. So blieb denn auch der verdiente Erfolg nicht aus, zumal die szenische Ausstattung auch durchweg gut war. Das Orchester hielt sich unter Reichs Leitung sehr tapfer, an manchen Stellen klang es geradezu prächtig. Auch dem Chor muß man ungeteiltes Lob spenden. Ueberhaupt kann die Leitung mit dem ersten Abend sehr zufrieden sein. Wir wünschen dem Unternehmen aufrichtig weiteres Gedeihen für die Zukunft.

Auch für das neue „Lustspielhaus“ kann man unbedenklich die Bedürfnisfrage bejahen. Der Plan, dem Lustspiel einen besonderen Tempel zu weihen, dürfte in einer Millionenstadt wie Berlin allseitig sympathisch berühren. Ob die finanziellen Ergebnisse seinen Gründern und Leitern viel Freude bereiten werden, kann man bezweifeln. Auf einem Hofgelände eines Hauses der südlichen Friedrichsstraße ist das neue Theater gelegen. Allzu einladend wirkt das gerade nicht. Der Zuschauerraum ist zwar nicht groß, aber er ist „intim“, ohne viel Schmuck und wirkt ganz behaglich. Zweifellos haben die Unternehmer in Herrn Dr. Zickel einen verständnisvollen Direktor gewonnen. Merkwürdigerweise hatte man als Eröffnungsvorstellung „Ein wahrhaft guter Mensch“ von Otto Erich von Hartleben gewählt, das in München durchgefallen ist. Ein bißchen Aufputz verschaffte dem Stück vor dem Berliner Publikum einen sehr mageren Achtungserfolg, allerdings vor geladenem Publikum. Der Münchener scheint strenger zu urteilen wie der Berliner. Lobend muß hervorgehoben werden, daß die Leitung sehr viel Fleiß aufgewendet hat, aber sie hat es an der falschen Stelle getan; die Münchener Kritik hat wieder einmal recht gehabt, als sie das Stück zensierte mit der Note „recht schwach“.

Berlin. Dr. Wagner.

Von verschiedenen Bühnen. Die Münchener Bühnen haben die Zeit des Oktoberfestes benützt, um ein bißchen in der Premierenjagd innezuhalten.

Die Kölner hatten Gelegenheit, in „Frei ist der Bursch“ von Paul Grabein wieder ein Stück aus der so beliebten Serie von Studentenstücken zu sehen, der sich auch Otto Erich Hartleben in seinem demnächst zur Aufführung gelangenden neuen Stücke zugewandt hat. Grabein erzählt in „Frei ist der Bursch“ die Geschichte eines cand. iur. Wolff Eckbrecht, der, nachdem er sich in Liebe mit seiner Cousine gefunden, des Abends stark bezecht nach Hause wankt, einen Offizier anrempelt, ohrfeigt und gefordert wird. Da der Rausch ausgeschlafen, weiß er kaum mehr, was er getan, bis er durch das Erscheinen des Sekundanten daran gemahnt wird. Er nimmt die Forderung an, besucht noch rasch seine Eltern, die an ihm das veränderte Wesen merken, Traute erkennt mit liebenden Augen zuerst, was ihren Cousin drückt, sucht das Duell zu verhindern, was ihr endlich auch, nachdem sie des Liebsten Vater vergebens zu Hilfe genommen, gelingt. „Frei ist der Bursch“ ruft Wolff, da er sich endlich entschließt, nicht zum Duell anzutreten. Freilich ist auch mit diesem Stück die so oft angeschnittene Duellfrage, speziell in dieser Form nicht gelöst. Doch loben die Kölner Blätter den Ernst und die packende Wirkung dieser Erstlingsarbeit.

Von Wilhelm Weigand brachte das Karlsruher Hoftheater das Drama „Agnes Korn“ zur Erstaufführung, das freilich schon vor etwa 10 Jahren geschrieben wurde und stark von dem damals herrschenden Geiste Ibsens durchweht ist. Damit ist auch sofort erklärt, warum das Stück in den Hauptrollen lauter „problematische und gebrochene Charaktere“ enthält. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein Weib, das das „Recht ihrer Persönlichkeit“ den Sitten der Gesellschaft gegenüberstellt. Es sind uns derlei Stücke seit 15 Jahren zur Genüge vorgeführt worden, sie enthalten immer das dreieckige Verhältnis und auch der „Hausfreund“ ist für die Frau nicht der „Richtige“ gewesen. Hartlebens „Angele“, Schönherrs „Karrnerleut“ und Mirbeaus „Der Dieb“, Stücke, die über so manche Bühne schon mit mehr oder weniger Geschick gewandert sind, bildeten das Repertoire für den letzten „literarischen Abend“ des Josephstädter Theaters in Wien.

München. Carl Conte Scapinelli.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Die Kgl. Akademie der Tonkunst in München hat, nachdem Bernhard Stavenhagens Entlassungsgesuch bewilligt worden ist, wie zu Bülows Zeiten, eine Doppeldirektion erhalten: Felix Mottl wurde künstlerischer Leiter der Anstalt, Hans Bußmeier, der bisherige Inspektor derselben, wurde mit der administrativen Leitung betraut. Mottl ist nun mit Aemtern geradezu überladen: er hat über das Geschick unserer Hofoper zu verfügen, wird die zehn Akademiekonzerte dirigieren, ebenso die zehn philharmonischen Konzerte in Wien, und hat nunmehr auch noch die Lenkung unserer Akademie der Tonkunst auf sich genommen. Da wir ihn für viel zu energisch halten, um seinen Namen nur zum Aushängeschild herzugeben, so steht zu erwarten, daß die Qual der Aemter ihm wohl bald aufgehen wird. Man hat bereits angekündigt, daß der Schwerpunkt der Schule nunmehr auf Ausbildung tüchtiger Gesangs- und Orchesterkräfte gelegt werden soll; in ersterer Beziehung ist in der Tat bisher recht wenig erreicht worden: unsere Hofbühne z. B. stand mit der Hochschule nur in lockerster Verbindung und die Privatgesangslehrer und Gesangsschulen fanden für ihre Schüler zu ihr einen leichteren Weg wie die Akademie. Für Orchestermitglieder war die Akademie schon bisher der natürliche Weg zur Hofkapelle — dagegen wäre es sonderbar, wenn die theoretischen Fächer nunmehr zurückgesetzt werden sollten. Eine öffentliche Musikschule hat doch wohl noch andere Zwecke, als ausschließlich „für den Hof und den Staat“ zu arbeiten. In dieser plötzlich verkündeten Umgrenzung liegt eine Einschränkung, die den Ruf der Anstalt sehr bald recht merkbar verringern könnte, denn gerade jene Lehrfächer, die nunmehr weniger gepflogen werden sollen, haben bisher den nötigen Zuzug von außen besorgt; es sollte uns nicht wundern, wenn die Schülerzahl nach Einführung dieser Grundsätze erheblich sinkt. Ein großer Teil der Schüler, welche die pianistischen Reifeklassen besuchten, scheint sich ohnehin mit in Stavenhagens Privatleben zurückgezogen zu haben.

Es muß überhaupt — umsomehr, als man es anderseits mit einer gewissen Geflissentlichkeit unterließ — darauf hingewiesen werden, daß von der Direktionsübernahme Stavenhagens ab jener frische Aufschwung unserer Akademie datiert, an welchem seine Nachfolger nunmehr nur anzuknüpfen haben. Er hat in der Akademie der Gegenwartskunst Tür und Tor geöffnet, hat dafür gesorgt, daß die Musikschule keine Zwingburg mittelalterlicher Kunstanschauungen, sondern ein Weg zum Leben sei. Auch in seinem sonstigen freiwilligen öffentlichen Wirken hat Stavenhagen sich hohe Verdienste um München erworben — ohne seine Modernen Abende und sonstigen Veranstaltungen hätte das Münchener Musiktreiben in den letzten drei Jahren einen wesentlich weniger bedeutenden Gesamteindruck abgegeben. Daß uns Stavenhagen verbleibt, begrüßen wir daher mit aufrichtiger Genugtuung und in der vollen Zuversicht, daß es ihm fernerhin vergönnt sein möge, seine hervorragende Kraft zugunsten von Münchens Ruf als Kunststadt dort zu betätigen, wo es anderseits am Verständnis für die Forderungen unserer Zeit, oder an der Möglichkeit, oder am guten Willen, diesen zu dienen, gebricht.

Der Ritter Roland, eine dreiaktige Oper von Joseph Haydn, die als verschollen galt, hat der Dirigent des Frankfurter Palmengarten-Orchesters, Max Kämpfert, im Archiv des Hauses — freilich nur im Klavierauszug — entdeckt. Die Frankfurter werden in diesem Winter Bruchstücke hieraus, welche Kämpfert instrumentiert hat, zu hören bekommen.

Das neue Berliner Nationaltheater wurde in höchst passender Weise kürzlich mit Verdis „Troubadour“ eröffnet! Wenn eine Bühne mit so stolzem Titel ihren Zweck gleich von Anbeginn an auf so sonderbare Weise illustriert, so darf man wohl erwarten, daß sie auch fernerhin unfreiwillig manchen Anlaß zu öffentlicher Heiterkeit geben wird. Leoncavallos deutsch-italienische Allianzoper „Der Roland von Berlin“ wird nun auch bald das Licht der Welt erblicken. Vor kurzem hat sich übrigens der Komponist gegen die Anwürfe verwahrt, die ihn als Schöpfer einer zukünftigen deutschen Nationalmusteroper getroffen haben. Er hat hierbei arg daneben geschossen. Niemand verdenkt es ihm, daß er dem allerhöchsten Auftrag gefolgt ist. Aber er darf sich nicht wundern, daß das hierin liegende Mißtrauensvotum gegen die moderne deutsche Tonkunst seine Kreise gezogen hat, und daß sein starker Mut eine ebenso starke Kritik herausfordern wird.

Festspiele im Stadttheater zu Köln sollen im nächsten Sommer stattfinden. Ein Komitee hat sich bereits gebildet. Das Programm besagt recht im allgemeinen, daß „mustergültige Aufführungen der Meisterwerke aller (!) hervorragenden Komponisten alter und neuer Zeit“ gebracht werden sollen. Das ist nicht weniger als Alles! Wie das Vorhaben nach dieser Darstellung realisiert werden soll, ist nicht gut zu ermessen.

* * *



O Lebenslust!

Noch glüht der Hesperiden gold'ne Frucht
In meines Gartens dunklen, dichten Bäumen,
Doch wenn das Auge in dem Kiespfad sucht,
Wird es gelehrt von Herbstes Näh' zu träumen.

Das tote Blatt — auch es erglänzt wie Gold!
Der Sense Spur, die in das Laub geschnitten —
Des Lebens Blut, das auf dem Boden rollt
Und weinend aufschreit unter meinen Tritten.

O Sommerlust, o Hesperidentraum!
O sel'ge Lieb! — Noch darfst du sie berühren
Und mußt doch tief in deines Bechers Schaum
Den bitt'ren Bodensatz des Sterbens spüren.

M. Herbert.

Gasthausreform.

Von
Dr. W. Brüning, Aachen.

Der Kampf gegen den Alkohol entwickelt sich immer mehr. Indes muß ich ihn auf Grund vielfacher eigener Erfahrungen zum Teil als einen Versuch mit untauglichen Mitteln bezeichnen. Die praktischen Erfolge bleiben hinter dem theoretischen Aufwande recht weit zurück. Totreden läßt sich der Alkoholismus nicht, mag man sich an den Verstand oder das Gefühl oder auch an beide wenden.

In einer Gemeinde, deren Bevölkerung — größtenteils Industriearbeiter — sehr unter den Schäden des Alkoholismus litt, half ich vor mehreren Jahren einen Mäßigkeitsverein gründen. Die Beteiligung war anfänglich eine recht rege. Sie flaute aber bald ab, und jetzt gehören dem Verein nur noch solche Mitglieder an, die auch ohne ihn gegen den Alkohol gefeit wären. Dagegen hat die Zahl der Kneipen trotz dem Verein in den letzten Jahren beständig zugenommen. Derartige Erfahrungen hat man auch, wie ich weiß, an zahlreichen anderen Stellen gemacht. Mit der Theorie erreicht man meines Erachtens auf diesem Gebiete nichts. Der Deutsche hat sich zu sehr daran gewöhnt, nach des Tages Last und Arbeit in der Wirtsstube das Bedürfnis nach Geselligkeit und Gedankenaustausch zu befriedigen, sich zu „erholen". Und man kann es dem Arbeiter nicht verdenken, daß er es tut; denn andere, die es weit weniger nötig hätten, tun es ja auch, und sie haben dafür die schönsten Entschuldigungen.

Das alkoholische Uebel, welches in allen Schichten an unserer Volksgesundheit frißt, kann erfolgreich nur mit praktischen Mitteln bekämpft werden. Das geschieht auf rationellem Wege durch die von Dr. Wilhelm Bode (Weimar) ins Leben gerufene Gasthausreform. Sie ist ein Unternehmen, welches das Interesse und die Unterstützung aller Volksfreunde verdient. Sie will nicht bekämpfen und beseitigen, sondern verbessern. Die Gasthäuser sollen Räume werden, in denen man sich auch aus ästhetischen Gründen wohl fühlt und in denen man einen Stoff konsumiert, der die Gesundheit nicht schädigt, sondern befördert. Also statt der Bierschlamperei, die, wie Windthorst sagte, auf die Dauer verdummt, Genuß alkoholfreier Getränke aus Obst und Beerenfrüchten, die goldklar perlen und in bezug auf Aroma und Wohlgeschmack den frischen Früchten, die das beste sind, was die Natur unserem Magen bietet, in nichts nachstehen. Probieren geht über studieren, pflegte Windthorst gleichfalls zu sagen; also probiere man!

Wer diese einzig sachgemäße Bodesche Bekämpfung des Alkoholismus kennen lernen will, dem empfehlen wir die Zeitschrift „Gasthausreform" (Verlag des Deutschen Vereins für Gasthausreform in Weimar, jährlich 2.40 Mk.), desgleichen die in W. Bodes Verlag in Weimar herausgegebenen Druckschriften: „Englische Gasthäuser nach Gotenburger System" (Preis 1.50 Mk.), „Offene Briefe über Gasthausreform" (Preis 50 Pf.) und „Gasthausreform durch Frauen" (Preis 60 Pf.)

Bücherschau.

Oberpfälzische Geschichten. Von M. Herbert. Regensburg, J. Habbel. Die Muse von M. Herbert hatte uns bis jetzt außer stimmungsvollen Gedichten nur Romane und Novellen aus der besseren Gesellschaft geschenkt. Es war das der Boden, auf welchem sie sich eben heimisch fühlte; aber nun hat sie uns ein Bändchen „Oberpfälzische Geschichten" geschenkt; es sind Geschichten aus dem Volke, aber ganz eigenartig, nicht wie man sie gewöhnlich liest. Mehrere davon sind wahre Perlen der Erzählungskunst, aber alle sind durchaus originell, man spürt nichts darin von Schablone. M. Herbert liebt das Volk, das fühlt man auf jedem Blatt, und weil sie das Volk liebt, versteht sie es auch; sie versteht nicht nur seine Reden sondern auch sein Denken und Fühlen und schildert uns die Volksgestalten so lebendig und anschaulich, daß man glaubt, sie vor sich zu sehen. Als echte Künstlerin braucht sie nur ganz einfache und ungesuchte Vorwürfe zu ihren Erzählungen. Ihre Kunst besteht eben darin, uns den innern wie äußern, also den ganzen Menschen zu zeichnen. Eine alte, erfahrene Lehrerin, welcher wir das Buch zur Lektüre empfahlen, las ihren Kindern mehrere von den Geschichten vor, weil sie die Natur- und Menschenschilderungen so herrlich gefunden hatte, und die Kinder waren ganz Aug und Ohr. Das ist die beste Kritik. Nur einen Wunsch haben wir bei der Lektüre empfunden — nämlich aus der Feder von M. Herbert einmal eine größere oberpfälzische Geschichte lesen zu können. Gesellschaftsromane und Novellen fehlen uns weniger als wirklich gute kunstvolle Volksromane. Stillger.

Kleine Rundschau.

Der II. internationale Kongreß für Zeichenunterricht, verbunden mit einer Zeichenausstellung, fand vom 2. bis 6. August 1904 in Bern statt. Nahezu an 1000 Teilnehmer aus allen Ländern waren erschienen: Schweizer, Deutsche, Ungarn, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener usw. Es wurde über das Zeichnen als allgemein bildender Unterrichtszweig und über das Zeichnen in Fachschulen, als Kunstgewerbe-, Industrie-, Handwerkerschulen ꝛc. verhandelt. Namentlich in bezug auf den erzieherischen Wert wurde es als Hauptunterrichtsfach bezeichnet. „Der Schüler muß das Zeichnen als ein Ausdrucksmittel für seine Empfindungen und Gedanken selbständig gebrauchen lernen." — In dem Ausstellungssaal nahmen wohl den größten Raum die amerikanischen Schulen ein; aber die Arbeiten waren nur zum größten Teil recht mangelhafte Versuche. Eine der besten Arbeiten zeigte die von dem Professor Bouda geleitete Realschule in Cladno-Böhmen. Auch die Wiener Lehrerkurse hatten besonders in künstlerischer Hinsicht recht beachtenswerte Sachen gegeben. Zum Schlusse wurde eine „Internationale Vereinigung zur Förderung des Zeichenunterrichts" gegründet. Jährlicher Beitrag 4 Mk.
E. S.

Kritik. Es wird in unseren Tagen sehr viel kritisiert, und es scheint als ein Zeichen großen Kunstverständnisses zu gelten, wenn man an einem Werke recht viele Fehler entdeckt, um dann seinen Geist leuchten zu lassen. Der derbe Kämpfer Bogumil Goltz nennt solche kleinliche Naturen „kritische Dummköpfe" und schreibt: „Es gehört zur Freude des gebildeten Pöbels, wenn das Tier am Menschen ausfindig gemacht ist, und daß es auch am großen Denker und Dichter, am Künstler und Propheten zum Vorschein kommen darf, bildet für alle solche Seelen eine Extra-Genugtuung. Man kann den Dummkopf zehnmal beschwören: den ganzen Menschen, die ganze Leistung, die ganze Erscheinung, das ganze Buch zu würdigen und über die schwache Stelle hinwegsehen zu wollen; es hilft nichts. Es hängt an dem Fehler des großen Mannes die menschliche Legitimation des kleinen Rezensenten. Er zeigt also wie ein Irrsinniger ungerührt und unverrückt auf den Fliegenschmutz, auf den Leberfleck, auf die Warze, auf den verzeichneten Kragen, auf den blinden Knopf, wo das Licht zu schwach oder zu grell wirkt. Er wiederholt eine zweideutige Stelle, ein derbes Wort, einen schlechten Witz, eine unlogische Schlußfolge oder einen bloßen Schreibfehler; er hört und sieht nichts weiter und ist glücklich, daß er einen ihm wahlverwandten Punkt gefunden hat."
E. S.

Vom gesundheitlichen Wert des Singens. Welch einen großen Einfluß das Singen auf den gesamten menschlichen Organismus ausübt, wird noch zu wenig beachtet. Es ist eigentlich der praktischste und der wohlfeilste Sport, da er an keine äußeren Verhältnisse gebunden ist, und namentlich solchen Personen als systematische Uebung dringend anzuraten wäre, die schwache Atmungsorgane besitzen. Die Lunge ist beim Singen gezwungen, tief Atem zu schöpfen, so daß die Luft bis in die äußersten Spitzen eindringen kann. Nun würde es sich aber nicht empfehlen, möglichst zahlreichen Gesangvereinen beizutreten, um hier Lungengymnastik zu treiben, da diese Atmosphäre dem Körper nicht sehr zuträglich sein dürfte. In Gottes freier Natur sollte der Gesang von jedermann recht gepflegt werden. Da lasse man die harzige Waldluft in die äußersten Poren der Atmungsorgane dringen, das wird ihnen wohl tun. Das Singen kräftigt aber nicht nur den Kehlkopf und die Lunge, sondern es ist auch der beste Schutz gegen die gefürchtete Lungentuberkulose. Es ist von ärztlichen Autoritäten festgestellt worden, daß bei Berufssängern die Lungenschwindsucht höchst selten anzutreffen sei. Auch wird der gesamte Stoffwechsel angeregt und die Verdauung begünstigt. Das Singen übt auf die ganze Stimmung des Menschen den wohltätigsten Einfluß aus. So mancher kennt es aus Erfahrung, wie bei einem weiten anstrengenden Marsche ein Marschliedchen die Lebensgeister auffrischt und die Leistungsfähigkeit erhöht. Soll aber das Singen wirklich ein gesundheitfördernder Sport sein, so muß es auch mit systematischer Gründlichkeit und Regelmäßigkeit betrieben werden. E. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 30. München, 23. Oktober 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Dreibundfeindliches aus dem Dreibund.

Von

Dr. Friedrich Funder,

Chefredakteur der Wiener „Reichspost".

Es ist unerfreulich, in einer Zeit, wo das Friedensbündnis zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, das Fundament des späteren Dreibundes, seinen fünfundzwanzigjährigen Bestand begehen kann, einen Genossen dieses Bündnisses in zweideutigen Verhältnissen zu sehen. Dennoch darf man sich nicht verhehlen, daß trotz der Verheimlichungen und öffentlichen Ableugnungen der Diplomaten alles sogar einem schweren Zusammenstoße zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien zutreibt.

Wenn in den folgenden Zeilen dieser kritische Zustand ohne Rückhalt besprochen werden soll, so sei hierbei auf Gerüchte und die zahlreichen Sensationsmeldungen der italienischen Tagespresse, so charakteristisch dieselben für das sie gebärende Milieu sein mögen, verzichtet. Es wird sich die Darstellung nur auf unzweifelhafte Tatsachen, die dem Verfasser durch einwandfreie Zeugen verbürgt sind, berufen.

Es sind jetzt beiläufig drei Jahre, seit eine ununterbrochene Beunruhigung der südlichen Grenzen Oesterreichs andauert. Zum ersten Male wurde die allgemeine Aufmerksamkeit rege, als vor zweieinhalb Jahren im Kriegshafen von Pola ein Dynamitanschlag auf ein in Ausrüstung begriffenes Panzerschiff entdeckt wurde. Die Zündungskabel waren bereits gelegt, die Sprengstoffe verteilt. Die Entdeckung erfolgte augenscheinlich unmittelbar vor dem Attentate. Die Spuren des verbrecherischen Anschlages, der durch Arsenalarbeiter italienischer Nationalität vermittelt worden war, wiesen nach Italien. Verschiedene verdächtige Erscheinungen zwangen damals das Admiralat von Pola, durch längere Zeit hindurch an der Südspitze von Istrien die Küste durch Kanonenboote scharf bewachen zu lassen. — Im nächsten Jahre ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall auf dem Südtiroler Sperrfort Landro, welches die Straße von Misurina gegen das Pustertal bewacht. Es erschien bei dem wachhabenden Unteroffizier ein Bote, welcher sich mit Papieren vom Festungskommando auswies, daß er das Telephonbuch des Forts einzusehen habe. Begünstigt durch die Sorglosigkeit des Wachkommandanten verschwand der Bote mit dem Buche über die ganz nahe italienische Grenze, seine Papiere waren gefälscht gewesen. Im selben Sommer ereigneten sich mehrere ernste Vorfälle auch bei den Forts von Pola, u. a. der nächtliche Ueberfall auf einen Posten durch Spione, wobei der Posten verwundet wurde. Man machte auf ein verdächtiges italienisches Trabakel Jagd, welches jedoch gegen die italienische Küste entkam. Heuer im Juni zeigte sich plötzlich in dem befestigten Kanale von Fasana, der zum Kriegshafen von Pola gehört, ein einzelnes italienisches Hochseetorpedoboot, welches, von der Kanalwache angehalten, ohne die vorschriftsmäßigen Signale weiterfuhr, seine Messungen anstellte und nur deshalb nicht angeschossen wurde, weil der Posten erst telephonisch beim Hafenkommando anfragte, wie man sich gegen das italienische Schiff zu verhalten habe. Das Hafenkommando begnügte sich, eingehend nach Wien zu relationieren. Den Vorfällen von Pola — wir führen hier nur einzelne an — reihten sich in merkwürdiger Uebereinstimmung ähnliche im Festungsrayon von Cattaro an. Es verging im diesjährigen Sommer kaum eine Woche, wo nicht in der Umgebung dieses oder jenes Forts durch das Krummholz der Berglehnen eine Razzia auf italienische Spione gemacht wurde, deren Tätigkeit bemerkt worden war. Gewöhnlich war ihre Beschreibung schon vor ihrer Ankunft amtlich eingetroffen. Ihre Aufmerksamkeit galt insbesondere den Forts von Lustiza und Vermac, wo es ihnen der Gebarung nach um die Ausforschung der „toten Räume" zu tun war.

Diese Grenzverhältnisse, die selbst dann sehr viel zu denken gäben, wenn Italien nicht der verbündete Staat Oesterreich-Ungarns wäre, haben zweierlei Ursachen: erstens die überall in Italien mit allem Eifer genährte Anhoffnung auf den Erwerb der bei Oesterreich befindlichen Landesteile mit italienischer Bevölkerung, also vor allem Südtirols, Triests und Istriens, und zweitens die albanesische Frage. Es kann hier wohl eine Besprechung der Macht und Ausbreitung der Irredenta Italiens übergangen werden; das Sündenregister derselben hat in der letzten Zeit wiederholt die allgemeine politische Aufmerksamkeit erregt und ist erst kürzlich von dem Triester österreichischen Regierungsorgan in einer beinahe amtlichen Aufzählung zur allgemeinen Besichtigung tiefer gehängt worden. Leider nur

zu richtig hat kürzlich der italienische General Canzio den Irredentismus als einen „integrierenden Bestandteil der italienischen Volksseele“ bezeichnet und er fügte bemerkenswert hinzu, der Irredentismus — also diese Sucht, Oesterreich Provinzen zu entreißen — „dürfe auch niemals bis zur Vollendung der italienischen Einheit abgetan werden“.

Nicht weniger ernst ist der albanesische Interessenkonflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien. Seitdem das apenninische Königreich von seiner Afrikapolitik bei Adua so schmerzlich abgelenkt worden ist, hat man in Italien andere Ziele gesucht, die wegen ihrer räumlichen Nähe auch sonst näher gelegen erscheinen. Seit Lissa hatte man die Adria ignoriert, jetzt fand man sie wieder und bemerkte, daß man in der Mitte der Straße von Otranto am Eingang der Adria, an einem hellen Sommertage die Blicke von der italienischen bis zur albanesischen Küste spannen könne. Und da eine uralte Einwanderung hier herüber albanesische Siedler nach Italien gebracht hatte, die heute noch in Italien sitzen, berechnete man, daß Italien verwandtschaftliche Erbansprüche an dieses Bergland da drüben habe, welche es womöglich schon vor der großen Verlassenschaftsabhandlung der Türkei geltend machen müsse.

Die albanesischen Pläne der Italiener stoßen auf die Lebensinteressen Oesterreich-Ungarns. Die Monarchie wird niemals zugeben — und koste es was immer —, daß ihr die Adria von Italien an der nur dreißig Kilometer breiten Straße von Otranto abgesperrt und der freie Seeweg gegen ihr Haupthandelsgebiet, die Levante, verlegt werde. Im Besitze der Bai von Valona gegenüber von Brindisi hätte Italien die strategische Beherrschung des Adriatischen Meeres in Händen. Oesterreich-Ungarn wird dies nicht dulden können, auch wenn es niemals starke historische und handelspolitische Interessen in Albanien selbst zu vertreten gehabt hätte. Es läßt sich niemand an die Kehle gehen. Und die Adria ist die Kehle des gesamten österreichischen Seehandels und der wirtschaftlichen Beziehungen zum Oriente.

Oesterreich-Ungarns historischer Zusammenhang mit Albanien selbst ist Jahrhunderte alt. Daß die Habsburger 1718 im Passarowitzer Frieden ausdrücklich das Protektorat über die Christen Albaniens erhielten, war nur das Ergebnis der Bemühungen, welche seit dem 15. Jahrhundert die habsburgischen Fürsten mit vielen Opfern an Blut und Geld der Befreiung der Christen des nördlichen Balkan gewidmet hatten. Die Namen der ersten Kriegshelden Oesterreichs, eines Prinz Eugen, Laudon u. a., sind mit der Geschichte des nördlichen Balkans verknüpft. Handelspolitisch hat das Albanien der neueren Zeit immer zu Oesterreich gravitiert. Das ist auch heute noch der Fall, trotz der außerordentlichen Anstrengungen, welche die italienische Handelskonkurrenz seit Jahren in Albanien macht. Es mögen dies die Verkehrsziffern der drei Haupthandelshäfen Albaniens, Skutari, Durazzo und Valona, beweisen: der Import Oesterreich-Ungarns nach Skutari betrug im vergangenen Jahre 28,853 Meterzentner gegenüber 22,400 des Vorjahres, jener Italiens betrug 7175 gegen 6457 des Vorjahres. Von dem Dampferverkehr in Skutari entfielen 73,5 Prozent auf die österreichische, 26,5 Prozent auf die italienische Flagge.

Nach Durazzo importierte Oesterreich-Ungarn im Jahre 1903 18,428 Meterzentner im Werte von 1,148,000 Franken, Italien 5600 Meterzentner im Werte von 195,000 Franken. Die einzigen Artikel, die hier Italien zu importieren vermag, sind, wie der österreichische Vizekonsul von Durazzo in seinem Amtsberichte erwähnt, Kalk, Feigen, Schuhwichse, Baumwolle, Wein, einige Garne und Mehl. Das ist alles. Von den 307 Dampfern, die in diesem Jahre Durazzo anliefen, waren 197 österreichische, 101 italienische.

In dem südlichsten albanesischen Hafen Valona betrug der Import 40,189 Meterzentner im Werte von anderthalb Millionen. Die Türkei nahm daran den ersten Anteil der Menge nach, nämlich mit 25,000 Meterzentner, Oesterreich den zweiten mit 12,018 Meterzentner, Italien erschien nur mit einem Anteil von 651 Meterzentner. Dem Werte nach stand aber die Einfuhr Oesterreichs überhaupt an erster Stelle und zwar mit 687,424 Kr., dann folgte die Türkei mit 579,877 Kr., während die eingeführten Werte Italiens nur die verschwindende Ziffer von 15,747 Kr. aufstellten. Von den 345 handelstätigen Dampfern, die 1903 in der Bai von Valona erschienen, trugen 206 die Flagge des Oesterreichischen Lloyd, 77 der türkischen Gesellschaft Courdji und nur 55 waren italienischer Herkunft. Bei allen diesen Ziffern — ihre geringe Größe bedingen die albanesischen Kulturverhältnisse — kommt in Betracht, daß Italiens Küste jener von Albanien nahe gegenüber gelegen ist, während der österreichische Handel nach Valona den viel weiteren Weg von Triest und Fiume aus zurückzulegen hat.

Wenn trotzdem und obwohl Italien durch Errichtung einer italienischen Handelsschule in Skutari und zahlreicher italienischer Volksschulen in Albanien seinen Beziehungen zu diesem Lande die Wege zu ebnen sucht, die albanesischen Erfolge Italiens in geringem Anstiege begriffen sind, so liegt dies daran, weil die ganze Kulturgeschichte Albaniens und das Vertrauen der großen Bevölkerungskreise dieses Landes Oesterreich viel mehr zugewendet sind. Und selbst wenn Italien heute Albanien streitlos erwerben würde, es vermöchte seinen Flaggenstock nicht dauernd in den felsigen Grund dieses Landes einzugraben, da Italien militärisch und finanziell zu schwach ist, die kolossalen Aufgaben zu lösen, die einer wirklichen Besitzergreifung in diesem halbwilden Lande, unter dieser trotzigen, unbezwungenen Bergbevölkerung harren.

In Italien freilich will man dies nicht erkennen, und seitdem Italien aus dem Ländchen der schwarzen Berge eine Königin sich geholt hat, die einer Familie angehört, welche auf die albanesische Krone Anspruch erhebt, sind die transadriatischen Pläne in Italien gewissermaßen offiziell geworden. Allerdings in der Oeffentlichkeit wird sorgfältig die Verantwortung für die Eroberungspläne, die man heute schon überall dem italienischen Volke vorgaukelt, abgelehnt. An die Spitze der albanesischen Komitees, welche den Gedanken einer Insurrektion Albaniens volkstümlich machen sollen, wurde ein italienischer General gestellt, der zuvor in Inaktivität versetzt wurde, damit man ja amtlich korrekt verbleibe. Ebenso wie dieser Präsident ist der exaltierte General Ricciotti Garibaldi, der an der Spitze der Mailänder „Confederazione pro Italia irredenta“ und ihrer zweihundert Ortsgruppen steht, nur eine vorgeschobene Persönlichkeit.

So drängt man von oben und von unten in Italien immer mehr dem ernstesten Konflikte mit Oesterreich-Ungarn zu, einem Konflikte, dessen Näherung schwerlich auch die korrekte Haltung der jetzigen italienischen Regierung aufhalten wird. — Seitdem im Jahre 1903 der junge König Viktor Emanuel III. sich in Udine vor aller Welt als Re di Trieste, als „König von Triest“, mit Fahnen und Zurufen huldigen ließ, seitdem in Brescia das Königspaar eine irredentistische Deputation aus Triest besonders auszeichnete, seitdem bei dem letzten Kongresse der Dante Alighieri-Gesellschaft ein italienischer Unterstaatssekretär eine fulminante irredentistische Rede halten konnte — seitdem zweifelt niemand in Italien mehr, daß gegen Oesterreich alles erlaubt sei, weil es morgen oder übermorgen doch einmal gegen Oesterreich gehe.

Die Freunde des Königtums in Italien scheinen es für klug zu halten, auf solche Weise die antimilitärische Bewegung in Italien zum Stillstand zu bringen, da sie besorgen, daß mit der Militärmacht Italiens auch sein Königtum zum Sturze kommen könne. Der Ende September in Rom abgehaltene Freidenkerkongreß hat in bezug auf die Standfestigkeit des italienischen Königtums allerdings zu denken gegeben. Es steht auf einem anderen Blatt, ob es auch die Freunde des Königtums verantworten können, Italien in Verwicklungen zu drängen, deren schlechter Ausgang unfehlbar für das Savoyensche Haus zu einer Katastrophe werden würde. — —

Die zeitweiligen Ministerzusammenkünfte in Abbazia und Berlin vermögen an der bedenklichen heutigen Lage nicht viel zu ändern. Italien hat sich von Oesterreich-Ungarn und Deutschland bereits weit entfernt, die Verblendung wird von nicht ganz selbstlosen Freunden gemehrt und es wird sich schließlich nur darum handeln, ob Italien noch einmal eine Konstellation finden wird, von welcher es zu hoffen vermag, daß sie ihm eine Provinz ersiegen wird.

Ein interessanter Briefwechsel.

Der Präsident der 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg, Herr Justizrat Dr. Porsch, Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, sah sich veranlaßt, von dem Herrn Superintendenten Meyer, dem bekannten Herausgeber der „Wartburg" und Mitgliede des Hauptvorstandes des Evangelischen Bundes, wegen einer auf dem 5. bayerischen Landesfeste dieses Bundes in Kulmbach verbreiteten falschen Verdächtigung und Anschuldigung Rechenschaft zu verlangen. Die „Allgemeine Rundschau" ist in der Lage, den Briefwechsel der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das Urteil kann man getrost dem ehrlich denkenden Leser überlassen, welcher Partei und Konfession er auch angehören möge. Die Briefe lauten in wörtlicher Wiedergabe:

(Abschrift.) Breslau, den 19. September 1904.

Herrn Superintendenten Meyer, Hochwürden,

Zwickau.

Euer Hochwürden

haben nach einem Bericht der „Augsburger Abendzeitung" vom 14. September cr. über das V. Landesfest des Hauptvereins des Evangelischen Bundes für Bayern r. d. Rh. behauptet:

„Dr. Porsch, der in Köln von Liebesbeteuerungen überfloß, hat in Regensburg erklärt, man werde nicht eher ruhen, als bis alles in Deutschland von der Sakristei entschieden wird."

Euer Hochwürden ersuche ich, mir mitzuteilen, wie Sie zu dieser Behauptung, auf welche Sie eine ganze Rede aufgebaut zu haben scheinen, gekommen sind. Denn weder mir noch einem anderen Mitgliede des Regensburger Katholikentages ist es eingefallen, einen solchen Unsinn zu behaupten.

Mit Hochachtung

gez. Dr. Porsch, Justizrat.

(Abschrift.) Zwickau i. Sa., den 26. September 1904.

Herrn Justizrat Dr. Porsch

Breslau, Schweidnitzerstraße.

Sehr geehrter Herr Justizrat!

Es ist ein Irrtum, wenn Sie meinen, meine Rede in Kulmbach sei auf die Ihnen zugeschobene Aeußerung über die Regierung von der Sakristei aus aufgebaut; die Betrachtungen darüber nehmen in meinem Manuskript kaum eine halbe Seite ein: sie sind nur eine Episode.*)

Aber es ist auch ein Irrtum meinerseits, Ihnen die fragliche Auslassung beigelegt zu haben; das tut mir insofern leid, als Sie diese für Unsinn erklären. Herr Roeren aber hat eine Bemerkung fallen lassen, die in der Hauptsache eben auf das hinauskommt, was ich gesagt habe; ich habe das Referat über die Regensburger Versammlung auf meiner Reise, ich glaube in der „Täglichen Rundschau" Nr. 394 oder in den „Münchener Neuesten Nachrichten", gelesen. Der von Herrn Roeren ausgesprochene Gedanke stimmt ja übrigens zu den Bestrebungen des Papsttums, also wohl auch zu den Wünschen Ihrer Partei.

Mit Hochachtung!

Dr. Meyer.

(Abschrift.) Breslau, den 1. Oktober 1904.

Herrn Superintendenten Meyer, Hochwürden,

Zwickau.

Euer Hochwürden

bestätige ich mit Dank den Eingang Ihres Schreibens vom 26. v. M. Ich habe mir darauf den stenogr. Wortlaut der Rede des Herrn Geheimrat Roeren kommen lassen. Danach hat derselbe an der von Ihnen zweifellos gemeinten Stelle wörtlich gesagt:

„Man kann es ja den Streitern gegen den Ultramontanismus nachfühlen, wie verhaßt und wie unbequem ihnen diese einmütige zielbewußte Beteiligung unseres katholischen Volkes am öffentlichen Leben ist und wie sie nichts sehnlicher wünschen, als daß wir Katholiken uns aus der Oeffentlichkeit in die Kirche und in die Sakristei zurückziehen möchten, allein, solange über unsere wichtigsten Rechte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, auf sozialem, wirtschaftlichem und religiösem Gebiete in der Oeffentlichkeit, in den Parlamenten entschieden wird, und solange man uns nicht das Recht einräumt, daß wir selbst über diese unsere Rechte in der Kirche und in der Sakristei endgültig entscheiden sollen, solange wird man uns gnädigst gestatten müssen, daß wir eben dahin gehen, wo über diese unsere Rechte entschieden wird (lebhafter Beifall), das heißt in das öffentliche Leben, in die Parlamente, zu den Wahlen, in unsere kommunalen Vertretungskörperschaften. (Sehr gut.) Und, meine verehrten Herren, von dieser unserer Pflicht, die uns schon die Klugheit gebietet, wird uns auch das Schlagwort vom religiösen und politischen Katholizismus nicht abhalten. Unsere Kirche kennt überhaupt diese verschiedenen Arten von Katholizismus nicht, unsere Kirche kennt nur einen Katholizismus, und dieser Katholizismus besteht darin, daß wir alle Pflichten, die uns die Zugehörigkeit zur Kirche auferlegt, gewissenhaft erfüllen (Beifall); sowohl die Pflichten, die auf rein religiösem Gebiet, wie aber auch diejenigen Pflichten, die wir als Glieder der menschlichen Gesellschaft innerhalb der menschlichen Gesellschaft haben."

Das ist etwas absolut Anderes, als was Sie zu Kulmbach in dem Satze ausgedrückt haben:

„Dr. Porsch, der in Köln von Liebesbeteuerungen überfloß, hat in Regensburg erklärt, man werde nicht eher ruhen, als bis alles in Deutschland von der Sakristei entschieden wird."

Ich darf nun wohl erwarten, daß Sie diese Ihre unrichtige Behauptung öffentlich richtig stellen werden.

Hochachtungsvoll ergebenst

(gez.) Porsch, Justizrat.

(Abschrift.) Zwickau i. Sa., den 10. Oktober 1904.

Herrn Justizrat Dr. Porsch,

Breslau.

Sehr geehrter Herr Justizrat!

Ich danke Ihnen, daß Sie mir die stenographische Niederschrift von der Stelle aus der Rede des Geheimrat Roeren zugänglich gemacht haben, auf den sich meine Bemerkung in der Kulmbacher Rede bezieht. Bis jetzt kann ich nicht finden, daß der Referent der „Tägl. Rundschau" über den Regensburger Katholikentag die Auslassung von G. R. Roeren falsch aufgefaßt hat. Demnach kann ich auch meine auf diesen Bericht gestützte Bemerkung nicht für irrig ansehen. Ich werde in der nächsten Zeit diese meine Auffassung in einem Artikel in der „Wartburg" darlegen; selbstverständlich werde ich dabei erklären, daß ich irrtümlicherweise Sie als Autor des streitigen Gedankens bezeichnet habe.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. Meyer.

Jeder Kommentar würde die Wirkung der Meyerschen Logik abschwächen. Meyer arbeitet nach dem Schema eines Berühmteren: Stat pro ratione voluntas!

*) Im Referate der „Augsburger Abendzeitung" 35 von 72 Zeilen. Die Red.

Randglossen zum Streit um Lippe.

Von

Bruno Saldeck.

Unergründlich erscheint mir das Verhalten der liberalen Presse in der Lippeangelegenheit.

Zwei Dinge gelten mir als evident: 1. daß die Herren Redakteure noch nie in den Gothaer Kalender ohne Entsetzen geblickt haben und 2. daß die liberalen Blätter augenblicklich ganz gegen ihr innerstes Gefühl schreiben.

Man sagt, daß Fürsten über den Parteien stehen sollten. Der Großherzog von Baden wurde aber doch von den Herren stets als nationalliberal erklärt, und wagte er es, einmal etwas mehr nach rechts zu blicken, so pöbelte man ihn allsogleich an. Sehr viel versprach man sich vom Kaiser Friedrich.

Als Kronprinz erhielt er schon den liberalen Stempel und die Verherrlichung seiner Popularität schweifte ins Grenzenlose. Eingeweihte mögen behaupten, daß der Dank für alle die Liebe möglicherweise etwas herrisch ausgefallen wäre, aber wenn Liberale einen Fürsten für sich reklamieren, dann werden die Eingeweihten als Verleumder erklärt.

Ein bemitleidenswertes Schicksal entführte die Hoffnung der Liberalen ins Reich der Schatten und nun, erkläret mir, Graf Oerindur? — — —

Ja — nationalliberal ist das freilich nicht! Fürsten, die von ihrer Sendung, von ihrem Gottesgnadentum überzeugt sind, werden sich doch nie in die Fesseln einer Partei legen lassen! Man stelle sich z. B. Ludwig II. im intimen Gespräche mit Herrn Dr. Casselmann vor!

Ebensowenig dürfte Wilhelm II. dazu veranlagt sein, intime Konversation mit Menschen zu pflegen, die gerne ihre Ansichten hören lassen. Das besorgt der Kaiser ganz allein und, weil es nie

so recht nationalliberal ausfallen will, häuft sich der seit Bismarcks Verabschiedung im verborgensten Herzenswinkel angesammelte Stoff.

Wir begrüßen so manchen Ausspruch des genial veranlagten, impulsiven Kaisers, aber es schmerzt uns tief, wenn Worte fallen, denen man von seinem Standpunkte aus nicht zustimmen kann.

Daß der streng religiöse, preußisch-konservative Inhalt vieler Reden den nationalliberalen Herren schwer im Magen liegt, erscheint uns — infolge unseres Gerechtigkeitsprinzipes — erklärlich, wir fürchten aber, daß die Herren sich mit uns weniger freuen, wenn von einem „Vater unser" und ähnlichem gesprochen wird.

Nur immer gerecht und konsequent! Der Streit um den Adel der Modeste von Unruh und um die Ebenbürtigkeit der verschiedenen Agnaten ist sicher viel lächerlicher als die stereotyp in liberalen Blättern gezüchtete Karikatur des „Serenissimus". Seit Jahren erfreuen sich die kleineren Fürsten des bubenhaften Spottes, mit dem sie von Leuten beworfen werden, die noch nie einen Einblick in den letzten Spucknapf solcher Residenzen erlangt haben.

Aber nicht allein Ladenjünglinge jauchzen dergleichen zu, es sind die sogenannten Gebildeten vieler Großstädte, die aus geographischer, historischer, kunstgeschichtlicher Inferiorität die blöden Witze nachlallen.

O, Ironie des Schicksals, daß mit einem Schlage der Kleinste der Kleinen seine Souveränität durch jene beschützt sehen soll, die ihn gestern noch als „Serenissimus" in den Topf des evangelischen Kaiserreiches — — und viel lieber noch in den einer freiwissenschaftlichen deutschen Republik wünschten!

Wir hatten es in Deutschland wahrlich nicht nötig, auf den Fall Lippe zu warten. Das Verhalten besagter Herren in der Thronfolgefrage von Württemberg, von Braunschweig usw. spricht doch Bände!*) Ist es nun plötzlich lediglich Liebe zum Regenten in Detmold, oder hat man auf eine Affäre gewartet, in der man die längst geballte Faust aus der Tasche ziehen kann?

Zur Zeit Kaiser Wilhelms I. hielt man in Berlin peinlich daran fest, das Gefühl der nun verbündeten deutschen Fürsten weder durch Popularitätshaschereien noch durch ein Uebermaß von Entgegenkommen auf nicht eigenem Boden zu schonen. Allerdings äußerte sich an einigen deutschen Höfen ein Etwas, das mit Freundschaft nicht sehr verglichen werden kann.

Aeltere Berliner erinnern sich vielleicht, daß Kaiser Friedrich mit den taktvollen Ansichten des pflichtgetreuen, edlen Vaters in solchen nebensächlichen Dingen nicht immer übereinstimmte.

Wer aber hetzte wie wahnsinnig, wenn ein Tüpfelchen von dergleichen in die Oeffentlichkeit drang?

Der verstorbene Großherzog von Strelitz, König Karl von Württemberg, Herzog Wilhelm von Braunschweig und viele andere Fürsten des Deutschen Reiches, die doch auch ihren Untertanen zur Liebe ihre Selbstherrlichkeit im Jahre 1871 geopfert hatten, wurden verhöhnt und beschimpft, weil sie auf die wenigen, ihnen zugesagten Sonderrechte pochten.

Die Machthaber in Berlin wurden direkt aufgefordert, mit den kleineren kurzen Prozeß zu machen.

Da sprach der Kaiser einmal das herrliche Wort: Recht muß doch Recht bleiben!

Ist es aber nicht auch edel, daß der Herzog von Cumberland — insolange seine greise Mutter lebt — nicht mit sich verhandeln läßt? In was bestehen eigentlich die Feindestaten des ehemaligen Kronprinzen von Hannover?

Trotzdem stürzen sich die liberalen Herren, die augenblicklich für Detmold ihre Lanzen einlegen, fast täglich wie die Wölfe über den Cumberländer!

Augenblicklich bekümmert sich kein Liberaler mehr um den jungen Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Welches Jammergeschrei ertönte aber, als der Hof in London, der an keine Ebenbürtigkeit glaubt, das Thrönlein des dereinstigen Schützenkaisers vergab! Ah, viel Geschrei und wenig Wolle!

Gott gebe aber — das ist unser innerster Wunsch, daß in bezug auf den Erbfolgestreit Lippe die „inter pares" ein wenig erwachen und gegenüber dem „primus" ihr Recht wahren! Es ist eine alte Wissenschaft, daß die Genialsten sich hinreißen lassen, und das um so mehr, wenn sie es mit Solchen zu tun haben, die ihnen nicht gewachsen sind.

Wir Deutsche sind das einzige Volk, das noch an Ideale glaubt, aber — leider Gottes — muß der Großteil Deutscher immer noch zur Logik — zur Konsequenz — zur Gerechtigkeit erzogen werden!

Der internationale Kongreß gegen die unsittliche Literatur.

Von

Dr. Alexander Frey.

Der Kölner Kongreß gegen die unsittliche Literatur hat — das können wir zu unserer Befriedigung sagen — den Stein, den der Lex Heinze-Rummel seinerzeit im Laufe aufgehalten, derartig wieder ins Rollen gebracht, daß alle Aussicht vorhanden erscheint, daß die bisherigen Hemmnisse einer schärferen Anziehung des Strafrechts gegen die hier in Frage stehende Gefährdung unseres Volkslebens nun endlich weichen werden (nach dem Vorgange verschiedener anderer Länder, auch Frankreichs!). Hat doch selbst die „Köln. Zeitung", trotz ihrer Beharrung bei der Forderung der Freiheit für „künstlerische" Betätigung, keinen Anstand genommen, einer entsprechenden Verschärfung des § 184 (durch Ersatz des „unzüchtig" durch „unanständig" oder „gegen die guten Sitten") beizustimmen. Dem „Unfuge an Schaufenstern" meint sie, sei schon jetzt im Verordnungswege (also durch die Polizei) beizukommen. Uebrigens will sie doch nicht, daß Ausschreitungen „künstlerischer" Erzeugnisse unter allen Umständen straflos bleiben sollen; solchen

---

*) Der Tod des Königs Georg von Sachsen gibt gewissen liberalen Zeitungen Gelegenheit, ihren fadenscheinigen Respekt vor dem legitimen Gottesgnadentum in grotesker Parade aufmarschieren zu lassen. Hier nur ein Beispiel: Das tonangebende liberale Organ in Süddeutschland, das sich gegen den großherzoglichen Hof von Baden, gegen den früheren König von Württemberg, ja selbst gegen den greisen Prinzregenten von Bayern — von „frommen" bayerischen Prinzessinnen ganz abgesehen — schon die ärgsten Sottisen herausnahm und gegen die etwaige Sukzession einer katholischen Linie in Württemberg bereits mit dem furor protestanticus drohte, widmet dem toten König von Sachsen, dem Helden von St. Privat, Nouart, Beaumont, Sedan und Villiers, dem leiblichen Vetter des Prinzregenten von Bayern, folgenden Abschiedsgruß („M. N. N." Nr. 485): „.... Der Thronbesteigung König Georgs wurde im Sachsenlande zum Teil mit gemischten Gefühlen entgegengesehen, da der König und seine Familie im Rufe einer stark übertriebenen Frömmigkeit standen, welche die Gemahlin, Infantin Maria von Portugal (gestorben 1884), begründet und wachgehalten hatte. Auch nach ihrem Tode saß der extreme, von politischen (?) Spekulationen erfüllte Klerikalismus fest in der Familie des Königs. Ein bayerisches ultramontanes Blatt hat dieser Tage hervorgehoben, wie der König und seine Söhne in Uniform unter allem Volke vor den Beichtstühlen warteten in den Kirchen, bis an sie die Reihe kam, und nicht duldeten, daß ihnen jemand den Vortritt ließ. Aus der Ehe des Königs sind fünf Kinder entsprossen, die Prinzessin Mathilde, geboren 1863, die der Kronprinzessin den ihr gebührenden Rang am Hofe streitig machte (?), ... und der oft genannte Prinz Max, Dr. jur. et theol., geboren 1870, Priester seit 1896, Professor für kanonisches Recht und Liturgie an der sogenannten (!!) Universität zu Freiburg in der Schweiz, der einst am Priesterseminar in Eichstätt auf seinen heutigen Beruf vorbereitet wurde und als ultramontaner Stadtmissionar in Nürnberg in besonderem Andenken steht ...." So sehr das liberale Blatt Anstoß daran nimmt, daß die katholischen Wettiner in der Kirche keinen Rangunterschied kennen und sich unter das Volk mischen, ebenso schmunzelnd berichtet es, daß der heutige König Friedrich August, als er im Juli 1902 als Kronprinz in feierlicher Mission am Münchener Hofe die Thronbesteigung seines Vaters notifizierte, auf dem Bierkeller sich unter das Volk mischte: „Der damalige Kronprinz scheute sich nicht, in Begleitung seiner Hofherren und des Ehrendienstes mit Fiakern direkt nach der Galatafel in der Residenz auf den Franziskanerkeller zu fahren und daselbst unerkannt in Zivil den Abend zu verbringen, so zufrieden und so vergnügt wie alle anderen Kellergäste." Dann aber hebt die Hetze gegen den „frommen" Prinzen und nunmehrigen König wieder an: „Daß der in der morosen, klerikalen Luft des väterlichen Hofes großgezogene Prinz mit seiner lebenslustigen Gemahlin nicht harmonierte, ist inzwischen aller Welt bekannt geworden. Nach den Geboten der katholischen Kirche kann König Friedrich August dem Sachsenlande keine neue Königin geben, von dessen Volk nur 140,000 etwa seinen Glauben teilen, während 4,200,000 Einwohner des Königreichs dem evangelischen Bekenntnis anhängen. Es wird viel Klugheit, Selbstverleugnung und des Rates weiser und erprobter Männer bedürfen, daß diese unter dem König Albert so gut wie unerkennbare Verschiedenheit der Konfessionen zwischen König und Volk nicht zu einer Quelle ständiger politischer Trübungen werde." Am Schlusse wird es, als „im ernstesten Interesse unseres Nationalstaates" bezeichnet, „daß die Verhältnisse in Sachsen eine gedeihliche Entwickelung zum konfessionellen Frieden .... erfahren". Hier sieht man die Kampfesweise der liberalen Presse in ihrer ganzen Nacktheit: Erst stachelt man das evangelische Volk gegen ein katholisches Herrscherhaus auf und wehrt demselben, „nach seiner Fasson selig zu werden", und dann schlägt man die Augen gen Himmel und bangt um den „konfessionellen Frieden".



gegenüber erachtet sie aber den bisherigen § 184 für völlig ausreichend, nachdem sie kurz zuvor „unmoralischen Geist“ in „künstlerischen“ Erzeugnissen der Ueberwindung durch die „Gesellschaft selbst“ und die innere Kraft des künstlerischen Strebens überlassen hatte. „Unmoralischer Geist“ und „wirkliche Unsittlichkeit“ sind ihr wesentlich verschieden. Aber wo soll da eine greifbare Grenze zu finden sein?

Die „Münch. Neuesten Nachrichten“ schul- und hofmeistern den Kongreß in ihrer sattsam bekannten „Jugend“-Weise als eine Vereinigung engherziger und im Vorurteil befangener protestantischer und katholischer Zeloten. (Roeren, der Lex Heinze-Mann, soll es „schlauerweise“ diesmal verstanden haben, protestantischen Vorspann zu gewinnen — umgekehrt dürfte eher das Richtige treffen!) Ihrer Weisheit Kern ist: es geht ohne Polizei und Gericht, oder vielmehr (!): die bestehenden Bestimmungen reichen aus. Freiheit und Bildung sind ihre Panacee und doch „mag mit Hilfe der Polizei mehr als bisher gesorgt werden, daß nicht allerhand Schmutz und zum Teil pathologische Schandliteratur sich hervordrängt, dem Nichtwollenden vor Augen gebracht wird, die Kinder vorzeitig verdirbt mit lüsterner Ware“.

Die mit den „Münch. Neuesten Nachrichten“ unter dem gleichen Dache erscheinende „Jugend“ kündigt für den 31. Oktober eine Sondernummer „Sittlichkeit“ zur Verhöhnung der Kölner Sittlichkeitskongresse an. Die vorliegende Nr. 42 gibt bereits einen widerlichen — um kein bezeichnenderes Wort zu gebrauchen — Vorgeschmack von der giftigen Jauche, welche gegen die Ehrenmänner verspritzt werden soll, die in Köln für die höchsten Interessen der geistigen und leiblichen Volkswohlfahrt eintraten. Ueber das Vorgehen der „Jugend“ kann man sich nicht wundern. Sie und ihre geistigen Urheber sind sich konsequent geblieben; sie waren ja auch die Führer im Lex Heinze-Rummel. Wundern könnte man sich höchstens darüber, daß die andersgesinnten Kreise in München dem unabsehbaren Aergernis tatenlos gegenüberstehen und noch kein Versuch gemacht worden ist, dem Beispiel der Kölner folgend, mit den Waffen des Koalitionsrechtes diesen Auswüchsen der Preßfreiheit entgegenzutreten.

Erfreulich waren die Bekundungen der Vertreter kirchlicher und weltlicher Behörden, daß die Bekämpfung unsittlicher Literatur alle Aufmerksamkeit verdiene. Die Mitteilung des Kölner Ersten Staatsanwalts, wie durch unlängst erfolgte Einrichtung von drei preußischen staatsanwaltlichen Zentralstellen die aus dem Auslande eingehenden verdächtigen Erzeugnisse einer erfolgreichen strafrechtlichen Behandlung unterzogen würden, hatte einem Teilnehmer der Versammlung Veranlassung gegeben, auch für die im deutschen Buchhandel hervortretenden Anstößigkeiten nach Art des Reichsgesundheitsamtes eine Zentralüberwachungsstelle in Leipzig zu begründen, um dadurch ein einheitliches und beschleunigteres Vorgehen zu erwirken. Wenn die „Köln. Zeitung“ im Gegensatze zu dem Beifall aus der Versammlung diese Idee unter Anspielung auf Rußland und Index ins Lächerliche ziehen und als „Uebergriff“ charakterisieren zu sollen geglaubt hat, so kann dieses nur ihre Auffassungsfähigkeit charakterisieren, anderseits aber das preußische Justizministerium hinsichtlich dessen gleichartigen Vorgehens dem Auslande gegenüber treffen. Und ist es nicht an sich schon Aufgabe von Polizei und Staatsanwaltschaft, unsittliche Literatur aufs Korn zu nehmen? Und bezielt die „Köln. Zeitung“ nicht selbst mit Obigem das gleiche?

Daß das Präsidium des Kongresses sich mit so großer Entschiedenheit für den Ausschluß der Sozialdemokratie von demselben aufgeworfen hat, glauben auch wir im Einklange mit der „Köln. Volkszeitung“ nicht billigen zu können. Nachdem dieser Ausschluß schon von vornherein in der Einladung zu dem Kongresse ausgesprochen war und das Präsidium unter Stellung der „Kabinettsfrage“ bei demselben beharrte, ist es ja begreiflich, daß die große Mehrheit der Versammlung sich auf dessen Seite stellte. Materiell trat man aber sogleich dadurch mit sich in Widerspruch, daß von verschiedenen Rednern der Mehrheit, insbesondere dem deutschen Berichterstatter Lic. Bohn, hinsichtlich der Beteiligung an den Kongreßbestrebungen die größte Weitherzigkeit gewünscht wurde. Warum da nur die Sozialdemokratie ausschließen? Selbstverständlich könnten Sozialdemokraten ja nur als Freunde der Bestrebungen erscheinen. Hat man doch auch im Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols die Mitwirkung der Sozialdemokraten nicht verbeten! Und wie ein geflissentliches Fernbleiben die Sozialdemokratie weiter charakterisieren würde, so würde eine entsprechende Mitwirkung derselben den Bestrebungen des Kongresses erst den weitesten Boden gewinnen. Und wie viel von denselben könnte durch eine widerstrebende Sozialdemokratie zu nichte gemacht werden! Es dürfte daher Anlaß gegeben sein, bei weiterem Vorgehen eine andere Taktik zu befolgen, schon um die Sozialdemokratie zu veranlassen, auch hier Farbe zu bekennen. Hat übrigens der „Vorwärts“ doch bereits geäußert, „niemand, am allerwenigsten die Sozialdemokratie, habe etwas gegen die Unterdrückung der auf bloße Erregung geschlechtlicher Triebe, namentlich auf Korruption der Jugend gerichteten Machwerke in Wort und Bild“. Die sozialdemokratische „Münchener Post“ übergießt den Kongreß mit Spott. Von einer Aenderung des Strafgesetzes will sie nichts wissen; den Grund des Uebels erblickt sie wesentlich in der sozialen Not, im Hinblick auf die kürzlich verurteilte Hamburger Engelmacherin und die in deren Hintergrunde stehenden „Edeldenkenden“ gewisser Anzeigen der bürgerlichen Presse.

Von besonderem Interesse war die Mitteilung, daß das Reichsgericht sich vor kurzem hinsichtlich des „unzüchtig“ auf einen weniger engen Standpunkt gestellt habe. So ist die Verbreitung sogen. Aktstudien an Leute aus dem Volke und die Darstellung eines halbentkleideten Frauenzimmers auf der Vorderseite eines inhaltlich nicht unzüchtigen Buches strafwürdig befunden (auf das Gefühl der Allgemeinheit komme es an; die Empfindung des Volkes solle geschützt werden).

Wenn mehrfach betont wurde, daß es sich wesentlich um den Schutz der Jugend handle, während die „Reifen“ sich selbst zu schützen wissen sollten und man „alte Sünder“ füglich ihrem Schicksale zu überlassen habe, so möchten wir diesen Standpunkt doch nicht teilen. Denn auch dem „Reifen“ können Versuchungen auf diesem Gebiete, wie wohl auf keinem anderen, noch schaden und nicht jeder Reife ist kundig und stark genug, sich den an ihn herantretenden unsittlichen literarischen Verfänglichkeiten zu entziehen. Sind daher in der kath. Kirche doch selbst denen, welchen bischöfliche Erlaubnis zum Lesen verbotener Bücher erteilt ist, solche Bücher versagt, welche geflissentlich Obszönes behandeln.

Daß Polizei und Gericht allein nicht durchgreifend zu wirken in der Lage sind, vielmehr das Volksbewußtsein sich entsprechend betätigen muß, ist auch auf dem Kongresse natürlich nicht außer Betracht geblieben. Namentlich der in Text, Bild und Anzeigenanhang zweideutigen Witzpresse sollte auch in unseren Kreisen noch entschiedener begegnet werden. Muß es derselben nicht als Reklame dienen, wenn aus ihr die neuesten Witze unter Quellenangabe (in Rücksicht auf das Nachdrucksverbot) wiedergegeben werden? und wenn sie in Gasthäusern und Friseurstuben, und gar ausschließlich, geduldet werden, in denen nicht wenige Katholiken verkehren? — Auch für uns empfiehlt sich der Beitritt zu dem von dem bekannten freisinnigen Schriftsteller O. v. Leixner, Groß-Lichterfelde b. Berlin, unlängst begründeten Volksbunde gegen die unsittliche Literatur.

Was schließlich ein praktisches Hauptergebnis des Kongresses anbetrifft, die Wahl einer Kommission behufs Anbahnung einer entsprechenden Verschärfung der Gesetzgebung unter Hinzuziehung von Künstlern und Schriftstellern, so hat diese letztere der in der Versammlung kund gegebenen Anschauung Ausdruck geben sollen, daß man die Künstler und Schriftsteller auf diesem ihrem Gebiete mitwirken, aber nicht allein entscheiden lassen dürfe. Dieses unseres Erachtens mit vollem Recht, da nach der Natur der Sache und nach manchen Wahrnehmungen der Neuzeit die beteiligten Kreise, zumal wenn sie von der „naturalistischen“ Richtung mehr oder weniger beeinflußt sind, leicht über die Anforderungen der Sittlichkeit und das Volksbewußtsein hinaus geneigt sein werden, der „Freiheit“ das Wort zu reden. Wie wir es daher auch nicht zugeben dürfen, daß für die strafrechtliche Verfolgung dichterischer und künstlerischer Erzeugnisse lediglich Schriftsteller bzw. Künstler zu entscheiden haben. Bei dem Bildungsstande unserer Richter und ihrer Fühlung mit allen Kreisen wird man diesen auch für die Folge die Entscheidung zu überlassen haben, wobei es ihnen ja unbenommen ist, sachverständige Berater hier ebenso zuzuziehen wie auf anderen Gebieten, wo besondere Sachkunde angebracht ist. Eine „Kammer“ aus Vertretern von Kunst und Literatur, Geistlichkeit und Lehrstand, unter Vorsitz eines Juristen (Vorschlag im neuen Nationalen Volksblatte „Das Reich“), dürfte nur dann zu billigen sein, wenn eine zur Verurteilung genügende Mehrheit auch ohne Zustimmung der literarischen Mitglieder zugelassen würde.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Thronwechsel in Sachsen.

Die Könige haben oft mehr zu dulden, als zu herrschen. Ein Dulderkönig war auch Georg von Sachsen, der am 15. ds. Mts. verschieden ist. Nur zwei Jahre und drei Monate hat er als Nachfolger seines kinderlosen Bruders Albert die Krone getragen. Trotz seiner siebzig Jahre hätte der Verewigte bei der reichen Einsicht und ruhigen Tatkraft, die er als Prinz sowohl im militärischen als im politischen Getriebe bewährt hatte, als Herrscher auch in dieser knappen Zeit gewiß Bedeutendes geleistet, wenn nur nicht die außerordentlich schwierigen Verhältnisse im Lande und der schwere Schicksalsschlag am Hofe seine Hand gelähmt hätten. Im Königreich Sachsen gedeihen leider am üppigsten in ganz Deutschland die Reinkulturen von beiden Sorten der Bazillen des Unfriedens: der sozialdemokratische Wahnglaube und der protestantische Aberglaube schaffen dort eine unselige Verwirrung. Das Wort „Aberglaube" ist gerade das richtige, um die sächsische Eigenart der konfessionellen Engherzigkeit und Gehässigkeit zu kennzeichnen. Märchen, die selbst in Hinterpommern Kopfschütteln erregen, finden im sächsischen Volk noch massenhaft Gläubige, wie z. B. die alte Fabel, daß die Jesuiten die Fruchtbarkeit des Königshauses regeln, um einer geheimnisvoll stipulierten Eventualität des Rücktritts des Hauses zum Protestantismus vorzubeugen, und die nicht minder unsinnige Fabel, daß die Jesuiten den famosen Giron zur Verführung der ihnen gefährlichen Kronprinzessin entsandt hätten. Die protestantischen Pastoren Sachsens haben keine Zeit, gegen den sozialdemokratischen Unglauben zu kämpfen, und sie sind erst recht nicht geneigt, dem antikatholischen Aberglauben entgegenzutreten. Im Gegenteil treiben sie die Hetze gegen die ganz schwache katholische Minderheit und gegen die persönlich katholische Königsfamilie mit einer Kraft und Zähigkeit, die sogar über das Durchschnittsmaß des Evangelischen Bundes hinausgeht. Der jetzt verstorbene König hatte als Heerführer im Kriege von 1870/71, als langjähriger Chef der sächsischen Armee, als Mitarbeiter an den Staatsgeschäften seine Tüchtigkeit glänzend vor aller Welt bewiesen, aber die Tatsache, daß er ein treues Mitglied seiner Kirche war und sein nachgeborener Sohn von dem allgemeinen Menschenrechte der Berufswahl zugunsten des geistlichen Standes Gebrauch gemacht hatte — das genügte, um beim Tode des Königs Albert in Sachsen die Zumutung auftauchen zu lassen, Prinz Georg solle auf den Thron verzichten. In welcher Weise ein Teil der sächsischen Presse und des sächsischen Volkes bei der traurigen Familienkatastrophe für die flüchtige Ehebrecherin und gegen den guten König Partei genommen, ist ja noch in frischer Erinnerung. Wir können feststellen, daß solche abscheulichen Früchte' der konfessionellen Verblendung, wie sie im „hellen" Sachsen gereift sind, noch in keinem katholischen Lande zutage kommen konnten. Zweifellos hat die „Eheirrung" und ihr beklagenswertes Zubehör die Gesundheit des Königs erschüttert und sein Ableben beschleunigt. Durch die bezeichneten Wirren sind auch die Reformbestrebungen des Königs gelähmt worden. Der Versuch seiner Regierung, die von blindeifrigen Scharfmachern vor zehn Jahren durchgeführte Verschlechterung des Landtagswahlrechts wieder einzurenken, blieb im Sande der Parteien-Selbstsucht stecken.

König Friedrich August III. ist zu einer außerordentlich schweren Aufgabe berufen. Sein Haus entbehrt der Königin und der Mutter. Aber das Unheil, das die Leidenschaft einer Hysterischen über die Dynastie gebracht, wäre noch schlimmer geworden, wenn Prinz Friedrich August vor der Katastrophe König geworden wäre. Der Thron der Königin bleibt leer, aber glücklicherweise ist er rein geblieben; dem in der Vollkraft der Jahre stehenden König darf man wohl zutrauen, daß er sich weder durch die soziale, noch durch die konfessionelle Hetze einschüchtern, sondern mit Kraft und Ausdauer die in Sachsen besonders notwendige Reformarbeit in Angriff nimmt.

Die Lippische Frage.

Der Reichskanzler hat eingegriffen mit einem Schreiben an einen lippischen Landtagsabgeordneten, das eine „authentische Interpretation" des Kaisertelegramms gab, und zwar ganz in dem Sinne, den wir in der vorigen Rundschau erwähnt hatten. Das Telegramm soll nichts anderes enthalten als die Ankündigung und Begründung der Verschiebung des Truppeneides, keine Eingriffe in die staatsrechtlichen Verhältnisse. Die tatsächliche Regentschaft des Grafen Leopold wird nicht beanstandet; die ganze Frage soll nur auf dem Rechtsboden durch den Bundesrat bzw. das von ihm zu bezeichnende Gericht ausgetragen werden. Man kann nur sagen: Schade, daß nicht die authentische Interpretation eher zutage gekommen ist als das Telegramm!

Die Erklärung des Reichskanzlers hat augenscheinlich auch in Lippe-Detmold beschwichtigend gewirkt. Der kräftig vorgehenden Regierung des Grafen Ernst Leopold erwuchs eine kleine parlamentarische Niederlage. Sie wollte das Regentschaftsgesetz von 1898 dahin erweitern, daß Graf Leopold auch im Falle des Todes des geisteskranken Fürsten Alexander die Regentschaft bis zur endgültigen Erledigung des Thronstreites weiter zu führen habe. Die Landtagskommission schlug dagegen vor, unter gewissen Umständen dem Landtage das im Gesetz von 1895 vorgesehene Recht der Wahl des Regenten zu sichern. Die Regierung lehnte jede Aenderung ab, forderte ein klares Ja oder Nein über ihren Vorschlag und erhielt 10 Ja gegen 7 Nein. Da der Entwurf eine Zweidrittelmehrheit nötig hatte, war er trotz der einfachen Mehrheit gefallen. Der streitbare Minister Gevekot sah in Anbetracht des baldigen Ablaufs der Wahlperiode von einer Auflösung ab, doch machte er zur Einleitung der Wahlagitation eine Enthüllung, die den Schaumburgern und ihren Anwälten schwer auf die Nerven fallen muß. Im Jahre 1886 haben die Schaumburger mit dem damals regierenden Fürsten Woldemar zur Lippe einen Geheimvertrag geschlossen, wonach durch ein Landesgesetz von Lippe-Detmold der Thron dem Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe (dem späteren Schwager des Kaisers und zeitweiligen Regenten) übertragen werden solle. Das vorgesehene Gesetz ist nicht zustande gekommen, sondern nur ein geheimer Erlaß des Fürsten Woldemar wegen der Regentschaft des Prinzen Adolf. Die Enthüllung stellt aber die Schaumburger arg bloß, weil sie jetzt mit Emphase die Ansicht vertreten, daß ein Landesgesetz das Agnatenrecht durchaus nicht brechen dürfe und könne, nicht einmal im Punkte der Regentschaft, während sie damals skrupellos mittels eines Landesgesetzes die Rechte der Biesterfelder und Weißenfelder Agnaten beseitigen wollten. Man muß gestehen, daß die Biesterfelder im Lichte dieser Enthüllung doch als die „besseren Menschen" dastehen; sie sind vom Wege des Rechts nicht abgewichen. — Im übrigen möchten wir dringend wünschen, daß in Deutschland das Arbeiten mit „Geheimverträgen" ganz aus der Mode käme. Auch das heimlich Gesponnene kommt doch mal ans Licht der Sonne und meistens kann das Erzeugnis der Dunkelheit dieses Licht schlecht vertragen. Auch mit den hochpolitischen Geheimverträgen ist nicht viel zu machen, wie an dem berühmten Rückversicherungsvertrag Bismarcks mit Rußland sich gezeigt hat.

Die preußische Schulfrage.

Unsere nationalliberale Partei setzt ihr Geduldspiel „Tag für Tag" fort. Schon wieder eine Tagung in Sachen der Schulfrage. Diesmal kam sie uns in Bochum westfälisch, und da hat die Fraktion mit Hochdruck und Diplomatie es dahin gebracht, daß sie nach einer „hinreißenden" Rede Hackenbergs eine Resolution zugunsten ihrer Kompromißpolitik erhielt. Also steht Bochum gegen Köln und Leipzig. Ja, in Bochum scheint sogar die feierliche Erklärung des Zentralvorstandes der nationalliberalen Partei korrigiert worden zu sein. Zwischen Schein und Wirklichkeit muß man aber besonders scharf zu unterscheiden suchen, wenn es sich um nationalliberale Phänomene handelt. In Bochum hat man das Schulkompromiß freilich anerkannt, aber nur als „geeignete Grundlage", auf dem die nationalliberale Fraktion mit aller Kraft und Energie für die freiheitliche Ausgestaltung des Schulunterhaltungsgesetzes Sorge tragen und besonders der Simultanschule Luft und Licht verschaffen soll. Die Gegensätze der Partei sind also mehr taktischer als prinzipieller Natur. In Bochum überwog ebenso wie in der Fraktion selbst die Ansicht, daß man mehr für die liberalen Schulideale herausschlagen könne, wenn man äußerlich am Kompromiß festhalte, als wenn man den Konservativen gleich reinen Wein einschenke. Die Angst, daß die Konservativen mit dem Zentrum sich verbinden könnten, bildet die treibende Kraft für die nationalliberale Diplomatie. Möge die konservative Politik nur dafür sorgen, daß sie bei der bevorstehenden Beratung des Gesetzentwurfes, wo erst die nationalliberalen Hintergedanken sich recht geltend machen werden, das unentbehrliche Erziehungsmittel der Zentrumsangst noch in der freien Hand habe.

Die russische Offensive.

Bislang ließ Kuropatkin das Verderben über sich kommen; jetzt ist er hineingerannt. Das Unglaubliche wurde getan: eine Armee, die soeben aus stark befestigten Stellungen hatte fliehen müssen, ließ man nach notdürftiger Wiederherstellung der Ordnung Kehrt machen und den durch die bombastische Proklamation unterrichteten Sieger angreifen! Von der zusammengepferchten Defensive

ging man sofort zum anderen Extrem, der riesig weit ausgreifenden Offensive über. Was nach Ankunft der zweiten Gripenbergschen Armee vernünftig gewesen wäre, war bei den an Zahl und Selbstbewußtsein schwachen Truppen ein toller Streich. Die prächtige Proklamation konnte kein Wunder wirken. Kuropatkin erlitt eine Niederlage, die noch weitaus schwerer ist als die von Liaojang. An die Entsetzung Port Arthurs kann jetzt nicht einmal in den kühnsten Träumen noch gedacht werden. Man darf gespannt sein, wie weit die baltische Flotte, die wirklich bei Bornholm gesehen sein soll, jetzt noch kommen wird. Das Vorgehen Kuropatkins ist einfach nicht zu begreifen. Man kann nur annehmen, daß der Feldherr, der sonst so oft Besonnenheit bewiesen hat, zu dem unsinnigen Vorstoß vom Petersburger Kriegsrat und dessen gleichwertigem Vertrauensmann Alexejew gezwungen worden ist. Da hätten wir eine zweite, riesig vermehrte Auflage der Torheit, die in der Entsendung des Stackelbergischen Korps begangen war und bei Wafangou ihre Strafe gefunden hatte. Man hatte mehrfach befürchtet, daß die Japaner zu ihrem Schaden von Port Arthur hypnotisiert seien; jetzt scheint es, daß die Russen durch den blinden Eifer, Port Arthur zu retten, sich mit offenen Augen in den Sumpf locken lassen. Fehler werden in allen Kriegen von beiden Seiten gemacht; aber die Russen machen doch von diesem unveräußerlichen Menschenrecht einen maßlosen Gebrauch.

Marsch, marsch!

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Diese Woche tagte in Toulouse die Jahresversammlung der Radikalen und Radikalsozialisten. Die früheren Versammlungen dieser Parteien sind fast unbemerkt vorübergegangen. Diesmal jedoch ist es anders. Hat doch diese Versammlung von 1300 Vertretern der einzelnen Städte und Provinzen, sowie 150 Senatoren und Abgeordneten eine starke Marschrute gebunden, mit welcher sie Kammer und Regierung drohend bedeutet, was sie zu tun haben. Trennung von Kirche und Staat muß vor den Neuwahlen (Frühjahr 1906) beschlossen und durchgeführt sein. Dazu Einkommensteuer, zweijährige Dienstzeit, Altersversorgung der Arbeiter, Wiedereinführung der Listenwahl. Also fünf Gesetze, — Reformen sagen die unerschrockenen Forderer — von denen jedes mindestens ein Ministerium in die Luft zu sprengen vermag. Und all dieses soll le petit Père Combes binnen anderthalb Jahren zustande bringen. Offenbar halten die Versammelten Combes für den Befähigsten zu solchen Aufgaben, wodurch sich der Ministerpräsident geschmeichelt fühlen dürfte. Sie haben auch bei Beginn ihrer Tagung Combes ihr Vertrauen, ihre treue Unterstützung, ihre Anerkennung gedrahtet, hoffen also, daß er ihnen verbleiben, mit den jetzigen Kammern weiterarbeiten werde. Combes antwortete brieflich: „Die radikale und die radikalsozialistische Partei werden den Block nicht antasten lassen. Denn allein der Block kann Einkommensteuer, zweijährige Dienstzeit, Altersversorgung der Arbeiter, Trennung der Kirche vom Staat durchsetzen."

Die Einkommensteuer ist schon seit mindestens fünfzig Jahren auf dem Rahmen, aber alle desfallsigen Versuche und Gesetzentwürfe sind gescheitert. Einfach weil Radikale und Sozialisten in der Einkommensteuer das Mittel haben wollen, um die Wohlhabenden zu übersteuern, auszuplündern. Da aber die Bedrohten dies um so besser wissen als die Sozialisten und die Radikalen kein Hehl aus ihren Absichten machen, sind wohl schon ein Schock Entwürfe durchgefallen. Wir haben hier eine allmächtige, ausgesprochen Parteiherrschaft, die nicht leicht vor einem Mittel zurückschreckt, von keinem Gegengewicht eingeengt ist, dabei fortwährend gedrängt wird, alle öffentlichen Stellen mit der herrschenden Mehrheit genehmer Personen zu besetzen. Dies kühlt auch Republikaner ab, welche weit nach links zu gehen bereit sind.

Für die Altersversorgung der Arbeiter ist noch kein geeigneter Entwurf vorhanden, welcher eine Mehrheit finden könnte. Die Arbeiter, oder wenigstens die Sozialisten, werden nicht leicht zufrieden zu stellen sein. Jedenfalls wachsen neue Ausgaben, zwei bis vierhundert Millionen, während dem Staat, namentlich auf dem Schulgebiet wegen der Austreibung der Ordensleute, fortwährend neue Lasten erwachsen. Das Parteigetriebe bereitet ebenfalls Hindernisse.

Die zweijährige Dienstzeit ist seit Jahren ein böser Zankapfel, wie vorher die Herabsetzung der Dienstzeit von $4^1/_2$ auf 3 Jahre. Hinter den Vertretern der zweijährigen stehen jetzt diejenigen der einjährigen Dienstzeit auf dem Plan. Die Sozialisten und auch viele Radikale steuern auf das Milizheer nach schweizerischem Muster los. Da sie bisher stets an Macht und Einfluß gewannen, immer viele mitschleppen, besorgen alle Besonneren, daß schließlich die Auflösung des Heeres in eine Bürgergarde sich einstellen werde. Solches wäre jedenfalls bedenklich für Frankreich, denn an die allgemeine Zufriedenheit unter der Republik glauben lange nicht alle. Schrieb doch selbst der frühere Minister Bourgeois, eines der Häupter der Linken, an den Kongreß zu Toulouse eine wahre Entschuldigung: „Bis jetzt konnte die Republik nichts für das Volk tun, da sie alle ihre Kräfte auf Selbsterhaltung, Verteidigung gegen Reaktion und Klerikalismus anwenden mußte." Aber sonst heißt es ja immer, das Volk schwärme, sei überglücklich durch die Republik. Die zweijährige Dienstzeit bleibt daher eine harte Nuß.

Die Listenwahl ist dagegen Kinderspiel. Bei derselben bildet jedes Departement einen einzigen Wahlbezirk, welcher laut einer Liste mit einem Male die auf die Einwohnerschaft entfallende Abgeordnetenzahl wählt. Die herrschende Mehrheit gewinnt hierbei jedenfalls eine Zahl Sitze, im Seine-Departement allein etliche zwanzig, verliert auch anderswo. Auch kann hierbei die Wahl laut einem mehr einheitlichen Programm und Plan geschehen, wodurch die Mehrheit geschlossener, handlicher werden dürfte. Die Genehmigung der Kammer ist gewiß. Die Listenwahl hat stets als wahrhaft republikanisch gegolten.

Ob der Trennung von Kirche und Staat machen sich selbst manche Blockleute noch Sorgen. Sie ist ein Sprung ins Dunkle, ihre Wirkungen werden sehr verschieden berechnet. Daß die Mehrheit der Bevölkerung sie will, ist wohl in Toulouse versichert worden, aber viel eher ist das Gegenteil wahr. Durch die Trennung würden die Parteikämpfe in alle Dörfer getragen werden, wo bis jetzt nur nach dem Wunsch der Regierung gewählt wurde. Es gibt nun aber einen sehr gewichtigen Grund dafür, daß die Trennung trotzdem beschlossen wird: Bis jetzt ist die Bewegung stets weiter nach links gegangen, jede Kammer ist bei ihrem Abschied radikaler als bei ihrem Antritt. Die Trennung von Kirche und Staat wurde stets als ein hehres Ziel, als eine unerläßliche Bürgschaft der Dauerhaftigkeit der Republik bezeichnet. Folglich: marsch, marsch!

Zeitfragen in bezug auf die kirchliche Kunst.

Von

Max Fürst, München.

Unter dem nicht genügend bezeichnenden Titel „Die Kirche und die Sezession" brachten jüngst mehrere Zeitungen ein „Gutachten", in welchem der verdienstvolle Kunsthistoriker Monsignore Dr. Joh. Graus (Graz) über die Stellung sich ausspricht, die von seiten der Kirche gegenüber den modernen Kunstbestrebungen einzunehmen sein dürfte. Diese in einzelnen Punkten wohl etwas allzu knapp gehaltene Darlegung verdient gewiß allgemein Zustimmung, wenn auch einzelne Sätze — eben ob der zu engen Fassung — nicht ohne jede Einwendung hingenommen werden können. Wenn z. B. gesagt ist: „Mit Stilwahl und Stilbildung und auch mit Stilbekämpfung hat sich unsere heilige Kirche niemals abgegeben", so ist dieses im strengsten Sinne genommen ja richtig. Aber die Leiter der Kirche und weite, einflußreiche kirchliche Kreise haben sich nicht immer so passiv verhalten. Mit Stilwahl und Stilbildung befaßte man sich bereits, als die antike Foren-Basilika in wahrhaft mustergültiger Art für die kirchlichen Zwecke umgestaltet wurde. Auch später hat man mächtigen Einfluß auf Zurückdrängung alter und Förderung neuer Kunstformen auszuüben vermocht. Wir kennen aus dem 18. Jahrhundert Aktenstücke kirchlicher Behörden, in denen ein förmlicher Feldzug gegen die Gotik gefordert wird. Hingegen wäre es im verflossenen Jahrhundert, Dezennien hindurch vielenorts unmöglich gewesen, eine Kirche im Renaissancestil zu erbauen. Die Anschauungen August Reichenspergers und Joachim Sigharts, daß die Renaissance und ihre Sprößlinge: Barock und Rokoko unwürdig und ungeeignet für kirchliche Zwecke seien, teilte man in fast allen Ordinariaten; enge im Banne der christlich deutschen Romantiker stehend, erklärte man einzig die alte Bauweise der romanischen, vor allem aber jene der gotischen Periode für nachahmenswert. Inzwischen hat eine bedeutende Abschwächung dieser Anschauung auch in kirchlichen Kreisen sich eingestellt, so daß der Fehdebrief gegen die Renaissance zurückgenommen erscheint. Weil eben die kirchlichen Behörden niemals einflußlos der kirchlichen Kunst gegenüber sich verhalten können, werden sie auch in der Gegenwart in bezug auf Kunsterfordernisse und Formenwandelung ein gewisses Programm haben müssen. Indem nun Dr. Graus hierfür geeignete Sätze, die eine klare und gemäßigte Auffassung befunden, aufgestellt hat und dieselben, wie man wohl annehmen darf, die Billigung der kirchlichen Obrigkeit gefunden haben, ist eine Basis geschaffen, die als überaus nützlich sich erweisen dürfte.

Graus hat in seinem „Gutachten" Sätze niedergeschrieben, die man als selbstverständlich bezeichnen wird. Wenn er u. a. sagt: „Die kirchliche Kunst hat die Bestimmung, dem christlichen Volke zur Erhebung und zur Erbauung zu dienen", so bezweifelt wohl mancher die Notwendigkeit einer solchen Konstatierung. Und doch scheint sie uns nötig zu sein! Man hat in den letzteren Dezennien archaistischen Tendenzen zu lieb oftmals die neuen Kirchen mit Einrichtungsgegenständen, Skulpturen und Malereien ausgestattet, die dem oben geforderten Zwecke eben nicht entsprechen; man hat nicht selten die Liebhabereien der Gelehrten und Architekten mehr berücksichtigt als die Interessen und Bedürfnisse des gläubigen Volkes. So wenig sich die Kirchenräume für die Experimente des modernen Kunsttastens eignen, so wenig sollen sie — wenn es sich um Neuschöpfungen handelt — pedantisch mit alten und veralteten Formen erfüllt werden, die dem heutigen Volke fremd und unverständlich sind, die ihm niemals erwärmende Anregung und Erbauung zu bieten vermögen. Man erwäge doch die Nachteile einer solchen Kunstpflege! Es ist überaus bedauerlich, daß nicht selten Kunstgelehrte und Archäologen für die kirchliche Kunst Fesseln verlangen, wie man sie einstmals der byzantinisch-russischen Kirchenkunst angelegt hat. Wenn es in der schismatischen Kirche des Ostens angezeigt sein mag, ihre Verknöcherung künstlerisch zu illustrieren, so schickt sich dieses keinesfalls für die Kirche des Abendlandes, da wir hierzu gar keine Veranlassung vorfinden.

Es muß sich demnach bei uns ein Weg finden lassen, der, alles Extreme vermeidend, den Grundzwecken der kirchlichen Kunst ernstlich Rechnung trägt und auch einer ruhigen, im Rahmen der religiösen Erfordernisse sich haltenden Fortentwicklung keine chinesische Mauer entgegenstellt.

Solch berechtigte Forderung scheint uns vor allem der im „Gutachten" gebotene Satz auszudrücken, wonach kirchliche Kunstwerke in erster Linie eine ideale, über das Profane erhöhte Form zu zeigen haben. Diese Formen sollen „weder durch einseitige fremdartige Stilschrullen, noch durch hausbackene Niedrigkeit" — welch letztere nach unserem Dafürhalten meist von der völlig modernen Kunst zur Entfaltung und Schau gebracht wird — gegen das Volksgefühl verstoßen. „**Weder eine bornierte Stilpedanterie noch ein ausgelassener Naturalismus werden der Frömmigkeit des Volkes förderlich sein.**"

Wir schätzen den kundigen Mann, der den Mut hat, so bestimmt und treffend sich auszusprechen, überaus hoch und glauben uns berechtigt, ihm im Namen vieler gleichdenkender christlicher Kunstfreunde und Künstler warmen Dank und vollste Anerkennung hier ausdrücken zu dürfen. Wenn Graus schließlich als das beste Mittel zur korrekten Führung der kirchlichen Kunstangelegenheiten fordert, daß „die kirchliche Obrigkeit selbst Ingerenz nehme bei den Anschaffungen und Neugestaltungen des Kunstinventars", so ist das wohl die nächstliegende Folgerung. Das Eindringen ungeeigneter moderner Elemente in die Kirchenräume hat sich bis jetzt nur in ganz vereinzelten Fällen ergeben. Zurzeit beherrscht die einseitige Altertümelei ungleich mehr noch die Ausgestaltung unserer neuen Kirchenbauten. Wir haben das Gefühl, daß die berufenen geistlichen Behörden schon mehrmals zu nachsichtig sich erzeigt haben, wenn es galt, gelehrten oder künstlerischen Schrullen gegenüber das Interesse der heutigen Kirchenbesucher und auch jenes der lebensberechtigten christlich-religiösen Kunst energisch zu schützen. Nach der veralteten, häufig von Architekten gepflegten Meinung, daß Skulptur und Malerei nur die Heloten der Baukunst seien, werden Plastik und Malerei vielfach in eine ganz unwürdige Stellung und Bedeutung herabgedrückt, indem man von ihnen verlangt, daß sie einzig nur in den Schablonen früherer Stilformen sich zu zeigen haben. Unter diesen fatalen Einwirkungen gibt es heute zahlreiche Bildhauer und Maler, die in romanischen, gotischen und barocken Formen derart sich bewegen, als wären sie tatsächlich in früheren Jahrhunderten zur Welt gekommen, die aber trotz aller Talente völlig verlernt haben, ein berechtigtes Eigenwesen zu entwickeln und eine Kunstsprache zu reden, die ihrer wirklichen Zeit und ihren Mitmenschen verständlich und nützlich zu sein vermöchte. Solch künstlich erzeugte Rückständigkeit kann niemals gebilligt werden, auch dort nicht, wo gewisse Vorsicht und konservative Haltung und Tätigkeit ihre volle Berechtigung haben. Möge diesem wunden Punkte in der kirchlichen Kunstpflege das Augenmerk der berufenen Hüter des Heiligtumes unserer Kirchen sorglich zugewendet sein! Wenn bei Neuschöpfungen und Einrichtungen unserer Kirchengebäude Gesichtspunkte beachtet werden, wie sie die schätzenswerten priesterlichen Kunsthistoriker Joh. Graus und P. Albert Kuhn zu betonen und zu vertreten wissen, dann zweifeln wir nicht, daß die Interessen der Religion sowie jene der wahren kirchlichen Kunst im harmonischen Zusammenwirken eine ersprießliche, hocherfreuliche Förderung auch in Zukunft finden werden.

Die Eröffnung der Kölner Akademie für praktische Medizin

ist ein neuer Markstein auf dem Wege Kölns zur Großstadt, aber zu einer Großstadt, an der nicht nur Geldpotentaten und Krämer, sondern auch alle Intellektuellen ihre Freude haben. In mancher rheinischen Stadt haben diese mit Kleinlichkeiten und Vorurteilen zu kämpfen, die in der kräftigen Luftströmung des Kölner Lebens hoffentlich nicht aufkommen werden. Die Wissenschaft braucht Freiheit und förderndes Verständnis, wenn sie gedeihen und die Aufwendungen, die für sie gemacht werden, mit Dank und Zinsen zurückzahlen soll. Nicht immer weiß man in Kreisen des Industrialismus den praktischen Wert der Wissenschaft zu schätzen; aber wo stände das Rheinland heute, wenn nicht durch die Fürsorge der Hohenzollern für das Schulwesen die geistige Bildung in alle Kreise gedrungen wäre und sie mit Wissen und Aktivität erfüllt hätte. Man bedenke: im Jahre der Einverleibung der Rheinlande in die preußische Monarchie, 1815, hatte Köln 50,000 Einwohner und einen ganz verödeten Hafen, heute ist sie eine Metropole mit über 300,000 Einwohnern und einem Verkehr, wie man ihn nicht für möglich gehalten hat. Selbst Kölns genialer Baumeister Stübben hat ihn in diesem Maße nicht vorausgesehen. Es ist wieder ein Beweis für den großzügigen Geist der Kölner Verwaltung und Bevölkerung, daß eine Idee, die anderswo, sogar in Frankfurt, auf Widerstand stieß, alsbald zur Ausführung gebracht wurde. Die Frage in der Kölner Stadtverwaltung ist immer: „Was ist das Beste?", auf Geld kommt's nicht an; deshalb fragt man auch nicht, wie anderswo: „Können wir das nicht billiger haben?"

Mit Recht betonte der Kultusminister Dr. **Studt**, daß alle Kreise mit seltener Einmütigkeit die Gründung der Akademie gefördert hätten und daß die Stadt auf eine solche Tatkraft stolz sein könne. Die Regierung nehme an dem Werke den wärmsten Anteil; denn die Förderung der ärztlichen Wissenschaft liege ihr sehr am Herzen, desgleichen der Entwicklungsgang des ärztlichen Standes, der für das Volk von der weittragendsten Bedeutung sei. Der Dekan der medizinischen Fakultät in Bonn, Geheimrat **Fritsch**, legte dar, wie notwendig die Akademie für die praktische Ausbildung der Aerzte sei. An den Universitäten hätten alle dahin zielenden Versuche bisher keinen genügenden Erfolg gehabt. Im Auftrage der Aerztekammer der Rheinprovinz, sowie des Rheinischen Aerztevereins entbot Geheimrat Professor Dr. **Lent** herzliche Glückwünsche und widerlegte die Befürchtungen, die die deutsche Aerzteschaft an die Errichtung einer solchen Akademie geknüpft habe. Nunmehr gelte es, für die Akademie zu arbeiten, die Bedingungen seien günstig, ja vielverheißend!

Dr. **Versen**.

Fremde!

Dort bin ich zu Haus, wo die Heide blüht,
Überm Teich seine Kreise der Reiher zieht.
Wo das Irrlicht lockt und die Binse starrt
Und gespenstisch der Nebel den Wandrer narrt.
Wo die Sümpfe dräu'n und das Moor dich schreckt,
Wo die Eiche die knorrigen Äste reckt.

Dort bin ich zu Hause und dort möcht' ich sein,
Dort wär ich, ob einsam, doch nimmer allein.
Umgeben von allem, was traut mir und wert —
Erinn'rung belebte den heimischen Herd.

Hier schaut mich die Welt so gar feindselig an,
Als sei ihr, Gott weiß was, zu Leide getan.
Ich bin nicht zu Haus hier — es muß wohl so sein —
Bleib' immer die Fremde! — bleib' immer allein.

Clementine Sandhage.





Von Reimen und Rhythmen.

Von

Max Behr.

I.

Die Gedichtbücher, die ich heute besprechen will, charakterisiern sich größtenteils schon durch die Titel, die ihnen ihre Verfasser mitgegeben haben. Da ist gleich Nikolaus Welters Sammlung „Frühlichter." (2. Auflage. München 1903. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 116 S. Brosch. Mk. 2.— geb. Mk. 2.80). Rechte Frühlichter sind des Luxemburgers Gedichte; wie ein Lenzmorgen sieghaft in den Tag, so schaut Welter stark und voll bezwingender Freude ins Leben. Eine tüchtige, tapfere Kämpfer- und Siegernatur spricht aus seinen Poemen. Seine Wucht, seine jauchzende Sprache, sein echtes Pathos erinnern manchmal an Schiller, auch die Antike ist nicht ohne unmittelbaren Einfluß auf ihn geblieben, selbst das „Tandaradei" Walthers klingt in jubelnder Vertonung an. Welter ist überhaupt ein äußerst vielseitiger Dichter. Mit besonderer dichterischer Kraft versteht er die Brücke von der Natur zum menschlichen Herzen zu bauen, so in „April", dann in „Der Burgfrau Tod" und anderen Poemen. Menschlich-Sympathisches an Welter lernt man besonders in dem tiefempfundenen Zyklus „Auf unsers Vaters Tod" kennen. Auch hier spürt man das siegbafte Ringen von Angst und Verzweiflung bis hinauf zu echt christlicher Ergebenheit. Von den lyrisch-epischen Stücken ist das feinste, zarteste „Clairefontaine", ein Dichtung voll weicher Lieblichkeit, voll leiser, unendlich keuscher Freude. Alles in allem: Man lernt hier einen Poeten kennen, der die jubelnde Begeisterung der Jugend mit der kraftvollen Reife der Männlichkeit vereinigt und dem die Gabe des Wortes wie wenigen geschenkt wurde.

Nicht so reich an Tönen, nicht so weit im Finden und Verarbeiten der Stoffe, dafür geschlossener, im guten Sinn moderner, im ganzen intimer gibt sich Laurenz Kiesgen in seinem „Bündel Lieder": Maisegen, das die ersten zwei Nummern der von der Deutschen Literaturgesellschaft herausgegebenen „Belletristischen Bibliothek" bildet. (56 S. 1 Mk.) Welter verhält sich zu Kiesgen, wenn man ein Bild gebrauchen will, etwa wie der März zum Mai, damit soll nicht gesagt sein, daß sie sich nicht an einzelnen Stellen berühren. Poeten der Freude sind sie alle beide, aber bei dem Luxemburger ist es mehr die Freude als Weltanschauung, ist es großzügiger, sieghafter Optimismus, bei dem Rheinländer ist es die Lust am Lenz und an der Liebe, die echte Poetenfreude, die nicht nachdenkt, mit der der Mensch in seiner Grund- und Lebensrichtung eigentlich weniger zu tun hat. Künstler ist Kiesgen wohl mehr als Welter. Bei ihm ist die Formschönheit Bezwingerin des seelischen Inhalts. Seine Sprache ist außerordentlich fein, zumal in ruhigen, leisen Stimmungsbildern steht jedes Wort am richtigen Platz, von gequälten Reimen spürt man so gut wie nichts. Auch schwermütige Strophen finden sich unter der übrigen lachenden Lenzes- und Liebeswunderfreude. Eine davon ist eines Lenau wert:

„In Einsamkeit" (S. 20.)

Ich lieg' in eines Ungeheuers Klauen.
Sein Atem geht, wie leiser Regen rinnt.
Dann stöhnt es auf, wie wenn Novemberwind
Aus seinem Grunde faucht — und macht mir Grauen.

Es sind verhältnismäßig viele Gedichte in dem schmächtigen Bändchen, die einem zur dauernden, lyrischen Erquickung dienen können —; solche, die einem nichts zu sagen haben, finden sich überhaupt nicht. Und das Glück lacht einem selten!

Ernst und schwer und nachdenklich stellt sich Johannes Evangelista Schweiker schon in seinem Titel neben Welter und Kiesgen. Sein Beruf — er ist Priester — mag die Richtung seiner Poesie mitbedingt haben. „Am Strome des Lebens" (München, Schuh & Cie. 1903) ist ein Erstling und muß als solcher, als Verheißung betrachtet werden. Die knappsten Gedichte sind im allgemeinen die besten, die düsteren, weltschmerzlichen meist minderwertiger. Frei von aller Schwere des Gedankens und der Form, frisch und frei aus unmittelbarer Empfindung geboren, ist das in seiner Anspruchslosigkeit reizende „Er und Sie" (S. 21):

„Als Herbst es war,
Gingen sie feindlich auseinander
Und flogen nicht mehr froh selbander.
Und jetzt, da's Frühling ist,
Singt er ihr einen Gruß!
Warum? Weil's Frühling ist,
Und weil er muß!" —

Leider ist solche knappe und doch inhaltreiche Lyrik selten. Schweiker vergißt zu oft, daß ein Einfall noch kein Gedicht ist. Vieles, besonders das oft verwendete Mittel des Kontrastes, wirkt zu absichtlich, zu programmmäßig. Doch machen uns schöne Ansätze, wie „Unter Blumen" (S. 13), „An den Mond" (S. 90), „Bei Nacht im Wald" (S. 99), den Dichter sympathischer als manchen formgewandten, innerlich kalten Schwätzer. Wenn Schweiker seine Lyrik ungezwungen sprossen läßt, wie „Blum' und Gräslein auf der Flur" (S. 12), dann wird er uns noch stille, aber reiche Freuden spenden. Ein treffendes Beispiel seiner Gedankenlyrik möge hier zum Schlusse einen Platz finden. Es nennt sich „Bildung" (S. 93):

Die Wildheit der Natur zu zähmen,
Das ist der Bildung hoher Zweck;
Doch statt die Wildheit wegzunehmen,
Nimmt oft sie die Natur hinweg.

Konkurrenz für die St. Antoniuskirche in Ingolstadt.

Von

Felix Mader.

In der Nähe des Ingolstädter Hauptbahnhofes hat sich allmählich ein neuer Stadtteil gebildet, der bisher einer Kirche ermangelte. Die Vorarbeiten des seit langem geplanten Kirchenbaues sind inzwischen soweit gediehen, daß im Einvernehmen mit dem kath. Stadtpfarramt St. Moriz und dem Kirchenbauverein durch die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst unter den Architekten, welche Mitglieder derselben sind, eine Konkurrenz zur Erlangung von Bauplänen ausgeschrieben werden konnte.

Die eingelaufenen Entwürfe sind seit 12. d. M. im Ausstellungslokal, München, Karlstraße 6, dem allgemeinen Besuch zugänglich. Die Jury hat die Aufgabe, unter 19 eingelaufenen Entwürfen die drei hervorragendsten mit Preisen auszuzeichnen. Das Konkurrenzausschreiben stellte die Bedingung, eine Kirche für 1000 Personen mit ca. 700 Sitzplätzen zu schaffen. Die Wahl des Stiles war den Künstlern freigegeben. Nach Wunsch des Bischöfl. Ordinariates Eichstätt sollten die Pläne so eingerichtet werden, daß eine spätere Verlängerung leicht möglich sein würde.

Von den konkurrierenden Architekten wählten vier den romanischen, sieben den gotischen Stil. Acht Pläne sind in den Stilformen der späteren Jahrhunderte gehalten. Das Suchen nach einem neuen Stil unterblieb also; die gebotenen Entwürfe bewegen sich aber keineswegs in schematischen Formen, sondern suchen „Neues aus Altem" zu schaffen, wie eines der Mottos lautet. Auf dieser gesunden Grundlage zeigt die Ausstellung viel Vorzügliches, Charakteristisches, viel individuelle Kunst. Man sieht, wie unsere Architekten die Seele der alten Kunst erforscht haben und wie sie im Sinne und mit den Ausdrucksmitteln der historischen Stile doch Eigenpersönliches geben. Ein gemeinsamer Zug geht durch alle Entwürfe, auch die der Renaissance: Das Streben nach malerischer Gestaltung. Die schülerhafte Reißbrettarchitektur hat keinen Platz gefunden. Ob bei diesem Streben nach malerischer Wirkung nicht doch in einem oder andern Fall des Guten zu viel geschieht — durch Häufung der Motive — ist eine andere Frage. Jedenfalls ist das Zuviel im Malerischen besser als Langweiligkeit und Nüchternheit.

Nun zu den Entwürfen! Da ist „St. Antonius II" ein ausdrucksvoller romanischer Bau mit kraftvollem Vierungsturm; „Dem Herrn zu Ehre" ebenfalls romanisch, hat wohl die Portalfront zu reich behandelt, die ja in Gefahr steht, später beseitigt werden zu müssen. Das gleiche gilt von dem „frühromantischen Backsteinbau" mit seinem apsidenartigen Emporausbau. Ein sehr vornehmes romanisches Gotteshaus mit italienisch-ravennatischen Formen schuf das Motto „30. IX. 04"; die ernste, erhabene Feierlichkeit dieses Stiles hat immer etwas so sehr Ansprechendes, was hier völlig zum Ausdruck gekommen ist.

Die Gotiker wählten durchgehends die für malerische Tendenzen so günstigen Formen der Spätgotik: vielverschlungene Stern- und Netzgewölbe, stimmungsvolle Chörlein und Treppentürmchen, interessante Turmbildungen. „Zwillingshelme" nennt sich ein Entwurf, der die Kirche mit einem schweren aber malerischen doppelhelmigen Turm versehen will; eine eigenartige Helmlösung bietet „Kreuzblume", ein Plan, auf dem auch die Behandlung des Chores und der Giebelfront durch ihre Originalität anspricht. Einen trefflichen Entwurf bietet das Motto „Nr. III": dem hübschen Portalbau würde manche Träne nachgeweint, wenn er einst bei der Verlängerung der Kirche abgebrochen werden müßte. Das Motto „Tilly" zeigt einen schönen Entwurf mit polygonen Kreuzkapellen und eine Turmarchitektur mit ausgesprochen bayerisch heimatlichem Gepräge, während „Altes aus Neuem" sich bemüht, das halb düstere, halb Anheimelnde eines gotischen Baues mit mächtigem Dach und wuchtigen Formen charakteristisch zum Ausdrucke zu bringen. Klar und bestimmt im Grundriß und Aufbau sind die zwei noch nicht erwähnten gotischen Entwürfe, „St. Antonius" und „DDDD" (4 D), aber auch sie verbinden damit die Reize malerischer Gestaltung.

Die Renaissance- und Barockentwürfe arbeiten durchgehends mit den Formen unserer einheimischen Baukunst, wie sie sich seit dem 16. Jahrhundert entwickelt hat. „Deutsche Frührenaissance" ist ein interessantes Problem, verwendet aber zuviel Motive der bürgerlichen Baukunst; der Entwurf „ꝏ" mit seinem Satteldturm ist eine ganze Idylle, während „Zentralanlage", „13. Juni", „Hallenbau", praktische Kirchenbauten im Stile der Michaelskirche-München bieten. „Ad Dei laudem" wählte die Formen um 1630 und schuf ein reichbelebtes Architekturbild; in ähnlicher Weise „105,000 M": die echte wiedererstandene bayerische Barockkirche mit bewegtem Grund- und Aufriß. Der eigenartige sechsseitige Zentralbau „Vorskizze" würde einer künftigen Verlängerung mancherlei Schwierigkeiten bieten.

Soviel über die künstlerischen Gesichtspunkte, die bei Betrachtung der Skizzen sich aufdrängen. Auf die Erörterung praktischer Fragen einzugehen, kann nicht unsere Aufgabe sein: es muß aber betont werden, daß die Konkurrenten durchgehends ihre Aufgabe, die das katholische Gotteshaus praktisch stellt, konsequent im Auge hatten und glücklich gelöst haben, ohne dabei die malerisch-künstlerische Gestaltung des Innern zu übersehen. Ueber Detailfragen ließe sich im einzelnen rechten.

Das Amt der Jury wird nicht leicht sein, aus soviel Gutem das Beste auszuwählen. Eines aber zeigt diese Ausstellung wieder bestimmt: wie viele schaffensfähige und schaffensfreudige Künstler wir besitzen, und wie segensvoll es für christliche Kunst und Künstler ist, daß in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ein Einigungspunkt besteht für alle Interessenten, die nicht eine Uebermenschenkunst, wohl aber eine gesunde, kräftige Fortentwicklung der deutschen christlichen Kunst suchen.

Dalmatinische Inselfahrten.

Von

A. Schmalix.

„Ein vergessenes Kronland" so wurde jüngst im österreichischen Reichsrat das herrliche Dalmatien genannt, welches nun mit kurzer Unterbrechung über ein Säkulum in österreichischem Besitze ist. Vergessen wurde Dalmatien bis in die neueste Zeit in bezug auf so ziemlich alle Wohltaten, die der Gesamtstaat zu vergeben hat, vergessen wurde es in bezug auf die Nutzbarmachung seiner Naturschätze, vergessen wurden bei den Handelsverträgen die kommerziellen und agrarischen Interessen seiner biederen kaisertreuen Bewohner, die man die slavischen Tiroler nennen könnte, und nur der Steuerbote und der Bezirksfeldwebel versäumten nie, auch an der Türe des kleinsten kroatischen Bauernhauses hoch oben im Gebirge oder der armseligsten Fischerhütte auf der weltverlorensten Insel anzuklopfen.

Vergessen wurde dieses schöne Land aber auch von allen Reisenden und Touristen, die zwar das benachbarte Italien durchwanderten, allein nicht gedachten, daß hier Naturschönheit und Kunst auf gedrängtem Gebiete in fast gleichem Maße wie dort sich die Hand reichen und dem Besucher eine nahezu unerschöpfliche Fülle des Sehenswerten bieten.

Endlich beginnt es sich mehr und mehr in Touristenkreisen zu regen. Durch das außerordentliche Aufblühen Abbazias, in neuester Zeit auch Lussins und Ragusas, ist das Interesse an dem Lande geweckt worden, wobei nicht vergessen werden darf, daß besonders durch die bedeutende Verbesserung der Kommunikationen, in welches Verdienst sich die k. k. Südbahn, der österreichische Lloyd, vor allem aber die ungarisch-kroatische Seedampfschiffahrtsgesellschaft in Fiume teilen, der Fremdenverkehr sehr erleichtert wurde.

Viermal habe ich in den letzten Jahren Dalmatien und das Nachbarland Bosnien besucht und jedesmal habe ich diese Gegend mit ihren unvergleichlichen Reizen und ihrer freundlichen Bevölkerung lieber gewonnen, jedesmal habe ich Neues gesehen und angenehmere Eindrücke empfangen. Vereint Dalmatien doch den erhabenen Anblick des hier oft so wunderbar blauen Meeres mit wilden Felsgebirgen und rauschenden Wasserfällen, wie wir sie sonst nur in den Alpenländern oder in Skandinavien finden. In staunenswertem Kontrast geht oft eine Steinwüste, in der kein Gräschen gedeiht, plötzlich über in ein paradiesisches Gelände, wo Palmen und Agaven, Feigen und Mandeln in üppiger Fülle sich finden. Und wer sie zu finden weiß, dem zeigt Dalmatien auch, daß es noch immer einige Buchen- und Eichenwälder hat, so schön als im Spessart, und daß auch die Tanne, von deren reichem Bestand das Land einst den Namen „Dalmatia silvestris" führte, noch nicht ganz verschwunden ist. Denke man sich hiezu mittelalterlich gebaute Städte mit trutzigen Warttürmen und Ringmauern, Dome mit herrlichen Marmorfassaden, prächtige Adelspaläste, kunstvoll ausgestattete Zierbrunnen und Denkmäler, Ruinen von venezianischen und türkischen Zwingburgen, Ueberreste von einst gefürchteten Seeräubernestern, zwischen denen man jetzt die kernigen Gestalten der Dalmatiner in ihren wechselvollen und farbenreichen Trachten beobachten oder einmal den Heldengesängen des Guslespielers lauschen kann, so hat man ein ungefähres Bild des „vergessenen Kronlandes", das jetzt nach und nach dem Verkehre eröffnet wird.

Wenn aber ein Teil Dalmatiens heute noch in ganz besonderem Maße „terra incognita" ist, so ist dies gewiß dessen malerische Inselwelt. Auf manchem der dalmatinischen Eilande ist ein Fremder etwas ganz Außerordentliches, ja es gibt Inseln, die Jahrzehnte von keinem solchen besucht wurden. Dort einige Zeit zu verweilen, hatte ich im Plane meiner diesjährigen Osterreise vorgesehen.

Es war Osterdienstag; auf der Brennerhöhe lag noch tiefer Schnee und auch stellenweise im Pustertale, wo es empfindlich kalt und regnerisch gewesen, als ich bei herrlichem Frühlingswetter mit der Südbahn in Fiume eintraf und noch nachmittags Zeuge war, mit welcher Herzlichkeit und ungekünstelter Begeisterung die Einwohner der kgl. Freistadt ihren geliebten Monarchen empfingen, der vom nahen Abbazia zu kurzem Besuche eingetroffen war. Am Abende wohnte ich auf der „Liburnia", einem der „Ungaro-Croata" gehörigen prächtigen Vergnügungsdampfer, einem Schauspiele bei, das ich nie vergessen werde. Ganz Abbazia war wundervoll beleuchtet, auf einer zahlreichen Flotte großer und kleiner prächtig illuminierter Dampfer, wie auch am Lande wurde ein Feuerwerk inszeniert, wie man es eben nur im Süden in solcher verschwenderischer Pracht zu sehen bekommt, auf allen Höhen und Gipfeln des istrianischen Gebirges und der Insel Cherso leuchteten die Freudenfeuer der treuen Bauern, von den Kirchen tönte der Jubelklang der Glocken durch die milde Frühlingsnacht, von Land und See vernahm man das freudige Zivio, Evviva, Hoch und Eljen, das die Tausende von Angehörigen der verschiedenen Nationen hier in voller Eintracht ihrem geliebten Kaiser und König zuriefen.

Mitternacht war nahe, als am andern Tage auf der „Budapest" die Dampfpfeife zum Zeichen der Abfahrt aus dem Hafen ertönte. Die Ketten rasselten empor, die Maschinen begannen zu arbeiten, die Schraube wirbelte weißen Schaum in den dunklen Fluten auf. Eine Nachtfahrt zur See hat einen ganz besonderen Reiz. Wie ein mächtiges Seeungeheuer gleitet das Schiff majestätisch und lautlos aus dem Hafen, den Molo, die andern Dampfer, Segelschiffe und Barken, endlich den weithin sein Licht spendenden Pharo hinter sich zurücklassend. Wir befinden uns in dem wegen seiner landschaftlichen Schönheit ebenso berühmten, wie wegen seiner Stürme berüchtigten Quarnero. Am Himmel blinken die Sternbilder in voller Pracht und südländischer Reinheit. Von wackerer Hand geleitet, dampft unser schwimmendes Heim auf den schmalen Kanal zwischen den Inseln Cherso und Veglia zu, eine breite, wie Silber schimmernde Straße zurücklassend. In der Ferne sieht man noch die Lichter von Fiume und seines Hafens, rechts und links taucht hie und da ein Fanal auf. Einen letzten Blick noch und wir begeben uns zur Ruhe.

Wie wohnt es sich doch so angenehm an Bord eines solchen Dampfers! Peinliche Sauberkeit herrscht hier auf unserer „Budapest", einem der „Ungaro-Croata" gehörigen Postdampfer, eine gemütliche Eleganz, verbunden mit allem Komfort, ganz vorzüglicher Verpflegung und aufmerksamer freundlicher Bedienung. Ein Gefühl der Sicherheit habe ich immer auf See, ganz anders wie bei einer Eisenbahnfahrt. Voll Vertrauen sieht man auf die sympathische Gestalt des Kapitäns und seiner Offiziere, auf die wetterharten Typen der Mannschaft, Dalmatiner und Uferkroaten, die das Fahrwasser seit Kindesbeinen an kennen und zu den besten Seeleuten der Welt gezählt werden.

Die Sonne steigt blutig rot aus den Fluten auf und scheint freundlich zur Lucke herein in das dicht vor derselben befindliche Bett, in dem man vortrefflich schläft. Also hurtig Toilette gemacht und nachdem das Frühstück aus Tee, Eiern und ausgezeichneter Butter, nebst feinem kroatischen Weißbrot bestehend, vorzüglich gemundet, an Deck! Welch eine köstliche Brise! Wenn man die konserviert in die Großstädte importieren könnte! Wir steuern durch den norddalmatinischen Archipel. Meist erblickt man gebirgige langgestreckte Inseln mit wenig Vegetation, die immer zahlreicher aus dem Wasser auftauchen und, da sie sich gegenseitig oft decken, wie ein Landstrich aussehen. Viele sind ganz unbewohnt, auf einigen sieht man einen Semaphor, der die Schiffer bei Nacht vor der gefährlichen Nähe warnt. Da und dort erblickt man auch ein kleines Fischerdorf, die Ruine einer Kirche, eines Klosters, oder eines Kastells, das Feindeshand oder der Zahn der Zeit in Trümmer gelegt. Rechts hinter uns gewahrt man immer noch Lussin mit seinem weithin sichtbaren Monte Ossero, hierauf kommen rechts Selve, Melada (nicht zu verwechseln mit Meleda), Ulbo und Sestrunj, dann links die große Insel Pago und ihr vorgelagert Skarda und Maon, das ziegenreiche Weideland, Puntadura, die wegen ihrer vielen Giftschlangen gefürchtete Insel. Im Hintergrunde verliert man auf der ganzen Fahrt an der kroatisch-dalmatinischen Küste das mächtige schneebedeckte Vellebichgebirge nicht aus dem Auge. Möven, die Lieblinge des Seemanns, begleiten uns, die Masten mit stolzem Flügelschlag umkreisend. Jetzt steigen im Süden gleichsam aus dem Meere die weißen Häuser und schlanken Glockentürme Zaras auf, der Landeshauptstadt. Durch einen breiten Kanal von ihr getrennt erblickt man die Insel Pazman, gekrönt von einem mächtigen festen Schlosse aus venezianischer Zeit. Da Zara keine Bahnverbindung hat, so ist das Eintreffen des Postdampfers dort immer das wichtigste Tagesereignis, weshalb sich stets eine große Menschenmenge am Molo einzufinden pflegt.

Da ich vorhabe, länger bei dem eigentlichen Ziel meiner Schilderung, den süddalmatinischen Inseln zu verweilen, so übergehe ich hier Zara mit seinem interessanten Volksleben, seinem schönen Dome, echt venezianischen Straßen und Plätzen in der Altstadt und modernen, eleganten Bauten (Hotel Bristol) an der Riva, will mich auch nicht aufhalten bei dem malerischen Sebenico mit seiner pittoresken Hafeneinfahrt, nicht bei Trau, dem echt mittelalterlichen, an herrlichen Bauten reichen Städtchen, dessen Besuch kein Dalmatienreisende versäumen darf, sondern erwähne nur, daß unsere liebe „Budapest" nach einer entzückenden Fahrt, das Ufer der Gegend der „sette castelli" entlang, beim Scheine der Leuchtfeuer und Hafenlaternen abends in Spalato eintraf. Der Abend wird am Lande auf der Piazza Signoria, wo noch die Einwohnerschaft im gewohnten Korso sich erging, zugebracht, nachts an Bord der „Budapest" geschlafen. (Fortsetzung folgt.)

Bühnenschau.

Das Münchener Hofschauspiel hat uns in der letzten Zeit einige Neueinstudierungen gebracht, die das Bestreben nach einer Bereicherung des Repertoires, wie sie versprochen ist, sehr wohl erkennen lassen. Zunächst gab es Kleists „Käthchen von Heilbronn", dessen klirrende Romantik nun freilich in ihrer Wirkung schon etwas unsicher und verschossen geworden ist. Sardous „Madame Sans-gêne" wurde unter vergnügtestem Beifall des Publikums wieder erweckt, und zwar nicht, wie man hätte glauben müssen, dem Engagement des Frl. von Hagen zu Liebe, — Frl. Dandler gab die Titelrolle mit ihrer ganzen frischen und doch nicht auf derbe Effekte hinausgehenden Laune. Im Prinzregententheater endlich gab man „Julius Cäsar"; gewiß nicht in allen Rollen einwandfrei, und in der selbstgewollten Einschränkung der Shakespearebühne, aber doch mit bedeutenden Wirkungen, die in Mark Antons (Lützenkirchen) wundervoller Agitationsrede zu besonderer Höhe gelangten. Possart spielte bei Shakespeare und Sardou die Cäsarenrollen — natürlich stets vor ausverkauftem Haus. Der jetzt so eifrig Angefeindete weiß somit doch noch, trotz allem Geschrei, sein Haus aus durchaus eigener Kraft zu füllen. Er muß also wohl im Besitz eines Rufes sein, der unabhängig ist von den Dirigenten der öffentlichen Meinung; und vielleicht haben gerade diese in letzter Zeit das Gerechtigkeitsgefühl erweckt, das dem Intendanten auf jeden Fall eine energische Iniative zugestehen muß und diesem Manne gegenüber keinen, wenn auch noch so berechtigten Angriff erlaubt, ohne denselben durch die Erinnerung an das, was er schon geleistet hat, in entsprechender Weise zu umgrenzen. K.

Von verschiedenen Bühnen. Das große literarische Ereignis der letzten Woche war die Hamburger Erstaufführung des Oskar Blumenthalschen Dramas „Der tote Löwe", für das die Berliner Polizei wieder einmal unfreiwillig eine große Reklame machte, indem es die Aufführung desselben in Berlin verbot. Blumenthal hat diesen Zensurstreich ruhig ertragen, hat in so und soviel Blättern selbst über Inhalt, Idee 2c. des Stückes geschrieben. Er durfte so im vorhinein sein Verteidiger sein, wohl ahnend, daß er gar bald auf einer fremden Bühne als Angeklagter der Kritik erscheinen würde. Den schon von Philippi genugsam ausgeschlachteten Konflikt zwischen jungem Gebieter und des alten Herrn Ratgeber hatte Blumenthal diesmal noch durchsichtiger geformt, noch spitzer zugeschliffen, indem er direkt dem jungen König den alten Kanzler gegenüberstellt und in glatten, seichten Versen jüngste Zeitgeschichte dramatisiert. Ob dabei sein historisches Interesse größer als sein Hoffen auf Kassaerfolg, auf Sensation war, sei dahin gestellt. Wie Fachleute aus Hamburg berichten, ist auch diesmal des „blutigen Oskar" Theaterstück höchst „unblutig" und harmlos, sind auch diesmal seine Verse oberflächlich und glatt, auch diesmal seine Konflikte künstlich theaterwirksam und allzu stark gesteigert, seine Figuren dem Theaterpurpur und der Blechkrone angepaßt.

So war wieder einmal gar kein Grund vorhanden, sich vorher „künstlich" erregen zu lassen, da man später „künstlerisch" arg enttäuscht wurde. Und trotzdem wird das Stück dank dem Freundschaftsdienst, den die Polizei Berlins ihrem Blumenthal erwies, über alle Bühnen flattern, überall mit der Hoffnung auf sensationelle Enthüllungen erwartet werden und überall sanft, ganz sanft, nachdem es angenehm enttäuscht, verschwinden.

Ein anderer Schwankdichter, Kurt Kraatz, hat es, wie sein neuestes in Köln aufgeführtes Stück „Der Kilometerfresser" zeigt, vorgezogen, bei der Posse, beim Schwank zu bleiben und hatte auch diesmal dank der prächtigen Darstellung im Residenztheater einen ehrlichen Lacherfolg. Freilich die Handlung, welche ein Wirrsal von Verwechslungen und Unmöglichkeiten bildet, läßt sich nicht so schnell skizzieren. — Details aus derselben nützen auch nichts, — man lacht eben über diesen Knäuel von spaßigen Szenen, unmöglichen Witzen, dummen und weisen Einfällen.

Im Wiener Volkstheater kam es bei des Engländers Shaw „Candida" zu einer Art Theaterskandal. Der geistreiche, aber in Technik und Form allzu haltlose Dramatiker fand beim Wiener Publikum für seine zwischen Ernst, Satire und Karikatur tastende Art kein Verständnis. „Candida", die Frau eines Pastors, steht wieder einmal zwischen zwei Männlein, zwischen ihrem eigenen und einem jungen achtzehnjährigen Dichterling. Das bringt halb tragische, halb possenhafte Konflikte mit sich, so daß das Publikum zum Schluß zwischen beiden nicht mehr recht unterscheiden konnte.

Auch in Prag hatte man sich von Shaw mehr Erfolg erwartet, dort wurde sein „Schlachtenlenker" gegeben und fiel ebenfalls ab.

In Nürnberg wurden zwei von Max Schönau übersetzte französische Schwänke zur Darstellung gebracht, wovon der eine „Herkulespillen" von der bekannten Bilhaud-Hennequinschen Schwankfirma einen großen Lacherfolg erfuhr! Ob er nicht auch recht pikant war?

Das Münchener Volkstheater bereicherte wieder einmal sein Repertoire von gefälligen, leichten, wenig literarischen Stücken mit des geschickten Bühnenarbeiters Schätzler-Perusini Lustspiel „Sein Prinzeßchen".

Das Schauspielhaus legte uns letzten Samstag den „Traumulus", eine tragische Komödie von Arno Holz und Oskar Jerschke, das in Berlin jüngst seine Uraufführung erlebte, zur Beurteilung vor. Das Stück steht und fällt mit der Figur des „Traumulus", dieses Idealisten auf dem Katheder eines Gymnasiums, dessen Güte von alt und jung mißbraucht wird. Es ist die Geschichte vom goldenen Herzen, das einem allzuleicht als Schwäche oder Dummheit ausgelegt wird. Die überaus sympathische Figur des Helden, die die Autoren mit Liebe bis ins kleinste Detail ausgestaltet haben, trägt die Handlung fast ganz; freilich ist das Beweismaterial für seine Güte und über seine Blindheit doch zu langatmig. Statt fünf Akte hätten drei davon genügt. Der Beifall war ein großer; die Darstellung der Hauptfigur lag in den Händen des Herrn Jessen und war damit gut geborgen. Ich wüßte keinen, der Güte und aufbrausendes Temperament, Freude und Verzweiflung so gut in einer Person, bei Wahrung eines Charakters, hätte darstellen können.

Carl Conte Scapinelli.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

Hans Heiling, Heinrich Marschners romantische Oper, hat die Münchener Hofoper in einer fein ausgearbeiteten Neueinstudierung unter Felix Mottl herausgebracht. Die Oper fand einen sehr freundlichen Erfolg bei dem teilnahmsvollen zahlreich erschienenen Publikum, der es sonderbar erscheinen läßt, daß man sie bisher nicht wieder im Repertoire fand; solche Auffrischungen sind unserem Spielplan, der sich seit Jahren neben Wagner nur auf das Notwendigste beschränkte, ohnehin sehr bekömmlich, können aber nur durch öftere Wiederholung, wie es sich schon durch die vier Abonnementsserien von selbst gebietet, auf der einmal erreichten Höhe erhalten bleiben. — Die düstere, dämonische Romantik des vorgenannten Werkes ist noch immer von mächtiger Wirkung, wenngleich sie nicht, wie in Webers „Freischütz", immer gleichmäßig in ihren Bann zu ziehen vermag, und manchmal schon das Skelett der blanken Technik aus dem Organismus hervorguckt. So starke Stimmungen wie in der Spinnszene Gertrauds werden aber freilich auch heute nur selten erreicht, und das erste Finale, in welchem sich ein ergreifender seelischer Vorgang in Heilings Innern ganz ungezwungen an ländliche Walzerrhythmen fügt, ist ein kühner und gelungener Wurf. Die Darstellung war, besonders dank dem mächtig gestalteten Heiling unseres Feinhals, bedeutend, und nur seine Königin-Mutter war durch Frau Preuse-Matzenauer nicht entsprechend besetzt. Es wäre bedauerlich, wenn diese begabte Sängerin durch falsche Verwendung und Ueberanstrengung von einer ruhigen individuellen Entwicklung zur vorzeitigen Verflachung ihrer geistigen und Abnützung ihrer stimmlichen Mittel geführt würde. Die Regie leistete ganz Gutes, nur die Unterwelt sah mit den kuriosen Weibergestalten etwas zu werkstättenmäßig aus und entbehrte des phantastischen Eindrucks.

Wolf-Ferraris „Neugierige Frauen" scheinen sich nunmehr mit beflügeltem Schritt die deutschen Bühnen zu erobern; in Hamburg wurde der Oper ein glänzender Erfolg, obwohl gerade dort der leichtbeschwingte Humor keinen leichten Stand hat und Norddeutschland für die sinnliche, feine differenzierte Art des temperamentvollen Deutschitalieners ein heißer Boden ist. Es liegt ein undefinierbares Etwas in dieser aus dem Vollen strömenden Musik, die so selbstverständlich, so ganz aus der Empfindung quellend, ohne jede Absicht geistreich zu sein, hingestellt ist, daß sie einen jeden zum Aufatmen zwingt — zum Aufatmen nach der pathetischen Stelzenkunst von heute, die zu so intimen Wirkungen gar nicht gelangen kann.

Im Stifte Admont in Steiermark fand im August ds. Js., wie man jetzt erst erfährt, eine Art Musikfest zur Feier des 40. Primiz-Jahrestages des Herrn Stiftsabtes Kajetan Hofmann statt. Am Programm stand unter anderm Beethovens „Neunte"! Die Wiedergabe des reichen musikalischen Programms der mehrtägigen Feier war tadellos. Der Dirigent P. Viktorin hat mit seinem kleinen Hausorchester geradezu wunderbares vollbracht und einen Beweis des allerseltensten Idealismus gegeben.

Die Ballade gab der ersten Konzertwoche der beginnenden Saison das entscheidende Gepräge. Joseph Loritz, der Erbe Eugen Guras, widmete ihr in ihrer künstlerischen Erscheinungsform einen ganzen Abend, und Tags darauf sang Robert Kothe zur Laute eine ganze Reihe deutscher Volkslieder und Balladen, wie sie sich im Volksmunde gestaltet und von Generation zu Generation fortgepflanzt haben. Die Ballade kennt eben, wie das Lied, zwei Erscheinungsformen, eine künstlerische und eine volkstümliche, und es ist durchaus keine Notwendigkeit vorhanden, daß die erstgenannte charakteristische Züge der letzten aufweisen müsse, und einer rückschauenden, archaistischen Tendenz bedürfe, die ja der volkstümlichen Ballade auch nicht von Beginn an gegeben ist, sondern als „Patina" sich nach und nach an ihr gebildet hat. Man darf nämlich annehmen, daß gewisse irrige Anschauungen über die Unveränderlichkeit der Balladenform diese so auffallend von der Teilnahme an der Weiterentwicklung musikalischer Kunstformen ausschließen, trotzdem gerade sie, das „erzählte" Drama, unserer Zeit so nahe stehen müßte, und ganz bedeutende Perspektiven ergäbe (ich möchte nur auf Pfitzners „Herr Oluf" und Hugo Wolfs „Feuerreiter" verweisen.) Es ist eine ganz sonderbare Erscheinung, daß man der Zuhilfenahme des Orchesters für diese so überaus bildungsfähige Kunstform aus dem Wege geht, während man heutzutage schon jeden unbedeutenden achtzeiligen lyrischen Erguß mit einer mannshohen Partitur umpanzert und selbst das zwitterhafte Melodram durch das einseitige Gewicht des Orchesters überlastet. Sicherlich bedarf die Ballade einer freieren künstlerischen Behandlung; sie wird ihren Anteil an der Zukunft haben, wenn man sie einmal mit kräftiger Hand aus der Stickluft übertragener Anschauung gerettet hat. Uebrigens war es von Loritz eine verdienstliche Tat, sich des einzigen Erben und Nachfolgers von Karl Löwe, Martin Plüddemanns, zu erinnern. Es wäre nun endlich einmal an der Zeit, diesen arg Verkannten, immer nur Ueber- oder Unterschätzten, endlich einmal einer gerechten Berücksichtigung zu würdigen. Seine sieben Balladenbände bedeuten den Fortbestand dieses Genres von Löwes Tod bis heute, von dessen Erhaltung man ohne Plüddemann überhaupt nicht reden könnte. An musikalischer Originalität steht er freilich hinter seinem Vorbild zurück, auch wurde ihm das Klavier als musikalisches Ausdrucksmittel oft sichtlich zu enge; dafür ist seine Sprachtechnik von außerordentlicher Schärfe und Prägnanz; hier gilt es noch, Schätze zu heben, die nicht nur das Ansehen eines Verkannten retten, sondern auch ihrem Wiedererwecker hohe künstlerische Ehren eintragen könnten.

Bücherschau.

Franco-Germanus, Frankreichs Versündigungen gegen die katholische Kirche. München, Allgem. Verlagsbuchhandlung 1904, Brosch. 2,50 Mk., 8°, S. 235. „Sünden", ein malitiöser Titel! Wer gibt dem Historiker das Recht, auf dem Lebenspfad eines Volkes nur Steine zu sammeln, hat nicht die Geschichte eine heilige Pflicht, nur Reflex der Wahrheit zu sein? Die Kirchenpolitik Frankreichs steht bis zur Stunde im Vordergrunde der kirchlichen Tagesfragen, man schwebt zwischen Furcht und Hoffnung, wird ein Schisma oder die ersehnte Reaktion, wird Lüge und Gewalt oder das Recht obsiegen? Wenn je die Geschichte das Recht hat, der Zukunft die Fackel voranzutragen, so dürfte für Frankreich eine historische Reflexion angebracht sein. Wir begrüßen mit großer Freude vorliegende aktuelle Schrift und möchten sie eine Diagnose nennen, die aus dem Gewordenen das Werdende, aus dem Werke die Ursachen beurteilt, aus dem historischen Charakter einer Nation deren Grundsätze und Ziele für die Zukunft beleuchtet. Vor unserem Geiste entrollt sich das Gesamtbild der französischen Kirchenpolitik, angefangen vom Jahre 842, dem Vertrage von Straßburg, von wo an ein eigentliches von Deutschland getrenntes Frankreich existiert, bis zur Gegenwart herab. Wir durchwandern die einzelnen Perioden, die verschiedenen Dynastien und Regierungsformen, politischen Umwälzungen, religiösen Neuerungen, das endlose Gewirr der Feld- und Kabinettsschlachten, die zahllosen Parlaments- und Konzilsverhandlungen, die vielen Kronen- und Tiaraswechsel, kurz ein fast unübersehbares Geschichtsgewebe, dessen Fäden die wichtigsten Phasen der europäischen Entwicklung durchziehen, die aber alle mit kunstvoller Hand vom Verfasser zielbewußt geknüpft werden. Der Stoff ist in zwei Teile geschieden: direkte und indirekte Schädigungen. Im ersten Teile sehen wir die kirchenfeindlichen Bestrebungen der verschiedenen Fürstenhäuser: Capetinger, Valois, Orleans, Bourbons, die Zeitalter der Revolutionen; darunter Männer wie Philipp den Schönen, Karl VII., Ludwig XII., Franz I., Ludwig XIII. mit Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon I., Jules Ferry, Combes; ihre Gewalttaten sind meist mit dramatischer Lebendigkeit geschildert, so die Gefangennahme des Papstes Bonifaz VIII., das babylonische Exil, das große Schisma, pragmatische Sanktion, Deklaration des gallikanischen Klerus, die endlosen Usurpationen des Kirchengutes, Konkordat mit organischen Artikeln, die tiefgehende Entkirchlichung des Klerus rc. Der zweite Teil gibt die Verfolgung der Kirche durch indirekte Maßnahmen: wie Aufhebung des Templer- und Jesuitenordens, offene und geheime Bündnisse mit den Türken, Unterstützung des Protestantismus in Deutschland. Die Partien Bonifaz VIII., Franz I., Ludwig XIV., Templerorden und Türkennot sind wahre Kabinettstücke historischer Charakterzeichnung. Fürwahr Frankreich ist der „große Sünder" der Weltgeschichte, dessen Freveltaten bis zum Himmel reichen, die „erstgeborene Tochter" ist ein mißratenes Kind geworden, das Schande über Schande auf das Haupt der Mutter gehäuft, der Gallikanismus ist der Unstern der ganzen französischen Geschichte, die nationale Erbsünde, die in gleicher Weise Krone, Klerus und Volk korrumpiert hat, hier liegt die Triebfeder zur avignonensischen Gefangenschaft des Papsttums und damit zum großen Schisma, hier die Ursache der Ausbreitung des Protestantismus und des Verlaufs des 30jährigen Krieges. Von Richelieu urteilt der protestantische Historiker Ranke: „Unter allen Nichtprotestanten, die jemals gelebt haben, hat keiner ein größeres Verdienst um den Protestantismus als dieser Kardinal . . ." Auf dem Konzil von Basel rief ein gallikanischer Bischof aus: „Entweder müssen wir den apostolischen Stuhl aus den Händen der Italiener reißen oder ihn so rupfen, daß nichts daranliegt, wo er bleibt." Historiker wie Bourgeois nennen den französischen Klerus nur eine „geweihte Gendarmerie", welche dem Staate die Gewissen beugen mußte. Sorbonne, Parlament, selbst teilweise sonst gute Orden waren feige Werkzeuge der Regierung; die gallikanischen Artikeln wurden in das Glaubensbekenntnis der Professoren aufgenommen, sogar ein Bossuet beugte sich; man hielt es für erlaubt, direkt am Sturze des Hauses Habsburg durch Unterstützung der Türken zu arbeiten, nur damit der allerchristlichste König freies Feld für eine christliche Weltmonarchie besäße. Der Gallikanismus brachte Frankreich in solch feindselige Stellung zu Rom, daß ein Protestant sagt, Frankreich sei dadurch aus dem Gemeingefühl der katholischen Welt ausgeschieden und habe eine schismatische Existenz gefristet. Der Verfasser schreibt pseudonym, indes offenbart er sich alsbald durch seine umfassende Quellenkenntnis, Dispositionsgabe, reifes, sachliches Urteil und plastische Sprache als Historiker von Fach; es ist eine Freude zu sehen, wie seine geübte Hand die größten Perioden anfaßt, alles Nebensächliche ausscheidet, und das für seinen Zweck Brauchbare heraushebt. Das ist wirkungsvolle Apologie! Gegen Lügen und Gewalttaten das Urteil einer 1000jährigen Vergangenheit und zwar ein Verdikt, so vernichtend, wie keine Nation, nicht einmal ein heidnisches Volk es verdient; in Frankreich sind Haß und Verfolgung der katholischen Sache permanent! Der Autor dürfte Recht behalten, wenn er zum Schlusse schreibt, eine Nation, die in 1000jähriger Feindschaft zur Kirche gelebt, deren Blut bis ins Herz hinein vergiftet ist, kann sich nicht von heute auf morgen zur Reaktion erheben; es mögen zeitweilige Milderungen eintreten, der Gesamtkurs steuert auf völlige Zersetzung des religiösen Lebens hin, nur eine höhere Macht kann noch helfen. Wir möchten diese klaren, gründlichen, dabei warm katholischen Ausführungen aufs beste empfehlen. Dr. A., Baden.

Dr. F. Doflein, Sechs Wanderungen durch die Zoologische Staatssammlung in München. Zu beziehen durch den Verlag von Val. Höfling in München. Preis 50 Pfg. Das interessante Büchlein ist ein instruktiver Begleiter durch die reichhaltigen Säle dieses großartigen Museums. Die durchaus volkstümliche Schreibweise wendet sich an jedes Publikum und macht das Büchlein für jeden Lernbegierigen geeignet, so auch für Schüler und Arbeiter.

Kleine Rundschau.

Unsere Sprache.

Für den modernen Kulturmenschen verlieren die toten Sprachen, wie das Griechische und das Lateinische, immer mehr an Interesse. Er widmet sich mit Vorliebe dem Studium der lebenden Sprachen zu, um sich „zur erfolgreichen Mitwirkung an den Problemen der neugeschaffenen Entwickelungsphase vorzubereiten". — In erster Linie müßte aber die Muttersprache auf unseren Schulen zur möglichst größten Vollkommenheit entwickelt werden, denn in der Sprache liegt auch die geistige Kraft der Nation. — Beachtenswerte Worte sind es, die Professor Dr. Paul Güßfeld über die Muttersprache sagt: „Das kostbarste Gut eines freien Volkes ist seine Sprache; sie ist der Ausdruck für die Art, wie ein Volk denkt und empfindet. Steht das Volk auf einer hohen Stufe der Kultur, so wird seine Sprache für das logische Denken und das künstlerische Empfinden jedes Gebildeten ein Gegenstand höchsten Interesses sein und dem unbefangenen Denker als ein höchst wirksamer Lehrstoff auf Schulen erscheinen." E. S.

Wer wohnt in der Stadt am billigsten?

Wenn man die Mietpreise der Wohnungen in der Stadt vergleicht, so kommt man zu dem wenig erfreulichen Schluß, daß die armen Leute verhältnismäßig die höchste Wohnungsmiete bezahlen. Natürlich wird man von den Luxuswohnungen der Geldaristokratie Abstand nehmen müssen, da hier von einer Ueberteuerung nie die Rede sein kann, weil sehr oft die Laune des Mieters die Preise selbst bestimmt. Aber die Wohnungen von ein bis zwei Zimmern sind im Preise höher als die von drei, vier und mehr Zimmern. Dabei liegen diese kleinen Wohnungen meistens in einer Hintergasse. Die Räume sind klein und dumpf. Licht, Luft, Sonne haben nur wenig Zutritt. Bücher widmet sich dem Studium dieser Frage und faßt seine Erfahrungen in der Schrift „Wohnungs-Enquete der Stadt Basel" zusammen. Er kommt zu der Ueberzeugung, daß der arme Mann die höchsten Preise bezahlt. Der Kubikmeter Wohnraum mit Küche kostet in Basel: 1 Zimmer 4,66, 2 Zimmer 4,01, 3 Zimmer 3,56 und 4 Zimmer 3,37 Franken. E. S.

Wer soll studieren?

Natürlich nur die Begabten, wird man mir antworten. Aber es gibt auch in den minderbemittelten Familien sehr oft talentvolle Kinder, und die Eltern sind der Ansicht, daß ihr Sohn auf alle Fälle studieren müsse, um sich irgend einem Berufe auf dem geistigen Gebiete zu widmen. Da aber das Studium sehr viel Geld kostet, so müssen die Eltern darben, die Geschwister werden zurückgesetzt, oft wird ihre ganze Zukunft geopfert, damit nur der Junge auf der Schule erhalten werden kann. Und nicht zu selten kommt es dann vor, daß der gelehrte Sohn sich der armen Eltern und Geschwister schämt. Weit besser und praktischer wäre es gewesen, wenn die Eltern weniger materielle Opfer gebracht und den begabten Jungen irgend ein Handwerk hätten lernen lassen, bei welchem auch seine geistigen Fähigkeiten zur Geltung gekommen wären. Nur wer heute zum Studium kein Talent hat, also die geistig Minderbegabten werden für die Erlernung eines Handwerkes bestimmt. Daher ist die Folge, daß es in dem Handwerk so viele Gesellen und so wenig wahre Meister gibt, die nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Geiste schaffen. E. S.

Kinderspielzeug.

Die Kinder sollen nicht nur deswegen spielen, um beschäftigt zu werden, sondern es soll vor allem das Geistesleben seine Betätigung und Entfaltung finden. Daß in dem Kinde ein innerer Trieb steckt, der seine natürlichen Anlagen offenbart, können wir alle Tage beobachten. Die kleinen Mädchen beschäftigen sich fast ausnahmslos gerne mit Puppen. Ist es nicht die angeborene Mutterliebe, wenn sie die kleinen Lieblinge so sorgsam behüten und pflegen! Mancher Junge hat besondere Freude am Bauen, ein anderer spielt gerne Soldat, betätigt sich als Anführer oder versucht als Kanzelredner die Aufmerksamkeit seiner Kameraden auf sich zu lenken. Nun begehen aber viele Eltern und Erzieher den Fehler, daß sie möglichst zahlreiche Spielsachen den Kindern aus dem Laden kaufen. Fast in jedem Hause, in dem eine Schar Kinder ist, findet man jetzt einen Baukasten. Diese fachmännisch ausgeführten Kasten sind gewiß an und für sich ganz schön, aber sie müssen dem Kinde auf die Dauer langweilig werden. Es lassen sich in der Regel nur etwa zwei bis drei Häuser nach einer bestimmten Schablone ausführen, und wenn das Kind dies versteht, dann ist auch das Interesse dahin. Wie anders wird dagegen die Phantasie angeregt, wenn man dem Kinde einen Kasten gibt, in dem allerhand Holzklötze, kurze und lange Balken, breite und schmale Brettchen enthalten sind. Wie mannigfaltig wird sich das Bauen hier gestalten können. Schiffe, Häuser, Brücken, überhaupt was nur in der Phantasie des Kindes entsteht, kann in unzähligen Arten ausgeführt werden. Wenn es auch nicht so schön und formgerecht wird, wie bei einem gekauften Baukasten, aber es wurde die Selbsttätigkeit des Kindes in einem hohen Grade angeregt, worin der größte Wert des Spieles besteht. E. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 31. München, 30. Oktober 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Liberaler Hexensabbat in Bayern.

Von
Dr. Armin Kausen.

Wortbruch, Untreue und Verrat finden auch in der Politik ihre Strafe und Rache. Seitdem die liberale Partei des bayerischen Landtages die fortschrittliche Wahlgesetzvorlage der Regierung vereitelt und die eigenen Anträge und Beschlüsse der vorhergehenden Session mit Füßen getreten hat, lastet der Fluch des Volksverrates auf dem bayerischen Liberalismus. Der Kammerfreisinn, der mit dem Nationalliberalismus unter einem Fraktionsdache beisammen wohnt, kann sich von der Mitschuld nicht freisprechen. Mitgegangen, mitgehangen! Das fadenscheinige Mäntelchen des in letzter Stunde eingebrachten Proporzantrages vermochte die Schande nicht einmal in den Augen derer zu decken, welche, wie der liberale pfälzische Pfarrer Schowalter, in Wort und Schrift mit großem Eifer für die Verhältniswahl als die idealste Form des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes eingetreten waren. Schowalter hat in der „Zukunft" kein Hehl daraus gemacht, daß er die liberale Landtagsfraktion nach wie vor der Schuld an dem Scheitern des Wahlgesetzes schuldig spricht. Der dem nationalsozialen Flügel des Liberalismus angehörige Graf von Bothmer jun. (Bad Aibling) hat die gleiche Anklage in einer liberalen Versammlung zu Tölz gegen die Fraktion erhoben und in einem „offenen Briefe" wiederholt. Die „Frankfurter Zeitung", welche dem bayerischen Nationalliberalismus nur zu oft Handlangerdienste leistet, stellte noch im Abendblatte vom 11. Oktober (Nr. 283) der liberalen Fraktion das Zeugnis aus: „Sie hat, das muß allen Bemäntelungs- und Vertuschungsversuchen gegenüber der Wahrheit gemäß aufrecht erhalten werden, die Wahlreform in der Abgeordnetenkammer aus Gründen zu Falle gebracht, die vor einem objektiven Richter nicht bestehen können."

Von allen diesen Dingen erfahren die Leser liberaler Blätter, zumal in Norddeutschland, kein Sterbenswort. Sie werden systematisch in dem Aberglauben erhalten, als sei die Schuld des Zentrums und der Sozialdemokraten an dem Scheitern der Wahlreform eine von niemand im Bereiche des Gesamtliberalismus angezweifelte Tatsache. Auch von dem heftigen Streit und Zank, der seit Wochen durch die Reihen des bayerischen Liberalismus tobte, dringt kaum ein Hauch in die außerbayerische liberale Presse.

Niemand kündet gerne seine eigene Schmach, und so ist es schließlich erklärlich, wenn der „offene Brief" des liberalen protestantischen Grafen Bothmer von der bayerischen, geschweige denn von der norddeutschen, liberalen Presse totgeschwiegen wurde. Ist doch in diesem Briefe eines Mitgliedes des neuerdings von der „Allgemeinen Zeitung" so feurig umworbenen „reinsten deutschesten Adels" gegen die liberale Presse die schwere Anschuldigung erhoben worden, sie sei „schon lange nicht mehr in der Lage, objektive Berichte zu bringen". „Ihr gilt die Tendenz mehr als die Wahrheit . . . Sie gewöhnt ihre Leser an die Lüge und nimmt ihnen so jegliche Fähigkeit, sich ein klares Bild von der politischen Lage zu machen." Das war Ende September, und am 10. Oktober schrieb die „Frankf. Zeitg." derselben Presse folgenden Vers ins Stammbuch: „Ueberall, wo es galt, eine volkstümliche Sache zu vertreten, versagte die liberale Presse. Selbst im Gegensatz zu der eigenen Landtagsfraktion gefiel sie sich vielfach in einer geradezu kläglichen Liebedienerei nach oben." — —

Wer in den letzten Wochen die Berichte norddeutscher liberaler Blätter über politische Vorgänge in Bayern verfolgt hat, wird unwillkürlich an das herbe Urteil des Grafen Bothmer erinnert werden. „Wir Wilden sind doch bessere Menschen." Der Zentrumspresse ist es nicht beigefallen, die Pronunziamentos zweier junger Grafen, welche von der liberalen Presse zu welterschütternden Ereignissen aufgebauscht wurden, vor ihren Lesern zu verbergen. Daß ein junger liberaler Graf es sein mußte, welcher der liberalen Presse diesen Spiegel vorhielt, war jedenfalls eine bittere Ironie des Schicksals, oder, mit gutem Humor betrachtet, ein grausamer Treppenwitz der Parteigeschichte.

Der liberalen Partei gilt die Tendenz mehr als die Wahrheit! Speziell die „Kölnische Zeitung" scheint es sich in der jüngsten Zeit zur Aufgabe gemacht zu haben, die Richtigkeit dieser Einschätzung zu bekräftigen. Als das genannte Blatt am 17. Oktober nach der Nürnberger Tagung des geschäftsführenden Ausschusses der nationalliberalen Landespartei an hervorragender Stelle schrieb, „die bayerischen Nationalliberalen seien als erste Partei des Landes mit einem Aufruf in den Wahlkampf eingetreten", klang etwas wie stolzes Hochgefühl aus dieser Meldung. Nicht die leiseste Spur von dem wahren Zusammenhang der Dinge, den z. B. die nationalliberale

„Augsb. Abendztg." offen zugab, indem sie schrieb: „Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der oben mitgeteilte Aufruf gewissen, in der Presse genügend erörterten Vorkommnissen der letzten Zeit seine Entstehung verdankt."

Sollten einem Leser der „Kölnischen Zeitung", der seine parteipolitische Wissenschaft ausschließlich oder vorwiegend aus dieser Quelle schöpft, meine Darlegungen zu Gesicht kommen, so würde er mich durch eine klare, aufrichtige Antwort auf nachstehende Frage zu Dank verpflichten: Konnte ein Leser des liberalen „Weltblattes" am Rheine aus dessen bayerischen Berichten ein genügendes Bild von den „Vorkommnissen der letzten Zeit" erlangen? Ueber den tiefgehenden Konflikt mit der „Allgemeinen Zeitung" und ihren Hintermännern wurden die Leser des größten liberalen Organs in Westdeutschland mit einer beschönigenden Korrespondenz vom 12. Oktober hinweggetäuscht, deren Quintessenz in dem Satze lag, sicherlich habe kein Liberaler an derartiges (Rückkehr zur ständischen Vertretung an Stelle des allgemeinen, gleichen Wahlrechts) gedacht, „die ultramontanen und sozialdemokratischen Organe füllten ihre Spalten mit einer „künstlich zurechtgemachten Entrüstung".

Künstlich zurechtgemachte Entrüstung? Nein: Tendenz statt Wahrheit! Die „Münchener Neuesten Nachr." schüttelten den „großes Aufsehen erregenden" Artikel energisch ab, die parteiamtliche „Liberale Bayerische Korrespondenz" erklärte denselben als zum mindesten recht überflüssige „taktische Entgleisung" und nötigte die „vor den Kopf gestoßene" „Allgemeine Zeitung" zu einer scharfen Abwehr. Der „Fränk. Kurier", das Organ der freisinnigen Fraktionsmitglieder, meinte, die „Allgemeine Zeitung" scheine es sich zur Aufgabe gesetzt zu haben, „vor Beginn der Wahlagitation den Liberalen möglichst viele und dicke Knüppel zwischen die Beine zu werfen". Zu diesen Knüppeln gehörte nämlich auch das von einem „süddeutschen Staatsmanne" (dem „Fränkischen Kurier" zufolge soll es Herr Dr. Bürklin, der „Nährvater der Allgemeinen Ztg.", der neue Führer der nationalliberalen Partei in der Pfalz, gewesen sein) in einem erzreaktionären Artikel gestellte Ansinnen, die nationalliberale Kerntruppe könne die kleinen Anhängsel, welche bisher eine zu laute Rolle gespielt, im politischen Feldzuge auch entbehren. Daß es sich nicht um eine „künstlich gemachte" Entrüstung handelte, beweist auch der von den „Münch. Neuest. Nachr." bezeugte „scharfe" Protest, den der jungliberale Führer Dr. Dirr in einer Versammlung der liberalen Arbeitervereinigung zu Augsburg gegen die „Allgemeine Ztg." erhob. In dem Berichte heißt es ausdrücklich, der Wahlrechtsartikel habe in liberalen Kreisen „starke Erregung hervorgerufen" und in der Versammlung „schärfste Mißbilligung" gefunden. Die Schönfärberei der „Kölnischen Zeitung" wird, abgesehen von einem energischen Protest des deutschfreisinnigen Vereins in Nürnberg, auch durch den freisinnigen Reichstagsabgeordneten Dr. Müller-Meiningen (Landgerichtsrat in Aschaffenburg) widerlegt, der im „Fränkischen Kurier" die „einseitige und jetzt geradezu verhängnisvolle Fraktionspolitik beklagt und seinen liberalen Genossen vorwirft, „das Streiten in den liberalen Kreisen gehe wieder an". „Zuerst balgt man sich zur Wonne von Schwarz und Rot in Oberbayern herum, dann überträgt man diese brüderliche Gesinnung in die Presse und jetzt schafft die „Allgemeine Zeitung" neuerdings eine Situation, die für jeden, dem die große Sache . . . nicht selbst Mittelchen zum Zweck ist, seine kleinen politischen Feuerchen daran anzuzünden, nahezu abschreckend wirken muß." Daß die „Allgem. Ztg." auf alle diese Zurechtweisungen nicht schwieg, sondern auch ihrerseits Püffe und Schläge austeilte, braucht kaum bemerkt zu werden. Gleichzeitig spielte sie natürlich die Unschuldsvolle, die nie ein Wässerlein getrübt und dem Aergernis erregenden Artikel nur aus Vorliebe für die Abschreckungstheorie Raum gegeben habe.

Auf dem Hintergrunde dieser unten noch näher zu erörternden, von norddeutschen liberalen Blättern totgeschwiegenen „Vorgänge der jüngsten Zeit" gewinnt der am 16. Oktober zu Nürnberg beschlossene Wahlaufruf ein ganz anderes Gesicht. Es war eine von der Parteileitung unternommene Rettungsaktion, ein Versuch, den Brand zu löschen, den in erster Linie, wenn auch nicht allein, die „Allgemeine Zeitung" angestiftet hatte, denn auch in dem Konflikt mit dem Grafen Bothmer war sie die erste Ruferin im Streite gewesen.

An der Hand dieser Vorgeschichte wird man auch die „dringende Mahnung zu einträchtigem Zusammengehen" und die Aufforderung, „allen Streit und Hader mit nahestehenden Parteien fahren zu lassen", richtig einschätzen.

Es war eine Rettungsaktion auch gegenüber den Gefahren, welche die allzu große Offenherzigkeit liberaler Blätter in Sachen der Wahlreform für die Partei heraufbeschwor.

Zuerst hatten die „Münchener Neuesten Nachrichten" aus der Schule geschwatzt, als sie am 26. September in einem Berichte über die Landtagswahlen in Steiermark klagten, daß für das allgemeine Wahlrecht „merkwürdigerweise auch sonst klar sehende deutsche Abgeordnete noch immer schwärmen". Das zweite liberale Organ in München folgte fast unmittelbar darauf, am 3. Oktober, mit seinem sensationellen Artikel über „Das Prinzip ständischer Vertretung im bayerischen Landtag", der an den Vorschlag eines Reichsratsmitgliedes bei der Beratung der jüngsten Wahlgesetzvorlage anknüpfte und von der Redaktion der „Allgem. Zeitung" ausdrücklich als Niederschlag einer „tatsächlich in weiten Kreisen immer mehr an Boden gewinnenden" Stimmung eingeführt wurde. Daß die Redaktion den Vorbehalt machte, sie sei „weit davon entfernt", diese Abneigung gegen das allgemeine Wahlrecht zu teilen, ist, wie die nachfolgenden Ereignisse zeigten, auch im liberalen Lager nicht überall nach Wunsch gewürdigt worden. Zieht man in Betracht, daß die ganze jüngste Taktik der „Allgemeinen Zeitung" eine geschlossene Kette bildet, deren wesentlichstes Glied die Gewinnung des katholischen Adels für die liberale Partei und die Verstärkung des politischen Schwergewichtes eines solchergestalt reformierten liberalen Adels war, hält man sich vor Augen, daß schon seit Jahren die Diskreditierung der parlamentarischen Volksvertretung eine tägliche Beschäftigung der liberalen Presse, insonderheit der „Allgemeinen Zeitung" bildete, vergegenwärtigt man sich dann noch die Tatsache, daß auch die inzwischen in Broschürenform erschienenen Artikel zur Köderung des Adels ein sehr unmutiges und gereiztes Wort gegen das „Massenstimmrecht" enthielten und daß selbst die Polemik der „Allgemeinen Zeitung" gegen den freisinnigen Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen zu einem beißenden Spott über die gesunkene Achtung vor dem Amte des Reichstagsabgeordneten herhalten mußte, dann besitzt man einen ungefähren Gradmesser für die eher frohen als betrübten Empfindungen, mit denen die „Allgemeine Zeitung" für ihren Teil dem derben Vorstoße gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht gegenüberstand. Es verlohnt sich daher, diesen Bekenntnissen einer schönen Seele zu größerer Oeffentlichkeit zu verhelfen, wobei man die possierlichen Sprünge, welche die „Allgemeine Zeitung" macht, um „gewisse Abgeordnete" für die dem allgemeinen Wahlrecht angeblich drohende Gefahr verantwortlich zu machen, füglich übergehen kann. Der entscheidende Passus des Sensationsartikels (Nr. 454 der „Allgem. Ztg.", Morgenblatt) lautete wörtlich:

„Für unabhängige Männer von selbständigem Urteil und Charakter schwindet immer mehr der Boden für eine Betätigung in der Volksvertretung; die Aussicht auf eine Förderung des Volkswohles durch würdige, objektive und rechtzeitige Behandlung der Staatsnotwendigkeiten wird immer hoffnungsloser. Heißt es da nicht Oel ins Feuer gießen, heißt es nicht allen Einsichtigen und Wohlgesinnten die Lust an parlamentarischem Wirken ex officio verleiden, wenn man auf solche Zustände die Einführung des allgemeinen, direkten Wahlrechts aufpfropfen will mit der bewußten Folge einer Verewigung nicht nur der derzeitigen Majoritätsverhältnisse, sondern eines an sich abgewirtschafteten Systems? Dem berechtigten Ueberdruß, den dieses System in seiner Entwicklung allenthalben (ausgenommen, wie es scheint, in Baden) erzeugt hat, ist auch nicht mit Palliativen wie die Proportionalwahl abzuhelfen. Sie repräsentiert eben doch nur eine Art von Vergewaltigung des Begriffs vom allgemeinen Wahlrecht und eine Verkünstelung des auf ihn gegründeten Vertretungsaufbaues. Tiefgehende Schäden im Volksleben aber bedürfen radikalerer Heilmittel. Wie der moderne Arzt in engster Anlehnung an die physische Individualität des Patienten seine Heilwirkung erstrebt und erreicht, so wird auch hier die natürliche Beschaffenheit des Volksorganismus der Boden sein müssen, aus dem eine vorgeschrittene, zeitgemäße Staatskunst jene Elemente heranzieht, unter deren Einfluß sich die Teilnahme eines Volkes an einer gesunden Gestaltung seiner vitalsten Interessen am naturgemäßesten und damit vorteilhaftesten vollzieht."

Wer die Verhältnisse in Bayern kennt, wird die Prophezeiung, daß dieser eine Artikel aus „weiten Kreisen“, auf deren Heranziehung die liberale Partei der „Allgemeinen Zeitung“ zufolge großes Gewicht legt, eben dieser Partei mindestens ein halbes Dutzend Mandate kosten wird, nicht übertrieben finden.

Man hat den Gegnern einen Einblick in die liberale Geheimwerkstatt verschafft, dessen Nachwirkung auch durch die gleißendsten programmatischen Erklärungen nicht mehr abzuschwächen ist. Mag der Parteivorstand hundertmal versichern, daß über Ziele und Absichten „schändliche Lügen und Verleumdungen“ verbreitet würden. Wir besitzen das Nötige schwarz auf weiß in einer Zeitung, welche sich während der unglückseligen Wahlrechtskampagne des letzten Landtages fortgesetzt in engster Fühlung mit der Partei und Fraktion befand, deren Chefredakteur, wie er in Nr. 473 dem Abg. Müller-Meiningen gegenüber ausdrücklich betonte, „sich nicht nur zur liberalen Landespartei rechnet“, sondern „zur Ehre anrechnet, auch noch Mitglied des Zentralvorstandes der nationalliberalen Partei zu sein“.

Der Parteiausschuß will durch seinen Aufruf „allüberall verkünden, daß wir einmütig von unseren künftigen Abgeordneten fordern werden die Bekämpfung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts auf der Grundlage der Verhältniswahl“. Die gegnerische Presse hat den Liberalen darauf prompt geantwortet: 1. daß die bisherigen Abgeordneten das fortgeschrittene Wahlrecht hätten erkämpfen können, aber statt dessen verräterisch vereitelt haben; 2. daß man einer Partei, welche heute 14 Grundsätze mitbeschließt und zwei besondere Anträge (relative Mehrheit und verfassungsgesetzlich festgelegte Wahlkreiseinteilung) durchsetzt, um morgen die Verwirklichung der 14 Grundsätze zu verhindern und die Ausmerzung der selbstgestellten Anträge zur conditio sine qua non zu machen, keinen Glauben mehr schenken kann, wenn sie auch goldene Berge verspricht; 3. daß die programmatische Festlegung auf den Proporz und nur auf den Proporz die Bedeutung einer tatsächlich heute bereits eingeleiteten abermaligen Vereitelung der Wahlreform hat, weil die Zustimmung der Reichsratskammer — von der Regierung abgesehen — zur Verhältniswahl nie und nimmer zu erlangen ist. Für letzteres liegt ein klassisches Zeugnis vor in einem früheren Kammerberichte des liberalen Korreferenten Dr. Hammerschmidt selbst, des Vaters des in zwölfter Stunde eingebrachten Not-Proporzantrages.

Die liberale Partei ist von allen guten Geistern verlassen. Auch der „Aufruf“ des Parteiausschusses hat sich bereits als interpretationsbedürftig erwiesen. Den „Münchener Neuesten Nachrichten“ wurde durch die Kritik der Gegner die Erkenntnis vermittelt, daß die liberale Partei sich mit der Vereidigung auf den Proporz in eine Sackgasse festfahre. Das liberale Blatt machte daher kurzen Prozeß und korrigierte dem Parteiausschuß, gez. Freiherr von Kreß, das Konzept des „Aufrufes“ einfach dahin: „Es ist ganz selbstverständlich, daß die Liberalen, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, das beste Wahlrecht durchzusetzen, auf jeden Fall einem neueren und gerechteren Wahlrecht vor dem jetzt bestehenden System den Vorzug geben werden.“ Da inzwischen eine ähnliche Interpretation in der „Augsb. Abendzeitg.“ erschienen ist, scheint der Parteiausschuß den Entscheid der Obervormundschaft stillschweigend anzuerkennen. Jedenfalls ist die liberale Wahlrechts-Tragikomödie durch einen neuen Zwischenakt bereichert.

Das in kurzen Umrissen entworfene Bild des bayerischen Liberalismus in seinen Wahlnöten wäre nicht vollständig, wenn nicht ein Urteil des Publikationsorgans der den Liberalen bekanntlich sehr nahestehenden Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaftsvereine Süddeutschlands hier angefügt würde. Die „Wacht“ schreibt in Nr. 41 vom 8. Oktober u. a.:

„Diejenigen Männer, welche dieses Kunststück zu Wege gebracht und der langen Reihe ihrer Torheiten mit der Ablehnung der Wahlrechtsvorlage die Krone aufgelegt haben, sollten froh sein, wenn ihnen eine Gelegenheit geboten wird, von der politischen Schaubühne abzutreten. Sie würden damit einem Wunsche entgegenkommen, der von den Jungliberalen und Nationalsozialen angefangen bis in die Kreise ergrauter liberaler Männer hinein offen und im geheimen gehegt wird. Allein sie denken nicht daran, das Heft aus der Hand zu geben. Sie kleben an ihren Mandaten, als hinge das Schicksal der Menschheit davon ab, daß gerade sie wieder in den bayerischen Landtag zurückkehren. Ja, sie sind kühn genug, sich in geschickt inszenierten Versammlungen für ihre unverzeihliche Haltung selber Lob zu spenden und die Kritik, welche entschieden liberale Kreise an ihnen üben, mit Hilfe ihrer Presse totzuschweigen oder zu verdrehen. Der Satz, daß jede politische Richtung diejenige Presse hat, die sie verdient, erleidet in diesem Falle eine Ausnahme. Denn die Kammerliberalen verdienten eine bessere Presse, als sie in Blättern, wie den „Münchener Neuesten Nachrichten“ oder der „Augsburger Abendzeitung“ besitzen. Sie sind in allgemeinen, politischen und wirtschaftlichen Fragen reaktionär, fast so reaktionär wie ihre Freunde vom Bauernbund. Aber sie sind wenigstens in ihrer reaktionären Haltung konsequent. Das kann man von ihrer Presse beim besten Willen nicht sagen. Wo ist eine politische oder nichtpolitische Frage — vom fruchtlosen Schelten auf die Schwarzen und Roten einmal abgesehen — in welcher diese Presse eine unzweideutige Haltung einnehmen würde? . . . . .
Wer es mit dem Liberalismus in Bayern ehrlich meint, der darf sich ungeachtet allen Gezeters der in ihrer Gedankenlosigkeit aufgescheuchten und unfähigen Auchpolitiker, die den Liberalismus so gründlich auf den Grund gebracht haben, nicht abhalten lassen, ungeschminkt die volle Wahrheit zu sagen. . . . . . Kein wirklich liberaler Mann und namentlich kein Arbeiter wird einem von den Leuten seine Stimme geben, welche die Zeichen der Zeit so wenig verstanden und eine Sache, die nur aus ganz großen Gesichtspunkten heraus beurteilt werden durfte, unter dem engen Gesichtswinkel der Chancen ihrer Wiederwahl entschieden haben.“

Wenn die „Frankfurter Zeitung“ am 11. Oktober (Nr. 283) sich dahin aussprach, daß „die Aussichten des bayerischen Liberalismus für die nächstjährigen Neuwahlen zum Landtage zurzeit zweifellos außerordentlich schlechte sind“, so wird auch ein mühsames Zusammenflicken des jetzt zwischen dem rechten und linken Flügel entstandenen klaffenden Risses diese Aussichten kaum wesentlich verbessern.

Als ultima ratio ist den Liberalen ein maßloses Schelten über das nur in der überhitzten Phantasie bestehende „schwarz-rote Bündnis“ geblieben. Aber auch dieses letzte Pulver wird bald verschossen sein, da der strikte Nachweis erbracht ist, daß die Liberalen selbst ein Bündnis mit den Roten gesucht, aber sich einen Korb geholt haben, daß zur Zeit der Crailsheim-Krisis selbst liberale Blätter von der Qualität der „Köln. Zeitung“ ein Bündnis mit den „Roten“ als einziges Rettungsmittel zur Niederwerfung des Zentrums befürworteten. Vollends die „Allgemeine Zeitung“ kann mit Jeremiaden über ein „schwarz-rotes Kartell“ nur ein mitleidiges Lächeln erregen, nachdem ihr „süddeutscher Staatsmann“ in Nr. 455 vom 5. Okt. ausdrücklich bescheinigt hat, daß „die bayerische Landtagssozialdemokratie eine sehr versöhnliche, fast blaue Sozialdemokratie darstellt“. Als der „süddeutsche Staatsmann“ diesen Satz schrieb, hatte er vielleicht eine Vorahnung, daß ein liberaler Redner in Augsburg, Dr. Dirr, ein paar Tage darauf erklären würde, „es könne sehr wohl Lagen geben, wo ein Zusammengehen mit den Sozialdemokraten eine politische Notwendigkeit werde“. Das blau-rote Zukunftskartell besitzt also schon im voraus Indulgenz vom linken wie vom rechten Flügel. Was aber die „ruchlose“ Apostrophierung der Krone anbetrifft, welche die „Kölnische Zeitung“ im Einklang mit der „Allgem. Zeitung“ dem Abg. Dr. Heim noch immer nicht vergeben kann, so sei denn doch ergebenst in Erinnerung gebracht, daß liberale Blätter, darunter die „Kölnische Zeitung“, sich nach dem Sturze des Grafen Crailsheim gegen den greisen Prinz-Regenten „Apostrophierungen“ erlaubten, die Dr. Heims Wort von den „gekrönten Agitatoren“ (nach der Swinemünder Affäre) weit übertrafen. Damals hat die „Köln. Zeitung“ (Ende Februar 1903) dem Prinzregenten vorgeworfen, daß er einen „ungeheuerlichen Fehler“ gemacht, eine „Schädigung des Ansehens der Krone und des monarchischen Prinzips“ herbeigeführt habe, einen „Schlag, der aus der Geschichte Bayerns nicht so leicht ausgemerzt werden kann“ und ein „Unglück für Bayern“ bedeute. Jedes Ding hat seine zwei Seiten, auch die unbarmherzige Ausgrabung „ruchloser“ Aussprüche gegen die Krone, die man noch durch gewisse interessante Aussprüche der „Münch. Neuesten Nachrichten“ über die suspekte deutschnationale Gesinnung des „Hofes des Prinz-Regenten“ oder über den schwindenden bayerischen Patriotismus gewisser liberaler Pfälzer und liberaler Franken leicht zweckdienlich ergänzen könnte.

✠ ✠ ✠

Der „verhetzenden Tätigkeit" des Evangelischen Bundes

widmet das „Deutsche Adelsblatt" in Nr. 42 vom 16. Oktober eine eingehende Betrachtung. Da es sich zweifellos um eine Stimme aus dem positiv-evangelischen Lager handelt, so verdient die scharfe Kritik besondere Beachtung. Der Artikel handelt von der Dresdener Generalversammlung des Bundes und lautet in wortgetreuer Wiedergabe (nur die Hervorhebungen im Text rühren nicht vom „Adelsblatt" her):

„Der Evangelische Bund hat zwar stets in Wort und Schrift hervorgehoben, daß er lediglich den Zweck verfolge, die deutsch-protestantischen Interessen zu schützen und in die Politik nicht eingreifen wolle. Indes seine Tätigkeit entsprach diesem Grundsatze nicht. Immer war die Abwehr nur Nebensache, die Hauptaufgabe blieb der Angriff, und zwar wurden die Geschosse nicht nur gegen die Angehörigen der katholischen Kirche, die er als Feinde einer gesunden Entwickelung des Vaterlandes betrachtete, sondern auch vielfach gegen die positiven Kreise der evangelischen Kirche gerichtet. Ein Vorgehen, das in letzter Zeit in verschärftem Maße zutage trat. Der Evangelische Bund war dadurch zu einer Kampfgenossenschaft geworden, die rücksichtslos gegen alle Stellung nahm, die ihre Anschauungen nicht teilten, und jeden befehdete, der den Ausgleich religiöser Gegensätze wünschte. Sie wollte den Krieg, und nicht den Frieden. Niemand ist darüber im Zweifel geblieben, der gewisse Vorgänge während der letzten Jahre beobachtet hat. Und dieses aggressive Moment ließ sich trotz aller Versicherungen, man stehe der Politik fern und werde durch die Gegner zum Streite gedrängt, nicht in Abrede stellen. Nun machte sich auf der diesjährigen Hauptversammlung offenbar der Wunsch geltend, das Verhältnis des Bundes zur Politik einer näheren Erörterung zu unterziehen. Das ist denn auch in verhüllter und vorsichtiger Form geschehen. Insofern verdient die Dresdener Tagung besondere Beachtung. Der Einfluß dieser Haltung auf die künftige Tätigkeit des Evangelischen Bundes und auf seine Stellung in der Oeffentlichkeit wird sicherlich nicht ohne Folgen bleiben.

„Im letzten Jahre hatten die Bundesführer eine so lebhafte Agitation entfaltet und so erregend auf weite Bevölkerungskreise gewirkt, daß unter ihnen selbst die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht die offene Uebernahme politischer Pflichten angebracht sei. In der Bundespresse wurde diese Frage lebhaft erörtert, doch gelangte man zu keiner Einigung. Es war daher selbstverständlich, daß die Angelegenheit auf der Hauptversammlung zur Verhandlung kam. Dr. Bärwinkel-Erfurt hatte es übernommen, den Streitfall zu beleuchten. Er entledigte sich seiner Aufgabe in nicht mißzuverstehender Weise, und der Beifall, der seinen Worten folgte, läßt keinen Zweifel, daß man allerdings entschlossen ist, auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen und die politische Arena zu betreten. Der Bund will das nur, um wirksam gegen die katholische Kirche vorzugehen und gleichzeitig die Positiven evangelischen Bekenntnisses zu verdrängen. Welchen Abbruch er hierdurch dem Christentum zufügt, das sieht er nicht, oder will es nicht sehen. Unbeirrt verfolgt er sein Ziel.

„Die Rede Dr. Bärwinkels enthält im allgemeinen die gleichen Gedankengänge, denen wir so oft in den Vorträgen der Leiter des Verbandes begegnen. Nach seiner Auffassung werden die Evangelischen von den Katholiken — er hat für sie die Bezeichnung Ultramontane gewählt — schwer bedrängt. Die evangelischen Gedanken in Gesetzgebung und Verwaltung ständen angeblich in Gefahr, durch „ultramontane" Einflüsse die bedauerlichste Einbuße zu erleiden. Aus diesem Grunde sei es Pflicht des Evangelischen Bundes, nicht länger zu zögern und energisch für die Rechte der Evangelischen einzutreten. Darin erblickt Dr. Bärwinkel die politischen Aufgaben des Evangelischen Bundes. Und hierauf sollen sie beschränkt bleiben. Die politischen Strömungen, die den Evangelischen, wie dem Christentum überhaupt feindlich gegenüber stehen, sollen nicht bekämpft werden. Der Bund muß es sich versagen, wie Dr. Bärwinkel erklärte, in das Parteigetriebe hinabzusteigen; er soll sich vielmehr allen Gruppen gegenüber, welche Farbe sie auch tragen, unbedingt neutral verhalten. Dieser Standpunkt wurde in einer Weise begründet, die einem Diplomaten zur Ehre gereicht hätte. Es möge dem Ermessen eines jeden überlassen bleiben, wie er sich gegebenenfalls zu den Parteien stellt. Selbst über die Haltung, die man der Sozialdemokratie gegenüber zu beobachten habe, läßt Dr. Bärwinkel sich nicht mit der erforderlichen Klarheit aus. Es sei das eine Angelegenheit, die der einzelne mit seinem Gewissen abmachen müsse; der Bund könne hier nichts gebieten, doch sei zu hoffen, daß bei parlamentarischen Wahlen jedes Mitglied seine Bürgerpflicht erfüllen werde.

„Nach dieser überaus merkwürdigen Vorsicht gegenüber dem Umsturz wandte sich der Redner jenen Kreisen zu, die für den Frieden mit „Rom und dem Ultramontanismus", das heißt mit den Katholiken, eintreten. Hier nun fand er sofort entschiedene Worte und protestierte mit aller Energie gegen jede derartige Möglichkeit.

„Aus dem Vortrage Dr. Bärwinkels, der nach der ihm zuteil gewordenen Zustimmung als programmatisch betrachtet werden darf, geht mit voller Deutlichkeit hervor, daß der Evangelische Bund von nun an sich offen zur Uebernahme politischer Pflichten bekennt. Daran wird nichts durch den Beschluß geändert, man wolle auch ferner unpolitisch bleiben. Denn der Nachsatz, es wäre dem Bunde nützlich, wenn er mehr Nachdruck und Entschiedenheit in seinem Auftreten bekunde, läßt den „unpolitischen" Charakter in der richtigen Beleuchtung erscheinen. Und der Zweck seiner Tätigkeit soll darin bestehen, alle verfügbaren Kräfte gegen die Katholiken zu konzentrieren.

„Die Abneigung gegen alles, was mit Rom zusammenhängt, ist so groß, daß die Bundesleitung der von der Sozialdemokratie drohenden Gefahr anscheinend keine Beachtung schenkt. Jedenfalls erachtet sie es für überflüssig, ihren Mitgliedern hier irgendwelche Warnung zugehen zu lassen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß in einer Zeit, in der die Demokratie mit jedem Tage an Macht gewinnt, in der weite Volkskreise vom sozialistischen Gifte durchseucht sind, und Staat und Gesellschaft mehr und mehr gezwungen werden, auf die Wünsche der „Genossen" Rücksicht zu nehmen, eine so ungeheuere Verblendung Platz greifen kann. Sehen denn die Herren im Evangelischen Bunde wirklich nicht, wo der Feind der evangelischen Kirche und des Christentums zu suchen ist, erkennen sie denn nicht, daß die Trennung der Bekenntnisse nur dem Umsturz nützt und ihm Waffen in seinem Kampfe gegen das Bestehende liefert? Der Evangelische Bund treibt keine nationale, einigende und ausgleichende Politik. Er schärft den Gegensatz, schürt die Leidenschaften und appelliert durch Weckung religiöser Vorurteile an die wilden Instinkte der großen Menge. Wo bleibt da das Verständnis für all das Unheil, das konfessioneller Streit seit Jahrhunderten über Deutschland heraufbeschworen hat! Diese verhetzende Tätigkeit des Bundes hat mit der Wahrung „deutsch-protestantischer Interessen" nichts zu tun. Blicken wir auf seine Vergangenheit zurück, so sehen wir nirgends einen positiven Erfolg, nirgends eine Errungenschaft, die der evangelischen Kirche einen wirklichen Nutzen geschaffen hätte. Nur negative Siege bezeichnen seine Bahn. In der Agitation hat er sich als Meister gezeigt. Aber er hat dabei lediglich Unzufriedenheit gesät, Verwirrung erzeugt und die Erbitterung der Mitglieder verschiedener Bekenntnisse vermehrt. Und nicht genug damit. Er hat auch die Evangelischen an manchen Orten in zwei sich befehdende Lager geteilt. Denn es waren nicht nur die Katholiken, denen sein heftiger Angriff galt, oft genug hat er auch die konservativen positiven Kreise der evangelischen Kirche empfindlich verletzt. Namentlich in den letzten Monaten beobachtete er gegen diese eine so feindselige Haltung, daß es schwer wird, ihn als Vertreter eines religiösen Bekenntnisses anzusehen. Der Evangelische Bund ist eine Organisation des kirchlichen und politischen Liberalismus, mit dem er die gleiche dogmatische Ausschließlichkeit teilt, und für dessen Weltanschauung er Propaganda macht. Toleranz gegen alles, was irgendwie dem Liberalismus nahesteht, sonst aber scharfes und rücksichtsloses Vorgehen, zumal gegen alle die, denen die Pflege der einigenden Momente in den verschiedenen Bekenntnissen am Herzen liegt.

„Die politischen Ziele des Evangelischen Bundes haben für jeden, der nicht nicht mit geschlossenen Augen durchs Leben geht, immer offen dagelegen. Doch dürfte in diesem Jahre durch den Vortrag des Dr. Bärwinkel die Klärung über die Bestrebungen des Bundes noch eine wesentliche Förderung erfahren haben. Das ist sehr erfreulich, und von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen auch wir die letzte Tagung. Die konservativen und positiven Kreise der evangelischen Kirche werden nun wissen, welche Kluft sie von einem Verbande trennt, der den konfessionellen Zwist auf seine Fahne geschrieben hat, der trotz seines anscheinend kirchlichen Charakters dem Unglauben gleichgültig gegenübersteht und vor dem alles bedrohenden Umsturz die Segel streicht."



Die europäische Auswanderung und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

Peter Paul Cahensly, Präsident des St. Raphael-Vereins (Limburg a. d. L.), Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses.

Nach dem Zensus vom Jahre 1900 hatten die Vereinigten Staaten Nordamerikas 76'215,000 Einwohner, 1810 waren es nur 7'239,000. Es dürfte interessant sein, zu untersuchen, wie weit die europäische und insbesondere die deutsche Auswanderung zu dieser erstaunlichen Bevölkerungszunahme beigetragen hat und in welcher Weise die Katholiken aus Deutschland mitgeholfen haben, der katholischen Kirche Nordamerikas die angesehene Stellung zu erringen, welche sie zurzeit in dem freien Staatswesen der Union einnimmt.

Die ersten deutschen Auswanderer trafen bereits im Jahre 1708 in Nordamerika ein. Als 1707 die Franzosen den linksrheinischen Teil der Pfalz mit Krieg überzogen, Landau eingenommen und viele Bewohner ihrer letzten Habe beraubt hatten, griffen Hunderte von Pfälzern zum Wanderstabe, um anderwärts ihr Glück zu versuchen. Unter den von den Franzosen beraubten auswandernden Bewohnern Landaus befand sich auch der evangelische Pfarrer Josua von Kochertal, der für sich und mehrere Familien — ursprünglich einige 60 Personen — im Januar 1708 Davenant, den englischen Residenten in Frankfurt a. M., um Pässe und Gelder zur Reise nach England bat und auch erhielt. Nach einem kurzen Aufenthalt in London fuhr er mit seinen Genossen auf einem englischen Schiffe nach New York. Diese Pfälzer benannten ihre amerikanische Ansiedlung nach ihrer Heimatstadt in der Oberpfalz Neuburg, woraus Newburgh, die jetzige gewerbereiche Hauptstadt von Orangecounty im Staate New-York entstand. Von größerer Bedeutung war die deutsche Ansiedelung in der benachbarten Provinz Pennsylvanien.

Die Zahl der vorzüglich aus der Pfalz, Schwaben und Baden stammenden, infolge von Krieg, Hungersnot und religiösen Zwistigkeiten ausgewanderten Deutschen belief sich im ganzen 18. Jahrhundert auf etwa 100,000 Köpfe. Während damals nur ganz arme Leute ihre Heimat verließen, trafen von Anfang des 19. Jahrhunderts an schon Leute aus den besseren Ständen in Amerika ein. Doch nahm die Einwanderung erst von den dreißiger Jahren ab größere Dimensionen an. 1845 bis 1854 landeten 1'226,000 Deutsche in den Vereinigten Staaten und von 1845 bis 1870 insgesamt 2'158,000. In dem einen Jahre 1873 betrug der Zuzug von Deutschen schon 149,671 Personen, er ermäßigte sich jedoch im nächsten Jahre auf 87,291 Köpfe, um sich dann bis Ende 1879 auf durchschnittlich 32,000 zu halten. 1880 trat eine Steigerung ein, die mit 250,632 im Jahre 1882 ihren Höhepunkt erreichte. Es folgt eine Periode der Abnahme, deren tiefster Stand mit 17,111 das Jahr 1897/98 aufweist. Schlechte Zeiten in Europa vermehren, schlechte Zeiten in Amerika vermindern die Einwanderung — das ist ein Grundsatz, der sich seither noch immer bewahrheitet hat. Die Vereinigten Staaten übten deshalb solche große Anziehung auf die unteren Klassen aus, weil harte Arbeit gut bezahlt wurde, Land billig zu kaufen war, keine bevorzugten Klassen daselbst bestehen, die Regierung sich weder in private noch religiöse Angelegenheiten einmischt und jeder Ankömmling ebenso viele Rechte, wie der Eingeborene selbst hat, abgesehen von gewissen politischen Rechten, welche jedoch nach kurzer Aufenthaltsfrist erworben werden.

Neben Deutschland waren es die nordischen Länder, Schweden, Norwegen, Dänemark, Großbritannien und vor allem Irland, welche jährlich weit über Hunderttausend ihrer Angehörigen an die Vereinigten Staaten abgaben. Infolge der gegen die Iren gerichteten barbarischen britischen Politik vollzog sich geradezu eine Entvölkerung Irlands. Von 1841 bis 1881, also in 40 Jahren, nahm die 8,2 Millionen zählende Bevölkerung der Insel um 2,4 Millionen ab und ging seitdem weiter auf 4,7 Millionen zurück.

Die Einwanderer siedelten sich zum weitaus größten Teile in den Oststaaten der Union an, wo der freien Ausübung ihrer Religion kein Hindernis bereitet wurde.

Die Katholiken waren bis Ende des 18. Jahrhunderts unter den Eingewanderten nur spärlich vertreten. Dann änderte sich das Bild; der Zufluß an Katholiken wuchs. Im Jahre 1790 wurde Msgr. John Carrol als erster katholischer Bischof von Baltimore konsekriert, 1793 Msgr. Penalver y Cardenas als erster Bischof von New Orleans, Luke Concanen 1808 als solcher von New York; 1810 wurden die Diözesen Boston und Philadelphia gegründet, 1820 die Diözese Charleston, 1822 Cincinnati und St. Louis; 1823 gab es bereits 8 katholische Bischöfe in den Vereinigten Staaten, und an dem ersten amerikanischen Konzil zu Baltimore im Jahre 1830 beteiligten sich schon 30 amerikanische Bischöfe. Papst Pius IX. und Leo XIII. vollendeten die Organisation der amerikanischen Hierarchie, die jetzt 88 Erzdiözesen, Diözesen und Apostolische Vikariate umschließt.

Außer den irischen haben hauptsächlich die deutschen Katholiken „eigene" Pfarreien gegründet. Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts war an deutschen Priestern in Amerika großer Mangel; König Ludwig I. von Bayern veranlaßte daher die bayerischen Benediktiner, in Pennsylvanien eine Niederlassung zu gründen und sandte auch eine größere Zahl Schulschwestern nach der Union. Die Abtei der Benediktinerpatres in St. Vincent (Pennsylvania) war der Grundstock und die Bildungsstätte für eine große Zahl von deutschen Jünglingen, welche später als deutsche Seelsorger sehr segensreich wirkten. Die noch bestehenden Lücken wurden ausgefüllt durch die Hunderte von deutschen Ordenspriestern, welche infolge des preußischen Kulturkampfes nach Nordamerika übersiedelten.

Allmählich entstanden in den Ost- und Weststaaten der Union zahlreiche Kirchen und Schulhäuser, welche die deutschen Katholiken aus eigenen Mitteln bauten und unterhielten. Die Deutschen konnten sich eine Pfarrei ohne Schule nicht denken. Schulbrüder und -Schwestern kamen aus dem alten Vaterlande und in Milwaukee entstand auch das später so berühmt gewordene St. Franziskusseminar zur Heranbildung katholischer deutscher Lehrer.

In den Vereinigten Staaten sind die Religionsgemeinschaften gehalten, für ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst aufzukommen, da der Staat keinerlei Beiträge leistet. Die großen Geldopfer, welche die deutschen Katholiken aufbrachten, sind um so anerkennenswerter, als sie auch noch besondere Steuern zur Unterhaltung der religionslosen Staatsschulen entrichten mußten. Es sei aber hier erwähnt, daß die deutschen Lutheraner bezüglich Errichtung von deutschen Schulen in keiner Weise hinter den Katholiken zurückstanden.

Aus diesen Darlegungen dürfte ersichtlich sein, daß die eingewanderten Deutschen beider Konfessionen treu an ihren heimischen Gebräuchen festhielten und große Opfer brachten, um ihren Kindern das kostbare Gut der Muttersprache zu erhalten und ihnen ausreichende religiöse Unterweisung zuteil werden zu lassen. Die großen Geldaufwendungen der deutschen Katholiken für Kirche und Schule liefern aber auch den Beweis, daß dieselben erfolgreich mitten im Erwerbsleben standen und in der wirtschaftlichen Entwickelung des amerikanischen Volkes einen mächtigen Faktor bildeten.

Die deutschen Katholiken begnügten sich aber nicht damit, eigene Schulen zur Unterweisung ihrer Kinder zu besitzen, sondern sie leisteten auch noch vielfach Beiträge an religiöse Vereine, welche ihnen in Krankheits- und Sterbefällen erhebliche Zuwendungen sicherten. Diese zahlreichen, fast in allen deutschen Pfarreien bestehenden Vereine wurden auf einer 1855 in Baltimore (Md.) abgehaltenen Versammlung zu dem „Deutsch-Römisch-Katholischen Zentralverein" zusammengeschlossen.

Seitdem hat der Zentralverein in den verschiedenen Städten der Union jährlich seine Generalversammlung abgehalten und durch die an den Eröffnungssonntagen entfalteten großartigen Aufzüge auch nach außen hin Zeugnis für die Ausbreitung der katholischen Kirche abgelegt. Die diesjährige Generalversammlung wurde in der Weltausstellungsstadt St. Louis abgehalten. Die Tagung, an welcher 2 Erzbischöfe und 3 Bischöfe teilnahmen, gestaltete sich zu einer der imposantesten und es wurden auf derselben Beschlüsse gefaßt, welche für die Zentralorganisation der deutschen Katholiken von der größten Bedeutung sind.

Auch die deutsche Presse bildete einen mächtigen Faktor im kirchlichen wie im politischen Leben. Fast jede größere Stadt in den Ost- und Weststaaten hat eine deutsche Zeitung und die deutschen Blätter „New Yorker Staatszeitung", „Illinois-Staatszeitung" stehen ebenbürtig neben den zahlreich erscheinenden großen Blättern in englischer Sprache. Während die irischen Katholiken keine Tageszeitung haben, unterhalten die deutschen Katholiken das täglich erscheinende Blatt „Amerika" und besitzen außerdem noch über 20 in großem Format erscheinende Wochenblätter.

Die Zentralleitung der katholischen Kirche in Rom trug den religiösen Bedürfnissen der deutschen Katholiken in ausreichender Weise Rechnung. Der Hl. Vater ernannte in denjenigen Staaten, in welchen das deutsche Element unter den Katholiken vorherrschte, Bischöfe, die der Sprache, dem Denken und Fühlen ihrer Landsleute nahe standen. So hatte das Erzbistum Milwaukee, welches zum großen Teil aus deutschen Katholiken besteht, seit der im Jahre 1844 erfolgten Konsekrierung von Msgr. Johann Martin Henni stets einen deutschen Erzbischof. Außerdem war anfangs der 80er Jahre eine größere Anzahl kirchlicher Sprengel mit Bischöfen deutscher Abstammung besetzt.

Gegen die Ernennung nicht irischer und insbesondere deutscher Bischöfe erhob sich Ende der 80er Jahre eine mächtige Bewegung, welche verhinderte, daß für die etwa eine Million zählenden nach den Neu-Englandstaaten ausgewanderten französischen Kanadier ein französisch sprechender Bischof für einen der Sprengel, in welchen dieselben hauptsächlich angesiedelt waren, berufen wurde. Um dieser Strömung entgegenzuarbeiten, unterbreiteten die europäischen St. Raphaelvereine im April 1891 dem Hl. Stuhl eine Bitt- und Denkschrift, in welcher Vorschläge zur besseren Pastoration der in die Vereinigten Staaten von Nordamerika eingewanderten Katholiken gemacht und darauf hingewiesen wurde, daß bis dahin schon zehn Millionen Katholiken der Kirche verloren gegangen seien.

Punkt 7 dieser Eingabe lautete: „Es würde sehr wünschenswert sein, daß die Katholiken jeder Nationalität da, wo dies für möglich erachtet wird, im Episkopate des Landes ihrer Einwanderung einige Bischöfe haben, die derselben Abkunft sind."

Nach Bekanntwerden dieses Schriftstückes entstand in den Vereinigten Staaten eine große Aufregung, da die nativistischen Blätter die Sache fälschlich so darstellten, als hätten die St. Raphaelvereine verlangt, den eingewanderten Angehörigen fremder Nationen eigene Nationalbischöfe zu geben. Zur Beschwichtigung dieser Aufregung sah sich der Hl. Vater veranlaßt, in einem Brief an Kardinal Gibbons in Baltimore zu erklären, daß an dem seitherigen Modus der Ernennung der Bischöfe keinerlei Aenderung eintreten werde; versicherte aber dem Präsidenten des deutschen St. Raphaelvereins, daß er an der Reinheit der Gesinnungen, durch welche die Unterzeichner der Bitt- und Denkschrift geleitet worden seien, nie gezweifelt habe.

Infolge des wirtschaftlichen Rückganges in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nahm die Einwanderung dortselbst anfangs der 90er Jahre mehr und mehr ab und betrug im Fiskaljahre 1897 (1. Juli 1896 bis 30. Juni 1897) = 230,832, worunter 22,533 Deutsche und im folgenden Fiskaljahre nur 229,299 Köpfe mit nur 17,111 Deutschen. Nachdem der spanisch-amerikanische Krieg 1899 zu Ende gegangen war, nahmen Acker- und Bergbau, Handel und Industrie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas wieder einen großen Aufschwung: zahlreiche neue Fabriken wurden gegründet und die Landwirtschaft bedurfte infolge der reichen Ernten vieler neuer Arbeitskräfte. Bei dieser erhöhten Tätigkeit und Nachfrage stiegen auch die Arbeitslöhne und die Zahl der Einwanderer nahm wieder schnell zu. In dem am 30. Juni 1900 zu Ende gegangenen Fiskaljahre sind bereits 448,572, 1901 = 487,918, 1902 = 648,743 und im Fiskaljahre 1903 gar 857,046 Ankömmlinge zu verzeichnen.

Bezüglich der Herkunft der Einwanderer hat sich in den letzten Jahren eine vollständige Umwandlung vollzogen. Während früher die protestantischen Völker des europäischen Nordens den bei weitem größten Teil Fortzügler stellten, kamen in den letzten Jahren die meisten Auswanderer aus Italien und Oesterreich-Ungarn. Die Verschiebung geht aus der nachfolgenden Aufstellung deutlich hervor.

Die europäische Einwanderung in die Vereinigten Staaten Nordamerikas betrug nämlich:

Aus	Im Fiskaljahr 1888/89		Im Kalenderjahr 1902		Im Kalenderjahr 1903	
	Insgesamt	Davon Katholiken	Insgesamt	Davon Katholiken	Insgesamt	Davon Katholiken
Belgien	2,562	2,200	2,822	2,500	4,332	3,900
Dänemark	8,699	—	6,318	—	8,108	—
Deutschland	99,538	33,100	32,736	10,900	49,383	16,400
Frankreich	5,918	5,900	3,391	3,300	9,329	9,300
Griechenland	158	—	11,490	—	13,703	—
Italien	25,307	25,000	201,269	201,000	233,417	233,000
Niederlande	6.460	1,600	2,484	600	5,000	1,200
Norwegen	13,390	—	20,152	—	26,190	—
Oesterreich-Ungarn	34,174	30,700	185,659	167,000	234,636	211,000
Polen	4,922	4,900	—	—	—	—
Portugal	2,021	2,000	7,575	7,500	8,283	8,000
Rumänien	893	—	8,853	—	8,402	—
Rußland und Finnland	33,916	16,900	123,882	61,900	147,623	73,800
Schweden	35,415	—	39 020	—	43,487	—
Schweiz	7,070	1,700	2,623	600	5,300	1,300
Serbien und Bulgarien	—	—	899	—	2,296	—
Spanien	526	500	1,281	1,200	2,916	2,900
Türkei	252	—	511	—	3,149	—
England	68,503	3,400	16,117	800	37,908	1,900
Irland	65,557	58,900	31,466	28,200	38,133	31,500
Schottland	18,296	900	2,863	100	10,504	500
Wales	1,181	—	922	—	1,811	—
Sonstig. europ. Ländern	29	—	35	—	6	—
Sa.	131,790	187,700	702,368	185,600	891,246	597,700

Aus dieser Tabelle, in der die Zahl der Katholiken schätzungsweise angegeben ist, ersieht man, daß 1903 etwa 900,000 Europäer an den gastlichen Gestaden der Union landeten, und daß sich unter dieser größten Zahl von Ankömmlingen seit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus etwa 600,000 Katholiken befanden, welche zehn verschiedenen Sprachen angehören. Hiervon kamen 233,000 aus Italien*), 211,000 aus Oesterreich-Ungarn und etwa 74,000 — meistens Polen — aus Rußland.

Für die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten wäre es von der größten Bedeutung, wenn in kirchlicher Beziehung für die Hunderttausende in ausreichender Weise gesorgt würde. Leo XIII. hat dieser hochwichtigen Angelegenheit schon die größte Aufmerksamkeit zugewendet und Pius X. bezeichnete es als eine dringende Notwendigkeit, für das Heil dieser Seelen eine ausreichende Seelsorge durch Priester ihrer Muttersprache zu organisieren. Nach Vollendung dieser Organisation ist nicht zu befürchten, daß die Massen von eingewanderten Katholiken dem Unglauben oder dem Sozialismus verfallen, es steht vielmehr zu erwarten, daß sie in Ausübung ihrer von der Heimat mitgebrachten christlichen Grundsätze zur weiteren Entwickelung der Vereinigten Staaten Nordamerikas beitragen werden.

Der I. Allgemeine deutsche Wohnungskongreß.

Von

F. Müller, Wirges-Westerwald.

Eine äußerst interessante Tagung war der I. Deutsche Wohnungskongreß zu Frankfurt a. M. (16.—19. Okt.), sowohl im Hinblick auf die verhandelten Themata als auch durch die Teilnahme der den verschiedensten Lebensständen angehörenden Mitglieder. Adel und Bürgerstand waren da, Kapitalisten und Arbeiter, Haus- und Grundbesitzer wie auch Mieter, die Vertreter der meisten Städte, wie die Vertreter und Vertreterinnen gemeinnütziger Vereine und Anstalten. Besonders fiel auf, wie z. B. die „Frankfurter Zeitung" in ihrem Artikel über den Begrüßungsabend zu melden wußte, die zahlreiche Beteiligung der Vertreter „katholischer und sozialdemokratischer Reform". Bei einer solch starken Teilnahme so ziemlich aller Stände und Kreise des deutschen Volkes, die wohl zum größten Teil durchdrungen waren von der Ansicht, daß auf dem Gebiete der Wohnungsreform noch viel zu geschehen habe, war vorauszusehen, daß die verschiedenartigsten Ansichten aufeinanderplatzen mußten, in mehr oder weniger schroffer Form, was ja auch der Kongreß vollauf bestätigt hat.

Der Kongreß wurde eingeleitet durch einen Vortrag des Herrn Professor Pohle von der Handelshochschule zu Frankfurt a. M. über die tatsächliche Entwicklung der Wohnungsverhältnisse in Deutschland in den letzten Jahrzehnten. Man muß es Herrn Professor Pohle lassen, daß er reichhaltiges, statistisches Material für seinen Vortrag geliefert hat; daß er dieses Material zur Beurteilung der Wohnungsverhältnisse richtig verwandt hätte, können wir nicht behaupten. Die Tendenz, die er aus seinem Material zog, lief darauf hinaus, daß es in Deutschland mit den Wohnungsverhältnissen immer besser werde und daß das „Spiel der freien Kräfte" wohl von selbst die noch fehlende Besserung herbeiführen werde. Ob dieser Rede ein großes Schütteln des Kopfes bei dem größten Teile der Kongreßmitglieder und nun sollte dieser grundlegende Vortrag, der doch die Basis aller Verhandlungen bilden sollte, noch nicht einmal sofort diskutiert werden. Ein hervorragender Sozialpolitiker, Herausgeber einer der ersten sozialen Zeitschriften, meinte im Privatgespräch, da könne man sich ja seine sechs Mark wieder zurückgeben lassen. Auf Einschreiten von Prof. Brentano und Abg. Südekum gestattete der Vorstand nach Anhörung des Vortrages von Landesrat Berthold die Diskussion und da kam die Kritik. Haus- und Grundbesitzer gaben Pohles Vortrag wenigstens die Note I mit dem Sternchen, Mieter und sonstige Nicht-Hausbesitzer begnügten sich mit einer weniger guten Note, die von kaum genügend bis ungenügend variierte.

Von größtem Interesse war ein Zwischenfall, hervorgerufen durch Herrn Baurat Hertwig-Dresden. Der Herr vom Verband der deutschen Hausbesitzervereine hatte es sich fest vorgenommen, eine Lanze zu brechen für die Hausbesitzer. Sie ist ihm gründlich zerbrochen. Wie traurig ist nach seiner Ansicht das Los des Hausbesitzers; er muß leiden unter der Ungunst

*) In den 5 letzten Fiskaljahren (1. Juli 1898 bis 30. Juni 1903) sind 722,517 Italiener in die Vereinigten Staaten Nordamerikas eingewandert.

der Zeitverhältnisse, er wird von den Mietern verlassen, kann die Hypothekenzinsen nicht zahlen und — liegt mit Frau und Kind erschlagen am Boden. Die armen Hausbesitzer! Pohles Vortrag bezeichnete er selbstverständlich als „richtig, korrekt, den Tatsachen entsprechend", und also schloß er, der keineswegs den Eindruck eines erschlagenen Hausbesitzers machte, seinen Speech: „Helfen Sie uns im Kampfe gegen diejenigen faulen Mieter, die das Wohnungselend verschulden, die getrieben werden von Spiel, Trunk, Lust nach Frauenzimmern, die ihre Gelder verwenden für Streikkassen". Nun, die Abfertigung, die Montag nachmittag diesem Vertreter der armen und geschlagenen Hausbesitzer zuteil wurde, war nicht von schlechten Eltern. Arbeitersekretär Giesberts-M.-Gladbach eröffnete den Reigen. In markanten und unwiderleglichen Ausführungen führte er den „am Boden liegenden" Hausbesitzer Hertwig ad absurdum. Nur eine Rettung gibt es für den Stand der Mieter, will er sich der Uebergriffe der Hausbesitzer erwehren, und die besteht in den Mieterorganisationen, wovor die Herren Hausbesitzer allerdings eine mörderliche Angst zu haben scheinen. Daß die Zwischenrufe dieser Herren während Giesberts Diskussionsrede den Anspruch „parlamentarisch" hätten machen können, möchten wir nicht behaupten; soviel bewiesen sie allerdings, daß Herr Giesberts den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Von weiteren Diskussionsreden wären noch die der Abgeordneten Hué und Südekum sowie des Oberlehrers Berge erwähnenswert.

Ueber die Aufgaben von Reich und Staat und anderen rechtlichen Körperschaften betr. Reform des Wohnungswesens sprachen Privatdozent Dr. Sinzheimer-München und Abg. Dr. Jäger-Speyer. Wandte sich der erste Referent mehr gegen die Tätigkeit der Kommunen betr. Wohnungswesen, so hatte Abg. Dr. Jäger sich der Aufgabe unterzogen, Kritik am preußischen Wohnungsgesetzentwurf zu üben. Der erste Referent führte aus: nur langsam haben sich die größeren Kommunen entschlossen, die Wohnungsfrage zu behandeln, während man von ländlichen Kommunen in dieser Frage nur wenig oder gar nichts erwarten darf. An der Idee des Erbbaurechtes, um eines herauszugreifen, haben sich die Kommunen lange Zeit nur wenig beteiligt, noch schlimmer steht es mit dem Plane, öffentliche kommunale Logierhäuser zu errichten. Es sind ja in mancher Beziehung Besserungen zu konstatieren, doch haben viele Kommunen es nicht verstanden, statt das Uebel zu heilen, ihm vorzubeugen. Zu ändern sind die kommunalen Wahlrechte der Einzelstaaten, zu beseitigen die Privilegien der Hausbesitzer in den Stadtratskörperschaften. Verkehrt sind auch die Ansichten der Partikularisten, die den Einzelstaaten alles überlassen wollen; das Reich muß als übergeordneter Körper auf dem Gebiete des Wohnungswesens helfend eingreifen. Unter der obersten Leitung des Reiches müssen die anderen Körperschaften, Einzelstaaten und Kommunen gemeinsam vorgehen. Aus der Diskussion, welche sich mit diesem Referate beschäftigte, ist bemerkenswert die Rede des Herrn Oberbürgermeisters Werner-Kottbus. Gegen die Selbstverwaltung der Städte seien schwere Vorwürfe erhoben worden und sie seien zum Teil berechtigt, nur müsse man bedenken, daß die Städte bisher wichtigeres zu tun hatten, man denke nur an die Anlage von Wasserleitung und Kanalisation. Er meinte, diese Anlagen seien genügend Beweis für die Tüchtigkeit der hygienischen Einrichtungen der Kommunen. Dem Wohlwollen des Staates steht er mißtrauisch gegenüber, denn der Staat habe bis jetzt durch sein Aufsichtsrecht wenig getan. Auch dürfe der Staat dieses Aufsichtsrecht nicht als ein Vorgesetztenrecht betrachten; die Gemeinde müsse im Wohnungswesen die Aufsicht führen, nicht die Polizeibehörde. Zum Schlusse vertrat Oberbürgermeister Werner folgende Resolution: „Die anläßlich des Wohnungskongresses in Frankfurt a. M. aus allen Teilen der Monarchie versammelten Vertreter von 50 Städten von 10—50,000 Einwohnern begrüßen den Versuch der preußischen Staatsregierung, die Wohnungsfrage auf gesetzlichem Wege der Lösung nahezubringen, mit Freuden, erachten aber den veröffentlichten Entwurf in wichtigen Punkten noch für so abänderungsbedürftig, daß sie dessen Annahme nicht empfehlen können. Sie behalten sich die Begründung ihres Standpunktes der Staatsregierung gegenüber vor." Herr Oberbürgermeister Werner scheint nicht gewillt zu sein, in absehbarer Zeit Anspruch auf einen freiwerdenden Ministersessel zu machen, sonst hätte er gegenüber der Staatsregierung wohl kaum einen solchen Standpunkt vertreten. Man begreift aber seine ablehnende Haltung gegenüber dem preußischen Wohnungsgesetzentwurf, denn derselbe weist doch manche schwerwiegende Mängel auf und Abg. Dr. Jäger verstand es gut, in seinem Referate darauf aufmerksam zu machen. Zwar bedeutet der Entwurf einen Fortschritt, darum begrüßt man ihn mit Freuden, aber Vollkommenheit fehlt ihm noch sehr. Abg. Dr. Jäger sagt darüber in seinem Vorbericht: „Die Wohnungsfrage umfaßt drei große Gebiete: 1. Wohnungspolizei, Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege, 2. Aufteilung des Bodens und Bau der Wohnungen, 3. Bodenpolitik. Diese drei Gebiete lassen sich nicht trennen, sondern hängen innig miteinander zusammen. Regelt der Staat das erste Gebiet, so muß er auch auf den beiden anderen eingreifen, er muß auch in den Wohnungsbau öffentlich-rechtlich eingreifen, d. h. er muß Mittel schaffen, daß die Wohnungen der Minderbemittelten nicht bloß den Ansprüchen der Gesundheit und Sittlichkeit entsprechen, sondern daß sie auch in genügendem Maße und zu solchen Preisen vorhanden sind, welche der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Klasse entsprechen. Die Konsequenz des Gesetzentwurfes ist daher auch die Sorge für billigen Baukredit und billiges Land. Für die Bodenpolitik kommt besonders in Betracht ein kräftiges Enteignungsrecht mit Zonenenteignung und Zonenumlegung, die Besteuerung des Bodens nach dem gemeinen Werte und die Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses." Vergleicht man mit diesen notwendigen Forderungen den preußischen Gesetzentwurf, so findet man in seinen einzelnen Artikeln allerdings noch allzuviel Verbesserungsbedürftiges. Die übrigen Vorträge befaßten sich in der Hauptsache mit der Möglichkeit, billiges Geld für den Bau zu beschaffen.

Als nun Herr Dr. Sinzheimer in seinem Schlußworte die Einwendungen des Oberbürgermeisters Werner mit dem hübschen Titel „faule Ausreden" belegte, schien sich des Kongresses plötzlich eine Wesensveränderung zu bemächtigen; man hätte glauben können, man säße im österreichischen Reichsrate, nur fehlten die Pultdeckel zum Klappern. Auch eine Art und Weise, sein Mißfallen zum Ausdruck zu bringen; der Frankfurter Adler im Saalbau wird sich höchlichst darüber gewundert haben und auf manchen ruhig dasitzenden Gewerkschaftlers Antlitz konnte man den schönen Satz lesen: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen"; es waren aber auch zwei Präsidentenglocken vorhanden und die stellten nach einigen Minuten die Ruhe wieder her. Schön war's nicht, aber häßlich.

Und der Erfolg des Kongresses? In der Hausbesitzer Herzen kann man ja nicht sehen, aber das dürfte dennoch wohl zu konstatieren sein, daß auch sie sich, soweit sie es noch nicht getan haben, vielleicht zu einer Aenderung ihrer Ideen werden bekehren lassen und daß sie sobald wohl kein Manifest mehr an einen Wohnungskongreß richten werden. Eines ist sicher: In vielen Dingen wurde Aufklärung geschaffen, in manchen kann bei beiderseitigem guten Willen eine Verständigung herbeigeführt werden und es ist zu erwarten, daß trotz der sozialdemokratischen Verhöhnungen des Kongresses im Publikum doch die Hoffnung bestärkt werden darf: Es wird anders! Darum Dank denen, die den Kongreß berufen, Dank vor allem auch jenen, die in sachlicher Weise dazu beigetragen haben, in absehbarer Zeit in Deutschland die so dringend notwendige Wohnungsreform in die Tat umzusetzen!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Gemetzel in Ostasien.

Eine Schlacht von 8 Tagen — das erregte schon Erstaunen. Aber es wurden 14 Schlachttage daraus — das mußte Entsetzen erregen. Und noch ist des Blutvergießens kein Ende! Noch keine rechte Entscheidung. Kuropatkins Offensive war gescheitert, er war zum nicht mehr ungewöhnlichen Rückwärtskonzentrieren gezwungen worden. Da zog er die Reserven heran und unternahm noch einen verzweifelten Vorstoß, der ihn im Zentrum des Schlachtfeldes, am Schaho, einige bedeutsame Positionen wieder erringen ließ. Der Vormarsch der Japaner kam so vorläufig zum Stillstand. Von russischer Seite wurde diese Wendung als „Sieg" ausgegeben; aber die Teilerfolge ändern nichts an der Tatsache, daß die Japaner etwa 24 Kilometer weiter nach Norden vorgedrungen sind, während den Russen der erstrebte Weg nach Port-Arthur versperrt geblieben. Allerdings haben die Russen abermals ihre zähe Widerstandskraft bewiesen. Kuropatkins Feldherrntalent scheint sich erst zu entfalten, wenn der Rückzug anfängt. Man könnte ihn den Strategen des Pantherpfeils nennen. Als Liaojang unhaltbar wurde, setzte er bekanntlich mit großem Geschick den defensiven Vorstoß gegen die Kurokische Armee an, die beinahe dem Feinde verhängnisvoll geworden wäre, aber immer noch ausreichte, um den geordneten Rückzug zu sichern. So hat er jetzt nach den ersten schweren Schlägen die weichende Armee wieder zu einem unerwarteten Schlag gegen den verfolgenden Feind aufzuraffen vermocht, der den Japanern wenigstens die rechte Ausnützung des Sieges unmöglich zu machen scheint. Andererseits sind sich hier auch die Japaner konsequent geblieben: Wenn sie einen Erfolg errungen haben, so erscheinen sie abgespannt, müde und bedürfen einer Pause, ehe sie die Siegeszitrone

auspressen. Während sie im Angriff mit Berserkerwut und wahrer Blutvergeudung vorgehen, scheint ihre Spannkraft sofort nachzulassen, wenn sie den Rücken des Feindes zu Gesicht bekommen. Als ob sie auf den frischen Lorbeeren immer erst ein Schläfchen halten müßten!

Wenn das so fortgeht mit den halben Erfolgen und halben Niederlagen, so wird das ostasiatische Ringen ungleich blutiger als der Kampf mit viel größeren Heeresmassen im Kriege von 1870/71. Die Hunderttausende, die damals durch unblutige Gefangennahme unschädlich gemacht wurden, müssen jetzt durch Blei und Bajonett hingestreckt werden. Moltke hat eine Unmasse Menschenleben gerettet, als er mit seiner überlegenen Kriegskunst aus den herkömmlichen Begegnungskämpfen die großen Entscheidungsschlachten gestaltete, bei denen mit der unterliegenden Armee vollständig tabula rasa gemacht wurde, und zwar, soweit möglich, auf dem unblutigen Wege der Einschließung, wie bei Sedan und Metz, oder der Verdrängung auf neutrales Gebiet, wie an der schweizerischen Grenze. Der nachfolgende russisch-türkische Krieg zeigte eine minderwertige Strategie und infolgedessen eine verhältnismäßig viel größere Zahl an Opfern. Im südafrikanischen Kriege wurden die englischen Generäle erst durch Schaden klug und dann gelang ihnen ein kleines Sedan am Paardeberg. Die japanischen Generäle sind größtenteils aus der Berliner Schule; aber zu Kunstleistungen von Moltkescher Höhe scheinen sie es doch nicht bringen zu können. Das russische System ist erst recht nicht mit dem Vorbilde von 1870 kommensurabel; es fehlt die Einheitlichkeit, Durchdachtheit und Folgerichtigkeit der Strategie. Kuropatkin hatte, wie die Wendung am Schaho zeigt, aus Liaojang noch überraschend viel Kraft gerettet. Was hätte er nicht erreichen können, wenn er ruhig hinter dem Hunho oder bei Tieling festen Fuß gefaßt, die erreichbaren Verstärkungen herangezogen und den mühsamen Anmarsch der Japaner erwartet hätte! Der voreilige Uebergang aus dem einen Extrem ins andere, von der gewohnten Defensive zur tollkühnen Offensive, obendrein noch durch eine bombastische Proklamation „rechtzeitig" aller Welt kund und zu wissen getan — war ein unbegreiflicher Fehler und bleibt es auch nach den letzten Teilerfolgen. Das Traurige ist nur, daß die misera plebs der Soldateska die Mängel der eigenen und unter Umständen auch der feindlichen Kriegskunst mit Strömen von Blut bezahlen muß. In Ostasien scheint das alte grausige saigner à blanc wieder Mode zu werden.

Die baltische Flotte hat wirklich von der Ostsee sich zu trennen gewußt; bis in die Nordsee ist sie schon gelangt. Drei Monate rechnet man für die Fahrt, wobei den größeren Schiffen der freiere Umweg um das Kap angewiesen sein soll. Unter den 36 Fahrzeugen kann die russische Presse selbst nur 10 brauchbare Schlachtschiffe und Kreuzer entdecken. Wie viele davon werden heil überkommen und wann? Es wäre traurig, wenn die Japaner sich durch diese heranschleichende Armada bestimmen ließen, wieder die wilde Berennung von Port-Arthur aufzunehmen, die schon so viele Menschenleben gekostet hat. Auch die methodische Belagerung bei scharfer Blockade muß ja Port-Arthur vor Ankunft der Flotte zu Falle bringen.

Die Neuwahlen in Italien.

Giolitti will sich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Kammerauflösung und Neuwahl aus der verfahrenen Lage retten, in die ihn der Streik und seine Schwäche gebracht haben. Auf welche Partei er bei diesem Va banque-Spiel sich verläßt, ist nicht recht klar. Unter dem frischen Eindruck der anarchistischen und sozialistischen Gewalttätigkeiten alle Freunde der Ordnung zu sammeln, wird ihm nach der jüngsten glänzenden Probe der Unfähigkeit auf diesem Gebiete am wenigsten gelingen. Zum Ueberfluß stößt er in seinem Wahlaufruf auch noch die „extreme" Rechte vor den Kopf. Kein Wunder, daß immer wieder die Frage aufgeworfen wird, ob nicht die kirchlich gesinnten Katholiken als Triarier der Staatsrettung nunmehr an die Wahlurne kommen würden. Der Hl. Stuhl hat aber das Non expedit, das den katholischen Wählern die Enthaltung von den politischen Wahlen vorschreibt, noch nicht aufgehoben. Freilich wird dieses Verbot vielfach übertreten, namentlich in Süditalien. Doch machen solche Ausnahmen die Regel durchaus nicht wirkungslos. Wenn einzelne sonst kirchlich gesinnte Katholiken sich verlocken lassen, für einen Kandidaten, der ihnen als kleineres Uebel erscheint, ihre Stimme in die Wagschale zu werfen, so ist das nichts im Vergleich mit der entscheidenden Rolle, die nach Aufhebung des Non expedit eine organisierte, einträchtige katholische Wahlagitation spielen könnte. Wenn auch im Anfang nicht viele eigene Kandidaten einer katholischen Volkspartei durchkämen, es würden doch bei den gespannten Parteiverhältnissen vielfach die Katholiken, sowohl bei den Wahlen als in den Parlamenten, das Zünglein an der Wage bilden, und es wäre der Grundstein zu einem italienischen Zentrum gelegt. Die hohen moralischen und politischen Gesichtspunkte, die den Hl. Stuhl zu dem Non expedit veranlaßt haben, werden von allen Gläubigen respektiert, und es muß dem Oberhaupte der Kirche ausschließlich überlassen bleiben, zu entscheiden, ob und wann die Entwicklung der Dinge eine Modifikation zulässig macht. Vielleicht bringt die steigende Verwirrung in Italien bald ein Ministerium ans Ruder, das ernstlich und mit Aussicht auf Erfolg den Ausgleich mit dem Vatikan anstrebt, und dann würde der Einsatz der staatserhaltenden Kräfte, die bisher latent bleiben mußten, von gewaltiger Bedeutung sein. Inzwischen möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die eigentümlichen Schwierigkeiten, die sich bei der katholischen Bewegung in Italien immer wieder bemerklich machen, zum Teil mit der vorläufig noch notwendigen politischen Abstinenz im Zusammenhang stehen. Germania docet. Wären wir in Deutschland zu einer so allgemeinen, festen und fruchtbaren Organisation des katholischen Volksteils gekommen, wenn nicht die Wahlarbeit sowie das stete Kämpfen und Schaffen unserer Vertreter fortwährend einigend, klärend, anregend, begeisternd gewirkt hätten? Diese robuste realpolitische Tätigkeit mit ihren faßbaren Zielen und Erfolgen hilft über tausend Schwierigkeiten hinweg, denen mit den schönsten Theorien nicht beizukommen ist. Unter den Katholiken Italiens zeigen sich immer verschiedene „Richtungen", die nicht ohne väterlichen Eingriff zur Eintracht kommen können. Bei uns gibt es auch Verschiedenheiten der Temperamente, der Ansichten in dubiis, der ererbten oder erworbenen Gewohnheiten; aber im Drange der praktischen Arbeit entwöhnt man sich des Luxus der selbstgefälligen Rechthaberei und Eigenbrödelei. Wenn unsere ausländischen Glaubensgenossen uns mit ihrem Neide beehren, so wollen wir, um nicht übermütig zu werden, uns bewußt bleiben, daß jene unter schwierigeren Verhältnissen ringen müssen.

Kolonialschmerzen.

Zu dem Hereroaufstand auch ein Hottentottenaufstand. Nebenbei in der Südsee Abschlachtungen von Missionaren und Schwestern. Die Kolonialpolitik läßt uns ihren bitteren Bodensatz mit einem Male im Uebermaß kosten. Die alten Gegner dieser Politik führen dabei das große Wort als weise Propheten. Daß die Kolonialrosen viele und scharfe Dornen haben, war aber längst allen Vernünftigen bekannt. Der Weg ist nun einmal eingeschlagen; die Parole kann nur lauten: Durch! Das Reich kann nicht anders handeln wie die betroffenen Missionsgesellschaften, die ohne Zaudern die Ablösung vorschicken. Während der Krisis sollte die Kritik sich patriotische Reserve auferlegen (was auch für die schwebenden Handelsvertragsverhandlungen gilt). Ist die akute Gefahr überwunden, so können wir die Lehren der Erfahrung gründlich besprechen.

Dalmatinische Inselfahrten.

Von

A. Schmalix.

(II.)

Früh 5 Uhr verlassen wir die einzig schöne Stadt, deren größter Teil samt dem prachtvollen Dome in die stückweise noch wunderbar erhaltenen Ueberreste des Diokletianischen Riesenpalastes hineingebaut ist. Wir kreuzen den Kanal von Spalato und fahren hinüber zu der Insel Brazza, mein vorläufiges Ziel, indem wir die erste der großen süddalmatinischen Inseln, Solta, berühmt wegen ihres vorzüglichen Honigs, rechts liegen lassen. Imposant steigt Brazza, die größte, fruchtbarste und bevölkertste Insel Dalmatiens mit ihrem Gebirge, das im Monte San Vito mit 8.2 m seinen höchsten Gipfel erreicht, aus dem Meere auf. Die Abhänge der Berge sind allenthalben bepflanzt mit den edelsten Reben, uralten Oliven-, Feigen- und Mandelbäumen, die hier besonders gut gedeihen. Auch die Seidenraupenzucht steht in hoher Blüte, die Viehzucht jedoch beschränkt sich bei dem Mangel an Grünfutter auf Schafe und Ziegen. Im Sommer leidet die Insel nicht selten an Wassermangel, der sich im Vorjahre so steigerte, daß die Staatshilfe in Anspruch genommen werden mußte, um die Bewohner vor dem Verschmachten zu bewahren. In Milnà, einem freundlichen Städtchen, an einer Bucht der Westküste gelegen, verließ ich die „Budapest" und mietete mir für billigen Preis einen schönen, kräftigen Mulli, das einzige Verkehrsmittel auf den Inseln. Es sind dies ausdauernde und kluge Tiere und gar nicht bösartig und störrisch, wie oft auf dem Festlande. Nur die Sättel, breit und aus Holz gefertigt, sind dem Nichtdalmatiner ungewohnt und erzeugen gewiß auch dem geübten Kavalleristen zwei Tage später ein „Reitweh" wie einem Rekruten. Ich beabsichtigte, in einem Winkel die westliche Hälfte der Insel zu durchqueren. Eine gute, oftmals an tiefen Einsenkungen aufgemauerte Straße führt durch Obst- und Weingärten immer höher steigend aufwärts zu einem Plateau, wo sich große Bestände von Oliven und Edelkastanien finden. Nach und nach wird die Gegend öder, wir gelangen in ein Tal, von welchem sich die Berge gleich Mauern

auf beiden Seiten erheben. Hier befinden sich einige Steinbrüche, in welchen schöner weißer Marmor, wie in Carrarra gewonnen wird. Nach einem Paßübergang zeigt sich wieder ziemlich reiche Vegetation und wir gelangen zur Stadt Neresi, einst die Capitale der Insel. Sie trägt rein venezianisches Gepräge, obwohl die Bewohner, schon von Abstammung aus Slaven, jetzt auch meist nur mehr kroatisch sprechen. Ein in edlem Stile gehaltener Regierungspalast und eine hübsche Loggia erinnern an die ehemaligen Herren der Insel. Neresi ist der Hauptstapelplatz für den einst so blühenden, jetzt durch die unselige Weinzollklausel, ein wahres Unglück für Dalmatien, schwer geschädigten Weinhandel Brazzas. In einer Osteria schmeckt der feurige, den besten Südweinen ebenbürtige Bugava, der freilich außerhalb Dalmatiens fast gar nicht bekannt ist. Die Auswanderung nimmt hier immer beängstigendere Dimensionen an und überall sieht man verlassene Gebäude und Ländereien. Auf dem Wege begegnete mir eine alte Frau mit einem Enkelkind. Ein Eselein trug einen Koffer und verschiedene Habseligkeiten. Ich erfuhr, daß auch diese bejahrte Matrone dem Vaterlande den Rücken kehrt, nach Amerika zu wandern, wo schon Tochter und Schwiegersohn sich befinden. So entvölkert sich das Land und die besten Kräfte gehen ihm verloren, denn nicht die schlechtesten Elemente sind es, die eine neue Heimat suchen. Und frägt man nach dem Grunde, so kann man leider den Leuten nicht unrecht geben. Verfehlte Wirtschaftspolitik und eine gewisse Verstimmung gegen die Regierung, die nach der Meinung der Leute Dalmatien absichtlich vernachlässigt, sind es, die den Kroaten die Freude am Vaterlande benehmen, an dem sie sonst so hängen und für das sie wahrlich schon oft genug Gut und Blut freudig geopfert. Manche kommen freilich als gemachte Männer zurück und werden mit wenig Geld Großgrundbesitzer, allein die Masse bleibt über dem „großen Wasser" und der Bauernstand in der Heimat beginnt auszusterben, das Land zu veröden. Mit welcher Erbitterung man hier noch des früheren Banus Grafen Khuen-Hedervary gedenkt, in dem die Kroaten ihren erklärten Feind sehen, davon hatte ich in einem Gespräche mit einigen Bauern einen Begriff erhalten. Ich glaube nicht, daß, wenn er die Insel, die ja nie seiner Macht unterstanden hat, besuchte, er sie lebend verließe. Sonst sind die Leute hier von außerordentlicher Biederkeit und Friedfertigkeit, die Ehrlichkeit ist sprichwörtlich und niemandem fällt es ein, Türen zu verschließen. Die Gerichte haben in strafrechtlicher Beziehung fast gar nichts zu tun. Vergnügen kennen die Inselkroaten nicht, sie leben in ihrer einfachen Weise so dahin, freilich ohne sich auch in wirtschaftlicher Beziehung die Erfahrungen der modernen Technik anzueignen. Die Schulbildung ist nicht schlecht, ja oft geradezu vorzüglich. Es gibt auf den großen Inseln neben den Gemeindeschulen Privatschulen, die vielfach von Ordensgeistlichen (Dominikanern), an denen das Volk mit großer Liebe und Dankbarkeit hängt, geleitet werden und die staunenswerte Resultate erzielen. Sie bereiten für höhere Klassen der Mittelschulen vor, die in Spalato ꝛc. auf dem Festlande existieren. Ich sah einen kaum zwölfjährigen Knaben, der nicht bloß die kroatische, deutsche und italienische Sprache in Wort und Schrift perfekt beherrschte, sondern auch ganze Gesänge aus der Ilias und Odyssee und die Oden des Horaz rezitierte. In allen größeren Orten befinden sich öffentliche Lesehallen (Pucka Citaonica), in welchen gute Bücher und Zeitungen aufliegen, jedermann zu freier Benützung. Dadurch haben die Kroaten Dalmatien in sehr kurzer Zeit national erobert, wenn man bedenkt, daß vor wenigen Jahrzehnten im ganzen Lande noch die Amtssprache italienisch war und alle Gebildeten sich damals ausschließlich dieser Sprache im Verkehr bedienten. In nationaler Hinsicht sind sie heute sehr stolz, aber nie gegen einen Italiener oder Deutschen verletzend oder selbstüberhebend. Sie pflegen heute ihre bedeutende Literatur und keinen halbwegs gebildeten Kroaten gibt es, der seines hervorragenden Dichters Ivan Gundulic wundervolles Epos „Osman" nicht kennen würde. Wahrhaft groß aber ist die kroatische Volkspoesie, die Liederproduktion, wie sie uns die sogenannten Guslesspieler bieten. Es sind dies Leute, deren Gedächtnis ans fabelhafte grenzt. Sie singen zu einem Instrument, „Gusle" oder „Gega" genannt, Nationallieder, die Heldentaten der Serben und Kroaten im Kampfe gegen den Halbmond im 15. Jahrhundert behandelnd, welche oft tausende von Versen enthalten und von höchstem literarischen Werte sind. Keine Geringeren als Goethe und Grimm haben die Behauptungen aufgestellt, daß dieselben mit Homers Ilias wetteifern können. Diese Lieder sind reine Volksprodukte, also nicht von gebildeten Personen gedichtet und auch nicht von ihnen reproduziert, denn die Guslesspieler sind meist ganz einfache, oft bettelarme Leute. Einer derselben diktierte vor einiger Zeit einem Priester, der sich der ungeheuren Mühe unterzog, dieselben aufzuschreiben, nicht weniger als 86,000 solcher Verse. Die alten Heldengestalten ihres Volkes werden von den Kroaten mit kindlicher Ehrfurcht verehrt und zu ihnen ist ihr Nationalheld, der edle, treue Banus Jellachich, der Besieger der Ungarn gekommen, um den sich schon ein wahrer Mythenkranz gebildet hat. In religiöser Beziehung sind die Kroaten fast ausnahmslos treue Söhne der katholischen Kirche und in Bischof Stroßmayr von Djakovar, dem unerschrockenen nationalen Kirchenfürsten, erblicken sie ihren geistigen Führer. Nächst ihm genießt in ganz Dalmatien der Reichsratsabgeordnete Don Biankini, katholischer Priester und Herausgeber des „Národni List" in Zara sehr große Popularität. Ich hatte das Glück, diesen überaus sympathischen und feingebildeten Parlamentarier, den Führer des slavischen Zentrums, kennen zu lernen, als derselbe eben von Cittavecchia auf der Insel Lesina, seiner Vaterstadt, wegfuhr und ihm die ganze Bevölkerung das Geleite gab.

Ich habe mir hier, um eine kurze Charakteristik des Volkes, unter dem ich weilte, zu geben, eine kleine Abschweifung erlaubt und kehre zurück nach Neresi. Nachdem ich hier den Rest des Tages zugebracht und in einem bescheidenen aber sauberen Gasthause übernachtet hatte, trug mich mein Mulli, geführt von einem martialisch aussehenden Brazzaner über steile Gebirgspfade, an gähnenden Schluchten und Abgründen vorbei wieder über das Gebirge herunter nach der amphitheatralisch am Gestade aufgebauten Hafenstadt Bol, welche eine schöne Pfarrkirche und sogar eine Musikschule besitzt. Ein Trabakel (dalmatinisches Segelschiff), welches Holz aus Bosnien in Metcovich nach Lesina geladen hatte, brachte mich nach dieser Nachbarinsel, deren Name ins Deutsche übersetzt, ihrer Form gemäß, soviel wie „Schusterahle" bedeutet. Dieses landschaftlich vielleicht schönste Eiland Dalmatiens, wird mit Recht auch das „österreichische Madeira" genannt und war ein Lieblingsplatz der verewigten Kaiserin Elisabeth. Sein wunderbares Klima läßt es für einen klimatischen Kurort wie geschaffen erscheinen.

Wir landeten in Jelsa, einem wegen seiner Sauberkeit und herrlichen Lage äußerst ansprechenden Orte in fruchtbarer Ebene mit bedeutendem Weinexport und sogar etwas Industrie. Ich besichtigte mir die Stadt, die an bemerkenswerten Bauten wenig bietet und wanderte zu Fuß nach dem Orte Vrboska, malerisch an einer Bucht gelegen. Hier ist eine in ihrer Art in der Monarchie wohl einzig dastehende Kirche, die bewehrt mit gewaltigen Ringmauern, einst zugleich als Festung diente. Das zweite Gotteshaus enthält ein sehr schönes Gemälde, dessen Ursprung der Meisterhand Tizians zugeschrieben wird. Zurückgekehrt nach Jelsa, erwartete ich dort den der Reedereigesellschaft Topic & Co. gehörigen Dampfer „Vis" der mich über Cittavecchia, der gebirgigen und abwechslungsreichen Küste Lesinas entlang, nach der gleichnamigen Hauptstadt der Insel brachte, die jetzt durch die Bemühungen des dortigen Kurvereins zu einem Kurorte gemacht werden soll.

Die Lage Lesinas ist geradezu unvergleichlich. Halbmondförmig um den guten, mit alten Befestigungen versehenen Hafen erbaut, dem flache grüne Inseln, die Spalmadoren, vorgelagert sind, erhebt sich auf vier Hügeln die Stadt, das alte Pharia der Griechen und einst ein Hauptstützplatz der Illyrier gegen die Römer und der Narentaner gegen die Venezianer, bis es auch der Herrschaft des Flügellöwen von San Marco sich beugen mußte und wird überragt von dem malerischen Fort Spagnuol und dem auf steilem Gipfel gelegenen Fort Napoleon. Die Vegetation wird nirgends in Europa übertroffen. Hier bringt die zahlreich vertretene Dattelpalme reife Früchte, wie in Tunis, zwei und drei Meter hohe Kakteen säumen alle Wege ein, Feigen-, Johannisbrot-, Orangen-, Zitronenbäume wachsen allenthalben ohne jede Pflege zwischen den herrlichen Pinien, Zypressen und Oliven und den Weingärten, in denen zur Herbstzeit köstliche Trauben von ungewöhnlicher Größe reifen. Die Luft ist erfüllt von dem Dufte des Rosmarin, das hier überall in Massen wuchert und aus dem auf der Insel ein beliebtes Oel bereitet wird. Für den Botaniker ist Lesina ein wahres Dorado, denn die schönsten und seltensten Blumen sind überall zu finden.

Die Stadt selbst gewährt einen sehr romantischen Eindruck. Auf der „Piazza" steht der Dom mit bemerkenswertem Campanile und wertvollen Gemälden im Innern, neben ihm das freilich bescheidene Bischofspalais und die Bezirkshauptmannschaft. Etwas abseits vom Platz ist die großartige, gotische Ruine des Palazzo Leporini, ebenso das neue, sehr schön eingerichtete Kurhotel „Kaiserin Elisabeth" inmitten eines üppigen Gartens mit Aussicht auf das Meer. Vor ihm die berühmte Loggia des San Micheli, eines der schönsten Bauwerke der Renaissance in ganz Dalmatien, das leider so baufällig war, daß es derzeit von Grund aus erneuert werden muß. Ein Triumph der Baukunst muß der aus weißem Marmor erbaute herrliche Glockenturm von San Marco genannt werden, höchst interessant ist ferner auch das Arsenal mit einem Dock für Galeeren.

Es ist nur zu bedauern, daß die Bemühungen, den Fremdenstrom von Abbazia und von Italien auch etwas nach Lesina abzuleiten, bisher nicht von besserem Erfolge begleitet waren. Zu einem modernen Kurorte sind alle Vorbedingungen gegeben, auch besitzt Lesina schon eine Strandpromenade, die der in Abbazia wenig nachgibt. An einem Ende derselben ist ein altes, von Franziskanern bewohntes Kloster, in welchem einige sehr sehenswerte Gemälde aufbewahrt werden. Im lauschigen Klosterhofe steht ein mehr als tausendjähriger Oelbaum.

Hier an diesem reizenden Platze blieb ich volle acht Tage. Die lohnendsten Ausflüge zu Fuß oder zu Mulli füllten für mich diese Zeit aus. So durchstreifte ich die Insel nach allen Richtungen. Einer der großartigsten Aussichtspunkte, den ich bei prachtvollem, klaren Wetter besuchte, ist der im Innern gelegene Ort Brusje. Er liegt auf einem Hochplateau und auf einem etwas davon entfernten Hügel, dem zweithöchsten Punkte der Insel, genießt man eine der entzückendsten Aussichten, die ich je gesehen. Wie auf einer Reliefkarte erblickt das Auge des Beschauers Lesina mit all seinen Höhen und Tälern, das unübersehbare, blaue Meer, in dem da und dort ein blendend weißes Segel oder der lange Rauchstreif eines Dampfers sichtbar wird. Dort drüben liegt das massige Brazza und in dem Zwischenraum zwischen ihm und der Insel Solta, sieht man in weiter, weiter Ferne gerade die Häuser und Türme Spalatos, noch weiter die Bergfeste Clissa, überragt von den Gebirgen Bosniens, den dinarischen Alpen. Den Blick südlich wendend zeigt sich uns die Nachbarinsel Torcola, dann weiterhin Curzola, noch weiter Lagosta, Cazza und Cazziol. Und ganz am Horizonte, hundert Kilometer entfernt, erblicken wir noch das Felseneiland Pelagosa, schon näher der Küste Apuliens, mit seinem Leuchtfeuer gewissermaßen der äußerste Vorposten im dalmatinischen Archipelagus. Mehr gegen Westen schwimmt das denkwürdige Lissa auf den Fluten, mit seinen mächtigen Gebirgen, ihm reiht sich schon in großer Entfernung San Andrea, ein ungeheuerer Felsblock, nur von einer Familie bewohnt, an und als drittes Glied in dieser Reihe gewahrt ein scharfes Auge das Riff Pomo das wie eine Turmspitze in der Höhe von etwa 60 m aus dem Wasser hervorragt.

(Schluß folgt.)

Allerseelen.

Eine alte Sage.

Die Nebel steigen vom Strome herauf
Bis an des Gebirges Kante, —
Da fliegt ein weinender Glockenruf
Durch die stillen, herbstlichen Lande.
Die Sonne legt auf den Freidhofswall
Ihr letztes rötliches Schwelen;
Da sitzen sie — jede auf ihrem Grab —
Und harren — die armen Seelen.
Sie harren und hoffen auf Fackel und Licht,
Auf Kränze und auf Gebete.
Sie wenden so angstvoll ihr bleiches Gesicht:
Wer wohl zu dem Hügel hintrete? —
Sie harren der Liebe, des Lebens Symbol,
Das blutlose Herz zu erwärmen,
Es glimmert aus ihren Augen so hohl
Der Verlassenen gramvolles Härmen.
Ach, nur ein Tröpflein geweihte Flut,
Die brennende Lippe zu stillen,
Ein Stücklein vom Brote, ein Scherflein vom Gut
Um Gottes Barmherzigkeit willen.
Ach, viele warten vergessen, allein
Auf dem eingesunkenen Grabe.
Kein rotes Laternchen gibt tröstenden Schein,
Kein Mensch beut die opfernde Gabe. —
Schon sinken die Nebel wie Spinnweb aufs Land,
Der Seelentag — schon vorüber!
Schon stößt der Fährmann die Zille ans Land,
Schon rufen die Toten: Hol über!
Da naht des Freidhofs uralter Knecht,
Türmt trockenes Reisig zusammen:
„Verlassene Seelen, nun nehmt euer Recht!“
Schon züngeln die lodernden Flammen.
Nun hebe dich, loderndes Funkensprühn,
Ihr roten, laut knisternden Brände!
O siehst du die armen Seelen herziehn?
Sie wärmen die frierenden Hände.
Sie wärmen das arme erstarrte Herz,
So lang schon bedeckt von der Erde,
Das längst schon erfroren, verhärtet wie Erz,
Daß es ein Menschenherz werde.
Sie kommen in Scharen vom Hügel herab,
Die Flammen locken und winken,
Sie kommen von ihrem verlassenen Grab —
Das Leben, die Liebe zu trinken.

M. Herbert.

An einem Totenbett.

Ich lüfte zag das Tuch, das dich bedeckt,
Und schaue deine bleichen, milden Züge.
Diesmal hat mich der Tod nicht mehr erschreckt,
Wie ich die Hände dir ums Sterbkreuz füge.

Da drang zu mir ein heller, froher Ton:
Der Hammer klang vom Ambos in der Schmiede.
Ich weinte nicht, ich ging nur still davon.
Das Leben lockt zum Kampf, dir blüht der Friede.

Maximilian Pfeiffer.

Herbstabend.

Ich saß im Schatten der Linde
Am Abend vorm Friedhoftor
Und träumte mit offenen Augen
Zum herbstlichen Himmel empor.

Da fegte der Wind durchs Geäste,
Er warf mir ein Blatt in die Hand,
Ich sah's —, da mußte ich beten,
Von innerer Stimme gemahnt:

„Wenn einstens als Blatt ich falle,
O Vater, dir in die Hand,
Nimm auf mich in Gnaden, geleite
Mich heim in ein besseres Land!“

Da tönte vom Turme die Glocke,
Sie tönte zur nächtlichen Ruh. —
Mir war's, als rief meinem Beten
Die Glocke ein „Amen“ zu.

L. J. Wiesendorfer.

Zu Haus!

Du wandelst wieder durch der Jugend Haine,
Und Berg und Wald flammt rot im Abendglühn,
Die letzten Astern stehn am Gartenraine,
Duftlose — die um Allerseelen blühn.

Und über dich kommt's wie ein stilles Weinen:
Fort sind sie all, mit denen du gespielt,
Und nur zuweilen eines von den Kleinen
Mit scheuen Fragen nach dem Fremden schielt.

Ein Unbekannter — den man längst vergessen —,
Gehst du im Heimatorte ein und aus,
Und nur im dunklen Haine der Zypressen
Raunt mancher Stein das süße Wort: „Zu Haus“.

H. Jos. Grüßl.

O Tod, o König!

O Tod, o König! Dir weicht keiner aus!
Man kann des Lebens heißen Atem fliehen,
Doch niemals dich! So knie ich hier vor dir
Und grüße dich als Herrscher auf dem Thron —
Und berge still in deiner samt'nen Schleppe
Die heißen Wünsche meiner Sterblichkeit.
Zu deinen Füßen liegt der Neid besiegt,
Ja, selbst der Haß neigt vor dir seine Stirne,
Und Liebe, die vorhin so schwach geglüht,
Schlägt lodernd auf vor dir in stolzer Flamme.
Du weckst der Herzen tiefste Sehnsucht auf,
Gibst ew'ge Lieder ihren Heimwehqualen,
Und hilfst zu ihrem Rechte den Verkannten —
Die Schönheit und die Jugend machst du ewig.
Die reichsten Blumen streut das Leben dir,
Die höchsten Palmen und den grünsten Lorbeer,
Dir baut es seine schönsten Tempel auf —
Stellt seine reinste Kunst in deinen Dienst,
All seiner Formen unerhörte Fülle.
Dir gibt es seiner Kinder beste Schar,
Und keiner spricht ein so gewaltig Wort
Als du, der schweigt, und keiner geht so leis
Und wandelt doch der Weltgeschichte Gang.

M. Herbert.

Bühnenschau.

Berliner Gastspiele. Das Berliner Theater steht gegenwärtig unter dem Zeichen der Gastspiele. Und wo die Gäste auftraten, ihr Name schon sorgte für ein volles Haus: Enrico Caruso, Alessandro Bonci und Sarah Bernhardt.

Im „Theater des Westens" hörten wir zunächst Enrico Caruso. Wahrlich, es war ein genußreicher Abend, Caruso ist in seiner Art eine ganz eigenartige Erscheinung. Das beste Stimmenmaterial, das man sich nur denken kann, nennt er sein eigen, sein dunkler herrlicher Tenor hat eine ganz wunderbare Klangfülle, wobei jedoch nicht größte Weichheit und wohlgefällige Rundung vermißt wird. In dem Liede vom Wankelmute des Weibes in „Rigoletto" verstand er es, seine kostbare Naturgabe in einer Weise zu meistern, wie ich es noch selten gehört habe. Vortrefflich gelang es ihm, den eleganten, froh und sorgenlos ins volle Leben hineinschauenden Lebemann darzustellen. Und welche Fülle von Atem muß seine Brust bergen! Wenn andere bei einigermaßen schwierigen Phrasen zehnmal ausholen zum Luftschöpfen, da geht er fröhlich lächelnd über alle noch so großen Schwierigkeiten hinweg. Mühelos und leicht klimmt seine Stimme hinauf zu den höchsten Tönen, ohne dabei die feinsten Schattierungen außer acht zu lassen. Seine Technik ist geradezu einzig dastehend. Gewiß kann auch er den Italiener nicht verleugnen, doch er übertreibt nicht, wie sehr häufig die Italiener. Dazu hat er einen viel zu feinen Geschmack. Und das Publikum wußte ihm Dank dafür, der Beifall war ohrenbetäubend, es regnete Kränze, als er im „Rigoletto" das Lied von dem Wankelmute des Weibes nicht weniger als dreimal wiederholen mußte. Bei solchen hervorragenden Leistungen spielten natürlich die übrigen Mitwirkenden eine ziemlich untergeordnete Rolle. Aber es sei auch hier konstatiert, daß die Direktion des „Theaters des Westens" einen besseren Weg als früher geht. Und das ist auch nötig, denn das neue „Nationaltheater" macht ihm, auch wenn es nicht im „feinen Westen" liegt, ganz empfindliche Konkurrenz.

Schon in unseren vorigen Ausführungen (Vergl. „Allg. Rundschau" Nr. 29) wiesen wir darauf hin, daß die Direktion dieses neuen Theaters mit ihrem Projekt einer Volksoper das Richtige getroffen habe. Bis jetzt habe ich immer ein volles Haus gefunden, das sich auch als sehr dankbar bewies. Der Name „Alessandro Bonci" ließ die billigen Plätze des „Nationaltheaters" auf einmal emporschnellen. Und trotzdem waren die Plätze durchweg besetzt. Auch Alessandro Bonci stellte sich dem Berliner Publikum als Herzog im „Rigoletto" vor. Es entbehrte nicht des Reizes, die Rolle des Herzogs in durchaus verschiedener Auffassung vorgetragen zu hören. Carusos Stimme ist der wahre echte Heldentenor mit einem mehr heroischen Timbre. Bonci erscheint uns am vollkommensten mit seinem lyrischen Organ im Piano. Ich glaube, Viktor Hugo hat sich den Herzog eben gedacht, wie ihn Caruso wiedergab. — Bonci ist zu liebenswürdig, um die ganze abscheuliche frivole Art des Herzogs zu charakterisieren. Auch Bonci mußte unter jubelndem Beifall des Publikums das „La donna e mobile" dreimal singen. Ich halte Bonci für den durchaus künstlerisch feineren Sänger von beiden, zwar verfügt er nicht über diese durchdringende Kraftfülle wie Caruso, aber er verfügt über eine so überaus gesunde natürliche Tongebung, die das Falsett nur vorübergehend verwendet, um den Ton etwas zu nuancieren. Frisch und frei strömt quasi sein Gesang dahin, man fühlt ihn auf sich eindringen, nicht stürmisch, sondern wunderbar berauschend. Sein Vortrag der Erzählung aus der Bohême, die er am Schluß von „Figaros Hochzeit" wiedergab, elektrisierte das Publikum. Bonci wird von dem Augenblick an, wo ich diese Zeilen niederschreibe, noch zweimal im „Nationaltheater" auftreten. Die Direktion hat zweifellos einen guten Griff getan, indem sie hier einzelne Akte aus verschiedenen Opern herausgreift, in denen Bonci an hervorragender Stelle Gelegenheit wird geboten werden, Proben seines herrlichen Stimmenmaterials, seiner künstlerischen Fertigkeit und seines Geschmackes zu geben.

Die Sarah Bernhardt würde uns sicherlich einer schweren Sünde beschuldigen, wollten wir sie unter der Rubrik „Berliner Gastspiele" übergehen. Wie sich doch die Zeiten ändern! Noch vor kurzer Zeit verabscheute diese heißblütige Französin die Deutschen, ja sie haßte sie, insbesondere die Berliner. Und nun ist sie seit zwei Jahren bereits das drittemal in Berlin. Die Berliner haben ihr die Vergangenheit schnell verziehen, ja sie belohnen ihren Deutschenhaß noch mit schwärmerischer Liebe. „Ausverkauftes Haus bis auf den letzten Platz, unzählige Kränze, tosender Beifall", diesen Wortlaut werden wohl ihre Telegramme nach Paris gehabt haben. Ein entgleister Extrazug, der ihr Gastspiel verzögerte, sorgte neben ihrer ausgiebigen Reklame für weitere Reklameerfolge. Das Gastspiel begann sie mit der „Kameliendame". Sarah Bernhardt hat schon längst das kanonische Alter überschritten, vierundsechzig Lenze hat sie gesehen, aber man kann es nicht leugnen, sie ist immer noch das Ideal einer Schauspielerin. Sie verfügt über eine ganz glänzende Technik des Sprechens, über eine außerordentlich feine und vor allem geistreiche Nuancierung des Spieles. Alle Stimmungen und Empfindungen, die man nur irgendwie in der Rolle vermuten kann, weiß sie ganz meisterhaft wiederzugeben. Sie ist weniger eine Darstellerin des echten Charakters als vielmehr eine unerreichte Schauspielerin. Gerade in der Rolle der Marguerite Gantila, als Kameliendame, dachte man bei ihrer Anmut und überströmenden Liebenswürdigkeit nicht mehr daran, daß sie schon von olim ist. Ihr Ensemble machte denselben Eindruck wie das aller „Sterne", schlecht gerade nicht, aber nur noch einigermaßen erträglich.

Berlin. Dr. M. Wagner.

Von verschiedenen Bühnen. Die Auslese an dramatischen Erstaufführungen für die vergangene Woche ist eine überaus karge. Selbst Berlin, das sonst in der Premièrenjagd während der Monate September bis April keine Schonzeit kennt, hat sich diesmal nicht sonderlich hervorgetan. Neuinszenierungen fanden von Sardous „Theodora", von Shakespeare „Die lustigen Weiber von Windsor" statt.

In Wien hat man Schillers „Wilhelm Tell" mit neuen Kulissen und teilweise neuen Kräften im Burgtheater wieder ins Repertoire aufgenommen. Im Jubiläumstheater hatte Loen Langes „Verbrecher" einen hübschen Erfolg und verdankte diesen hauptsächlich der strafferen Führung der Handlung, die wir in seiner „Stillen Stube" vermissen. Ein Marinestück nennt sich Skrowronneks „Waterkant", das im Deutschen Volkstheater in Wien zum erstenmal gegeben wurde und geschickt das Milieu beliebter Militärstücke gewöhnlichen Genres ins Maritime übersetzt. Es fand kaum mehr als einen ganz äußerlichen Erfolg.

In Leipzig mimte man dieser Tage ein politisches Schauspiel, das den Gegensatz zwischen Deutschen und Polen in Ostdeutschland unter dem Titel „Auf Selijewo" behandelt. Der Autor ist Oberregisseur Straup aus Berlin.

Die fleißigen Nürnberger Bühnen überraschten ihr Publikum mit Wilhelm Schmidts Schauspiel „Mutter Landstraße", das schon voriges Jahr in Berlin gewisses Aufsehen erregte. In Nürnberg fand es wenig Verständnis und Beifall. Weit besser erging es Hermann Bahrs kühner Komödie „Der Meister", die vorige Saison auch den Münchnern vorgespielt wurde. Carl Conte Scapinelli.

Musikrundschau.

Von

Hermann Teibler.

„Des Teufels Anteil", die (abgesehen von der tendenziös-verzerrten Spitze gegen den Großinquisitor) reizende Oper von Auber, ist die letzte Quasi-Novität unserer Hofoper gewesen. Mottl hat das Werk sehr liebevoll neu einstudiert, im Orchester woben sich die feinen, glitzernden Fäden der Partitur zu einem in untadelhafter Reinheit erklingenden Ganzen. Auf der Bühne waren, mit wenig Ausnahmen, fast an allen Rollen Umbesetzungen vorgenommen und man mußte leider die Bemerkung machen, daß alle diese Aenderungen gegen 1901 keinen Fortschritt bedeuten, sondern durchaus, zwar ein weniges nur, aber doch unter dem damaligen Niveau standen. Frau Bosetti ist eine tüchtige Sängerin, hat aber nicht die darstellerische Schärfe von Frl. Schloß, Frl. Tordek erreicht nicht die Casilda der Frau Bosetti, — und so geht's herab bis zum Türsteher — gewiß eine Erscheinung, die in ihrer Totalität nichts Erfreuliches an sich hat. Doch fand die Darstellung reichlichen Beifall.

Bernhard Stavenhagen beabsichtigt erfreulicher Weise auch in diesem Jahre seine modernen Abende zu veranstalten. Mahlers neue fünfte Symphonie und Nicodé's „Gloria", ein Sturm- und Sonnenlied, in der ihr vom Komponisten neuerdings gegebenen knapperen Form, sollen in Aussicht genommen sein. Auf die Bedeutung, die diese Konzerte für München hätten, brauchen wir nicht erst hinzuweisen; eine Durchsicht der Weingartnerschen und Mottlschen Programmentwürfe läßt sie am besten ermessen.

Die Münchener Volkskonzerte unter Peter Raabe im Kaimsaal erfreuen sich einer außerordentlichen Teilnahme des Publikums und sichtlich auch des Einverständnisses desselben mit der offen bemerkbaren Absicht des Dirigenten, in diesem Jahre die Meister aller Zeiten in gleichmäßiger Weise zu ihrem Recht gelangen zu lassen. Bruckners Dritte Symphonie, die hier noch unbekannt gewesene, rassige und impulsiv ausdrucksfrohe Vierte von Tschaikowsky, das sind Gaben, wert dieses andächtigen Publikums, wert aber auch, immer wieder der halben oder ganzen Vergessenheit entrissen zu werden. Sonderbar ist und bleibt es freilich, wie schwer gerade die Kritik zu Tschaikowsky die rechte Stellung findet. So gerne wirft man ihm Aeußerlichkeit vor, wo nur sein tiefes Wurzeln im Nationalitätsgefühl des Vollblutrussen ihm seine Themen diktiert. Mit welch dramatischer Wucht ist in der Vierten das erzgepanzerte einleitende Hauptthema ausgebeutet, welch köstlicher Witz spricht doch aus dem das Orchester in drei ganz verschieden charakterisierte Gruppen teilende Scherzo. Ich glaube, das frische „nach dem Schnabel" Redenkönnen ist es, was viele ärgert — just also, was Tschaikowskys größten Vorteil gegen die „Heutigen" ausmacht.

Die Bläservereinigung aus Mitgliedern der Münchener Kgl. Hofkapelle weiß in ihren Soireen stets eine Fülle des Aparten, Außergewöhnlichen zu geben; ihr diesjähriger erster Abend brachte zwei Novitäten, darunter ein Manuskriptwerk, ein Trio für Klavier, Oboe und Horn von Kurt Herold. Ueber dieses Opus kann man sich allerdings kurz fassen: das eigenartigste an ihm ist die Kombination der beteiligten Instrumente; sein musikalischer Gehalt indessen ist von einer eigentümlich knabenhaften Art des Empfindens getragen, alle gesuchten Stimmungen kommen lau und unzureichend zum Ausdruck. Durchaus Originelles hat dagegen Walter Lampe mit seiner Serenade op. 7 für 15 Blasinstrumente geschaffen. Hier ist eine Kunstform, die früher sehr gepflegt wurde und dann in einer Sturmwelle übersüßer Romantik zugrunde ging (Jensen-Brahms-Fuchs) mit neuem Inhalt gefüllt. Lampe begnügt sich nicht mehr mit der üblichen Serenadenstimmung; durch die Wahl der zumeist tiefliegenden Instrumente bringt er schon eine ganz eigenartige, dunkle Grundstimmung zustande, durch die sich nun die goldenen Fäden seiner Phantasie ziehen, sei es in echt abendlich weichen, sei es in humoristischen, grotesken oder ernsten, nachdenklichen Episoden. Das Stück verdiente den reichen Beifall; es bedeutet einen geglückten Versuch, weiterzukommen.

Das Essener Musikfest anläßlich der Einweihung der neuen prächtigen Konzerthalle verlief unter zahlreicher Beteiligung des Publikums ausgezeichnet. Der erste Tag gehörte Bach, Beethoven und Brahms, der zweite Berlioz und Richard Strauß, dessen Symphonia domestica sowohl wie die Chorballade „Taillefer" endlosen Enthusiasmus erregten. Der Saal ist architektonisch reich und geschmackvoll ausgestattet und erwies sich auch in akustischer Hinsicht als sehr gelungen. Die neue, 44 Stimmen zählende Sauersche Orgel (gestiftet von der Familie Sauer in Essen) zeichnet sich durch eine Anzahl wundervoller Charakterstimmen und geistvoll zusammengestellter Kombinationszüge, überhaupt durch alle bewährten technischen Neuerungen aus. Professor F. W. Franke führte das herrliche Instrument mit Bachs G-moll-Fuge und Liszts B-A-C-H-Phantasie in echt künstlerischer Weise seiner Bestimmung entgegen.

Kleine Rundschau.

Die Kölner Aerzte gegen die Akademie für praktische Medizin.

Daß ein manchmal fast an Brotneid grenzender Egoismus in Aerztekreisen ziemlich weit verbreitet ist, dürfte nicht unbekannt sein. Man kann ihn auch erklärlich finden, da in keinem anderen akademischen Berufe die üblen Folgen der Ueberfüllung sich so sehr geltend machen, wie im ärztlichen. Wir haben noch die Zeiten erlebt, wo in Landstädten von 4000 Einwohnern nur ein Arzt ansässig war; heute sind dort drei, vier, und sie wollen alle gut leben. Ja, sie sitzen schon auf Dörfern, in denen man vor dreißig Jahren kaum die Existenz eines Medizinmannes kannte. Es ist schon mehrfach der Gedanke ausgesprochen worden, die Aerzteschaft zu verstaatlichen, d. h. ihre Vertreter zu Beamten zu machen, um dem Aerzteelend abzuhelfen und die Konkurrenz aus der Welt zu schaffen, die das gesellschaftliche Ansehen des Standes immer mehr beeinträchtigt. Solche Prozesse, wie die gegen den Dr. Vollmöller in Düsseldorf und die Tilsiter Kurpfuscher, würden dann unmöglich sein. Wir betrachten die Gründung der Kölner Akademie für praktische Medizin als eine Etappe auf dem Wege zur praktischen Ausführung jenes Gedankens, den wir für durchaus zweckmäßig halten. Wir wundern uns deshalb, daß die Kölner Aerzte, dem Beispiele der Frankfurter Kollegen folgend, zu der Frage der Errichtung solcher Akademien in ablehnendem Sinne Stellung genommen haben, und zwar nach der Gründung der Akademie in Köln. Es wurde von den Gegnern in erster Linie darauf hingewiesen, daß derartige Akademien mit ihrem Großbetriebe weder für die Ableistung des praktischen Jahres für ärztliche Praktikanten zweckdienlich seien, noch auch für die gedeihliche Weiterentwicklung der allgemein beliebten und geschätzten Fortbildungskurse in Frage kämen. Dieser Einwand ist indes so wenig stichhaltig, daß als Hauptgrund die ausgesprochene Befürchtung gelten kann, durch die Berufung auswärtiger Dozenten und durch die Vermehrung der Polikliniken würden die Interessen der einheimischen Aerzte geschädigt werden. Daß man auch über diesen Punkt sehr verschiedener Meinung war, bewies die erregte Debatte, in deren Verlauf Prof. Dr. Minkowski den Vorsitz niederlegte. Die Versammlung nahm darauf die Resolution an, in welcher der „Allgemeine ärztliche Verein" die Errichtung einer Akademie in Köln bedauert, und es weiter bedauert, daß er nicht gehört worden ist in dieser Frage, die für die Kölner Aerzteschaft von so einschneidender Bedeutung sei. Der Verein beauftragte seinen Vorstand, an die städtische Verwaltung das dringende Ersuchen zu richten, ihm als dem Vertreter von 329 Aerzten, d. h. fast der gesamten Aerzteschaft Kölns, die gebührende Anteilnahme an den Vorbereitungen zu den Beschlüssen des Kuratoriums einzuräumen. Den letzten Wunsch kann man verstehen und billigen, aber das Bedauern über die Errichtung der Akademie verstehen wir nicht. Die städtische Verwaltung wird es sich zweifellos angelegen sein lassen, die Befürchtung der Schädigung einheimischer Interessen als hinfällig zu erweisen.

Dr. Versen.

Dr. Karl Lueger.

In Wien beging der Führer der Christlich-sozialen, der Bürgermeister der Reichs- und Hauptstadt, seinen sechzigsten Geburtstag. Obwohl noch nicht an der Schwelle des Greisenalters, darf Dr. Lueger heute mit Stolz auf eine gewaltige Summe praktischer, sozialer und parlamentarischer Arbeit zurückblicken, auf mehr als ein Lebenswerk! Die Schäden seiner Zeit, die Not des Mittelstandes, die Wurzeln an diesem Niedergang in Oesterreich erkennend, hat Dr. Lueger vor zwei Jahrzehnten die christlich-soziale Partei gegründet. Von der liberalen Presse zuerst totgeschwiegen, dann mit Schmutz und Kot überhäuft, ist die junge Partei rasch gewachsen, bis sie bald in der Gemeindevertretung der Hauptstadt sowohl wie im Landtag eine bedeutende Majorität hatte; keine Partei der Welt kann eine so starke Landtagsmajorität aufweisen, wie die christlich-soziale. Einmal am Ruder hat, dank Dr. Luegers umsichtiger Führung, die Partei mit seltenem Fleiße sich an die Arbeit gemacht und rastlos ist sie für das Wohl der Gemeinde Wien, wie für das Gedeihen des Landes Niederösterreich tätig. Ihrer Großtaten zu gedenken ist hier nicht der Platz. Aber die seltene, selbstlose Ausdauer, die schier unglaubliche Arbeitsleistung ihres Führers muß heute hervorgehoben werden. Seine Persönlichkeit hat seinen und seiner Freunde Ideen und Plänen zum Siege verholfen. Ein seltenes Rednertalent, sein schlagfertiger Witz, — der echte Wiener Humor hat ihm die Herzen des Volkes miterobern helfen. Ein Volksmann ist er, aber auch ein Edelmann; denn wer je als Gast in Wien geweilt, wird von der Liebenswürdigkeit des Rathaushausherrn erzählen können. Auch im Reichsrat hat Dr. Lueger gar oft ein gewichtiges und ausschlaggebendes Wort gesprochen, sodaß sein Name auch in der Parlamentsgeschichte der letzten zwanzig Jahre eine bedeutende Rolle spielt. — So ragt Dr. Karl Lueger durch seine Persönlichkeit, durch seine Arbeitsleistung und sein organisatorisches Genie turmhoch über alle Parlamentarier Oesterreichs empor, — angefeindet von den übrigen kleinen Parteien, gefürchtet von vielen, geliebt vom österreichischen Volk, vergöttert von den echten Wienern, denen er wieder ihre Stadt zurückgab. Der von der Regierung verbotene Fackelzug führte zu stürmischen Szenen im Parlament und zu einem energischen Protest der Mehrheit. Die Sozialdemokraten veranstalteten einen Straßentumult gegen Lueger. —p—

Vorsicht mit Röntgenstrahlen.

Jüngst erzählten die Tagesblätter von einem Gehilfen des bekannten Edison, der durch anhaltendes Arbeiten mit X-Strahlen von Krebs befallen wurde und nach langem qualvollem Leiden und nachdem ihm beide Arme amputiert waren, an dieser Krankheit kürzlich starb. Auch Edison selbst soll unheilbar erkrankt sein. Er klagt über oft unerträgliche Schmerzen, hervorgerufen durch Knotenbildung in der Magengegend. Nun gehen der „Tgl. Rdsch." auch aus Londoner Krankenhäusern recht betrübende Mitteilungen zu, woraus man entnehmen muß, daß beim Experimentieren mit X-Strahlen oft die allergrößte Vorsicht Unheil nicht verhüten kann. So kam es bei Kranken, welche mit diesen Strahlen behandelt wurden, schon wiederholt zu schlimmen aussatzartigen Hautentzündungen und Verbrennungen. Aerzte in Krankenhäusern von London und Birmingham empfanden am eigenen Leibe die Schädlichkeit ihrer dauernden Beschäftigung mit X-Strahlen, indem sich bei mehreren entsetzliche Schmerzen und Geschwüre an den Fingern einstellten, welche sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitet haben. So glaubt ein bekannter Arzt, Dr. H. Edwards am Städt. Krankenhaus in Birmingham, daß er unfehlbar an seinem schrecklichen Leiden zugrunde gehen wird. Ein anderer Röntgenstrahlen-Operateur, Dr. Pitkin sagt, die menschliche Sprache sei nicht imstande die Leiden zu beschreiben, die er erdulden muß. Heilung soll in allen Fällen ausgeschlossen sein. Man sollte sich daher nicht zu leicht in Behandlung mit Röntgenlicht begeben, die Wissenschaft ist offenbar noch nicht fertig mit der Ergründung dieser, in vielen Fällen so segensreichen Strahlen. Ich als Laie habe mir vor ein paar Jahren wenige Male meine Hand durchleuchtet und empfand jedesmal tagelang noch ein rheumatismusartiges Ziehen von den Fingerspitzen bis zum Ellenbogen hinauf. Auch konnte ich bemerken, daß meine Augen nach solchen, nur wenige Minuten dauernden Experimenten, für längere Zeit an einer unangenehmen Trockenheit zu leiden hatten.

M. K.

Das bürgerliche Recht des Deutschen Reiches auf der Grundlage von Pöhlmanns Gedächtnislehre, gemeinverständlich erläutert von Dr. jur. Karl Otto. 1. Lieferung. Preis 2.50 Mk. München, Pöhlmann. — „Das Ei des Kolumbus" kann man wohl das eigenartige Unternehmen des genialen Gedächtnislehrers nennen, welches an praktischer Uebersichtlichkeit einzig dasteht. Der schwere Stoff des neuen B. G. B. wird hier durch verschiedenfarbigen Druck nach dem alten Grundsatz Divide et impera zerlegt. Rote Farbe hebt deutlich in wenigen Sätzen hervor, was lange Paragraphen besagen. Blau gedruckte Kursivschrift verkündet die Ausnahmsbestimmungen, während die wichtigsten gerichtlichen Entscheidungen auf einen Blick durch grüne Lettern erkenntlich sind. Dem praktischen Juristen sowohl als dem Laien und besonders dem Studenten wird das einzigartige Werk, wovon in der 1. Lieferung der allgemeine Teil, das Recht der Schuldverhältnisse und das Sachenrecht vorliegt, ein stets angenehmes Nachschlage- und Orientierungsbuch sein, dem wir einen wohlverdienten intensiven Absatz von Herzen wünschen.

Kurzsichtigkeit bei Schulkindern.

Bereits im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hat James Ware auf die Kurzsichtigkeit bei den Schülern hingewiesen. Seitdem haben eine große Anzahl berühmter Augenärzte ihre Aufmerksamkeit diesem Gebiete zugewandt, und in neuerer Zeit werden sogar in den einfachsten Dorfschulen diesbezügliche Untersuchungen vorgenommen. Man ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß an der Kurzsichtigkeit der Schüler weniger die natürliche Anlage schuld sei, als die Beschaffenheit der Schulräume, der Schulutensilien &c. In den höheren Stadtschulen, als Gymnasium und Realgymnasium, hat die Kurzsichtigkeit einen größeren Umfang als auf den Bürgerschulen und den Volksschulen. Am wenigsten äußert sich dieses Uebel in den Schulen auf dem Lande; aber auch hier ist es bereits stärker verbreitet, als man in der Regel annimmt. Von der schädlichsten Einwirkung sind: schlechtes Licht in den Schulräumen, zu kleiner Druck in den Büchern, mangelhaftes Papier. Auch die Schulbänke sind sehr häufig recht unpraktisch eingerichtet, so daß das Kind, um bequem sitzen zu können, den Körper neigen muß, und dadurch das Buch zu weit oder zu nahe dem Auge ist. Vor allem sollten aber die häuslichen Aufgaben möglichst eingeschränkt werden: denn was nützen die besten Einrichtungen der Schulräume, wenn das Kind gezwungen ist, im Hause, oft bei der mangelhaftesten Beleuchtung, stundenlang an der Lösung der Aufgaben zu sitzen. Es besteht nun einmal bei uns die traurige Tatsache, daß man Salons, Eßzimmer, Empfangszimmer, Wohnzimmer &c. nicht entbehren kann, aber einen großen, hellen Raum, in dem die Kinder ungestört studieren und an ihren Aufgaben arbeiten können, wird man in den seltensten Fällen finden. Die lieben Eltern glauben schon ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie auf die mangelhaften Einrichtungen in den Schulen schelten, und dem halb erblindeten Jungen ein Paar Gläser kaufen, damit er sich die Welt und ihre Werke durch die Brille ansehe!

E. S.

Berichtigung. In Nr. 30 muß es unter Bücherschau in der Rezension von „Franco-Germanus: Frankreichs Versündigungen gegen die katholische Kirche" heißen statt München, Allgemeine Verlagsbuchhandlung: München, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 6. November 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Binnenwanderung und Konfession.

Von

Dr. jur. Brüning, Trier.

Binnenwanderung ist — nach v. Mayr — die mit Niederlassungsveränderung verbundene Wanderbewegung innerhalb der Grenzen politischer Gemeinwesen. Auf die Zusammensetzung der Bevölkerung übt sie einen außerordentlichen Einfluß aus. Daß zugleich damit auch die prozentuale Beteiligung der Konfessionen an der Gesamtbevölkerung stark geändert wird, ist einleuchtend. Diese Tatsachen sind unbestreitbar (vgl. Krose, Konfessionsstatistik 125, 126).

Die durch die Binnenwanderung verursachten Verschiebungen stellen uns vor neue Aufgaben. Bislang ist hier nicht genug geschehen. Lassen wir die Zahlen sprechen. Es wohnen in den durchgehends protestantischen Provinzen

Ostpreußen	1900	26,818	5762	3245	1718	
	1890	24,522	3952	883	932	
Pommern	1900	33,391	16,081	2207	3035	
	1890	27,335	12,420	1273	1728	
Brandenburg mit Berlin	1900	121,609	180,805	16,878	29,107	253,776
	1890	84,493	132,057	12,014	19,922	201.843
Gebürtige aus		Westpreußen	Posen	Westfal.	Rheinland	Schlesien

also aus überwiegend katholischen Bezirken. Dazu kommen z. B. noch für Brandenburg per 1900 6447 Elsässer, 5432 Badener und 10,420 Bayern (per 1890: 2808, 3293 und 6242.) Den Löwenanteil der Zuwanderungen beanspruchen die großen Städte. So hat z. B. Berlin 6614 Posener, 9763 Breslauer, 511 Dortmunder, 567 Crefelder, 369 Essener, 854 Düsseldorfer, 1704 Cölner, 493 Aachener usw. Alles Zuzug aus überwiegend oder großenteils katholischen Städten! Dementsprechend sind die Wegzugsprozente der in solchen Städten Geborenen. Von diesen wohnen in anderen Orten wie ihrem Geburtsorte von den gebürtigen

Posenern	37 %	Düsseldorfern	23,6 %
Breslauern	27,4 %	Cölner	22,5 %
Dortmundern	31,0 %	Aachenern	19,7 %
Crefeldern	27,7 %	Münchenern	21,0 %
Essenern	42,5 %	Straßburgern	24,2 %

Daß diese Leute nicht aufs Land gehen, liegt auf der Hand; durchweg zieht sie die Stadt an.

Hochinteressant ist eine Statistik über das Lebensalter der Zuziehenden in die Großstädte. Von 100 Zugezogenen standen in einem Alter von 16—30 Jahren in

Danzig	36,8 %	Frankfurt	38,8 %
Berlin	32,8 %	Düsseldorf	38,5 %
Breslau	31,7 %	Elberfeld	32,4 %
Magdeburg	33,8 %	Essen	36,5 %
Hannover	37,3 %	München	37,2 %
Dortmund	37,0 %	Mannheim	40,4 %
Straßburg	43,2 %.		

Diese Zahlen mögen zum Teil à conto der Garnisonsqualität der Städte gesetzt werden; aber auch Orte ohne Garnison weisen rund 33 % auf, wie z. B. Essen. Es steht also fest: Die Wanderungen aus überwiegend katholischen in ebensolche protestantische Landesteile sind außerordentlich groß; im besonderen nehmen die Großstädte durch Binnenwanderung zu; die in ihnen gebürtigen Einwohner wandern vielfach ab; ihr Alter beträgt bei einem starken Drittel 16—30 Jahre. Das Alter also, in welchem der Mensch am empfänglichsten für fremde und neue Einflüsse ist, stellt ein bedeutendes Kontingent bei der Zuwanderung in die Großstädte. Daß gerade von den in diesem Alter stehenden Leuten eine Unzahl für uns verloren gehen, ist klar.

Der Protestantismus hat für diese Fälle das Institut der inneren Mission, welcher die „Kölnische Volkszeitung" in ihrer Nr. 799 eine längere Besprechung widmet. Sie führt dabei aus, daß „die regelmäßige Seelsorge in ihrer heutigen Gestalt nicht mehr ausreiche, um die fluktuierende Bevölkerung mit dem religiös-kirchlichen Leben in Verbindung zu erhalten", daß infolgedessen sich geradezu der Grundgedanke aufdrängt, daß nur die Ausübung der barmherzigen Liebe im weitesten Umfange heute noch ermöglicht, den dem kirchlichen Leben entfremdeten Volkskreisen seelsorglich näher zu treten! Wie das geschehen soll, ist eine Frage, deren Lösung noch aussteht. Meines Erachtens muß sie vor allen Dingen für ganz Deutschland einheitlich gelöst werden; jede partielle Regelung würde vom Uebel sein. Die „K. V." weist auf den Caritasverband hin; sicherlich ein guter Fingerzeig. Allein ohne Caritasverbände der einzelnen Diözesen bzw. deren Teile — wie z. B. in Straßburg —

läßt sich die Sache wohl kaum machen. Einen Gesichtspunkt möchte ich hier hervorheben, der meines Wissens noch nirgends gewürdigt worden ist: Das Mitwirken der katholischen Lehrerschaft, welche bei Familien mit schulpflichtigen Kindern durch Adressenkundgabe manches Gute wirken könnte. Allein kann sie allerdings auch nicht alles machen; dafür sind der Zuwanderer zur Großstadt — denn um diese handelt es sich in erster Linie — zu viele, die allein — ohne Familie — den Wohnsitz wechseln. Den richtigen Weg zu finden, diese in Berührung mit der Kirche zu halten oder wieder zu bringen, wird schwer sein; aber es ist die höchste Zeit, daß die berufenen Organe ihr näher treten. Ohne eine neue, feste und bis ins einzelnste gegliederte Organisation wird's wohl nicht gehen.

Der protestantische Protestantismus.

Von

Prof. Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Vor etwas mehr als einundzwanzig Jahren habe ich in der Nikolaikirche, der einen von den beiden ältesten Kirchen Berlins, — Anlage und Ausführung des interessanten, schön restaurierten Bauwerkes stammen aus dem 13./15. Jahrhundert — die Sonntagspredigt mitangehört. Ein hervorragendes Mitglied der theologischen Fakultät an der Berliner Hochschule stand auf der Kanzel und sprach vor einem gemischten, wenig zahlreichen Publikum. Der Redner hatte aus der evangelischen Perikope „Jesus und die Samaritanin am Jakobsbrunnen" den Satz ausgewählt: „Es kommt eine Stunde, und jetzt ist sie da, wo die rechten Beter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten werden; denn solche Beter will auch der Vater. Ist doch Gott ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." (Joh. 4, 23 f.)

Im Anschluß an diese Worte wurden die unrechten und die rechten Anbeter Gottes einander gegenübergestellt, nach dem Grundsatze: Wahr ist nur eine geistige Gottesverehrung, eine solche Huldigung vor dem reinen höchsten Geiste, die sich ebenso von allen grobsinnlichen Vorstellungen wie von allen unverständlichen Einbildungen über das Göttliche freigemacht hat. Und im Laufe der Zeit ist es zu solch einer Gottesverehrung gekommen; zu der Stunde, deren Anbruch der „Herr Jesus" angekündigt hat, ist sie in die Erscheinung getreten. Demgemäß können wir und müssen wir mehrere Entwicklungsstufen für das religiöse Bewußtsein und für die Religion, die Gottesverehrung, unterscheiden.

Das Heidentum war die Stufe der grobsinnlichen Vorstellung. Hier ist die Gottheit in eine Vielheit von Göttern zerteilt, und diese werden den leblosen Dingen und den Pflanzen oder den Tieren, auch den dunklen Mächten der Natur, dann den Menschen und gar den Werken von Menschenhänden gleichgestellt. Im Gegensatze dazu will das Christentum die geläuterte Anschauung von Gott sein, der als nur geistiges, ebenso mächtiges wie liebevolles und gütiges, gerechtes und heiliges Wesen gelehrt wird. Zwischen dem Heiden und dem Christen steht der Jude. Er sieht Gott in den Flammen und hinter der Rauchwolke, die den Berg Sinai umgeben, in der Wolken- und Feuersäule, die Isral voranzieht in der Wüste; kurz, der Jude sucht mit dem Blicke des sinnlichen, körperlichen Auges den unsichtbaren Gott zu erschauen, von dem er wähnt, nur an einem bestimmt umgrenzten Orte, nämlich im Tempel zu Jerusalem, könne er, Jehovah, angebetet werden.

Diesem Glauben gegenüber, in welchem Richtiges und Irriges, tiefe Ahnungen und abergläubische Einbildungen wie zu einem von der Sonne halbdurchleuchteten Nebel verwoben sind, hat Christus den reinen Sonnengedanken, die geistige Anbetung des Ewigen als den wahren Gottesdienst zur Geltung gebracht. Weder auf dem Berge Garizim bei der Stadt Sichar noch zu Jerusalem im Goldglanze von Salomons Tempel, sondern allüberall, wo Geist und Wahrheit walten, hat der Vater die rechten Anbeter.

Indessen, so hat der Prediger in der Nikolaikirche zu Berlin nachdrücklich betont, der wahre Gottesgedanke, die geistige Gottesverehrung, die der „Herr Jesus" in die Welt gebracht hat, ist noch keineswegs im Christentum zur Herrschaft durchgedrungen. Zwar ist auf den Katholizismus, der mit seinem äußeren Wesen und seiner Gerechtigkeit in Kraft leer äußerlicher Zeremonien und mechanischer Beobachtung äußerlicher Vorschriften und Gebräuche noch enge mit dem Judentume zusammenhängt, der Protestantismus gefolgt, ein mehr unsinnliches, ein freieres Christentum. Allein, es ist noch lange nicht so weit, daß man sagen dürfte: Die Anbetung, wie sie der Vater will und wie sie Christus als Menschenpflicht und Menschenrecht gepredigt hat, ist im protestantischen Christentum sieghafte Uebung geworden. Noch recht vieles, wie die übertriebenen Vorstellungen über die Göttlichkeit des „Herrn Jesus" selber, das blinde Vertrauen auf die Heilige Schrift, als sei sie, vom Finger Gottes geschrieben, aus den Wolken zur Erde gefallen, trüben bis auf die Gegenwart die Reinheit des Christentums im Protestantismus, hemmen die Freiheit der wahren, d. i. der nur geistigen Gottesverehrung. Mit einem Wort, im Protestantismus steckt noch viel zu viel Katholizismus, als daß man bekennen dürfte, das Christentum, wie Christus es gelehrt und gewollt hat, die lautere Anbetung des Vaters habe schon die Obmacht in der Welt errungen. . .

„Also ist es die Aufgabe der Gegenwart", so habe ich, als ich vor mehr denn zwei Jahrzehnten an einem lichten Sonntagsmorgen die Nikolaikirche der Reichshauptstadt verließ, mir in stillem Nachsinnen über die gehörte Predigt gesagt: „Die religiöse Aufgabe, an deren Lösung man jedenfalls in den Theologenkreisen Berlins arbeitet, besteht also darin, daß an die Stelle des katholischen Protestantismus, der noch immerzu die Religion der Menge bildet, der protestantische Protestantismus zu setzen ist."

Und was ist, was will der protestantische Protestantismus? Es wird als seine Aufgabe das Bestreben hingestellt, dem Vater solche Beter zu sammeln und zuzuführen, wie der himmlische Vater sie selber auch haben will. Der protestantische Protestantismus sucht aus den Menschen Christen und aus den Christen Gottesverehrer zu erziehen, die alle den Vater im Geist und in der Wahrheit anzubeten wissen, wie versprochen wird, die alle den Vater nur im Geist und nur in der Wahrheit anbeten werden, wie verordnet und gehofft wird.

Wie führt der „protestantische Protestantismus" sein Vorhaben durch? Wie löst er sein Versprechen ein? wie stützt er seine Hoffnungen?

Am 4. Oktober 1904 ist in der Jerusalemskirche zu Berlin der 22. Protestantentag eröffnet worden mit einer Predigt, die ein allbekanntes Wort unseres Heilandes: Der Sabbat ist wegen des Menschen da, nicht der Mensch wegen des Sabbates — so auszudeuten sich mühte: „Die Kirche ist um des Menschen willen gemacht, nicht aber der Mensch um der Kirche willen; darum ist das Menschenkind ein Herr auch der Kirche."

Der Protestantentag ist eine Veranstaltung des Protestantenvereins, der seine Anhänger Jahr für Jahr zur Heerschau versammeln möchte. Der Protestantenverein aber, ein süddeutsches Gewächs, von Heidelberg ausgehend, vorbereitet und gegründet durch den Dekan Zittel, den Staatsrechtslehrer Bluntschli, den Professor Richard Rothe und den Kirchenrat Schenkel — Gründungstermin und Ort: 30. September 1863, Frankfurt; endgültig 7. und 8. Juni 1865, Eisenach — will nach seinem maß- und normgebenden Statutum auf dem Boden „evangelischen Christentums eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklange mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit" anbahnen. Denn, so lautet die Ueberzeugung, die vor dem Statutum selber liegt, die kirchliche Rechtgläubigkeit, wo sie noch besteht, ist das Mittel, die Wiederherstellung der Rechtgläubigkeit, wo sie geschwunden, ist der Weg, um das deutsche Volk dem Christentum immer mehr zu entfremden; nun aber ist das „Menschenkind ein Herr auch über die Kirche": die Kirche kann also gestaltet werden und sie muß einzig gebildet werden, wie das Wohl des „Menschenkindes" gebietet.

Bezeichnend für die Art des Protestantenvereins seit seiner Geburtsstunde sind zwei Dinge. Das eine ist der Glaube an die allsiegende Kraft klingender Reden; das zweite ist das Bestreben, einen Andersgesinnten, der nach dem frägt, was man sich unter den Worten nicht beliebig denken mag, sondern was man bei nüchterner, gründlicher Ueberlegung denken muß, durch feinere und gröbere Gewaltmittel darüber zu belehren, was für das Rechte zu halten schicklich ist. So sind es die Wendungen von dem „modernen", dem „germanischen Christentum", von dem „Geiste evangelischer Freiheit", von der „Freiheit der Forschung und der Wissenschaft", von der „Kultur" und ihrer „Entwicklung", von den „Forderungen unserer Zeit", von den „Bedürfnissen der Volksseele" u. v. ä., die als die lösenden, erhebenden, alleinseligmachenden Klänge aus dem „geläuterten Evangelium" erschallen, denen, wenn nicht das ganze evangelische Volk, so doch, meint man und hofft man, der „Geistesadel der deutschen Nation" lauscht mit andächtigem Entzücken. Und wie um die „Kultur der evangelischen Freiheit" mit einem unnachahmbaren Stempel zu beprägen, ist der Protestantenverein es gewesen, der fast alle die Maßregeln, die in Preußen-Deutschland zum „Kulturkampfe" geführt haben, schon ehe die versuchte Vergewaltigung der Katholiken und aller „Rechtgläubigen" tatsächlich einsetzte, vorge-

schlagen, gefordert, befürwortet hat; auch war die Zeit des hitzigsten Kulturkampfes die Blütezeit des Protestantenvereines.

Den Sinn der Redensarten und Schlagworte, die wir kennen, haben zwei Vorträge auf dem jüngsten Protestantentag in eigentümlicher Weise zu beleuchten unternommen. Sie handelten über den Satz: „Nur durch Ueberwindung des Katholizismus in beiden Kirchen ist die wachsende Macht des Atheismus zu brechen.“ Ein protestantischer Protestantismus mithin, von dem man vor Dezennien schon in der Reichshauptstadt hören konnte, wurde, nicht von einer Kanzel vor einer beschränkten Hörerschar, sondern in der Absicht, daß die ganze christliche Welt es vernehmen sollte, als das Allheilmittel gegen die tiefsten Schäden, als der rettende Balsam für die schlimmsten Wunden der Gegenwart und aller Zukunft ausgerufen.

Aus dem Vortrage des ersten Redners, des em. Pfarrers D. Sulze von Dresden, interessieren den Katholiken die nachfolgenden Ausführungen.

Das Wesen der Religion, erklärt D. Sulze, ist ausgedrückt in dem Bekenntnisse: Mein Vertrauen ruht nicht auf der Welt und nicht auf mir selbst, sondern auf dem Vater im Himmel, meinem Schöpfer, Erlöser und Richter, wie er geoffenbart ist in Christus und seiner Gemeinde. Das Wesen des Atheismus ist konzentriert in dem Materialismus, dem alle Dinge und Ereignisse lediglich Ausfluß der unpersönlichen Naturmacht, das offenbar gewordene Wechselspiel von berechenbaren, mit mechanischen Kräften begabten Stoffen ist. Auch die Persönlichkeit des Menschen gilt dem Atheismus und Materialismus nur als vorüberschwindender Schein, vergleichbar dem Farbenschimmer des Regenbogens, der, an sich nichts Substanzielles oder Dauerndes, vergeht, wenn die Sonne ihre Stellung zur Regenwolke verändert. Die beiden Lebensanschauungen, Jesu Lehrwort und die Rede des Atheismus, sind sich wie Licht und Finsternis entgegengesetzt: dort Gott, ein persönliches, alliebendes Wesen, zu dem der Mensch, dessen Persönlichkeit von unvergänglichem Wert ist, mit unendlichem Vertrauen aufblicken kann; hier ein unpersönliches Molochbild aus „Stoff und Kraft“, in dessen Schlund wie in einem toten Abgrunde die Persönlichkeit des Menschen und alles Leben rettungslos versinken muß.

Woher, so frägt der Redner, woher rührt diese Gegensätzlichkeit? Sie hat, zumal in der Jetztzeit, den Charakter des unversöhnbar Feindseligen angenommen. Die Kirchen, wie wir sie kennen, die „Rechtgläubigen“ in den Kirchen erklären kurzerhand: Der Abfall von der Wahrheit, der Abfall von der Kirche, die Menschensünde, der Hochmut der Wissenschaft hat den Atheismus heranwachsen lassen. Allein wenn die Kirchen sich der Wahrheit rühmen dürften, dann müßten sie, im Besitze der Wahrheitsmächte, doch den Atheismus zu überwinden imstande sein. Sie haben den Atheismus aber nicht überwunden, weil sie die geistig-sittliche Persönlichkeit weder Gottes noch des Menschen zur vollen Anerkennung zu bringen wußten. Man hat in den beiden christlichen Kirchen die Völker durch äußere Gesetze, durch eine äußerliche Zucht, welche die Priesterschaft handhabt, zu bilden versucht. Was aber für die Zeit der Unmündigkeit gut sein mochte, das soll das Zweckmäßige sein auch in der Zeit, da die Völker zur geistig-sittlichen Reife gelangt sind?

Eben das ist „Katholizismus“, sein Wesen besteht darin, daß mit unpersönlichen Lehren und Mitteln — ihr Zentrum ist der Dreieinigkeitsglaube des sog. apostolischen Symbolums — auf den Menschen gewirkt werden will. Der römische Priester leitet sein Recht her vom Salböl des Bischofes, aus den Sakramenten und aus der Messe, was alles Täuschung ist. Der evangelisch-orthodoxe Prediger hat ein ähnliches unpersönliches Mittel, was er „das Wort Gottes“ heißt. Beiderlei Anschauungen sind das Gegenteil zu der Lehre Jesu. Ihm, dem „Herrn Jesus“ ist die wahre Religion „persönliche Lebensgemeinschaft“ des Menschen mit Gott und der Menschen untereinander. Darum verlangt der „protestantische Protestantismus“: Fort mit den Lehren und den Lehrzänkereien, fort mit allen abstrakten, toten, unpersönlichen Formeln, Mitteln und Bräuchen! Einzig und allein Vertrauen auf Personen und Wirken durch Personen! Die Aufgabe des Protestantenvereins, dem jeder angehören kann, so den rechten „Gewissensernst“ in sich gefunden hat, Aufgabe des „protestantischen Protestantismus“ ist es, die deutsche Nation über den Kampf der Kirchen und der kirchlichen Parteien zu erheben zum Glauben an Gott, den Vater, unseren Schöpfer, Richter und Erlöser, offenbart in Christus und seiner Gemeinde — in dem „Herrn Jesus“, dem Sieger über jeden Atheismus durch die Macht der Persönlichkeit. (Schluß folgt.)

Die dritte deutsche Nationalkonferenz gegen den Mädchenhandel.

Von

Dr. Georg v. Mayr, Unterstaatssekretär z. D., Professor.

Weite Kreise gebildeter Männer und Frauen vernehmen vielleicht auch heute noch mit einigem Erstaunen, daß zur Bekämpfung des Mädchenhandels internationale und nationale Konferenzen abgehalten werden. Gibt es nicht auch andere schwere Verbrechen und Laster, die auch durchaus zu bekämpfen sind, und gegen die doch eine derartige besondere Kampfesmethode nicht angewendet wird? So mögen vielleicht manche fragen. Gerade weil noch so gefragt wird, weil tatsächlich der volle Ernst der Sache noch nicht allgemein gewürdigt wird, muß durch Veranstaltung von Versammlungen solcher, die Einblick in die Verhältnisse gewonnen haben und die mit aller Energie zur Bekämpfung des schändlichen Lasters und Verbrechens bereit sind, der Teilnahmslosigkeit, die noch in weiten Kreisen besteht, entgegengewirkt werden. Unmittelbar muß der Erfolg solcher Bestrebungen in den Kreisen der vom Mädchenhändler bedrohten Kreise sich geltend machen; mittelbar geschieht es in der Art, daß durch Aufklärung und Aufrüttelung auch der unbedrohten Kreise und die von diesen ausgehenden Warnungen und Maßnahmen zur Vereitelung des schmählichen Gewerbes die weiße Sklaverei unterdrückt wird. Dabei bringt es die Eigentümlichkeit dieses Sklavenhandels, der mit Vorliebe weite geographische Entfernungen für die Verbringung seiner Opfer wählt, mit sich, daß die Arbeit in einem einzelnen Lande nicht genügt, sondern daß die internationale Bekämpfung des Mädchenhandels geboten erscheint. Seit einigen Jahren ist, in hervorragender Weise durch die emsigen Bemühungen des noch heute als Schriftführer des Zentralbureaus in London tätigen Engländers Coote, die Arbeit in den verschiedenen Ländern durch Nationalkomitees und Landeskomitees organisiert, und von Zeit zu Zeit vereinigt ein internationaler Kongreß die Vertreter der einzelnen Organisationen und alle Freunde des schweren Werkes zu gemeinsamer Arbeit, während in der Zwischenzeit internationale Delegiertenkonferenzen die Kongresse vorbereiten und Nationalkonferenzen in den einzelnen Ländern in diesen das Werk weiter zu fördern suchen. Von den deutschen Organisationen kommt insbesondere das deutsche Nationalkomitee in Berlin und als eines von dessen Zweigkomitees das Bayerische Landeskomitee in Betracht, jenes besondere Anteilnahme und Förderung seitens Ihrer Majestät der Kaiserin, dieses seitens Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern findend. Eine bedeutungsvolle internationale Errungenschaft, die ganz und gar eine Frucht des vereinigten privaten Strebens in allen Ländern ist, stellen die Beschlüsse der diplomatischen Konferenz vom 15. Juli 1902 dar, durch die zwar noch nicht voll genügende, aber doch sehr wichtige Grundlagen für die Ausgestaltung der gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßnahmen der verschiedenen Länder behufs wirksamer Bekämpfung des Mädchenhandels geschaffen worden sind. Die private Arbeit darf sich aber bei diesem, wenn auch immerhin bedeutenden Erfolg nicht beruhigen; noch ist vieles zu tun, um in allen Ländern die Pariser Beschlüsse zu verwirklichen. Mehr noch ist zu tun, um die offizielle internationale Verständigung noch weiter auszubauen. Am meisten aber muß noch geschehen, um durch eine der amtlichen Intervention parallele Ausgestaltung privater Warnungs- und Ueberwachungstätigkeit die amtliche Arbeit zu ergänzen und zu fördern. Wie nach allen diesen Richtungen vorzugehen ist, damit beschäftigen sich neben der allgemeinen Aufgabe, das Interesse an der Sache zu wecken und aufrecht zu erhalten, internationale Kongresse, internationale Delegiertenkonferenzen und Nationalkonferenzen. Der jüngste Kongreß war im Jahre 1902 in Frankfurt a. M., die jüngste internationale Delegiertenkonferenz kürzlich (15. und 16. September) in Zürich. Eine deutsche Nationalkonferenz hat zuerst im Jahre 1902 im Anschluß an den internationalen Kongreß in Frankfurt stattgefunden. Man hat sich dabei vom Nutzen solcher Besprechungen der deutschen Vorkämpfer und Vorkämpferinnen gegen den Mädchenhandel überzeugt und sich für jährliche Wiederkehr dieser Konferenzen entschieden. Der Berliner Nationalkonferenz von 1903 folgte am 26. Oktober 1904 im Münchener Rathaus die dritte deutsche Nationalkonferenz.

Am Vorabend hatten sich die Delegierten und sonstigen Teilnehmer an der Konferenz zu vertraulicher Besprechung vereinigt, in welcher namentlich organisatorische Fragen, insbesondere die Zweckmäßigkeit der Umwandlung der Komitee-Organisation in einen förmlichen über ganz Deutschland sich erstreckenden Verein, auch im Zusammenhang mit der wünschenswerten besseren Gestaltung der Finanzverhältnisse besprochen wurden. Auch der Wunsch nach möglichster Säuberung der Plätze und Straßen

größerer Städte in der Nähe der Bahnhöfe, im Interesse auch der Wirksamkeit der Bahnhofsmissionen, gelangte zum Ausdruck.

In der Konferenz selbst führte der erste Vorsitzende des deutschen Nationalkomitees, Gesandter von Dirksen, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, den Vorsitz, darin auf seinen Wunsch unterstützt von dem Schreiber dieser Zeilen, als dem ersten Vorsitzenden des bayerischen Landeskomitees. Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand, welche den Verhandlungen der Konferenz von Anfang bis zu Ende beiwohnte, war mit dem Ausdrucke des Dankes für Ihrer Königlichen Hoheit allezeit gnädige Förderung der in Frage stehenden Bestrebungen und des weiteren Dankes dafür, daß Ihre Königliche Hoheit, da es sich um die „Ehre Gottes und Deutschlands Wohl" — nach der hohen Frau eigenem Ausdruck — handle, trotz tiefer Familientrauer erschienen, vom Vorsitzenden im Namen der Konferenz deren Ehrenpräsidium übertragen.

Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete der Bericht des Schriftführers des deutschen Nationalkomitees Major a. D. Wagener, welcher einen mit großem Interesse entgegengenommenen Einblick in die Gesamtarbeit des Nationalkomitees bot, und zwar in der dreifachen Richtung der Information, Agitation und Organisation. Im einzelnen wurde zunächst berichtet über die auf Veranlassung und mit Unterstützung des Nationalkomitees zur Erforschung der ausländischen Verhältnisse unternommenen Reisen, bei denen nach Mitteilung des Berichterstatters zum Teil so grausige Zustände sich ergaben, daß — wie Redner meinte — selbst diejenigen, die aus praktischen Gründen für Beibehaltung der öffentlichen Häuser seien, Gegner der Reglementierung werden müßten. Weiter verbreitete sich der Bericht über die Zweckmäßigkeit einer Aenderung der Beweislast im Falle der Verbringung von Mädchen in öffentliche Häuser und diesen gleichstehende Etablissements durch Agenten, die angeblich von den tatsächlichen Zuständen in diesen Lokalen nichts wissen. Im Zusammenhang damit gab der Berichterstatter überhaupt eine Uebersicht der vom Nationalkomitee vertretenen — im wesentlichen auf die Vorarbeiten des bayerischen Landeskomitees und dessen Referenten Professor v. Ullmann sich stützenden — Anträge auf Erweiterung der Strafbestimmungen über die Beschlüsse der Pariser Konferenz hinaus, die das Nationalkomitee auch in einer Eingabe an das Reichsjustizamt vertreten hat. Weiter befürwortet der Berichterstatter eine bessere Ausbildung der lokalen Organisation und erwähnt schließlich als hauptsächliche Ursachen des Mädchenhandels, denen schwer zu begegnen sei, die Leichtgläubigkeit der jungen Mädchen und die Freigebigkeit der Männer. Im ganzen aber gelangt er zur Ueberzeugung, und darin wird ihm gewiß beigepflichtet werden können, daß gerade in Deutschland die private Arbeit gegen das Uebel ernst und eifrig betrieben wird, während England überhaupt den Stein ins Rollen gebracht und Frankreich die Regierungen zu offizieller Stellungnahme veranlaßt habe.

Anschließend hieran berichtete der Schreiber dieser Zeilen über die Tätigkeit des bayerischen Landeskomitees unter Bezugnahme auf den vorjährigen eingehenderen Bericht an die zweite Nationalkonferenz in Berlin. Dabei war u. a. hervorzuheben, daß im März 1904 zum erstenmal eine bayerische Landeskonferenz berufen war, deren jährliche Wiederholung in Aussicht genommen ist. Ortskomitees bestehen in Nürnberg, Augsburg und Würzburg; es wäre sehr zu wünschen, daß weitere Ortskomitees sich bilden und in kleineren Orten, wo es zweckmäßig erscheint, Vertrauenspersonen gewonnen werden. In diesem Sinne äußerte sich später mit großer Entschiedenheit der Oberrabiner Dr. Werner (München), seine Ausführungen zu dem förmlichen — einstimmig angenommenen — Antrage verdichtend, daß das Nationalkomitee seinerseits die Initiative ergreifen möge, um den größeren Städten Preußens und auch der übrigen Bundesstaaten ans Herz zu legen, Lokalkomitees zu gründen.

Mit lebhaftem Interesse nahm sodann die Versammlung den Bericht des Ehrenkanonikus Dr. Müller-Simonis (Straßburg) über seine vor kurzem in Südamerika ausgeführte Reise entgegen. Argentinien und insbesondere Buenos Aires spielen ja in der Frage des Mädchenhandels als die Gegend der Erde, in der zahlreiche europäische Mädchen elendestem Schicksal erliegen, eine besonders traurige Rolle. Doch steht wohl auch Brasilien mit Rio de Janeiro wenig zurück; beide Städte beschuldigen sich selbst wechselseitig des in Frage stehenden abscheulichen Geschäftes. In Buenos Aires ist die freiwillige Tätigkeit bereits entfaltet; in Brasilien ist eine solche unter des Berichterstatters wesentlicher persönlicher Mitwirkung eingeleitet. Neue Aufgaben stehen insbesondere nach Fertigstellung des Panamakanals bevor. In rühmender Weise gedachte der Redner der allseitigen eifrigen Mitwirkung der deutschen Konsulatsbeamten.

Den Schluß der Vormittagsverhandlungen bildete der Vortrag des Vorstandes der deutschen staatlichen Zentralpolizeistelle in Berlin, von Tresckow, über die Wechselbeziehungen zwischen der Tätigkeit dieser Stelle und jener des Nationalkomitees. Daß in Deutschland zuerst im Anschluß an die internationale Verständigung auf der Pariser Konferenz eine solche Zentralstelle errichtet wurde, und zwar im Einverständnisse der Bundesregierungen bei dem Berliner Polizeipräsidium, ist schon an sich ein Beweis für die auf deutscher Seite vorhandene ernsthafte Absicht energischer Bekämpfung des Mädchenhandels. Die interessanten Mitteilungen, welche Herr von Tresckow über die Wirksamkeit der seit dem 1. August 1903 bestehenden Zentralstelle machte, konnten nur dazu dienen, die Ueberzeugung von der ernsthaften Aufnahme dieses Kampfes zu festigen. Unter den Einrichtungen und Maßnahmen der Zentralstelle seien hervorgehoben: Die Registrierung und weitere Verfolgung aller Fälle von Mädchenhandel und die Anlage von Personalblättern (möglichst mit Photographien) für Mädchenhändler und dieses Handels Verdächtige; Ueberwachung der Inserate; Bereisung der Grenzländer des Deutschen Reichs. Eine solche Reise hat Herr von Tresckow an der Ostgrenze des Reiches ausgeführt, auf Anregung des Nationalkomitees — mit dem die Zentralstelle in allen Fragen in ständiger Fühlung ist — im Auftrag des preußischen Ministers des Innern. Da diesem der Reisebericht noch vorliegt, konnten die Einzelheiten der Reiseergebnisse nicht vorgetragen werden, wohl aber konnte der Berichterstatter den Gesamteindruck seiner Erfahrungen in knappen, auch mit Zahlenausweisen belegten Schlußsätzen zusammenziehen. Diese Säze haben auf die Versammlung unverkennbar einen tiefen Eindruck gemacht; die Tatsachen, die in ihnen festgelegt sind, bilden zugleich die beste Rechtfertigung energischer Aufrechterhaltung des Kampfes gegen den Mädchenhandel mit allen geeigneten Mitteln, namentlich auch durch die reichgegliederte Arbeitsbetätigung privater Vereinigungen zu diesem Zweck, wie die Nationalkomitees, Landeskomitees und Ortskomitees sie erstreben. Die Sätze lauten: Es besteht ein internationaler Mädchenhandel und zwar in größerem Umfang, als man bisher annahm; diesem Handel fallen nicht bloß bereits gefallene, sondern auch bisher unberührte Mädchen in erheblichem Maße zum Opfer; Deutschland liefert nur einen geringen Teil der in internationaler Beziehung in Betracht kommenden „Ware", vielleicht 10 Prozent, es bildet hauptsächlich die Durchgangsstation für internationalen Mädchenhandel.

An die Berichterstattung des Herrn von Tresckow knüpfte sich eine eingehende, lehrreiche und von allen Seiten — trotz erheblicher Gegensätze der grundsätzlichen Auffassung — durchaus sachlich gehaltene Debatte. Zunächst äußerte sich die Schriftführerin des bayerischen Landeskomitees, Fräulein Louise Fogt, eingehend in formvollendeter Darstellung über die Mitwirkung der Frauen, dabei die direkten und indirekten Formen dieser Mitwirkung zergliedernd: Bahnhofsmission, Wachsamkeit über Stellenvermittlung und -Angebote (mit Warnung vor allzu weitgehender Bemühung der Unterbringung von Mädchen im Ausland); liebevolles persönliches Eintreten, Einflußnahme der Frauen auf Väter, Gatten, Söhne im zielbewußten Kampf für die Sittlichkeit der Nation. Nach Frln. Fogt, die zugleich als Vertreterin des Marianischen (katholischen) Mädchenschutzvereins gesprochen hatte, sprach in kürzerer Ausführung über die Mitwirkung der Frauen auch die Vertreterin der (protestantischen) Freundinnen junger Mädchen, Frau Oberlandesgerichtsrat Schattenmann. In der weiteren Diskussion, an der insbesondere Damen als Vertreterinnen allgemeiner Sittlichkeitsbestrebungen und namentlich auch der abolitionistischen Richtung teilnahmen, trat zuweilen das engere Thema des Mädchenhandels in den Hintergrund, besonders im Zusammenhang mit dem ceterum censeo der Abolitionisten: Aufhebung jeglicher Reglementierung und speziell jeglicher Art der Duldung öffentlicher Häuser. In wirkungsvoller Weise brachten Bürgermeister Dr. Wolfram (Augsburg) und Dr. Naumann (München) den Gesichtspunkt zur Geltung, daß die Nationalkonferenz nicht das richtige Forum sei, vor dem die von den Abolitionisten angeregte Frage zum Austrag zu bringen sei, daß vielmehr eine Konzentration des Kampfes gegen den Mädchenhandel zunächst in Frage stehe, im Anschluß an die in dieser Hinsicht — auf Grund der gegebenen tatsächlichen Verhältnisse — in den verschiedenen Ländern international in Angriff genommenen Maßnahmen. Sehr versöhnend wirkten dabei auch die Darlegungen des II. Vorsitzenden des deutschen Nationalkomitees, Pfarrer Burckhardt (Berlin), welcher die volle Berechtigung des Strebens der allgemeinen Sittlichkeitsvereine auch vom Standpunkt der Endziele der Bekämpfung des Mädchenhandels anerkennt, für den praktischen Kampf gegen Laster und Verbrechen aber die Arbeitsteilung, so wie sie jetzt besteht, als das Richtige erachtet. Demgemäß soll es dabei bleiben — und das ist der Eindruck, den man aus diesem, dem bewegtesten Abschnitt der Debatten — gewonnen hat: getrennt marschieren, vereint schlagen!

In der Fortsetzung der Sitzung am Nachmittag berichtete zunächst Pfarrer Burckhardt über die internationale Delegierten-konferenz in Zürich am 15. und 16. September 1904. Auf die Einzelheiten dieser Mitteilungen über die Verhandlungen, die in der Hauptsache der Vorbereitung des nächsten internationalen Kongresses in Paris (1906) dienten, hier einzugehen, muß ich mir versagen. Gewiß ist, daß wenn auch die Delegiertenkonferenz sich nicht die Befugnis selbständiger Beschlußfassung zuerkannte, doch die starke Beteiligung an derselben und die reichhaltige, wohl vorbereitete Debatte wesentlich zur Klärung der Ziele im Kampf gegen den Mädchenhandel beigetragen hat. An der Vorbereitung war namentlich auch Deutschland durch umfassende Referate von Pfarrer Burckhardt und Major a. D. Wagener hervorragend beteiligt.

Den nächsten Verhandlungsgegenstand bildete das Referat des Schreibers dieser Zeilen über Statistik der Prostitution und Mädchenhandel. Ich möchte den verehrten Lesern nicht zumuten, in die Einzelheiten dieser Frage sich einzulassen. Ich bemerke deshalb nur in Kürze folgendes: Die Statistik der Prostitution kann nach zwei Richtungen nützlich sein, einmal um Grundlagen für praktisches Vorgehen auf Grund von Aufdeckung bestimmter Fäden des Mädchenhandels zu finden, dann aber auch wissenschaftlich durch Klarlegung von Zuständen und Erscheinungen, die in ihrer Eigenart nur durch Massenbeobachtung erkennbar sind. Was so an Erkenntnis gefunden wird, das setzt sich seinerseits in brauchbare Unterlagen für nutzbringende Gesetzgebung und Verwaltung um. Im einzelnen habe ich ausgeführt, was von einer Statistik der Prostitution gelegentlich allgemeiner Berufszählungen, weiter als Sonderleistung der Polizeiverwaltung, drittens im Rahmen der Justiz- und Gefängnisstatistik zu erwarten ist. Zu irgend einer Beschlußfassung hierüber die Konferenz zu veranlassen war nicht meine Absicht. Ich wollte nur Anregung geben, allerdings in der Hoffnung, daß die verschiedenen hienach in Betracht kommenden Instanzen die Sache in ernstliche Erwägung ziehen würden, wobei ich namentlich auch auf entsprechende Ausbildung der Gefängnis- und Arbeitshausstatistik Gewicht legen würde. In der Diskussion gab Dr. Naumann seiner geringen Hoffnung auf amtliche Statistiken Ausdruck und befürwortete freiwillige Stichproben, insbesondere durch Mitwirkung der Aerzte und Aerztinnen. Fräulein Felizitas Buchner wollte vom abolitionistischen Standpunkt aus von einem beruflichen Erwerb aus Prostitution überhaupt nichts wissen, wogegen auf die entgegenstehende traurige Wirklichkeit der tatsächlichen Gestaltung zu verweisen war.

Zum Schlusse beschäftigte sich die Konferenz noch mit einigen Anträgen. Die Frage der Verteilung eines Flugblattes an Schülerinnen zur Warnung vor wahlloser Benutzung von Agenturen usw. wurde dem Nationalkomitee zur weiteren Erwägung im Benehmen mit den Schulverwaltungen überwiesen. Der Antrag, daß die Frauenvereine durch das Nationalkomitee auf die verschiedenen Formen des Mädchenhandels aufmerksam gemacht werden sollen, wurde angenommen; weitergehende Spezialanträge über die Behandlung der verwahrlosten weiblichen Jugend in Gesetzgebung und Verwaltungstätigkeit dagegen den charitativen Verbänden überwiesen. Beschlossen wurde weiter, daß das Nationalkomitee bis zur nächsten — im Jahre 1905 in Bremen stattfindenden — Konferenz die Vorarbeiten zur Bildung eines Vereins abschließen und solche der 4. Konferenz zur Beschlußfassung vorlegen soll, ferner daß — wie bereits oben kurz erwähnt — auf die Begründung von weiteren Zweigkomitees hingearbeitet und ein lebhafterer Verkehr mit allen diesen Komitees (wie er tatsächlich mit dem bayerischen Landeskomitee schon besteht) angebahnt werde.

Freundliche Leser und Leserinnen, welche dem vorstehenden Versuch eines zusammenfassenden Berichtes über die Münchener Nationalkonferenz gegen den Mädchenhandel bis hierher gefolgt sind, werden — so hoffe ich daraus — dreierlei entnommen haben. Erstens, daß es sich um eine überaus ernsthafte, schwere soziale Frage handelt, die ein energisches Eingreifen des Staates wie der Privathilfe erfordert. Zweitens, daß die Belehrungen, die in dieser Hinsicht die Münchener Konferenz geboten hat, reichlich waren und hoffentlich auch fruchtbar sein werden. Drittens, daß die Gestaltung und der Abschluß der Münchener Konferenzarbeiten auch die Hoffnung auf weiteren organisatorischen Ausbau der privaten Bestrebungen eröffnen. Hiernach darf man wohl mit Befriedigung auf die Münchener Tagung zurückschauen, die zugleich ein erfreuliches Bild gemeinschaftlicher Arbeitsbetätigung des deutschen Nationalkomitees und des bayerischen Landeskomitees bot. Besonderen Dank verdient die Gemeindeverwaltung der Stadt München, die in zuvorkommender Weise durch Herrn Bürgermeister v. Borscht trefflich geeignete Räumlichkeiten sowohl für die Versammlung am Vorabend als für die Konferenzsitzungen zur Verfügung gestellt hatte.

☙ ☙ ☙

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der angeschossene Weltfriede.

Mit seinen Admirälen hat **Rußland** noch weniger Glück als mit seinen Generälen. Die erste Garnitur der Seehelden war natürlich nach Ostasien geschickt worden; unter ihnen erregte Makarow große Hoffnungen, aber er wurde im ersten Gefecht getötet; der Rest hat nur die maritime Unfähigkeit Rußlands erwiesen. Die zweite Garnitur kam auf der Freiwilligen-Flotte aus dem Schwarzen Meere; sie entfaltete in der ungefährlichen Jagd auf wehrlose Handelsdampfer eine Schneidigkeit, die ihrer Regierung eine empfindliche moralische Niederlage einbrachte. Die dritte Garnitur der russischen Nelsons kam nun endlich mit der Baltischen Flotte ans Tageslicht und hat alsbald mit der **Heldentat von Hull** sich eine tragikomische Unsterblichkeit errungen. Neuerdings wird es ja immer mehr Mode, die raffiniertesten Verbrecher durch die gelehrtesten Psychiater für unverantwortliche Geisteskranke erklären zu lassen. Kämen Admiral Rostedjewensky und seine schießlustigen Genossen vor ein Geschworenengericht, so würde der Verteidiger leichtes Spiel haben mit dem Nachweis, daß ihre Handlungen aus Zwangsvorstellungen hervorgegangen seien, welche die Verantwortlichkeit ausschlössen. In der Tat, die Schießübung gegen eine friedlich arbeitende Fischerflotte war ebenso unsinnig wie brutal; wie gewisse Kranke überall Mäuse sehen, so sehen die baltischen Seehelden überall japanische Torpedoboote; mit der Zähigkeit des Verfolgungswahns glauben sie auch heute noch, daß zwischen den Fischerbooten von Hull, weit abseits vom **normalen** Weg der russischen Flotte, die allgegenwärtigen Japaner ihnen aufgelauert hätten.

Die englische Regierung forderte Entschuldigung, Entschädigung, Bestrafung und Bürgschaft. Das war viel auf einmal, aber nicht zuviel. Die russische Regierung konnte sich aber nicht zur rechten Zeit zur Verleugnung des delirium tremens ihrer Seehelden aufschwingen. Das war psychologisch wohl begreiflich, da man in Petersburg auch an die japanischen Hinterhalte in der Nordsee glaubte; es war aber politisch furchtbar gefährlich, da England unbedingt zu gewaltsamer Selbsthilfe schreiten mußte, wenn nicht sofort befriedigende Sühne geleistet wurde. So hat denn einige Tage lang tatsächlich der europäische Friede auf des Messers Schneide gestanden.

Die Gefahr ist jetzt beseitigt, wenigstens vorläufig, und der Dank dafür gebührt in erster Linie der **französischen** Regierung. Genauer gesagt, nicht dem Ministerpräsidenten Combes, der in seinem Wesen manche Aehnlichkeit mit dem russischen Seeheldentum aufweist, sondern Herrn Delcassé, dem geschickten Dauerminister des Auswärtigen und seinem Botschafter Cambon in London. Herr Delcassé hat sich mit Recht gesagt, daß ein Zusammenstoß zwischen Rußland und England für keinen Staat so verhängnisvoll sein würde wie für Frankreich, das infolge seines Bündnisvertrages in den Krieg hereingezogen werden könnte. Frankreich hatte hier wirklich den Beruf zum Friedensengel. Offenbar ist auch das erlösende Wort „internationale Enquete" von Frankreich souffliert worden.

Mit der Vereinbarung, die streitigen Punkte durch eine Untersuchungskommission nach der Haager Konvention prüfend entscheiden zu lassen, war freilich noch nicht alles erledigt. England konnte, nachdem es Garantien für besseres Verhalten verlangt hatte, die angeklagten Offiziere mit ihrer ungeänderten Schießanweisung nicht weiterfahren lassen. Da hat nun die Friedenspartei in Petersburg, wahrscheinlich mit Hilfe französischer Pädagogen, den unschlüssigen Zaren dahin gebracht, daß er folgende gewichtige Zugeständnisse machte: der an der Affäre beteiligte Teil des Baltischen Geschwaders wird in Vigo zurückgehalten, die verantwortlichen Offiziere und die Zeugen gehen nicht nach Ostasien; alle Personen, die von der internationalen Kommission für schuldig befunden werden, sollen verurteilt und angemessen bestraft werden.

Die öffentliche Meinung in England wird sich dabei gewiß beruhigen; das Volk wird die Sistierung der Weiterfahrt als seinen Sieg empfinden. Freilich sind einige Jingo-Blätter, die sonst zur Regierungspartei gehören, mit der Verständigung nicht zufrieden. Es ist erklärlich, denn für die britische Weltpolitik bot sich hier eine verlockende Gelegenheit, die asiatische Rechnung mit einem Schlage unter Beihilfe der Japaner ins Reine zu bringen. Der jetzige Premier Balfour hat aber nicht das kühne Temperament und das harte Gewissen, das Joë Chamberlain bei der Anzettelung des Kapkrieges bewiesen hat, und als Mitinteressenten am Weltfrieden können wir darüber uns nur freuen.

Zu den interessanten psychologischen Rätseln, die bei dieser Affäre hervorgetreten, gehört auch die Frage, warum Rußland sich

zu der Fahrtunterbrechung herbeigelassen hat. Die Schiffe, die jetzt in Vigo rasten und rosten, sollten doch in Ostasien so bitter notwendig sein! Oder soll man vielleicht annehmen, daß die Petersburger Politiker an den praktischen Wert dieser Flottenfahrt selbst nicht recht glauben und die so lange hinausgeschobene Abfahrt der Flotte nur schandenhalber und zur Beruhigung der bedrängten Kämpfer im Osten in Szene gesetzt haben. Bei nüchterner Erwägung ist es freilich wahrscheinlich, daß von der vielgepriesenen Flotte kaum ein brauchbares Schiff sein Ziel erreichen wird.

„Immer langsam voran" ist auch für die Landstreitkräfte wieder Parole. Am Schaho stehen sich die beiden Armeen auf Schußweite abwartend gegenüber und graben sich nach Kräften ein. Hinter der Front wird es wohl lebhaft zugehen; aber von den ankommenden Verstärkungen schweigt der Strategen Vorsicht. Auf russischer Seite ist nun endlich der Dualismus beseitigt, indem Kuropatkin zum Oberkommandierenden aller Streitkräfte ernannt und Alexejew allergnädigst nach Petersburg berufen worden ist. Allerdings fehlt noch jede Bürgschaft, daß nicht doch der Petersburger Oberkriegsrat fortfährt, durch allerhöchste Befehle dem Generalissimus das Konzept zu verderben.

Vom preußischen Landtag.

Frhr. v. Hammerstein, der preußische Minister des Innern, ist kein Genie, aber er hat manchmal Glück. Die Mirbach-Angelegenheit schien im Sommer ihm gefährlich werden zu wollen; aber mit der inzwischen erfolgten Verabschiedung des allzu rührigen Hofmanns war der Schlange der Giftzahn ausgebrochen worden. Als nach dem Wiederzusammentritt des Landtags jetzt die alte freisinnige Interpellation verhandelt wurde, gab es Senf zu einem schon verdauten Braten. Frhr. v. Hammerstein konnte überdies seine Mitwissenschaft in betreff des anstößigen Rundschreibens Mirbachs an die Oberpräsidenten vollständig in Abrede stellen. So blieb nichts weiter übrig als die Tatsache, daß der Minister den Oberpräsidenten ein Zirkular des Sammelkomitees zugeschickt hat mit dem „Anheimstellen", es zu veröffentlichen. Ganz korrekt und zweifelsohne war das freilich nicht; aber der Vorgang bot doch eine zu geringfügige Angriffsfläche. Die freisinnigen Redner sahen das nicht rechtzeitig ein und trieben wieder Lanzenverschwendung. Das Zentrum war klüger und stellte sich auf den Standpunkt, daß der Rest von politischer Bedeutung, der noch zurückgeblieben, zu minimal sei, um es zu einer Einmischung in diese hauptsächlich das evangelisch-kirchliche Gebiet berührende Frage zu nötigen. Das Zentrum sparte seine Kräfte für die eigene Interpellation wegen des Wahlterrorismus im Saarrevier. Man hat eingeworfen, daß auch diese Interpellation nur „olle Kamellen", abgetane Sachen betreffe. Die Sache ist aber noch sehr aktuell. Die früheren Mißbräuche müssen gegenüber den Verdunkelungsversuchen klargestellt werden, damit die mühsam veranlaßten Anläufe zur Besserung nicht im Sande der alten Gewohnheiten stecken bleiben. Gegen Wahlbeeinflussungen hilft erfahrungsgemäß kein Mittel besser als die parlamentarische Lichttherapie.

Bis die Schulfrage auf die Tagesordnung kommt, bilden die Kanalgesetze den Kernpunkt der preußischen Landtagsverhandlungen. Abg. Dr. Am Zehnhof, eine der hoffnungsvollsten Zentrumskräfte, hat durch einen Kunstgriff à la Kolumbus dem schwankenden Ei Standfestigkeit verliehen: er schlägt für den strittigen Mittellandkanal ein staatliches Schleppmonopol vor, womit zahlreiche Einwände, namentlich der Einwand der Schleuderkonkurrenz gegenüber den Eisenbahntarifen, glatt abgeschnitten werden. Die Aussicht auf Verständigung ist dadurch erheblich gefördert, allerdings bei der Vielfädigkeit dieses gordischen Knotens noch nicht gesichert.

Die Zähigkeit des französischen Blocks.

Das herrschende System in Frankreich hat einen Frontangriff mit 88 Stimmen Mehrheit, einen Flankenangriff mit 4 Stimmen Mehrheit abgeschlagen.

Bei dem Frontangriff handelte es sich um den Kulturkampf, insbesondere die jetzt brennende Frage der Trennung von Staat und Kirche. Nach dem Gesetz der schiefen Ebene mußte die kulturkämpferische Mehrheit bis auf den Trennungsgedanken heruntergleiten. Herr Combes ist aber, wenn er an die Ausprägung dieses Gedankens gehen will, weder seiner Kollegen Delcassé und Rouvier, noch des Präsidenten vollständig sicher. Darum schlägt er in dieser allerwichtigsten Frage den krummen Weg ein, keinen Regierungsentwurf einzubringen, sondern die Sache auf Grund eines radikalsozialistischen Initiativantrages beraten und beschließen zu lassen. Trotz dieser Abweichung von der vernünftigen und hergebrachten Regel hat er in der kritischen Sitzung seine Mehrheit zusammenhalten können. Allerdings ist die „prinzipielle" Einheit leichter zu wahren als die Uebereinstimmung bei den vielen schwierigen Einzelfragen, die bei der Gestaltung des Gesetzes zu lösen sind. Doch wird wohl der Pessimismus in Frankreich auch weiterhin Recht behalten.

Der Flankenangriff ergab freilich eine sehr kritische Abstimmung: eine Mehrheit von nur vier Stimmen bedeutet unter normalen Verhältnissen eine Niederlage. Aber es handelt sich dabei nur um den Kriegsminister André, und die leitenden Geister des Blocks hatten schon vor der kritischen Abstimmung Vorsorge getroffen, daß im ungünstigen Falle Herr Combes ohne allgemeine Krisis dieses Mitglied seines Ministeriums ausschiffen könne. In der Tat war die Empörung über das aufgedeckte System der freimaurerischen Spionage und Aechtung aller religiös gesinnten Offiziere unter den anständigeren Elementen des Blocks so groß, daß André sicherlich verurteilt worden wäre, wenn nicht der Sozialistenführer Jaurès mit seiner donnernden Beredsamkeit die republikanischen Leidenschaften wachgerufen und so bei einigen Dutzend Leuten das Gewissen betäubt hätte. Es ist nicht das erste Mal, daß Herr Jaurès das kulturkämpferische Ministerium rettet. Dieser Sozialistenführer ist zurzeit der ungekrönte Monarch in Frankreich. Freimaurerei und Sozialdemokratie ziehen einträchtiglich den Wagen unter der Peitsche des Kutschers Jaurès. Herr Combes macht sich im Fond breit; er glaubt zu fahren und er wird gefahren.

Trennung von Kirche und Staat in Frankreich.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Combes arbeitet nach alten, bewährten Heften. Bei Beginn der Tagung läßt er sich zu der durch die Treiber in den Vordergrund gestellten Frage eine Vertrauensabstimmung angedeihen, befestigt dadurch die eigene Stellung, schmeichelt der Mehrheit und hat dieselbe dadurch in der Gewalt, wenigstens für geraume Zeit. Diesmal war es die Trennung von Kirche und Staat, welche ihm 325 (gegen 230) Stimmen eintrug. Also etliche dreißig Stimmen mehr als bisher für die Trennung aufzubringen waren. Das Abgleiten nach links ist zu einem Abstürzen geworden, bei dem immer mehr mitgerissen werden. Dies mußte jeder voraussehen. Seitdem die Linken (1878) die Mehrheit in der Kammer erlangten, ist diese immer weiter nach links gegangen, kann gar nicht anders, denn die Linken werden hauptsächlich durch ihre Gegnerschaft zur Kirche zusammengehalten, da sie außerdem nur wenig Gemeinsames haben.

Als Leo XIII. in einem sehr verbindlichen Schreiben Grevy darauf hinwies, daß die Republik so viele kirchenfeindliche Maßnahmen treffe, antwortete Grevy, er vermöge nichts dagegen, die Mehrheit sei von der Ueberzeugung beseelt, die Katholiken seien alle unversöhnliche Feinde der Republik, arbeiteten fortwährend an deren Sturz. Er vermöge nichts gegen diese Ueberzeugung. Wohl aber könne der Papst den Grund derselben ausräumen. Darauf erließ Leo XIII. die bekannte Weisung, der Republik beizutreten, wiederholte dieselbe des öfteren bei jedem Anlaß. Die Republikaner, welche von dem (erst viel später veröffentlichten) Briefwechsel nichts wußten, sahen in der Tat des Papstes einen Sieg, einen Erfolg ihrer Sache, folgerten daraus, daß sie richtig gehandelt und im selben Geleise bleiben müßten. Hierin wurden sie dadurch bestärkt, daß viele der auf Rat des Papstes der Republik beigetretenen Katholiken den katholischen Grundsätzen untreu, selbst manchmal zu heftigen Kirchenfeinden wurden. Die Republikaner zeigten sich so mißtrauisch und ausschließlich gegen die Beigetretenen, daß den Ehrenhafteren unter ihnen keine andere Wahl blieb, als sich ganz von der Politik zurückzuziehen.

Der Brotneid war Hauptursache dieses abstoßenden Verhaltens der Republikaner. Sie wollten den Platz an den Fleischtöpfen allein für sich behalten. Seitdem wurden sie nur noch feindseliger gegen Katholiken und Kirche. Der so gut begonnene Beitritt zur Republik kam ins Stocken. Den Katholiken blieb nichts übrig, als Verbündete der Monarchisten und anderer Antirepublikaner zu werden, zu bleiben, um nicht zwischen zwei Stühlen sitzen zu müssen. Aus denselben Ursachen ist der Kulturkampf immer heftiger geworden. Die Republikaner glauben durch Unterdrückung, Vertilgung des Katholizismus oder auch der gläubigen Katholiken, ihre Herrschaft zu befestigen, den nachdrängenden Radikalen und Sozialisten Beute zuwenden zu können. Gambetta versprach den alten Arbeitern (in einer Versammlung zu Belleville-Paris) die 1200 Millionen der Gemeinschaften. Sein Jünger Waldeck-Rousseau fand, bei amtlicher Aufnahme, nur 1070 Millionen. Seit zwei Jahren sind drei Viertel aller Mutterhäuser und Niederlassungen aufgehoben, ihr Besitz beschlagnahmt, vielfach schon verkauft worden. Bis jetzt sind aber nur eine Anzahl — man schätzt

bis dreißig — Millionen für die Kosten, Besoldung der Anwälte, Anteile und Gebühren der mit der Ausschüttung beauftragten Massenverwalter herausgekommen. Von den Mitgliedern der aufgelösten Ordensniederlassungen befinden sich viele im größten Elend. Vor einiger Zeit meldeten die Blätter von einer alten Schwester, welche tot in einer Pariser Gasse zusammengebrochen. Ursache: Mangel jeglicher Nahrung. Jetzt versprechen Radikale und Sozialisten, die 45 Millionen des Kultusbudgets für die alten Arbeiter zu verwenden; die Trennung von Kirche und Staat hat in ihren Augen den Hauptzweck, sich dieser 45 Millionen zu bemächtigen. Combes hat freilich gesagt, die wohlerworbenen Rechte müßten geachtet, den alten Priestern ihre Bezüge lebenslänglich fortbezahlt, ihnen Jahrgelder gewährt werden. Ob sich die Nachdrängenden hierdurch gebunden glauben werden?

Combes hat sich, bei der zweitägigen Besprechung der Interpellationen über die kirchlichen Angelegenheiten, nicht besonders geschickt gezeigt. Er schob alle Schuld auf den Heiligen Stuhl, welcher fortwährend, planmäßig, das Konkordat verletze. Als Beweis führte er jedoch nur Verletzungen der Organischen Artikel an, welche der Heilige Stuhl nie anerkannt, gegen welche er stets Einspruch erhoben hat, da dieselben eigenmächtig, ohne Verständigung mit dem Papst, von Napoleon I. eingeführt worden sind. Combes warf dem Papst namentlich vor, auf der alten, schon hunderte Jahre vor dem Konkordat üblichen Formel der Bischofsernennungen — nobis nominavit — zu bestehen, die Bischöfe von Dijon und Laval, ohne Rücksprache und Zustimmung der Regierung, nach Rom geladen und zum Rücktritt genötigt zu haben. Ein Verbrechen der Bischöfe ist auch, sich über eine gemeinsame Eingabe (zugunsten der Gemeinschaften) an die Kammern und den Präsidenten verständigt zu haben. Nach den Aeußerungen des Ministerhauptes befinden sich Bischöfe und Priester in einer beständigen Verschwörung gegen die Republik, bedrängen diese in jeder Weise. Von allen Kanzeln erschallten allsonntäglich die heftigsten Angriffe, werde in heftigster Weise gegen Regierung und Republik gehetzt. Man fragt sich erstaunt, warum die Blätter nicht tagtäglich von Bestrafungen solcher staatsfeindlicher Bischöfe berichten. Nach den Versicherungen Combes' müßte man doch annehmen, daß mindestens die Hälfte aller Bischöfe und Priester straffällig sei. Jedoch nur 10 (von 80) Bischöfen und 1000—1200 der 34,000 Pfarrer sind die Bezüge gestrichen worden, dabei ohne Anklage und Urteil, bloß durch Verfügung der Regierung.

Die starkangeschwollene Mehrheit, die am 22. für Trennung stimmte, läßt keinen Zweifel mehr aufkommen: die Feindseligkeit der Kammer ist in raschem Steigen. Es mag nun noch viel, auch längere Zeit, über Ausführung und Form der Trennung beraten und gestritten werden, es mögen sich hindernde Zwischenfälle ergeben, aber das Endergebnis erscheint unausbleiblich, unabwendbar. Die Trennung wird ausgeführt, eine schwere Zeit für die Katholiken Frankreichs kommen, die sich hoffentlich — voraussichtlich! — einigen, sich fester zusammenschließen und einordnen werden als bisher. Druck drückt zusammen!

Combes versicherte nochmal zum Schluß seiner Rede, er werde nicht nach Canossa gehen. Aber auch andere haben solche Versicherungen gemacht, sind trotzdem nach Canossa gegangen. Bismarck ging nur bis Kissingen, da man im Jahrhundert des Verkehrs und der Menschenfreundlichkeit denen einige Bequemlichkeit gönnt, welche guten Willens sind.

Ferienpolitik in Belgien.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

Ferienpolitik. Dieses Wort kennzeichnet voll und ganz die in Belgien momentan zutage tretenden Kundgebungen der verschiedenen politischen Fraktionen. Sie beschränken sich übrigens nur auf rein spekulative Zeitungspolemik, geben uns aber ein annähernd genaues Stimmungsbild der gegenwärtigen politischen Lage des Landes.

Nach der unverkennbaren Schlappe, die sich die Sozialisten bei den parlamentarischen Wahlen im Mai geholt, ist's bei den Herren von der roten Flagge mäuschenstill geworden. Allerdings ruhen sie deshalb nicht, allein sie sind vorsichtiger geworden, ja sie „jauressieren" sich von Tag zu Tag immer mehr. Sie haben eingesehen, daß sie an einem Wendepunkt ihrer Geschichte angelangt sind und auch über stärkere Truppen als die heurigen wohl vor der Hand nicht verfügen können. Angesichts dessen wurde die Verelendungstheorie an den Nagel gehängt und auf einmal trinkt man mit den vor nicht allzulanger Zeit noch so verhaßten Liberalen Bruderschaft. Das hat alles seine triftigen Gründe. Die Liberalen haben nämlich, wie bekannt, bei den letzten Wahlen einige nicht zu verleugnende Erfolge erzielt. Darob ist ihnen, die vor 1900 nur 12 Abgeordnete zählten und nur dank der von den Katholiken zugestandenen, verhältnismäßigen Wahl in größerer Menge ins Parlament einzogen, der Kamm so sehr geschwollen, daß sie sich allenthalben brüsten, im Jahre 1906 die verhaßte klerikale Partei aus dem Sattel zu heben. Sie können aber ohne Unterstützung der Sozialisten nicht regieren und so werden vorläufig Kombinationen geschmiedet. Theoretisch ist ja der belgische Sozialismus eine wuchtige Umsturzpartei und die Liberalen nennen sich die einzigen Stützen der Ordnung. Das geht nun zwar schlecht zusammen, aber dem Uebel wurde bald abgeholfen. Die Sozialisten schütteten schleunigst eine Kanne Wasser in ihren brausenden Rotwein und die Liberalen schwenkten ein bißchen nach links. Embrassons nous Folleville! Und vorwärts marsch gegen den Klerikalismus! Das wundert uns von den Liberalen nicht, denn das « und » ihrer Politik war stets die Katholikenfresserei; bei den Sozialisten, denen Religion Privatsache ist, bilden die Kamäleonsnaturen ja die Mehrzahl. „Le Clericalisme, voilà l'ennemi", rufen alle mit Gambetta aus. Wie in Frankreich das Triumvirat Jaurès-Combes-Clemenceau alle Grundsätze aus Liebe für die Staatskrippe an den Nagel hängt, so tun auch unsere Sozialisten und Liberalen omnia semper pro dominatione. Ein Kulturkampf à la Combes ist ihr Ideal, der Sturz der katholischen Regierung ihr immediater Zweck.

Allein da war guter Rat teuer. Die Katholiken haben seit zwanzig Jahren zur allgemeinen Zufriedenheit regiert und Mittel und Wege mußten gefunden werden, den Klerikalen eins aufzubinden. Nichts konnte man entdecken als die Anwendung des Wortes Beaumarchais: „Lügt, lügt, es bleibt immer noch etwas davon!" So wurden interessante Geschichten über Geistliche, Ordensleute &c. weiterkolportiert, die man dann kläglich widerrufen mußte. Ein Lieblingsthema bildet auch die Klostergefahr als Folge der Einwanderung französischer Ordensleute, von denen König Leopold sagte: „Laßt sie nur alle kommen; das sind die besten Steuerzahler und ich habe nie genug gute Staatsbürger in meinem Lande." Mit dem Congregatio delenda kommt dann das Ceterum censeo: Unser Schulunterricht steht unter Null. Wir müssen unbedingt dem Klerikalismus den Garaus machen und die neutrale (d. i. antikatholische) Schule durchführen. Am 5. Oktober kam die combistische Ligue de l'Enseignement aus Frankreich daher. Sie wurde von den Liberalen großartig gefeiert. Man ersehnte französische Zustände herbei und bei den Toasten kamen die katholischen Schulen und die Regierung schlecht weg. Und — o Mißgeschick! — in demselben Momente druckten alle, auch liberale Blätter die Nachricht ab, daß auf der Weltausstellung in St. Louis der belgische Elementarunterricht zwei erste Preise, der Mittelschulunterricht zwei erste Preise und drei silberne Medaillen, der akademische Unterricht und wissenschaftliche Anstalten neun Preise und drei Medaillen davontrugen. Je eine silberne Medaille erhielten das katholische, von Geistlichen geleitete Institut de Saint-Louis in Brüssel und die Jesuitenschule Collège de la Paix in Namur. Dabei — horresco referens — Frankreich, das gelobte Land der Verweltlichung, erhielt nur e i n e n Preis. Daran gibt's nichts zu nörgeln und deshalb begnügt man sich, beim Beginn des Schuljahres die liberalen Eltern zu bitten, doch um jeden Preis ihre Kinder, wie dies gesetzlich gestattet ist, von dem Religionsunterricht dispensieren zu lassen, weil, wie die sonst ernste liberale Indépendance belge sagt, „jeder Religionsunterricht mit einem wissenschaftlichen Unterricht unvereinbar und es absolut unnütz ist, das Gedächtnis des Kindes mit absurden Legenden, die es später doch abschütteln muß, zu belasten".

Solche Ansichten geben uns einen Vorgeschmack von dem, was wir zu gewärtigen hätten, wenn 1906 die katholische Regierung zu Fall gebracht würde. Gott sei Dank sind wir noch nicht so weit. Mit Recht sagt der katholische Führer Abgeordneter Woeste in einem kürzlich in der Revue Générale veröffentlichten Artikel, daß „im allerungünstigsten Falle die Rechte und die Linke gleich stark sein würden und zwar stände eine zerbröckelte Linke einer geeinten Rechten gegenüber". Wir hoffen, daß die Rechte soviel Sitze nicht verlieren wird, können aber Woeste in seinem Optimismus nicht bis zu Ende folgen; die Linke würde, scheint es uns, geschlossen einen Kulturkampf einleiten.

Um das zu verhüten, sollte Woeste für die absolute Einigkeit der katholischen Fraktion, wie es in seiner Macht steht, wirken; denn eine solche Einigkeit besteht momentan leider nicht. Die katholische Fraktion hat in Belgien nicht, wie z. B. das deutsche Zentrum, eine Zentralleitung. Es bestehen ebensoviele Führungskomitees als Wahldistrikte; in seinem Sprengel ist das Komitee Herr und Meister und paßt die Interessen der Partei den Lokal-

umständen an. Diese Organismen nennt man Cercles catholiques. Sie vertreten das streng konservative Element und bilden einen Landesverband, dessen Vorsitz Woeste führt. Der Verband konzentrierte lange Jahre hindurch die Leitung sämtlicher katholischen Interessen. Nach Veröffentlichung der Enzyklika Rerum novarum machte sich aber inmitten der katholischen Bevölkerung eine demokratische Strömung geltend. Sie geriet leider mit dem suspendierten Priester und Abgeordneten Daens auf Abwege und das gegen letzteren gehegte Mißtrauen übertrug sich mit Unrecht auch auf andere Gruppen, die politisch hier und da nicht mit den Cercles catholiques übereinstimmten, von rein katholischem Standpunkte aber keinen Vorwurf verdienten. Die Hauptgruppe dieser Richtung bildet die Ligue democratique unter Vorsitz des katholischen Abgeordneten Artur Verhaegen. Auf seiten dieses demokratorischen Elementes steht auch der andere katholische Führer, der bekannte Staatsmann August Beernaert. Trotz ihrer Sonderansichten in gewissen freien Punkten haben sich die Demokraten stets der Parteidisziplin unterworfen und niemals besondere Kandidaten aufgestellt.

In allerjüngster Zeit hat aber der Antagonismus zur großen Freude der Liberalen und Sozialisten zu einer Preßkampagne geführt, die der katholischen Sache nur nachteilig sein kann. Um viele unschlüssige Wähler, die jetzt für die Liberalen stimmen, zur katholischen Fraktion zu bekehren, glaubte Verhaegen und seine Gruppe drei Reformen, die von der Opposition als notwendig anerkannt werden, nämlich die persönliche Wehrpflicht, den obligatorischen Schulbesuch und Unifizierung der verschiedenen Wahlsysteme auch auf das katholische Programm zu schreiben. Jeder Katholik kann ja sicher prinzipiell diese Reformen unterschreiben. Aus Gründen, die hier zu erörtern wir uns vorbehalten, wollen aber die Konservativen von denselben absolut nichts wissen. Im Gegenteil wurde gegen die Ligue democratique in der konservativen Presse eine Kampagne eingeleitet, welche die Gruppe als Feinde der Partei hinstellte. In dem bereits erwähnten Artikel schreibt Woeste frei heraus: „Ich habe mich davon überzeugt; die katholische Partei wird im großen und ganzen das bleiben, was sie in der Vergangenheit war. Ihr traditionelles Programm ist die Quelle des systematischen Vertrauens und der Anhängerschaft, die sich um sie schart. Dieses Programm wird sie nicht preisgeben, um eine halsbrecherische Politik zu betreiben. Nichts ist gefährlicher als eine Armee, die man zum Kampfe führt, auf Abwege zu bringen und sie unter Fahnen zu scharen, die ihre Gegner tragen; das tun hieße das Signal der Unordnung geben. Glücklicherweise wird ein solches Signal nicht gehört werden." Woeste scheint uns hier absichtlich den Schwarzseher allzudreist herauszustreichen. Uns gefällt da besser die Rede, die am 3. Oktober in Roeulx der Staatsminister Beernaert hielt, in der er der Einigkeit das Wort redet, und von der das Genter Blatt Bien Public, das in allen katholischen Kreisen ein williges Ohr findet, schreibt: „Hören wir also Beernaerts Meinung und seien wir geeint, um die Mehrheit zu behalten, wie wir geeint waren, um sie zu erobern. Diese Entente wird mehr denn früher noch zur Pflicht, angesichts gerade der in unserem öffentlichen Recht vollzogenen Aenderungen und der bedeutenden Erweiterung des Wahlkörpers. Zu einer neuen Situation gehört eine der erfolgten Evolution angepaßte Politik. Der Rahmen muß erweitert werden, weil der Truppenbestand sich verzehnfachte. Es ist ebenfalls wichtig, von den legitimen Bestrebungen der neuen Elemente, die in unsere Vereine treten, Rechnung zu tragen und sie brüderlich aufzunehmen, ihr Mißtrauen nicht herauszufordern und ihnen im Gegenteil zu zeigen, wie sehr ihre partikularistischen Interessen mit den allgemeinen, gemeinsamen Interessen der katholischen Sache harmonisieren können.... Unter diesen Umständen ist die Verständigung leicht und so begegnet das Werk der religiösen, sozialen und nationalen Verteidigung, zu der wir berufen sind, den besten Chancen des Erfolges."

Hoffentlich wird der Ruf gehört und alle Katholiken, ob konservativ, ob Demokrat, unter der Parole „katholisch" gegen den gemeinsamen Feind vorgehen und auch fürder, wie seit zwanzig Jahren, siegen, trotz aller Munkeleien, die ja meist verbunden sind mit der unvermeidlichen Ferienpolitik.

Nationaldank 1870.

Von

Paul Schwerdt.

Rrrin — in die Kartoffel! — Rrrraus aus die Kartoffel!! Entschuldigen Sie — — habe ich vielleicht soeben die Geschichte des geplanten Militärpensionsgesetzes geschrieben? — —

Vorderhand zermalmt der Veteran noch Kartoffel, denn Deutschland laboriert wieder an 80 Millionen „—"? Doch die Genossen hielten einen Parteitag ab und faßten keine Resolution gegen den Nationaldank.

Möglich, daß wir Sedanesen noch am Ende unseres Vorhandenseins einen Waschkorb voll Arbeitsanteilscheinen monatlich erhalten? Vielleicht eine Anweisung auf Trüffeln und Austern, die in einer Lassalle-bebüsteten Bar uns ein scharlachbefrackter Kellner servieren wird? Pudding à la Südekum — — und Bebelquillotinchen aus Marzipan als Nachtisch nach dem Käse!

Obwohl ich Monarchist bis in die Knochen bin, freue ich mich jetzt schon auf die Tage der Freiheit, da uns die Zukunftstyrannen natürlich erlauben, täglich unser Glas Sekt auf die vernichteten Kaiser und Könige zu leeren.

Wenn es dem Adel erlaubt ist, den Menschen erst beim Baron beginnen zu lassen, so bin ich so frei, wie man in Süddeutschland sagt, zu behaupten, der Mensch beginne für mich erst beim Sedanesen.

Was dem Adel, der sich teilweise in letzter Zeit ein wenig in die Oeffentlichkeit geflüchtet hat, zukommt, das darf doch als Konsequenzenparallele ein jeder beanspruchen? Uebrigens lasse ich mit mir handeln, wenn irgend jemand sich für einen ergiebigen Nationaldank erklären sollte.

Da zerschmilzt während des Schreibens mein Stolz! Bisher hielt ich mich für einen Deutschen I. Klasse — — aber plötzlich bedenke ich, daß mein eben zu legendes literarisches Ei in einer schwärzlich angehauchten Wochenschrift aus Tageslicht gebracht werden soll! Obwohl ich nochmals so frei bin, mich keiner Partei anzuschließen, ergreift mich dennoch die Angst um mein Deutschtum.

Wenn nun der apodiktische Imperativ eines Weltblattes mir das Deutschtum absprechen würde? Zum Henker — — wir fragten weder bei Sedan, noch vor Paris, noch an der Loire den Untergebenen: „Sind Sie vielleicht ultramontan?"

Ach, daß ich in so vielen Schlachten darauf vergaß!

Wie schön und nationalliberal wäre es gewesen, wenn ich ähnlich gefragt und auf eine Bejahung hin befohlen hätte: „Sie ultramontaner Kerl, marschieren Sie sich weit hinter die Front und machen Sie gleich für ein Paar apodiktische Imperative Platz!"

Unverantwortlich, daß wir Offiziere, die Deutschlands Einigkeit erkämpft haben, so vergeßlich waren!

Gewisse Unverfrorenheiten fordern den Spott heraus, aber man spottet mit der Faust in der Tasche — gerade wie man sich begnügte, zu sagen: „Das hätte er besser nicht getan!" — anstatt ein freies, mächtiges „Hoch Tilly!" zu brüllen! Bei Gott, ich selbst bin nicht ultramontan und manchmal mag ich mit dem halben Federkiel auf dem Index stehen, aber ich hasse die Schlagworte, das Chauvinistische, die Kunst-Boulangers — mit einem Worte: die voreingenommene Alleinherrlichkeit, die Schwächen und Inferiorität nur am Feinde entdeckt.

Es wäre wohl konsequent, wenn die Alleindeutschen sich mit Feuereifer für den Nationaldank 1870 gütigst interessieren wollten. Sehen Sie — es leben zum Verdrusse der Jungen, denen kein altmodischer Pulvergeruch mehr anhaftet, noch recht viele Teilnehmer am glorreichen Kriege!

In Athen erhoben sich die Jungen vor den Alten, aber die Welt hat sich verändert und unsere Anakreons sitzen glatzköpfig im Parterre — da wo es am tiefsten ist! Wären die dreihundert des Leonidas nicht glücklicherweise bei den Thermopylen gefallen, der damalige Kriegsminister hätte ein ausgezeichnetes Pensionsgesetz eingebracht und bis auf Kindeskinder wäre alles von der spartanischen Suppe befreit gewesen.

Vor uns erhebt sich niemand. Der jüngste Leutnant lernt in den modernen Kriegsspielen, daß man Deutschland viel einfacher erkämpft haben würde, wenn man es gemacht hätte, wie es die Pulvergeruchlosen jetzt bei der Studierlampe entdeckt haben. In Sparta oder Athen hätte man uns in den Gymnasien auf die besten Bänke gesetzt, aber die Possarts, die Hülsen und, wie sie alle heißen, denken nicht daran, daß ein Veteran auch gerne zu ermäßigten Preisen ein Theater besuchen möchte. Dem nichtstudierenden, biervertilgenden Studenten kommt man entgegen, dem Erkämpfer des deutschen Reiches nicht — — !

Einzelne Magistrate haben aus etwas durchsichtigen Gründen ihr Bürgerrecht als Nationaldank geopfert. Na — dafür danke ich bei 130 % — ohne die Gepflogenheiten des Städtchens Wildbad in Württemberg, wo alljährlich der Bürger freies Brennholz und 75 Mark bar auf die Hand erhält!

In Oesterreich genießt der Offizier und der Beamte — auch inaktive — bedeutende Ermäßigung der Bahnkartenpreise. Sehr amüsant war es, wenn ich mit dergleichen Leuten Partien machte und sie um ungefähr 2 Kreuzer womöglich erster Klasse fuhren. Mir hing vor Neid die Zunge heraus, aber ich war ja an alles mögliche gewöhnt.

Uebrigens liegt es mir ferne, Oesterreich als Musterstaat in bezug auf Nationaldank vorzuführen. Es ist ja wahr, daß das

herrliche Land ein Tabakmonopol besitzt, daß Beamte bessere Zigarren erhalten als das vielsteuerzahlende Volk, daß der Staat an den Grenzen fremder Reiche aus christlicher Nächstenliebe wieder bessere Zigarren verschleißt, als — als, daß — daß — usw.!

Ueberzeugt bin ich jedoch, daß Oesterreich, wenn es unter Beust ein Jahr 1870 erlebt hätte, den Kriegsveteranen freien Trafikbezug bis zu täglich fünf Upmans à 25 Kreuzer das Stück gewährt hätte.

Graf Oriola und die Mehrzahl der deutschen Reichsbeiständer besitzen — Gott sei Dank — ein warmes Herz für uns Sedanesen! Kühn darf man behaupten, daß vom rechten Flügel bis zu den — Prinzessinnen rettenden Sozialdemokraten eine Art Verständnis für das Anständige in bezug auf den Nationaldank vorhanden ist.

Bisher habe ich angedeutet, wie ein Theaterintendant, ein Verkehrsminister sich entgegenkommend zeigen könnte, und nun möchte ich noch die Frage berühren, wie der Kämpfer von 1870 äußerlich mehr geehrt werden könnte?

Der preußische Kriegsminister lächelt vielleicht und denkt, durch Anschaffung von 500,000 (?) frei zu liefernden Särgen?

Diese Ansicht möchte ich nicht gerade teilen, wie ich noch viel weniger der Ansicht bin, daß der Besitz des eisernen Kreuzes allein entscheidend für die Leistungen eines Kriegsteilnehmers sei. Alle Hochachtung vor einer Dekoration, die anfänglich nur für hervorragende Taten verliehen worden ist! Es muß aber doch auch zugegeben werden, daß, wenn 90 % die Auszeichnung mit Recht erhielten, sicher 10 % sie auf sehr leichte Art erwarben. Kammerdiener, Köche, — — doch ich will nicht den Wert einer Sache schmälern, die jedem jungen Deutschen einwandfrei erscheinen soll, und will nur darauf hinweisen, daß jede Sonne ihre Flecken haben muß. Auch zur Zeit des großen Napoleon — des Hochmeisters in bezug auf Nationaldank — wurde die Ehrenlegion auf den Trommeln ausgewürfelt.

Die Zugabe der Schlachtenspangen zum Bande der Feldzugsmedaille entsprang edler Fürsorge und der besten Absicht — gerade wie die Stiftung der Kaiser Wilhelm-Erinnerungsmedaille. Da es aber, wie ich erwähnt habe, Vollkommenes und Tadelloses nicht gibt, so haftet auch den beiden Einführungen eine Art Inkonsequenz an.

Unsere Jungen, die in Asien und Afrika ihre Haut zu Markte tragen, hätten 1870 wohl das gleiche geleistet wie wir, doch uns wurde eben von Fortuna das nie wieder erreichbare Glück, an der Erkämpfung des Deutschen Reiches Anteil zu haben, in den Schoß geworfen. Jedes Glück verleiht Vorrechte.

Mit der Zahl und der Benennung der Schlachtenspangen nicht gänzlich zufrieden zu sein, möchte z. B. den Angehörigen des bayerischen Armeekorps von der Tann zukommen. Hätte man in Berlin bei Einführung der Ehrung das eigene Generalstabswerk genauer nachgelesen, dann müßte man notgedrungen zur Erkenntnis gekommen sein, daß der 9. November 1870 als ein Ehrentag erster Ordnung — und nicht als ein verlorener Tag angesehen werden muß!

Der Generalstabs-Chef Heinleth hatte das Korps von der Tann, obwohl seit Wochen das Anrücken einer Uebermacht bekannt sein mußte, nicht konzentriert. Die 75,000 Franzosen kämpften also gegen ein schwaches Häuflein, das ihnen erst abends nach 5 Uhr „unverfolgt und in schönster Ordnung" das Feld überließ.

Man muß eben selbst mit angesehen haben, wie die feindlichen Massen sich häuften und häuften — — und zögerten und zögerten! Das vollzog sich in einer Ebene ohne uneinnehmbare Stellungen!

Was hinderte die Franzosen, uns einfach niederzutreten und in Eilmärschen nach Paris oder Versailles zu marschieren?

Der 9. November 1870 ist also kein Ruhmestag für die Franzosen, sondern er muß für den einsichtsvollen Leser des Generalstabswerkes als hervorragender Ehrentag der Bayern gelten.

Deshalb hätte eine silberne Spange mit der Bezeichnung „Coulmiers" verliehen werden müssen.

Wenn ich nun die Ansicht ausspreche, daß man in Berlin einer Anregung Bayerns wohl entgegengekommen wäre — — habe ich wohl der Gerechtigkeit Genüge geleistet.

Wir erlebten ja 1895 das erste Jubiläum!

Wer nur mit Tinte ein wenig umzugehen wußte, schrieb Kriegserinnerungen. So militärisch durchgebildet sind Zeitungsredakteure, die das alles lesen mußten, wohl noch nie geworden.

In Bayern geschah nichts — oder nicht viel. Tanera kann nicht als bayerischer Schriftsteller betrachtet werden und dafür spricht auch, daß er damals von Preußen ausgezeichnet wurde.

Wenn ich mich recht erinnere, stellte ein Herr des bayerischen Zentrums — der wohl nie gedient hatte — den Antrag, man möge doch den Offizieren, die verwundet oder zur Führung von nächst größeren Abteilungen berufen worden waren, auch den Charakter der nächst höheren Charge verleihen. Der Mann hat es sicher gut gemeint, aber er rechnete ohne den Kriegsminister. Die Sache würde natürlich keinen Pfennig kosten — — sie müßte nur notgedrungen sehr viel Arbeit hervorrufen und für so alte — —!

Wer nun den inbrünstigen Wunsch hegt, einen Charakter nachträglich zu erhalten, der lasse sich zu den Offizieren à l. s. der Armee versetzen. Dazu gehören nur Geld und Sporen am Absatze.

Damit sei von unserem monarchistischen Standpunkte aus nicht gesagt, daß wir die à l. s.-Stellung von Standesherren beseitigt wissen wollten, aber die Einführung eines lediglich kavalleristischen Protzentums mit hochgerümpfter Nase betrachten.

Der Standesherr ehrt als dienend die Armee und sie ehrt ihn wieder. Welches Vorrecht besitzen aber verisraelierte Grafen und reichbegüterte Parvenus? Gilt denn der Sporn am Stiefel allein?

Wer logisch denkt, sagt: Der Standesherr diente, obwohl ihn bis jetzt nichts dazu verpflichtete, aber der zufällig reiche Leutnant vom niederen Adel, der zu bequem war, um dem Staate Dienste zu leisten, ist durch nichts berechtigt, es bis zum Oberstleutnant — oder gar noch bis zum General zu bringen.

Das ist ein Tanz ums goldene Kalb!

Es ist selbstverständlich, daß die Attacke sich ebensowenig gegen Herrenhausmitglieder, Reichsräte, Diplomaten und Herren, die anderweitig gebunden sind, richtet. Verständnisvolle Eingeweihte vergleichen vielleicht die preußische Rangliste mit süddeutschen Militär-Handbüchern — — doch müssen die Herren, wenn sie nicht speziell dazu veranlangt sind, schon sonst gar nichts zu tun haben!

Nun habe ich die verschiedensten Gefilde durchwandert, in und auf denen der ranghöhere Veteran von 1870 geehrt werden könnte. Daß ich ein ebenso warmes Herz für die brave Masse, ohne die wir Offiziere natürlich nichts geleistet hätten, in der Brust trage, möge eine Fortsetzung dieser Zeilen beweisen!

Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Haben Sie auch soviel Sehnsucht nach Sonne wie ich? Dann werden Sie diese Stoßseufzer begreifen!

Ja, was unserer Zeit fehlt, ist die Heiterkeit, die strahlende Freude, der Lebensmut. Wir sind zu viele geworden, einer steht dem anderen in der Sonne. Wir müssen immer kämpfen, und Kampf ermüdet. An was freuen wir uns denn noch? Wir können uns nicht mehr freuen an den anderen, weil wir neidisch sind, weil wir fürchten, unser bißchen Talent, unser bißchen Glück, unser Stückchen Brot würde uns von einem anderen weggerissen. Aber der Neid stammt aus der Hölle, er tötet das Leben und die Lust. Wenn ein junges Talent sein leuchtendes Haupt erhebt, ergreift uns nicht Freude und Dankbarkeit an der Schönheit, die uns da mit strahlendem Auge anschaut, sondern wir erheben einen Knüttel und schlagen danach wie Barbaren, die nicht wissen, was sie tun.

Die goldenen Aepfel der Hesperiden werden für uns zum Zankapfel der Eris.

Ach, wenn wir wieder lernen könnten, der wahren Schönheit einen jubelnden Empfang zu bereiten, wenn sie uns ihr himmlisches Antlitz zeigt; wir würden uns selber die höchste Ehre erweisen.

Wenn solche Gedanken die Seele bestürmen, tut es gut, einen Menschen kennen zu lernen, der sich noch mit voller Begeisterung, mit der ungebrochenen Liebe der Jugend der Schönheit des Lebens naht und ihre tiefe, unauslöschliche Freudigkeit empfindet, ja so von ihr durchdrungen ist, daß sie jubelnd aus jedem seiner Worte bricht.

Eine Jubelhymne auf seine schöne Vaterstadt, das herrliche Lüttich, hat Michel Bodeux in seinem poetischen Buche „Liégoise Idylle" gesungen. Erschienen in Brüssel bei Bromant & Co. 1905.

Wie anheimelnd und liebenswürdig ist schon die Art, mit der Herr Bodeux sein Buch der verständnisvollen Lebensgefährtin widmet! Versuchen wir etwas von dem Charme dieses eleganten Französisch in unsere ernste und doch so schmiegsame Muttersprache herüberzuholen:

„Dir — sagt er — Dir gehört dieses Buch, die Du — obgleich nicht hier geboren — Dich doch freudig und kindlich zu meiner Vaterstadt, dem herrlichen Lüttich, bekennst. Du liebst die sanfte Maas, wie sie ihre Wellen durch die Brückenbogen treibt und an die grauen Quais schlägt. Du liebst die lindenbestandenen Boulevards, die gewaltigen Plätze, die sich auf den Fluß hin öffnen zu freiem Blick, Du liebst die engen, alten, gewundenen Gassen, wo die hohen, zeitgebeugten Häuser stehen. Du ziehst wie ich die Kathedrale von Saint Jacques allen anderen Kirchen Lüttichs vor. Du liebst diesen ungeheuren Reliquienschrein, der ganz von Stein-

spitzen überzogen ist, in deren Schiffe und Galerien ein geheimnisvolles, helles Licht fällt. Du liebst ihre festlichen Arkaden, ihre kostbaren Arabesken, ihre mystischen Glasfenster, ihr fein ziseliertes Gewölbe, ihre alten Gemälde, Du liebst den intimen Zauber, den diese Vereinigung von Schönheit für eine fromme Seele hat."

Ja, Herr Bodeux findet auf den 221 Seiten seiner hübschen Erzählung niemals Worte genug, seine Heimat zu preisen. Es muß ein Paradies sein, dieses alte, malerisch gelegene Lüttich, es ist die Stadt der „leichten Flügel", die Stadt der Fleißigen und Glücklichen, die Stadt der guten Laune, der Güte und des Wohlwollens. Die Menschen haben Lieder auf den Lippen, die Häuser scheinen zu lächeln, die Maas erzählt reizende Geschichten und sagt ein freundliches Willkommen, die Berge selbst scheinen mütterlich die Arme auszustrecken. Ueberdies ist Lüttich nach Herrn Bodeux' Versicherung auch die Stadt des „besten Französisch" — und das merkt man wirklich an diesem auch sprachlich so ungemein fesselnden Buche.

Aus den reichen, von französischer Kultur durchdrungenen Niederlanden in den deutschen Harz — aus der Schilderung modernen Lebens hinüber ins Märchenland — nun auf beiden Wanderungen gibt wirkliche Poesie uns das Geleite und ihr Reich ist die Welt, sie kennt keine Entfernungen und Abgründe.

Diese Märchen, „Goldene Früchte" (Bremen, v. Halem) nennt sie die Verfasserin, stammen aus der Feder einer der Vorkämpferinnen der Frauenfrage, einer Dame, deren Feld soziale und statistische Studien sind, und deshalb überraschen sie durch ein zartsinniges, phantasievolles Talent zum Fabulieren. Blumen, Bäume, Pflanzen, Tiere, alle Naturmächte, die stummen „Herren Brüder" des hl. Franziskus hat Frau Gnauck-Kühne belauscht, und was sie da erfuhr, ist ebenso schlicht, herzlich, tief als wahrhaftig und anziehend. Sie möchte groß und klein der Natur wieder näher bringen, wie sie im Vorwort sagt. Vom Inhalt der Märchen will ich nichts verraten; mein Liebling ist die letzte Geschichte des Buches, die vom demütigen Geranienstöcklein, das seinen Weg in den Himmel fand, handelt und mir persönlich am meisten zu sagen hat.

Zur Restauration der Ludwigskirche in München.

Von

Felix Mader.

Ideale finden nicht gar oft ihre Verwirklichung unter der Sonne, große Ideale selten. — Als im Jahre 1828 die Frage in Fluß kam, daß außerhalb des ehemaligen Schwabinger Tores eine neue Pfarrkirche erbaut werden sollte, war Peter Cornelius durch König Ludwig I. ausersehen, die Kirche mit Fresken großen Stiles zu schmücken. Der König verpflichtete sich, einhunderttausend Gulden aus der Kabinettskasse zum Kirchenbau beizusteuern, stellte aber die Bedingung, daß das Gotteshaus durch den großen Meister mit Gemälden geschmückt werde.

Cornelius entwarf einen herrlichen Plan, voll großer Gedanken. Nach Art der altchristlichen Basiliken sollte die Kirche einen Vorhof mit Säulenhallen erhalten. Darinnen wollte er die Geschichte der vorchristlichen Welt, des Alten Bundes als dem Vorläufer des Christentums darstellen; in der Kirche selber aber, an deren Wänden und Kuppeln sollte das Leben des Welterlösers, die Ausbreitung seines Reiches auf Erden, dessen Abschluß und verherrlichte ewige Fortdauer im himmlischen Jerusalem geschildert werden.

Eine große Idee! Ihre Verwirklichung aber scheiterte an finanziellen Erwägungen und, wie es scheint, auch an der Kleinlichkeit beteiligter Faktoren: Die Vorhalle und die Kuppel wurden nicht gebaut und die erbaute Kirche konnte nur im Chor und in den Querarmen, sowie in der Vierung mit Gemälden geschmückt werden, in denen Cornelius eine gedrängte Zusammenfassung seines großen Gedankens gab. Zum Ueberfluß führte Gärtner die dekorative Bemalung der Kirche in einer Weise durch, die den Wünschen und Absichten des Meisters nicht entsprach, und das Endergebnis dieser Verwicklung war, daß Cornelius nach Berlin übersiedelte.

Obwohl nun die große Idee, die Cornelius gefaßt hatte, nicht Gestalt gewinnen konnte, so ist der geschaffene Gemäldezyklus dennoch ein großes, hochbedeutendes Werk, und das letzte Gericht, das räumlich größte Fresko der Welt, ist auch dem inneren Wert nach das Größte, was die Kunst des 19. Jahrhunderts geschaffen.

Es ist nicht ohne Mängel — wo gibt es ein fehlerloses Menschenwerk? — aber ein Werk von unvergänglicher Bedeutung, trotz alles Wechsels der künstlerischen Anschauungen.

Das gewaltige Fresko war bisher nicht genügend zur Geltung gekommen. Eine ungünstige Beleuchtung war viel mit daran schuld: die Grissaillefenster der Kirche gaben zu wenig Licht.

Da unternahm es Herr Stadtpfarrer Gallinger, eine notwendig gewordene Restauration der Kirche durchzuführen, und die Pfarrgemeinde stellte die erforderlichen Mittel zur Verfügung durch Uebernahme einer Kirchensteuer.

Die Restauration ist nunmehr in allem Wesentlichen beendigt und soll am 6. November mit der Konsekration eines neuen Hochaltars ihren festlichen Abschluß finden, dem die persönliche Teilnahme Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten erhöhte Bedeutung verleihen wird.

Die künstlerische Leitung der Restauration lag in den Händen des K. Generalkonservatoriums. Die Restauration der Corneliusfresken führte Prof. Spieß in der glücklichsten Weise durch: es handelte sich dabei natürlich nur um eine Reinigung und wo an schadhaften Stellen, z. B. in den Stichkappen des Chorgewölbes, Ergänzungen notwendig waren, wurden sie in sorgfältigstem Anschluß an den Stil und die Malweise der cornelianischen Schule ausgeführt. Vier Engelfiguren an der Ost- und Westwand der Querflügel, die zur Belebung der monotonen Wände durch Prof. Spieß neu ausgeführt wurden, gliedern sich dem Ganzen in vollster Einheitlichkeit an.

Ueber den Arkaden des Mittelschiffes wurden in sechs Medaillons Brustbilder von sechs bayerischen hl. Bischöfen angebracht. Gebh. Fugel malte sie, charaktervolle, edle Figuren; auch Fugel hat es sorgfältig vermieden, eine stilistische Dissonanz zu den alten Fresken zu schaffen, wenn ihm auch der Nazarenerstil fremder ist als Professor Spieß.

Die Erneuerung der Gärtnerschen Dekorationsmalerei hat Rudolf Langendorf gewissenhaft ausgeführt.

Wenn nunmehr der Besucher die Kirche betritt, so ist er über eines am allerangenehmsten überrascht: Die Kirche ist hell geworden, das Dunkel über Cornelius letztem Gericht ist gewichen. Man kann nunmehr das gewaltige Bild und den sich anschließenden Zyklus ungehindert betrachten. Die Restauration hat sich damit den größten Dank der kunstsinnigen Welt verdient, ein Dank, der in erster Linie der Tatkraft des Herrn Stadtpfarrers Gallinger gebührt.

Außer dieser künstlerischen Restauration kam eine Reihe anderer notwendiger Erneuerungen zustande. Wir begrüßen es besonders, daß der so nüchterne Hochaltar durch eine Mensa in mehrfarbigem Marmor Bedeutung und Belebung erhält und gestatten uns den Wunsch auszusprechen, daß es den unermüdlichen Bemühungen des Herrn Stadtpfarrers gelingen möge, das Restaurationswerk abzuschließen durch Schaffung eines neuen Hochaltaraufsatzes in Marmor und Metall, der inmitten dieser Gemäldepracht die Bedeutung des Altares wirksam zum Ausdrucke bringe.

Wenn am 6. November die Glocken erklingen zur Altarweihe, und festlicher Orgelton durch die hl. Räume flutet, werden sie verkünden, daß wieder ein Ideal nach viel Mühen seine Verwirklichung gefunden.

Dalmatinische Inselfahrten.

Von

A. Schmalix.

(III. — Schluß.)

Mein Führer, ein früherer Seemann und jetzt Besitzer eines kleinen Weingutes, erzählte mir interessante Episoden aus der Zeit der Invasion der Italiener auf der Insel in jenen denkwürdigen Julitagen von 1866. Der Feind hatte, während er das heldenmütig verteidigte Lissa bestürmte, Lesina besetzt, wo sich keine Garnison befand und wollte den Telegraphenbeamten veranlassen, die Stelle zu bezeichnen, wo das Kabel einmündet, das Lesina und Lissa mit dem Festlande verbindet. Allein der getreue Beamte wußte sich den Feinden durch List zu entziehen. Er nahm den Morseapparat mit, flüchtete in die Berge und telegraphierte nun nach allen Seiten, besonders nach Pola und Wien, wo man von der Bestürmung Lissas noch nichts wußte. Auf dieses hin lief Tegetthoff mit seiner Flotte aus und der Seekrieg wurde in bekannter Weise zum unvergänglichen Ruhme der kaiserlichen Marine entschieden.

Ich bestieg auch noch den Monte San Nicolo, die höchste Erhebung der Insel (633 m), hatte aber hier nicht die gleiche Aussicht wie bei Brusje, weil das Wetter etwas dunstig war. Nur ungern schied ich von der paradiesischen Insel, um mit dem Lloyddampfer „Galatea" nach Lissa überzusetzen. Die Einfahrt in den Hafen von San Giorgio ist für den Historiker von höchstem Interesse und ist es jedem Besucher zu empfehlen, zur Instruktion das Werk Knoblochs „Kanoniere von Lissa" zu lesen. Das waren Heroen, die da kämpften, würdig jener, die einst in den Thermopylen für das Vaterland fielen. Bei Comisa stand hier eine Batterie mit 6 glatten Geschützen und ein Zug (!) Infanterie gegen die ganze italienische Seemacht mit fast 800 gezogenen Kanonen und 5000 Mann Landungstruppen und vereitelte die Landung des Feindes

Es ist eine Tat, die einzig dasteht in der Kriegsgeschichte aller Nationen und aller Zeiten.

Ueberall sieht man noch die Ueberreste der jetzt geschleiften Fortifikationen. Links oben auf der Höhe gewahrt man die Ruinen des Forts Bentinck, rechts die des Forts Wellington und zahlreicher Batterien, drüben auf dem Monte Hum die einstige Signalstation. Am Hafeneingang, wo jetzt ein Weingarten sich befindet, stand einst die berühmte Batterie Schmidt, die in die Luft flog. Nordwestlich von Lissa ist der Schauplatz der Seeschlacht, bis jetzt der letzten in der Kriegsgeschichte, wo zwei große Flotten zum Kampfe Schiff gegen Schiff an einander prallten. Die Fischer kennen die Stelle, wo das italienische Admiralschiff „Re d'Italia" versank und behaupten, man könne bei ganz klarer See dessen Mastspitzen sehen.

Der Hauptort Lissa ist von bedeutender Ausdehnung und seine Straßen erstrecken sich parallel des Hafens. Es hat, wie die ganze Insel, eine subtropische Vegetation, prachtvolle Palmengruppen und einige Ueberreste römischer Bauten. Die Einwohner, zum Teil ziemlich wohlhabend, leben von Schiffahrt, Wein- und Südfrüchtenexport, Fischerei usw. Trotzdem am Molo tausende von Weinfässern aufgespeichert liegen, muß Lissa ein Ideal für einen strengen Temperenzler sein, denn es besitzt, ausgenommen von einer ganz kleinen Matrosenkneipe, kein Wirtshaus, weshalb es mit der Verpflegung und Unterkunft sehr hapert. Am Eingange zum Hafen liegt das kleine Minoritenkloster St. Girolamo mit einem allerliebsten Kirchlein, das aber unter dem Bombardement arg gelitten hat. Auf dem nahen Friedhof befindet sich ein würdiges Denkmal für die gefallenen Helden des Heeres und der Marine in Gestalt eines mächtigen Löwen aus weißem Marmor. Eine Inschrift nennt die Namen jener braven Kroaten, Italiener und auch einiger Deutscher, welche hier für Kaiser und Vaterland so treu vereint gefallen. Tief ergriffen betete ich ein Vaterunser und schnitt mir als immerwährendes Andenken ein Zweiglein ab von den Cypressen, die das Grab umsäumen. Hier traf ich einen der Insassen des Klosters, der mich ansprach, und ich war nicht wenig erstaunt, an dem Dialekt einen Altbayern zu erkennen, der hier auf diese stille Insel verschlagen wurde. Er stammte aus Reichenhall, wir wurden bald gute Freunde und ich brachte, wahrhaft herzlich aufgenommen, den Abend im Kloster zu, wo mich der hochw. P. Prior Augustinus Negorotic und ein anderer Pater, die einzigen Insassen des Klösterleins herzlich aufnahmen, das, wie ein noch erhaltenes sehr schönes Relief der Venus zeigt, auf den Resten eines altrömischen Amphitheaters erbaut ist. Die Klosterkirche bedarf dringend der Restauration, auch wird ein sehr schöner Marienaltar aus Marmor erbaut werden. Da das Kloster arm ist und auch die Bewohner Lissas nicht ganz die Kosten aufzubringen vermögen, wenden sich die Patres an mildtätige Katholiken mit der herzlichen Bitte um eine kleine Gabe. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß auch aus Bayern ein Scherflein dorthin gelangt, wo unsere österreichischen Brüder ihren schönen Sieg errangen.

Von Lissa aus erreichte ich mit einem Topicdampfer Comisa, den südlichen Hafenort der Insel und besuchte von hier mittels einer Barke die kleine Felseninsel Busi. Hier befindet sich mit einem nur bei sehr ruhiger See zu erreichenden Eingang eine prächtige Grotte, die an Reinheit des Farbenspiels jener von Capri in nichts nachsteht.

Zurückgekehrt nach Lissa, trat ich mit dem Dampfer „Zagreb" der Ungaro-Croata die weitere Fahrt nach Curzola an. Der Kapitän, den ich früher schon das Vergnügen hatte, kennen zu lernen, ein Kroate mit dem uns nicht ganz unbekannten Namen Maier, begrüßte mich aufs herzlichste. Seit geraumer Zeit an sehr frugale Kost gewohnt, schmeckte hier das leckere Abendmahl, das auf den Dampfern dieser Gesellschaft den Reisenden geboten wird, vorzüglich. Die Stadt Curzola, auf einer in das Meer vorragenden Landzunge gebaut, macht mit ihren engen Gassen und hohen Mauern, mit ihren kastellartigen Verteidigungstürmen einen ganz mittelalterlichen Eindruck. Die Natur der Insel ähnelt jener von Lesina. Vergeblich bemühte ich mich auf einem Spaziergange ins Innere, eine Spur der Schakale zu sehen, die hier, wie auf der benachbarten Halbinsel Sabbioncello als die einzigen in Europa noch vorkommen sollen.

Nach kurzem Aufenthalt steuerte ich in einer Barke der Insel Meleda zu, einem Eilande, das die meisten Dalmatienreisenden nur dem Namen nach kennen, das aber entschieden zu den schönsten und interessantesten des Landes gehört. Meleda ist durchzogen von teilweise bewaldeten Gebirgen, ganz vulkanisch mit zahlreichen Schluchten und Erdspaltungen, aus denen oftmals Schwefeldämpfe aufsteigen. Auch heiße Quellen sind vorhanden. Erdbeben sind hier nichts Außergewöhnliches. An der Westküste liegt der Ort Porto Palazzo, benannt nach der dort befindlichen Ruine einer römischen Villa, welche Agesilaos von Acazarba, unter Kaiser Nero Praetor von Cilicien während seiner Verbannung bewohnt haben soll. Andere halten sie für den Wohnsitz jenes Oppianus, der unter Septimius Severus hierher ins Exil wanderte, später aber begnadigt wurde. Verfolgt man den von hier wegführenden Weg, so gelangt man nach kurzer Zeit an ein überaus idyllisches Plätzchen. Inmitten eines von bewaldeten Hügeln, Pinien, Cypressen und Oliven umrahmten Salzsees mit Namen Jezero oder Lago grande, findet sich ein reizendes Inselchen (Santa Maria). Wie ein Traum aus den deutschen Märchen mutet es an, sieht man hier, gleich dem Schlosse Dornröschens, unter Rosen und Reben fast versteckt, ein mit Mauer und Türmchen versehenes tausendjähriges Kloster. In der Kirche ist der Sohn des Königs Thomasius von Bosnien begraben. Nicht minder malerisch ist der einsame Friedhof und der romanische Kreuzgang mit mächtigen Dattelpalmen.

Mit Meleda und dem benachbarten Lagosta, einem Bergklotz von über 200 m Höhe, ohne jede Einsenkung und mit geringer Bevölkerung, ist die Reihe der großen dalmatinischen Inseln des Südens zu Ende. Das Bild derselben wäre aber für den nicht vollständig, der nicht auch Lacroma, das dem alten Ragusa und seiner herrlichen Umgebung vorgelagerte Parkeiland, besucht hätte.

In wenigen Minuten gelangt man mit einem kleinen Propeller von dem mit mächtigen Granitforts umgebenen Hafen der einstigen Adelsrepublik zu dem Landungsplatz, in dessen Nähe ein Steinkreuz an den Untergang der österreichischen Kriegsbrigg „Triton" erinnert, die 1859 in die Luft flog. Ein herrlicher Pinienwald bedeckt die eine Hälfte der Insel, die andere ein Obst- und Weingarten von großer Ausdehnung und eminenter Fruchtbarkeit. Ein Kloster in romanischem Stil erbaut und der Legende nach dem Britenkönig Richard Löwenherz seine Gründung verdankend, gehörte früher den Benediktinern und ist jetzt Eigentum der Dominikaner, das diesen, wie die ganze Insel durch Kaiser Franz Josef zum Geschenke gemacht wurde. Lacroma weckt traurige Erinnerungen, denn es war das Tuskulum Kaiser Maximilians von Mexiko und seiner noch bedauernswerteren Gemahlin, der seit nunmehr 37 Jahren unheilbarem Wahnsinn verfallenen Kaiserin Charlotte. Der hochw. Herr P. Prior, den ich schon in früheren Jahren Gelegenheit hatte, kennen zu lernen, leistete mir Gesellschaft. Die Natur hat sich an diesem Platze selbst übertroffen. Alle nur erdenklichen Nutz- und Zierpflanzen gedeihen hier wie in einem riesigen Treibhause. Dazu bietet die Insel fortwährende Abwechslung, pittoreske Felspartien im Norden, an denen die Brandung bei Sirocco hoch aufschäumt, natürliche Felsbrücken, auch eine Grotte mit wunderbarer blauer Färbung des Wassers ist vorhanden. Der schönste Punkt, von Fremden aber wenig besucht, ist das Fort Royal, von dem man aus eine herrliche Rundsicht auf das Meer und das gegenüber liegende Ragusa, die Halbinsel Lapad, deren üppiges Grün kontrastiert mit der weißen Färbung der dalmatinischen Küste und auf den kahlen, steilen Monte Sergio genießt, dessen Gipfel das Fort Imperial krönt.

Mit Lacroma war für diesmal meine Inselfahrt zu Ende und ich siedelte auf das Festland über, der Bocche von Cattaro zustrebend. Nach Passierung der imposanten Einfahrt bei der Punta d'Ostro, von der die Kanonen gar drohend herabblicken, landet unser Dampfer am Fuße des hoch auf rebenumranktem Berge gelegenen Festungsstädtchens Castelnuovo; ein Wagen mit flinken Pferdchen bosnischer Rasse nimmt mich auf und dahin geht es auf der Anhöhe, links prächtige Buchenwälder, rechts tief unten das schimmernde Meer, vorbei an dem Serbenkloster Savina, an sprudelnden Quellen zur Militärstation Melinje, aus deren Kasernen muntere Rumänen von der eben eingetroffenen „Bayern-Infanterie" (Nr. 43) blicken. Noch einen Hügel hinauf und wir sind in Zelenika, in der Pension zum „grünen Strande", wo mich mein Freund Rittmeister M. erwartet und die mir bei guter Gesellschaft und ditto Verpflegung, wie schon öfter, auch diesmal wieder auf einige Zeit ein trautes Heim im fernen Süden bietet.

Der freundliche Leser besuche selbst dieses idyllische Plätzchen und er wird gleich mir wiederkehren, denn hier ist wahrlich gut sein.

Musikrundschau.

Eine vielversprechende junge Sängerin, Frl. Else Jäger, erzielte bei ihrem ersten Debüt an der Münchener Hofbühne einen starken Erfolg. Sie sang die „Agathe" im „Freischütz" unter Hofkapellmeister Fischers temperamentvoller Leitung. Die bereits für ein Probejahr engagierte Sängerin besitzt einen ansprechenden Sopran von beachtenswerter Kraft und Ausdauer. Die Stimme ist von warmem Timbre und sehr ausdrucksfähig, die Höhe besonders schön und weittragend. Abgesehen von der natürlichen Befangenheit, welche im Anfang den Ansatz und die rhythmische Genauigkeit leicht beeinträchtigte und der auch das leise Tremolieren auf Rechnung zu schreiben sein wird, bewies die Debütantin eine beim ersten Auftreten seltene Bühnengewandtheit, die auch in darstellerischer Hinsicht zu großen Hoffnungen berechtigt und auf eine ausgeprägte künstlerische Individualität schließen läßt. Im Dialog überraschte sie durch gefällige, tadellose Aussprache und dramatische Natürlichkeit. Die sehr exponierte Arie in der großen Soloszene des zweiten Aktes fand starken spontanen Beifall bei offener Szene, dessen anspornende Wirkung dem Terzett und namentlich im dritten Akt der sicher vorgetragenen Cavatine zugute kam. Eine schlanke, schöne Bühnenerscheinung erhöht den günstigen Gesamteindruck, welcher auch ihrer Lehrmeisterin, Frau Hofkapellmeister Röhr, alle Ehre macht. Von den übrigen Solokräften des „Freischütz" vermochte nur Sieglitz als kraftvoll charakterisierter „Kaspar" gesanglich und darstellerisch größeres Interesse zu erwecken.

Dr. Armin Kausen.

Aus Münchener Konzertsälen. Die letzte Konzertwoche erinnerte wieder einmal mit größtem Nachdruck an einen der eigenartigsten Tonschöpfer von heute: Max Reger. Der Komponist brachte im Verein mit Aug. Schmid-Lindner sein neuestes Werk zum Vortrag: Variationen und Fuge über ein Thema von Beethoven für zwei Klaviere zu vier Händen (op. 86). Regers kühne Polyphonie, seine eminente, allerdings stets in krausen Komplikationen sich ergehende Gestaltungskraft tut hier einen wahren Adlerflug und trotzdem äußert sich — wohl infolge der Forderungen des Themas — eine von ihm noch nicht erreichte Uebersichtlichkeit der Form, die selbst in der großartig aufgebauten Fuge nicht verleugnet ist; ein Standardwerk moderner Instrumentalkomposition von sicherlich bleibender Eigenart und Bedeutung. Felix Weingartner begann seine Konzerte im Kaimsaal mit einem modernen Abend, dessen Programm auch Hugo Wolfs Italienische Serenade enthielt — ein kleines, etwas verwachsenes Opus, reich an rasch aufblitzenden und verschwindenden Stimmungsbildchen, Orchestereffekten und Bizarrerien, aber ohne eigent-

liche Grundidee, ohne jene ruhsame, Frieden atmende Siestastimmung, die man in einer Serenade doch nicht ganz zu vermissen gewohnt ist. Sie, wie das Streichquartett, das das Kilianquartett zum erstenmal vollständig aufführte — und dies in wundervoller Weise —, bekunden, daß Wolf eben doch durchaus ein Meister der Lyrik des Liedes ist, an anderen Formen zwar auch seinen reichen, originellen Geist erproben kann, aber doch nicht jenen Eindruck des in sich Geschlossenen, der erschöpfenden Kongruenz zwischen Empfinden und Ausdruck, erreicht, die seine Meisterlieder eine so sicher und tiefgehende Sprache sprechen läßt. Eine prinzipielle Stellungnahme fordert der hervorragende Geiger Georg Knauer heraus, der an einem Abend sämtliche sechs Sonaten für Violine allein von J. S. Bach spielte. Museumskunst! Wir wären sicherlich die Letzten, die Bach nicht zu den Lebenden rechnen wollten! Wir finden im Gegenteil immer wieder, daß gerade Bach viel zu objektiv erfaßt werde, daß z. B. in seinen Klavierwerken soviel persönliche Stimmung, fast möchte man sagen: Programm liege, das dort verrostet und nicht gehoben wird. Aber man darf solche Erkenntnisse nicht zur Stilfexerei treiben, darf nicht zu einseitiger Spezialität verfallen und wieder ausschließlich Spezialisten zu gefallen suchen. Würde die Aufnahmskraft des gebildeten Durchschnittspublikums auf die Dauer so überlastet, wie wäre dann das Ende der ohnehin über die Maßen abspannenden Saison?

Karl von Kaskel hat seine Oper „Der Dusle und das Babeli“ auf zwei Akte zusammengezogen und in dieser Form wurde die Oper am Leipziger Stadttheater mit freundlichem Erfolg gegeben. Am Hamburger Stadttheater hatte ein Tanzmärchen in vier Bildern von Johannes Doebber, „Der verlorene Groschen“, lebhaften Erfolg. Es verwertet musikalisch das bekannte gleichnamige Rondo capriccioso von Beethoven, hat aber eine durchaus freie, ziemlich kindlich-naive Handlung. In Kassel fand das Musikdrama „Rosalba“ von Emilio Pizzi gute Aufnahme.

Die Wirkung der Pantomime auf das Publikum konnte man wieder einmal im Münchener Künstlerhaus beobachten, wo zu wohltätigem Zweck fünf Aufführungen der Pantomime „Die Geschichte eines Pierrot“ von Fernand Beissier stattfanden; es war gleichzeitig Erstaufführung in Deutschland. Bringt man jenen Teil des Erfolges in Abzug, der durch die äußere Erscheinungsart der Veranstaltung garantiert war, so bleibt kaum mehr als eine gemessen freundliche Aufnahme übrig. Tatsächlich steht die Pantomime auch in der Musik von Mario Costa weit hinter den Werken eines Wormser oder Bereny zurück und ließ nichts von der prinzipiellen Bedeutung sich anmerken, die ihr in den Voranzeigen zugesprochen wurde.

In Köln trägt man sich ernstlich mit dem Gedanken der Erbauung einer neuen großen Musikhalle. Die Angelegenheit ist jetzt gewissermaßen umso dringlicher geworden, als im alten Gürzenichsaale infolge sicherheitspolizeilicher Vorschriften neuerdings 122 Plätze kassiert werden mußten (der Saal enthält jetzt nur noch 1178, die Galerie nur noch 223 Plätze), was wiederum — da der finanzielle Ausfall gedeckt werden mußte — eine Erhöhung der Abonnementspreise um 25 Prozent zur Folge hatte. Für minder bemittelte Musikfreunde sind dadurch die Konzerte zu teuer geworden. Dem Kunstbedürfnis der breiten Volksschichten soll nun eben durch Schaffung einer neuen Musikhalle, die zugleich zu Volksversammlungen rc. verwendbar, entgegengekommen werden.

Hermann Teibler.

Bühnenschau.

Im Münchener Volkstheater gab man zwei Stücke unseres Hoftheaterintendanten Ernst von Possart, nämlich das Schauspiel „Das Recht des Herzens“ und das der Musik entkleidete Opernlibretto „Das Vater unser“. Beide Stücke sind den Münchenern nicht neu und wirkten bei der mit sichtlicher Liebe erfolgten Einstudierung durch Direktor Schrumpf ganz ausgezeichnet; sind ja die Handlungen durchaus mit jenem sicheren Bühnenblick konzipiert, der genau den Eindruck zu erwägen weiß; Possarts dichterische Begabung zeigte sich besonders im „Vater unser“, dessen Sprache gerade in dieser Form zum besten Eindruck gelangte. Das Publikum, in welchem sich zahlreiche Mitglieder des Hoftheaters befanden, war enthusiasmiert und feierte den Dichter lebhaft. (Vgl. auch den Bericht von Scapinelli).

Im Prinzregenten-Theater hat in Schillers „Die Piccolomini“ zum Ersatz für Frl. Feldhammer Frl. Marie Frauendorfer vom Berliner Theater in Berlin ein Gastspiel auf Engagement begonnen. Die Gräfin Terzky ist keine geeignete Rolle, um besondere Qualitäten zu entwickeln, und Frl. Frauendorfer vermochte damit kein besonderes Interesse zu erwecken; hoffen wir also noch auf maßgeblichere Belege ihrer Fähigkeit, die sehr begabte Vorgängerin zu ersetzen.

Dr. Otto Freund.

Von verschiedenen Bühnen. Im Münchener Volkstheater gab's einen Premièrenabend und der Held desselben war niemand anderer als Ernst v. Possart, der sich zur Abwechslung statt als Intendant oder Darsteller als — Dichter, oder sagen wir besser: als routinierter Bühnenschriftsteller zeigte. „Das Recht des Herzens“ ist ein zweiaktiges Schauspiel, das in Machart, Idee und Sprache stark an die Stücke der siebziger und achtziger Jahre erinnert. Es behandelt die Geschichte vom unerkannten, unehelichen Sohne, der dem Vater in späteren Jahren das zweite Mädchen seiner Wahl vor der Nase wegschnappt. Die übrige Zeit des Abends füllte der Operntext „Das Vater unser“, der freilich ohne Musik als Sprechstück trotz der ergreifenden Handlung, trotz Possarts geschickter, edler Sprache hinter der Wirkung des Musikdramas zurückblieb (Der Inhalt des Stückes wurde bei der Aufführung des letzteren am Hoftheater in der „Rundschau“ bereits wiedergegeben.) An Lorbeerkränzen, Hervorrufen, Händeschütteln fehlte es nicht, es war ein Familienabend für Possart, der bei Direktor Schrumpf zu Gaste war; die gesamten Schauspielkräfte des Volkstheaters taten, was sie konnten.

Wilhelm Weigands fünfaktige Tragödie „Tessa“, der erste Teil eines Dramenzyklus „Die Renaissance“ kam dieser Tage im Münchener Residenztheater zur Aufführung. Auch bei diesem Stück zeigte es sich deutlich, daß unsere zeitgenössischen Schriftsteller mit ihren feinen Nerven, ihrer Taten- und Energielosigkeit, ihrem Mangel an großen Leidenschaften der Zeit der Renaissance nur von ferneher nahekommen können. Dem Kostümstück, das edeldenkende, hochgebildete Frauen, Tyrannen und Mörder in Renaissancetracht darstellt, fehlt es an großzügiger, flotter Handlung. All diese neuromantischen und pseudoromanischen Stücke sind „Stückwerke“, sind mühsam aneinander gereihte Szenen voll angelesener Renaissanceweisheit und mühsam in die Hand gepreßter Mordinstrumente. Die Darsteller hatten diesmal eine schwere Aufgabe, — Herr Häusser kam als alter Tyrann am besten weg, schlechter erging es dem Fräulein Berndl sowie dem Herrn Salfner und den anderen Akteuren.

In Wien hatte Otto Erich Hartleben, der die Reihe der Studentenstücke mit seinem „Im grünen Baum zur Nachtigall“ fortsetzen wollte, beim Hofburgtheaterpublikum wenig Glück. Wir wollen abwarten, ob es ihm in München, wo man dem Studententum und dem Jenaschen Kneiplokal mehr Interesse entgegenbringt, besser geht.

Aus Leipzig wird der starke Erfolg des vieraktigen Schauspiels „Der Kampf ums Rosenrote“ von Eras Hardt gemeldet und optimistische Kritiker sprechen von Hardt als von einem hoffnungsvollen, starken Talent.

Ein heimisches Stück für Straßburg war „Der Fremdenlegionär“ von Hermann Günther. Dank der flotten Handlung und der guten Beobachtungsgabe fand die Arbeit eine überaus freundliche Annahme.

In Karlsruhe kam Albert Geiger mit seinem dreiaktigen Drama „Maja“ zu Wort. Er behandelt das unsaubere „dreieckige Verhältnis“.

Carl Conte Scapinelli.

Kleine Rundschau.

„Die Grenzboten“

nehmen unter den deutschen Zeitschriften für Politik, Literatur und Kunst einen hervorragenden Rang ein. Ihre vornehme Gesinnung ist unbestritten und an der ehrlichen Ueberzeugung der Redaktion wird kein anständiger Gegner zweifeln. Wir teilen die politischen Ansichten der „Grenzboten“ höchst selten und befanden uns in neuerer Zeit nur einige Male mit ihnen in Uebereinstimmung, wenn sie treffende Worte gegen religiöse Unduldsamkeit oder gegen den zunehmenden Schmutz in Literatur und Unkunst sprachen. Jeder Redaktion kann einmal ein Malheur zustoßen. Ein solches Malheur war es, daß in einem „Grenzboten“-Artikel über „Kaiser und Kanzler“ etwa 25 Zeilen aus einer bei Georg Müller in München erschienenen Broschüre ohne Quellenangabe abgedruckt wurden. Dabei umfaßt der ganze „Grenzboten“-Aufsatz 20 Seiten! Das reinste Kinderspiel im Vergleich zu dem Plagiat, das unlängst dem Professor Grafen Du Moulin nachgewiesen wurde! Dieses Plagiat ist von „liberalen“ Zeitungen entweder totgeschwiegen oder sogar verteidigt worden. Das hindert aber nicht, daß einige von diesen Zeitungen, die ein „Privathäsle“ gegen die „Grenzboten“ haben, mit dem Verleger Georg Müller um die Wette einen Riesenlärm über das fürchterliche „Plagiat“ der „Grenzboten“ anschlagen. Wir wollen das Thema nicht weiter verfolgen, weil wir sonst gewissen Zeitungen auch den Vorwurf der Charakterlosigkeit machen müßten, der darin begründet ist, daß Blätter, welche den Artikel „Kaiser und Kanzler“ heftig angriffen, nun die ähnliche Anschauungen vertretende Broschüre des Müllerschen Verlags — empfehlen. Ueber das „Plagiat“, dessetwegen der Staatsanwalt angerufen werden soll, kann jeder literarische Sachverständige nur lachen! Daß der lärmschlagende Verleger Müller den Fall zur Reklame für seine Broschüre benützt, ist seine Sache. Gewisse Zeitungen sollten aber so gut wie wir wissen, daß die „Grenzboten“ an niemandem wissentlich literarischen Diebstahl begehen. Wie oft aber mögen sie selbst schon nach allen Regeln der Kunst ausgeplündert worden sein?

Kn.

Der Religionsunterricht in Luxemburg.

In Nummer 28 der „Allgemeinen Rundschau“ gibt H. Pfarrer Johannes Mumbauer eine interessante Uebersicht über die Stellung des Religionsunterrichtes in der Schule in den verschiedenen Ländern. Es dürfte vielleicht manchen interessieren zu lesen, welches diese Stellung in unserem, wenn auch kleinen, doch spezifisch katholischen Luxemburger Lande ist. (Von 212,000 Einwohnern sind höchstens 2000 Andersgläubige.) Das Gesetz von 1881, welches den Schulzwang einführte und die Privatschulen sozusagen unmöglich gemacht hat, stellt an die Spitze der obligatorischen Unterrichtsfächer den religiösen und moralischen Unterricht (L'instruction religieuse et morale); derselbe wird in den vorgeschriebenen Unterrichtsstunden vom Geistlichen in der Schule erteilt. Seit der Schulnovelle vom 6. Juni 1898 läßt der Lehrer die Fragen des Katechismus 4 mal in der Woche während einer Viertelstunde, die an den Schluß des Vormittagsunterrichtes zu verlegen ist, hersagen. Der Lehrer erteilt den Unterricht in der biblischen Geschichte seit dem Gesetz von 1881 auf Verlangen des Bischofs.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 33. München, 13. November 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Politische Erziehung.

Gedanken zu M. Erzbergers Schrift: Die Zentrumspolitik im Reichstage.

Von

J. Windolph-Worbis.

Der Jahresbericht des Volksvereins ist in der glücklichen Lage, von zirka 1900 Versammlungen zu berichten, welche im Vereinsjahr 1903 abgehalten wurden, und — was noch wichtiger ist — daß in diesen Versammlungen mehr als früher bestimmte, den örtlichen Bedürfnissen entsprechende sozialpolitische Fragen behandelt wurden. Denn hierin ist unleugbar ein Fortschritt zu erblicken, und zwar deshalb, weil auf diese Weise auf eine direkte sozialpolitische Aufklärung und Belehrung hingearbeitet wird. Es ist ja ganz schön, wenn in einer Versammlung die Begeisterung hohe Wellen schlägt. Aber mit der Begeisterung allein ist noch nicht alles erreicht, und wenn die Wahlen kommen, sollte auch der letzte Wähler sich klar darüber sein, was denn seine Partei eigentlich geleistet hat. Nur wenn er das weiß, gibt er gern und mit Ueberzeugung seine Stimme ab. Nach dieser Richtung hin aufklärend zu wirken, nicht erst im letzten Augenblick, sondern schon lange vorher, muß darum das Hauptziel einer Versammlung sein. Die bekannte Rede über die Pflichten des katholischen Mannes ist sicher gut und notwendig; indes immer und immer wieder dieses Thema anhören zu müssen, fällt schließlich auch dem einfachsten Manne schwer. Viel lieber hört er es oft, wenn man auf seine persönliche Lage und seine Bedürfnisse eingeht, die einschlägigen Gesetzesbestimmungen erläutert, das Erreichte hervorhebt und das noch zu Erreichende bespricht. Wird dann bei dieser Gelegenheit die Partei, welcher er seine Stimme gab, in das richtige Licht gesetzt, so wird seine Liebe zu derselben nur um so fester.

Wer hätte jedoch nicht schon die Schwierigkeit empfunden, eine solche in tatsächliche oder rechtliche Details eingehende Versammlungsrede zu halten! Dankbar muß man deshalb dem Abgeordneten M. Erzberger sein, daß er vor kurzem seine Schrift: „Die Zentrumspolitik im Reichstage"*) herausgab und darin eine Uebersicht über die Tätigkeit der Zentrumsfraktion in der 1. Session der XI. Legislaturperiode bietet. Zwar ist in den Parlamentsberichten und Leitartikeln unserer Parteiblätter so ungefähr alles das zu finden, was Erzberger hier ausführt. Aber wie mühsam ist es, seine Zeitungen in Ordnung zu halten, und wie leicht geht trotz aller Sorgfalt ein Blatt verloren. Wer hat auch gleich alles so im Gedächtnis, um Rede und Antwort stehen zu können, wenn in der Diskussion aus dem weitverzweigten Getriebe unserer heutigen Politik plötzlich irgendeine Frage in die Debatte geworfen wird? Allem dem hilft Erzbergers Schrift ab. Hier findet man übersichtlich gruppiert und in knapper Darstellung die Tätigkeit des Zentrums auf den einzelnen Gebieten und daneben oft auch noch die Stellungnahme der anderen Parteien zu den betreffenden Fragen. Wir verweisen z. B. nur auf die Abschnitte über das neue Börsengesetz (S. 77) und über den Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Reblaus (S. 86 f.). Informierend sind z. B. auch die Bemerkungen des Verfassers über die Frage der Regierungsschulen in den Kolonien, welche in der nächsten Zeit erörtert werden dürfte (S. 55.). Nicht vermissen möchten wir auch die kurze Aufklärung über die Wirkung des bekannten § 2 (S. 62), über welche auch unter Zentrumswählern noch manche Unklarheit herrschte. Der Abschnitt über die Kaufmannsgerichte (S. 98 f.) zeigt, mit welchen Schwierigkeiten im Parlamente zuweilen eine Vorlage zu kämpfen hat, und wie man manchmal einzelne Positionen fallen lassen muß, wenn nicht ein Gesetz ganz scheitern soll. Daß vielfach die Aeußerungen der Redner wörtlich angeführt werden, ist ein weiterer Vorzug der Schrift. Erwähnen wir endlich noch, daß in der Einleitung über den Ausfall der Wahlen, über die „ausschlaggebende" Stellung des Zentrums, über die Stellung der Fraktion zu den anderen Parteien und über die Arbeiten des Reichstages berichtet wird, und daß am Schluß die vom Zentrum gestellten Initiativ-

*) Die Zentrumspolitik im Reichstage. Reichstagssession vom 3. Dezember 1903 bis 16. Juni 1904. Eine Uebersicht über die Tätigkeit der Zentrumsfraktion in der ersten Session der XI. Legislaturperiode von M. Erzberger, Mitglied des Reichstages. Zweites Tausend. Koblenz. Görresdruckerei. 1904. Preis 1.50 Mk.

anträge und Etatsresolutionen gebracht worden, so haben wir den Inhalt des Buches wohl so ziemlich angegeben.

Wenn wir einige Wünsche für die Neuauflage äußern dürften, so wären das besonders folgende: Auf Seite 113, 115, 116, 121, 122, 127 hätte der Name des betreffenden Zentrumsredners genannt werden sollen. Seite 100, 110 und an einigen anderen Stellen werden im Texte wörtliche Zitate gebracht; es dürfte übersichtlicher sein, dieselben durch Einrücken und Kleindruck erkenntlicher zu machen, wie das sonst fast durchweg geschehen ist. Daß diese Kleinigkeiten den Wert des fleißigen und mühsamen Buches nicht vermindern, liegt auf der Hand. Wir hoffen deswegen, daß fortan nach jeder Session den Zentrumswählern eine ähnliche Schrift zur Verfügung gestellt und daß der Inhalt des vorliegenden Büchleins in den Versammlungen während des kommenden Winters fleißig verarbeitet werden möge. Das wäre ein gutes Stück sozialpolitischer Erziehung.

Ritter Großhans Eisenfresser.

Von
Pfarrer Follert.

Die Alldeutschen entpuppen sich immer mehr als Erzkrakeeler, die für den Frieden in Europa geradezu gemeingefährlich sind. Bald verlangen sie, Deutschland solle auf die deutschen Ostseeprovinzen die Hand legen, bald betrachten sie die österreichische Monarchie als ein zur Vivisektion bestimmtes Kaninchen und fordern, Deutschland solle die deutschen Provinzen Oesterreichs sich einverleiben, Siebenbürgen müsse unbedingt dem deutschen Stammlande wieder zugeführt werden; bald fordern sie, Deutschland solle sich im Süden arrondieren durch die deutschen Kantone der Schweiz, an der Nordwestgrenze durch die Annektierung von Holland und Belgien. Auf Südamerika, das seine Kultur hauptsächlich deutschen Einwanderern verdanke, müsse Deutschland unbedingt seine Hand legen und dort das Greater Germany gründen.

Kurz, die berüchtigten Reunionskammern Ludwigs XIV. erleben mutatis mutandis in den Köpfen unserer alldeutschen Phantasten eine zweite Auflage. Wo irgendwo auf der Welt ein versprengter Rest deutsch-völkischen Elementes sitzt, da soll er nolens volens mit Deutschland „reuniert“ werden.

Aber damit sind unsere Alldeutschen noch lange nicht zufrieden; die großen deutschen Patrioten Ernst Moritz Arndt und Fürst Bismarck sind gegen sie wahre Stümper. Arndt wollte als „des Deutschen Vaterland nur gelten lassen das Land, worin die deutsche Zunge klingt“; Bismarck war, wie die „Hamburger Nachrichten“ wiederholt versichert haben, stets der Ansicht, es sei für Deutschland dringend wünschenswert, wenn Frankreich sich in Marokko festsetze, weil es dadurch von seinen Revanchegedanken unwillkürlich mehr und mehr abgelenkt und anderweitig beschäftigt würde.

Von dieser Bescheidenheit eines Arndt und eines Bismarck, von dem bekanntlich der Ausspruch herrührt: Deutschland ist ein saturierter Staat, wollen unsere Alldeutschen nichts wissen, sie wollen „päpstlicher sein als der Papst“.

Besonders Marokko hat's ihnen angetan. Am 8. April 1904 hatten England und Frankreich das bekannte Kolonialabkommen betreffs Marokko, Aegypten, Siam und die Fischerei an der Küste von Neufundland abgeschlossen. Seit diesem 8. April, der für die armen Alldeutschen ein dies nefastus war, kommen sie aus der nationalen Entrüstung nicht mehr heraus; sie sind förmlich wild geworden.

Im Mai 1904 vertrieben sie eine Broschüre: Marokko verloren? Ein Mahnruf in letzter Stunde. Kategorisch machen sie der deutschen Staatsleitung, die sich nach Ansicht der Alldeutschen bei dem „Marokkohandel“ übervorteilen ließ, den Standpunkt klar. Da heißt es: „Die deutsche Staatsleitung ist verpflichtet, von sich aus sofort die marokkanische Frage dadurch für uns zur Erledigung zu bringen, daß sie alles südwestlich der Wasserscheide des Atlas liegende Land einschließlich der ganzen atlantischen Küste Marokkos für das Deutsche Reich in Besitz nimmt. Und das deutsche Volk? Es dürstet in seinen besten zuverlässigsten Teilen danach, aus den elenden Parteistreitigkeiten, aus dem öden Pessimismus befreit zu werden — es dürstet nach einer großen Aufgabe, die befreiend und gesundend wirken muß: dort in Marokko winkt sie!“

Ende Juni ließ Dr. Joachim Graf v. Pfeil eine Broschüre los mit dem Titel: „Warum brauchen wir Marokko?“ Darin hieß es: „Wir haben von den Lippen des Reichskanzlers die Frage gehört, ob wir denn wegen Marokko einen Krieg beginnen sollten? Wir möchten darauf antworten, wenn gar nichts weiter übrig bliebe, dann ja! Tausendmal ja! Wir sind von des Hammergottes Geschlecht, und es ziemt uns, mit dem Hammer Land zu erwerben.“

Kein Wunder, daß die Gegner Deutschlands in aller Herren Länder uns nicht mehr über den Weg trauen und die Versicherungen unserer Friedensliebe als lauter Humbug bezeichnen; um das Mißtrauen in den Herzen unserer Gegner recht fest zu begründen, erschien Mitte Juli in Berlin-Leipzig im Verlag von W. Vobach ein Roman von August Niemann, betitelt: Der Weltkrieg, deutsche Träume, der ganz im alldeutschen Geiste geschrieben ist. Die Tendenz dieses Zukunftsromanes richtet sich gegen Englands Weltherrschaft. Rußland, Frankreich und Deutschland verbinden sich, um die Uebermacht Englands zu brechen; bei Vlissingen wird die Flotte der Engländer geschlagen; in London diktieren die Verbündeten England die Friedensbedingungen: Indien fällt an Rußland, Aegypten und Belgien an Frankreich, Gibraltar an Spanien, der Hafen von Antwerpen und Sansibar an Deutschland!

Man sieht: die Menschen „von des Hammergottes Geschlecht“ werden wirklich gefährlich! Es ist eine wahrhaft unverantwortliche Politik, die unsere alldeutschen politischen Dilettanten treiben, man kann ihr Tun nur als internationale Brandstiftung bezeichnen. Man meint, sie studierten darauf, wie sie dem deutschen Vaterlande zu den alten Feinden immer neue Feinde erwecken und wie sie Deutschland dem sicheren Ruine entgegenführen könnten. Denn wenn es nach dem Sinne unserer Alldeutschen ginge, so müßten wir einen frisch-fröhlichen Krieg anfangen mit Rußland, Oesterreich, der Schweiz, Belgien, Holland, Frankreich, Spanien, England und Nordamerika, also mit der gesamten zivilisierten Welt. Oder auf welche Weise wollen die Alldeutschen die deutschen Ostseeprovinzen, die deutschen Länder Oesterreich-Ungarns mit Siebenbürgen, die deutschen Kantone der Schweiz, Holland, Belgien, Marokko und Südamerika für Deutschland erobern? Glauben sie vielleicht, sie würden durch reckenhaftes Maulaufreißen die Russen, Oesterreicher, Franzosen, Engländer und Nordamerikaner in Schrecken setzen, glauben sie, durch ihr Kriegsgeschrei und ihr martialisches Säbelrasseln fielen den Gegnern die Gewehre aus den Händen und es stürzten die Mauern der feindlichen Festungen ein, wie einst beim Schalle der Kriegstrompeten die Mauern Jerichos einstürzten?

Wenn die Leute „von des Hammergottes Geschlecht“ so naiv sind, so hat ihr ganzes Treiben nur noch pathologisches Interesse, und wir können auf die Alldeutschen ein Gedicht anwenden, das sich im ersten Jahrgang des „Deutschen Hausbuches“ von Guido Görres (Jahrgang 1847 Seite 136) findet. Das Gedicht, das überschrieben ist: Ritter Großhans Eisenfresser, dürfte eine treffende Zeichnung unserer alldeutschen Recken sein und verdient daher entschieden, der Vergessenheit entrissen zu werden. Es lautet:

Der Ritter Großhans Eisenfresser
Das ist ein Mann,
Der hauen kann
Mit seines Mundes scharfem Messer
Die besten Helden all zu Brei.

Sein Vater wird Graf Wind geheißen,
Und Gräfin Schein
Die Mutter sein,
Und Felsen kann der Hans zerbeißen
Und trinken ganze Fässer Wein.

Der Himmel bebt, die Erde zittert
Vor ihm im Staub
Wie Espenlaub,
Und droht der Hans im Zorn erbittert,
Dann fallen hohe Türme ein.

Und Berge hat er glatt getreten
Wie ebnes Feld
Der tapfere Held,
Und Wölfe fingen an zu beten,
Wenn sie den großen Hans erblickt.

Der Ritter Großhans Eisenfresser,
Das ist ein Mann,
Der alles kann,
Der alles weiß und noch viel besser,
Als jeder andre große Hans.

Wollen die Alldeutschen aber allen Ernstes einen Krieg mit den genannten Ländern heraufbeschwören, so sind sie die aller-

schlimmsten Feinde des lieben deutschen Vaterlandes; denn ein Krieg mit all unseren Nachbarn würde Deutschland auf den Kulturzustand von 1648 zurückwerfen und würde unser Vaterland in kurzer Zeit in eine mongolische Wüste verwandeln. Deshalb müssen alle besonnenen Elemente dem Treiben unserer Alldeutschen mit aller Entschiedenheit entgegentreten und die wilden Männer „von des Hammergottes Geschlecht", denen die Phantasie mit dem Verstande durchzubrennen droht, zur Vernunft bringen.

Der protestantische Protestantismus.

Von

Prof. Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

II. (Schluß.)

Das sind die wichtigsten Behauptungen, mit welchen der betagte, von seinen Worten gewiß tief überzeugte Pastor D. Sulze aus Dresden den Sauerteig des Katholizismus aus dem Protestantismus hinausfegen will. Die beißendste Kritik der Rede ist wohl diejenige, in der ein Berliner Journalist („Berliner Ztg." vom 11. Oktober 1904) meint: „Gemeiner Rationalismus aus den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts" — „Kanzelstimmen der alten liberalen Doktrinäre mit dem grauen Haar und den eingestaubten religionsphilosophischen Gedankengebilden, die seit Kant und Hegel nicht mehr recht ausgelüftet" worden sind!

Ja, wir kennen die Redensarten zur Genüge! Christentum ohne Christus! Kann doch in Christus, wie auf dem letzten Protestantentage zu Berlin ausdrücklich hervorgehoben worden ist, „nichts über die Linie der Menschennatur hinausgehen, seine Gotteserkenntnis so wenig wie sein Gottverhältnis, nicht seine Reinheit und nicht sein Enthusiasmus, seine Selbstverleugnung nicht und seine Menschenliebe nicht!" Christentum mithin ohne Christus, ein Glauben ohne Glaubenslehren, ein Suchen ohne Zielpunkt, ein Hoffen ohne Stützpunkt, kurz, ein frommes, salbungsreiches Reden ohne ein Wissen, warum und worüber denn eigentlich geredet werden will!

Ist es nicht überaus bezeichnend, daß man uns beweisen will, die Wertschätzung der „Persönlichkeit", der „geistig-sittlichen" Persönlichkeit mache das Wesen des Christentums aus, des Christentums Jesu Christi, während man mit keiner Silbe sagt, weil man's eben nicht vermag, worin das Wesen der Persönlichkeit selber denn auch wirklich bestehe? Statt einer Erklärung der volltönenden Worte gibt man papierene Umschreibungen wie: geistige Reife, sittliche Mündigkeit, geistig-sittliche Selbständigkeit und Selbsttätigkeit. Der winzige Kern in der aufgedunsenen Schale ist der Sinn des Kraftspruches: „Selbst ist der Mann, und der Lebende hat Recht!" Um diese Quintessenz aller Weisheit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, gilt es, den „Seelsorgepriestern" die „Seesorgegemeinden", der „Priester- und Pastorenkirche" die „Volkskirche", dem katholischen den „protestantischen Protestantismus" entgegenzusetzen! „Geschieht das nicht", so ruft Pastor D. Sulze im warnenden Prophetenton aus, „dann kann Rom mit voller Sicherheit auf seinen endlichen Sieg rechnen." Und der Atheismus? Selbstverständlich ist sein künftiger Sieg über Rom noch sicherer als Roms künftiger Sieg über Wittenberg.

Nicht tiefer als D. Sulze, wohl aber rücksichtsloser hat Pfarrer Eugen Mayer aus Kaiserslautern über den Katholizismus im Protestantismus zu Berlin gesprochen. Richtig wird die Bemerkung sein, daß die Welt ganz „entgottet" doch nur für wenige ist, und daß auch diese mitunter aus ihrer Rolle fallen, wenn sie Ideale verfolgen, deren Verwirklichung sie nicht dem blinden Zufall überlassen, sondern unter Voraussetzung sittlicher Prinzipien, persönlicher Willensnormen anstreben. Daraus leitet Eugen Mayer seine weiteren Behauptungen ab. Sehr vieles, versichert er, was Atheismus genannt wird, ist das gar nicht. Vielmehr ist es katholischer Sauerteig, der jenem anhaftet, welcher die Religion mit der Religionslehre, den Glauben mit dem Glaubensbekenntnisse verwechselt. Und mit Recht herrscht ein tiefgehendes Mißtrauen gegen die religiöse Ware, die auf dem kirchlichen Markte feilgeboten wird. Ohne Scheu denken es viele, sagen es manche: Die Pfaffen machen uns etwas vor, was sie selber nicht glauben! Der Gottesbegriff der Kirchenlehre, der Dreieinigkeitsglaube ist voll Widerspruch; das höchste Wesen wird in Anspruch genommen für die Wünsche der niedrigsten Selbstsucht; die Erlösungslehre läßt Verstand und Herz gleichmäßig unbefriedigt und ist nur geeignet, Gefühle der Angst hervorzurufen; die sogenannten Sakramente, die mit ihrer magischen Wirkung bis in die Ewigkeit hinübergreifen sollen, widerstreiten doch allem gesunden Denken; der Kirchenbegriff selber ist anmaßend und engherzig, indem er der persönlichen Freiheit allen Spielraum versagt. Wer nun gegen all dies, gegen die Dogmen, die jeweils nur Beschlüsse gewalttätiger Mehrheitsparteien gewesen, gegen die Zeremonien, die teilweis bis auf die tiefsten Stufen des religiösen Denkens zurückdeuten, wer wider all dies sich auflehnt, es ungläubig und selbst mit Entrüstung ablehnt, der geht gewiß nicht auf den Bahnen des Atheismus. Nein, es folgt dieser einer Bewegung, die nicht zu bekämpfen, sondern in die rechten Bahnen zu leiten ist. Das aber geschieht, so schließt der Redner des Protestantentages, dadurch, daß ein geläuterter Gottesbegriff gesucht und geschaffen wird, unter Ausmerzung eines jeglichen Katholizismus aus dem Protestantismus. Damit kommen wir dann zu dem Anfänger und Vollender unserer Religion, zu Jesus Christus: das Bedürfnis seines Herzens war ein rein sittliches; seine ursprüngliche Lehre war ohne alle die katholischen Zutaten, die dem späteren Christentum den göttlichen Geruch genommen haben. Und nur ein sittlich-religiöser Boden, gesäubert von jeglichem Katholizismus, geschützt durch den reformatorischen Grundsatz unbeschränkter Glaubens- und Gewissensfreiheit, kann das Schlachtfeld sein, auf dem der Atheismus niederzuringen ist.

Für den „protestantischen Protestantismus", als dessen Zentralgedanke ein „gesäuberter, gereinigter, geläuterter Gottesbegriff" hingestellt wird, ist es wieder sehr bezeichnend, daß er zwar versichert, der christlich-kirchliche Gottesbegriff habe die geforderten Eigenschaften nicht, daß er aber keine Andeutung zu machen weiß, wo denn eigentlich die gewünschte Wahrheit mit Sicherheit aufzufinden wäre. Nur soviel wird angegeben: Der Gottesbegriff, ganz allgemein gefaßt, ist überaus einfach und so vernunftgemäß, daß er eine ganz selbstverständliche Sache vorstellt.

In der Tat aber, statt daß wir den lauten, allgemeinen Redensarten lauschen mögen, deren Aussprache die Lungen, deren Auffassung keineswegs das Denken anstrengt, möchten wir tausendmal lieber im Schatten des grünen Waldes niedersitzen und mit dem Jünger der altdeutschen Götterlehren in sinnendem Zweifel fragen und sagen:

„Du der Eine, den ich suche,
Du der Ew'ge, der nicht altet,
Der in Huld der Sonne droben
Und der Menschenlose waltet;
Du, der dort im Wipfel säuselt,
Der in ahnungsvoller Nähe
Rätsel wispelt, die ich höre,
Deren Sinn ich nicht verstehe:
Bist Du Wodan, bist Du Donar?
Namen sind es leeren Schalles:
Du bist Du, der Unerkannte,
Unbegriffne, Eins und Alles!"

Als ich vor einundzwanzig Jahren in der Nikolaikirche zu Berlin von dem Professor-Prediger, der mich zum ersten Male mit den Forderungen des entwickeltsten und geläutertsten, des ganz folgerichtigen, des „protestantischen" Protestantismus bekannt machte, den Schluß seiner Rede vernahm, da lautete dieser also:

Was sollen wir, die wir den Sauerteig des Katholizismus fliehen, die wir, „den besten Ueberlieferungen der Reformationszeit getreu", den Herrn unseren Gott rein geistig, d. i. in der Wahrheit anbeten wollen, was sollen wir tun Tag für Tag, in unserem Pflichtenkreis ein jeder, in unserem Berufsleben? Nun, was werden wir tun müssen? Mit aller Kraft, im Geist und in der Wahrheit müssen wir die Ideale des Wahren, Guten und Schönen hochhalten! . . .

Diese unvermeidlichen Ideale des Wahren, Guten, Schönen — so notierte ich damals in mein Reiseheft —, wie wird doch ihre allsiegende Macht, die man fühlt, sobald man nur die herrlichen Worte hört, wie wird sie die unberechtigten Anmaßungen des Sozialismus niederschlagen! wie wird sie den berechtigten Forderungen der Sozialisten genügen! Werden die idealen Worte, die Worte von den Idealen wirklich die Schwierigkeiten des Denkens lösen, die in den sozialen Fragen liegen? werden sie die Zweifel bannen, den Hunger der Darbenden stillen? Werden die Worte, wenn das schreckende Gespenst des Sozialismus und Atheismus zu beschwören ist, ein anderes Rauschen geben als das Rauschen dürrer Blätter im Winde?

Wir werden es niemals wagen, unser Alles, unsere Hoffnung im Leben und im Sterben auf dürre Blätter zu setzen. Wir werden lauschen in anbetendem Glauben den Worten dessen, der gesprochen hat: „Fürchtet euch nicht, ich habe die Welt überwunden!" Die Worte sind es der ewigen Gotteswahrheit, des ewigen Gottessohnes, niedergelegt in der Gottesoffenbarung, hinterlegt bei der Kirche Gottes, die ohne Wanken und Schwanken durch die Jahrtausende schreitet, die Erzieherin, Lehrerin, Beraterin der Völker.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das überlistete England.

Mit der herkömmlichen Redensart vom „perfiden Albion“ muß man fortan vorsichtig umgehen. Diesmal hat England bei einem perfiden Spiel die passive Rolle gehabt. Die russischen Schiffe haben englische Fischerboote zerschossen und die russisch-französische Diplomatie hat das englische Prestige zerschossen. Die Sache fing tragisch an, um als Satirspiel zu enden. Spötter sagten, die Heldentat Roschdjestwenskys sei nicht alkoholfrei gewesen. Die Russenfreunde können jetzt die Gegenfrage stellen, ob nicht auch in der suffisanten Rede, die der englische Premier Balfour in Southampton gehalten, ein übernormaler Prozentsatz von Spiritus gesteckt habe. Herr Balfour teilte seinem gläubigen Volke mit, daß der „beteiligte Teil“ der baltischen Flotte bis nach der vereinbarten Untersuchung in Vigo bleiben werde, und diese Verkündigung der Untersuchungshaft befriedigte das stolze Albion. Aber siehe da, einige Tage später dampfte Roschdjestwensky frisch und frei von Vigo ab; nur vier Offiziere, die ein großes Geschwader allenfalls entbehren kann, ließ er als Zeugen für die internationale Kommission zurück. Auf die Kunde vom Arrestbruch wurde in Gibraltar und beim englischen Mittelmeergeschwader die unterbrochene Mobilmachung sofort wieder aufgenommen; die Krisis schien eine zweite verschärfte Auflage zu erleben. Aber in London liefen alsbald die Botschafter von Frankreich und Rußland wieder hin und her, der beredte Staatsmann Balfour mußte zugestehen, daß der Flottenarrest zwar in seiner Phantasie, aber nicht in den Akten gestanden habe. Also folgte eine wehmütige Regierungserklärung: Balfour sei mißverstanden worden, die russische Flotte könne nach Aussetzung der vier Offiziere weiterfahren, eine Anweisung zum Schutze der neutralen Schiffe sei dem russischen Admiral zugegangen. Von dieser Anweisung, die das letzte Schönheitspflästerchen auf dem langen Gesichte Albions bilden soll, hat übrigens kein Mensch etwas gesehen, und Rußland hat sich auch keineswegs zu deren Erlaß bekannt.

Von Rechts wegen hätte nun aus der dupierten öffentlichen Meinung in England ein Taifun der Entrüstung ausbrechen müssen. Aber einige scharfe Zeitungsartikel, und dann Stille. Offenbar ist das nationale Ehrgefühl nicht so wurzelecht wie die Friedenssehnsucht. John Bull ist im Grunde doch mehr kaufmännisch als heroisch veranlagt. Eine Erfahrung, die wir im Auge behalten müssen, wenn die Engländer mal wieder einen nicht mehr ungewöhnlichen antideutschen Polterabend machen. Im übrigen kann es uns nur angenehm sein, daß der Weltfriede sowohl über die scharfen Schüsse in der Nordsee als über die scharfen Worte von Southampton glücklich hinweggekommen ist. Wer nachgibt, ist nicht immer der Klügere, aber doch der Angenehmere.

Offenbar hat die französische Diplomatie mit sehr geschickten Fingern die russischen Kastanien aus dem Feuerchen geholt. Frankreich hat einen neuen Anspruch gewonnen auf Respekt vor der gegenwärtigen Leitung seiner äußeren Politik und auf russische Dankbarkeit. Zum Glück ist ja Rußland für absehbare Zeit nicht in der Lage, den Dank in einer für uns gefährlichen Weise abzustatten. Vermutlich wird auch das Entzücken über die Flottenbefreiung nicht länger vorhalten als die Herrlichkeit dieser Flotte selbst. Daß sie bei ihrer etwaigen Ankunft auf dem Kriegsschauplatz etwas ausrichten könne, wird wohl selbst dem Helden Roschdjestwensky in ruhiger Stunde zweifelhaft sein. Freilich wirkt die Nachricht von ihrer Weiterfahrt erfrischend auf die russischen Kämpfe. Aber wird sie nach Port Arthur noch durchdringen oder gar an der nahenden Katastrophe etwas ändern können? Die Nachrichten sind dürftig und unsicher; doch hat man den Eindruck, daß die Widerstandskraft der tapferen Besatzung allmählich aufgerieben wird und die Festung sich nicht bis zu der Ankunft der Flotte halten kann. Etwas besser sieht es ja am Schaho aus, wo den eingegrabenen Truppen Kuropatkins mit der Fata Morgana der heranschleichenden Flotte die Stimmung aufgebessert werden kann. Das ist um so notwendiger, als Kuropatkin in der bombastischen Proklamation seinen Soldaten etwas ganz anderes als die Ueberwinterung in Gräben vor Mukden in Aussicht gestellt hatte, nämlich den Entsatz von Port Arthur.

In unserem Interesse liegt es, daß Japan nicht gar zu enge an England gekettet wird. Hätte die englische Diplomatie den Arrest der baltischen Flotte durchgesetzt, so würde die dankbare Liebe der Japaner zu ihren Verbündeten mächtig ins Kraut geschossen sein. Wenn die Enttäuschung jetzt die japanische Politik etwas weniger einseitig macht, so kann man sich das nebenbei auch gerne gefallen lassen.

Der amerikanische Friedensritter.

In Europa ist soeben praktische Friedenspolitik betrieben worden. In Nordamerika gibt es jetzt theoretische Friedenspolitik, und zwar will Präsident Roosevelt durchaus noch vor den Wahlen seinen Landsleuten zeigen, daß er nicht bloß ein weltpolitischer Rauhreiter, sondern auch ein glatter Friedensengel sein kann. Gemäß seiner neulichen Erklärung, die wieder einzuschlafen schien, hat er doch noch vor den Wahlen die Kabinette wegen einer neuen Haager Konferenz sondieren lassen, und in der elften Stunde der Wahlbewegung hat er in eigener Person dem dortigen deutschen Botschafter, seinem Freunde Speck, einen Schiedsgerichtsantrag zwischen Amerika und Deutschland angetragen. Natürlich ist der Vorschlag für „sehr angenehm“ erklärt und die förmliche Verhandlung alsbald eröffnet worden. Der realpolitische Zweck ist offenbar, die Bedenken zu beschwichtigen, die einem Teil der amerikanischen Wähler wegen der neuen militaristischen und weltpolitischen Aera aufgestiegen sind. Herr Roosevelt möchte nicht bloß die Chauvinisten, sondern auch möglichst viele friedliebenden Spießbürger für seine Kandidatur gewinnen. Die Wetten, die in Nordamerika das wahlpolitische Barometer darstellen, stehen noch mit großen Odds zugunsten Roosevelts; aber der demokratische Kandidat Parker hat sich doch in unerwartet hohem Grade zu einem respektablen Wettbewerber entwickelt. Die zuschauende Welt überschätzt die Sache nicht; ob für die nächsten vier Jahre die „Beute“ der hübschen Aemter dem republikanischen oder dem demokratischen Klüngel zufällt, ist nicht gerade von weltgeschichtlicher Bedeutung. Der Staatswagen wird wohl im alten Gleise bleiben; höchstens zieht der eine die Bremse etwas kräftiger an als der andere.

Der geschlagene Sieger in Frankreich.

Gegen die Freimaurerregierung an der Seine wurde ein neuer Vorstoß im Parlament vorgenommen und man kann diesmal im wörtlichen Sinne von dem blauen Auge sprechen, mit dem sie davongekommen. Voriges Mal betrug die Mehrheit bei der ersten kritischen Abstimmung 4 Stimmen; jetzt wurde das Ministerium von 2 ganzen Stimmen gerettet. Die einfache Tagesordnung, die vom Ministerium zurückgewiesen war, wurde nur mit 179 gegen 177 Stimmen verworfen. Angesichts der Enthüllungen über die skandalöse Nebenregierung des „Großen Orient“ hatte also doch einem Teile des Blocks das Gewissen geschlagen. Aber die gute Regung auf der Linken dauerte nicht länger als die Besonnenheit auf der Rechten. Einer von den nationalistischen Radaupolitikern ließ sich hinreißen, dem Kriegsminister André vor versammeltem Parlamentsvolk zwei kräftige Ohrfeigen zu geben. Die ministerielle Backe schwoll an, aber auch die ministerielle Mehrheit. „Rettet die Republik vor den Gewaltmenschen“. Unter dieser Parole siegte das Ministerium schließlich mit 107 Stimmen. Vorläufig ist also die freimaurerische Spionage und Angeberei in dem Lande, das vermeintlich an der Spitze der Kultur marschiert, offiziell anerkannt worden. Der Schlag war eine große Dummheit. Aber den sozialistischen und radikalen Kulturkämpfern in Frankreich ist ebenso wie der Sozialdemokratie in Deutschland ein sogenanntes Schweineglück beschieden.

Oesterreichisches.

Nachdem der deutsch-schweizerische Handelsvertrag fertig geworden ist, geht auch das schwierigste Werk des deutsch-österreichischen Vertrages seinem Abschluß entgegen. Graf Posadowsky, unser Zollminister, ist selbst nach Wien gereist; er hätte diese Fahrt gewiß nicht unternehmen dürfen, wenn nicht die sichere Hoffnung auf ein günstiges Ergebnis vorgeherrscht hätte. Denn das Scheitern einer so auffallenden Mission würde eine Erschütterung unseres Verhältnisses zu Oesterreich bedeuten. Letzteres bedarf um so mehr der Schonung und Pflege, als der Dreibund nach der italienischen Seite hin durch die Reibereien zwischen den deutschen und den italienischen Studenten im Grenzgebiet auf die Probe gestellt wird. Bei Innsbruck wurde eine italienische Rechtsfakultät nicht an, sondern neben der deutschen Universität eröffnet. Italienischer Uebermut und deutsche Empfindlichkeit führten zu einem blutigen Konflikt, der sowohl für die innere als für die äußere Politik bedenklich ist. Herr v. Körber hat anscheinend hier das „Schiedlich-Friedlich“ nicht genug beachtet. Bei den gespannten Verhältnissen in Oesterreich ist's gewiß besser, den einzelnen Nationalitäten räumlich getrennte, selbständige Unterrichtsanstalten zu geben. Der Zwischenfall lehrt, daß auf dem Schulgebiete das Simultansystem nicht dem Frieden dient, weder das materielle, noch das konfessionelle.

Die Verjüngung des bayerischen Ministeriums.

Frhr. v. Riedel hat 27 Jahre lang die Last des bayerischen Finanzwesens getragen; er war ein tüchtiger Fachmann von vornherein und hatte sich aus einer nationalliberalen Politik in der



Schule der Erfahrung zu einem unbefangenen, sachlichen Staatsmanne herausgebildet. Er tritt unter der vollen Anerkennung des Regenten und aller Parteien in den Ruhestand. Die liberale Partei, deren Eifersucht mit ihrer Schwäche wächst, hätte bei dem Rücktritt des begabten Ministers gar zu gern das Land wieder mit dem Gespenst der Zentrumsherrschaft graulich gemacht; aber die Wahl des Nachfolgers, des protestantischen Ministerialrats Pfaff, legt die agitatorische Ausnutzung lahm. Wenn dem Finanzminister von 27 Amtsjahren ein sehr tüchtiger und befähigter Finanzrat von 20 Amtsjahren folgt, so läßt sich aus dieser natürlichen Ablösung der Fachmänner wirklich kein parteipolitischer Schaum schlagen. Das Zentrum herrscht noch nicht, sondern muß kämpfen bei den nächsten Wahlen.

Sturmzeichen in Frankreich.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Am Freitag (3. Nov.) nahte sich der Abgeordnete Syveton, Nationalist, unversehens der Ministerbank und versetzte dem Kriegsminister André zwei so heftige Schläge ins Gesicht, daß derselbe taumelnd dem Ministerpräsidenten Combes in die Arme fiel, stark blutete und dem Arzt zugeführt werden mußte. Sofort fielen Blockleute und Nationalisten übereinander her. Es entstand ein furchtbares Handgemenge in dem die Rednerbühne umgebenden freien Halbkreis, die zahlreichen Schließer und Saaldiener sprangen ein, suchten die Kämpen zu trennen und erhielten selbst Stöße und Püffe. Der Präsident Brisson setzte den Hut auf, die Sitzung wurde unterbrochen, das Haus geräumt. Jedoch Syveton, um den zahlreiche Nationalisten eine Leibwache bildeten, weigerte sich, den Saal zu verlassen, so daß die Palastwache ihn hinausbringen mußte. Nach dem Gesetz kann er zu drei bis fünf Jahren Einschließung verurteilt werden. Die erste Wirkung dieses unerhörten Angriffes war, daß 343 (gegen 236) dem Ministerium ihr Vertrauen bezeugten, während acht Tage vorher das Ministerium knapp, mit 274 gegen 270 Stimmen, am Leben erhalten worden war. Nach dem gewöhnlichen Lauf werden ähnliche Zusammenstöße folgen, dieselben sich auf das Pflaster verpflanzen. Der Beginn eines Aufstandes, einer gewaltsamen Umwälzung mit einem Wort. Die Erbitterung ist an diesem einen Tag auf das Doppelte gestiegen. Es kann nur schlimmer werden, denn auch das Heer ist im Spiel. Der Kampf um die Staatsgewalt ist eigentlich der ganze Inhalt der Geschichte der dritten Republik. Um sich derselben zu bemächtigen, muß man das Heer in der Hand haben. Der Boulangerwie der Dreyfus-Rummel hatten keinen andern Zweck, als das Heer in die Hand zu bekommen. Und am Tage der Beerdigung Felix Faures sollte der General Pellieux mit seinen zwei Regimentern sich des Elysee-Palastes bemächtigen, um den neugewählten Präsidenten Loubet zu verhindern, in denselben einzuziehen, sein Amt anzutreten. Pellieux bekam jedoch Gewissensbisse, ließ sich vom Kriegsminister heimschicken. Deroulède, welcher mit seiner Patriotenliga dem General Roget in die Zügel fiel, mit dem Ruf „nach dem Elysee", wurde verhaftet und verurteilt.

Daß zwischen dem Heer und der Republik ein tiefer, innerer Gegensatz vorhanden, weiß, fühlt jeder, sagt aber keiner. Das Heer ist die einheitlichste, mächtigste Gemeinschaft, die es gibt, die Republik ist ein in beständigem Kampf befindliches Lager der Parteien. Im Heer straff geregelte Ordnung und Aufstieg, blinder Gehorsam, in der Republik ist Ungehorsam und Widerstand das heiligste Recht des freien Bürgers. Das Heer bedingt eine einheitliche Spitze, die Regierung wird von 576 Abgeordneten und 300 Senatoren regiert, welche den Präsidenten ein- und absetzen. Zwischen Heer und Republik herrscht angeborenes, unausrottbares Mißtrauen, Haß, trotz der übertünchenden Höflichkeit. Durch die gedachten Vorgänge und Machenschaften ist das Mißtrauen der Republikaner gegen das Heer ungemein gesteigert worden. Deshalb arbeitet der Kriegsminister André seit Jahren eifrig daran, das Heer zu republikanisieren. Manche Offiziere suchen ihre republikanischen Gesinnungen zu bekunden, lassen sich von republikanischen Persönlichkeiten empfehlen, um schnell aufzurücken. Anderseits bemühen sich die Republikaner fortwährend, die reaktionären Offiziere zu beseitigen, welche auch vielfach in den Blättern angeklagt, verdächtigt werden. Immer und immer wird behauptet, die Jesuiten hätten das Heer durch die Offiziere in der Hand, welche in ihren Schulen vorgebildet werden. Deshalb wurde namentlich auch die Dreyfus-Verfolgung als eine Machenschaft der Jesuiten ausposaunt und wird auch heute noch demgemäß behandelt. Der einzige Jesuitenzögling, der daran beteiligt war, Major Ducros, war mit Dreyfus befreundet, wies vor dem Kriegsgericht die gegen diesen erhobenen Anklagen nach, wurde dafür so verfehmt und verfolgt, daß er in seiner Ratlosigkeit sich nach Tongking schicken ließ, wo er sehr bald dem Klima erlag. Der General Boisdeffre war mit dem P. du Car im Verkehr, aber man hat nicht zu behaupten, daß er von demselben beeinflußt gewesen, durch diesen Verkehr irgendwelcher Nachteil entstanden oder die Verfolgung Dreyfus hervorgerufen worden sei. Wenn die Zahl der kirchlich gesinnten Offiziere etwas zugenommen hat, so ist es, weil Katholiken unter der Republik von den Staatsstellen so gut wie ausgeschlossen sind. In die Kriegsschulen werden die Bewerber nur nach strengen unparteiischen Prüfungen aufgenommen.

Für die Anklage, die Jesuiten, die Kongregation, d. h. die Katholiken, hätten die republikanischen Offiziere ausgespitzelt, um ihren Aufruck zu hintertreiben, ist irgend ein Beweis nicht versucht worden. Dagegen teilt der Senator Meslier, Mitglied des Ordensrates der Großloge, in der „Aurore" ein, diese habe voriges Jahr ein Rundschreiben erlassen müssen, um die Logen zur Vorsicht bei der Aufnahme neuer Mitglieder zu mahnen. Binnen wenigen Jahren hätten sich 117,000 Leute um Aufnahme in die Logen beworben, meist Streber, welche an den Vorteilen teilnehmen wollen, die die Regierung den Brüdern gewähre. Hiernach wäre es also doch ein Vorteil, eine Empfehlung bei der Regierung, Freimaurer zu sein. In einem öffentlichen Aufruf nimmt die Großloge nun aber Partei für ihren Oberschriftwart Badecard, welcher eine vaterländische Pflicht erfüllt habe, indem er der Regierung Aufschlüsse über die Offizier verschaffte. Der Abgeordnete Guyot de Villeneuve bestach den Gehilfen Badecards, Bidegani (mit 20 oder 40,000 Francs), um Auskunftshefte über die Offiziere mitgeteilt zu erhalten. Der „Figaro" und die anderen Blätter haben eine Menge derselben veröffentlicht. Es genügt, daß seine Frau in die Kirche geht, seine Kinder in kirchlichen Schulen erzogen werden, um den Offizier als verdächtig, Feind der Republik anzugeben. Im gedachten Aufruf heißt es u. a.: „Die Republik ist unser aller Gut . . . Ohne die Freimaurerei wäre die Republik schon zugrunde gegangen." Dies ist doch wenigstens eine offene Sprache. Der Hauptmann Mollin, in der Kanzlei des Kriegsministers, erhielt von Badecard die gesammelten Aufschlüsse. Zu seiner Verteidigung sagte der Kriegsminister André am Freitag: Als er mir das Kriegsministerium (Mai 1900) übertrug, sagte mir Waldeck-Rousseau, er sei sehr besorgt wegen der feindlichen Machenschaften der Gegner, welche das Heer gegen die Regierung gebrauchen wollten. Ueberall waren schlimme Anzeichen zu bemerken. Bei seinem Einzug in Paris sei Loubet ausgepfiffen, beschimpft worden, während Offiziere gleichgültig zusahen. Auf der Rennbahn zu Andeuil sei Loubet meuchlings von einer Bande überfallen worden. In Montelimart hätten Offiziere sein Haus besudelt, Spottlieder auf ihn gesungen. Offiziere, welche in Rennes zugunsten Dreyfus ausgesagt, seien von ihren Kameraden verfehmt worden, ein Oberst habe die weiße Fahne entfaltet usw. Der General Jacques (Nationalist) schrie hier: „Sie haben gelogen", verlangte den Namen des Obersten. Combes gab denselben: Quinemond zu Valence usw. usw. Die Sitzung, in welcher noch Jaurès, Millerand und andere das Wort ergriffen, dauerte bis 11 Uhr. Jeder sah in dieser Kammerschlacht die Vorboten viel schlimmerer Ereignisse, die Gegensätze sind verschärft, die Kluft zwischen Heer und Republik ist erweitert. Die weiteren Schläge werden, wie immer, an erster Stelle, gegen die Kirche gerichtet sein. Die Vorstöße der Monarchisten, besonders der Boulangisten und Nationalisten, sind immer an der Kirche gerächt worden. Schlimm und auch folgenschwer muß es werden, daß man im Heer jetzt weiß, daß die Regierung — oder doch die Blockmehrheit — ihm mißtraut, es daher ausspitzeln läßt. Es herrscht nun offenes Mißtrauen zwischen Heer und Staatsgewalt. Die Radikalen und Sozialisten, welche in der Kammer den Ausschlag geben, sind ohnedies grundsätzliche Gegner des Heeres.

Geläut.

Nun heben die großen Glocken an
Ihr Abendlied zu singen —
Das große Lied von dem tiefen Schlaf,
Das Lied von den letzten Dingen.
Das große Lied von der toten Zeit
Und von den verbrauchten Tagen
Das tiefe Lied von der Ewigkeit,
Das Lied von den letzten Fragen.
Das große Lied von der letzten Ließ',
Das Lied von der bitteren Reue,
Das große Lied von der armen Seel'
Und von Gottes ewiger Treue.

M. Herbert.

Zur zweiten Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft.*)

Von

Prof. Dr. Franz Walter, München.

Die Ernte einer langjährigen emsigen Arbeit ist in diesem Herbst für die Görresgesellschaft gereift: mit dem vor kurzem erschienenen fünften Band ist die zweite Auflage des von ihr herausgegebenen Staatslexikons zum Abschluß gelangt. Der beste Beweis für das stets wachsende Interesse, welches die deutschen Katholiken den sozialen Fragen entgegenbringen, liegt wohl in der Neuauflage dieses Werkes. Die erste Auflage bedeutete ein hohes finanzielles und wissenschaftliches Wagnis. Indessen konnte bereits auf der Versammlung der Görresgesellschaft im Jahre 1900 die beifallerweckende Mitteilung gemacht werden, daß zur Neuauflage geschritten werden müsse.

Umfang und Inhalt der neuen Auflage decken sich keineswegs mit den Bänden der ersten Auflage. Durch Neuaufnahme einer großen Reihe von Artikeln verschob sich die Stoffverteilung bedeutend. Man kann, wenn auch da und dort sich noch Sonderwünsche laut werden mögen, der Redaktion das Zeugnis nicht verweigern, daß sie bei Aufnahme neuer Artikel keineswegs engherzig verfahren ist. Die Neuauflage bietet darum ein vollständig verändertes Bild — die Folge einer durchgreifenden Neubearbeitung. Die streng haushälterische Ausnützung des zur Verfügung stehenden Raums durch möglichst knappe Fassung, die sich die Redaktion und, wenn oft auch nur widerstrebend, die Mitarbeiter angelegen sein ließen, machte es möglich, bei mäßiger Vermehrung des Umfanges doch einen großen Stoff der Neuauflage hinzuzufügen. Was allgemein begrüßt werden wird, erfuhr besonders der biographische Teil des Werkes eine bedeutende Bereicherung. So liegen denn fünf voluminöse Bände vor, in denen die wissenschaftliche Erkenntnis der staatswissenschaftlichen, insonderheit der sozialen und wirtschaftlichen, aufgespeichert ist, wie sie sich vom Boden der katholischen Weltanschauung ergibt.

Wie eben bemerkt wurde, ist es ein besonderer Vorzug der neuen Auflage, daß ähnlich wie in dem großen Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad-Lexis die biographische Seite sehr bereichert wurde. Als Beispiele seien genannt die Artikel: Lamenais, Manning, Marx, Montalambert. Ausgezeichnet ist der Artikel über den großen Vorkämpfer der Iren in England, O'Connell von Prälat Weinand, der schon vorher mit vortrefflich abgerundeten biographischen Arbeiten (Bossuet, Fenelon usw.) hervorgetreten war. Daß den hervorragenden Führern der deutschen Katholiken auf politischem und sozialpolitischem Gebiet: einem Mallinckrodt, Lieber, den beiden Reichensperger, Frhrn. v. Schorlemer-Alst, Windthorst, ein Ehrenplatz in diesem Werke eingeräumt wurde, war eine Ehrenschuld, die in vorzüglicher Weise eingelöst wurde. Besondere Anerkennung verdient es auch, daß dem im vorigen Jahre verstorbenen politischen Führer der niederländischen Katholiken, Schaepmann, von der Redaktion des Staatslexikons ein in die Eigenart dieses merkwürdigen Mannes eindringender Artikel gewidmet wurde. Schaepmanns Vorbild war das deutsche Zentrum.

Es kann sich natürlich hier nur darum handeln, auf einige wenige der zahlreichen Artikel näher einzugehen. Durch die neuzeitliche Entwicklung des Handelsverkehrs und durch den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges im fernen Osten ist uns Japan näher gerückt und ein Gegenstand erhöhten Interesses geworden. Ein eingehender Artikel belehrt uns über die Geschichte, Bevölkerung, über Staatswesen, Verwaltung, Religion, Unterricht usw. dieses merkwürdigen Landes. Dasselbe ist eine Großmacht mit fast 50 Millionen Bewohnern. Die Geschichte der christlichen Missionen, die mit dem hl. Franz Xaver ihren Anfang nahm, ist mit besonderer Liebe behandelt. Im Jahre 1886 wurde den Christen gleicher Schutz wie den übrigen Untertanen zugesichert. Aber darin sucht Japan auf der Höhe der europäischen Kulturstaaten zu stehen, daß es die Bewegungsfreiheit der katholischen Kirche möglichst einschnürt und einer sehr weitgehenden Staatsaufsicht unterwirft. — Der Artikel Israeliten sucht die wirtschaftliche Entwicklung des israelitischen Volkes wenigstens in großen Zügen zur Darstellung zu bringen. Dieselbe ist bisher von den Nationalökonomen gänzlich außer acht gelassen worden, von einigen Arbeiten Georg Adlers abgesehen.

Für das Verständnis der heutigen politischen Entwicklung ist äußerst instruktiv der Artikel Nation und Nationalitätsprinzip des bekannten Moralphilosophen Cathrein. Nationalität wird definiert als das gesamte leiblich-geistige Gepräge, welches einer größeren Menschenmenge infolge längerer geschichtlicher Entwicklung eigentümlich ist und sie von anderen Menschenmengen unterscheidet. Das Verhältnis zwischen Nation und Staat gestaltet sich also: Beide fallen weder formell oder begrifflich, noch materiell zusammen, indem eine Nation in mehrere Staaten oder Völker zerfallen, oder umgekehrt ein Volk mehrere Nationen in sich begreifen kann. An diese grundlegenden Unterscheidungen knüpft sich ein interessanter Abschnitt über die berechtigten nationalen Forderungen. Die nationale Verschiedenheit ist ja nicht ein Werk menschlicher Willkür, die Trennung des Menschengeschlechtes in verschiedene Rassen und Nationen muß vielmehr als eine gottgewollte, mit der Entwicklung der Menschheit enge verknüpfte Einrichtung gelten, welche ein mächtiger Hebel des Kulturfortschrittes sein soll. Es kann darum nicht Aufgabe einer Staatsgewalt sein, die Verschiedenheiten der Nationalitäten zu nivellieren. Jede Nation hat ein Recht auf ihren natürlichen Bestand und auf Erhaltung ihrer besonderen Eigentümlichkeiten in Sitte und Sprache. „So hat, um die Frage praktisch zu fassen, Preußisch-Polen oder Russisch-Polen ein natürliches Recht auf Erhaltung seiner nationalen Institutionen, insbesondere seiner Nationalsprache." Nur die gebieterische Notwendigkeit für den Bestand eines Staates könnte zur Unterdrückung einer Nationalität berechtigen. Cathrein stellt es jedoch in Abrede, daß je dieser Fall eintrete. Im Gegenteil, die Erhaltung des Staatsganzen würde eher durch eine gewaltsame Unterdrückung in Frage gestellt. Mißtrauen und Erbitterung würden es nie zu einer ruhigen Verschmelzung derartig mißhandelter Nationalitäten mit dem Staatsganzen kommen lassen. In einigem Zusammenhang mit diesem Thema steht der Artikel Panslavismus. Hierunter versteht man die Tendenz, alle slavischen Elemente behufs Erreichung politischer Zwecke zu einer Nation zusammenzufassen und nach einer bestimmten Richtung in Wirksamkeit zu versetzen. Er bildet eines der leitenden Prinzipien der russischen Politik. Daß zur Durchführung dieses Gedankens nicht allein die Stammeszusammengehörigkeit genügt, sondern auch die religiösen Bande und andere Imponderabilien besondere Bedeutung besitzen, zeigt sich daran, daß das orthodox-griechische Bekenntnis für die panslavistischen Bestrebungen Rußlands das wesentlichste Hindernis bildet. — Besonderes Interesse verdienen die formvollendeten Ausführungen v. Hertlings über Sozial- und Wirtschaftspolitik. Wie die Politik zur Moral sich verhält, das spricht der Verfasser klar aus: „Geht man davon aus, daß der Staat als solcher in der sittlichen Ordnung begründet ist, so leuchtet sofort ein, daß ein Widerspruch zwischen den Zwecken und Aufgaben des staatlichen Lebens und dem Sittengesetz in Wahrheit nicht bestehen kann."

Um endlich noch auf den Schlußband des Werkes einzugehen, so unterscheidet er sich schon äußerlich durch seinen stattlichen Umfang von dem fünften Band der ersten Auflage. Auch inhaltlich sind durchgreifende Veränderungen vorgenommen worden. Gerade die bedeutsamsten sozialwissenschaftlich wichtigsten Artikel haben eine Neuaufnahme oder Neubearbeitung gefunden. Ich weise vor allem auf die Abhandlungen über Sozialdemokratie (Meffert), Sozialismus (Pesch), Sozialpolitik (Thissen), Soziologie (Faßbender), Weltwirtschaft (Lentner), Witwen- und Waisenversicherung (Düttmann), Wucher und Zins (Walter) usw. hin. Einer der vorzüglichsten Artikel ist der von Hertling verfaßte „Staat". Besonders sind hervorzuheben die Ausführungen über die Aufgaben des Staates hinsichtlich der Erhaltung des Mittelstandes, die Untersuchung des Wohlfahrtzweckes des Staates, den übrigens neuere, wie Eleutheropulos, Privatdozent in Zürich, in seinem Werke „Soziologie" (Jena 1904) vollständig in Abrede stellen, führt auf die Frage nach der Berechtigung des Staatssozialismus. Die wichtige Materie der Steuern wird in mehreren Aufsätzen (Steuerbewilligung und -Verweigerung) behandelt. Die schwer durchführbare Unterscheidung in direkte und indirekte Steuern und die Zweckmäßigkeit der einzelnen Steuerarten werden kritisch untersucht. Bei der projektierten Reform des Strafrechts wird der Artikel Strafe und Strafrechtstheorien Beachtung finden. Bei der Aufzählung der einzelnen Theorien hätten wohl auch die Anschauungen der Deterministen, die die menschliche Willensfreiheit leugnen, genannt werden müssen. Der Artikel Syllabus von Prof. v. Schanz scheint auf den ersten Blick nur sehr lose mit der Aufgabe eines Staatslexikons zusammenzuhängen, indessen weiß man, daß auch staatsrechtliche Irrtümer hier verurteilt wurden; ferner ist bekannt, welch eine politische Tragweite diesem Aktenstück bei seinem Erlaß beigelegt und wie von staatsmännischer Seite dagegen angekämpft wurde. Ueber die Zweckmäßigkeit der Aufnahme der Artikel Taufe, Taufzwang, Theater in das Staatslexikon läßt sich streiten. Der Behauptung des Verfassers des Artikels „Theater" (Baumgartner S. J.) wird beizustimmen sein,

*) Fünf Bände in Lex.-8° zu je zirka 1400 Sp. Preis je 13.50 Mk., gebunden 16.50 Mk. 1900—1904. Herder in Freiburg. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem.

daß sich die Verwicklungen, welche die mächtigste aller Leidenschaften, die sinnliche Liebe, im Menschenleben herbeiführe, sich nicht völlig von der Bühne verbannen lassen.

Ein treffliche Arbeit bietet der Artikel „Thomas von Aquin" von Prof. Endres (Regensburg). Der Artikel „Tierquälerei" handelt sehr gut über die moderne Verirrung der sogenannten Tierethik. Bei der hochgespannten konfessionellen Zerrissenheit unserer Tage darf die Abhandlung Pohles über Toleranz auf Beachtung rechnen. Der neuaufgenommene Artikel „Volksbildung" will Wesen und Berechtigung der heute mit so viel Eifer geförderten Volksbildungsbestrebungen klarlegen.

Damit sei es mit der stichprobeartigen Würdigung einzelner Artikel genug. Man mag da und dort im einzelnen anderer Meinung sein, als Ganzes ist das Werk jedenfalls eine ganz hervorragende Leistung; die verbessernde Hand zeigt sich überall. Damit ist ein Werk geschaffen, das in rühmlicher Weise Zeugnis ablegt von dem Arbeiten der deutschen Katholiken auf sozialem Gebiet. Nicht bloß die Görresgesellschaft, die das Wagnis unternommen, sondern das ganze katholische Deutschland, soweit es vermöge seiner Bildung an den Zwecken des Staatslexikons interessiert ist, darf mit berechtigtem und freudigem Stolz auf dieses **sein** Werk hinweisen.

Gedanken zur Heiligenverehrung.

Von

Rektor Doergens, Ondenval-Weismes.

„Ehre, wem Ehre gebührt", ist ein allgemein erkannter Satz, und so haben denn noch alle Völker ihre großen Männer geehrt, ihre Taten in Liedern besungen, ihrem Gedächtnisse Standbilder gesetzt. Und da soll es uns wundern, wenn eine Religion ihre Großen ehrt, achtet und hochschätzt? Der Heiligenkultus ist darum eine spontane Frucht der Glaubensinnigkeit, das Bedürfnis eines religiösen Herzens.

Ja, die Heiligenverehrung könnte für den Profankultus von großen Männern und Frauen einer Nation geradezu vorbildend wirken; denn in den Heiligenkatalog kommt man nicht so leicht und so schnell wie in die Berliner Siegesallee. Die Kirche verschafft keinem die Ehre der Altäre bloß deshalb, weil der eine oder andere Geschichtschreiber ihn „den Großen" nennt, sie prüft lange und streng, oft jahrzehnte- und jahrhundertelang, und dann erst, wenn jede Charakterfalte geprüft und als tauglich befunden worden ist, windet sie ihrem Kinde die Krone der Heiligkeit um die Stirne. Und während beim profanen Personenkultus vielfach nur die äußere Berühmtheit maßgebend ist, zielt die Kirche viel höher, sie sieht auf den inneren Wert eines Menschen, auf Charakter, Tugend, Wissenschaft. Darum kann auch der Katalog der Heiligen eine Prüfung wohl aushalten, während sich in die Liste der profanen Berühmtheiten nur zu oft äußerst bedenkliche Elemente eingeschlichen haben.

Woran liegt es denn, daß trotz dieser dem menschlichen Herzen so naheliegenden Achtung vor hochgestellten Persönlichkeiten die Heiligenverehrung im Protestantismus, man darf wohl sagen, verhaßt erscheint? Zunächst ist es das tiefsitzende, protestantische Vorurteil, die Heiligen verdunkelten die Ehre Christi, sie täten dem Mittleramte Christi Abbruch, während doch in der Tat alle Andachten und Verehrungen, die wir den Heiligen erweisen, nur Mittel sind, uns desto inniger an Christus anzuschließen. Dieser offenbar irrigen Anschauung, wie sie in protestantischen Kreisen leider allzuviel verbreitet ist, gab bekanntlich auch Kaiser Wilhelm Ausdruck bei Gelegenheit der Konfirmation seiner beiden Söhne, der Prinzen August Wilhelm und Oskar. Die Stelle lautet: „Der Angel- und Drehpunkt unseres menschlichen Lebens, zumal aber eines verantwortungsvollen und arbeitsreichen Lebens liegt nur einzig und allein in der Stellung, die man zu seinem Herrn und Heiland einnimmt. Ich nannte ihn die persönlichste der Persönlichkeiten, und das mit Recht .... Und die Menschheit hat sich neben dem Herrn den Himmel ausgeschmückt mit vielen herrlichen Gestalten, frommen Christen, die Heilige genannt werden, und an die sie sich hilfesuchend wendet. Aber das ist alles Nebensache und eitel. Der einzige Helfer und Retter ist und bleibt der Heiland .... Was auch eure Passionen, was auch eure Gaben sein mögen, es möge jeder danach trachten, auf seinem Gebiete das Beste zu leisten und eine Persönlichkeit zu werden, in seine Aufgaben hineinzuwachsen, in ihnen zu schaffen und sie zu fördern nach dem Beispiele des Heilandes."

Nun, die katholische Heiligenverehrung stellt für alle Stände und Berufsklassen, für alle Geschlechter und Altersstufen Ideale auf, Heilige, denen es, wie der wirklich schöne Gedanke in der Rede des Kaisers sagt, „von Jahr zu Jahr klarer geworden war, daß der Angel- und Drehpunkt unseres menschlichen Lebens, zumal aber eines verantwortungsvollen und arbeitsreichen Lebens einzig und allein in der Stellung liege, die man zu unserem Herrn und Heilande einnehme." Die Verehrung, welche die Kirche auf Erden den Gliedern der triumphierenden Kirche entgegenbringt, geht darum nicht auf die natürlichen, sondern auf die übernatürlichen Vorzüge derselben, mittelbar geht sie auf Gott selbst zurück, der in seinen Heiligen verherrlicht wird. Der unmittelbare Verkehr mit Gott soll damit nicht ausgeschlossen werden, das beweist schon allein die tagtägliche Feier des Opfers in der hl. Messe, das seinem Wesen nach sich unmittelbar auf Gott bezieht und stets als der vollendetste Ausdruck unserer Religion gegolten hat. Das Vertrauen auf die Fürbitte der Heiligen gründet sich auf ihr Verhältnis zu Gott und zu uns. Als Freunde Gottes haben sie Einfluß bei Gott; ihre Gottes- und Nächstenliebe, ihr Eifer für Gottes Ehre, dann ihre Gleichförmigkeit mit Christus bewirkt, daß sie ihre Macht zu unseren Gunsten gerne gebrauchen. Da Gott seine Gaben austeilt, wie er will, so kann es ihm auch gefallen, gewisse Wohltaten ganz besonders auf das Gebet bestimmter Heiligen hin zu spenden, weshalb es kein Aberglaube ist, solche gerade für die fraglichen Anliegen anzurufen. So bezeugt die hl. Schrift, daß die Engel für die Menschen beten (Tob. 12, 12), daß der schon längst verstorbene Prophet Jeremias „viel für das Volk und die heilige Stadt betet" (2. Macc. 15, 14), daß die 24 Aeltesten vor dem Throne Gottes dem Allerhöchsten die Gebete der Heiligen unaufhörlich darbringen. (Off. 5, 8.) Auch ist das Vertrauen berechtigt, daß die Heiligen, die als Schutzpatrone gewählt oder bestimmt worden sind, um so eifriger für die ihnen Anvertrauten Fürbitte einlegen. Wenn daher akatholische Blätter über die „Spezialisten" unter den Heiligen spötteln, so ist dies durchaus unberechtigt.

Dabei wird das Mittleramt Christi weder beseitigt noch verdunkelt. Christus der Herr ist der höchste und der einzige Mittler, „der sich selbst zum Lösegeld hingegeben hat" (1. Tim. 2, 5, 6); alle Fürbitte der Heiligen stützt sich auf die Verdienste Christi, ist nur durch sie wirksam, hat ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel „einzig und allein in der Stellung, die sie zu ihrem Herrn und Heiland einnehmen." „Honoramus servos," sagt deshalb der hl. Hieronymus, „ut honor servorum redundet ad Dominum." Wäre es denn doch nicht möglich, über vieles eins zu werden?

Ein anderer Punkt, der den Heiligenkultus dem Protestantismus unserer Tage so unsympatisch erscheinen läßt, ist eine gewisse, besonders aus Frankreich importierte Geschmacklosigkeit auf katholischer Seite. Das ist das Kapitel der Gebetserhörungen, das eben mit der Heiligenverehrung in engster Verbindung steht. Bischof Augustin Egger von St. Gallen hat bekanntlich in einem Rundschreiben an seinen Klerus darauf hingewiesen, ohne daß allerdings eine gewisse Presse, die nur auf die Einfalt ihrer Leser spekuliert, davon besondere Notiz genommen hätte. So wird z. B. in einem Zirkular, das um Gaben für ein St. Josephsheim bittet, und das keineswegs nur an Katholiken, sondern auch an Andersgläubige versandt worden ist, erzählt: „Ein edler Wohltäter schickte kürzlich ein Los nebst einer hochherzigen Spende und der kurzen Mitteilung: „ich spiele immer, gewinne immer, wenn ich dem hl. Joseph meinen Einsatz für seine lieben Kinderseelen schicke. Möge der beiliegende, für Sie kleine Beitrag, recht reiche Früchte bringen zu meinem und meiner Angehörigen ewigem Heile! Dies wolle Gott!" Sollen solche Inserate, die vom „Berliner Tageblatt", der „Frankfurter Zeitung", der „Zeit am Montag" zum Gegenstand beißendster Satire gemacht werden, dazu angetan sein, bei Nichtkatholiken ein Verständnis für die Heiligenverehrung anzubahnen?

Neben den Salesianischen Nachrichten ist hier ganz besonders zu erwähnen die illustrierte Zeitschrift „Bethlehem" des Franzosen Barral in Immensee (Kanton Schwyz). Dieses Blatt druckte in der letzten Nummer des Jahres 1903 zwei Briefe ab, die nach Mitteilung der Redaktion „die Sprache des Glaubens reden". Dabei fühlte sich die Redaktion selbst veranlaßt, nachstehende Vorbemerkung zu machen: „Der folgende naiv und fromm erzählende Brief wird hier nicht für die Protestanten abgedruckt, welche unsere Heiligen und folglich deren Schutz nicht kennen, noch für die Seelen, welche der hl. Geist animalisch (!) nennt und unvermögend zu fassen, was Gottes ist, und selbst auch nicht für jene beinahe (!) frommen Seelen, welche sich sehr der Wissenschaft hingeben, einer gewissen modernen Wissenschaft, die man noch kirchliche Wissenschaft nennen will, welche aber, wie Pius X. sagt, nicht „den Wohlgeruch Jesu Christi atmet". Alle diese Seelen würden erstaunen über gewisse einfältig scheinende Handlungsweisen, die man in den alten, in glaubensstarken Zeiten geschriebenen „Leben der Heiligen" findet und die nur das Scherzen des Kindes sind, welches sich in der Nähe seines Vaters glücklich findet, eines Vaters — des Vaters

von uns allen, — der voll Erbarmen und Nachsicht ist, unsere Herzen durchschaut und deren süßes Aroma, das kindliche Vertrauen zu schätzen weiß, welches immer der Ausdruck sei, in dem unsere Gefühle gekleidet sind." In den Briefen wird dann der hl. Antonius dargestellt als der „beste Geschäftsmann", mit dem man „Schach spielen" könne, als „Butterlieferant", dem zu Ehren sogar eine Kuh Antonia genannt wird. Werden solch fromm sein sollende Extravaganzen Andersgläubige nicht in ihren Antipathien gegen die Heiligenverehrung bestärken?

Gerade der hl. Antonius scheint sich einer besonderen „Vorliebe" in dieser Hinsicht zu erfreuen. Oder bekundet sich nicht etwa in den Wundergeschichten, die der bekannte Pfarrer Dr. A. Keller über denselben Heiligen herausgegeben hat, ein gutes Maß von Leichtgläubigkeit? Allerdings verurteilen die offiziellen katholischen Kreise diese Dinge als einen Mißbrauch und ein Aergernis, allein, solange hier keine durchgreifende Aenderung vorgenommen wird, bleibt bei Andersgläubigen stets der Eindruck bestehen, als ob diese Abgeschmacktheiten eine notwendige Folge des Heiligenkultus wären.

Dabei bleibt natürlich der Glaube an den Wert und die Kraft des Bittgebetes, insbesondere auch an die Kraft der Fürbitte der Heiligen unangetastet. Daß unser Bittgebet sich dabei auch auf irdische, materielle Güter beziehen darf, folgt schon aus der Bitte im Vater unser um unser tägliches Brot. Was mißbilligt werden muß, ist die kritiklose Veröffentlichung einzelner Privatpersonen über angebliche Fälle von Gebetserhörungen, zumal wenn es sich noch um „Vorfälle aus den niedersten Regionen des Alltagslebens handelt, die mit dem Höchsten und Heiligsten in eine keineswegs einleuchtende Verbindung gebracht werden".

Ebenso berührt die beschreibende Darstellung des Lebens der Heiligen Akatholiken manchmal recht eigentümlich. Was man den seitherigen Arbeiten auf diesem Gebiete zu ihrem großen Teile zum Vorwurf machen muß, ist der Mangel einer scharfen Scheidung zwischen Geschichte und Legende. Man entschuldigt sich damit, daß man „Erbauung" anstrebe und zu diesem Zwecke all die zahlreichen Legenden aufnehme; möge auch manches einer berechtigten Kritik nicht standhalten, so tue das der Erbauung keinen Eintrag. Man vergißt dabei nur, daß wirkliche Erbauung am besten erzielt wird durch wirkliche Taten der geschilderten Heiligen, niemals aber durch Erzählungen, welche den Stempel der Unglaubwürdigkeit an der Stirne tragen. „Anders- und Ungläubige", sagt Bischof Egger, „setzen diese Dinge auf Rechnung der Kirche und befestigen sich in ihren Anschauungen mit dem Gedanken, daß hinter solchem einfältigen Zeug unmöglich die Wahrheit sein könne."

„Unsere Heiligen", bemerkt der Verfasser des Hagiographischen Jahresberichtes, P. L. Helmling von der Beuroner Benediktinerkongregation, „sind in der wahren und geschichtlich getreuen Darstellung ihres Lebens unendlich erhabener und ihr Beispiel ohne Zweifel kräftiger, als je eine Legende oder irgend eine fromme Sage sie schildern kann; sie sind und bleiben am größten in der vollen und ganzen Wahrheit. Fromme Erdichtungen haben sie gar nicht nötig; sie können das Sonnenlicht der historischen Kritik bestehen, ja durch dasselbe nur gewinnen. (Pastor in der Innsbrucker Quartalschrift 1898, S. 147.) Es scheint uns daher ein großer Fehler, Legenden, die ein für allemal durch solide positive Beweise als Legenden dargetan und aus der Welt geschafft sind, immer wieder zur Erbauung dem gläubigen Volke vorzuführen." (Die im Verlage der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten erscheinende „Sammlung illustrierter Heiligenleben", welche auf dem Boden der geläuterten heutigen Forschung steht, ist in diesem Sinne lebhaft zu begrüßen. Der Herausgeber.)

Möchten diese Mahnungen allerwärts beherzigt werden, denn es handelt sich im letzten Grunde um eine Verteidigung der Heiligen und ihrer Verehrung, von der alles Profanierende fern gehalten werden möge. Nur so kann der Heiligenkultus zu einer Verherrlichung der Verdienste Christi werden, dessen Ehre gläubigen Protestanten in gleicher Weise wie Katholiken am Herzen liegen sollte.

Die Mütterschule.

Von

Fanny Weiß.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte jüngst G. Bourdon im „Figaro" (vom 21. August) einen interessanten Artikel, der von einem Unternehmen Kunde gibt, das den Haushaltungsschulen ähnelt, wie sie in neuester Zeit von manchen Frauenvereinen in Deutschland mit wachsendem Erfolge ins Leben gerufen werden. Es hat einen gewissen Reiz und ist lehrreich zu sehen, wie der gleiche Notstand der gleichen Idee in Frankreich wie bei uns das Leben gegeben hat und wie lediglich die Wege zur Ausführung infolge der Verschiedenheit des Volkscharakters und des französischen Geistes sich bei unseren Einrichtungen von dem französischen Werke unterscheiden. Die ganze Angelegenheit ist in dem Berichte des „Figaro" in einer so liebenswürdigen Weise behandelt, daß es sich lohnt, den Artikel vollständig wiederzugeben. Er lautet:

„Frau Moll-Weiß wohnt in Paris, in der Avenue Ségur Nr. 29. Ich will Ihnen sagen, warum ich hier ihren Namen und ihre Adresse bringe und warum ich mit ihr eine Unterredung hatte.

Am 28. Oktober vorigen Jahres veröffentlichte ich an dieser Stelle den Bericht über ein Gespräch mit der ausgezeichneten Frau Kachvérov-Macaigne, welche eine neue Lehrmethode ersann, die sich auf die Körperpflege gründete und diese als Ferment für die moralische Gesundheit betrachtete; nach einer glücklichen Erfahrung faßte sie den Entschluß, ihre Lehre in verschiedene öffentliche Pariser Schulen zu verpflanzen, und sie hat dieselbe tatsächlich dieses Schuljahr dort in Anwendung gebracht.

In unserem Vaterlande, in welchem zu dieser Stunde das Geheimnis der Zukunft „am Kochen" ist, läßt jegliche Unterrichtsfrage die intimsten Saiten der Volksseele erklingen. Dieser Artikel trug mir eine große Anzahl von Briefen aus Frankreich und der Fremde ein, unter welchen ich die begeisterten Worte des Vaudeville-Soziologen Albin Valabrègue nicht vergesse. Eine derselben enthielt eine Broschüre, die mir von Bordeaux zugeschickt worden war. Ich las darin den Rechenschaftsbericht über ein Unternehmen zu höherer sozialer Erziehung, welches während mehrerer Jahre in der girondistischen Stadt im Gange war und der Initiative von Frau Moll-Weiß sowie ihrer Leitung angehörte. Ich hatte mir vorgenommen, diese Frau näher kennen zu lernen; die Umstände haben es gefügt, daß ich gestern mich ihr nähern konnte, und da sie sich vorgenommen hat, die in Bordeaux vollzogene Gründung zu erweitern und nach Paris zu verpflanzen, ist es an der Zeit, Ihnen von der ›Mütterschule‹ zu erzählen.

›Mein Herr‹, sagte sie zu mir, ›wenn Sie das kennen lernen wollen, was ich vorhabe zu verwirklichen, will ich Ihnen sagen, was ich dort getan habe. Haben Sie noch nicht die außergewöhnliche Unfähigkeit der jungen Frau beobachtet, Mutter, Erzieherin, Leiterin ihres heimischen Herdes zu sein? Was mich betrifft, die ich all dieses bin und war, hat es mich erschreckt und bestürzt gemacht.

In der Elementarschule, in unseren höheren Schulen lehrt man unsere jungen Mädchen allerlei wichtige Dinge, nur nicht die Aufgabe, die ihnen die Natur zugewiesen hat. Das Budget des Haushaltes aufstellen, eine gesunde, kräftigende, billige, dem Befinden zusagende Küche auswählen, ein Kind wickeln, erziehen, endlich unsere Frauenpflicht erfüllen: das sind gerade die Dinge, die uns niemand gelehrt hatte, als wir im Begriffe waren, Frauen zu werden. An meinem ersten Kinde hatte ich die Lehrzeit zu bestehen; ich habe sie, so gut wie mir möglich war, bestanden; aber anscheinend, Sie wissen selbst, mißlingt jede erste Arbeit und ich zitterte unwillkürlich bei dem Gedanken an die wichtigen Dinge, die ich früher vernachlässigt hatte . . . .‹

Frau Moll-Weiß ist noch eine junge, außerordentlich graziöse und lebhafte Frau. Sie drückt sich leicht und flüssig aus und lächelt beim Sprechen. Sie bildet sich gar nicht ein, daß die Erziehung ihres ersten Kindes, das jetzt ein großer Jüngling ist, ihr mißlungen sei, aber sie erinnert sich noch mit einiger Todesangst all der Anstrengungen und des Scharfsinns, dessen sie bedurfte, um die Kenntnisse zu ersetzen, die man ihr gar nicht mitgeteilt hatte. Sie fährt fort: . . . . ›Ist es nicht etwas Sonderbares und Barbarisches, daß man in unserer Zeit, unter der Erbschaft der extravaganten Vorurteile dazu gekommen ist, es quasi als Unschicklichkeit zu betrachten, mit jungen Mädchen von der Pflege zu sprechen, die man den kleinen Kindern angedeihen lassen muß? Kann das junge Mädchen nicht schon morgen Gattin und Mutter sein? Sollte nicht die Kindererziehung einen Hauptteil ihrer Erziehung ausmachen? Ist es klug, ist es menschlich, ist es denn zu glauben, daß das neugeborne Kind, dieses gebrechliche Wesen, bei welchem jede Minute ein neues Bedürfnis erweckt, bei welchem jeder Schrei eine unbewußte Klage ist, ungeübten Händen überlassen werde, deren Fertigkeiten nur gewonnen werden können auf Kosten des gebrechlichen Geschöpfes, bei dem es sich darum handelt, das Leben zu entwickeln, nachdem es kaum in dasselbe gerufen wurde?

Das ist doch das, was wir sehen. Und dieser Mangel an Vorbildung, welchen viele abgeschmackte soziale Vorurteile im Prinzip eingeführt haben, verbreitet sich über unsere Gesellschaft, über die Aermsten wie über die Reichen, aber wohlgemerkt sogar gegen den Willen des weiblichen Instinktes, denn in jedem weiblichen Wesen, für so jung ihr es auch ansehen möget, schlummert die Mutter, die, indem sie ihr Püppchen wiegt und verhätschelt, das Kind ihres Herzens hätschelt. Und eben diese Schule, die ich gründen wollte, und die ich vor acht Jahren in Bordeaux gegründet habe, ist eine solche ›Mütterschule‹, in welcher man dem Kinde, dem jungen Mädchen die ständigen Pflichten beibringt, welche es erwarten, wenn sein Leben sich entfaltet.

Ich habe dort ausgezeichnete Erfolge erzielt. Ich habe dorthin die jungen Mädchen aller Gesellschaftsklassen eingeladen, und nicht nur sie, sondern auch ihre Mütter, die nicht weniger als sie selbst Nutzen ziehen sollten aus den kleinen Anleitungen zur Haushaltung, welche ich ihnen gab. Zweihundert kamen. Es kamen sehr reiche, aber auch sehr arme. Diese letzteren lehrte ich die Kunst, ein Budget aufzustellen, wie knapp es auch bemessen sein mag; jene lehrte ich die Notwendigkeit, sich den Niederen nützlich zu machen, die Art und Weise, wie es sich ziemt, mit ihnen zu verkehren, ohne ihre Würde zu verletzen, die Bedürfnisse, die sie haben, und die Gerechtigkeit, die ihnen gebührt, und ich stellte ihnen auch die Pflichten einer Hausfrau vor, die imstande sein muß, sich selbst zu bedienen, wenn sie bedient werden will; ich unterrichtete sie alle durch praktische Anweisung in der Kinderpflege, der Alltagsküche und in dem, was ich die Küchenverwaltung im großen nenne.

Und alle fanden oder konnten unmittelbare Anwendung der Lehre finden, deren erzieherische Kraft ich mich bemühte ihnen verständlich zu machen. In den ärmlichen Haushaltungen, wo der Vater im Hüttenwerk arbeitet und die Mutter in der Werkstätte, hat die kleine Tochter die Pflege der kleineren Kinder zu übernehmen. Und bei den Reichen gibt es immer einen Moment, wo die Frau Köchin sein muß. Wenn ein Kranker im Hause ist, so ist es an ihr, nicht nur die verordneten Gerichte zu überwachen, sondern sie meistens selbst zu bereiten. Wie wird sie das machen, wenn man es sie nicht gelehrt hat, und zugleich auch die Handhabung der Kochgeschirre, die Anfangsgründe der Chemie? ..... Nun wohl, ich habe sie all diese Dinge gelehrt. Ich hatte einen Kochofen und ich ordnete die Wiederholung einer einmal von ihnen gemachten Zubereitung an. Ich hatte eine Puppe, die wir „Paulinchen Frankreich" nannten, eine hübsche rosige Puppe mit blauen lachenden Augen, und an ihr zeigte ich ihnen die Kunst, ohne Stecknadeln ein Kind zu wickeln. Denn mein Herz erbebt und erschrickt bei dem Gedanken, daß es nur eines Nadelstiches auf ein Nervenzentrum bedarf, um bei dem Kinde unheilbare Zuckungen hervorzurufen, deren Ursache man nie herausfinden wird und von welchen trotzdem der weitaus größte Teil der nicht unterrichteten Mütter noch nicht wissen, daß sie von Stecknadeln herrühren können! .....‹

Ich ließ Frau Moll-Weiß sprechen und ich prägte diese edelmütigen Worte, so gut ich konnte, meinem getreuen Gedächtnis ein. Ich ward gewonnen durch die Innigkeit dieses mütterlichen Apostolates und ich hatte keine Lust zu unterbrechen, denn der ernste Glaube der Frau Moll-Weiß kam geradezu überschwenglich zum Ausdruck und machte mich mit allem bekannt, was ich zu wissen wünschte. Aber dieser Glaube, der ihr Leben leitet, ist ein freudiger und lebendiger Glaube, der auch Reize und Geist besitzt. Frau Moll-Weiß gehört nicht zu jenen prahlerischen Aposteln, die eine rauhe Stimme und ein flammendes Auge besitzen. ›Man braucht nicht‹, so sagte sie zu mir, ›um Gutes zu tun, die Haare über die Augen hängen zu lassen oder schmutzige Ueberkleider zu haben. Die Tugend muß liebenswürdig sein, wenn man sie lieben soll.‹

Aber woher hatte sie diesen Beruf zum Wohltun? Wie kommt es, daß eine Frau, die noch dazu Weltdame ist, und welche als Frau und als weltlich gesinnt, sich doppelt anstrengen muß, um die ererbte Selbstsucht in sich aufzuheben, sich die schöne Aufgabe gestellt hat, das Gute so liebreich um sich zu verbreiten? Ich fragte sie danach. Sie zögerte ein wenig, doch dann begann sie mit ernster Stimme: ›Ich will es Ihnen sagen, mein Herr. Ich bin sehr reich gewesen. Eines Tages bin ich auf grausame Weise plötzlich arm geworden. Und in meiner großen Verzweiflung wurde mir gerade von den Niederen der rührendste Beistand zuteil. All die Kleinen, die sich in meiner Nähe befanden, die ich kaum beachtete, weil ich sie nicht kannte, alle jene haben sich meinem Unglück entgegengestemmt, und ich habe dann aus ihren Worten, aus ihren Gestalten, aus ihren ungelenken und doch herrlichen Geberden all das herausgefunden, was an Güte, an Aufrichtigkeit, an Zartgefühl und Verstand in der Tiefe der Volksseele schlummert. Da habe ich aus Dankbarkeit für so viele Beweise, über welche ich aus Freude geweint habe, und um meine vergangenen Versäumnisse wieder gut zu machen, gelobt, ihnen an Vertrauensdiensten all das zu leisten, was ich ihnen schuldete für ihre wohltuende Beglückung. Und weil ich schon viel früher in meinen wissenschaftlichen Studien genügend vorangeschritten war und eben im Begriffe stand, meine zwei wissenschaftlichen Prüfungen zu bestehen, als meine Heirat dieses Unternehmen unterbrach, sagte ich mir, daß ich vielleicht imstande wäre, sie aufzuklären.‹ Frau Moll-Weiß schwieg, und ich erkannte die ganze erlösende Schönheit ihrer edlen Propaganda ... Aus dieser ›Mütterschule‹ von Bordeaux beabsichtigt sie jetzt in Paris eine ›Normal-Mütterschule‹ entstehen zu lassen. Sie wird dort nicht nur alle Fragen der Hygiene, der Ernährung, der Sparsamkeit, die den Kindern, den Kranken zu schenkende Pflege lehren; es sollen dort auch Lehrerinnen herangebildet werden, die befähigt sind, sich ihr an die Seite zu stellen und anderswohin ihre Lehre zu verpflanzen; denn wenn sie gut ist, ist es wichtig, daß sie in allen französischen Schulen verbreitet werde. Sie ist auch lebhaft verlangt worden. Aus Lille, aus Roubaix, aus Marseille und noch aus 10 anderen Städten haben Gelehrte, ausgezeichnete Aerzte für ihr Gebiet Lehrerinnen von ihr verlangt, die sie zwar jetzt noch nicht hat, aber binnen eines Jahres haben wird. Sie wird im Monat November ihre Kurse eröffnen, von denen einige bezahlt werden müssen, die anderen aber unentgeltlich sind. Ein Ausschuß zur Unterstützung des Ganzen, der für die Fragen der Hygiene aus berühmten Persönlichkeiten bestehen soll, wird ihr Werk feierlich einführen und wenn der Augenblick gekommen sein wird, werden wir ihre Namen veröffentlichen. Und dann ... und dann werden die zahlenden Mitglieder, von denen sich schon einige eingetragen haben, dem Unternehmen die Mittel zum Gedeihen liefern! Aber das eben ist der Teil des Programmes, von dem Frau Moll-Weiß mit der größten Zurückhaltung und der größten Furcht spricht. Diese Frau, jederzeit unerschrocken, wo es gilt, Gutes zu tun, wird plötzlich schüchtern, wenn sie um Hilfe gebeten werden soll.

›O sprechen Sie nicht davon, ich bitte Sie, sprechen Sie nicht davon!‹ sagte sie, ängstlich die Hände faltend. Ich spreche davon ...."

Unter dem Schnapsteufel.

Ein soziales Nachtbild aus Mährisch-Ostrau.

Von

Franz Eckardt, Redakteur in Brünn.

Eine der wichtigsten Stationen der ältesten Eisenbahn Oesterreichs, der K. K. privilegierten Kaiser Ferdinands-Nordbahn, ist die nahe der schlesischen Grenze gelegene Fabrikstadt Mährisch-Ostrau. Von hier werden die großen Fabrikstädte Wien und Brünn mit Kohlen versorgt. Zahllos sind die Lastzüge, die auf dem Schienenstrange täglich nach Süden laufen und Kunde geben von den Tausenden von Bergarbeitern, die ihr Leben zum großen Teile unter Tag in den Kohlengruben der Nordbahn, Rothschilds, des Fürsten Salm, des Grafen Wilczek usw. verbringen.

Mährisch-Ostrau, der größte Industriebezirk der Monarchie, ist eine fast amerikanisch aufstrebende Stadt, es zählt jetzt etwa 35,000 Seelen, ist also nach Brünn die größte Stadt der Markgrafschaft Mähren. Unmittelbar mit ihr zusammen hängen die Gemeinwesen Przivos-Oderfurt, Witkowitz, Polnisch-Ostrau, Marienberg-Ellgoth usw., so daß dieser gewaltig ausgedehnte Häuserkomplex, der eigentlich eine Stadt bildet, mehr als 80,000 Einwohner zählt und Brünn mit seinen 109,000 Seelen bald überflügeln wird.

Der äußere Eindruck der Stadt ist äußerst ungünstig. Schmutzig und rußig die Straßen, die Häuser, die Menschen. Protzige Paläste der Parvenus neben schmierigen Hütten, elegante Kaufläden und feine Restaurants an ungepflasterten, schlüpfrigen Straßen, und alles eingehüllt in Dunst, Kohlenstaub und Ruß, so daß selbst an hellen Sommertagen die Sonnenstrahlen kaum den Menschen erreichen.

In den Kohlengruben, die zum Teil mitten in der Stadt ihre Schächte haben, so daß fast ganz Ostrau auf Kohlengruben steht, und in den Fabriken arbeiten viele Tausende von Arbeitern verschiedener Nationalität und Kultur, meist natürlich männlichen Geschlechtes, so daß Ostrau an Wochentagen einen starken Prozentsatz Ueberschuß an männlichen Bewohnern hat. Aber nur an Wochentagen. Denn am Samstag rollen schier endlose Arbeiterzüge hinaus mit jenen Männern, welche über Sonntag in ihren entfernt wohnenden Familien weilen wollen.

Diese Tausende brauchen natürlich keine selbständige Wohnung, sondern logieren als „Bettgeher" bei ihren in Ostrau verheirateten Kameraden, und da die Wohnungen in der Stadt sehr teuer sind, nimmt sich jede Arbeiterfamilie, die nicht das Glück hat, in einem der sogenannten Werkshäuser der Grubenbesitzer zu wohnen, möglichst viele solcher Bettgeher, denen sich oft auch noch Fabriksmädchen anschließen. So kommt es, daß in einer nur aus einem Zimmer mit Küche bestehenden Wohnung, für die 14—24 Kronen (etwa 21 Mark) Monatszins gezahlt werden müssen, 8, 10, ja 12 Personen beiderlei Geschlechts schlafen. Die sittlichen Folgen solchen Zusammenpferchens sind zur Genüge bekannt, als daß man sie hier noch zu schildern brauchte.

Diese Folgen sind in Ostrau um so schrecklicher, als fast die ganze männliche Arbeiterschaft und ein Großteil der weiblichen unter der Herrschaft des Schnapsteufels steht.*)

Es berührt den an galizische Verhältnisse nicht gewöhnten Reisenden äußerst peinlich, wenn abends er beim Betreten der Stadt Betrunkene auf allen Gassen sieht. Gekleidet in Fetzen, starrend vor Schmutz, widerlich duftend, ziehen die taumelnden Gestalten an dem Reisenden vorbei. Es ist ja schon nach Feierabend.

In der inneren Stadt — Schnapsschenke neben Greislerei und Greislerei neben Schnapsschenke, zur Abwechslung dazwischen ein Restaurant, ein Hostinec (Gasthaus), aus allen Fenstern aber locken Schnapsflaschen. Der Greisler, der einen Handel mit „Gemischtwaren" betreibt — Lebensmittel und Brennmaterial, Essig und Petroleum, Filzschuhe und Peitschen, Stiefelwichse und Powidel usw. sind bei ihm zu haben — schenkt ebenso Schnaps wie der konzessionierte „Händler mit gebrannten Getränken", nur verkauft er den Fusel nicht stamperlweise, sondern in Fläschchen zu 1/8 und 1/4 Liter, den die Leute oft vor der Ladentüre auf der Straße austrinken. Diese Schankstellen, in denen der Verkauf der notwendigsten Lebensmittel mit dem Branntweinverschleiß verbunden ist, sind so recht Gelegenheitsmacher für den Schnapsteufel und darum ein fast unausrottbares Uebel. Die Inhaber der Schnapsbuden, der konzessionierten sowohl wie der Greislereien, sind fast ausnahmslos galizische Juden, die dort den Grund für ihren späteren Reichtum legen, mit dem sie dann auf der Wiener Ringstraße den Elegant spielen.

*) Die statistischen Daten des Folgenden sind aus der Schrift Dr. M. Wlassaks „Der Alkoholismus im Gebiet von Mähr.-Ostrau", Wien 1903, entnommen.

Am Tage sind die Schnapsschenken natürlich wenig besucht. Aber sowie Feierabend ist, und ganz besonders am Auszahlungstage, da drängen sich die Leute zum Schnaps, um möglichst viel von dem oft sehr kargen Lohne dafür loszuwerden. Oft wird das Weib, welches den Säugling noch auf dem Arme trägt und den Mann (es kann auch der Geliebte sein) bei der Entlohnung erwartet hatte, mit in die Giftbude geführt, und da wird dann im Rausche das einzige „Vergnügen" der ganzen Woche gesucht, oft bis der letzte Heller vertrunken und auch noch der Rock verpfändet ist. Entsetzlich ist es anzusehen, wie besonders die jugendlichen Arbeiter dieser Trunksucht fröhnen. Ihrer Sinne nicht mehr mächtig, taumeln sie zum Bettgeher, und da geschieht dann so manches, was selbst ein verkommener Bursche im nüchternen Zustande unterlassen würde.

Die Betriebsleitung eines Tiefbauschachtes zählte ihre Leute, welche vor und nach der Schicht in die Schenke gehen. An einem gewöhnlichen Wochentage besuchten frühmorgens vor der Einfahrt 15 Prozent, nach der Ausfahrt am Abend 29 Prozent die Schnapsbude. Viel ärger ist es bei der Nachtschicht: 30 und 40 Prozent; am schlimmsten aber am Auszahlungstage: 100 Prozent. Also alle Arbeiter des Schachtes gingen am Samstag Abend in die Schnapsschenke, am darauffolgenden Sonntag nur 47 Prozent. Diese — am Sonntag! — geringere Zahl ist nicht etwa auf Kirchenbesuch zurückzuführen, sondern ausschließlich darauf, daß von den Bergleuten, die nicht etwa zu ihren Familien hinausgefahren sind, ein großer Teil sich am Vorabend so vollgetrunken hat, daß er am Sonntag in todähnlichem Schlafe auf dem Stroh liegt und sich für den Montag nüchtern schlafen muß.

Nun muß man aber nicht etwa glauben, daß von den Arbeitern jenes Tiefbauschachtes nur die oben angegebenen Prozente an Werktagen Schnaps trinken. Die Greisler verkaufen den Schnaps auch in (locker mit einer Papiervignette) verschlossenen Flaschen (glasweise ist nur den konzessionierten Schenken zu verkaufen gestattet) „über die Gasse". So kommt der unselige Schnaps auch in das Heim des Arbeiters, vergiftet auch die Familie. Etwa ein Drittel des in Ostrau verkauften Schnapses wird „daheim" getrunken. Mit dem „Kvit" — schwarzer Zichorienkaffee mit Schnaps — beginnt frühstückend der Arbeiter sein Tagewerk, mit „Caj" — sprich Tschai, d. i. Tee mit Schnaps — beendet er es vorm Schlafengehen. Kvit und Caj nimmt der Bergmann mit in die Grube, wo der Genuß von Schnaps verboten ist, Kaffee und Tee aber getrunken werden dürfen. Daß Kvit und Caj meist 50 Prozent Schnaps enthalten, wissen die Aufseher natürlich auch, aber die Mitnahme in die Gruben können sie nicht verhindern.

Das Traurigste aber ist wohl, daß bereits die Kinder mit dem Alkohol auf vertrautem Fuße stehen. Frühmorgens trinken sie mit den Eltern Kvit, und selbst der Säugling bekommt Fusel, damit er tagsüber ruhig schläft, bis abends Vater und Mutter aus der Fabrik heimkommen. Ein Schullehrer in Lasy bei Ostrau stellte fest, daß von seinen 80 Schulkindern früh zum Frühstück nur zwei — keinen Schnaps getrunken hatten.

Der Bergmann trinkt — verhältnismäßig! — noch am wenigsten Schnaps, weil er untertags keine Gelegenheit dazu hat, während die Arbeiter in den Eisenwerken und bei den Hochöfen in den Frühstücks-, Mittags- und Jausen (Vesper-) Pausen willkommene Gelegenheit dazu öfter haben. Im Jahre kommt auf den Kopf der Ostrauer Bevölkerung ein Branntweinkonsum von 28 Liter, während Mähren einen durchschnittlichen Gebrauch von 7 Liter pro Kopf, Oberösterreich von 1,1 Liter aufweist. Nebstbei kommen noch 150 Liter Bier auf den Kopf der Bevölkerung, in ganz Mähren dagegen 84, in Wien 121, in Böhmen 146, im ganzen Reiche 78, in Deutschland 109. Daraus kann man ersehen, welch ungeheure Mengen Alkohol in Ostrau vertilgt werden. Das Land Europas mit dem größten Branntweinkonsum ist Dänemark: 14 Liter pro Kopf, Ostrau bringt es auf das Doppelte!!

Für sozial geschulte Leser ist es wohl nicht nötig, die schrecklichen Folgen dieses übertriebenen Alkoholgenusses zu schildern. Körperlich, geistig, sittlich gehen die Arbeiter schnell zugrunde. Lungenentzündung, Nierenentzündung, Hirnhautentzündung, Delirium tremens, Rheumatismus, Darm- und Magenkatarrhe sind an der Tagesordnung, Syphilis richtet furchtbare Verheerungen an. Die Sterblichkeit der Arbeiter im 30. bis 40. Lebensjahr ist bereits auf 15 pro Tausend hinaufgeschnellt, während sie sonst bei Bergarbeitern 9—10 pro Mille beträgt.

Diesem Elende kann auf materiellem Wege mit Lohnerhöhung und Verbesserung der Arbeits- und Wohnungsverhältnisse allein nicht abgeholfen werden, es muß zunächst die sittliche Hebung angestrebt, ein religiöses Leben angebahnt, ermöglicht werden. Dazu, scheint's aber, fehlen gerade in Ostrau, wo die Oberen auch noch ein sehr schlechtes Beispiel geben, die nötigen Kräfte.

✤ ✤ ✤

Bühnen- und Musikrundschau.

Von Münchener Bühnen. Marie Frauendorfer vom Berliner Theater in Berlin hat ihr Gastspiel als Gräfin Terzky in Wallensteins Tod und als Orsina in Emilia Galotti mit steigendem Erfolg fortgesetzt. Die äußere Erscheinung der Künstlerin bringt es mit sich, daß ihre Eigenart sich dem kleinen Rahmen des Residenztheaters besser einfügt wie demjenigen des als Schauspielbühne überhaupt recht kalt wirkenden Prinz-Regenten-Theaters, an dessen Stelle in Engagementsfragen entschieden die große Hofbühne zu wählen wäre. Fräulein Frauendorfer holte sich mit ihrer Orsina warme Anerkennung und spielte das verschmähte Weib mit außerordentlicher Wärme und Leidenschaft; der Uebergang zur glühenden Rachsucht trat in ihrer Auffassung vielleicht etwas zu unvermittelt, aber gerade hierdurch mit besonderer Wirkung zutage.

Felix Weingartners Orestestriologie fand im Münchener Hoftheater bei prächtiger Darstellung freundliche Aufnahme. Wir kommen noch näher auf diese Erstaufführung zurück.

Im Schauspielhaus brachte man Björnstjerne Björnsons jüngstes Drama „Dagland" heraus, das reichstes Interesse fand, obgleich aus der geplanten Uraufführung schließlich nur eine Erstaufführung geworden war. Das Werk gibt sich durchaus als Altersprodukt; der heutzutage mit besonderer Vorliebe dramatisch ausgebeutete Konflikt, der aus den einander schroff gegenüberstehenden Meinungen und Lebensanschauungen der Jugend und des Alters hervorgeht, ist mit mehr philosophisch-juristischer Beredtsamkeit und wuchernder Kleinigkeitskrämerei als dramatischer Geschlossenheit und Bühnenwirksamkeit durchgeführt, und die Frage, die der Dichter aufwirft, wird nicht gelöst; er entläßt uns mit der geheimnisvollen Unentschlossenheit, die man von Ibsen her kennt. Die Darstellung war vortrefflich. Für die Rolle des alten Dag hatte man Oskar Hofmeister vom Deutschen Theater in Berlin gewonnen. Ausgezeichnet war Stollbergs Regie. Die Aufnahme des Werkes war freundlich, schwächte sich aber nach dem Schlußakt etwas ab.

Verschiedenes. In Kassel wird im nächsten Jahr mit dem Bau eines neuen Hoftheaters begonnen, dem leider das schöne, alte Auertor zum Opfer fallen wird.

Beyerleins „Zapfenstreich", über dessen literarischen Wert man geteilter Meinung sein kann, hat Erfolge erzielt, wie sie in der Theatergeschichte vielleicht ohne Beispiel dastehen; denn in Jahresfrist ist das Drama allein in Berlin ungefähr 300-, im ganzen aber in Deutschland, Oesterreich, England, Rußland und Dänemark während dieses einen Jahres 2000 mal gegeben worden, mithin hat an jedem Spielabende das Stück mindestens an sechs Bühnen gleichzeitig Aufführungen erlebt. Auch in dieser Spielzeit dürfte „Zapfenstreich" in Deutschland noch die höchste Zahl der Aufführungen behaupten, außerdem soll das Stück in diesem Winter in Frankreich, Italien und Spanien neu gegeben werden. Ueber das Stück selbst wird nachträglich durch das „Hamb. Fremdenbl." eine interessante Tatsache bekannt: in seiner ursprünglichen Fassung behandelte es in drei Akten nur den Insubordinationsfall und erst nachträglich fügte Beyerlein den Gerichtsverhandlungsakt, der überall so mächtig durchschlug, ein.

„Aus schwerer Zeit" ist der Titel einer vieraktigen vaterländischen Operndichtung von Joseph Lorenz, die uns soeben zugegangen ist. Das Werk gibt in starken dramatischen Zügen, von echter Vaterlandsliebe durchglüht, ein lebendiges Zeitbild aus den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges. Der General von Werth steht im Mittelpunkt der Handlung, deren Schauplatz Rain am Lech in Bayern ist. Das mit ausgeprägtem historischen Sinn geschriebene Buch zeichnet sich durch schöne dichterische Sprache sehr vorteilhaft vor den üblichen Operntexten aus. Franz Mohaupt, ein deutsch-böhmischer Tondichter, hat es komponiert.

* * *

Die Konzertwoche. Die Akademiekonzerte begannen am Allerheiligenfesttag und gleichzeitig trat Generalmusikdirektor Felix Mottl nach einjährigem Interregnum das Erbe Hermann Zumpes als ständiger Dirigent dieser vornehmsten musikalischen Veranstaltungen Münchens an. Das Programm war dem ernsten Charakter des Tages in feinsinniger Weise angepaßt, bewundernswürdig waren die Leistungen des Chores, im Soloquartett ragten namentlich Karl Burrian (Dresden) und Irma Koboth hervor. Näher auf die Akademiekonzerte einzugehen, ist uns leider mangels jener Vorbedingung, auf die ein Blatt von Ansehen nicht verzichten kann und darf, unmöglich gemacht.

Der Münchener Orchesterverein, der demnächst die Feier seiner hundertsten Veranstaltung begehen wird, hat in seinem letzten Konzert wieder eine interessante Auswahl älterer halb- und ganz vergessener Musik gegeben. Besondere Bedeutung darf der Aufführung des Oratoriums „Jephta" von Giacomo Carissimi (1604—1674) in einer heutigen Ansprüchen Rechnung tragenden Bearbeitung von Immanuel Faist zugesprochen werden. J. J. Rousseau lernte man in einer von Heinrich Schwarz geschickt zusammengestellten Suite nach seiner Musik zum Intermezzo „„Le devin du village" als Komponisten kennen. Eine besondere Rarität war die Ouvertüre zur Oper „Der Barbier von Sevilla" von Giovanni Paesiello, die einst so beliebt war, daß Rossinis Neukomposition des Stoffes als ein aussichtsloses Wagnis angesehen wurde.

Das Münchener Streichquartett, das sich übrigens jüngst in Berlin einen starken Erfolg geholt hat, führte in seinem ersten Kammermusikabend das Streichquartett d-moll (mit dem Motto: „Entbehren sollst Du, sollst entbehren"), von Hugo Wolf erstmalig vollständig vor; ein Werk, das eine entschieden persönliche Note trägt und durchaus

eigenartig gestaltet ist, aber doch auch den Beweis gibt, daß die schöpferische Schwerkraft des Meisters am ungezwungensten und reichsten auf dem Gebiete lyrischer Tonkunst sich äußert.

Anna Busse brachte an ihrem Liederabend einen Zyklus von Stimmungsbildern aus Niedersachsen, betitelt „Worpswede“, für eine Singstimme mit Begleitung von Klavier, Violine und Englischhorn von von Paul Scheinpflug. Das Werk weiß in zumeist ganz glücklicher Weise Naturstimmungen wiederzugeben und erzielt klanglich eigenartige und reizvolle Wirkungen, denen gegenüber die absolute musikalische Erfindungskraft allerdings erheblich zurücksteht.

Die jüngst abgelaufene Woche hat uns auch einen neuen Konzertsaal geschenkt, der zum mindesten auf die quantitative Vermehrung unseres Musiklebens von starkem Einfluß sein wird, denn daß wir bisher nicht noch mehr Musik in München zu hören bekamen, ist nur dem Mangel an weiteren geeigneten Lokalitäten zuzuschreiben. Der Saal in den „Vier Jahreszeiten“ ist vornehmsten Charakters, jedoch in seiner kirchenmäßigen Anlage nicht von jener heiteren Wirkung, die gerade für einen Konzertsaal sehr günstig ist. Als erster trat daselbst Franz Fischer mit seinen Wagnervorträgen auf, ihm folgte Lilli Lehmann mit einem ausgezeichnet besuchten Liederabend, der ihre Kunst des Vortrags und der gewandten Retouche schwindender Mittel in das glänzendste Licht setzte.

Felix Weingartners Gesuch um Entlassung von der Leitung der Sinfoniekonzerte der Königlichen Kapelle in Berlin ist dem Wunsche Weingartners entsprungen, seine Tätigkeit als Dirigent auf das möglichste einzuschränken. Aus diesem Wunsche heraus hat Felix Weingartner bereits seine Dirigententätigkeit in Frankfurt a. M., Stuttgart, Nürnberg und Mannheim aufgegeben. Hoffentlich wird er München und den Kaimkonzerten, für die sein Abgang einen unersetzlichen Verlust bedeuten würde, erhalten bleiben!

56,000 Mark für vier Lieder bekommt Lilian Nordica von einer Phonographengesellschaft in Newyork. 24,000 Mark erhält sie sofort, nachdem sie die Lieder in den Apparat hineingesungen hat und von 1905 bis 1908 bekommt sie 8000 Mark jährlich. An diese annehmbare Honorarzahlung ist nur die Bedingung geknüpft, daß Madame Nordica vor 1908 mit keiner anderen Phonographengesellschaft in Unterhandlung tritt. Daß unsere modernen Opernsänger durch die Möglichkeit zu derartigen Geschäften auffallend oft dem Größenwahn verfallen, ist kein Wunder. Wer sich an Frau Nordica von ihrem Auftreten gelegentlich der Wagner-Festspiele erinnert, wird über diese wohl von ihr selbst nicht erwartete Hausse in der Bewertung ihrer Kunst nachdenklich das Haupt schütteln.

München. Hermann Teibler.

Berliner Premièren. „Der tote Löwe“ durfte nach dem Machtwort der Theaterzensur nicht über die Bretter der Berliner Bühne gehen. Dafür wird das Berliner Theaterpublikum durch Gastspiele und Erstaufführungen reichlich entschädigt.

Am vorigen Sonnabend hat Gerhard Hauptmanns Historiendichtung „Florian Geyer“ eine durchaus warme Zustimmung im Lessingtheater gefunden. Schon am Schluß des ersten Aktes zeigte sich eine zustimmende jubelnde Begeisterung des Publikums auf allen Bänken. Im Januar 1896 wurde ihm mancherlei versagt, wofür er jetzt nach acht Jahren reichlichen und wohlverdienten Lohn erntet. In seiner neuen Bearbeitung muß das Ganze erschüttern und ergreifen. „Nun klingt die einst versunkene Glocke wieder mit eherner Stimme und kündet ihres Glockengießers Kraft und Kunst in den Tälern und auf den Höhen.“ Gerhard Hauptmann hat in dieser Neubearbeitung verzichtet auf das ganze Vorspiel, außerdem fehlt eine ganze Anzahl von Szenen, in denen er nach der ursprünglichen Fassung uns ein Bild des Geistes der damaligen Zeit weniger nach der rein dramatischen als nach der epischen Seite hin gemalt hatte. Nunmehr sehen wir ein einheitliches, wohlabgerundetes, in sich abgeschlossenes Stück auf uns einwirken. Gerade durch die Beseitigung alles überflüssigen — Beiwerkes, das nur geeignet sein konnte, uns ein durchaus verzerrtes Bild des Helden wiederzugeben, tritt uns in der Neubearbeitung Florian Geyer als eigentlicher Held des Stückes entgegen. Die frühere Dichtung schilderte uns in der Hauptsache das allmähliche Abbröckeln der Macht der Bauernbündler. Jetzt ist Florian Geyer der Mittelpunkt des Ganzen. Wir sehen ihn auf erhabener Position, auf dem Gipfel seiner Macht, die Tragödie des Unterganges bleibt ihm nicht erspart, er geht zugrunde an der Kleinlichkeit seiner Genossen, vor allem aber an ihrem großen Undank.

Im neuen „Lustspielhaus“ ging am 27. Oktober zum erstenmal Maurices Vaucaires dreiaktiges Lustspiel „Fesseln der Liebe“ („Petit chagrin“) über die Bretter. Arthur Schnitzler hat bekanntlich sehr warm über dieses Werk des französischen Autors geschrieben. In Wien hat das Stück einen ziemlich bedeutenden Erfolg gehabt. Daher ging man gespannt ins Theater und richtete sich auf einen großen Genuß ein. Doch ich glaube, wer nicht gerade einmal die ganze, übrigens sehr kurze Geschichte selbst erlebt hat, der wird wohl sehr enttäuscht gewesen sein. Schnitzler kann man wohl nicht den Vorwurf machen, er habe überschlau gehandelt, denn seine „Liebelei“ behandelt ungefähr dasselbe alltägliche Thema. Die „Fesseln der Liebe“ des Herrn Maurice Vaucaires wären in einem Einakter am besten geeignet gewesen, auch in Berlin einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. So aber konnte es das Stück nur zu einem äußerst schwachen Applaus nach dem zweiten Akt bringen, der nach dem dritten Akte noch wesentlich schwächer wurde. Dazu waren es die allerliebenswürdigsten Zuhörer, die sich dazu hergaben. Der Inhalt des Stückes läßt sich sehr schnell wiedergeben. Wie so häufig ist ein junges, biederes, braves und ganz selbstlos und innig liebendes Mädchen gerade noch gut genug, als Spielerei einem jungen Manne aus der besten Gesellschaft zu dienen und ihm über seine Langeweile hinwegzuhelfen. Sie ist die Konservatoristin Mimi Foy, er ein begüterter junger Mann, Georges Breteau. Seine Eltern aber verloben ihn nur mit seinem halben Willen mit einer jungen Dame aus seinen Gesellschaftskreisen. Da muß es zu einem Bruche mit Mimi kommen, zumal nunmehr der „reifere“ Mann in ihm erwacht ist. Und würdig muß dieser Abschied natürlich gefeiert werden — bei einem feierlichen Mahle im Bois. Es hilft dem schwachen Georges nichts, er muß sich für besiegt erklären durch die treuherzige Schwärmerei Mimis. Doch wer kann für Wandlungen? Die Eltern seiner Braut haben von dem Liebesverhältnis mit Mimi Kenntnis bekommen, schließlich kommt es aber wieder zur Verzeihung und er kann wieder in die Arme seiner Braut zurückkehren. Also eine ganz einfache Alltagsgeschichte, die uns absolut nichts Neues bringt.

Im Deutschen Theater wurde Björnstjerne Björnsons neues Schauspiel „Dagland“ zum ersten Male aufgeführt. Man kann nicht behaupten, daß dieses neue Stück des bekannten Nordländers einen wirklich von Herzen kommenden Beifall gezeitigt hätte, es war lediglich ein Achtungserfolg, den das Stück sich in Berlin erringen konnte. Nur nach dem dritten Akte war der Beifall von Herzlichkeit, und das ist auch berechtigt, denn gerade der dritte Akt schließt mit einer überaus bühnenkräftigen Szene. Der Dichter hat sich in seinem neuen Werke zur Aufgabe gemacht, uns den Kampf zwischen der Jugend und der absterbenden Generation vor Augen zu führen; die Jugend zeigt er uns als unbestrittene Siegerin. So führt er uns in das Haus der Gutsbesitzerfamilie Dag. Dort lernen wir den alten Dag kennen, der unter strengster Wahrung konservativer Prinzipien als Alleinherrscher sein Szepter schwingt, ja er treibt damit seinen Sohn Stener und seine Tochter Ragna aus dem Hause. Erst nach zehn Jahren kommt der Sohn zurück und will das Gut zu Industrieprodukten benutzen. Doch der Wille des Alten ist nicht zu beugen, bis dann endlich Ragna auch zurückkehrt und beide im Verein mit der jüngeren Schwester den schweren Kampf beginnen. Es kommt im dritten Akte zu einem harten Konflikte der Geschwister mit dem Starrsinn ihres Vaters. So muß denn der Vater vom Fenster seines Hauses aus sehen, wie seine Tochter in blinder Empörung das Haus verläßt und eine jähe Felswand hinaufklettert, die immer ein Schrecken der ganzen Umgegend gewesen ist. Das bricht des Alten Starrsinn nun endlich. Ragna wird gerettet, und oben auf der Felswand versteht sich der Alte dazu, seinen Kindern das ganze Besitztum zu übergeben, damit sie ihre frischen jugendlichen Pläne nunmehr verwirklichen können. Gerade in diesem Abschlusse liegt meines Ermessens die schwache Seite des ganzen Stückes, der innere Zusammenhang fehlt, der Zufall regiert.

Berlin. Dr. M. Wagner.

Bücherschau.

Maria, die unbefleckt Empfangene. Von Ludwig Kösters S. J. (Regensburg 1905, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, brosch. Mk. 3 60, geb. Mk. 4.60.) Als Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Erklärung des Dogmas bietet uns der gelehrte Jesuit eine geschichtlich-theologische Darstellung der Lehre von der unbefleckten Empfängnis, eine zusammenhängende wissenschaftliche Bearbeitung der bisherigen Forschungen auf geschichtlicher Grundlage. Wir haben hier eine gründliche, klar disponierte, mit überzeugenden Gründen scharfsinnig und lichtvoll durchgeführte Schrift vor uns, welche dem Fortschritt der theologischen Wissenschaft in jeder Weise gerecht wird, ohne der Kirchenlehre und dem Glauben den geringsten Abbruch zu tun. Kösters mußte den ursprünglichen Plan einer Neubearbeitung der aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammenden deutschen Ausgabe der „Abhandlung“ Perrones (von Dietl und Schels) angesichts der veränderten Zeitverhältnisse aufgeben und vermochte Perrones Schriften namentlich hinsichtlich der älteren theologischen Literatur lediglich als Bausteine zu verwenden. Die früher vielfach vernachlässigte Quellenangabe ist mit peinlichster Sorgfalt gepflegt. Die Lektüre des leicht und fließend geschriebenen Buches ist auch dem gebildeten Nichttheologen ans Herz zu legen. Er wird durch diese Schrift über eine Frage, welche gewöhnlich zu den dunkelsten der Dogmatik gerechnet wird, erwünschte Klarheit gewinnen. Das ganze Werkchen ist in vier Abschnitte zerlegt: Die unbefleckt Empfangene, eine Idealgestalt der gläubigen Vernunft, des Ideals fortschreitende Enthüllung, die Realität des Ideals, das Bild der unbefleckt Empfangenen in der Kunst. Den Vorgängen bei der dogmatischen Definition 1854 ist besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit zugewendet. Einen schönen harmonischen Abschluß bildet die interessante Studie über die Immaculata in der Kunst der verschiedenen Zeiten vom 15. Jahrhundert bis zu den Madonnenbildern und Mariensäulen der neueren Zeit. Kösters vereinigt in seiner Schrift die Vorzüge des gelehrten Forschers mit denen des offenbarungsgläubigen Christen. Möge seine Begeisterung für die himmlische Gestalt der hehren Gottesmutter viele Herzen neu entzünden! Dr. K.

„Die Zeitung auf der Kanzel.“ Es wird schon oft einem Priester sich die Notwendigkeit aufgedrängt haben, auf der Kanzel sich mit einer Zeitung zu befassen, meist wohl, um die katholische Religion gegen Angriffe kirchenfeindlicher Blätter zu verteidigen und zu schützen. Domprediger Georg Stingeder in Linz hat ein Büchlein herausgegeben

(Verlag des Katholischen Preßvereins in Linz, K. 1.30), in welchem er „praktisch-homiletische Fingerzeige gibt zur Verwertung der Zeitungslektüre für die Predigt“. Der Verfasser zeigt an praktischen Beispielen, z. B. dem Selbstmörder-Defraudanten Jellinek, dem Chicagoer Theaterbrand, Kaiser Wilhelms Wort „Pardon wird nicht gegeben“ usw., wie der Prediger das Interesse der Zuhörer wecken kann, indem er an aktuelle, sensationelle Zeitungsberichte anknüpft und diese dann zum Ausgangspunkte seiner religiösen Betrachtungen nimmt. So wird die Predigt modern im besten Sinne und lehrt die Zuhörer zugleich, die Zeitungslektüre vom katholischen Standpunkte aus zu betreiben und nicht mehr so kritiklos alles hinzunehmen, was sie lesen. Wenn der katholische Zeitungsleser nach Art Stingeders sich seine Gedanken macht, so wird er mit größtem Nutzen lesen und auch sich selbst schützen gegen die verderblichen Wirkungen, welche aus einem gedankenlosen Lesen religionsfeindlicher Blätter entstehen müssen. Es kann daher die von der oberösterreichischen katholischen Preßvereinsdruckerei Linz hübsch ausgestattete Schrift Geistlichen und Laien angelegentlichst empfohlen werden. E. C. Kardt.

Das Bürgerliche Recht des Deutschen Reiches auf der Grundlage von Poehlmanns Gedächtnislehre gemeinverständlich erläutert von Dr. iur. Karl Otto (Preis Mk. 3.80 [inkl. 6 Tabellen] Pöhlmann, München). Die 2. Lieferung enthält als II. Buch das Familien- und Erbrecht. Diese an das Gedächtnis mit besonders hohen Anforderungen herantretende Materie wird, neben dem gleich der ersten Lieferung praktisch übersichtlich ausgestatteten Text mit Kommentar, in ganz origineller Weise durch 6 Tabellen zerlegt, welche in dreierlei Druckfarben eine wirkungsvolle Unterstützung zur gründlichen Einprägung und raschem Nachsuchen der vielartigen Vorschriften bilden. Die allen Güterständen gleichen Bestimmungen erscheinen schwarz. Rot treten die einem Güterstande eigentümlichen und blau diejenigen zwar mehrfach vorkommenden, aber nicht allen Güterständen gemeinsamen Sätze hervor. Diese einzigartigen Tabellen können auch allein bezogen werden. Buch und Tabellen empfehlen sich jedem Interessenten von selbst.

Kleine Rundschau.

Jugendlektüre.

In manchen an sich tüchtigen Bestrebungen, die erst durch unsere Zeit zu reicherem Leben erweckt wurden, macht sich eine gewisse Künstelei geltend, die sicher nicht gesund und triebkräftig ist. So auch in dem Thema Kinder- und Jugendlektüre und auf verwandten Gebieten. Man stoßt da oft auf Versuche, die von dem l'art pour l'art-Grundsatz nicht allzu weit entfernt sind, und die in konsequenter Durchführung besonders die schwächeren ihrer Objekte sicher frühzeitig blasiert machen würden. Anderseits glaubt man manchmal für Kinder zu schreiben, wenn man von Kindern schreibt. Im Gegenteil, eine wirklich künstlerische Reproduktion kindlichen Lebens und Fühlens wird sicher nur für Erwachsene und Reife Wert und Reiz haben. Solchen Verirrungen gegenüber hat P. Ansgar Pöllmann jüngst in der „Umschau“ seiner „Gottesminne“ (H 8.) eine sehr gesunde und erfreuliche Anregung gegeben. Er verlangt, daß die „Ideenwelt des deutschen Kindes mit den uralten, verchristlichten Schöpfungen der Phantasie und Denkarbeit glorreicher Jahrhunderte herangezogen werde“, daß also die deutsche Sagenwelt wieder mehr und mehr in ihr Recht trete. Das wäre von weittragender Bedeutung. Man darf nicht zu sehr zu dem Kinde hinabsteigen, man muß das Kind allmählich hinaufziehen und ihm die Ehrfurcht vor allem Großen und den Ernst, den das Leben erheischt, schon früh einpflanzen. Das allein kann gute Früchte tragen, starke, ernste Menschen heranbilden. M. B.

Die „Kölnische Zeitung“ und die Homosexuellen.

Was sind die Homosexuellen doch für „unpraktische“ Leute! Die „Köln. Zeitg.“ wollte ihnen in ihren auf Beseitigung des § 175 des Str.-G.-B. gerichteten Bestrebungen gern entgegenkommen, weil auch sie die Schäden dieser Strafbestimmung (Denunziationen, Erpressung) nicht verkennt und aus liberalen Prinzipien die Beschränkung der Freiheit auch auf sexuellem Gebiete nicht wünscht (!). Aber die Homosexuellen machen sich mit ihrer aufdringlichen Propaganda auch Nichtbeteiligten unangenehm bemerkbar. Dieserhalb will die Kölnerin den § 175 aufrechterhalten wissen, bis die durch diesen Paragraph Bedrückten den Beweis erbracht haben, daß nur ihr persönliches Selbstbestimmungsrecht das Ziel ihrer Bestrebungen ist, nicht auch, wie bisher, eine „maßlose“ Propaganda unter Andersgesinnten. (Nr. 1019 vom 22. ds. Mts.) Also sogar eine „mäßige“ Propaganda soll ihnen unverwehrt sein! Und warum auch nicht? Denn wenn die „liberalen“ Prinzipien der Freiheit im Sexualleben keine Schranken setzen, warum sollen diejenigen, welche der Freiheit in der hier fraglichen Richtung huldigen, und zwar als einer menschenwürdigen Betätigung, nicht auch Propaganda dafür machen dürfen? Das Maß derselben könnte nur durch die § 183 und 184 des Str.-G.-B. die gewiesenen Schranken finden, dieses aber vom Standpunkte der „Köln. Ztg.“ aus auch nur mit Unrecht, insofern sie die Freiheit auch im Sexualleben nicht beschränkt haben will. Immerhin sollten die Homosexuellen nur andere mit ihren Zumutungen nicht behelligen und nicht jeden normal Empfindenden als „rückständigen Geschlechtsphilister“ bezeichnen — dann würde der § 175 von der „Köln. Ztg.“ preisgegeben werden. Eigenartige Logik fürwahr — als wenn agitatorischen Ungebührlichkeiten nicht auf anderem Wege beizukommen wäre! P. Leo.

Neue Zeichenmethode.

Die Kinder sollen zum besseren Kunstverständnis erzogen werden. Sie sollen richtig sehen lernen. Daher hat in Preußen der Schüler nicht mehr nach Modellen — wie bis dahin — zu zeichnen, sondern nach wirklichen Naturkörpern. Diese sollen möglichst einfach sein und aus der nächsten Umgebung gewählt werden. Die Kinder haben das Angeschaute sich so tief dem Gedächtnis einzuprägen, daß sie es in den charakteristischen Formen aus dem Gedächtnis frei nachbilden können. Aber nicht nur in der Stadt, an mehrklassigen Schulen, werden diese Forderungen gestellt, sondern der preußische Minister wünscht, daß auch auf dem Lande in den einfachsten Dorfschulen die neue Methode Eingang finde. Dieses wäre gewiß als ein großer Fortschritt zu betrachten, denn gerade die Kinder auf dem Lande sollten mehr zum richtigen Sehen, zum Beobachten der Natur angehalten werden. An Objekten zum Nachzeichnen würde es hier sicher nicht mangeln; mehr Schwierigkeit wird die Lösung der Kostenfrage bereiten. E. S.

Körperliche und geistige Gymnastik.

Gegen den Tod ist bekanntlich noch kein Kraut gewachsen, aber ein jeder strebt doch danach, ein möglichst hohes Alter zu erreichen. Freilich sind wie die Menschen selbst, so auch ihre Methoden verschieden. In unserer Zeit glaubt man in der Wiederkehr zur Natur das kostbare Lebenselixier gefunden zu haben, welches uns den Tod recht lange vom Halse hält. Der Sport mit all seinen natürlichen und unnatürlichen Auswüchsen beherrscht den modernen Lebenskünstler. So mancher schafft sich ganze Säle voll gymnastischer Apparate an, um den Tageslauf mit systematisch geordneten körperlichen Uebungen zu beginnen und zu schließen. Andere erblicken wieder in Ruhe und Nichtstun das beste Mittel, ihr kostbares Leben der Menschheit recht lange zu erhalten. Aber weder diese noch jene werden das erstrebte Ziel erreichen. — Wenn wir die Zahl der ehrwürdigen Greise überblicken, deren 70., 80., ja 85. Geburtstag wir in unseren Tagen gefeiert haben oder zu feiern gedenken, so werden wir sehen, daß es alles Männer sind, die ihre jugendliche geistige und häufig auch körperliche Frische der angestrengtesten Arbeit zu verdanken haben. Sie selbst werden uns kaum die Lebensregeln, wie man ein hohes Alter erreicht, angeben können, denn der Ernst, der Kampf des Lebens hat ihnen keine Zeit gelassen, über dieses Problem nachzudenken. Aber ihre Werke reden eine deutliche Sprache. Körperliche, geistige und seelische Gymnastik in wohlgeordneter Abwechslung werden unserem Körper ein hohes Alter sichern und unserem Geist eine jugendliche Frische bewahren. E. S.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Arbeite und bete. Von George Moore. Berlin, Fleischel & Co. Mk. 6.—.
Unter dem starken Leben. Von A. F. Krause. Berlin, Fleischel & Co. Mk. 3.50.
Rembrandt. Von Richard Muther. Berlin, Fleischel & Co. Mk. 3.—.
Jesuitenfabeln. Von Bernhard Duhr S. J. Freiburg i. B., Herder. Mk. 8.60.
Sechs Wanderungen durch die Zoologische Staatssammlung in München. Von Dr. F. Doflein. München, B. Hösling. Mk. —.50.
Am Strome des Lebens. Gedichte. Von Joh. Ev. Schweiker. München, Schuh & Co.
Oesterreichs Bedränger. Die „Los von Rom“-Bewegung. Von Rudolf Vrba. Prag, Rivnac. Mk. 10.—.
Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Oesterreich. Von Rudolf Vrba. Prag, Cyrillo Methodsche Buchhandlung. Mk. 3.40.
Die Stellung der Katholiken gegenüber der Wissenschaft. Von Prof. Dr. G. Fonsegrive. Straßburg, Le Roux & Co. Mk. —.80.
Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus. Von der Tübinger Universität mit dem ersten Preise gekrönte Schrift. Von Dr. A. Vögele. Schönthal (Württemberg). Dr. A. Vögele. Mk. 1.—.
Herders Konversationslexikon. Heft 69. Freiburg i. B., Herder. Mk. —.50.
Adel und Politik. Von Martin Mohr. München, Beck.
Aus schwerer Zeit. Vaterländische Oper. Von Joseph Lorenz und Franz Mohaupt. Aufkirchen, Post Nannhofen, Pfarrer Biesendorfer.
Poehlmanns juristische Handbücher I. Das bürgerliche Recht, erläutert von Dr. jur. Karl Otto. München, Poehlmann. I. Lfg. Mk. 2.50, II. Lfg. Mk. 3.80 (inkl. 6 Tabellen).
Die Volksschule. Von Eugen Leipold. 2. Aufl. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.60. Regensburg, Manz.
Goldene Früchte aus Märchenland. Von Elisabeth Knauck-Kühne, geb. Bremen, v. Hallen.
Furcht vor dem Leben. Preisgekrönter Roman von H. Bordeaux. Zweite Auflage. Köln, Bachem.
Durchgekämpft. Roman von M. L. v. Hutten-Stolzenberg. Köln, Bachem.
Benzigers naturwissenschaftliche Bibliothek. I/III. Die Erde. Ihre Entstehung und ihr Untergang. Der erste Organismus. Die Abstammungslehre. Von P. Martin Gander, O. S. B. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co.
Sammlung illustrierter Heiligenleben. I. Band: Kaiser Heinrich II. Von Dr. H. Günter. Geb. Mk. 3.—. II. Band: Der heilige Augustinus. Von Dr. Augustin Egger. Geb. Mk. 4.—. Kempten und München, Kösel.
Die geistliche Schulaufsicht. Von Scholastikus. Trier, Paulinusdruckerei. Mk. —.50.
Staatslexikon. Zweite neubearbeitete Auflage. V. Bd. geb. Freiburg i. B., Herder.
Apologetische Vorträge. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 1. Heft. M.-Gladbach, Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland.
Politische Ethik und Christentum. Von Ernst Tröltsch. Zweites Tausend. Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht. Mk. 1.—.
Gesänge für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres. Von J. Könen. Köln, Tonger. Mk. —.75.
Aus deutscher Seele. Von Richard Kranz. Liebau, Heisig.
Tongers Taschenalbum. Band 12. Männerchor-Album. Liederheft. 175 kirchliche und weltliche Gesänge für katholische Männergesangsvereine. Herausgegeben von Dr. C. A. Beck und P. Stürmer. Köln, Tonger. Brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.25.
Die Fettleibigkeit. Von Dr. Karl Struh. Leipzig, Demme. Mk. —.50.
Mädchenbildung auf christlicher Grundlage. 1 Jahrgang. 1. Heft, pro komplet Mk. 5.—. Koblenz, Görresdruckerei.
Geschichte der Nationalökonomie. Von Adolf Damaschke. Jena, Fischer. Mk. 2.50.
Der katholische Wettbewerb um die höhere Bildung und die moderne Gesellschaft. Eine Ansprache an die Freunde der Albertus Magnus-Vereine von Dr. Hermann Grauert. Freiburg, Herder.
Der hl. Franziskus von Assisi und die Gottesmutter. Von P. Athanasius Bierbaum, O. F. M. Paderborn, Junfermann.
Maria, die unbefleckt Empfangene. Von Ludwig Kösters S. J. Regensburg, Manz.
Aus Welt und Schule. Neun Aufsätze von Dr. Wilhelm Münch. Berlin, Weidmann.
Fern der Heimat. Von A. Schupp S. J. Paderborn, Bonifaziusdruckerei. Broschiert Mk. 2.40, gebunden 3.20.
Leben und Lieben am Rhein. Von Hans Willy Mestus. Köln, Kölner Verlagsanstalt.
Münchener Volksschriften. Lieferung 1—4 à Mk. —.15. München, Münchener Volksschriften-Verlag.
Marquise Pert. Von J. Sternaux. Paderborn, Schöningh. Mk. 1.35.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 34. München, 20. November 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Wahlrecht und Liberalismus in Bayern.

Herr A. Schowalter, protestantischer Pfarrer in Zettenbach (Pfalz), ein ausgesprochener Anhänger der liberalen Partei, Verfasser der Broschüre: „Allgemeines Wahlrecht und bayerische Wahlreform" (Kaiserslautern, Eugen Crusius), richtete an die „Allgemeine Rundschau" nachstehende Zuschrift, deren ungekürzter Abdruck mit seiner ausdrücklichen Genehmigung erfolgt. Der Brief ist die Antwort auf den Artikel in Nr. 31 „Hexensabbat in Bayern", welcher dem in der Einleitung des „Hexensabbat" erwähnten Herrn Schowalter eingesandt wurde. Herr Schowalter schreibt:

„Meine Stellung zur Wahlrechtsfrage überhaupt wie zur bayerischen Wahlrechtsvorlage habe ich sowohl in meiner Schrift wie im „Tag" und in der „Zukunft" klar dargelegt.

„Ich bürde danach allerdings die Schuld für das Scheitern der Wahlvorlage den Liberalen auf, halte auch nicht einen einzigen der liberalen Abgeordneten für einen den Verhältnissen gewachsenen parlamentarischen Vertreter liberaler Ideen. Ich sehe insonderheit die Gründe, die diese Abgeordneten für ihre Ablehnung der Wahlvorlage angaben, als testimonium paupertatis an und tadele aufs schärfste die mit Händen zu greifende Unehrlichkeit der Liberalen in der Wahlfrage. Parteiinteresse und Fortschrittsgedanke sind hier in heillosen Konflikt gekommen, und nun sucht man sich aus der Verlegenheit ohne Rücksicht auf den ethischen Charakter der dabei gewählten Mittel herauszuwinden. An das Verhalten einiger liberaler Blätter wie der „Münch. N. Nachr." in dieser Frage darf man als Liberaler gar nicht einmal denken, wenn man nicht erröten will. Die „Münch. N. Nachr." haben bis dato noch nicht einmal eine Inhaltsangabe meiner Wahlrechtsschrift ihren Lesern vorzulegen gewagt, und was ihnen als Inhalt dieser Schrift bei ihrem Erscheinen noch nicht einmal beachtenswert war, haben sie einige Monate später als den Höhepunkt politischer Weisheit, und zwar liberaler Fraktionsweisheit, gerühmt. Genau so ist es mir anderorts ergangen. Noch Ende 1903 und Anfang 1904 wurde mein Vorschlag einer Proportionalwahl von allen liberalen Zeitungen und in liberalen Vereinen als unzeitgemäß, unaktuell ꝛc. abgelehnt, und heute lügt man sich und anderen vor, daß man seit langer Zeit nichts mehr und nichts einmütiger ersehne als diesen Wahlmodus.

„Diese Form der Agitation und Parteiabbulistik widert mich in tiefster Seele an. Meines Erachtens ist es die Vorbedingung für eine ersprießliche Zusammenarbeit der Parteien in der Zukunft, daß die Liberalen bedingungslos zugestehen, daß ihre Vertreter die Wahlreform zum Scheitern gebracht haben. Das Eingeständnis dieser Schuld und die Desavouierung der heillosen Schwätzer, die sich als Führer des Liberalismus geberden, ist man der Gegenpartei schuldig. Wenn aber nach dieser Genugtuung das Zentrum die Mitarbeit in der Richtung auf die Proportionalwahl verweigert, so fallen auf seine Häupter alle Anklagen zurück. Denn die Sache der Proportionalwahl wird von dem Ungeschick oder der Unehrlichkeit ihrer Verteidiger nicht berührt.

„Ich kann sogar zugeben, daß das Zentrum Grund hat, sich über die kindlich-triumphierende Art, in der der „Antrag Dr. Hammerschmidt" eingebracht wurde, zu ärgern und den hier aus parteipolitischen Gründen gewählten umständlichen Modus der Proportionalwahl abzulehnen; aber das berechtigt immer nur zur Ablehnung der Verhandlungen mit bestimmten Personen und über eine einzige Form des neuen Wahlverfahrens. Unerschüttert aber bleibt die Tatsache, daß auch eine Reihe der Zentrumsführer sich für Proportionalwahl ausgesprochen haben, wenigstens im Prinzip, und daß darum auch auf ihnen die Pflicht ruht, einen Weg zu suchen zur Verwirklichung dieser Idee. Wer es ehrlich meint, muß meines Erachtens eine Verständigung zu gemeinsamer Arbeit in der Richtung erstreben, daß die Liberalen auf den unberechtigten Anspruch verzichten — sie haben ihn nicht verdient, da sie sich zur Proportionalwahl nur als dem letzten Rettungsweg flüchteten —, die alleinigen Förderer einer freien und gerechten Wahl zu sein, und daß das Zentrum sich bereit erklärt, einer gemeinsam auszuarbeitenden Form der Proportionalwahl zuzustimmen. Denn zurück können wir nun nicht mehr, wir müssen vorwärts; und völlige Unterwerfung kann man von keiner Partei verlangen, auch nicht, wenn sie Fehler gemacht hat. Es wäre mir interessant, zu erfahren, ob auch Ihnen

dieser Weg, aus dem öden Parteigezänke heraus zu positiver Arbeit zu kommen, zusagt."

Soweit Herr Schowalter. Was seine an das Zentrum gerichtete Aufforderung anbelangt, so ist dieselbe an eine „Vorbedingung" geknüpft, auf deren Erfüllung wohl selbst ein Methusalem vergeblich warten würde.

Die in Zentrumskreisen verbreitete Anschauung über das Problem der Proporzwahl sei heute nur in wenigen Sätzen kurz skizziert: Die Zentrumspartei kann sich nur dann auf die Verhältniswahl einlassen, wenn zwei Bedingungen erfüllt werden. Erstens muß die Landbevölkerung, der konservativen Bedeutung entsprechend, die sie im Staatsleben hat, auch bei dem Proporz berücksichtigt werden. Ein Staat, der seine Volksvertretung von der bodenständigen Bevölkerung ablöst und die Entscheidung in die fluktuierende Bevölkerung legt, handelt sehr unklug. Nicht, daß die Landwirtschaft allein berücksichtigt werden und herrschen soll, auch die anderen Stände müssen vertreten sein und berücksichtigt werden. Aber eine vollständige Mobilisierung der Volksvertretung, eine Oberherrschaft der Städte und der Industrie über die bodenständige Bevölkerung muß auf die Dauer zum Ruine führen, schon deswegen, weil die konservativen Interessen dabei zu sehr zurückgedrängt werden und weil gerade die Landwirtschaft mit ihren berechtigten Ansprüchen auf Schutz weit mehr Gegnerschaft findet, als die ebenso berechtigten Ansprüche der Industrie auf Schutz. Die zweite Bedingung, die das Zentrum bei Annahme des Proporz stellen muß, ist die Wahlpflicht. Der Proporz ohne Wahlzwang ist ein Unding. Die Verhältniswahl soll doch in der Volksvertretung die einzelnen wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Gruppen, die im Staate vorhanden sind, im Verhältnis ihrer Verbreitung zum gerechten Ausdruck bringen. Dies ist nur möglich, wenn jeder Wähler gezwungen wird, zu wählen. Geschieht dies nicht, so werden die radikalen Parteien in Bayern, der Bauernbund und die Sozialdemokratie, den letzten Mann zur Urne treiben, den Fanatismus derselben aufstacheln, während die konservativen Elemente vielfach zu Hause bleiben, teils aus Unverständnis, teils aus Bequemlichkeit, teils weil ihnen die Wahlagitation zuwider ist usw. Die Verhältniswahl ohne Wahlzwang gibt dann ein ganz falsches Bild und wird zur Komödie. Die hessische Wahlreform, die vor einigen Jahren gescheitert ist, wollte daher den Proporz mit dem Wahlzwang. Der Wähler, der nicht zur Wahl ging, sollte ein Sechstel seiner Jahressteuer als Strafe bezahlen. Dabei müßte noch eine Mindeststrafe festgesetzt werden, so hoch, daß keiner ohne triftigen Gründe von der Wahl wegbleibt. Von dem Wahlzwang hat aber unseres Wissens Herr Schowalter in der Schrift, auf die er sich bezieht, kein Wörtchen gesagt. Professor Dr. Haushofer aber hat im Münchener nationalliberalen Verein erst in den jüngsten Tagen, wie in öffentlichen Blättern zu lesen war, sich im Namen jenes Vereins gegen den Wahlzwang erklärt. Er sagte: „Der öfter wiederholte Vorschlag, die Wahlpflicht gesetzlich festzulegen, müsse abgelehnt werden. Die gesetzliche Festlegung würde mehr Nachteile als Vorteile haben." Der Liberalismus hat kein Interesse an dem Wahlzwang. Dieser käme fast ausschließlich den konservativen Parteien und den konservativen Interessen zu statten. Wenn die Bündler und die Sozialdemokraten ihre Leute zur Wahl treiben, so dienen sie damit in der wichtigsten aller Fragen, in der religiösen und Schulfrage, auch den Zielen des Liberalismus.

Nachdem die Liberalen, wie Herr Schowalter mit Recht hervorhebt, noch vor kaum Jahresfrist sich gegen den Proporz erklärt haben und nur aus wahltaktischen Gründen eine Notpforte suchten, sind ihre heutigen Versprechungen eitler Schaum, der vor einer neuen taktischen Lage wieder vergehen wird. Daß die Staatsregierung und die Reichsratskammer für die Verhältniswahl nicht zu haben sind, steht fest. Der Proporz müßte für Bayern bestenfalls ein Zukunftsziel bleiben. Wozu soll also die praktische Politik vergebliche Arbeit leisten, statt fest auf ein Ziel loszugehen, das bei gutem Willen jeden Tag erreichbar gewesen wäre?

Im Anschluß an diese Erörterungen sei heute noch auf einen Punkt hingewiesen, der in den jüngsten Preßerörterungen über die ungeheuerlichen Vorstöße in der „Allgemeinen Zeitung" gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht zwar gestreift, aber, wie die „Pfälzer Zeitung" (Nr. 299) des Reichs- und Landtagsabgeordneten Dr. Eugen Jäger mit Recht betont, nachdrücklichere Hervorhebung verdient. Es ist das Verhältnis des Herrn Dr. Bürklin zur „Allgemeinen Zeitung", die Tatsache, daß, wie der freisinnige „Fränkische Kurier" unwidersprochen feststellte, dieser „Nährvater" der „Allgemeinen Zeitung" in dem Blatte, als dessen Haupteigentümer er gilt, das allgemeine gleiche Wahlrecht verwerfen und verunglimpfen läßt. Die „Pfälzer Ztg." schreibt u. a. wörtlich: „Er wurde jahrelang von den Pfälzer Nationalliberalen in den Reichstag gewählt, spielte dort sowohl durch seinen großen Reichtum wie durch seine Befähigung eine so einflußreiche Rolle, daß seine Partei ihn auch zum Vizepräsidenten des Reichstages erhob . . . Als aber die protestantischen Bauern der Pfalz verlangten, daß einmal auch für sie und nicht immer nur für Großindustrie und Börse gesorgt werden solle, d. h. als die agrarische Hochflut im protestantischen Bauernstand ausbrach, da zog sich Bürklin schmollend zurück; von der politischen Bühne ging er auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Er wurde badischer Hoftheaterintendant in Karlsruhe und kam als Exzellenz von dort zurück. Die liberale Presse der Pfalz hat erst noch vor einigen Wochen mit Befriedigung festgestellt, daß Dr. Bürklin wieder in das öffentliche politische Leben eintreten wolle, und daß er der Führer des pfälzischen Liberalismus sein werde . . . Wenn der pfälzische Liberalismus in einem solchen Manne seinen Führer sieht, so darf er sich nicht wundern, daß man seine angebliche Liebe zum allgemeinen direkten Wahlrecht nicht für ernst nimmt."

Der Konflikt von Innsbruck.

Von

Dr. Friedrich Funder,

Chefredakteur der Wiener „Reichspost".

Schreckenstage, wie sie die Landeshauptstadt Tirols seit Jahrzehnten nicht gesehen, sind an Innsbruck vorübergegangen; in ganz Oesterreich zitterte die Entrüstung über die frevelhafte Tat italienischer Studenten, die nach Innsbruck wie zu einem Taubenschießen ausgezogen waren. Und zu der Entrüstung gesellte sich bald die Scham, daß es einigen professionsmäßigen Hetzern, dem alldeutschen Abhub des österreichischen parlamentarischen Lebens, gelungen war, die bestehende Erregung zu entwürdigenden Exzessen auszunützen, welche dem Ansehen der deutschen Sache schadeten und nur das von italienisch-radikaler Seite geschehene Unrecht zu verdunkeln imstande waren.

Für die sachliche Beurteilung des Innsbrucker Konfliktes ist die Vorgeschichte, die auf die letzten drei Jahre zurückgreift, von Wichtigkeit. Bei Fernerstehenden ist die Frage am häufigsten: Warum mußte denn die österreichische Regierung diese unglückselige italienische Juristenfakultät in eine deutsche Stadt geben, da doch mit der Verlegung in eine italienische Stadt alles vermieden worden wäre?

Bis vor drei Jahren hat es eine eigentliche italienische Universitätsfrage nicht gegeben, wenigstens für die große Agitation in den Massen nicht. An der Innsbrucker deutschen Universität hatte man im Laufe der Jahre ein paar italienische Kurse zugelassen, zum Teil noch in der Zeit, wo deutschliberale Matadoren das Unterrichtsministerium führten. Man sah nichts Besonderes daran, da der Kulturwert der italienischen Sprache, der Wert der Eröffnung der großen italienischen Literatur unbestritten war und zumal in einem Lande näher zu liegen schien, in dem der größere Teil der deutschen Gebildeten des Italienischen mächtig ist. Im Jahre 1901 kam es auf der Innsbrucker Universität zu Ruhestörungen, da von deutschnationaler Seite die Losung in die Studentenschaft geworfen worden war, die italienischen Kurse müßten weg, da sie den deutschen Charakter der Universität gefährdeten. Der Senat unterstützte diese Anschauung und die Italiener erklärten, sie betrachteten sich in der Tat nur als Gäste und seien sogar in dem Wunsche nach Aufhebung des gegenwärtigen Zustandes mit den deutschen solidarisch, da sie eine eigene Hochschule verlangten.



Schon damals erhoben sich im deutschradikalen Lager Stimmen, die erklärten, es sei vom deutschen Standpunkte aus unklug und taktisch verfehlt, den bisherigen Zustand zu brechen, da vom deutschen Interesse aus, von der Notwendigkeit des Geltendmachens der deutschen Vermittlungssprache aus, die bisher bestandene Ordnung viel entsprechender sei, als die Separation der Italiener auf einer eigenen italienischen Universität. Diese Anschauung wurde nachdrücklich insbesondere von dem Wiener alldeutschen Organe des bekannten Abgeordneten K. H. Wolf verfochten, wobei das Vorgehen der deutschradikalen Studentenschaft Innsbrucks als ein bona fide begangener Fehler bezeichnet wurde. Die Konflikte nahmen aber ihren Fortgang, so daß bald die Regierung gezwungen war, zu erklären, sie gebe zu, daß die Zustände in Innsbruck „unhaltbare" seien, und gedenke den Wünschen nach einer selbständigen italienischen Hochschuleinrichtung entgegenzukommen.

Wohin nun mit dieser italienischen Hochschule? Die deutschliberale Wiener Presse hat von jeher dem freisinnig-irredentistischen Italienertum die Stange gehalten, teilweise aus taktischen Gründen, um durch die Italiener die schwanke Mehrheit der Deutschen im Reichsrate ergänzen zu lassen, teilweise aus wirklicher Sympathie, weil die Italiener unserem verbissenen Liberalismus und seinen Vätern von der Loge immer als das Ideal einer kulturkämpferischen Nation galten. So unterstützte die deutsch-liberale Presse die Forderung der Italiener nach Errichtung der Hochschule in Triest. Nun ist Triest der Sitz eines total verderbten politischen Lebens, in dem eine irredentistische Gemeindeverwaltung bisher eine wahre Schreckensherrschaft führte, eine Stadt der ewigen politischen Unruhen und sträflicher Machenschaften. Dabei ist Triest von einem südslavischen Hinterlande umgeben und das einzige Emporium des in seinem ganzen Wesen deutschen Handels der Monarchie. Eine italienische Hochschule hier müßte sofort von den trüben Wellen der irredentistischen Agitation umspült werden und ihre Unterrichtserfolge wären dann sehr fraglich. Zudem wäre eine italienische Hochschule in dieser Stadt ein Stimulus für die Südslaven, nun auch ihrerseits eine Hochschule zu verlangen, da eine italienische Universität in Triest den Italienern, gegenüber den Südslaven mit der Zeit ein Uebergewicht in dem Beamtennachwuchs der Küstenländer geben würde, das in keinem Verhältnisse stünde zu der Bevölkerungsziffer der Italiener und Südslaven. Denn erstere stellen nur drei Prozent, die Slovenen und Kroaten hingegen acht Prozent der Bevölkerung der österreichischen Reichshälfte dar.

Von diesen Erwägungen geleitet, war die Mehrzahl der deutschen Politiker, unter ihnen auch die zurechnungsfähigen deutschradikalen Wortführer, gegen Triest.

Nun trat heuer im Frühjahre, nachdem längere Verhandlungen im Schoße der Regierung zum Ausschluß Triests vom Standpunkte des Reichsinteresses geführt hatten, die Regierung mit einem Gesetzentwurfe hervor, in welchem sie die Errichtung für das südtirolische italienische Städtchen Rovereto in Aussicht nahm. Sofort erhoben sich sämtliche italienische Munizipien, einschließlich jenes von Rovereto, und erklärten diese Lösung als unannehmbar, man fordere Triest als Standort. Zu diesem Widerstande gesellte sich die Opposition der deutsch-nationalen Tiroler, die nun mit der Losung hervortraten, die beabsichtigte Gründung einer italienischen Rechtsfakultät dürfe weder in einer deutschen, noch in irgend einer italienischen Stadt Tirols erfolgen, dieselbe müsse außerhalb Tirols geschehen, da sie sonst eine Gefahr für den Frieden Tirols bilde. Dieser Widerstand von beiden Seiten machte es auf alle Fälle unmöglich, etwa durch § 14 ein Provisorium in Rovereto zu errichten, und so geschah es, daß man unter Zustimmung der erstbeteiligten deutschen Faktoren, unter Zustimmung desselben Senates der Innsbrucker deutschen Universität, welcher zuerst gegen die Gefahr einer Verwelschung der Innsbrucker deutschen Hochschule aufgetreten war, und unter Bewilligung maßgebender deutsch-nationaler Politiker nach Innsbruck zurückging und im ständigen Einvernehmen mit dem Senate einen Modus schaffte, welcher den Befürchtungen einer nationalen Gefährdung der Universität durch einschneidende Organisationsbestimmungen den Boden entzog. Die italienische Juristenfakultät wurde räumlich und organisatorisch von der Universität getrennt, die italienischen Professoren sollten keinen Platz in dem deutschen Professorenkollegium besitzen und nur unter der Autorität der Innsbrucker Hochschule ihre Funktionen ausüben. Die Einrichtung war ausdrücklich als ein Provisorium bezeichnet.

Leider versagte auf deutscher Seite, dank der Zerfahrenheit unseres deutschen Parteilebens, die nationale Disziplin; die Unterhändler mit der Regierung, die sich bisher immer als entschiedene Vertreter des nationalen Gedankens bekundet und im Parteirate der tirolischen deutschen Volkspartei Sitz und Stimme besaßen, wurden im Stiche gelassen und unter dem Vorantritt der Deutschradikalen und der blinden Nachfolge des Innsbrucker deutsch-nationalen Gemeinderates wurde für einen Feldzug zur gewaltsamen Verdrängung der italienischen Bildungsanstalt aus Innsbruck mobilisiert. Die wochenlangen Rüstungen von beiden Seiten führten dann zu den beklagenswerten Geschehnissen, die mit ihrem Lärme die letzten zwei Wochen ausfüllten und deren Nachwirkungen sehr zum Nachteile einer freien deutsch-nationalen Politik, jetzt in einer Periode der wichtigsten innerpolitischen Entscheidungen, noch lange fühlbar sein werden.

Beim Zusammentritt des Reichsrates am 17. ds. werden sich die vereinigten deutschen Parteien zu entschließen haben, wie sie der jetzigen Tragödie der Unklarheiten ein Ende machen und an Stelle des in der Tat nun unhaltbaren Innsbrucker Provisoriums eine Lösung setzen, die in gleicher Weise dem Reichs- und dem deutschen Interesse entspricht. Wäre nicht von Anfang an ein klarer, einheitlicher Wille jener deutschen Parteien, welche die Kampagne führten, vermißt worden, so wäre die italienische Universitätsfrage aller Wahrscheinlichkeit nach längst aus der Welt geschafft.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Hochpolitische Rhetorik.

Man nudelt uns mit Friedensreden. In demselben England, das vor vierzehn Tagen mit allen schwimmenden Mordwerkzeugen gerasselt hatte, blies der Minister des Auswärtigen in der Guildhall die arkadische Flöte. Seine Zunge troff von Friedenssalbe wie der Bart Aarons. Und in Paris produzierte sich der sozialistische Führer im freimaurerischen Kulturkampf, Herr Jaurès, der innerpolitische Jakobiner, im Schafspelz des Weltfriedenspropheten.

Die deutschen Gefühle und Interessen hindern uns wahrlich nicht, mit Freuden davon Akt zu nehmen, daß die „meeresbeherrschende" Britannia einen mageren Vergleich einem blutigen Prozeß vorgezogen hat und daß der französische Block-Häuptling ungestraft die Annäherung an Deutschland an die Wand malen darf. Aber: trau, schau, wem? England kann recht friedlich sein, wenn es sieht, daß der voraussichtliche Gewinn den Einsatz nicht lohnt; im anderen Falle jedoch nimmt es Südafrika und bohrt Tibet an, ohne sich Friedensskrupel zu machen. Für Frankreich sind die europäischen Revanchetrauben noch immer zu sauer; zur Sättigung seines Tatendranges hat es sich inzwischen, nachdem es kaum Madagaskar verdaut, den marokkanischen Braten in den Ofen geschoben. Man kann eigentlich nicht sagen, daß die Friedensliebe zugenommen hätte; wohl aber die Furcht vor einem europäischen Kriege wegen der furchtbaren Tragweite eines solchen Konflikts. Wo man aber ohne Angst von einem schlagfertigen Gegner etwas ergattern zu können glaubt, da sind alle die Friedensprediger dabei. Der imperialistische, weltpolitische Macht- und Erwerbstrieb herrscht auch in den Republiken, und dort nicht am wenigsten, sowohl in der französischen Freimaurer-Republik und in der gekrönten Krämer-Republik England, als auch unter dem nordamerikanischen Banner, dessen Symbole jetzt nicht mehr friedliche Fixsterne, sondern abenteuerliche Planeten und Kometen zu sein scheinen. Der Expansionstrieb in den modernen Kulturstaaten schafft neue Reibungsflächen und vermehrt die Steine des Anstoßes; deshalb kann trotz allem europäischen Ruhebedürfnis, trotz Friedensreden, Haager Konferenzen und Schiedsgerichtsverträgen der Friede nicht aus dem labilen in das stabile Gleichgewicht kommen.

Unter den erstklassigen Mächten bewahrt zweifellos Deutschland in seiner Weltpolitik die größte Mäßigung und Vorsicht. Und wie die Jungen manchmal die friedlichsten Spielgenossen am schlechtesten behandeln, so muß sich auch das bescheidene Deutschland fortgesetzt die schwersten Angriffe in der fremden Presse und von den ausländischen Tribünen, die systematische Verdächtigung seiner Politik gefallen lassen. Auf die publizistische Verschwörung gegen Deutschland, die von London bis Paris und Newyork und St. Petersburg sich ausspinnt, haben wir oft genug hinweisen müssen. Herr Jaurès konnte es sich nicht versagen, das Friedenssüpplein, das er in der französischen Kammer auftischte, mit einigen antideutschen Maggitropfen zu würzen. Wir meinen nicht die unvermeidliche Phrase vom „schweren Unrecht", das Frankreich 1870/71 erlitten haben will, sondern die nagelneue Verdächtigung, daß Deutschland den ostasiatischen Krieg zu verlängern suche, um in der Türkei oder sonst in der weiten Welt die Arme für „eigensüchtige Berechnung" frei zu haben. „Das ist kein Glaube, sondern Aberglaube", bemerkte

lakonisch unser offiziöses Blatt. Gewiß, ein absurder Aberglaube; er ist aber durch böswillige Propheten so weit verbreitet und den Volksmassen verschiedener Länder so tief eingeimpft worden, daß unsere Politiker mit dieser Stimmung rechnen müssen.

Die deutsche Politik hat da ein ähnliches Schicksal wie die katholische Kirche. Die ewigen Hetzereien, Lügen über vatikanische Herrschsucht, römische Propaganda, ultramontane Intoleranz, friedlosen Jesuitismus ꝛc. haben es ja bei einem großen Teile der Andersgläubigen dahin gebracht, daß hinter allem Tun und Lassen auf katholischer Seite, mag es so natürlich, so rücksichtsvoll und so harmlos sein, wie es will, die schwärzesten An- und Absichten gesucht werden. Wie hier auf dem konfessionellen Gebiet, so zeigt sich auf dem politischen Gebiete gegenüber dem friedlichen Deutschland die Macht der modernen Meinungsfabrikation.

Denken wir uns den Fall, Deutschland sei in der Lage Rußlands gewesen und deutsche Schiffe hätten in der Gespensterfurcht die Huller Fischerboote bombardiert. Würde das systematisch gegen Deutschland verhetzte englische Volk dann ebenso gnädig mit uns verfahren sein wie jetzt mit Rußland?

Was ist gegen den Neid und die Gehässigkeit, sowie deren Sprößling, den Aberglauben, zu tun? Allem Anschein nach ist das einzige Mittel, aufrecht und ruhig auf dem richtigen Weg weiter zu gehen, unbeirrt in den Zielen, nur im Tempo und in der Methode möglichst allen Anstoß für die Unmündigen im Geiste vermeidend. Wenn auch langsam, so muß doch schließlich die Wahrheit über Lüge und Vorurteil siegen, was sowohl unserem bestverleumdeten Reiche als unserer bestverleumdeten Kirche zu wünschen ist.

Die Präsidentenwahl in Nordamerika.

Roosevelt hat ungefähr zwei Drittel der Wahlstimmen erobert. Es bleibt also für die nächsten vier Jahre beim alten. Im Jahre 1908 will Roosevelt nicht mehr mittun; wahrscheinlich wird aber 1908 die republikanische Partei abermals den Präsidenten stellen, da die demokratische Partei an einer Zersetzung leidet, die bis dahin schwerlich überwunden sein kann. Man kann den großen Sieg Roosevelts als einen Triumph des Imperialismus, des weltpolitischen Tatendranges betrachten, ebenso als einen Triumph der Schutzzollpolitik. Aber man darf auch nicht außer acht lassen, daß Roosevelt in beiden Richtungen auch eine gewisse Mäßigung und selbstherrliche Unbefangenheit gegenüber den Parteitendenzen bekundet hat. Seine starke Persönlichkeit, die den Nationalcharakter, ja man kann sagen die Nationalgeschichte Amerikas (vom Cowboy zum Weltpolitiker!) getreu verkörpert, wird wohl die Masse der instinktiven Wähler hingerissen haben. Daneben wirkte gewiß wesentlich das innerpolitische Friedensbedürfnis mit, die Vorliebe für einen stetigen Fortgang der Dinge und die Scheu vor dem Sprung in das Dunkle; denn die demokratische Zukunftsmusik war voll Dissonanzen und Unklarheiten. Nachdem Nordamerika Kolonien erobert, Ruhm gekostet und auf das Panama-Unternehmen sich eingelassen hat, wäre es wahrscheinlich auch dem würdigen Parker nicht gelungen, den Staatskarren aus diesem weltpolitischen Gleise wieder herauszubringen. Der Imperialismus ist ja eine epidemische, unvermeidliche Zukunftkrankheit. Roosevelt hat bei seinem durchschlagenden persönlichen Wahlsiege viel mehr Macht, als ein knapp durchgedrungener demokratischer Präsident haben könnte. Wenn Roosevelt will, so kann er sowohl den politischen Abenteurern als auch den Trusts und den sonstigen wirtschaftlichen Beutepolitikern das Handwerk wirksam beschneiden. — Man darf gespannt darauf sein, ob nicht vielleicht unter dem Weltmachtskitzel die republikanische Empfindlichkeit verloren geht und die Sehnsucht nach einem Herrscher so groß wird, daß Roosevelt nach vier Jahren zu einer neuen Präsidentschaft gegen alle Washingtonüberlieferung gedrängt wird.

Die Wahlen in Italien.

Das Glück ist bei den Regierenden: in Nordamerika siegt der alte Präsident, in Frankreich behält das Ministerium, obschon es als Dienstmann der Logen entlarvt ist, seine Blockmehrheit, in Italien hat Giolitti einen großen Wahlsieg errungen. Faute de mieux mußten alle Freunde des sozialen Friedens und der monarchischen Ordnung den gegebenen Minister unterstützen. Auch die kirchlich gesinnten Katholiken, die sich an der Wahl beteiligt haben.

Giolitti hat offenbar den richtigen psychologischen Moment erfaßt, als er nach dem frivolen Streik das erschreckte und entrüstete Volk an die Urne berief. Die frische Furcht vor den sozialdemokratischen und anarchistischen Friedensstörern hat wesentlich die starke Schwächung der äußersten Linken herbeigeführt.

Von mindestens ebenso großer Bedeutung wie dieser Abwehrerfolg, ist der positive Gewinn für die italienische Zukunftspolitik, der in der partiellen Wahlbeteiligung treuer Katholiken angebahnt ist. Das Non expedit ist nicht widerrufen worden, aber hier und dort ist durch Dispensation den katholischen Wählern die Unterstützung von Ordnungskandidaten gestattet worden, wobei auch einzelne katholische Politiker gewählt worden sind. Wann auf diesen ersten Schritt die weiteren folgen können, hat der Hl. Stuhl zu entscheiden. Vorläufig war der Vorbehalt gemacht, daß die Katholiken nicht als eigene Partei auftreten sollten. Die guten erzieherischen Wirkungen der Wahlarbeit für die ganze katholische Bewegung werden sich erst zeigen können, wenn ein geschlossenes, zielbewußtes Auftreten zulässig sein wird.

Berichtigung: In Nr. 33 Seite 428 2. Spalte Zeile 5 von unten muß es statt materielle nationale lauten.

Fort mit dem Schmutz!

Ein Wort zur Sittlichkeitsnummer der „Jugend“.

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

Motto: „Augen, meine lieben Fensterlein, ...“

Gottfried Keller hatte allerdings seinen Augen besonders viel zu danken. Es waren Augen besondrer Art, Dichteraugen, und durch diese Fensterlein sah die Welt in eigner, ernster Schönheit dem Manne ins Herz. Auch in andrer, minder begnadeter Menschen Herzen findet ein gut Teil der Schönheit der Welt den Weg durch das Auge. Aller Menschen „liebe Fensterlein“ dürften, seit sie sich geöffnet haben, nach fertigen Bildern und solchen, die die Phantasie erst formen muß. Sie „lassen freundlich Bild um Bild herein“ und „trinken, was die Wimper hält, von dem goldnen Ueberfluß der Welt.“

Zu trinken gibt es für sie heutzutage mehr denn je, aber Hefe mischt sich in den Trank.

In meinen Knabenjahren brauchte die Wimper wenig zu halten. Karg war die Nahrung, die sich meiner Schaulust bot. Und doch —, wenn ich der Wanderungen von Schaufenster zu Schaufenster gedenke, die ich während meiner Schulzeit an Samstagnachmittagen unternahm, wird ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Stadt, wo ich die Schulbank drückte, und gegen die nur wenige Jahrzehnte weit in der Vergangenheit liegenden, damals mir keineswegs hell erscheinenden Schuljahre in mir wach.

Damals herrschten noch Cooper, Ferry, Marryat in ungeschwächter Kraft. Als neunjähriger Volksschüler stand ich manche Viertelstunde vor dem letzten Schaufenster der Staudingerschen Buchhandlung auf der Juliuspromenade in Würzburg und sah mit stiller Wonne die neuen „Fünfundzwanzigpfennig“-, „Fünfzigpfennig“- und „Mark“büchlein an, die darin lagen. Die erste Freude am Buche, der erwachende Farbensinn, die Freude an der Betätigung der Kraft und ein sehnsüchtiger Drang ins Weite, das waren ungefähr die Gefühle, aus denen sich die durch die „Fünfundzwanzigerle“ geweckte Stimmung zusammensetzte.

„Die Goldsucher am Sakramento“, „Tekumseh, der Indianerhäuptling“, „Der Untergang der Seminolen“, „Sigismund Rüstig“, solche Titel weckten in mir eine Sehnsucht, den Inhalt dieser Bücher kennen zu lernen, und eine Begierde, sie zu besitzen, die mir schwere Versuchungen und bittre Stunden des Verzichtens bereiteten. Bibliophilie und Lesedurst sind eben in vielen Kindern ungemein stark entwickelt. Aber das war das Schlimmste, was mir in jenen Jahren „das Buch“ antat.

Kam dann die Weihnachtszeit, so ging ich mit meinem ältern Bruder von Buchhandlung zu Buchhandlung, von Staudinger zu Woerl, von Woerl zu Kreßner und Stuber und Stahel und genoß die Wonne des Anblicks der „Drei“- und „Viermarkbücher“ mit rotem Kalikorücken. „Conanchet“, „Der Kriegspfad“, „Prärieblume“ sind Titel, die mich heute noch rascher als andre Begriffe und Dinge in die Temperatur, den Duft, die ganze Stimmung jener Jugendtage zurückversetzen.

Einige Wochen nach Weihnachten kehrte dann das Christkind mit Büchern auch bei uns ein. Mein älterer Bruder brachte die von Kameraden entliehenen Weihnachtsbücher nach Hause. Ueber seine Schulter schauend las ich „Conanchet“ und andere Indianergeschichten. Scheuchte uns die Hausordnung ins Bett, so fristeten uns lange, dünne aus Kerzenstümpfchen vom Weihnachtbaum „gezogne“ Kerzen auf dem Bettrande die Freude am Buche und heute noch zeigen Brandlöcher im Fournier der Bettstellen davon, daß wir uns erst dann „in den Poncho wickelten“ und vom Kriegspfade zu träumen anfingen, wenn das „Wachtfeuer“ tief herabgebrannt war.



So um das dritte Gymnasialjahr ward das Soldatenblut in mir rege. Von unserm Ordinarius hieß es, er sei im Kriege gegen Frankreich verwundet worden, dieser Krieg, die Befreiungskriege, die Kriege Friedrichs des Großen und des Großen Kurfürsten traten in unsern Gesichtskreis und füllten die jungen Herzen mit einem freudigen Glauben an das engere und weitere Vaterland, an die nahen und fernen Landsleute, an das Königshaus und an das Kaiserhaus, der uns viele glückliche Stunden bereitete. Von der Kraft zu glauben, zu lieben und zu hoffen, woran die Jugend so reich ist, konzentrierte sich ein gut Teil auf das Heer.

Auch diese Zeit brachte Kämpfe, harmlos und doch ernst. Damals ging ich an allen freien Nachmittagen zu der Kaserne einer Feldbatterie, dem sogenannten Gardistenbau, und sah den Uebungen zu. Eine festliche Stimmung kam über mich, wenn ich von ferne die blauen Lafetten und die dunkelbraunen Rohre der Geschütze sah. Keiner der frischen, jungen Männer, die daran exerzierten, ahnte, welchen Anteil der stille Junge an ihnen nahm. So weit ging dieser Anteil, daß ich eine Zeitlang, als religiöse Skrupel mich quälten, die Kanoniere sorgenvoll darauf ansah, ob sie wohl auch alle im Stande der heiligmachenden Gnade seien. Das war eine Verirrung der leidenschaftlichen Liebe zum Vaterlande und des jugendlichen Bedürfnisses, an Ideale zu glauben.

Doch ich verliere mich auf lockenden, von den Kasernenblumen, der Wegwarte und dem Löwenzahn, gesäumten Pfaden im Jugendland.

Was soll diese Selbstbespiegelung, die eitel nennen mag, wer will? Sie soll auf zwei Dinge hinweisen, die von Eltern und Erziehern oft unterschätzt werden: Auf die Macht, die „das Buch" über die Jugend ausübt, und auf die leidenschaftliche Empfänglichkeit und Empfindlichkeit des jungen von der Schule oft übermäßig in Anspruch genommenen, nicht selten auch mit häuslichen Sorgen belasteten jungen Menschen.

Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Stadt, wo ich meine Schulzeit verbrachte, und gegen die Zeit, in die dieser Teil meiner Lehrjahre fiel, erklärt sich aus der mich oft mit Grauen erfüllenden Frage: Wie hätte sich meine Entwicklung gestaltet, wenn mein Trieb zu schauen und mein Glaube an Ideale nicht, zwar karg, aber gesund, durch Buchhändler=, Photographen=, Glaserauslagen und harmlose Bücher genährt, sondern durch das Gift einer zugleich satirischen und satyrischen Presse vernichtet worden wäre? Ich glaube nicht, daß ich solche Einflüsse ohne schweren Schaden überwunden hätte. Ich habe, so oft ich an den mit pornographischen Erzeugnissen gefüllten Auslagen der Zeitungszentralen und -Filialen und vieler Milchläden vorübergehe, das Gefühl einer schweren Gefahr entronnen zu sein. Erleichtert aufatmen kann ich dabei jedoch nicht, denn mit dem Gefühl der eignen Sicherheit mischt sich die Sorge: Es leben junge Leute, weich, empfänglich, wie ich war, die werden diese Einflüsse so wenig ohne Schaden verwinden können, wie ich es vermocht hätte.

Diese Sorge wurde am 13. Oktober durch ein selbst in einer Sybaris, die die krotoniatische Kraft der Söhne ihres Landes bricht, befremdliches Angebot gefährlicher Kunst und „Literatur" wieder geweckt. Ich ging an diesem Tage durch die Landschaftstraße und nahm, nicht suchend, sondern durch große Farbflecke aufmerksam gemacht, an der Scheibe der Zeitungszentrale im Rathause folgende Gruppe von Zeitschriften wahr: In der Mitte die Nummer 42 der „Jugend" mit einem feinfarbigen, aber mikrokephalen weiblichen Akt, umrahmt von dem „Satyr", dem „Sekt", dem „Kleinen Witzblatt", dem „Feigenblatt", dem „Almanach" und einer Broschüre, die die häufig in Zeitungen erscheinenden Bitten alleinstehender Fräulein um diskrete Darlehen behandelte und durch einen Reklamestreifen als in Sachsen verboten bezeichnet war. Diese mit den Lockfarben der Plakate ausgestatteten Schriften waren in der aufdringlichsten Weise an der Scheibe befestigt. Wie viele Blicke aus jungen Augen mögen wie Falter auf Giftblumen auf diesen bunten Heften verweilt haben? Viele verständnislos und gleichgültig, manche neugierig, vielleicht nur wenige begehrlich: Aber auch ein vergiftetes junges Herz ist ein Verlust für die Nation.

Ich war verblüfft, obwohl mich Wanderungen durch die vici Tusci Münchens, die durch gelegentliche schmerzliche Wahrnehmungen veranlaßt waren, ziemlich abgestumpft hatten. Es ist gewiß ein kulturgeschichtliches Kuriosum, daß in dem Hause, worin die Väter der Stadt über das Wohl der Bürger beraten, ein Sammelbecken schmutziger Kunst und Literatur geduldet wird, aus dem sich das Gift in die Mappen der Kolporteure und durch die ganze Stadt ergießt. Es sitzen Männer der verschiedensten Parteien und Weltanschauungen in dem gleichen Hause auf den Ratsherrenstühlen; jeder von ihnen, der Sozialdemokrat wie der Zentrumsmann oder der Liberale, hätte als Familienvater oder Ratsherr einschreiten müssen und keiner hat es getan. Mein Weg führte mich durch die Schrammergasse in die Theatinerstraße zurück. In dem Gäßchen an der Scheibe eines Milchgeschäftes fast der gleiche Anblick: Die Nymphe im Maßliebchenkranz, von dem „Satyr" und dem „Kleinen Witzblatt" umrahmt. Und dies fast unter den Fenstern des Polizeigebäudes.

Ich will hier zunächst eine erfreuliche Beobachtung mitteilen, die ich auf meinen „Spürgängen" gemacht habe. Ich habe in verschiednen Milch-, Papier- und Zeitungsläden pornographische Schriften gekauft, wer will, mag glauben zu meinem Vergnügen, wer mir vertraut und wen es interessiert, mag wissen, daß ich die Zahl der Variationen des Themas „Das kleine Witzblatt" und den Zusammenhang dieser Schriften mit dem „Kleinen Witzblatt" festzustellen suchte. Nirgends fand ich „verdruckte" Schelmenmienen, überall offne, biedere Gesichter, für die die schmutzige Literatur nur gutgehende Ware, kein Gegenstand des Interesses oder des Schuldbewußtseins war. Die junge Bürgerstochter zählte dem Kolporteur mit der gleichen Gemütsruhe „zehn Allgemeine Rundschau" wie „zehn Satyr" in die Mappe und die reinliche Milchverkäuferin holte „Jugend", „Sekt" und „Satyr" dem Käufer aus der Auslage, ohne zu fühlen, daß sie jetzt erst ihren Laden gereinigt habe. Diese Beobachtungen lassen mich hoffen, daß es nur Stumpfheit und Unkenntnis der Folgen ist, was diese Frauen — es sind zumeist Frauen, die diese Läden innehaben, — Gift verkaufen läßt. Die staatlichen und kirchlichen Behörden können hier noch wirken. Es sollte mich wundern, wenn nicht wenigstens einige der Inhaber und Inhaberinnen dieser Läden sich nicht von geachteten Bürgern oder von ihren Seelsorgern über die Gefährlichkeit eines Teils ihrer Ware aufklären ließen. Und schlägt dieser Versuch fehl, so bleibt noch eine Hoffnung: Die Ausnützung der Partei- oder Vereinsdisziplin. Der Veteranenverein, die sozialdemokratische Genossenschaft, der katholische Männerverein, die ein Mitglied durch moralischen Zwang zur Aufgabe des Gifthandels veranlassen, machen sich um die Nation verdient und verdienen Dank.

Er nennt die „Jugend" in einem Atem mit dem „Kleinen Witzblatt" und dem „Satyr", der Mensch hat offenbar kein Verständnis für die Kunst. Und warum nennt er den „Simplicissimus" nicht?

Der „Simplicissimus" ist eine Säure, die „Jugend" Alkohol, Gift sind beide. Die „Jugend" hat mit ihrem Erscheinen den mehr oder minder künstlerisch illustrierten modernen, auf die „Fliegenden Blätter" mit dem Hochmut der Zügellosigkeit herabsehenden Witzblättern den Boden bereitet. Und in der letzten Zeit, da sich ein kräftiger Widerspruch gegen die dem deutschen Volke in Witzblättern aufgedrängten Erzeugnisse der Athene Porne regte, ist die „Jugend" im Bewußtsein ihrer Macht höhnend in den Vordergrund getreten.

Wer schied auf den ersten Blick die Nummer 42 der „Jugend" im Schaufenster der Zeitungszentrale von ihrem pornographischen Rahmen? Und unterschied sich diese Nummer in ihrer Wirkung von den sie umgebenden Schriften? Auf verirrte Jungen, die man oft genug vor solchen Fenstern stehen sieht, hat der Erlersche Akt sicher nicht künstlerisch gewirkt. Ein gut gemalter und reproduzierter Akt in halber Lebensgröße und in auffallender Pose an die Straße gestellt — wird er die hastenden oder bummelnden Passanten wie eine schöne Blume grüßen, zu andächtigem Verweilen zwingen oder wird er die Sinnlichkeit in ihnen wecken? Wird er junge, unreife Menschen zu künstlerischem Verständnis aufwärts oder zu sinnlichem Begehren abwärts führen?

Es ist klar, daß die Ausstellung solcher Bilder nicht der einzige Anlaß zu geschlechtlichen Schädigungen junger Menschen ist. Aber ebenso klar und sicher ist, daß solche Bilder und Bücher das geschlechtliche Empfinden junger, in der Reife begriffner Menschen krankhait machen können. Solche Bilder, auf die Straße geworfen, sind Haschisch, der Knabenhänden leicht erreichbar ist.

Die „Jugend" wollte mit dem an sich reinen, aber in der aufdringlichen Ausstellung gefährlichen Akte gegen den Kölner Kongreß demonstrieren, der die unsittliche Literatur bekämpfte. Ihre Gemeinde sah die Demonstration teils mit Behagen und Siegesgefühl, teils ließ sie sich aus Furcht, banausisch genannt zu werden, das Treiben gefallen. Und viele junge Augen und Herzen nahmen das schöne Gift auf. Wer verdient den Zorn des deutschen Volkes, die Wenigen, die in Köln zugunsten der Jugend den zügellosen Gifthandel bekämpften, oder die Vielen, die die „Freiheit" des deutschen Volkes mit einer neuen in die jungen Herzen gestreuten Giftsaat „verteidigen" und „verteidigen" lassen?

Am 31. Oktober ging ich wieder durch die Landschaftstraße. Wieder prangte die „Jugend" in der Mitte der Schaufensterscheibe und wieder war sie von einem Rahmen bunter Heftchen umgeben, der dem nicht eben fein modellierten, aber an sich rein wirkenden und von einem unschuldvollen Haupte gekrönten Akt des Titelbildes die reine Wirkung nahm. Welcher junge Mensch sieht in diesem Titelbilde der „Jugend" ein reines Kunstwerk, wenn er es beim

Betrachten kaum trennen kann von den unzweideutigen Deckbildern des „Kleinen Witzblattes“, des „Satyrs“ und andrer Zeitschriften ähnlicher Ausstattung und verwandten Inhalts? Selten sind die Akte der „Jugend“ so rein wie die der beiden Kampfnummern. Aber auch diese Kunst wird, auf die Gasse geworfen, zur Pornographie. Auch diese Darstellungen vergehen, von dem Schmutze pornographischer Blätter umgeben, wie Schneeflocken im Kot zu schmutzigem Wasser. Gibt nicht die Anordnung der Zeitschriften an der Schaufensterscheibe der Zeitungszentrale einen Anhalt für die Deutung, die auch diese Titelblätter der „Jugend“ im Volke finden? Als eine feine, wenn auch unbewußte Verurteilung der „Jugend“ durch das schlichte Empfinden des Volkes erschien es mir, daß an dem Tage des Erscheinens der Sittlichkeitsnummer eine alte Zeitungsfrau, die vom „Spöckmeier“ zum Rindermarkt ging und den „Simplicissimus“, die „Jugend“ und ein Blatt mit dem schönen Namen „Nimm mich mit!“ wie ein Spiel Karten in der Hand trug, die Sittlichkeitsnummer unwillkürlich mit dem „Nimm mich mit!“ verdeckte, als ihr einige junge Leute begegneten.

Die „Jugend“ verteidigt in der Sittlichkeitsnummer die Freiheit der Kunst, die sie meint, indem sie in Bild und Wort gegen offenkundige Schäden der gesellschaftlichen Moral kämpft. Gesellschafts-, Standes-, Adelsdünkel, falsche Sittlichkeitsbegriffe, die mit moralischer Minderwertigkeit gepaart sind, die schwächliche Duldsamkeit eines Strebers, die Gewissenlosigkeit einer versorgungsbedürftigen Mutter, schmachvoll verdientes, durch seine Verwendung legitimiertes „geruchloses“ Geld werden in scharf pointierten Geschichten gegeißelt, deren Wahrheit niemand bestreitet. Ausnahmsweise bringt das Blatt diesmal die paradiesische Natur zur Geltung, während es sich sonst mit der raffinierten, durchaus nicht satirischen Wiedergabe der verdorbnen Kultur abgibt, wovon sie in der ersten Ewaldschen Skizze diesmal ein abschreckendes Bild gibt. Weiber, wie da eines von dem Dänen Ewald geschildert wird, treten aus den Spalten der „Jugend“ durch viele „liebe Fensterlein“ in die Gedankenwelt vieler jungen Menschen. Solcher Weiber Bilder füllen in halb und ganz bekleideter Nacktheit viele Seiten der „Jugend“ und alle Seiten der Blätter, die den schmutzigen Troß der „Jugend“ bilden. Läßt, wer solche Bilder um sich streut, junge Augen „von dem goldnen Ueberfluß der Welt trinken, was die Wimper hält“?

Die Frage „Gehört die Achtung vor den berechtigten materiellen Interessen Anderer zu den Geboten der Sittlichkeit?“ beantwortet jedermann, nicht nur Dr. Georg Hirth, mit Ja. Wie kann Dr. Hirth aber behaupten, daß in einer vom „Simplicissimus“ und von der „Jugend“ bearbeiteten Nation ein abfälliges Urteil des Kaisers über die moderne Kunst schädigend auf die ehrlichen Erwerbsquellen von Tausenden deutscher Künstler und Kunstgewerbetreibender und ihrer Familien wirken kann? Seit Jahren unterhält die künstlerische Fronde in Deutschland eine weitverbreitete, laut sprechende Presse und zwingt durch sie der gebildeten Masse ihre ethischen und ästhetischen Gesetze auf, seit Jahren holen „Simplicissimus“ und „Jugend“ den goldnen Hort der Königstreue und Schlichtheit aus den Herzen und breiten ihn, zu Schaumgold geschlagen, als eine verlogne, äußerliche „künstlerische“ Kultur über die Masse, die sich mit dem zerbrechlichen Mäntelchen stolz drapiert. Wer steht mit seiner Anklage auf festerm Boden, Dr. Hirth, wenn er den Kaiser anklagt, daß er durch seine Verurteilung der modernen Kunst ohne Absicht Tausende von Künstlern um große Summen, vielleicht um Millionen, schädigt, oder ich, wenn ich die „Jugend“ anklage, daß sie Woche um Woche durch die Veröffentlichung künstlerischer Herrenabendprodukte und einen pornographisch verseuchten Inseratenteil, den sie erst nach dem Vorgange des „Simplicissimus“ vom gröbsten Schmutze zu säubern anfing, zerrüttendes Gift ins Volk trägt?

Die in der besten Absicht in der Sittlichkeitsnummer erzählte Variation des Non olet regt zu weitern Variationen an. Die „Jugend“ läßt auf vielen ihrer Titelblätter von einigen kraftvollen Künstlern die deutsche Jugend und die deutsche Wehrmacht feiern und in ihrem Inseratenteil von einheimischen und ausländischen Schmutzgroßhändlern künstlerische, photographische und chemische Aphrodisiaka anbieten. Hat das Geld, das sie dafür einnahm, daß sie in tüchtige Kreise Gift einschleppte, nicht gerochen?

Oder heißt es nicht unter vertrauenerweckender Hülle Gift auch in gute Häuser tragen, wenn die „Jugend“ als Titelbild die feinen, ehrwürdigen Züge Moltkes und als Hauptbild ein prächtiges Reitdiplom Angelo Janks für das Schleswig-Holsteinsche Husarenregiment Nr. 16 bringt und dem Käufer, der sich dieser Bilder freuen will, als ekle Mitgabe im Inseratenteile sieben Angebote photographischer, literarischer und chemischer Aphrodisiaka in die Hände schiebt? Vorn feiert sie den deutschen Geist und die deutsche Kraft, die das Haus bauten und sichern, worin wir wohnen, hinten greift sie diese guten Mächte schnöde an. Vorn ein bayerischer Artillerist und die Patrona Bavariae, „ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand“, ein Burschenschafter, ein oberbayerischer Bauer, eine junge Reiterin, germanische Kraft in den verschiedensten Formen, und hinten Gift für die Phantasie und für den Körper, „realistische“ Bücher und Bilder und „kräftigende Elixiere“, alles was geeignet ist, die Kraft des deutschen Volkes zu brechen. Das Uebermaß von Unterricht, das dem jungen Deutschen auf dem Wege durch die nicht immer von menschenfreundlichen Schulmeistern hell gemachten Schuljahre appliziert wird, muß die Kinder einer nervösen Generation, die jetzt die Schulen füllen, in ihrer Nervenkraft schwer schädigen, wenn nicht sehr verständige und genügend begüterte Eltern durch sorgfältige Pflege und Ausbildung des jugendlichen Körpers und durch eine weise Erziehung zu stetiger, geordneter Arbeit die Tätigkeit der Schule ergänzen und Schädigungen durch die Schule ausgleichen. Wie soll es aber werden, wenn ein Junge, der zu Hause zwar warme Elternherzen, aber einen kalten Herd findet, oder ein andrer, der aus einem Phäakenhause zur Schule geht, aber Toren zu Eltern hat, auf dem Wege zur Schule oder in der Schule durch Kameraden mit dem lockenden Gifte bekannt wird, das seine Jugendwege säumt?

In Nummer 37 des Jahrgangs 1903 der „Jugend“ schreibt Dr. Hirth: „Die deutsche Militärverwaltung hält es für angemessen und möglich, das deutsche und ausländische Publikum diese furchtbar peinlichen, die Nation entehrenden und das heilige Institut der allgemeinen Wehrpflicht schändenden Mißhandlungsskandale als ständiges Gericht verdauen zu lassen.“ Er fordert Abhilfe durch eine psychologische Prophylaxis und begründet diese Forderung folgendermaßen: „Unter den in die Schule und später ins Heer eintretenden jungen Menschen befindet sich bei uns Deutschen regelmäßig eine kleine Minderzahl von Energielosen. Woher sie diese Schwäche haben, mag hier unerörtert bleiben; erbliche Belastung, alkoholische Degeneration, Folgen schwerer Krankheit, Rhachitis, Jugendpsychosen, frühzeitige Ausschweifungen u. dgl. mögen dabei in Betracht kommen. Schon in der Schule und in der Berufslehre haben diese Unglücklichen unsäglich viel zu leiden; ihre Einreihung ins Heer aber setzt sie, namentlich wenn sie auch sonst arme Teufel sind, geradezu der Vernichtung aus. Denn da die militärische Disziplin auch dem ungebildetsten Vorgesetzten eine nahezu unbeschränkte Gewalt und somit die Möglichkeit verhängnisvollen Mißbrauchs verleiht, so bedarf es nur des unglücklichen Zufalls, daß so ein armer Energieloser in die Hände eines jener gleichfalls geistig defekten Rohlinge fällt, um ihn zum Selbstmord zu treiben. Dann ist der Kladderadatsch fertig, das Kriegsgericht konstatiert 500, 1000 oder 1500 Fälle der scheußlichsten Mißhandlung, der „teuflische Schurke“ (vielleicht selbst ein degenerierter Alkoholiker) wird — falls er nicht als Offizier mit Stubenarrest davonkommt — zu mehrjährigem Gefängniß verurteilt und die rächende Nemesis wäscht ihre Hände in Unschuld.“

Dr. Hirth hat mit seiner Erklärung der Soldatenmißhandlungen gewiß recht, doch seine gegen die Militärverwaltung gerichtete Anklage steht auf schwachen Füßen. Die deutsche Militärverwaltung tut alles, was sie tun kann, um die Zusammenstöße zwischen sadistischen Vorgesetzten und entnervten Untergebnen zu verhüten.

Dafür aber, daß in unserm Volke so erschreckend viel Schwächlinge und Sadisten sich finden, wie die Untersuchungen gegen rohe und grausame Vorgesetzte befürchten lassen, dafür mache ich in erster Linie die Blätter verantwortlich, die auf die Sinnlichkeit berechnet sind und die dem jungen Menschen schon von den ersten Schultagen an erst mit Farben, dann mit Formen, endlich mit Worten lockend entgegentreten. Zu früh geweckte, unnatürlich befriedigte oder unbefriedigte Sinnlichkeit wird man im Vorleben von neunzig Prozent der aktiven und passiven Opfer der Kollisionen, die man Soldatenmißhandlungen nennt, nachweisen können.

Einschränkung des zum großen Teil unverdaut bleibenden Wissensstoffes, womit unsre Jugend belastet wird, Ausdehnung der körperlichen Ausbildung, rücksichtslose Unterdrückung der buntfarbigen Schädlinge, die die jungen Knospen unseres Volksbaumes gefährden — das sind Forderungen, die jeder um die Zukunft unseres Volkes besorgte Vaterlandsfreund erheben muß. Geschieht dem Treiben der entgleisenden künstlerischen und der pseudokünstlerischen Presse kein Einhalt, so haben wir, wenn die Flotte an Schiffen den Stand erreicht hat, den die Sicherheit unsrer Zukunft fordert, vielleicht nicht mehr Männer genug, die Schiffe zum Siege zu führen und ihre Geschütze zu bedienen.

Was Arndt und Jahn wohl zu dem Treiben dieser Presse sagten?

Ich habe keinen Haß gegen die Männer, die Wort und Form und Farbe zu den „Jugend“heften zusammenfügen, ich bewundre

in vielem ihre künstlerische Kraft und ihren Geist so ehrlich wie die Kunst und den Geist der „Simplicissimus“künstler. Ich habe nicht aus Feigheit, sondern aus Dankbarkeit für manches gute deutsche Wort, das aus der „Jugend“ klang, und manches schöne Bild, das mich daraus grüßte, gehofft schweigen zu dürfen, als ich mit wahrer Erleichterung die pornographischen Angebote in ihrem Inseratenteil sich mindern sah.

Aber durch die Kokotte, die der junge Nordgermane, als den sich die „Jugend“ so gerne personifiziert, Woche um Woche durch die Straßen führt, werden zuviel Herzen vergiftet und zuviel Schmutzblätter legitimiert. Rings um mich heben sich blonde Häupter und schauen mit reinen Augen in die Welt. Ob und wie diese Augen schon frühe von der Hand der Eltern für das Verständnis der Geheimnisse des Daseins geöffnet werden sollen, die Frage ist nicht leicht zu entscheiden. Ich fürchte, wenig Elternhände sind geschickt und zart genug zu diesem Dienste. Aber eines ist sicher: Fremde, schmutzige Hände dürfen den Schleier nicht von den Kinderaugen nehmen und an Schmutz dürfen junge Augen nicht gewöhnt werden, wenn sie von selber sehend werden. Diese Gefahren drohen aber der Jugend beim Einkauf der Kleinigkeiten, die Kinder aus Nachbarläden in Küche und Haus holen. Neben der Semmel im Milchladen und neben dem Griffel im Papierladen liegt Gift.

Ich habe früher die „Jugend“ manchmal mit Vergnügen angesehen, wenn sie mir von Zeit zu Zeit zu Gesicht kam und habe mich der Gaben einzelner ihrer Mitarbeiter gefreut. Ich bin, als der Sturm gegen die Verschärfung des Paragraphen 184 entfacht wurde, in dem Wahne, die Kunst sei gefährdet, dem Goethebunde beigetreten. Als ich dann nach München versetzt wurde, lernte ich allmählich die Verhältnisse kennen, die der Schaufensterparagraph hätte bekämpfen sollen. Ich ward im Dienste mit der „Literatur“ und „Kunst“ bekannt, die nach dem Falle des Schutzgesetzes wie Unkraut aufschoß. Ich erkannte in ihnen mit Schrecken entartete Triebe der „Jugend“. Mit wachen Augen und Ohren habe ich seitdem in die Jahrgänge deutscher Jungen hineingehorcht, die ich zu führen hatte. Ich sah manchen frischen Jungen aus gutem, sattem Hause ohne erkennbaren Grund welken. Nun ging ich auf die nur zu bequeme Suche nach den Krankheitserregern. Was ich mühelos fand und erfuhr, ist empörend. Vor vier Jahren, als ich nach München kam, habe ich noch nichts von dem „Kleinen Witzblatt“ und seinen Genossen gewußt. Seitdem hat jedes Jahr wenigstens ein pornographisches Blatt gebracht. Der „Satyr“, der „Sekt“, „Die Grazien“, „Flirt“, „Frou-Frou“, „Die Auster“, „Der Almanach“, „Das Feigenblatt“ — lauter koprolale und koprographische Angriffe auf die Gesundheit des deutschen Volkes — wurden in den Straßen sichtbar und laut.

Nun wurden gar im vorigen Jahre eine Anzahl kleiner Jungen aus der ersten und zweiten Klasse eines hiesigen Gymnasiums von der Schule verwiesen, weil sie unanständige Liedchen im Stile der Witzblätter sangen, ihr Verständnis durch Variation der schmutzigen Themata bekundeten und bei Begegnungen mit Mädchen untereinander unsittliche Wünsche äußerten. Selbst wenn man von diesem Gebaren ein gutes Stück Gerngroßtum und Prahlerei abzieht — ich muß dabei an Gottfried Kellers Jugendpsychose, seine Lügenzeit, denken —, selbst dann bleibt noch so schmerzlich viel Verdorbenheit zurück, daß man das Vertrauen auf gutes Glück nicht begreift, womit Jahr um Jahr die Eltern ihr Liebstes der Schule anvertrauen.

Diese Erfahrungen haben in mir den Vorsatz geweckt und gestärkt, mit aller Kraft die Kunst und Literatur zu bekämpfen, die in der Jugend schon die Kraft ganzer Generationen gefährdet. Man wird bei Kunst und Literatur im vorausgehenden Satze die Anführungszeichen vermissen. Ich habe sie nicht vergessen. Denn es ist mir klar geworden: All der Schaufensterschmutz würde mit den vorhandnen gesetzlichen Waffen viel energischer bekämpft, wenn nicht ein großer Teil der zur sittlichen Gesundheitspflege berufnen Staatsbeamten und ein noch größrer Teil der Privaten von der „Jugend“, also von einem Blatte, dem man künstlerischen und literarischen Wert nicht absprechen kann, zum Verständnis und zur Duldung künstlerischer Zügellosigkeit erzogen worden wären.

Wegen der Früchte ihres Auftretens klage ich die „Jugend“ an, daß sie im Verein mit dem „Simplicissimus“ den moralischen Reinlichkeitssinn weiter Kreise des deutschen Volkes abgestumpft hat, daß sie die Urheberin einer künstlerischen Pseudokultur ist, die absolut unkünstlerische Menschen in Gestalt einiger Phrasen und einer weitgehenden, als Zeichen künstlerischer Begabung geltenden Nachsicht gegen Zweideutigkeiten sich aneignen können. Die nur allzu große Gemeinde, die sich die „Jugend“ auf diese Weise gewonnen hat, klage ich schmählicher Feigheit und Pflichtvergessenheit an, weil sie vor dem Spotte der „Jugend“ zittert, und in Amt und Würden für ihr Teil die Zukunft des Vaterlandes dem Götzen des Kunstverständnisses opfert. Vom gesunden Banausen bis zum schwächlichen Hyperästheten beugen sich breite und schmale, straffe und geknickte Rücken in Wams und Waffenrock, in Flaus und Frack vor diesem Götzen, den die „Jugend“ aufgerichtet hat.

Ohne den Terrorismus einiger Kunstverständigen wäre es unmöglich, daß die pornographische Presse, die ein zügelloses Kunstblatt nach sich zog, so durch alle Schichten des Volkes sickern und neben Milch und Semmel sich dem Kinde darbieten könnte.

„Der Mann versteht die Zeichen seiner Zeit, er weiß seine Ueberzeugung als Segel dem Winde anzupassen, der jetzt weht.“

Ich habe mit dem Zentrum nichts zu tun. Ich teile in den meisten politischen Angelegenheiten seine Anschauungen nicht. Ich bin ein ganz unkirchlicher Mensch, der es für die größte Wohltat für unser Volk betrachtete, wenn es ganz von Rom getrennt worden wäre. Ich kann mich, ohne mehr Glauben zu heucheln, als mir geblieben ist, auch nicht zu denen gesellen, die sich von Rom getrennt haben. Aber ich verkenne auch nicht, daß viele gute Deutsche in den Reihen des Zentrums sich finden, und daß unter den verlästerten katholischen Priestern wohl mancher ist, der das Herz, wenn auch vielleicht nicht die Kunst des Sängers der Trutznachtigall hat.

Meine Zugehörigkeit zu einem Lehrkörper, an dessen Spitze ein bekannter Parlamentarier steht, mag in vielen den Verdacht rege machen, daß ich „schustere“. Ich habe mit meinem Amtsvorstand noch kein Wort über außerdienstliche Angelegenheiten gesprochen. Ich nähme in außerdienstlichen Angelegenheiten von Vorgesetzten keinen Rat, keinen Wink und keine Weisung an. Was ich tun und lassen muß, lehrt mich der Stolz ein Deutscher zu sein, die Liebe zu meinem Vaterlande und die Sorge um seine Zukunft.

Mag von mir wegrücken, wer will, mag mich bemitleiden, wer will, ich verzichte ohne Schmerz auf Freunde und Handdruckspender, die in dieser Frage andrer Ansicht sind als ich.

Mag Schmutz fliegen oder Verachtung schweigen oder ein Ruf nach dem Psychiater laut werden, ich werde nach meiner Ueberzeugung weiter reden und handeln.

Deutsche Waffenbrüderschaft.

Von

Friedrich Koch-Breuberg.

Die Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71 des Generals von Kretschmann haben durch eifriges Bemühen der Tochter Lilly Braun eine zweite Auflage erlebt. Das bringt der Dame jedenfalls mehr Honorar als Ehre ein.

„Die Treue gegenüber der erkannten Wahrheit“ war nach Angabe der Herausgeberin alleiniges Motiv! Zum Henker, was versteht denn die verspätete Amazone vom Feldzuge 1870?

Es hat nun der bayerische General von Landmann es unternommen, die etwas leichtfertigen Behauptungen Kretschmanns über das Armeekorps von der Tann richtig zu stellen. Eigentlich allzuviel der erwiesenen Ehre!

In erster Linie müßte in Betracht gezogen werden, daß es sich um Privatmitteilungen handelt, die schlechter Laune über miserables Quartier entsprungen sein dürften. Du, mein Gott, was schreiben nervöse Menschen nicht alles zusammen! Das Traurige an der Sache ist eben allein, daß Honorarhunger und Taktlosigkeit es vermochten, so viel Staub aufzuwirbeln.

Aber man macht zu viel Reklame. Laßt sie schreiben, die Lillys, die Pflugk-Harttungs und den Bayernfresser Graf Frankenberg dazu!

Uebrigens sind die Entgegnungen von Landmanns ebensogut ausgeführt wie jene, die Hugo Arnold seinerzeit Herrn von Pflugk-Harttung gewidmet hat. Es wurde mit Hilfe des Generalstabswerkes und anerkannter Fachwerke nachgewiesen, daß in beiden Fällen nicht zu behauptende Aeußerungen vorliegen.

Es tut mir wirklich leid, daß ich mich des berühmten Majors von Kretschmann nicht mehr erinnere. Was er über den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin erzählt, war ja in gewisser Hinsicht ein damals beliebter Armeeklatsch. Im Felde macht man's gerade so wie die Damen beim Kaffeekränzchen oder beim Fünfuhrtee, denn man hat Zeit dazu.

Der ersten Aussprache des Großherzogs mit General von der Tann habe ich zwar nicht offiziell angewohnt, aber der neckische Zufall führte mich derart in die Nähe, daß ich einiges hörte. Die Miene unseres vergötterten Heerführers, der Orleans zuerst eingenommen hat, war nicht die erfreuteste. Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich, daß der Großherzog unser Aeußeres getadelt hatte. Seine Mecklenburger waren eben im Vergleich zu uns Feldzugs-

neulinge. Uebrigens blieb es beim alten und der Großherzog gewöhnte sich an unsere mit Kotzen verdeckten Blößen. Rudolf von der Tann — unser Brigadekommandeur — war allzeit bereit, auf sonderbare Fragen eine passende Antwort zu erteilen. Wollte man dergleichen Nebensächliches, was ins Gebiet guter Anekdoten gehört, als Buch erscheinen lassen, man würde bei allen Kontingenten Deutschlands gleichverteilten Stoff zur Genüge finden.

Genau, was ich von bayerischen Kameraden sah, bemerkte ich an preußischen. Wie oft habe ich schon geschrieben, daß ich heutigen Tages noch darüber erstaune, in wie menschlicher und anständiger Weise wir Krieg führten!

Einzelne tadelnswerte Fälle, die man wirklich selten erlebte, können doch nicht dazu beitragen, die Urteile zu verallgemeinen! Hätte der König von Bayern zwei Korps von Engeln mit recht langen Flügeln entsenden sollen? O, ich lernte die Flügel der Pommern vor Paris kennen, denn unter den Bettladen fanden sich so — — — ausgefallene Federn vor! Darf man deshalb behaupten, daß alle Preußen pommerische Federn versteckten?

Oder — ich betrat Schlösser, in denen Feinde einquartiert waren. Die Entdeckungen sahen sich noch viel unerzählbarer an, aber aus ihnen kann ich z. B. doch nicht auf französisches Familienleben schließen?

Und so fand eine Dame, die nicht mehr zu „uns" gehört, Briefe ihres Vaters und faselt auch noch von Pietät. Wir wissen, daß die Gesellschaft manchen Lump und manche Lumpin birgt, deshalb können wir aber nicht über Nacht Sozialdemokraten werden, sondern wir müssen uns mit der Erkenntnis begnügen, daß in allen Ständen sich Lumpe vorfinden, weil auch den besten Naturen ein Zug zum moralischen Defekt anhaftet. Der Mantel der christlichen Nächstenliebe ist aber abhanden gekommen, doch der Takt könnte allen Menschen noch etwas gelten.

Solche, denen er angeboren oder anerzogen ist, scheuen eben vor den Großtaten des gewöhnlichsten Geldmachertums zurück und begnügen sich, einzelne Erinnerungen im Kreise vertrauter Freunde zu besprechen. Leider hat sich der Memoirenschwindel einen großen Freundeskreis erworben und jede Privataufzeichnung bei schlechter Verdauung soll als Beitrag zur Geschichte gelten.

Da ist es freilich natürlich, daß ein „Privathäßle" unbedeutendster Persönlichkeiten zur historischen Quelle aufgebauscht wird!

Die Frankfurter Tagung des Katholischen Frauenbundes.

Ein Stimmungsbild.

Von

Natalie Haas, Augsburg.

Viel und mit mannigfachen Mitteln hat man sich bemüht, die hippokratischen Züge im genußmüden Antlitz der modernen Gesellschaft zu verwischen. Man sucht in allen Taschen, wo es nicht steckt, das Rezept, der Gesellschaft unsterbliche Kraft einzuhauchen, nach der die Menschheit dürstet. Es ist nicht zu kühn, wenn wir sagen: Dort in Frankfurt haben sie jüngst getagt, die barmherzigen Schwestern des großen kranken Menschenleibes, die katholischen Frauen, welche sich zum Bund zusammenschlossen, um den wahren Heiltrank in die Familie und ins öffentliche Leben zu tragen. Es ist dies der Heiltrank, der in der Pflege entschiedenen katholischen Glaubens und in dem Geiste „der Gerechtigkeit und Liebe" liegt.

Dieser Kath. Frauenbund mit dem Zentralsitze Köln erschien — von den kath. Damen Frankfurts aufs liebenswürdigste aufgenommen — **in so zahlreichen** Vertreterinnen auf der vom 6. bis 8. ds. Mts. einberufenen Generalversammlung, daß das Bestreben, die schon auf sozialem und caritativem Gebiete tätigen Frauen einander zu Austausch und Belehrung nahezubringen, in eminenter Weise sich erfüllte. Man konnte sowohl in den öffentlichen Reden der Damen als auch in Privatgesprächen aus einem Schatz von Talent, Bildung, Erfahrung und frommer Liebe schöpfen, wie er kaum noch irgendwo so aufgehäuft lag wie in dieser Versammlung. Mehrere Damen beherrschten als Schriftstellerinnen, Leiterinnen von Bildungsanstalten und Schöpferinnen von sozialen und caritativen Vereinen und Einrichtungen die Aufgaben des Frauenbundes schon in einzelnen Teilen. Sie konnten vom Lose der Fabrikarbeiterinnen und den hierfür nötigen Organisationen, von Mädchenbildung, von Fürsorgevereinen, Hauspflege, kaufmännischen Gehilfinnen, von sozialen Kursen, von Musteranstalten 2c. 2c. in Reden und Privatgesprächen in so anregender Weise berichten, daß niemand so eng war, den Früheraufgestandenen nicht dankbar zu sein. Im Gegenteile, man nahm diese Fülle befruchtender Ideen wie eine Saat mit nach Hause, die man zu hundertfältiger Frucht bringen will. Dieses Hin- und Herfluten zündender Gedanken, diese Beispiele, welche sich drängend in die Herzen senkten, selbst die in der Debatte auftretenden Gegensätze zwischen strengeren und weiteren Anschauungen, von denen die ersteren mehr Freunde hatten, als man ahnen mochte — alles tönte harmonisch aus wie ein Lobgesang Gottes.

Die Leitung der Zentralstelle liegt in den Händen einer so edlen und vornehmen Natur, der geistliche Berater entledigte sich seiner Aufgabe mit soviel Umsicht, die Vertreterin des bayerischen „Mädchenschutzes" brachte „**die bayerische Treue mit**" und erinnerte dadurch in so feinsinniger Weise an die Pflicht unverbrüchlichen Zusammenhaltens, ein Kölner Ausschußmitglied wußte der zum Schluß eintretenden Ermüdung mit so reizendem Humor aufzuhelfen, daß die Versammlung in dankbarster, schaffensfreudigster und treuester Gesinnung sich trennte.

Die Stimme eines berühmten geistlichen Redners war mächtig in die Gemüter gedrungen. Wir sehen schon im Geiste, wie die bei der Generalversammlung gewonnenen Eindrücke sich allenthalben zur Tat emporringen, wie die schon vorhandenen und die entstehenden Organisationen sich an einander schließen, wie Ströme von Segen davon ausgehen, und wir glauben, daß die geistvollen Worte einer Eingangsrednerin sich erfüllen werden, welche, einen Gedanken Michelangelos variierend, die Zuversicht ausdrückt, „daß der Frauenbund nach Jahren zielbewußten Schaffens sagen könne: Wir lassen treffliche Einrichtungen hinter uns und gute Beispiele, die Welt ist besser, als sie war, ehe denn der Katholische Frauenbund gegründet war."

Deutsche Reformarbeit in der Türkei.

Von

Dr. Franz J. Ortmann-Konstantinopel.

Mehr denn hundert Jahre sind vergangen, seit die jüngste Periode der türkischen Geschichte mit dem Versuche einsetzte, dem vermorschten Staatswesen neues Leben einzuhauchen, mit veralteten Institutionen durch Zugeständnisse an den Geist der neuen Zeit zu brechen, Ungerechtigkeiten und Härten in der Behandlung der Untertanen zu beseitigen. Bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts glaubte die Türkei auf eigene Faust und aus eigener Kraft diese Reformarbeit leisten zu können, indem sie, dank persönlichen Sympathien ihrer Herrscher und Staatsmänner, nach **französischem** Vorbild eine Reihe von ungeschickten und überhasteten Reformen einführte, die oft nur bei Aeußerlichkeiten, Namen und Projekten haften blieben und der Eigenart des Landes keine Rechnung trugen. Je stärker sich die Einsicht von der Zwecklosigkeit dieser Methode aufdrängte und je größer die Abhängigkeit der Türkei von dem internationalen Geldmarkt wurde, den sie seit ihrer Aufnahme in den europäischen Staatenbund (1856) ungebührlich in Anspruch nahm, wurde die Reformarbeit mehr auf eine **internationale** Grundlage gestellt. Reformen und Reformer wurden von verschiedenen Völkern bezogen, je nachdem das betreffende Land auf diesem oder jenem Gebiete Hervorragendes leistete oder seine Einrichtungen am ersten eine Uebertragung auf türkischen Boden zuließen. So verschrieb man sich aus England die Reorganisatoren der Marine, aus Deutschland die Instrukteure der Armee, während die Franzosen nach wie vor bei der Neugestaltung des Unterrichtswesens hervorragende Mitarbeiter stellten. Und doch war beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Begeisterung der türkischen Regierung für Frankreich noch so groß, daß sie unaufgefordert dem Kaiser Napoleon eine Allianz gegen Deutschland anbot; und einer der größten Staatsmänner der Türkei aus dieser Periode, Aali Pascha, soll an den Folgen dieses Krieges, dessen Ergebnis er nicht verwinden konnte, gestorben sein. Diese Stimmung gegen Deutschland, die übrigens im Volke selbst niemals Wurzel gefaßt hat, schlug auch bei den leitenden Männern bald um. Als im Jahre 1876, kurz vor der Thronbesteigung des jetzigen Sultans, ein türkisches Blatt in einem von wütenden Ausfällen gegen Europa strotzenden Artikel mit einem allgemeinen Kriege des Islam gegen das Abendland drohte, war es so gnädig, Deutschland von diesem Rachekriege auszunehmen zu wollen, allerdings nur für den Fall, daß es sich der strengsten Neutralität befleißigen würde. Seit dieser Zeit haben die Sympathien der Türkei für Deutschland in richtiger Erkenntnis der gegebenen politischen Verhältnisse eine bedeutsame Steigerung erfahren, von dem Tage des Berliner Vertrages an, wo durch Bismarcks Eingreifen Rußland, dem türkischen Erbfeinde,

der größte Teil seiner Kriegsbeute entrissen wurde, bis zu der Stunde, wo vor wenigen Jahren der Deutsche Kaiser als hochverehrter Gast des Sultans in Konstantinopel weilte. Die Regierungszeit Abdul Hamids II. ist besonders reich an den glücklichsten Beziehungen zwischen dem Deutschen und Osmanischen Reiche, da jetzt vor allem durch deutsche Kulturarbeit hier grundlegende und nachhaltig wirkende Reformen geschaffen wurden, die für die Türkei eine Quelle des Segens werden können.

Doch ehe von dieser, der jüngsten Vergangenheit angehörenden deutschen Hilfe zur Hebung des Orients die Rede sein soll, sei kurz des großen Deutschen gedacht, der zuerst in leitender Stellung zum Besten der Türkei wirken sollte. In den Jahren 1835—1839 war H. von Moltke als militärischer Ratgeber Sultan Mahmuds, des Reformers, im türkischen Heere tätig; auf die wiederholte und dringende Bitte des Großherrn war er mit mehreren anderen preußischen Offizieren an den Bosporus gesandt worden. Der Sultan hatte nach der blutigen Vernichtung der Janitscharen den Versuch wagen müssen, eine reguläre Armee nach europäischen Begriffen zu bilden; aber der Versuch scheiterte und sein Ergebnis war nach Moltkes Worten „die unglücklichste Schöpfung eines Heeres nach europäischen Mustern, mit russischen Jacken, französischem Reglement, belgischen Gewehren, türkischen Mützen, ungarischen Sätteln, englischen Säbeln und Instrukteurs aus allen Nationen — in welchem die Führer Rekruten, die Rekruten kaum besiegte Feinde waren“. Nun war es Moltkes und seiner Mitarbeiter Aufgabe, diese überstürzte Reform auf ihr rechtes Maß zurückzuführen, in Anpassung an das preußische Heerwesen das osmanische neuzugestalten, kurz „den alten, etwas eingerosteten Krummsäbel, so gut es gehen will, à la France anzuschleifen“. Manche Umstände, die hier nicht erörtert werden können, verhinderten es, daß dem nunmehr nach preußischem Vorbild geschulten türkischen Heere auf den Schlachtfeldern jener Erfolg zuteil wurde, den die Mitarbeit des großen Strategen hatte erwarten lassen. Und als zur Zeit des Sultans Abdul Aziz jene schon gekennzeichnete Nachahmung Frankreichs Mode ward, wurde auch die Armee wieder nach französischer Art „reformiert“.

Aber auch dieses Heer tat in dem Kriege mit Rußland nicht seine Schuldigkeit, so daß Sultan Abdul Hamid sich zu Anfang der achtziger Jahre wieder an Deutschland mit der Bitte wandte, dem türkischen Heere einige deutsche Offiziere als Mitarbeiter an der beabsichtigten Militärreform zur Verfügung zu stellen. Diesem Wunsche ward entsprochen; und nun wurde dank der eifrigen mehrjährigen Mithilfe des jetzigen Kommandierenden Generals des I. Armeekorps, Frhrn. v. der Goltz, eine neue Armeeorganisation in die Wege geleitet, die in dem Kriege gegen Griechenland ihre Feuerweihe empfing und diese Probe glänzend bestand. Wenn daher heute das türkische Heerwesen, an dessen Ausbildung und Vervollkommnung noch immer deutsche Militärs mitwirken, eines der wenigen Gebiete des öffentlichen Lebens bildet, auf das die Türkei mit Recht stolz sein kann, so gebührt der Dank hierfür an erster Stelle Deutschland, dessen Söhne die Türken wieder lehrten, das Schwert zu gebrauchen, mit dem einst ihre Vorfahren Europa in Schrecken gesetzt hatten.

Schon Moltke hatte in seinen Briefen über die Türkei, denen die obigen Zitate entnommen sind, auf den „schändlichen“ Zustand der türkischen Militärkrankenpflege hingewiesen, mit dem Bemerken, daß „hier oder nirgends Kranken helfen können“. Es sollte lange dauern, ehe hier Wandel geschaffen wurde; und einem Landsmanne Moltkes wieder ist die Ehre und — Mühe dieser Arbeit zuteil geworden. So unglaublich es klingen mag, die Türkei tat bis vor kurzem nicht das geringste für die Pflege ihrer kranken und verwundeten Soldaten, im Frieden sowenig wie im Kriege, wo diese Pflege doppelt not tut. Prof. Dr. Rieder Pascha war es, der in sechs Jahren angestrengten und aufopfernden Wirkens für die Türkei eine Militärmedizinschule gründete und leitete, die auf modern-wissenschaftlicher Grundlage für das türkische Heer die so dringend notwendigen Krankenpfleger und Aerzte ausbildet. Außerdem schuf er in Konstantinopel ein Krankenhaus, in dem mit ihm deutsche Aerzte und deutsche Schwestern sich der Aermsten der Armen annahmen und dessen mustergültige Einrichtung für den weiteren Ausbau der Krankenpflege im türkischen Reiche vorbildlich werden soll. Eine schöne Anerkennung des dankbaren türkischen Volkes für die zu seinem Wohle geleistete Arbeit deutscher Männer und Frauen bekundet sich in der Tatsache, daß jenes Krankenhaus in Gülhane im Volke nur als das „aleman hasta-hane“, das deutsche Krankenhaus, bekannt ist. Vox populi, vox dei! Neben Prof. Rieder und seinen deutschen Mitarbeitern in Konstantinopel wirkte auf dem gleichen Gebiete im letzten Jahrzehnt lange Jahre Prof. v. Düring in Anatolien. Die Arbeiten dieser wackeren Männer machten die Regierung bekannt mit der geschwächten und zerrütteten Gesundheit des türkischen Volkes, das, wenn nicht bald Hilfe geschaffen worden wäre, mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes einem sicheren Aussterben verfallen wäre.

Doch mit diesem Dreigestirn glänzender Namen, deren Träger segensreiche Arbeit für die Türkei in deutschem Geiste geleistet haben, ist die Zahl der deutschen Kulturpioniere im Orient noch nicht erschöpft. Neben diesen Männern, die in der vordersten Reihe standen, waren und sind noch jetzt in fast allen Zweigen der türkischen Verwaltung Deutsche tätig, deren Wirksamkeit, auf ein kleines Gebiet beschränkt und weniger der Oeffentlichkeit sich bietend, für das türkische Volk von großem Nutzen war, wenn auch die Geschichte ihre Namen nicht verzeichnet. Aber jenes große Kulturwerk darf nicht vergessen werden, das ausschließlich deutscher Intelligenz und Unternehmungslust zu danken ist, der Bau der Anatolischen Eisenbahn, an den sich jetzt — wiederum mit deutscher Hilfe — der Bau der Bagdadbahn anschließen soll. Diese Bahnen, die seit etwa 10 Jahren vollendet sind, erschlossen der Türkei reiche und fruchtbare Länderstrecken, die bis dahin fast ungenutzt und unbekannt dalagen; sie gaben Tausenden von fleißigen Ansiedlern, die aus den der Türkei entrissenen Landesteilen in großer Zahl in dies Herz des türkischen Reiches einwanderten, eine Gelegenheit zum Lebensunterhalt auf eigner Scholle und mit bestem Erfolge. Wo früher in Kleinasien weite Heiden sich dehnten, erheben sich jetzt stattliche Dörfer im Kranze üppiger Felder, die ihr Werden und Blühen der deutschen Bahnverwaltung verdanken, die, frei von allen eigennützigen Motiven, so unendlich viel für die Wiedererweckung des anatolischen Landbaues getan hat. Sultan Abdul Hamid II. hat einst, wie Frhr. v. d. Goltz in seinen „Anatolischen Ausflügen“ erzählt, die Hoffnung geäußert, „daß deutsche Kolonisten sich an dieser neuen internationalen Handelsstraße niederlassen und den anatolischen Bauern und Handwerkern durch ihren Fleiß und ihre Intelligenz ein fortreißendes Beispiel geben würden, während sie selbst zu Ansehen und Wohlhabenheit, leichter als in der eng gewordenen Heimat, gelangen könnten. So würden zwei befreundete Völker das Gute austauschen, was sie einander zu bieten hätten.“ So ehrend und lockend dieser Vorschlag des Großherrn auch sein mag, so kann unter den jetzigen Verhältnissen in der Türkei, und auch wohl in Zukunft nicht, an eine Verwirklichung dieses Planes gedacht werden, wie dies Kenner des Landes ausgeführt haben. Wenn auch manche wünschen, daß die Stellung Deutschlands im Orient eine breitere Basis erhält, so muß es dem deutschen Volke doch genügen, im Morgenlande als Bahnbrecher und Pfadfinder seine Rolle zu spielen, jenem Worte entsprechend, daß „an deutschem Wesen noch die Welt genesen“ soll.

Tageserholungsstätten.

Von

F. X. Hoermann, Kaiserslautern.

„Die erste Aufgabe der Katholiken in der Gegenwart ist, für die Zukunft zu sorgen“, betonte auf dem letzten Niederösterreichischen Katholikentage P. Boißl, S. J. Die Zukunft in der Gegenwart ist die Jugend, um die sich der große Kampf unserer Tage in erster Linie dreht und die darum heute eines erhöhten, eines doppelten Schutzes bedarf. Denn einerseits erfüllt das Elternhaus die ihr zukommende Mission der Erziehung nicht mehr im alten Umfange, anderseits haben sich die der jugendlichen Welt drohenden leiblichen und religiösen Gefahren verdoppelt und vervielfacht. Ganz besonders trifft diese Behauptung für die Jugend unserer größeren Städte zu.

Unsere städtische Jugend ist in ihren freien Stunden meist auf die Straße angewiesen. Denn die Jugend will mit den Altersgenossen, die sie dort trifft, in Wort und Spiel verkehren, Kinder wollen bei Kindern sein. Allein die Straße ist in sittlicher und hygienischer Beziehung der bedenklichste Erholungsort für unsere heranwachsende Generation, die Gassenfreiheit eine Quelle jugendlicher Korruption. Das Losungswort jedes wahren Jugendfreundes muß daher lauten: Fort mit den Kindern von der Straße und ihrem Verderben! Schaffung spezieller Erholungsplätze, in denen sich die junge Welt ohne moralische und physische Gefahren einer veredelnden, geistig und körperlich vorteilhaften Erholung hingeben kann!

Diesem Zwecke dienen neben den verschiedenen Jugendvereinen vor allem die für die werktagsschulpflichtige Jugend bestimmten Tageserholungsstätten, wie dieselben besonders vom Niederösterreichischen Landtag ins Leben gerufen wurden. „In

Durchführung der bezüglichen Beschlüsse des N.-ö. Landtages", schreibt F. Stauracz*), „hat der Landesausschuß in der nächsten Umgebung von Wien Tageserholungsstätten errichtet, welche dem Zwecke dienen, erholungsbedürftigen Kindern tagsüber Aufenthalt in reiner Waldluft bei reichlicher Ernährung zu bieten. Dank dem Entgegenkommen der Gemeinde Wien werden die Kinder dahin täglich morgens unentgeltlich mittels der elektrischen Straßenbahnen befördert. In der Erholungsstätte erhalten die Kinder 5 Mahlzeiten, sie werden dortselbst ärztlich untersucht und angemessen beschäftigt und kehren abends wieder mittels Straßenbahn zu ihren Familien zurück. In solcher Weise werden täglich 1000 Kinder verpflegt, die infolge ihrer schwächlichen Konstitution Krankheiten, ja selbst dauerndem Siechtum zum Opfer fallen könnten."

Wir hatten heuer Gelegenheit, eine dieser Tageserholungsstätten, jene von Pötzleinsdorf bei Wien, zu besichtigen. Die Erholungsstätte, in den laubgrünen Bergen des Wienerwaldes und zehn Minuten von der Endstation der Trambahn entfernt gelegen, wird von Ordensschwestern geleitet. Die seit Beginn der Ferienzeit täglich von früh 8 Uhr bis abends 6 Uhr sich hier tummelnden Kinder zeigten fast ausnahmslos ein gesundes und frohes Aussehen. Wie uns eine uns führende Schwester versicherte, weisen die Kinder am Schlusse der Ferien eine durchschnittliche Gewichtszunahme von 10—14 Pfund auf.

Damit die Verpflegung der Kinder in den Tageserholungsstätten nicht den Charakter einer reinen Armenunterstützung annimmt, zahlen die Eltern einen kleinen Tagesbeitrag; der geringste und meist gezahlte Betrag ist 10 Heller. Kinder vermöglicher Eltern entrichten den vollen, aber billig berechneten Betrag der Verpflegung.

Die Kinder, Knaben wie Mädchen, machten bei ihrem Spiele, bei ihrer Beschäftigung und in ihrem Benehmen einen durchaus gesitteten Eindruck. Von allen Kindergruppen, an denen ich und mein geistlicher Begleiter vorüberschritten, wurden wir mit dem Gruße „Gelobt sei Jesus Christus!" oder „Gott zum Gruße!" bewillkommt. Ein kleines Mädchen trug uns, frisch und drollig, ein nettes Gedicht vor, andere Kinder sangen uns ein gut eingeübtes Lied. An einem provisorisch im Waldesschatten errichteten Bildstock, „zur Waldandacht" benannt, hielten mehrere Mädchen mit der sie beaufsichtigenden Schwester eine kleine und erhebend stimmende Andacht. Täglich werden auch geeignete und kurze Lesungen religiösen Inhalts vorgenommen.

In den Tageserholungsstätten haben die Kinder das, was sie auf der Straße suchen: Gespielen und Spiel; sie haben aber nicht die Gefahren und die Luft der Straße, sondern eine in natürlicher und geistiger Hinsicht reine Atmosphäre, die dem in der Entwicklung begriffenen Körper wie dem kindlichen Geiste und Gemüte neue Kräfte zuführt. Sie haben eine reichliche und gesunde Kost, eine liebevolle Pflege, religiöse Uebungen und religiöse Anregungen.

Wir hegen den regen Wunsch, es möge nach dem Vorgehen des Niederösterreichischen Landtages in allen größeren Städten an die Errichtung von Tageserholungsstätten herangetreten werden. Aber nicht nach der Tendenz des Fröbelschen, simultanen Kindergartensystems, sondern nach der Art der konfessionellen Wiener Erholungsstätten. Ordensschwestern, oder bei gänzlichem Mangel derselben geschulte Frauen und Mädchen, sind die besten Leiter derartiger Anstalten. Mögen in der Inangriffnahme dieser großen Aufgabe die berufenen Kreise nicht zu lange säumen! Es sind die in ihrer Entwicklung vernachlässigten, es sind die von der wachsenden Verrohung der Zeit bedrohten unsterblichen Kinderseelen, die um Schutz und Hilfe rufen. Erbarmen wir uns ihrer, wirken wir auf Eltern, Behörden und Vorgesetzte ein! Die Liebe, welche in den Worten des großen göttlichen Pädagogen liegt: Lasset die Kleinen zu mir kommen! muß auch uns mit opferwilliger Liebe zu der gefährdeten Jugend erfüllen. Reden wir nicht bloß über die Zuchtlosigkeit der jungen Welt, bedauern wir nicht bloß die im Schlamme der Zeit Ertrinkenden, sondern handeln wir! Und eine echt moderne Handlung auf dem Gebiete der Jugendfürsorge heißt: Errichtung von Tageserholungsstätten.

---

*) Eine wahre Volkspartei! Warnsdorf 1904. S. 80 ff.

Das Erwachen des Lichts.

Novemberregen hatte Tag für Tag
Den Garten eingehüllt in Trauerschleier
Und sang ein schläfrig und betäubend Lied.
Es schlug der Sturm die wilde Nordlandsleier
Die Nacht hindurch. — Da ward das Leben müd.
Die frohen Farben gingen traurig schlafen,
Die Schönheit wanderte ins Land des Traums
Und alle Schiffe ruhten matt im Hafen,
Die tiefe Schweigsamkeit besaß das Land.
Vom Turme scholl das Armeseelenläuten
Und eingesargt, bedeckt von Gruft und Stein,
Entschliefen uns're goldgelockten Freuden.
Die Merle saß auf nassem Zweig verstört,
Die graue Dohle schrie von fern am Himmel,
Schwarz ward der letzten Aster freudig Rot
Und schwarz der Blätter sinkendes Gewimmel.
Da lag der Mut am Boden schwingenlahm,
Da schlug der Zweifel an des Herzens Toren,
Die kranke Schwermut senkte tief die Stirn —
Da klang der Ruf nach dem, das wir verloren.

* * *

Doch plötzlich hob die große Siegerin
Sich aus dem Chaos wie am Schöpfungstage.
Die Sonne kam. Sie brach des Schweigens Last
Und stillte lächelnd rings die große Klage. —
Sie kam in ihrer Jugend Brautgeschmeid,
Da schmetterten vor ihr des Glücks Fanfaren,
Sie trug des Lichtes goldnes Diadem,
Das strahlenreiche, in den offnen Haaren.
O wie sie kam! — Als spräche Gott aufs neu:
„Es werde Licht!" ergoß sie ihre Gluten
Und ihrer Kräfte ew'ges Elixier
Und ihrer Helligkeit geweihte Fluten.
Ein Jauchzen grüßte hell die Trösterin,
Vor der die Schlaffheit und die Feigheit sanken,
Die Nacht und Tod in ihren Abgrund wies
Und stolz erhob des Lebens Schild, den blanken.
Sie stand auf ihres Weltalls blauem Thron
Und sang das Lied von seligen Triumphen,
Ein Weckerlied, gleich wie Posaunenton
Klang's in die Täler, in die stillen, dumpfen.
Wo eine Farbe schlafbefangen lag,
Fuhr sie empor, gleich wie vom Feuer trunken;
Es riß den grauen Strom aus tiefem Traum —
Und seine Seele sprühte auf in Funken.
Die toten Lichter steckt' es alle an —
Die ausgelöschten, die vergeß'nen Flammen.
Und über Berg und Wiese, Wald und Tal —
Schlug im Akkord das Strahlenmeer zusammen.
Auch das gestockte, das verdorb'ne Blut
Im Menschenherzen, es begann zu wallen
Und alle Kräfte schworen ritterlich
Und hohen Sinnes als des Lichts Vasallen.

M. Herbert.



Bühnen- und Musikrundschau.

Kölner Theater- und Konzertleben. Die berühmte Kölner Theaterfrage, über die sich alle Welt aufregte, hat das Schicksal durch den plötzlichen Tod des Direktors Otto Purschian einstweilen zum Stillstand gebracht. Die Frage: Ob Intendant oder Direktor — wurde nun durch den Zufall in der Art erledigt, daß die Vereinigten Theater — vorläufig — für Rechnung der Stadt — von Kapellmeister Lohse — weitergeführt werden. Soweit sich das bis jetzt übersehen läßt, kommt die Stadt Köln dabei keineswegs zu Schaden — im Gegenteil — es bleibt noch ein schöner Rest in der Kasse. Die Verpachtung der beiden Theater ist zwar von neuem ausgeschrieben worden und es sollen sich zahlreiche Bewerber gemeldet haben, aber ein Entscheid ist bis heute nicht getroffen. Das muß aber in Bälde geschehen, da die alten Engagements erneuert und neue abgeschlossen werden müssen.

Die Theaterlust hat sich unter dem Interregnum entschieden gehoben und die Einnahmen steigern sich von Tag zu Tag. Freilich ließ die provisorische Regierung es nicht an Eifer fehlen. So brachte man gleich am Eröffnungstage der neuen Saison den „Tannhäuser" in der Pariser Bearbeitung, stilvoll ausgestattet, zur Aufführung. Neu einstudiert wurden Lortzings „Wildschütz", Verdis „Maskenball" und Bellinis „Norma". Außerdem werden die Repertoireopern, die jede Bühne auf der Walze hat, gegeben. Die Oper gebietet über ein zahlreiches Personal, indem alle Fächer doppelt besetzt sind; als Kapellmeister fungieren die Herren Otto Lohse, W. Mühldorfer, Gust. Mayer, Emil v. Abranyi und Franz Weißleder (zugleich Chordirektor), alsdann sind mehrere Korrepetitoren angestellt. Der Chor zählt 60, das Orchester 75 Personen. Das Schauspiel, das dem Oberregisseur Rudolf Lenoir unterstellt ist, verfügt gleichfalls über ein zahlreiches Personal, worunter einige bemerkenswerte Talente sich befinden, so die jugendliche Liebhaberin Lina Lossen, die am Hoftheater in München nächsthin auf Engagement gastieren wird.

An Neuigkeiten brachte das Schauspiel bis jetzt: „Der Meister" von Bahr, „Die Schloßherrin" von Capus, „Frei ist der Bursch" von Paul Grabein, „Nebeneinander" von Georg Hirschfeld und „Robinsons Eiland" von Fulda. Dann gab es einen Goethe- und einen literarischen Abend, bei dem Lessings „Philotas", Zacharias Werners Schicksalstragödie „Der 24. Februar" und Kleists „Zerbrochener Krug" aufgeführt wurden. Neu einstudiert wurden Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", Shakespeares „Bezähmte Widerspenstige", „Macbeth" und — in prachtvoller Ausstattung — „Julius Cäsar". Die Stadt Köln hat bei den Anschaffungen für das neue Sechseinhalbmillionentheater nicht geknausert. In Bezug auf Ausstattung kann das Neue Theater es mit jeder Hofbühne aufnehmen. Von einer französischen Gesellschaft wurde im Alten Theater, in dem das Schauspiel für gewöhnlich einlogiert ist, „Hamlet" gegeben. In dieser Woche beginnt man im Neuen Theater einen Schiller-Zyklus, bei dem der Dramaturg der Vereinigten Theater, Dr. Simchowitz, jedes Stück mit einem Vortrag einleiten wird.

Eine nicht unerhebliche Konkurrenz wird den Vereinigten Theatern gemacht durch das Residenztheater, das Reichshallentheater, in dem jetzt auch Operetten mit großer Ausstattung gegeben werden, und die Philharmonie. Die größte Konkurrenz erwächst den städtischen Bühnen jedoch durch die massenhaften Konzerte, nicht zum geringsten durch unsere berühmten Gürzenichkonzerte, durch welche dem Theater das städtische Orchester, das den Stamm des Gürzenichorchesters bildet, tagelang entzogen wird.

Nachdem die Theaterfrage einstweilen gelöst, taucht nun plötzlich eine Gürzenichfrage auf. Durch die von der Polizeibehörde angeordneten Sicherheitsmaßregeln sind zahlreiche Plätze im Saal und auf der Galerie in Wegfall gekommen. Daß demzufolge die Preise erhöht werden mußten, daran hat das Publikum keinen Anstoß genommen, insofern die verfügbaren Plätze alle abonniert sind und manche Wünsche unerfüllt bleiben mußten. Da taucht denn die Frage auf, ob der altehrwürdige Gürzenich, dessen Akustik je eine fragwürdige war, überhaupt noch genüge für das vergrößerte Köln? Nun scheint der Zufall auch hier wieder die strittige Frage lösen zu wollen. Man plant nämlich für den Sommer 1905 oder 1906 eine große Kunstausstellung. — Die Lorbeeren Düsseldorfs lassen uns nicht mehr schlafen. — Für diese soll nun am Rheinufer eine großartige Halle errichtet werden, die so angelegt werden soll, daß sie später in eine Festhalle bzw. Konzertsaal umgewandelt werden kann. Bis dahin würden die Konzerte dann noch in dem alten Tanzhause, dem Gürzenich, gegeben, in dem es auf einmal — merkwürdiger Fall — besser klingt. In dem ersten diesjährigen Gürzenich-Konzerte führte Gustav Mahler zum allerersten Male seine neueste, fünfte Sinfonie auf. Man konnte das ja als ein Kompliment für das Kölner Publikum, das Gürzenichorchester und — die Kölner Presse auffassen. Wenn man das so auslegte, daß er bei dem Publikum ein freundliches Entgegenkommen, bei der Presse eine vorurteilsfreie Kritik und durch das Orchester eine seinen Wünschen und Anforderungen entsprechende Ausführung voraussetzte. Und die Anforderungen, die er an die 3 Faktoren stellt, sind wahrlich nicht gering. Allerdings ist das Kölner Orchester gut erzogen; es hat in Hiller und Wüllner und nach des letzteren Tod während einer dirigentenlosen Saison in Hans Richter, Rich. Strauß, Felix Mottl, Felix Weingartner und Fritz Steinbach vortreffliche Lehrmeister gehabt. Die Gastkapellmeister rühmten alle die Intelligenz des hundertköpfigen Orchesters. Das Publikum, das nun gerade auch nicht auf den Kopf gefallen ist, stand der Mahlerschen Sinfonie ziemlich ratlos gegenüber. Es liegt derselben ein unbeschriebenes Programm zugrunde, was Mahler aber verneinte, indem er nur Musik geschrieben haben wollte. Musik! ja, aber sehr kuriose. Erst in dem dritten Satze, einem wundervollen Adagietto, fanden die Zuhörer den Kontakt mit der Rätselkomposition. In den Beifall, der sich nach den einzelnen Sätzen und am Schlusse erhob, mischten sich auch nicht zu überhörende Zischlaute. Nach der Sinfonie sangen die Damen unter Steinbach Frauenchöre von Fr. Schubert, bei denen Fr. Lulu Mißgemeiner das Sololied, dann noch Lieder sang. Mit der dritten Leonoren-Ouvertüre wurde das Konzert zum Abschlusse gebracht. Im zweiten Gürzenichkonzert führte Steinbach Händels lange nicht gehörtes Oratorium Judas Makkabaeus in der Chrysanderschen Bearbeitung auf, das indes trotz vorzüglicher Ausführung bei dem Publikum nicht mehr recht verfangen wollte. Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Unter den Solisten tat sich durch stilvollen und kunstgebildeten Vortrag der englische Tenor John Coates aus London hervor, der durch seine Gastspiele an der hiesigen Oper hier gut angeschrieben ist. Von ihm könnten unsere deutschen Tenoristen lernen, wie man Lyonel, Romeo, Georg Brown und auch den Judas Makkabaeus singen muß, um auch auf die Gebildeten Eindruck machen zu können.

Selbstverständlich will ich die Leser der „Allgemeinen Rundschau" nicht unterhalten von den sogenannten Wohltätigkeitskonzerten der Männergesangvereine oder den Debuts eben flügge gewordener Konservatoriumszöglinge. Dagegen möchte ich die intimen Samstagskonzerte der Musikalischen Gesellschaft nicht übergehen, die schon ihrer Kürze wegen und weil dabei kein Toilettenzwang herrscht, beliebt sind. Das Programm bringt in der Regel eine Ouvertüre, eine leichtere Sinfonie und einen Solovortrag. Vor kurzem kehrten dort einige Mitglieder der Pariser Société des Concerts des Instruments anciens ein, die auf Clavecin, Viole d'amour und de Gambe, Quinson und Contre basse Kompositionen von Tonsetzern des 18. Jahrhunderts meisterhaft vortrugen. Vorher gab Chevillard mit dem Orchester Lamoureux aus Paris ein Konzert, als dessen Glanz- und Höhepunkte sich die Eroica, Vorspiel und Liebestod aus Tristan und Isolde, Meistersingervorspiel, sowie Berlioz Ouvertüre zu Benvenuto Cellini ergaben. Von Virtuosenkonzerten sei der Klavierabend erwähnt, den der Pianist Télémaque Lambroso in dem eleganten und gut akustischen Rokokosaal des Hotel Disch absolvierte. Bach und Scarlotti gelangen ihm besser als Mozart und Beethoven; als erstklassiger Pianist bekundete er sich dann in Kompositionen von Chopin und Liszt. Uebrigens mögen Wandervirtuosen gewarnt sein, in dem sonst so gastlichen Köln vorzusprechen, da es für derartige Extrakonzerte hier kein Publikum gibt. Die gute Gesellschaft schwärmt jetzt mehr für Vorlesungen aller Art, die stets gut besucht sind. De gustibus non est disputandum!

Köln. Hermann Kipper.

Frl. Elfe Jäger, die jüngste Kraft der Münchener Hofoper, betrat als Elsa in „Lohengrin" zum zweiten Male die weltbedeutenden Bretter. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, vor einem ausverkauften Hause gleich in einer großen Wagnerrolle zu debütieren. Aus dieser Schwierigkeit ergeben sich natürliche Konsequenzen, die eine verständige Kritik in den Kauf nehmen muß. Wer trotzdem mit so bemerkenswerter Selbstbeherrschung und unverkennbar starkem dramatischen Talent neben Partnern wie Knote (Lohengrin), Charlotte Huhn (Ortrud), Bauberger (Telramund), Bender (König Heinrich), Brodersen (Heerrufer) tapfer seinen Platz behauptet, berechtigt zu den besten Hoffnungen. Die prächtige Stimme, welche einigemal etwas ungleich klang, sich aber an manchen Stellen zur schönsten Wirkung erhob, scheint sehr entwicklungsfähig zu sein. Der wiederholte, freundliche und ausgiebige Beifall war ein wohlverdienter. Dr. K.

Die Münchener Hofbühne brachte am 6. d. M. ihre erste Opernpremière heraus; man kann die Aufführung eigentlich nur als „Halbpremiere" bezeichnen, denn die Trilogie — es handelt sich um „Orestes" von Felix Weingartner — wurde an gleicher Stelle und ebenfalls unter Hofkapellmeister Reichenberger bereits im Juni 1902 von dem Stuttgarter Hofopernensemble gegeben.

Weingartners „Orestes" ist unbedingt das Werk eines feinen Geistes. Die Schönheit der Sprache, das Geschick, mit welchem der schwierigen Zusammenziehung des Aischyleischen Stoffes begegnet ist, die Sicherheit, mit welcher der von der Urdichtung sich entfernende selbständige dichterische Anteil Weingartners geistig und technisch gestaltet ist, geben dem Buch einen hohen Wert und in seiner reifen Klarheit eine gerade in unseren Tagen ganz ausnahmsweise Stellung innerhalb der einschlägigen Literatur. Die Musik des so überzeugt und unermüdlich um sein Durchdringen als Tonsetzer kämpfenden Komponisten steht dem Buche gegenüber (namentlich in dem bis ans Banale reichenden dritten Teil, der auch dramatisch sehr unergiebig ist) merklich zurück. Weingartners Kraft liegt in der Begabung für Situations- und Stimmungsmalerei. Sein Orchester gibt dem erschütternden Drama einen Hintergrund von greifbarer Deutlichkeit, man fühlt stets die unheilvolle, lastende Stimmung, die auf dem fluchbeladenen Atridengeschlecht liegt, und diese Stimmungskraft wirkt bis in alle Details und Episoden und spricht um so sicherer an, als Weingartners Partitur, frei von jener heute üblichen überschwänglichen Kombinationsarbeit, überaus klar und durchsichtig gehalten ist. Edle Einfachheit zeichnet auch die wirklich „antik" sich gebenden Chöre aus. Nur die echte, schlagende Dramatik, die sich vom stimmunggebenden Hintergrund erst deutlich und in großer Linie abheben müßte, fehlt dem Werk, und hierin liegt denn auch die völlige Unmöglichkeit einer vollkommenen Bindung zweier ungleich gearteter Geister — des antiken, weltumfassenden Genies der Tragödie und des modernen, feinsinnigen musikalischen Talentes — begründet.

Die Aufführung des Werkes gelang unter der temperamentvollen, begeisterten Leitung Reichenbergers und Willi Wirks ausgezeichneter

Regie vortrefflich. Frau Senger-Bettaques Klytaimnestra war auffallend mit dem Brunhildenrequisit bestritten; am Wege beiten Fortschritts bewies sich **Reiter** mit seinem stimmlich glänzenden Orestes, Frl. **Koboth** war als Elektra besonders rührend, Frl. **Schöne** aus Mannheim eine freilich nicht Frl. Wiborg erreichende Kassandra. Als Chorführer wirkten vortrefflich Herr **Bauberger** und Frl. **Geiger** und in kleineren Rollen traten Frl. **Blank** und Hr. **Sieglitz** angenehm hervor. **Bender** und **Brodersen** taten für ihre Rollen (Agamemnon und Aigisthos) ihr Möglichstes. Der Erfolg des Werkes war sehr freundlich, wenn auch nicht von Enthusiasmus getragen.

Otto Erich Hartleben hat den dritten Akt seines Studentenstückes „**Im grünen Baum zur Nachtigall**" nach den Erfahrungen in Wien einer gründlichen Umarbeitung unterzogen. Das Stück wurde in dieser neuen Fassung am 12. November im Münchener Hoftheater zum erstenmal aufgeführt. Die beiden ersten Akte, welche die Auswüchse des Studentenlebens und vor allem den unseligen Duellunfug mit packender Realistik geißeln, fanden troß mancher Schwächen freundliche Aufnahme. Dagegen fiel der dritte Akt mit seiner gekünstelten, höchst unwahrscheinlichen Lösung des Konflikts bedeutend ab. Als Darsteller zeichneten die Herren Basil, Lützenkirchen, Sturz und Monnard sich aus.

Die Konzertwoche. **Felix Weingartner** hatte sein zweites Konzert Mozart gewidmet und führte den Meister nicht nur im Repräsentationsfrack, sondern erfreulicherweise auch einmal in seiner so sympathischen Menschlichkeit ein; die Quartettfuge und die Jupitersinfonie wahrten immerhin die Größe des Genius. Aber es war köstlich, einmal zu hören, wie Mozart den „Ueberkünstlern" und Nichtskönnern **seiner** Zeit eine lustige Strafpredigt in Tönen aufspielt und wie er sie in seinem „musikalischen Spaß" mit launig geschwungener Geißel zu Paaren treibt. Als Solistin war Frau **Scotta-Kaulbach** ganz besonders geeignet, die klare Kunst Mozarts in echtester Wiedergabe vorzuführen.

Auch **Georg Schneevoigt** gab im Kaimsaal sein zweites Konzert mit dem besten Gelingen; im Programm fielen diesmal, nicht zum Schaden für das Ganze, zwei moderne Nummern auf: Elgars Orchestervariationen und Rich. Strauß' Till Eulenspiegel. Von einigen nicht zu rechtfertigenden Tempoverschleppungen abgesehen erwies sich der Dirigent wieder als ein Meister seiner Kunst im gut modernen Sinn.

Peter Raabe hatte sein drittes Volkskonzert ausschließlich Bach gewidmet.

In der Reihe der Pianisten stand diese Woche **Frederic Lamond** an der Spitze, der es unternommen hat, die letzten Sonaten Beethovens an **einem** Abend vorzuführen. Respekt vor dieser seltenen Leistung, die auch für einen ganz Großen ein Wagnis bleibt, aber — Lamond sollte nicht allzusehr dem Spezialistentum verfallen; sein weites Feld der Betätigung erlaubt ihm Universalität! **Berthe Marx-Goldschmidt** ist ihm gleich an Gedächtniskraft, aber ihr Fantasienabend erwies, daß ihre Kunst reine Flächenkunst ist, die nicht den Geist des Gebotenen zu erfassen sucht, sondern sich mit einer äußerlich effektvollen Wiedergabe begnügt. So geartete Künstler haben bekanntlich das zahlreichste und dankbarste Publikum.

Zwei Schubertabende fanden gleichzeitig statt: **Johanna Dietz** erwies sich in einer langen Reihe selten gesungener Lieder aufs neue als die fein empfindende Sängerin, die nicht nur korrekt reproduziert, sondern vor allem **erlebt**; das Bild Schuberts, das sie gab, fiel in ihrem Programme doch etwas farblos aus. **Else Widen** gab nebst Schubert noch **Schillings** in zum Teil ganz neuen Gesängen, die indessen keine neuen Seiten des Komponisten aufdecken. Die Sängerin erfreute nicht nur durch ihre vertiefte und gestaltungskräftige Art des Vortrags, sondern auch durch ihr warm timbriertes, tragfähiges Organ.

Hermann Gura, des Meistersingers Sohn, gab an einem Goetheabend ein charaktervolles Programm und erwies sich wieder als der frisch und kräftig nachschaffende Künstler, der von seinem Vater nicht nur die mächtigen Stimmittel geerbt hat, sondern auch die gesunde, ehrliche und reiche Kraft, seinen Gestalten und seinem Empfinden überzeugenden Ausdruck zu geben.

Verschiedenes. **Karl Weinberger**, der erfolgreiche Operettenkomponist, ist in die ernstere Gilde der Opernschöpfer übergegangen. Sein „**Schlaraffenland**" (nach Fulda) hatte soeben in Hamburg einen guten Erfolg. Der geistvolle Ferdinand Pfohl charakterisiert die Musik in folgender köstlicher Weise: „Von einem Musiker, der im Schlaraffenland reist, fordern wir viel: er soll uns alle Herrlichkeiten jenes Landes auch musikalisch beschreiben und durch Taten beweisen, daß nicht nur der Venusberg der Liebe, sondern auch der Venusberg des Essens und Trinkens, des Magens, in einem feinen künstlerischen Kopf Inspirationen und phantasievolle Einfälle auslöst. Karl Weinberger hat es sich wirklich nicht leicht gemacht: was zum Betrieb einer großen Musikbäckerei gehört, schaffte er unverdrossen zur Stelle. Er buk einen Riesengugelhupf, drei Meilen dick, wie der Schutzwall des Schlaraffenlandes, schwer von Rosinen und Mandeln; er sparte weder am Schmalz der Harmonie, noch an der süßen Milch der Melodik und am Saffran der Instrumentation. Seine Musikhennen konnten ihm nicht genug Eier legen. Sie haben sich sehr angestrengt. Nur am Streuselzucker knisternder Rhythmen knickerte und knauserte er, und eines vergaß er leider ganz: das Heilige, Unentbehrliche, Allernotwendigste — das Salz."

In **Tokio** gibt es seit einiger Zeit eine Beethovengesellschaft, die einen so großen Erfolg hat, daß sie in diesem Jahre die Anzahl ihrer Konzerte noch vermehren konnte. Auf ihren Programmen sieht man stets große klassische Werke; im vorigen Jahre enthielten sie die Namen von Beethoven, Mozart, Liszt, Händel, Gluck und Richard Strauß.

München. Hermann Teibler.

Bücherschau.

Ueber die „Neuen Weihnachtgrüße" urteilt Dr. M. Schmitt im „**Bayerischen Kurier**", Nr. 314 vom 10. November: „**Ein reizendes Weihnachtsbuch!** Ich habe die im Verlage von Dr. Armin Kausen in München erschienenen „**Neuen Weihnachtgrüße**" (Herausgeber Dr. Kausen) nicht nur selbst aufmerksam durchgelesen, sondern auch mehreren Damen von gutem Geschmacke, darunter einer Institutsvorsteherin, zur Durchsicht überlassen. Das Urteil lautet übereinstimmend: ein anziehendes, liebenswürdiges, in seinem vornehmen äußeren Gewande geradezu entzückendes Buch! Der Stern von Bethlehem, die schwingenden Glocken und der leuchtende Tannenbaum auf der hellblauen Kalikodecke, dazu der dunkelblaue Schnitt mit goldenen Sternen und Kometen verleihen dem Einbande ein äußerst originelles Gepräge. Von lieblicher Wirkung sind auch die 22 Vignetten, eingeleitet durch eine sinnige Umrahmung (Krippenbild und Christbaum) zu Kausens stimmungsvollem Einleitungsgedicht. Unter den abwechslungsreichen Erzählungen, Novellen, Skizzen sind die besten Namen vertreten, u. a. M. Herbert, Anton Schott, C. A. Cüppers, M. v. Ekensteen, J. von Dirkink, Friedrich Koch-Breuberg, M. Ludolff-Huyn und der vielseitig erprobte Herausgeber. Das gleiche Thema ist in diesen 21 Variationen in so mannigfaltigen Tönen und psychologischen Schattierungen, teilweise so eigenartig und ergreifend behandelt, daß man beim Lesen nicht ermüdet, sondern mit erhöhtem Interesse nach der nächsten Darstellung ausschaut. Herberts „Schloßtanne" und „Friede denen, die guten Willens" (der Titel „Ein Verkannter" würde vielleicht treffender sein), Kausens „Klein Else" und „Der alte Martin", Schotts „Einsame Weihnacht" und Ekensteens „Im Schnee" haben meiner Vorliebe für Milieustimmung am besten zugesagt. Daß die sozialen Gedanken und das geistige Ringen der Gegenwart die meisten Geschichten beherrschen, ist ein besonderer Vorzug des Buches. Der Preis von 3 Mark (gebunden) ist spottbillig zu nennen. Kausens „Neue Weihnachtgrüße" werden in christlichen Familien als köstliche Weihnachtsgabe willkommen sein."

Kleine Rundschau.

Zur „Eheirrung" am sächsischen Hofe.

Die so sehr **entschiedene** Art und Weise, wie im „Dresdener Journal" die an den König gerichtete Zumutung zurückgewiesen ist, seine von ihm getrennte Frau wieder aufzunehmen, dürfte vom katholischen Standpunkte aus doch nicht unbedingt zu billigen sein. Wie es heißt, daß man in der Politik niemals „niemals" sagen solle, weil es doch irgendwie mal anders kommen könnte, so dürfte bei einem Katholiken nicht in einer so **absoluten** Weise, wie es in jener offiziösen Auslassung geschehen, die Wiederaufnahme der Gattin verneint werden. Hat der unschuldige Gatte im Falle des Ehebruches des anderen Gatten auch das Recht auf lebenslängliche Trennung von demselben, so kann er sich doch der das katholische Dogma von der Unauflöslichkeit der Ehe wesentlich stützenden Möglichkeit einer Wiedervereinigung im Falle büßender Umkehr des Schuldigen nicht völlig verschließen. Hettinger sagt in dieser Hinsicht in seiner Apologie: „Dürfen wir nicht mit weit größerem Rechte behaupten: der wahrhaft und in christlichem Geiste Liebende wird auch den schuldigen Teil noch lieben? ist doch die Ehe das Nachbild der Verbindung Christi mit seiner Kirche; von ihm mag der Gekränkte jene Liebe lernen, die alles trägt, alles duldet, hofft, in Geduld harrt, bis der Fehlende zurückkehrt, um ihn aufzunehmen und ihm Gelegenheit zur Genugtuung zu geben, wie Christus den reuigen Sünder aufnimmt, wie er selbst dem gefallenen Weibe vergeben hat." Ob der König seine Gattin wieder aufzunehmen in der Lage ist, das zu beurteilen, steht natürlich keinem Dritten zu; seine Stellung als König dürfte dem aber nicht im Wege stehen. Ein etwa widerstrebender Teil des Volkes würde sich seinem entschiedenen Willen doch schließlich fügen. Die Wiederaufgenommene könnte ja auch **entsprechende Zurückhaltung** üben. (Es sei dem Herausgeber gestattet, auf einen Artikel des „Regensb. Morgenblattes", Nr. 246, zu verweisen, der eine lebhafte Auseinandersetzung dreier Herren im Eisenbahncoupé erzählt und mit den Worten eines Geistlichen schließt, „**daß der Heiland allerdings der Ehebrecherin verziehen, daß er sie aber auf den Weg der Buße verwiesen und nicht zur Königin von Sachsen gemacht hat**". Für Christus lag freilich auch keine Veranlassung vor, über das weitere Schicksal der von ihm nicht verdammten Frau zu befinden) **P. Leo.**

Der Kaffee als Kinderfrühstück.

Daß der Nährwert des Kaffees ein äußerst minimaler ist, weiß bereits jede Mutter; aber dieses hindert sie doch nicht, ihren Kindern dieses Getränk regelmäßig zum Frühstück vorzusetzen. Eine Buttersemmel oder eine Brotschnitte erhält dann der Liebling in sein Ränzel gepackt und wandert nun in die Schule, um hier den ganzen Vormittag, etwa 4 bis 5 Stunden, zu bleiben. Daß das Kind gar bald über Kopfschmerzen und Müdigkeit klagt, daß es bleiche Wangen bekommt, sieht die besorgte Mutter recht wohl, und nun werden alle die in den Zeitungen so zahlreich angepriesenen Kräftigungsmittel gekauft, um dem Kinde auf die Beine zu helfen. Der Kaffee bleibt aber bestehen! Manche Eltern wissen sogar, daß er den kleinen Kindern direkt schädlich ist, aber trotzalledem entschließt man sich nicht, ihn von dem Speisezettel der Kleinen zu streichen. Wenn die Kinder des Morgens keine Milch vertragen können, so darf man nicht die Mühe scheuen, ihnen eine nahrhafte Suppe zu bereiten. Sehr empfehlenswert ist eine Suppe aus Weizenschrot, die nicht nur sehr nahrhaft und den Kindern zuträglich ist, sondern die gern von ihnen gegessen wird. Sorgt man dann noch dafür, daß die Kinder in die Schultasche stets etwas Obst mitbekommen, so werden die roten Wangen bald wiederkehren. **E. S.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.
Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 35. München, 27. November 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Nationalität und Priesterstand in Oesterreich.

Von
Dr. jur. Brüning, Trier.

In dem Nationalitätenkampfe, den wir diesseits und jenseits der Leitha toben sehen, wird häufig — und zwar von allen möglichen Seiten — der Kirche der Vorwurf der Parteilichkeit gemacht. Insbesondere wissen alldeutsche Blätter sich gar nicht zu fassen, wenn in irgend einer überwiegend deutschen Pfarrei ein tschechischer oder sonstwie nichtdeutscher Geistlicher angestellt wird. Sofort ist man bereit, dem Bischof der Diözese die Schuld in die Schuhe zu schieben. Daran zu denken, daß die geistlichen Oberhirten den Bedarf aus den ihnen jeweils zur Verfügung stehenden Alumnen decken müssen, fällt niemandem ein. Wie steht es nun damit? Welcher Nationalität gehören diese an? Stellt jede Nation Kleriker genug, um die ihr und dem Katholizismus Angehörigen pastorisieren lassen zu können?

Fassen wir die Verhältnisse ins Auge!

Fast rein katholisch (römisch und griechisch-uniert) — über 90 % — sind sämtliche Kronländer mit Ausnahme von Schlesien, Galizien, Bukowina und Dalmatien. Von diesen vier haben drei 80—90 % Katholiken, ein Staat, die Bukowina, nur 15 %.

Mannigfacher als die konfessionelle ist die nationale Zusammensetzung. Die Deutschen überwiegen mit über 90 % in den beiden Oesterreich und Salzburg. Sie haben ferner die Mehrheit mit 75 % in Kärnten, 69 % in Steiermark und 60 % in Tirol-Vorarlberg. Ueber ein Viertel der Bevölkerung ist deutsch in Schlesien (45 %), Böhmen (37 %) und Mähren (28 %). Nahe an 1/4 kommt die Bukowina (22 %). Unter 10 % stehen Krain (5 1/2 %), Küstenland (3 %) und Galizien (3 %). Minimal ist der Prozentsatz der Deutschen in Dalmatien (1/2 %).

Die Tschechoslawen prävalieren in Böhmen (63 %) und Mähren (71 %). In Schlesien stellen sie 22 %. Sonst kommen sie nur noch in Niederösterreich (zirka 5 %) in Betracht.

Polen hat man in Galizien 55 % neben 42 % Ruthenen, sowie in Schlesien 33 %. Auch die Bukowina hat rund 4 % bei 41 % Ruthenen.

Die Südslawen haben die Majorität in Dalmatien (97 % Kroaten ꝛc.) sowie in Krain (94 % Slowenen). Weiter zählt man in Steiermark 31 %, im Küstenland 30 % und in Kärnten 25 %.

Italiener sind im Küstenland 47 %, in Tirol 39 %. In Dalmatien sind nur noch 2 1/2 % der Bewohner Italiener.

Endlich sehen wir zirka 37 % Rumänen in der Bukowina neben 1,3 % Ungarn daselbst.

In allen Kronländern zusammen gibt es 1746 katholische Kleriker in den theologischen Lehranstalten. Diese verteilen sich außerordentlich ungleich. Es folgen nämlich nach Katholikenzahl bzw. Zahl der Kleriker die Kronländer aufeinander wie folgt:

1. Galizien	6,456,000	Kathol.	1. Tirol	352	Kleriker
2. Böhmen	6,067,000	„	2. Mähren	260	„
3. Niederösterreich	2,867,000	„	3. Böhmen	259	„
4. Mähren	2,325,000	„	4. Galizien	157	„
5. Steiermark	1,339,000	„	5. Oberösterreich	122	„
6. Tirol	975,000	„	6. Dalmatien	105	„
7. Oberösterreich	790,000	„	7. Görz-Küstenl.	100	„
8. Küstenland	745,000	„	8. Krain	99	„
9. Schlesien	675,000	„	9. Steiermark	85	„
10. Krain	507,000	„	10. Niederösterreich	73	„
11. Dalmatien	496,000	„	11. Salzburg	64	„
12. Kärnten	346,000	„	12. Kärnten	49	„
13. Salzburg	191,000	„	13. Schlesien	21	„
14. Bukowina	110,000	„	14. Bukowina	—	„

Einzig und allein Kärnten und Bukowina nehmen also dieselbe Stelle ein. Die Stellung des letzteren Kronlands erklärt sich daraus, daß es kein selbständiges Bistum innerhalb seiner Grenzen, somit auch keine theologische Lehranstalt hat. Die Bukowina gehört zu den galizischen Bistümern Lemberg (lat. Rit.) und Stanislawow (griech.-un. Rit.). Bei Berechnung des Verhältnisses der Katholiken zu den Klerikern ist also die Bukowina bei Galizien mitzurechnen.

Die aus den Ziffern berechneten Verhältniszahlen sind überaus verschieden. Am wenigsten Kleriker — verhältnismäßig — zählen Galizien-Bukowina. Hier kommt ein Kleriker auf 41,800 Katholiken. Nicht viel besser steht Niederösterreich. Die entsprechende Ziffer ist rund 39,100. Es folgen Schlesien mit 32,100, Böhmen mit 20,700, Steiermark mit 14,800 und Mähren mit 9000. Zwischen 7000 und 8000 bewegen sich Küstenland (7450) und Kärnten (7060). Ueber 6000 hat Oberösterreich (6470). Die Ziffer für Krain ist 5120, für Dalmatien 4720. Am besten stehen Salzburg (3000) und Tirol (2830).

Die uns als Deutsche interessierenden Sudetenländer nebst Steiermark weisen also mit die höchsten Ziffern auf. Kärnten und Krain sind besser, Tirol steht am besten.

In diesen Kronländern ist das Nationalitätsverhältnis der Kleriker wie folgt. Es studieren

	Deutsche	Tschechen	Polen	Slowen.	Kroat.	Ital.	Ungarn
in Schlesien	6	4	11	—	—	—	—
„ Böhmen	62	197	—	—	—	—	—
„ Steiermark	12	8	1	59	—	2	3
„ Mähren	19	241	—	—	—	—	—
„ Kärnten	27	—	—	22	—	—	—
„ Krain	2	1	—	96	—	—	—
„ Tirol	233	—	1	—	—	118	—

Abnorm ist das Auftreten der Polen und Tschechen in Steiermark, Krain und Tirol, ferner der Italiener und Ungarn in Steiermark. Im übrigen sind für die einzelnen Länder auch nur die dort beheimateten Nationalitäten nachgewiesen. Schlecht nur schneiden die Deutschen ab.

Einzig in Tirol geht der Prozentsatz der Kleriker über den Bevölkerungsprozentsatz (66,7 % gegen 60 %). Inwieweit aber an der Klerikerzahl die reichsdeutschen Studenten an der Fakultät der Innsbrucker Universität beteiligt sind, sagt das statistische „Jahrbuch für die im Reichsrate vertretenen Kronländer" nicht. Es führt nur 28 „Externe" auf, eine Zahl, die genügen würde, die günstigen Prozente auf das Maß des Bevölkerungsanteils zu reduzieren. Im übrigen hat Schlesien 28,5 % deutsche Kleriker gegen 44 % deutschen Einwohnern, worunter allerdings zahlreiche Protestanten sind, jedoch nicht zahlreich genug, um die Differenz zwischen 28 und 44 zu erklären. Ferner zeigen Steiermark 14,1 % gegen 69 %, Kärnten 55 % gegen 75 %, Mähren 7,3 % gegen 28 % und Böhmen 24 % gegen 37 %. Die Krain endlich hat 2 % gegen $5^1/_2$ %. Auch hier spielen einige Externe eine Rolle im Jahrbuch. Aber auch bei Abzug derselben bleiben ungünstige Verhältnisse für die Deutschen bestehen.

Diese Zahlen besagen alles. Wenn nichtdeutsche Priester in deutschen Bezirken amtieren, so geschieht das eben, weil es nicht anders geht. Das deutsche Volk Oesterreichs stellt eben nicht genug Jünglinge für den geistlichen Stand. Wo es geschieht — Tirol — da werden keine Klagen laut. So weiß die „Deutsche Erde", Zeitschrift für Deutschkunde, in ihrem letzten Heft (Nr. 5) in der „Deutschen Gewinn- und Verlustliste in Tirol" für 1903 auch unter „Kirchenwesen" (S. 147) lediglich von Fortschritten der Deutschen zu melden.

Wenn also die eingangs angedeuteten Klagen verstummen sollen, so mögen die Deutschen in Oesterreich das Rezept der Selbsthilfe anwenden; das wird helfen, aber auch allein helfen.

Interessant würde es weiter sein, über die Verteilung der Nationalitäten im späteren Priesterstand des Küstenlandes und Galiziens sich zu informieren, wo Slowenen und Italiener, bzw. Polen und Ruthenen sich gegenüberstehen. Das würde jedoch zu weit führen; uns Deutsche interessiert es auch weniger.

Nur ein Wort noch über Galizien-Bukowina. An der Hand der wenigen Ziffern des Jahrbuchs läßt sich für diese Länder nichts mitteilen, weil unter den dort rubrizierten Deutschen unzählige Juden sich befinden. Genaues also ohne detailliertes Zahlenmaterial sich nicht eruieren läßt. Immerhin muß die Zahl (7) der deutschen Kleriker gering erscheinen.

Ein Wort zur Sittlichkeitsnummer der „Jugend".

Der von Dr. Ludwig Kemmer verfaßte Aufsatz „Fort mit dem Schmutz" rc. in Nr. 34 der „Allgemeinen Rundschau" Seite 440 ff. wurde als Separatabdruck in fast 22,000 Exemplaren in den besseren Stadtteilen Münchens von Haus zu Haus, von Stockwerk zu Stockwerk gratis verbreitet. Dieser Vorgang bewog den Herausgeber der „Jugend", in Nr. 539 (Vorabendblatt vom 18. Nov.) der in seinem Miteigentum stehenden „Münchner Neuesten Nachrichten" eine Entgegnung zu veröffentlichen, die hier niedriger gehängt sei, weil die „A. R." keine Veranlassung hat, die Blößen, die Herr Dr. Hirth sich selbst gibt, schamhaft zu bedecken:

Vom Herausgeber der Münchner „Jugend" erhalten wir folgende „Erklärung": „Gestern wurde die Stadt München durch das äußerst kostspielige Mittel der Gratisverteilung in allen Häusern mit einem Flugblatt überschwemmt, das sich gegen die von mir begründete und herausgegebene „Jugend" richtet. Als Verfasser ist ein Untergebener des Herrn Kammerpräsidenten und Gymnasialrektors Dr. v. Orterer genannt, das Pamphlet ist ein Abdruck aus der ultra-ultramontanen Wochenschrift des Herrn Dr. Armin Kausen. Der Verfasser gibt sich zwar den Anschein, als ob er den ethischen und künstlerischen Wert der „Jugend" anerkenne, aber er macht meine Zeitschrift mit Hilfe einer spitzfindigen Unterstellung verantwortlich für die Ausartungen einer gewissen Bildpresse, die er an Schaufenstern kleiner Nebengassen (nicht an jenen der angesehenen Buchhandlungen in den Hauptstraßen!) entdeckt hat. Jedoch weder diese gänzlich haltlose und unehrliche Denunziation noch die höchst verdächtige Art ihrer Massenverbreitung ist es, gegen die ich die „Jugend" hier in Schutz nehmen will; was in dieser Hinsicht etwa zu sagen ist, wird dem biederen Verfasser an anderer Stelle besorgt werden. Wohl aber muß ich hier schandenhalber seinem gemeinen Anwurf entgegentreten, daß die „Jugend" dem Grundsatze des Non olet huldige, da sie in ihrem Inseratenteile „von einheimischen und ausländischen Schmutzgroßhändlern künstlerische, photographische und chemische Aphrodisiaka habe anbieten lassen". Es handelt sich nämlich in diesem Falle vielmehr um eine Frage der Freiheit als um eine solche des geschäftlichen Vorteils. Im Gegenteil, schon vor Jahren wurde mir von kompetentester Seite der Rat erteilt, ich möge dem „Zuge der Zeit" folgen und alle auf den Menschen, wie er unbekleidet aussieht, und das Geschlechtsleben bezüglichen Inserate unterdrücken, weil dadurch vielen Insertionslustigen, welche unter dem Banne der Sittlichkeitsapostel stehen, die Geschäftsverbindung mit der „Jugend" plausibler gemacht würde. Als Preis für die mir unsympathische Annoncenzensur wurde mir eine bedeutende Erhöhung des Inseratenkontos vorgerechnet. Aber nicht dieser geschäftliche Vorteil, sondern das überhandnehmende Geschrei über die angebliche Gefährdung der Moral hat mich endlich vor einigen Monaten bestimmt, die Inserateninquisition ihres Amtes walten zu lassen. Die Inserate haben sich tatsächlich seitdem verdoppelt, trotz einer wegen der großen Auflage nötig gewordenen beträchtlichen Erhöhung des Zeilenpreises. Indessen der Billigdenkende wird mir doch nach dieser Darlegung des Sachverhalts weder aus meiner prinzipiellen Zensurfeindlichkeit noch aus meiner „sittlichkeitskongreßfreundlichen" Nachgiebigkeit den Vorwurf des Non olet machen dürfen! Denn Inserate braucht nun einmal jede Zeitung oder Zeitschrift; wer das Gegenteil behauptet, rechnet nicht mit dem Portemonnaie der Abonnenten. Selbst ein so ideales Unternehmen wie die „Jugend" ist ohne vernünftige geschäftliche Grundlage nicht durchführbar. Dem Neid und der Bosheit freilich kann es kein Mensch recht machen, auch nicht Ihr hochachtungsvollst ergebener Dr. Georg Hirth.

In Nr. 543 des genannten Blattes folgte dann noch folgende Erklärung:

Richtigstellung. Nachdem mir von glaubwürdiger Seite die Versicherung gegeben worden ist, daß Herr Dr. v. Orterer weder zu dem kürzlich verteilten Flugblatt über die „Jugend" noch zu dessen Verfasser solche Beziehungen hat, die eine Mitwissenschaft vermuten lassen könnten, nehme ich keinen Anstand, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß ich den Namen des Herrn Kammerpräsidenten in meiner Erklärung in Nr. 539 der „M. N. N." erwähnt habe. Dr. Georg Hirth.

Der „Allgemeinen Rundschau" sind aus den Kreisen der besten Gesellschaft zahlreiche Kundgebungen freudiger Genugtuung über den von Dr. Kemmer unternommenen Griff ins Wespennest zuteil geworden. Von dem Verfasser des dem Herausgeber der „Jugend" so unbequemen Artikels erhalten wir nachstehende

Antwort auf die „Erklärung" Dr. Georg Hirths.

Dr. Georg Hirth wollte die schwere Anklage, die ich gegen ihn erheben mußte, dadurch entkräften, daß er mich als Werkzeug eines Vorgesetzten und des Zentrums brandmarkte. Er hat sich vergebens bemüht. Ich brauche weder die Intelligenz, noch die Autorität, noch den Schutz eines Vorgesetzten, um zu tun, was ich für gut halte. Kein Mensch hat mich je kriechen gesehen. Wo mich zu Vorgesetzten und Amtsgenossen ein Gefühl zog, das mehr war

als dienstlicher Gehorsam und dienstliche Hilfsbereitschaft, bin ich diesem Gefühle gefolgt. Wo dieses Gefühl schon wegen religiöser und politischer Meinungsverschiedenheiten schweigt, da ist es auch nicht zu dem stillen Einverständnis, zu dem Augenzwinkern gekommen, das Dr. Hirth dem „Untergebenen des Herrn Kammerpräsidenten und Gymnasialrektors Dr. von Orterer" vorwirft. Ich kenne außer meinem Amtsvorstande von hervorragenden Angehörigen des Zentrums nur den Herausgeber dieser Zeitschrift, der mir in dankenswerter Weise den Raum zur Bekämpfung der künstlerischen und pseudokünstlerischen Giftblätter zur Verfügung stellte. Obwohl ich mit Herrn Dr. Kausen schon seit drei Vierteljahren in Verbindung stehe, habe ich ihn vor wenigen Tagen zum erstenmal gesehen. — Ein Glaubensbekenntnis, wie ich es beim Eintritt in diesen Kampf ablegen mußte, legt nur der ab, dem die Zukunft seines Volkes weit wichtiger ist als seine eigene.

Daß sich mir nach meinem Bekenntnis zum Gedanken der Los von Rom-Bewegung die höheren Stellen in meinem Berufe verschließen, die auch nach meiner Ansicht am besten mit Männern besetzt werden, die nicht aus pädagogischen Gründen konfessionellen Glauben zu heucheln brauchen, das ist jedem gerechten Beurteiler der Sachlage klar. Daß ich zu keinem praktischen, Geschäftsgewandtheit voraussetzenden Berufe tauge, daß also eine Erweiterung meiner Laufbahn durch einen Berufswechsel ausgeschlossen ist, weiß ich selbst am besten. So bleibt den Verfechtern der künstlerischen Zügellosigkeit als einziges Geschoß der Vorwurf, daß ich kein Autodafé zu fürchten habe. Dafür habe ich mir ein Ketzergericht auf den Hals gezogen, das den Bekämpfer seines Götzen und den Verneiner seiner Dogmen mit Inquisitorenhaß verfolgt. Aber hätten sie auch die Kunst und den Geist des Archilochos oder des Hipponax, sie werden keinen Lykambes in mir finden.

Daß ich Bundesgenossen aus allen religiösen und politischen Konfessionen willkommen heiße, habe ich schon gesagt, daß ich sie zahlreich nur im Lager des Zentrums und der Konservativen finden werde, ist leider selbstverständlich.

Daß ich vom Zentrum, speziell von meinem Amtsvorstande, nichts will, glaubt jeder, der ohne Voreingenommenheit liest, was ich schreibe, und weiß jeder, der mich kennt.

Und dennoch — die jämmerliche Waffe, den Stecken, den ich vor aller Augen und Ohren zerbrochen habe, weil ich voraussehen konnte, daß man ihn gegen mich erheben werde: Dr. Hirth hat ihn aufgehoben. Seine Richtigstellung in Nr. 543 der „Münchner Neuesten Nachrichten" macht diese Tatsache nicht ungeschehen.

Ich hatte von dem Gelehrten und Menschen Dr. Hirth eine höhere Meinung, trotz der Gegnerschaft, in die ich zu ihm infolge des Auftretens und der Wirkung seiner „Jugend" geraten bin.

Mit der lächerlichen Verwendung einer geknickten Waffe stimmt die einzige sachliche Aeußerung überein, womit Dr. Hirth auf meine Anklage antwortet.

Dr. Georg Hirth hat seit Jahren im Inseratenteile seines Blattes, der mit Text- und Bilderseiten untrennbar verbunden ist, Inserate einheimischer und ausländischer Schmutzgroßhändler aufgenommen. Die Freiheit, die er meint, hieß ihn dies tun. Zu seinem eigenen schweren Schaden; aber er liebte nun einmal die „Freiheit" bis zur Gewissenlosigkeit.

Als „ihm vor Jahren von kompetentester Seite der Rat erteilt wurde, er möge dem „Zuge der Zeit" folgen und alle auf den Menschen, wie er unbekleidet aussieht, und das Geschlechtsleben bezüglichen Inserate unterdrücken, weil dadurch vielen Insertionslustigen, welche unter dem Banne der Sittlichkeitsapostel stehen, die Geschäftsverbindung mit der „Jugend" plausibler gemacht würde," und als ihm als Preis für die seiner Freiheitsliebe widerstrebende „Annoncenzensur" eine bedeutende Erhöhung des Inseratenkontos vorgerechnet wurde, hieß ihn die Liebe zu der Freiheit, die er meint, auf den Gewinn verzichten. Als ihn schließlich „nicht der geschäftliche Vorteil, sondern das überhandnehmende Geschrei über die angebliche Gefährdung der Moral" vor einigen Monaten bestimmte, „die Inseraten-Inquisition ihres Amtes walten zu lassen", verdoppelten sich die Inserate „trotz einer wegen der großen Auflage nötig gewordenen beträchtlichen Erhöhung des Zeilenpreises".

Nun hofft Dr. Hirth, „der Billigdenkende werde ihm doch nach dieser Darlegung des Sachverhalts weder aus seiner prinzipiellen Zensurfeindlichkeit noch aus seiner „sittlichkeitskongreßfreundlichen" Nachgiebigkeit den Vorwurf des Non olet machen dürfen!" Denn „selbst ein so ideales Unternehmen wie die „Jugend", sei ohne vernünftige geschäftliche Grundlage nicht durchführbar".

Ich sehe weder ein sittliches Gebaren, noch eine Rücksicht auf die vernünftige geschäftliche Grundlage des Hirthschen Unternehmens darin, daß Dr. Hirth jahrelang auf höheren Gewinn aus reinlichem Gebaren verzichtet, weil er es für gut hält, mit schmutzigen Annoncen zu demonstrieren.

Ich halte die Anklage, die ich gegen Dr. Hirth erhoben habe, aufrecht und wiederhole sie, verstärkt durch die Wucht seiner unfreiwilligen Selbstanklage:

Dr. Georg Hirth hat nicht im bacchischen Taumel seiner Begeisterung für die Kunst, nicht im Halbschlummer der Blasiertheit des Großstädters, nicht aus menschlicher Rücksicht auf die Blüte eines Künstler und Handwerker nährenden Unternehmens, sondern bewußt, gewarnt, auf reinen, auch den literarischen, künstlerischen und gewerblichen Arbeitern des Unternehmens reicheren Lohn verheißenden Gewinn verzichtend, sich jahrelang zum Kolporteur einheimischer und ausländischer Schmutzgroßhändler erniedrigt, er hat jahrelang Woche um Woche ekle Seuchenkeime in deutsche Häuser getragen, wo deutsche Michel im süßen Gefühle der Sicherheit vor physischen Seuchen mit schlafendem Gewissen das einzige Dokument ihrer künstlerischen Begabung, ihres künstlerischen Verständnisses und ihrer Liebe zur Freiheit, die „Jugend", Kinderhänden erreichbar, auf den Familientisch legten. Er hat den Boden bereitet, auf dem die pseudokünstlerische, nur pornographische Presse mit zynischer Frechheit Gift sät und Geld erntet.

So hat sich ein Kunstkenner und Kunstfreund jahrelang an dem erhabensten edelsten Kunstwerke, dem Werke der Sorge und Mühe in Ehren schlummernder weiser und treuer Väter, an der körperlichen, geistigen und sittlichen Gesundheit eines Volkes, seines Volkes schnöde versündigt.

Seine Schmähungen berühren mich nicht.

München, am 19. November 1904.

Dr. Ludwig Kemmer.

Von sehr angesehener Seite geht uns noch folgende Zuschrift zu, welche die mehr launige Seite der Sache behandelt:

„Herr Dr. Georg Hirth, Mitbesitzer der „Münchner Neuesten Nachrichten", an Herrn Dr. Georg Hirth, Verleger der „Jugend": Sie erhalten von mir folgende Erklärung, die Sie nicht zu augenfällig abzudrucken haben, damit der „Allgemeinen Rundschau" ja keine Reklame erwachse. Achten Sie jedoch darauf, daß die Wucht meiner Ausdrucksweise im richtigen Licht stehe, denn sonst würde es meiner „Jugend" unmöglich, Herrn Dr. Heim in Versen oder Prosa mit ähnlichen Kurialien zu begegnen.

Zur Sache: Es ist unverschämt, daß ein wenigerreicher, sittlichkeitskongreßfreundlicher Verleger die Stadt München in äußerst kostspielige Aufregung versetzt. Die 300 × 900 ultramontane Wochenschrift besauten 1000mal ultramontanen Herrn brachte ein denunziantenhaftes Pamphlet, in dem schandenhalber eine Frage der Freiheit behandelt wird. Auf der „nichtgenugzulobenden" Sittlichkeitsnummer Meiner Jugend war doch erst die Göttin der Freiheit ohne jeden Kleiderzwang dargestellt! Alleruntertänigst bemerke ich, daß das hervorragendherrliche Titelbild nicht in Berlin bestellt worden ist, sohin wieder einer der Edelsten Meiner Nation honorarlos blieb.

Hauptsächlich aber sollen Sie meine unverantwortlich spitzfindig angegriffene „Jugend" gegen den untergebensten Untergebenen des Herrn Kammerpräsidenten und Gymnasialrektors Dr. von Orterer, Ritter des Ordens der bayerischen Krone — ich hoffe, daß Sie mich verstehen — in Schutz nehmen. Es ist eine infame Infamie, zu behaupten, daß Inserate Geld eintrügen! Ich unterscheide psychologisch zwischen „freiheitlich-nackten" Inseraten und zwischen „knechtisch-bekleideten" Annoncen. Schreiben Sie: Der denunziantenhaftgemeine Anwurf des Non olet sei infaminfamer, als wenn z. B. — — ich mich selbst denunzieren würde!

Dem Neid und der Bosheit kann es kein Mensch recht machen und so verbleibe ich mit prinzipiellen Zensurfeindlichkeiten und mit „verfolgungswahnindenunziationsansichtenbehafteten" Grüßen

Ihr hochachtungsvoll ergebener
Dr. Georg. Hirth."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Russische Hartnäckigkeit.

Der englische Sprechminister hat die Friedensflöte wunderschön geblasen; aber die russische Diplomatie ist unmusikalisch. Immer noch können die Vorverhandlungen über die internationale Untersuchungskommission nicht zum Abschluß kommen. Man sagt uns, es bestände gar kein Streit, sondern es werde nur noch um „feine Nüancen" des Abkommens verhandelt. Dabei muß aber zugestanden werden, daß man über den wichtigen Punkt des Schuldspruches nicht einig werden kann. England, das in allem Uebrigen nachgegeben hat, möchte wenigstens seine rasselnd verkündigte Forderung der Bestrafung der Schuldigen dadurch geehrt sehen, daß Rußland die Feststellung der Schuld durch die Untersuchungskommission zulasse. Aber Rußland hält daran fest, daß eine solche Kommission nach der Haager Fasson nur die Tatsachen zu unter-



suchen habe. Wenn die beteiligten Schiffe noch vor Vigo in Untersuchungshaft schwämmen, würde das Abkommen gewiß längst ins Reine geschrieben sein. Die baltische Flotte aber schwimmt und die englische Diplomatie sitzt auf dem Trockenen. Geht nun endlich auf Grund irgend einer zweideutigen Formel die Kommissionsbildung vor sich, so gehört wenig Kunst dazu, die Untersuchung so lange hinzuziehen, bis Roschdjestwensky auf dem Kriegsschauplatze ist. Seitdem die Welt weiß, daß die Engländer wohl ihren Mund, aber nicht ihre Kanonen strapazieren, ist die ganze Komödie langweilig geworden.

Die russische Diplomatie läßt sich auch auf den neuen Friedenskongreß des Präsidenten Roosevelt nicht ein. Erst der Krieg und dann das Vergnügen! Die übrigen Mächte, soweit sie bisher zu Wort gekommen, erklären mit aller Artigkeit ihre „prinzipielle" Uebereinstimmung mit dem schönen Ziel des Herrn Roosevelt, was auf eine vorläufige praktische Ablehnung hinauskommt. Das vorgeschlagene Thema vom völkerrechtlichen Verhältnis zwischen kriegführenden und neutralen Staaten sowie Handelsschiffen ist sehr dankbar und auch dringlich. Aber inter arma silent musae, auch die gesetzgeberischen Musen, und wenn Herr Roosevelt nach dem Friedensschlusse wieder anpocht, wird er als gefährlichen Gegner der Beschränkung der Kriegsschiff-Willkür keinen anderen finden als das jetzt so entrüstete England.

Die militärische Zähigkeit der Verteidiger von Port Arthur steht auf derselben Höhe wie die diplomatische Zähigkeit der russischen Regierung. Wie es dort aussieht, kann man nicht wissen, sondern nur vermuten. Einen bedenklichen Eindruck muß die Tatsache machen, daß Stössel den „Rastorowny" geopfert hat, um Depeschen für Petersburg nach Tschifu zu bringen. Wenn als Telegrammgebühr ein Kriegsschiff bezahlt wird, muß der Inhalt sehr kritisch sein. Allem Anscheine nach schreiten die japanischen Sappeurarbeiten und Artillerieangriffe langsam, aber stetig vor; die Angreifer können sich ablösen, sich ergänzen und sich pflegen, die eingeschlossene Besatzung nicht. Ihre Kräfte müssen bald erschöpft sein, und die Flotte, der zweifelhafte Retter, fährt sehr langsam. — Aus den Gräbern der Lebendigen auf beiden Seiten des Schaho nichts Neues. Auch die japanischen Strategen scheinen jetzt von Moltke auf Fabius Cunctator zurückgegriffen zu haben.

Die Zähigkeit der russischen Regierung wird noch auf eine besondere Probe gestellt durch die vielfachen Unruhen bei Einziehung der Reserven. Die durch die Zensur sickernden Nachrichten sowie die zahlreichen Fahnenflüchtigen, die besonders die österreichischen Grenzorte aufsuchen, lassen das Wachstum der Unzufriedenheit schon recht bedenklich erscheinen. Auch die Studenten demonstrieren schon wieder. Vermutlich wird in der inneren Politik ein Rückschlag zum altrussischen Knutensystem eintreten. Der neue Minister des Innern, von dem man Reformen erhoffte, hat seine Erlaubnis zu einer Versammlung der Semstwo-Mitglieder schon zurückziehen müssen, was wohl das Ende der „neuen Aera" bedeutet.

Die Ausschiffung des französischen Kriegsministers.

Herr Combes hat also doch Ballast auswerfen müssen, um seinen Ballon noch eine Weile über den Dächern zu halten. Sogar die nationalistische Ohrfeige konnte den Spitzelkriegsminister André nicht wieder volkstümlich machen. Er „wurde demissioniert", wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückt, bei uns pflegte man zu Bismarcks Zeiten in ähnlichen Fällen zu sagen: er wurde gegangen. Herrn Combes wurde nach diesem etwas verspäteten Sühneopfer in der Kammer alsbald von Ribot die peinliche Frage gestellt: Wenn André gehen mußte, warum sitzen Sie denn noch hier, der sich mit ihm solidarisch gemacht hatte? In der Tat, wenn sofort bei der Enthüllung der freimaurerischen Spitzelwirtschaft der kompromittierte Minister entlassen worden wäre, so hätte das Kabinett sich als gereinigt aufspielen können; aber nachdem Combes und sein Vormund Jaurès für den uniformierten Dienstmann des Großen Orient eingetreten waren, ist die nachträgliche Preisgabe weder ehrlich noch tapfer. Allerdings hat Combes in der Debatte am Grabe Andrés noch eine Mehrheit von ganzen 29 Stimmen zusammengebracht; aber die Ausschiffung wird doch allgemein als Symptom der Schwäche und des beginnenden marasmus senilis aufgefaßt. Die Freimaurer selbst geben jedoch das Spiel noch keineswegs verloren. Sie haben sogar ihre Nebenregierung noch leuchten lassen vor der Welt, indem sie durch eine besondere Deputation dem Ministerium das Ultimatum stellten, die Brüder Angeber vollständig straflos zu lassen. Diese Forderung spitzt sich besonders auf den Justiz- und den Unterrichtsminister, die für die Logenpolitik noch zu anständig sind. Der neue Kriegsminister ist ein Börsenagent Berteaux ohne jeden aktiven oder passiven Pulvergeruch. All diese Vorgänge sind so wurzelecht französisch, daß die zuschauende Welt, die außerhalb der politischen Stickluft lebt, diese absonderliche Komödie kaum verstehen kann. Das Ausland wundert sich auch, daß nach so empörenden Enthüllungen über die freimaurerische Spitzelwirtschaft nicht eine Volksentrüstung losgebrochen ist, welche die ganze Niedertracht fortfegt. Bei der Unberechenbarkeit der französischen Volksseele kann man gar nicht sagen, wie lange das Ministerium Combes trotz aller Befleckungen und Abbröckelungen fortzuwursteln vermag.

Von den traurigen Erscheinungen in Paris hebt sich imposant ab die feste und ruhige Haltung des Hl. Stuhles. Im Konsistorium vom 14. November hat Papst Pius X. eine Ansprache über die französische Kirchenpolitik gehalten, die ein Muster von männlicher Klarheit und christlicher Zuversicht ist.

Die kranken Parlamente in Oesterreich-Ungarn.

In Wien ist der Reichsrat eröffnet, in Pest das Parlament geschlossen worden, und zwar an beiden Stellen unter schweren Aergernissen.

Herr von Körber, der zisleithanische Premier, eröffnete seinen Reichsrat mit einer tüchtigen Programmrede und einem kräftigen defensiven Vorstoß gegen die „alldeutschen" Hetzer in der Innsbrucker Angelegenheit. Es gelang ihm der Nachweis, daß die Hauptschuld für die Aergernisse von Innsbruck bei der dortigen Gemeindeverwaltung liegt, die alle von der Staatsbehörde rechtzeitig angeregten Vorkehrungen zur Verhütung von Unglück hartnäckig verschmäht hat. Die sog. Deutschnationalen, die leider auch das Innsbrucker Stadthaus beherrschen, haben nicht bloß die innere und äußere Politik des Staates, sondern auch die Interessen des Deutschtums in Oesterreich schwer geschädigt, namentlich durch die Anfachung der irredentistischen Bewegung und durch die Hinüberdrängung des italienischen Volksteils an die Seite der Slawen. Der ganze Jammer der österreichischen Zustände trat nun grell zutage, als im Parlament von einem Sozialdemokraten und einem Radikaltschechen die ehrwürdige habsburgische Dynastie in einer unglaublich rohen Weise angegriffen wurde, und zwar unter dem Beifall der hochverräterischen Alldeutschen. Der Parlamentarismus in Zisleithanien schändet und ruiniert sich selbst.

In Ungarn hat der Ministerpräsident Tisza mit Hilfe seiner liberalen Mehrheit den Versuch gemacht, der Obstruktion die geschäftsordnungsmäßige Waffe aus der Hand zu winden und durch eine Gewaltkur den Parlamentarismus wieder arbeitsfähig zu machen. Leider ging die an sich sehr berechtigte Abänderung der Hausordnung nicht ohne einen parlamentarischen Staatsstreich ab; die Mehrheit überrumpelte die obstruktionelle Minderheit in einer zweckmäßigen, aber nicht korrekten Weise. Die gewalttätige Reaktion der Linken wurde durch den schnellen Schluß der Tagung vorläufig gebrochen. Es muß sich nun zeigen, ob die neue Hausordnung in der nächsten Tagung sich durchführen läßt. Besonders bedauerlich ist, daß die katholische Volkspartei, die sich im ganzen der Opposition angeschlossen hatte, auch infolgedessen eine Anzahl hervorragender Mitglieder verlor.

Kritisieren ist leicht; aber wer kann sich vermessen, unter den ungeheuer schwierigen Verhältnissen in Oesterreich-Ungarn etwas Tüchtiges zu leisten?

Die Lösung des lippischen Knotens.

Auch Gegner des Grafen Bülow erkennen an, daß er ein Meisterstück der innerpolitischen Diplomatie geliefert hat, indem er die verfahrene lippische Angelegenheit auf den geraden Weg des Rechtes und in die glatte Bahn der friedlichen Lösung gebracht hat. Er hat die streitigen Parteien zur Zurückziehung ihrer weitgreifenden Anträge beim Bundesrat und zum Abschluß eines Schiedsgerichtsvertrages gebracht; er hat den Bundesrat „auf Antrag Preußens" nicht bloß die Genehmigung des Schiedsvertrags, besonders auch die förmliche Anerkennung der bestehenden Regentschaft beschließen lassen; er hat endlich Vortrag beim Kaiser gehalten, worauf die Vereidigung der lippischen Truppen auf den Grafregenten verfügt und dem letzteren darüber ein kaiserliches Telegramm mit Anerkennung seiner Regentenwürde zugegangen ist. Besser konnten die Mißverständnisse, die sich an das Romintener Telegramm geknüpft hatten, nicht beseitigt werden. Indem das neue Kaisertelegramm auf die durch den Beschluß des Bundesrats erfolgte Klärung der Rechtslage hinweist, wird die Dissonanz zwischen den beiden Kundgebungen auf das erreichbare Minimum herabgedrückt. Aus dem soeben veröffentlichten Aktenstück ist als wesentlich hervorzuheben: die Regentschaft des Grafen Leopold bleibt auch für den Fall bestehen, daß der kranke Fürst Alexander vor dem Schiedsspruch sterben sollte. Die verfassungsmäßigen Bestimmungen des lippischen Landesrechtes, also die staatliche Autonomie in Betreff der Regentschaft, bleiben unberührt. Grafregent Leopold behält sich das Recht vor, vor dem neuen Schiedsgericht den Spruch des früheren Schiedsgerichts als rechtskräftig geltend zu machen. Die Entscheidung des neuen, aus 14 Reichsgerichtsräten und dem Reichsgerichts-Präsidenten bestehenden Gerichts soll nach dem Abkommen der beiden Parteien und nach dem Beschlusse des Bundesrates endgültig und unanfechtbar sein. — So hätte dieses Stürmchen ausgetobt.

Die preußische Kanalfrage.

In der Kommission des Abgeordnetenhauses sind die Kanalvorlagen mit den wesentlichen Verbesserungen, die der Zentrumsberichterstatter Dr. am Zehnhoff glücklich angeregt hatte, mit 18 gegen 10 Stimmen angenommen worden. Unter den 18 Zustimmenden befanden sich 2 Konservative und 1 Freikonservativer. Jetzt frägt sich, ob im Plenum hinreichend viele Mitglieder der Rechten sich zu dem verbesserten Kanal bekehren werden, um ihm nicht nur im Abgeordnetenhause trotz der Absplitterungen in anderen Parteien die Mehrheit zu sichern, sondern auch auf die Konservativen im Herrenhause einen gewissen hinreißenden Eindruck zu machen. Wenn das große, an Schwierigkeiten und Aergernissen so reiche Unternehmen bei diesem dritten Anlauf zustande kommt, so ist es dem Zentrum zu verdanken, das auch in dieser wirtschaftlich-technischen Frage sich als berufener Finder des goldenen Mittelweges erwies.

Ministerwechsel in Frankreich?

Von

Hermann Kuhn, Paris.

„Der Herr Ministerpräsident hat vortrefflich geredet, als er in der Kammer erklärte, er sei nicht bereit, die viel zu seltenen republikanischen Beamten der Rache der Kirche und Monarchie preiszugeben. Es bedurfte unglücklicherweise des Eingreifens des Herrn Buisson, um, als Gegengabe, eine Verurteilung, im Bausch, der heimlichen Führungslisten zu erlangen. Trotzdem glaube ich, die Republikaner werden gut tun, sich mit dieser Verurteilung zu begnügen, unter der Bedingung jedoch, daß die Handlungen den Worten entsprechen und man uns das lächerliche Schauspiel erspare, einen Kriegsminister zu opfern, um einen Feldhüter zu retten.“ Also bedeutet Clemenceau, einst der gefürchtete Ministertöter, dem Block und dem Ministerium. Die Republik muß gerettet werden — zum wievielten Male? Deshalb bleiben die Richter, Professoren, Beamte, welche Badecard geheime Mitteilungen über Offiziere gemacht haben, nach wie vor in ihren Stellen. Die Großloge hat in einem Rundschreiben erklärt, diese Beamten hätten ihre vaterländische Pflicht erfüllt, die Republik gerettet, um die es schon längst geschehen wäre ohne die rettende Freimaurerei. Jedenfalls spielt die Großloge diesmal offenes Spiel, indem sie die Republik als Werk der Freimaurerei rühmt. Der „Matin“ versichert, die Erklärungen des Ministerpräsidenten hätten bei den Mitgliedern der Mehrheit einen vortrefflichen Eindruck hervorgebracht, die Lage sei dadurch wesentlich gebessert. Habe doch das Ministerium 30 Stimmen Mehrheit bei der Vertrauensabstimmung über die Kampffrage Benois (einen spitzelnden Richter betreffend) erhalten, so daß auf weitere ähnliche Angriffe verzichtet wurde. Der Block hält um so fester zusammen, als seine Herrschaft stärker bedroht ist. Die Angeberei ist ein verdienstliches Werk, wenn sie gegen Reaktionäre, Monarchisten und Klerikale geübt wird, versichern die Blockblätter. Die Großloge ist entschieden für ihre Leute eingetreten. Sie sandte eine Abordnung zu Combes, Chaumié (Unterricht) und Vallé (Justiz), um die Bestrafung — Rüge oder Versetzung — eines Professors und eines Friedensrichters zu verhindern, welche Badecard heimliche Mitteilungen über „reaktionäre, monarchistische, klerikale“ Offiziere gemacht hatten. Die Minister willfahrten, nachdem sie sich anfänglich aufs hohe Pferd gesetzt hatten! Die Beteiligten haben offenbar nicht daran gedacht, welchen schlimmen Eindruck es im ganzen Volk machen müsse, wenn es sieht, daß der Wille der Freimaurerei geschieht, Minister also einer geheimen Gesellschaft gehorchen. Bis jetzt hatte man stets nur von dem geheimen Einfluß der Kongregation erzählt, freilich ohne Beweis. Dieser Wille der Großloge dürfte noch schlimmer ausgebeutet werden. Wird nicht dadurch die Freimaurerei vom ganzen Offizierkorps als Feind betrachtet werden? Dies kann Folgen haben. Unter den 36,000 Offizieren gibt es schwerlich mehr als ein oder zwei Tausend Freimaurer. Werden die Offiziere durch diese Dinge nicht noch mehr in die Arme der Nationalisten gedrängt, welche ohnedies schon längst als besondere Freunde des Heeres, als Militäristen, gelten, aber auch stets als Liebhaber, selbst Anstifter, Vorbereiter von Staatsstreichen bezeichnet wurden? Die Entwickelung der Dinge wird jedenfalls durch all die Ereignisse der letzten Wochen sehr gefördert.

Der neue Kriegsminister Berteaux wird von einem Blatte seines Wahlkreises (Versailles) als Freund Badecards bezeichnet. Das Blatt gibt Proben ihres Briefwechsels. Jedenfalls ist Berteaux Sozialist, wenn auch daneben Börsenmakler, Bankherr, wie es heißt, zwanzig bis dreißig Millionen reich. Der „Figaro“ erzählt, seitdem Berteaux zum Kriegsminister ernannt, hätten vier- bis fünfhundert Offiziere ihr Geld in sein Geschäft getragen, welches er fortbetreibt. Anderseits wird aus Tours berichtet, die dortigen Offiziere seien aus der Loge getreten, für welche sie durch einen gewissen Chevallier angeworben worden waren, der sich nun als Angeber, Spitzel entpuppt habe. Jedenfalls ist durch die jetzigen Enthüllungen das Vertrauen, die Freundschaft der Offiziere für die herrschende Kammermehrheit nicht gewachsen. Die politischen Gegensätze, welche durch den Boulanger- und Dreyfus-Rummel, zuletzt die Spitzeleien der Badecard und Genossen, sich herausgebildet, sind jedenfalls verschlimmert. Politik im Heere ist Zerrüttung des Heeres. Manche Republikaner, namentlich Blockleute, nehmen die Sache denn doch etwas zu leicht. Sie behaupten frischweg, die Soldaten würden den Gehorsam verweigern, ihre Offiziere totschießen, wenn diese versuchen, die Republik anzugreifen, einen Staatsstreich zu machen. Aber eine solche Probe ist immer sehr gefährlich. Mit Soldaten solcher Gattung kommt man nicht weit, keine Regierung kann sich auf sie stützen. Daß es bei einem Staatsstreich zu Zerwürfnissen im Heere kommen würde, ist sehr wahrscheinlich, aber trotzdem sind wirkliche Spaltungen wenig zu befürchten. Im Heere herrscht das Bewußtsein, daß von seiner Einheit und Pflichttreue das Schicksal Frankreichs nach innen wie nach außen abhängt.

Mit der kirchlichen Frage ist es unter dem Getöse und den Geschehnissen der letzten Tage vorläufig etwas stille geworden. Der Ausschuß hat erklärt, den von Combes vorgelegten Entwurf einer Trennung von Kirche und Staat nicht zur Grundlage des betreffenden Gesetzes gebrauchen zu wollen. Der Entwurf ist indessen scharf genug, will er doch den Gottesdienst-Vereinen, welche sich nach der Trennung bilden werden, kein Eigentumsrecht gestatten — also ihrethalben das Vereinsgesetz kaltstellen. Nach dem gewöhnlichen Lauf hiesiger Dinge entladet sich das anderwärts gebildete Gewitter regelmäßig auf die Katholiken. Nun, der Schaden wird nicht größer sein, wenn der Kulturkampf recht heftig geführt wird. Guyot de Villeneuve veröffentlicht seinen Brief an den Großkanzler der Ehrenlegion, worin er Ausstoßung der Generale André, Percin und Casten, der Offiziere Pasquier, Jacquot, Ras, Bouquero und Balzinger verlangt, weil dieselben sich gegen die Gesetze der Ehrenlegion und die Ehre vergangen. Der Großkanzler wird schwerlich diesen Antrag den Behörden der Ehrenlegion vorlegen, diese werden ebenfalls kaum demselben entsprechen. Aber, welcher Anlaß, um auf die Oeffentlichkeit zu wirken.

Ist die Kirche eine Feindin des Fortschritts, der Kultur?

Von

Dr. Vögele, Schönthal.

Unsere Zeit krankt im allgemeinen an der Ueberschätzung unserer Kultur und damit an Selbstüberhebung. Nietzsche, der philosophische Sonderling, durch dessen dunkle, verworrene Sprüche hier und da ein Kern von Wahrheit schimmert, hat einmal geschrieben: „Was sich in Deutschland breit macht, ist nicht die überlegene Kultur (Kultur ist für Nietzsche Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen), sondern die vollkommene Stillosigkeit der Barbarei des Bildungsphilisters, der die Flitter seines Wissens von allen Seiten (Bierbank, Konzert, Zeitung, Theater) zusammengeborgt hat und sich nun ohne jede Selbsterkenntnis für den echten Musensohn und Kulturmenschen hält.“ Ja, in Deutschland und im modernen Europa überhaupt machen sich viel blasierte Bildungsphilister breit, welche sich ohne Selbsterkenntnis für die echten Musensöhne, „moderne Kulturmenschen“ halten, nur deshalb vielleicht, weil sie blindlings mit der Mode gehen und nach ihr sich kleiden. Es sind schon tiefere Denker, die zwischen „Kultur“ und „Kultur“ unterscheiden und an die gerühmten Errungenschaften und Fortschritte der Gegenwart kritischen Maßstab anlegen. Herbert Spencer z. B. hat mit zunehmendem Alter und größerer Reife des Urteils, obgleich er ein intensiv moderner Mensch war, gegenüber den Herrlichkeiten unserer aktuellen Kultur mehr und mehr eine reservierte Haltung eingenommen.

Kultur und Fortschritt sind viel gebrauchte und viel mißbrauchte Schlagwörter unserer Zeit. Wie oft hat man etwas als Fortschritt gepriesen, was sich vor den Augen des tiefen Denkers und des auf hoher Warte stehenden Ethikers als solcher durchaus nicht erweist. Wir stimmen hier Herbert Spencer, mit dessen materialistischem Standpunkt wir sonst nicht einverstanden sind, darin vollständig bei, daß er in seinem letzten 1902 erschienenen Buche („Sammlung vermischter Aufsätze“) also geurteilt hat: „Ich verabscheue jene Auffassung von sozialem Fortschritt, die als dessen Ziel Wachstum der Volksmenge, Vermehrung des Reichtums, Ausbreitung des Handels hinstellt. Im nationalökonomischen Ideal des menschlichen Daseins wird nur Quantität und nicht Qualität erwogen. — Das Ideal

ist ein vergängliches." — „Der Zustand, an dem wir unseren Fortschritt messen, hebt sich in mehrfacher Hinsicht übel ab von dem der Vergangenheit." So urteilt der ehedem ganz dem Materialismus und Evolutionismus huldigende aber mit zunehmendem Greisenalter sich mehr auf ideale höhere Warte aufschwingende Philosoph Londons. Er weist am Abend seines Lebens, nach mancher Enttäuschung darauf hin, daß dieses moderne Hasten und Rennen, die Kriege und Gewalttaten der Menschen gegen einander und die Ueberschätzung des Intellektuellen gegenüber dem Moralischen wahrhaftig den modernen Kulturfortschritt erheblich beeinträchtigen.

Wir halten unsere moderne Kultur hoch, aber wir überschätzen sie und unterschätzen sie nicht. Wenn wir in der folgenden kulturgeschichtlichen Rückschau und Rundschau die Teilnahme Christi und seiner Kirche an den Segnungen und Fortschritten der Kultur beleuchten, so wollen wir zum voraus von Kultur und Fortschritt all das ausgeschieden wissen, was an ihnen krank, ungesund, übereilt, unreif oder überreif und faul ist, oder wie sich Bischof Dr. von Keppler in einem treffenden Wortspiel ausgedrückt hat: Das Modernde und Mordende an der modernen Kultur.

Wie die Ueberschätzung der Kultur bei dem modernen „Bildungsphilister" gang und gäbe ist, so auch die Phrase von der Feindseligkeit der Kirche gegenüber dem Fortschritt der Zeit.

Man darf nun an sich eine hochentwickelte äußere Kultur nicht zum Gradmesser für den Wert der betreffenden Volksreligion machen. Die Religion des Volkes Israel war ungleich erhabener, reiner und sittlicher als die der Hellenen, und doch hatte dieses kleine Volk der Griechen, wie P. Cathrein in den „Stimmen aus Maria-Laach" vor einiger Zeit (Jahrgang 1902) richtig hervorgehoben hat, bei ihrer minderwertigen Religion und Moral die glänzendste äußere Kultur. Der protestantische Kirchenhistoriker Harnack schreibt mit Recht („Wesen des Christentums", S. 5) von der christlichen Religion: „Schon der verwundet sie, der in erster Linie fragt, was sie für die Kultur und den Fortschritt der Menschen geleistet hat und der nach ihrem Wert bestimmen will".

Die erste Quelle der Kultur ist die Arbeit. Wer hat nun aber die Arbeit mehr gefördert als die Religion Jesu Christi? Die heidnischen Weltweisen Aristoteles und Plato nannten sie eine „Sache der Unfreien". Die Handwerker wurden von den Griechen nicht einmal des Namens „Bürger" für würdig gehalten, sondern auf eine Linie mit den Sklaven gestellt. Bei den Römern genoß nur der Ansehen, der sein Leben mit Nichtstun zubrachte. Auch die alten Deutschen verabscheuten die Arbeit. Heutzutage noch besteht bei allen Völkern, welchen das Evangelium fehlt, dieselbe Verachtung der Arbeit. Der indische Brahmine (Mitglied der höchsten Klasse) hält sich für verunreinigt, wenn er einen Arbeiter (Paria) auch nur anrührte. Die Wilden Amerikas legen die Arbeit ihren Weibern auf, die sie wie Sklaven behandeln. — Professor Dr. Schell, dem gewiß keiner nachsagen kann, daß er nicht modern zu denken verstände, und der ein warmer Freund der Kultur und des Fortschrittes ist, hat 1902 in seiner Rede über „Christus und die Kultur" zu München schön und wahr auseinandergesetzt, daß niemand die Güter so mobil gemacht wie das Evangelium und niemand den Besitz so flüssig gemacht habe nach allen Richtungen wie Christus. Von Strauß bis Nietzsche mache man dem Evangelium den Vorwurf, daß es ein Evangelium der Weltmüden, Arbeitsscheuen, Altersschwachen, Dekadenten sei. Christus sei aber eine Hauptquelle des Werte schaffenden menschlichen Geistes und menschlicher Betätigung. Was Schell hier von Christus gesagt, gilt auch von seiner Kirche, in der sein Geist fortlebt.

Die Kirchenväter (Ambrosius, Augustinus u. a.) lobten in herrlichen Worten den Nutzen und Segen der Arbeit. Chrysostomus betont mit Recht, daß die Arbeit auch eine sittlich läuternde Kraft besitze. Ueber die Kulturarbeit der Mönche hat man schon ganze Bücher geschrieben. Man lese nur, was die Kirchen- und Kulturgeschichtsschreiber und Montalembert in seinem Werke „Die Mönche des Abendlandes" darüber geschrieben haben. Die kurzsichtigen Menschen unserer Tage, die stolz sind auf unsere Industrie, Technik und Erfindungen, übersehen und vergessen, daß unsere Kultur zu einem guten Teil auf den Schultern der Mönche und der Renaissance-Männer des katholischen Mittelalters ruht. Professor Dr. Schell sagte in der schon zitierten Rede, daß unsere Kultur eingeleitet worden sei durch die Bestrebungen der Renaissance, die die vorchristliche Kulturepoche auf uns übertragen habe, aber durchtränkt mit dem Erbteil des Christentums. — Die Mönche reuteten des Urwalds Riesenbäume, zwängten Bäche und Flüsse ein mit Pfahlgeflecht und Dämmen, machten große Länderstrecken, die vorher Wildnis waren, urbar, bauten Straßen und Brücken, pfropften „milde Südlandsreiser auf des Nordens herbe Stämme", wie der Dichter Weber in seinem berühmten Epos „Dreizehnlinden" so anziehend schildert. Diese Kulturarbeit der Mönche hat übrigens nicht aufgehört, sondern wird immer noch fortgesetzt in den überseeischen Missionen. So schrieb anläßlich der Missionärermordung auf Neupommern der protestantische „K. Staatsanzeiger für Württemberg": „Neben dem Schulunterricht wird hauptsächlich auf die Heranbildung zur Arbeit Gewicht gelegt. P. Rascher hat mit Hilfe dieser wilden Naturkinder es fertig gebracht, eine große Fläche Urwald zu roden, eine schön gedeihende Kaffeepflanzung und eine tadellos arbeitende Sägmühle mit Wasserbetrieb anzulegen." Nebenbei sei bemerkt, daß dieser ermordete, aus Bayern stammende P. Rascher, welcher Vorsteher der so blutig heimgesuchten Missionsstation war, noch kürzlich wegen seiner hervorragenden Leistungen in der Sprachenforschung der Südsee-Insulaner durch die Verleihung des Kronenordens 4. Klasse ausgezeichnet wurde.

Die Handwerke und freien Künste fanden früher kein sichereres Asyl und kein besseres Arbeitsfeld als die Kirchen, bischöflichen Höfe und Klöster. Hier wurden die rauhen Handwerke verfeinert, hier begannen zuerst die freien Künste ihre Funken zu werfen, welche später zu wunderbar hellem Feuer erwachten. Wer's nicht glauben will, der sehe die noch aus alter und älterer Zeit erhaltenen herrlichen Dome und berühmten Klosterbauten an! Wer nur z. B. die herrlichen Kunstdenkmale der Klöster Alpirsbach, Bebenhausen, Maulbronn, Schönthal, Weingarten und Zwiefalten im kleinen Württemberg betrachtet, der muß sich sagen: Diese Mönche, die so etwas hingestellt haben, können keine Dunkelmänner gewesen, sondern müssen Freunde des Schönen, der Kunst und Kultur gewesen sein. Daß die Mönche, insbesondere die Benediktiner und Zisterzienser, in erster Linie die Pioniere und Träger der Kultur in unseren jetzt zivilisierten Ländern waren, wird kein mit der Geschichte Vertrauter leugnen können.*) (Schluß folgt.)

Zur Romanfrage.

Essay über die erzieherische Wirkung des Romans.

Von

N. Lambrecht (Al. Ruth).

Vor einiger Zeit hat die „Köln. Volksztg." anläßlich eines in ihren Spalten veröffentlichten Romans freierer Richtung eine sog. Roman-Rundfrage angeschnitten und verschiedene bemerkenswerte Zuschriften erhalten, die zum Vorwärtsschreiten auf dem angebahnten Wege ermunterten und das kühne Aufgreifen der Konflikte und die Lösung derselben auf dem Boden christlicher Weltanschauung für nötig erachteten.

Daß es nun auch auf diesem Gebiete bei uns zu „menscheln" beginnt, ist jedenfalls erfreulich. Man ist sich klar darüber, daß der Roman eine erzieherische Aufgabe zu erfüllen hat, aber auf welche Art eine Erzählung diese ihre Aufgabe verwirklichen soll, davon ist bislang nicht die Rede, und doch liegt gerade darin der Rotationspunkt der ganzen neueren Bewegung, ja der gesamte ethische Wert der Romanfrage.

Wie beantworten wir uns diese Frage?

Wenn es feststeht, daß wir die Erfahrung als größte Erzieherin anerkennen müssen und, je mehr und je Bedeutsameres wir erfahren, um so fester und gediegener wir erzogen werden, so resultiert hieraus unabweisbar die Forderung, daß die Erzählungen für den Leser zu solchen Erfahrungen werden sollen. Er schöpft hieraus annähernd dieselbe Bildung seiner Seele, als habe er das Erzählte selbst erlebt oder mitgemacht und angesehen. Auf diese Weise tritt die Erzählung an die Stelle der Erfahrungen, die ihm zum Nutzen oder Schaden werden könnten; ja sie ersetzen ihm die Erfahrungen. Eben dadurch, daß sie schlimme Erfahrungen, solche also, die ihm von Schaden sein könnten, verhüten und hiemit der bösen Tat vorbeugen, bekundet sich der erzieherische Wert einer Erzählung: der Vorteil aus der ersetzten Erfahrung! Das bloße Moralisieren ist nicht nur künstlerisch zu verurteilen, auch die ethische Wirkung ist Schall und Rauch. Wenn wir dieses festhalten, haben wir ein ganzes Programm für eine gute Erzählung.

Aus den gegebenen Prämissen braucht indessen der Skriptor

---

*) Es ist eine unleugbare Tatsache, daß wir dem klösterlichen Fleiße des „finsteren" Mittelalters die Erhaltung der heidnischen, weltlichen Literatur des griechischen und römischen Altertums sowie die Reste alter nationaler Poesie verdanken.

nicht die Notwendigkeit der persönlichen Erfahrung für seine Werke herzuleiten. Er kann aus engeren und weiteren Erfahrungen zur Welt- und Seelenkenntnis gelangen und das Priestertum der Feder vertiefen und erweitern. Die weiteren Erfahrungen schöpft er aus Lektüre und Mitteilungen und dadurch, daß er Augen- und Ohrenzeuge bei dem ewigen Gang der Geschicke ist Die engeren Erfahrungen sind persönliche, intimere, aber gerade darum für die Allgemeinheit von beschränktem Nutzen und nur individuellem Werte. Die einzelnen Erfahrungen sind nur Bausteine zum Ganzen, vereinzelte Töne im Weltorchester. Es gehören viele solcher Bausteine, solcher Töne, solcher Erfahrungen dazu, um ein Großes oder Kleines — aber tout de même ein Ganzes zu konstruieren. Demnach bleiben Einzelerfahrungen unvollständig. Dazu kommt die individuelle Verschiedenheit. Das gleiche kann jeder anders erlebt haben, ebenso wird es nicht bei jedem Leser in gleicher Weise und in gleicher Wirkung innerlich verarbeitet. Somit ist es einleuchtend, daß das persönlich Zugespitzte keinen allgemeinen Wert und nur dann Bildungswert hat, 1. je mehr ethische Momente die Handlung zum Abschluß bringen, 2. je mehr verwandte Töne er für die Seele der Menschheit anklingen läßt. Das Gesagte läßt sich an einem Beispiele motivieren, an Goethes „Werther". Dieses Werk läßt uns mit beiden Forderungen im Stich. In seiner krankhaften Rührseligkeit konnte es höchstens in der damaligen Zeitströmung Verwandtes in der Menschenseele anklingen lassen. Es ist eben ein anderes darum, was das Werk dem Autor ist und was dem Leser, was das Gemälde seinem Schöpfer ist und was dem Beschauer, und aus diesem Grunde wurde „Werther", der auf Goethe befreiend wirkte, für einen Teil der großen Mehrheit erst der Stachel des Krankheitsausbruches — wie auch die traurigen Beispiele aus jener „Wertherzeit" zeigen. Man schweige mir davon, daß die Menschenseele sich durch die Skala jener Wertherleiden führen lasse, um dann zuletzt nach einigen Stunden der Seelenpein zur inneren Befreiung und Erlösung von der krankhaften Liebe zu gelangen. Ich möchte den sehen, der nach dem Hexensabbath von überschwänglicher Liebe, Seelenpein, Verzweiflung, Selbstmord abschwenkt und seine Seele salviert mit dem erlösenden Gefühl: mitgelebt und abgetan! Das mag allenfalls als Theaterschluß gelten, wobei die papierenen Menschen die Seelenkämpfe abschütteln wie der nasse Pudel die Wassertropfen. Man täusche sich nicht: die weitaus größte Zahl greift aus den Werken nur das Stoffliche und nicht die Dichtung heraus. Mit diesen Menschen müssen wir aber rechnen. Darum ist es immer ein gefährliches Experiment, gewissermaßen den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Wir könnten aber „Werthers Leiden" füglich solchen Romanen zureihen, die einen immer geltenden Charakterzug der Menschheit bloßlegen und daher für jeden Menschen trotz aller Realität typisch sein können. Dann aber ist der literarhistorische Wert größer als der künstlerisch-ethische und erzieherische. Goethe läßt selber in zwei kontrastierenden Werken die eine allgemeine Grundidee nach zwei Richtungen hin auslaufen, indem er dem ‚Werther' einen ‚Wilhelm Meister' zur Seite setzte. Auch hierbei wird stofflich ein Charakterzug der Menschheit festgenagelt, der unzweifelhaft typisch ist und für alle Jahrhunderte dem Einzelnen auch sein wird, aber in den beiden Werken äußert sich der Wert der Dichtung anders, wie an einem Beispiele klargelegt sei.

Einem jungen Menschen steckt der Kopf voller übersinnlicher Ideale. Die Welt sieht er nur durch den Dunstkreis seiner verschwommenen Phantasie. Das Alltägliche umrankt er mit poetischen Varianten, damit es in sein träumerisches Gehirn hineinpasse. Diesem Jünglinge komme man nun mit dürren, das Phantastische zerpflückenden Beweisführungen. Ein mitleidiges Lächeln wird unsere bis zur Evidenz bewiesene Behauptung wirkungslos abprallen lassen. Als „Philister und Materialisten" setzen wir uns zu ihm, dem Träumer, in zu grellen, greifbaren Gegensatz. Er wird uns allen Sinn fürs Hohe und Edle absprechen, und damit ist der Einfluß unserer besseren Einsicht auf ihn entkräftet. Das erbarmungslose Niederhauen tut's demnach nicht; es fragt sich nun, wie der Autor hier die rechte Saite anklingen lassen soll. Wilhelm Meister gibt Antwort. Nichts deutet in dem Werke anfänglich darauf hin, daß der Dichter ihn nicht als Muster hinstellt. Seine guten Eigenschaften werden in gerechter Beurteilung hervorgehoben und seine Phantasiewelt auf schimmernden Gefilden aufgebaut. So steht er da, der Idealist, auf dem gläsernen Sockel im Weltgetriebe. Die Enttäuschungen stürmen heran und — Trümmer um ihn! Geht er unter? — Nein; andere gute Menschen treten in sein armes Leben; auch sie haben ihre Ideale, aber sie bauen sie auf ganz natürlicher Grundlage auf. Ihre Begeisterung für das Hohe und Edle mildert seiner Enttäuschung Schmerz, er kann ihnen nicht Feind sein darum, weil sie auch aus dem Kreis der „Philister" kamen, vielmehr lernt er einsehen, daß sie den richtigen Weg wandern, er aber den falschen geht. Das Motiv zur Umkehr ist gegeben und die Einsicht ist: nur Lehrjahre waren es! — Selbstverständlich wird der Jüngling sich mit Wilhelm identifizieren, mit ihm und seinen Idealen gegen die nüchterne Alltäglichkeit ankämpfen, die Enttäuschungen mit ihm durchkosten und sich dann auch mit ihm zu einer vernünftigen idealen Weltanschauung durchringen.

Nun ist es aber nicht einmal notwendig, daß der Leser sich mit dem Helden der Erzählung identifiziert, um eine erzieherische Wirkung zu erzielen. Wenn nur der Roman in der Schilderung des Natur- und Lebenswahren eben das Wahre trifft mit Vermeidung der bloßen Handwerkerkunst des Abphotographierens, dann erfüllt er schon seinen Zweck. Bildend ist ja schon der Verkehr mit den Menschen, wenn wir sie kennen und verstehen lernen. Wieviel Bildungsstoff häuft da nicht das Leben an! Im Tagtäglichen empfangen wir stetig Eindrücke von unserer Umgebung, ebenso wie wir von uns die Abdrücke des äußern und innern Menschen loslösen und sie unbewußt spenden. Wo wir der Empfangende scheinen, sind wir aber nicht immer der Bereicherte, da eben jener uns einige seiner Charakterzüge gibt, dieser uns welche nimmt. Das ist die geheime Kommunikation der Menschenseelen. Unser Inneres ist der ewig unvollendete Tempel, an dem wir stündlich bauen, umbauen und verändern. Ein Betrüger oder Wucherer, den wir bei seinem verwerflichen Treiben beobachten und kennen lernen, wird uns insofern zu unserer inneren Bildung und Veredlung dienlich, als wir ihn und sein Gewerbe verabscheuen lernen und uns vor solcher Verworfenheit hüten. Ebenso veredelt uns der Verkehr mit guten und rechtschaffenen Menschen. Was wir sehen und miterleben an sittlicher Größe oder Gemeinheit, an Glück oder Unglück, Leid oder Trost, Liebe oder Haß, stärkt uns allmählich zu festen gediegenen Ansichten. Wo aber schwache Seelen sich verwirren lassen, ist es gemeinhin nur das Ungeordnete, das pêle-mêle in der Lebensküche, das dem schon kranken Magen Unbehagen bereitet, oder besser das Mißverhältnis von Schuld und Strafe. Da ist es nun Sache des Künstlers, zu sichten, zu ordnen, auszulösen und aus dem Konglomerat der wirren Seeleneindrücke die ewigen Natur- und Lebensgesetze herauszuschälen und so in die Handlung einzuweben, daß er nicht durch moralische Anmerkungen, sondern durch das Tun und Lassen des Romanhelden erzieherisch wirkt.

Ist damit der Autor an der Klippe so vieler literarischer Schiffbrüche vorbei? Ich glaube vielmehr, daß er nun erst recht zwischen Scylla und Charybdis festsitzt. Das Erziehenwollen ist immer forcierte Mache. Der Dichter braucht nicht einmal seine Erzählungen nach einem Grundgedanken aufzubauen, selbst wenn er sich über denselben klar ist, spreche er sich nicht über ihn aus, sondern verhelfe ihm in dem Handeln seiner Personen zur steten Wiedergeburt, zur zwanglosen Entwicklung. Je unbewußter und ungesuchter der Dichter schreibt und das Erfahrene behandelt, desto klarer wird eben auch die natürliche und ureigentliche Grundidee, die in allem Naturwahren und Lebenswirklichen liegt, hervortreten. Da lerne der Dichter von unserer ersten und nächsten Erzieherin — der Mutter! Wir nehmen von ihr unzählige Bildungsmomente in uns auf. Sie spendet aus unbewußtem Drang und ebenso verarbeiten wir das Empfangene in uns. Nach einem System oder einem leitenden Grundgedanken forschen wir nicht. Es entwickelt sich alles so natürlich und ungesucht. Wer fühlt nicht bei der Lektüre von Kellers „Die drei gerechten Kammacher" das Bildungselement: Abscheu vor solcher Gerechtigkeit! heraus. Liegt ein Grundgedanke darin? Freilich; aber wir wissen es nicht, wir empfinden ihn! Das ist's! Der Leser soll nicht wissen, was der Dichter will, er soll's empfinden! Der äußerliche Stoff werde von irgend einem festen Gesichtspunkte aus gesehen, von einer leitenden Idee beeinflußt; sie ist dem Künstler vielfach selbst nicht bekannt, aber er hält sie unbewußt fest. Wie die Natur für jeden Grashalm die einfachsten Lebensbedingungen gibt, ebenso enthält sie auch hohe ästhetische und religiöse Wahrheiten: In des Dichters Hand muß da die Sonde sein! — Als ich in meinen verschiedenen Abhandlungen („Hausschatz", „Literar. Warte". „Köln. Volksztg.") über die ethischen Werte des Romans von „Warnungstafeln" sprach, die der Dichter als Haltpunkte zu errichten habe, bin ich damit vielfach mißverstanden worden. Die Warnungstafeln stellt die Natur selbst auf, aber die von der Leidenschaft erhitzte Menge stürmt achtlos an ihnen vorüber. Vielfach sind sie auch durch das Rankengewächs der Weltverblendung überwuchert. Da rode der Dichter aus, lege klar, entferne das Schmarotzergewächs und zeige das warnende Gesetz der urewigen Naturmacht. Zu moralisieren braucht er selber nicht, die Moral der übergangenen, mißachteten Naturgesetze ist erschütternd.

Winde und Stürme aus allen Richtungen brausen in die Welt hinein. Gegen den rauhen Nordwind Naturalismus ist der

Realismus nur ein Zephir, aber die Zugluft des Materialismus bläst mit vollen Backen über die Menschheit hin. Dagegen sind unsere bisherigen Hilfsmittel machtlos. Wir müssen dem Krankheitserzeuger mit der **Aufklärung** entgegenwirken. Was bei Epidemien schon lange als wirksam befunden wurde, verabsäume man nicht bei dem Krankheitsbazillus des größten, irdischen Machthabers — der Feder! Wie die sittlichen Probleme im Romane Verwendung und Behandlung finden sollen, gehört nicht in den Rahmen dieser Abhandlung. Die Entscheidung hierin hängt mit der ethischen **Erziehungsfrage** zusammen und kann nur von diesem Standpunkte aus endgültig gelöst werden. Auch hierbei bleibt der leitende Grundsatz: Abgründe aufdecken, aber nicht hinunterleuchten! Nicht im Schlamme waten, um den Schmutz am Stiefel zeigen zu können, nicht — um einen Ausdruck Georges Sand in unseren Essay herüberzuholen — nur den „Kehrichthaufen des Lazarus" malen!

Wieder ein Rache-Roman.

Von

Johannes Mumbauer.

Seitdem die Skandalgeschichten aus „kleinen" und „großen Garnisonen", die Pikanterien der „erstklassigen Menschen", der Amerikanerin „Briefe an ihren Freund", die famosen „Götz Krafftiaden" ihr bedauernswürdiges Lesepublikum und die skrupellosen Verfasser sowie die geschäftskundigen Verleger ihre Rechnung dabei gefunden haben, ist die entsprechende Literaturgattung, für die man treffenderweise die Bezeichnung „**Rache-Romane**" geprägt hat, zur Schmach unserer Zeit in unglaublichem Maße **Mode** geworden. Wenn es so weiter geht wie im letzten Jahre, dann werden wir es noch erleben, daß jeder in seinen angeblich „heiligsten Gefühlen" irgendwie Gekränkte, sofern er überhaupt die Feder führen kann, diejenigen, welche sein hohes Ich anzutasten wagten, literarisch „brandmarkt". Bei der modernen Sucht nach **Sensation um jeden Preis** darf er unter allen Umständen auf Leser rechnen, zumal wenn der Verleger für eine „zugkräftige" Umschlagzeichnung sorgt. Es hat nichts genützt, daß Artur Bonus bereits im Maiheft des „Kunstwart" mit Bezug auf den Bong-Roman „Götz Krafft" schrieb: „Es ist in der Tat nicht abzusehen, weshalb nur Forbach seinen Klatsch und nur Bilse seine Rache haben soll ... Niemand wird mehr wagen, einem dummen Jungen eine Ohrfeige zu geben, wenn er bald im nächsten Buchladen erfahren wird, daß er ein Genie tödlich beleidigt hat ... Hier handelt es sich nicht mehr bloß um Aussaugung kolonialer Javanen oder um das sittliche Niveau doch wenigstens einer ganzen Garnison, sondern um die kleinen und kleinsten Schmerzen junger Leute, welche den Beweis zu führen begehren, daß Papa sie ungerecht verhauen hat. Ehemals klagten's solche Leute der älteren Schwester oder der Mama ... Stil oder sonstige künstlerische Eigenschaften sind sowieso nicht nötig. Das würde nur der Genauigkeit schaden. Das bißchen Weltanschauungsgeschmuse, das heutzutage dazu gehört, kann Bong von einem seiner jungen Leute dazwischensetzen lassen ... Aber vielleicht finden sich inzwischen neue Siegfriedsgestalten, die die übrigen deutschen Städte s. v. v. ablaufen." Was Bonus geahnt, ist Wirklichkeit geworden: die „Siegfriedsgestalten" haben sich aus mancherlei Ständen gefunden, sogar der denkbar höchste Rekord ist erreicht — **auch die poussierenden Pennäler haben ihre literarische Revanche!** Und die betreffende „deutsche Stadt" heißt **Trier.**

Da hat also einer, der den schriftstellerischen Windeln offenbar noch nicht entwachsen ist, unter dem Titel „**Jungen und Mädchen!** Romanhaftes vom Gymnasium" — Autor und Verleger will ich nicht nennen, um ihnen nicht zu einer billigen Reklame zu verhelfen — ein unendlich klägliches Machwerk zusammengeschrieben, welches das Treiben kneipender und dem „Ewig-Weiblichen" in zynischer Weise nachjagender unreifen Buben — Schüler eines genau gezeichneten Königl. Gymnasiums der schönen Moselstadt — schildern soll. Alle Verhältnisse, Oertlichkeiten und Personen — die Namen der letzteren, die meistens heute noch leben, teilweise nur mit Umstellung einiger Buchstaben — sind zum Greifen deutlich gezeichnet, so daß es für jeden Kenner des Milieus ohne weiteres klar ist, wer mit jeder Einzelheit getroffen werden soll. Der Verfasser war, wie man mir sagt, vor mehreren Jahren Zögling der betreffenden Anstalt, welcher er jetzt auf diese nobele Weise seinen Dank abstattet, indem er sie vor aller Welt stigmatisiert. Das öde Buch ganz durchzulesen, war mir nur mit Ueberwindung unsäglichen Widerwillens möglich — einesteils wegen der fraglos gehässigen Tendenz und des gehäuften sittlichen Schmutzes, anderenteils aber wegen der geradezu abstoßenden literarischen Minderwertigkeit der Darstellung, die einen wirklich blutigen Dilettanten verrät. Von künstlerischen Qualitäten kann nämlich keine Rede sein, so daß das absprechende ästhetische Urteil von Bonus über dieses Literaturgenre hier potenzierte Geltung hat. Fürwahr keinem echten Dichterdrang nach Gestaltung des inneren Schauens verdankt dieses traurige Opus sein Dasein; das **Motiv**, dem es entsprungen, kann ich nur im **Durste nach unedler Rache** finden. Selbst wenn die Zustände so wären, wie sie hier dargestellt sind — was aber im allgemeinen ausgeschlossen ist —, so wäre es immerhin ein Zeichen dekadentester Gesinnung, seine ganze frühere Umgebung zu besudeln und moralisch zu exekutieren. Wer das tut, schließt sich selbst aus der anständigen Gesellschaft aus; das bißchen „Weltanschauungsgeschmuse" von dem Streben hochgemuter Jünglinge nach Geistesfreiheit usw., mit dem auch hier all der Schmutz sehr durchsichtig zu verhüllen gesucht wird, kann daran nichts ändern. Gott sei Dank existiert aber der geschilderte Sumpf mit all seiner Gemeinheit nur in der Phantasie des Verfassers.

Am nachhaltigsten scheint es dem verkannten Pennälergenie der Religionslehrer des Gymnasiums angetan zu haben, den er mit ausgesuchtem Hasse und in anwidernder Breite zu brandmarken bestrebt ist — sogar den Namen hat er nur umgekehrt! —, und der offenbar auch in der abstoßenden schwarzen Gestalt in Soutane auf dem Titelblatt — ein Priester mit fanatisch-verzerrtem Gesicht, erhobenem Kreuz und geballter Faust, der eine Schlange zertritt — repräsentiert werden soll. Dieser Religionslehrer wird geschildert als ein im Finstern schleichender „Henkersknecht freier Seelen", der durch ein unwürdiges System skrupellosen Spionen- und Spitzeltums Einfluß auf die begabten Schüler zu gewinnen sucht, um sie „der Kirche dienstbar zu machen", der vor den verächtlichsten Mitteln zur Befriedigung seiner klerikalen Herrschsucht nicht zurückschreckt, der dem freisinnigen (n. b. aber auch sittenlosen) Helden die Alternative stellt, entweder als Priesterkandidat ins bischöfliche Konvikt einzutreten oder die Anstalt zu verlassen usw.! Wahrlich, wenn mich je etwas empört hat, dann dieser unwürdige Angriff auf einen edlen, würdigen Priestergreis, dem so aus dem Hinterhalt die Ehre geraubt werden soll. Ich stehe dem Herrn persönlich ganz fern, will auch nicht darüber urteilen, ob die von ihm gewählten Mittel und Wege zur Erreichung seiner idealen Erziehungsziele immer klug und praktisch gewesen sind; das aber weiß ich genau, daß er mit seinem goldenen Herzen stets das Beste gewollt, daß Unzählige ihm große Wohltaten verdanken und daß selten jemand so unverdientermaßen verkannt und verlästert worden ist wie er von seinem sehr jugendlichen Verfolger, den er vielleicht unbewußt einmal auf die Füße getreten hat. Ich nehme an, er fühlt sich turmhoch erhaben über so unwürdige Anwürfe; jedenfalls aber darf er sich sagen: wenn tatsächlich solche sittliche Zustände unter den Trierischen Gymnasiasten herrschten, wie der Roman andeutet, so wäre die denkbar schärfste Ueberwachung angebracht. Denn so weit sind wir denn doch glücklicherweise noch nicht „fortgeschritten", daß zuchtlose Buben ungescheut alle Gesetze des Anstandes und der Sitte mit Füßen treten dürften.

Eine der traurigsten Erscheinungen anläßlich dieses Rache-Romans ist, daß dabei die Skandalsucht wieder ihren Triumph gefeiert hat. Statt daß alle sog. „anständigen" Leute das gehässige Machwerk verächtlich abgelehnt hätten, statt daß die Trierer Bürgerschaft die Verunglimpfung der Ehre ihrer Töchter zurückgewiesen hätte — kauft und liest tout Trier das „pikante" Buch. Das tun insbesondere jene „gebildeten" Kreise, die sonst nicht genug über die Zurückgebliebenheit der „Ultramontanen" räsonieren können: wo Sensation winkt, da finden sie jeden literarischen Schund mundgerecht. Diese Art Trierischer Bildung kann mir nicht imponieren. Der Heißhunger, mit dem man über das gekennzeichnete Buch hergefallen ist, läßt es daher auch untunlich erscheinen, die Besudelung der Ehre der Stadt und des Gymnasiums vornehm tot zu schweigen: das wäre jetzt die verkehrteste Vogelstraußpolitik. Jetzt gebietet die Ehre und die Selbstachtung, das Attentat und den Attentäter an den Pranger zu stellen!

Spätherbst.

Ein letzter, halbbelad'ner Wagen nur,
Ein Pflug, der blinkt und klingt in brauner Flur;
Ein letztes Blatt, das durch die Sonne bebt,
Ein Vogel, der ein letztes Lied anhebt,
Grad vor dem Scheiden,
Und kalte Perlen an den kahlen Weiden —
Hell steht und still und weit der Himmel offen,
Und naß und fern sproßt grün die junge Saat,
Und wo dein Fuß hintrat,
Ist Sterben nur und Hoffen.

Ernst Thrasolt.

Am grünen Strand der Spree.

Von

Paul Sandhage, Berlin.

Die Normaluhr am Potsdamer Platz zeigt auf acht. Acht Uhr morgens! — Frau Berolina hat bereits Toilette gemacht, Straßentoilette, die alltägliche. Denn es ist heute weiter nichts los, keine fremde Fürstlichkeit hält ihren Einzug, kein exotischer Prinz aus Mesopotamien oder anderen Kulturstaaten neueren Datums „macht herüber"; nicht mal eine Denkmalsenthüllung in der Siegesallee, die ja nun, Gott sei Dank, „voll" ist, steht zu erwarten. Es ist wirklich nichts los. Dame Berlin geht ihrer täglichen Beschäftigung nach. Eine Frühaufsteherin ist sie nicht, aber um diese Zeit ist sie doch schon „im Betrieb". Ein grauer Himmel sorgt für die erforderlichen Effekte, um den Charakter der nüchternen Arbeitsstadt hervortreten zu lassen. „Nanu, Berlin eine Arbeitsstadt?!" Allerdings, meine Verehrtesten! Hier wird viel und gründlich gearbeitet. Wer's nicht glaubt, der stelle sich mit mir auf eben diesen Potsdamer Platz, jetzt gerade, um acht Uhr morgens, und lasse den Riesenverkehr an sich vorüberfluten; ich möchte dabei empfehlen, sich hinter einem Kandelaber auf einer sogenannten Insel oder hinter dem breiten Rücken eines Schutzmannes aufzustellen, falls man nicht gerade die ausgesprochene Absicht hat, das Kapital einer Unfall- oder gar Lebensversicherung möglichst bald flüssig zu machen.

Das ist ein Geklingel, Gerassel, Geprušte und Getrappel. Die Hoch- und Untergrundbahn, die Vorort- und Ringbahn haben soeben ein Heer von Menschen ausgespien. Von den anderen Seiten kommen sie auf Krafträdern, mit Lastfuhrwerken und in Equipagen, zu Fuße und zu Roß. Und dann erst die „Elektrische"! Wir zählen doch in einer einzigen Minute wenigstens 12—15 Wagen der „Großen Berliner" (sc. Straßenbahngesellschaft), die von allen Richtungen der Windrose hier zusammenlaufen, daß es den Anschein hat, als müßte ein Rattenkönig von Zusammenstößen erfolgen. Aber alle Wagen gleiten glatt aneinander vorüber, um ebenso vielen nachkommenden Platz zu machen. Dazwischen ein förmliches Chaos von Omnibussen und Droschken, die ebenso wie die Wagen der „Großen" bis auf den letzten Platz mit Menschen voll gepfropft sind. Zwischendurch rasen — ich sage rasen — Automobile der verschiedensten „Rangklassen", vom wackeligen Reklame-Töff-Töff bis zum eleganten Luxuswagen mit einer verblüffenden Sicherheit und ohne ihr Tempo merklich zu ändern. Nicht minder beängstigend rast eine andere Sorte von Vehikeln durch dieses Tohuwabohu mit einer das Leben der armen Fußgänger in höchstem Grade gefährdenden Geschwindigkeit: die gelben Wagen der Reichspost. Und durch dieses Gewirre von Fahrzeugen und Pferden wälzt sich der Strom der Passanten mit ebensolcher Hast. Aber mitten aus dieser Brandung des Verkehrs ragt wie ein Fels in erhabener Ruhe und starrer Unbeweglichkeit der berittene Schutzmann, dem ein Wink genügt, um wie ein zweiter Moses die Fluten dieses Meeres sich gleich Mauern stauen zu lassen. Augenblicklich scheint das „berittene Auge des Gesetzes" einen Stillstand des Verkehrs nicht für nötig zu erachten; es klingelt, rasselt, prustet, trappelt weiter in fiebernder Hast, denn die Zeit ist kostbar. In Paris gibt es eine Straßenkreuzung an den grands boulevards, die den sympathischen Beinamen „coin des écrasés" führt, Ecke der Ueberfahrenen; dasselbe epitheton ornans könnte man mit Fug und Recht dem Potsdamer Platz in Berlin beilegen; ihm und seinem Betriebskollegen, dem Alexanderplatz, verdanken viele Hunderte ihre mehr oder weniger frikassierten Knochen. Um sich einen Begriff von dem Verkehr zu machen, der sich hier in den Stunden der Hauptgeschäftszeit abspielt, muß man sich vergegenwärtigen, daß nicht weniger als ein halbes Dutzend Hauptverkehrsstraßen Berlins an dieser Stelle zusammenlaufen, vor allen die beiden großen Schlagadern des Westverkehrs: die Leipziger und Potsdamer Straße. Alle diese hastenden, sich drängenden Menschen aber eilen der Arbeit zu, dem Verdienste, dem Kampfe ums tägliche Brot, denn der ist hier ganz besonders schwer und wird erbitterter wohl nur in den amerikanischen Handelszentren und im Themsebabel geführt. Paris ist Berlin gegenüber geradezu gemütlich. „Aber hören Sie mal!" Tatsächlich! Wenn Sie bei Paris von jeder Autosuggestion abstrahieren, so werden Sie bald erkennen, daß das, was übrig bleibt — ich spreche hier lediglich vom Verkehr — hinter Berlin zurücksteht. Das findet aber seine einfache Erklärung in der Tatsache, daß in Paris eben nicht entfernt soviel gearbeitet wird wie in Berlin. Paris ist die Stadt où l'on s'amuse, Berlin hingegen ist die Zentrale der Arbeit. Gewiß, auch Berlin amüsiert sich, recht gründlich; aber erst nach getaner Arbeit. Tagsüber ist hier für den Nichtstuer, den Flaneur, wenig oder nichts „zu machen", während er in Paris zu jeder Tageszeit, sei es auch nur in einem café chantant an der Peripherie, auf seine Kosten kommt. Berlin tut tagsüber seine Pflicht bis auf den letzten Rest. Ist des Tages Last und Arbeit getragen, — „wenn die Lichter brennen" — dann allerdings! Es ist ein geradezu wohltuendes Gefühl, das jeden ernst veranlagten Menschen angesichts dieser Arbeitsfreudigkeit ankommt. Ganz gewiß arbeiten hier Tausende „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe", aber im großen und ganzen wird hier doch viel Lust und Liebe mit zur Arbeit gebracht, nicht allein in den kaufmännischen Branchen und technischen Berufen, auch ganz besonders auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Kunst, gerade jetzt, wo der Winter vor der Türe steht und man sich sein Heim mit den trefflich, sparsam und zugleich hygienisch rationell heizenden Kachelöfen so recht behaglich gestalten kann. Diese Kachelöfen sind eine Spezialität des deutschen Ostens. Wer mit Sack und Pack aus den westlichen Provinzen angereist kommt, der bringt sicherlich auch Küchenherd und Oefen mit, da ja allerorts im Norden die Wohnungen von seiten des Mieters mit Oefen versorgt werden müssen. Kommt man nach Berlin oder weiter nach Osten, so macht man die Entdeckung, daß man den ganzen „Apparat" nur mitgeschleppt hat, um ihn auf dem Speicher oder im Keller „kalt zu stellen", falls man nicht vorzieht, ihn möglichst rasch zu verkaufen. Jeder Raum in Berlin hat seinen großen blinkenden Kachelofen, und in der Küche, „festgemauert in der Erden", steht ein allmächtiger Herd, auf dem man, was die Dimensionen anbelangt, bequem ein Kalb braten könnte.

Ich glaube, daß dem Kachelofen, wenigstens bei Leuten, die zu Hause arbeiten können, ein nicht gering zu bemessendes Verdienst um die Arbeitsfreudigkeit beizumessen ist. Doch auch ohne Kachelofen muß gearbeitet werden und wird gearbeitet mit Lust und Liebe. Liegt diese freudige Hingabe an die Pflicht im Charakter des Norddeutschen? oder wird sie durch den Erfolg bedingt? oder was sonst? — Vor einiger Zeit sagte mir ein von Paris mit mir zusammen nach Berlin fahrender Herr — nebenbei bemerkt, einer unserer besten Maler —: „Ich muß im Winter nach Berlin, da arbeite ich am liebsten und garantiere für einen vollen Erfolg."

Aber sehen Sie, nun wird's schon etwas gemütlicher um uns, wenn ich so sagen darf. Es geht auf halb neun. Die meisten Geschäfte haben schon „aufgemacht", und auch die größeren Betriebe, die ihre Werkstellen schon um 6 Uhr früh geöffnet oder die Nacht durchgearbeitet haben, erwarten ihre Beamten bis halb 9 Uhr auf den Bureaus. Wer nicht geschäftlich auf der Straße zu tun oder Zeit und Geld genug hat, spazieren zu gehen, der sitzt jetzt fest. Nun können wir schon eher riskiren, quer durch das immerhin noch bienenschwarmähnliche Gewoge von Gefährten und Passanten hindurch auf die andere Seite nach dem Leipziger Platze zu eilen und dann werde ich Ihnen die Leipziger und die Friedrichstraße zeigen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühnen. Felix Mottl scheint die Absicht zu haben, seine Tätigkeit vor allem der Aufbesserung und Bereicherung des Repertoires mit älteren Opern zuzuwenden. So notwendig die Ausfüllung dieser Lücke schon geworden war, so will es doch scheinen, als ob ein langsameres Verfahren nach dieser Richtung hin wohl auch genügt hätte und der hieraus sich ergebende Zeitgewinn würde es wohl ermöglicht haben, auch moderne Bühnenwerke mehr zu berücksichtigen. Die jüngste Neueinstudierung betraf Glucks Iphigenie in Aulis. Erfahrungsgemäß steht unser Publikum der reinen aber kalten Schönheit Gluckscher Kunst schon ziemlich gleichgültig gegenüber. Er genießt heute ungefähr die gleiche hochachtungsvolle Abneigung wie der Dichter Klopstock; man wird sich hüten, ihn auch nur mit dem leisesten Wörtchen in seiner Bedeutung für die Gegenwart anzuzweifeln, man hat aber auch absolut keine Sehnsucht darnach, seine Werke näher kennen zu lernen. Diese Haltung nahm das Publikum auch der letzten Iphigenie gegenüber ein, und ein Repertoirewerk haben wir bei der ohnehin ganz ausgesprochenen Neigung, Neueinstudiertes rasch wieder fallen zu lassen, in ihr ebensowenig gewonnen wie in ihren Vorgängern.

Mottls Einstudierung trug den üblichen Charakter: Hochbedeutend waren Orchester und Chor, weniger von gleichbleibender Güte durchdrungen schienen mir die Leistungen der Solisten, unter denen Frau Senger-Bettaque als Klytämnestra und Fräulein Koboth in der liebenswürdig, aber doch vielleicht mit zu wenig Größe durchgeführten Titelrolle sehr Gutes boten. Auf männlicher Seite war besonders Brodersen als Agamemnon hoch bedeutend, wogegen Reiters Achilles als der eigentliche wunde Punkt der Aufführung erschien. Man muß sich wundern, daß ein Mottl das Ergebnis seiner eigenen fleißigen Arbeit durch diesen Mißgriff so leichten Herzens gefährdete und es wäre im allgemeinen darauf zu sehen, daß Reiters natürliche Begabung auf etwas mehr logischem Wege zu der Fähigkeit gelangte, künstlerisch voll ausgenützt zu werden. Er hat bei uns zwar schon viele, darunter recht anspruchsvolle Rollen, aber noch nicht Singen, Sprechen und Spielen gelernt.

Auf Engagement trat jüngst Fräulein Elisabeth Abt aus Frankfurt a. M. in der Rolle des Fidelio auf. Ihre Leistung war

von den besten Absichten erfüllt, aber Organ wie Spiel schienen den räumlichen und künstlerischen Ansprüchen, die unsere Hofbühne stellt, derzeit noch nicht gewachsen. Uns mangelt es an fertigen Bühnenkräften, unsere Hofoper soll kein Durchgangsstadium, sondern ein Endziel der berufenen Künstler sein. Das wäre immer wieder zu berücksichtigen.

Im Hofschauspiel war Shakespeares Lustspiel „Was Ihr wollt" das einzige Ereignis der Woche. Die Neueinstudierung des köstlichen Werkes hatte fast ganz die frühere Besetzung beibehalten, neu war nur Fräulein von Hagen als vornehme Repräsentantin der Olivia und Fräulein Swoboda, deren Viola wohl ganz im Geiste der feinen Dichtung gestaltet ist. Die Aufführung war in allen Teilen (von der nivellierenden Wirkung der Shakespearebühne abgesehen) ausgezeichnet und ein beredter Beweis dafür, daß unser Hofschauspiel auch heute Unnachahmliches zu bieten imstande ist. — Das Gastspiel eines Fräulein Lossen als Klärchen in Egmont gab so widersprechende Eindrücke, daß wir uns ein endgültiges Urteil bis nach ihrem Auftreten als Ophelia aufsparen wollen.

Münchener Schauspielhaus. „Die goldene Tür" betitelt sich ein rheinisches Kleinstadtdrama, das in dieser Woche seine Uraufführung — kaum kann man sagen: „erlebte". Der Verfasser Wilhelm Schmidt-Bonn wollte mit dem Stück einen Beitrag zur „Heimatskunst" geben; das ist ihm aber nur äußerlich, nämlich dekorativ und mit einer im poetischen Stil d'Annunzios gehaltenen szenischen Bemerkung am Theaterzettel gelungen. In Wahrheit könnte der vernünftige Teil des Stückes überall, der allem gesunden Menschenverstand hohnsprechende Schlußakt dagegen nirgends geschehen. Es kommt wohl vor, daß ein rohsinnlicher Mann die Lebensfreude eines jungen Menschenkindes auszunützen sucht und dieses unter der Maske des Wohltäters in sein Haus zu locken versteht. Daß besagtes, noch rein zu nehmendes Wesen über eine ihm im letzten Augenblick zuteilwerdende Zurückweisung förmlich den Kopf verliert, mit einem verkommenen Halunken durchbrennen will, seinem ehrlichen Verlobten in einem Atem Treue schwört und Untreue antut, und daß dieser ihr nicht anders als durch hinterhältigen, feigen Mord die Tugend zu bewahren weiß — das ist unmöglich und nichts als ein offenkundiger geistiger Konkurs des Verfassers, der den solennen Durchfall des Stückes durchaus begreiflich machte, wenngleich den mutigen und tüchtigen Leistungen von Fräulein Marberg und den Herren Jessen und Schwartze gegenüber eine angemessenere Form der Ablehnung erwünscht gewesen wäre.

Die anwesenden Verfechter der „Heimatskunst" wurden an dem Abend jedenfalls um eine Hoffnung ärmer. (Zwei Tage später erlitt das Stück in Hamburg das gleiche Schicksal.)

Im Gärtnertheater hatte die Operette „Der Polizeichef" einen warmen Erfolg, der lediglich der Musik von Josef Bayer galt, denn das Libretto von Horst und Pohl ist weder neu noch witzig. Der Komponist der „Puppenfee" aber ist mit seiner Partitur weit über die heute übliche, leichtfertig gemachte Durchschnittsmusik hinausgegangen. Seine Musik steht in engerem Bezug zur Handlung und ihrem Milieu, ist melodiös, charakteristisch und besitzt auch klangliche Reize. Die Operette dürfte die nächsten Wochen beherrschen.

Die Konzertwoche. Das erste Akademiekonzert bot als Hauptnummer seines Programms Bruckners fünfte Symphonie, deren Wiedergabe durch Felix Mottl zu einem wahren Ereignis wurde; wir haben das Werk in München kaum annähernd mit diesem Erfolg gehört. Ein tiefes Gemüt spricht sich hier mit den gewaltigsten Mitteln aus. Die kräftig zusammenfassende Art der Mottlschen Auffassung bedingt es, daß die bekannten logischen Lücken in Bruckners Satzweise, die doch schließlich nur die Folge seiner allzureich quellenden Erfindung sind, fast nicht mehr fühlbar wurden. Der mächtige Aufbau des Schlußsatzes erregte geradezu stürmischen Enthusiasmus. — Weingartners drittes Abonnementskonzert brachte Werke älterer Meister, die, in diesem Quantum geboten, trotz der sorgfältigen Interpretation doch zu gleichmäßig entlegen wirken mußten, um das Publikum dauernd zu erwärmen. — Peter Raabes Volkssymphoniekonzerte befaßten sich an ihren beiden letzten Abenden mit Bach und Brahms, in deren Werken eine Auswahl getroffen war, wie sie den besonderen Zwecken dieser Veranstaltungen nicht besser angepaßt werden konnte. Das Publikum erwies sich besonders Bach gegenüber sehr aufnahmsfreudig.

Verschiedenes. Max Schillings, unser heimischer Komponist, hat, wie uns soeben berichtet wird, eine neue abendfüllende Oper vollendet, deren Sujet der Dichtung Friedrich Hebbels entnommen ist. Mit dem Text zu „Der Moloch" hat Schillings sich vom Grafen Spork, seinem ehemaligen Textdichter, getrennt. — Der Wiener Künstler Richard Heuberger ist mit der Komposition eines Opernbuches beschäftigt, das Berthold Auerbachs Dorfgeschichte „Das Barfüßele" zum Vorwurf hat. Angelo Neumann erwarb sich das Werk zur Erstaufführung.

„Andromache", ein neues Drama von unserem Hoftheaterintendanten Herrn von Possart, soll nach verschiedenen Meldungen von der Berliner Hoftheaterintendanz zur Uraufführung angenommen worden sein und zahlreiche andere Bühnen sind diesem Beispiel bereits gefolgt.

Isadora Duncan ist von München abgereist, ohne Beethoven zu tanzen. Wir danken es wohl dem mutigen Einschreiten von Max Reger und Professor Heinrich Schwartz, daß dieser himmelschreiende Unfug der reklamesüchtigen Dame noch rechtzeitig verhütet wurde. Um Beethoven vor derartigen Schändlichkeiten zu schützen, bedarf es gewiß nur einer Dosis echter Pietät: auf das „Extraverständnis" seiner Kunst darf man gern zugunsten der Miß Duncan und ihrer Trabanten verzichten. Es ist freilich bedauerlich, daß die Studentenschaft ebenfalls von dieser Zeitkrankheit ergriffen ist und ein uns zugegangener offener Brief an die Tänzerin läßt darauf schließen, daß diese Epidemie bereits schwere pathologische Fälle mit sich bringt. Erfahrungsgemäß pflegt dann aber die Heilung in der Nähe zu sein, und wir hoffen es selbst noch zu erleben, daß diese Zeitdummheit des beginnenden 20. Jahrhunderts mit all ihren Folgen bis hinauf zu dem gigantischen Blödsinn der neuen Theaterreform gebührend ausgelacht wird.

Wagner-Aufführungen für Schüler sind jedenfalls etwas Neues, und dem Prager Opernhaus blieb es vorbehalten, in diesem Sinne zu wirken. Direktor Angelo Neumann veranstaltet Schüleraufführungen der Meistersinger von Nürnberg. Damit der jugendliche Geist nicht zuviel in sich aufnehme, werden am ersten Sonntag nachmittags nur die ersten beiden Akte gegeben, die Vorstellung schließt mit der Prügelszene; eine Woche darauf ladet man die Jugend zum Schluß des Werkes. Wir halten diesen Versuch für vollständig verfahren! Wagner schrieb nicht für Schüler, und die Menschen, die die Meistersinger in ihrer Schönheit begreifen sollen, bedürfen auch heute gottlob noch einer größeren Reife als jene, die die Schulbank gibt. Die Zerreißung des Werkes ist eine durch nichts zu entschuldigende Brutalität.

München. Hermann Teibler.

Weihnachtbücherschau.

Von

Dr. Armin Kausen.

I.

Die gedrückten wirtschaftlichen Verhältnisse beeinflussen auch den Büchermarkt. Der Buchhandel rechnet mit einer verminderten Nachfrage und ist deshalb mit Neuheiten zurückhaltender. Wenn dieses verminderte Angebot der inneren Qualität der Bücher zu gute käme, so wäre der Nachteil für das geistige Leben des Volkes gering anzuschlagen. Aber leider kann man die Beobachtung machen, daß die billige Dutzendware in solchen Zeiten verhältnismäßig am besten floriert. Gegen den katholischen Buchhandel im allgemeinen läßt sich dieser Vorwurf nicht erheben. Die von mehr als einem rührigen katholischen Verlag unternommenen wohlfeilen Sammelausgaben älterer, zum Teil fast in Vergessenheit geratener oder auch neuerer Autoren entsprechen vielmehr dem Bestreben, dem Volke und der reiferen Jugend eine reiche Auswahl gediegener Unterhaltungsliteratur in guter Ausstattung und zu billigen Preisen an die Hand zu geben, den einmal vorhandenen Lesehunger durch wirklich gute, gesunde, einwandfreie Kost in die rechte Bahn zu lenken, vor Abwegen zu bewahren. Hier handelt es sich vor allem um Unterhaltung und Belehrung. Man braucht an diese Bücher nicht den höchsten künstlerischen Maßstab anzulegen, wenn auch das zweifellos gehobene Niveau der allgemeinen Volksbildung es zur Pflicht macht, an die äußere und innere Kunstform erhöhte Ansprüche zu stellen.

Es wäre verkehrt, wollte man eine Literatur, welche dem ästhetischen und künstlerischen Geschmack der heutigen Gebildeten nicht mehr in allem genügen mag, aber der vergangenen Generation Herz und Sinn erfrischte und im Kampfe für die Ideale ihren Mann stellte, als minderwertig in Acht und Bann tun. Die Bemühungen, das Niveau der schöngeistigen deutschen Literatur der Katholiken zu heben, sind des Schweißes der Edelsten wert, und die erfreulichen Ansätze zu ihrer Verwirklichung können nicht eifrig genug gepflegt werden. Aber literarische Kunstwerke lassen sich nicht durch ein Machtwort aus dem Boden stampfen, und schon mehr als einer hat die Erfahrung machen müssen, daß es auch auf diesem Gebiete bequemer ist, zu raten als zu taten, daß Kritisieren leichter ist als Bessermachen. Sollen wir nun die Millionen, die auch in unseren Reihen nach Unterhaltungslektüre lechzen, durch nörglerisches Schelten vor dem, was ihnen geboten ist, warnen und abschrecken und uns dadurch vielleicht mitschuldig machen, wenn sie zu den mit den verlockendsten Tönen angepriesenen und unbenörgelten minderwertigen Massenfabrikaten anderer Lager greifen? Dem guten Geschmack wird damit kein, der guten Sitte aber oft ein sehr schlechter Dienst erwiesen.

Selbsterkenntnis und Selbsteinkehr sind heilsam, aber in der sogenannten „rücksichtslosen" absprechenden Kritik namentlich schöngeistiger Erzeugnisse, welche die Durchschnittsleistungen auf gegnerischer Seite oft erheblich überragen, wird des Guten zu viel getan. Zudem reißt immer mehr ein Uebelstand ein, der einmal offen beim Namen genannt werden muß: Von manchen unserer Jüngsten wird die literarische Kritik als unterste Stufe des Lehrganges zum Schriftstellerberufe angesehen. Literarische Kunstwerke müssen die schärfste Beleuchtung sachverständiger Kritik aushalten können, aber die Kritik muß auch wirklich von Sachverstand, Erfahrung und Besonnenheit geleitet sein. Jene vornehme Selbstbeherrschung, die in der Kritik nicht Selbstzweck erblickt, wird niemals den Schein des Uebelwollens erwecken und weder über die Alten, nur weil sie die Alten sind, die Achsel zucken noch ungeübten Talenten statt aufmunternder nur höhnende Worte nachrufen.

Man hat mit Recht die Waschzettelkritik als altes Erbübel an den Pranger gestellt, insoweit sie aus der Feder unmittelbarer Interessenten stammt und auf pure Verhimmelung hinausläuft. Aber über jene Kritik, welche wie auf Verabredung neue Namen zu den Sternen hinauflobt und oft auf Kosten anderer in die „Mode" zu bringen strebt, ist noch selten ein Wort laut geworden.



Der katholische Büchermarkt leidet heute weniger unter der Rückständigkeit als unter der Ueberkritik. Die Folge ist, daß von gebildeten oder gebildet sein wollenden Katholiken über die katholische Literatur heute fast mehr die Nase gerümpft wird wie zu der Zeit, als dazu vielleicht gerechtere Veranlassung gewesen wäre. Daraus entsteht die Folge, daß es in den Salons selbst kirchlich korrekter Katholiken immer noch zum guten Tone gehört, die Moderomane und Modezeitschriften der Gegner, wenn ihr Kirchenhaß und ihre Frivolität nicht allzu zynisch hervortritt, mit sanfter Nachsicht zu behandeln und die Frage nach ihrem künstlerischen Wert kaum ernsthaft zu prüfen.

Es ist und bleibt wahr: Wer nicht auf dem Boden der christlichen Weltanschauung steht und an keine sittlichen Schranken sich gebunden fühlt, wird dem Sinnenkitzel und der Sensationssucht des großen Haufens Konzessionen machen können, die ihm den Absatz sichern. Andererseits ist auch wahr, daß auf unserer Seite bisher eine gewisse spröde Ueberängstlichkeit vor dem Griff ins volle Menschenleben geherrscht hat. Eine gesunde Reaktion gegen diesen Hyperkonservatismus ist im Gange. Man darf aber überzeugt sein, daß Auswüchse, welche die guten Sitten gefährden, auch künftig energischer Abwehr begegnen würden. Lasse man sich also durch wohlgemeinte Kritik über Kunstmängel, die auch in anderen Lagern verbreitet sind, nicht abschrecken! Die Tatsache ist unverkennbar, daß der katholische Büchermarkt heutzutage den Wettbewerb nicht zu scheuen braucht, daß auf allen Gebieten, auch auf denen des allgemeinen Wissens und der Kunstpflege und Kunstbelehrung, tüchtige Kräfte die Schwingen regen, während die früher oft vernachlässigte äußere Form und Technik heute vielfach einem Feingeschmack und einer künstlerischen und technischen Vervollkommnung Platz gemacht hat, welche der Konkurrenz gewachsen ist.

In den nachfolgenden Ausführungen soll ein Ueberblick über den größten Teil der empfehlenswerten neueren und neuesten Werke der angesehensten katholischen Verlage geboten werden. Eigentliche Kritik ist nicht der Zweck dieser Blätter. Dieselben sollen vielmehr das Augenmerk der Leser auf die reiche Auswahl der mehr oder minder zu Festgeschenken sich eignenden Erzeugnisse des Büchermarktes hinlenken.

Die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg (Breisgau) marschiert unbestritten an der Spitze des katholischen Buchhandels. Zwei ihrer bedeutendsten Werke sind auch von anständigen Gegnern in ihrer wahren Bedeutung gewürdigt und zum Teil sogar mit schmeichelhafter Anerkennung bedacht worden: Herders Konversationslexikon und das im Auftrage der Görresgesellschaft von Dr. Julius Bachem herausgegebene Staatslexikon (zweite Auflage).

Das fünfbändige Staatslexikon, das in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren seine Neubearbeitung erfuhr, kann die deutschen Katholiken mit gerechtem Stolz erfüllen. Die Görresgesellschaft hat sich in diesem staatswissenschaftlichen Nachschlagewerk, das auf der vollen Höhe der Zeit steht und bei aller kirchlichen Korrektheit durchaus modern im besten Sinne des Wortes ist, ein Denkmal geschaffen, dessen Hauptverdienst dem umsichtigen Leiter der Neubearbeitung zugebilligt werden muß. Julius Bachem war seinen Mitarbeitern ein leuchtendes Vorbild. Das hat er auch noch im Schlußbande durch seine alle bisherigen Lebensbilder Windthorsts in den Schatten stellende großzügige Würdigung des hervorragendsten katholischen Politikers des 19. Jahrhunderts bewiesen. Das Staatslexikon, dessen strenge Sachlichkeit, dessen wissenschaftliche Gründlichkeit und Zuverlässigkeit selbst von rücksichtslosen Gegnern gelobt worden ist, darf in der Bibliothek keines gebildeten Katholiken fehlen. Sah doch selbst ein Blatt von der Richtung der „Reformation" in Berlin sich zu der Anerkennung veranlaßt, „das hervorragende Buch sei eine Quelle reicher Belehrung und besonders in den sozialen und sozialpolitischen Partien von großem Wert", es sei „für jedermann nützlich und belehrend", „sein Standpunkt sei katholisch, aber im ganzen objektiv und unbefangen". Was so hohes Lob vom Feinde erfährt, sollte von den Freunden doppelt in Ehren gehalten werden. In fünf vornehmen Originalbänden kostet das Staatslexikon Mk 82.50.

Herders Konversationslexikon hat in jüngster Zeit einige plumpe Angriffe von jener Seite über sich ergehen lassen müssen, welche es darauf anlegt, den konfessionellen Frieden um jeden Preis zu untergraben, die Protestanten und Katholiken hinter einander zu hetzen. Man ging so weit, die Käufer dadurch abzuschrecken, daß man dem Riesenwerke ein vorzeitiges Abbrechen des Lebensfadens prophezeite. Diese Gehässigkeiten konnten nicht besser Lügen gestraft werden als durch den erstaunlich raschen Fortschritt der monumentalen Arbeit, von deren Betriebsumfang — ein ganzes Heer von Mitarbeitern trägt die Steine zu dem gewaltigen Geistesbau zusammen — nur der Fachmann eine richtige Vorstellung hat. Im Laufe des letzten Jahres ist der dritte Band fertig geworden, und der vierte, der bereits bis zum 12. Hefte gediehen ist, wird Anfang 1905 abgeschlossen vorliegen. Dann ist die Hälfte der Arbeit geschehen, und ehe das dritte Jahr ins Land geht, werden die acht Bände vollständig sein. Die anständige gegnerische Kritik ist den Vorzügen des Herderschen Lexikons ohne Voreingenommenheit gerecht geworden. Unter den rund 400 empfehlenden Rezensionen, die bis heute vorliegen, finden sich Stimmen aus allen Parteilagern. Wir greifen nur eine aus der Beilage der liberalen „Allgem. Ztg." heraus, welche erst vor kurzem schrieb: „.... In seiner praktischen Anlage, die zwischen den ein- und zweibändigen und den 16- und mehrbändigen Konversationslexika gerade die richtige und bequeme Mitte hält, dabei alle Errungenschaften moderner Buchtechnik geschickt benützt — die Einteilung des kolossalen Stoffes ist ganz vortrefflich —, füllt Herders Konversationslexikon den Platz, den es sich im deutschen Geistesleben gewählt, mit Erfolg und Würde aus." Von protestantischer Seite ist die Brauchbarkeit und ruhige Sachlichkeit des Herderschen Lexikons wiederholt betont worden. Nach solchen Zeugnissen sollten die Katholiken mit der rühmenden Empfehlung „ihres" Konversationslexikons wahrlich nicht zurückhalten. Dem bei aller Knappheit meisterhaft ausgearbeiteten Inhalt entspricht die technische Ausstattung mit zum Teil farbigen Bildern, Karten, Tafeln usw. Ueberall ist das Beste und Neueste geboten, wovon gerade eben wieder in dem neuesten Hefte (71) der 28 Spalten umfassende außerordentlich aktuelle Artikel Japan und die Japaner mit einer sehr genauen Karte, zwei statistischen Tafeln und zwei Tafeln über japanische Kunst beredtes Zeugnis ablegt. Da jeder Band in prächtigem Halbfranz nur Mk. 12.50 kostet (das ganze Werk stellt sich also auf Mk. 100.—), so legt die allmähliche Anschaffung keine allzu großen Opfer auf, zumal auch monatliche Ratenzahlungen von Mk. 2.— an zulässig sind. Es ist Ehrensache der Katholiken, daß Herders Konversationslexikon nicht nur in keinem gebildeten katholischen Hause, sondern auch in keinem Lesezimmer, in keiner öffentlichen Bibliothek fehle.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Uebersicht alle Neuerscheinungen und Neuauflagen des Herderschen Riesenverlages auch nur zu streifen. Wir begnügen uns mit einem Hinweis auf die 74 Seiten starken Nr 17 und Nr 18 der „Mitteilungen" des Verlages, welche den Zeitraum von Oktober 1903 bis September 1904 umfassen. Hier kann nur der Werke gedacht werden, welche sich zu Festgeschenken eignen. Was noch nicht vorliegt, soll nötigenfalls nachgetragen werden.

Brugiers „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (nebst kurzgefaßter Poetik) liegt 852 Seiten stark in elfter verbesserter Auflage vor (geb. Mk. 9.—). Der Verfasser, der 1898 die 10. Auflage noch selbst einführen konnte, ist im vorigen Jahre gestorben. Aber die Nachfrage nach seiner für den Schul- wie Privatgebrauch gleich wertvollen Literaturgeschichte ist eine so starke, daß schon jetzt eine Neuauflage nötig wurde. Von besonderem Interesse ist der völlig umgearbeitete Schlußteil, der eine knappe, gut orientierende Charakteristik der namhaftesten Dichter und Belletristen der Jetztzeit zum Teil mit Proben darbietet.

Als sozusagen kondensierte Literaturgeschichte zum ständigen Handgebrauch empfiehlt sich E. M. Hamanns „Abriß der deutschen Literatur", der in vierter, vielfach ergänzter, vervollkommneter Auflage vorliegt (Leinenband Mk. 3.20). In pietätvoller Bescheidenheit hat die Verfasserin die anfänglich gewählte Titelbemerkung „nach Brugier" beibehalten, obgleich die Bearbeitung nur in einigen Aeußerlichkeiten und durch den gleichgestimmten Grundton an das Originalwerk erinnert. Ein bedeutender Geist von scharfer Urteilskraft und seltenem Wissen bietet hier eine namentlich in den modernen Literaturgebieten völlig selbständige Darstellung, die in der denkbar kürzesten Form eine schier unglaubliche Fülle von Stoff zusammenträgt. Mit wenigen sicheren Strichen sind packende Charakterbilder gezeichnet, die auch dem Literaturkenner Interesse abgewinnen. Die Urteile sind scharf und klar umrissen, niemals einseitig und hart. Ein Buch, das wir namentlich für die gebildete Jugend aufs wärmste empfehlen!

Wie Herders Verlag durch Hager-Waltendorffs fünfbändige Shakespeare-Ausgabe dem katholischen Volke einen Familien-Shakespeare (geb. je 2.60 Mk.) verschafft hat, so sind auch Calderons größte Dramen religiösen Inhalts durch die Uebersetzungen und Erläuterungen Dr. Lorinsers weiteren Kreisen zugänglich geworden (7 Bändchen zusammen Mk. 12.50, in 3 Leinenbändchen Mk. 15.80). Diese Lorinserschen Uebersetzungen trugen dazu bei, Meisterwerke des großen spanischen Dichters auch in Deutschland allmählich bühnenfähig zu machen. Nach dem Tode Lorinsers übernahm Prof. Engelbert Günther die Bearbeitung einer zweiten Auflage, die jetzt bis zum 6. Bändchen gediehen ist. Das 1. und 6. Bändchen liegen neu vor.

Alle Verehrer Luise Hensels werden die zweite, durchgesehene Auflage ihres Lebensbildes begrüßen. Dr. Binder, der aus dem Nachlaß und aus anderen Quellen das inhaltsvolle Leben der großen westfälischen Dichterin dem deutschen Volke vermittelte, hat zur zweiten Auflage manches neue Material verwertet. Der stattliche Band (geb. Mk. 6.40) wird gewiß viele Freunde finden.

In dritter und vierter Auflage erschienen die „Gedichte" des Jesuitenpaters Diel (geb. Mk. 4.20) mit einer biographischen Einleitung und mit Erläuterungen von P. Gietmann, P. Kreiten, der in der 2. Auflage dem toten Dichter einen poetischen Scheidegruß weihte, ist ihm schon bald ins Jenseits gefolgt. Gietmanns Begleitwort vertieft das Verständnis für das reiche Seelenleben des hochbegabten Dichters, der in der Form Romantiker, aber zugleich eine starke, auf sich selbst gestellte Natur war.

Zwei wirkliche Treffer sind die von Dr. Deimel herausgegebenen Büchlein „Zeugnisse deutscher Klassiker für das Christentum" (Leinenband Mk. 2.—) und „Citaten-Apologie oder christliche Wahrheiten im Lichte der menschlichen Intelligenz" (Leinenband Mk. 2.80). Mancher wird bei der Lektüre dieser Bändchen mit uns ausrufen: Schade, daß diese Waffen zum Kampfe gegen Unglauben, Skeptizismus und seichte Religionsspöttelei nicht früher geschmiedet wurden! Etwas Zeitgemäßeres konnte nicht leicht vorgelegt werden. Die Wertschätzung der deutschen Klassiker steht auch in glaubensarmen Kreisen hoch, ihre Autorität wiegt also schwer, wenn sie für christliche Wahrheiten Zeugnis geben. In der Citaten-Apologie ist der Kreis dieser Geistesheroen, welche das Christentum bewußt oder unbewußt verteidigen, erweitert und auf alle Jahrhunderte ausgedehnt. Namentlich für die studierende Jugend, aber auch für die heranwachsende gebildete Frauenwelt werden diese Büchlein eine köstliche Fundgrube sein.

In fünfter verbesserter Auflage erschienen des verstorbenen Trier Konferenzvorträge über „Das Studium und die Privatlektüre", herausgegeben von Dr. Jos. Schofer. Schon die starke Nachfrage

darf als Beweis für den Wert des hübsch ausgestatteten Bändchens gelten (gebunden Mk. 2.80). Das gleiche ist zu der 6. verbesserten Auflage von Kriers „Höflichkeit" zu bemerken (geb Mk. 1.60). Diese Vorträge sind schon früher in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden. Die neue Auflage wurde von einem Verwandten des Verstorbenen, Pfarrer Nik. Krier, besorgt.

Hier sei gleich das gebildeten Jungfrauen gewidmete, prächtig gebundene Buch „Die weise Jungfrau" von P. Heinrich Scheid erwähnt, bearbeitet nach den „Gedanken und Ratschlägen für gebildete Jünglinge" von P. von Doß. Die vierte Auflage blieb unverändert, nachdem die dritte an der Hand der Kritik eine zeitgemäße Umarbeitung erfahren (geb. Mk. 3.60).

Die gedankentiefe „Christliche Lebensphilosophie" von P. Tilmann Pesch (geb. Mk. 4.70) erlebte die 8, die „Lebensweisheit in der Tasche" von Fr. Albert Maria Weiß die 10. Auflage (geb. Mk. 4.—). In 5. Auflage erschienen die „Erinnerungen eines alten Lutheraners" von P. Ludwig von Hammerstein (geb. Mk. 4.—.).

Ein Werk, das nie veraltet, ist Goffines christkatholische Handpostille, die zu den verbreitetsten Büchern der Welt gehören dürfte. Die Herdersche Ausgabe ist schon vor einigen Jahren einer sorgfältigen Sichtung unterzogen worden und liegt nun in 20. Auflage vor. Außer der mit reichem Bilderschmucke versehenen Prachtausgabe (geb. Mk. 12.—) ist auch eine billige Volksausgabe (Mk. 3.60) zu haben.

In 12. Auflage erschien Alban Stolz' „Heilige Elisabeth" (geb. Mk. 2.80), in siebenter Auflage Meschlers „Leben des heil. Aloysius" (geb. Mk. 3.60).

Die dritte Auflage der herrlichen Sonette des P. Alex. Baumgartner über die „Lauretanische Litanei" dürfte als sinnige Festgabe zum Jubiläum des 8. Dezember anzusprechen sein. Darauf deutet auch das zarte, feingetönte Medaillonbild der seligsten Jungfrau auf der elfenbeinfarbigen Einbanddecke hin. (Geb. Mk. 2.20.)

Das Kunstprachtwerk aus der Beuroner Schule: „Die XIV Stationen des heiligen Kreuzweges" mit Erklärungen von Bischof Dr. von Keppler wurde bereits zum vierten Male aufgelegt. Auch wer sich mit der Formensprache nicht ganz befreunden kann, wird von dem andachtsvollen Geiste, der aus diesen tadellos reproduzierten Kunstblättern spricht, mächtig gepackt. Die stattliche Mappe kostet Mk. 12.—.

P. Spillmanns historische Romane, deren eigentlicher Kunstwert bestritten worden ist, finden nichtsdestoweniger einen stetig steigenden Leserkreis, weil sie in gediegener Form spannende Unterhaltung bieten. Jedes Jahr bringt neue Auflagen. Der zweibändige Roman „Lucius Flavius" (aus den letzten Tagen Jerusalems) erforderte schon die 4. Auflage. (Geb. Mk. 7.60.)

Als Volkserzähler hat Konrad Kümmel einen anerkannten Ruf. Von seiner Sammlung „In Gottes Hand" erschien das 2. Bändchen „Weihnachts- und Neujahrsbilder" in 4. Auflage (geb. Mk. 2 20), der Band humoristischer Erzählungen „Auf der Sonnenseite" in 2. Auflage.

Zwei neue vortreffliche Jugendbücher liegen aus dem Herderschen Verlage vor. Spillmanns Sammlung illustrierter Erzählungen „Aus fremden Landen" ist bis zum 20. Bändchen gediehen, welches eine spannende Erzählung aus dem Sudan von P. Karl Kälin, „In den Zelten des Mahdi" (geb. Mk. 1) enthält. Der Religionslehrer Josef Liensberger in Bregenz widmete der Jugend reichillustrierte, anziehende und lehrreiche Pilgerbriefe „Im heiligen Lande" (geb. Mk. 1.40).

Wer der Jugend eine große Freude bereiten will, greife zu den großen Bilderwerken P. Spillmanns „Rund um Afrika", „Durch Asien", „Ueber die Südsee", „In der Neuen Welt". Von letzterem Werke ist jetzt der erste Teil, der „Westindien und Südamerika" umfaßt, in zweiter, vermehrter Auflage mit einer großen, farbigen Karte erschienen (geb. Mk. 9.40). Wir nannten diese prächtigen Bände „Bilderwerke". In der Tat sind die reichen und mannigfachen Bilder der Anziehungspunkt für die Jugend. Die Bilder wecken das Interesse für den Text, der auf diese Weise leicht verdaut wird. Die 2. Auflage hat die neuesten politischen Ereignisse berücksichtigt und stützt sich in ihren statistischen Angaben auf authentische Quellen. Auch der Erwachsene wird sich mit Befriedigung in diese Blätter und Bilder vertiefen.

❧ ❧ ❧

Münchener Volksschriften (Münchener Volksschriftenverlag). Aus dem Bestreben, „eine speziell für katholische Familien passende Lektüre zu schaffen und mustergültigen Arbeiten neuerer und älterer katholischer Autoren zur verdienten Verbreitung in den weitesten Schichten des Volkes zu verhelfen", ist neuerdings eine Sammlung hervorgegangen, die, was hübsche Ausstattung und billigen Preis anlangt, alle ähnlichen Unternehmungen katholischen Ursprungs in den Schatten stellt. Bis jetzt sind vier Nummern zum Preise von je 15 Pf. und mit durchschnittlich 75 Seiten Text erschienen. Anton Schott hat zwei Erzählungen („Landstreicher" und „Die Elmbauernleut'") beigesteuert (Nr. 1), die wegen ihrer volkstümlichen Sprache und Anschauungsweise ganz besonders für den Zweck der Sammlung geeignet erscheinen. Die zweite Nummer enthält eine Dorfgeschichte von B. Wörner („Auf Leben und Tod"), die in kräftigen Farben ländliche Verhältnisse und Konflikte nicht ungeschickt malt, ein Umstand, der mit der allzu scharfen Gegenüberstellung von Gut und Bös wieder aussöhnt. In alte Zeiten führt der treffliche H. Cardauns in Nr. 3 („Gretchen vom Eigelstein" und „Der Burggraf von Drachenfels"). Namentlich die humorvolle Einkleidung der zweiten Erzählung erscheint mir sehr gelungen. Den vorläufigen Beschluß macht der alte Kolping mit seinem „Lindenkreuz", das den gemütvollen Volksfreund und eifrigen Seelenapostel von seiner besten Seite offenbart. — Die vorliegenden Nummern beweisen, daß der oder die Herausgeber ihr Augenmerk erfolgreich auf eine gesunde, unanfechtbare Lektüre fürs Volk gerichtet haben. Man kann deshalb die reizvoll ausgestatteten Heftchen mit gutem Gewissen empfehlen. M. B.

Franz Eicherts „Wetterleuchten". Das kraftsprühende Liederbuch des Wiener Sängers Franz Eichert, das zum erstenmal 1893 unter dem Titel „Wetterleuchten" erschien, wurde bekanntlich im März lf. J. im Verlage von Friedrich Alber in Ravensburg in vermehrter Auflage neu herausgegeben. Doch waren die 2500 Exemplare dieser Auflage schon im Juli nahezu vergriffen, weshalb auf Weihnachten die Sammlung in schöner, moderner Ausstattung zum drittenmal erscheinen wird. Gleichzeitig wird von einem österreichischen Schulmanne ein Eichert-Gedichtbuch für die Jugend vorbereitet, das Proben aus „Wetterleuchten", aus den „Kreuzliedern" und aus „Höhenfeuer" bringen wird. Man kann sich denken, daß eine frische, katholische Jugend an den temperamentvollen dichterischen Aeußerungen Eicherts ihre helle Freude haben muß, und darf dem Dichter zu seinen Erfolgen von Herzen Glück wünschen. M. B.

Vereinigte Wach- und Schließgesellschaften. Kölner Verband. Unter diesem Titel haben sich die einschlägigen Institute von Altona, Augsburg, Barmen, Berlin, Breslau, Düsseldorf, Elberfeld, Halle, Hamburg, Köln, Krefeld, Mannheim, München, Nürnberg, Posen, Stettin und Straßburg Ende vorigen Monats zu Köln zusammengeschlossen. Veranlaßt wurde dieser Verband durch eine Anzahl von Nachahmungen seitens einiger geringwertigen Unternehmungen, die Firma und Uniform der seit drei Jahren gegründeten Wach- und Schließgesellschaften in einigen Städten kopiert hatten, bald aber wieder zugrunde gegangen sind. Zweck des Verbandes ist es nun, allen durch derartige Fälle entstehenden Schädigungen rechtzeitig vorzubeugen.

☛ Der vorliegenden Nummer ist ein Prospekt des Münchener Volksschriftenverlag, G. m. b. H., in München betr. „Glaube und Wissen, volkstümliche Apologie auf wissenschaftlicher Grundlage" und „Münchener Volksschriften" beigelegt. Wir empfehlen den Prospekt besonderer Beachtung.



Studienanstalt und Pensionat

Dir. J. N. Eckes, Berlin W 57,

Potsdamer-Strasse 91,

begründet 1883, für alle Klass., Einjähr., Primaner u. besond. **Abiturienten**, auch ältere Berufe, Zeitersparnis. Vorzügl. Erfolge. In d. letzt. Jahren über 50 Abiturienten bestand. Empfohl. von der hochw. Geistlichkeit, insbes. auch vom hochw. Herrn fürstbischöfl. Delegaten Prälat Neuber-Berlin, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Anton Radziwill, Zentrums-Abgeordneten, Direktoren und Lehrern etc. Gute Pension, vornehm., ruhiges, eigens zu Unterrichtszwecken eingericht. Haus mit Garten, Bad. Prospekt und Auskunft durch den Begründer und Direktor Eckes.

Vornehme neue Geschenkwerke

von

Dr. Karl Storck:

Deutsche Literaturgeschichte.

Zweite, vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild. In feinem Geschenkband. M. 6.—

„Ein vornehmer, nobler Ton weht uns aus der fließend schönen Sprache entgegen; die Charakteristiken sind objektiv gezeichnet und bezeugen einen offenen, hellen Blick des Verfassers, gepaart mit einem maßvollen Urteil."
Alte und Neue Welt.

„Fassen wir unser Urteil noch einmal zusammen, so wüßten wir zur Zeit kaum eine andere Literaturgeschichte zu nennen, die in diesem Umfange (bei so vorzüglicher Ausstattung und bescheidenen Preisen) so Vorzügliches böte und für Haus und Schule mehr zu empfehlen wäre. Möge sie deshalb namentlich in unseren Kreisen eifrige Leser und Abnehmer finden!" Literar. Handweiser, Münster i. W.

Geschichte der Musik.

4 Abteilungen à M. 2.—; vollständig Ostern 1905. Bis jetzt sind 2 Abteilungen erschienen.

„Das Werk wendet sich in erster Linie an den großen Kreis der Musikliebhaber, an das musikalische deutsche Haus. Dafür findet Storck auch den richtigen, frischen Ton der Darstellung, der nicht durch gelehrte kritische Untersuchungen ermüdet."
Literar. Jahresbericht, Münster.

Muth'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München, Karlstr. 6.

Die

Gesellschaft für christliche Kunst

G. m. b. H.

München, Karlstrasse 6

empfiehlt, als

Zentralstelle für den Vertrieb für christliche Kunst,

ihr grosses und reich ausgestattetes Lager von

alter und neuer Meister

BILDERN gerahmt und ungerahmt, in jeder Reproduktionsart

(Kupferstich, Gravüre, Radierung, Farbdruck, Photographie etc.) und in jeder Preislage.

Zur Orientierung bei Anschaffung eines geeigneten Bildes christlicher Kunst empfehlen wir unseren soeben erschienenen

Prachtkatalog

Oktavformat, 334 Seiten Text mit ca. 130 meist ganzseitigen Illustrationen (Autotypien) und einer farbigen Kunstbeilage.

Gegen Einsendung von 50 ₰ (auch in Briefmarken) zu beziehen von obigem Verlage.

Neu! Soeben erschienen: **Neu!**

„Die christliche Kunst"

Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst, mit Berücksichtigung auch der gesamten profanen Kunst.

Jährlich 12 Hefte auf feinstem Kunstdruckpapier. **Jedes Heft** enthält 24—32 Seiten Text und ca. 30 Abbildungen (Autotypien), ferner eine **farbige Kunstbeilage. Abonnement** jährlich 12 Mk., vierteljährlich 3 Mk., mit freier Zusendung 3.30 Mk., Einzelhefte 1.25 Mk. (für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst München zum Sonderpreise).

Die christliche Kunst, gestützt auf eine grosse Anzahl namhafter Mitarbeiter aller Kunstgebiete, orientiert über alle Erscheinungen der christlichen Kunst der Gegenwart und Vergangenheit in Wort und Bild, ferner eingehend über die profane Kunst der Gegenwart in ebenfalls reich illustrierten Artikeln.

☛ Zum ersten Male wird hiermit eine reich ausgestattete moderne Kunstzeitschrift geboten, die unbedenklich in jedem katholischen Hause aufgelegt werden kann.

Abonnements durch jede Buchhandlung, Postanstalt oder den Verlag.

Probenummern durch jede Buchhandlung oder auch direkt durch den Verlag: **Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München, Karlstrasse 6.**

Zwei neue Achleitner

Portiunkula Erzählung aus dem Hochland. Preis brosch. Mk. 3.20, in Salonband Mk. 4.50.

Der Eiskaplan Eine Geschichte aus dem Hochgebirg. Preis brosch. Mk. 2.50, in Salonband Mk. 3.50.

Zwei neue Werke des bekannten Meistererzählers und intimen Kenners des Alpenvolks, reich an köstlichen Stimmungswirkungen, reich an feiner Beobachtung und Karakterisierungskunst.

Neue Jugendschriften

P. Finn „Harry Archer“ oder ein Fußballspiel und seine Folgen. Nach dem Amerikanischen. Mit Titelbild. In Salonband Mk. 3.—.
Ein prächtiger neuer Band für Knaben, der lebhaftes Interesse bei allen Schülern erwecken wird.

Das Kind aus dem Hexenhause Erzählung v. Alinda Jacoby. Mit Titelbild. In Salonbd Mk. 2.50.
Die bekannte Schriftstellerin bietet ein neues Händchen für junge Mädchen im Alter von 12—14 Jahren in prächtiger Ausstattung.

Verlagsbuchhandlung Kirchheim & Co. in Mainz

Lipp- Biese- Irmier- Pianino's
und -Flügel, sowie andere **nur gute und solide Firmen von 500 Mk.** an empfiehlt zum Verkauf und Vermieten
F. W. ERDMANN.
München, Karlstr. 22.
Piano- und Harmonium-Lager.
Gegründet 1850.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau“ machen, sich stets auf die Zeitung zu beziehen.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rheinl.)

Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

Für die Hausbibliothek!

Für Mk. 13.20 eine gediegene Sammlung spannender Erzählungen erster Autoren

„Aus Vergangenheit und Gegenwart.“

44 Bändchen, jedes ca. 100 Seiten stark, elegant broschiert à 30 Pfg. In 14 Bibliothekbänden, ½ Leder gebunden, kostet die ganze Sammlung nur Mk. 21,75.

Bisheriger Absatz 300000 Stück. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster i. W.

Brück, Dr. Heinr., Bischof von Mainz, **Geschichte der kath. Kirche im 19. Jahrhundert.** 1.—4. Bd. 28,40 M., gbd. Halbfranzband 35,60 M.
Bd. 1—3 erschien bereits in 2. Aufl., Bd. 5 ist unter der Presse.
Theol. prakt. Quartalschr. Linz 1904, IV. Das monumentale Werk Dr. Brücks ist bereits weltbekannt und in allen Händen. Der speziell für Oesterreich interessanteste Teil ist wohl der 3. Band, dem selbst die „Neue Freie Presse“ ihre Bewunderung nicht versagen konnte, indem sie gestand, dass ihr von liberaler Seite kein ähnliches Werk zu Gebote stehe.

Die Psalmen, in stabreimenden Langzeilen von **Wilh Storck.** 258 S. 2,50 M. gbd. in Geschenkbd. 3 M.

Lieder und Sprüche der Heiligen Schrift, in stabreimenden Langzeilen von **Wilhelm Storck.** 8°. 272 Seiten. Preis geh. 2,50 M. gebd. 3 M.
Prälat Fr. Hülskamp im Westf. Merkur. Münster. Wie bei dem Psalmenwerke, so ist auch hier das aufgewendete überaus hohe Mass von Fleiss und Liebe, Kunst und Verständnis aller Bewunderung und alles Dankes würdig.

Ernst von Lasaulx (1805—61), ein Lebensbild, dargestellt von **Dr. Remigius Stölzle,** ord. Professor der Philosophie an der Universität Würzburg. gr. 8°. 302 Seiten mit Titelbild. Preis 5 M., gbd. Halbfranzband 6,20 M.
Allg. Ztg. München. Man ist erstaunt über die Nüchternheit des politischen Urteils, die sich Lasaulx . . . bis an sein Ende bewahrte, und man fühlt sich mächtig angezogen von der Freiheitsliebe des — ganz und gar konservativen — Mannes, der Pressfreiheit, Freiheit der Beamten gegen ministerielle Willkür, das (passive wie aktive) allgemeine Wahlrecht forderte.

Pauline von Mallinckrodt, Stifterin und General-Oberin d. Kongregation der Schwestern der christlichen Liebe. Ein Lebensbild von **Alfred Hüffer.** 2 Aufl. VII und 428 Seiten, 8°, mit Porträt. 4,50 M., gbd. in Halbfrzbd. 5,65 M.
Oesterr. Literatur-Blatt, Wien: Wie wohltuend ist es, in dem Jahrhundert der Frauenemanzipation einer Frau von so grossem Geiste und so ausgeprägter Energie zu begegnen, die zugleich eine solche Blüte edler Frauentugenden darstellt, in ihrer innigen Hingabe an Gott und Religion, in ihrer sich selbstvergessenden Opferwilligkeit für andere und ihrer entsagenden Liebe zum Leiden und zu den Leidenden.

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst.

Herausgegeben von Karl Muth.

Jährlich 12 Hefte à 128 Seiten mit Kunstbeilagen.

Preis pro Quartal Mk. 4.—.

Hochland ist die erste im großen Stile angelegte und von den ersten katholischen Kräften bediente Revue auf katholisch-christlicher Grundlage. Der erste Jahrgang (1903—1904) liegt bereits in zwei stattlichen Bänden vor.

Preis beider Bände in künstlerischem Originaleinband Mk. 19.—.

Probehefte und Prospekte liefert jede Buchhandlung und der Verlag, ebenso steht Interessenten zur Verteilung in Bekanntenkreisen eine hübsch ausgestattete, 16 Seiten starke „Hochland-Broschüre“ mit Inhaltsübersicht über den 1. Jahrgang, verkleinerten Illustrationsproben 2c. in beliebiger Anzahl gratis und franko zur Verfügung.

Kempten und München.

Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Eine zeitgemäße, wissenschaftliche Neuheit.

In unserem Verlage wird in **mehreren illustrierten Bändchen** erscheinen:

Benzigers Naturwissenschaftliche Bibliothek,

von welcher soeben nachstehende Bändchen zur Ausgabe gekommen:

No. 1. Schöpfung und Entwicklung: Die Erde. Ihre Entstehung und ihr Untergang. Von P. **Martin Gander,** O. S. B., Prof. Mit 28 Textillustrationen u. 1 Spektraltafel. 160 Seit. Format 115:175 mm.

No. 2. Schöpfung und Entwicklung: Der erste Organismus.
Von P. **Martin Gander,** O. S. B., Prof. Mit 28 Textillustrationen. 160 Seiten. Format 115:175 mm.

No. 3. Schöpfung und Entwicklung: Die Abstammungslehre.
Von P. **Martin Gander,** O. S. B., Prof. Mit 28 Textillustrationen. 182 Seiten. Format 115:175 mm.

Jedes Bändchen gebunden in Originalleinwandband, Rotschnitt Mk. 1.50

Schon die Titelüberschriften der ersterschienenen Bändchen verraten die hervorragend apologetische Bedeutung dieser sehr begrüßenswerten Publikationen. . . Wir können nur von Herzen wünschen, daß das vortreffliche Unternehmen in weitesten Kreisen kräftige Unterstützung finde. Vorab sollen unsere Volks- und Vereinsbibliotheken tapfer zugreifen. Die kommende Weihnachtszeit möge diese hübsch ausgestatteten Bändchen auch auf manch einen Familientisch legen, zumal in die Hände unserer so sehr gefährdeten gebildeten Jugend.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie von der

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a/Rh.



Vergrößerte Kopie der Originalvignette zu M. Herbert: „Die Schloßtanne".

Preis gebunden nur Mk. 3.—.

Reizendes Festgeschenk für Jung und Alt.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Neue Weihnachtgrüße

herausgegeben von Dr. Armin Kausen.

Kurze Erzählungen, Novellen, Skizzen. (320 Seiten.)

- Eleganter Salonband.
- Moderne Ausstattung.
- Geschmackvolle Vignetten.
- Wirkungsvoller Einband.
- Originelle Deckenzeichnung.
- Goldgesternter Blauschnitt.
- Willkommenes Festgeschenk.
- Billiger Preis: Geb. Mk. 3.—.

Die ersten Preßstimmen (Vgl. auch Nr. 34 Seite 448):

„**Neue Weihnachtgrüße.** Herausgegeben von Dr. Armin Kausen. Ein ästhetisch und ethisch hochbefriedigendes Buch. Aeußeres und Inneres harmonieren: sehr eleganter Einband und prächtiger Inhalt. Höchst spannende und sehr gemütliche Szenen, tiefernste und gar liebliche Bilder ziehen da an unserem geistigen Auge vorüber: Bilder aus der Fülle modernen Lebens geschöpft und in schöner, oft künstlerischer Form dargestellt. Die Erzähler und Erzählerinnen lassen uns hinabschauen in Abgründe physischen und moralischen Elends, bitterer Not und geistig-sittlicher Verirrung, leuchten und zünden aber auch hinab in die Tiefen goldener Herzen und großmütiger Seelen. Eine Fülle christlicher Charitas ist in diesem Buche aufgerollt. Weihnachtsstimmung und Weihnachtsduft ist über das Ganze ausgegossen. Kerngesunde Frömmigkeit und echt christlicher Seelenadel weht uns aus all diesen lieblichen und ernsten Novellen und Geschichten entgegen. In der Tat ein billiges und vornehmes Weihnachtsgeschenk für Erwachsene und die reifere Jugend. Pfr. Dr. Vögele."
„**Literarischer Jahresbericht** und Weihnachtskatalog für gebildete katholische Kreise." XIII. Jahrgang, Münster, H. Schöningh.

„Dr. Armin Kausen, Begründer und Herausgeber der rasch aufblühenden „Allgemeinen Rundschau", hat im eigenen Verlage eine Serie novellistischer Skizzen, eingeleitet durch ein stimmungsvolles Gedicht des Herausgebers, veröffentlicht: „Neue Weihnachtgrüße" (gebunden 3 Mark). Der sehr geschmackvoll ausgestattete Band enthält nicht weniger als 21 Prosabeiträge, darunter sechs von Dr. Kausen selbst, vier von M. Herbert, zwei von M. von Ekensteen, zwei von Friedrich Koch-Breuberg, zwei von M. Ludolff-Huyn, die übrigen von † Margar. Mirbach, C. A. Cüppers, J. von Dirkink, Anton Schott, Minna Freericks. Das vorwiegend tiefgründig, teilweise ergreifend und durchaus aktuell gehaltene Buch verdient lebhaften Umsatz, zu dem unsere warme Empfehlung mitverhelfen möge.
„**Die Christliche Frau**", Heft III, S. 98. E. M. Hamann."

„Dieser elegante Salonband .... bildet ein vornehmes Geschenkwerk für jung und alt. Die kurzen Erzählungen, Novellen und Skizzen, welche der Band enthält, sind von hervorragend literarischem Wert und daher sehr zu empfehlen. Ganz besonders stimmungsvoll ist die Weihnachtsgeschichte „Der alte Martin" von Dr. Armin Kausen."
„**Wiener Montags-Post**", Nr. 615 vom 15. November 1904.

„Unter dem Titel Neue Weihnachtgrüße bietet Dr. Armin Kausen (kl. 8°, 319 S., geb. 3 Mk.) eine sehr beachtenswerte Festgabe, der wir weiteste Verbreitung wünschen. Es sind kurze Geschichten, Novelletten und Skizzen, in deren Mittelpunkt sämtlich die Weihnachtsnacht mit ihrer Gnadenfülle, ihrem Lichterglanz und ihrem Seelenfrieden steht. Dem Herausgeber ist es gelungen, eine stattliche Anzahl unserer ersten katholischen Schriftsteller zu Mitarbeitern zu gewinnen ... Alle erheben sich über das Niveau der landläufigen Weihnachtsgeschichten und müssen ihrer gefälligen Form und ihres fesselnden Inhalts wegen als eine für katholische Familien sehr geeignete Festlektüre bezeichnet werden. Daß in vielen der aufgenommenen Beiträge soziale Gesichtspunkte hineinspielen, scheint Absicht des Herausgebers zu sein, und ich möchte ihm dazu meine Zustimmung aussprechen. Die Botschaft vom Frieden auf Erden, vom gegenseitigen Verzeihen und von uneigennütziger Nächstenliebe ist es, die sich wie ein roter Faden durch die „Neuen Weihnachtgrüße" hindurchzieht. Mögen diese Zeilen manchen veranlassen, das schmucke Büchlein in seinem vornehmen Festgewande unter den Lichterbaum zu legen; sicher wird seine Lektüre bei alt und jung, klein und groß, die wahre Weihnachtsstimmung erhöhen." Bs.
„**Academia**", 17. Jahrgang, Nr. 7 vom 13. Nov. 1904.

„Ein prächtiges Weihnachtsbuch, herausgegeben und verlegt von Dr. Armin Kausen in München, das nicht weniger als 21 hübsche, stimmungsvolle Erzählungen, Novellen und Skizzen enthält und zwar von den besten Schriftstellern ..... Alle drehen sich um Weihnachten. Die Ausstattung macht das Buch auch äußerlich reizvoll und zu einem Geschenkwerk recht geeignet. Und dabei kostet es nur 3 Mk. (= 3 K 60 h). Wie oft ist schon gesagt worden, man solle Kindern und Freunden statt nichtigen Tand lieber gute Bücher in die Hände spielen. Das ist eines. Möge es recht viele erfreuen!"
„**Oesterreichische Volkszeitung**", Warnsdorf, vom 18. Nov. 1904.

„**Weihnachtsfreude**, innige Weihnachtsfreude wird jeder empfinden, der die „Neuen Weihnachtgrüße" (Herausgeber Dr. Armin Kausen) zum heiligen Feste zum Geschenk erhält. Ebenso lieblich wie das Aeußere des in die Weihnachtsstimmung wundervoll passenden Buches ist sein Inhalt. Auf der hellblauen Leinendecke ist in Gold aufgedruckt der Stern von Betlehem, der strahlende Tannenbaum und das hehre Fest einläutende Glocken, während in origineller Weise den blauen Schnitt goldene Sterne und Kometen zieren ..... Kausens „Neue Weihnachtgrüße" gehören mit zum Besten, was die diesjährige Weihnachtsliteratur auf katholischer Seite hervorgebracht hat."
„**Sieg-Rheinisches Volksblatt**" Nr. 167 vom 16. November 1904.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. Gegen Einsendung von Mk. 3.20 oder Nachnahme erfolgt Franko-Zusendung durch den Verlag.

Verlag von Dr. Armin Kausen in München.




Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 ₰ die 4 mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 36. München, 4. Dezember 1904. I. Jahrgang.

Immaculata.

8. Dez. 1854. 8. Dez. 1904.

Singet der Jungfrau ein neues Lied!

Singet der Jungfrau ein neues Lied!
Licht wie die Sonne in Himmelsreinheit
Strahlt sie, erhaben ob Erdenkleinheit,
Schimmernd von Sternen die Locken umblüht.
Singet der Jungfrau ein neues Lied!

Segenverheißend, makellos,
Lind wie die Palmen von Cades wehen,
Die Zedern rauschen von Libanons Höhen,
Wie der Tau auf den Rosenhag Jerichos
Sank sie hernieder in Annas Schoß.

Singet der Jungfrau ein neues Lied!
Hört ihr in Roma den Jubel der Glocken?
Die alten Götter, sie lauschen erschrocken.
Pius verkündet, von Liebe durchglüht:
‚Singet der Jungfrau ein neues Lied!

Bringet ihr wieder den Ehrenkranz,
Den ihr gewunden lange die Zeiten,
Laßt um die Stirn ihr den Königsreif gleiten:
Duftender Lilien himmlischer Glanz,
Glorie der Reinheit umhüllet sie ganz!'

Unbefleckte, dein heiliges Licht,
Ach, woll ob reinen Herzen es halten,
Rein sei'n die Hände, die sich dir falten,
Neige verzeihend dein Angesicht,
Wenn es uns Armen an Unschuld gebricht.

Singet der Jungfrau ein neues Lied!
Singet ein Lied in mächtigen Chören,
Das all die Herzen, die dir nicht gehören,
Sturmesgewaltig empor zu dir zieht,
Singet der Jungfrau ein neues Lied!

Linz a. D. Anna Esser.

Zum Madonnentage.

Es jagen die Sterne, es schwillt das Meer
Und will seine Ufer zersprengen.
Maria, nun schütze der Kirche Heer,
Das die Geister der Tiefe umdrängen!
Geleite der Kirche ragendes Schiff,
Daß es siegend die Stürme durchfliege! —
Du Unbefleckte! schütz uns vor'm Riff,
Maria, geleit uns zum Siege!

Am sausenden Webstuhl kauert die Zeit —
Was webt sie in Bangen und Klagen?
Ein Tuch des Hungers! O Bitterkeit,
O Nacht voll Sturmesjagen!
Die Armut murrt und sie ballt die Faust
Und sie droht mit flammendem Kriege.
Wenn Altäre und Throne der Aufruhr umbraust,
Maria, führ uns zum Siege!

Es irrt das Wissen auf ödem Plan
Und sucht nach des Edens Toren.
Es klagt die reuige Kunst sich an,
Daß sie ihren Schöpfer verloren;
Sie klagt, daß ihr Kronreif der Stirne entfiel
Und im Schmutze der Gassen liege. — —
Du Sitz der Weisheit, zeig ihr das Ziel,
Maria, geleit sie zum Siege!

Ja, hebe die Hand über Land und Meer,
Heut an dem heiligen Tage,
Daß rings der Völker unendliches Heer
Den Ruf auf den Lippen trage:
‚Sie, die der Schlange Tücke und Pracht
Zermalmte im heiligen Kriege,
Sie steht noch immer auf ragender Wacht,
Maria, sie führt uns zum Siege.'

München. Max Reschreiter.

Inhaltsangabe.

Götterdämmerung.

Kaleidoskopische Betrachtungen eines Monarchisten.

Von

Paul Schwerdt.

Motto: Geduld, verlaß mich nicht!

Der Held in dem einst vielgelesenen Roman „Die Könige im Exil“ ist Monarchist aus innerster Ueberzeugung.

Als ich erzogen wurde, lehrte man uns noch den Glauben an ein Gottesgnadentum, man demokratisierte nicht, und über Republiken wußte man nur, daß unter Perikles einmal etwas weniger gestritten worden sei.

Die Schweiz galt als ein Ländchen mit politischer Narrenfreiheit und Frankreich hatte sich kurzlebige Republiken erlaubt, um das monarchische Gewand zu wechseln.

Ruhe und Sicherheit umlagerten die Throne und Thrönchen Europas.

Menschen, denen das Jahr 1848 wie ein angenehmes Wellenbad erschien, wagten sich erst nach 1866 wieder ans Tageslicht und seit unserem — der Offiziere — höchsten Ruhmesjahre haben sie, mit einem fremden Mäntelchen behangen, unserer Taten Machterfolg an sich gerissen und haben Deutschland demokratisiert.

Ausbau des Reiches nannten sie es, doch leider konnte ihnen der große Baumeister nach getaner Arbeit den Fußtritt nicht versetzen, den sein monarchisches Gefühl ihren innersten Absichten jedenfalls noch zugedacht hatte.

Außer Zweifel steht, daß die Annektierung von Hannover, von Nassau usw. der legitimen Sache schadete, und es wäre höchst erfreulich gewesen, wenn jene beklagenswerten Fürsten ein wenig mehr Blick in die Zukunft besessen hätten.

Ueber von der Pfordtens Kurzsichtigkeit allein ließen sich Bände schreiben und haben die süßen Absichten eines Grafen Mensdorff-Pouilly später den Kommentar hierzu geliefert. Was konnte man von einem mächtigen Nachbarn erwarten, der seit Jahrhunderten die ländergierige Hand nach Bayern ausstreckte?

Man kann mir nun entgegnen, dergleichen Ausführungen bewiesen nichts, denn der gewaltigste Verächter des Gottesgnadentums, Napoleon I., habe mit den ältesten Monarchien wie mit Spielbällen herumgeworfen. Das durfte er damals, weil trotz der französischen Revolution die Völker noch nicht demokratisiert waren und nur eine Veränderung der Dynastien erlebten. Wo es aber nur anging, hat Napoleon stets auf das Stabile der monarchischen Einrichtung hingearbeitet.

Doch es fehlt der Raum zu historisch begründeten Beweisen und ich will kurz feststellen, daß noch nie eine Republik die erhofften Segnungen einem Volke gebracht hat.

Moderne Menschen sprechen das Wort „Absolutismus“ mit Beben aus und ihre Phantasie zaubert ihnen sibirische Bergwerke vor Augen. Solche Leute bedenken nicht, aus welchen Elementen das russische Volk sich zusammensetzt, ahnen nicht, daß eine plötzliche Befreiung dieser Massen den Anarchismus bedeuten würde. Wer gute Bücher über den Veitstanz der Schreckensherrschaft gelesen hat, dem muß die Erkenntnis gekommen sein, daß der fürchterlichste Tyrann noch immer gemütlicher als die entfesselte Volksfurie verfuhr.

Nun liest man häufig, die Bildung unserer Massen sei heutzutage — dank des Fortschrittes — schon eine so hohe, daß ähnliche Vorkommnisse und Ausschreitungen unmöglich erscheinen. Nur einen Zucker-Putsch habe ich in Oesterreich vor ein paar Jahren erlebt. Das war so ein Lallen und kein Brüllen revolutionsbedürftiger Gemüter; was ich aber dabei an Volksbildung wahrnahm, spottet jeder Beschreibung.

Deutsche waren es!

Eine Revolution ohne Janhagel ist undenkbar. Das scheue Gesindel, das man sonst in den Städten nur vereinzelt erblickt, wird von den Agitatoren gewissermaßen geworben und bildet die Linientruppen, während — je nach Art der Revolution — Studenten oder Arbeiter als Garde verwendet werden. Doch ich spreche in den Wind! In die Luftwellen, die Schlösser und Residenzen umwehen, in die dunstgeschwängerten Hauche, die durch vollbewohnte Straßen ziehen. Das macht mich aber nicht müde, denn ich atme in der Monarchie und an der Hand der Geschichte spreche ich nur aus, was Frau Klio einem denkenden, vorausblickenden Gehirn als einfachste Konsequenz diktiert.

Sehen wir einmal zu, in was die Betätigung der Presse in Bezug auf den Monarchismus besteht? In Norddeutschland gibt es rein konservative Blätter, wie es dort auch eine sogenannte Junkerpartei gibt. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen der „Kreuzzeitung“ und den feudalen Blättern Oesterreichs. Hier wird eine machtgebietende Partei repräsentiert, dort schlängelt sich eine an sich gut katholische Presse um die Privatinteressen eines fälschlich Hochadel benannten niederen Adels herum.

Doch lassen wir den Adel, der trotz seiner Genossenschaften nicht mehr die Macht besitzt, die entdemokratisierende Arbeit zu vollziehen, und wenden wir uns lediglich an den Hausverstand nicht voreingenommener Menschen.

Also — welche Republik hat die von ihr erhofften Ideale realisiert?

Jeder denkende Mensch muß eingestehen, daß Napelon III. zwei Jahrzehnte hindurch Frankreich genützt hat. Ganz Europa lauschte am Neujahrstage der Rede des Neffen eines Weltbezwingers. Wer kümmert sich denn jetzt noch um die Kundgebungen der Schuster und Handschuhmacher in Paris?

Der Großstaat Frankreich an sich kann nicht umgangen werden, das allein ist es, was einen dürftigen Schein über Paris hingleiten läßt. Unter Mac-Mahon herrschte noch Würde, dann machten sich seit Gambettas Zeiten jene Gewalten breit, die behaupten, lediglich ein freies Menschtum schaffen zu wollen. Das steigerte sich bis zum Dreyfuß-Skandal, bis zur Maulschelle — nicht Ohrfeige — für einen dürftigen, 1870 nicht gesehenen Zivilisten, den antimonarchische Banden Kriegsminister nannten. Der Angriff Syvetons ist nicht zu entschuldigen, denn er hätte von vorne und mit einleitender monarchistischer Apostrophe geschehen müssen. Zum Beispiel: „Dreht sich nicht im Invalidendom der größte der Franzosen im Sarge um, weil Sie eine Armee, die bei Wagram siegte, durch Ihre Schneidermäßigkeit allein verunehren!“

Nun kommt die Konsequenz.

Unsere deutschen liberalen Blätter in der Gesamtheit betonen mit Wohlbehagen das Vorhandensein ähnlicher Kriegsminister in Frankreich, weil das Land sich zu diesem hohen Standpunkt durchgerungen habe. Auch der neue Börsenmakler wird begrüßt.

Deutsches Offizierskorps, wo bleibst du?

Bist du durch die kindlichen Nadelstiche eines Bilse, eines Beyerlein und ähnlicher Leute schon so erschreckt, daß du keine Kundgebung mehr gegen eine solche Verunglimpfung des Wortes „Offizier“ überhaupt hervorbringst?

Aber es handelt sich ja um Freimaurerangelegenheiten! Muß sich der deutsche Offizier, den ein eisernes System seit Friedrich Wilhelm I. schuf, der Loge beugen, dann — adieu Monarchie!

Auch der neue Kriegsminister Frankreichs, Herr Berteaux — Börsenmakler seines Zeichens — wird von deutschen liberalen Blättern zwischen den Zeilen freudigst begrüßt. Zeitungen, die täglich von deutschen Offizieren gelesen werden, heben es als lobenswert hervor, daß André mit Energie die Armee des heiligen Ludwig von reaktionären, d. h. religionbesitzenden Offizieren gereinigt habe!

Und das auf deutschem Boden, den wir unter dem pflichttreuen, tiefreligiösen König von Preußen geeinigt haben! Muß einem da nicht alle Lust am eigenen Werke vergehen!

Wie eine Art Legende besteht in Deutschland die Ansicht, ein Monarch Frankreichs müßte augenblicklich den Revanchekrieg erklären. Bismarck hat uns das suggeriert und es war zu seiner Zeit sehr richtig gedacht. Aber Bismarck ist leider tot und wir wissen nicht, wie er augenblicklich urteilen würde. Hat doch die auch von Deutschen ersehnte Republik in Frankreich gerade sehr viel Unheil geschaffen! Mit dem vielen Gelde wurde ausgezeichnetes totes Material dort erworben, aber die es beleben müssen, sind der Disziplin bar. Der Elan der Bonapartezeit kehrt nicht wieder und selbst, wenn eine Art begeisternder Boulangers vom Himmel fiele, er müßte sich an dem rocher de bronce Deutschlands brechen.

Also fort vom innerlich morschen England und hin zum rückendeckenden Rußland — dann kann unter einem gekrönten Napoleon Frankreich knirschen, so lange es Lust hierzu hat. Der aber wird wie sein großer Urahne einsehen müssen, daß der Regierungskunst erster Faktor die Religion des Volkes sei. — —

Drehen wir einmal das Kaleidoskop und statt der blau-weiß-roten Scherben erscheinen gelb-schwarze.

Geduld, verlaß mich nicht!

Also — der vom Militär „ermordete" August Pezzey war Mitarbeiter des „Scherer". Ah, das spricht Bände! Es gibt auf Erden — nicht einmal in Wien — kein ordinäreres Witzblatt als den „Scherer" der Herren Tiroler.

Mir liegt es ferne, die Tirolesi zu verteidigen, denn, wenn der letzte betrügende Lazzaroni einen niedersticht, so tut er das noch mit einer Art von Grazie. In Trient, in Rovereto, in Triest aber gröhlen rohe, italienisch sprechende Tiroler ohne jede romanische Grazie. Wenn es politisch möglich wäre, könnte man das Volk morgen dem geeinigten Italien überlassen.

Sind denn aber die Alldeutschen gar so schuldlos? Es scheint, weil sie einem Erzherzog eine Huldigung bringen durften. Man hätte sich erwarten können, daß sie dem Erzherzog die Fenster einwerfen, aber sie taten es nicht — — da weiß man bei Gott nicht, was man denken soll?

Die Tiroler prunken trotz eines „Scherer" mit ihrer Kaisertreue — jedoch unser Kaiser absolut, wenn er unseren Willen tut — und seinem Statthalter wirft man die Fenster ein. Eine Lüge ist es, wenn liberale deutsche Blätter behaupteten, der Statthalter vertrete nicht den Kaiser. Dem ist so, denn es kommen ihm militärische Beehrungen zu.

Das Gros der Studentenschaft Oesterreichs identifiziert seit lange akademische Freiheit mit Lümmelhaftigkeit und Deutschtum mit Roheit.

Seit wann beherrschen denn die Studenten die Staaten?

Ab und zu kam es früher vor, daß liberale Demagogen die akademische Jugend zu Umsturzaffären in das Joch spannten — in Oesterreich stützt sich die neudeutsche Bewegung auf die Bürschlein, die eigentlich noch auf der Schulbank sitzen.

Das Gouvernement in Oesterreich glaubt die Monarchie durch ein riesiges Beamtenkorps zu retten. Bedenkt es denn nicht, daß es mit den Schülern eines Wolf, eines Schönerer besetzt werden muß? Es ist das ungefähr wie ein an Blutarmut leidender Mensch, der sich Blutegel anlegen läßt.

Herr von Körber hat bisher in bester Absicht das Staatsschiff geleitet. Wäre er erst vor einem Jahre von der Universität abgegangen, er würde die Gesellschaft sicherer beurteilt haben, aber er ist noch Altösterreicher und denen schwindet der Boden unter den Füßen.

Soeben haben wir es erlebt, daß die Dynastie Habsburg unter dem Deckmantel der Immunität offen beschimpft wurde. Das sollte einmal im sozialistengesegneten Deutschland Herr Bebel nachmachen! Ein Graf hat sogar die Dynastie angegriffen!

Und — die Andreas Hoferlein, die Leute mit der heiligen Extrawurst taten nicht mit, aber sie hatten geheime Freude daran und berechneten die Verlängerung der Speckbacher Extrawurst.

Geduld, verlaß mich nicht!

Dieser Herr Erler — oder wie er heißt — rief großartig aus, die Tiroler seien sogar mit dem großen Napoleon fertig geworden! Frau Klio, verhülle dein Angesicht vor diesem Größenwahnsinn!

Als ich das gelesen hatte, war es mein Erstes, die Gespräche des Riesengenies mit Gourgaud auf St. Helena durchzusehen. Napoleon erörtert in aufrichtiger, oft rührender Weise alle seine gemachten Fehler. — Das Land Tirol — der Name Andreas Hofer — findet sich nicht einmal im Buche!

Ernste Geschichtsforscher haben es versucht, aktenmäßig die Beweggründe und den Verlauf des Tiroler Aufstandes festzustellen und die Andreas Hofer-Fabel zu zerstören. Einzelne Gebildete kennen die gerechte Sachlage, aber das Volk bleibt suggeriert, wie es noch immer an die Fabel der russischen Kälte anno 1812 glaubt.

Nun erscheint es fraglich, ob es vorteilhaft, solche Mythen zu zerstören. Gut wäre es schon, jedoch es ist unmöglich, weil wissenschaftliche Erörterungen vom Volke nicht gelesen werden und die liberalen Blätter ein Interesse daran haben, durch die chauvinistische Sage Bayern zu schädigen. Am meisten ärgerte mich stets das Tiroler Herz Jesu — ähnlich dem vom Montmartre. Ja — hat denn Jesus Christus damals auf seine Bayern ganz vergessen und sollte die Patrona Bavariae derart in Ungnade bei ihrem Sohne gewesen sein, daß sie dem Sandwirt, der vor seiner Mordbrennerei „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!" rief, ganz allein zulächelte?

Es hat aber Napoleon bekanntlich durch wirklich *ungeschickte* Marschälle die Herren Tiroler zur Raison gebracht. Wären die bayerischen Beamten nicht unfähig und die in Tirol verwendeten französischen Heerführer nicht Querköpfe (Lieblingswort des Kaisers) gewesen, die Sache würde sich in aller Geschwindigkeit gemacht haben und während der damaligen großen Ereignisse hätte sich keine Katze mit der Lokalaffäre befaßt.

Geduld, verlaß mich nicht — wo hat der Großvater des Herrn Erler den Weltbesieger besiegt?

Aber mein Kaleidoskop läßt sich schütteln und zeigt Tausende von Bildern, die den demokratischen Zug der modernen Welt beweisen. Was die Tagesblätter nur zwischen den Zeilen schreiben, das predigen die Witzblätter offen durch Wort und Bild.

Zwischen einem guten Witz über eine Sache und der verächtlich machenden Satire ist ein gewaltiger Unterschied. Die Kaiser Roms lasen die Epigramme mit Schmunzeln, ein Napoleon war weniger nachsichtig. Bismarck freute sich wieder des Zeugs (unterschrieb aber gedruckte Strafantragsformulare nicht nur gegen Redakteure, sondern sogar gegen arme Näherinnen, die ihn „beleidigt" hatten).

In unseren Tagen ist Meister der Satire der „Simplicissimus" und deshalb ist er am gefährlichsten. Für den hochstehend Gebildeten enthält er mitunter vortreffliche Dinge, aber schon der Mittelgebildete begreift das Maß nicht mehr und der Ungebildete schlägt mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Ja, so sind sie!"

Der „Kladderadatsch" krankt an den Zähnen, weil er sich zu sehr in den Berliner Lokalton verbissen hat, und nun übernahm in Norddeutschland der „Ulk" das zersetzende Werk. Die Wiener Witzblätter sind einfach Zwetschgenknödel-Kokotten und degoutant.

Nicht vergessen darf man die „Jugend", die aus vielen berühmten Federn manchen Geistesblitz enthielt, deren künstlerischer Ausschmuck oft den genialen Illustrator verriet, aber gerade sie erfand den öden Serenissimus, der zur hohlköpfigen, geistlosen Verhöhnung des Monarchischen wurde.

Mit den Kleinen beginnt man eben, um sich besser an die Großen wagen zu können.

Uebrigens hat der Herr Dr. Hirth das in dem Gedichte „Doch ein Philister ist er nicht!" reichlich besorgt. Ob er es verfaßt hat oder nicht, das ist nebensächlich, er bezeichnet sich ja selbst als Seele der „Jugend". Da die „Neuesten Nachrichten" auf Befehl das Gedicht nachdruckten, wird mir hoffentlich nicht Denunziation vorgeworfen werden.

Tausende von Dingen wären noch zu sagen, aber das Kaleidoskop ist launisch geworden. Plötzlich zeigt es mir Bilder von Fürstenhöfen. Die Farben, die ich sehe, sind nicht rein. Oder sehe ich Dinge, die ich für unmöglich halten möchte?

Der Held in dem einst vielgelesenen Roman „Die Könige im Exil" ist Monarchist aus innerster Ueberzeugung. Das, was er eben im Kaleidoskop sah, entsetzt ihn, doch ändert es seine Ansicht nicht. Der Mensch ist schwach und fällt des Tages siebenmal, aber er sollte doch etwas anständiger fallen und nicht den Einblick gewähren, daß die den Thronen Zunächststehenden auch schon von der modernen Ethik profitiert haben.

Noch ist es Zeit! Wer über Menschen stehen muß, auf den sind alle Blicke gerichtet. Ein Prinz — ein Erzherzog gleicht Alberich, der mit dem Rheingold einer Krone auf Rheintöchter verzichten muß. Wer das nicht kann, der schaufelt heftiger am Grabe der Monarchie als jeder Sozialdemokrat, denn er züchtet durch sein Beispiel Milliarden von Sozialdemokraten!



Ist die Kirche eine Feindin des Fortschritts, der Kultur?

Von
Dr. Vögele, Schönthal.

(Schluß.)

Niemals hat die Kirche den Fortschritt, den gesunden und wahren Fortschritt gehaßt, sondern noch überall begrüßt, sich desselben teilhaftig gemacht oder ihn selbst gefördert. Umgekehrt ist da, wo man die Kirche zurückgewiesen oder lahm gelegt hat, schnell wieder oder allmählich die menschliche Gesellschaft auf Abwege geraten oder von ihrer wahren Kultur zurückgewichen. Frankreich, in dem Haß und Verfolgung der katholischen Kirche seit langer Zeit an der Tagesordnung sind, befindet sich sichtlich in äußerer und innerer Dekadenz. Belgien, das sich jetzt noch großer Freiheit in kirchlicher Beziehung erfreut und vorzugsweise katholisch ist, hat blühenden Handel, großartige Industrie und vorgeschrittene Kultur, wie Schreiber dieser Zeilen auf seiner Reise durch dieses Land mit eigenen Augen wahrgenommen hat.

Die Geistlichen und Mönche waren lange Zeit die einzigen oder wenigstens die hauptsächlichsten Erzieher und Lehrer des Volkes. Die Schulen und Wissenschaften hat die Kirche jederzeit geliebt und gepflegt. Wer hat zahlreiche Universitäten im Mittelalter gegründet und gefördert? Die als Feindin der Wissenschaft und des Fortschritts verschrieene Kirche. In Frankreich und England lehnte sich die Ausbildung der Universitäten an die Bischöfe, Domkapitel und andere kirchliche Behörden an. Der positivistische Philosoph A. Comte hat (Cours de la philosophie positive tom 5; 54 c.) geschrieben: „Die meisten Philosophen, selbst katholische haben den unermeßlichen und äußerst glücklichen Einfluß des Katholizismus auf die Gesellschaft durch die Organisation eines allgemeinen Volksunterrichts noch lange nicht genug gewürdigt." — „Je mehr man, das Ganze dieser wunderbaren Organisation überschaut, desto mehr wird man verletzt durch die unvernünftige und ungerechte Anklage, die man so oft gegen den Katholizismus vorbringt, als habe er stets dahin gestrebt, die geistige Entwicklung der Völker zu hemmen."

Kein Geringerer als der berühmte Harnack muß eingestehen: „Die römisch-katholische Kirche hat das Verdienst, die romanisch-germanischen Völker erzogen zu haben." Auch jetzt ist sie noch eine treffliche Erzieherin. Ein amerikanischer protestantischer Prediger, Petro Mac Queen, Armeekaplan auf den Philippinen, urteilte in „Frank Leslies Monthly": „Die Tagalen würden ohne Zweifel kein so moralisches Volk sein, wenn die Mönche es nicht aus der Barbarei gezogen hätten." Er schreibt wörtlich: „Ihr Familienleben ist wundervoll süß und rein, und die Keuschheit der Frauen ist phänomenal. Die Lehren der katholischen Kirche durchdringen jedes Heim der Tagalen, und wir alle wissen, wie strenge diese Kirche hinsichtlich der Ehegesetze und Scheidung ist." —

Der protestantische Geschichtschreiber Gregorovius weiß die Päpste der Renaissance nicht genug als Mäcenaten der Kunst zu loben. Ein Michelangelo und Raffael sind bis heute noch nicht übertroffen. Wie herrlich und schön blühten die Künste im Dienste und unter dem Schutze der Kirche! Welches Land hat bis heute größere Künstler hervorgebracht als das katholische Italien? Wie Stern an Stern reihen sie aneinander sich lieblich an, angefangen von Giotto, Arnolfo, Brunellesco bis herab zu dem schon genannten Malerfürsten Raffael, Titian usw. Welch herrliche Kunststadt haben die katholischen Könige Bayerns aus München gemacht! —

Vor einigen Jahren stellte ein kirchenfeindlicher Demokrat Württembergs die Behauptung auf, daß der Geist Roms allen Erfindungen z. B. Dampf und Elektrizität widerstrebe. Aber schon Leo XIII. hat als Kardinalbischof von Perugia in seinem Fastenhirtenbrief 1877 sich dahin geäußert: „Wie schön und majestätisch erscheint der Mensch, wenn er dem Blitze zuwinkt und ihn unschädlich vor seine Füße niederfallen läßt, wenn er den elektrischen Funken ruft und ihn als Boten seiner Aufträge hinausschickt durch die Abgründe des Ozeans, hinüber über steile Bergketten und unabsehbare Ebenen entlang! Wie herrlich zeigt er sich, wenn er dem Dampfe gebietet, ihm Flügel zu leihen! Wie mächtig erscheint er, wenn er durch seine sinnreichen Anordnungen diese Naturkräfte selbst entwickelt, sie fesselt und auf so bereiteten Wegen sie dazu bringt, daß sie Bewegung und gleichsam Vernunft der toten Materie mitteilen." „Die liebevolle Mutter, die Kirche", fährt Leo XIII. fort, „ist weit entfernt, all dem Hindernisse zu bereiten, freut sich vielmehr darüber".*) Mit Freuden also hat schon vor vielen Jahren der Papst der römischen Kirche die Erfindungen des Dampfes und der Elektrizität begrüßt. Unter den treuen Söhnen der Kirche selbst gab es berühmte Entdecker, geniale Geister und Erfinder. Christoph Kolumbus, dieser Mann, dem ganz Amerika zum Danke verpflichtet ist, hörte in der Frühe des Morgens, an dem er aus dem Hafen von Palos auslief, noch einmal mit größter Andacht die hl. Messe und ließ auf den Schiffen durch einen Diener der Kirche sich und seinen Leuten den Segen geben. In seinem Arbeitskabinett stand ein großes Kruzifix. Im Schatten dieses Kreuzes saß so oft der Weltentdecker brütend und prüfend und durchstöberte Karten und alte Dokumente. Mit dem Segen der Kirche und in Gottes Namen war dieser Held hinausgefahren mit seinen gebrechlichen Fahrzeugen in die ungeheuere Wasserwüste, um die unsterbliche Entdeckung der neuen Welt zu machen. Kopernikus entdeckte in Verbindung mit Kardinal Kusa u. a. das Weltsystem. Guido, Mönch von Arezzo erfand die Stimmleiter, die Musikregeln und die Harmonie. Der Dominikaner Spina erfand die Brillen. Abt Richard Wellingfort baute 1326 die erste astronomische Uhr; der Benediktiner Basilius Valentin war der erste, welcher die Chemie zur Heilung der Kranken verwendete. Der Jesuit Kircher stellte 1697 zuerst Brennspiegel her und der Jesuit Regio-Montanus erfand das metrische System. Der Jesuit Lana erfand 1687 das Mittel, Blinde lesen zu lernen. Unter den Natur- und Sternforschern prangt noch manch stolzer Name, dessen Träger Katholiken und Ordensleute waren. Dem Jesuitenpater Secchi verdankt die Astronomie die Spektralanalyse, eine der wichtigsten Entdeckungen dieser Wissenschaft. Volta und Ampère, deren Namen an den elektrischen Kraftmaschinen zu lesen sind, waren gute Katholiken. Die kath. Mathematiker und Physiker Barande, Becquerel, Babinet und Biot haben sich Verdienste erworben durch ihre Untersuchungen auf dem Gebiete der Elektrizität, des Magnetismus, der Optik. Cauchy († 1857), den Marschall Vaillant den größten Mathematiker Europas nannte, schrieb einst (bekannt durch seine algebraische Analysis): „Ich bin Christ mit allen großen Astronomen, mit allen großen Physikern, mit allen großen Geometern der vergangenen Jahrhunderte. Ich bin sogar mit den meisten von ihnen katholisch." Die Statue des kath. Chemikers Chevreul († 1889) steht seiner Verdienste wegen im großen naturhistorischen Museum zu Paris. Jean B. Dumas machte sich berühmt durch seine Arbeiten über organische Chemie. Pasteur, Leverrier und viele andere wissenschaftlichen Größen ersten Ranges waren aufrichtige Katholiken. Auch darf man immer wieder betonen, daß die Erfindungen des Pulvers, der Papierfabrikation, der Buchdruckerkunst der Geburt des Protestantismus vorangingen, ebenso der Kompaß, die Räder- und Taschen-Uhren erfunden waren, ehe Luther mit seiner neuen Lehre auftrat.

Nach dem Zeugnis bedeutender Kenner unserer Zeit und der Geschichte ist unser Episkopat und Klerus in intellektueller und moralischer Hinsicht (verschwindende Ausnahmen abgerechnet) ein Schauspiel, das von ihnen weit über alle Erscheinungen des hohen und niederen Klerus im Mittelalter gestellt wird. Der Eifer des Klerus und der katholischen Laienwelt für die wahre Wissenschaft, Kultur und Kunst, der sich im praktischen Leben auf die verschiedenartigste Weise in Gesellschaften, Vereinen, durch Sammlungen, Zeitschriften, durch Bau und Renovierung von Kirchen usw. offenbart, ist anerkennenswert.

Auf dem Gebiete der sozialen Frage können unsere deutschen Katholiken als Muster für andere Konfessionen und für andere Länder gelten. Auf dem Gebiete des öffentlichen und politischen Lebens leisten unsere Parlamentarier seit Jahrzehnten Hervorragendes. Auch hat sich unsere Journalistik und belletristische Literatur (in letzter Zeit) so emporgeschwungen, daß auch die Andersgesinnten sie respektieren müssen.

Auch auf dem Gebiete der Charitas und der Moral ist die Kirche ein nicht hoch genug zu schätzender Kulturfaktor. Was leistet dieselbe nicht mit ihren hunderterlei Anstalten und Einrichtungen! Wie viel Gutes tun unsere opfermütigen Frauen an den Krankenbetten, in den Gefängnissen, in den Armen- und Waisenhäusern

*) In nicht wenigen katholischen Gotteshäusern ist das elektrische Licht eingeführt. — Der Abt von M. Einsiedeln hat die drei Orgeln der riesigen Klosterkirche vermittels Elektrizität so verbunden, daß sie alle gleichzeitig von einer aus gespielt werden können. Man ersieht daraus, wie die Kirche die modernen Erfindungen sogar in den Dienst ihrer Gotteshäuser stellt.



und bei den Verlassensten der Großstädte. Katholische Männer erheben im Verein mit edeldenkenden Andersgläubigen ihre klagenden und mahnenden Kassandrarufe über die in unserer Zeit wieder so arg mißachteten Gesetze der Keuschheit. Ist die Erhaltung der Keuschheit nicht auch ein eminent wichtiges Kulturgut für die ganze menschliche Gesellschaft? — Unsere Kirche zählt heute noch unter ihren treuen Kindern nicht wenig Zierden der Wissenschaft, Kunst, Poesie und Musik.

Dr. Gelzer, Professor der Geschichte an der Universität Jena, ein Protestant, hat in Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte geschrieben: „Im Gegensatz zur griechischen und orientalischen Kirche hat die römische Kirche es verstanden, wie im 16. so auch im 19. Jahrhundert mit der Zeit fortzuschreiten." Die Päpste Leo XIII. und Pius X. sind für Förderung biblischer und historischer Studien eingetreten. Auch auf katholischer Seite sind Bibelwissenschaft, Kirchengeschichte, Exegese, wenn auch nur vorsichtigen und bedächtigen Schrittes, mit der Zeit fortgeschritten. In der Initiative Pius' X. bezüglich der Kodifikation des Kirchenrechts liegt wohl die sehr zu begrüßende Absicht, veraltete Bestimmungen der kirchlichen Disziplinargesetze auszuscheiden. Das Wort der bayerischen Bischöfe vom Mai 1902 soll nicht unerwähnt bleiben: „Gern erkennen wir die Berechtigung und Notwendigkeit mancher Reformen in der Kirche an, denn sie lebt in der Zeit und mit der Zeit".

Die Kirche ist eines besonnenen Fortschritts und einer wahren gesunden Kultur warme Freundin, aber das hindert sie nicht, viel Hohlheit, Lügenhaftigkeit und falschen Glanz in der „modernen" Kultur zu erblicken. Oder ist nicht vieles oder wenigstens manches in ihr unreif, krank, ungesund, überreif, faul und pervers?! Als Beweise hierfür nennen wir nur drei gepriesene Vertreter der „Moderne": Zola, Nietzsche und Ibsen. Viktor Cathrein hat sich im Hinblick auf solche Erscheinungen also ausgedrückt (Stimmen aus Maria-Laach 1902, Heft VII): „Zweifel und Unglaube haben unserem galligen, nervösen Geschlechte den Himmel der christlichen Hoffnung mit bleiernen Wolken verdeckt, und nun ärgert es sich, kritisiert, haßt und flucht und sucht seine Befriedigung in raffinierten sinnlichen Genüssen". — Das letzte Ziel und Ideal muß, wie Professor Dr. Schell, Ehrhard, Cathrein, Richard von Kralik u. a. mit Recht hervorheben, die ganze Kultur in Gott (in der Religion) haben. Wo die Kultur gesund ist, in genannter idealer Richtungslinie sich bewegt und fortschreitet, da wird sich auch im Volke noch liebenswürdige Heiterkeit, Frohsinn Poesie und goldener Humor finden. Wenn aber die Kultur in verkehrter Richtung sich bewegt, dann tritt an Stelle froher christlicher Lebensauffassung düsterer heidnischer Pessimismus oder sittenloses bzw. zügelloses Uebermenschentum. Der protestantische Prof. Dr. Hilty findet die katholischen Völker fröhlicher und heiterer (z. B. die Tiroler, Italiener) als die protestantischen Nationen. Er deutet auch an, daß die schönsten Blumen unserer Kirche, die Heiligen (Franz von Assisi, Philipp Neri, und Don Bosko) kindlich liebenswürdig und frohsinnig gewesen seien. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", dieses Wort Christi gibt den richtigen kritischen Maßstab wie für die Menschen so auch für ihre Kultur an. Die dunklen Schattenseiten der modernen Kultur weist die Kirche von sich, die Lichtseiten begrüßt sie und macht sie sich zunutze. In diesem Sinne kann man sagen, daß seitens der katholischen Kirche uns Katholiken absolut kein Hindernis entgegengestellt werde, in vollstem Maße an dem modernen Kulturleben teilzunehmen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Diplomatische Kunststücke.

Von dem Meisterstückchen der innerpolitischen Diplomatie, das Graf Bülow „zwischen zwei Lippen" geleistet hat, ist schon vorige Woche gesprochen worden. Jetzt haben wir Leistungen auf dem hochpolitischen Gebiete der Zunft im Auge.

Ein Kabinettsstück der schlauen Wortfassung ist die Einigungsformel, die Rußland und England für den strittigen Punkt in der Bestallungsurkunde für die internationale Untersuchungskommission gefunden haben. Rußland wollte bloß die Tatfrage, England auch die Schuldfrage gestellt wissen. Man suchte den Mittelweg darin, daß die Kommission auch die „Verantwortlichkeit" der beteiligten Personen für die festgestellten Handlungen untersuchen solle. Das roch aber den Russen noch zu sehr nach Strafgericht. Da kam ein schlauer Mann auf den Gedanken, in die fragliche „Verantwortlichkeit" auch die angeblich beteiligten Japaner einzuschließen, was natürlich die Pille für die Russen schon viel schmackhafter macht. Aber man kann die Japaner doch nicht gut bei Namen nennen, ehe ihre Beteiligung erwiesen ist? Schön, so wollen wir sagen, daß „die Verantwortlichkeit aller irgendwie beteiligten Personen ohne Unterschied der Nationalität" untersucht werden darf! Dazu haben die Russen verständnisinnig ja gesagt. Denn eine Kommission, die nur von Rußland und England berufen worden ist, kann natürlich über Mitglieder von Nationen, die an der Gerichtsbildung gar nicht mitgewirkt haben, keine Jurisdiktion ausüben, und somit wird durch die Ausdehnung des Personenkreises der fraglichen Untersuchung der „Verantwortlichkeit" der eigentliche richterliche, strafrechtliche Charakter entzogen. Anders ausgedrückt: Dem Kaiser von Rußland wird gegenüber Verdikten der Kommission, die russische Personen belasten, dieselbe souveräne Unbefangenheit gewahrt, wie sie z. B. der Deutsche Kaiser haben würde, wenn es dieser Kommission einfiele, einen deutschen Bürger „verantwortlich" zu machen. Da letzteres ein sog. unwahrer Bedingungssatz ist, so können wir uns ganz ruhig an der Technik dieser verkleisternden Konkordienformel ergötzen. Was nachher aus den Sprüchen der Kommission wird, geht ja unmittelbar nur England und Rußland, mittelbar vielleicht auch die zu internationalen Untersuchungskommissaren berufenen Mächte, Frankreich und Nordamerika, an. Uebrigens bildet die Form, in der die Einladungen an diese beiden Glücklichen ergehen sollen, jetzt noch den Gegenstand der Verhandlungen zwischen London und Petersburg. Parturiunt montes.

Ein kleines und nicht besonders feines Kunststück der offiziösen Diplomatie leistet sich die japanische Regierung. Von Tokio aus war in der englischen Presse, namentlich in der „Times", bekanntlich systematisch gegen Deutschland gehetzt worden und der Hauptheld in diesem Verleumdungsfeldzuge war ein Engländer, der in Japan offiziöse Dienste leistet. Es scheint nun, daß der japanischen Regierung wegen dieses Treibens irgendwelche Vorhaltungen gemacht worden sind. Plötzlich meldet nämlich der Tokioer Korrespondent der „Times", die Verdächtigungen der deutschen Politik hätten in Japan eine Reaktion zugunsten Deutschlands hervorgerufen und man nehme dort an, daß jene Verdächtigungen von Petersburg aus lanziert worden seien, um Japan zu feindseligen Kundgebungen gegen Deutschland zu veranlassen. Eine verblüffende Nachahmung des Systems der verfolgten Spitzbuben, die „Haltet den Dieb!" rufen. Wenn der Evangelische Bund mal diplomatisch wird, so behauptet er auch am Ende noch, die antikatholische Hetze in seiner Presse sei von Rom angestiftet worden, um die Protestanten zu Dummheiten zu veranlassen!

Bedeutender und schöner waren die Blüten der diplomatischen Kunst, die in Nordamerika bei der Enthüllung der Bildsäule Friedrichs II. sich entfaltet haben. Ende gut, alles gut! Die in edler Herzenswallung gestiftete Statue drohte ein Stein des Anstoßes zu werden, da die nordamerikanische Geschmacksrichtung sich spröde zeigte. Es dauerte lange, bis man den geeigneten Platz vor der Kriegsschule fand, und nun mußte für die Enthüllungsreden noch der rechte Ton gefunden werden, um zwischen der republikanischen Volksseele und dem preußischen Soldatenkönig die nötige Harmonie herzustellen. Letzteres gelang den offiziellen Rednern über Erwarten gut. Namentlich verdient der frischbestätigte Roosevelt die Anerkennung, daß seine lange Rede von historischer Gründlichkeit und politischer Geschicklichkeit eine glänzende Probe ablegte. Wenn der Präsident die Rede selbst entworfen hat, so muß der ehemalige Cowboy und Rauhreiter zu den geistreichsten Männern zählen. Immerhin ist es erfreulich, daß die neue Präsidentschaft mit dieser glücklichen Bekundung der deutsch-amerikanischen Freundschaft eingeleitet wurde.

Reformbewegung in Rußland.

Swiatopolk-Mirski, der Nachfolger des ermordeten Plehwe, scheint auch ein guter Diplomat zu sein. Er hatte zwar die Erlaubnis zu dem allgemeinen Semstwo-Kongreß auf Andrängen der altrussischen Partei „modifizieren" müssen, aber er wußte zu unterscheiden zwischen dem offiziellen Kongreß und einer freien vorberatenden Versammlung von Semstwo-Mitgliedern. Letztere hat stattgefunden, und die Herren haben die Gelegenheit gleich gründlich ausgenützt. Von der gewünschten Beschränkung auf die Selbstverwaltungsfrage war keine Rede; man stellte gleich ein politisches Reformprogramm auf, das nichts zu wünschen übrig läßt: Beseitigung des bureaukratischen Systems und der administrativen Justiz, Rechtssicherheit für Person und Eigentum durch unabhängige Gerichte und schließlich eine Konstitution nach westeuropäischem Muster. Bei der Forderung eines gesetzgebenden und geldbewilligenden Parlaments scheint die Eintracht der Versammlung in die Brüche gegangen zu sein, indem etwa ein Viertel der Anwesenden sich gegen diesen Gipfelpunkt des

Reformprogramms erklärte. Ob die anderen überhaupt auf die baldige Durchführung gehofft haben? Vielleicht haben die einen auf Agitationsstoff hingearbeitet und die anderen gedacht, daß man wenigstens etwas erhält, wenn man viel fordert. Wollte nun der Zar **alles** ablehnen, so wäre in der Tat die Gefahr groß, daß die revolutionären Komitees die Enttäuschung der öffentlichen Meinung ausnützen könnten.

Der Reichshaushalt für 1905.

Der soeben veröffentlichte Entwurf des Reichsetats balanziert im Gesamtbetrage mit 2 1/4 Milliarden. Mit dem Gleichgewicht sieht es freilich etwas windig aus, da der Entwurf eine sogenannte Zuschußanleihe von 51 Millionen aufweist. Diese Summe, die zur Deckung der einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats fehlt, ist aber nicht so erschrecklich, wie uns gewisse Steuertreiber glauben machen wollten. Im ganzen hat sich der Voranschlag des ordentlichen Etats gegen den laufenden Etat verbessert: die ordentlichen Ausgaben sind um 75 Millionen, die entsprechenden Einnahmen um 98 Millionen höher angesetzt. Den Profit von 23 Millionen hat der Bundesrat aber zur Ermäßigung der **Matrikularbeiträge** verwendet. Er hält an der Ansicht fest, daß die Bundesstaaten nicht mehr als 24 Millionen an **ungedeckten** Matrikularbeiträgen leisten könnten. Im Vorjahr hat der Reichstag ihnen bekanntlich rund 40 Millionen auferlegt, um die Zuschußanleihe zu vermeiden, und zwar 16 3/4 Millionen nur bedingungsweise mit einer Stundungsklausel. Jetzt steht der Reichstag wieder vor derselben Aufgabe, die er voriges Jahr gelöst hat. Vielleicht gelingt es jetzt abermals, durch Erhöhung einiger Einnahmeposten, die zu vorsichtig veranlagt sind, und durch Abstriche von einigen Ausgaben das Defizit wieder auf einen Betrag von 10 bis 20 Millionen herabzudrücken, den man allenfalls wieder mit der schonenden Stundungsklausel den Matrikularbeiträgen zuschlagen kann. Das ist ein Notbehelf, der nicht zu einer dauernden Einrichtung werden darf. Aber wir befinden uns ja auch in einem Uebergangsstadium. Der neue Zolltarif steht vor der Tür; dessen bedeutende Einwirkung auf die Reichsfinanzen muß erst abgewartet werden. An diesem Umstande scheitern von vornherein alle schriftlichen und mündlichen Empfehlungen neuer Steuern, auch wenn sie sich hinter den Deckmantel der sog. gründlichen Finanzreform verstecken. Sind wir über die Wirkung des neuen Zolltarifs und der zugehörigen Anträge im klaren, so läßt sich über die Sache ja weiter reden. Aber das Zentrum wird jedenfalls die Vorfrage stellen, ob nicht auf anderem Wege als durch die Schaffung neuer indirekter Steuern Abhilfe zu ermöglichen ist, und unbedingt wird es an seinem alten Grundsatz festhalten, die schwächeren Schultern zu schonen, auf die bei neuen Abgaben von Massenverbrauch die größte Last fallen könnte. Der Versuch der verbündeten Regierungen, eine starre Höchstgrenze für die ungedeckten Matrikularbeiträge einzubürgern, wird schwerlich gelingen. Eher kann man die Schonung der ärmeren Bundesstaaten dadurch erstreben, daß man den **Beitragsfuß** für die Matrikularlasten reformiert, d. h. statt der Kopfzahl der Bevölkerung einen die **Leistungsfähigkeit** berücksichtigenden Verteilungsmaßstab einführt.

Preußen und die spröde „Hibernia".

Als Kuropatkin des fiskalischen Feldzugs gegen die „Hibernia" erscheint der preußische Handelsminister in der Vorlage, die 60 Millionen für die Uebernahme der von der Dresdner Bank aufgekauften „Hibernia"-Aktien verlangt. Etwas über die Hälfte des **alten** Kapitals der „Hibernia" haben die Bankiers des Herrn Möller zusammengebracht; aber da die Gegenpartei schleunigst 6 1/2 Millionen junge Aktien fabriziert hat und alles in festen Händen ist, so würde der preußische Staat immer nur eine Minderheit von Aktien besitzen, mit denen er weiter nichts machen kann, als geduldig die Dividenden abzuwarten, die von der alleinherrschenden Gegenpartei geschafft und beschlossen werden. Ehe der Landtag in den sauren Apfel beißt, wird es sehr interessante Verhandlungen geben. U. a. zunächst über die **Vorgeschichte** des Ankaufs; es sind zwei Abmachungen mit der Dresdner Bank getroffen worden, und die Vorlage hält sich bloß an der zweiten „endgültigen", die zum Vorteil der Bank getroffen war, nachdem die von der Regierung in bedenklicher Weise ermöglichte Börsenspekulation gescheitert war. Dann über die Frage, wie der Staat als Großaktionär seine Rechte geltend machen will; Beamte dürfen doch nicht in den besoldeten Aufsichtsrat, und der Staat kann, wie die Agrarier hervorheben, in der Generalversammlung nicht über einen Verkauf an den Staat mitstimmen. Drittens: was ist zu tun, wenn die jetzigen Besitzer der Aktienmehrheit einen Trust gründen, der ein vorbildliches Muster für die volle Knechtung der Minderheit bildet? Und endlich: wenn mit den privatrechtlichen Mittelchen der Hypertrophie des Kartell- und Syndikatswesens nicht beizukommen ist, warum greift man denn nicht endlich zu einem kräftigen Kartellgesetz? — Mit der Kuropatkin-Taktik des Ministers Möller geht es nicht weiter.

Katholischer Frauenbund München.

Von

Louise Fogt.

Nachdem vor kurzem in Frankfurt die erste Generalversammlung des Katholischen deutschen Frauenbundes stattgefunden hatte, begann es sich auch in München zu regen. Allerdings nicht zu früh, da schon vier Zweigvereine in Bayern bestehen.

Aus Damen verschiedener Gesellschaftskreise hatte sich ein vorbereitendes Komitee gebildet, das nun am 23. November eine Propagandaversammlung abhielt, die sich zu einem ungeahnt großen Erfolge besonders dadurch gestaltete, daß tatsächlich Frauen aller Stände und Berufsklassen sich dabei zusammenfanden. In der Tat, schon um 7 Uhr strömte es von allen Seiten ins Gesellschaftshaus. Damen mit großer Toilette, mit weißen Glacéhandschuhen, und Arbeiterinnen, die aus der Fabrik kamen, Nähmädchen und robuste Köchinnen, überaus zahlreich Frauen des Mittelstandes, dann lustige Ladnerinnen und ernste Lehrerinnen, junge Fräuleins der Mar. Kongregationen und Matronen im Silberhaar. Alle blicken erwartungsvoll. Einzelne gestehen, sie wüßten absolut nicht, was man heute wolle; die meisten aber plaudern über die Frauenfrage und die Frauenrechtlerinnen, die sich bei den Anwesenden keiner großen Sympathie erfreuen, „denn sie zeigen zu offen, daß sie nichts glauben", erklären die Frauen, die schon mehr mit ihnen in Berührung kamen.

Mehr und mehr füllen sich die Räume, es werden Stühle herbeigeschleift aus allen Ecken des Hauses; auch Herren, Laien und Priester, Benediktiner, Franziskaner und Kapuziner, sind gekommen. Schließlich erscheinen sechs Prinzessinnen des Königl. Hauses mit ihren Damen — immer noch will man eintreten —, die Stiegen sind von Damen belagert, aber die Türe muß endlich geschlossen, der Eintritt versagt werden.

Nun betritt etwas schüchtern, obschon sie in Regensburg bei der Versammlung des Mädchenschutzvereins und in Frankfurt wundervoll und mit größtem Erfolge gesprochen hat, die Präsidentin des vorbereitenden Komitees Frau Dr. Ottmar **Ammann** die Rednerbühne, eröffnet die Versammlung und teilt mit, daß der Hochwürdigste Oberhirte bedauert, nicht erscheinen zu können, aber ausdrücklich mündlich und schriftlich die Versammlung mit seinem Segen begleitet. Sie übergibt das Wort dem ersten Redner, Herrn geistl. Rat **Hecher**, der sein Thema: „Was verdankt die Frau dem Christentum", in gewohnt geistvoller und packender Weise ausführt, mit dem Schlußbeweise, daß mit dem Niveau der Religiosität eines Volkes sofort die Hochachtung vor dem Weibe sinkt und daß die „Emanzipation", die es loslöst vom Christentum, der Weg ist zur Manzipation, zum Gedrückt- und Geknechtetwerden.

Nun P. Benno **Auracher**, Provinzial der bayer. Kapuziner. Er legt mit plastischer Klarheit die Arbeitsaufgabe der Frau im Haushaltwesen der früheren Jahrhunderte dar, und wie sich das nun geändert, wie damit der Schutz des Hauses, der sichere Unterhalt im Hause Millionen von Mädchen und auch Frauen verloren gegangen ist. Und wie diese veränderten Verhältnisse die Assoziation der erwerbenden Frauen, aber ebenso notwendig die Assoziation aller wohlgesinnten Frauen unbedingt verlangen, um eben jenen Millionen Lebensbedingungen zu garantieren, die ihre Ehre und ihr Leben vor dem unvermeidlichen Schiffbruche bewahren könnten; daher die Notwendigkeit des Frauenbundes. Witz, Humor, Anerkennung und scherzhaft ausgesprochene Mahnungen für Frauen wie Männer, warmes Fühlen für die Dürftigen und begeisterte Liebe zur hl. Kirche und zum Ideal aller Weiblichkeit, zur Jungfrau-Mutter, durchzogen wie goldene Fäden diese Rede.

Immer mehr leuchteten die Augen der Anwesenden, immer lebhafter ward ihre Begeisterung. Die einfacheren Leute, an weniger Selbstbeherrschung gewöhnt, gaben ihr am lautesten Ausdruck. „Sofort laß ich mich einschreiben", rief eine arme Fabrikarbeiterin, noch ehe der dritte Redner, Dr. Ottmar **Ammann**, der die praktischen Pläne des Frauenbundes darlegte und direkt zum Beitritt aufforderte, gesprochen hatte. — Die Organisation, drei Sektionen — für Bildung, Caritas und soziale Arbeit —, entspricht den Kölner Statuten. Es sind Vorträge, ein Lesezimmer mit sozialer Literatur 2c. in Aussicht genommen. Die wirkliche Gründung des Bundes soll Anfang Dezember erfolgen. Nun schloß die Präsidentin mit kurzen bewegten Dankesworten die Versammlung. Großes Stühlerücken und Aufstürmen derselben, damit man in Scharen hineilen konnte dorthin, wo Einschreibebogen auflagen.

„Welch ein Erfolg," raunten sich strahlenden Blickes die Komiteedamen zu. „Das war aber schön," sagen die jungen Mädchen. „Na, die Völle," brummt eine dicke Münchener Bürgersfrau. „Wie gut, daß es grob Wetter und so heil (glatt) war, sonst wär man eh noch ganz derdruckt worden, vor lauter Menschen."

Fingerzeige für die kath. Frauenbewegung

nennt sich ein höchst aktuelles Werkchen der rühmlichst bekannten Schriftstellerin Emy Gordon, geb. Freiin v. Beulwitz, auf welches wir unsere Leser und Leserinnen ganz besonders aufmerksam machen möchten. — Die sehr flott und anziehend geschriebene Broschüre ist ein historisch-kritischer Rückblick auf die Verhandlungen des Internationalen Frauenkongresses in Berlin (12.—18 Juni 1904) und gibt zunächst eine Uebersicht über die Frauenbewegung, welche aus der in den 48er Jahren auftauchenden Frauenfrage herausgewachsen ist; sie zeigt uns die Wichtigkeit und Tragweite des Berliner Frauenkongresses und bespricht sämtliche dort erörterten Gebiete der Frauenbewegung. Die Verfasserin bringt in ihrer fesselnden Schreibweise der katholischen Frau vollständige Klarheit darüber, daß sie den Anforderungen der Zeit nicht entziehen darf und inwieweit diese Anforderungen für sie fragwürdig oder geradezu verwerflich sind. Auf 82 Seiten sind sämtliche in Betracht kommenden Fragen über Frauenberufe und Frauenbildung, sowie über die rechtliche Stellung der Frau und über das von ihr angestrebte Wahlrecht besprochen Wir wünschen dem außerordentlich empfehlenswerten Buche, welches im Kommissionsverlag von Peter Kreuer in Frankfurt a. M zum Preise von 80 Pfg. erscheint, in Frauenkreisen die weiteste Verbreitung. M. K.

Erziehungsresultate der Münchener „Jugend"-Richtung.

(Zitate aus liberalen Zeitungen.)

In Nr. 547 der im Mitverlage von Dr. Georg Hirth erscheinenden „Münch. Neuesten Nachrichten" vom 23. November las man:

„Der Neue Verein (Nachfolger des im vorigen Jahre wegen ähnlicher Ausschreitungen aufgelösten Akademisch-dramatischen Vereins. Anmerkung der „Allg. Rundschau") veranstaltete gestern im Café Arkaden seinen zweiten intimen Abend, der Herrn Heinrich Lautensack zum Vortrag eigener Dichtungen überlassen war. Herr Lautensack begann mit zwei in Dialogform gehaltenen Kapiteln seines noch unveröffentlichten, anscheinend sehr pessimistischen Buches „Ueber die Ehe". Er zeigte sich hier in sexualibus noch weit ungenierter als Wedekind, den er offenbar in Rücksichtslosigkeit wie auch in Tiefsinn gerne überbieten möchte: aber der Esprit und formelle Elan, der bei seinem Vorbild vieles „möglich" macht, fehlt ihm gänzlich; er ist entweder schlechthin roh oder von einer pathologischen Geschwätzigkeit, die mit Gemeinplätzen wichtig tut. Und so lassen sich denn die beiden Ehegemälde, die er da mit wenig Witz und viel Behagen zu Papier gebracht, nur mit dem guten alten Wort kritisieren: cacatum non est pictum. Es gehörte in der Tat eine große Unverfrorenheit dazu, dergleichen ganz kunstlose Derbheiten einem gebildeten Kreis von Damen und Herren zu bieten; aber auch die Leitung des „Neuen Vereins" ließ in diesem Fall das unbedingt nötige Maß von Takt und Geschmack vermissen. Die — wenn auch noch so intime — Veranstaltung eines literarischen Vereins darf doch nicht zur gewöhnlichen Herrenkneipe ausarten! Als die beiden Dialoge überstanden waren, ohne daß sich eine Hand zum Applaus geregt hätte, empfahlen sich — wiewohl noch andere Proben der Lautensackschen Poesie in Aussicht standen — sämtliche anwesenden Berichterstatter, mit ihnen auch ich. H. v G."

Hans von Gumppenberg weiß nichts davon zu berichten, daß der „gebildete Kreis von Damen und Herren" gleichfalls das Lokal verließ; die „Damen" blieben also anscheinend alle da!

Die „Allgemeine Zeitung" schreibt in Nr. 535, III. Blatt vom 23. Nov: „Nach diesen beiden Proben ist nur zu wünschen, daß das Buch niemals veröffentlicht werden möge. Ein Machwerk ohne jeden künstlerischen oder literarischen Wert, geistloses Gewäsch, an dem die zahlreichen Gedankenstriche noch das Erquickendste sind und der Inhalt nichts als — platte Gemeinheit." In naiver Verkennung des augenscheinlichen Hauptzweckes des neuen Vereins wird hinzugefügt: „Es kann dem neuen Verein im eigenen Interesse nur auf das dringendste geraten werden, die vorzulesenden Manuskripte in Zukunft vorher einzusehen, damit derartige Ge—schmacklosigkeiten, zumal in Anwesenheit von Damen, ein- für allemal unmöglich werden."

Man bilde sich übrigens nicht ein, die „Münch. Neuesten Nachrichten" seien nun in das Lager der Hüter strenger Sitte abgeschwenkt, denn zwei Tage später schrieb dasselbe Blatt (Nr 552) zur Verteidigung des Tänzerinnen-Taumels, der gewisse Kreise des Münchener Publikums antrieb, einer euphemistisch sogenannten „Barfußtänzerin" ausverkaufte Häuser und atemlose Gaffer zu verschaffen, u. a wörtlich: „Die draußen aber, die gerne mit schelen Blicken und frommem Augenaufschlag auf die capuanischen Sitten der Münchener zu schauen geneigt sind, haben nicht verfehlt, neben dem künstlerischen auch auf den moralischen Niedergang der edlen Frau Monachia aufmerksam zu machen, die aller Scham vergessend ihrer Sinnlichkeit so offen frönt. Man hat sich über diese armen, händefaltenden Schelme ein wenig erlustigt und verhöhnte sie in Wort und Bild. Mit vielem Unrecht, finde ich. Warum denn? Man pflegt doch über Verwachsene sonst nicht zu lachen?" — —

Fast gleichzeitig las man in Nr. 323 der „Augsburger Abendzeitung" vom 23. November aus Augsburg: „In den Auslagen sehr vieler hiesiger Kaufgeschäfte ist neuerdings eine Ware in einer Menge anzutreffen, wie es früher nicht der Fall, nämlich Bilder-Postkarten einer gewissen Sorte. Zigarren-, Papier-, Galanterieläden und Spezialgeschäfte für diesen Artikel stellen in ganzen Serien Dutzende von Karten von Frauenbildern aus, die durchweg als gemeinsames Charakteristikum eine meist mehr als bescheidene Kleidung aufweisen. Etwas Künstlerisches haben alle diese Bilder nicht, im Gegenteil, sehr viele sind derart, daß sie ein künstlerisches Auge und Gefühl eher verletzen, es kann also der Einwand, daß es sich hier um einen Kunstzweck handle, nicht gemacht werden. Somit bleibt nur die Folgerung übrig, daß diese Bilder auf die Lüsternheit spekulieren; lüstern sind sie alle durch die Bank, soweit sie nicht direkt widerwärtig sind. Mit der ganzen Aufdringlichkeit ihres massenhaften Vorhandenseins ziehen sie nun an Dutzenden von Stellen die Blicke der Vorübergehenden, vor allem aber der Halbwüchsigen, auf sich. Immer wieder kann man sehen, wie heranwachsende Knaben, wenn sie sich unbeachtet glauben, vor diesen raffinierten Weiberbildern verweilen mit Augen, die in diesem Falle wirklich der Spiegel ihrer Seele sind. Im Hinblick darauf, daß der Unfug des Handels mit derartigen Bildern offenbar im Zunehmen begriffen ist und im Interesse der Herzensreinheit unserer Jugend rechtfertigt sich dieser Hinweis in der Oeffentlichkeit."

Wir meinen uns zu erinnern, daß das zitierte liberale Blatt sich an dem Kampfe gegen den „Schaufensterparagraphen", den die bayerische Staatsregierung seinerzeit im Bundesrate angeregt hatte, lebhaft mitbeteiligte. Auch heute noch huldigt es dem bequemen Grundsatz: „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß", denn es fügt seinem „Hinweis" die fast wie eine Ironie wirkenden Worte hinzu: „Hoffentlich hat er den gewünschten Erfolg". Weiß das Blatt nichts von den jahrelangen, fruchtlosen, von gewissen Zynikern in Wort und Bild verspotteten Mahnungen katholischer und protestantisch-konservativer Blätter, nichts von den Anklagen Otto von Leixners in der „Täglichen Rundschau", nichts von den Bestrebungen der Sittlichkeitsvereine und vom Kölner Sittlichkeitskongreß, über den ein liberales Münchener „Kunst"-Blatt Kübel von Unflat ausgoß? Zaghaftes und verschämtes Mundspitzen hilft da nichts, hier muß gepfiffen werden. Es wäre übrigens interessant zu erfahren, ob der 20jährige Kunstjünger, der in einem plötzlichen Wahnsinnsanfall in der völligen Kostümlosigkeit vieler „Jugend"-Bilder am hellen Tage durch mehrere Straßen Münchens lief, vielleicht auch ein eifriger Leser der „Jugend" gewesen ist. Diese Art von Verrücktheit scheint epidemisch zu werden, denn vor kurzem berichteten die Zeitungen, daß der einst so gefeierte Blasphemiker und Pornograph Oskar Panizza in einer ähnlicher Kostümlosigkeit auf der Straße aufgegriffen wurde.

Eine neue Kunstzeitschrift.*)

Von

Prof. Dr. Joseph Schlecht, Freising.

Die Zeitschrift, über die schon vor ihrer Entstehung so eingehende Erörterungen sowohl in der Presse als in Versammlungen gepflogen worden sind, ist nun Tatsache geworden. Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, von der die Idee ausging und stets begünstigt wurde, konnte das erste Heft bereits ihrer Generalversammlung in Trier vorlegen und hat damit allgemeinen Beifall gefunden. Einen grundsätzlichen Gegner hat das Unternehmen überhaupt nicht. Nur gegen die Art und Weise, wie es durchgeführt wurde, erhob sich vereinzelter, aber sehr kräftiger Widerspruch. Indessen hat er es nicht gewagt, am Gebotenen selber auch nur den leisesten Tadel verlautbaren zu lassen. Der Wurf ist somit gelungen, wir besitzen nun auch eine tüchtige, gehaltvolle Kunstzeitschrift, die mit ihrem Programm auf der Höhe steht. Freuen wir uns darüber und hoffen wir, daß den vielversprechenden Anfängen noch reichere Entwicklung und sorgsamer Ausbau folgen!

Niemand behauptet heutzutage mehr, daß die Pflege der schönen Künste ein Vorrecht oder gar eine Liebhaberei der vom Glück besonders begünstigten Gesellschaftsklassen sei. Unser Volk weiß, es hat ein Recht auf künstlerische Verschönerung seines Daseins und diejenigen, denen es mit ihrer Sorge um das Volkswohl ernst ist, müssen auch darauf bedacht sein, das Volk für die echte Kunst zu erziehen und empfänglich zu machen. „Volkskunde und Volkskunst!" lautet das neue Programm, mit dem die hierzu Berufenen ihre soziale Tätigkeit auf einem ebenso idealen als praktischen Gebiet einsetzen.

Und in der Kunst selber rührt und regt es sich wie im dichten Blätterwalde, wenn durch ihn ein Rauschen geht. Ob's Frühlingswinde, ob's Boten des nahenden Herbstes oder gar Novemberstürme sind? Ein Drängen nach neuen Formen, ein Haschen nach

*) Die christliche Kunst. Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst sowie für das gesamte Kunstleben. In Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst herausgegeben von der Gesellschaft für christliche Kunst in München. Jährlich 12 Hefte. (Preis 4 Mk. für die Mitglieder, 12 Mk. für die Nichtmitglieder der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.)



neuen Bildern, ein Suchen nach Pfaden, die noch keiner gewandelt, nach Gedanken und Gefühlen, die noch niemand erfaßt und ausgesprochen hat! Wir können dem Rad der Zeit nicht in die Speichen greifen, den Fortschritt auf künstlerischem Gebiet so wenig als den auf dem wirtschaftlichen aufhalten. Wenn das Neue nur gesundes Leben hat, wenn ihm nur der edle Geist nicht verloren geht! Würde er vertrieben und verflüchtigt, dann bliebe nur die bunte schillernde Schale, die elende Schablone.

So muß es verstanden werden und so ist es wohl auch gemeint, wenn die neue Zeitschrift die Parole ausgibt: „Die christliche Kunst!" Immer noch sieht, Gott sei es gedankt, unser deutsches Volk mit seinem reichen geistigen Leben und seiner Gesamtkultur auf dem im Sturm der Zeit felsenhart gewordenen Fundament des Christentums und je mehr gebohrt und gewühlt wird, das christliche Empfinden abzustumpfen und dann in den christlichen Glauben selber Bresche zu brechen, um so kräftiger und wachsamer wird auch die Verteidigung dieser kostbaren Güter sich des Ansturms erwehren.

Gewiß haben wir der Kunstzeitschriften viele, die sich bemühen, die Werke alter und neuer Meister in Wort und Bild dem Publikum vor Augen zu führen und es in lebendiger Fühlung mit dem modernen Kunstschaffen zu erhalten. Aber wie viele oder wie wenige davon passen in unser deutsches Haus, wie wenige kann man ohne Bedenken auf den Familientisch legen? Die Kunst ist frei, sie ist sich Selbstzweck, sie kennt kein anderes Gesetz als das der Wahrheit, so wird uns da gepredigt und als praktische Anwendung dieser verkehrten Theorie sehen wir, wie sie sich wirklich nicht kümmert um die ewigen Forderungen der christlichen Sittengesetze, wie sie sich nicht kehrt an die ernsten Aussprüche Jesu und die Grundsätze der Kirche und mit der nichtssagenden Ausrede: „Dem Reinen ist alles rein", „Kampf gegen die Prüderie und Scheinheiligkeit", „Zurück zur Natur!" zum öffentlichen Aergernis werden kann. Man denke nur an jene trüben Fluten, die Woche für Woche von der Kunststadt München aus übers deutsche Land sich ergießen und immer wieder den lauten Protest edel gesinnter deutscher Männer und ehrbarer Frauen hervorrufen.

Darin liegt der grundsätzliche Unterschied zwischen hüben und drüben. Unsere Zeitschrift soll keineswegs ausschließlich die religiöse Kunst pflegen, noch weniger sich auf die Bedürfnisse der Kirche, des Kultus und der Liturgie einschränken. Wer die beiden vorliegenden ersten Hefte zur Hand nimmt, mag sich sogar wundern, wie da von „stilgerechten Altären", „praktischen Beichtstühlen" und „vorschriftsgemäßen Tabernakeln" so gar nicht die Rede ist. Ihr Inhalt deckt sich beinahe mit dem anderer Kunstzeitschriften; und doch ist er nicht derselbe. Es soll der christliche Standpunkt vertreten und jede Verletzung des christlichen Empfindens und der religiösen Ueberzeugung fern gehalten werden. Also keine Verhöhnung der Frömmigkeit, keine Verspottung der Priester, keine Verletzung der Keuschheit und Reinheit, keine Zügellosigkeit einer ausschweifenden Phantasie, sondern christlicher Ernst und christliche Sitte auf allen Gebieten, so daß wieder gelten soll, was im katholischen Mittelalter unser Walther von der Vogelweide sang:

„Deutsche Zucht geht vor in allem!" —

Keine Zeit ist so gestaltungskräftig, so ganz aus sich selber schöpferisch, daß sie der großen Vorbilder entbehren könnte. Darum wendet „Die christliche Kunst" ihren Blick aufwärts zu den führenden Geistern und alten Meistern, wie es an der Schwelle des ersten Jahrgangs in der prächtigen Charakterschilderung A. Dürers von Berthold Riehl geschieht, und schaut dann wieder hinein in das rührige Leben der Gegenwart, in der Künstler wie Bradl, Fuks, Haider, Lobach, Macker, Kunz, Pruska, Raudner, H. Roth, Samberger, Schiestl, B. Schmitt, J. Schmitz, Schurr, Seiler, Waderé, Wirnhier leben und schaffen.

Was Staudhamer, Schmidkunz, Wiegand, M. Fürst, Wolter und andere zur grundsätzlichen Belehrung und zur Erläuterung des Bilderschmuckes schrieben, steht auf der Höhe des aufgestellten Programmes, dessen Durchführung den verständigsten Händen übertragen ist. Möge die Redaktion nur das Nötige vorkehren, daß die Schönheit der sprachlichen Darstellung nicht hinter der bildlichen Ausstattung zurücktrete und den Kunstkritikern begreiflich machen, daß es auch eine Kunst des deutschen Stiles gibt! Das „outriert und posiert", „plaziert und konzentriert" den „Effekt und Defekt", den „Pointillismus und Manierismus" können wir entbehren und Sätze wie wir ihn Seite 34 lesen: („Und das dürfte auf noch so manchen der in an Kraftmeierei und Palettenwüstenei grenzender Art hier auftretenden Maler anzuwenden sein") klingen weder wohllautend noch zeichnen sie sich durch Klarheit und Gedankentiefe aus. Auch der Literaturbericht wird noch besser auszubauen sein und sich nicht auf dasjenige beschränken dürfen, was der Zufall auf den Redaktionstisch weht, sondern die moderne Kunstliteratur in ihren großen wichtigen Erscheinungen systematisch verfolgen müssen. Liebevoller Pflege erfreut sich bereits der Nachrichtenteil; möge er all jenen, die fernab im Lande wohnen, ein stets willkommener Bote sein, der sie in enger Fühlung mit dem modernen Kunstleben erhält!

Wer für die Tragweite des entwickelten Gedankens Verständnis besitzt, von persönlichen Interessen nicht abgelenkt ist und die vorliegenden ersten zwei Hefte aufmerksam durchprüft, wird der Redaktion Recht geben, wenn sie in dem sehr lesenswerten Geleitsworte behauptet: „Was ursprünglich nur eine Angelegenheit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst war, ist nun zu einer Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung geworden." Möge das deutsche Volk, soweit es noch auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und insbesondere des christlichen Sittengesetzes steht, daraus die nötigen Folgerungen ziehen, und dem mit so großen Opfern begonnenen Unternehmen kann der Erfolg nicht ausbleiben. Gott grüße die christliche Kunst!

Literarischer Brief.

Von

M. Herbert.

Zuweilen erhebt das Antlitz der Zeit die Schleier und läßt uns deutlich seine Züge sehen, deren Ausdruck uns nicht immer klar zum Bewußtsein kommt. Meistens ist es auch dann das Antlitz der Sphynx, in das wir schauen. Seltsames, seltsames Leben unserer Tage! sagen wir — „sind wir nicht alle mehr oder weniger deine Narren, deine Betrogenen, deine Geblendeten?"

Aber Philosophie beiseite. — Als ich neulich den Roman „Durchgekämpft" der Freiin v. Hutten in die Hand nahm, um das frisch, wenn auch nicht tief geschriebene wahre Lebensbild wieder auf mich wirken zu lassen, da las ich auch wieder die Verteidigungsschrift, welche damals die Redaktion der „Köln. Volkszeitung" für das Werk veröffentlichte, und ich las dort allen Ernstes die Bitte an das katholische Publikum, doch gütigst nicht zu erschrecken, wenn es einmal einem katholischen Autor beikommen sollte, „tiefere Konflikte" im Roman zu behandeln.

Also dahin haben wir es mit unserer Flachheit, unserer Mutlosigkeit, unserem Vertuschungssystem gebracht, daß die Menschen im Dichtwerk keine Wahrheit, keine Tiefe, keine Gewalt, keine Erschütterung mehr finden wollen, sondern „Unterhaltung, Amüsement, Beschwichtigung und die nötige Langeweile zum Nachmittagsschlaf." Und doch wissen alle Klugen, Gebildeten, alle Kenner unserer Zeit, daß auf dem Gebiete des Romans heute in kulturellen, in moralischen, politischen und internen Angelegenheiten Entscheidungsschlachten geschlagen werden, daß der Roman eines unserer allerwichtigsten Eroberungs- und Verteidigungsmittel ist.

Der Roman des Auslandes steht heutzutage auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Die Romane der Franzosen, der Italiener, der Spanier und der Skandinavier haben die Deutschen überflügelt, sie haben sich an ein Publikum gewendet, von dem sie die allerhöchste Bildung, die weiteste Intelligenz, das breiteste literarische Wissen voraussetzten — während wir uns bei unseren Lesern entschuldigen, wenn wir einmal nicht ganz banal, alltäglich und unwahr sind.

Der Roman ist eine Dichtungsform, welche das Leben der Welt schildern soll — für reife Männer und Frauen ist er bestimmt — ja, ich bin überzeugt, ein Blatt, wie die „Köln. Volkszeitung" wäre verloren, wollte es an dem Standpunkte festhalten, daß „junge Mädchen" aus seinem Inhalte ihre Geistesnahrung schöpfen sollen. Auch junge Mädchen können ein gereiftes Urteil besitzen — bis sie das aber haben, sollen sie kein großes, kein Weltblatt in die Hände nehmen.

Ein Romanschriftsteller, der von den Pflichten seines Berufes, der Verantwortlichkeit seines Volksrednertums überzeugt ist, ein katholischer Schriftsteller, der auf dem Standpunkt der zehn Gebote steht, wird niemals lüstern, sittengefährlich, verlockend schreiben — aber er muß verflachen, veröden, versanden, wenn man ihn einpferchŧ, statt ihm die große Freiheit des Lebens und der Welt mit ihren tausend Möglichkeiten zu lassen.

Wie betrübend, daß man solche Binsenwahrheiten, solche Selbstverständlichkeiten im lieben, deutschen, katholischen Vaterlande verteidigen muß — da andere Nationen ihren Fuß nicht eine Minute lang dabei aufgehalten haben.

Werden wir immer klein und eng bleiben, werden wir nie lernen, frei, offen und unbekümmert zu sein?

Aus dem Notschrei der Feuilletonredaktion der „Köln. Volkszeitung" kann man sehen, welche Steine den hochgebildeten, weitsichtigen Leitern des Blattes vor die Füße geworfen werden, über wie viel Unverständnis und literarische Unzurechnungsfähigkeit sie stolpern müssen und welche Sisyphusarbeit die ihre ist.

Was der strebende, ästhetisch veranlagte, künstlerisch wissende

Schriftsteller, der seiner Fahne treu bleiben will, unter solchen Verhältnissen leidet, ist überhaupt nicht auszusagen.

Die Folge ist eine Unständigkeit, eine bange Zurückhaltung im Schaffen — und das traurige Bewußtsein, daß eine freie, spontane Aeußerung des Genius, ein tiefer Griff ins Menschenleben auf katholischer Seite keinen Verleger fände, weil das Publikum — ruhig weiter schlafen möchte.

Uebrigens — da ich diesen pessimistischen Betrachtungen obliege, fällt mir ein kleines neues Buch von Heinrich Baar in die Hand. „Ein Kreuzweg" und „Eine Bettlerin" ist es betitelt. Verlag von F. Pustet in Regensburg. Leider ist es eine Uebersetzung aus dem Tschechischen. Ich wünsche, es wäre ein deutsches Buch, denn der Autor ist ein Beobachter und Seelenkundiger ersten Ranges.

Allerdings vereinigt er mit diesen Eigenschaften nicht die des Malers und universellen Künstlers. Er sieht das Leben mit den nüchternen Augen des Amateurphotographen, er ist kein Dichter und Verklärer, sondern ein schonungsloser Verist, ja ein Pessimist.

Aber er versteht zu wecken und zu überzeugen. Seine Bilder sind von einer Wirklichkeitstreue, wie sie ein Zola, ein Maupassant besitzen. Das klerikale Leben hat er sich zum Vorwurf genommen, das strenge, schmucklose, freudlose Leben des braven, zu seinem Berufe gezwungenen Bauernsohnes, die entsagungsvolle Lebensbahn einer schlichten Dienerin des geistlichen Herrn auf dem Lande. Das alles ist mit unerbittlicher Härte, mit unerbittlicher Konsequenz dahingestrichelt. Heinrich Baars Menschen haben selten etwas Weiches und Gütiges, sie sind strenge gegen sich und andere, sie sind arm in jeder Beziehung, man möchte über sie weinen.

Baar ist ein Verwandter von Lorchi und dem naturalistischen Gerhart Hauptmann. Uebrigens — diese Art von Romanen sind uns aus Oesterreich letzthin nicht selten überkommen. Wir erinnern nur an die furchtbaren Schilderungen der Gräfin Saith v. Saalburg. — Jedenfalls sind sie ein Symptom trauriger Zustände, eine Art Notschrei aus dem katholischen Herzen des Nachbarlandes.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühnen. Die Oper hat eine wenig ereignisreiche Woche hinter sich — es wäre denn, daß man dem Auftreten Hans Pfitzners als Dirigenten seiner „Rose vom Liebesgarten" eine besondere Bedeutung beizumessen bereit wäre. Ueber das Werk, seine musikalischen Schönheiten und stilistischen Schwächen und Irrtümer haben wir uns hinreichend ausgesprochen; es genügt daher, wenn wir Pfitzner als Dirigenten unsere pflichtschuldige Reverenz bezeugen und feststellen, daß er auch auf diesem Tätigkeitsgebiete sich von hohem Können erweist und von derselben nervösen Hochspannung erfüllt ist, wie seine Musik. Stände der eifrige Kultus der „Rose" nicht gar so sehr im Widerspruch mit der Behandlung, die andere, bedeutende Werke bei uns erfahren haben, so könnte man sich herzlich an Pfitzners Erfolg freuen; aber leider zerstört die übermäßige cliquenhafte Propaganda den Eindruck einer echten, ungemachten Wirkung der Oper gar sehr. — In Mozarts „Zauberflöte" erschien jüngst wieder Fräulein Kattner aus Wien, die sich bereits im Mai als Agathe vorgestellt hatte, am Plan. Ihre Pamina bewies, daß sie inzwischen fleißig an sich gearbeitet hat; das Spiel war freier, die Stimme größer geworden; unsere vorhandenen Paminen — Fräulein Koboth und Tordek— erreicht sie indessen nicht; wir glauben, der Debütantin wäre mit einer Berufung an unsere Oper selbst nur ein zweifelhafter Gefallen geschehen.

Am K. Residenztheater kam am 26. November das vieraktige Schauspiel „Die Siebzehnjährigen" von Max Dreyer zur ersten Aufführung und errang sich, entgegen den bisherigen Mißerfolgen in Norddeutschland, eine außerordentlich freundliche Aufnahme. Mit besonderen literarischen Erwartungen darf man an das Stück allerdings nicht herantreten; das begrenzt an sich schon seinen Wert, hebt ihn aber auch wieder hervor; denn vor allem muß man der Handlung des Stückes und der Führung derselben volle Lebensmöglichkeit nachsagen — ein Vorzug, dessen sich nicht allzu viele Dramen der letzten Jahrgänge, auch wenn sie unter der Flagge des Verismus segelten, rühmen können. Der Eintritt der Katastrophe geschieht ja nicht mit der effektvollen Theatralik Sudermanns oder in Hauptmanns brutaler Weise, aber selbst auf die Gefahr hin, dem Ruf besonderer Rührsamkeit zu verfallen, möchte ich das Lebensschicksal des kleinen Kadetten, der so reinlich die Grenze zwischen Ehre und Liebe zu ziehen weiß und für erstere in den Tod geht, für hinreichend dichterisch und menschlich wahr gestaltet halten, um den Erfolg des Stückes für berechtigt anzusehen. Ganz äußerlich wirkt nur die Erblindung des Majors, deren prompten Eintritt man durch vier Akte hindurch ahnt, und der zumeist mißlungene Gelegenheitswitz, welcher das Gesamtbild des Stückes nur trüben kann. Die Darstellung durch die Damen Dandler und Reubke und die Herren Monnard, Salfner und Häussler stand mit Lützenkirchens Regie auf wahrhaft imponierender Höhe.

Das Gastspiel des Fräulein Lossen, die Gelegenheit hatte, auf allen drei Hofbühnen aufzutreten, dürfte nunmehr abgeschlossen sein. Am besten hat ihr wohl jene Rolle gelegen, die anfangs gar nicht vorgesehen war: die Antonie in Bierbaums „Stella und Antonie". Dieses launisch-preziöse Filigranwesen gelang ihr recht gut; ihre Not an geeigneten Mitteln zum kräftigeren, eindrucksvolleren Herausarbeiten der Charaktere ward hier zur Tugend. Als Ophelia vermochte sie in der Wahnsinnsszene, die doch das Ziel jeder erfolgsuchenden Künstlerin ist, fast nichts anzufangen. Nicht ein unmittelbar wirkender Herzens- und Gefühlston war da zu verspüren. Man wird die Frage des Engagements in diesem Falle wohl vertrauensvoll der Bühnenleitung überlassen können.

Die Konzertwoche. Das zweite Akademie-Abonnementskonzert war gänzlich novitätenfrei. An der Spitze des Programms stand die breit auslegende, pathetische Ouvertüre zu Berlioz' „König Lear"; Ernst v. Böhes „Klage der Nausikaa" kennen wir vom Kaimsaal her, sie zeichnet sich durch ihre schön geschwungene, klare melodische Linie und die maßvolle moderne Instrumentation aus. Den Schluß bildete Beethovens ewigschöne Eroica. Mottl gab sich wieder als eminenter Orchesterplastiker zu erkennen und wurde von dem enthusiasmierten Publikum stürmisch gefeiert.

Felix Weingartner bot im vierten Kaimkonzert eine Auswahl französischer Orchesterwerke. Das Violinkonzert von Jacques-Dalcroze, das Henry Marteau viel größer hinzustellen wußte, als es eigentlich ist, war uns nicht mehr neu; es ist ein glänzend instrumentiertes, nicht tiefes, aber interessantes Werk, das immerhin rein musikalisch hoch über der, zumeist nur Virtuosenzwecken dienenden Art seines Genres steht. Berlioz' Marsch und Vorspiel aus den „Trojanern" dürfte man als begrüßenswerte Probe des in Frankreich so selten echten pathetischen Stils, Bizets Arlésienne-Suite als Beleg vollblütig gallischer Tonkunst hinnehmen. Novität war die zweite (viersätzige) Sinfonie von Vincent d'Indy. Der Komponist scheint mit Bewußtsein und Willen hier der Absicht nachzugehen, sich mit dem Mittel der Häßlichkeit anziehend zu machen. (Man braucht nur einen Seitenblick auf die zeitgenössische Malerei zu machen, um sich zu erinnern, daß das just nichts Neues mehr ist.) Auf musikalischem Gebiete haben auch Strauß und Mahler solche Wege eingeschlagen. Wie mich dünkt, kraft ihrer Veranlagung, weil sie mußten, während d' Indys Vorgehen nur bewußte Absicht erkennen läßt, und diese Technik für ihn nur eine von außen her gewonnene Zutat zu sein scheint. Mit ihrer Anwendung tritt er über den nationalen Charakter, den seine Kunst bisher hatte, hinaus, ohne mit den fremden Mitteln an Ueberzeugungskraft zu gewinnen. Die Sinfonie ist als ganzes eine unerfreuliche Kompilation von Gedankenschwäche und überfeinerter, ganz eminenter Technik. Ein Uebergangsprodukt, das die Stärken und Schwächen unserer Zeit in karikierter Verzerrung wie durch ein Vergrößerungsglas erkennen läßt und trotz seines übermenschlichen Gehabens für die Zukunft kaum eine andere Bedeutung als die eines besonders auffallenden historischen Schulbeispiels gewinnen dürfte; es fand, obwohl Weingartner und das Orchester ihr ganzes Können dafür einsetzten, nur wenig Entgegenkommen.

Die letzten Wochen haben eine Fülle von Konzerten geboten, aus deren langer Reihe nur einige hervorgehoben seien. Berthe Marx-Goldschmidt beendete einen Zyklus von drei Klavierabenden, deren bunt durcheinander gewürfeltes Programm von ihr — übrigens eine eminente Gedächtnisleistung — mit großem virtuosen Elan, aber auch in nicht zu verkennender Oberflächlichkeit und zuletzt unter dem Druck fühlbarer Uebermüdung gespielt wurde. Ein unvergessener Liebling der Münchener, Beatrice Kernic, brachte sich im Konzertsaal in die Erinnerung seines früheren Publikums zurück; freilich ist und bleibt die Bühne ihre eigentliche Domäne, und um im Bereich der Gesangsliteratur eine Auswahl jener Stimmungen zu geben, die sie als Opernsängerin im Gebiete der klassischen Werke fand, mußte sie ziemlich wahllos verfahren; doch ihre Kunst atmet die alte Frische und Liebenswürdigkeit und erfreute und erheiterte noch genau mit der Selbstverständlichkeit von ehedem. Roberth Rothe, der moderne Troubadour, wiederholte sein erstes Programm in seinem zweiten Liederabend und wußte aufs neue das ganz bei der Sache weilende Publikum an die Kunst unserer Voreltern zu fesseln. Auch der im Vorjahr bereits auf unserem Konzertpodium erschienene Lieder- und Balladensänger Fery Leon hat sich wieder eingestellt. Er steht gerade zu Rothe in einer gewissen, den Vergleich herausfordernden Gegensätzlichkeit: dort ein gesundes Zurückgreifen auf eine frische, unverdorbene Volkskunst — hier das Suchen jener kleinen Kniffe und Künstlichkeiten, die heutzutage ihren Eindruck nicht verfehlen. Rothe singt alles mit seiner unaufdringlichen Ueberzeugung für die Sache, Leon hängt an momentaner Stimmung, stellt Treffliches neben Mangelhaftes. Alles in allem, um das Fazit des Vergleichs zu geben, den der Zufall gab: Rothe ist der größere Künstler, denn er scheint weniger, es sein zu wollen.

Der neueste Geigenknabe, Mischa Elman, hat sich rasch auch in München sein Publikum gemacht; nur ganz große und ganz kleine Künstler dürfen es sich erlauben, ihre Zuhörer ins Odeon zu laden. Der Junge soll Eminentes leisten, aber ich für meinen Teil liebe nicht Kunstleistungen, die man doch nur unter dem Gesichtswinkel der Abnormität bewundert. Hier sollte die Kritik und die Polizei zum Schutze eines ausgebeuteten Kindes zusammengehen. Was ist aus Koczalsky und aus Dengremont geworden?

Einen ganz bedeutenden Klaviervirtuosen lernten wir in Leonard Borwick kennen — einen Künstler, dessen Persönlichkeit hinter dem dargestellten Kunstwerk völlig zurücktritt, dessen reiches Können sich ganz in den Dienst seiner Sache stellt. Borwick gab ein geschmackvolles Programm mit den Höhepunkten Beethoven — Chopin — Brahms und erwies sich überall als ein dichterisch nachschaffender Klavierpoet; das wurde besonders an den selten gespielten Werken von Brahms offenbar. Es war einer jener nicht häufigen Abende, die man mit wirklicher Befriedigung verläßt und deren man immer gerne gedenkt.

Ernst von Possart hat in den „Jahreszeiten" einen Rezitationsabend veranstaltet; er trug Goethe und Schiller mit all der wunderbaren Technik seines modulationsreichen Organs und in jener so tief auf die Sinne wirkenden Darstellungskraft vor, die ihn von jeher auszeichnen

und seine Kunst so hoch und selten, so ganz persönlich machen. Von anschaulichster Deutlichkeit waren wieder die schildernden Partien der Dichtungen: so z. B. das prachtvolle Crescendo in Goethes Totentanz und die unheimliche Wirkung des Glockenzeichens, das den Spuk verschwinden macht. Der Erfolg war denn auch der bei Possart übliche: stürmisch, anhaltend und ehrlich, wie ihn ein Künstler verdient, der mit so glänzendem Können und mit so unentwegter Treue seiner Ueberzeugung zu dienen weiß.

München. Hermann Teibler.

Weihnachtbücherschau.

Von

Dr. Armin Kausen.

II.

Ein gutes Buch ist das beste Geschenk. Dieses Wort kann namentlich vor der Weihnachtszeit nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden. Gewiß gibt es auch noch andere nützliche und angenehme Dinge, die dem Beschenkten dauernde Freude bereiten und dem Geber ein dankbares Andenken sichern. Aber wenn auf einem Gabentische zu Weihnachten die Bücher fehlen, dann ist es, als fehle der Geist, die Seele. Ein mit Verständnis und Geschmack ausgewähltes Buch schafft geistige Beziehungen, spinnt unsichtbare Faden, löst seelische Regungen aus, die sich mit dem vorübergehenden Wohlgefallen an Schmuck und Tand, an Augen- oder Gaumenschmaus gar nicht vergleichen lassen.

Der Verlag von **J. P. Bachem in Köln a. Rh.** bietet in diesem Jahre eine solche Fülle empfehlenswerter Neuerscheinungen und Neuauflagen, daß von der Zurückhaltung des Novitätenmarktes, die man bei anderen Verlagen beobachten kann, hier nichts zu spüren ist. Und zwar ist es herkömmlicherweise vorwiegend die Unterhaltungslektüre höheren Stiles, welche bei Bachem ihre Befriedigung sucht und findet. Auf diesem Gebiete ist der Bachemsche Verlag seit langem im besten Sinne des Wortes modern gewesen. Heute möchten einige Ueberneuen selbst die prächtigen Romane der Freiin v. Brackel nicht mehr als vollwertig gelten lassen. Doch der Geschmack des gebildeten Lesepublikums ist ein nicht zu unterschätzender Richter und Gradmesser, wenn er der „Tochter des Kunstreiters" bereits zur 21. Auflage (geb. Mk. 5.75), „Daniella" (geb Mk. 7.50) zur 9., „Prinzeß Ada" (geb. Mk. 4.50) zur 5., dem „Spinnlehrer von Carrara" (geb. Mk. 4.25) zur 4. Auflage usw. verhalf und so der Brackel auch heute noch Erfolge sichert, an welche manch modernes Buch nicht heranreicht. Die Brackel'schen Romane stehen noch immer in der vordersten Reihe und werden mit gespanntem Interesse und hoher ästhetischer Befriedigung gelesen.

Es zeugt für den Geschmack und das Zeitverständnis dieses Verlages, daß alle seine Belletristika guten Absatz finden. M. Herberts „Das Kind seines Herzens" (geb. Mk. 4 25), einer der besten Romane dieser fruchtbaren Dichterin und Erzählerin, erlebte soeben die 5. Auflage; die preisgekrönte Novelle von Ernst Lingen „Vergib und Vergiß" (geb. Mk. 5.50) die 9. Auflage. Fullertons „Unglaublich und doch wahr" gehörte schon vor 25 Jahren zu den beliebtesten Romanen und wird noch heute gern gelesen, was die neue 9. Auflage beweist (geb. Mk. 5 50.) Aber auch die Bachemschen Novitäten der letzten Jahre, welche mehr und mehr der neuen Zeit Rechnung tragen und aus der guten Literatur des Auslandes das Beste bieten: Colomas spanische Novelle „Verrechnet" (geb. Mk. 2.50); Sheehans irische Erzählung „Mein neuer Kaplan" (geb. Mk. 6.—); Charles de Vitis preisgekrönter „Roman der Arbeiterin" (geb. Mk. 6.—) — aus dem Pariser Leben — ernteten beifälligsten Erfolg so daß jeder der genannten drei Bände zur 4. Auflage fortschreiten konnte. Daß Kardinal Wisemans unsterbliche „Fabiola" abermals eine Neuauflage, die 38., erforderte, ist mit Genugtuung zu registrieren. (Geb. Mk. 4.—.)

Fünf neue Roman- und Novellenbände liegen diesmal aus dem Bachemschen Verlage vor. Dazu kommt noch ein Bändchen liebenswürdiger Militärhumoresken von A. Kuth, von denen eine, „Die Regimentsböcke", der Sammlung den Titel gab (geb. Mk. 1.60).

Der Roman „Durchgekämpft" von Marie Louise Freiin von Hutten-Stolzenberg, darf erhöhtes Interesse beanspruchen, weil er zu einem lebhaften Meinungsaustausch über die Zulässigkeit der Behandlung tiefer sittlicher Konflikte namentlich des Ehelebens, in einem katholischen Familienorgan geführt hat. Die bemerkenswertesten Stimmen aus der damaligen Auseinandersetzung mit der „Kölnischen Volkszeitung", in welcher der Roman zuerst erschien, sind der Buchausgabe als Einleitung beigegeben. Es ist als ein Gewinn der katholischen Literatur zu betrachten, daß die falsche Engherzigkeit nicht den Sieg errang; denn es wäre beschämend, wenn diese dezente, zartfühlende Behandlung seelischer Probleme, welche heutzutage im Leben und im Tagesgespräch sozusagen jedermann entgegentreten, mit dem Brandmal des Verbotenen geächtet würde. Die Ueberängstlichen haben dem meisterhaft durchgeführten, auf dem Boden entschieden christlicher Weltanschauung stehenden deutschen Roman ungewollt zu einer wohlverdienten Reklame verholfen (geb. Mk. 4.50).

Ein ähnlicher Erfolg dürfte dem von Johannes Berg aus dem Französischen übertragenen Roman von Henry Bordeaux „Furcht vor dem Leben" beschieden sein (geb. Mk 4.50). Auch dieser von der französischen Akademie preisgekrönte Roman behandelt sittliche Verirrungen nur als häßliche Flecken auf dem Grunde christlicher Weltanschauung und stellt dem Realismus des Verwerflichen den Realismus sittlicher Größe entgegen. In Frankreich hat man den Roman als Reaktion gegen den literarischen Schmutz eingeschätzt. Ein Kritiker des „Journal de Débats" stellte den Verfasser in die vorderste Reihe der französischen Romanciers und nannte die „Furcht vor dem Leben" eine der besten Erzählungen der neueren Zeit.

Ehe noch das Wort Heimatkunst in Mode kam, wurde diese bodenständige Kunst in Süd und Nord meisterhaft geübt. Wir brauchen nur die Namen Maximilian Schmidt, Arthur Achleitner, Anton Schott herauszugreifen. In Norddeutschland gehört J. von Dirkink (Sandhage) seit langem zu den urwüchsigen Heimatkünstlern. Ihre Westfalenart liebt das Kernige, Einfache und doch Gemütstiefe. Dabei formt sie Charaktere und Typen, Handlungen und Schicksale mit dramatischer Gestaltungskraft und nie sich erschöpfender Phantasie. Der neue Roman „Die beiden Brune", die Geschichte zweier ungleichen Brüder (geb. Mk. 4.20), gehört zu dem Wertvollsten, was wir bisher von der Dirkink gelesen.

Auch eine Heimatkünstlerin ist M. Buol, deren Erzählung „Die Kirchfahrerin" ein plastisch-greifbares Bild aus dem südtirolischen Bauernleben erstehen läßt. Ein Hauch gesunder Frömmigkeit durchweht die ergreifende Geschichte des kranken Mädchens, dessen Gottvertrauen nach langen Wallfahrten endlich Erhörung findet. (Geb. Mk. 2.40.)

Einer eigenartigen Idee entsprang M. Herberts „Buch von der Güte" (geb. Mk. 5.–), fünf Novellen, deren gemeinsamer Grundton das Wirken und der Einfluß gütiger Menschen ist. Nur einer Meisterhand und einem großzügigen Geiste konnte es gelingen, die unerläßliche Mannigfaltigkeit in diese Harmonie zu bringen. Jede der fünf Novellen ist ein Kabinettstückchen für sich. In unserer selbstsüchtigen Zeit rücksichtslosen Interessenkampfes wirkt ein solches Buch wie Balsam für jene, denen der Glaube, daß es noch gütige Menschen gibt, erschüttert war.

Jungen Eheleuten wird der sauber und geschmackvoll illustrierte Novellenband „Junge Ehen" (geb. Mk. 7.50) ein willkommenes Geschenk sein. Elf Novellen von verschiedenen Autoren behandeln mit glücklicher Abwechslung das Thema der jungen Ehe nach seiner launigen und humoristischen wie nach seiner ernsten, ja sehr ernsten Seite hin, so daß man bei der anziehenden Lektüre unvermerkt auch einiges lernen kann.

Eine herzerfreuende Sammlung hat Dr. Heinrich Clementz dem Inbegriff aller Liebe und Güte, der „Mutter!" gewidmet. Der mit fünf sinnig ausgewählten Kunstdruckbildern gezierte Band singt das hohe Lied der Mutter, „ihr Lob, ihre Freud und ihr Leid". (Geb. Mk. 6.—). Aus der Weltliteratur in Prosa und Poesie, aus Sagen, Liedern und Sprüchen ist das Beste gesammelt, was zum Preis des großen, heiligen Mutterherzens gesagt und gesungen wurde. Manch strahlender Blick, aber auch manche Träne wird dieses herrliche Buch begrüßen.

Frau Adele Sieger bietet in einem „schicken" Bande „Aus der Frauenwelt" (geb. Mk. 3.–) eine wertvolle Auswahl von Beiträgen aus der „Kölnischen Volkszeitung", im ganzen 124 Artikel über die verschiedensten Fragen und Gebiete, welche für die moderne christliche Frau Wert und Interesse haben.

M. Herberts geistvolle und gedankentiefe „Aphorismen", dieses Schatzkästchen echter, goldener, durch tiefste Menschenkenntnis geläuterter Lebensweisheit, erlebte die zweite Auflage (Goldschnittband Mk. 4.—). Das um manchen kostbaren Spruch vermehrte Bändchen sollte in keiner Bücherei fehlen. Selbst oberflächliche Naturen können durch diese in liebenswürdiger Schale dargebotene ernste Lektüre zum Nachdenken erzogen werden. Die „Aphorismen" haben vor anderen Büchern den Vorzug, daß kurze Augenblicke genügen, um einzelne Goldkörner in sich aufzunehmen.

Auch Klara Rheinaus hübsches Goldschnittbändchen „Ernste Stunden für junge Mädchen" (geb. Mk. 4.—), das wertvolle ergänzende Gegenstück zu Marie von Lindemans „Die ratende Freundin" (9 Auflage Mk. 4.—) ist in zweiter Auflage erschienen.

Wie ein Festgruß zum Jubiläum des 8. Dezember mutet der Lobgesang auf die allerseligste Jungfrau an, den Bernard Arens S. J. aus dem mittelalterlichen Original der „Goldenen Schmiede" Konrads von Würzburg ins Neudeutsche übertragen hat (mit 6 Kunstbeilagen geb. Mk. 3.—). Das Buch hat nicht nur als Meisterwerk frommer Marienminne, sondern auch in literarhistorischer Beziehung hohen Wert. Einleitung und Anmerkungen unterrichten über Bedeutung und Form, Symbolik und Sprache des Werkes. Das Bildnis Konrads von Würzburg nach der Manessischen Handschrift, drei Proben nach der Pergamenthandschrift von Kolocsa und eine Seite nach der Münchener Papierhandschrift erhöhen den wissenschaftlichen Wert des Buches, das mit einem Titelbilde (Madonna mit der Kaiserkrone) und einem feinen Deckenbilde der Gottesmutter geschmückt ist.

Als willkommene Ergänzung zu der vollständigen lateinischen und italienischen Ausgabe der Gedichte ꝛc. des hochseligen Papstes Leo XIII. (mit Einführung von Gymnasialdirektor Dr. Jos. Bach) begrüßen wir die von Prof. Dr. Bernhard Barth unternommene Verdeutschung „Sämtlicher Gedichte des Papstes Leo XIII." (geb Mk. 4.20). Die zwar in der Form freie, aber die Gedanken und Empfindungen des Papstdichters getreu wiederspiegelnde Umdichtung verdient alles Lob. Das Vorwort würdigt den Papst als Dichter, auch der kurze Lebensabriß hält diesen Gesichtspunkt fest. Die 17 ersten Denkmünzen aus der Regierungszeit Leos XIII., deren Inhalt Prof. Brunelli durch je ein Sonett erläuterte, sind in guten Abdrücken wiedergegeben. Unter jeder Münze steht das verdeutschte Sonett. Die vornehme Ausstattung des Buches entspricht dem Inhalt.

In zweiter, gänzlich umgearbeiteter und stark vermehrter Auflage erschien Prof. Dr. Jos. Pohles Secchi-Biographie (mit Bildnis, farbiger Spektraltafel und vielen Textbildern.) „P. Angelo Secchi", der große Astronom aus dem Jesuitenorden, der Erfinder der Spektralanalyse, dem dieses „Lebens- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert" gewidmet ist, wirkt als greifbarer Beweis gegen die vielverbreiteten gehässigen Unterstellungen, als ob einerseits die Orden Feinde der wahren

Wissenschaft seien und anderseits die naturwissenschaftlichen Forschungen den Offenbarungsglauben vernichten. (Geb. Mk. 5 30.)

Desselben Verfassers hochinteressantes Werk „Die Sternenwelten und ihre Bewohner“, das sich aus einem Versuch über die Bewohnbarkeit der Himmelskörper binnen wenigen Jahren zu einer vollständigen Einführung in die moderne Astronomie entwickelt hat, findet fortgesetzt so starke Nachfrage, daß eine vierte vermehrte Auflage nötig wurde. Nicht nur für reifere Schüler, sondern auch für Gebildete aller Stände ist der mit zahlreichen farbigen und schwarzen Tafeln sowie Textbildern ausgestattete starke Band geb. Mk. 10.—) sehr zu empfehlen.

Bachems neue illustrierte Jugendschriften (besonders für Knaben reiferen Alters) bedürfen kaum noch der Empfehlung. Ihr unterhaltender, historisch und kulturhistorisch belehrender und erzieherischer Wert ist nicht nur durch einstimmige Urteile der Presse, sondern auch durch hervorragende pädagogische Fachleute anerkannt Schulrat Dr. Beck rechnet sie zu den ersten Erscheinungen der Neuzeit und meinte, daß man Besseres und Schöneres schwerlich finden könnte. Beginnend mit „Spartacus“ sind im Laufe einiger Jahre 27 Bände erschienen, von denen die meisten (auch der letzte „Unter dem alten Dessauer“) Robert Münchgesang zum Verfasser haben und in Kalikoprachtbänden mit ihren farbigen Kunstdruckbildern (geb. Mk. 3.—) das Entzücken der studierenden Jugend sind.

Die nicht minder beliebten illustrierten Erzählungen für die Mädchenwelt umfassen nunmehr 21 Bände, wovon 17 für jüngere (Prachtband je Mk. 2.50), 4 für reifere Mädchen (elegant geb. je Mk. 4.—) bestimmt sind. Die beiden neuesten Erzählungen, „Maus“ von J. v. Garten, und „Ihr Lied der Lieder“ von Christine Doorman (mit je vier Kunstdruckbildern und Einbandzeichnung) sind jede in ihrer Art anziehend und von besonderem Reiz. (Prachtband je Mk 2 50.)

In der jetzt 28 Bändchen umfassenden Sammlung von Bachems „Jugend-Erzählungen“ (hübsch gebunden mit vier Originalbildern je Mk. 1.20) sind vier allerliebste neue Bändchen erschienen: „Dagos Erlebnisse“, Geschichte eines Affen, von Klara Rheinau; „In Sturm und Not“, Erzählungen von Winckelsett-Zumbroock; „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, Märchen von Klemens Brentano; „Licht und Schatten“, Erzählungen von M. Maidorf.

Verwöhnteren Ansprüchen bietet Angelica Harten, die Verfasserin der Märchen „Am Wichtelborn“ (2. Auflage Mk 4.—), einen neuen prächtigen Märchenband „Zur Sonnenwendzeit“, der von der Kinderwelt mit hellem Jubel aufgenommen werden wird. Es sind leicht faßliche, die Phantasie anregende Märchen ohne den oft zu beklagenden gruselnden Beigeschmack. Die farbigen Bilder und die Textillustrationen von Prof. J. Kiener sind schlicht und ausdrucksvoll gezeichnet, machen aber in der Farbengebung zum Teil (Vgl. z. B die bunten Felsen neben Seite 128) dem modernen Impressionismus zu große Konzessionen. (Prachtband Mk. 4.—).

Im allgemeinen ist mit besonderer Anerkennung hervorzuheben, daß die Erzeugnisse des Bachemschen Verlages auf der vollen Höhe der Kunsttechnik und des veredelten modernen Geschmackes stehen. Scharfer Druck, tadelloses Papier, künstlerischer Buchschmuck und äußerst geschmackvolle Einbände sind anerkannte Vorzüge der Bachemschen Bücher.

Der Verlag der **Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten und München** hat sich an ein zeitgemäßes Unternehmen herangemacht, das nicht nur in theologischen, sondern in gebildeten Kreisen überhaupt das größte Interesse finden und mittelbar auch den breiten Massen zugute kommen dürfte. Seitdem P. Grisar auf dem internationalen katholischen Gelehrtenkongreß in München einmal offen ausgesprochen hat, daß liebgewonnene Ueberlieferungen die Sonde der geschichtlichen Kritik nicht scheuen dürfen, ist das Bedürfnis einer kritischen Nachprüfung auch der Heiligenlegenden immer weiteren Kreisen zum Bewußtsein gekommen. Die vom Köselschen Verlage veranstaltete Sammlung illustrierter Heiligenleben will mit den Legenden und Sagen, die ein frommer Sinn um das Leben und Wirken der Heiligen wob, keineswegs pietätlos aufräumen, sondern das Legendenhafte als solches kennzeichnen und von dem Geschichtlichen und Nachweisbaren trennen, was in den landläufigen Heiligenbeschreibungen nicht immer geschehen ist. Die jüngsten Fortschritte der früher in Deutschland vernachlässigten Hagiographie haben anspornend gewirkt und wir sehen zu unserer Freude, daß eine stattliche Anzahl namhafter Theologen und Kirchenhistoriker sich in den Dienst dieses zeitgemäßen Unternehmens gestellt hat. Für den streng kirchlichen Geist bürgen Namen wie der des gelehrten Bischofs von St. Gallen, Dr. Augustin Egger, des Tübinger Theologieprofessors Dr. H. Günter, des Benediktiner-Bibliothekars P. Odilo Rottmanner. Die beiden ersten Bände liegen in einem stattlichen Großoktavformat bereits vor, der dritte Band soll in den nächsten Tagen zur Ausgabe gelangen.

Der erste Band ist „Kaiser Heinrich II., dem Heiligen“ gewidmet, dem Gründer und Patron des Bistums Bamberg, dessen Gebeine an der Seite der hl. Kunigunde im Dome zu Bamberg ruhen. Dem Verfasser, Prof. Dr. Heinrich Günter, ist die schwierige, aber auch dankbare Aufgabe, in der St Heinrich-Legende und dem St. Heinrich-Kult die willkürlichen Zutaten von den geschichtlich erhärteten oder wenigstens glaubwürdigen Tatsachen zu trennen, ausgezeichnet gelungen. Prof Günter weist vor allem auch die Unhaltbarkeit der bisherigen Annahme von der Josephsehe Kaiser Heinrichs überzeugend nach. Das Bild des großen Kaisers hat durch die historische Untersuchung keinen seiner sympathischen Züge verloren und ist uns menschlich näher gebracht. Eine wertvolle Beigabe sind die vorzüglich reproduzierten Bilder, dreiundfünfzig an der Zahl, welche meist in chronologischer Folge die Darstellung des Heiligen seit dem 11 Jahrhundert illustrieren. Um die Beschaffung dieses reichen Materials machte sich Dr. Stückelberg verdient, der auch die Erläuterung zu den Bildern schrieb.

Der von Bischof Dr. Egger verfaßte zweite Band behandelt den hl. Augustinus und entwickelt in außerordentlich klarer und anziehender Weise sein seelisches Leben, dem die Skizzierung des äußeren Lebensganges nur als Unterlage dient. Eine ähnliche Biographie des großen Menschen, Bischofs und Kirchenlehrers besitzen wir bisher nicht Auch diesem Bande sind zahlreiche Vollbilder und Illustrationen (mit ikonographischer Erläuterung von Stückelberg) beigegeben. Der dritte Band, dessen Verfasser Dr. Richard von Kralik den hl. Leopold, Markgrafen von Oesterreich, würdigt, wird im Laufe der nächsten Wochen erscheinen.

Die technische Ausstattung in Bild- und Textdruck und Papier ist tadellos. Die Einbände sind einfach und geschmackvoll und wahren in den Inschriften und Kranzumrahmungen den ernsten monumentalen Charakter. Der Preis von 3 Mk. für jeden Band (geb.) ist als wohlfeil zu bezeichnen.

Im Köselschen Verlage erscheint noch vor Weihnachten „Jesu Leben und Werke.“ Aus den Quellen dargestellt von Richard von Kralik (geb. Mk. 6.—) Wie das Vorwort besagt, wird sich dieses Leben Jesu von den bisherigen Darstellungen, den gläubigen wie den ungläubigen, unterscheiden. Es soll ein Stück Welt- und Kulturgeschichte sein, das Bild Jesu vor allem mit den Mitteln der historischen Kritik darstellen und den Zweck verfolgen, Wissen und Glauben als einander ergänzende Harmonie und als Grundlage höchster Kultur zu zeigen.

Das im Köselschen Verlage erscheinende „Hochland“ hat sich unter der Leitung Karl Muths schon im ersten Jahrgang (zwei stattliche Bände) eine auch im gegnerischen Lager anerkannte, hochgeachtete Stellung errungen. Wir mischen uns in den jüngsten Meinungsstreit über den Roman „Jesse und Maria“ (von E. v Handel-Mazetti) hier nicht ein und stellen fest, daß „Hochland“ seinem stolzen Namen bisher alle Ehre gemacht hat und unablässig bemüht war, den gebildeten Katholiken eine geistig hochstehende, vornehme Revue zu bieten, welche den hervorragendsten erstklassigen Zeitschriften anderer Lager ebenbürtig ist und auch in der äußeren Darbietung — insbesondere seien die gutgewählten Einschaltbilder hervorgehoben — auf der Höhe der Zeit steht.

Die Allgemeine Verlags-Gesellschaft in München hat sich zweifellos ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um den Aufschwung der katholischen Literatur erworben. Wir denken dabei nicht ausschließlich an die Tätigkeit der Deutschen Literaturgesellschaft und die Bestrebungen der „Literarischen Warte“, welch letztere unter Dr. Anton Lohrs Leitung viel Initiative und frische Tatkraft entwickelt und einen Kreis angesehener Mitarbeiter um sich schart. Das dreibändige Monumentalwerk „Die katholische Kirche unserer Zeit“ &c. war allein schon eine verlegerische Großtat. Das künstlerisch hervorragende „Leben Jesu“ von Phil. Schumacher und Prof Schlecht (geb. 20 Mk.), die in Vorbereitung begriffene, „Illustrierte Geschichte der Katholischen Kirche“ von Prof. Dr. Kirsch und Prof Dr. Luksch (wird zu Ostern in einem Prachtband abgeschlossen vorliegen), die von der Kritik einmütig als in ihrer Art einzig dastehend anerkannte, in Lieferungen erscheinende „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur“ von Prof. Dr. Anselm Salzer mit ihren zahllosen Abbildungen und ihrem Reichtum an Reproduktionen kostbarer Bibliothekschätze, sowie andere mehr oder minder prächtig ausgestattete Verlagswerke haben den Ruf der Allgemeinen Verlagsgesellschaft verhältnismäßig rasch begründet

Von dem im vorigen Jahre erschienenen Lebensbilde „Papst Pius X“ von Msgr. Dr. Anton de Waal ist inzwischen eine zweite, wesentlich ergänzte Auflage erschienen (Geb. Mk. 4. -). Der neue Papst konnte keinen berufeneren Biographen finden, sein Name allein bürgt für die absolute Zuverlässigkeit des an der Quelle geschöpften Materials. Der Bilderschmuck ist in der zweiten Auflage noch erheblich bereichert worden. Alles in allem ein wertvolles Buch, das auch zu Geschenkzwecken sehr geeignet ist.

Von dem oben bereits erwähnten dreibändigen Werke „Die katholische Kirche“ ist der erste Band „Rom“ von Msgr. Dr P. M. Baumgarten völlig umgearbeitet und mit den neuen Verhältnissen seit dem Tode Leos XIII. in Einklang gebracht worden. Ein ausführliches Lebensbild des Hl. Vaters Papst Pius' X bringt das Werk auf die volle aktuelle Höhe. Eine vor einiger Zeit in einem deutschen Blatte („Allgemeine Rundschau“ Nr. 21) veröffentlichte Textprobe („Pius X. und die Reformer“) gestattet vielversprechende Rückschlüsse auf den geistigen Gehalt der neuen Darstellung. Der noch vor Weihnachten zur Ausgabe gelangende Prachtband trägt den Titel: „Der Papst, die Regierung und Verwaltung der Heiligen Kirche in Rom“ und ist mit ca. 50 Tafelbildern und 1000 Abbildungen im Text geschmückt. Wie die I. Auflage des Bandes „Rom“, so wird auch dieser neubearbeitete Band in kostbarer Decke 30 Mk. kosten.

Mit der „Literarischen Warte“ im engsten Zusammenhang steht der „Literarische Ratgeber für Weihnachten“, der unter der Redaktion von Dr. Anton Lohr nun im dritten Jahrgange (für 1904) erscheint. Viel ehrliches Streben und eine Unsumme von Arbeit steckt in diesem „Ratgeber“, dessen Referate auch für den Fachmann sehr lesenswert sind. Auf die Urteile im einzelnen färbt natürlich die Individualität des Bearbeiters ab. Manches Urteil würde, von einem anderen Mitarbeiter desselben „Ratgebers“ abgegeben, anders lauten, und der „Ratgeber“ will kein Evangelium sein Aber der emporstrebende Zug, die allen gemeinsame Sorge um die Hebung des Niveaus unserer Literatur verdient von vorneherein hohes Lob Außer Dr. Lohr haben P Dr. Exp. Schmidt, Hermann Binder, Laurenz Kiesgen, Dr Jos. Popp, Dr. N. Steinhauser, W. von Heidenberg, P. Arsenius Dogler, E. M. Hamann Dr. J. Plaßmann mitgearbeitet. Viele Abschnitte, namentlich diejenigen über Klassikerausgaben und Literaturgeschichte, schöne Literatur, bildende

Kunst, Geschichte, Frauenfrage, Erbauungsliteratur gewähren eine fesselnde Lektüre und bieten viele neuen Gesichtspunkte, wenn man auch nicht jedes Wort zu unterschreiben braucht. Neu eingeführt sind die Abschnitte über englische, französische und italienische Literatur (Lohr), Musik (Steinhauser), religiöse und Erbauungsliteratur (Dotzler), Frauenfrage (Hamann). Mehrere wertvolle Kunstbeilagen wurden aus namhaften Werken beigesteuert. Der prächtige Charakterkopf des Dichters Friedrich Wilhelm Weber (aus Salzers Literaturgeschichte) wirkt in seiner farbigen Ausführung außerordentlich packend.

Zu den Neuheiten der Allgemeinen Verlagsgesellschaft gehört der „Musen-Almanach deutscher Hochschüler 1904" (geb. Mk. 2.50). Die äußere und innere Ausstattung drückt auch dem Inhalte den Stempel auf: pessimistische Grau-in-Grau-Stimmung wiegt vor, dazu ein hohes Maß von Selbstschätzung. Aber es sind vielversprechende Talente unter den sangeskundigen Jünglingen und ihr Wahlspruch: „Deutschtum und Christentum sind eins" findet wiederholt edelsten dichterischen Ausdruck. Im gleichen Verlage erscheint demnächst ein Band Gedichte „Unter der Scholle" von Paul Barth, einem Schlesier, dessen starke Begabung bisher viel zu wenig gewürdigt wurde (geb. Mk. 3.—).

Handel Mazettis kulturhistorischer Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (geb. Mk. 7.50) fand so große Anerkennung, daß bereits die 3. bis 5. Auflage nötig wurde. Der Roman war ursprünglich im Verlage von Jos. Roth erschienen, dessen kürzlich ausgegebene deutsche Uebertragung der prächtigen französischen Erzählung „Der Strahl" wieder ein sehr glücklicher Wurf ist.

Seit dem Preisausschreiben der Deutschen Literatur-Gesellschaft sind in der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft eine ganze Reihe von Romanen erschienen, die das Durchschnittsmaß überragen („Friede den Hütten" von M. von Ekensteen, „Gottestal" und „Bauernkönig" von Schott, „Stern von Halalat" von Hellinden, „Zauberknoten" nach Barry, „Bezirkshauptmann von Lerchberg" von Conte Scapinelli, „Leibeigen" von A. J. Cüppers, „Judas Ende" von de Waal, „Taubenflug" von Hebentanz-Kämpfer, „Lukas Delmege" nach Sheehan von Dr. Lohr, „Waldwinter" und „Heimat" von Paul Keller). Alle diese Romane haben von unserer Seite bereits früher die verdiente Würdigung gefunden. Wir möchten nur noch ein Wort über den schlesischen Heimatkünstler Paul Keller anfügen, dessen Bedeutung auch im anderen Lager voll und ganz anerkannt wird. „Heimat" wurde von Professor Koch in seine große Literaturgeschichte aufgenommen. Felix Dahn schrieb dem Verfasser einen warmen Glückwunsch zu seiner ausgezeichneten Leistung und die großen Tages- und Literaturzeitungen waren voll des Lobes. Sogar der „Frankfurter Zeitung" hat das Werk des „katholischen Volksschriftstellers" ans Herz gegriffen und „helle Freude" gemacht.

* * *

Dr. **Karl Storck** leistet in der Literaturgeschichte ebenso Bedeutendes wie in der Musikgeschichte. Seine „Deutsche Literaturgeschichte" (elegant geb. Mk. 6.—) hat wegen ihrer knappen und doch gewählten und vornehmen Fassung und ihres im guten Sinne modernen Standpunktes in gebildeten katholischen Kreisen lebhafte Anerkennung gefunden. Seine auf 4 Abteilungen berechnete, frisch und gemeinverständlich geschriebene „Geschichte der Musik" ist bis zur Hälfte gediehen und wird bis Ostern 1905 abgeschlossen vorliegen. Jede Abteilung kostet Mk. 2.—. Eine wahre Fundgrube, namentlich für angehende Theaterbesucher, ist Storcks Opernbuch (2. Auflage), aus dem man sich über jede bekanntere Oper in musikalischer wie in textlicher Hinsicht Belehrung holen kann. Alle diese empfehlenswerten Bücher sind im Verlage von Muth in Stuttgart erschienen. Kn.

Die Kunsthandlung von Ernest Bernhard in München bietet eine überraschend reiche Auswahl von zeitgemäßen Bildern der unbefleckten Empfängnis und von Weihnachtsdarstellungen in allen Formaten vom kleinen Einlag- und Spitzenbildchen bis zum prächtigen Wandschmuck. Die Firma führt neben den besten deutschen Bildern (von B. Kühlen &c.) auch vorzügliche französische Erzeugnisse, namentlich aus den Häusern Boumard & Fils und Bouasse. Die Heiligenbildchen mit rückwärts aufgedruckten Gedichten der Kordula Peregrina sind sehr beliebt. Wir stellen mit Vergnügen fest, daß die uns vorgelegten zahlreichen Bilder sich durchweg durch saubere Zeichnung und zarte Farbentönung auszeichnen. Bilder wie z. B. das Jesukind mit dem Olivenzweig lassen sich an feinem Schmelz mit den fortgeschrittenen technischen Mitteln der Reproduktion kaum mehr übertreffen. Kn.

☞ Der vorliegenden Nummer ist eine Bestellkarte der „Allgemeinen Rundschau" betr. Neue Weihnachtgrüße, herausgegeben von Dr. Armin Kausen, angefügt, ferner ein Zirkular des hochw. katholischen Pfarramts Neuleutersdorf (sächsische Oberlausitz).

Wir bitten unsere Leser und Leserinnen, die Firmen, welche die „Allgemeine Rundschau" mit ihren Geschäftsanzeigen beehren, bei ihren Weihnachtseinkäufen gütigst berücksichtigen zu wollen, da nur bestrenommierte Häuser zu den Interessen en der „Allgemeinen Rundschau zählen.



Vergrößerte Original-vignette zu Kausens „Weihnacht“.

Reizendes Fest-geschenk für Jung und Alt.

Kurze Erzählungen, Novellen, Skizzen (320 Seiten).

Prächtig gebunden mit goldgesterntem Blauschnitt nur Mk. 3.—.

Neue Weihnachtgrüße

herausgegeben von Dr. Armin Kausen.

Weitere Preßstimmen

(vergl. Nr. 34, Seite 448, Nr. 35, Seite 463).

„Eine entzückende Gabe hat uns unter vorstehendem Titel der rühmlichst bekannte Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“, München, Chefredakteur Dr. Armin Kausen auf den diesjährigen Weihnachtstisch gelegt, einen Strauß sorgfältig ausgewählter Skizzen und Erzählungen. Die „neuen Weihnachtgrüße“ sind in der Tat eine Galerie hervorragender kleiner Meisterwerke, die mit emsigem Fleiße zusammengetragen und mit künstlerischem Geschmacke gewählt sind .. Ueber die Qualität der Beiträge erübrigt sich wohl jedes Wort, da die Namen der Autoren für sich sprechen. Da außerdem die Ausstattung ebenso vornehm wie geschmackvoll ist, so darf man den „Weihnachtgrüßen“ wohl voraussagen, daß sie zu den am meisten bevorzugten Büchergaben des diesjährigen Weihnachtsfestes zählen werden, was wir ihnen in jeder Hinsicht von Herzen wünschen können, denn sie besitzen in der Tat dauernden Wert!

„Schlesische Nachrichten“, Nr. 31 vom 24. November 1904.

„Der Zweck, eine gut ausgewählte und für ein breiteres Publikum bestimmte, sittlich reine Festlektüre zu bieten, ist vollkommen erreicht worden. Zwar machen die „Neuen Weihnachtgrüße“ weder im ganzen noch in ihren einzelnen Teilen auf besonderen literarischen Kunstwert im engeren Sinne Anspruch, aber mehreren darin enthaltenen Beiträgen kann ein künstlerischer Wert nicht abgesprochen werden. Dafür bürgen ja auch schon die Namen ihrer Verfasser, die teilweise zu den bedeutendsten und klangvollsten auf dem Gebiete der katholischen Belletristik zählen . . . Ein Hauptvorzug der „Neuen Weihnachtgrüße“ besteht gleichfalls darin, daß in vielen ihrer Beiträge soziale Gesichtspunkte, die Beachtung verdienen, vorwiegen und daß das landläufige Liebesthema bei den meisten eine mehr nebensächliche Rolle spielt. Neben den anderen Mitarbeitern erweist sich der Herausgeber selbst als ein gedanken- und stimmungsvoller Poet, und wir freuen uns, Armin Kausen auch von dieser Seite kennen und schätzen zu lernen. Die Ausstattung der „Neuen Weihnachtgrüße“ ist sehr geschmackvoll, ja prächtig, so daß das Büchlein auch aus äußeren Gründen für den Weihnachtstisch aufs wärmste empfohlen werden kann. Die Leser desselben wird der wunderbare poetische Duft umwehen, welcher das kommende Fest zum herrlichsten unserer Kirche macht.“ Dr. B.

„Aachener Volksfreund“, tägliche Unterhaltungsbeilage „Fidelio“ Nr. 262 vom 19. November 1904.

„Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk, vor allem für die weibliche Jugend.“

„Fränkisches Volksblatt“, Nr. 267 vom 24. Nov. 1904.

„Der Herausgeber hat in dieser Sammlung eine gut gewählte, für ein breiteres Publikum bestimmte, sittlich reine Festlektüre geboten. Die Namen derjenigen, welche Beiträge geliefert haben, bürgen dafür, daß es nicht seichte Geschichten sind, denen wir hier begegnen; manche Erzählungen haben sogar künstlerischen Wert, während andere eine gute Unterhaltungslektüre bilden . . . Eine sehr angenehme und dankenswerte Lesung für die Weihnachtszeit. Wir empfehlen die Sammlung als Familienlektüre für jedes Haus.“

Literarische Beilage der „Kölnischen Volkszeitung“, Nr. 47 vom 24. November 1904.

„In Bälde beginnt die Flut der Weihnachtsliteratur zu steigen . . . . Es ist längst bekannt, daß die Qualität nicht Schritt hält mit der Quantität dieser Literatur; eine sog. stimmungsvolle Einbanddecke umhüllt oft einen Inhalt, an dem sich jung und alt den Geschmack verderben können . . . . Nicht zu dieser Sorte gehören die im Verlag von Dr. Armin Kausen in München erschienenen und allenthalben erhältlichen „Neuen Weihnachtgrüße“, bestehend in einer Anzahl Novellen, Erzählungen, Skizzen, die sich alle um das lieblichste Fest gruppieren, ohne deshalb im geringsten sich zu wiederholen, bei einander Anleihen zu machen und dadurch langweilig zu werden. Wie die hübschen Kopfleisten Motive aller Art darstellen, so wechseln in den Erzählungen die Stimmungen und Schilderungen, führen den Leser aus dem hellerleuchteten Saale des Herrschaftshauses in den stillen, schneebehangenen Forst, in die vereinsamte Stube eines alten Bauernpaars, auf die schweigende See, in die trostlose Landschaft Lithauens, zur ernsten Klosterpforte — aber überall glitzert der Stern von Bethlehem siegend durch Nacht und Eis. Das Kausensche Buch ragt um viele Christbaumhöhen aus der Weihnachtsliteratur empor. Preis 3 Mk.“

„Bündner Tagblatt“, Chur, Nr. 272 vom 19. November 1904.

„'s ist ein prächtiges Geschenk, das der unermüdliche Verleger und Schriftsteller uns auf Weihnachten bietet. Eine feine, duftige Weihnachtspoesie liegt in jeder Skizze und jede Zeile spricht von wahrem Weihnachtsgeist. Und dieser Weihnachtsgeist ist nicht dekadent. In jeder Erzählung liegt ein tiefer, sittlicher Gehalt, sei's nun in „Klein Else“ oder im „Alten Martin.“ Die Geschichtchen und tief psychologischen Skizzen werden in der feinen Umhüllung Freunde finden. Sie verdienen's aber auch voll und ganz.“

„Der Fürstenländer“, Goßau (Schweiz), Nr. 136 vom 19. November 1904.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag.

Gegen Einsendung von Mk. 3.20 oder Nachnahme erfolgt Frankozusendung durch den Verlag.

Verlag von Dr. Armin Kausen in München.

☛ Der Gesamtauflage der heutigen Nummer ist eine Bestellkarte beigelegt. ☚

Für Weihnachten!

Raphael Sanzio: Madonna Sixtina. Gestochen von F. Brückl. Höhe 67 cm, Breite 50 cm. Weiss Papier Mk. 15.—, chin. Papier Mk. 20.

Radierungen von J. L. Raab:

Format 68×52 cm à Mk. 5.—.

Dürer, A.: Die vier Apostel.

Rembrandt, R. v.: Kreuzabnahme.

Sarto, A. del: Die hl. Familie.

Dyck, A. v.: Madonna mit dem Jesuskinde.

Raphael, S.: Madonna della Tenda.

Illustrierte Verlagsverzeichnisse durch den

Kunstverlag von Hugo Helbing

München, Liebigstr. 21.

Briefmarken! mittlere u. Raritäten verkaufe spottbillig.

Joh. Christmann, München X.

NB. Anfragen bedingen Rückporto.

Für den Weihnachtstisch!

Erlebnisse eines Übermenschen

1830—1870.

Gesammelt und veröffentlicht von **J. Bartoli** S. J. Aus dem Italienischen von **F. J. Thoma** 2 Bde. Bd. I: VIII u. 280 S. Bd. II IV u. 2 2 S. Preis jeden Bandes geheftet 1.75 Mk., in Originalband gebunden 2.50 Mk.

Vorliegender Roman erregte bei seinem Erscheinen in Italien allgemeines Aufsehen, da in demselben ein mit den geheimsten Winkelzügen der italienischen Politik vertrauter Autor mit feiner Ironie die Schwächen der Größen Neuitaliens aufdeckt. 35

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag **Druckerei Lehrlingshaus, Mainz.**

Soeben ist erschienen:



Für katholische Schüler höherer Lehranstalten.

Stern der Jugend.

Illustrierte Wochenschrift für Schüler höherer Lehranstalten.

Redakteur: Dr. **J. Praxmarer** in **Friedberg** (Oberhessen).

Jährlich 52 Nummern in **Umschlag** geheftet.

Preis **halbjährlich** M. 1.50 = K 1.80 = Frc. 2.05 und Zustellgebühr.

Alle **Postanstalten und Buchhandlungen** nehmen Bestellungen an.

Bei Einzelbezug direkt von Donauwörth bei wöchentlicher Zusendung M. 2.28 = K 2.75; bei 14tägiger Zusendung M. 2.15 = K 2.60 (ins Ausland Frc. 3.80) pro **Halbjahr.**

Mit Neujahr 1905 tritt der ‚Stern der Jugend‘ zum zwölften Male seinen Jahresumlauf an, diesmal aber — wie wir hoffen, zur Freude unserer alten und neuen Abonnenten — in etwas veränderter Gestalt und in erneutem Glanze. Es haben sich nämlich Redaktion und Verlag entschlossen, den wiederholten Bitten nachzugeben und die Zeitschrift bedeutend zu erweitern. Die Zeitschrift selbst erscheint von Neujahr ab **wöchentlich.** Zunächst wird diese Erweiterung dem unterhaltenden Teile zugute kommen. Neben kleinen Novellen, Stimmungsbildern u. dgl. wird in Zukunft eine längere Erzählung hergehen. Den Reigen eröffnet: „Die Schwester des Studenten“, eigens für unsere Zeitschrift verfaßt von G. Keller. Bei der Auswahl der Unterhaltungslektüre ist unser Standpunkt: Dem Geiste nach echt christlich, katholisch, der Form nach neu, vollendet, der studierenden Jugend angepaßt. Abgesehen von der Unterhaltung bleibt der Hauptzweck: Zöglingen höherer Lehranstalten, wie der Bürger- und Realschulen, der Gymnasien, der Lehrer-Bildungsanstalten, der Universitäten in den ersten Semestern, in ihrem Streben nach gediegenen Kenntnissen und wahrer Bildung als treuer Führer und Berater zur Seite zu stehen. Unterrichtsbriefe und Studierstübchen werden abwechselnd Themata aus den einzelnen Fächern bringen, und zwar bald für niedere, bald für höhere Klassen bearbeitet. „Aus der Schule für die Schule“ ist hier unser Grundsatz. Kurze Biographien neuerer Schriftsteller, Besprechung belletristischer Erscheinungen sollen den Jünger der Wissenschaft orientieren auf dem Ozean der Privatlektüre. Das Auskunfts-Bureau beachtet spezielle Wünsche und beantwortet direkt gestellte Fragen. — Diese Erweiterung und teilweise Umgestaltung des ‚Stern‘ ist nur möglich unter großen Opfern. Die geringe Abonnements-Erhöhung von nur 25 ₰ pro Halbjahr kann noch kein Aequivalent hierfür bieten. Wir brauchen daher wohl kaum darauf hinzuweisen, daß es Ehrensache eines jeden ist, der es mit der studierenden Jugend gut meint, unsere Zeitschrift, **die einzige katholische Wochenzeitschrift für Schüler höherer Lehranstalten,** zu empfehlen und zu verbreiten.

Probenummern gratis und franko erhältlich durch die **Buchhandlung Ludwig Auer in Donauwörth** (Bayern).

Jugend-Bücherei

des Vereins kath. d. Lehrerinnen.

Burgschimmelchen. Von Aenne Mey. Gebunden 80 Pf. — Für die Unterstufe.

Marthas Tagebuch. Von Helene Pagés. Geb. 80 Pf. — Für die Mittelstufe.

Mutterstelle. Von Hedwig Dransfeld. Geb. 80 Pf. — Für die Oberstufe.

Alfred und Annie. Von E. Märzfeld. Geb. 80 Pf. — Für die Oberstufe.

Schwarzwaldkinder. Von Carola v. Eynatten. Geb. 80 Pf. — Für die Mittelstufe.

Stephan Dergels Kinder. Von Anna Hilden. Geb. 80 Pf. — Für die Oberstufe.

Verlag der Alphonsus-Buchh., Münster i. W.

Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck.

Cordula Peregrina

(C. Wöhler)

Gedichtwerke:

Was das ewige Licht erzählt. Gedichte über d. allerheil. Altarssakrament. In Salonband mit Goldschnitt Mk. 3.20. In vielen Tausend Exemplaren schon verbreitet. Bestempfohlenes Werk der Dichterin. 15. Auflage.

Aus Lebens Liebe, Lust und Leid, ein Pilgersang zur Abendzeit. 2. Aufl. Mit Porträt der Dichterin. In Salonband mit Goldschnitt Mk. 3.40.

Die Geschichte der hl. Notburga von Rottenburg, poetisch erzählt. 3. verb. u. verm. Aufl. Geb. in Leinwand mit Goldschn. Mk. 2.—.

Himmelsflug und Erdenfahrt, ein Bilderbuch nach Dichterart. Gedichte. 2. Aufl. Salonb. m. Goldschn. Mk. 3.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.
Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 37. München, 11. Dezember 1904. I. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Das deutsche Literaturleben und die Katholiken.

Von

Dr. P. Exp. Schmidt, München.

Lindemann in seiner Literaturgeschichte, die sozusagen als die katholische Literaturgeschichte gelten kann, beginnt seine Darstellung mit dem Satze: Literatur ist die geistige Entwicklung der Völker, insofern sie im Worte lebendig geworden ist. Ich nehme das Wort auf und weise zunächst hin auf den Begriff: „geistige Entwicklung der Völker". Diese faßt man mit einem Worte zusammen als „Kultur" eines Volkes. Die Kultur schließt alles ein, was ein Volk im Laufe seiner Entwicklung an Rechts- und Verfassungsideen, an technischen und industriellen Leistungen, an Wissenschaft und Kunst jeder Art hervorgebracht hat, und die Literatur läßt sich darum nicht schlechtweg aus der Kulturentwicklung herauslösen. Literaturgeschichte ist nur eine Seite der Kulturgeschichte eines Volkes — Rechts- und Verfassungsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Kunstgeschichte usf. sind deren andere Seiten.

Die Kultur entwickelt sich aber auf nationalem Boden. Das Wort „Nationalliteratur" ist keine zufällige oder willkürliche Zusammensetzung. Was das Volk zum Volke macht, was es von anderen Völkern unterscheidet, das ist eben seine Sprache. In unserer Sprache denken wir, in ihr sprechen wir; und was in gleicher Sprache denkt und spricht, hat ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit allen anderen gegenüber, die nicht in den gleichen Lauten reden. Das nationale Band, das ein Volk vereint, zeigt sich demnach vor allem in seiner Literatur. Und es ist ganz unmöglich, sich aus irgend einem Grunde von dieser Entwicklung der Nation ausschließen und sich ein besonderes Häuschen bauen zu wollen, ohne sich zugleich selber auszuschließen von der naturgemäß immer vorwärtsstrebenden Entwicklung der Nation.

Das nationale Band also ist es, das eine Literatur zusammenschließt und sie damit von allen anderen Literaturen scheidet, nicht das konfessionelle. Es wäre ja unendlich zu begrüßen, wenn beide zusammenfielen. Niemand beklagt tiefer als ich den unseligen Zwiespalt der Religion im deutschen Volke. Aber diese beklagenswerte Tatsache darf uns die klare Anschauung der Dinge nicht rauben. Jeder von uns fühlt sich einem Schiller, selbst einem Goethe innerlich näher verwandt als einem Dante und Calderon, bei denen für uns, mögen sie noch so gut übersetzt sein, immer ein Rest bleibt, der nicht ins volle Verständnis aufgeht, weil eben das gemeinsame Fühlen des Nationalcharakters fehlt. Wollen wir darum, wie es unsere Pflicht und unser Recht ist, mitarbeiten am Aufbau unserer deutschen Literatur, so muß uns von vornherein klar sein, daß wir dies nur können, weil wir Glieder der Nation sind. Wir brauchen darüber unseren Glauben ganz und gar nicht zu verleugnen. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß dem katholischen Volksteile auch für die Entwicklung der deutschen Kultur und Literatur eine sehr bedeutende Rolle zukommt, die man auf katholischer Seite selber vielfach noch zu gering taxiert. Hätte man den ganzen hohen Begriff von dieser Aufgabe der deutschen Katholiken, dann könnte man sie nicht anleiten, sich auf ihr besonderes Feld zurückzuziehen und sich möglichst zu scheiden von dem Leben, das außerhalb der Kirche aber innerhalb der Nation auf- und abwogt. Weil ich also die Aufgabe der Deutschen katholischen Glaubens auf dem Gebiete der Literatur für eine sehr hohe und für das ganze Volk wichtige halte, darum sage ich: wir müssen hier energisch Hand anlegen, können dies aber nur, wenn wir uns klar sind, daß zu diesem Werke vor allem das Bewußtsein in uns lebendig sein muß, daß wir Deutsche sind.

Daß wir katholisch sind, sollen wir darüber nicht vergessen, noch weniger aber, daß wir auf diesem Gebiete in erster Linie die nationale und in zweiter erst die religiöse Seite betonen müssen. Das ergibt sich einfach aus dem Begriffe der Nationalliteratur, wie ihn Lindemann entwickelt, mit zwingender Logik.

Unter Nationalliteratur im engeren Sinne versteht man aber zunächst die Gesamtheit der dichterischen Geisteserzeugnisse einer Nation. Es gibt ja auch eine theologische, juristische, medizinische usw. Literatur. In diesen Fachliteraturen hat der Gegenstand die überwiegende Bedeutung; sie sind darum nicht Nationalliteratur, weil sie sich nicht an das Volk, sondern an einzelne seiner Kreise wenden.

Anders die Poeten, die nicht für einzelne Kreise, sondern für das ganze Volk und für ihr Volk sprechen, die bei einem Inhalte von allgemeiner Bedeutung zugleich die künstlerische Form betonen und betonen müssen, mehr als den rohen Stoff, aus dem sie ihre Werke gestalten. Ich möchte gleich hier darauf hinweisen, daß eine dichterische Literatur, die sich nur an gewisse Kreise wendet, an Dirnen und Lebemänner z. B., meines Erachtens nicht auf einen berechtigten Platz in der Nationalliteratur Anspruch machen darf.

Also die für des Volkes Gesamtheit bestimmten dichterischen Erzeugnisse eines Volkes bilden seine Nationalliteratur oder seine Literatur schlechthin (Lindemann S. 1).

Was ist dann Literaturleben? Nun Leben ist Bewegung, Entwicklung, Wachstum. Die Literatur ist kein totes Wesen. In ihr regt sich's wie in der Natur. Wie die bildende Kunst die verschiedensten Stile gezeitigt, die alle einmal etwas Neues waren, so hat auch die Literatur ihre verschiedenen Stile aufzuweisen. Wolfram von Eschenbach, Schiller, Goethe, die Romantiker, im Auslande Dante, Calderon, Shakespeare, sie waren alle einmal neu und

gingen neue Wege. Und was jenen Zeiten möglich war, und nicht nur den Genies, sondern auch anderen: das ist heutzutage nicht zu verbieten, will man nicht die eigene Zeit schlechter stellen als die Vorzeit. Daß die gute alte Zeit gelobt wird, ist ja nichts Neues. Wo aber etwas Großes in der Welt geboren ward, ist es nie aus dem Lobe der guten alten Zeit herausgewachsen. Also wird man den Männern, die da schaffen auf dem Felde der Literatur, nicht verwehren dürfen, neue Wege des Schaffens zu suchen.

Dazu kommt, daß man die Literatur nicht unter die Glocke der Luftpumpe stellen und vor jedem Hauche aus dem wogenden Leben ringsum behüten kann, noch darf. Dann geht ihr eben die Luft aus. Was sie will, das ist ja eben die künstlerische Darstellung des nationalen Lebens ringsum. Auch die neue Zeit, die Zeit der Maschine und der drahtlosen Telegraphie, hat ihre, und ihre eigenen Seelenkonflikte. Die Kämpfe des vierten Standes bieten ebensogut tieftragische Erscheinungen wie die Geschichte der englischen Könige, die Shakespeare gezeichnet. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß man sie auch in der Sprache Shakespeares künstlerisch gestalten kann. Schiller mußte seine Dramen in einem ganz anderen Stile schreiben als die Leute des 16. und 17. Jahrhunderts; die Dramatiker unserer Tage brauchen einen anderen Stil als den Schillers. Das bringt das Leben, das bringt die Entwicklung mit sich.

Dreizehnlinden war vor einem Vierteljahrhundert eine neue Erscheinung und hat seinen Wert bis heute; wollten aber nun alle Poeten in der „Dreizehnlindenstrophe" dichten, die übrigens selber keine neue ist, es wäre einfach nicht auszuhalten vor Eintönigkeit.

Die Kunst kann eben nicht losgelöst werden vom nationalen Leben. In den Tagen, da die kleinsten Duodezfürsten wie halbe Herrgötter regierten und sich als überirdische Wesen in Wort und Ton und Farbe schmeicheln ließen, da bildete eben auch der Fürst den Helden der Dichtung. Mit der amerikanischen Unabhängigkeit, die Franklin als ihren Gesandten nach Europa schickte, kam der Bürgerstand empor, der in der Revolutionszeit immer höher stieg — die Flut von bürgerlichen Schauspielen und Romanen war die natürliche Folge. So kann es gar nicht ausbleiben, daß heutzutage ebenso der vierte Stand, der jetzt eine so große Bedeutung für die Kulturentwicklung der Nation hat, auch seinen Platz in der Literatur zu behaupten sucht. Solcher Entwicklung sich entgegenstemmen zu wollen, wäre ebenso töricht wie nutzlos. Wir Katholiken glauben die Wege zeigen zu können, die zur Heilung kranker Zustände hinleiten. Wie man auf politischem Gebiete herzhaft zugreift und sich auf die allgemeine Arena begibt, so darf man sich hier nicht ausschließen: eine abgesonderte und selbständig für sich allein bestehende katholische Literatur ist in Deutschland genau so unmöglich wie ein katholischer Sonderreichstag. Schon die geschichtliche Entwicklung läßt das nicht zu. Was man auf jenem Gebiete ganz von selber einsieht, das soll man hier nicht künstlich verschleiern wollen.

An diesem Literaturleben kann man sich nun auf dreifache Weise beteiligen: als Schöpfer, als Kritiker und Historiker, überhaupt als Mann der wissenschaftlichen Arbeit, und endlich als Genießender. Ersteres ist wenigen von Gott selber mit der Gabe künstlerischen Schaffens ausgerüsteten Leuten vergönnt. Das zweite verlangt auch eine Portion natürlicher Anlage; die allein genügt aber nicht; es muß, will man seine Pflicht tun, sehr ernste und fleißige Arbeit dazu kommen. Das dritte ist jedem möglich, allerdings dem einen mehr, dem anderen weniger; mancher hat eben „keinen Sinn" für Literatur, so gut wie andere kein Gefühl für die Farbe der Bildkunst oder kein Gehör für die Musik haben.

So gut aber wie man, um die Malerei ganz zu genießen, eigentlich erst sehen lernen, um der Musik ganzen Reiz zu empfinden, erst das Ohr erziehen muß, so sollte man sich's auch angelegen sein lassen, seinen Sinn für Literatur weiter zu entwickeln und zu bilden. Was ich über diesen Punkt zu sagen habe, gilt ja eigentlich jedermann, nicht bloß den Katholiken, aber in einigen Punkten ihnen besonders, wie der einzelne ganz von selber fühlen oder erkennen wird.

In weiten Kreisen ist dieser Sinn für Literatur — oder sagen wir gleich: der gute Geschmack — gründlichst verdorben. Man hat vergessen, daß man Kunstwerke vor sich hat. Die elenden Erzählungen, die meist in den Zeitungen zu finden sind und Schriftsteller wie Karl May haben das Lesepublikum zu der Meinung herangezogen, es komme hauptsächlich darauf an, was in einer Geschichte erzählt wird. Ich sage nun nicht, daß der Stoff völlig nebensächlich sei, daß es völlig gleich sei, was man schildere. Das halte ich für ebenso verfehlt wie die Behauptung, es komme alles auf den Stoff an. Aber der Stoff ist, wie schon die Bezeichnung selber sagt, eigentlich nur das Rohmaterial, die künstlerische Gestaltung erst vollendet das Kunstwerk. Wer darum Literatur wirklich genießen will, der muß erst lernen, Bücher zu lesen. Wer einen Roman nur durchgaloppiert, um zu sehen, ob sie sich am Schlusse kriegen oder nicht, der kann überhaupt nicht über ein Literaturwerk mitreden. Wer ein Werk nur daraufhin durchsucht, ob sogenannte gefährliche Stellen vorkommen, um dann darüber zu schimpfen, ebensowenig.

Dann müßten, wie oft gesagt worden, nicht nur die Hl. Schrift, dann müßten Shakespeare und Dante, selbst Calderon, der katholische Dichter im ausgezeichnetsten Sinne, durch die Bank völlig verurteilt werden; denn in all diesen Werken kommen Dinge vor, die man im Salon nicht erwähnen, geschweige tun darf. Aber deswegen diese Werke in Bausch und Bogen verurteilen zu wollen, wäre ebenso gefehlt, als wollte man das Freiburger Münster abtragen, weil sich unter seinen Wasserspeiern ein paar scheußliche, wohlgemerkt: beabsichtigt scheußliche Fratzen befinden. Calderon legt seinen komischen Personen — z. B. in der „Andacht zum Kreuze" — gelegentlich Witze in den Mund, die ich vor Damen und Herren nicht einzeln wiederholen möchte, aber im Zusammenhange des Ganzen seelenruhig mit vorlesen würde, weil sie der Charakteristik dieser Personen in vollkommenster Weise entsprechen, also eine künstlerische Bedeutung haben, außer dem Zusammenhang aber bloß durch ihren Inhalt unfein wirken müßten.

Ich verstehe den Konflikt, der für ängstliche Seelen aus den Kreisen der Kunstschaffenden wie Kunstgenießenden aus diesen Dingen entsteht; man möchte gegen die Moral nicht verstoßen und doch ein ganzes und reales Bild des Lebens geben. Das hat schon vor mehr als 900 Jahren Deutschlands erste Dichterin, eine jungfräuliche Natur an Leib und Seele, Hrotsvit, die Nonne von Gandersheim, empfunden. Aber sie sagt ganz richtig: Wollte ich diese Dinge verschämterweise beiseite lassen, so würde ich weder meiner Aufgabe gerecht, noch könnte ich den Preis der Unschuld heiliger Jungfrauen so voll, wie mein Talent erlaubt, verkünden.

Wer so von der Nonne von Gandersheim die Einzelheiten dem Ganzen unterordnen lernt, dem werden sie nicht schaden, weil er sofort sieht, daß die Dinge nicht für ihn zum Vorbilde oder zur Verlockung, sondern aus höheren künstlerischen Zwecken dastehen; und er läßt es dann von selber bleiben, sie auf sich selbst zu beziehen und sich daran zu reizen. Es ist geradezu unverantwortlich, wenn ein Kritiker, der sich katholisch nennt und der katholischen Sache einen Dienst damit zu erweisen glaubt, aus einem künstlerischen Werke solch einzelne Stellen heraushebt, um den Leuten ihre Gefährlichkeit zu demonstrieren. Diese Gefährlichkeit tritt aber, wie ich aus eigener und seelsorgerischer Erfahrung weiß, fast immer erst dann ein, wenn solche Stellen herausgehoben werden, um an ihnen zu zeigen, wie sie reizen. Damit werden sie ihrer künstlerischen Bedeutung entkleidet und wirken dann als rohe Materie. Daran ist aber nicht der betr. Dichter, sondern der also verfahrende Kritiker schuld. Er nimmt den Leuten die Unbefangenheit und zerstört in ihnen systematisch die Fähigkeit, künstlerisch zu genießen.

Ein katholischer Kritiker und Literaturhistoriker hat ganz andere Pflichten. Er hat vor allen Dingen der Vermittler zu sein zwischen dem genießenden Publikum und der Literaturwelt.

Denen, die noch nicht fähig sind, höhere Kunst zu genießen, sind gute Unterhaltungsschriften zu empfehlen, auch wenn sie auf den höchsten Kunstwert keinen Anspruch machen können. Spillmann S. J. gehört hierher (s. die Besprechung seines „schwarzen Schumachers" in den St. aus M.-L.). Aber auch hier hat er zu wachen, daß nichts Unkünstlerisches oder Widerkünstlerisches eindringe.

Es gibt hier Gutes und Vollwertiges genug — ich erinnere nur an den gemütvollen Münchener Franz Trautmann, der viel zu wenig bekannt ist.

Sein Hauptaugenmerk aber muß der Kritiker richten auf die Erziehung zum Kunstgenießen. Er muß zeigen, wie sich ein Werk aufbaut in schönem Ebenmaße und voller Harmonie der einzelnen Teile, wie sich die einzelnen Gestalten charakteristisch gegenüberstehen, wie alles herauswächst, eines sich aus dem anderen entwickelt und jeder einzelne Zug dem großen Grundgedanken dienen muß — wie alles sich zum Ganzen webt. So lehrt er auch solche Einzelheiten verstehen, die für sich selber, sozusagen nackt hingestellt, befremdend oder gar abstoßend wirken könnten. Auch das Leben, auch die Natur, Gottes größtes Kunstwerk, haben ihre dunklen Punkte, die im großen Ganzen doch die Harmonie erhöhen.

Die Dichter vergangener Tage sind aus ihrer Zeit heraus zu erklären; dann erst versteht man sie richtig. Sonst sind Künstler und Kunstwerk möglichst zu scheiden; wo das, wie z. B. bei Goethe, nicht gut möglich ist, gilt es die rechte Auffassung zu zeigen, die über die Schnüffelei am rohen Stoffe hinausführt — ich erinnere daran, wie schön Dr. Wasserzieher in der Oberon-Ausgabe Aschendorffs die Treue der Liebenden in den Mittelpunkt rückt. So muß man arbeiten; denn kein Geringerer als der große hl. Basilius lehrt uns, diese Männer nicht zu verachten; was er von den Heiden gesagt, gilt doch wohl mindestens auch für unsere Klassiker.

All diese Rücksicht auf die künstlerische Seite eines Dichtwerkes braucht den Kritiker und Historiker nicht zu hindern, seine Meinung als Katholik zu sagen, wo es nötig ist. Er wird von diesem Standpunkte nicht alles preisen, was und weil es neu ist, und vieles ablehnen als verderblichen Kulturauswuchs. Aber dem Künstler gegenüber muß er gerecht sein.

Er kann dann auch gerechte Beurteilung für Katholiken fordern, wenn er sich nicht selber auf einen engen Kreis zurückzieht und nicht etwa lobt, weil etwas katholisch ist. Darin sind Fehler gemacht worden. Wir haben manche überschätzt. Die natürliche Folge war die Unterschätzung von seiten der Gegner; so lag die Schuld auf beiden Seiten.

Gerechtigkeit auch gegen sich selber wie gegen die anderen ist Pflicht des katholischen Volksteiles. Nur mit dieser Gerechtigkeit werden wir vorwärts kommen.

Katholische Dichter kann man nicht aus dem Boden stampfen: die Gaben verteilt Gott selber. Aber auch Talente sind schätzenswert; hier möcht' ich einen scheinbar paradoxen Rat aussprechen: Denkt beim Schaffen nicht immer daran, daß ihr katholisch seid. So werdet ihr schaffen, wie wir es brauchen. Der katholische Geist ist in euch, auch wenn ihr nicht daran denkt, aber er soll das Ganze durchwehen, nicht im einzelnen aufdringlich hervorkokettieren. Das stößt ab und muß abstoßen. Lernet von den Gegnern, aber ahmt nicht kritiklos nach.

Aber bei allem vergessen wir nicht, daß unsere Kirche die Stadt ist, die auf dem Berge liegt, die darum nicht verkannt werden kann — aber nur dann, wenn sie sich den weiten Horizont ihrer hohen Lage, von der sie hinausblicken kann in Leben und Menschentum, nicht selber mit turmhohen Mauern verbaut. An der Kirche liegt es niemals, wenn sie ein Ziel nicht erreicht; das liegt immer an den Menschen, die die Leitung haben — und damit die Verantwortung.

Und im Literaturleben hat jedermann ein Stück Verantwortung, gleichviel, ob er als Schöpfer, als Kritiker oder Genießender daran teilnimmt. Dieser Verantwortung müssen wir uns bewußt sein, dann erfüllen wir unsere Pflicht auf diesem heut so weitausgebreiteten und tiefwirkenden Gebiete, unsere Pflicht, die wir haben unserer Kirche und unserem Volkstume gegenüber.

Der Jesuitismus.*)

Von

Dr. Bruno Kunz.

Endlich ist das lang erwartete Werk von Pilatus (Dr. Viktor Naumann) „Der Jesuitismus" im Buchhandel erschienen. Daß dieses Erscheinen eine Tat bedeutet, wußte ich schon längst, aber heute muß ich sagen: es ist ein epochemachendes Werk, jedenfalls das objektivste, überzeugendste und gründlichste, das bisher über den bestgehaßten Orden geschrieben wurde. Es ist schon stilistisch ein Werk ersten Ranges, ebenso psychologisch und historisch, es beruht auf einem geradezu riesigen Quellenstudium (eine Literatur von 1800 Nummern in 12 Sprachen wurde benützt) und zerstört endgültig auf Grund unzweifelhafter Dokumente die Lügen über Zweck, Ziele und Verfassung des Jesuitenordens.

Was die Einteilung und Gruppierung des Inhaltes anbelangt, so geht Naumann von der Idee aus: der ganze bisherige Jesuitenstreit ist auf einem falschen Terrain ausgefochten, indem man den eigentlichen Grund des Zwiespaltes nie erkannt hat. Es ist keine persönliche Leidenschaft, die den Jesuitenorden in Gegensatz zu dem Protestantismus gebracht hat, sondern es sind zwei große Weltanschauungen, die sich befehden, von denen jede ihre philosophische Begründung hat. Ebenso sind die erbitterten Fehden katholischer Kreise in der Vergangenheit gegen die S. J. nur zu begreifen, wenn man erkennt, wie die neue asketische Lehre: Völlige Ertötung des Individuums bei Ausbildung aller individuellen Anlagen, Leben des der Welt Abgestorbenen mitten in der Welt unter Teilnahme an den Kämpfen der Welt, die älteren Orden zum Angriff zwang, da sie zunächst die Tiefe des neuen Gedankens und die eminente Wichtigkeit seiner praktischen Ausführung nicht klar erkannten. Die Differenzen in der Willensfreiheitlehre waren nur das Signal zum Streit, der kommen mußte.

In den ersten beiden Kapiteln zeigt unser Autor kurz, wie seit 350 Jahren in manchen katholischen wie in protestantischen Hirnen eine wüste Legendenbildung, die auf Mißverständnis, Verleumdung und Lüge beruht, über die Societas Jesu (S. J.) Platz griff und sich nach und nach durch ihr ehrwürdiges Alter in historische „Wahrheit" wandelte. Kapitel 2 zeigt diese Legendenbildung speziell am Leben des heiligen Ignatius.

Das dritte Kapitel, eines der wertvollsten des Werkes, gibt uns eine psychologische Würdigung des heiligen Ignatius. Der Protestant Naumann hat es verstanden, in liebevollster Weise sich in die Seele des großen Heiligen zu versenken, vollkommen seinen Ideengang sich zu eigen zu machen. „Pilatus" ist ein Gegner des Ordens seiner Weltanschauung nach und trotzdem, welche Anerkennung, welches Verständnis für den Ordensstifter und seine Stiftung! Es ist ein Charakterbild, so fein gemalt wie eines der spanischen Porträts des 17. Jahrhunderts. Besonders schön wirkt die Gegenüberstellung von Loyola und Luther, die Würdigung der großen Eigenschaften der beiden mächtigen Gegner und die Erklärung, warum gleiche Ursachen so verschiedene Resultate in ihren Seelen bewirken mußten.

Kapitel 4 zeigt uns zunächst Ignatius als Bildner von Asketen durch eine eingehende Einführung in die Exercitia spiritualia des Heiligen. Dem folgt auf 80 Seiten eine an der Hand des Instituts der S. J. gegebene Darstellung, genaue Darstellung der Zwecke des Ordens, der Mittel zu ihrer Erreichung und der Verfassung. Alle die Märchen über die Ziele des Ordens und seine Verfassung werden an der Hand der Quellen glänzend ad absurdum geführt und sehr „berühmte" protestantische Gelehrte kommen recht schlecht in diesem Kapitel fort, denn es wird ihnen nachgewiesen, wie maßlos liederlich und flüchtig sie gearbeitet haben.

Die folgenden Kapitel sind den großen wissenschaftlichen Kämpfen, die der Orden mit Katholiken und Protestanten auszufechten hatte, gewidmet. In einem sehr feinen Einleitungskapitel wird gezeigt, warum auch diese Kämpfe uns entstellt überliefert wurden. Sodann werden die großen Erfolge des Ordens besprochen und wird gezeigt, woher sie entstammen, wie meisterhaft die Jesuiten die Ideen der Zeit sich nutzbar machten, wie sie die Gegner mit ihren eigenen Waffen bezwangen. Sehr charakteristisch ist für die Art und Weise der Schilderung die Beweisführung, wie der Jesuitenstil nicht nur die Ideen des Ordens in der Kunst wiedergab, sondern auch eine Notwendigkeit für die mystische Seelenstimmung des Zeitalters war. Ungemein einleuchtend sind die nun folgenden Betrachtungen über die Jesuitenmissionen unter den Heiden und den Zorn, den sie bei anderen Orden erregten. Pilatus zeigt, wie psychologisch richtig die Methode der Jesuiten war, die heute auch von ihren grimmigsten damaligen Gegnern akzeptiert ist.

Eine Abhandlung über die großen wissenschaftlichen Attacken, die im 16. Jahrhundert die führenden protestantischen Geister, ein Chemnitz, ein Osiander, gegen die Gesellschaft unternahmen, eröffnet die Darstellung der eigentlichen Kämpfe. Wir ersehen, daß Chemnitz wie Osiander sich im Objekt des Angriffs irrten, da sie die katholische Kirche, das tridentinische Bekenntnis befehdeten unter der Angabe, wider die S. J. zu streiten. Kurz werden dann noch die im Anhang ausführlich besprochenen Schandschriften des Exjesuiten Hasenmiller erwähnt, aus dem Grunde zwar, weil er die eigentliche Quelle sämtlicher Jesuitenlügen war und ist; unbewußt wird heute noch immer von ihm abgeschrieben.

Der molinistische Streit, die Eröffnung der großen Kämpfe zwischen Dominikanern und Jesuiten folgt: es handelt sich um die Hilfe der göttlichen Gnade bei der freien Willensentscheidung des Menschen, nachdem der Mensch durch Christus überhaupt fähig geworden ist, zu Gott zu gelangen, Kämpfe, die von höchster Wichtigkeit sind, da sie die letzten Fragen der Philosophie über das Kausalitätsgesetz und die Gebundenheit des Willens in sich schließen. Diese Kämpfe, deren Fortsetzung im Jansenistenstreit stattfand, haben über 125 Jahre angedauert. Eindrucksvoll ist die Schilderung der gewaltigen Redekämpfe in der ewigen Stadt: wir sehen den frommen Papst Klemens VIII. zu den Hauptkirchen wallfahren, um die göttliche Erleuchtung für die Streiter zu erflehen, wir sehen mächtige Geister gegen einander ringen, ein Banez bekämpft einen Bellarmin. Kein Friede folgt dem Kampfe, sondern ein Waffenstillstand, den der milde Geist des hl. Franz von Sales herbeiführt.

Der folgende Teil des Buches ist den großen französischen Zwisten gewidmet. In zwei Einleitungskapiteln wird zunächst die politische Lage ausführlich geschildert. Sorbonne und Parlament stehen von Anfang an in Waffen gegen die S. J., deren Können sie fürchten. Borgias und Aquavivas ganzer Kraft bedarf es, um den

*) Der Jesuitismus. Eine kritische Würdigung der Grundsätze, Verfassung und geistigen Entwicklung der Gesellschaft Jesu, mit besonderer Beziehung auf die wissenschaftlichen Kämpfe und auf die Darstellung von antijesuitischer Seite. Nebst einem literarhistorischen Anhang: Die antijesuitische Literatur von der Gründung des Ordens bis auf unsere Zeit. Von Pilatus (Dr. Viktor Naumann). gr. 8°. IX und 591 Seiten. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis Mk. 7.50, geb. Mk. 9.50.

Orden zu schützen. — Sorbonne und Parlament predigen den Tod Heinrichs III., jubeln dem Mörder zu, feiern ihn als Heiligen und verlangen, daß Heinrich von Navarra „gerichtet“ werde wie Heinrich von Valois. An dem Attentat des Klement sind die Jesuiten ebenso unschuldig wie an der Bartholomäusnacht, selbst die unmittelbaren zeitgenössischen Darstellungen wagen nicht das Gegenteil zu behaupten. Aber als Heinrich IV. seinen Frieden mit Paris gemacht, da suchten Sorbonne und Parlament, die eben noch den Fürstenmord gelehrt, ihn gegen die Jesuiten „scharf zu machen“, welche die Theorie des Fürstenmordes verteidigt haben sollten. Der König wird gezwungen, den Orden aus einigen Teilen Frankreichs zu verbannen, aber bald ruft er ihn zurück und weist in einer meisterhaften Rede (deren Echtheit Pilatus im Anhang II nachweist) die Vorwürfe gegen die Gesellschaft Jesu zurück. Sie kamen, aber bald folgte leider das Attentat des Ravaillac, an dem der Orden nicht den geringsten Anteil hatte, damit seine neue Verfolgung, der schützende Heinrich IV.

Die nächste Abhandlung betrachtet die „verfehmten“ Bücher von Bellarmin und Mariana über die Suprematie des Papstes und den Tyrannenmord und weist nach, daß beide große Männer nur stets Gelehrtes und durchaus nichts Unsittliches verkündeten. Eine Riesenliteraturangabe ist über diese ersten französischen Streite mit kritischen Bemerkungen gegeben, wir lernen alle die Schmähschriften, deutsche, englische und französische, aus den Jahren 1590 bis 1613 wider den Orden kennen. Wir sehen, wie die katholischen Franzosen am meisten ihn zu vernichten suchen.

Sechs Kapitel sind dem Jansenistenstreit, den Provinzialbriefen und den sich daran anschließenden Kämpfen mit Quietisten und Molinosenisten gewidmet, vor allem aber daher den Moralstreitigkeiten. Diese Kapitel bilden einen Höhepunkt des ganzen Werkes. Er liegt nicht in der Fülle der besprochenen und benutzten Literatur, nicht in der glänzenden Darstellung, der lebenswahren Schilderung der Kämpfer, des Kampfplatzes und des Ausganges des Streites, er liegt auch nicht in der Fülle neuer Ideen, die Naumann entwickelt, sondern in der Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, mit der er zu Werke geht. Wie liebevoll schildert er uns den genialen, ehrlichen Pascal, wie ist er von ihm begeistert, wie weiß er den gutmütigen Arnauld zu würdigen, wie versteht er diese Männer, und doch, wie zeigt er, wie sie geirrt haben, nicht bewußt, wie sie, trotz allen Geistes, allen Wissens, in der Arbeit liederlich vorgingen, er zeigt, daß der glänzendste Angriff, der je gegen die S. J. unternommen wurde, daß die Provinzialbriefe von ewigem ästhetischem Wert sein werden, daß ihr wissenschaftlicher aber nur ein sehr bedingter ist. Der Jesuitenorden wiegt sich in dem Streit und geht aus ihm unverletzt hervor. Weder Jansenius, noch Arnauld, noch der gewaltige Pascal haben mit ihren schweren Anschuldigungen wider die Moral der S. J. Recht behalten. „Pilatus“ weist das an zwei Einzelfällen, an der reservatio mentalis und an dem Satz, „daß der Zweck die Mittel heilige“, siegreich nach. Von wie hoher Bedeutung gerade diese Kapitel sind, braucht nicht lange ausgeführt zu werden.

Kleinlich sind die Kämpfe in Deutschland gegen die französischen, eine schwache Nachahmung, weiter nichts. Nur die Form der Religionsgespräche, von denen Pilatus einzelne sehr humorvoll schildert, sind etwas spezifisch Deutsches. Die englischen und italienischen Streitigkeiten werden unter Besprechung der einschlägigen Literatur (das gleiche gilt von den deutschen Religionsgesprächen) kurz geschildert, und dann wendet sich der Verfasser der Aufhebung des Ordens zu, seiner Wiederaufrichtung und den Kämpfen, die bis in die Gegenwart dauern. Nach einer kurzen Einleitung, die meisterhaft den unterirdischen Kampf zwischen Maurern und Jesuiten schildert, wird unter Benutzung eines gewaltigen Materials (italienische, deutsche, spanische, holländische, englische, französische Autoren) ein musterhaftes Bild der Kämpfe der S. J. bis in unsere Tage hinein gezeichnet. In wenigen Worten werden die Hauptstreiter charakterisiert und mit der vollendeten Kunst, in jedem Satz etwas Bedeutungsvolles zu sagen, geht die Schilderung in fast dramatischer Weise vor unseren Augen weiter. Wenige Historiker dürften sich rühmen, ein Kapitel wie das 18. des „Jesuitismus“, diese großzügige Darstellung des Kampfes der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert, geschrieben zu haben. Mit diesem Kapitel klingt in mächtigen Worten der erste Teil aus.

Der zweite Teil, der Anhang, über den wir nur wenig sagen wollen, wird für den Leser fast noch mehr Reiz haben. „Pilatus“ hat nämlich über 1000 antijesuitische Pamphlete, teilweise sehr witzige, teilweise sehr reale, teilweise sehr kindliche, teilweise sehr gemeine, seit dem Bestehen des Ordens bis auf unsere Tage gesammelt und gibt an der Hand dieses Riesenmaterials mit köstlichen und bedeutungsvollen Stilproben von oft erschütternder Heiterkeit, oft empörender Verleumdungssucht, eine genaue Uebersicht, wie die ordinärsten Lügen über die S. J. entstanden, wie sie „verwertet“ wurden und wie sie selbst bei Gelehrten für Wahrheit gelten. (Man denke nur an die „Monita secreta“ und das Fluchformular.) Für jeden Kulturhistoriker, Literarhistoriker, Historiker und Theologen ist diese Sammlung von unschätzbarem Wert. Sie ist aber auch für eine gewisse Sorte von Ordensgegnern vernichtend, denn sie zeigt, auf welchen Füßen die liberalen Angreifer des Ordens stehen. Ueberzeugender als dieser Anhang kann nichts sein, um zu beweisen, mit welchen Mitteln die S. J. bekämpft wurde und wird.

Anhang II bespricht noch einmal (in Briefen an Felix Dahn) den jesuitischen Tyrannenmord und in einer Kritik über Hoensbroech die „der Zweck heiligt die Mittel“-Frage. —

Damit schließt das Werk, das künftig von keinem ehrlichen Gegner der S. J. umgangen werden kann. Dr. Viktor Naumann hat durch seine Arbeit der Wahrheit und der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet. Es wird nun in allererster Linie Sache der Katholiken sein, das Buch nach Verdienst zu würdigen und für die weiteste Verbreitung desselben Sorge zu tragen. Lernen wir von den Gegnern, welche den Pamphleten eines Hoensbroech einen Riesenabsatz zu sichern wissen!

Der Autor meint, daß ihm die Veröffentlichung die Luft zum Atmen, das tägliche Brot zum Leben rauben werde. Er rechnet nicht auf Lohn und Dank, er weiß, daß die Wissenschaft den Kämpfer tot fordert wie der Kriegsgott. Sollte sein Los von ihm richtig geschaut sein, nun, ruhmlos ist er nicht gefallen, und er kann sich als Trost selbst, wenn er seines ehrlichen Wirkens für die Wahrheit gedenkt, zurufen:

„non omnis moriar“.

Wahlrecht und Liberalismus in Bayern.

Die in Nr. 34 vom 20. Nov. veröffentlichte Zuschrift des liberalen protestantischen Pfarrers A. Schowalter in Jettenbach (Pfalz) kam der liberalen Partei und Presse so ungelegen, daß, abgesehen von einigen nichtssagenden Bemerkungen des „Fränkischen Kurier“ in Nürnberg und der „Neuen Bürger-Zeitung“ in Neustadt (Pfalz), kein liberales Blatt es angemessen fand, auf die Keulenschläge auch nur mit einer Silbe zu reagieren. Herr Schowalter äußerte sich über diese Taktik in einer Zuschrift vom 22. November an den zwar liberalen, aber dem Bund der Landwirte nahestehenden „Pfälzischen Kurier“ (Nr. 277) u. a. wie folgt:

„Ich habe immer mit offenem Visier gekämpft gegen Zentrum wie gegen Sozialdemokratie, und tue es auch gegen unseren Kammerliberalismus. Schon vor vielen Monaten habe ich Herrn Dr. Hammerschmidt geschrieben, ich würde mich freuen, wenn er einmal eine seiner Versammlungen so legen würde, daß ich ohne Versäumnis meines Amtes mich dort mit ihm über Zweck und Mittel in der Politik unterhalten könnte. Mir ist nicht angst vor'm „ins Gesicht sagen“. Aber Sie sehen ja an dem Echo, das meine Schrift in den „großen“ liberalen bayerischen Zeitungen — und in den pfälzischen „liberalen“ Götzentempelchen — gefunden hat, daß diese Herren nicht den Mut zur sachlichen Erwiderung haben. Sie schließen sich ein in ihre vier Wände und schicken nur von Zeit zu Zeit einen kleinen, strafunmündigen Jungen ans Fenster, der muß dem Gegner die Zunge herausstrecken. Diesmal haben der „Redakteur“ (daß Gott erbarm!) der „Neuen Bürgerzeitung“ und sein Kollege vom „Fränk. Kurier“ dieses Ehrenamt ausgeübt. Was sollte ich nun gar als Nichtdelegierter in einer „Delegiertenversammlung“ oder als Nicht-Parteimitglied auf einem Parteitag? Haben Sie schon einmal eine ausgesprochene „liberale“ Versammlung gesehen, in der freie Diskussion gewährt worden wäre, oder wo einer den Vorsitz führte, der sie überhaupt hätte leiten können, wenn man sie gewährt hätte? Ist da nicht immer im voraus bestimmt, wer zum Reden kommt? Wird da eine andere Taktik verfolgt als die des Verschweigens? Und ist nicht das gerade der Jammer und der Ruin des Liberalismus, daß zu einer Aussprache keine Gelegenheit ist und infolgedessen der eine als liberal verherrlicht, was der andere als antiliberal verdammt?, daß eine geschlossene Clique bestimmt, was momentan als liberal zu gelten hat?, daß der Liberalismus nur lebt von der Vergangenheit statt für die Zukunft, und daß seine Wähler mißmutig und ohne Begeisterung zu ihm halten, nur weil Besseres fehlt? Also geben Sie, bitte, nicht mir die Schuld, wenn ich nicht allen, die es angeht, „ins Gesicht“ sage, was ich von ihnen denke.“

In demselben „Pfälzischen Kurier“ gibt Herr Schowalter die Antwort bekannt, die er brieflich an die „Neue Bürger Zeitung“ richtete.

„Von einer kleinen Reise zurückgekehrt, finde ich hier die Nr. 272 Ihres Blattes mit den Bemerkungen über mich, die Sie beim Stoppelgang durch die kahlen Felder des „Fränk. Kurier“ erbeutet haben. Ich neide Ihnen dieses Ergebnis nicht. Meine Antwort steht 5. Mos. 25,4, auch 1. Cor. 9, 9. Eine Bibel leihe ich Ihnen im Bedürfnisfall. Sie dürfen Sie dann auch Ihrem Kollegen vom „Fränk. Kurier“ weitergeben. In der Hoffnung, daß Sie beide dieses Wort lesen und sich dabei glücklich

fühlen, ist für mich die Sache erledigt. Nur in einem kleinen Punkte will ich Ihrem Gedächtnis ein wenig nachhelfen. Sie suchen vor Ihren Lesern den Eindruck zu erwecken, als sei ich irgendwie mit dem Zentrum im Bunde, und behaupten, ich habe mir durch meine Schrift über die Wahlrechtsfrage „den Dank der Zentrumsblätter gesichert". Abgesehen davon, daß das nur jemand sagen kann, der diese Schrift überhaupt nicht gelesen oder nicht begriffen hat, haben Sie seinerzeit in Ihrer Zeitung den für alle pfälzischen Zentrumsblätter gleichen — übrigens gewiß sehr kühlen — Wortlaut eines Artikels über diese Schrift fast wörtlich abgedruckt, haben diese Schrift auch als „mutig" bezeichnet. War es nun damals „mutig", sich „den Dank der Zentrumsblätter zu sichern"? Oder merkten Sie damals nicht, daß sie mir diesen „Dank sichere"? Oder aber ist Ihr sachliches Urteil verschieden, je nachdem Ihre Aktien beim Zentrum stehen? Sie haben hier die Wahl zwischen dem Eingeständnis politischer Urteilsunfähigkeit und dem politischer Unehrlichkeit. Was ist Ihnen lieber? Ein Drittes gibt es nicht. Alles, was ich Ihnen sonst zu sagen hätte, würde ich Ihnen nach dem Rat des „Pfälz. Kurier" am liebsten „ins Gesicht sagen". Wenn Sie einmal in die nordpfälzischen Berge kommen und Ihren Kollegen vom „Fränk. Kurier" nebst den nötigen Gesichtern dazu mitbringen, soll es daran nicht fehlen. Manches Gesagte und zu Sagende nimmt sich im Gesichte immer noch am besten aus."



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Graf Posadowsky — still auf gerettetem Boot.

Als Graf Posadowsky nach Wien ging, schrieben wir hier, er müsse seines Erfolges sicher sein, denn sonst hätte er nicht selbst die Fahrt antreten dürfen, deren Fehlschlag auf die politischen Beziehungen unangenehm zurückwirken würde. Man hatte offenbar die Nachgiebigkeit und „Gemütlichkeit" auf jener Seite zu hoch eingeschätzt. Graf Posadowsky dachte in 14 Tagen fertig zu werden; er legte noch 14 Tage zu und mußte dann die fruchtlose Arbeit einstellen. Rußland, das sonst so spröde, das noch im vorigen Jahrzehnt einen Zollkrieg riskierte, lief diesmal uns nach und war im Handumdrehen mit uns handelseins. Oesterreich-Ungarn, dem lieben Bundesgenossen, liefen wir nach — und alles war vergebens.

Gerade das Nachlaufen sei ein psychologischer Fehler gewesen, sagen gewisse kluge Leute; die Sendung des Grafen Posadowsky nach Wien habe die österreichisch-ungarischen Herren übermütig und unnachgiebig gemacht. Der psychologische Prozeß wird wohl etwas verwickelter sein. Vor zwölf Jahren haben wir den verbündeten Nachbarstaat etwas verwöhnt. Deutschland hielt sich damals für stark genug, um mit einem stark reduzierten Agrarzoll auszukommen, und von seiner vermeintlichen wirtschaftlichen Ueberlegenheit glaubte es das liebe Oesterreich vor allem profitieren lassen zu sollen. Der deutsch-österreichische Vertrag kam damals zuerst als Muster eines brüderlichen Handelsvertrages zustande. Inzwischen sind nun die Dinge ganz anders geworden. Durch herbe Erfahrungen haben wir gelernt, daß unsere Landwirtschaft unbedingt eines besseren Zollschutzes und auch eines strammen Schutzes gegen Seucheneinschleppung bedarf; die agrarische Zuspitzung unseres neuen Tarifs richtete sich natürlich gegen die Länder, die Getreide, Vieh, Holz 2c. bei uns einzuführen pflegen, also vor allem gegen Rußland und Oesterreich. Rußland fügte sich gutwillig, teils aus Rücksicht auf den Krieg, teils durch die Erinnerung an die verunglückte Kraftprobe vor zehn Jahren bewogen. Oesterreich-Ungarn wollte sich nicht in die veränderte Lage finden. In der regierungsfreundlichen Presse von Wien und Budapest kamen ganz sonderbare Ansichten zutage. Z. B.: warum denn Oesterreich die Zugeständnisse, die sich Deutschland schon von Rußland habe bezahlen lassen, nochmals bezahlen solle? Oesterreich brauche schließlich keinen Tarifvertrag; die Meistbegünstigung genüge und die sei ja ohne Opfer zu haben. Deutschland müsse nachgeben, weil sonst die politische Freundschaft Schaden litte, usw.

In besonders scharfem Gegensatz zur Wirklichkeit stand die Anklage, Deutschland wolle die innerpolitischen Schwierigkeiten in den beiden Reichshälften ausbeuten. Umgekehrt: gerade die innerpolitischen Wirren in Wien und Pest machen die Verständigung schwierig. Um auf der mittleren Linie zusammenzukommen, müssen die verantwortlichen Stellen Opfer bringen. Ein Ministerium, das eine sichere Mehrheit in einem arbeitsfähigen Parlament hinter sich hat, kann eher handelspolitische Zugeständnisse riskieren als ein ohnehin schwer belastetes und kritisch gestelltes Ministerium à la Körber und Tisza. Unter Umständen ist es leichter, tapfer als nachgiebig zu sein. Unglücklicherweise haben nun gleichzeitig beide Ministerien das Bedürfnis, durch wirtschaftspolitische Schneidigkeit ihren Nimbus zu erhöhen.

So erklärt sich das Fiasko der Posadowsky-Fahrt. Man muß die unangenehme Sache nicht gleich tragisch nehmen. Vor zwölf Jahren bedurfte es erst eines Zollkrieges, um Rußland zur rechten Erkenntnis der Sachlage zu bringen. Jetzt kann es nicht vor dem 1. Januar 1906 zum Zollkrieg kommen. Sollte dieser Zwischenraum von mehr als einem Jahr nicht hinreichen, um in Oesterreich-Ungarn die Erkenntnis durchdringen zu lassen, daß es uns ernst ist mit dem Agrarschutz und daß der eine Staat ein ebenso großes Interesse an Handelsfrieden und politischer Freundschaft hat wie der andere? Machen wir die stipulierten Verträge mit Rußland, Italien 2c. rechtskräftig, kündigen den übrigen Ländern am Ende dieses Jahres bis zum Ablauf des nächsten Jahres und warten dann in aller Ruhe ab, bis die Oesterreicher den Faden wieder aufnehmen!

Graf Bülows Friedensrede.

Unser Reichskanzler hat einen englischen Berichterstatter benutzt, um gegenüber dem oft gekennzeichneten Verleumdungsfeldzug gewisser englischer Blätter die Friedlichkeit und Geradheit der deutschen Politik klarzustellen. Was Graf Bülow da sagt, kommt uns Deutschen wie lauter Selbstverständlichkeiten vor; ja, wir verwundern uns sogar, daß unser Reichskanzler erst noch der Welt förmlich versichern muß, daß wir nicht so wahnsinnig sind, England übermorgen angreifen zu wollen. Die inoffizielle Verteidigungsrede Bülows ist auch ein Zeichen der Zeit: sie bezeugt die Macht der schlechten Presse. Die organisierte Zeitungslüge hat es dahin gebracht, daß die englisch sprechende und lesende Welt Deutschland trotz seiner dreißigjährigen effektiven Friedlichkeit für den Rinaldo Rinaldini unter den Nationen hält. Wir wollen gern hoffen, daß die Erklärungen des Reichskanzlers die besseren Elemente zum Nachdenken und die schlechteren zu etwas Mäßigung veranlaßt. Aber die Lügen sind wie Wanzen: mit dem einmaligen Ausräuchern ist es nicht getan, man muß nachher stets auf dem Posten sein, um jeder einzelnen Lüge sofort durch klare Widerlegung den Kopf zu zertreten.

Der deutsche Reichsetat.

Die Etatsrede des Schatzsekretärs Freiherrn von Stengel hat uns einen dunklen Punkt enthüllt, den wir bei der vorwöchentlichen Besprechung übersehen hatten. Es sind im außerordentlichen Etat noch 46 Millionen für Kanonen und Gewehre angesetzt, die nach altem gutem Brauch in den ordentlichen Etat gehören, aus den laufenden Mitteln gedeckt werden sollten. Wenn man diese 46 Millionen zu dem anerkannten Fehlbetrag von 51 Millionen hinzurechnet, stellt sich die Zuschußanleihe tatsächlich auf 97 Millionen. Wir begreifen vollständig, wenn der Schatzsekretär immer wieder versichert, daß das nicht so weiter gehen könne. Aber auch er muß zugestehen, daß sich vor dem Inkrafttreten des neuen Zolltarifs nichts machen läßt. Zum Schlusse seiner steuerpolitischen Zukunftsmusik schlug der Schatzsekretär den populären Ton an: „Schonende Rücksichten auf die wirtschaftlich Schwachen!" Sehr schön, wenn man es richtig versteht! Jede Besteuerung des Massenverbrauchs drückt auf die schwächeren Schultern. Besser ist es, die Formel positiv zu fassen: Deckung der Kosten durch die wirtschaftlich S t a r k e n!

Die zweijährige Dienstzeit und das neue Quinquennat.

Die Militärvorlagen sind gemäßigt gehalten. Die Friedenspräsenz soll in der nächsten fünfjährigen Periode um 10,000 Mann (von 495,000 auf 505,000) gesteigert werden; die zweijährige Dienstzeit (außer Kavallerie und reitender Feldartillerie) soll endgültig in der Verfassung festgelegt werden. Für letzteres Zugeständnis wurde allerdings ein beträchtlicher Preis verlangt, nämlich neue erhebliche Geldmittel für eine Reihe von Maßnahmen, die teils zur Erleichterung des Dienstes, teils zur Förderung der Ausbildung als unentbehrlich erachtet werden. Die Begründung spielt sogar auf die bekannten Skandale an, wenn sie die jetzige Arbeit des Ausbildungspersonals als a u f r e i b e n d für die geistigen und körperlichen Kräfte hinstellt. Darin wird wohl ein Korn Wahrheit stecken, wenn auch zum Kapitel „Mißhandlungen" noch ganz andere Dinge in Betracht kommen. Zweifellos muß das mögliche geschehen, um sowohl das P e r s o n a l als die M e t h o d e und die Hilfsmittel der Ausbildung zu vervollkommnen, und zwar gerade im Sinne der k r i e g s m ä ß i g e n Ausbildung. Der Reichstag wird aber gewiß auch die Frage aufwerfen, ob sich nicht die P a r a d e-Ausbildung beschränken läßt; damit ließe sich viel Zeit, Kraft und Geld gewinnen für den höheren Zweck, den der Kriegsminister so trefflich beleuchtete: die Ausbildung des einzelnen Mannes zu einer selbständigen Kraftentfaltung im Kriege.

Die zweijährige Dienstzeit müssen wir hegen und pflegen, nicht bloß wegen der bedeutenden Erleichterung der persönlichen Militärlast, sondern vor allem deshalb, weil sie ein Uebergewicht Deutschlands auf dem militärischen Gebiete begründet. Man muß uns die Verkürzung der Dienstzeit nachmachen, um zu einer annähernd gleichen Zahl von Ausgebildeten zu gelangen; aber nirgendwo sonst als im Deutschen Reiche sind die Bedingungen für eine gute Erziehung in 2 Jahren gegeben. Auch in Frankreich nicht, da dort sowohl die Unteroffiziere als die Rekruten in intellektueller und moralischer Hinsicht hinter unserem Material zurückstehen und die traurigen politischen Zustände den Geist des Heeres erst recht verderben. Bei uns fehlt auch noch manches; aber wir dürfen doch beim Weiterstreben das Bewußtsein haben, immer noch an der Spitze zu marschieren.



Erster Schnee.

Schnee fällt in dichten Flocken,
Wie ein Märchen liegt die Stadt,
Und darüber läuten die Glocken . . .
Und die Jugend jubelt sich matt.

Und Glanz steigt von den Dächern
In die blaue Dämmerung
Und weckt in stillen Gemächern
Alte, liebe Erinnerung.

Und still das Flockenschwärmen;
Die Luft weht schneidend kalt.
Langsam, langsam das Lärmen
In den tiefen Straßen verhallt.

Leiser und immer leiser,
Bis daß kein Mensch mehr wacht.
Hoch um die dunklen Häuser
Fliegt flötend nur die Nacht.

Münster i. W. — Christoph Flaskamp.

Winter.

Es starret in Eis die frostige Erde;
Der Schnee hüllt Berge und Täler ein.
Der Puls der Natur, was Leben, was Wärme,
Das scheint nun erstarrt, erstorben zu sein,

Gedulde dich, Herz! Der Bann wird gebrochen:
Laß erst die paar frostigen Monde vergeh'n!
Der Frühling wird kommen und, was dir erstarrt scheint,
Wird wieder zu fröhlichem Leben ersteh'n.

Doch wenn es bei dir einst Winter geworden,
Wenn trübe dein Blick und das Haar dir beschneit,
Wenn die Hände schon zittern, die Kräfte erlahmen,
Kommt dann auch für dich noch die Frühlingszeit?

Wohl kennt auch das alternde Herz noch das Sehnen
Nach Jugend, nach einstiger Seligkeit;
Doch nimmermehr kehrt für den Wand'rer, den müden,
Der Frühling, die sonnige Jugendzeit.

Dein Frühling grünt auf andren Gefilden,
Die liegen von hier gar weit, gar weit.
Laß erst noch gänzlich es Winter werden,
Dann winkt dir die ewige Frühlingszeit!

Aufkirchen. — L. J. Wiesendorfer.

* * *

Frankfurt—Frauenfurt.

Von

E. v. Briesen.

Als uns am Abend des 6. November die Kaiserstadt Frankfurt gastlich die Tore öffnete und zur definitiven Gründung des Katholischen Frauenbundes für Deutschland geschritten wurde, kam mir eine alte Sage in Erinnerung. Auch in den beiden folgenden Tagen mit ihren Beratungen, Vorträgen und Diskussionen vermochte ich das Bild dieser Sage nicht aus meinem Gedächtnis zu bannen.

Manche Leserin wird wohl denken, ich hätte besser getan bei der Sache zu bleiben, als meine Gedanken so weit abschweifen zu lassen; aber ich kann es mir nicht versagen, auch hier noch einmal von dieser Sage zu reden.

Es wird erzählt, der Kaiser Karl der Große habe auf seinem Heereszug dahin, wo die „Sachsen hausen", unfreiwillig rasten müssen, da dichter Nebel Weg und Steg verhüllte. Das eintönige Rauschen eines Wassers ließ einen Fluß in nächster Nähe vermuten, durch den sich, im grauen Einerlei des Nebels, keine Furt für das gewaltige Heer des großen Kaisers finden ließ. Unmut mochte da wohl die Kriegsleute erfüllen, die, Begeisterung im Herzen, das Schwert in der Hand, dem Banner mit dem Zeichen des Kreuzes gefolgt waren, um es siegreich aufzupflanzen in den Gauen der tapferen, aber noch heidnischen Sachsen. Auch der große Kaiser fügte sich nur widerwillig dem aufgezwungenen Lagerleben und schaute verlangend nach der noch immer verhüllten Sonne, ob deren Strahlen nicht durchbrechen, die Nebelschleier verteilen und ihm einen Weg zeigen möchten. Wie verschiedenartig waren doch die Kämpen, die mit Karl ausgezogen waren. Verschieden in Alter und Stamm, verschieden in Rang und Stand, verschieden in der Auffassung des Lebens, aber eins im Blick auf das Banner mit dem Kreuz. Darauf hatten alle den Eid der Treue geleistet. Wieder erwachte der Kaiser eines Morgens, immer noch fand sein suchender Blick nichts als die weißgrünen Schwaden des schon tagelang herrschenden Nebels. Die Enge des Zeltes drückte auf ihn und er suchte, den Lagerplatz verlassend, seinen Unmut zu bezwingen und seinen Geist zu befreien in stillem Gebete. Durch die Ruhe des Morgens schlug ein leiser Tritt an des Kaisers Ohr, aufschauend sah er einen Hirsch sicher und unbeirrt dahinschreiten. Der Kaiser folgte dem prächtigen Tier, das auf das rauschende Wasser zulief und, seine Furt kennend, ohne Zaudern dasselbe durchschwamm. Da ließ der Kaiser sein Heer sammeln und an der Stelle, die der Hirsch als Furt benutzt hatte, über den Strom setzen. Den Ort, den sie am jenseitigen Ufer erreichten, nannte er Frankenfurt. Später hat er ihn zur deutschen Kaiserstadt erhoben. So erklärt die Sage die Entstehung des Namens der Stadt Frankfurt.

Doch jetzt zum Frauentag daselbst. Auch da sah ich ein Heer, ein Heer von Frauen, zusammengesetzt aus allen Stämmen unseres Vaterlandes. Verschiedenartig schien mir auch hier die Auffassung über die praktische Lösung der Frauenfrage zu sein. Viele wollten sie lediglich in charitativem Sinn, andere im wissenschaftlichen Erheben verstehen und manche der Vertreterinnen dachte wohl vorwiegend an eine Verbesserung der sozialen Stellung des Weibes. Einig aber waren sie in dem Bewußtsein, der wahre Fortschritt müßte unter dem Banner des Kreuzes stehen, — einig waren sie alle, daß ihre Waffen geweiht sein müßten von der Hand christlicher Liebe. So waren diese Frauen ihres Zieles sich bewußt, aber richtig wies einer der Redner darauf hin, daß die Wege, welche zu diesem Ziele führten, noch im Nebel verschwommen und verhüllt seien. Da habe ich an Kaiser Karl gedacht und mir vorgestellt, wie demütig der große Mann erkannte, daß man auch von dem Kleinen und scheinbar Unvernünftigen lernen könne und wie er von seinem Herrgott nicht einen Engel des Himmels zum Wegweiser erflehte, sondern dankbar den Hirsch als Retter in der Not betrachtete. Ich denke, auch wir sollen die Wege begrüßen, die wenn auch anders Gesinnte vor uns im praktischen Leben betreten haben. Mutige Vorkämpferinnen haben schon manche Bresche in veraltete Zustände gelegt. Erkennen wir dankbar an, wie viel diese in der Frauenfrage schon erreicht haben; benutzen wir diese Bresche, um den Geist des Glaubens, die Gesinnung christlicher Liebe den um ihre Existenz kämpfenden Mitschwestern als Stärkung in den schweren Kampf zu bringen.

In selbstloser Liebe klärend und veredelnd zu wirken, möge dem Katholischen Frauenbund beschieden sein, dann werden für ihn die Tage in Frankfurt—Frauenfurt bedeuten.

Der Ameisbär.

Eine Geschichte aus dem Walde.

Von

Anton Schott.

Grünsamtener Rasen deckt die Waldblöße, und schwanke Schmielen wiegen sich darüber, wenn einer der gaukelnden Falter sich zur Ruhe setzt im weitabstehenden Aestchenwerk der Rispen. Goldiger Sonnenschein flutet über die Blöße dahin, über den Wald, über Berg und Tal, und im Geäste des dunklen Tannes piepst ab und zu ein Vöglein. Es naht der Mittag und da sitzen sie still im Gezweige.

Ein Häslein schleicht sich bis an den Rand der Blöße, setzt sich auf die Hinterfüße, reckt den Körper empor und lugt und schaut und horcht mit den gerade aufgestellten Ohren. Etwas mag nicht in der Richtigkeit sein, das steht ihm einmal fest, obgleich er nichts hört als das Piepsen der Vögel und das Rauschen des Waldbaches im Gehänge drüben. Gestern noch ist der Rasen so gewesen, wie all die Zeit her, wie ein grünsamtener Teppich, und heute hat er eine Menge Löcher. Geht es ihm vielleicht so wie des Jägers Hose, die zu Zeiten auch nicht überall im richtigen Zusammenhange steht? Hat sich sonst etwas ereignet?

An sechs, acht Orten sind im Kreise gutding ein halbes Dutzend Löcher in den Rasen geschnitten und die Vertiefungen sind tief schalenförmig ausgehohlt.

Solches entsteht nicht von selbst, und da es nicht entsteht, muß es jemand getan haben. Vielleicht haben die Kinder gespielt, die gestern nachmittags heraufgekommen in den Wald, Heidelbeeren gesucht und dabei gelärmt und allerlei Schalkheiten getrieben. Ist ganz ungefährliches Geschöpfe, vor dem sich nicht einmal es, das Häslein, zu fürchten und zu scheuen hat. Da bergen die Löcher wohl auch keine Hinterlist und keinen Hinterhalt.

Mit ein paar mutigen Sätzen springt das Häslein hinaus auf die Blöße, sieht sich noch einmal vorsichtig um und tut dann hier und dort einen Biß. Zur Sommerszeit kann sogar ein Waldhäslein einen großen Herrn und Feinschmecker machen und es braucht nicht jedwedes gemeine Gras hinunterzuwürgen ... Was ist das? Ja, trau einer dem Landfrieden! Da kommt schon einer daher und aller Wahrscheinlichkeit nach rühren die Löcher von dem her. Der Gescheitere gibt nach, und das Davonlaufen hat kein Narr aufgebracht.

Mit ein paar Sätzen ist es im Walde verschwunden und über die Blöße her stapft ein Mann schweren Tritts. Seine Füße stecken in schweren, plumpen Holzstiefeln, seinen eckigen Körper umhüllt ein zehnmal geflicktes und zwanzigmal zerrissenes Gewand und über die Schulter gelegt trägt er einen vollgestopften Sack. Ein Wilderer? Ein Pascher?

Bei den in den Rasen gestochenen Löchern bleibt er stehen, nimmt den Sack vom Rücken und schüttet den Inhalt in die Kreismitte. Ein stechend scharfer Geruch breitet sich in der Runde und eine Menge Ameisen krabbeln ziel- und richtungslos durcheinander.

Der Mann bricht ein paar Tannenzweiglein ab, verdeckt die Löcher und geht dann wieder fort, um bald darauf ein zweites Mal mit gefülltem Sacke herbeizukommen. So geht es fort, bis in all die durch die Löcher abgesteckten Kreise ein Sack voll des braunen, krabbelnden Inhaltes geschüttet ist.

Dann aber legt sich der Mann in den Schatten einer weitästigen Fichte, stopft sich einen Pfeifenstummel und bläst die bläulichgrauen Rauchwölkchen mit sichtlichem Vergnügen vor sich hin. Was sollte er derweilen auch sonst tun, bis die emsigen Tierchen die weißen, eiförmigen Puppen, die sogenannten Ameiseneier, ihrer Ansicht nach in Sicherheit gebracht, das heißt in die mit Reisig überdeckten Grübchen getragen, wo er sie nur zusammenlesen und in ein Sackel stecken darf? Da kann er gerade schön vor sich hinstrubeln und dabei den Rauchwölkchen zusehen, wie sie in nichts zerfließen, in rein gar nichts, wie — — seine Gedanken auch. Gar kein Unterschied zwischen so einem Tabakswölkchen und dem gewagtesten Gedanken. Was sinnt und strubelt einer oft zusammen, und wenn er sich umdreht, ist es gerade, als hätte er sich gar nichts gedacht, aber rein gar nichts. Wenn es einer tun könnte, daß er an gar nichts denkt, der lebte am geruhigsten und bequemsten, und es gälte genau so viel; aber zuwege bringt es vielleicht unter Hunderten nicht einer, er nicht. Er ist nun schon einmal so: ein geborener Grübler. Manche behaupten, er wäre in der unrechten Familie zur Welt gekommen, aber er hat dies noch nie finden können. Was wär es auch gewesen, wenn er der Sohn steinreicher Leute gewesen wäre, wenn er so und so viel Jahre hätte studieren können, und wenn er heut ein Professor oder sonst ein großer Herr wäre? Was änderte dies an der Welt Gang und Lauf, und was brächte es ihm sonst für Nutzen und Vorteil? Sogar der Kaiser hat nur ein Leben und kann nicht mehr essen und trinken, als sein Körper verträgt, und das ist bei ihm, dem Wendelin, dem Ameisbären, wie ihn die Spottmäuler nennen, gerade so. Der einzige Unterschied ist der, daß er nicht so gut ißt und trinkt wie ein großer Herr, dafür aber ist er sicher, daß ihm sein Essen und sein Trank nicht schadet, wie dies schon oftmals einem Großen widerfahren sein soll. Er hat auch auf der ganzen Welt nur zwei Feinde, den Jager und den Gendarm, und das werden die wenigsten sein, die ein Mensch haben kann.

Täte er nicht Ameiseier suchen, so hätte er auch die zwei nicht zu Feinden, aber etwas muß der Mensch treiben, um sich seinen Unterhalt zu verdienen, und daß gerade das Sammeln der Dinger verboten ist, dafür kann doch er nicht. Da und dort hält sich einer einen Singvogel und will auch das Futter haben für diesen. Besorgt es er nicht, tut's ein anderer und ... Ah was! Hat ihn noch keiner erwischt, und er treibt das Geschäft schon jahrelang, so lange schon, als er von Haus und Heim vertrieben.

An seines Vaters Tische sind ihrer acht gesessen, lauter kerngesunde, wetterharte Knirpse mit guten Zähnen und leistungsfähigen Mägen, und nach und nach hat eins ums andere fort müssen in die Welt. Er, der Wendelin, ist so etwas gewesen wie ein kleiner Riese, und deswegen ist er zu einem Hammerschmied in die Lehre gekommen. Ist nicht das schlechteste Geschäft — gewesen, aber heut ist es auch auf dem Hunde. Er hat ausgelernt, hat sich ein paar Gulden erspart während seiner Wanderzeit und sich ein paar Gulden erheiratet, und darauf hat er dem Sengenbühler ein Stück öden Grundes abgekauft, der am Ufer des Wildbaches gelegen ganz hinten im Tobel, und hat sich eine Hammerschmiede gebaut.

Das Geschäft ist nicht schlecht gegangen, bis — die Eisenhändler im Städtlein drunten all das Zeug, das er gefertigt, von der Eisenfabrik bestellt und zu einem Preise verkauft haben, zu dem er gerade das Roheisen bekommen. Da soll einer nachher werken können und sich etwas verdienen! Ueberdies ist die Hammerschmiede im Tobel auch den Herrschaftlichen im Magen gelegen, weil sie ihr immer wachsendes Gebiet, in das der Hammergrund gleich einem Keil hineinragte, gern abgerundet hätten, weil das Klopfen und Pochen das Wild verscheuchte und weil dies und jenes noch gewesen als Grund, um — ein Bröcklein Grund mehr zu bekommen. Ein paar Unglücksfälle noch dazu, und es ist so weit gekommen, daß der Hammer im Tobel eines Tages ist versteigert worden. Natürlich hat die Herrschaft den Brocken nicht in fremde Hände gelassen, und er, der Wendelin, und sein Weib, das selmal schon kränklich gewesen, sind vor die Türe gesetzt worden. Gehört einem nicht mehr, der sich sein Lebtag nur geplagt und geschunden hat. Zum Glück sind keine Kinder dagewesen, und das Weib ist ihm bald darauf verstorben, so daß er nur noch allein mehr dasteht in der Welt wie ein Baum, den man samt den Wurzeln aus dem Boden gerissen, in dem er eingewurzt gewesen, und der nun über kurz oder lang verdorren muß.

Ah, so weit ist's noch nicht. So lange die Ameisen Eier legen und die Leute Geld zahlen dafür, so lange schaut es noch nicht her zum Verdorren. Freilich ist er nicht mehr der Mensch, der er früher gewesen, er ist nicht recht dies und nicht jenes, nur der Grübler ist er noch wie allweg zuvor, der über dies und jenes sinnt und spintisiert und dabei selbst einsieht, daß dies eigentlich alles für die Katz sei.

Warum dies so und jenes anders? Wie es früher gewesen sein mag, und wohin die Welt noch treiben oder von der Menschheit getrieben werden wird? Ob es wirklich wieder so wird, wie die Ahnen gewahrsagt, als Leibeigenschaft und Frone aufgehoben worden: die Frone kommt wieder? Ob sich der Herrgott wirklich kümmert um die lästerliche Menschheit, oder ob er es so macht wie mancher Potentat, der nur das weiß und kennt, was ihm seine Ratgeber zuflüstern und zuraunen? Wie es da manchmal aussehen mag, wenn es ein Drüben gibt und eine ewige Gerechtigkeit?

Treff' da einer das Schwarze! Und wenn er es träfe, was änderte es? Würde es deswegen anders?

Halt, was bedeutet das? Ist ein Geier in der Nähe oder ..? Ah, was würden sich die schwerfälligen Auerhennen um einen Geier kümmern? Ein Hund, des Jagers Hund! Da hat er aber Zeit, daß er sich in die Büsche schlägt, denn es muß durchaus nicht sein, daß man mit jedwedem zusammenkommt. Die Welt ist groß genug, daß einer dem anderen aus dem Wege gehen kann.

Hastig steht er auf und duckt sich durch das Gebüsche, aber kaum vermeint er, recht durch das ärgste Gestrüppe durch zu sein und nun vorsichtig auslugen zu können, wird er angerufen.

„Halt!"

So, hat ihn der Schinder nach dieser Seite hergeritten? Da gibt's kein langes Besinnen und Ratschlagen mit sich selbst; wer nachgibt ist auch ein Mann.

Er kehrt sich hastig ab und arbeitet sich durch das Gestrüppe zurück, so schnell es geht, und kurze Zeit darauf hallt auch schon

ein Schuß durch die Stille des mittagsruhigen Waldes dahin. Fehlgeschossen! Ist doch gut, daß nicht jeder Schuß ein Treffer ist, aber vermeint könnt' es schon recht gewesen sein.

Wie ein gehetztes Wild flieht der Mann durch den Wald, und erst als das Geschröffe eines aus dem Berghange vorspringenden Felsens eine sichere Zuflucht bietet, duckt er sich in eine Schrunse, späht ein paar Augenblicke umher und ballt dann die Fäuste.

So wenig Gewissen wenn schon zu finden und der Brauch ist auf der Welt! Ein paar Ameiseier oder schließlich sogar eines Häsleins wegen einen Menschen abtun wollen! Als ob Mensch und Vieh in gleichem Werte ständen! Ein anderer wenn er wäre, es würden Rachepläne geschmiedet und nötigenfalls sogar zur Ausführung gebracht, aber er, nein, er will sich nichts unnötigerweise zum Verrechnen hinübernehmen, dorthin, wo es heißt, daß genau gerechnet und richtig gezahlt werde. Wer weiß, wenn es sich wieder schickt, daß er mit dem Horn von einem Jager zusammenkommt. Vielleicht sein Lebtag nimmer. Es muß ja schließlich nicht gerade sein, daß er in den Herrschaftswald geht; in den Bauernwäldern ist er doch ein bissel sicherer.

Ein Weilchen ärgert er sich noch, dann beginnt er wieder zu sinnen und zu krübeln in seiner Weise — er kann es eben nicht anders halten — und als er vermeint, schon reine Luft zu spüren, kriecht er aus seinem Verstecke hervor und schleicht sich behutsam seiner Herberge zu.

Als er aber gen den Wildbach hinüberkommt, oberhalb der Stelle darauf er vor Jahren die Hammerschmiede gebaut, und wo er eine lange Reihe glücklicher und auch sorgenschwerer Tage verlebt, und wo jetzt schon wieder die Wildnis wuchert um und um und alles mit lauter Wald versetzt ist, hört er mit einem Male schreien und fluchen.

Der Stimme nach ist's der Jager.

„Helft! Helft! .. Hat denn der Höllteuxel gar keinen in der Nähe, der mir aus dem Gespiel hälfe?"

Helfen sollt ihm einer? Was fehlt ihm denn? Vorsichtig schleicht er näher, bis er die Geschichte sieht. . . Sowohl! Ist's um die Zeit? Na, auch recht. Wenn die Schlinge hält, in die er gegangen, nachher schießt er keinem mehr nach. So eine Rehschlinge ist kein Zwirnsfaden, und auch ein Jagersleben hält nicht allem Widerstand.

Er wendet sich ab und will sich wieder davonschleichen, aber da fällt ihm ein, daß der Herr einmal gefragt und auch geantwortet: Wer ist dein Nächster? Und er ist ein Christ, einer der den Namen hat nach dem Herrn und auch die Pflicht, so zu tun, wie es der Herr gewollt und geboten. Was liegt daran, wenn er dem Kerl aus der Schlinge hilft, der vor ein paar Stunden nach ihm geschossen? Wird er schlechter davon? Gerade daß der sieht, daß nicht jedermann so gewissenlos sei, wie er es wäre. Er kehrt wieder um und stapft festen, harten Trittes fürbaß.

„Was gibt's denn?" ruft er vor sich hin, als hätte er noch keine Ahnung, in welcher Falle der Jäger steckt. „Wer . . .?"

„Helf!"

„Wo denn?"

„Daher!"

Und er geht dem Rufe nach und schaut erst noch ein Weilchen. Wer weiß, wer die Schlinge gelegt an einer Stelle, da er Rehe wechseln gesehen und der Jäger ist halt gerade hineingerannt, hat den Haft ausgelöst und das Bäumchen ist in die Höhe geschnellt und gibt nimmer nach.

„Was schaust denn, Lackel?" schreit der Jager. „Zieh' das Bäumel nieder oder löj' die Schlinge auf!"

Und er, der Wendelin, zieht das Bäumel nieder, schneidet das straff gespannte Stämmchen durch und hilft dem Jager aus der Falle.

Ein Weilchen dehnt und reckt sich der, dann aber langt er hastig nach dem Gewehre. „So, hab' ich dich endlich doch einmal, Ameisbär?" lacht er rauh heraus. „Wildern tust auch, Schlingen legen?"

„Ich?"

„Wer denn sonst? Wer sonst hätte denn da etwas zu suchen gehabt, wenn er nicht nachschauen kommen wäre?"

„Nicht ein Gedanke", beteuert der Ameisbär. „Dein Schutzengel wird mich hergeführt haben, sonst hättest am Ende ein schlimmes End' genommen."

„Ja . . . Schutzengel! Vorwärts!"

„Mit der Meinung tust mir Unrecht . . ."

Aber es hilft kein Beteuern und Verwahren; er muß mit und kriegt bei Gericht wegen Schlingenlegens vier Wochen. Der Jager hat es behauptet und er ist ein beeideter Mann. Was kann da er, der Ameisbär, dawider tun? . . .

Und in solchen Mißklang klingt mancher Tanz aus, den das Leben aufspielt. Mach's einer anders!

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühnen. Wir haben eine stille Woche hinter uns: ein Gastspiel, ein paar Neubesetzungen sind alles, was zu erwähnen wäre. Daß Wolf Ferraris „Neugierige Frauen" gerade die Repräsentantin der Eleonore, die unsäglich witzige Else Breuer auf wohl unabsehbare Zeit verlieren mußten, ist für das Werk ein schweres Mißgeschick. Fräulein Gehrer erwies sich wieder als ein intelligentes und wirklich brauchbares Mitglied unserer Oper, aber es fehlt ihr zur Nachfolge des Fräulein Breuer in dieser Rolle schon äußerlich alles, um jene heitere Laune im Publikum zeitigen zu können, die dieser immer geriet. — Der „Holländer" ist nun auch in seiner Neuinszenierung im alten Haus eingerückt; leider war von dem Festspielglanz schon, besonders hinsichtlich der Chöre, vieles wieder abgestreift. Walters Erik war eine darstellerisch sicher charakterisierte Leistung.

Im Schauspiel gab es nur ein verunglücktes Gastspiel auf Engagement, auf das wir näher einzugehen absolut keine Veranlassung haben.

Einen Verlust hat die Hofbühne im Ableben ihres Dramaturgen Dr. Wilhelm Buchholz erlitten, dessen Tätigkeit in den letzten Jahren durch die ständige Krankheit allerdings schon wesentlich beengt war. Früher entfaltete er eine eifrige Tätigkeit in der Neubelebung älterer Bühnenwerke; auch die Shakespeare-Bühne entstammt mit seiner Initiative.

Im Münchener Schauspielhaus hatten die einaktige Causerie „Die Schloßkellerei" von Tristan Bernard, die das Telephon zur Ursache mannigfacher komischer Situationen macht, und das Lustspiel „Das elfte Gebot" von Edmond Sée freundlichen Erfolg. Letztgenannter Dreiakter führt einen moralisch nicht ganz einwandfreien Leitsatz wenigstens in geschickter und taktvoller Weise durch und stellt mit dem von Heinrich Lang sehr lustig und geschickt gespielten Rivolet, der seine Erfolge bei den Frauen immer wieder durch seine unbeabsichtigten Indiskretionen vernichtet, eine wirkungsvolle Bühnenfigur heraus.

Im Volkstheater fand ein Drama „Schwester Clarissa" von Otto Moralt günstige Aufnahme beim Publikum. Die zugrunde liegenden Begebnisse spielen sich während des letzten deutschen Krieges ab und sind in etwas sentimentaler Weise, aber nicht ohne psychologische Feinheit, durchgeführt.

Die Konzertwoche war um so reicher an Fülle des Gebotenen; so hörten wir gleich drei der hervorragendsten Quartettvereinigungen: Die Böhmen, die ihren Beethovenzyklus in der ihnen eigenen, unvergleichlichen Weise fortsetzten; das durch den leuchtenden Klangzauber und die Feinheit seiner Detailarbeit entzückende Wiener Roséquartett und endlich das heimische Kilianquartett, das die Vorzüge der vorgenannten teilt, ohne seiner Rasse besondere Opfer bringen zu müssen und dermalen in durch nichts getrübter Idealität wohl am höchsten steht; dieses brachte auch ein Regersches Streichtrio von auffallend markanter Profilierung seines thematischen Gehalts und klarstem Tonsatz zur ersten Aufführung. Frédéric Lamond betätigte sich diesmal an einem „gemischten" Programm mit der ganzen verinnerlichenden Kraft seines geistigen Nachschaffens, dem gegenüber Teresa Carreños ebenfalls fast männlich kraftvolle und sieghafte Kunst doch manchmal den Anschein annimmt, etwas zu sehr selbstbewußten Virtuosenabsichten zu entspringen. Als eine vor allem stets stilsichere, mit einem wunderbar warmen und großen Organ gesegnete, ausdrucksreiche Gesangskünstlerin wußte sich Tilly Koenen einen großen Erfolg zu holen.

Henry Marteau brachte an einem Abend drei moderne Sonaten, mit dem jeweiligen Komponisten am Klavier, zur Aufführung: eine Sonate von Max Reger (op. 72), ein äußerst schwerblütiges, verschlossenes Werk, voll formaler Zerrissenheit und barscher Harmonik, eine solche (op. 4) von Volkmar Andreae, die sich durch leichten lebendigen Fluß auszeichnet und von modernen nordischen Komponisten beeinflußt scheint, und endlich Ludwig Thuilles Sonate op. 30, ein Werk voll goldiger Romantik, dessen reicher Inhalt in der reinen Formenschönheit, wie sie nur ein abgeklärter Meister zu geben vermag, zum Ausdruck gelangt.

Im letzten Volkskonzert gab Peter Raabe eine zugvolle, nur in manchen Details nicht hinreichend ausgearbeitete Vorführung der beiden symphonischen Hauptwerke von Hektor Berlioz. — Der größte Unglücksfall der ganzen bisherigen Konzertsaison war das Kompositionskonzert, das ein Herr Lothar Windsperger mit dem Kaimorchester gab. Seine einsätzige fünfviertelstündige Symphonie der Sehnsucht, eine jeder Form und Idee entbehrende Kleisterarbeit, ist einfach ein Exzeß gegen den Geschmack und guten Willen des Publikums. Es ist schwer bedauerlich, daß sich niemand gefunden hat, der diesem „Komponisten" vor dem Konzert über die gänzliche Mangelhaftigkeit auch seines Könnens reinen Wein einschenkte.

Verschiedenes. Das Schauspiel „Zwei Welten" von Adalbert v. Hanstein, dem Verfasser der bekannten Literaturgeschichte „Das jüngste Deutschland", der jüngst verstorben ist, hatte bei seiner Uraufführung in Hannover starken Erfolg. Dagegen holte sich am Hofburgtheater in Wien Otto Ernst mit seinem neuesten Schauspiel „Bannermann" einen ziemlich offenkundigen Mißerfolg. Es ist ein Familiendrama, geht aber auch politischen Tendenzen nach und erreicht nach keiner Seite seine Absichten. Bedeutenden Eindruck machte an der freien Volksbühne in Berlin ein politisches Zeitbild aus dem jüngsten Rußland, betitelt „Die Juden" von Eugen Tschirikow. Am Stettiner Stadttheater fand Alois Wohlmuts dreiaktige Komödie „Die kleine Residenz" freundliche Aufnahme. In Weimar ging Holz-Jerschkes „Traumulus" unter demonstrativem Beifall in Szene: das Stück hatte dort durch die jüngsterfolgte Entlassung von 17 Schülern des Realgymnasiums wegen geheimer Schulverbindungen an Aktualität noch besonders gewonnen. In Kattowitz wurde der Besuch

desselben Dramas den Schülern der dortigen höheren Lehranstalt überhaupt untersagt. — Eine Aufführung des „König Lear" im Theater Antoine in Paris hat besonderes Interesse für sich, weil hierbei die Shakespearebühne nach Münchener Muster zur Anwendung kam.

30,000 Mk. Honorar für einen Monat hat die Direktion des Berliner Wintergartens der Schauspielerin Hansi Niese angeboten. In München hatte dieser weibliche Komiker bekannterweise fast gar keinen Erfolg.

Musikalisches. Joseph Erbs einaktige elsässische Volksoper „Vogesentanne" errang bei ihrer Uraufführung in Straßburg dank ihrer stimmungsvollen modernen Musik einen durchschlagenden Erfolg. Weniger Glück hatte in Karlsruhe die Märchenoper „Zaubersaite" von Eugen von Volborth. — In Prag fand die Erstaufführung von Siegfried Wagners Oper „Kobold" unter der Direktion des Komponisten und in Anwesenheit der Familie Wagner statt. Das Ereignis scheint, von Angelo Neumann trefflich arrangiert, die Prager ganz aus dem Häuschen gebracht zu haben; die „Bohemia" erzählt in einem spaltenlangen Bericht sogar über die Generalprobe des Werkes, daß Siegfried Wagner während einer Erholungspause mit sichtlichem Appetite die mit Recht so beliebten Prager Krenwürstel gespeist und seiner Mama angeboten habe. Ueber die Oper selbst weiß man weniger Tiefsinniges zu berichten.

Felix Weingartner ist der Bitte seines Berliner Publikums gegenüber, die dortigen Symphoniekonzerte auch weiterhin zu dirigieren, standhaft geblieben. Er schreibt: „Die zwingende Rücksicht auf meine Gesundheit veranlaßt mich, meine Tätigkeit als Dirigent auf München, wo ich seit sechs Jahren meinen Wohnsitz habe, zu beschränken, Kunstreisen aber, soweit sie lediglich das Dirigieren betreffen, dann nicht mehr zu unternehmen."

Ein reizendes Briefchen Mozarts, das er als dreizehnjähriger Knabe von seiner ersten italienischen Reise, vermutlich von Wörgl in Tirol aus, an seine Mutter schrieb, veröffentlichen die „Mitteilungen der Berliner Mozart-Gemeinde"; es lautet (unter Beibehaltung seiner spaßhaften Rechtschreibung):

„Allerliebste mama!

Mein Herz ist völlig entzücket aus lauter Vergnügen, weil mir auf dieser reise so lustig ist, weil es so warm ist in dem Wagen und weil unser gutscher ein galanter Kerl ist, welcher, wen es der weg ein bischen zuläst so geschwind fahrt. Die Reisbeschreibung wird mein papa der mama schon erkläret haben, die ursache das ich der mama geschrieben ist, zu zeigen, daß ich meine schuldickeit weis, mit der ich bin in tieffsten Respect ihr getreuer sohn Wolfgang Mozart."

Auf der Rückseite dieses Blattes schreibt Wolfgang an die Schwester — „Carissima sorella mia" — einen italienischen Brief, der beginnt: „Siaino arivati a wirgel."

München. Hermann Teibler.

Von den Berliner Bühnen. Wenn die Berliner einmal recht begeistert klatschen sollen, dann braucht die Direktion eines Theaters sich nur auf die „Importpolitik" zu verlegen. Ein gutklingender Name aus Italien oder Frankreich wird ihr ein volles Haus sichern. Und was sich die Berliner nicht alles bieten lassen! Sie lassen es sich ruhig gefallen, daß auswärtige Gäste und dazu noch das in der Regel sehr schlechte Ensemble in ihrer heimatlichen Sprache singen, ja sie klatschen noch obendrein wie besessen Beifall. Da lobe ich mir doch noch Bayreuth, wo man den zahlreichen Engländern, Amerikanern und Franzosen klar macht, daß man in Deutschland deutsch singt.

Im Königlichen Opernhaus bildete die bekannte Carmendarstellerin Calvé einen Hauptanziehungspunkt. Eigentlich hat die Rolle der Carmen nicht mehr viel Reizvolles für das Berliner Theaterpublikum. Denn „Carmen" wird zu häufig gegeben, und Fräulein Destinn am Berliner Opernhaus gehört zweifellos zu den besten Darstellerinnen dieser Rolle. Was ihr besonders dabei zugute kommt, das ist ihre, ich möchte sagen, echt „spanische" Figur, die Emma Calvé vollständig fehlt Für eine Carmendarstellerin ist sie zu schlank. In Frankreich gilt sie allerdings als beste. Ihre Stimme, ein zarter und doch voll und abgerundet klingender Mezzosopran, paßt ausgezeichnet zur Rolle der „Carmen".

„Die Duse ist da", dieser Ruf lockte eine zahllose Menge in das neue „Nationaltheater". Die Direktion mußte sich auch darein schicken, daß italienisch gespielt wurde. Diesen entschiedenen Nachteil suchte sie in geschickter Weise wieder einigermaßen gut zu machen, indem sie Eleonora Duse nur in den Berlinern sehr bekannten Stücken auftreten ließ. So mußte denn natürlich zunächst Maeterlincks „Monna Vanna" herhalten. In den beiden ersten Akten war ihr Spiel meines Ermessens zu kalt. Sie beschränkte sich darauf, aus dem bekannten Mantelspiel alle möglichen Effekte herauszuholen. Erst im dritten Akt wurde ihr Spiel zum Spiel der Duse. Zunächst sehen wir sie im dritten Akt wiederum zurückkehren, ein wahrhaft berühmtes, mitreißendes Lächeln umspielt ihre Lippen. Doch nicht lange währt es. Als der Gatte sie dann mißhandelt, wie meisterhaft weiß da Duse Schmerz und Leidenschaft vereint durch ihr Spiel wiederzugeben! Einen großen Erfolg hat sie mitgenommen als Clara Jadain in Donays in Berlin noch vollständig unbekanntem, vieraktigem „L'altro periculo". Die Duse hat es verstanden, die bunten und wechselvollen Seelenregungen einer Frau, deren Liebe zur Tochter so groß und unendlich ist, daß sie der Liebe zum eigenen Gatten entsagt, zu malen, wie man es sich besser kaum denken kann.

Auch das „Theater des Westens", das auf dem Weg der Besserung zu sein scheint, hatte sich wieder einmal einen Gast verschrieben, Franzesco d'Andrade. Sein erstes Gastspiel als Figaro im „Barbier von Sevilla" brachte ihm einen starken Erfolg. Seine beste Leistung ist meines Ermessens der „Don Juan".

Dann hielt die Franceschina Prevosti das Berliner Theaterpublikum in Aufregung. Am 18 November begann sie ihr Gastspiel im „Nationaltheater" in Verdis „Traviata". Bekanntlich wurde diese Oper anfangs vom Publikum überhaupt nicht verstanden, erst allmählich hat sie Anklang gefunden und ist namentlich in der letzten Zeit ziemlich häufig sowohl in Berlin als auch in anderen größeren deutschen Städten gegeben worden.

Berlin. Dr. M. Wagner.

Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur.

Von

A. Hackemann.

In der guten alten Zeit war die Lektüre noch eine gemeinsame für jung und alt. Der gemeine Mann las die deutschen Volksbücher und die Kalender; der Bürgerstand daneben Chroniken, Hausbücher, dann Reisebeschreibungen und Romane, insbesondere die Robinsonaden, die zahlreichen Nachahmungen des Robinson Krusoe. Diese Bücher gab man ohne Bedenken auch der Jugend in die Hand, trotz des Einspruches, den Geistliche und Schulmänner mit Recht dagegen erhoben.

Im Zeitalter der Aufklärung beginnt aber die Scheidung der bisher gemeinsamen Lektüre für Erwachsene und Kinder; die Pietisten begründen eine spezifische Jugendliteratur mit der biblischen Geschichte, und die Philantropisten schaffen nach dem Vorgange Englands und Frankreichs die erzählende und belehrende Jugendschrift, die sich bis auf unsere Tage erhalten hat.

Diese spezifische Jugendliteratur blieb trotz ihrer Fülle von der wissenschaftlichen Kritik mit Unrecht durch mehr als ein Jahrhundert unbeachtet, so daß ein neuerer Literarhistoriker es vor den Fachgenossen rechtfertigen zu müssen glaubt, wenn er dieselbe in den Kreis seiner Darstellungen zieht, indem er sagt, es sei vielleicht die Zeit nicht mehr ferne, wo die Jugendliteratur als Gradmesser der Kultur eines Volkes gelten werde. Vor etwa zwei Jahrzehnten aber hat sich, dank den Bestrebungen der Lehrervereine Deutschlands, ein Umschwung in der Jugendschriftenkritik vollzogen; man fordert von der Jugendschrift neben der pädagogischen auch künstlerische Qualitäten. Darum halten vor dieser strengen Kritik der Gegenwart aus der Unmasse der Jugendschriften nur wenige stand, vor allem aber eine der ältesten, der Robinson, der das ursprünglich rein stoffliche Interesse des Kindes durch seine Darstellung zum ästhetischen Interesse entwickelt, der Forderung nach künstlerischer Erziehung der Jugend also in vollem Maße gerecht wird. Mit diesem nie alternden literarischen Stoffe sollen nun folgende Zeilen sich befassen.

I. Der Robinson Krusoe des Daniel Defoe, 1719 in London erschienen, ist neben der Bibel das verbreitetste und gelesenste Erzeugnis der Weltliteratur. Wohl waren Abenteuerromane schon seit dem Zeitalter der Entdeckungen in allen europäischen Literaturen aufgetaucht, aber sie alle fielen der Vergessenheit anheim, während der Robinson das Entzücken von Millionen alter und junger Leser geworden ist.

Die Anregung zu seinem Romane hat Defoe durch Abenteurergeschichten der Vorzeit erhalten; seine unmittelbaren Vorbilder waren aber die Schicksale zweier Männer, aus deren Aufzeichnungen er seinen Stoff mit kundiger Hand aufbaute: des Peter Serrano, eines Zeitgenossen Kaiser Karls V., und des Schotten Alexander Selkirk, der 1701—1709 auf der Insel Juan Fernandez in der Einsamkeit lebte. Die Schicksale des ersteren boten ihm den Schauplatz seiner Erzählung, Selkirks erträglicheres Schicksal den Kern derselben. Aber sein Robinson ist kein unglücklicher, vielmehr im Vergleich zu beiden ein glücklicher Mensch, den die Einsamkeit nicht geistig ertötet, sondern zu einem besseren Menschen zu machen gewußt hat; sein Leben auf der einsamen Insel ist ein Spiegelbild der ganzen Menschheit in ihrem mächtigen Fortschreiten von Kulturstufe zu Kulturstufe. Daher die tiefe Wirkung des Romanes auf Phantasie und Gemüt.

Schon 1720, ein Jahr nach dem Erscheinen des Robinson, wurden in Deutschland vier Uebersetzungen desselben ausgegeben. Seit 1722 folgte dann die lange Reihe der Nachahmungen, die unter dem Namen der Robinsonaden bekannt sind. Von ihnen ist die bedeutendste J. G. Schnabels „Insel Felsenburg" (Nordhausen 1731—1743), in der die Robinsonidee mit der des sogenannten Staatsromans verknüpft ist. Was Wunder also, wenn man in den Zeiten, wo es an eigentlichen Jugendschriften noch gebrach, den Kindern neben dem Robinson auch die Robinsonaden zu lesen gab, in denen freilich an Stelle der hohen sittlichen Idee des Originals sich meist phantastische Abenteuerlichkeit breit machte.

Oft hatten die Verfasser der Robinsonaden geradezu die Jugend als Leser im Auge, wie z. B. die Stelle in der Vorrede des österreichischen Robinson (Frankfurt und Leipzig 1791) beweist: „Obgleich alles gut von statten ging, rät der Verfasser doch keinem jungen Menschen, sich in den Kopf zu setzen, in die weite Welt zu gehen, um dort reich zu werden. Die beste Perleninsel, nach deren Besitz ich ihm zu trachten rate, ist Weisheit, Gehorsam, Fleiß."

II. Die Anregung, den Robinson Defoes für die Jugend zu bearbeiten, ging von Rousseaus „Emile" aus. Da die vorhandenen deutschen Uebersetzungen schon der veralteten Sprache wegen nicht als Lehrmittel paßten, so begann ein Lehrer des Dessauer Philantropin, Johann Karl Wezel, eine gekürzte Bearbeitung des Robinson für das Alter vom 12.—18. Jahre, und zwar stückweise im 2. Jahrgange des „Philantropischen

Lesebuches" (1., 2. und 3. Quartal 1778), brach dann aber die Erzählung in der Zeitschrift ab und gab das Ganze in Buchform unter dem Titel: Robinson Krusoe, neu bearbeitet (Leipzig (1779) heraus.

Zu gleicher Zeit hatte Joh. Heinrich Campe in Hamburg denselben Gedanken, ließ sich aber dadurch, daß Wezel ihm zuvorgekommen war, nicht irre machen, sondern kündete im „Deutschen Museum" (1779 Bd. I) seine Bearbeitung an unter dem Titel: „Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder" (1. Teil Hamburg 1779, 2. Teil 1780). Er will den Ton der Erzählung zur Fassungskraft der Kinder herabstimmen, mancherlei dem kindlichen Alter nützliche Kenntnisse einstreuen, die Erzählung in den Mund eines Erwachsenen legen und sie durch Fragen der jungen Zuhörer unterbrechen lassen, um noch mehr Gelegenheit zu nützlichem Unterrichte zu gewinnen. Neben Wezels Uebertragung könne seine wohl bestehen, weil ihre Zwecke in ihren Betrachtungen offenbar von einander abzugehen scheinen.

Wezel erzählte, wie Campe, die Geschichte des Robinson nur bis zu seiner Errettung von der Insel (Defoes I. Teil), soweit sie nämlich Rousseau zum Gebrauche für die Jugend empfohlen hatte, lieferte aber in 12 Bogen den ganzen versprochenen Robinson, Campe dagegen in 20 Bogen nur die erste Periode in Robinsons Leben, die der völligen Einsamkeit, und das folgende erst in einem zweiten Bande, der mit Robinsons Wiedergenesung beginnt und mit der Rückkehr nach England, wie bei Wezel endet. Campe hatte sich bezüglich des Umfanges seines Robinson derart verrechnet, daß er seinen Subskribenten entweder einen Band mehr, als sie bezahlt hatten, liefern und sich materiell schädigen oder ein unvollständiges Werk liefern mußte. Er half sich damit, daß er am Schlusse des I. Bandes Robinson in eine tiefe Ohnmacht sinken ließ, was für die Abnehmer den Tod und Schluß der Geschichte bedeuten mußte, während die Abnehmer des II. Bandes Robinson wieder zum Leben erwachen und seine weiteren Erlebnisse erleben sehen.

Wider Erwarten setzte Wezel seinen Robinson in einem zweiten Teile fort (Leipzig 1780, in 2. Auflage auch unter dem Titel: Robinsons Kolonie, oder Schilderung der Entstehung der verschiedenen Staatsformen und Religionen). Hatte der erste Teil Robinson in einsamem Zustande geschildert und Beispiele der Veränderungen gegeben, welche die vier Haupturheber der menschlichen Erfindungen: Not, Zufall, Leidenschaft und Witz in der Kultur des Menschen hervorgebracht, so lieferte der zweite Teil Beispiele von Veränderungen im Zustande der Gesellschaft, ein Miniaturgemälde der Geschichte des Menschen und der verschiedenen Stände, die er durchwandert. Von Defoes Werk, das sich vom zweiten Teile an für Wezels Absichten ganz unbrauchbar erwies, behielt er nur ungefähr die Beschaffenheit der Kolonie (die Zwistigkeiten der Spanier und Engländer) bei, in der sie Robinson bei seiner Rückkehr auf seiner Insel antraf. Das Uebrige ist ein ganz neuer Roman von Wezels eigener Erfindung, und zwar ein politischer Roman von den bürgerlichen Verfassungen und Regierungen und deren Fehlern und Nachteilen mit satirischen Ausfällen, der mit Anarchie und gänzlicher Entvölkerung der Insel endet. „Man muß in der Tat bekennen, daß dieses philosophische Gemälde in einem Umfange von wenig Blättern ebenso geistreich angelegt wie glücklich durchgeführt ist", urteilt Haken (in seiner Bibliothek des Robinson, 2. Teil, S. 14).

Bei Campe dagegen erhielt der Robinson durch Rousseaus Einfluß statt der kulturgeschichtlichen, geschichtsphilosophischen Tendenz eine rein pädagogische. Bildet doch der Robinson bei ihm nur die mittlere der drei Abteilungen seiner Jugendschriften für die drei Hauptstufen des Kindesalters (Kinderbibliothek, Robinson, Reisebeschreibungen). Ein Vergleich zwischen Wezels und Campes Robinsonbearbeitungen zeigt folgendes: Wezel hat ein wohlgeschriebenes Buch geliefert, das eine angenehme und unterhaltende Lektüre bildet, selbst für Erwachsene; er bleibt dem Originale im ganzen treu, soweit es sein pädagogisches und ästhetisches Ziel zuläßt; er erzählt im Tone eines pragmatischen Geschichtsschreibers. „Zusammendrängung der Geschichte, ihre Richtung auf den vorgesetzten Zweck, Erfindung, Anordnung und Kolorit einiger Naturszenen, Umbildungen einiger Begebenheiten, Ton und Gang der Erzählung — sind alle Verdienste, auf die ich mit Recht Anspruch machen kann", schreibt Wezel in seiner Vorrede. — Campe hingegen änderte vieles am Original; denn er betrachtete die Geschichte des Robinsons nur als Vehikel des Unterrichts, daher er auch nicht zusammenhängend erzählte. Wezels Robinson ist eigentlich ein Buch für jedermann, auch für junge Leute vom 12. Jahre ab, aber keine eigentliche Kinderschrift, die auf moralische Bildung des Zöglings abzielt.

Ja, Wezel spricht sich geradezu gegen die Herabstimmung des Stiles zur Kindesanschauung und zur kindlichen Schreibart aus, welche Campe dagegen mit Absicht wählt, da er seine Arbeit auch für Kinder vom sechsten Jahre ab bestimmt. Während Wezels Robinson eine Erholung vom Unterricht bezweckt, wobei er im Beispiel des einzelnen Menschen eine Geschichte der Menschheit im kleinen zu zeigen versucht, will Campe nur unterrichten, den Kindern allerlei nützliche Kenntnisse beibringen. Wezel spottet in der Vorrede seines Robinson, daß Campe den seinen als Panazee gegen das Empfindsamkeitsfieber anpreist, nennt dies Marktschreierei, da auch der Robinson diese Nationalkrankheit nicht heilen werde, und übergeht, im Gegensatz zu Campe, alle Gelegenheit, die Tasten des religiösen Gefühls anzuschlagen, obwohl ihm der Stoff reichlichen Anlaß hierzu bot.

Campe macht seinen Robinson zu einem Deutschen, um ihn der Teilnahme deutscher Leser näher zu bringen, verlegt die Geschichte um 200 Jahre zurück, begeht aber dabei zahlreiche Anachronismen, so, wenn er Lieder Gellerts in den Text aufnimmt. Seine religiöse Richtung ist die der Aufklärungsepoche, er tritt für konfessionelle Duldung ein (der Protestant Robinson und der katholische Spanier halten gemeinsame Gottesverehrung), gegen die Anlage der Kirchhöfe innerhalb der Wohnorte und für Verbrennung der Leichen. (Schluß folgt.)

Weihnachtbücherschau.

Von

Dr. Armin Kausen.

III.

Wer sich für christliche Kunst interessiert, kann heute an der aus Kreisen der Deutschen Gesellschaft heraus gegründeten **Gesellschaft für christliche Kunst in München** (G. m. b. H.) nicht mehr vorübergehen Die Gesellschaft hat ihr Lokal in der Karlstraße 6. München besuchende Kunstfreunde sollten es nicht versäumen, dieser Ausstellung und Verkaufsstelle einen Besuch abzustatten. Man wird sich alsbald überzeugen, daß hier ein bemerkenswerter Fortschritt auf dem Wege zur Popularisierung echter wahrer christlicher Kunst seinen Ausgangspunkt hat. Was die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst durch ihre Jahresmappen und Ausstellungen, gesunde Pfade weisend und das Verständnis weckend und vertiefend, im großen bereits geleistet hat und leistet, das übersetzt die erwähnte Handelsgesellschaft in die Praxis des Kunstmarktes.

Die von der Gesellschaft herausgegebene Literatur weist zwei Werke auf, die sich von vorneherein zu Weihnachtsgeschenken ganz besonders eignen. Das ist der prächtige Quartband „Die Weihnachtskrippe", ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte aus dem Bayerischen Nationalmuseum von Konservator Dr. Georg Hager und der Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst. Die „Weihnachtskrippe" (150 Seiten Text mit 8 Vollbildern und 145 Abbildungen im Text, elegant gebunden Mk. 9.—). ist ein einzigartiges Werk, das der von Kommerzienrat Schmederer in hochherziger Weise geschenkten kostbaren Krippensammlung des Bayerischen Nationalmuseums seine Entstehung verdankt. Dr. Hager, der ein tiefes Verständnis für die Poesie des Volksgemütes mit emsigem Forschergeist verbindet, hat hier die erste größere Arbeit über Weihnachtskrippen dargeboten. Tausenden würde dieses Buch, das noch viel zu wenig bekannt ist, eine ungeahnte Freude bereiten.

Die Kalenderliteratur ist übersättigt. Dennoch bedeutet der von Professor Schlecht herausgegebene, herrlich ausgestattete Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst eine dankenswerte Bereicherung. Der Jahrgang 1905 führt sich schon durch die in 14 Farben ausgeführte Prachtdecke, welche das bayerische und pfälzische Wappen von 1570 darstellt, äußerst vorteilhaft ein. Den hochinteressanten Text schmücken 30 Illustrationen. Druck und Papier sind erstklassig. Der Kalender ist eine Zierde für jedes kunstsinnige Haus (Preis Mk. 1.—). Ein feines Festgeschenk ist auch das wertvolle Bilderwerk „Eichstätts Kunst" (geb. Mk. 10.80).

Im Verlage der gleichen Gesellschaft erscheint die neue Monatsschrift „Die christliche Kunst" (redigiert von Hofstiftsvikar Staudhamer in München). Die beiden ersten Hefte der Zeitschrift (Jahrespreis Mk 12.—, Quartalspreis Mk. 3.—) haben in der Kritik die beifälligste Aufnahme gefunden. Text und Bilderschmuck stehen auf beachtenswerter Höhe. Ein stattlicher Mitarbeiterkreis schart sich um den Herausgeber, der die Erfahrung des ausübenden Künstlers (Malers) mit dem Wissen des Kunstgelehrten verbindet.

Auf dem Gebiete der reproduktiven Kunst weist die Gesellschaft bereits schöne Erfolge auf. Planmäßig wird auf die Läuterung des Geschmacks in breiteren Kreisen hingearbeitet. Diesem Zweck dienen die kleinen Andachtsbilder und die Postkarten nach Werken von Gg Busch, Fugel, Feuerstein, Balth. Schmitt, Waders, Eberle, Glötzle, Rüttens, Bradl, Walker, Schleibner, Spieß, Altheimer, Feldmann, Samberger, Schiestl und vielen anderen. Vor allem aber wird dieser Zweck durch das Pracht-Lieferungswerk „Christliche Kunst" (mit Text von S. Staudhamer) gefördert. In Lieferungen zu je Mk. 3.— (Band in Leinwandmappe Mk. 12.50) werden hervorragende Kunstwerke religiösen Inhalts aus allen Perioden der bildenden Kunst in technisch vollendeter farbiger Nachbildung weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Ein Kunsterziehungsunterricht wirksamster Art! In den bisherigen 5 Lieferungen sind die besten Meister alter und neuer Zeit vertreten, Raffael, Tizian, Dürer, Schongauer, v. Dyck &c. neben Fugel, Feuerstein, Feldmann, Cornicelius u. a. Diese herrlichen Kunstblätter sind auch einzeln käuflich. Näheres ist aus dem von der Gesellschaft herausgegebenen Verlagsverzeichnis (50 Pf.) zu ersehen, das mit seinem reichen Bilderschmuck die Gesellschaft am besten zu empfehlen geeignet ist. Mancher wird aus diesem Katalog mit Befriedigung ersehen, daß die christliche Kunst unter den Neueren eine Achtung gebietende Schar hervorragender Könner aufweist. Auch unter den großformatigen Bildern, die sich zum Wandschmuck eignen, sind die besten Namen vertreten. Als besonders wirkungsvoll heben wir den Christus und die Martyrin von Cornicelius, die Begegnung Jesu mit Maria und die Madonna mit Kind von Feldmann, Feuersteins Heilige Familie, Erziehung des heiligen Ludwig, Eva und Maria, Fugels Heilige Familie, Abendmahl, Christus vor dem hohen Rat, Kreuztragung, Grablegung, Kreuzabnahme, Verehrung des hl. Joseph, Hackls Anbetung der hl. drei Könige (Triptychon), Madonna, Hl. Vinzenz von Paul, von Cramers Hl. Nacht (Triptychon), Nüttgens Geburt Christi, Sambergers Propheten und Petrus Canisius hervor.

Eine Spezialität der Gesellschaft sind die Bilder in Originalrahmen, welche vom Künstler selbst dem Stil und der Stimmung des Werkes angepaßt sind und auf diese Weise mit dem Bilde ein organisches Ganzes bilden. Unter diesen Bildern großen und kleinen Formats finden sich entzückende Kabinettstücke. Die Preise für alle diese Bilder sind sehr mäßig.

Die prachtvollen Jahresmappen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (bisher sind zwölf erschienen) kosten für Nichtmitglieder Mk. 15.—, während der Jahresbeitrag von Mk. 10.— den Gratisbezug sichert.

Der **Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg** kann nicht genannt werden, ohne daß man in erster Linie des von K. Rat Dr. Otto Denk vortrefflich geleiteten „Deutschen Hausschatz" gedenkt, dessen letzter Jahrgang in einem abgeschlossenen Bande von 966 Seiten vorliegt (Originalband Mk. 9.80). Der „Hausschatz" steht schon wegen seines Umfanges an der Spitze der illustrierten katholischen deutschen Familienblätter. Die große Fülle unterhaltenden und belehrenden Textes, die reiche Auswahl an spannenden Romanen und Novellen — darunter viele neue Namen —, die wechselvolle Galerie schöner, zu einem großen Teile künstlerisch wertvoller Bilder kommt in einem Jahresbande zu überzeugendster Wirkung.

Die aus den besten Romanen und Erzählungen des „Hausschatz" ausgewählte „Hausschatzbibliothek" (modern gebundene Bände à Mk. 2.—) sind rasch beliebt geworden. Nun liegt der fünfte Band vor, welcher zwei packende, fast herbe Erzählungen aus dem Leben des böhmischen Pfarrhauses enthält: „Ein Kreuzweg" und „Eine Bettlerin" von Heinrich Baar.

Ein echt bayerisches Volksbuch ist der prächtige, reich illustrierte Band „Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern, genannt der Kämpfer", von dem in seiner kernigen Art noch immer unübertroffenen Franz Trautmann (763 Seiten, in Originalband Mk. 6.—).

Der **Verlag von J. Habbel in Regensburg** gehört neuerdings infolge der vielen Sammelausgaben zu den produktivsten. Nachdem die 60 Bände der Berlepsch'schen Romanbibliothek prompt ausgeführt waren (Schreiber dieses erinnert sich noch der Zaghaftigkeit, mit der die zu früh verstorbene Baronin Lina von B. in seinem Hause die einleitenden Schritte beratschlagte), schritt Habbel zur Neuausgabe der gesammelten Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn, während gleichzeitig die bisher 16 Bändchen (à Mk. 1.—) umfassende Familienbibliothek „Für Herz und Haus" und die bis zum 5. Bande gediehene Sammlung von Otto von Schachings Volkserzählungen in Angriff genommen wurde. So hat der Habbelsche Verlag in einem kurzen Zeitraum allein auf diesem Gebiete gegen 130 Bände herausgegeben.

Von der Hahn-Hahn-Sammlung, deren erste Serie, die Romane und Gedichte in 30 Bänden umfassend, gebunden Mk. 45.— kostet, liegt nun auch die zweite Serie, welche die apologetischen und historischen Schriften umfaßt, nahezu abgeschlossen vor. Die 15 Bände dieser Serie kosten zusammen Mk 22.50 gebunden.

In keiner katholischen Bibliothek sollte die so spottbillige Hahn-Hahn-Ausgabe fehlen. Es ist oft genug bedauert worden, daß die Werke der geistvollen Konvertitin im Buchhandel vergriffen waren. Jetzt heißt es: zugreifen! Lasse man sich durch Einwände wie, es seien veraltete, durch die geläuterte moderne Kunstform überholte, wegen ihrer polemisch-kritisch-religiösen Tendenz unkünstlerisch wirkende Bücher, nicht abschrecken. Wir fürchten, daß nach dreißig Jahren über manche gepriesene Frucht „moderner" Bücherkunst herber geurteilt werden wird. In den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn steckt nicht nur Geist, sondern auch eine spielend bemeisterte Form Alle Süßlichkeit und alle übertriebene Gedankenspalterei lag ihr fern. Alles, was sie in ihrem zweiten Lebensabschnitt schrieb, ist kerngesund gedacht. Auch ihre apologetischen und historischen Schriften sind eigenartig und von hoher Auffassung. Wir erwähnen aus der genannten Serie: „Von Babylon nach Jerusalem" (geb. Mk. 2.—), „Aus Jerusalem" (Mk. 2.—), die vier Bände „Bilder aus der Geschichte der Kirche" (die Martyrer, die Väter der Wüste, die Väter der orientalischen Kirche, St. Augustinus). Jeder dieser Bände kostet Mk. 4.—

Aus der Familienbibliothek „Für Herz und Haus" liegen uns zwei hübsche Bändchen vor, von denen das eine zwei polnische Erzählungen „Schicksalsschläge" und „Im roten Sarafan" (Mk. 1.—) enthält, während ein Doppelbändchen (Mk. 2.—) den humoristischen, aus dem wirklichen Leben gegriffenen, gut illustrierten Hochlandsroman „Das Bähnle" von Arthur Achleitner darbietet.

Ein glücklicher Wurf sind die gleichfalls bei Habbel erschienenen „Oberpfälzischen Geschichten" von M. Herbert (geb. Mk. 2.—). Soviel Vertrautheit mit dem Denken und Fühlen des oberpfälzischen Volkes, soviel liebevolles Eindringen in seine Eigenart und eine so gründliche Beherrschung des Dialekts hätten wohl selbst genaue Kenner M. Herberts von der Dichterin nicht erwartet.

Auch des aus dem Amerikanischen übertragenen Romans „Kapitola" sei hier kurz gedacht (geb. Mk. 2.—).

Just zu Weihnachten soll „Tante Lisbeths Weihnachtsbuch für kleine und große Kinder", der prächtige, gut illustrierte Geschenkband „O du wunderselige Weihnachtszeit" von Schwester Paula (Nonnenwerth), geb. Mk. 2.40, in Erinnerung gebracht werden. Von derselben Verfasserin sind Geschichten, Märchen und Plaudereien für liebe Kinder unter dem Titel „Märzveilchen" (geb. Mk. 1.20) und Erzählungen für junge Mädchen unter dem Titel „Maiglöckchen und Flieder" (geb. Mk. 1.20) erschienen. Die aus dem Französischen übersetzten Lebensbilder des heiligen Johannes von Triora, eines chinesischen Martyrers, nach du Lys von Schwester Paula (geb. Mk. 1 70) und der heil. Rosa von Viterbo (geb. Mk. 1.80) sind durchaus empfehlenswert.

Die Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg zeigt sich mit Erfolg bestrebt, den alten Ruf des Manzverlages auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur neu zu beleben. Zahlreiche Romane, Novellen, Erzählungen und Jugendschriften des neueren Manzverlages gehören zu den beliebtesten ihrer Art. M. Herberts „Frauennovellen", diese Galerie interessanter Frauentypen, von denen jede in ihrer Eigenart erfaßt und bis ins Kleinste meisterhaft ausgemalt ist, erschienen in zweiter Auflage mit dem Bildnis M. Herberts. Geb. Mk. 4.60. Nicht minder anregend und fesselnd sind die neun Herbertschen Novellen „Aus dem Buche des Lebens" (geb. Mk. 3.20).

Auch Otto von Schaching ist mit einigen seiner besten Erzählungen im Manzverlage vertreten: „Geschichten aus dem Volke", „Geschichten aus alter Zeit" und „Waldesrauschen". Jeder dieser drei schönen Bände (geb. à Mk. 4.—) ist mit zwei Gravüren geschmückt, das „Waldesrauschen" auch mit dem Bildnis des Verfassers.

Großen Beifall haben die historischen Romane Felix Nabors gefunden, der mit seinem „Mysterium crucis" (aus der Zeit des Kaisers Nero) ein Gegenstück zu Sienkiewiczs „Quo vadis" schuf (geb. Mk. 5 20). Nabor schreibt fließend und wirkt durch dramatische Gestaltungskraft mächtig auf die Phantasie. Auch sein „Kreuzzug der Kinder" (geb. Mk. 3.—) und „Der Vogt von Lorch", Roman aus dem Bauernkriege (geb. Mk 4.—), zeugen von großer Darstellungskunst

Karl Landsteiner hat mit seinem sozialen Roman „Die Geister des Sturmes" (geb. Mk. 4 —) einen vollen Griff in das Leben der modernen Groß- und Fabrikstadt getan, während die Erzählung „Ein Jünger Ahasvers" (elegant geb. Mk. 3.40) einem in der modernen Weltanschauung Verstrickten den einzigen Weg des Heiles weist. Eine fesselnde Lektüre ist auch der historische Roman „König und Mönch" von Edmund Kreusch (geb. Mk. 4.10). „Der letzte Franziskaner in Berlin", historisch-chronikalische Erzählung desselben Verfassers, erweckt schon durch den behandelten Gegenstand besonderes Interesse (geb. Mk. 4.—).

Eine spannende historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert ist Marg. Mirbachs aus dem Holländischen übersetzter Band „Im Kampfe um die Ehre" (prächtig gebunden mit 2 Bildern Mk. 4.—).

Zu den besseren Erzählungen gehört „Ein edles Frauenherz" von Leopold Kist, ein stattlicher Band (Mk. 6.—), dessen Handlung in den Alpen spielt. Hübsche, gut ausgestattete Geschenkbände sind auch die Erzählungen „Der Senne vom Roßberg" von F. A. Robischung (geb. Mk. 4.—), „Die Gottes-Mühle" und „Jephthas Tochter" von Franziska Panzer und „Die Hexe vom Elsenbruch" von J. Quinke (geb. Mk. 2.—). Von letzterem Verfasser stammt auch das Märchen vom „Verlorenen Paradies" (geb. Mk. 1.80).

Kardinal Wisemans „Fabiola" ist bei Manz in zwei Ausgaben von verschiedener Preislage erschienen (geb. Mk. 2.90, Prachtausgabe Mk. 6.50).

Ein sehr preiswürdiges Festgeschenk in seltenem äußerem Gewande ist die gediegene, wohlausgewählte Gedichtsammlung „Sonntagsglocken", ein dichterisches Handbuch für jung und alt von Maximilian Bern (mit 1 Gravüre und 19 Holzschnitten). Auf der weißen Zelluloiddecke hebt sich die Zeichnung (schwingende Glocke und blaue Glockenblumen) effektvoll ab (Goldschnittband Mk. 3.—). Ein originelles Buch sind die von Joseph Wichner gesammelten „Stundenrufe und Lieder deutscher Nachtwächter" (geb. Mk. 5.—).

In dritter Auflage erschienen von Otto von Schaching umgearbeitet Forsteneichners sinnige „Naturbilder" (geb. Mk. 4.—).

Aus der reichhaltigen „Jugendliteratur" des Manzverlages heben wir nur die interessantesten Bücher hervor. Für reifere Knaben empfiehlt sich „Der Talisman des Inders" von Herm. Hirschfeld (geb. Mk. 1.—), für die reifere Jugend überhaupt die schön ausgestattete Erzählung „Die Armins-Brüder" von Karola von Eynatten (mit 2 Gravüren geb. Mk. 4 —).

Für die reifere weibliche Jugend sind drei mit je 2 Bildern geschmückte, in ihrem duftigen Einbande besonders anziehende Bände von Redeatis (geb. je Mk. 4.—) sehr zu empfehlen: die Novelle „Cordelias Geheimnis" und die beiden Erzählungen „Herzenswünsche", „Blüte und Frucht".

In ähnlich zart und lieblich wirkende Einbände sind drei weitere Erzählungen für die Mädchenwelt gefaßt: „Junger Herzen Freud und Leid" von Eveline Petrowitz (mit 15 Illustrationen geb. Mk. 4.—), „Die Freundinnen" von Benfey-Schuppe (mit 2 Gravüren geb. Mk. 4.—), „Stolz und Schön" von P. Jolanda (mit 2 Gravüren geb. Mk. 4.—).

An dieser Stelle sei auch der von Jos. Segerer, Seminarpräfekt und Religionslehrer in Regensburg, erfolgreich und gediegen redigierten katholischen Jugendzeitschrift „Efeuranken" ein empfehlendes Wort gewidmet. Die „Efeuranken" bedürfen der Unterstützung und verdienen sie vollauf, damit sie ihr wichtiges Ziel, der Jugend eine angenehme und sittenreine Unterhaltung zu bieten und zugleich bildend und erziehend zu wirken, immer vollkommener erreichen können. Der vollendet vorliegende 14. Jahrgang spricht für sich selbst (Jahresabonnement Mk. 3.60, jedes Monatsheft Mk. —.30).

P. Konebergs „Kinderlegende" (7. Auflage) bedarf kaum mehr der Empfehlung (Mk. 1.80), ebensowenig desselben Verfassers „Kompaß für die Jugend und das Volk" (2. Aufl. Mk. 1.60).

Auf dem Gebiete geschichtlicher Erzählungen hat Alfons Steinberger einen wohlgegründeten Ruf. Seine vier Bändchen „Aus Bayerns Vergangenheit" sind in Schule und Haus sehr beliebt (geb. à Mk. 2.—). In das 10. Jahrhundert führt uns die Erzählung „In umbra mortis", in das 15. Jahrhundert „Der letzte Herzog von Ingolstadt" und in die Zeit des Bauernkriegs „Florian Geyers Untergang" (jeder Band geb. à Mk. 1.60). Das vaterländische Epos „Die Longobardenbraut" (geb. Mk. 1.50) ist mit dem Bildnis des Verfassers versehen.

Dr. Hans Reibelbachs „Illustrierte Sagen und Legenden des Königreichs Bayern" (geb. Mk. 4.—) verdienen auch außerhalb Bayerns Beachtung (prächtig gebunden Mk. 4.—).

Schließlich seien aus dem Manzverlag noch zwei größere Werke erwähnt, die sich zu Geschenken eignen: Dr. Sepps monumentales Buch „Ludwig Augustus und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste", das im vorigen Jahre in vermehrter und verbesserter Auflage erschien (Halbfranzband Mk. 13.—) und die zwei Bände „Römische Mosaiken", Wanderungen und Wandlungen in der ewigen Stadt und durch das Patrimonium Petri, von Georg Evers (Halbfranzbände Mk. 8.— und Mk. 12.—).

Der Verlag von Kirchheim in München konzentriert seine Wirksamkeit auf die von den Professoren Kampers, Merkle und Spahn herausgegebene Weltgeschichte in Karakterbildern. Das auf etwa 45 Bände berechnete großangelegte Werk schreitet planmäßig und bedächtig vorwärts. Den 1903 erschienenen Bänden „Cyrus" (von Dr. Lindl), „Homer" (von Prof. Drerup), „Napoleon I." (von Generalleutnant Ritter von Landmann) folgten in diesem Jahre „Richard Wagner" von Dr. Wilhelm Kienzl und „Mohammed" von Prof. Hubert Grimme. Demnächst erscheint „Kaiser Maximilian I." von Dr. Max Jansen. Für die nächsten Jahre werden vorbereitet: „Goethe" von Karl Muth, „Philipp II." von Prof. Knöpfler, „Beethoven" von Prof. Volbach, „Franz von Assisi" von Prof. Schnürer, „Origines" von Prof. Albert Ehrhard, „Karl der Große" von Prof. Franz Kampers, „Joseph Görres" von Prof. Merkle, „Napoleon III." von Prof. Spahn.

Die neu vorliegenden Bände „Richard Wagner" und „Mohammed" haben in der fachmännischen Kritik bereits die anerkennendste Aufnahme gefunden. Dem Komponisten des „Evangelimann" ist dieser erste Versuch einer gemeinverständlichen, anziehenden, kurzen und doch tiefgründigen Darstellung von Wagners Entwickelung und gesamtem Schaffen vortrefflich gelungen. Ein reiches Illustrationsmaterial (91 Abbildungen und 1 faksimilierter Brief) belebt das Interesse. (Geb. Mk. 4.—)

Prof. Grimme würdigt in seinem „Mohammed" die kulturgeschichtliche Entwicklung Arabiens und des Islams und zeigt den Religionsstifter Mohammed in einem von den landläufigen Darstellungen ungünstig abweichenden Lichte. Die flüssig geschriebene Darstellung verrät in allen Teilen den scharfsinnigen, auf festem Boden stehenden Forscher. 60 zum Teil seltene Abbildungen erhöhen den Wert des Bandes (geb. Mk. 4.—).

Außerhalb der Reihe der „Karakterbilder" erscheint bei Kirchheim in München noch vor Weihnachten eine großzügig aufgefaßte Biographie „Leos XIII" von Prof. Dr. Martin Spahn (mit einer Heliogravüre, elegant gebunden Mk. 5.—). Das 248 Seiten umfassende Buch unterscheidet sich schon in seiner äußeren Form von den „Karakterbildern". Oktavformat mit einspaltigem Text in schöngeschnittener Antiquaschrift. An illustrierten Lebensbildern des verewigten großen Papstes ist kein Mangel. Prof. Spahn bietet etwas anderes: er entwickelt in streng wissenschaftlicher Methode den psychologischen Werdegang Joachim (Nino) Peccis und im Zusammenhang damit den Verlauf der katholischen Bewegung im vorigen Jahrhundert, die Leo XIII. zuletzt weit überholte und dadurch als geistiger Führer mächtig förderte. Obwohl mir erst in den letzten Tagen die 13 ersten Aushängebogen des Buches zugingen, konnte ich mich durch größere Stichproben überzeugen, daß der Verfasser seine Aufgabe tief erfaßt hat und ebenso unbefangen wie besonnen durchzuführen bemüht war. Selbst wer nicht überall mit Spahn übereinstimmt, wird aus der Lektüre reichen Nutzen ziehen, denn es eröffnen sich Perspektiven, die in solcher Klarheit und Folgerichtigkeit bisher nicht gezeigt wurden. Das Buch ist jedenfalls hochinteressant, die Sprache stilistisch gefeilt, die ganze Darstellung einfach und durchsichtig. (Geb. Mk. 5.—)

Der Band „Augustin", dieses von Dr. Frhrn. v. Hertling entworfene bedeutsame Bild der ersten Anfänge christlicher Kultur, erlebte die dritte Auflage (geb. Mk. 3.—). Dr. Hermann Schells „Christus" (geb. Mk. 4.—) ist immer noch viel begehrt. Zu den zeitgemäßesten Karakterbildern gehört jedenfalls die von dem früheren Direktor der bayerischen Kriegsakademie, Generalleutnant a. D. v. Landmann in knapper, meisterhafter Form vor Augen geführte, glänzend illustrierte Zeit „Napoleons I." (geb. Mk. 4.—).

Der Verlag von Kirchheim in Mainz paradiert diesmal mit zwei neuen Romanen von Arthur Achleitner. Beide sind zudem Priesterromane, wodurch das Interesse um so mehr geweckt wird, als der Verfasser früher nicht als Priesterschwärmer gelten konnte. Vielen wird „Der Eiskaplan" vom Standpunkte der Erzählungstechnik wie vom künstlerischen Standpunkte besser gefallen als das in seinen Verwicklungen nnd Entwicklungen nicht immer ganz ungezwungen komponierte und auch allzu sehr mit Reflexionen durchsetzte „Portiunkula". „Der Eiskaplan" hat schon in dem „Lawinenpfarrer" sein Gegenstück gehabt. Der mit großer Meisterschaft gestaltete Charakter des vielverkannten, einsamen Priesters und Sonderlings steht zum Packen greifbar inmitten der urwüchsigen Welt seines Wirkungskreises. Beide Romane entfalten Szenen und Schilderungen von wirklicher Schönheit, der Natur und dem Leben abgelauscht. Beide werden einen großen Leserkreis finden und sind als Festgeschenke zu empfehlen. Aber an künstlerischer Einheit steht „Der Eiskaplan" höher (geb. Mk. 3.50) als das nicht ohne spannende Details entrollte, wechselvolle Lebensbild des späteren Franziskaners, der endlich im Klosterberufe sein Teilchen Glück, sein „Portiunkula", findet (geb. Mk. 4.50).

Von Conrad von Bolanden liegt eine neue historische Erzählung aus der Hohenstaufenzeit vor, „Minnetreue" (geb. Mk. 3.50). Wer das Buch nicht als unbedingt zuverlässige Geschichtsquelle betrachtet, wird sich an den romantischen Bildern, die den kraftvollen Geist der Zeit atmen, erfreuen können. Diese Einschränkung ist für die zweite Auflage des historischen Romans „Die Bartholomäusnacht" noch mehr zu unterstreichen. Die Tendenz überwiegt hier die historische Objektivität. (Geb. Mk. 5.—)

Eine liebenswürdige, frisch geschriebene Erzählung von hohem erzieherischen Wert namentlich für die weibliche Jugend bietet Alinda Jacoby in dem hübsch ausgestatteten Bändchen „Das Kind aus dem Herenhause" (geb. mit farbigem Titelbild Mk. 2.50).

Als meisterhafter Jugenderzähler hat der amerikanische Jesuit Franz Finn längst einen gegründeten Ruf. Sein neuestes, von Franz Wasserburg ins Deutsche übertragenes Bäudchen „Harry Archer oder ein Fußballspiel und seine Folgen" (mit farbigem Titelbild geb. Mk. 3.—) wird gewiß ebensoviele Freunde finden wie die früheren Bändchen, von denen „Percy Wynn oder ein seltsames Kind der neuen Welt" soeben die dritte Auflage erlebte (geb. Mk. 3.—.)

Der in zweiter Auflage erschienene prächtige Roman „Wunder des Antichrist" von Selma Lagerlöf (geb. Mk. 4.—) sei wiederholt in Erinnerung gebracht; ebenso Arno v. Waldens künstlerisch hochstehender Gedichtezyklus „Christus" (geb. Mk. 3.—). Oskar v. Redwitz unvergängliches romantisches Epos „Amaranth" erlebte die 41. Auflage (Goldschnittband Mk. 5.60.)

Ein lesenswerter Roman aus der Gegenwart, „Ohne Basis" von Paula Baronin Bülow-Wendhausen, führt uns in anziehender Form die Schicksale eines aus moderner Haltlosigkeit zu festeren Grundsätzen sich emporarbeitenden Charakters vor Augen. (Geb. Mk. 3.50.)

❧ ❧ ❧

„Auf nach Bethlehem" zum Hause des Brotes. Dichtungen über die heilige Eucharistie in betrachtender Form aus dem Nachlasse von Franz Reinhard, Münster i. W. 1904. — Die Seele unserer Zeit ist nicht auf religiöse Dichtungen gestimmt; die wissenschaftliche Seite der Religion, der Drang des Menschen, in die Probleme des Glaubens mit der Leuchte der Wissenschaft zu dringen, hat in gebildeten Kreisen den Wert und die Schätzung der Religion nach ihrem Gehalt für das Herz und das Gemüt gemindert. Dichter, die es trotzdem wagen, das Gold des Glaubens in dichterische Münze zu prägen, haben heute weit weniger auf Anerkennung und Erfolg zu rechnen als in den glaubensstarken Zeiten des Mittelalters oder um die Wende des verflossenen Jahrhunderts, da Schleiermacher seine „Reden über die Religion" an die Gebildeten unter ihren Verächtern hielt. Und doch stirbt das Geschlecht der Gottessänger nicht aus, wie die Sammlung religiöser Dichtungen beweist, die mir heute vorliegt. Sie ist nur eine kleine Blütenlese aus dem reichen Nachlasse des in Gott ruhenden, frommen und geistvollen Dichters, von dessen Werken einst der verstorbene Kardinal Krementz von Köln den Wunsch äußerte, daß „diese Gedichte in viele Herzen einkehren und mit ihrer Gottesliebe viele Gemüter entzünden und erfreuen möchten". Fürwahr, manch schlichtes, herzliches Gedicht, das in diesen Blättern sich findet, verdiente, ob seines frommen, kindlichen Tones nicht nur in die Herzen glaubensinniger Leser einzukehren, sondern als Hymnus im Gotteshause fromme Sänger zu begeistern. Andere Gedichte verraten mehr den tiefen Denker als Dichter, der es nicht verschmäht, sich des Handwerkszeugs des Poeten zu bedienen. Je nach der Anlage des Lesers wird der eine mehr die erste, ein anderer die zweite Art von Dichtungen lieb gewinnen; keiner aber wird das Buch aus den Händen legen, ohne das Bewußtsein zu haben, an der Hand eines reinen und reichen Geistes zu den tiefsten Schätzen unseres Glaubens geführt zu sein. Das vornehm ausgestattete Buch wird vor allem als Weihnachtsgabe und Geschenk für Erstkommunikanten dankbare Leser finden. Dr. O.

Im „Literarischen Brief" der Nr. 36 (von M. Herbert) sind einige Druckversehen zu verbessern. Seite 473, 1. Spalte ist zu lesen: „Unfreudigkeit" statt „Unständigkeit", „Gorki" statt „Lorchi", „Edith" statt „Saith" von Saalburg.

Wir bitten unsere Leser und Leserinnen, die Firmen, welche die „Allgemeine Rundschau" mit ihren Geschäftsanzeigen beehren, bei ihren Weihnachtseinkaufen gütigst berücksichtigen zu wollen, da nur bestrenommierte Häuser zu den Inserenten der „Allgemeinen Rundschau" zählen.

☛ **Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Allgemeinen Verlagsgesellschaft m. b. H., München bei über hervorragende Geschenkwerke, den wir geneigter Beachtung empfehlen.**

Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck.

Cordula Peregrina

(C. Wöhler)

Gedichtwerke:

Was das ewige Licht erzählt. Gedichte über d. allerheil. Altarssakrament. In Salonband mit Goldschnitt Mk. 3.20. In vielen Tausend Exemplaren schon verbreitet. Bestempfohlenes Werk der Dichterin. 15. Auflage.

Aus Lebens Liebe, Luft und Leid, ein Pilgersang zur Abendzeit. 2. Aufl. Mit Porträt der Dichterin. In Salonband mit Goldschnitt Mk. 3.40.

Die Geschichte der hl. Notburga von Rottenburg, poetisch erzählt. 3. verb. u. verm. Aufl. Geb. in Leinwand mit Goldschn. Mk. 2.—.

Himmelsflug und Erdenfahrt, ein Bilderbuch nach Dichterart. Gedichte. 2. Aufl. Salonb. m. Goldschn. Mk. 3.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Weihnachtsnovität!

Fritz Reuter! Hochdeutsch!

Neu! Neu!

Fritz Reuter,

Ut mine Stromtid

Hochdeutsch

von

O. Heidmüller.

In eleg. Orig.-Einbd. 5 Mk.

- Wahrung der Eigenart des Dichters.
- Der erzählende Text ist hochdeutsch.
- Die Dialoge der plattdeutschen Original-Figuren jedoch bleiben unberührt.

Durch alle Buchhandlungen.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto, Wismar i. Mckl.

Inserate

finden in der

„Allgemeinen Rundschau"

weiteste Verbreitung.

Leserkreis nur im

kaufkräftigen Publikum.



Vom 25. Jahrgang (Januar 1905) an erscheint die Zeitschrift „Arbeiterwohl" unter dem Titel:

Soziale Kultur

Der Zeitschrift Arbeiterwohl und der Christlich-sozialen Blätter Neue Folge.

Redigiert von Prof. Dr. Fr. Hitze, Generalsekretär des Verbandes Arbeiterwohl, und Dr. W. Hohn, Direktor des Volksvereins f. d. kath. Deutschl., M. Gladbach

Die Soziale Kultur erscheint monatlich, mindestens 8 Bogen stark, gr. 8°. Abonnementspreis 6 Mark pro Jahr, halbjährlich 3 Mark. (Mitglieder des Verbandes Arbeiterwohl mit mindestens 5 Mark Jahresbeitrag erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. Einzelhefte 50 Pf.

Zu beziehen durch die Post, den Buchhandel oder direkt vom

Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland in M. Gladbach.

„Pax" Allgemeiner Versicherungsverein für die kathol. Geistlichkeit Deutschlands

zugunsten der deutschen Kirchennot.

Ein Entwurf gegen Mk. 1.50 zu beziehen von **Pfarrer J. B. Barnickel, Thurndorf-Engelmannsreuth** (Bayern).

Kleine Weihnachtsgeschenke!

Album von Rom; 50 Ansichten, jede mit erklärendem Text, jede als Ansichtskarte verwendbar, Preis complet in Enveloppe nur Mk. 2.50. **Jerusalemer Madonnenbüchlein** für Pilger und Marien-Verehrer, verfaßt von Baronin Wechmar, Preis 50—60 u. 70 Pfg. **Gute Kath-Gebetbüchlein** gebd. 50 Pfg. — Schutzengelbüchlein für Kinder, 35 und 55 Pfg. — 300 verschiedene katholische 10 Pfg.-Geschichtenbüchlein. — Religiöse Ansichtskarten für Weihnachten und Neujahr, 12 Stück Mk. 1.00. — Immerwährende Hilfbroschen in Altsilber à Mk. 1.00. — Ablaßabreißkalender 1905, 60 Pfg. — Namenspatronportraits zum Einrahmen, 200 diverse à 30 Pfg. — Gebetbücher für alle Stände — Rosenkränze — Heiligenbildchen etc. — Direkter Versandt nach Auswärts. —

Kathol. Verlags-Institut München, Waltherstraße 22.

Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München, Karlstr. 6.

Als **Zentralstelle für den Vertrieb christlicher Kunstwerke** empfehlen wir speciell jetzt zu

Weihnachten

unser grosses und reich ausgestattetes Lager von

Bildern christlicher Kunst, alter und neuer Meister, gerahmt und ungerahmt, in jeder Preislage und in jeder Reproduktionsart (Kupferstich, Gravüre, Radierung, Farbdruck, Photographie etc.).

Ferner empfehlen wir **kunstgewerbliche Gegenstände christlichen Genres** wie

Weihwasserkessel, Blumentöpfe,

Schreibzeuge, Brot- und Fruchtschalen etc.

Als besten **Führer** bei Anschaffung von Bildern bzw. Kunstgegenständen christlichen Genres empfehlen wir unseren soeben erschienenen

Prachtkatalog

Oktavformat, 234 Seiten, mit ca. 130 meist ganzseitigen Illustrationen und einer farbigen Kunstbeilage. **Preis 50 ₰.**

Neu! Soeben erschienen: **Neu!**

„Die christliche Kunst"

Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst, mit Berücksichtigung auch der gesamten profanen Kunst.

Jährlich 12 Hefte auf feinstem Kunstdruckpapier. **Jedes Heft** enthält 24—32 Seiten Text und ca. 30 Abbildungen (Autotypien), ferner eine **farbige Kunstbeilage. Abonnement** jährlich 12 Mk., vierteljährlich 3 Mk., mit freier Zusendung 3.30 Mk., Einzelhefte 1.25 Mk. (für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst München zum Sonderpreise).

Die christliche Kunst, gestützt auf eine grosse Anzahl namhafter Mitarbeiter aller Kunstgebiete, orientiert über alle Erscheinungen der christlichen Kunst der Gegenwart und Vergangenheit in Wort und Bild, ferner eingehend über die profane Kunst der Gegenwart in ebenfalls reich illustrierten Artikeln.

Zum ersten Male wird hiermit eine reich ausgestattete moderne Kunstzeitschrift geboten, die unbedenklich in jedem katholischen Hause aufgelegt werden kann.

Abonnements durch jede Buchhandlung, Postanstalt oder den Verlag.

Probenummern durch jede Buchhandlung oder auch direkt durch den Verlag: **Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München,** Karlstrasse 6.



Vergrößerte Kopie der Originalvignette zu M. Herbert: „Die Schloßtanne".

Prächtig gebunden
mit goldgesterntem Blauschnitt
nur Mk. 3.—

Reizendes Festgeschenk für Jung und Alt.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Neue Weihnachtgrüße

herausgegeben von Dr. Armin Kausen.

Kurze Erzählungen, Novellen, Skizzen. (320 Seiten.)

Weitere Preßstimmen

(vergl. Nr. 34, Seite 448, Nr. 35, Seite 463, Nr. 36, Seite 478):

„Einmal ein Weihnachtsbuch, das man befriedigt und erhoben aus der Hand legt. Das sind nicht die herkömmlichen süßlichen Geschichten, wo „Er" und „Sie" unterm Christbaum die Hände ineinanderlegen und die entzückten Eltern fröhlich-schmerzlich Tränen weinen, das sind Geschichten, wie sie das reiche Leben auf seinen wechselvollen Blättern selber schreibt, von denen sie die Autoren abgelesen und uns in die Sprache des Lehrenden gefügt haben. Dr. Kausen, der verdienstvolle Publizist, schildert treffliche soziale Bilder in seinen Beiträgen zu dem Buch, M. Herbert zeichnet feinsinnige Gemälde, M. v. Ekensteen, J. Dirkink, Cüppers, Koch-Breuberg, Anton Schott, Minna Freericks, Margareta Mirbach, M. Ludolff-Huyn vereinigen sich zu würdigem Werke. Wo das Liebesthema mitspielt, ist es in eigener Art auf sozialem oder historischem Hintergrunde verwertet. Man kann das Buch, das sich in geschmackvoller Ausstattung darbietet, rückhaltlos für jeden Weihnachtstisch empfehlen; jeder, auch der auf Kunstwert Anspruch machende Leser, findet seine Rechnung. Drum sei es dem Buche gegönnt, zum Feste in recht viele Häuser und Herzen „neue Weihnachtgrüße" zu bringen. M. Pfeiffer."

„**Bamberger Volksblatt**" vom 3. Nov. 1904.

„Die wunderliebliche Geschichte von dem Christkindlein, das allen armen Menschenkindern, die guten Willens sind, in ihrer geistigen und leiblichen Not zu Hilfe eilt, wenn die Weihnachtssterne am Himmel funkeln, mag noch so oft erzählt sein, man hört es immer gerne wieder. Jedem, der davon zu erzählen weiß, wird man gerne lauschen, und dem Sammler einer Anzahl so treffender Geschichten, wie sie im vorliegenden fein ausgestatteten Bande geboten werden, wird jeder, der diese Gabe unter dem lichtgeschmückten Baume findet, von Herzen dankbar sein. Zu den 22 Stücken, die das Buch enthält, hat der Herausgeber deren 7 beigetragen, das Einleitungsgedicht und 6 Erzählungen aus dem Leben, vorzugsweise aus dem Leben solcher, die, von dem rationalistischen oder materialistischen Zeitgeist ergriffen, auf falsche Wege geraten sind, durch Kindes und frommen Weibes Hand und Gebet zur Krippe zurückgeführt werden Auch M. Herbert, die vielgewandte, greift ihre Stoffe vorzugsweise aus der an sozialem Elend so überreichen Gegenwart und weiß mit ihren Tönen recht warm ans Herz zu greifen. Eigenartig und hochpoetisch sind M. von Ekensteens Novellen: „In Christi Namen" und „Im Schnee"; „Einsame Weihnacht" ist ein prächtiger Anton Schott; M. Ludolff-Huyn bewährt sich in „Anno 1812" und „Mutterchens Christbescherung" als Meister in der Erzählungskunst, während Koch-Breuberg eine packende Szene aus dem Krieg vom Jahre 70 vorführt und in einer anderen Geschichte seinen Humor sprühen läßt. Die Erzählungen von Mirbach, Cüppers, von Dirkink und M. Freeriks schließen sich den genannten würdig an. Der Zweck des verdienstvollen Herausgebers, einem breiteren Publikum eine poetische und zugleich sittlich reine Festlektüre, worin das landläufige Liebesthema hinter dem sozialen zurücksteht, zu bieten, ist vollkommen erreicht." L. v. H.

„**Dichterstimmen**" (Leo van Heemstede), XIX. Jahrg. Heft 3, 25. Nov. 1904.

„Schon die Namen des Herausgebers und seiner Mitarbeiter verbürgen zum voraus etwas Gediegenes. Spannende und gemütliche Szenen, erschütternde und rührende, tiefernste und liebliche Bilder ziehen da an unserem Auge vorüber. Weihnachtsstimmung und Weihnachtsduft ist über das Ganze ausgegossen. Christbaumglanz und hehrer Sternenschimmer leuchten da durch die im Dunkel der Winternacht liegende Erde . . . Echt christlicher Seelenadel und kerngesunde Frömmigkeit spricht und weht uns aus allen diesen Erzählungen und Novellen entgegen. Ein schönes Stück großmütiger Caritas ist in diesem Buch aufgerollt. Ein gesunder Realismus ist mit edlem Idealismus darin gepaart . . . Es sind nicht Szenen und Geschichten aus alten vergangenen Tagen, die da vor die Seele treten, sondern Bilder aus der Fülle des modernen Lebens geschöpft und in schöner, oft kunstreicher Form dargestellt. Eine solche Lektüre erhebt, adelt und erbaut; denn es ist hier ins volle Leben hineingegriffen, und das Leben durch Kunst und Religion verklärt wiedergegeben . . . Das Buch ist eine Erholung für Geist und Gemüt, für Kopf und Herz. Mit einem solch vornehmen und billigen Weihnachtsgeschenk kann man sich und anderen viel vergnügte Stunden edelster Unterhaltung bereiten."

„**Deutsches Volksblatt**," Stuttgart, Beilage Nr. 48 vom 27. Nov. 1904.

„Die Ausstattung ist angenehm in bestem Sinne. Der Gehalt, wenn auch demselben Grundgedanken dienend, ist dennoch abwechslungsreich und anregend. Was sehr anzuerkennen und vorab zu würdigen, das ist der Umstand, daß das soziale Ringen der Gegenwart vielfach so berechnend zur Geltung kommt. Das Buch ist für diesen Gehalt und diese Ausstattung nicht zu teuer; wir empfehlen es sehr. Prof. G."

„**Pädagogische Blätter**". Organ des Vereins kath. Lehrer und Schulmänner der Schweiz, Nr. 48 vom 25. Nov. 04.

„Fürwahr eine ausgezeichnete Idee des verdienstvollen Herausgebers! Mit Hilfe von Kräften, deren Namen sich des besten Klangs in der Dichter- und Erzählerwelt erfreuen, hat er einen Geschenkband geschaffen, prächtig in jeder Beziehung. Dr. Kausen selbst leitet den Reigen der geist- und herzerfrischenden Beiträge mit einem sinnigen Gedicht „Weihnacht" ein. . . Hier wird in tadelloser Form eine Lektüre geboten spannend für jung und alt und zugleich die hohen Gefühle im Menschenherzen anregend. Mit dem Drang nach Unterhaltung wird auch das Gemüt in edler Weise befriedigt. In der Tat bieten die Novelletten reiche Abwechslung und lassen erkennen, daß ihren Schöpfern daran lag, von ihrem Besten zu geben. Dem herrlichen Inhalt entspricht die geschmackvolle moderne Ausstattung; die solide Leinwanddecke schmückt eine originelle Zeichnung; Druck und Papier sind ebenfalls sehr gut. Dem Buch, dessen Preis von 3 Mk. sehr niedrig zu nennen ist, wünschen wir weiteste Verbreitung; es ist wert als Festgeschenk in recht viele Häuser einzukehren, weil geeignet, viel Freude und Segen zu spenden."

„**Luxemburger Wort**", Nr. 322 vom 17. November 1904.

„Wenn ein Buch in bester Weise geeignet ist, den Weihnachts-Gabentisch eines christlichen Hauses zu zieren, so ist es das vorliegende. Ein vornehm ausgestattetes Geschenkwerk. Wie fein erlauscht ist da alles wiedergegeben, wie heimelt einen die natürliche, einfache und doch so gewählte, von reinstem Idealismus durchwehte Sprache an — das ist echte, rechte, würzige Weihnachtspoesie."

„**Geldernsches Wochenblatt**", Nr. 94 vom 25. Nov. 1904.

„Prächtige Weihnachtsgeschichten und Weihnachtsbilder, hochelegant ausgestattet."

„**Gmünder Tagblatt**", Nr. 267 vom 23. November 1904.

„Wohl selten dürfte ein passenderes Geschenkbuch zu Weihnachten erschienen sein wie die „Neuen Weihnachtgrüße", die der angesehene Münchener Schriftsteller Dr. Armin Kausen unter Mitwirkung hervorragender Größen auf dem Gebiete der Erzählkunst herausgegeben hat."

„**Recklinghäuser Volkszeitung**" Nr. 275 v. 30. Nov. 1904.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag.

Gegen Einsendung von Mk. 3.20 oder Nachnahme erfolgt Frankozusendung durch den Verlag.

Verlag von Dr. Armin Kausen in München.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck aus der „Allg. Rundsch." nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 38. München, 18. Dezember 1904. I. Jahrgang.

Die nächste Nummer der „Allgemeinen Rundschau", welche als Nr. 39 die letzte des Quartals sein wird, soll vorwiegend weihnachtlichen Charakter haben und fast ausschließlich der edlen Unterhaltung gewidmet sein. Diese

Weihnachtnummer

wird auch durch einen entsprechenden Aufdruck auf dem neuen Umschlage als solche gekennzeichnet und dürfte Liebhabern einer auserlesenen Festlektüre eine willkommene Gabe sein. Aus dem reichen Inhalt seien außer einer Studie von A. Hackemann über: „Es ist ein Ros' entsprungen" drei Feuilletonskizzen ganz besonders hervorgehoben, von denen jede in ihrer Art als Kabinettstück bezeichnet werden darf:

Ein Gefallener von Ad. Jos. Cüppers.

Die drei Weisen von Paul Keller (Verfasser von „Heimat", „Waldwinter" rc.).

Einkehr von E. M. Hamann.

Die Weihnachtnummer wird bei rechtzeitiger Bestellung auch separat geliefert und kostet

portofrei	1	Exempl.		20 Pfg.,
„	3	„		50 „
„	10	„	1 Mk.	50 „

Nicht nur in Familien, sondern auch in Anstalten und Vereinen wird man mit der Weihnachtnummer der „Allgemeinen Rundschau" vielen eine Freude machen können.

Inhaltsangabe.

Das katholische Italien an der Wende.

Von

Lujo Saalenstein.

„Die Wahlbeteiligung des 6. November ist das größte Ereignis der innerpolitischen Geschichte des katholischen Italien seit 1870".

Crispolti (Rede in Piacenza am 4. Dezember 1904.)

In Italien überstürzen sich geradezu die Ereignisse in den letzten Wochen. Noch im Sommer frugen die Katholiken von Bergamo an kompetenter Stelle an, ob es ihnen gestattet sei, in die Ersatzwahl zum Parlament einzugreifen; sie erhielten die Antwort: „Non expedit." Heute ist nicht nur der Rubikon en masse überschritten, wir haben nicht nur katholische Kandidaten — und fast ohne Ausnahme sind sie durchgekommen —, sondern was das Bedeutsamste ist, das ganze Nonexpedit ist auch formell so gut wie beseitigt.

Darüber läßt der berühmte Artikel Brandis in der „Civiltà cattolica" vom 29. November keinen Zweifel mehr. Schon am 19. November hatte die Jesuiten-Zeitschrift anläßlich der Wahlen erklärt:

„Das Bemerkenswerteste an den Wahlen vom verflossenen Sonntag ist die erklärte Teilnahme katholischer Wählermassen an der Wahl und die Kandidatur von Katholiken zum Parlament . . . Ohne die Frage als solche entscheiden zu wollen, wird es uns doch schwer zu glauben, daß alle diese Katholiken, darunter viele Geistliche, die offen zu den Wahlen gingen (von denen sehr viele als charakterfeste und überzeugungstreue Katholiken allseitige Achtung genossen) öffentlich das Non expedit sollten gebrochen und ihr Gewissen so schwer belastet haben, wenn sie nicht von kompetenter Autorität die nötigen Vollmachten besaßen. Daß sich diese geben lassen, ist außer Zweifel."

Das war deutlich.[1]) Der Umschwung gegen früher liegt offen auf der Hand, und der Direktor der Florentiner „Unità Cattolica" Sacchetti — nur diese eine Säule zeugt noch von verschwundener Pracht —, der Vertreter der überpäpstlichen Intransigenz, hatte nicht unrecht, wenn er seinem liberalen Interviewer sagte, damit würden 40 Jahre Geschichte umgestoßen.

Am 29. wurde die „Civiltà" noch deutlicher. Sie verwies auf das deutsche Zentrum und forderte schleunigste Vorbereitung für die nächsten Wahlen.

Der „Osservatore cattolico" ließ sich den Artikel am 29. von Rom telephonieren und begleitete ihn mit folgenden historischen Worten:

„Den Eindruck zu beschreiben, den eine so klare und resolute Sprache in uns hervorgerufen hat, ist überflüssig. Wer die Civiltà kennt, weiß, daß sie nicht so sprechen würde, wenn sie nicht genau wüßte, daß sie es dürfte. Mehr wollen wir nicht sagen, um die Diskretion nicht zu verletzen."[2])

Er fährt dann fort:

„Mit dem Artikel der Civiltà kann man sagen, daß die Polemik über das Non expedit definitiv geschlossen ist. Die These von der Unwiderrufbarkeit des Non

---

[1]) Ebenso deutlich hatte das am meisten betroffene „Eco di Bergamo" der „Unità cattolica" gegenüber erklärt, die Katholiken, die in Bergamo zur Wahl gegangen seien, hätten ihr Gewissen erst vollständig sichergestellt.

[2]) D. h. der Artikel ist hochoffiziös, wie uns auch von anderer kompetenter Seite versichert wird.

expedit der Riscossa, die Katastrophen-Theorie anderer Blätter, die Legende von den katholischen Abgeordneten, die aber als solche nicht figurieren dürften, die der „Corriere della Sera" verbreitete, die Parole: Elettori, ma non eletti (Wählen, sich aber nicht wählen lassen) — all das ist offiziell liquidiert. Die Bresche ist offen, das Feld ist frei, vorwärts."

Seit der Zeit jagen sich die Ereignisse. Wir registrieren die springenden. In Bergamo siegt Piccinelli, in Mailand IV Cornaggia, in Treviglio Cameroni, dem jedoch die Brutalität seiner freimaurerischen Gegner durch Fälschung das Mandat entreißt — hoffentlich nur für ein paar Wochen —, in Neapel steht Protopisani im Kampf mit Cicotti, in Seregno stellt man Mauri, in Rho Meda auf, die beide aus taktischen Gründen ablehnen. Die Wahlbeteiligung selbst steigt bis zu 80% wie in Rom und ist allgemein —, und zwar auch dort, wo bisher einigermaßen die Wahlenthaltung eingehalten worden war.

Im Süden ist dies ja nie geschehen, dort ist an dem Ausfall der Wahlen die Wendung der päpstlichen Politik völlig unschuldig. Es ist dort gegangen wie immer. Wir werden hierauf noch zurückkommen müssen. Auch in der Mitte und im Norden sind erhebliche Abstriche jener katholischen Wähler zu machen, die schon immer im stillen gegangen waren. Immerhin ist die Wendung der Dinge noch groß genug.

Wir stehen zweifelsohne vor einem der bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte des italienischen Katholizismus seit 1870.

Crispolti, der feine Literat, nennt es schlechthin das bedeutendste. Das berechtigt und verpflichtet uns offenbar zu einer weiteren Umsicht über die Ursachen und Vorbereitungen dieses Wendepunktes.

Im katholischen Italien ist es anders geworden, seit die neue Generation, die auf den Staatsuniversitäten moderne Luft genossen hatte, an die Arbeit kam. Sie brachte eine zeitgemäße Auffassung der Tagesfragen und Ereignisse mit und hatte nicht an der Geschichte der älteren Generationen mit all ihrem Blei zu tragen. Daß die Geschichte ein Ballast sein kann, haben wir nirgends wie in Italien gesehen.

Zu dieser inneren Erneuerung, die entsprechend dem Temperament unserer italienischen Freunde, weit, sehr weit, mehr aber noch entsprechend dem akuten Bedürfnis der Verhältnisse die Form einer tiefgehenden und brillanten Krisis annahm, wobei es nicht ohne Erschütterungen abging, fand fast gleichzeitig ein äußerst bemerkenswerter Umschwung in dem politischen Leben Italiens überhaupt statt, den wir deutsche Katholiken fast ganz außer Augen gelassen haben.

Die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts gehören in Italien — und zum letzten Male — der Reaktion. Die Mailänder Kanonade 1898 und die Staatsstreich-Decretileggi 1899 sind die Blüten dieser letzten freiheitslosen Zeit und Pelloux, der General, der Name, unter welchem sie der Geschichte angehört.

Am 30. Juli 1900 fiel Umberto I. unter dem Dolche und Viktor Emanuel III. trat die trübe Erbschaft an.

Viktor Emanuel hat, um mit einem Worte alles zu sagen, die besten Erwartungen übertroffen. Nach dem kurzen Uebergangsministerium Saracco, der ein braver Beamter war, hat er sich unter Zanardelli-Giolitti ein Ministerium gebildet, das sich, nach dem Tode Zanardellis an Giolittis Namen allein geknüpft, bewährt hat.

Dieses liberale Ministerium war 1900 ein Wagestück. Aber der junge König hat offenbar die Richtung erkannt, in der sich die innere italienische Politik bewegte und hat, ohne zu zögern, diese Lehren beachtet. Monarchen, die aus der Geschichte lernen, sind sonst selten.

Das Land drängte auf soziale Reformen. Die patriotischen Ideale taten es nicht mehr. Die Revolution von damals war an der Staatskrippe satt und damit unfähig geworden, neue Probleme in die Hand zu nehmen. Sie war vielfach reaktionär geworden und dachte nur daran, ihren behäbigen Besitz zu verteidigen. Nur an Gedenktagen gebärdete sie sich ein wenig phrygisch, sonst war sie konservativ bis über die Ohren.

Der König begriff, daß mit diesen Elementen ein Land wie Italien nicht regiert werden könne. Er erkannte die Notwendigkeit, sozial zu sein, um populär zu werden, und er wurde es.

Die Früchte dieser liberalen Politik zeigten sich schon ziemlich früh in der Entwicklung des italienischen Sozialismus, der seine rapide und dank Giolitti ungestörte Auseinandersetzung zwischen Revolutionären und Reformisten durchmachen konnte, eine Entwicklung, die Giolitti schon vor zwei Jahren den Mut gab, Turati, dem Bernstein der Partei, ein Portefeuille anzubieten.

Natürlich hat Italien, wie jedes Kulturland, seinen Sozialismus, der auch noch vorläufig in aufsteigender Bewegung begriffen ist, aber man kann doch mit dem Turatianischen Zersetzungsprozeß, der durch die Partei geht, zufrieden sein und behaupten, verhältnismäßig sei die Bewegung doch immer noch weniger mächtig als man erwarten könnte. Pelloux würde ihr jedenfalls ganz andere Dienste getan haben.[1])

Die „Cultura sociale" vom 1. November beurteilt die Sache wie folgt:

„Ueber die Haltung der Regierung dem Generalstreik gegenüber sind die Ansichten geteilt. Man stellt die Frage, ob sie noch das Recht habe, sich als einen Schutz der öffentlichen Ordnung jenen Klassen gegenüber hinzustellen, die nicht Proletariat sind. Auch manche Katholiken haben diesen Vorwurf der Regierung gemacht, sie habe sich entweder von den Ereignissen überraschen lassen, oder sei absichtlich schlapp gewesen. Ein wenig Unsicherheit, oder wir wollen lieber sagen, ein etwas unsicherer Ton mag ja vorhanden gewesen sein, aber alles in allem ist die Stellung Giolittis die einzig mögliche gewesen, wollte man die moralischen Schäden und die Schärfe des Kampfes in engen Grenzen halten und den Eindruck der Maßlosigkeit der Revolutionäre absolut unverfälscht auf das Publikum wirken lassen.

Daran ändern auch die heurigen Wahlen nichts. Der Sozialismus hat seine Stimmen verdoppelt. Das ist viel, auch wenn man in Betracht ziehen will, daß die Aeußerste Linke, die 1900 zusammenging (Sozialisten, Republikaner und Radikale), am 6. November aufgelöst war und darum manche sozialistischen Kräfte, die 1900 im ersten Wahlgang für einen koalierten Republikaner oder Radikalen eintraten, also schon da waren, 1904 als Zuwachs gezählt wurden. Das ist jedenfalls so viel, daß man die Lust verliert, von einer Niederlage des italienischen Sozialismus durch die bürgerlichen Parteien zu sprechen! Eine solche ist nicht vorhanden. Was an politischer Ehre aufgezählt werden könnte, gebührt Giolitti, der die Bewegung verlangsamt, indem er ihr Agitationsstoff nimmt und Freiheit akkordiert. Bei uns hat Bernstein dieses Faktum anerkannt.

Während so die Regierung im Lande einen geschickten „neuen Kurs" einschlug, arbeitete sie mit nicht weniger Erfolg nach außen. Die Consultà hatte eine glückliche Hand in Herbeiführung einer Reihe von Monarchenbesuchen im Quirinal.

Das war die Lage, mit welcher der Vatikan zu rechnen hatte. Uns interessiert dabei besonders der Umstand, daß das Non expedit wesentlich davon berührt, ja in seiner ganzen Bedeutung umgestaltet wurde.

Das Non expedit ist ein politisches Tauschmittel. Es hatte solange Wert, als die Regierung die Katholiken im öffentlichen Leben notwendig brauchte. Von der Revolution im Lande, so spekulierten die eingefleischten Astensionisten, würde die Regierung noch einmal so in die Enge getrieben werden, daß sie als noch ihrer einzigen Rettung nach den katholischen Wählern Ausschau halte. Aber es kam anders. Die Regierung wurde nach innen und nach außen fertig, und die Finanzen, die wirklichen wie die moralischen, stiegen. Das Non expedit verlor dadurch dermaßen an Tauschwert, daß es schließlich ohne den Versuch, eine Gegenleistung dafür zu erhalten — das ist bemerkenswert —, fallen gelassen wurde. Es brach in sich zusammen.

Das hätte nun freilich auch anders kommen können, wenn die innere Entwicklung der katholischen Partei einigermaßen gesundet wäre. Aber das ist die reinste Leidensgeschichte.

Doch wir wollen nicht vorgreifen. Es lag uns nur daran, zu betonen, daß zur Beurteilung der augenblicklichen, durch die Wahlbeteiligung geschaffenen Verhältnisse die Kenntnis der inneren Vorgänge der katholischen Partei nötig ist. Sonst gelangen wir zu keiner unbefangenen Würdigung der Lage. Sehen wir uns also dort ein wenig um.

1898 ist das eigentliche Geburtsjahr der neuen katholischen Bewegung in Italien. Noch unter dem Schrecken der Diktatur — Pelloux hatte die Comitati aufgelöst und Albertario saß in Finalborgo „in Banden" — ging die Neuorganisation vor sich. Die christliche Demokratie erlebte ihre epische Zeit 1900—1901. Ich habe den Jubel der damaligen Arbeit miterlebt. Es ging ein Frühling durch das Land. Der vergessene, totgeglaubte Katholizismus reckte sich. Verwundert schaute die Welt zu: er lebte. Die Rückschläge des konservativen Katholizismus ohne Programm, aber mit viel Zusammenhängen und Halbheiten, kam.

[1]) Wie richtig Giolitti anläßlich des Generalstreiks gehandelt hat, habe ich in den „Windthorstblättern" vom 29. Oktober 1904 (S. 172—3) dargelegt. Von Fehlern der Regierung in der Behandlung des letzten Streiks, von denen die „Köln. Volkszeitung", Nr. 1011, 6. Dezember, spricht, kann unseres Erachtens keine Rede sein.



1902, am 18. Januar, erschien die Enzyklika, Graves de communi. Sie verwischte zwar das Parteiwort von der christlichen Demokratie zu einer ziemlich parteilosen Sache, ihr lähmender Einfluß wurde jedoch geschickt paralysiert und die Bewegung wuchs. Paganuzzi stürzte, Murri schrieb damals seinen berühmten „Crollo di Venezia“ — zur selben Zeit war auch der Turm von St. Marco in sich zusammengebrochen — und unter Grosoli hob sich die Partei in eifriger Arbeit zum Tage von Bologna empor. Das war 1903. Italia mirabatur esse democratico-christiana. Die neue Richtung war stärker, als man glaubte, sie beherrschte erdrückend, aber auch ganz erdrückend die Situation.

Da starb Leo XIII., der Papst mit dem feinen politischen Gefühl für die Zukunftsadern der Bewegung. Pius X. war anders. Schon von Venedig her ging ihm der Ruf voraus, er sei versöhnlicher gestimmt. Nicht als ob er seine Ansprüche mindern würde, aber er galt als unpolitischer. Er hat in der Tat eine andere Art, ein anderes Maßgefühl, andere Akzente. Man hat das in den ersten Monaten seines Pontifikates sicher übertrieben. Aber einen Hauch von Conciliazione hatten sie doch, diese Besuche Vanutellis in Turin und Svampas in Bologna. Sogar die Sage konnte gläubige Verbreitung finden, die Königin-Mutter Margherita habe heimlich den Vatikan besucht.[1])

Was an dieser neuen Art war, zeigte die Folge. Der „Osservatore romano“, das steife Hofblatt der Kurie, änderte seine Feder. Es ließ Artikel wie die „Motivi di non cedere“ des Cavaliere Ignazi passieren. So etwas hatte man bisher nur in der verpönten christlich-demokratischen Presse gelesen. Dann kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Entlassung Grosolis und die Liquidierung der Opera!

Kein Mensch wurde aus der Maßregel klug, um so weniger, als man wußte, daß Grosoli wegen mangelnder Orthodoxie hatte gehen müssen (in seinem Rundschreiben hatte er von questioni morte gesprochen, das war der Anlaß seines Falles gewesen). Das schien mit Recht nicht in das sonstige Bild zu passen.

Aber es gibt doch Zusammenhänge, die, sollten sie auch nicht, wie man dies in den letzten Tagen in Italien getan hat,[2]) als bewußte hingestellt werden können, jedenfalls psychologisch von Bedeutung sind. Der Leoninische Gedanke einer straffen politischen Konzentration der italienischen Katholiken vom Vatikan aus paßt nicht in die Art Pius' X. und so ließ er ihn fallen. Und wie Grosoli fiel, obwohl er seine Aufgabe in der besten Weise löste, so auch das Non expedit. Der Papst ließ es zusammenbrechen, ohne sich darum zu bemühen.

Vielleicht ist es uns so möglich, die Vorgeschichte zu verstehen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls müssen wir uns über die Tatsache, wie sie liegt, ein Urteil bilden und dann die Frage beantworten: Was nun?

Was zunächst unsere Stellung zu den Ereignissen des 6. und 13. November angeht, so sind wir diesseits der Alpen gewöhnlich schnell damit fertig und wundern uns höchlichst, daß darüber noch gestritten werden kann. Wir sagen: Gott sei dank, daß die Barriere gefallen ist.

Die Sache hat aber auch andere Seiten, die besonders Murri in seiner Cultura sociale bewogen, sehr scharfe Kritik zu üben. Wir sagen sofort geradeheraus, daß diese Kritik berechtigt ist. Sie liegt weiter im Interesse der kommenden Partei, die ein klares Programm haben muß. Im gegenwärtigen Augenblick ist Nüchternheit die erste Tugend. Bei allem Optimismus, den wir noch weiter unten begründen werden, wird es gut sein, sich die Dinge anzusehen, wie sie sind, und nur keine Purzelbäume zu schlagen.

Zunächst einmal, wie sieht es im Süden aus? Kann man an der Wahlteilnahme dort unten wirklich Freude haben? Das Gegenteil ist der Fall. Ob ein Non expedit besteht oder nicht, darum hat man sich in den allermeisten Kreisen dort nicht gekümmert. Man wählte den Repräsentanten der Clique, der man angehörte oder zu der man im Verhältnisse des Klienten stand. Der Klerus nicht ausgenommen. Die Regierung hat nicht versucht, diesen Kampf auf die Höhe wirklicher Parteipolitik zu heben, sie hat sich den Dingen anbequemt und die Cliquen gekauft. So von Neapel, der Stadt Casales, bis zur trinakrischen Insel, die ihren Nasi wieder ins Parlament schickt. In dieser Lage erschien das Non expedit als die notwendige Reinigung des öffentlichen Lebens, als das klassische Erziehungsmittel.

In Mittel- und Norditalien liegen die Dinge anders, dort begann in der Tat das Non expedit als Erziehungsmittel überflüssig zu werden. Es hatte seine verschiedenen Phasen durchlaufen — als die Parole Margottis: Nè eletti nè elettori, als das Programm Albertarios: Preparazione nell' astensione, als die Losung der christlichen Demokraten: Astensione positiva — hatte den Zweck der Differenzierung der Katholiken von den anderen Parteien vor der öffentlichen Meinung erreicht, hatte der neuen katholischen Bewegung Zeit geschaffen, die alte mit neuen Zellen zu durchsetzen. Die Organisationen standen vor neuen Aufgaben, bei denen das Non expedit hinderlich war. Die soziale Arbeit war an dem Punkte angekommen, daß sie ohne die politische nicht mehr weiter konnte.[1])

Daher auch das Drängen nach der Aufhebung in den norditalienischen Industriebezirken. Die Leute wurden es müde, für ein soziales Reformprogramm zu arbeiten, das doch zu guter Letzt in den Wolken blieb. Wir sind, sagte mir einmal ein hochgestellter Katholik, der ein feiner politischer Kopf war, in der verteufelten Lage von Soldaten, die den ganzen Tag marschieren und doch „auf dem alten Fleck stehen bleiben“. Er hatte recht.

Wenn ich sagte, die Differenzierung der Katholiken sei hinlänglich erreicht worden, so ist das sehr cum grano salis zu verstehen. Erreicht war die Existenz einer Gruppe im Bewußtsein der Oeffentlichkeit. Daneben ging man aber massenhaft mit dem Stimmzettel die „Ordnungs“parteien unterstützen. Mit Bewußtsein vertraten das politische Gruppen, wie diejenige der Lega Combanda, deren Chefredakteur Marchese Cornaggia jetzt onorevole geworden ist.

Diese Gruppen, die unorganisierten wie die organisierten, sind eine entschiedene Gefahr für die kommende Partei. Das ist die alte Partei der Conciliazione, die des Lebens Höchstes in der Möglichkeit sieht, mittun zu dürfen. Wenn nur das in Erfüllung geht! Wenn nur „Casa Savoia“ und der Papst ausgesöhnt sind. Dann „Herr, laß deinen Diener in Frieden ruhen“. Das übrige Programm heißt Staatserhaltung mit ein bißchen Reform als Dekoration. Solche Marghueritanaturen würden die Partei furchtbar kompromittieren.

Wir sehen es schon heute, das „Berliner Tageblatt“ bringt eben ein Interview mit Cornaggia, in dem die extremsten Dinge in ungeniertester Weise ausgeplaudert werden. 1902 hatte ich Gelegenheit, auch den Mailänder Marchese — einen persönlich äußerst verbindlichen Herrn — und seine Ansichten über verschiedene soziale Dinge kennen zu lernen. Ich werde nicht indiskret, wenn ich sage — denn seine Ansichten hat C. jahrzehntelang in seiner „Lega Lombarda“ publizistisch vertreten —, daß es bedauerlich wäre, wenn seine Bedenken und Halbheiten in Sachen, z. B. der Gewerkschaftsbewegung, in der kommenden Partei herrschend würden. Die sozialistische Presse würde uns in die fatalste Stellung bringen.[2])

Wir urteilen durchaus nicht hart. Es hat stellenweise eine politische Konfusion geherrscht, die an Prostituierung grenzt. Nicht nur ein Minister wie Rava, auch ein Freimaurer à la Gallo, ein unsauberer Patron wie Sani, ein Pfaffenfresser von der Güte Faellis ist mit klerikalen Stimmen in Montecitorio eingezogen. Dieser letzte Fall ist phänomenal. Faelli, der unter dem Pseudonym „Simone“ bekannte Mitarbeiter des „Capitan Fracassa“, der seit Jahren zu den erklärtesten Antiklerikalen Italiens gehört, hat auf mündliche Fürsprache hin die Unterstützung der Kurie von Parma erhalten! Die Geistlichkeit gab ihm ihre Stimme. Alles, um die Umsturzgefahr zu bekämpfen.

„Da verzeihe man uns“, schreibt hierzu Murri in Nr. 22 der „Cultura“, „den Zorn, wenn wir daran denken, wie gerade diese Leute es waren, die uns als Feinde der Kirche hinstellten, die heute ihren Katholizismus verkaufen, die eine Regierung mit soviel Eifer unterstützen, über deren Angriffe sie so bitter klagen, die vor allem besorgt sind um die Erhaltung der Monarchie und ihrer zäsaristischen Kabinette. — Dann haben wir das Recht, in

[1]) Als eine interessante Illustration des „neuen Kurses“ will ich folgendes Erlebnis erwähnen: Im August dieses Jahres besuchte ich in einer norditalienischen Stadt das Palais einer Schriftstellerin, der Fürstin P. R. Ihr Vater ist italienischer General a. D. und hat stets in den intimsten Beziehungen zu Casa Savoia und Garibaldi gestanden. Die Zierde des Salons bildete zwischen der Photographie Vittorios und Elenas diejenige Pio X, alle drei mit eigenhändiger Widmung an den greisen piemontesischen General!

[2]) Die „Patria“ von Ancona berichtete, Grosoli würde eine Abbröckelung des Non expedit nicht mitgemacht haben, daher habe er gehen müssen, um freie Bahn zu schaffen.

[1]) In diesem Herbste erzählte mir ein christlich-demokratischer Organisator aus dem Parmensischen und Ferraresischen, mehr als einmal seien ihnen Streike fehlgeschlagen, weil sie keine Vertreter im Parlament gehabt hatten. Sie hätten ein um das andere Mal vergeblich an den Minister gedrahtet. Keine Antwort. Dann sei regelmäßig der Onorevole des Bezirkes gekommen und habe im Handumdrehen die Sache — zur Zufriedenheit der Arbeiter — beigelegt.

[2]) Schon jetzt frisiert das „Berliner Tageblatt“ keck C. zum „Führer der katholischen Gruppe im Parlament“, obwohl es bis jetzt weder eine Gruppe noch einen Führer derselben gibt.

dieser Schmach unsere Rechtfertigung zu sehen. So handelt nur eine Partei, die ihre Pflichten und ihre Würde vergißt."

Und weiter unten:

„War denn wirklich die Gefahr so groß? Nehmen wir einmal an, die Katholiken hätten sich enthalten . . . Die Sozialisten würden vielleicht 15 Abgeordnete mehr erhalten haben, Republikaner und Radikale auch noch ein knappes Dutzend: Alles in allem eine Aeußerste Linke von stark 100 Stimmen. Daran wäre die Welt auch noch nicht zugrunde gegangen."

Haben sie denn nicht den Umsturz besiegen helfen? Die „Cultura" antwortet:

„Die wirklichen Kräfte des Sozialismus haben sie doch nicht geschwächt, diese sind in beständiger Steigung begriffen. In den vier Jahren haben sie sich verdoppelt und es wäre lächerlich, anzunehmen, der teilweise Mißerfolg bei den Wahlen werde dieses Anwachsen verlangsamen. Vielleicht lernen sie daraus klüger und positiver werden. Die Bernstein-Richtung wird gewinnen und politisch erstarken, obwohl sie gerade ein paar ihrer besten Vertreter, Maino und Cicotti, verloren hat, die übrigens sicher bei nächster Gelegenheit doch in die Kammer hineinkommen."

„Für dieses bißchen Gewinn", heißt es weiter, „haben wir nun die Sozialisten furchtbar provoziert.[1]) Sie waren auch bislang schon antiklerikal, aber es gibt im Antiklerikalismus Grade und Stufen. Jetzt wird der Sozialismus in der katholischen Kirche den Feind sehen, gegen den alles mobil gemacht werden muß . . . Er wird uns den kleinen Schritt, den wir ihn haben zurückgehen machen, teuer bezahlen."

Eine solche Sprache ist den Optimisten der Wahlbeteiligung nicht lieb gewesen und Crispolti, der große Redner der Rechten, hat in Piacenza gesagt, Murri würde mit seiner Kritik recht haben, wenn solche Vorgänge sich ein zweites Mal wiederholten. Jetzt habe man es so gehen lassen müssen.

„Als wir", so Crispolti, der Mitbegründer und Vorsitzende der Unione Nazionale für die Stadtratswahlen, „am 23. Okt. kurz vor den Parlamentswahlen in Bologna zur Beratung der Statuten zusammentraten, da wußten wir zwar von der autorativen Wahlerlaubnis, hatten aber noch keine Ahnung von alledem, was dieser Wahl so exzeptionelle Bedeutung geben sollte, von der Aufstellung und dem Erfolg eigener Kandidaturen, von der Verteidigung der neuen Ereignisse durch Blätter der äußersten Orthodoxie, von der Parole der „Civiltà": Dampf hinter die Organisation!, von der Aufforderung der zweiten Gruppe der „Opera", die gestern ergangen ist: Laßt euch in die Wählerlisten eintragen! Das wußten wir alles noch nicht genau am 23. Oktober. Ueber eins waren wir uns aber klar, daß keiner von uns Männern an der Spitze den Anstoß zur politischen Bewegung geben dürfe. Es gibt Augenblicke, in denen die führenden Persönlichkeiten am wenigsten geeignet sind, das glissez, n'appuiez pas auszuführen, das in der Stunde der schweren Transitionen nötig ist."

Trotzdem konnte es nichts schaden, wenn in solchen Momenten die Situation mit aller Energie geklärt wird. Das ist immer ein undankbares Geschäft[2]), es liegt aber im Interesse der Partei. Wir begreifen darum die Besorgnis vieler unserer Freunde, dieses wirre Zusammenlaufen und völlige an den Nagel hängen der besten Parteitraditionen, diese Ueberschwemmung mit programmlosen, im Grunde nur antisozialistischen bürgerlichen Elementen könne schwere Schäden bringen. Die junge italienische Partei hat nicht die Entwickelungszeit vor sich, die das Zentrum hatte, sie tritt spät auf die Bühne und hat viel zu verlieren. Zumal auf sozialem Gebiet muß sie klar zum Gefecht sein. Da darf es keine Landratspolitik geben. Nicht um die schönen Augen des italienischen Königs, sondern um das Wohl und Wehe eines ganzen zukunftsdürftigen Volkes handelt es sich.

Wenn man das den unentschlossenen Mitläufern und bürgerlichen Höflingsnaturen allerwärts sagt, so braucht man darum doch noch nicht das Gute zu verkennen, das in dem endlichen Zusammenbruch des Non expedit liegt. „Für uns Kritiker", so schreibt Bianchi-Cagliesi ad hoc in Nr. 23 der „Cultura", „bestand die Gefahr, daß wir nie zu dem Urteile kämen: wir sind reif! Jetzt sind wir es mit einem Schlage geworden. Wir müssen halt. Wir akzeptieren das freudig, wenn wir uns auch nicht die neue Verantwortung verschweigen wollen, die wir nun vor der Kirche und der aufsteigenden Demokratie haben."

„Die größte Schwierigkeit, aber auch das dringendste Bedürfnis", sagt Crispolti in seiner Rede vom 4., „war die Eröffnung des Weges. Wenn man ins Wasser geworfen wird, lernt man schwimmen eher als in tausend Unterrichtsstunden, die man auf dem Lande im Schwimmen nimmt."

Das ist unzweifelhaft der Kernpunkt der großen Wendung, die Crispolti, wie schon oben bemerkt, die größte nennt, die die innere Politik seit 70 erlebt hat. Die Katholiken sind ins politische Leben hineingeworfen. Sie müssen. Damit ist eine neue Kraft in sie gefahren. Alles nimmt ganz neue Farben an. Mit wie ganz anderem Interesse liest man jetzt die Parlamentsberichte! Ueberhaupt ein neuer Hauch geht durch die Sache, seit die große Barriere gefallen ist.

Es heißt jetzt am Pfluge nicht rückwärts schauen. Avanti!

[1]) Bekannt ist die Phrase der „Avanti": Recht so, so sehen wir sie gern alle in einem Bunde, die „Liberalen" Giolittis und die Priester Sartos.

[2]) Die „Köln. V.-Ztg." hat sich am 7. Dezember Nr. 1014 von Rom schreiben lassen, Murri sei zu wenig Realpolitiker und zu feuerig, um ein Uebergangsstadium wie das gegenwärtige zu begreifen. Das widerlegt sich selbst. Was hat denn in Bologna (1903) zu dem geräuschvollen Siege der Demokraten geführt, wenn nicht seine Realpolitik? Daß er auch heute keine Lust hat, den Kautsky der Partei zu spielen, ergibt die letzte Nummer der „Cultura". Warum er so scharf eingriff, haben wir eingehend gezeigt. Das sind notwendige Debatten.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Lötung des handelspolitischen Drahtes.

In den letzten Zeiten Bismarcks gab es immer viel Sorge und Gerede wegen des „Drahtes nach Rußland". Jetzt war der Draht nach Oesterreich in Gefahr gekommen; der handelspolitische Teil des Kabels zwischen Wien und Berlin war gerissen, der hochpolitische Draht schien infolgedessen einer bedenklichen Spannung ausgesetzt zu sein. Aber schneller, als selbst die Vertrauensseligen erwartet hatten, hat man sich zur Reparatur der Bruchstelle bequemt. Noch ehe die konkurrierenden Handelsverträge dem Deutschen Reichstage vorgelegt waren, ist von Oesterreich-Ungarn die Wiederaufnahme der Verhandlungen nachgesucht worden. Zweifellos das wichtigste und zugleich erfreulichste Ereignis der verflossenen Woche. Nebenbei der Beweis, daß Graf Posadowsky klug gehandelt hat, als er durch seine Abreise eine Tatsache schaffte, die zwar für den Augenblick unangenehm war, aber doch klärend und luftreinigend wirkte. Bei solchen Verhandlungen, die zunächst eine Art Rekognoszierung über die Kräfte und die Entschlossenheit der Gegenpartei bezwecken, können manchmal die beredtesten Worte nicht erreichen, was eine einfache Handlung erzielt. Im vorliegenden Falle kam besonders in Betracht, daß die Regierungen von Wien und Budapest, die bekanntlich beide auf dem Gegenteil von parlamentarischen Rosen gebettet sind, eine Aufklärung und Ernüchterung der öffentlichen Meinung sehr gut gebrauchen konnten. Die Abreise des Grafen Posadowsky und die Art und Weise, wie in Deutschland dieser kritische Vorfall aufgenommen wurde, mußten überall die Erkenntnis verbreiten, daß es doch ohne weitere Zugeständnisse nicht abgehen könne. Es war auch gewiß nicht zufällig und jedenfalls sehr nützlich, daß der Abgeordnete Dr. Spahn als Fraktionsredner der „ausschlaggebenden Partei" sofort die erste Gelegenheit benutzte, um öffentlich festzustellen, daß man in Oesterreich-Ungarn sich irre, wenn man die Meistbegünstigung als eine kostenlose Selbstverständlichkeit betrachte.

In den 13 Monaten, die noch bis zum Ablauf der bestehenden Verträge übrig blieben, hätte freilich immer der Riß noch geflickt werden können. Aber es geht wie mit den Löchern in den Kleidern; sie werden beim Zuwarten stets größer. Nach der Veröffentlichung oder gar nach der Genehmigung der übrigen sechs Handelsverträge wäre die Verstimmung größer und der Spielraum für die Unterhändler geringer geworden. Auch jetzt sind ja noch Schwierigkeiten genug zu überwinden. Nicht umsonst hat unser Reichskanzler in seiner artigen Erklärung über die Wiederaufnahme der Verhandlungen eine bestimmte Abgrenzung des deutschen Entgegenkommens eingeflochten: Deutschland will seuchenfest bleiben auf dem agrarischen Gebiet und will für seinen Export etwas Lebensfähigkeit retten auf industriellem Gebiet.

Der Abschluß von Handelsverträgen ist ein Geschäft. Bei solchen materiellen Geschäften hört manchmal die Gemütlichkeit auf und es pflegen sich auch „tote Punkte" einzustellen, bei denen die Händler sich mal den Rücken zuwenden. Zeitweiliges Schmollen und endgültige Scheidung sind aber, wie Figura zeigt, recht verschiedene Dinge. Wir wollen hoffen, es werde auch hier sich die Erfahrung des Privatlebens bestätigen, daß eine gut geflickte Eintracht manchmal besser hält als eine unerprobte.

Der Reichskanzler und die Sozialdemokratie.

Graf Bülow liebt es, mit den Sozialdemokraten im Deutschen Reichstag auf die rednerische Mensur zu gehen. Man hat ihm schon vorgeworfen, er erweise dadurch der roten Opposition zu viel Ehre, er wiederhole sich 2c. Bei näherer Betrachtung sieht man aber leicht, daß der Reichskanzler keine selbstgefällige Klopffechterei treibt, sondern gute realpolitische Gründe und Zwecke hat, wenn er dem sozialdemokratischen Treiben öffentlich scharf entgegentritt. Im Gegensatz zu der französischen Sozialdemokratie, die auf die auswärtige Politik ihres Landes sorgsame Rücksicht zu nehmen pflegt, hat unsere deutsche Sozialdemokratie in ihrer internationalen Unentwegtheit die schlechte Neigung, der auswärtigen Politik Deutschlands so viel Knüppel, als nur eben aufzutreiben sind, zwischen die Räder zu werfen. Nicht bloß durch gesprochene und gedruckte Worte, sondern auch durch Taten. So ist jetzt die blindeifrige Hetzerei gegen Rußland für die deutsche Politik sehr störend. Die Verdächtiger der deutschen Neutralitäts- und Friedensliebe, deren es ringsum eine skrupellose und zähe Menge gibt, benutzen die Munition, die ihnen die sozialdemokratischen (manchmal auch die alldeutschen) Fanatiker liefern. Und noch schlimmer ist es, daß die deutsche Sozialdemokratie die revolutionäre Bewegung in dem Nachbarreiche, mit dem wir in Frieden leben müssen, tatsächlich unterstützt durch Schmuggel von aufreizenden Schriften und durch Gastfreundschaft gegenüber den Agitatoren, sogar solchen von schroffem anarchistischem Charakter. Daraus erklärt sich, daß der Leiter der deutschen Politik ein Interesse daran hat, seinen scharfen Gegensatz gegen diese quertreibende Partei vor aller Welt so klar als möglich hervortreten zu lassen. Daraus erklären sich weiter die bekannten Maßnahmen der preußischen Polizei und der Staatsanwaltschaft, die in den unangenehmen Erscheinungen des Königsberger Hochverratsprozesses gipfeln. Die preußischen Minister des Innern und der Justiz, die auf diesem Gebiet zu Gehilfen der auswärtigen Politik berufen waren, haben bekanntlich nicht immer eine glückliche Hand bewiesen, was durch die angestrengteste Beredtsamkeit im Abgeordnetenhause nicht wett gemacht werden kann. Das ist bedauerlich, aber nach der weniger glücklichen Probe der Befähigung, welche diese Herren auch in der reinen innerpolitischen Geschäftsführung mehrfach gegeben haben, nicht sonderlich überraschend. Es scheint, daß der Reichskanzler und Ministerpräsident in der Wahl seiner Mitarbeiter nicht immer freie Hand hat. Wenn nun auch die Kritik gegen Einzelheiten einsetzen kann und muß, so hat doch in der Hauptsache Graf Bülow entschieden Recht: Es ist ein Unfug, wenn die Sozialdemokratie, die sich sonst so gern als Friedensengel aufspielt, zu einem Kriege mit Rußland hetzt und die Verdächtiger der deutschen Neutralität und Friedenspolitik unterstützt, während gerade die gegenwärtige internationale Konstellation von Deutschland eine besonders vorsichtige Haltung erfordert. Es ist ein Unfug, wenn die deutsche Sozialdemokratie sich in die russischen Wirren einmischt, während das deutsche Interesse gerade jetzt mit besonderer Dringlichkeit ein gutes Verhältnis zwischen den beiden Ländern fordert. Wer mit etwas Verstand und gutem Willen zu lesen versteht zwischen den offiziösen und offiziellen Zeilen, die Graf Bülow an die englischen und französischen Ränkespinner richtet, der muß daher einsehen, daß es sich da um ernste Sachen handelt, die im Interesse unseres Vaterlandes und des Weltfriedens eine vorsichtige und gewissenhafte Behandlung verlangen und nicht zu Spielbällen für Parteifanatiker oder parlamentarische Schaumschläger gemacht werden dürfen.

Reichsfinanzen und Heeresverstärkung.

Als der Schatzsekretär Frhr. v. Stengel die „schonende Rücksicht auf die wirtschaftlich Schwachen" proklamierte, glaubten manche, daß das erlösende Wort für die materielle Finanzreform bereits gefunden, die Harmonie des Steuerprogramms zwischen der Regierung und dem Zentrum bereits begründet sei. Aber „so schnell schießen die Preußen nicht". Die Anregungen zur Steuerfrage, die der Abg. Dr. Spahn entwickelte, fanden bei dem Schatzsekretär noch nicht das richtige Verständnis, ebensowenig wie die Forderung der Diäten bei dem Reichskanzler. Im letzten Grunde handelt es sich immer um die Frage: Soll der Mehrbedarf durch indirekte oder durch direkte Steuern aufgebracht werden? Hält man an dem indirekten System fest, so kommt man immer wieder auf die Belastung des Massenverbrauchs zurück, und dabei werden die schwächeren Schultern am stärksten getroffen, auch wenn es sich um sogenannte Genußmittel, wie Bier und Tabak handelt. Will man eben die wohlhabenden Klassen treffen, so geht das nur durch direkte Steuern. Letztere könnte nur das Reich selbst ausschreiben, z. B. in Form einer Reichsabgabe von den größeren Vermögen oder Einkommen oder auch von den Erbschaften. Eine solche Maßnahme bedeutet aber einen Eingriff in die bisher gewahrten einzelstaatlichen Rechte. Vom föderalistischen Gesichtspunkte wäre also der andere Weg vorzuziehen, daß die Einzelstaaten selbst die nötigen Abgaben als Landessteuern ausschreiben und davon in Form der Matrikularbeiträge an das Reich abliefern, was dem Reiche gebührt. Ein solches Vorgehen aber ist nur möglich, wenn die Matrikularbeiträge reformiert, d. h. an Stelle des bisherigen Maßstabes der Kopfzahl ein gerechterer Maßstab nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Länder eingeführt wird. Das ist der entscheidende Punkt, auf den sich eine bedeutsame Frage des Abg. Dr. Spahn bezog. Vom Bundesratstische wurde aber diese Reform der Matrikularbeiträge abgelehnt; offenbar denken die einzelstaatlichen Regierungen immer noch, sie könnten die ganzen direkten Steuern als alleinige Landesdomäne behalten und das Reich immer weiter auf die Bahn der Belastung des Massenverbrauchs drängen.

Angesichts dieses toten Punktes, an dem die wirkliche Reform jetzt steht, machte der Zentrumsredner die ernste Erwägung geltend, daß dann nichts anders übrig bleibe, als vorläufig die schärfste Sparsamkeit gegenüber neuen Ausgaben zu üben und auch die Heeresforderungen darauf zu prüfen, ob nicht hier und da eine Verschiebung auf ein späteres Jahr nötig sei.

Auf diesem wichtigen Gebiete ist also die Lage immer noch ungeklärt und sogar gespannt. Es ist aber nicht zu bestreiten, daß die Engherzigkeit bei den verbündeten Regierungen liegt, sowohl in der Steuer- als in der Diätenfrage.

Die Kriegslage.

Die baltische Flotte fährt langsam weiter, die Armeen am Schaho buddeln sich immer tiefer ein und geraten in einen Positionskrieg, der die Geduld auf eine unerwartete Probe stellt. Nur bei Port Arthur ist etwas Neues geschehen: die Japaner haben den wichtigen 203 Meter-Hügel besetzt und von ihm aus die russische Flotte, die seinerzeit in so kopfloser Weise in die Mausefalle zurückgeflohen war, zusammengeschossen. Das ist eine wesentliche Errungenschaft; denn nun kann bei Ankunft der baltischen Flotte das japanische Blockadegeschwader ungefährdet Front machen gegen die neuen Streitkräfte, und letzte finden auch dann, wenn Port Arthur selbst sich noch halten sollte, keinen eisfreien Hafen.

Vor Neujahr.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Zu Neujahr werden sich die Dinge nicht überstürzen, obwohl Sprengstoff genug vorhanden. Denn jetzt ist die goldene Zeit der Modegeschäfte, die gerade während der letzten drei Monate vor Neujahr mit Bestellungen überhäuft zu sein pflegen, die besten Einnahmen erzielen. Noch alle Regierungen haben stets ihr Möglichstes getan, das Neujahrsgeschäft nicht durch politische Zerrungen und Schiebungen zu beeinträchtigen. Es stehen jetzt drei Fragen auf der Tagesordnung, von denen jede ein Gewitter, einen Umschwung hervorrufen könnte: Einkommensteuer, Trennung von Kirche und Staat, Ausspitzelung des Heeres, der Offiziere.

Die erste derselben hat der Finanzminister Rouvier vorneherein unschädlich zu machen gesucht. Er legt den Plan einer Einkommensteuer vor, welche 182 Millionen einbringen, deshalb nur die Kopf- und Wohn-, Tür- und Fenstersteuer ersetzen soll; also eine Kleinigkeit in einem 3700 Millionen übersteigenden Voranschlag. Rouvier ließ auch umfassende Vorarbeiten ausführen, in mehreren großen Städten und Departementen Probe-Veranlagungen vornehmen. Es stellte sich dabei sofort heraus, daß bei auf Gehalt und Lohn angewiesenen Personen eine sichere Schätzung, Ermittlung des Einkommens leicht möglich war, deshalb die Steuer gut veranlagt werden konnte. Bei Rentnern, Geschäftsleuten jeder Gattung, besonders aber bei Bank- und Börsenleuten, noch mehr bei den Reedern in Marseille und den Seidefabrikanten zu Lion, war solches schwierig, ja oft ganz unmöglich. „Macht, was ihr wollt", sagte der Sozialist Jaurès, „ihr werdet nicht verhindern, daß die Einkommensteuer, sobald sie einmal eingeführt, mit unwiderstehlicher Drangkraft sich auf das ganze Vermögen ausdehnen und aufsteigend werden wird." Aber aus diesem Grunde haben die Kammern seit vierzig Jahren stets die Einkommensteuer abgelehnt. Dieselbe würde einen Umsturz, ein Revolution hervorrufen. Haben wir ohnedies eine so erbitterte Parteiwirtschaft, daß jedermann fürchtet, mittelst der Einkommensteuer ausgeplündert zu werden. Die Sozialisten drohen auch deutlich genug damit. Die Steuerliste würde ihr Führer sein bei Auffindung der auszuplündernden Reichen. Die Einkommensteuer wird denn auch diesmal scheitern.

Der Ausschuß hatte anfänglich den Combesschen Entwurf der Trennung von Kirche und Staat abgelehnt, sich aber gleich wieder eines anderen besonnen. Der Block darf ja Combes nicht fallen lassen, weil er selbst dadurch Schaden leiden würde, wenigstens jetzt noch. Weder das Trenngesetz noch die Einkommensteuer werden vor Neujahr durchberaten werden, schon deshalb nicht, weil vorher der Voranschlag für 1905 festgestellt werden muß. Was nach Neujahr sich ereignen wird, ist heute noch nicht vorauszusehen, trotz aller Aussichten und Möglichkeiten.

Nun lehnt die Minderheit (16 Stimmen) des Ausschusses ab, weiter an dessen Arbeiten teilzunehmen, weil die Mehrheit (17 Stimmen) sich von Grundsätzen und Zielen leiten lasse, welche ganz der Trennung entgegen seien. Die Mehrheit gibt dies auch zu. Für sie soll die Trennung zur Knechtung der Kirche durch den Staat werden.

Jetzt werden schon seit drei Wochen Aufschlüsse über Offiziere veröffentlicht, welche im ganzen Land gesammelt und dem Schriftwart der Großloge, Badecard, übergeben worden waren. Wie verlautet, ist der Vorrat so groß, daß diese Veröffentlichungen noch drei Monate lang fortgesetzt werden können. In der Kammer verurteilten selbst Freimaurer und Blockleute diese Ausspitzelung. Jedoch Lafferre, Großmeister aller Logen Frankreichs, erklärte dieselbe als Notwendigkeit, um das Heer republikanisch zu machen, die Großloge habe sich um die Republik verdient gemacht, indem sie diese Aufschlüsse sammelte.

Er behauptete, Badecard habe dem Kriegsminister nur mitgeteilt, was die politische Richtung und Gesinnung der Offiziere betreffe, damit er darnach bei Ernennungen verfahren könne. Durch diese Ausspitzelung hätten die Freimaurer einem mit Hilfe des Heeres ausgeführten Staatsstreich vorgebeugt. Den Tagesmächtigen ist jedoch die Sache sehr unbehaglich geworden. Sie lassen in ihren Blättern abwiegeln, wollen von den Merkzetteln nichts wissen, veröffentlichen, „nach eigenen Erkundigungen", löbliche, schmeichelhafte Aufschlüsse über die ausgespitzelten Offiziere. Der Kriegsminister Berteaux ermahnt die Befehlshaber in einem Rundschreiben, versöhnlich zu wirken, um diese bedauerlichen Zwischenfälle zu verwischen. Er wiederhole die in der Kammer schon gegebene Versicherung, im Kriegsministerium sei nichts mehr von den besagten Aufschlüssen, Merkzetteln über die Offiziere, vorhanden. Es werde bei Beförderungen und Maßnahmen nur nach gesetzlichen Gründen und Vorschriften verfahren. Die Regierung ist offenbar in Angst und Besorgnis, das durch die Ausspitzelungen und sonstige Machenschaften und Vorfälle empörte Heer werde sich zu einem Staatsstreich gebrauchen lassen.

Der Evangelische Bund und der konfessionelle Friede in Deutschland.

Von

Domkapitular Dr. Pichler in Passau,

Mitglied des Deutschen Reichstages und Bayer. Landtages.

Auf spezielles Ersuchen der verehrlichen Redaktion möchte ich im nachstehenden eine gedrängte Uebersicht über die Polemik geben, welche ich in den letzten Monaten mit dem Hauptverein des Evangelischen Bundes in Bayern aus Anlaß einer am 14. Mai d. Js. im Bayerischen Landtage gehaltenen Rede zu führen hatte.

Der neue bayerische Kultusminister Dr. v. Wehner legte bei Beginn der Beratung seines Etats im Finanzausschusse in kurzen klaren Zügen sein Programm dar und betonte dabei u. a. besonders, daß es sein Bestreben sein werde, dem konfessionellen Frieden zu dienen. Dieser Punkt wurde im Ausschusse wie im Plenum von verschiedenen Rednern berührt. Zunächst bemerkte Dr. Casselmann (10. Mai), die Stellung eines bayerischen Kultusministers sei eine schwierige, „um so mehr in einer Zeit, wo die konfessionellen Gegensätze wie im Reiche so auch insbesondere bei uns in Bayern so verschärft sind". Abgeordneter Dr. Heim nannte als Hauptheter in Bayern die „Wartburg" und den Evangelischen Bund. Auch der sozialdemokratische Führer v. Vollmar wandte sich gegen die „Wartburg" und andere Erscheinungen, „welche schuld seien, daß der konfessionelle Zank niemals zur Ruhe kommt." Die kurzen Bemerkungen Heims gaben dem konservativen Bauernbundsführer Beckh Veranlassung, den Evangelischen Bund zu verteidigen und den Katholiken die Schuld am konfessionellen Hader zuzuschieben, der Evangelische Bund sei zur Defensive gegründet, der Kultusminister solle die klerikalen Uebergriffe zurückweisen. Die beiden Abgeordneten Wirth und Nißler behandelten das gleiche Thema und bezeichneten es als „krasseste Unwahrheit", wenn man sage, daß die Schuld auf protestantischer Seite liege. Abgeordneter Nißler betonte: „Wir wissen, von wem die Hetze ausgeht, wir können jederzeit Belege dafür bringen, daß die Friedensstörung nicht von uns ausgeht." Diese Aeußerungen haben meine Rede vom 14. Mai veranlaßt, deren Tendenz ich eingangs in folgendem Satze markierte: „Wenn Sie fragen wollen, wer der Hauptstörer des konfessionellen Friedens bei uns in Deutschland ist, so wissen Sie im voraus die Antwort, die ein jeder gibt, die auch von ihrer Seite gegeben wird von wahrhaft friedliebenden Leuten: Der Evangelische Bund ist der Friedensstörer" (Stenographischer Bericht S. 401). Als Beleg hierfür habe ich eine Reihe von Vorkommnissen aus Versammlungen des Evangelischen Bundes angeführt. Ich habe darauf hingewiesen, daß schon der unterm 15. Januar 1887 veröffentlichte Aufruf zur Gründung des Evangelischen Bundes als dessen Aufgabe den „Kampf gegen die wachsende Macht Roms" bezeichnet; daß auf der konstituierenden Versammlung zu Frankfurt (17. August 1887) der Geheime Kirchenrat Fricke erklärte: „Der Evangelische Bund hat vollen Raum neben dem Gustav Adolf-Verein, der sich lediglich auf die Defensive beschränkt, wir aber wollen die Offensive ergreifen"; daß auf der Generalversammlung von 1902 der Vorsitzende Pfarrer Leuschner ausdrücklich aussprach, im evangelischen Lager breche sich immer mehr die Ueberzeugung durch, daß der Evangelische Bund einen besonderen Auftrag von Gott habe, nämlich den Auftrag des Kampfes gegen die katholische Kirche. Ich habe weiter ausgeführt, daß dieser Kampf sich besonders gegen die katholischen Orden, sogar die Barmherzigen Schwestern richtet, daß derselbe namentlich in der Los von Rom-Bewegung zutage tritt, ferner, daß in der „wissenschaftlichen Auskunftsstelle des Evangelischen Bundes in Bonn" ein förmliches Spioniersystem gegen die Katholiken eingerichtet sei, welches sich bis in das innerste Familienleben hinein erstreckt, also eine systematische Konfessionsschnüffelei schlimmster Art; ich habe erinnert an eine Reihe der gröbsten Beschimpfungen gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen, welche auf Bundesversammlungen unter lebhaftestem Beifall ausgesprochen wurden. Diesem tatsächlichen Material habe ich eine Reihe von Aeußerungen angesehener Protestanten und protestantischer Zeitschriften beigefügt, welche die Kampfesart des Evangelischen Bundes bedauern und erklären, daß dieselbe weder der Wahrheit, noch dem Evangelium entspreche, daß die Waffen des Bundes in seinem Kampfe gegen Rom „weder christlich, noch evangelisch, noch vornehm" seien. Ich konnte hierbei als Zeugen neben dem bekannten Dr. Max Oberbreyer und dem Superintendenten Opitz auch Dietrich von Oertzen und den Führer der preußischen Konservativen, Freiherrn von Manteuffel, nennen, ich konnte auf das „Deutsche Adelsblatt" und eine ganze Reihe von Artikeln der „Kreuzzeitung" mich berufen, und sogar die liberale „Kölnische Zeitung" anziehen, welche alle übereinstimmend das verhetzende, intolerante und tyrannische Vorgehen des Bundes als Störung des konfessionellen Friedens in Deutschland bedauern. Weiter habe ich hingewiesen auf die Angriffe und Schmähungen, welche gerade in allerletzter Zeit unter dem lebhaften Beifall und unter teilweise offenkundiger Mitwirkung des Evangelischen Bundes in Bayern gegen die katholische Kirche erfolgt sind; dabei habe ich die verschiedenen Organe der Los von Rom-Bewegung (Odin, Kirchenlicht, Volksruf, Liguoribote) genannt, an die Reden von Pastor Bräunlich, Pfarrer Schwarz, Professor Böhtlingk erinnert und schließlich auch noch erwähnt, daß der protestantische Stadtpfarrer Schiller in Nürnberg gegen den Vorsitzenden des Evangelischen Bundes in Bayern Stadtpfarrer Fikenscher in Fürth erst zu Neujahr 1904 eine Erklärung veröffentlicht hat, in welcher er sagt: „Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß man es nicht mehr wagen darf, ein Wort zum konfessionellen Frieden zu reden, das traurigste aber ist, wenn evangelische Geistliche ein solches Schauspiel geben."

Gegen diese Rede hat der Evangelische Bund Ende Juli eine 75 Seiten starke Broschüre veröffentlicht unter dem Titel: „Wer ist der Angreifer im konfessionellen Kampfe? Oeffentliche aktenmäßige Antwort auf die Landtagsrede des Herrn Domkapitulars und Abgeord. Dr. Pichler vom 14. Mai 1904, erteilt vom Hauptverein des Evangelischen Bundes in Bayern." In der Einleitung wird betont, meine Ausführungen in der genannten Landtagsrede seien „von einer Art, daß es in der Tat nötig wird, den darin vorgebrachten Einzelheiten genau nachzugehen, um das wahre Bild der Sache wieder herzustellen". Hiernach durfte ich erwarten, daß der Evangelische Bund die von mir angeführten Belege alle im einzelnen der Reihe nach durchgehen und widerlegen oder entkräften würde. Darin habe ich mich allerdings gründlich getäuscht. Der Preßausschuß des Bundes hat später offen eingestanden, daß er aus meiner Landtagsrede nur das herausgenommen hat, was ihm für seine Zwecke paßte: „Wir sind den Einzelheiten der Rede vom 14. Mai nachgegangen, soweit es dem angeführten Zwecke der

Broschüre entsprach." Der Leser der Broschüre erhält gar keine Ahnung von dem, was ich gesprochen habe; nur ganze 2½ Seiten der Broschüre beschäftigen sich mit dem in meiner Rede zusammengetragenen Material; nur gegen vier der von mir angeführten Belegstellen werden Einwendungen erhoben, die ich als durchaus unzutreffend und haltlos zurückweisen konnte. Die von mir angerufenen protestantischen Zeugnisse gegen den Evangelischen Bund werden vollständig ignoriert und dieses mit der kurzen Bemerkung begründet, daß „dieselben für jeden Einsichtigen nichts anderes beweisen können, als daß sie in ihrer Feindschaft gegen die Bestrebungen des entschiedenen Protestantismus auf seiten des Zentrums stehen." Man kann „jedem Einsichtigen" ruhig das Urteil überlassen, ob mit einer so verlegenen Ausrede die ernsten Worte der „Kreuzzeitung", des Frhrn. v. Manteuffel usw. abgetan oder etwa gar auch die „Kölnische Zeitung" getroffen erscheint.

Der Hauptinhalt der Broschüre beschäftigt sich mit dem versuchten Nachweise, daß von katholischer Seite schon vor Gründung des Evangelischen Bundes Angriffe erfolgt, daß die Katholiken die eigentlichen Angreifer und Störenfriede seien. Als Belege werden angeführt zuerst eine Stelle aus einem populären Volkskatechismus von P. Perrone, dann drei Sätze aus einem Hirtenschreiben des Fürstbischofs Riccabona von Trient, Sätze aus dem Syllabus, die Erklärung des vatikanischen Konzils über den Primat der römischen Kirche, verschiedene Stellen aus den Enzykliken der letzten Päpste, einzelne Sätze aus den „von ungeheuerlichen Machtgelüsten des Ultramontanismus zeugenden Kundgebungen der jährlichen Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands", weiter der politische Einfluß der Zentrumspartei. Dann folgen Darlegungen über die „katholische Auffassung von Parität, Glaubens- und Gewissensfreiheit", belegt durch den Protest des Papstes Innozenz X. gegen den westfälischen Frieden, durch die Bestimmungen in einzelnen Konkordaten, welche die katholische Religion als Staatsreligion erklären, durch Thesen aus dem Syllabus über Glaubens- und Gewissensfreiheit, durch einzelne Sätze aus dem Catechismus Romanus, dem Staatslexikon, Kirchenlexikon, aus P. Lehmkuhl und de Luca und aus Zeitungen, endlich aus Kundgebungen von deutschen Katholikentagen „wie der Ultramontanismus über die Gleichberechtigung der deutschen Protestanten denkt". Weiter folgt ein Kapitel über „römische Toleranz und Parität in der Praxis" mit Angaben aus Oesterreich, Toskana und Spanien, den Schluß bildet die bekannte Famecker Friedhofsaffäre. Das VI. Kapitel beweist, daß in Mecklenburg und Braunschweig alles in schönster Ordnung ist, daß insbesondere in Braunschweig die letzten Härten früherer Verordnungen nunmehr beseitigt sind. Die Los von Rom-Bewegung in Oesterreich findet der Evangelische Bund natürlich auch ganz in Ordnung, um so mehr klagt er über „die römische Propaganda in protestantischen Ländern" (S. 44—49), wobei neben der Congregatio de propaganda fide besonders der Bonifatiusverein mit seinen verschiedenen Einrichtungen genannt wird und u. a. in fettem Druck (S. 48) ein Dekret der Ablaßkongregation vom 9. März 1893 erwähnt wird, „wonach allen Katholiken für Gebete um Bekehrung der Protestanten in Deutschland 100 Tage Ablaß gewährt werden". Dann folgt der Satz: „Und diesen ins Große gehenden römischen Propagandaplänen ... gegenüber wird es als Friedensstörung bezeichnet, wenn im Jahre 1887 ein Evangelischer Bund gegründet wurde?" Als Belege, daß der Bund nicht zum Angriffe sondern zur „Abwehr" gegründet ist, werden angeführt dessen Resolutionen gegen die Canisius-Enzyklika, gegen das Schreiben des Papstes Leo an Kardinal Respighi vom 19. August 1900, gegen den Beschluß der Katholikenversammlung in Landshut auf Gründung eines Unterstützungsvereines für konvertierende protestantische Theologen 2c.; den Schluß dieses Kapitels bildet der Protest des Evangelischen Bundes vom 12. März 1904 gegen die „erschütternde Tatsache" der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes und der Zulassung der Marianischen Kongregationen in Preußen. Die letzten Kapitel sind in der Hauptsache dem Zentrum, speziell dem bayerischen Zentrum gewidmet, wie schon die Ueberschriften erkennen lassen: „Ultramontane Parität und Toleranz in Bayern" und „Die gegenwärtige Lage der bayerischen Protestanten unter der Herrschaft des Zentrums." In diesem letzten Kapitel werden als Klagepunkte vorgeführt: die verfassungswidrige Aufnahme von Minderjährigen in die katholische Kirche, die Wiederholung der Taufe bei Konvertiten, die Verweigerung des Grabgeläutes bei protestantischen Leichen auf katholischen Friedhöfen, die kirchliche Mischehenpraxis und die Verletzung des § 80 der II. Verfassungsbeilage; den Abschluß bilden „einige Schlußbetrachtungen und Vergleiche", als deren Höhepunkt wir wohl die in fettem Druck besonders hervorgehobene Klage bezeichnen dürfen, „daß die Entscheidungen über das Wohl und Wehe des protestantischen Kirchenwesens in der Hand eines katholischen Klerikers liegt, nämlich des Kultusreferenten Dr. Schädler".

Diese Broschüre wurde in der kirchenfeindlichen liberalen bayerischen Presse mit größter Befriedigung und Genugtuung aufgenommen; sie hatte, wie der Preßausschuß des Evangelischen Bundes selbst in einer Korrespondenz konstatierte, „wegen ihrer objektiven Darstellung und wegen der Fülle des darin gebotenen wertvollen Aktenmaterials ... der besten Kritik sich zu erfreuen." Ich erhielt dieselbe am 25. Juli in der Abgeordnetenkammer unter offenem Kuvert zugestellt, während eben die Plenarverhandlungen über den Eisenbahnetat im Gange waren, wobei ich als Referent zu fungieren hatte. In den wenigen freien Stunden, welche diese umfangreichen und schwierigen Verhandlungen mir gestatteten, schrieb ich die erste Erwiderung, welche unterm 28. Juli an die „Augsburger Postzeitung" abgehen konnte als „Offener Brief an Herrn Stadtpfarrer Fikenscher in Fürth, als Vorsitzenden des Evangelischen Bundes in Bayern". Die darauffolgende vollständige Ruhe von Bundesseite wurde erst unterm 2. September unterbrochen durch eine kurze Notiz in der bundesfreundlichen „Augsburger Abendzeitung". Dieser folgte nach einem Zwischengeplänkel vom 6. und 9. September die „Offene Antwort des Hauptvereins des Evangelischen Bundes in Bayern" in Nr. 259 und 260 der „Augsburger Abendzeitung" vom 20. und 21. September; sie war, wie angegeben wird, so lange verzögert durch die Ferienruhe der betreffenden Mitglieder des Preßausschusses des Evangelischen Bundes. An diese „Offene Antwort" schlossen sich weitere Erklärungen vom 30. September, 11., 14. und 24. Oktober und 5. November, welche vom Evangelischen Bunde in der „Augsburger Abendzeitung", meinerseits in der „Augsburger Postzeitung" veröffentlicht wurden; den einstweiligen Schluß bildet meine kurze Erklärung vom 9. November („Postzeitung" Nr. 254).

In diesen wiederholten Erklärungen habe ich konstatiert, daß die in der Broschüre des Evangelischen Bundes aus mehreren Jahrzehnten und Ländern, sogar aus früheren Jahrhunderten zusammengetragenen Tatsachen und Aeußerungen in keiner Weise den Beweis dafür erbringen, daß den Katholiken die Hauptschuld an der gegenwärtig in Deutschland bestehenden konfessionellen Spannung zufällt. Wenn auch hier und da auf katholischer Seite in dieser Richtung gefehlt wird, so sind derartige, von katholischer Seite selbst immer tief bedauerte Einzelfälle nicht zu vergleichen mit der systematisch organisierten Verhetzung, welche in den letzten Jahren vom Evangelischen Bunde in allen seinen Versammlungen und Schriften getrieben worden ist. In der Broschüre wird vielfach die sog. dogmatische Toleranz verwechselt mit der bürgerlichen Toleranz; die friedliche Betätigung katholischer Glaubensüberzeugung wird mehrfach zum Angriff gegen die Protestanten gestempelt, während umgekehrt die Protestanten noch viel mehr als ihr selbstverständliches Recht in Anspruch nehmen; die Wirksamkeit des Bonifatiusvereins wird als unzulässige Proselytenmacherei bemängelt, während die Tätigkeit des Gustav-Adolfsvereins, die Evangelisationsgesellschaft, sogar die Los von Rom-Bewegung volle Anerkennung erfahren.

Der Titel der Broschüre kündigt „aktenmäßiges" Material an. Dabei fällt vor allem auf, daß nur bei ganz wenigen Belegstellen eine genaue Quellenangabe sich findet. In der Polemik ist klar zutage getreten, daß das Material auf die Bezeichnung „aktenmäßig" in keiner Weise Anspruch machen kann. Gegenüber meinen Vorhalten wurde alsbald zugegeben, daß es sich bei vielen Stellen nicht um „wörtliche Zitate" handelt; ja es wurde mir sogar zum Vorwurfe gemacht, daß ich die vom Evangelischen Bunde angeführten Belegstellen als „wörtliche Zitate" behandelte, während doch nur eine „prägnante Inhaltsangabe" in Frage stehe. Mit diesem merkwürdigen Zugeständnisse hat der Evangelische Bund selbst seiner Broschüre ihren Wert im wesentlichen aberkannt. Die „prägnante Inhaltsangabe" besteht aber häufig darin, daß der Bund die betreffenden Stellen so umdeutet und ergänzt, wie er es für seine Zwecke braucht. Ein paar klassische Beispiele dafür habe ich schon in meinem ersten „öffentlichen Briefe" aus den Berichten der deutschen Katholikenversammlungen angeführt. Das bezeichnendste derselben ist folgendes: Seite 8 der Broschüre wird zum Beweise dafür, daß die Katholiken die Angreifer im konfessionellen Kampfe sind, erwähnt: „Auf der Katholikenversammlung zu Düsseldorf (1883) erklärte Windthorst unter begeisterter Zustimmung aller Anwesenden, daß nach vollständiger Beseitigung der Maigesetze das Zentrum nicht ruhen werde, bis auch die Schule wiederum der Kirche bedingungslos überliefert werde." Nach dem offiziellen Berichte (S. 283) hat Windthorst wörtlich erklärt: „Ich möchte die Gelegenheit benützen, um zu erklären, daß wir allerdings entschlossen sind, das Schulwesen, wie es jetzt ist, uns länger nicht gefallen zu lassen (Bravo!) — d. h. so wie es jetzt ist. Ich für meine Person werde zunächst befriedigt sein, wenn der status quo ante auf dem Gebiete der Schule wieder hergestellt wird, — wie er vor dem Schulaufsichtsgesetze war. Da war ein

freies, geregeltes, geordnetes Zusammenwirken von Kirche und Staat, und ich wünsche meinerseits, daß wir auf diesen Boden zurückgeführt werden, — selbstverständlich mit konfessioneller Schule! Und nur dann, wenn dieses Ziel nicht erreicht oder verdorben werden sollte, werden wir allerdings weiter gehen müssen, dann aber zunächst die Unterrichtsfreiheit zu erringen haben . . . Diese Frage ist ernst, denn es handelt sich um die Zukunft unserer Kinder und um die Zukunft des deutschen Volkes. Und auf dem Wege zum status quo ante, vor dem Schulaufsichtsgesetze, seien Sie versichert, auf diesem Wege werden wir auch die gläubigen Protestanten zur Seite haben. Das wollen viele Leute heute noch nicht glauben, aber es ist so." — Der Leser wird sich erstaunt fragen, wie man in diesen Worten Windthorsts eine Verletzung des konfessionellen Friedens finden kann! Ich konnte ferner nach diesem Wortlaute mit vollem Rechte bemerken, daß Windthorst von einer bedingungslosen Ueberlieferung der Schule an die Kirche kein Wort gesprochen habe, daß also eine glatte Fälschung vorliege. Die „offene Antwort" des Evangelischen Bundes hatte den Mut zu erwidern: „Wir haben in völlig sachlicher Uebereinstimmung mit dem Urtexte Windthorsts Ausführungen bei der Düsseldorfer Katholikenversammlung (1883 S. 283 und 284) charakterisiert, in denen die belgischen Zustände als das endliche klerikale Schulideal gepriesen wurden." Ich mußte antworten: 1. Windthorst hat allerdings in dieser Rede die Tätigkeit der belgischen Katholiken gelobt aber in einem ganz anderen Zusammenhange, an einer ganz anderen Stelle seiner Rede; 2. im Jahre 1883 galt in Belgien noch das freimaurerische Schulgesetz des Ministers Frere Orban vom 10. Juli 1879; Windthorst war sicher weit entfernt, dieses Gesetz als „klerikales Schulideal" zu preisen; 3. durch Gesetz vom 20. September 1884 wurde in Belgien Unterrichtsfreiheit eingeführt und den Gemeinden die freie Wahl gelassen, ob sie Gemeindeschulen errichten oder ihre Kinder in die privaten Ordensschulen schicken wollten; auf Verlangen von 20 Familien mußte eine Gemeindeschule errichtet werden; niemand wird behaupten, daß damit in Belgien die Schule bedingungslos der Kirche überliefert sei; 4. Windthorst hat ausdrücklich betont, er sei befriedigt, wenn das frühere preußische Schulgesetz wieder hergestellt sei. Eine Störung des konfessionellen Friedens kann in seinen Worten um so weniger gefunden werden, als er weiter betont, daß im Kampfe um das Schulgesetz die gläubigen Protestanten auf seiten der Katholiken stehen.

Im Verlaufe der Polemik hat ein Zitat aus einer Schrift des Jesuitenpaters Perrone eine gewisse Rolle gespielt. Die Broschüre führt Seite 4 als Beweis, daß die Katholiken die Angreifer seien, an erster Stelle folgendes an: „Wann war es, da die Protestanten ‚der Abschaum aller Schuftigkeit und Unsittlichkeit' genannt wurden? Es war vor dem Jahre 1862 in einem Kontroverskatechismus, den der Jesuit Perrone, Professor der Dogmatik am Collegium Romanum, einer der gefeiertsten katholischen Polemiker, schrieb." Ich habe unterm 30. September erklärt, daß diese Worte in zwei von Perrone herausgegebenen populären Kontroverskatechismen sich nicht finden, daß er im Gegenteil direkt erklärt: „Ich habe niemals geleugnet, daß unter den Protestanten sich rechtschaffene und ehrenwerte Leute befinden." Diese Konstatierung veranlaßte den Evangelischen Bund zu einer bombastischen „Berichtigung" an die „A. Postzeitung", worin er unter Berufung auf das Preßgesetz schrieb: „Wir stellen fest, daß diese Behauptung Dr. Pichlers unwahr ist." Aus dem „Catechismo intorno al protestantesimo" (Genua 1854 S. 68) wurde hiefür folgendes Zitat erbracht: „Chi son quelli che fanno i protestanti? R. Sono la schiuma della ribalderia e della immoralità in ogni paese." Diese Worte wurden übersetzt: „Wer sind denn jene, welche die Protestanten ausmachen? Sie sind der Abschaum der Schuftigkeit und Unsittlichkeit in jedem Lande." Diese Uebersetzung ist sprachlich falsch; die vom Bunde gemachte Auslegung ist nach dem Zusammenhange unmöglich und geradezu widersinnig. Beides hätte sich sofort mit vollster Klarheit ergeben, wenn der Evangelische Bund nicht den Satz aus dem ganzen Zusammenhange gelöst, sondern wenn er die Aufschrift des Kapitels beachtet, die ganze Antwort angeführt und die nachfolgenden Fragen desselben Kapitels berücksichtigt hätte. Die Stelle findet sich in Lezione XI. des genannten Katechismus, welche die Aufschrift trägt: „Di quelli che abbracciano il protestantesimo" (Von denjenigen, welche den Protestantismus annehmen). Die erste Frage dieser Lektion hat in der bei der Civiltà cattolica erschienenen römischen Originalausgabe den Wortlaut: „Chi sono quelli che si fanno protestanti" (Wer sind jene, welche Protestanten werden?). Denselben Wortlaut hat die vom Verfasser selbst revidierte zweite römische Ausgabe von 1861, ebenso die Mailänder Ausgabe von 1854 usw. In der Ausgabe von Genua liegt also ein Druckfehler vor. Die Frage bezieht sich nicht auf die geborenen Protestanten, sondern auf die abgefallenen Katholiken, wobei Perrone die Erfahrungen in seinem Vaterlande natürlich besonders im Auge hatte. Das ergibt sich aus der Antwort: „R. Sono la schiuma della ribalderia e della immoralità in ogni paese. Vengono in prima fila alcuni pocchi preti e frati apostati sacchi di putridume e di vizii." Dann heißt es weiter: „D. Davvero? R. La cosa è cosi vera, che quei pocchi che finora han dato l'esempio di tal apostasia sono per tutta l'Italia e fuori in voce di veri ribaldi. Essi furono prima lo scandalo delle città e delle diocesi alle quali appartenevano; furono la croce de' loro Vesconi e de' loro Superiori. . ." (Antw.: Sie sind der Abschaum der Schuftigkeit und Unsittlichkeit in jedem Lande. An erster Stelle kommen einige abgefallene Priester und Mönche, voll von sittlicher Fäulnis und Lastern. Fr.: Ist das wahr? Antw.: Das ist so wahr, daß die wenigen, welche bisher das Beispiel dieses Abfalles gegeben haben, durch ganz Italien und außerhalb als schlechte Kerle bekannt sind. Sie waren zuvor das Aergernis ihrer Stadt und Diözese, sie waren das Kreuz ihrer Bischöfe und Obern). . . Die fünfte Frage heißt: „Wissen die Protestanten, welches diese Tugendhelden sind, welche von der katholischen Kirche zu ihrer Fahne übertreten? Antw.: Sie kennen dieselben ganz gut. . . Sie gestehen, daß, wenn der Papst seinen Garten säubert, er über seine Mauern auf ihren Boden alle schlechten Pflanzen und alles Unkraut wirft. . ." Alle folgenden Fragen stimmen damit in der Tendenz vollständig überein. Die XII. Lektion handelt „Vom Verbrechen, welches diejenigen begehen, welche Protestanten werden." Die erste Frage lautet: „Welche Schuld ladet ein Katholik auf sich, welcher Protestant wird?"

Der erste Beleg, welchen die Broschüre des Evangelischen Bundes als Beweismaterial vorführt, ist also direkt gefälscht und diese Fälschung ist nach dem Gesagten derart, daß sie nicht etwa durch Unachtsamkeit irgendwie entschuldigt werden kann.

An zweiter Stelle werden drei Sätze angeführt aus dem Hirtenbriefe des Fürstbischofs Benedikt Riccabona von Trient vom 12. Mai 1863. Der dritte Satz heißt: „wogegen das Konzil zu Trient in dem erhabensten Schauspiele, das die Welt je gesehen, im Kampfe gegen die Synagoge des Satans diese schamlosen Ungeheuer zu Boden schlug". Dieser Satz kommt in der mir vorliegenden italienischen Originalausgabe nicht vor; ein Exemplar der deutschen Ausgabe war aus Trient nicht zu erhalten. — Ebenso muß ich für eine ganze Reihe der weiter angeführten Belegstellen konstatieren, daß dieselben entweder einen Angriff und eine Verletzung gar nicht enthalten oder daß sie unrichtig ausgelegt, teilweise entstellt oder direkt gefälscht sind.

Ein lehrreiches Beispiel zur Charakterisierung der Polemik des Evangelischen Bundes bietet ein Zitat aus der „Civiltà cattolica", Seite 39 der Broschüre. Dort heißt es in der Anmerkung: „Wir erinnern ferner an die Aufforderung der päpstlichen „Civiltà cattolica", welche im Oktober 1871, also vor dem „Kulturkampf" an die deutschen Katholiken erging: „Die Katholiken können eine Regierung nicht lieben, welche ihre Mutter verfolgt und ihrem religiösen Gewissen zu nahe tritt. Sie müssen eine solche Regierung hassen und, statt sie zu schützen, wünschen, daß sie möglichst zusammenstürze. Darum scheint das neue Deutsche Reich bestimmt zu sein, wie ein leuchtendes Metor zu verschwinden." — Die beiden ersten Sätze dieses Zitates finden sich im Heft vom 1. Oktober 1871 Seite 20 am Schlusse des Artikels: „Stolta guerra dei politici contra il domma dell' infallibilità pontificia." Der Verfasser will nachweisen, daß die liberalen Regierungen durch ihren Kampf gegen das Dogma der Unfehlbarkeit sich selbst und ihren Souveränen schaden, weil sie dadurch das Prinzip der Autorität schwächen und das Vertrauen und die Liebe der treuen Katholiken zu den Regierungen erschüttern. In diesem Sinne einer Warnung an die Regierungen sind die angeführten Sätze geschrieben; von einer „Aufforderung" an die deutschen Katholiken ist nach dem Zusammenhange gar keine Rede, vom Deutschen Reiche wird im ganzen Artikel nicht gesprochen. Diese Spitze gegen das Deutsche Reich erhalten diese Sätze erst durch den dritten Satz, welcher an dieser Stelle in der „Civiltà" sich nicht findet, sondern vom Evangelischen Bunde ganz willkürlich hier hinzugesetzt ist. Diese Tatsache habe ich in meiner Erklärung vom 24. Oktober konstatiert. Der Evangelische Bund erwidert („A. Abendztg." Nr. 305 v. 5. Nov.: „Auf S. 39 der Broschüre (sind) zum Beweis der reichsfeindlichen Gesinnung des Ultramontanismus zwei ähnliche Zitate aus der päpstlichen Zeitschrift „Civiltà cattolica" zu einem verbunden. Der zweite Satz findet sich in derselben „Civiltà", wenn auch in einer späteren Nummer." Es genügt das festzulegen, wie der bayerische Preßausschuß des Evangelischen Bundes nach eigenem Eingeständnis „aktenmäßiges" Beweismaterial fabriziert. Der Bund nennt dann als seine Quelle für dieses Zitat die Reichstagsrede des fortschrittlichen Abgeordneten Windthorst vom 15. Mai 1872, der seinerseits sich

auf die Uebersetzung des „meisterhaft und geistreich redigierten Organs der Altkatholiken", des „Rheinischen Merkur" beruft. Und das nennt man „aktenmäßig"! Die von Windthorst allerdings nicht ganz getreu wiedergegebenen Sätze finden sich im ersten Hefte der Civiltà 1872, S. 15 im Leitartikel: „Ein Blick auf Europa zu Beginn des Jahres 1872." Derselbe schildert die äußerst gespannte politische Lage, in welcher damals Europa infolge der Störung des politischen Gleichgewichtes sich befand. Die fraglichen Sätze werden nicht als eigene Anschauung des Verfassers ausgesprochen, sondern lediglich als Anschauung dritter reproduziert. Der betreffende Absatz wird eingeleitet mit den Worten: „Vero è che altri . . si consolano con dire" . . Am Schlusse heißt es: „Welchen Wert auch diese Gedanken haben mögen, welche wir wiedergeben, indem wir den Lesern das Urteil darüber anheimstellen . ." Und wäre es wirklich eine Störung des konfessionellen Friedens, wenn vor 32 Jahren einmal ein italienischer Jesuit ein scharfes politisches Urteil über das neue Deutsche Reich gefällt hätte? — Noch schlimmer ist der löbliche Preßausschuß mit einem Zitate aus Hohoff („Protestantismus und Sozialismus, historisch politische Studien") umgegangen. Diese wenigen Beispiele dürften zur Charakterisierung der Methode genügen.

Der Evangelische Bund fühlt sich besonders bedroht durch die politische Stellung des Zentrums in Deutschland und namentlich in Bayern; darin sieht er eine Störung des konfessionellen Friedens! Das kommt auch in dieser Broschüre an mehreren Stellen zum Ausdruck, besonders am Schlusse in der Klage darüber, „daß die Entscheidungen über das Wohl und Wehe des protestantischen Kirchenwesens in der Hand eines katholischen Klerikers liegt, nämlich des Kultusreferenten Dr. Schädler." Abgesehen davon, daß der Kultusreferent des Landtages keine „Entscheidungen über das Wohl und Wehe des Kirchenwesens" zu treffen hat, habe ich in meinem ersten offenen Briefe die Frage gestellt, ob eine einzige Tatsache angeführt werden könne als Beweis dafür, daß der protestantische Kultus und die Postulate für denselben irgendwie durch Dr. Schädler in ungerechter oder unbilliger Weise verkürzt worden sind, ferner die Frage, ob aus der ganzen Geschichte des deutschen oder des bayerischen Zentrums eine einzige Tatsache, ein einziger Antrag oder eine einzige Abstimmung genannt werden könne, durch welche den Rechten der Protestanten irgendwie zu nahe getreten worden ist. Die letztere Frage scheint den Preßausschuß des Bundes arg verblüfft zu haben. Er schreibt in seiner „offenen Antwort": „Wir gestehen, eine durch größere Naivität ausgezeichnete Frage, ist uns seit langem nicht begegnet." Diese Antwort ist in der Tat „ausgezeichnet" durch eine ganz ungewöhnliche Offenheit. Also es ist eine „Naivität", wenn wir meinen, daß der Evangelische Bund für seine Behauptungen und Vorwürfe auch Beweise bringen soll! Uebrigens bringt der Bund „Tatsachen", wie wir es von ihm verlangten. Gegen Dr. Schädler wird vorgebracht, daß derselbe 1902 bei der Frage der Geistlichenaufbesserung die Einfügung einer Alterszulage für die protestantischen Pfarrer nach dem 23. Dienstjahre abgelehnt habe; gegen das bayerische Zentrum, daß dasselbe am 26. Mai 1896 gegen die Errichtung einer protestantischen Pfarrei in Straubing stimmte. Beide Tatsachen sind richtig, aber sie können nicht als Beweise für eine ungerechte oder unbillige Behandlung der Protestanten in Bayern dienen. Die Ablehnung der Alterszulage nach dem 23. Dienstjahre erfolgte, weil damit das Prinzip der Quinquennalzulagen ganz unmotiviert durchbrochen und die Disparität zwischen katholischen und protestantischen Pfarrgehältern noch mehr verschärft worden wäre. Nach den seit 1902 geltenden Bestimmungen bezieht ein katholischer Pfarrer mit 15 bis 25 Dienstjahren ein Mindesteinkommen von 2200 Mk., mit 25 bis 30 Dienstjahren 2400 Mk. rc., ein protestantischer Pfarrer nach 15 Dienstjahren 2360 Mk., nach 20 Dienstjahren 2540 Mk., nach 25 Dienstjahren 2720 Mk. usw. Nach einem von liberaler Seite gestellten Antrage sollten die protestantischen Pfarrer nach 23 Dienstjahren 2720 Mk., nach 25 Dienstjahren 2900 Mk. erhalten, also gegenüber den katholischen Pfarrern ein Mehr von 520 resp. 400 Mk. jährlich. Wir wollen niemand unser Urteil darüber aufdrängen, ob gegen den bayerischen Kultusreferenten Dr. Schädler wegen Ablehnung eines solchen Antrages der Vorwurf der Unbilligkeit oder Ungerechtigkeit erhoben werden kann. — Gegen die Errichtung einer protestantischen Pfarrei in Straubing stimmte das Zentrum 1896, weil es ein seelsorgliches Bedürfnis für Umwandlung des Vikariates in eine selbständige Pfarrei nicht als gegeben erachtete; aus demselben Grunde ist damals eine Reihe von Petitionen katholischer Gemeinden abschlägig verbeschieden worden; Stadt und Bezirksamt Straubing zählten damals 389 Protestanten. Dabei wurde nachgewiesen, daß im damaligen Etat für neue katholische Seelsorgestellen 5920 Mk., für neue protestantische Stellen 12,160 Mk. verlangt waren; die Katholiken machen bekanntlich 70 Prozent der Bevölkerung in Bayern aus. — Es erscheint angezeigt, dieser Klage des Evangelischen Bundes eine andere Tatsache aus allerneuester Zeit gegenüberzustellen. Die mittelfränkische Kreisregierung hat vom diesjährigen Landrate 150 Mk. gefordert, um für mehrere Hundert katholische Schüler der beiden Realschulen in Nürnberg einen eigenen Schulgottesdienst einzurichten. Das Postulat wurde trotz wärmster Befürwortung von der großen protestantischen Mehrheit abgelehnt!

Wir sind auf die verschiedenen Klagen, welche der Evangelische Bund aus Bayern vorbringt, nicht des näheren eingegangen; teilweise sind dieselben durch offizielle Erklärungen im Landtage erledigt, teilweise ergibt sich deren Würdigung von selbst aus allgemein bekannten Grundsätzen (z. B. Mischehen, bedingungsweise Wiederholung der Taufe). Uebrigens betont der Evangelische Bund selbst, daß die bezüglichen Einzelheiten weniger Gewicht haben als die Tatsache, daß das Zentrum die Aufhebung der II. Verfassungsbeilage verlange, welche als das Palladium der Gewissensfreiheit für die Protestanten anzusehen sei; dabei wurde besonders verwiesen auf die Beschwerden der bayerischen Bischöfe gegen das landesherrliche Plazet. Schon dieser Hinweis auf das Plazet charakterisiert den ganzen Wert dieser Einrede: der Evangelische Bund betrachtet es als Verletzung protestantischer Rechte, wenn die Katholiken die Aufhebung des Plazet verlangen; der Staat soll in das Glaubens- und Gewissensgebiet der katholischen Kirche hineinregieren! Derselbe Bund verlangt für sich das Recht, den Staat und die Regierung zu meistern, er fühlt seine Rechte verletzt und protestiert, wenn eine gehässige Ausnahmebestimmung gegen die Jesuiten aufgehoben wird! Was das Religionsedikt (II. Verf.-Beilage) anlangt, so verlangen die bayerischen Bischöfe und mit ihnen auf seinem Boden das bayerische Zentrum die Beseitigung derjenigen Bestimmungen, welche in Widerspruch mit den konkordatmäßigen Vereinbarungen die Macht des Staates auf das kirchliche Gebiet ausdehnen, nicht aber derjenigen, welche die Rechte der übrigen Religionsgemeinschaften gewährleisten. Damit steht das bayerische Zentrum voll auf dem Boden des vom Zentrum des Reichstages eingebrachten und vertretenen Toleranzantrages; es verteidigt die Rechte der katholischen Kirche unter voller Achtung der den Protestanten in Bayern verfassungsmäßig gewährleisteten Parität, und damit dient es im vollsten Umfange dem konfessionellen Frieden.

Es ist der ehrliche und aufrichtige Wunsch aller Katholiken und insbesondere der Mitglieder des Zentrums, in Frieden mit den Angehörigen der übrigen Konfessionen in Deutschland und in Bayern zu leben, um die jetzt durch den konfessionellen Kampf vielfach gebundenen geistigen Kräfte frei zu machen für die sittliche und soziale Arbeit und für den Kampf gegen Unglauben und Umsturz. Dazu braucht es aber ehrlicher Wahrheit und offenster Klarheit von beiden Seiten; dazu ist aber insbesondere notwendig, daß der Evangelische Bund auf andere Wege gewiesen werde, als er bisher sie eingeschlagen hat.

Zur Charakterisierung der Verhältnisse möge zum Schlusse noch folgende Tatsache angemerkt sein: Der Hauptverein des Evangelischen Bundes hat keinen einzigen Punkt meiner Rede widerlegt; ich habe demselben eine Reihe von Fälschungen, Entstellungen usw. nachgewiesen. Die von Kurt Schindowski herausgegebene „Deutsch-evangelische Korrespondenz-Parlamentskorrespondenz" schreibt in Nr. 159 vom 28. November: „Die Entlarvung des Herrn Dr. Pichler durch den Hauptverein Bayern des Evangelischen Bundes ist ein sehr verdienstliches Werk." — Das ist sicher „voraussetzungslos"!

Dieselbe „D.-Ev. Korr." richtet in Nr. 161 vom 1. Dez. an die deutsche Presse die „Mahnung", „daß sie ihre Feder nicht fortgesetzt zur Aufbauschung des Papsttums mißbrauchen wolle. Es interessiere das evangelische Deutschland ganz und gar nicht, ob der Papst ein geheimes Konsistorium abhalte rc. Durch solche Mitteilungen leiste die deutsche Presse „Strebepfeilerdienste" für ein Gebäude, das in ihren Augen doch nur die Bedeutung eines geistigen Zuchthauses haben könne. Man behandele das Papsttum als das, was es ist, als Feind der geistigen Freiheit, beobachte es daraufhin scharf, weise seine Blößen auf und lasse, wo es nötig ist, Warnrufe ergehen. Darin sehe die deutsche Presse mit ihrer Berichterstattung ihre wertvolle Aufgabe, nicht aber helfe sie durch rein reportermäßige Beachtung des Papsttums dasselbe fernerhin aufzublähen." Kurt Schindowski zeigt damit wieder klar, daß der Ev. Bund bloß hetzt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater wurden am 9. d. M. Schillers „Räuber" neu einstudiert gegeben. Die Neubesetzungen betrafen zumeist kleinere Rollen mit Ausnahme derjenigen des Franz Moor, der zum ersten Male von Herrn Lützenkirchen dargestellt wurde. Wie nicht anders zu erwarten war, bot der Künstler eine wundervolle Leistung und es war von äußerstem Interesse, diese Aufgabe, die gerade von der älteren, auf der Basis des kunstvoll Deklamatorischen stehenden Generation so bevorzugt wird, in der Auffassung eines Künstlers zu sehen, der mit modernen Mitteln zu arbeiten gewohnt ist. Tatsächlich erreichte Lützenkirchen eine selten unmittelbare Wirkung und gab ein Charakterbild des innerlich leeren, instinktiv schlechten Menschen in widerlich glatter äußerer Hülle von packender, oft grauenhafter Wirkung. Das schwach besuchte Haus wurde von der unvergleichlichen Leistung zu fast enthusiastischem Beifall hingerissen.

Im Residenztheater hatte Otto Ernsts neues Schauspiel „Bannermann" einen, wenn auch nicht unwidersprochenen, so doch freundlichen Erfolg. Das Stück steht auf dem für die Bühne besonders unergiebigen Boden der Politik; wie in „Flachsmann" und „Gerechtigkeit" gegen gewisse Berufsklassen, so zieht hier Ernst gegen den verwaschenen, phrasenreichen und streberhaften Liberalismus zu Felde, dessen Clique und ihrem Hauptvertreter Bannermann er wie dort in dem wortkargen Professor Brodersen den Idealmenschen mit dem goldenen Herzen und der gewinnenden schlagfertigen Grobheit siegreich bleibend gegenüberstellt Das Stück unterscheidet sich in nichts von der üblichen äußerlich wirkungsvollen Theatermache des Verfassers, steht außerhalb tieferer literarischer Ambitionen, wird aber sicherlich für längere Zeit sein dankbares Publikum finden. Unter den Darstellern zeichneten sich besonders aus die Herren Basil, Lützenkirchen und Frl. Reubke.

Die Münchener dramatische Gesellschaft brachte im Volkstheater das Drama „Kaspar Hauser" von Kurt Martens zur erfolgreichen Uraufführung. Der Dichter hat die Geschichte des geheimnisvollen Findlings mit fast zu objektiver Wahrnehmung des historischen Momentes für sein Drama verwendet und sich genau an die vorhandenen Angaben gehalten, innerhalb derselben es ihm allerdings gelungen ist, einen wirkungsvollen Aufbau des Stückes zu finden, wie es denn anderseits ganz taktvoll scheint, daß Martens der naheliegenden Lockung, die dunkle Herkunft seines Helden dramatisch mit irgend welchen phantastischen Kombinationen auszunutzen, nicht Folge geleistet hat. Frei eingefügt ist der Handlung nur, außer einer selbstverständlichen Idealisierung des Helden selbst, eine kleine, völlig belanglose Liebesaffäre. Es liegt in der Natur des Stoffes, daß der Ausklang zwar im allgemeinen Sinne rührend, aber nicht tragisch wirken konnte, denn die völlig passive Haltung Hausers läßt schließlich kein anderes Interesse für ihn aufkommen als dasjenige, das seine Zeitgenossen für ihn hatten. Die Aufführung unter Direktor Schrumpfs stimmungsvoller Regie war vortrefflich. Namentlich Hermann Pfanz als Vertreter der Titelrolle hatte reichlich Gelegenheit, sich als tüchtiger Darsteller zu bewähren.

Die Konzertwoche. Im dritten Akademiekonzert hörte München zum ersten Male, von Mottl wundervoll wiedergegeben, seines großen Sohnes Richard Strauß neuestes Werk, die Sinfonia domestica. Ein echt Straußscher Gedanken, das Leben in der Familie, das häusliche Glück, das Vater, Mutter und Kind vereint, symphonisch zu schildern. Nun mag wohl mancher zu dem Schluß gekommen sein, daß sein Inbegriff eines glücklichen Familiendaseins mit diesen barocken Miniaturbildchen, diesen heftigen Explosionen und gigantisch schwungvollen Episoden nicht geschildert sei: das ist denn auch Geschmacksache. Die heutige Welt formt sich ihre Zufriedenheit eben aus einem anderen Ton. An sich bleibt Strauß Domestica ein bedeutendes Werk sowohl an überlegenem Witz wie an kühner Stimmungskraft, es ist seinen Vorgängern gegenüber klarer, so recht eine Bekräftigung längst gewonnener Eigenart; daß des Komponisten scharfe kombinatorische Gestaltungskunst eine gewisse Mittelbarkeit und Kälte des Empfindens nach sich zieht, bleibt eine Folge seiner Eigenart, in dieser begründet und daher von ihr unlöslich.

Das fünfte Kaimkonzert war ausschließlich Johannes Brahms gewidmet. Das Programm wurde mit der merkwürdigen Sonate op. 16 (ohne Violinen) eröffnet, deren durch diese eigenartige Instrumentation hervorgebrachter dunkler Stimmungscharakter im Verlauf des Werkes doch zu eintönig und trübe wirkt, um nicht eine gewisse Ermüdung des Zuhörers zu zeitigen. Den Beschluß machte die großzügige C-moll-Symphonie, dazwischen spielte César Thomson mit siegbarer Technik, aber ohne den richtigen Schwung der Ueberzeugung das widerhaarige Violinkonzert. Weingartners Interpretationskunst und sein förmliches Verwachsensein mit dem Orchester zeigten sich wieder im glänzendsten Lichte.

In unaufhaltsamem Strom folgen sich die Solistenkonzerte. Hedwig Schweicker ist als Wolf-Sängerin zu einer unnachahmlichen Kapazität emporgewachsen. Ihre Kunst des Singens schließt sich mit ihrem geistigen Erfassen des Kunstwerks und ihrer persönlichen Erscheinung zu einer wundervoll zarten Harmonie zusammen; sie ist eine von den wenigen, denen es vergönnt ist, über Zeit und Raum hinweg vollkommene Illusion zu schaffen. Gertrud Fischer bewährte sich an einem gänzlich stillosen Programm ebenfalls als eine mit einer gewissen leichten Anmut nachschaffende Künstlerin.

Germaine Kolb gab einen Gesangsabend ganz großen Stils mit Zuhilfenahme des Kaimorchesters. Schon ihr Programm, in dessen Mittelpunkt Gesänge aus den Berliozschen Sommernächten mit Orchester standen, bewies ihre ernsten, künstlerischen Absichten und die Art ihres Vortrags bestätigt dieselben noch deutlicher, wenngleich der Charakter ihres Organs dem Erreichen ihrer Intentionen eine gewisse Grenze setzt. Frau Langenhan-Hirzel erfreute durch die schwungvolle Wiedergabe des Brahmsschen Klavierkonzertes.

Amalie Gimkiewicz gehört zu jenen Sängerinnen, die mit besonders mutiger Ueberzeugung für die moderne Lyrik eintreten und hierzu kraft ihrer klaren und tiefen Auffassung auch das volle Recht haben. Aus ihrem Programm seien neben Liedern von Reger eine Reihe von Goethe-Gesängen von Wolfgang Hiekel hervorgehoben, die durchweg Einfachheit und dabei Sicherheit des Ausdrucks bekunden, und Gesänge von Schilsky, in denen sich Wollen und Können nach wie vor in einem gewissen unüberbrückbaren Widerspruch befinden.

Den pianistischen Preis holte sich in dieser Woche die überenergische, aber hinreißend impulsive Teresa Careño. Außer ihr trat nur noch Pauline Hofmann mit einem Chopin-Abend hervor, der fleißige Arbeit bot, aber im ganzen einen ziemlich akademischen Eindruck hinterließ. Elfriede Schunk und Emil Wagner setzten ihre leider etwas zu konservativ angehauchten Violinsonatenabende in ihrer bekannten solid-sympathischen Weise fort, und in einem gemeinschaftlichen Konzert brachten sich Alfred Krasselt als energisch-ernster Vertreter klassischer Violinkunst und Melanie Müller als eine namentlich kammermusikalisch vorzüglich entwickelte Pianistin bestens in Erinnerung. Eine brillant entwickelte Geigerin lernten wir in der jugendlichen Oesterreicherin Herma Studeny kennen. Ihre Fähigkeiten wären es wert, etwas weniger ausschließlich nach Seiten des äußerlich Wirksamen sich betätigen zu müssen. Die mitwirkende Pianistin Lili Rezabeck bewies große Fingerfertigkeit ohne besonders auffallende Gestaltungskraft; die Sängerin Alma Goldoni war keines Striches wert.

Verschiedenes. Die Pariser Aufführung des König Lear ist für dort infolge der bisher nicht geübten völligen Treue zum Original zu einem Ereignis geworden. Die 24 Verwandlungen auf der Shakespearebühne vollziehen sich blitzschnell, die Ausstattung der Hauptszenen soll großartig sein. Nach dieser Richtung scheint also das Münchener Beispiel wesentlich überschritten. — Klara Viebig, die Dichterin der Eifel, errang in Amsterdam mit einem Einakter-Zyklus großen Erfolg. Die Grundidee der einzelnen Stücke ist durch den Gesamttitel „Der Kampf um den Mann" klar ausgedrückt. — Das englische Schauspiel Clarice von W. S. Gilbert ging am Leipziger Stadttheater, dank seiner aufdringlichen Situationstheatralik mit starkem äußeren Erfolg in Szene. — Am Wiener Hofburgtheater wird an Schillers „Don Carlos" der erste Versuch mit der Drehbühne gemacht. — In Böhmisch-Leipa steht gegenwärtig Hauptmanns „Rose Bernd" auf dem Spielplan des Stadttheaters. Der Theaterzettel verkündet strenge, daß nur mindestens Fünfzehnjährigen der Eintritt erlaubt sei. Die dortige Jugend scheint sich also besonders früh zur Erkenntnis durchzuringen.

München. Hermann Teibler.

Ein Geisteserbe Friedrich von Spees

Von

Dr. Ludwig Kemmer, München.

Die Zuchthausgeistlichen haben unter ihren Geistes- und Berufsahnen eine herrliche Gestalt, den Jesuiten Friedrich von Spee. Der edle Mann ist davon grau und krank geworden, daß er in jungen Jahren, als in Deutschland ein düstrer Wahn in harmlosen, zu ihrem Schaden mit der Heilkunde der Hagedisen begabten, im schlimmsten Falle mit einem Volkslaster jener Zeit, dem Gebrauche eines in schöne Träume wiegenden Narkotikums, behafteten Frauen dämonische Wesen sah und verfolgte, an zweihundert Hexen auf dem letzten Gange begleiten mußte und unter allen keine fand, die nicht unschuldig war. Er ist auch früh gestorben. Nach der Einnahme Triers durch die Kaiserlichen hatte er sich bei der Pflege der Kranken und Verwundeten übermäßig angestrengt. Also können ihn auch die Feldgeistlichen als Ahnen beanspruchen.

Der Seelsorger der aus der Gemeinschaft der Menschen Ausgestoßenen muß fast ein Dichter werden, auch wenn er nicht dazu geboren ist. Das Herz des Mannes, dem schuldig gewordne, von der Freiheit geschiedne Menschen ihr Herz ausschütten, wird Leides leicht übervoll. Und geht nur der Mund davon über, so erfaßt es die Hörer im Innersten. Hat der Freund der Unglücklichen noch dazu künstlerische Gestaltungskraft, wie Friedrich von Spee und der, von dessen jüngstem Werke ich sprechen will, so ergeben sich aus der Wechselwirkung zwischen den mächtigen Eindrücken der Berufstätigkeit und dem Drange, sich von der übergroßen, das eigne Herz erdrückenden Last fremder Schmerzen zu befreien, dichterische Schöpfungen voll Wärme und Kraft, die der auch in das graue Leben der Büßer Licht bringende, siegessichre Optimismus des Opfermutes verklärt.

Wann in dem Leben Wilhelm Specks, des Dichters von „Zwei Seelen", „die Silbersaite, angeschlagen, klar doch bebend gab den ersten Ton", weiß ich nicht. Ich kenne nur den letzten, der aber ist wunderbar klar und tief und voll. Leid bebt und Liebe singt in ihm.

Es ist die Geschichte eines für den Rest seines Lebens vom Leben geschiedenen Sträflings, den ein Hang zum Bösen erst Stufe um Stufe durch eine arme Jugend hinabführt bis ins tiefste Dunkel, bis zum Mord, und dann ein mächtiges Sehnen nach dem Guten, Reinen unter schweren Kämpfen mit den niederziehenden Mächten wieder hinaufhebt. „Dazwischen rinnen die stillen Wasser, Tropfen auf Tropfen fällt nieder, und jeder erfüllt seinen Zweck. Aber sie rinnen so leise und in solcher Verborgenheit, daß der, auf dessen Seele sie fallen, es kaum merkt, wie sich rings um ihn her das Erdreich löst.“ So hoch ringt sich der Gefallene hinauf, daß eine Mutter, der er den Ernährer ihrer Kinder ersetzt, auf den Gedanken kommt, er sei gar kein Mensch, sondern der Herrgott habe ihr einen Engel zu beherbergen gegeben. So hoch, daß er die Kraft gewinnt, auf sein Glück zu verzichten, bevor ein geliebtes Wesen sich an sein zerstörtes Leben kettet, und selbst die Sühne seiner Schuld zu fordern.

Man steht am Ufer eines dunkeln, von der Quelle bis zum Versickern in tiefem Schatten fließenden Wassers, das doppelt tiefer karges Himmelblau widerspiegelt und nur ein paarmal von Sonnenstrahlen getroffen, die den Weg durch das Wipfeldickicht fanden, golden aufleuchtet.

Der dichterischen Vorzüge dieses Werkes von lauterem Golde wird der Leser in tiefer Ergriffenheit selbst inne. Ich will ihm den Genuß nicht verkürzen und nur eine „sprachliche“ Eigentümlichkeit hervorheben.

Wo der Dichter beim Schaffen an die Grenze der Schwesterkonfession kommt, da spricht er eine Sprache, die im deutschen Lande von den Gläubigen der beiden christlichen Konfessionen mehr und mehr verlernt wird, die Sprache der Versöhnlichkeit. Er rührt an katholische Bräuche mit der zarten Hand dessen, der einen fremden Kirchenbrauch nicht nach dem Unheil bemißt, das er von Stümpern geübt oder von schlechten Menschen mißbraucht, verursachen, sondern nach dem Segen, den er von Jüngern des Meisters gehandhabt, verbreiten kann. Er spricht von den Priestern der Schwesterkonfession nicht mit der egoistischen Achtung des Berufsgenossen, nicht mit der praktischen Augurensympathie, sondern mit aufrichtigem, brüderlichem Wohlwollen. Er sieht in der katholischen Religion den gleichen Labetrank für hoffnungs-, stärke- und liebesdürftige Seelen, der auch aus dem etwas anders geformten Kelche seiner Kirche rinnt. Da wo es um den büßenden Helden seiner Erzählung vor dem Ende sonnig wird, schreiten ein katholischer Priester und ein protestantischer Hochschullehrer in stiller Güte über seinen Lebensweg. Obwohl die beiden verschiedenen Kirchen angehören und jeder von ihnen zu der seinigen steht, verstehen sie sich doch. „Sie hatten wohl beide die Treppe gefunden, die von jeder der beiden Kirchen nach dem ihnen gemeinsamen Turm hinaufführt; dort in der Höhe trafen sie zusammen und schauten einträchtig in die Gotteswelt hinaus.“

Wer trennt an hohen Feiertagen in dem feierlichen Wohllaut, den die Glocken wie tiefes Himmelblau über unsere Städte breiten, protestantische und katholische Stimmen? Solche friedliche Sonntagsglockenlaute hallen im Herzen des Lesers nach, wenn er das Buch am Ende der Feierstunden, die es ihm bereitet hat, ergriffen aus der Hand legt.

Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur.

Von

A. Hackemann.

II. (Schluß.)

Bald erschien aber noch ein dritter Robinson für die Jugend, dessen Entstehung eine wahrhaft seltsame genannt werden muß. Der Lehrer des Dessauer Philantropins, Christian Friedrich Sander, setzte nämlich den von Wezel im „Philantropischen Lesebuche“ abgebrochenen Robinson auf eigene Faust in dieser Jugendzeitschrift fort, um die dort entstandene Lücke auszufüllen. Doch da er Wezel in der Verdeutschung von Defoes Robinson nicht vorgreifen wollte, mußte er den Stoff von da an, wo ihn Wezel abgebrochen hatte (Rettung Freitags) selbst erfinden. Doch ist sein Robinson bedeutungsloser als die seiner Vorgänger.

Und so hat sich von diesen drei Bearbeitungen nur die Campes bis auf unsere Tage erhalten und ist über die ganze Erde verbreitet. Es erschienen von Campes Buch bis zum Jahre 1894 117 Auflagen in der Originalausgabe, daneben Uebersetzungen ins Lateinische, Französische, Italienische, Spanische, Englische, Holländische, Dänische, Schwedische, Polnische, Lettische, Türkische und Altgriechische. Wenn Kühner in Schmidts Pädagogischer Enzyklopädie urteilt, daß an Campes Robinson fast nichts gut ist als das, was nicht von Campe herrührt, so ist wohl mit Recht darauf hinzuweisen, daß der Gegensatz zwischen der rein ästhetischen und der rein pädagogischen Betrachtungsweise immer zu verschiedenen Ergebnissen führen muß.

III. Schon zu Lebzeiten Campes wurde sein Robinson nicht „unglücklich“ fortgesetzt durch J. A. Chr. Hildebrand unter dem Titel: „Robinsons Kolonie“ (Leipzig 1806). Der Breslauer Rektor Julius Philipp Lieberkühn fand sich sogar veranlaßt, Robinson den Jüngeren in ein lateinisches Uebungsbuch für Anfänger zu verwandeln: „Robinson secundus“ (Zürich 1785).

Bald erschienen weitere Umarbeitungen und Fortsetzungen unter den mannigfachsten Gesichtspunkten, wie sich denn der Robinson, je nachdem man das eine oder andere der mannigfachen Motive aufgreift und entwickelt, zu allem gebrauchen läßt, gleich dem Talmud der Juden. So von G. P. von Parrot: Robinson der Jüngste, ein Lesebuch für die Jugend, vorzüglich in technologischer Hinsicht (Riga 1797), worin der zum Schlosser, Schneider, Gerber, Zimmermann, Korbflechter und Strumpfwirker ausgebildete Robinson geschildert wird. Um 1820 tauchte ein „Robinson der Reisesüchtige, ein warnendes Beispiel für junge Leute, welche ohne gehörige Kenntnisse und hinreichende Erfahrung ihrer Neigung, die Welt zu sehen, folgen“, in Frankfurt an der Oder auf, 1838 in Leipzig: „Robinson Krusoe, oder wie gut es ist, daß man etwas lernt und unter Menschen lebt“.

Auch in Süddeutschland scheint Campes Robinson in katholischen Familien früh Eingang gefunden zu haben, wie aus der Tatsache erhellt, daß schon 1787 bei Trattnern in Wien ein Nachdruck desselben erschien und die erste Bearbeitung in Bayern durch den katholischen Pfarrer Franz H. Geiger (Augsburg 1794) erfolgte. Campes Richtung auf das Nützliche, seine nüchterne Moral gegenüber der positiv-christlichen Tendenz des Originals mußten ihn begreiflicherweise in den Augen der gläubigen Katholiken bedenklich erscheinen lassen, daher E. Fischer in seiner „Großmacht der Jugendliteratur“ diese Umarbeitung als notwendig für die deutsche katholische Jugend erklärte und Hellinghaus 1890 eine neue katholische Ausgabe (Münster, Aschendorff) veranstaltete.

Doch gehen auch hier auf katholischer Seite die Urteile der Pädagogen auseinander. Während Alban Stolz in seiner christlichen Erziehungskunst die Lektüre des Robinson für die Kinder nicht bloß reizend und verstanderweckend findet, sondern auch zur Dankbarkeit anregend, da ihnen zum Bewußtsein komme, wie unermeßlich viele Wohltaten sie mühelos genießen, warnen Rolfus und Pfister in ihrer Pädagogischen Realenzyklopädie geradezu vor dieser Lektüre, da sie unsteten Sinn wecke, den Kopf mit Phantasiegebilden fülle und Veranlassung zu leerer Träumerei gebe; die realen Kenntnisse gewinne die Jugend besser und ohne Gefahr überspannter Schwärmerei durch belehrende Schriften. A. Stöckl urteilt in seiner Geschichte der Pädagogik: Campes Robinson entspricht ganz dem rationalistischen und naturalistischen Charakter seiner Zeit. Pfarrer Geiger hat denselben sonderbarerweise für das katholische Volk bearbeitet.

Aber auch in anderer Hinsicht wurde die Umarbeitung des Robinson in unserer Zeit nötig: Die Darstellung mußte dem veränderten Geschmacke gemäß umgestaltet werden. Die eingestreuten Gespräche wurden daher wesentlich gekürzt, wie bei M. Moltke, oder ganz weggelassen und die Belehrung in den Gang der Erzählung verflochten, wie in der Ausgabe durch W. O. von Horn (Wiesbaden 1868); dann mußten auch die geographischen und naturgeschichtlichen Belehrungen den Schulkenntnissen unserer Zeit angepaßt werden, so in der Ausgabe von H. M. Wagner (Stuttgart 1877). Oskar Höcker gab 1806 eine Robinsonbearbeitung bei Meidinger in Berlin heraus mit hundert farbigen Aquarellbildern vom Maler Max Schäffer, der die Gerätschaften, Naturobjekte, Neger- und Indianertypen nach der Natur zeichnete und den bildlichen Beirat an Trachten, Waffen usw. geschichtlich getreu dem Ausgange des 17. Jahrhunderts anpaßte.

In Opposition zu Campes Darstellung kehrte ein Teil der Jugendschriftsteller zur Bearbeitung des Originals von Defoe zurück, so Hüttner Otto (Leipzig, Spamer, 3. Auflage 1883.)

Zu erhöhter pädagogischer Bedeutung gelangte der Robinson, als die Schule Herbart-Ziller die Jugendlektüre in den Dienst des erziehenden Unterrichts stellte, und zwar als geschlossenes Ganzes, dessen Elementarstufe das Volksmärchen bilden sollte, die zweite Stufe aber der Robinson, der geeignet erschien, die Jugend in die Realien einzuführen.

IV. Bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts stand die Abenteuer- und Reiseerzählung für die deutsche Jugend im Banne des Robinson und der Robinsonaden. So veröffentlichte Christoph von Schmid 1827 die Robinsonade: Gottfried, der junge Einsiedler, der Leipziger Arzt Gottfried Wilhelm Becker 1840—1848: Reisen, Fahrten und Abenteuer für die Jugend.

Dann trat durch den Einfluß der englischen Literatur eine Wandlung ein: „Der Lederstrumpf“ tritt auf und mit ihm die unzählbare Menge der Um- und Nachbildungen, die „ewig junge“ Indianergeschichte, wie ein Verleger diese Erzeugnisse einer wilden Phantasie kühn genannt hat.

Auch über die Indianergeschichte ist das Urteil ein zweispaltiges. Gegenüber der unbedingten Verwerfung derselben, insbesondere durch Wolgast, den amtlichen Verboten durch Schulbehörden in Oesterreich und Bayern, hält sie Theden (Führer durch die Jugendliteratur) für berechtigt und nutzbringend, wenn nicht allzu ungeordnete Phantasie und Häufung des Gewalttätigen sie bedenklich machen.

Geradezu beispiellosen Erfolg erzielten in jüngster Zeit die Reiseerzählungen von Karl May, die sich wegen ihrer religiösen Haltung und der Verbannung alles sittlich Bedenklichen, auch der Geschlechterliebe, die wärmste Förderung erwarben. Während die Literaturgeschichte von W. Lindemann in Mays Romanen ein Gegengift gegen die Indianergeschichten sieht, hat die Jugendschriftenkritik ein geradezu vernichtendes Urteil über dieselben gefällt, da sie nur die rohe Stoffgier des jungen Lesers befriedigen. Auf Wunsch der Lehrerschaft hat das Bayerische Kultusministerium die Entfernung dieser Schriften aus den Mittelschulbibliotheken angeordnet.

Neben Karl Mays Schriften erfreuen sich in katholischen Kreisen großer Verbreitung die Reiseschriften des Jesuiten Joseph Spillmann unter dem Titel: „Aus fernen Landen“ (Freiburg, Herder) in achtzehn Bänden, gesammelt aus den „Beilagen der katholischen Missionen“.

Defoes Robinson gab den Anstoß zur Nachahmung und Weiterführung seiner Erzählung nach verschiedenen Richtungen. Robinsons

Gefangennahme durch die Korsaren auf der Höhe der Kanarischen Inseln und dessen Flucht in einer Schaluppe im ersten Teile veranlaßte die vielen Geschichten von Korsarengefechten und so mancher Türkensklaverei des Helden bei seinen Nachahmern; andere Robinsonaden lehnen sich an den zweiten Teil des Romans, der von der Kolonisation seiner Insel berichtet und schildern nicht die Schrecken seines einsamen Lebens, sondern das Zusammenleben einiger Schiffbrüchiger auf einer abgeschiedenen Insel.

So hat der Robinsonstoff den Wandel der Zeiten überstanden, und er wird in ewiger Jugend auch für kommende Geschlechter das Entzücken seiner alten und jungen Leser bilden.

Weihnachtbücherschau.*)

IV. (Schluß).

Die Verlagsanstalt **Benziger & Co. in Einsiedeln und Köln** hat das Erscheinen der großartigen „Allgemeinen Kunstgeschichte" von Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B., so weit gefördert, daß von den 40 Lieferungen bereits die 36. vorliegt. Von den Vorzügen des monumentalen Werkes ist schon wiederholt die Rede gewesen. Sein Abschluß steht nahe bevor, so daß es schon heute als eine der kostbarsten Festgaben für Kunstfreunde empfohlen werden kann. Kuhns „Kunstgeschichte" steht in ihrer Art unübertroffen da, auch was den Bilderschmuck anlangt (gegen 4000 Illustrationen, darunter über 240 ganzseitige Kunstbeilagen).

Unter der reichhaltigen Auswahl von Romanen und Novellen des Benzigerschen Verlags ragen immer noch diejenigen von Heinrich Sienkiewicz am meisten hervor. Deshalb seien die „Kreuzritter" (2 Bde. geb. Mk. 11.—), „Die Familie Polaniecki" (geb. Mk. 5.—), „Mit Feuer und Schwert" (2 Bde. geb. Mk. 12.—), „Pan Wolodyjowski" (geb. Mk. 6.—), „Quo vadis" (geb. Mk. 6.—) in empfehlende Erinnerung gebracht.

Eine interessante Neuheit ist die Erzählung „Frankreichs Lilien". Die Schicksale der Kinder Ludwigs XVI., nach ursprünglichen Quellen geschildert von A. Hensler. Der stattliche Band ist mit dem Porträt Ludwigs XVII. und 24 ganzseitigen Illustrationen geschmückt (geb. Mk. 3.60). Das so lange in sagenhaftes Dunkel gehüllte Schicksal des unglücklichen Ludwigs XVII. wird hier ausschließlich auf Grund authentischer Zeugnisse, unter anderen des Tagebuches der Schwester des königlichen Knaben, seiner Erzieherin, seiner Kammerdiener, seiner Wärter und anderer Augenzeugen erzählt.

Ein prächtiges Goldschnittbändchen als Festgeschenk für die Frauenwelt gab Georg Hütten, Domvikar in Köln, aus dem Nachlasse des Weihbischofs Dr. Schmitz heraus. Es sind Vorträge, welche Weihbischof Dr. Schmitz Mitte der 80er Jahre in verschiedenen Städten über das Thema „Gattin und Mutter im Heidentum, Judentum und Christentum" gehalten hat. Die herrlichen Ausführungen des gottbegnadeten Redners sind heute, da die katholischen Frauen sich überall zu regen und ihrer hohen Aufgaben in der Gegenwart bewußter zu werden pflegen, doppelt aktuell. Der große Erfolg, der den gebildeten christlichen Jungfrauen gewidmeten Erwägungen und Ratschläge „Gegen den Strom" (von Weihbischof Dr. Schmitz), welches Werkchen in einem Jahre 11 Auflagen erlebte, wird auch dieser neuen geistigen Erbschaft des wortgewaltigen Weihbischofs nicht fehlen.

Gegenüber den modernen Versuchen, den Offenbarungsglauben durch die Resultate der exakten Wissenschaften zu Fall zu bringen, kann ein Unternehmen wie Benzigers „Naturwissenschaftliche Bibliothek", welche in knapper und doch gründlicher und leicht faßlicher Form naturwissenschaftliche Fragen und ihren scheinbaren Widerspruch mit Tatsachen und Lehren des Glaubens in überzeugender Weise löst, nur freudig begrüßt werden. Bisher liegen 3 Bändchen vor, welche sämtlich den auch als Forscher anerkannten Professor P. Martin Gander in Einsiedeln zum Verfasser haben. Das erste Bändchen ist betitelt „Die Erde", das zweite „Der erste Organismus", das dritte „Die Abstammungslehre" (geb. je Mk. 1.50). Jedes Bändchen ist mit 28 Textillustrationen, das erste auch noch mit einer Spektraltafel ausgestattet.

Zu den wertvollsten Festgeschenken gehört zweifellos ein vollständiger Jahrgang der „Alten und Neuen Welt". Der Jahrgang 1904 liegt mit 830 Großfolioseiten abgeschlossen vor (in roter Leinwand gebd. Mk. 10.80). Der Band enthält unter anderem 20 Romane, Novellen und Erzählungen, darunter den historischen Roman „Mit Feuer und Schwert" von Sienkiewicz, und die „Gebirgsbatterien" von Artur Achleitner. Der illustrative Teil (zirka 900 Bilder) zeigt das Streben unausgesetzter Vervollkommnung. Gesunde moderne Kunst ist bevorzugt. Die zahlreichen farbigen Kunstbeilagen gehören zum Besten, was die neue Technik hervorbringt.

Aus dem **Herderschen Verlage in Freiburg** ist noch einiges nachzutragen. Ludwig Pastor hat mit der weiteren Ergänzung des im Jahre 1893 von ihm herausgegebenen 7. Bandes von Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" seit dem Ausgang des Mittelalters die Neuherausgabe des ganzen Janssenschen Werkes zum Abschluß gebracht. Der 7. Band behandelt die Kulturzustände (Schulen und Universitäten, Wissenschaft und Bildung) bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. Die gegnerische Kritik hatte gegen den 7. Band den nicht unberechtigten Einwand erhoben, daß die protestantische Philosophie und Theologie im Verhältnis zur katholischen allzu stiefmütterlich behandelt sei. Janssen hatte die Absicht, dieses Kapitel zu erweitern, nicht mehr ausführen können und Pastor übernahm damals aus begreiflicher Pietät die Janssensche Darstellung im wesentlichen unverändert, während er außer den in Janssens Nachlasse fehlenden Abschnitten auch den der Philosophie und Theologie bei den Katholiken selbständig neu bearbeitete. In der neuen 13. und 14. Auflage hat Pastor jenem Mangel durch eine vollständig neue Bearbeitung des Abschnittes über protestantische Philosophie und Theologie abgeholfen. Dieser neue Abschnitt gehört zu den wertvollsten des Buches.

Von Alexander Baumgartens S. J. gewaltigem Werke „Geschichte der Weltliteratur" liegt nunmehr der 5. Band, welcher die französische Literatur behandelt, abgeschlossen vor (geb. Mk. 15.—). Die Arbeit des gelehrten Jesuiten ist auch in anderen Lagern von der fachmännischen Kritik neidlos als eine einzigartige anerkannt worden. Die katholische Literatur kann auf diese wissenschaftliche Großtat eines Jesuiten mit Recht stolz sein.

In zweiter, vermehrter und umgearbeiteter Auflage erschien der stattliche Großquartband (geb. Mk. 11.—), in welchem Stephan Beissel S. J. „Fra Giovanni Angelico da Fiesole", sein Leben und seine Werke gewürdigt hat. In der neuen Auflage sind neben den alten Quellen zur Beurteilung des Künstlers auch alle neuen Bearbeiter seines Lebens zu Rate gezogen. Mit seinem Titelbild und seinen 86 Abbildungen im Text macht der Band den Eindruck eines Prachtwerkes.

In fünfter Auflage erschien „Die Kunst zu leben" von Fr. Albert Maria Weiß, O. Pr. (geb. Mk. 5.80).

Das „Jahrbuch der Naturwissenschaften" erlebte den 19. Jahrgang (1903—1904), herausgegeben von Dr. Max Wildermann mit allen neuesten Entdeckungen, Forschungen und Resultaten der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften, einschließlich der Länder- und Völkerkunde, der Mechanik, Technik und Industrie. Der Ruf dieses Jahrbuches ist ein so wohl begründeter, daß es einer weiteren Empfehlung nicht mehr bedarf (geb. Mk. 7.—).

In der Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend „Aus fernen Landen", gesammelt von Jos. Spillmann S. J., ist neu das 21. Bändchen „Die Goldsucher" erschienen, das ebenso fesselnd geschrieben ist wie die anderen Erzählungen der Sammlung. Von den Neuauflagen erwähnen wir: „Drei Indianergeschichten", „Die koreanischen Brüder", „Eine rote und eine weiße Rose", „Der Neffe der Königin", „Arumugan, der standhafte indische Prinz", „Selig die Barmherzigen", „Marron, der Christenknabe aus dem Libanon" (Preis pro Band Mk. —.80, bzw. 1.—).

Empfehlende Hervorhebung verdient die Broschüre „Der katholische Wettbewerb um die hohe Bildung und die moderne Gesellschaft" von Professor Dr. Hermann Grauert, dem eifrigen Vorkämpfer der Sache der Albertus-Magnus-Vereine.

B. Kühlens Kunstverlag in München-Gladbach genießt wegen seiner religiösen Kunstmappen und Bilder einen fest gegründeten Ruf. Der Kühlensche Verlag hat sich alle Vorteile der reproduktiven Kunst in Phototypien, Photogravüren und Farbendruck zunutze zu machen verstanden, so daß seine Bilder in technischer Hinsicht als mustergültig zu bezeichnen sind. Gegenständlich pflegt der Kühlensche Verlag ausschließlich die alten Richtungen der religiösen Malerei, so daß vielleicht der freundschaftliche Rat nicht unangebracht erscheint, man möge auch in München-Gladbach einmal neuen Namen und neuem Können Raum gewähren. Damit soll kein Wort gegen die Qualität und Auswahl der Bilder gesagt sein, zumal ja insbesondere die Kunstmappen des Verlages von einer geläuterten und keineswegs einseitigen Geschmacksrichtung Zeugnis ablegen.

Wir bringen wiederholt das „Beuroner Marienleben", die 40 Kunstblätter aus der Sammlung „Boisserée", das „Leben Jesu", den „Modernen" und den „Biblischen Totentanz", das „Ave Maria" und die „Kunstschätze des Aachener Kaiserdomes" in empfehlende Erinnerung.

Unter den neuen religiösen Kunstblättern verdienen namentlich zwei rühmliche Hervorhebung: eine geschlossen komponierte, fein getönte und sehr ausdrucksvolle „Heilige Nacht" von A. M. v. Oer und eine von inniger Andachtsstimmung durchwehte, feinsinnige, symbolisierte „Unbefleckte Empfängnis" von H. Commans. Sehr wirkungsvolle neue Bilder sind auch „Schutzengel und Knabe", „St. Joseph", ein „Jesus" und eine „Madonna", eine „Maria Magdalena", eine „Salve Regina" von A. M. v. Oer. Diese Blätter sind in Phototypien ausgeführt, schwarz auf Kupferdruck mit Plattenrand und kosten in einer Größe von 30×40 cm nur Mk. 1.20. Frühere Blätter dieser Sammlung weisen noch verschiedene schöne Madonnen- und Christusdarstellungen auf, unter anderem auch eine „Hl. Elisabeth". Alle diese Bilder können auch in geschmackvollen Rahmen (Nußbaumimitation) bezogen werden und kosten dann nur Mk. 5.—.

Großen Anklang fanden die farbigen religiösen Kunstblätter (Photochromographie) in einer Bildgröße von 32×42 cm. Dieselben sind mit weißem Rand und grau-grünem Passepartout mit geschrägtem Goldrand zu haben (Mk. 2.50 bzw. Mk. 3.—). Diese an farbiger Wirkung den Originalen nahe kommenden Reproduktionen bilden in goldverzierten Originaleichenrahmen einen geschmackvollen Wandschmuck.

Eine Spezialität des Kühlenschen Verlages sind die Porträts Sr. Heiligkeit des Papstes Pius X. nach dem Originalgemälde von

*) Ueber der Abfassung des Schlußabschnittes der „Weihnachtbücherschau" schwebte ein Unstern. Der Herausgeber wurde durch eine Lungenentzündung aufs Krankenlager geworfen und konnte nur mühsam — großenteils auf dem Wege des Diktates, teils mit fremder Hilfe — seine Arbeit vollenden. Jetzt befindet er sich wieder auf dem Wege langsam fortschreitender Besserung.

B. Massau und nach einer Originalphotographie (Brustbild). Diese Papstbilder sind in allen Größen, in künstlerischem Farbendruck und in vornehmen Phototypien zu haben. Selbst die größten Formate kosten nicht über Mk. 4.—. Ein besonders prächtiger Zimmerschmuck ist das farbige Papstporträt in der Bildgröße von 39 × 51 cm, welches fertig gerahmt in geschmackvollem Goldrand zu Mk. 12.50 zu beziehen ist.

An farbigen Andachtsbildchen weist der Verlag wieder eine große Auswahl von Neuheiten auf, von denen namentlich ein 10 Bilder nmfassender Zyklus von Darstellungen der hl. Familie dem augenblicklichen Festzwecke sehr enspricht.

Den Verlag von Aschendorff in Münster in Westfalen kann man um die Weihnachtszeit nicht nennen, ohne die Prachtausgaben wertvoller Jugendschriften (mit zahlreichen Bildern in Holzschnitt und Farbendruck) zu erwähnen, welche seit Jahren die Freude und der Stolz der jungen Welt sind. In diesen 10 Bänden (gebunden à Mk. 3.75) ist für jedes Jugendalter und jedes Geschlecht reiche Auswahl geboten, von den „Bechsteinschen Märchen“ bis zum „Robinson“ und „Letzten Mohikaner“ oder dem „Löwen von Flandern“ und dem „Bauernkrieg“ von Conscience oder der „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ von Archenholz.

Da eben von Heinrich Conscience die Rede war, so seien die „Ausgewählten Schriften“ dieses Begründers der neuen vlämischen Literatur, dessen Romane und Erzählungen bei aller Sittenstrenge zu den spannendsten und phantasiereichsten ihrer Art gehören, ins Gedächtnis gerufen. Die Aschendorffsche Sammlung umfaßt 75 Bändchen, die in 19 Leinwandbänden Mk. 68.— kosten. Namentlich in Volksbibliotheken darf Heinrich Conscience nicht fehlen.

Von der „Sammlung auserlesener Werke der Literatur“ (mit Einführung und Erklärungen aus der Feder namhafter Autoren) liegen bisher 46 Bändchen vor. Weitere werden bald folgen. In ihrem neuen hellen Gewande machen sie einen äußerst schmucken Eindruck und sind schon in anbetracht der zahlreichen Illustrationen als billig zu bezeichnen.

Heinrich Keiters „Leitsterne auf den Lebenspfad“ (2000 Aussprüche deutscher Dichter für Geist und Herz) sind als Geschenkband immer noch viel begehrt (geb. Mk. 7.—).

Wilhelm Storck, dessen dichterische Uebertragung der „Psalme“ (geb. Mk. 3.—) so großen Anklang fand, hat auch „Lieder und Sprüche der Hl. Schrift“ in stabreimenden Langzeilen mit großer Kunst dichterisch verarbeitet. Eine edle, herzerquickende Lektüre! (Geb. Mk. 3.—.)

In siebenter, vermehrter und neu bearbeiteter Auflage erschien Wilmers „Geschichte der Religion“ (2 Bde. geb. Mk. 12.—). Das Werk ist nicht nur als Lehrbuch zu empfehlen, sondern auch als Lektüre für alle Gebildeten, denen der Religions- und Geschichtsunterricht so häufig nicht den vollen Aufschluß über schwierige Fragen der kirchlichen Vergangenheit gewährt.

Von Dr. Heinrich Brücks, des verstorbenen Bischofs von Mainz, „Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert“ ist der 3. Band (von 1848—1870) in 2. Auflage erschienen (geb. Mk. 8.—). Wie wir vernehmen, steht der Abschluß des hochwichtigen Werkes mit dem Erscheinen des 5. Bandes Anfang 1905 bevor.

Das Lebensbild „Ernst von Lasaulx“ von Prof. Dr. Remigius Stölzle (mit Titelbild geb. Mk. 6.20) hat seitens der Kritik entgegengesetzter Richtung die beifälligste Aufnahme gefunden, gewiß ein Beweis für die Gediegenheit und den tiefen sittlichen Ernst der Arbeit.

Im Verlage von Heinrich Schöningh in Münster i. W. erschien in zweiter vermehrter Auflage Antonie Jüngst herzerquickender Bilderkreis „Der Glocken Romfahrt“ (geb. Mk. 3.60). Das ansprechende Gegenstück zu „Roma aeterna“, jener Sammlung von Stimmungsbildern in Poesie und Prosa, welche die westfälische Dichterin als frische Eindrücke ihrer ersten Pilgerfahrt nach Rom niederschrieb (geb. Mk. 3.60).

Neu ist die literarische Studie „Goethes Harzreise im Winter“ von A. Pfennings (brosch. Mk. 1.50), neu ebenfalls das von dem Theologen P. Dr. August Huber in erster Linie für Theologen geschriebene, aber auch für weitere gebildete Kreise interessante und aktuelle Buch „Die Hemmnisse der Willensfreiheit“ (brosch. Mk. 4.—).

Der alljährlich durch Heinrich Schöningh herausgegebene „Literarische Jahresbericht und Weihnachtskatalog“ für gebildete katholische Kreise ist auch in diesem Jahre pünktlich eingetroffen. Eine Würdigung der in neuester Zeit vielgenannten Freiin von Handel-Mazzetti (nebst Bildnis) leitet den Jahresbericht ein. Es ist ein Vorzug der in demselben enthaltenen Rezensionen, daß an Stelle der vielfach überhand nehmenden Ueberkritik, welche schließlich selbst den Heftfaden benörgelt, ein gerecht und milde abwägendes Urteil die Regel bildet.

Im Verlage der Bonifacinsdruckerei in Paderborn erschien in vierter Auflage das stets zeitgemäß bleibende kernige Buch „Der christliche Vater in seinem Berufe“, welches sozusagen das ewige Vermächtnis des weit bekannten Dekan Dr. Hammer in der Pfalz geworden ist. Desselben Verfassers „Die christliche Mutter“ hatte schon vorher die vierte Auflage erreicht (gebd. je Mk. 1.50).

Auch das hübsch illustrierte, reizende Märchenbändchen von P. Ambrosius Schupp, S. J. „Das Lilien-Veitle“ erlebte die vierte Auflage (gebd. Mk. 1.60), während desselben Verfassers Märchen „Die Finken“ (kart. Mk. 1.—) in zweiter verbesserter Auflage erschienen ist, welches glückliche Geschick auch den Gedichten „Fern der Heimat“ (gebd. Mk. 3.60) von A. Schupp zu teil wurde, und die „Goldkörner“, eine Sammlung kleiner Ratschläge zur Beglückung des Lebens nach dem Französischen von Gräfin C. Holnstein, ist in fünfter vermehrter Auflage erschienen (gebd. Mk. 1.40).

Im Verlage der Alphonsusbuchhandlung in Münster in Westf. hat sich eine Reihe von meist neueren Dichtern zusammengefunden. Zum Jubiläum der unbefleckten Empfängnis erschien eine geschmackvoll ausgestattete Sammlung von Gedichten M. v. Greiffensteins zum Preis Mariens unter dem Titel „Ganz schön bist du“ (gebd. Mk. 2.50). Eduard Hlatky, der Dichter des „Weltenmorgen“ zeigt sich auch in dem Band seiner gesammelten „Gedichte“ (gebd. Mk. 3.—) als ein hochbegabter Poët, der des Kampfrufes gegen die Schäden und Irrtümer der modernen Zeit ebenso mächtig ist wie der milden Töne weihevoller Andacht. Der aus dem Nachlasse Franz Reinhards gesammelte Gedichteband „Auf nach Bethlehem“ (gebd. Mk. 2.50) ist ausschließlich der hl. Eucharistie gewidmet.

Ein Gedicht von Dr. Eing „Passion unseres Herrn“, das als biblisches Mosaikgemälde gekennzeichnet ist, wird in einer Verlagsankündigung wegen seiner modern klassischen Form gerühmt (gebunden Mk. 5.—).

Franz Schrönghamer ist einer unserer jüngsten Dichter. Sein Bändchen „Fern und leise .....“ enthält vieles, das ein ungewöhnliches Talent ahnen läßt. Nicht alle dieser Stimmungsausflüsse einer begeisterungsfähigen Brust sind gleichwertig; aber der Dichter weiß die Form zu meistern und spricht mitten aus der Flut des modernen Lebens heraus. Jedenfalls sind die Gedichte dieses jugendlichen Alt-Bayers interessant und auch in ihrem Aeußeren originell ausgestattet (gebunden Mk. 3.—).

Tiefgründige, wurzelechte Westfalenart atmen die neuen Gedichte „Parzival“ von Christoph Flaskamp (elegant gebunden Mk. 1.80). Flaskamp weiß der Natur Töne, Farben und Stimmungen abzulauschen, für die nur ein begnadet Aug und Ohr empfänglich ist. Die Klangmalerei seiner Verse wirkt immer ungesucht und nicht gekünstelt. Schon sein früherer Gedichteband „ ..... frommer Freude voll“ (gebunden Mk. 1.50) wurde von berufenen Kritikern außerordentlich günstig beurteilt.

Von Gedichtbänden des letzten Jahres heben wir noch „Schlichte Rosen“ von P. Thimotheus Kranich (gebd. Mk. 2.—), „Opferfeuer“, geistliche Gedichte für das Volk, von A. v. Walden (gebunden Mk. 1.60), „Kleine Lieder“ von P. Ansgar Pöllmann (gebunden Mk. 2.40), „Marienpreis“, Lieder und Balladen von Dr. Friedr. Wilh. Holle, zweite, stark vermehrte Auflage (gebunden Mk. 2.50), „Gottesminne“ (gebd. Mk. 2.—) von P. Alois Pichler, dritte, verbesserte Auflage, „Marienpreis“ (gebunden Mk. 3.60) von Cordula Peregrina hervor.

Ein interessantes, wenn auch nur kurzes Tagebuch schrieb P. Georg Freund über eine nur achtzehntägige, aber an Eindrücken reiche Reise „Im Norden“ (gebunden Mk. 1.50).

Ein Reiseschilderer, der mit Dichteraugen und mit dichterischer Phantasie die Natur und das Leben zu schildern weiß, ist C. P. Brühl, dessen „Reise nach Schottland“ (geb. Mk. 2.—) literarischen Feinschmeckern einen hohen Genuß bereiten wird.

In dem Verlage der Paulinusdruckerei, Trier, wird die von Dr. Jakob Ecker, Professor der alttestamentarischen Exegese und der hebräischen Sprache, herausgegebene „Katholische Hausbibel, Biblische Geschichte für das katholische Volk“, dreibändig in drei verschiedenen Ausgaben vorbereitet. Der Preis beträgt für die „Handausgabe“ in Oktav und kleiner Schrift pro Band geb. Mk. 2.20, für die „Große Volksausgabe in Lexikonformat und großer Schrift“ gebunden à Mk. 3.80, für die große „Prachtausgabe“ auf feinem Papier mit roter Randeinfassung in Lexikonformat und großer Schrift hochelegant gebunden à Mk. 7.50.

In demselben Verlage erschien in dritter umgearbeiteter Auflage: „Der Kampf um das höchste Gut“, Anleitung zur höchsten Vollkommenheit inmitten der Welt (geb. Mk. 1.80), von H. Jäger, Bankdirektor a. D., Leutnant a. D., preußischer Landtagsabgeordneter, ferner „Auf dem Wege zur Ewigkeit“ von L. Poulin, Priester der Diözese Paris, übersetzt von F. Mersmann (geb. Mk. 2.50).

Als 25. Bändchen des „Dasbachschen Novellenkranzes“ erschien in 3. Auflage der kulturhistorisch interessante Roman „Die Tochter des Alamannenkönigs“ von Antonie Haupt (geb. Mk. 1.—), als 26. und 27. Band die Erzählung „Kämpfende Herzen“ von Alinda Jakoby und die historische Erzählung aus der Zeit Konstantins des Großen, „Lifra“, die germanische Fürstentochter, von Karl Jos. von d. Mosel in 2. Auflage.

Der Verlag von Butzon & Bercker in Kevelaer vervollständigt in diesem Jahre seine schon gut eingebürgerte Hausbibliothek: „Aus Vergangenheit und Gegenwart“ wiederum mit einigen fesselnden und gediegenen Romanen und Erzählungen. Im ganzen erschienen bisher 44 Bändchen, die sich wegen der sittlich-reinen und spannenden Unterhaltungslektüre als katholische Volksbibliothek besonders eignen. Aus den reichen Neuerscheinungen nennen wir besonders: Band 33 „Flüchtiges Glück“ von M. Herbert; Band 38 „Tadellos“ von Ad. Jos. Cüppers; Band 41 „Gesühnte Schuld“ von Erich Friesen; Band 43 „Von Fesseln befreit“ von E. v. Pütz; Band 44 „Ein edles Frauenherz“ von J. Fichtner. Jedes Bändchen kostet einzeln nur 30 Pfg., jedoch sind dieselben auch in je 3—4 Bändchen in Halbleder gebundenen Bibliothekbänden zu erhalten und kosten dann 12 solcher Bände Mk. 18.75.

In demselben Verlage erschien in neunter Auflage „Schutz- und Trutzwaffen“ im Kampfe gegen den modernen Unglauben von P. Peter Nilkes S. J., und in fünfter Auflage „Die Wahrheit“, apologetische Gespräche für Gebildete aller Stände von Fr. X. Brors S. J. — beides Bücher, die in der Jetztzeit nicht genug empfohlen werden können. Das erstere kostet Mk. 2.— in feinem Salonband, das zweite, welches

als apologetische Ergänzung zum erstgenannten Buch gedacht ist, kostet in feinem farbigen Salonband Mk. 2.75.

Der Münchener Volksschriftenverlag in München hat in diesem Jahre zwei Unternehmen begonnen, denen man nur die allerweiteste Verbreitung wünschen kann. Sie sind augenscheinlich aus dem Bestreben hervorgegangen, geeignete Schriften für die Kolportage auf katholischer Seite zu liefern, ein Gebiet, das bekanntlich wegen der großen Schwierigkeiten noch recht wenig bebaut ist. Um den erstaunlich billigen Preis von 15 Pfennig per Bändchen hat der Verlag unter dem Titel „Münchener Volksschriften" eine Sammlung von Volkserzählungen auf den Markt gebracht, die gewiß jeden Abnehmer befriedigen werden. Denn wir haben es hier nicht mit literarischer Dutzendware zu tun, die nach dem Grundsatze „billig und schlecht" hergestellt ist, sondern hier ist auf Inhalt und Ausstattung die gleiche Sorgfalt verwendet worden. Wir finden in den bisher erschienenen zehn Bändchen unsere besten Volksschriftsteller vertreten, wir heben nur Schott, Cardauns, Buol, Maximilian Schmidt hervor. Jedes Bändchen ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Papier und Druck ist vorzüglich. Der trotzdem so billige Preis von 15 Pfennig für die durchschnittlich 60—80 Seiten starke Bändchen ist wohl nur dadurch zu erklären, daß der Verlag auf dem Wege der Kolportage, auf dem er schon seit längerer Zeit mit Erfolg tätig ist, große Mengen davon abzusetzen hofft und deshalb Massenauflagen herstellen ließ. Möge er dabei von seiten aller wahren Volksfreunde tatkräftige Unterstützuug finden, denn die Büchlein werden ihre Leser nicht bloß angenehm unterhalten, sondern auch gar manchen guten Gedanken in ihnen anregen. Eine Bandausgabe, welche die ersten 10 Hefte in einem hübschen Ganzleinenbande zusammenfaßt, macht die Sammlung auch als Weihnachtsgeschenk sehr geeignet. Gar viele, die über keinen besonders gefüllten Geldbeutel verfügen, werden sehr gerne nach diesem Buche greifen, das trotz seiner 670 Seiten bloß Mk. 2.50 kostet.

Ein weiteres sehr beachtenswertes Unternehmen ist die apologetische Bibliothek, welche der gleiche Verlag unter dem Namen „Glaube und Wissen" herausgibt. Bisher erschienen 3 Bände: „Die Beichte, ihr Recht und ihre Geschichte" von Dr. P. A. Kirsch, „Die hl. Kommunion in Glauben und Leben der christlichen Vergangenheit" von Dr. Hoffmann, und „Kann ein denkender Mensch noch an die Gottheit Christi glauben?" von Leonhard Selzle. Um auch auf diesem Gebiete nur gutes zu leisten, hat der Verlag seinerzeit ein Preisausschreiben von 5000 Mk. für die besten apologetischen Arbeiten erlassen. Die ersten Resultate liegen hier vor, und man muß sagen: die Verfasser haben ihre Aufgabe trefflich gelöst. Das Unternehmen will das ganze Gebiet der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in solchen Einzelbändchen in zwangloser Reihenfolge aber nach einem bestimmten Plane behandeln. Hervorragende Mitarbeiter haben für die nächste Zeit Arbeiten in Aussicht gestellt, so P. Wasmann über naturwissenschaftliche, P. Pesch über soziale, Dr. Paulus über reformationsgeschichtliche Fragen, Dr. Pichler über Toleranz, Dr. Heiner über Jesuitismus, Dr. Huppert über Kunst und Moral usw. Auch hier ermöglicht der billige Preis von nur 30 Pfg. für das Bändchen von rund 130—140 Seiten die weiteste Verbreitung.

Nur kurz seien aus dem gleichen Verlage noch die Predigten des verstorbenen Münchener Stadtpfarrers Adalbert Huhn über das Gebet: „Seele Christi, heilige mich!" erwähnt, die es innerhalb Jahresfrist schon zur dritten Auflage gebracht haben und die nicht bloß für den zahlreichen Bekanntenkreis des Verstorbenen, sondern auch für alle Freunde geistreicher Predigtweise von hohem Interesse sind.

Aus dem Verlage von B. Wehberg in Osnabrück möchten wir auf die im Verhältnis zu anderen Verlagen billigeren Ausgaben der Romane und Novellen von H. Sienkiewicz hinweisen. Von „Quo vadis" kosten beide Bände zusammen gebd. nur Mk. 4.—, die „Kreuzritter", 2 Bde., gebd. Mk 6.— und die „Novellen" gebd. Mk. 2.50.

Von Adalbert Stifters Werken sei die Auswahl aus seinen nachgelassenen „Erzählungen" (gebd. 2 Mk.—) erwähnt. A. Stifter ist jener feinsinnige Naturschilderer, den der Literaturhistoriker Barthel „einen der reinsten und jungfräulichsten Dichter Deutschlands" nennt.

In demselben Verlage hat Domvikar Rhotert P. M. von Cochems „Leben und Leiden Jesu und Marias" neu herausgegeben, ein Buch, in welchem zum ersten Male das öffentliche Leben Jesu in Cochems Geiste ausführlich behandelt ist; ferner gab Domvikar Rhotert neu heraus Cochems „Erklärung des hl. Meßopfers" (gebd. Mk. 1.50) und Rippels „Schönheit der katholischen Kirche" (gebd. Mk. 1.50), worin auch die Erklärung der Herz Jesu-Litanei enthalten ist.

⁂

Höhenluft. Ausgewählte Gedichte von Leo van Heemstede. Salonband Mk. 5.—. Heiligenstadt, Cordier. Kräftige, reine und stärkende Höhenluft ist es, die uns aus dieser edlen Poesie des erfahrenen Meisters entgegenströmt. Sie stammt ja aus einer ebenso idealen als praktisch christlichen Lebensanschauung. H. K.

Das **Katholische Verlags-Institut in München**, Waltherstr. 22, versendet „Rom in 50 Bildern mit Text" als Ansichtskarten in Lichtdruck auf Karton. Diese Serie ausgewählter Rombilder ist von Papst Pius X. und einer größeren Anzahl von Kirchenfürsten warm empfohlen. Jedem Rompilger dürfte sie zur lieben Erinnerung gereichen und vielen zugleich sehr praktisch als auserlesenes Ansichtskartenmaterial dienen. Im gleichen Institut ist zu beziehen der Baronin Charlotte von Wechmar „Andachtsbüchlein zu Ehren der Schmerzhaften Muttergottes auf Monte Calvaria" zu Jerusalem. Das herzlichfromme Büchlein verdient die weiteste Verbreitung. H. K.

Sexualpädagogische Literatur. Die Schriftstellerei auf diesem Gebiet scheint rentabel zu sein. Kurz nacheinander sind erschienen: „Die Sexualfrage in der Erziehung des Kindes" von Eckstein, „Keine Storchgeschichten mehr" von Busch und „Mutter und Kind, wie man heikle Gegenstände mit Kindern behandeln kann" von Nelly. Alle drei Schriften machen für so extremes Vorgehen in der „Aufklärung" Propaganda, wie wir es bei Dr. Siebert verurteilten. Weit sorgfältiger ist die Frage in Dr. Stickers „Gesundheit und Erziehung" (Ricker, Gießen) behandelt, obwohl der erfahrene Arzt, der hier das Wort ergreift, noch dazu zu einem bedeutend älteren Publikum reden will als Dr. Siebert, zu denen, „die aus der Schule und dem Elternhaus in das freiere Leben treten". Unter all den stürmischen Rufen nach „Aufklärung" ist es eine ganze Erquickung, einen Arzt auch einmal energisch warnen zu hören vor den Schäden einer zu frühen geschlechtlichen Belehrung. In Nr. 7 der „Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege" schrieb Dr. med. Flachs: „Wir Aerzte, welche die Erscheinungen des Geschlechtstriebes in allen seinen Formen und Abstufungen kennen zu lernen Gelegenheit haben, wir können nicht glauben, daß mit solchen (geschlechtlich belehrenden) Ansprachen die Gefahren, denen die heranwachsende Schuljugend ausgesetzt ist, gebannt seien, ja wir fürchten, daß diese kollektive Form der Aufklärung sehr oft nur Schaden bringen könne" Dr. F. verweist dann darauf, wie an ganz anderen Stellen eingesetzt werden müsse, wenn man die Jugend nach dieser Richtung schützen wolle. Er nennt: strenges moralisches Beispiel der Eltern, Sorgfalt bei Auswahl der Kameraden, Dienstboten ꝛc., reine Lektüre, Aufhebung des „Schaufensterunfuges", geregelte körperliche und geistige Beschäftigung. Diese wohlbegründeten Darlegungen konnten auch Frl. Dr. med. Oppler in einigen Aussetzungen an Dr. Flachs' Urteil in Nr. 8 derselben Zeitschrift und Prof. Dr. Cohn, Breslau, durch Zustimmung zu der Kritik des Frl. Oppler in Nr. 519 (vom 4. Nov.) des „Tag" nicht abschwächen. Wie weit aber die Verwirrung in dieser Frage schon vorgeschritten ist, zeigt das neueste Bilderbuch, Dehmels „Buntscheck", das in „Singinens Geschichten" (S. 44) die Kleinen über die geschlechtlichen Dinge belehren will. Welche literarische Blüten der mit weisester Sorgfalt zu behandelnde Gedanke der „Aufklärung" wohl noch treiben wird? Weigl.

Es ist wohl heutzutage allgemein anerkannt, daß der Honig wegen seiner leichten Verdaulichkeit, da er fast ohne Rückstand sofort ins Blut übergeht, und wegen seines hohen, für Wachstum und Kraftentwickelung so notwendigen Zuckergehaltes zu den vorzüglichsten Nahrungsmitteln für Gesunde und Kranke und besonders für Kinder gehört. Dies gilt aber nur vom naturreinen Bienenhonig. Darum ist es von größter Wichtigkeit, sich beim Einkauf dorthin zu wenden, wo diese Sicherheit geboten wird. Seit Jahren erfreut sich mit Recht der von staatlich unterstützten Genossenschaften gelieferte Eifelhonig (siehe Annonce) immer größerer Beliebtheit. Durch Bezug von solchem Honig bleibt der Käufer bewahrt vor wertlosen Fälschungen. K.





Weihnachtsnovität!

Fritz Reuter! Hochdeutsch!

Neu! Neu!

Fritz Reuter, Ut mine Stromtid Hochdeutsch

von

O. Heidmüller.

In eleg. Orig.-Einbd. 5 Mk.

☛ Wahrung der Eigenart des Dichters.
☛ Der erzählende Text ist hochdeutsch.
☛ Die Dialoge der plattdeutschen Original-Figuren jedoch bleiben unberührt.

Durch alle Buchhandlungen.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto, Wismar i. Mckl.

Der diesjährige

Literarische Jahresbericht und Weihnachts-Katalog

für gebildete kathol. Kreise gelangte Ende November zur Ausgabe. — 108 Seiten, gr. 8°, mit zahlreichen Illustrationen umfassend, bringt derselbe diesmal etwa 200 eingehende Referate über diesjährige Neuigkeiten, sowie Portrait und Biographie der kürzlich vielgenannten Freiin Enrica v. Handel-Mazzetti. Der stattliche Katalog ist gegen geringe Porto- und Expeditionsvergütung (20 Pfg.-Marke) zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder auch direkt vom Verleger und Herausgeber

Heinrich Schöningh,
Münster i. Westf.

G. Harslem, München,
Bayerstraße 8/II. — Telefon **10229.**
Filialen: **Kufstein** und **Salzburg.**
Gr. silb. Jubiläumsmed. 1903 verl. v. Papst Leo XIII.

Infolge des so großen Lagerbestandes von **Kirchenparamenten** aller **Stilarten** und **Farben** von der einfachsten bis zur prachtvollsten, künstlerischen Ausführung gewähre ich **hohen Rabatt** nebst bedeutender Preisermäßigung.

Kunststickerei, Kirchenparamente, Kirchen- u. Vereinsfahnen en gros en detail.

Größtes Lager in **Gold-, Silber- und Seiden-Brokaten, Damaste, Samte, Teppiche, Spitzen, Fransen u. Borten** ꝛc.

Solide und billige Ausführung von **Vereinsfahnen, Bänder, Schärpen, Vereinszeichen, Nadeln** ꝛc. ꝛc.

Auswahlsendungen hin und retour franko.

Vornehmes Geschenkwerk für Kunstfreunde.

Allgemeine Kunstgeschichte.

Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der Geschichte — Technik — Aesthetik.

Von

Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B., Prof. der Aesthetik.

Ca. 40 Lieferungen in Lex.-Oktav à Mk. 3.—.

Mit ungefähr 4000 Illustrationen, worunter über 240 ein- und zweiseitige artistische Beilagen in Typographie, Lithographie, Lichtdruck und reicher polychromer Ausführung.

Soeben ist die 36. Lieferung erschienen.

Indem wir uns auf unsere wiederholten Besprechungen dieses großen Werkes beziehen, wiederholen wir heute nur in Kürze, daß es durch den außerordentlichen Reichtum und die Vielseitigkeit seines textlichen wie illustrativen Inhalts, durch die Strenge der Disposition und die Klarheit der Darstellung eine eigene hervorragende Stellung unter den deutschen Darstellungen der Kunstgeschichte einnimmt. . . . Vollendet wird Kuhns Kunstgeschichte eine wahrhaft imponierende Leistung sein, und der Zeitpunkt der Vollendung scheint ja jetzt glücklicherweise nicht mehr fern. „Breslauer Zeitung", Breslau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie von der

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.G. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Martinstr. 20.

WIESAU 520 Meter über dem Meer **Stahl- und Moor-Bad König Otto-Bad** im Bayerischen Fichtelgebirge. Altbewährt b. Blutarmut, Frauenleiden, Nervenkrankheit, Ischias, Gicht, Rheumatism. etc. Saison ab 1. Mai. — Vers. — Prosp. kostenl. Dr. Becker.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek.

1. **Der Weltbau und sein Meister.** Von **Jos. Rießen.** Mit 11 Illustr. Brosch. M. 1.50, in eleg. Original-Leinwandband M. 2.—.
2. **Im Reiche der Blumen.** Von **Jos. Rießen.** Mit 30 Illustrationen. Brosch. M. 2.—, in eleg. Original-Leinwandband M. 2.50.
3. **Treue Freunde in Haus und Hof.** Von **Heinr. Bals.** Mit 19 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
4. **Kunsthandwerker im Tierreich.** Von **Jos. Rießen.** Mit 38 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
5. **Lustige Musikanten in Feld und Wald.** Unsere Singvögel in Wort und Bild. Von **Heinr. Bals.** Mit 17 Illustr. Broschiert M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
6. **Im Telegraphen- und Telephonbureau.** Von **Wilh. Engeln.** Mit 20 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwandband M. 1.70.
7. **Wetterpropheten.** Von **Johann Bendel.** Mit 29 Illustr. 166 S. Broschiert M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
8. **Staatswesen und Staatsleben im Tierreiche.** Von **Heinr. Bals.** Mit 18 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwandband M. 1.70.
9. **Vogelwanderleben.** Von **Johann Bendel.** Mit 14 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
10. **Wanderungen der Pflanzen.** Von **Frz. Reureuter.** Mit 45 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
11. **Blumenlese aus meinem Biologischen Herbar.** Von **Jos. Rießen.** Mit 30 Illustr. Brosch. M. 2.—, in eleg. Orig.-Leinwandband M. 2.50.
12. **Krieg und Frieden im Tierreiche.** Von **Heinr. Bals.** Mit 14 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
13. **Unsere Nahrungsmittel vor Gericht.** Von **W. Dierks.** Mit 22 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwandband M. 1.70.
14. **Aus dem Wunderreiche der Elektrizität.** Von **Wilhelm Engeln.** Mit 20 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwandband M. 1.70.
15. **Vogelpolizei.** Von **Johann Bendel.** Mit 25 Illustr. Broschiert M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
16. **In der Heuernte.** Von **J. A. Ulsamer.** Mit 32 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.

Weitere Bändchen sind in Vorbereitung.

☛ **Ausführliche illustrierte Prospekte über die allseitig mit großem Beifall aufgenommene „Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek" sendet die Verlagsanstalt auf Verlangen gratis und franko.** ☚

☛ Als hervorragendes Weihnachtsgeschenk ☚

für Mädchen und Knaben im Alter von 9 Jahren aufwärts eignen sich ganz besonders unsere

Efeuranken,

die schönste und billigste, reich illustrierte katholische Jugendzeitschrift, eine sittlich einwandfreie, formvollendete Unterhaltungs- und Bildungslektüre. Dieselben enthalten in buntem Wechsel größere und kleinere Erzählungen, apologetische Aufsätze zur Belehrung und Verteidigung unserer Religion, Geschichtliches, Geographisches, Gedichte, Musikalisches und Dramatisches, Spiele, Kunststücke, Rätsel und Scherze. Die besten Schriftstellernamen begegnen sich darin.

Jeder der bis jetzt erschienenen 14 Jahrgänge bildet einen für sich abgeschlossenen Band, ist einzeln käuflich und kostet in **hochelegantem Original-Prachteinband nur Mk. 4.80.** — **Der Abonnementspreis** für jährlich 12 Hefte à 32 Seiten, Format 19×27 cm, **beträgt nur Mk. 3.60.**





Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau.

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850. Inserate: 50 Pf. die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 39. München, 25. Dezember 1904. I. Jahrgang.

Der Mensch denkt und Gott lenkt! Ich trug mich mit der bestimmten Absicht, vor dem Jahresschluß an dieser Stelle über den bisherigen Lebensweg der „Allgemeinen Rundschau" nachprüfenden Rückblick zu halten und an der Hand von Winken und Ratschlägen wohlmeinender Freunde vorausschauend einzelne Richtlinien noch fester zu markieren. Die Vorsehung wollte es anders. Eine schwere Lungenentzündung (Influenza) hat mich seit dem 9. Dezember aufs Krankenlager geworfen, das ich, obgleich die Krankheit bisher einen durchaus normalen Verlauf nahm und nach dem Urteil der Aerzte keine Lebensgefahr besteht, sobald nicht wieder werde verlassen können.

Es drängt mich indessen, dem sehr verehrlichen Leserkreise und den vielen Freunden und Mitarbeitern der „Allgemeinen Rundschau" in der vorliegenden letzten Nummer des I. Jahrganges für die wohlwollende Sympathie, mit der man mir von allen Seiten entgegenkam, herzlichsten und innigsten Dank auszusprechen. Dieser Dank sei ganz besonders auch den Kollegen der katholischen Presse in allen deutschredenden Ländern gewidmet, denn ohne ihre vorurteilsfreie und uneigennützige Unterstützung würde die „Allgemeine Rundschau" den Erfolg nicht gehabt haben, den sie tatsächlich nach nur 9monatigem Bestehen verzeichnen kann.

Ich darf mit großer Befriedigung auf das Erreichte zurückschauen und hoffe zuversichtlich, daß der fortschreitende äußere und moralische Erfolg auch die gewaltigen materiellen Opfer, welche durch eine fortgesetzte, intensive Propaganda größeren Stiles nötig waren, ausgleichen wird.

Es sind mir noch in den allerjüngsten Tagen von Männern der verschiedensten Lebensstellungen, bis zu Angehörigen regierender Fürstenhäuser hinauf, und auch von Leuten, welche weder in der konfessionellen Ueberzeugung noch in den politischen Ansichten mit mir einig sind, schmeichelhafte Anerkennungen zuteil geworden. Wenn ich auch manchen Ueberschwang des Lobes im Bewußtsein der noch vorhandenen Lücken und Unvollkommenheiten ablehnen muß, so war und ist mir der fortgesetzt äußerst lebhafte Kontakt zwischen dem Leserkreise und dem Herausgeber immerhin ein ermutigender Beweis dafür, daß ich auf dem rechten Weg bin, und daß mein guter Wille, die Interessen der Religion und des Vaterlandes, der monarchischen Ordnung, des konfessionellen Friedens hochzuhalten und stets mehr das zu betonen, was die Gutgesinnten eint, und nicht das, was sie trennt und zurückstößt, gerne anerkannt wird.

Das pünktliche Erscheinen der „Allgemeinen Rundschau" erleidet während meiner Krankheit nicht die geringste Störung. Die nächsten Nummern werden bereits vorbereitet; dienstwillige Angehörige und gute Freunde stehen mir treu zur Seite.

München, den 19. Dezember 1904.

Dr. Armin Kausen.

Aus dem Inhalt der Neujahrsnummer

(No. 1 des II. Jahrganges):

Hofrat Prof. Dr. Hans Reidelbach: Zum 60. Geburtstag Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern.

Fritz Nienkemper: Jahresschau.

Reichs- und Landtagsabgeordneter Dr. Pichler: Bayern an der Jahreswende.

M. Herbert: Das Lied von Gott. Eine Silvesterskizze.

Dr. L. Pfleger: Der Mann mit der eisernen Maske.

Dr. J. Chr. Huck: Lebenstragik und Glaubensidealismus. (Ein Gespräch über Michelangelo.)

Weihnachtgruß.

Von

Dr. Vögele, Schönthal.

Wenn der Tag vorüber ist, spricht die Nacht zu uns eine geheimnisvolle Sprache. Wir meinen: nur der Tag mit seinem Sonnenglanz und seiner Farbenschöne sei hell und lichtvoll; aber in Tat und Wahrheit zeigt uns die Nacht nicht bloß eine Sonne, sondern Tausende von Sonnen, Millionen von Sternen, ganze Sonnensysteme, Sternenstraßen und Lichtermeere.

Die schönste und geheimnisvollste Nacht unter allen Nächten ist die geweihte, die hochheilige Nacht. Sie zeigt uns, enthüllt uns die strahlendste Sonne, das glänzendste Himmelslicht: das Christkind, den König der Sterne, den Mittelpunkt aller Sonnen, den Gott der Liebe.

O du hochheiliges, göttliches Kind! O du bitterarmes und doch so reiches Kind! Dein elendes Stroh und deine harte Krippe im Stalle zu Bethlehem haben der Welt mehr Freuden gebracht, mehr Schätze erschlossen als alle Gold- und Silberbergwerke, als alle Diamantgruben der Erde, als alle Herrlichkeiten der sogenannten Kultur!

Wer dich, o göttliches Kind, liebt und anbetet, ist selig und reich, trüg er auch nur ein Bettlergewand. Wer dich nicht liebt, an dir gleichgültig oder kalt vorübergeht, ist arm und bedauernswert, selbst wenn eine Königs- oder Kaiserkrone auf seinem Haupte säße.

Es stand einst ein gewaltiger Kaiser in den Tuilerien von Paris an der goldenen Wiege seines einzigen Kindes. Es war Weihnacht 1811. Alle Glocken der Großstadt jubelten und sangen in mächtigen Akkorden die heilige Nacht ein, die frohe Geburtsstunde des Königs aller Könige. Der Kaiser, der stolze Feldherr, der Sieger in hundert Schlachten, hörte nicht auf den Glockenklang, achtete nicht auf das göttliche Kind, wollte nicht huldigen dem Friedensfürsten. Er träumte nur davon, wie er seinem in der Wiege ruhenden Kinde den ganzen Erdball in die kleinen Hände legen könnte. So träumte der stolze Napoleon I. Aber der Menschen Gedanken sind nicht Gottes Gedanken.

Wie arm ist dieser reiche, gewaltige Kaiser gar schnell geworden! Wie bald ist dieser gottlos stolzen Weihnacht von 1811 die eisige, schmähliche Verfolgungsnacht in Rußlands Steppen (1812) gefolgt! Wie schnell ist er um Heer und Kaiserthron, um Schloß und Vaterland gekommen! Wie ein armer Bettler ist dieser stolze Kaiser auf einsamer Insel in Verbannung gestorben! Der Sohn, dem der übermütige Vater den Erdball schon in die Wiege geträumt und versprochen, siechte, fern von der Heimat, krank und blaß an der Schwindsucht im Park von Schönbrunn dahin! —

Wie arm war Franziskus, der Bettelmönch von Assisi! Er hatte nichts als ein Büßergewand und eine kleine Zelle, und die waren nicht sein Eigentum. Und doch wie reich warst du heiliger „Bräutigam der Armut" dadurch, daß du so fromm, so schön Weihnacht zu feiern verstandest! Wie

strahlte dein gottverklärtes, liebetrunkenes Auge, wie rannen dir kindlich-fromme, selige Freudentränen über die aszetischen Wangen deines in himmlischer Unschuld leuchtenden Hauptes! O du bettelarmer Franziskus! Wie warst du so selig, so überreich inmitten deiner Armut durch deine übersprudelnde Gottes- und Nächstenliebe! Du hast vom armen aber göttlichen Kinde die größte und schönste Kunst gelernt, inmitten der Armut reich zu sein, selbstlos zu lieben und freudig zu leiden!

Dem stolzen aber unglücklichen Napoleon gleicht unsere moderne Menschheit in etwas. Sie ist stolz auf unsere Erfindungen, stolz auf die Schätze und Herrlichkeiten unserer Kultur und geht vielfach kalt und gleichgültig an Christus und seiner Kirche vorüber. Aber darum fühlt sie sich trotz der reichen Kultur vielfach so arm und unzufrieden. Es wundert uns nicht, wenn die Menschen, die im Kindlein von Bethlehem das göttliche Kind nicht sehen, nicht grüßen, nicht anbeten, kalt egoistisch, gemüts- und liebearm und darum innerlich nicht reich, nicht selig sind.

Auch der talentvollste und reichste Geist wird arm und düster, wenn der Sonnenschein des Glaubens und der christlichen Liebe ihn nicht mehr durchleuchtet, sein Herz nicht erwärmt. Wie schrecklich arm ist der geistreiche Nietzsche mit seinem Unglauben und Antichristentum geworden! In seinem schwermütigen Buche („Menschliches, Allzumenschliches") redet er von den „Frösten und Aengsten der Vereinsamung". Immer dunkler und dunkler wurde es in seinem Geiste, je mehr er sich von der Geistersonne Jesus Christus entfernt hatte, bis er zuletzt in die eisige Polarnacht völliger Geistesumnachtung versank.

Wie reich und glücklich sind alle, denen noch der Stern von Bethlehem leuchtet, die im Christkind das göttliche Kind sehen, grüßen, lieben und anbeten! Das göttliche Kind ist mitten in der Nacht modernen Un- und Schwachglaubens uns Licht und Sonne, Mittelpunkt des Glaubens und der Liebe.

Weihnachtszeit.

Nun sei gegrüßt uns wieder,
O heil'ge Weihnachtszeit,
Wie steigst du tröstend nieder
Durch Nacht und Einsamkeit. —

Hell durch das Tal der Schmerzen
Die Hirtenlieder weh'n,
Und durch den Kampf der Herzen
Die Friedensengel geh'n.

Die Welt, sie stellt ihr Hasten
Und ihre Unruh ein,
Einmal im Jahre rasten
Will sie und stille sein.

Will ihre Schätze tauschen
Um jauchzendes Kinderglück,
Will deinen Glocken lauschen
Mit traumverlor'nem Blick.

Kein Wünschen, kein Verlangen,
Sie betet schweigend an:
Es hält sie süß gefangen
Dein holder Zauberbann.

Zum Himmel ist geschlungen
Von ihr ein leuchtend Band,
Vom Gloria umklungen
Knüpft's eines Knäbleins Hand.

O heil'ges Lied der Lieder,
Lieb', wie der Himmel weit! —
Gegrüßet seist du wieder,
Du selige Weihnachtszeit!

Linz a. D. — Anna Esser.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die katholischen Parteien im Ausland.

Auf die eigenen Füße sich stellen und mit den eigenen Händen kräftig und frei schaffen — das sieht wie ein Gemeinplatz aus und klingt wie eine spießbürgerliche Selbstverständlichkeit. Im politischen Treiben dauert es oft lange, bis man diese ersten Sprossen der Weisheitsleiter zu erklimmen versteht. „Germania docet", sagte Kardinal Ferrari in Köln. Was das katholische Deutschland aus dem Hefte seiner Erfahrung und seiner Erfolge dozieren kann, ist im Grunde nur das Abc der praktischen Politik; aber im lernbegierigen Auslande erregen diese Anfangsgründe vielfach Staunen und glücklicherweise auch mehrfach den Eifer zur Nachahmung.

In Frankreich haben wir zu gleicher Zeit zwei Erscheinungen, die in dieses Kapitel gehören. Zunächst ist unter Leitung des tüchtigen Piou in Paris ein katholischer Kongreß abgehalten worden, der zwar noch nicht an Umfang, aber an Tendenz und Methode eine Nacheiferung der deutschen Katholikentage darstellt. Als Action libérale populaire soll eine echte und rechte katholische Volkspartei begründet werden, die nicht politischen Abenteuern nachjagen, sondern schöpferische Arbeit leisten will, namentlich auf sozialem Gebiete. Während so der rechte Weg beschritten wird, der langsam und mühselig, aber sicher zum Ziele führen muß, gibt der Fall Syveton ein abschreckendes Exempel für alle diejenigen, die noch etwa in der alten Methode des Anklammerns an fremde Rockschöße befangen sind. Der nationalistische Raufbold, der dem Kriegsminister André statt der moralischen eine körperliche Züchtigung verabreicht hatte, fand auch bei einem Teil der Katholiken Beifall. Sein plötzlicher Tod sollte von den nationalistischen Agitatoren als scharfe Waffe gegen die Regierung und den Block benutzt werden, indem man den rätselhaften Fall als Mordtat der Freimaurerei hinstellte. Die nüchterne Erwägung, daß die Freimaurerei übermäßig dumm sein müßte, wenn sie wegen dieser Persönlichkeit sich in die Gefahr einer Blutschuld stürze, blieb leider auch bei manchen Gutgesinnten aus. Nun kam die fatale Enthüllung, daß in der Familie Syveton entsetzliche Zustände herrschen, die einen Selbstmord wohl begreiflich machen. Der Mann soll sich in der scheußlichsten Weise gegen seine Stieftochter vergangen haben; von seinen Freunden kann der Familienskandal selbst nicht geleugnet, sondern nur geltend gemacht werden, daß der Verstorbene das frevelhafte Attentat nicht begangen, aber von der hysterischen Stieftochter und von einem Teil der Angehörigen desselben hartnäckig beschuldigt worden sei. Auch wenn man die letztere Version annimmt, ist der nationalistische Vorstoß gegen die Regierung und den Block in eine traurige Blamage ausgelaufen. Auf jeden Fall scheint Selbstmord vorzuliegen. Auch Boulanger, der große Pappenheld, auf den ein Teil der französischen Katholiken so leichtfertige Hoffnungen gesetzt hatte, starb durch Selbstmord — sogar auf dem Grabe seiner Konkubine. Henry, die Stütze der Dreyfus-Ankläger, schnitt sich nach Aufdeckung seiner „patriotischen" Fälschungen den Hals durch, und es ist eine traurige Tatsache, daß auch Katholiken, die im Dreyfushaß verblendet waren, sich an der Subskription zugunsten der Hinterbliebenen beteiligten. Und nun die Familientragödie Syveton zur Beleuchtung der nationalistischen Kämpfe für Tugend und Ordnung! Von der weniger dunklen Schattenseite der Déroulède, Drumont ꝛc., die auch gelegentlich mit katholischen Sympathien und Hoffnungen beehrt wurden, braucht man nicht erst zu reden. Die großen Aergernisse predigen doch schon hinreichend deutlich die Lehre: Sucht um Heil nicht bei zweifelhaften Persönlichkeiten und nicht bei zweifelhaften Parteien, laßt euch nicht aus blindem Haß oder aus Gier nach Augenblickserfolgen in politische Abenteuer verstricken, für die schließlich die Kirche und das katholische Volk die Kosten bezahlen müssen. Selbst ist der Mann!

Ob die wiederholte bittere Erfahrung hinreichen wird, um die Gesamtheit der kirchlich gesinnten Katholiken Frankreichs von der Sucht nach fremden Rockschößen und nach grundstürzenden Ueberraschungen abzubringen und zur geduldigen Arbeit — nur in der eigenen Partei zu begeistern, bleibt abzuwarten. Ein hoffnungsvoller Ansatz ist ja in der Action populaire da, und man möchte fast wünschen, daß der brutale Combes noch so lange am Ruder blieb, bis ein französisches Zentrum unter seinen Hammerschlägen geschmiedet ist. Inzwischen sehen wir in Ungarn bei der dortigen katholischen Volkspartei einen Rückfall in der gefährlichen Bündnis- und Abenteuer-Sucht, während erfreulicherweise in Italien sich im Geiste Pious, wenn auch in den gebotenen anderen Formen, die Gründung einer eigenen katholischen Volkspartei anbahnt.

In Ungarn ist die Obstruktion in unparlamentarischen Aufruhr ausgeartet; die Minderheit der solidarisch verbundenen Oppositionspartei ist in geschlossenen Kolonnen in das Parlamentsgebäude gestürmt, hat die Dienerschaft im Sitzungssaale zu Boden geschlagen, die Präsidenten- und Ministertribüne erobert und dort vandalisch gehaust. Wahrlich kein erhebendes Schauspiel; aber verblüffend und bestürzend wirkt es, wenn man das Gros der katholischen Volkspartei, ja sogar katholische Geistliche bei solchen Heldentaten beteiligt sieht. Den genius loci wollen wir gern nach Kräften respektieren und in unserem Urteil über Handlungen, die einem fremdländischen Milieu entspringen, so vorsichtig als möglich sein. Auch soll keineswegs den dortigen Katholiken zugemutet werden, daß sie sich für den herrschenden Liberalismus und den kleinen Staatsstreich Tiszas ins Zeug legten. Aber wir können nicht glauben, daß sie in der Solidarität mit der gewalttätigen Linken, wozu auch die geschworenen Feinde der Dynastie gehören, am rechten Platze sind. Mit Recht ist schon in der katholischen Tagespresse die Frage aufgeworfen worden, ob nicht am Ende der Katholizismus die Zeche zu bezahlen haben könnte, wie ja auch in Frankreich der republikanische Block für die Abenteuer, an denen die französischen Katholiken nur teilweise und mittelbar beteiligt waren, seine Rache an der Kirche, an den katholischen Eltern und am ganzen katholischen Volke nimmt. Eine katholische Partei muß katholische Politik treiben; dazu gehört aber die Erstürmung von Parlamentsestraden und überhaupt die gewalttätige Verhinderung der parlamentarischen Arbeit nicht. Hätte die katholische Volkspartei in Ungarn eine Mittelstellung nach eigenen Grundsätzen im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit eingenommen, so wäre sie wahrscheinlich einig geblieben und hätte sich jedenfalls von Stockschlägen in der Zukunft besser gesichert als jetzt. In dieser Ansicht erschüttert uns auch nicht der Augenblickserfolg, daß von der liberalen Partei etliche abgefallen sind und Tisza zu dem verzweifelten Mittel der Kammerauflösung greifen muß. Der Politiker muß etwas weiter sehen als bis zur nächsten Hecke.

In Italien gibt es noch keine katholische Parlamentspartei, sondern nur erst embryonenhafte Ansätze dazu. Die Unsicherheit über den Zeitpunkt und das Maß der kirchlichen Autorisation der Wahlbeteiligung erschwert natürlich die Arbeit ebenso wie der alte Mangel an Eintracht, der eine Einengung der freien Laientätigkeit veranlaßt hatte. Trotz alledem sieht die dortige Bewegung recht hoffnungsvoll aus. Man hat eine sehr praktische Maßregel ergriffen, indem man die Katholiken aufgefordert hat, sich allgemein in die Wählerlisten eintragen zu lassen. Das greift nicht vor, aber es bereitet recht wirksam vor. Auf die Kulturkämpfer an beiden Seiten der Alpen hat es geradezu verblüffend gewirkt, daß bei der Feier des Immakulata-Jubiläums sich in Italien und ganz besonders in Rom, wo sonst die Kirchenfeinde so gern sich als Herren der Stadt aufspielen, so viel religiöse Begeisterung und kirchlicher Sinn kundgegeben hat. In der Tat, dort ist über Nacht überraschend viel Frühlingsgrün emporgeschossen. Hoffen wir, daß es wächst und gedeiht zu reicher Ernte, und daß namentlich der landesübliche Bruderzwist zwischen den Jungen und den bedächtigen Alten in der gemeinsamen praktischen Arbeit für die Wahlen und für die Parlamente überwunden wird. Freuen wir uns über jeden Fortschritt der katholischen Bewegung im Auslande und ziehen daraus die Nutzanwendung, daß Germania seine ganze Kraft einsetzen muß, um die anerkannte facultas docendi gegenüber dem gelehrigen Wettbewerb zu behaupten.

Der Reichstag vor den Ferien.

Die Adventsperiode des Reichstages hat mit etwas Disharmonie abgeschlossen. Die Regierung wünschte die Militärpensionsgesetze im Hurra-Tempo erledigt zu sehen und ihre alten Kartellparteien beantragten zu dem Zweck die Ueberweisung an eine besondere Kommission. Die Mehrheit aber stellte sich auf den Standpunkt: Keine neue dauernde Ausgabe ohne vorherige Kostendeckung! und verwies demgemäß die Vorlage an die Budgetkommission, deren Name dafür bürgt, daß die Deckungsfrage den gebührenden Platz bekomme. In der laufenden Woche soll die österreichische Handelsvertrags-Kommission in Berlin eintreffen: eine Nachricht, die auf einen hoffnungsvollen Verlauf der diplomatischen Verhandlungen schließen läßt. Wenn nun der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn Fleisch und Blut bekommen hat, so kann der Schatzsekretär einen Ueberschlag über den künftigen Ertrag der Zölle aufstellen, woraus sich dann die Höhe des Defizits und des Bedarfs an neuen Einnahmen ergibt. Der Reichstag fordert eigentlich nur für die neuen Ausgaben, die noch beschlossen werden sollen, sofortige Deckung. Der Schatzsekretär aber will aus seiner bisherigen Zurückhaltung gleich in das andere Extrem übergehen, indem er „umfassende" Finanzpläne in Aussicht stellt. Das wäre ja recht schön, wenn wir nur die Gewißheit hätten, daß über den Begriff der schwachen Schultern und starken Schultern Einklang herrschte zwischen Regierung und Zentrum. Wir fürchten aber, daß die Ostern- und Pfingstfreude unter der bisherigen Steuerfrage noch mehr zu leiden haben wird als jetzt die Weihnachtsstimmung.

Zum Ueberfluß gab ein Antrag noch Anlaß zu einem wirtschaftlich-sozialen Mißklang. Nachdem eine Anregung des Zentrums zur Verbesserung der Berggesetzgebung und der Fürsorge für die Bergarbeiter mit erfreulicher Einstimmigkeit erledigt war, wurde der nationalliberale Antrag, die Handwerksmeister in die Zwangsversicherung einzuschließen, zu einem Erisapfel. Das Zentrum mußte zum Maßhalten in dem sozialen Zwangsverfahren warnen, und Graf Posadowsky hatte gewiß auch recht, wenn er Deutschland nicht zu einem ausschließlichen Versicherungsstaat werden lassen wollte. Bedenklicher aber wurde die große Beredtsamkeit des Grafen Posadowsky, als er ein hohes Lied auf die Assoziation des Kapitals sang. Er will keine gewaltsame Unterdrückung der Kartelle, Trusts, Warenhäuser rc., sondern will das Heil des Mittelstandes suchen in höherer Bildung, innerer Konsolidation, kaufmännischer Geschicklichkeit und Ermöglichung besserer technischer Mittel (billige Betriebskraft, Maschinen rc). In dem positiven Teil beruft sich da der Minister mit dem Programm, das der Abg. Dr. Trimborn im preußischen Abgeordnetenhause so trefflich entwickelt hat. Aber weshalb die Abwehr der Ausschreitungen des kapitalistischen Systems so eifrig ablehnen? Die Staatsgewalt muß sich auf diesem Gebiet freie Zeit auch für Repressivmaßregeln wahren und angesichts der wichtigen Tatsachen, die zur Kartellgesetzgebung drängen, scheint uns Graf Posadowsky sein sonstiges Geschick verleugnet zu haben, als er in diesem kritischen Punkte sich die Hintertür nicht so weit als möglich offen hielt.

„Es ist ein Ros entsprungen".

Von

A. Hackemann.

In dieser sangesfreudigsten Zeit des Jahres, in der es durch alle Häuser singt und klingt, in immer neuen, unerschöpflichen Tönen die Weihnachtslust ausgesungen wird, Zeitungen, Bücher und selbst die trockenen Bücherkataloge sich durch Weihnachtsgedichte einen festlichen Charakter geben und die Schaufenster der Musikalienhandlungen eine einzige große Variation des Wortes Weihnacht darstellen, in dieser singenden Zeit kehre ich gern unter die alten Lieder zurück, mit denen Altdeutschland seine Christfeststimmung gesungen hat. Zu den Quellen des Stromes wandre ich gleichsam hinauf, der so erfrischend und belebend durch die Welt um uns strömt. Dann wird mir feierlich zu Mute, wenn ich sehe, wie so ein altes Lied ungetrübt durch die Jahrhunderte fließt, und bei mir bedenke, wie viel Fröhlichkeit junger und alter Menschen schon in seinen Tönen sich mag ausgesungen und wie viel Erquickung es mag schon gespendet haben. Wie ein alter, fester, unverwüstlicher Eichbaum stehen solche Gesänge der Vorzeit vor uns, immer wieder grün und frisch, vielleicht noch lange lebendig, wenn manche Blüte moderner Dichtung längst vergessen sein wird. Ihr kleinen Mägdlein, die ich alle Tage singen höre „Es ist ein Ros entsprungen", ihr ahnt nicht, daß Jahrhunderte über euch rauschen! Man hat unser deutsches Volk oft mit dem Christophorus der Sage verglichen. Der wollte seinen stolzen Nacken niemanden beugen, denn dem stärksten Herrn der Welt, gleichviel, ob es Gott oder Teufel wäre; ein Kind war es, ein wunderbares Kind, das ihn zuletzt, und unüberboten, unter seine Macht beugte und dem der trotzige Mann dann zeitlebens freudig diente. Kein Volk hat sich so grimmig, so trotzig gewehrt, das Joch des Knaben von Bethlehem zu tragen, aber keines hat ihn dann auch, als es innerlich bezwungen war, mit solcher Treue, mit solchem inneren Jubel des Gemüts getragen. Schlage ich die alten Liederbücher auf: wie fröhlich wird in immer neuen Tönen die Ehre des Kindes der Weihnacht und seiner jungfräulichen Mutter gesungen! Wie wird mit immer neuen Wendungen reflektierend oder naiv staunend, trocken oder tief poetisch das Geheimnis von Bethlehem gepriesen! Es ist ein Singen und Klingen um das Weihnachtsevangelium. Es rauscht nur so in den Dichtungen der Alten um das Christkind. Von jenen Zeiten an, in denen Otfried von Weißenburg sagte: „daz wir Kriste sungen in unsara zungen", beginnt es zu klingen. Und die Minnesängerzeit schlägt die zartesten Gemütstöne an. Herr Walther, der kein Träumer war, ruft sinnend in der Christnacht aus: „Daz ein maget ein kint gebar, here über aller engel schar, was daz nicht ein wunder gar?" Das namenlose Volkslied pries die „Zu der suzen (süßen) nacht, in der Jesus der lichte Tag von einer Rosen ane (ohne) Dorn so wundirlichen wart geborn", und die „libe Muter sin, die uns hat bracht ein Kindelin

so zart und auch so minniglich, daß nie ward geborn sin glich". Welch helle Christfreude tönt selbst aus der wunderlichen, halb gelehrten, halb naiven Mischpoesie des fünfzehnten Jahrhunderts: „In dulci jubilo, singet und sit vro! Aller unser wonne leit (liegt) in presepio, sy leuchtet vor die sonne matris in gremio. Qui alpha est et o!" Den alten ehrwürdigen Adventshymnus des Ambrosius Veni redemptor gentium wandelte Heinrich von Laufenberg in ein sinniges Lied um, worin es heißt:

„Us gat er von dem gaden sin
Und us der megde künglich schrin . . .
Sin Usgang van dem Vatter was
Sin Widergang in Vatters Schas (Schoß),
Sin Uslauf unz (bis) in Höllen Pful,
Sin Widerlauf zu Gottes Stul."

Sehr mannigfaltige Gemüter strömen sich aus. Das eine quillt im Ueberschwang seiner Empfindungen hervor in dem ergreifenden Gesang (des 15. Jahrhunderts): „Ein Kind geborn zu Bethlehem, des freuet sich Jerusalem. O Gott mein Lieb! O Gott mein Lieb! Wie kommstu so freundlich, o Gott du mein Lieb!" Ein anderes äußert sich in nüchterner, trockener, fast hausbackner Freude: „Tod, Teufel, Helle, die han den Sieg verlorn, das Kindlein thut sie fällen, nicht viel gilt jetzt ihr Zorn. Ihr Macht, die ist gekrenket, do ist kein Zweifel dran, das Kindlein thut sie fällen, das sei euch kund gethan!" Der Gedankenkreis oder Bilderkreis ist natürlich enggezogen. Nur selten wird über die Berichte der Heiligen Schrift hinausgegangen — bis auf die eine Ausnahme des Marienlebens. Die Hirten, die Engel, die Krippe mit der heiligen Familie und dem Zubehör und die heiligen drei Könige, das ist die uns wohlbekannte ganze Staffage. Am schlechtesten kommen noch die Hirten weg — um die naive Volkspoesie kennen zu lernen, die gerade diese Figuren so derb, so packend gestaltet hat, muß man die Weihnachtsspiele, nicht die Weihnachtslyrik studieren. Im Liede wird meist nur kurz ihre helle Freude erwähnt. „Da lit der fron (Herr) verwunden (gewickelt) schon (schön) im krippfelin. Sü lüffend hin und fundent in, von freud ir Herz wart springen." Lebendiger wird der himmlische Reigen der Engel gemalt, das „Gesind der hohen Engel kore (Chöre), singend von Schall hoch über all, daz es erklinget enbore", oder das „völkelin mit milder Sinnen Andächtigkeit" (Laufenberg) „in himmelschlichter Heidegrün". „Do stand der heilge Kor daby viel hoch uf Himmelszinnen und aller Engel Jerarchy (Hierachie): was Freud da sy das mag kein Herz besinnen." Ein zartes, malerisches Idyll entwickelt ein altes Volkslied mit den wenigen Worten, die etwas wie Fiesolestimmung atmen: „Da kamen dar der Engel Spiel und hatten Freud und Kurzweil viel." Burleske Lustigkeit sieht die Sache minder zart an: „Da tut es sich eröffnen, das himmlische Tor, da kugeln die Engel ganz hausenweis hervor" (in „Des Knaben Wunderhorn"). Wo aber das Weihnachtslied an die Krippe von Bethlehem tritt, da entwickelt es seine sinnigsten Töne. Da klingt es aus dem tiefsten Gemüt, was der alte Schwabe in einem Kindelwiegenlied des 14. Jahrhunderts (nach einem Augsburger Drucke) plaudert: „Unser Herz soll das Krippelein sein, darin legt Maria ihr Kindelein. . . Unsre Weisheit soll das Schlafhäuble sein, darmit deckt Maria ihr Kindelein. Unsre Armut soll das Strohsäcklein sein, darauff legt Maria ihr Kindelein. Unsre Dienmut soll das Spreusäcklein sein, darauff legt Maria ihr Kindelein. Unsre Trübsal soll das Windelein sein, darein wicklet Maria ihr Kindelein. Unsre Miltigkait soll das Hemmetlein sein, darein schläfft Marien ihr Kindelein. Unsre Rainigkait soll das Röcklein sein, darmit klaidet Maria ihr Kindelein" — so geht es unermüdlich weiter. Grobkörnig, aber gehaltvoll ist die Poesie des Liedes: „Ze Bethlehem ward Gott geborn ane (ohne) Haz (Haß) und one zorn. Ze Bethleheme daz geschach von Frost so leid Gott Ungemach. Ein Ochse tet im (tät ihm) Werme kund, und ein Esel, daz ist war: Do kust (küßt) Maria Gott an den Mund." Die eben genannte Staffage der Tiere wird selten vergessen. „Die tyerli ligenst vor dem Kind." Aber mit welcher Kraft der Empfindung oder der plastischen Anschauung wird das an sich unbedeutende Nebenwerk zu der Einheitlichkeit der Winterstimmung gezogen, wenn es in dem alten Andernacher Gesangbüchlein heißt: „Das Kind in der Krippen leit, sein Herz zwingt die kalte Zeit, da stund ein Esel und Rind und hauchten über Jesum, Mariä Kind" oder ähnlich, nur mehr reflektierend in einem zu Kloster Neuburg aufbewahrten Liede: „Da stuent ein Oesel und ein Rint, die atmizten (atmeten) uber das heilig Kind gar unverborgen. Der ain raines Hertz hat, der darf nit sorgen." Welche Stimmung liegt über dem kleinen Gemälde der paar Verse:

„Maria ward im Hertzen fro,
Sy nam daz Kind.
Du edler Ros von Jericho,
Kalt wägt (weht) der Wind.
Sy leit in ain krippelein
Den Fursten zart,
Den aller höchsten Fursten fin,
Jhn fror so hart."

Und wenn es in einem langen niederdeutschen Gesang „von der bort (Geburt) Christi" aus dem 14. Jahrhundert heißt: „Dat wedder was sur unde kolt, Dat armode was dar mannigfolt, Do lach Christus in siner moder schote (Schoße), he skelte (schüttelte) mit hande unde mit vote. . . . Her Joseph hatte sorge noch, sine Hosen, dat se ut toch (auszog), Maria nam de in ere hant, unse Heren se dar in want": so mag das für unser „ästhetisches" Ohr komisch klingen, es ist doch bitter ernst gemeint. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Rolle, die dem Vater Joseph im Weihnachtsliede wie im Weihnachtsspiele zugeteilt war, ziemlich kläglich ausfiel. Diesem Stillsten unter allen „Stillen im Lande" hat die Volksanschauung seine rührende Treue wenig gelohnt; es bedurfte der Maler, um sein Bild zu dem des ehrwürdigen Mannes zu verklären. In den alten Gesängen ist er nur der gutmütige Alte; sein Hauptgeschäft ist „Kindelwiegen". Bekannt ist ja das alte weitverbreitete Kindelwiegenlied — es mag seine fünfhundert Jahre alt sein:

„Joseph lieber Neffe min,
Hilf mir wiegen min Kindelin,
Daß Gott müsse dein Loner sin,
In Himmelreich,
Der Meyde (Maid) Kint Maria."

„Gerne, liebe Mume min,
Ich helf dir wiegen din Kindelin,
Daß Gott müsse min Loner sin,
In Himmelreich,
Der Meyde Kint Maria."

Maria! Wie anders entfaltet bei ihrem Namen das Lied seine Pracht! Die „Rose ane Dorn", die blühende Gerte aus Jesse, „süßer Mandelkern und lichter Morgenstern", sie wird in tausend und abertausend Gesängen und Liedlein gepriesen. Der Mariengrüße, Unserliebenfrauengrüße und Marienlieder ist kein Ende, weshalb Luther in den Tischreden, vielleicht nicht mit Unrecht, klagt: „Die liebe Mutter Gottes Maria hat viel schönern Gesang und mehr gehabt, denn ihr Kind Jesus". Unter den Minnesängern besonders hat einer den andern überboten. Schwärmerisch schwirrt es von überschwenglichen Attributen. „Milde Turteltube, entfließ uns, freie maget, uz allen sorgen." „Du Lilie weiß, du Ros in zartem Touwe (Tau)", „du Engel Wonne", „aller Sälden Ueberdach, und aller Tugent ein volles Vaz", „du süßer Traub von Cyperland", „du reiner Kle und werder Sunnenschin", „du Engelfrou, du zarter Balsamschrin", „des Himmels Arzenie", „du Apoteke rich". — Oft sind es zarte, sinnige Grüße an die jungfräuliche Königin. „Bis grüßet, zierde der Maglikait", oder Ave, gloriosa, Megede, Kuniginne, schone Himmelrose, Menschen Loserinne (Erlöserin), der Engel Kaiserinne", oder „Maria, Ros an allen Dorn, ob allen Frawen gar hoch geborn, Gott hat dich selber ouz erkorn: Behüet uns vor deines Kindes Zorn, daz sein Marter an uns nicht werd verlorn!" „Ach Keiserin gar stolze", singt Heinrich von Laufenberg, „der für mich hing am Holze, den bit mir gnedig sin!" Der Mystiker Tauber singt zu ihrem Lobe:

„Maria, du edler Rose,
Aller Sälden ein zwy,
Du schöner Zitenlose (Zeitlose),
Mach uns von Sünden fry.
Das Schifflein daz gat stille
Und bringt uns richen Last,
Der Segel ist die Minne,
Der hailig gaist der Mast."

Dieses Gleichnis vom Schifflein mit kostbarer Last kehrt oft wieder, besonders in Liedern aus mystischen Kreisen; wir müssen es uns hier versagen, seinen Quellen nachzugehen. Geschmackvoller ist wohl der andere Vergleich einer späteren, nachdenklichen Zeit, von dem Glase, das nicht versehrt wird, „dorch der Sünnen schynen". Aber wir wollen nicht auf diese Gedankengespinste eingehen. Reine Poesie, das ist bekannt, schuf die Lieder vom Englischen Gruß, da treten die biblischen Gestalten anschaulich und lebendig hervor. Mit lebhaftester Phantasie wird die reizvolle biblische Erzählung der Verkündigung sorgfältig ausgemalt, z. B. in dem Mariengruß einer Handschrift von Kolmar aus dem 14. Jahrhundert: „Gott sprach ze sinem Engel klar: Gabriel, nu hebe dich dar zu der keuschen Maget gut, — ze Gotte stund al irs Herzens Mut —, und frage sie, die edeln Zucht, Ob sie mich tragen welle gar, wirdegliche zeiner (zu einer) Frucht! — Gabriel des nicht enließ, swaz ihn der Himmelschepfer hiez. Er swanc sich zu der kiuschen san, er sprach: Gott grueß dich lobesam. Ich bins ein Bote zu dir gesant; ob du Gott tragen wellest, daz solt du mir tun hie bekant." Ganz reizend wird erst die keusche, fromme

Jungfrau geschildert, „verschlossen in einem Kämmerlein, sie las in einem Büchelein, wie die Propheten geschrieben han, daß sollt Mensch werden Gottes Sohn. Ein Jungfrau soll sein Mutter sein, daß thät die keusch Jungfrau erfreun. Ein Jungfrau soll Gotts Sohn gebärn! Wollt Gott, ich sollt ihr Dien'rin werd'n!" — Da kommt ihr die Botschaft, daß eben sie die Jungfrau sein soll, und ihr Herz wird schwer. Aber demütig gibt sie ihre Antwort, und der Engel schwingt sich auf zu Gott. „Sei willkommen, mein lieber Bot, die Botschaft hast du recht verricht, die Jungfrau ist zuwider nicht." Das ist gewiß zarte, reine Poesie, die niemanden, auch Evangelische nicht, verletzt. Lieblich und stimmungsvoll sind aber vor allem die Grüße und Gebete an „Marien Kind". „Wis gegrüßet, des höchsten Küniges Kind", beginnt eines dieser uralten Gebete. Und in allerlei Tönen wenden sich die Lieder an dieses Königskind, im ergreifendsten Ernste und im leichten Humor (der aber nie das Reich der Gemütstöne verläßt), jubelnd und betrübt, frohlockend und innig, männlich ernst und kindlich einfältig. Dem wunderbaren Kinde kehrt sich die Sehnsucht zu, die da singt: „Ein Blum steht auf der Heiden, es mag wohl Jesus sin; darumb trag ich groß Leiden, daß ich nit bei ihm bin;" und dann wieder die Demut des Herzens: „Und wer das Kindlein will kussen an seinen roten Mund, der soll beichten und büßen aus seines Herzens Grund, seine Sünden machen kund"; und ein andermal der herzliche Glaube: „Möcht ich das Kindlein küssen an sein lieblichen Mund! Und wär ich krank für gewisse, ich würd' davon gesund". Kindliche Zusprache ruft ihm gutherzig zu: „Sieh, Jesulein, sieh: Sankt Joseph ist hie; ich bleib auch hiebei: schlaf sicher und frei!" Ihm empfahlen auch in den „Kindessegen" die frommen Mütter ihre eigenen Kleinen: „Ach lieber Herre Jesu Christ, sid du ein Kind gewesen bist, so gib auch diesem Kindelin, die Gnad und auch den Segen din. Ach Jesus, Herre min, behüt diz Kindelin!" Ihm gelten die zahllosen zarten Wiegenlieder mit dem bekannten Schlummerruf „Saus", „Sausa Minne" oder „zuzenynno", der in Luthers Weihnachtslied als „Susaninne" wiederkehrt und den Erklärern so viel Kopfzerbrechen verursachte, ehe man diese alten Wiegenlieder kannte. Zuweilen wird die Dichtung auch hier steifbeinig, geschraubt und mit Reflexionen spielend, wenn der Gegensatz des armseligen Kindes und seiner ewigen Herrlichkeit die Gedanken beschäftigt. „Gott alt und greis liegt hie so nackend unde bloß in Kindes Weis." „Ein kleines Kind, das alle Welt auf seinem kleinen Finger hält." „Aelter, denn sein Mutter und alle Menschen sind"; oder wenn gar einer (in der Reformationszeit) deklamiert: „Der Vater dein nichts älter ist denn du, auch du nichts jünger bist. Eins Alters seid ihr alle beid, gleich Ehr, Gewalt und Herrlichkeit."

Das sind etliche Töne aus dem Singen und Klingen um das Christkind, wie es aus deutschen Herzen kam. Und nur deutsches Fühlen konnte das Weihnachtslied aller Weihnachtslieder erzeugen, aus deutscher Winterstimmung heraus so innig singen:

„Es ist ein Ros entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten sungen
Aus Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten in kaltem Winter,
Wol zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Darvon Isaias sagt,
Ist Maria die reine,
Die uns das Blümlein hat bracht:
Aus Gottes ewigem Rat
Hat sie ein Kindlein geboren
Und blieben ein reine Magd."

Ueber die Frauenfrage

wird im kommenden Jahre eine Reihe von Originalaufsätzen in der „Allg. Rundschau" erscheinen. An derselben werden namhafte Vertreterinnen der katholischen Frauenbewegung mitarbeiten. Für die nächste Zeit haben Beiträge zugesagt **Fräulein E. M. Hamann** in Gößweinstein und **Emy Gordon (Freiin von Beulwitz)** in Würzburg.

Rettende Stunde.

Weihnachtskizze von Ad. Jos. Cüppers.

Das dunkle Tor eines hohen, düstern Hauses öffnete und schloß sich wieder. Ein Mann war aus dem Hause getreten.

Er sah hinauf zu den kahlen Wänden, zu den lichtlosen, schwarzen Fenstern, zu dem Dache, auf dessen Rand ein heller Saum frischgefallenen Schnees lag, und ballte die Faust gegen das Haus. Dann wandte er sich mit langsamen Schritten in die Straßen hinein.

Es war noch ziemlich früh am nachmittag, aber ein grauer Himmel dunkelte über der großen Stadt, und in den Straßen brannten schon überall die Laternen. Ihr Schein fiel auf den Mann. Er war groß und schlank, trug abgenützte Kleider und einen alten breitrandigen Filzhut, den er tief in die Stirne gedrückt hatte. Sein bartloses Gesicht hatte einen trotzigen Zug, und seine Augen gingen unruhig umher.

Er trat auf den Steindamm, der an den Häusern vorbeilief. Die Schaufenster der Geschäfte waren hell erleuchtet und lockten den Blick auf die malerisch geordneten Waren hinter den blanken Scheiben. Es war ein Glänzen und Leuchten, daß der Mann gebannt stehen blieb. Rechts und links eilten Leute an ihm vorbei, er achtete ihrer nicht. Jetzt kam eine ältere Frau langsam heran; sie trug in der einen Hand einen schweren Korb und in der andern einen kleinen Tannenbaum. Die Zweige des Baumes streiften den Arm des Mannes, und ihr harziger Duft stieg ihm ins Gesicht. Er wandte sich um, sah der Frau nach und fuhr sich über die Stirne, als ob er sich jetzt erst darauf besinne, daß es „Heiliger Abend" war. Und doch hatte er in langen Nächten auf diesen Tag so oft gerechnet!

Er wanderte weiter, von einer Straße in die andere, und endlich stand er vor dem Bahnhof.

Er trat in die große Halle, schritt zu den Tafeln mit den Fahrplänen und blieb vor einer stehen. Sein Finger glitt suchend über einen Plan und blieb an einer Stelle haften.

8^{45}, murmelte er und blickte nach der Uhr über dem Portale. Es war noch nicht fünf.

Er verließ den Bahnhof wieder, schritt langsam über den mit Baumgruppen und beschneiten Beeten geschmückten Vorplatz und setzte sich auf eine Bank, die versteckt zwischen Strauchwerk stand. Aber kaum hatte er sich niedergelassen, da trat auch schon ein Schutzmann auf ihn zu.

„Was wollen Sie hier?"

Der Mann blickte auf, ein verächtliches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Nichts!" antwortete er.

„Haben Sie Papiere?"

Der Angeredete griff langsam in seinen schäbigen Rock und zog einen Zettel hervor.

Der Hüter der staatlichen Ordnung entfaltete ihn und las.

„Also aus dem Gefängnis entlassen! Dachte ich es mir doch. Was nun?"

„Ich warte auf meinen Zug."

„So, so, und der fährt?"

„8^{45}."

Der Polizist gab das Papier zurück und ging, aber er nahm sich vor, den Mann im Auge zu halten.

Er kam wirklich aus dem Gefängnis, und es war nicht das erstemal. Wer sich an fremdem Gut vergreift, der lernt es rasch kennen, besonders wenn er ein ungeschickter und kleiner Dieb ist, und der Mann kannte es. Das erstemal freilich war es ihm furchtbar gewesen, und er hatte sich geschworen: Niemals mehr! Aber als er dann seine Strafe verbüßt hatte, als er versuchte, ein anderer zu werden und um ehrliche Arbeit warb, da war die Strafe als scheuchendes Gespenst vor ihm hergegangen, und er kam zum andernmal ins Gefängnis. Das nächstemal gab es Zuchthaus, er wußte es. Und es würde kommen, er würde keinen Glauben und kein Erbarmen finden. O, er kannte die Barmherzigkeit der Menschen, und er haßte sie. Glänzende Feste für die Armen veranstalten, das konnten sie wohl, da gab es Ehren einzuheimsen, aber einem Gefallenen die Hand reichen, die fein beschuhte Hand, pfui, wer erniedrigt sich so?

Er hatte sich vorgenommen, nach seiner Entlassung noch einmal in die Heimat zurückzukehren, aber wie er nun darüber grübelte, was er beginnen sollte, wurde er schwankend. Wozu? fragte er sich. Es hat doch keinen Zweck. Besser wieder zurück ins Gefängnis, über eine zerbrochene Brücke führt kein Weg!

Und er stand auf und ging in die breite, lichtdurchflutete Straße, die vor ihm lag. Vor einem Fenster blieb er stehen. Schöne warme Kleider hingen darin, und bei ihrem Anblick fühlte

er erst, wie der Frost ihm durch die Glieder fuhr. Er brauchte nur einzutreten, ein Stück zu greifen, sich fassen zu lassen und —

Es zupfte ihm etwas am Rock.

Er wandte sich zur Seite und sah ein kleines, blasses Mädchen neben sich stehen. Es hob das tränenfeuchte Auge scheu und bittend zu dem Manne empor, und ein leises Schluchzen kam von den schmalen Lippen.

Der Mann wurde bewegt, er beugte sich herab und fragte leise: „Was möchtest du haben, liebes Kind?"

„Ach," schluchzte das Mädchen, „Mutter ist krank, und wir haben kein Brot und kein Feuer im Ofen."

Der Mann griff in die Taschen, zog Geld hervor, würfelte es in der Hand und drückte dem Kinde drei große Silberstücke verstohlen in das kleine Händchen.

„Da, Kleine", sagte er, „und bestell deiner Mutter einen schönen Gruß von einem, der auch weiß, was hungern heißt."

Das Mädchen sprang fröhlich davon, und der Mann wandte das Gesicht wieder dem Fenster zu. Es war ihm auf einmal warm und froh ums Herz, und er dachte nicht mehr ans Stehlen. Er hatte mit seinen Gefängnisgroschen etwas Gutes getan, andern eine Freude bereitet, das war ihm noch nicht vorgekommen, und seine Augen glänzten.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter.

Ein Herr, der eben in das Geschäft treten wollte, hatte den Vorgang beobachtet.

„Haben Sie Zeit, sich eine Mark zu verdienen?" fragte der Herr.

Vor einer Viertelstunde hätte er die Frage verneint, jetzt aber nickte er fast unbewußt und sagte: „Ich habe Zeit."

„So begleiten Sie mich!"

Der Herr trat in den Laden. Dort suchte er einen ganzen Korb Kinderkleider zusammen und sagte zu dem dienstfertigen Verkäufer: „Schicken Sie mir die Rechnung gleich nach den Feiertagen, ich habe jetzt keine Zeit."

„Sehr verbunden, Herr Kommerzienrat! Besten Dank!"

„Nehmen Sie den Korb und folgen Sie mir!" sprach der Herr zu dem Manne.

Dieser hob den Korb auf die Achsel, und sie verließen den Laden. Aber kaum waren sie auf die Straße getreten, da tauchte der Polizist auf. Er schritt eilig auf den Herrn zu und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Der Mann sah es und biß die Zähne zusammen.

Jetzt kommt es, dachte er. Wer darf einem Lumpen vertrauen?

Aber der Kommerzienrat warf nur einen flüchtigen Blick nach ihm hin, dann sagte er: „Es ist gut, bemühen Sie sich nicht weiter!"

Der Schutzmann salutierte und trat zurück.

Sie gingen durch mehrere Straßen. Der Herr sprach kein Wort. Endlich blieb er vor einem großen Hause stehen, zog die Glocke, und sie traten ein. Eine barmherzige Schwester ging ihnen vorauf durch einen langen Gang, dann öffnete sie eine Türe, und sie kamen in einen Saal, in dem einige andere Schwestern beschäftigt waren, einen hohen Christbaum anzuzünden.

„Da wäre das Christkind ja fast zu spät gekommen", sagte der Herr lächelnd und trat zu den Schwestern.

„Das Gute kommt nie zu spät, Herr Kommerzienrat", antwortete eine sanfte Stimme. Der Mann hatte den Korb auf den Boden gesetzt.

„Sie können bleiben und den Jubel der armen Waislein mit sehen", sagte der Herr, „wenn es Ihnen Freude macht".

Dabei sah er ihm freundlich in die Augen.

Der wußte nicht, wie ihm geschah. Der Herr hatte von dem Schutzmann doch offenbar gehört, wer er war, und nun sollte er die Freude der Kinder sehen dürfen! Er blickte auf den strahlenden Baum, der mit Aepfeln und Nüssen und allerlei Naschwerk behängt war, und in seiner Seele stieg ein längst vergessenes Bild auf.

Auch er hatte einst an diesem Abend vor einem Christbäumchen gestanden, auch in sein Herz war das beglückende Licht der Weihnachtskerzen gefallen, auch er hatte mit dankbarer Hand die kleinen Gaben empfangen, welche die sorgende Mutter für ihn bereitet hatte. Aber das war schon lange, lange her. Sie war gestorben und ihn hatte das Leben rauh und hart angefaßt. Er hatte gearbeitet und gehungert, hatte gehofft und gezagt, sich immer und immer wieder aufgerafft, wenn das Elend ihn niedergerissen, bis endlich — ja, da war es geschehen, ehe er recht begriff, was er getan.

Eine Türe öffnete sich, eine jauchzende Kinderschar strömte in den Saal und reihte sich mit blitzenden Augen um den Baum. Lauter arme Kindlein, wie auch er eins gewesen! Doch das Licht des Baumes scheuchte die Armut und legte goldenen Freudenglanz auf alle Gesichter. Und nun stimmte eine Schwester ein Weihnachtsliedchen an mit glockenreiner Stimme, und die Büblein sangen mit, erst leise und zaghaft, dann immer heller und heller, wie wenn lauter kleine Engel an Bethlehems Krippe dem Gotteskinde ihren Gruß brachten.

Dem Sträfling traten die Tränen in die Augen. Er fühlte, wie sie über seine Wangen rollten, aber er wischte sie nicht weg, er war glücklich. Er sah auch nicht, wie der Herr ihn die ganze Zeit über aufmerksam beobachtete und still lächelnd vor sich hinnickte.

Aber als er nun an dessen Seite das Haus verließ, kam die Mutlosigkeit wieder über ihn.

Was soll's? dachte er. Es ist doch alles vergebens, für mich gibt es keine frohe Weihnacht mehr!

Auf der Straße blieb der Herr plötzlich stehen.

„Sie kommen heute aus dem Gefängnis?" fragte er leise.

„Ja", antwortete der Mann, „und ich war schon einmal darin."

Er wollte nicht besser scheinen, als er war.

„Warum?"

„Wegen Diebstahls, ich war in Not."

„Verstehen Sie ein Handwerk?"

„Ich bin gelernter Schlosser."

„Gut. Kommen Sie nach den Feiertagen zu mir. Hier haben Sie meine Adresse, ich habe einen Platz für Sie in meinem Geschäft."

Er zog seine Karte hervor und reichte sie dem Manne.

„Und das ist für Ihre Gefälligkeit heute Abend", fuhr er fort und legte ihm ein Fünfmarkstück in die Hand.

Der Mann war ganz verwirrt.

„Wie — Sie wollen mich anstellen — mir vertrauen?" stammelte er. „Ich bin — ich bin —"

„Ein Mensch, der auf abschüssige Bahnen geraten ist, aber in dem noch ein guter Kern steckt," erwiderte der Kommerzienrat. „Und diesen Kern wollen wir zusammen aus der schlechten Hülle lösen, nicht wahr? Also bis über die Feiertage!"

Er reichte dem Sträfling die Hand und ging davon.

Der Mann stand zuerst stumm und starr, und sein Ohr lauschte den langsam verhallenden Schritten, dann aber schluchzte er laut auf und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

In diesem Augenblicke begannen die Glocken einer nahen Kirche zu läuten, und ihr voller, feierlicher Ton zog über die Häuser und die Straßen durch die dunkle Nacht hinaus in die Weite und verkündete die Friedensbotschaft für alle, die guten Willens waren.

Und der Mann faltete die Hände und betete.

O Fraue mild —

Weihnachtslied von M. Herbert.

O Fraue mild! In deinem Mutterschoß
Fand Menschenjugend der allmächt'ge Gott.
Nun weist ein jedes Kirchlein am Altar
Dein süßes Kind als Hilfe unsrer Not.
Und deine weiche Frauengütigkeit
Und deiner Mutterschaft geweihtes Recht
Thront lächelnd als der Liebe ew'ger Trost
Hoch über unsrem wechselnden Geschlecht.

Wenn einst der Richter streng die Stimme hebt
In des gerechten, heil'gen Zornes Brand,
Dann bittet stille um Barmherzigkeit,
O Fraue, deine fromme, weiße Hand.
Denn dieser Erde Schmerzen kanntest du,
Des Volkes Kind, das niedrig ging und schlicht.
Durch die Jahrtausende der Seligkeit
Vergaßest du das harte Leben nicht.
Ja, mild und süß und des Erbarmens voll,
Gedenke, schöne Herrin unsrer Schuld
Und zeige uns in unsrer Todesstund'
Dein Himmelskind in grenzenloser Huld.

Die drei Weisen.

Skizze von Paul Keller.*)

Es war kein rechtes Heiligabendwetter. Kein Flockenwirbeln, aber auch kein heller Sternenschein. Ein toter Frost lag über dem Gebirgsdorf, ein schwermütiger Dunst zog vom Himmel her über den Wald und die Berglehne.

Zwei Bauern stapften den Bergweg herunter, tief im Schnee. Einer trug eine Laterne. Damit leuchtete er dem Gefährten in das finstere, schwarzbärtige Gesicht.

„Mach' ein ander Gesicht, Heinrich, wenn wir zu meinem Bruder kommen! In Bösem richten wir bei ihm nichts aus. Er ist ein Dickkopf!"

„Ich auch! Und ich werd's ihm sagen! Recht will ich! Recht, sonst nichts!"

Sie gingen ein Stück schweigend weiter. Drunten im Dorf schlug die Turmuhr. Der Laternenträger, ein freundlicher Weißbart, blieb stehen.

„Sechs! Wenn er mitkommt, sind wir um acht drüben bei der Marie. Bei der Marie und dem Kinde!"

Nach einer Weile zog ein Lächeln über seine Züge.

„Hör, Heinrich, es ist wie beim Pfarrer in der Kirche. Marie und das Kind. Und wenn wir erst noch den Bruder bei uns haben, sind wir die drei Weisen."

„Red' keinen Unsinn," brummte der Schwarze.

„Das ist kein Unsinn! Es ist vielleicht das Klügste, was mir in meinem Leben eingefallen ist. Es paßt so! Marie und das Kind! Und die drei Weisen! Und du, Schwarzer, du bist der gruselige Negerkönig. — — Da — also kommen wir schon an den Oberhof. Mach' ein ander Gesicht, Heinrich! Nimm dich ein bißchen zusammen!"

Sie stiegen einen kleinen Hügel hinauf und gingen über einen dunklen Hof. Vor der Tür blieben sie noch eine kleine Weile stehen, dann gingen sie nach der Wohnstube des Bauernhauses.

Sie fanden den, den sie suchten, Bernhard, den Oberhofbauern. Er war allein. Am Tisch saß er, auf dem zwei Teller standen.

Es gab eine scheue Begrüßung. Der Schwarze mochte sich nicht setzen. Mitten in der Stube blieb er stehen. Da stieg dem Oberhofbauern die Zornesröte in die Stirn.

„Was kommst du zu mir, wenn du dich nicht setzen magst?"

„Das werd ich dir gleich sagen."

„Nein, das werd ich dir sagen, Bernhard. Sei ruhig, Heinrich, laß mich machen! — Bernhard, die Marie hat ein Kind gekriegt!"

„Der Bauer fuhr in die Höhe, seine schwielige Hand stützte sich fest auf den Tisch. Dann sank er langsam auf den Stuhl zurück und starrte den Sprecher an.

„Einen Jungen, Bernhard! Heut gerade am heiligen Abend. Da haben wir gedacht, das sei ein Zeichen vom Himmel, und da sind wir gekommen, dir's zu sagen."

Der Bauer stützte die rote Stirn auf beide Hände. Es wurde ganz still. Nur die Lampe knisterte. Aber dann schallte von draußen ein lautes Weiberkeifen und ein rohes Männerschimpfen herein. Und eine Tür krachte zu.

Der Schwarze trat einen Schritt näher an den Tisch.

„Fragen wollt ich dich, Oberbauer, jetzt, da du einen rechtmäßigen Enkelsohn hast, ob du da die Marie noch länger vom Hofe forthalten willst."

„Ich halt sie nicht fort! Sie ist selbst fortgelaufen!"

Der Schwarze lachte.

„Selbst fortgelaufen . . ."

„Dem Knechte nach, dem Pferdekerle, gegen meinen Willen! Geheirat' hat sie ihn zur Schande für die ganze Welt . . ."

„Die Schande ist bei dir!"

„Oho! Nimm dich in acht, das ist meine Stube hier!"

„Nein, das ist der Marie Stube!"

„Bst! Ruhig! Keinen Krach! Das ist ja rein gotteslästerlich am heiligen Abend. Zwei Schwägersleute . . ."

Der Schwarze stand dicht am Tisch.

„Wem gehört der Oberhof? Wem gehört diese Stube? Wem gehört dieser Tisch, auf den ich hier aufschlage? Stammt nicht alles von meinen Leuten? Ist's nicht das Erbteil von meiner Schwester, von Maries Mutter?"

„Der Hof ist mein! Alles ist mein! Das steht gerichtlich fest. Ihr Mutterteil kann sie kriegen und dann sind wir fertig."

„Fertig! O natürlich! Du bist immer leicht fertig! Mit meiner Schwester warst du fertig, als sie kaum kalt geworden war im Sarge. Da hattest du schon die zweite! Die hat dir freilich das Leben versalzen, du Bruder! Aber jetzt willst du doch den Hof ihrem Sohne geben, dem Tagediebe —."

„Raus!"

„Hier bin ich zu Hause! Der Hof hat der Menzel-Familie gehört seit hundert Jahren. Das ist unser Hof! Und ihr habt euch bloß eingenistet und mich nicht rauszujagen!"

Ein Geschrei tönte aus dem Hofe. Es wurde ein Weib geprügelt draußen.

Als der Bauer das hörte, wurde er blaß und sank stöhnend auf seinen Stuhl. Der Schwarze lächelte spöttisch.

„Da hast du ihn — den Sohn! Am heiligen Abend prügelt er sein Weib. Und der soll den Hof haben . . . unsern Hof . . . Maries Hof!"

Ein Verzweiflungslachen schüttelte ihn.

Der Weißbart war indes händeringend auf und ab gegangen. Jetzt trat er zwischen die beiden Gegner.

„Und ihr seid Christen? Und händelt euch so rum am heiligen Abende? Verwandte! Schwägersleute! Aber so hört doch einmal auf mich! Bernhard, Bruder! Wir sind ja gar nicht hergekommen, um dich schlecht zu machen. Wir wollen ja was ganz anderes! Siehst du, auch der Heinrich! Er kann nicht dafür, daß er so grob ist! Er will's gar nicht, er meint's gar nicht so! Heute, wie der Doktor kommen mußte, wie wir alle dachten, die Marie würde sterben, wie sie so nach dir geschrien hat, nach dir, Bernhard, da hat er geweint wie ein . . ."

„Was sagst du ihm das? Laß ihn! Das geht ihn nichts an! Es ist wirklich das Beste, wenn wir gehen. Nach dem Vater schreit sie, schreit in der Todesangst und der . . . der sagt: Ihr Mutterteil kann sie kriegen und dann sind wir fertig. Komm mit, Christoph, oder bleib hier . . . ich gehe!"

„Nein, du bleibst! Du setzst dich auf den Stuhl da! Denn vernünftig mit ihm reden müssen wir, dazu sind wir da! Bernhard, hör mich an! Es ist bei der Marie heute auf Tod und Leben gegangen. Auf Tod und Leben! Aber jetzt ist sie drüber hinaus. Sie hat einen schmucken Jungen! Du bist jetzt Großvater, Bernhard! Das erstemal! Denn dein Julius hat ja keine Kinder. Ein kleines Bissel freuen mußt du dich doch auch, Bernhard. Die Marie hat so nach dir verlangt. Und wenn wir's ihr nicht hätten versprechen müssen, wären wir ja nicht zu dir gekommen."

Wieder schallt das Lärmen draußen, und des alten Bauern Hand ballt sich vor Zorn und Scham. Christoph, der Weißbart, spricht weiter.

„Freude macht er dir ja nicht, der Julius, wenn er sich auch eine reiche Bauerstochter geheiratet hat. Denk mal, so ein Auftritt am heiligen Abend! Das muß dir doch zuwider sein. Da kenn ich dich doch, denn du bist doch mein Bruder. Hast du je bei unseren Eltern so was gehört? Und sieh mal, die Marie war doch sonst immer ein gutes Mädel. Gerade das eine halt, daß sie einem armen Knechte gut war. Und, Bernhard, das kann keine ändern."

Ein Aechzen kommt dem Bauern vom Munde. Christoph fährt fort, und seine Stimme klingt wärmer und wärmer:

„Ich hatt' mir so was Schönes ausgedacht. Morgen kommt wieder das Evangelium von der heiligen Mutter Maria und ihrem Kinde. Wenn ich das höre, Bernhard, da packt mich's immer tief im Herzen. Und siehst du, Bernhard, deine Tochter, die heißt auch Marie, die hat auch ein Kind, die ist auch eine arme Mutter. Da ist mir auf herzu eingefallen, wenn du mit uns gingst zur Marie, das wär rein wie bei den Königen im Morgenlande!"

„Laß mich, Christoph, laß mich, laß mich! Red nicht so was!"

Und der Bauer sinkt mit dem Kopfe auf den Tisch. — — —

Die Tür geht auf. Ein großer, starker Bursche mit einem aufgedunsenen Gesicht tritt ein. Er ist halb betrunken.

„Nanu! Was woll'n denn die hier?"

Sein Vater springt auf.

„Das geht dich nichts an!"

„Geht mich nichts an? Wie kommt Ihr mir denn vor? Ich werd' doch fragen können!"

„Du bist ein netter Bursche, Julius, so einen Skandal, mir so eine Schande zu machen! Vor diesen Leuten! Am Christabend!"

„Was ich auf meinem Hofe tu, geht keinen was an."

„Auf deinem Hofe? Vorläufig ist der Hof mein!"

Der Bursche zuckt die Achseln und setzt sich hinter den Tisch. Ein peinliches Schweigen greift Platz. Endlich nimmt Christoph das Wort:

„Julius, wir sind zu deinem Vater gekommen, weil deine Schwester heute einen kleinen Sohn gekriegt hat."

*) Verfasser von „Die Heimat", „Waldwinter" (Allgemeine Verlagsgesellschaft in München), „Gold und Myrrhe", „In deiner Kammer" (Ferd. Schöningh, Paderborn).



Da verzerrt sich das Gesicht des jungen Bauern zu einer schrecklichen Grimasse der Wut. Er springt auf. In seinen Händen blitzt das große Brotmesser.

„Oh . . . . einen Jungen . . . . ein Bankert . . . . und da kommt ihr den Alten breitschlagen . . . . bringt ihm den neuen Erben . . . . oh, oh verflucht!"

Und in seiner trunkenen Wut stößt er das Brotmesser tief in den väterlichen Tisch.

Die drei Männer stehen mit bleichen Gesichtern. Der Vater erbebt in innerster Seele. Und Christoph murmelt leise:

„Herodes!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die verschneite Berglehne hinauf gingen drei Männer. Voran schritten Bernhard und Heinrich, die sich geeinigt hatten.

Ein Stücklein hinterdrein ging Christoph, der Weißbart, mit glücklichem Gesichte.

„Die drei Weisen!" dachte er immer und immer wieder.

Daß er der einzige Weise war, wußte er nicht. Kein Weiser weiß das.

Und als das jenseitige Dorf auftauchte und gerade in diesem Moment ein Stern am dämmerigen Himmel aufging, erschrak er wie vor einem Wunder.

Eine Viertelstunde später standen die drei Männer vor einem kleinen, niedrigen Hause.

Und sie gingen hinein und fanden das Kind und Marie, seine Mutter.

Weihnacht.

Und die Weihnachtsglocken klingen
Heilig durch die Nacht daher.
Tannenduft und Kindersingen —
Herz, als ob's wie einstens wär!
Sag, was klagst du deiner Wunde —
Hüllst in Schmerz dein Angesicht?
O vergiß ihn — denk der Stunde,
Da auch dir erschien das Licht!

Da die Hirtenfeuer brannten,
Sterne hoch ein Diadem
Um das Haupt der Mittnacht wanden
Ueberm stillen Bethlehem,
Da die Engel Gloria riefen
Zu der frommen Hirten Schar,
Und in Höhen und in Tiefen
Rings ein Meer des Lichtes war.

Da die Toten selbst in Grüften
Wonneschauer mild durchfuhr
Bei dem goldnen Klang in Lüften
Ueber Judas sel'ger Flur,
Da die Hirten und die Armen
Sanken hin in Jubellaut
Vor dem Kind, von Gotterbarmen
Wonnezitternd übertaut!

Herz, o Herz, zerschmilz die Rinde,
Die dich eisig lang umstrickt!
Sink dahin vorm Gotteskinde,
Dessen Aug' in Gnade blickt.
„Friede!" ruft es heut entgegen
Allen Völkern fern und nah —
Friede auch auf deinen Wegen!
In excelsis gloria!

München. Maxim: Reschreiter.

Einkehr.

Skizze von E. M. Hamann-Gößweinstein i. Oberfr.

Er saß am Schreibtische seines Studierzimmers und legte langsam Blatt zu Blatt. Der Buchhändler hatte ihm als Weihnachtsangebot ein Prachtwerk gesandt: den Beuroner „Kreuzweg". Vor dessen Original war er einst mit ihr gestanden. Er entsann sich der Stunde, als wäre sie heute gewesen. Auf der Hochzeitsreise, voll des Glückes, des inneren Frühlingssonnenscheins, hatte er ihrer spontanen Bitte nachgegeben und war mit ihr in das Gotteshaus getreten.

Die Bilder hatten sie berührt wie selten etwas. Er selbst war kaum ergriffen gewesen. Der Anblick dieses furchtbaren Leidens hatte ihm nicht so grell in die gemeinsame Wonne geschrien wie ihr. Damals war ihr Blick auffallend groß, befremdet über ihn geglitten.

Nun lagen volle sechs Jahre dazwischen. Und das Leben hatte ihn „abwärts" geführt. Nicht nach außen. Er war ja ein Mann des Erfolges, erklomm die Staffeln des Ruhmes mit festem Tritt. Und die Welt pries ihn glücklich.

Dennoch — „abwärts"! Sie hatte es ihm heute gesagt. Vor ein paar Stunden. Was war nur über sie gekommen? Sonst ganz Aufopferung, ganz Aufgehen in ihm — und jetzt?

Freilich, er hatte sie gereizt, hatte wieder einmal ihr Frauenempfinden nicht geschont. — Wieder einmal. Mein Gott, man hebt sich nicht selbst auf um einer Frau willen!

Ja, hätte das Kind gelebt. Aber das war ihm gestorben. Ein blonder, kräftiger, heller Junge — hingerafft von der tückischen Krankheit.

Er vergaß es ihr nie: sie hatte ihm den Ansteckungsstoff übertragen. Ganz unschuldig, natürlich. Eine „Fügung", die er eben doch nicht aus seinem Grollgedächtnis wegwischen konnte.

Und sie gab ihm keinen zweiten Sohn. Das war ein Unrecht. Unrecht gegen ihn. Wenigstens empfand er es so. Was kann der Mensch für sein Empfinden?

Sie selbst hatte ja auch gelitten. Mehr vielleicht als er — Mütter sollen ja darin unerreichbar sein. Aber er war auch exemplarisch gegen sie gewesen. Hatte ihr nie äußerlich nachgetragen, was ihm in der Erinnerung bohrte. Hatte ihr Dasein zu einem reichen gemacht. Hoch und nieder lüftete den Hut vor ihr als seiner Frau. Mitten im verfeinerten Wohlleben stand sie. — Ob sie es genoß? Ihre Sache!

Ja, wahrlich, sie hatte ihm zu danken. Allerdings: er auch ihr. Wie eben ein erfolgreicher Mann der Frau, die ihm in einigermaßen zureichendem Verständnis angehört, zu danken hat. Sie schmückte sein Heim, machte es zum Heim. Sie regte auch intellektuell manches in ihm an; sie sann, arbeitete — nun ja, sie lebte für ihn.

Hatte für ihn gelebt. Denn vor ein paar Stunden hatte sie zu ihm gesagt: „Du hast dein Leben abwärts gelebt — und ich: ich weiß nicht mehr, wohin mein Leben für dich führt."

Das klang wie eine Absage — wie die Drohung einer Absage, zum mindesten. Wie konnte sie nur? Wie wagte sie . . .

Ja, mutig war sie immer gewesen. Nur sehr zurückhaltend mit ihrer Kühnheit. Wenn man es recht besah: mutiger als er. Mit keiner Wimper hatte sie oft gezuckt, wo er, wenigstens innerlich, scheu zurückbebte. Vor was? Vor Konsequenzen. Konsequenzen eines an sich wohl rechtlichen Tuns.

So war es heute nachmittag gewesen. Bei dem im Grunde geringfügigen Anlaß zu diesem Zwist. — Zwist? Zu diesem Schnitt in sein Leben.

Gewiß: er hatte dem Freund damals in ihrem Beisein gesagt, er werde zu ihm stehen. Aber doch selbstverständlich nur für die Chance des Erfolges! Diese Bedingung war, wenn auch unausgesprochen, für einen Charakter wie den seinen unumgänglich.

Warum hatte der Unglücksmensch die Sache auch so falsch angepackt? Warum die Blamage auf sich geladen? Blamage — undenkbar! Und die Welt zuckt über ihn die Achseln und lächelt — jenes infam mitleidige Lächeln, das den Stolzen zum Rasen bringen kann.

Nun kam der Mann zu ihm und forderte, wieder in ihrer Gegenwart, Auslösung des ihm gegebenen „Versprechens". Sie aber trat für den Törichten ein. Zuerst nur mit den Augen. Dann, als jener gegangen war, mit immer dringlicheren, zuletzt beschwörenden Worten.

Endlich war es ihm zu viel geworden für seine Langmut, seine Männergeduld. Und zum erstenmal in ihrer Ehe hatte sie ihm mit nackten, dürren Worten widersprochen. — Weiberweisheit!

Aber es hatte ihn doch gepackt. Immer tiefer war die Glut auf ihren Wangen, in ihren Augen geworden. Ihre Lippen hatten gezittert, die kleinen Hände, wenn auch fast unmerkbar, geflogen. Ein weher Ausdruck um den Mund — aber Festigkeit in der Stimme. In dieser Stimme, die ihm einst als die eines Engels erklungen war, da sie ihm das Evangelium der Zweieinheit bestätigte.

Das war lange her. Und dennoch: in diesem Augenblick erschien es ihm wie gestern. Aber mitten hinein in diese süße Erinnerung das Wort vom „Abwärtsleben".

Er wußte, jetzt wußte er, was sie meinte: hatte sie nicht hinzugefügt, daß sie zu denen gehöre, die an dem Hochmut des geliebtesten Menschen zugrunde gehen?

Hochmut: das heißt so viel wie Selbstsucht, wie der brennendste Ich-Durst.

Hatte sie Recht? Sie, der er alles gegeben. . .

Alles? Nein. Immer hatte er sich selbst bewahrt, sich selbst behalten. Mannesart, — die nicht geändert werden kann, noch soll.

Oder doch? Konnte die seine . . .?

Sein ganzes Leben sprach: Nein. Nie hatte er sein Herz ohne den bewußtesten Genuß der Hingabe verloren. — Halt! Doch.

Es gab einst einen Menschen, in dem sein ganzes Ich rückhaltlos aufgegangen war: seine Mutter. Aber er hatte ihr nicht Treue gehalten, war abgeirrt von dieser sein ganzes Wesen durchdringenden und — heiligenden Liebe: bald nachdem er in die große Welt getreten war. Sie hatten ihm sein Bestes verdorben — — Wer? Sie? — Er selbst.

Auf ihrem Sterbebette hatte sie gefleht: „Suche nun freiwillig zu mir heimzufinden in den Himmel, damit Gott dich nicht ziehen muß durch Trübsal."

Nun, die hatte er damals gehabt. Und es war ja auch zuerst gewesen, als ob er den Weg der Mutter wandeln werde. Aber dann trat das überreiche Leben wieder an ihn heran, und an Stelle des Schmerzes die strahlende, lockende Lust.

Bis er sie sich zu eigen gemacht, bis ihre Tiefe ihn überschauert hatte.

Dennoch: abwärts gelebt. Sie selber hatte es gesagt — und sie mußte es wissen. Niemand kannte ihn wie sie. Hier lag der Inhalt, den sie seinem Dasein hätte geben können — und er hatte ihn verschmäht. Warum? — Hatte sie Recht: Hochmut?!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da traf sein Auge das des Schmerzensmannes vor ihm. Es war das viertletzte Blatt der Sammlung, das er schon länger vor sich liegen gehabt hatte, ohne es weiter zu beachten: die XI. Station, des Gottessohnes Kreuznagelung darstellend. Noch halb aufgerichtet, die Glieder bereits den Peinigern überlassend, schaut der Heiland der Welt dem furchtbaren Geschick — und seinem endlichen Siege ins Antlitz; zugleich in das Innerste des Beschauers.

Auch in das dieses Mannes, dem der Blick des menschgewordenen Allwissenden Herz und Nieren prüfte. Und plötzlich wußte der Mann, daß sein ganzes bisheriges selbstgezimmertes Leben auf der Basis der Selbstsucht aufgebaut war, daß sein Weib mit lächelndem Munde und sonnigen Blicken ein Martyrium der Enttäuschung um ihn gelitten, daß er selbst sich aufs jämmerlichste betrogen hatte.

Herunter mit dem Götzen auf tönernen Füßen! — —

Und dann: Scheidung des Doppel-Ichs in ihm! — —

Er fühlte: die Sonde ging bis auf den Lebensnerv, der nun zuckend bloß lag. Ein im tiefsten Grunde verfehltes Leben! — Aber — nur bis hierher!

Das sah er wohl: eine Natur wie die seine mit gerade diesen Erfahrungen und Resultaten mußte, so plötzlich auf einen neuen Erkenntnisboden gestellt, entweder schnell verkümmern und untergehen — oder rasch erstarken und wachsen. Das letztere sollte es sein: so helfe ihm Gott, er selbst und — sie, die von jetzt ab doppelt Geliebte seines besseren Menschen.

Noch einmal sah er auf das Blatt: der Heiland, der da dem Tode sich opferte, wurde ihm neu geboren. Waren das nicht schon die Weihnachtsglocken, die das Wunder in Bethlehem einläuteten?

Und er stand auf. Und ging zu ihr. Und begann ein anderes Leben.

Das katholische Italien an der Wende.

Von
Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

In Nr. 38 dieser Zeitschrift hat Lujo Saalenstein eine Uebersicht über die Ereignisse innerhalb des italienischen Katholizismus gegeben, an die noch einige Bemerkungen geknüpft sein mögen.

Im allgemeinen hat die führende katholische Presse Deutschlands alles, was in den letzten Wochen in Italien geschehen ist, mit derselben Begeisterung aufgenommen, wie es einzelne Blätter Italiens getan haben. Ich glaube, man kann nicht allerwege in diesen frohen Ton einstimmen. Sieht man von allem Beiwerk ab, erwägt man nur die nüchternen Tatsachen, so bleibt nur wenig übrig. Drei Dinge ragen aus diesem Wenig besonders hervor: Die Gründung einer Vereinigung für die Wahlen zu den Verwaltungskörpern, die Durchbrechung des Non expedit für einzelne Sprengel und Orte in casu nach Maßgabe der Anschauungen der betreffenden Bischöfe, die eine diesbezügliche Frage nach Rom gerichtet hatten, und endlich die Aufforderung Medolagos, die Katholiken möchten sich überall als Wähler einschreiben lassen. Als notwendige Folge aus der Durchbrechung des Non expedit ergab sich die Wahl jener wenigen Katholiken, die Unterstützung der Kandidaturen von gemäßigt liberalen und radikal-kirchenfeindlichen Elementen durch die katholischen Wähler, die augenblickliche, gänzlich bedeutungslose Zurückweisung einiger republikanischen und sozialistischen Kandidaten und der noch höher entfachte Haß von Sozialismus und Loge gegen die Katholiken und die Kirche.

Neben diesen Tatsachen begegnen wir einer Anzahl von Plänen, unter denen derjenige der Civiltà Cattolica, ein italienisches München-Gladbach zu schaffen, der bedeutungsvollste ist Endlich ist noch außer den Tatsachen und Plänen auf die stellenweise uferlose Begeisterung hinzuweisen, die sich eines Teiles der italienischen Katholiken bemächtigt hatte.

Das ist — nicht mehr und nicht weniger — das genaue Bild der jetzigen Lage.

Ein Programm irgendwelcher Art ist nicht vorhanden. Die katholischen Kräfte haben keine Fühlung untereinander. Ein Teil der christlichen Demokraten steht schmollend beiseite, so daß man seine liebe Not haben wird, dieselben zu besänftigen. Der Episkopat — und daran hat Saalenstein nicht erinnert — ist in bezug auf die Auffassung der Vorkommnisse genau so verschiedener Meinung wie die einzelnen Richtungen unter den Katholiken. Wenn alles das wahr ist, was das „Berliner Tagblatt" den Marchese Cornaggia sagen läßt, — und es muß wohl sein, denn derselbe hat keine Einsprache erhoben, obschon im „Giornale d'Italia" ein großer Auszug aus dem Aufsatze stund —, dann ist mir der Katholizismus eines Santini noch zehnmal lieber als dieses unweise Geschwätz eines „katholischen" Abgeordneten.

Wenn man mit der bloßen Begeisterung zum Ziele käme, wären die italienischen Katholiken längst obenauf. Wer die Dinge in Italien kennt, weiß seit langem, daß das Non expedit für sehr viele Katholiken nur noch Museumswert hatte. Papst Pius X. wußte das aus Erfahrung. Als dann die Anfragen mancher Bischöfe kamen, war es lediglich eine seelsorgerische Frage für ihn und um der doch geplanten Tat die moralische Schuld des ausdrücklichen Ungehorsams gegen eine wichtige päpstliche Vorschrift zu nehmen, gab er die Antwort, die alle kennen: Die Bischöfe sollten sich nach den Umständen und ihrem eigenen Gewissen richten.

Das ist der wahre und einzige Sinn des „endlichen Zusammenbruchs des Non expedit", wie Saalenstein sich ausdrückt, was weiter darüber geschrieben worden ist, muß man als beweisbedürftige Behauptungen bezeichnen.

Wenn man die nicht unerheblichen Meinungsverschiedenheiten unter den italienischen Katholiken — unklugsame Konservative der alten Schule, mittlere Fortschrittsmänner, christliche Demokraten und Extreme — kennt, so kann man es nicht ganz begreifen, wie eine aus der seelsorgerischen Tendenz heraus geborene, höchst bedingte Maßregel einen solchen Einfluß ausüben

sollte, daß nun vor dem in Italien höchst zweifelhaften Wahlvergnügen aktiver und passiver Art alle diese tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten taktischer, wirtschaftlicher, politischer, ja selbst religiöser Art innerhalb kurzer Zeit überbrückt werden könnten. Der freudig zu begrüßende Plan — mehr ist es zurzeit nicht —, ein italienisches München-Gladbach zu schaffen, reicht dazu, meiner Meinung nach, ganz und gar nicht aus.

Dies zu begreifen, genügt eine einzige Erwägung.

München-Gladbach als Mittelpunkt einer gewaltigen sozialen Volksbewegung ist mit Hilfe des organisierten deutschen Katholizismus geschaffen worden. Man brauchte also nur an einen anderweitig schon geeinigten, politisch geschulten, in den härtesten Kämpfen bewährten Katholizismus anzuknüpfen, um die großartige Organisation zu schaffen, die die Bewunderung des P. de Santi in der Civiltà Cattolica erregte. In den heißen Tagen der siebziger Jahre, als es galt, die Kräfte zu wecken und zu einigen, wäre es auch Windthorst und seinen Mitarbeitern nicht gelungen, das zu schaffen, was später unter so großer Mühe und Kraftentfaltung von seiten der führenden Männer wirklich zustande gebracht worden ist. Wenngleich es des höchsten Lobes wert ist, daß man in Italien einen solchen Riesenplan ins Auge faßt, obschon man noch programmlos und durchaus ungeeint der großen politischen Lage gegenübersteht, so dürfte doch die Ausführung schon gleich zu Beginn auf Hindernisse stoßen, die vielleicht stärker sind als der beste gute Wille.

Eine ruhige, kühle Beurteilung der Sachlage nützt dem Streben der italienischen Katholiken unzweifelhaft mehr als eine leicht begreifliche Hurrabegeisterung. Selbst die Aussprache von Zweifeln an der augenblicklichen Leistungsfähigkeit der italienischen Katholiken betrachte ich als einen großen Dienst, den man der katholischen Sache in Italien erweist. Es hat, glaube ich, nur den Wert einer rednerischen Blüte, wenn Crispolti in einer Ansprache sagte: „Wenn man ins Meer geworfen wird, lernt man schwimmen eher als in tausend Unterrichtsstunden, die man auf dem Lande im Schwimmen nimmt."

Wenn Saalenstein als eine interessante Illustration des „neuen Kurses" auf Seite 501 erste Spalte Anmerkung 1 ein Anekdötchen erzählt, so ist das gänzlich belanglos. Erstens machte er seine Beobachtungen nicht im Palais der Fürstin P. R., sondern der Gräfin P. R., zweitens sind die Verhältnisse im Hause der Uebersetzerin von Msr. Irelands Büchern so gelagert, daß es gar keine Schwierigkeiten für den liebenswürdigen General G. di R. mit sich brachte, die Photographien des Königspaares und des Papstes mit deren eigenhändiger Unterschrift zu erhalten. Nur sind diese Dinge ganz genau bekannt und sie haben mit dem „neuen Kurs" gar nichts zu tun.

Giovanni Giolitti als weitsehenden Politiker zu verschleißen, ist für jeden unverständlich, der seine Politik mit Muße an der Quelle hat beobachten können. Ihm gilt die Macht alles, das Prinzip gar nichts. Heute umwirbt er einen italienischen Millerand und morgen tut er das Gegenteil. Heute läßt er die Arbeiter von den Soldaten zusammenknallen und morgen gibt er ihnen carte blanche, in blinder Wut alles zu zerstören und friedliche Bürger zu erstechen oder über den Haufen zu schießen. Seine monarchischen Grundsätze reichen nicht weiter als sein Machtbedürfnis. Man kann den italienischen Katholiken keinen schlimmeren Rat geben als den, sich mit den Regierungsgrundsätzen dieses Mannes abzufinden. Muß sich doch der König sogar einen Marcora als ministeriellen Parlamentspräsidenten gefallen lassen, einen Mann, der der Führer der gemäßigten Republikaner ist! Weiter kann man als monarchischer Minister doch wohl kaum gehen. Daher ist es denn auch nicht verwunderlich, wenn der König sich nach Tunlichkeit möglichst wenig um die Dinge kümmert und die Regierung „fortwurschteln" läßt. Die diesbezüglichen Ausführungen Saalensteins decken sich mit denjenigen, die in einigen Salons von Mailand seit Jahren, schon unter dem vorigen König, genau in derselben Weise stets wiederholt wurden. Den tatsächlichen Verhältnissen dürften sie, meiner Meinung nach, durchaus nicht entsprechen.

Ich gestehe, daß ich kein Verständnis für den Satz Saalensteins habe: „Das Non expedit ist ein politisches Tauschmittel". Gänzlich unbeabsichtigt, wie ich selbstverständlich gerne annehme, wird damit Pius IX. und Leo XIII. ein Vorwurf des „Kuhhandels" gemacht, den man denn doch zurückweisen muß. Die glänzende Schilderung der italienischen inneren und äußeren Politik auf Seite 500, Spalte 2, Absatz 7 steht in schreiendstem Gegensatz zu den Ausführungen auf der folgenden Seite, Spalte 2, Absatz 6. „Krippenbeisser" werden die Abgeordneten in den Historisch-politischen Blättern genannt, und das ist aufs Wort richtig. Die Minister sind keine Männer, die mit ihren Grundsätzen stehen und fallen. Die Finanzgebarung Italiens, die den hohen Stand der Rente verursacht, ist durchaus ungesund und wird zu einem größeren Krach führen, und das Vertrauen in die Rechtspflege ist nicht nur in Neapel erschüttert. Im Heere gärt es, so daß der Kriegsminister zweimal in der Kammer sagte: „Noch ist die Disziplin nicht erschüttert", und der Parlamentsbericht dieses doppelte áncora des Kriegsministers sehr unterstrich.

Wo soll man angesichts dieser und vieler anderer, hier nicht zu erwähnenden Dinge den Mut hernehmen, den italienischen politischen Verhältnissen ein Loblied zu singen? Das ist für den scharfen Beobachter einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Ich habe Don Albertario gut gekannt und sein Programm preparazione nell' astensione ist heute notwendiger denn je. Die soziale Arbeit der Katholiken, die heute ohne politische Unterstützung im Parlament durch katholische Abgeordnete nichts zu erreichen vermag, ist, so scheint mir, nicht das richtige. Weniger avvocati und mehr sonstige Leute in die Bewegung hineinziehen, ist das einzige Mittel, um eine Volksbewegung auf gesunder, sozialer Grundlage zustande zu bringen. Das Ueberwiegen der avvocati war das Bleigewicht, das — verbunden mit anderen Dingen — die katholische Bewegung bisher zu praktischer Arbeit fast unfähig gemacht hat.

Pariser Kunst und Literatur.

Von

Hermann Kuhn, Paris.

Die Tagesereignisse haben in letzter Zeit die Wiederaufnahme einiger früher schon gespielten russischen Stücke veranlaßt, welche indessen nur den durch die Freundschaft für den großen Verbündeten gebotenen Erfolg gefunden haben. Stücke von Gerhart Hauptmann, Sudermann und anderen neueren deutschen Dichtern sind ebenfalls in den letzten Jahren mehrfach gespielt worden. Mehrfach hoben die Kritiker dabei hervor, daß dieselben oft auf ganz anderen Grundlagen, Voraussetzungen, Verhältnissen beruhen, als die hiesigen Bühnenstücke. In Frankreich, in Paris herrscht eine sehr alte Bühnenüberlieferung, Schule, die, trotz aller Mannigfaltigkeit, doch meist nur Stücke erzeugt, welche sich im gewohnten Rahmen bewegen. So eigenartig wie Richard Wagner, Gerhart Hauptmann z. B. ist kein französischer Bühnendichter. Und es ist jetzt auch ein Deutscher, welcher ein Stück bietet, wie es hier niemals einem Dichter eingefallen wäre, nämlich ein Stück ohne Frauenrollen. Werden doch hier in allen Stücken möglichst viele Frauen auf die Bretter gebracht, manchmal so zahlreich, daß sie nur durch diese Vielheit einigen Erfolg erringen.

„La Discipline" bringt dagegen nur deutsche, preußische Offiziere, zehn oder zwölf, auf die Bretter, keine einzelne Weiblichkeit. Und, was hier nie für möglich gehalten wurde, „Die Disziplin" füllt jedesmal das Haus, freilich auch deshalb, weil die Pariser auf deutsche Offiziere ungemein neugierig sind. Es wird gut gespielt, wenn auch die jüngeren Offiziere, der schneidige Leutnant nicht sehr getroffen sind. Von einheimischen Stücken ist der in der komischen Oper gespielte „Jongleur de notre Dame" zu nennen, welcher seit längeren Monaten großen Beifall findet. Das Stück beruht auf einer mittelalterlichen Legende. Ein alter Taschenspieler, der in ein Kloster aufgenommen wurde, grämt sich sehr, daß er nicht singen kann wie die anderen Brüder, welche den Gottesdienst durch ihren Gesang so erbaulich gestalten. Er steht daher in der Nacht auf, zündet Lichter an, sucht die Gottesmutter zu ehren, indem er vor ihrem Bild seine Kunststücke aufführt. Im Eifer überrieselt ihn schließlich der Schweiß. Da steigt die Gottesmutter

von ihrem Standort herab, um ihm den triefenden Schweiß abzutrocknen. Das Legendenhafte, Wunderbare findet hier immer Beifall. Auch geht wieder ein Stück „Napoleon“ über die Bretter, ein Zeichen, daß der Bonapartismus noch lange nicht ausgestorben ist. Die Bühne hängt ja hier sehr mit der Tagesgeschichte, dem Leben und der Politik zusammen, weshalb auch der der „Disziplin“ gezollte Beifall als ein Zeichen der Zeit gelten darf.

Der Graf De Saint-Auloire hat „une Idylle en fôret noire“ geschrieben, eine Schilderung deutschen Lebens, eine rührende, dabei ganz der Wirklichkeit entnommene poetische Idylle; die Landschaften des Schwarzwalds sind schwungvoll gemalt. Voriges Jahr gab derselbe Verfasser in der „Vierge de Nuremberg“ eine tragische, düstere Geschichte, die während des Mittelalters in deutschen Burgen spielt.

Die überwuchernde leidige Politik ist die Ursache, weshalb selbst die hiesige Presse sich nur knapp mit der Herbstkunstausstellung (Salon d'automne) beschäftigte, welche trotzdem sich eines tüchtigen Erfolges rühmen kann. Vielleicht weniger wegen der Vollkommenheit als der Kühnheit und Eigenart der meisten malerischen Leistungen. Man könnte sehr wohl diese Ausstellung als den Sieg des Impressionismus bezeichnen, der in all seinen Wandlungen vertreten war. Gewiß sind einige Verirrungen, Uebertreibungen dabei, aber daneben auch viel Talent, Mannigfaltigkeit und bedeutsame Leistungen. Von Eugène Carrière Gemälde erster Ordnung, von Puvis de Chavannes eine Menge ungeahnter, sehr selbständiger Werke aus seinem Nachlaß. Zum ersten Male hatte auch der vielgenannte Renoir ausgestellt, sogar eine ganze Reihe seiner Werke. Renoir ist dabei seit längeren Jahren ein sehr bekannter Maler, seine Werke finden sich in öffentlichen Sammlungen des In- und Auslandes. Unter den schon länger bekannten Namen sind zu nennen: Adler, Besnard, Desvallières, Dufan, Max Liebermann, Lopisgich, Truchet, Toulouse-Lankres; unter den Jüngern: Brugeirolles, Gropeano, Castro, Guerin, Guillonnet, Kuhn-Regnier, Hermann Paul, Marret, Morin, Styka, Trübner. Unter den Bildhauern steht der Fürst Trubeskoy unzweifelhaft hoch über den guten Durchschnitt. Unter Stechern: Manuel Robbe, Max Sprinkmann. In den Zierkünsten, dem Kunstgewerbe sind Bellery und Desfontaines, de Faure, Jourdain, Oppenheim, Lalique hervorzuheben. Als Neuheit ist die sehr bedeutende Abteilung künstlerischer Photographien zu bezeichnen, darunter Cezanne, Le Bèque, Warburg zu erwähnen. Zu dem Erfolg trug auch die Einrichtung der Ausstellung bei: in jedem Saal waren alle Kunstgattungen vertreten, weshalb die Besucher Abwechslung hatten, nie ermüdet wurden. Man nennt eine Kunstausstellung hier stets Salon. Aber diesmal war es ein wirklicher Salon, indem jeder Saal ein gewisses Ganzes, Gesamtheit darstellte, dank der verschiedenen, gut gruppierten Kunstwerke. Bezüglich der hier so sehr im Vordergrunde stehenden Mode füllt der Herbstsalon eine Lücke aus, da er (September-November) die Neuheiten der Herbstmoden bringt. Am Vortag (vernissage) wurden viele reizende neuartige Toiletten bemerkt, z. B. Frau Gropeano, die Komtesse d'Eyssantier, Frau Lesourd, Frau Rosselin-Grandville, Gräfin d'Aaulan, Gräfin Diesbach usw. usw.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kölner Theater- und Konzertleben. Gleichwie Ihr Intendant v. Possart Bayreuth Konkurrenz macht, so wollen wir jetzt mit Düsseldorf in Wettbewerb treten.

Die Städte fangen sich ja jetzt gegenseitig im Sommer die Fremden ab. Die Millionen und das Prestige, das unsere Nachbarstadt Düsseldorf sich mit seinen Goethefestspielen und seinen Kunst-, Blumen- und Gemüseausstellungen errungen, lassen uns nicht mehr schlafen. Wir planen daher große Dinge für den kommenden Sommer, ja, wir bereiten für die Reisesaison — im Juli — nun auch Festspiele vor. Jawohl!

Mit den ersten Kräften der Wiener, Berliner und auch Ihrer Hofoper wollen wir Mustervorstellungen à la Düsseldorf geben. Und da wollen wir mal sehen, ob die Zugvögel an Köln vorbeifahren, wie sie das sträflicher Weise bis jetzt getan. Und wenns nicht anders geht, dann wollen sich die Notabeln, wie die Hoteldiener, an den Bahnhöfen und Landestellen der Dampfschiffe aufstellen und den Fremden Programme in die Hand drücken. Die Damen der Gesellschaft wollen sich schon auf dem Bahnsteig postieren und dort eine Art Kunstmission betreiben. Sie werden Zettel in die Abteile hineinreichen und dabei bemerken, „Das ist noch nicht alles. Wir stehen auch mit der Pariser komischen Oper in Unterhandlung wegen eines Gastspiels. Auch Wettrennen wollen wir veranstalten.“

Doch im Ernste: Köln, das so lange auf der faulen Bärenhaut gelegen und sich mit dem Ruhm begnügte, „daß Koyln schon im Mittelalter eine Kroyn, boven allen Stadten schoyn gewesen,“ hat sich nun ermannt und will lang Versäumtes jetzt nachholen. Einstweilen haben wir im Neuen Theater einen Schiller-Zyklus unternommen, der nicht recht ziehen will, weil uns hierzu nicht mehr wie alles fehlt: Die Heldenjünglinge — und Jungfrauen, ja selbst die Bösewichter. Für „Kabale und Liebe“ — man denke — hatten wir noch nicht mal einen Wurm! Eine Neuerung ist es, daß der Dramaturg der vereinigten Stadttheater Herr Dr. Simckowitz vor jeder Schiller-Vorstellung einen Vortrag über das betreffende Drama hielt. Das fand so vielen Anklang, daß man dazu übergehen mußte, den großen Gürzenichsaal dafür in Anspruch zu nehmen. Da Weihnachten in Sicht, so brachte die Oper Humperdincks „Hänsel und Gretel“ auf den Spielplan. Kapellmeister Lohse läßt die Knusper-Hexe von dem Tenorbuffo singen. Was wird Frau Dr. Adelheid Wette, die hier wohnende Dichterin des Textes und ihr Bruder Prof. Engelbert, der Komponist, zu diesem Experiment sagen! Freilich — die Hexe in „Faust“ wird ja auch von einem Herrn dargestellt. Aber — Krähen und Singen ist doch nun einmal nicht dasselbe. Oder doch?

An Neuigkeiten brachte das Schauspiel „Traumulus“ von Arno Holz und Osk. Jerschke, in dem Osk. Borcherdt den Direktor Niemeyer vorzüglich darstellt. Alsdann ging „Julius Cäsar“ in prachtvoller Ausstattung und guter Darstellung unter Regie von G. Lenoir mehrere Male über die Bühne des Neuen Theaters. Von Gästen stellte sich zunächst die Duse ein, die im alten Stadttheater die Magda in Sudermanns „Heimat“ und die Monna Vanna und alsdann im Residenztheater die Kameliendame trotz horrender Preise vor ausverkauften Häusern spielte. Das Residenztheater, wo die freigeistigen Stücke nicht mehr recht ziehen wollen, versuchte es mal mit einem tugendsamen Stück, mit „Ueber Nacht“ von Ad. L'Arronge, das dem Publikum auch nicht mundete.

Das dritte Gürzenichkonzert war ein Rich. Straußabend, an dem Steinbach die vielbesprochene Sinfonia domestica erstmalig brachte, in der Strauß sich selbst mit Frau und Kind musikalisch abkonterfeit hat. Als am Schlusse dieses Stückes heftig applaudiert wurde, da sah man — zu aller Erstaunen — Richard II mit seinen langen Beinen den Saal durchschreiten, Steinbach die Hand schütteln und sich gegen das Publikum verneigen. Er kam von Amsterdam und war auf der Rückreise nach Berlin begriffen. Im vierten Gürzenich-Konzert gab es zwei Neuigkeiten: ein größeres Chorwerk „Meine Göttin“ (Ged. v. Goethe) von dem talentvollen Aug. v. Othegraven, dem Sohne des Präsidenten des Kölner Männergesangvereines, das sehr gefiel. Mehr Bewunderung als Verständnis fand die zweite Neuigkeit, eine Konzert-Ouverture „Im Süden“ von Eduard Elgar. Erstlich ist es keine Ouverture, sondern eine breit ausgeführte Tondichtung, in welcher der Komponist das Leben und Treiben, die Landschaft und die Leute von Alassio bei Genua schildert. Man hört da viel schöne und herrlich instrumentierte Musik, ärgert sich aber, weil man nicht weiß, was das alles bedeuten soll. Die Konservatorien werden wohl dazu übergehen müssen, in ihren Lektionsplan einen Kursus einzufügen, in dem den Eleven Vortrag gehalten wird über unverständliche Musik, die zu erklären selbst der Schöpfer derselben den Mut nicht hat.

Im Begriff unseren Bericht zu schließen, erfahren wir, daß die theatralische Direktionsfrage in der Art gelöst ist, daß dem früheren Intendanten der Mannheimer Bühne, Max Martersteig, die Leitung der Vereinigten Stadttheater, vorbehaltlich der Genehmigung durch die Stadtverordneten, übertragen werden soll.

Köln. Hermann Kipper.

Kgl. Hoftheater München. Am Sonntag, den 11. d. Mts. stellten sich in Wagners „Lohengrin“ wieder zwei Gäste auf Engagement vor. Das Auftreten des Herrn Neugebauer vom Stadttheater in Zürich galt dem verwaisten Bassistenfach; sein König Heinrich zeichnete sich durch eine stattliche Erscheinung aus, das Bestreben, die sehr repräsentative Rolle durch persönliche Züge zu beleben, verdient Anerkennung. Leider reichte die Stimme, für die die Rolle etwas zu hoch liegt, bei weitem nicht aus, trotzdem der Künstler mit sichtlicher Körperanstrengung bemüht war, aus dem Vollen zu geben. Eine anständige Durchschnittsleistung war auch die Elsa des Frl. Pfeil-Schneider vom Stadttheater in Basel; die Stimme ist nicht mit hinreichender Sicherheit durchgebildet, flackert und tremoliert. Darstellerisch vermochte die Dame im Verlauf des Abends eine gewisse Wärme der Auffassung zu zeigen, ihre Erscheinung kam der Rolle auf das Günstigste entgegen. Zu einer Berufung können die beiden Leistungen kaum führen.

Weingartners Orestes ging in dieser Woche nochmals mit Frl. Huhn als Klytaimnestra und Frl. Morena als Kassandra in Szene. Beide Damen übertrafen sich selbst in ihren den echten Geist antiker Tragik atmenden Charakteristiken. Es ist tief bedauerlich, daß man sie erst auftreten ließ, nachdem das Interesse für das Werk ziemlich geschwunden ist; die Musik verliert sich bei öfterem Anhören immer mehr ins Kleinlich-Liebenswürdige. Die Vorstellung erbrachte auch im allgemeinen — von den Leistungen der beiden Genannten abgesehen — wenig Lichtvolles, für die Rolle des Aigisthos mußte sogar eine Anleihe beim Schauspielpersonal gemacht werden.

Die Konzertwoche. In unseren Konzertsälen macht sich das Herannahen des Weihnachtsfestes bemerkbar; die Zahl der Musikabende ebbt in auffallender Weise ab. Die letzte Woche bot wohl das Interessanteste in einem Kompositionsabend des fleißigen Max Reger. Mit dem Vortrag des neuen Variationenwerkes über ein Thema von Bach mit Fuge — letztere wohl eine der tiefgründigsten Emanationen in dieser Form seit Beethovens letzten Sonaten — stellte sich Professor Schmid-Lindner geistig, technisch und hinsichtlich seiner idealen Anschauungsweise in die vorderste Reihe unserer modernen Pianisten. Diesem Werke gegenüber vermochte eine Trioserenade nicht mehr aufzu-

kommen. Die Cellosonate op. 78 ist in ihren helleren Partien von romantischer Schönheit. Auch hier bedeutet ein Variationensatz den Höhepunkt.

Das sechste Kaimkonzert war Beethoven gewidmet; man weiß, was das bei Weingartner bedeutet: in diesem Falle gehen bei ihm immer Herz und Geist Hand in Hand; so wurde die Eroica tatsächlich zu einem der mächtigsten Eindrücke seiner bisherigen Saison. Stavenhagen spielte erfreulicherweise einmal das C moll-Konzert; die Ausführung desselben war so preisenswert wie die Tat selbst.

Das Konzert, das Frl. von Gabain mit Beiziehung des Kaimorchesters gab, ließ die Künstlerin als eine jedenfalls technisch durchgebildete, denkende und empfindende Pianistin erkennen, die nur leider zum Opfer der so mißbräuchlich angewendeten Auswendigspielerei wurde.

Johanna Dietz endlich fand mit ihrem intimen Corneliusabend großen Erfolg. Der romantische Ueberschwang des Dichterkomponisten kommt ihrer idealistischen, feinen und schwungvollen Vortragsweise so entgegen, daß sie tatsächlich das Beste ihrer Kunst geben konnte.

Das dritte Konzert des kleinen Geigers Mischa Elman, dem übrigens noch ein Abschiedskonzert folgen wird, erfreute sich nicht eines starken Besuchs. Der kleine vielgeplagte Virtuose wußte, wie uns mitgeteilt wird, seine Zuhörerschaft besonders mit Bachs Chiaconna zur Bewunderung hinzureißen.

Anton Bruckner hat in dem heimischen Musikschriftsteller Rudolf Louis seinen ersten Biographen gefunden und das Buch kommt gerade noch rechtzeitig, um den Weihnachtstisch des Musikfreundes zu zieren. Vom Verlag (Georg Müller in München) splendid ausgestattet, reiht sich das Werk den früheren Schriften des Verfassers über Liszt und Berlioz (Breitkopf und Härtel) würdig an. Der Verfasser schildert den größten Symphoniker und Kirchenkomponisten unserer Zeit zuvörderst in seinen so seltenen und fesselnden menschlichen Eigenschaften, und hieraus erwächst dann die richtige Erkenntnis seiner künstlerischen Individualität und Bedeutung. Die biographische Darstellung, die vielfach auf eigener Forschung Louis' beruht, ist mit der dem Verfasser eigenen geistvollen Lebendigkeit geschrieben, die dem Buche allen Anschein trockener Gelehrsamkeit nimmt und ihm schon kraft seiner Darstellungskunst volles Interesse sichert. Wie der Verfasser selbst erzählt, hat sich um das Entstehen des wertvollen Werkes der Hochw. Chorherr und Stiftsorganist Franz Müller zu St. Florian in Linz besondere Dienste erworben.

Verschiedenes. Ein Komitee, dessen Präsident Saint-Saëns ist, beabsichtigt in Paris, wo bereits Shakespeare und Dante ihre Statuen haben, ein Denkmal für Beethoven zu errichten. Von deutschen Musikern schlossen sich Richard Strauß, Felix Weingartner und Siegfried Wagner dieser Idee als Förderer an. Ausgeführt soll das Monument vom Bildhauer José de Charmoy werden, welcher den Meister als Halbgott auf einer Kuppel thronend, von geflügelten Gestalten getragen, darstellt. Man will bei der Einweihung dieses Kunstwerks durch Aufführungen einiger seiner Meisterwerke dem Genius Beethovens huldigen.

In Newyork soll das Interesse, das für Parsival dank der kolossalen Reklame und dem Widerstand Frau Cosima Wagners geweckt war, fast völlig erloschen sein. Die zwei ersten Aufführungen wären schon recht schwach besucht gewesen.

Ein Richard-Wagner-Theater will der Impresario Max Burg Wien schenken, welches im großen Stil, ganz nach Bayreuther Muster und mit deutschem Kapital erbaut werden soll. — In Paris beabsichtigt man ein Volkstheater nach dem Modell unseres Prinz-Regenten-Theaters zu errichten.

Heiße Liebe betitelt sich eine neue Oper von August Enna, deren Uraufführung in Weimar stattfand. Ueber die Musik schreibt man: Das an sich wenig anziehende musikalische Thema ist sehr eingehend und weitläufig behandelt, schließt sich aber der Handlung exakt an. Bei aller nicht zu verkennender Sorgfalt der Instrumentierung ist kaum ein erwärmender oder wenigstens warm berührender Ton zu finden.

„Die Maienkönigin", der reizende Einakter, uns Münchnern durch Stavenhagens Wiedergabe noch in guter Erinnerung, soll nicht eine Komposition Glucks sein. In Brüssel fand sich in der Konservatoriumsbibliothek das Originaltextbuch, woraus sich ergibt, daß Gluck dieses Werk als Kapellmeister in Schönbrunn für eine Vorstellung vor der kaiserlichen Familie instrumentiert und eingerichtet, aber nicht selbst komponiert hat. Die Musik dürfte aus französischen Gesängen und Volksliedern zusammengestellt sein. — Die tausendste Aufführung von Bizet's „Carmen" wird demnächst in der Opera Comique festlich begangen werden. Am 3. März 1875 fand die Première statt und man schien nicht viel von dem Werk zu halten, man „wollte ihr ein langes Leben nicht prognostizieren". Auch Hanslick äußerte sich kühl in der „Neuen Freien Presse" und wunderte sich über die damalige Repertoirezusammenstellung der komischen Oper, wo man „Carmen" abwechselnd mit Verdis Requiem gab.

Ein neues Drama von Gerhart Hauptmann, das bereits vor acht Jahren entstanden ist, bringt die „Neue Rundschau" in ihrem Januarheft zum erstenmal in Druck. Elga heißt es, und der Stoff ist Grillparzers „Das Kloster von Sendomir" entnommen. — Von Raoul Auernheimer fand das dreiaktige Lustspiel „Die große Leidenschaft" im Volkstheater in Wien seine Erstaufführung. — „Freiheit", drei Einakter von Friedrich Adler, haben in Prag ihre Première erlebt. Der Grundgedanke, daß es keine Freiheit des Willens gibt, da alle Handlungen des Menschen nur der Ausfluß der ihn umgebenden Verhältnisse sind, wäre in allen drei Stücken nicht recht überzeugend. — Ein neues Bismarck-Schauspiel haben die Herren von Poschinger und Fritz Schick, betitelt „Bei Fürst Bismarck", vollendet.

München. Hermann Teibler.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Dreiklang. Ein Buch Gedichte. Von Rudolf Presber, Stuttgart, Cotta.

Im Tirol drinn'. Von Sebastian Rieger. Zweite Auflage. Geb. Brixen, Preßvereins-Buchhandlung. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Aus den Tiroler Bergen. Von Sebastian Rieger. Zweite Auflage. Geb. Von Beiermichl (Seb. Rieger). Brixen, Preßvereins-Buchhandlung. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Keiters Kath. Literaturkalender 1905. Herausgegeben von Carl Hecker. Essen, Fredebeul & Koenen. Geb. Mk. 3.50.

Franz Eichert. Ein Sänger der christlichen Freiheit. Von Karl Kohler. Ravensburg, Alber. Mk. —.80.

Münchener Stadtbüchlein. Von Franz Trautmann. München. F. X. Seitz. Kart. Mk. —.80

In verlorenen Augenblicken. Von Joh. Mayrhofer, S. J. Heiligenstadt, Cordier.

Münchener Fliegende Blätter-Kalender 1905. München, Braun & Schneider. Mk. 1.—

Aus der guten alten Zeit. München, Braun & Schneider.

Willst du lachen? München, Braun & Schneider.

Gottfried, der Student. Ein moralisches akademisches Epos von Emanuel Bimstein. Vierte Auflage. Heiligenstadt, Cordier.

Tage und Nächte. Von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart, Strecker & Schröder. Geb.

Eduard Mörike. Von Walther Eggert-Windegg. Geb. Stuttgart, Max Kielmann.

Der Mutter Vermächtniß. Von Johannes Mayrhofer, S. J. Heiligenstadt, Cordier.

Theorie des Romans und der Erzählkunst. Von Heinrich Keiter. Zweite Auflage. Essen, Fredebeul & Koenen. Mk. 2.40.

Was im Venn geschah. Erzählungen aus der Eifel und der Wallonie. Von Nanny Lambrecht (Alca Ruth). Essen, Fredebeul & Koenen.

Im Kampf des Lebens. Geb. Mk. 5.—. Paderborn, Esser.

Leuchtende Sterne. Von Grison. Geb. Dülmen, Horstmann.

Ueber den Nordpol hinaus. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Von Ernst Neumann. Reutlingen, Enßlin & Laiblin.

Das goldene Märchenbuch. Herausgegeben von M. Pichler. Geb. Reutlingen, Enßlin & Laiblin.

Von Hamburg zum Nordkap und nach Spitzbergen. Eine Nordlandfahrt an Bord der „Prinzessin Viktoria Luise". Von Wilhelm Frank. Mk. 1.—. Leipzig, Woerl.

Liebeskämpfe. Dichtung in der Dreizehnlindenstrophe. Von Baldur von Wallen. Geb. Salzburg, Zaunriethsche Buchdruckerei.

Schuler, Sklavenjäger. Geb. Mk. 2.—. Würzburg, Goebel & Scherer.

Feierglocken. Von Kordula Peregrina. Zweite Auflage. Würzburg. Goebel & Scherer.

Rundschreiben unseres Hl. Vaters des Papstes Pius X. über das Jubiläum von 1904, übersetzt von Dr. Heinrich Kihn. Würzburg, Goebel & Scherer.

Die Feier der Grundsteinlegung einer Kirche. Von Karl Schwabel. Würzburg, Goebel und Scherer.

Die Feier des hl. Weihnachtfestes. Geb. Würzburg, Goebel & Scherer.

Gold. Trostbüchlein für Leidende und Bedrängte. Von G. Jos. Barthelme. Zweite Aufl. Geb. Würzburg, Goebel & Scherer.

Ut mine Stromtid. Von Fritz Reuter. Hochdeutsche Ausgabe von O. Heidmüller, Wismar. Hinstorff. Geb. Mk. 5.—. Diese Reuters Eigenart geschickt und verständnisvoll hütende Uebersetzung bezweckt die nicht plattdeutschen Stämme mit dem bekanntesten Werk des großen Humoristen vertraut zu machen. Der hochdeutsche Text hebt die plattdeutschen Dialoge noch lebendiger hervor und führt in die Situationen derart ein, daß auch der hochdeutsche Leser die plattdeutschen Reden versteht.

Erlebnisse eines Uebermenschen (1830—1870). Gesammelt und veröffentlicht von J. Bartoli S. J. Aus dem Italienischen von Frz. Jos. Thoma. Ein in Italien großes Aufsehen bei seinem Erscheinen erregender Roman, der die Geringwertigkeit neuitalienischer Größen sehr klar beweist.

Kreuz und quer über Land und Meer. Von M. Gerhauser. Zweite Auflage. München, Franz X. Seitz. Ein anziehendes Buch, gewürzt von kerngesundem Humor, eine Menge tiefer Gedanken in sich bergend. Das Werk des Münchener Pfarrherrn von Hl. Geist verdient weiteste Verbreitung.

Herders Konversationslexikon, Heft 70/74 à Mk. —.50. Freiburg, Herder.

Kleine Jubiläumsausgabe zur Ehrung der unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Von Mathilde Sandholz. München, Selbstverlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hermann Kitz in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide [redacted]

Inhalts-Verzeichnis.

I. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

II. Kirchenpolitisches und Konfessionelles.

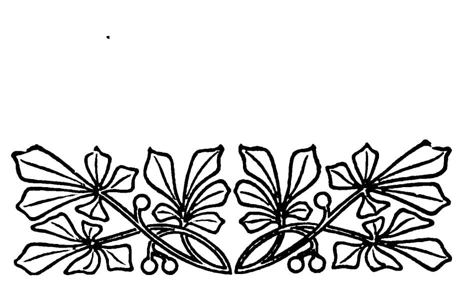
III. Allgemeine Kulturfragen, Kunst u. Wissenschaft, Literatur.

IV. Feuilletonistische Skizzen, Reisebilder u. dgl.

V. Poesie.

VI. Bühnen- und Musikschau.

VII. Kleine Rundschau.




32101 064299173

